Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Jahrgang 1918

Leipzig
Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G.m.b.H.

Digitized by Google

Digitized by Google

053
GA
1918

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Beitrag illustriert ist.

Gedichte.

Bauer, Hans: Erkenntnis 48
— Gräber in der Champagne . . . 120
*— Im Boot 527
von Berlepsch, Karl: Lettow und seine Schützen 419
*— Der Feldmarschall 505
*Brauer, Helene: Mädchenlied im Frühling 279
— Dein Leid 557
Bruch, Margarete: Zum neuen Jahr 1918 1
— Ostern 165
— In der Bucht 381
*Fleischhauer, Fritz: Souveraine Wetterkunde 251
Hamel, Ilse: Abendrot in den Alpen 123
*— Schweres Warten 439
Heidsiek, Hans: Trost 497
*Kopp, Cornelia: Pfingstgebet . . 259
Leipziger, Leo: Deutschlands Rettern 283
*Lennemann, Wilhelm: Landsknechts Abschied 301
*— Reise im Sommer 371
— Auf den Äckern meines Lebens . . 605
*Nonne, Else: Der große Vogel . . 179
Ruseler, Georg: Wahre Größe . . . 200
Schewe, Karl: Dein Los 565
Sohn, Elisabeth: Der Trommel Werberuf 531
*Spangenberg, Irmgard: Sonnenlied 339
Steinmüller, P.: Schneeflocken . . . 24
*— Das Lied im Graben 227
Terviel, Erika: Winter 68
*— In stiller Nacht 344
Tiebel, Käte: Am Abend 238
Volker, Reinhard: Empor 148
Weiß v. Ruckteschell, Alice: Segnender Traum 106
von Weltzien, Anna: Dennoch . . . 27
— Spruch 66
— Die Witwe 316
— Wanderspruch 599
Wille, Hansjürgen: Weihnacht . . . 637
Wunderlich, Bruno: Nachts 325
— Franz: Sterben 401

Romane und Novellen.

von Baudissin, Eva Gräfin: Die große Woge 257, 269, 281, 293, 305, 317, 331, 343, 357, 369, 381, 393, 405, 417, 429, 441, 455, 475, 490, 502, 514
von Berlepsch: Wallenstein . . 326, 340
Bud, Elsa Maria: Aus Schicksalstagen 277
Fischer, Marthe Renate: „Wir ziehen unsere Lebensstraße" 467, 481, 493, 505, 518, 529, 541, 554, 565, 577, 589, 601, 613, 625 637, 649
Gubalke, Lotte: Ein Ring, der zu weit geworden 158
von Harbou, Thea: Das indische Grabmal 1, 13, 27, 41, 55, 67, 81, 95, 109, 123, 137, 151, 166, 178, 189, 203, 217, 231, 243, 267
Hauser, Otto: Die Bürger von Nösen 351, 365, 376, 389, 401, 413, 424, 437, 450, 463
Herzog, Rudolf: Die Frühlingsmädchen 173, 185, 198, 211, 226, 240, 250
Kaulbach, Wilhelm Josef: Die Märchenbrüder . . . 289, 301, 313
Kohlhaas, Michael: Was ein Wartbote ist 525
Merand, Friedrich: Als englischer Missionar von China in die Heimat 9, 21, 35, 49, 63, 74, 90, 103, 117, 131, 145, 159
Papendick, Gertrud: Feierabend 538, 546, 562, 574
Schneider, K. M.: Im Lazarett . . 661
Schnitzer, Manuel: Gnädiges Fräulein 586, 598, 609

Biographien und Charakteristiken.

*Ein gefallener Fliegerheld 466
Goethes Lyrik als Bekenntnis. Von Prof. Dr. Gerhard Budde 622
*Hans Herrmann. Von Willy Pastor 297
*Bildhauer Rudolf Kaesbach. Von Maximilian Rapsilber 261
Stefan Kirmayer, der Flieger. Von Rittmeister Georg Freiherrn von Ompteda 355, 453
*Lettow-Vorbeck. Von Dr. Paul Leutwein 224
*Carl Peters zum Gedächtnis. Von Dr. Paul Leutwein 521
*Schleiermacher als Patriot. Von Christian Boeck 593
*Wilhelm II., König von Württemberg. Von Harold Hugo Werner . 113

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze. Zeitgeschichtliches.

*Im Tal der Altmühl. Von Fritz Mielert 459
*Thronwechsel in Anhalt 528
*Der Wechsel im Auswärtigen Amt . 416
*Die Beisetzung der November-Gefallenen in Berlin 636
Die Börse. Von Kommerzienrat A. Moser 498
*Das Schloß zu Bruchsal und seine Geschichte. Von Otto Ernst Sutter 207
Das deutsche Bürgertum und die Republik. Von Franz Wugk 558
*Deutschlands neue parlamentarische Regierung 552
*Deutschlands neue Volksregierung: Die Mitglieder des Rates der Volksbeauftragten 624
Erziehung zum Deutschtum. Von H. Wega 570
Von baltischen Dichtern. Von Hedwig von Puttkamer 634
Die Verbilligung des Eigenheims. Von Paul Hundt 315
Die Reichszugehörigkeit Elsaß-Lothringens. Von Wilhelm F. Brand . . 134
England, Rußland und die Murmanküste. Von Dr. C. Mühling . . . 435
*Der Gewinn der Entente 504
*Deutsche Erker. Von Adolf von Muralt 30
*Faserstoffe. Von Emma Stropp . . 193
*Unsere Feldluftschiffer. Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt . . . 559
*Berliner Ferienspielplätze. Von Emma Stropp 361
*Fernsprechleitungen im Felde . . 17
Die finnische Frau im öffentlichen Leben. Von Karl Witte 213
Finnlands Wirtschaftsleben. Von Heinz Manthe-Boppard 135
*Die flamische Sprache und die Universität Gent. Von Bodo Wildberg 473
*Die Fleischversorgung des Heeres . 452
*Flieger über Berlin. Von Leutnant F. Bergner 397
*Die Flüchtlingslager von Orscha an der russisch-deutschen Austauschlinie 588
*Unsere Flugabwehrwaffe 540
Frieden im Osten und die Diplomatie einst und jetzt. Von Dr. Frhrn. v. Mackay 239
*Die Heimkehr unserer Fronttruppen 660
*Gefangenen-Austausch 440
*Und Gibraltar? Von Max Rentwich 274
*Schöne Giebel. Von Fritz Mielert 347
Unsere Grenzsicherungen im Osten . . 288
Der Kampf um Guemappe am 11. April 1917. Von Hauptmann Karl Engelhardt . . 229, 255, 329
Der Heilige von Echternach und die Springprozession. Von Marg. Bruch 264
*Helgoland im Kriege 600
*Die Hohenstaufenpfalz zu Wimpfen. Von Max Rentwich 535
Hopfen und Hopfenzigaretten. Von Dr. J. Stanjek 8
*Vom Kaukasus. Von Franz Menke 571
*Das Kinderbildnis in Plastik und Malerei der Berliner Königl. Porzellan-Manufaktur. Von G. Lenz . 161
Die Kolonialkriegerspende 415
Krieg und Luxus. Von Victor Ottmann 77

619093
Digitized by Google

Seite

Welche Kriegsgewohnheiten übernehmen wir in den Frieden? Von Victor Ottmann 557
*Bei unseren Kriegshunden. Von Hauptmann Heil 335
*Vom westlichen Kriegsschauplatz 380, 392, 428
*Von den Kriegsschauplätzen . . . 478
*Die Kunstdenkmäler Walloniens. Von Hugo Stobitzer 321
Zum 60. Geburtstag unserer Landesmutter. Von Agnes Harder . . . 545
*Litauen — Land und Leute. Von Otto Bloom 115
Ludendorff-Spende 1918 283
*Aus der Lüneburger Heide 522
*Neue Männer auf wichtigen Posten 564
*Unsere Marmelade. Von Emma Stropp 607
Marmor oder Gips. Von Prof. Dr. Gerhard Budde 105, 228
*Der Vorstoß an die Marne . . . 368
*Ein Blick auf Marokko. Von Victor Ottmann 511
*Minenwerfer. Von H. Riken . . . 59
Moorbrand. Von Wilhelm Hochgreve 300
*Musik im Felde. Von Walter Tiedemann 309
*Natureis. Von G. S. Urff 5
Ostern in der Natur. Von C. Schenkling 176
*Die Neugestaltung Osteuropas . . . 121
Ostseeprovinzen und russischer Frieden. Von Dr. Paul Leutwein 196
Panzerwagen. Von Hauptmann Heil 581
*Ein Gang durchs Pferdelazarett . . 235
*Prignitzer Dorfkirchen. Von Dr. A. Hellhoff 433
Elektrische Raumheizung. Von K. C. Blümchen 79
Der Zweikaiser-Reichsbund. Von Dr. Frhr. v. Mackay 327
*Die deutsche Revolution. Von Dr. C. Mühling 619
*Aus der Geschichte des Rhein-Main-Donau-Kanals. Von Dipl.-Ing. Otto Ernst Sutter 85
*Die russische Riviera. Von Viktor Ottmann 655
Das neue Rußland. Von Dr. Frhrn. v. Mackay 89
*Schneeschuhfahrten in den Schlierseer Bergen. Von Jos. Jul. Schätz . . 71
Zur Frage der Schriftentwicklung. Von Franz Gully 39
Die Not der Höheren Schule. Von Prof. Dr. Gerhard Budde 341
*Schützengräben, die das Eis zermalmt. Von Emil Herold . . . 215
Selbstvertrauen und Zuversicht. Von Prof. Dr. Rudolf Eucken 273
Aus der Geschichte der Senussi. Von Johannes W. Harnisch 550
Spinnrad und Webstuhl. Von Zoe von Reuß 379
*Die Spottzeichnung als politisches Kampfmittel Englands vor 100 Jahren. Von Dr. Georg Malkowsky . 373
*Von altdeutscher Städtewehr. Von Fritz Mielert 99
Steuern einst und jetzt. Von Dr. Johannes Kleinpaul 337
*Berühmte Tafelservice der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur. Von G. Lenz 45
Ein Thüringer Pfarrhaus vor siebzig Jahren. Von Dr. Otto Rückert 149, 163
*Alte und neue Tierplastik der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur. Von Dr. Georg Lenz 583
*Trinkwasserversorgung im Hochgebirgskrieg 576
Die Türkei als Weltmarkt. Von Franz Carl Endres 448
*An der Untermosel. Von Louise Schulze-Brück 385
*Die Völker und ihre Arbeit. Von Prof. Dr. Otto Gramzow 462

Seite

Des deutschen Volkes Silberschatz. Von Dr. Joh. Kleinpaul 93
*Allerlei Volksmusik. Von Fritz Mielert 487
Über litauische Volkspoesie. Von Dr. Trunzer 510
Wahrsagerei und Politik. Von Dr. Kl. Löffler 182
Altheidnische Überreste in unseren Weihnachtsbräuchen. Von Dr. R. Hennig 646
*Weihnachtskrippen. Von Fritz Mielert 643
*Weinlese am Rhein. Von Louise Schulze-Brück 499
Eine neue Welt im Werden. Von Dr. Frhrn. v. Mackay 161
Weltkriegswende. Von Dr. Frhrn. v. Mackay 20
Die Bedeutung des Wetters im Kriege. Von Dr. R. Hennig 65
Wir können — wir wollen — wir müssen! Von Liborius Gerstenberger, M. d. R. 197
Das Gespenst des Wirtschaftskrieges. Von Heinz Manthe 388
*Wirtsschilder. Von Fritz Mielert . . 155
S. M. S. „Wolf". Vom Kommandanten Fregattenkapitän Nerger . 266
*Zeitchronik 404
*Das Zobtengebirge. Von Georg Hallama 246

Naturwissenschaftliches.

*Die Brieftaube. Von Hauptmann Engelhardt 285
Charakterbilder aus der deutschen Tierwelt: Das Eichhörnchen. Von Julius R. Haarhaus 25
*— Die Stock- oder Märzente . . . 107
*— Der Flunder 479
*Fallschirmkünstler der Tierwelt. Von Dr. Bergner 445
Fischereiwirtschaft. Von Dr. Paul Boetticher 144
Heimische Gewürze. Von Paul Hundt 130
Die Bedeutung der Kaninchenzucht für unsere Ledererzeugung. Von Max Thielemann 201
*Kartoffelsaat. Von G. S. Urff . . 221
*Am Kiebitznest. Von Eugen Lutz . 183
Von der Kirsche. Von C. Schenkling 354
*Junges Leben im Bauernhofe. Von G. S. Urff 421
*Orchideen. Von Otto Ernst Sutter 141
*Semperviven. Von G. S. Urff . . 631
Vom Vogelsang. Von Philipp Stauf 253
Waldkönigs Hochzeit. Von Dr. Ludwig Staby 534

Gesundheitspflege.

Malaria oder Wechselfieber. Von Dr. med. Hermann Stres . . 312

Vermischtes.

*Aus Nord-Anatolien. Von A. Kuberka 409
Hohenzollernscher Bauernschutz. Von Dr. Paul Boetticher 412
Sinnbildliche Besitzübertragung und Besitzergreifung. Von Reinhold Grasgreiner 458
*Vom Brief. Von Hans Ostwald . 127
Cella pauperis. Von Emmy Hancke 34
Eine in Vergessenheit geratene deutsche Delikatesse. Von Max Thielemann 400
*Die Flucht vor den Freunden . . 612
Das Heiratsalter. Von Alfred Moeglich 37
Feurige Himmelstränen. Von Hans Mühlhausen 52
Die „Monroe-Doktrin" in Theorie und Praxis. Von Heinz Manthe-Boppard 472

Seite

Vom Herzen unseres Reichsschmiedes, Von Heinz Manthe-Boppard . . 184
Das Fremde in unserer Sprache. Von Dr. Wilhelm Sander 364
Das Geheimnis der „Neuen Sterne" 427
*Der Garten der Verklärten. Von Ida Boy-Ed 595
Weihnachtsgaben fürs deutsche Haus. Von F. Hüls 606

Abbildungen.

Abend im Inntal. Gem. v. Adolf Schlabitz 425
Affenspiel. Gem. v. Theodor Breidwiser 393
Die Albrechtsburg in Meißen. Rad. v. Martin Schöne 331
Alpdrücken. Zeichn. v. Richard Müller 563
Am alpinen Steig bei Regensburg . 503
Andächtige vor einer Kirche in Bukarest während eines nächtlichen Gottesdienstes zur Osterzeit. Zeichn. v. Kurd Albrecht 175
Der Augenzeuge. Zeichn. v. Robert Kämmerer 591
Alte Bäuerin. Zeichn. v. Richard Müller 253
König Ludwig III. und Königin Marie Therese von Bayern . . . 83
Kronprinz Rupprecht von Bayern und seine Braut Prinzessin Antonie von Luxemburg und Nassau . . . 492
Befehlsempfänger-Motorboote und Transportfahrzeuge auf dem Aisne-Kanal. Zeichn. v. Kurd Albrecht . 395
Die Besatzung eines kampfunfähigen feindlichen Tanks wird überwältigt. Zeichn. v. Kurd Albrecht 555
In der Bibliothek. Gem. v. Carl Seiler 567
Blick ins Tal. Gem. v. Karl Wagner . 615
Der Brief. Gem. v. Friedrich Kallmorgen 111
Briefschreibender Offizier. Gem. v. Gerard Ter Borch 129
Am Brunnenplatz in Trigny bei Fismes (Champagne) 404
Damenbildnis. Gem. v. August Hoffmann v. Westenhof 587
Damenbildnis. Gem. v. Emil W. Herz 659
Dämmerung. Gem. v. Carl Kappstein 483
Deutsche Truppenabteilung am Lago Morto auf dem Wege zur Piavefront 23
Deutsche Soldaten und französische Landbewohner bei der Heuernte im besetzten Nordfrankreich 466
Dorfpolitiker. Gem. v. Hans Best . 407
Der Dorfschuster. Gem. v. Hans Best 543
Am Dorfteich 467
Duett. Scherenschnitt von Marie Marg. Behrens 243
Zwischen den Stellungen von Dünaburg. Ankunft heimkehrender russischer Emigranten an der neutralen Zone 105
Ein Ehekontrakt. Gem. v. Salvatore Barbudo 181
Die Eifersüchtige. Rad. v. Martin Hönemann 219
Eisiger Tag 641
Indischer Elefant. Zeichn. v. Richard Müller 437
Entschlummert. Gem. v. Eduard Grützner 191
Erbeutetes französisches 28,5-Zentimeter-Eisenbahngeschütz bei Château-Thierry 416
Reiche Ernte. Gem. v. Rich. B. Adam 359
Eroberte englische Batteriestellung mit Munitionslager im Homonwald . 255
Im Eßzimmer. Gem. v. Robert E. Stübner 507
Stolze Familie 601
Idyll in Feindesland. Zeichn. v. Kurd Albrecht 495

Digitized by Google

Seite

Junger Faun. Skulptur v. Karl May 625
Auf dem Feldweg. Gem. v. Willy Brandes 519
Am Fenster 517
Die abgeschlossenen Kämpfe in Finnland: Deutsche Truppen im Gefecht mit Roten Gardisten 329
Aus dem malerischen Finnland: Die Imatra-Stromschnellen 635
Fischerdorf an der Havel. Gem. von Max Fritz 549
Bei einer deutschen Batterie in Flandern. Ein Geschütz wird gedreht 93
Die Flucht vor den Freunden. 3 Phot. 612
Im Flughafen 256
Abgeschossenes feindliches Flugzeug 453
Am Flugzeugabwehrgeschütz zwischen Laon und Soissons 540
Friedlich vereint 281
Frühlingseinzugsfeier der Kinder eines pfälzischen Dorfes 163
Frühling am Alpensee 231
Fürbitte. Gem. v. Ferdinand Leeke 167
Gefangenen-Austausch. 3 Phot. 440
Alter Geiger. Gem. v. Richard Hoelscher 185
Ein junges Genie. Zeichn. v. Richard Müller 651
Ein schlechtes Geschäft. Zeichn. von Martin Hönemann 289
Fröhliche Gesellschaft. Gem. v. Bruno Flashar 333
Heraufziehendes Gewitter. Gem. v. Alfred Weczerzick 245
Gobelinstickerinnen. Gem. v. Johann Hamza 97
Granitblöcke. Gem. v. Luise Thiersch-Patzki 367
Ein Granattrichter als Badebecken 305
Des Großkampftages Ende: Zerschossene englische Tanks vor den deutschen Stellungen. Zeichn. von Kurd Albrecht 43
Bei der Großmutter. Gem. v. Hans Best 603
Hamsterfang 477
Deutscher Handelsschiffbau im Kriege 164
Thea von Harbou 3
Hausquartett. Gem. v. Fritz August von Kaulbach 627
Heimkehr von der Maisernte. Gem. v. Hugo Poll 443
Heimkehr von der Christmesse. Zeichn. v. Fritz Bergen 639
Die Heimkehr unserer Fronttruppen. 3 Phot. 660
Professor Hans Herrmann 296
Der Hetman der Ukraine, General Skoropadski zu Besuch bei Generalfeldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff 540
Hirschbrunft. Gem. v. Albert Singer 533
Wenn der Holder blüht 303
Jung-Holland auf dem Eise 81
Japan Chin. Gem. v. Emil W. Herz 611
Brustbild eines jüdischen Philosophen. Gem. v. Rembrandt 241
Der Kaiser begrüßt eine Abordnung von Einwohnern Siebenbürgens 35
Die Feier des 30jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers im Großen Hauptquartier 369
Der Kaiser im Gespräch mit Konteradmiral von Hintze 416
Vom Besuch des Kaisers in der Kruppschen Gußstahlfabrik 529
Kampfflieger Oberleutnant Kirmaier 355
Kampfflieger Oberleutnant Löwenhardt † 466
Kanal in Vlissingen. Gem. v. Hans Herrmann 295
Kavalier-Ersatz 357
Kinderfigur. Skulptur v. Rud. Kaesbach 257
Rückkehr vom Kirchgang in Volendam (Holland) 187
Vor dem Kirchgang. Gem. v. Walter Firle 345
Kirchentreppe 441

Seite

Auf der Klosterkegelbahn. Gem. v. Heinrich Schlitt 383
Altes hanseatisches Kontor. Gem. v. Wilhelm Claudius 153
Ein Korpsbrückentrain 54
Deutsche Krankenschwestern verständigen sich durch Zeichensprache auf dem Topfmarkt von Marmaros-Sziget 56
Kriegsjunge. Skulptur v. C. Brasch 67
Vom westlichen Kriegsschauplatz 380
Vom westlichen Kriegsschauplatz. 3 Phot. 392
Vom westlichen Kriegsschauplatz 3 Phot. 428
Planmäßige Rückverlegung einer Artilleriewerkstatt auf dem westlichen Kriegsschauplatz 564
Kritik. Gem. v. T. E. Mostyn 119
Im Landstädtchen. Gem. v. Georg Macco 579
Deutscher Landwirtschaftsbetrieb in Frankreich: Wirtschaftshof einer nordfranzösischen Ferme. Zeichn. v. Kurd Albrecht 139
Die schöne Leserin. Gem. v. Jean Etienne Liotard 125
Generalmajor v. Lettow-Vorbeck 255
Letzter Liebesdienst 589
Das Lieblingsplätzchen. Gem. v Wilhelm Schwar 377
Unter den Linden in Berlin beim Einzug der Besatzung des Hilfskreuzers „Wolf" 205
Mädchen am Ufer. Gem. v. Karl Zewy 315
Mann mit Pelzmütze. Gem. v. Hans Herrmann 293
Männlicher Studienkopf 427
Maschinengewehrtransport zur vordersten Stellung 404
Die Mausefalle. Zeichn. v. Richard Müller 199
Adolf Friedrich VI., Großherzog von Mecklenburg-Strelitz † 149
Sultan Mehmed VI. der neue Kaiser der Osmanen 404
Graf Wilhelm v. Mirbach-Harff, der in Moskau ermordete deutsche Gesandte 404
Molkereihof im Bezirk einer deutschen Etappenkommandantur 528
Mönchsguterin. Gem. v. Rich. Nitsch 491
Mondscheinflug 54
Morgenstimmung im Walde. Gem. v. Luise Thiersch-Patzki 509
Nur eine Mutter weiß allein . . ." Gem. v. Gabriel von Max 57
Mutterfreuden im Etappenstall 203
Beim Nachtisch. Gem. v. A. J. Franke 11
Beim Nachtisch. Gem. v. Claus Meyer 465
Fregattenkapitän Nerger 150
Niederbayerische Landstraße im Schnee 137
Die Beisetzung der November-Gefallenen in Berlin 636
Partie aus dem Okertal im Harz 602
Aus dem besetzten Gebiet im Osten: Deutsche Soldaten mit Schneepflug 95
Kronprinz Franz Josef Otto und Erzherzogin Adelheid von Österreich 13
Österreichisch-ungarische 30,5-Zentimeter-Mörser in den Pustertaler Alpen 365
Dr. Carl Peters † 521
Pferde in der Sandgrube. Gem. v. E. Hegenbarth 15
Pferdezucht an der Front 455
Pfingstsonntag. Zchg. v. Kurd Albrecht 265
Pflugziehende Frauen. Gem. v. Fr. Klein-Chevalier 431
Pioniere beim Überbrücken eines Minentrichters in der Gegend zwischen St. Quentin und Ham 255
Der Prinz. Gem. v. Franz Müller-Münster 29
Querpfeifer. Gem. v. Rich. Hoelscher 475
Geheime Räte. Zchn v. Richard Müller 391
Deutschlands neue parlamentarische Regierung 552
Reichskanzler Prinz Max von Baden 551

Seite

Von der Reichskonferenz der bundesstaatlichen Regierungsvertreter in Berlin 648
Rohrkrepierer einer 15-Zentimeter-Kanone 136
Die Rudelsburg. Rad. v. Martin Schöne 554
Ruhestündchen im Grünen 469
Am Dorfbrunnen in Rumänien 151
Friede mit Rumänien: Rumänische Flüchtlinge kehren in ihre Heimat zurück 233
Straßenbild aus Rumänien: Um 5 Uhr in der Calea Victoriei zu Bukarest. Zchg. v. Kurd Albrecht 319
Mit Holz beladene Panjefuhrwerke auf einer russischen Landstraße 91
Scheingeschütz zur Verschleierung von Truppenbewegungen hinterlassen 356
Generalleutnant Scheüch 564
Dr. Fr. Schleiermacher 593
Schloßruine im Walde von Les Loges 504
Durch tiefen Schnee. Gem. v. Hans Krause 651
Schule spielen 41
Erster Schulgang 189
Schützengraben. Zur Beobachtung des Gegners am Grabenspiegel. Postenablösung im Schützengraben. Verschütteter Stolleneingang. 3 Zchg. v. Otto Döring 39, 40
Die sieben Schwaben. Gem. v. Heinrich Schlitt 647
Junge Schwälmerin 269
Schwäne 405
Schwere Arbeit. Gem. v. Felix Possart 69
Segler im Mondschein 317
Schwüler Sommertag. Gem. v. Willy Brandes 353
Sommerabend 429
Spielkameraden 109
Sonntagmorgen in der Rheinpfalz 415
Sprengstücke italienischer 42-Zentimeter-Geschosse 454
In Erwartung des Stierkampfs. Gem. v. Ignacis Zuloaga 457
Der Tanz. Skulptur von Rudolf Marcuse 213
Teterower Brunnenfigur. Skulpt. v. Wilh. Wandschneider 417
Thronwechsel in Anhalt. 3 Phot. 528
Vizeadmiral Ritter v. Mann Edler v. Tiechler 564
Treibeis auf der Weichsel bei Graudenz 135
Geh. Justizrat Trimborn 564
Ein Trümmerfeld 504
Trümmerfeld von Chaulnes 504
Bei unseren türkischen Bundesgenossen: Krankenuntersuchung in einem Lazarett 136
Sonntagmorgen im türkischen Viertel in Smyrna 159
Abgeordnete der Ukraine im Gespräch mit deutschen Offizieren vor dem ehemaligen Gouvernementsgebäude in Brest-Litowsk anläßlich der Friedensverhandlungen 53
Ukrainische Bauernhäuser mit Holzzessen 54
Die Mitglieder der ukrainischen Abordnung für die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. 2 Phot. 122
Begräbnis in der Ukraine 133
Das neue Heim der ukrainischen Gesandtschaft am Kronprinzen-Ufer in Berlin 492
Erntefest in der Ukraine 516
Ukrainisches Mädchen 617
Ungarische Rinderherde. Gem. v. Rich. B. Adam 307
Ein U-Boot wird mittels großen Schwimmkrans ins Wasser gesetzt 79
Einkommendes U-Boot in einem flandrischen Hafen 80
In Urgroßmutters Kleid. Gem. v. Julie Wolfthorn 403
Verschneiter Landungssteg 37
Versprengt. Gem. v. Max Jos. Becker 569
Der Vertrag. Gem. v. Wilh. Roegge 449

Digitized by Google

	Seite
Deutschlands neue Volksregierung: Die Mitglieder des Rates der Volksbeauftragten	624
Der Vorstoß an die Marne. 3 Phot.	368
Die Waffenstillstandsverhandlungen in Brest-Litowsk	21
Am Waldbach	481
Auf einer deutschen Wasserflugzeugstation: Marineflugzeug abfahrtbereit	77
Am rauschenden Wehr. Gem. v. Hans Prentzel	291
Weinlese am Rhein	493
Kloster Weltenburg bei Kelheim an der Donau	601
Die alte Werft. Gem. v. Hans Hartig	51
Von der großen Schlacht im Westen: Deutsche Mörserbatterie in gestürmten englischen Stellungen zwischen Arras und Bapaume	229
Am Wiesenbach	341
Wilhelm II. König von Württemberg. 2 Phot.	113, 114
Winter in der Elbniederung	75
Wirtshaus an der Landstraße. Gem. v. P. F. Messerschmitt	271
Wohnstollen in den Abhängen eines Bahneinschnittes auf dem westlichen Kriegsschauplatz	330
Die Besatzung des Hilfskreuzers „Wolf“ in Berlin: Gruppenbild der „Wolf-Mannschaft“	204
Ziegenherde am Abhang. Gem. v. Richard Eschke	327
Zureden hilft	147
Wintertag. Von Kurd Albrecht	20
Turko mit Zigarette. Von Georg Schöbel	74
Althannoveranerin. Von Richard Nitsch	130
Morgen., Von Eugen Oßwald	170
Eine verrittene Patrouille. Von Erich Mattschaß	262
Französische Gefangene in einer französischen Kirche. Von Georg Schöbel	298
In der Schwemme. Von J. W. v. d. Heide	350
Gute Beute. Von Carl Zimmermann	510
Blumenmarkt in Brüssel. Von Max Rabes	398
Mondnacht auf dem Darß bei Prerow. Von Kurd Albrecht	460
Beim Morgenkaffee. Von Willi Maillard	558
Abendstimmung. Von Heinrich Tomec	606
Weihnachtslied. Von Richard Hoelscher	642

Kunstbeilagen.

	Seite
Im Großen Hauptquartier. Von Angelo Jank	1

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

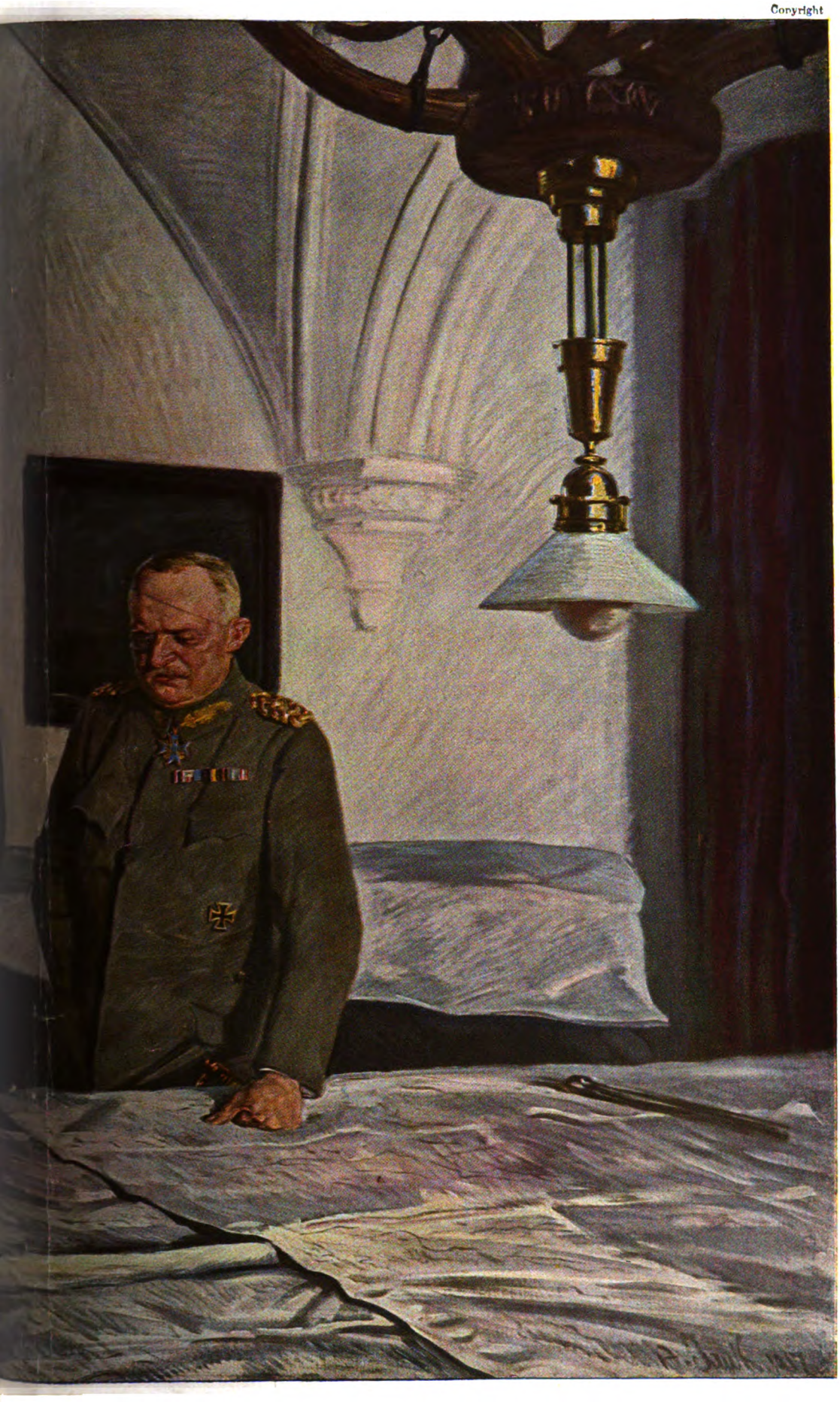
Digitized by Google

Im Großer

Gemälde

Digitized by Google

Copyright



auptquartier.

ngeb Jank.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Nr. 1 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ✱ Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Michael Fürbringer erwachte, als die Uhr im Nebenzimmer zehn schlug.

Er war allein. Auf dem Tisch am Kopfende seines Bettes brannte die Lampe unter einem goldfarbenen Seidentuch und ließ den großen Raum in sehr sanfter Dämmerung. Das Fenster stand halb offen, und der eindringende Windhauch brachte den Duft der blühenden Weiden und der regenfeuchten Erde mit. Das Schlagen der Kirchenuhren, ferner und näher, vermischte und entwirrte sich ernst und anmutig und ließ die folgende Stille vollkommener erscheinen, als sie vordem gewesen war.

Michael Fürbringer lag auf dem Rücken ausgestreckt und spürte in allen Gelenken die wohlige Erschöpftheit nach dem großen Kampf mit dem Tode. Nun war er ausgekämpft. Er lebte. Er fühlte das noch matte, doch zuverlässige Schlagen seiner Pulse mit einer etwas schwermütigen Zärtlichkeit gegen diesen tapferen Rhythmus des Lebens.

Er wußte nicht, wie lange er krank gewesen war. Das Fieber war sein Meister geworden und hatte das Augenblickliche gegenstandslos gemacht. Endlose Wegstrecken hatte er durchwandert, gehetzt und verdurstend, den eigenen Körper schleppend als zu schwere Last. Eine fürchterliche Sonne hatte scheitelrecht über seinem Kopfe gestanden und ihm das Hirn aus dem Schädel gesogen. Hinter dicken, trüben Glaswänden hatte er Menschen gesehen, die sich über ihn beugten, bekannte — unbekannte . . . Das Gesicht des berühmten Arztes, das die Säbelnarben, schlecht geheilt, verzerrten und sein Lächeln zum Grinsen werden ließen; es forschte ihn aus ohne Ergriffenheit, mit der selbstsicheren Neugier der Wissenschaft. Und die Wissenschaft schüttelte den Kopf über einen Aufgegebenen.

Aber die Sehnsucht und der grimmige Wille, von all den noch ungelebten Stunden des Lebens keine zu verlieren, nahmen ihn auf, den großen Ringkampf mit dem Sterben...

Und dann war selbstverständlich auch sie dagewesen, Irene, seine Frau.

Einmal, und es war in der Stunde gewesen, da ihm die Kräfte zu versagen drohten und er sich fallen lassen wollte in grenzenloses Nichts, da hatte sie ihn bei Namen gerufen. Und er hatte ihre Stimme vernommen und war umgekehrt, aus dem Nichts in das Etwas, das Leben heißt. Aber mit ihr zu leben, das war viel. . .

Er wunderte sich, daß sie nicht neben ihm saß. Er war daran gewöhnt, mit dem ersten Blick des Erwachens ihren Augen zu begegnen, die des Wachens niemals müde wurden. Sie fehlte ihm. Vielleicht war sie im Nebenzimmer, dessen Tür halb offen stand; er hätte sie rufen können, aber er tat es nicht, weil er zu träge war. Er hätte nur die Hand zu heben brauchen, um die Klingel zu berühren, aber er unterließ auch das. Er hatte nicht die geringste Lust, eine noch so kleine Bewegung zu

Zum neuen Jahr 1918.

Wieder jährt sich Glück und Jammer,
Steigt das junge Licht zum Lenze,
Wieder in der stillen Kammer
Flechten wir Erinnrungskränze,
Treten aus des Jahres Haus
In die fremde Nacht hinaus.

Nacht, was wirst du uns gebären?
Jahr, wirst du die Palme schwingen?
Gott, in Herzen und Altären
Wird man dir das Danklied singen?
Friede, sanft wie Himmelswehn,
Wirst du endlich niedergehn?

Du am Himmel, Stern der Sterne,
Epiphaniaslicht der Weisen,
Laß uns in des Neujahrs Ferne
Gleich den Kön'gen mit dir reisen.
Licht! Bleib allem Deutschen treu!
Mut! Schaff' uns das Leben neu!

Margarete Bruch.

Digitized by Google

machen. Das Bewußtsein, es zu können, genügte ihm völlig. In die tiefe Stille, die das Haus beherrschte, klang das Anschlagen der Torglocke, nicht laut, aber mit einer merkwürdigen Bestimmtheit. Fürbringer hörte die Schritte des Dieners, der die Treppe herunterkam und über den Flur an seinem Zimmer vorbei nach der Haustür ging. Dann längere Zeit nichts mehr.

Das Warten auf den nächsten Laut ermüdete ihn; er schloß die Augen.

Als er sie wieder öffnete, geschah es unter dem Druck der Vorstellung, daß ein Mensch ihn ansah. Er wandte den Kopf . . .

An seinem Bett stand der Diener.

„Verzeihung, gnädiger Herr," sagte er murmelnd, „draußen ist jemand, der den gnädigen Herrn zu sprechen wünscht."

„Es tut mir sehr leid," entgegnete Fürbringer mit einem Gefühl unberechtigter Gereiztheit, „ich kann selbstverständlich niemand empfangen."

„Das habe ich dem Herrn auch gesagt, er hat sich jedoch nicht abweisen lassen", berichtete der Diener. Der Ton dieser Antwort veranlaßte Fürbringer, ihn anzusehen. Das Gesicht des jungen Menschen, das der Lampenschein mit einem bronzenen Goldton färbte, war etwas verstört.

„Was ist denn?" fragte Fürbringer. „Kennen Sie den Herrn nicht?"

„Nein. Ich habe ihn noch nie gesehen. Er ist bestimmt noch nie hier gewesen."

„Wie sieht er denn aus?" erkundigte sich Fürbringer, weit mehr zum Fragen angeregt durch den Ausdruck im Gesicht seines Dieners als durch die Gegenwart des Unbekannten an sich.

„Es muß ein Ausländer sein, gnädiger Herr. Er hat eine Haut wie Lehm und spricht ein fremdes Deutsch."

„So . . . Dann sagen Sie dem Herrn, ich bedauerte, ihn jetzt nicht annehmen zu können, denn erstens wäre es zehn Uhr vorbei, und zweitens läge ich zu Bett und hätte gerade eine schwere Krankheit überstanden."

Der Diener zögerte.

„Auch das habe ich dem Herrn gesagt", meinte er mit einer gewissen Hilflosigkeit.

„Und trotzdem bestand er darauf, mich sprechen zu wollen?"

„Jawohl, gnädiger Herr."

„Und er hat seinen Namen nicht genannt?"

„Nein, gnädiger Herr!"

„Dann gehen Sie und bitten Sie ihn um seine Karte, oder er soll Ihnen sagen, wie er heißt."

Der Diener verschwand und kam nach einer halben Minute wieder.

„Der Herr will seinen Namen nicht nennen", berichtete er. „Er wiederholte jedoch, daß er den gnädigen Herrn unter allen Umständen sprechen müsse, da es von allergrößter Wichtigkeit sei, was er ihm zu sagen habe."

Fürbringer stieß die Luft durch die Nasenlöcher.

„Wo ist meine Frau?" fragte er.

„Die gnädige Frau ist vor einer halben Stunde telephonisch angerufen worden und ist dann fortgegangen."

„Wer hat sie angerufen?"

„Das weiß ich nicht. Die gnädige Frau ging selbst an den Apparat."

„Hat sie nicht gesagt, wann sie zurückkommen würde?"

„Nein."

„Hm . . . Also sagen Sie dem Manne, ich wäre heute abend für niemand zu sprechen; er möchte morgen früh wiederkommen."

„Morgen früh", sagte eine ungemein sanfte und farblose Stimme vor der Tür, „bin ich nicht mehr hier . . ."

Michael Fürbringer richtete sich auf, daß er zum Sitzen kam. Unwillkürlich sah er seinen Diener an. Sekunden verstrichen.

„Lassen Sie ihn eintreten!" sagte Fürbringer halblaut.

Während der Diener sich zum Gehen wandte, beugte er sich vor und schlug mit einer raffenden Bewegung das Seidentuch der Lampe zurück, so daß der unbeirrte Lichtkeil der fünfzig Kerzen auf die Tür fiel, in deren Rahmen der Fremde erschien. Hinter seinem Rücken gleichsam schmaler werdend, verließ der Diener das Zimmer.

Der Fremde grüßte mit einer Verbeugung, die zu tief und zu feierlich war, um europäisch zu sein. Er sagte nichts.

Das erste Gefühl, das die Erscheinung des Fremden in Fürbringer auslöste, war eine leichte Enttäuschung. Er hatte einen Menschen erwartet, dessen Äußeres im richtigen Verhältnis zu der geheimnisvollen und dringlichen Art und Weise stand, mit der er sein Eintreten erzwungen hatte. Aber über dem schmalbrüstigen Manne mit den abfallenden Schultern, der an der Tür stehengeblieben war und mit zwinkernden Augen um Befreiung von der Grellheit des Lichts zu bitten schien, lag durchaus nichts Geheimnisvolles. Auch war seine Erscheinung zu nüchtern und unübertrieben, um den Gedanken an einen freundschaftlichen Scherz aufkommen zu lassen. Das einzig Auffallende an ihm war die Farbe seiner Haut, die den merkwürdigen Ton von altem Messing hatte.

„Sie wünschten mich zu sprechen", begann Fürbringer das Gespräch, da der Fremde schwieg. „Sie müssen es der Dringlichkeit dieses Wunsches zuschreiben, daß ich Sie in dieser zwanglosen Verfassung empfange. Ich war krank."

„Ich weiß es, Sahib", antwortete der Fremde mit seiner sanften, gleichsam körperlosen Stimme. „Aber du bist es nicht mehr. Du wirst aufstehen und gesund sein."

„Hoffentlich", meinte Fürbringer mit einem flüchtigen Lächeln. „Immerhin wird es noch einige Tage dauern, bis ich daran denken kann."

„Heute abend, Sahib", sagte der Fremde.

Fürbringer verzog die Mundwinkel. „Auf Ihre Veranlassung?" fragte er.

„Du wirst heute abend aufstehen und gesund sein, Sahib", wiederholte der Fremde.

Fürbringer stützte sich auf den Ellbogen.

„Sie sind Inder, nicht wahr?" stellte er fest.

„Ja, Sahib."

„Wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen?"

„Hat das Staubkorn einen Namen? Ich bin ein Staubkorn unter der Sohle meines Herrn."

„Und wer ist dein Herr?" fragte Fürbringer, die Knochenlosigkeit dieser völligen Unterwerfung unwillkürlich mit „Du" anredend.

„Er ist es, von dem ich dir einen Brief zu bringen habe", antwortete der Inder.

„Gib ihn mir", sagte Fürbringer, die Hand ausstreckend.

Der Inder verbeugte sich; er zog aus dem linken Ärmel seines Rockes ein großes, auf besondere Art gefaltetes Schreiben, das er Fürbringer übergab. Das Schreiben war versiegelt; das Siegel zeigte in einfachster, fast roher Ausführung ein großes lateinisches A.

„Bitte, setzen Sie sich", sagte Fürbringer, während er den Brief öffnete. Der Inder blieb stehen.

Fürbringer las:

„Herrn Michael Fürbringer, dem Erbauer des Hauses auf dem ‚Roten Hügel', durch meinen Diener, der schweigt.

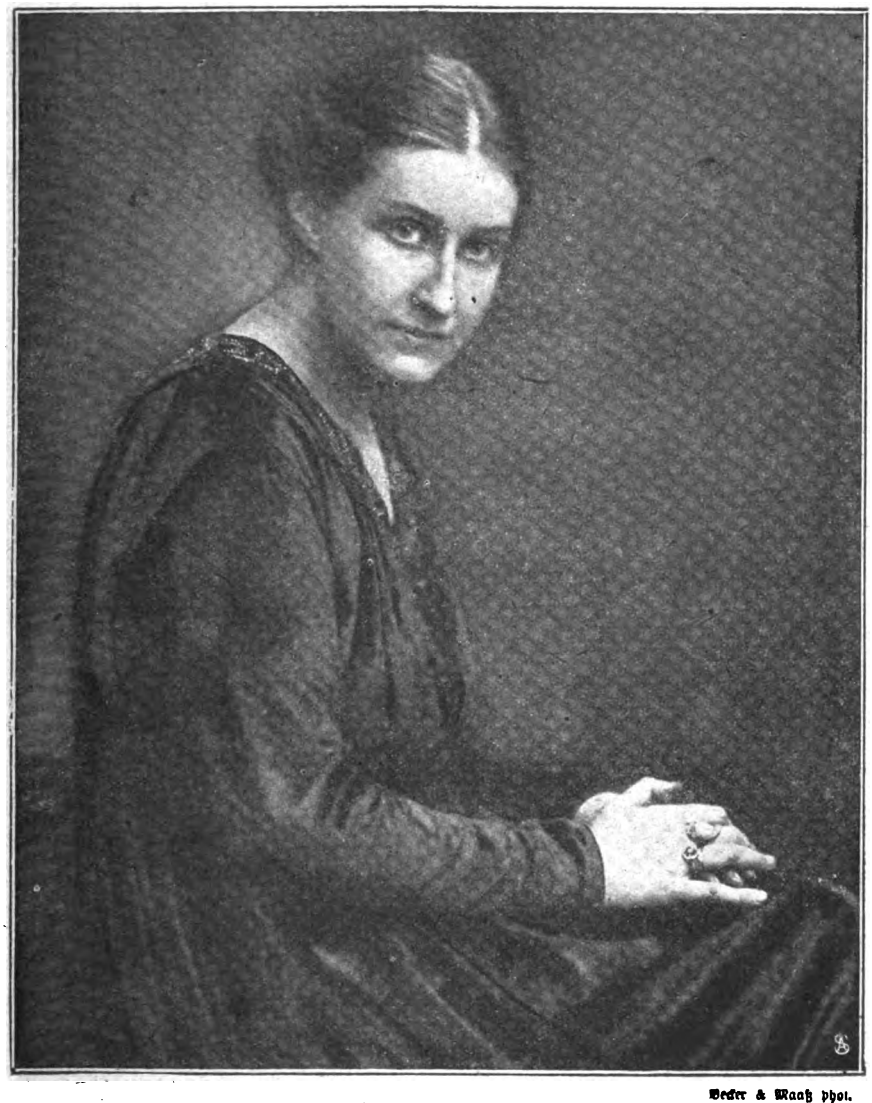
Ich habe das Haus auf dem ‚Roten Hügel' gesehen, das Haus der ‚mater immaculata' und das Haus der schönen Frau, die zu jung gestorben ist. Ich habe die Frau verloren, die nahe an meinem Herzen gelegen hat, und ich will ihr ein Grabmal errichten, dessen Schönheit ihrer Schönheit gleichen soll. Ich will, daß dieses Grabmal von dem Manne gebaut wird, unter dessen Händen der weiße Marmor zu weißen Spitzen wird, von dem Gärtner der Blumen, die aus Edelsteinen gemacht sind. Ich bitte ihn, aufzustehen, wenn er liegt oder sitzt, fortzulegen, was er in der Hand hält, und zu mir zu kommen. Die Jahre sind nichts, wenn das Werk gut

Digitized by Google

ist. Ich biete ihm für die Erfüllung meines Wunsches die Summe von einer Million Pfund in Gold. Er möge sich meinem Diener anvertrauen. Seine Treue steht auf meinem Haupte. Nimm, wessen du bedarfst. Alles ist dein."

Als Unterschrift ein unleserlicher Namenszug.

„Die Sache ist ein ganz ausgezeichneter Scherz und hat außerdem den Vorzug der Neuartigkeit", sagte Michael Fürbringer, indem er den Brief zusammenfaltete. „Leider kann ich nicht so herzhaft auf ihn eingehen, wie ich gern täte, denn sein Urheber hat keine günstige Stunde gewählt. Sagen Sie ihm einen schönen Gruß, und in vierzehn Tagen stünde ich ihm zur Verfügung." — „Sahib," entgegnete der Inder, ohne die geringste Bewegung zu machen, um den Brief zurückzunehmen, „das Schreiben meines Herrn ist kein Scherz. Niemals scherzt mein Herr. Er ist jung. Er hat die Frau verloren, die seinem Blute Feuer war. Er trauert um sie und scherzt nicht. Er ist in der Welt gewesen, überall, wo Schiffe fahren und eiserne Bahnen; überall hat er die Bauten der Menschen erforscht und keinen gefunden, der der Schönheit seiner Freundin würdig gewesen wäre. Aber er sah die Werke deiner Hände und die Pläne deines Kopfes, und er dachte, du wärest der Mann, das Grabmal der Schönheit zu schaffen, wenn er dich hinführte in ein Tal, wo die Blöcke hundertfarbigen Marmors lagern und Marmor, reiner und weißer als das Gefieder der weißen Pfauen, Berge von Onyx, Achat und Lapislazuli, Silber in Barren und Platten aus Gold und Becken, die ein Mann nicht zu heben vermag, angefüllt mit Edelsteinen und den großen Perlen des Meeres, daß dich der Rausch des Schaffens ergreifen würde, wenn mein Herr zu dir spräche: ‚Nimm und baue!' ... Sage nicht, Sahib, dies sei ein Scherz, denn mein Herr wartet auf dich ..."



Becker & Maaß phot.

Thea von Harbou,
die Verfasserin unseres neuen Romans „Das indische Grabmal."

Fürbringer wandte den Kopf. „Wo?" fragte er mit einer gewissen Schroffheit.

„In seiner Heimat", antwortete der Inder einfach.

„Und du willst mich glauben machen, daß er dich eigens aus Indien nach Europa geschickt habe, um mir diesen Brief zu bringen?"

„Ich will es dich nicht glauben machen, Sahib — es ist die Wahrheit."

Fürbringer drückte den Nacken in die Kissen und sah nach der Decke des Zimmers. Wahrscheinlich, dachte er, habe ich wieder Fieber — oder ich träume ... Natürlich träume ich ... Aber die Gedanken seines Hirnes arbeiteten mit außerordentlicher Kraft und Schnelligkeit und der untadelhaften Schärfe einer guten Maschine. Er sah die Gegenstände seines Zimmers so deutlich, als wären sie von Scheinwerfern beleuchtet. Jedes Ding, das er ins Auge faßte, schien auf ihn zuzukommen wie ein Lebendiges, bei Namen Gerufenes.

Mit einem Ruck wandte er sich um und sah dem Inder ins Gesicht. Es war vollkommen ernst, nicht ganz frei von irgendeinem fremden asiatischen Kummer und völlig beherrscht von der bedingungslosen Überzeugung, einem Willen zu gehorchen, der sich nicht irren konnte.

„Gesetzt den Fall, daß ich diesen Brief ernst nähme — was ich durchaus nicht tue — wie hatte sich dein Herr die Entwicklung des Ganzen gedacht?" fragte Fürbringer mit einer Nachlässigkeit, die er nicht empfand.

„Nimm den Brief ernst, Sahib, denn er ist es", antwortete der Inder.

„Gut, gut — wir wollen uns nicht streiten! Was also hätte ich dann zunächst zu tun?"

„Steh auf, Sahib, und folge mir."

„Was! — Jetzt auf der Stelle?!"

„Das Auto steht vor der Tür, Sahib." — Fürbringer lachte. — „Dein Herr scheint an prompte Erfüllung seiner Wünsche gewöhnt zu sein", meinte er. — „Ja, Sahib", sagte der Inder in unverkennbarer Ehrfurcht vor einem unsichtbaren Dritten.

„Immerhin hätte er bedenken müssen, daß er seinem Diener einem nüchternen Mitteleuropäer gegenüber einen glaubhafteren Ausweis hätte mitgeben müssen als einen Brief mit einer unentzifferbaren Unterschrift."

Über das Gesicht des Inders ging ein Lächeln; er griff mit einer kleinen, höflichen Bewegung nach seiner Brusttasche.

„Mein Herr kennt die Menschen Europas, Sahib", sagte er sanftmütig. „Er hat mich beauftragt, falls du es wünschtest, dir dies zu geben."

Fürbringer griff nach dem, was der Inder ihm reichte. Es war ein Scheckbuch der Deutschen Bank, lautend auf den Namen: Arada, Fürst von Eschnapur.

Fürbringer biß sich auf die Lippen. Er fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht stieg; er sagte nichts.

„Mein Herr", fuhr der Inder nach einer Pause fort,

Digitized by Google

„bittet dich, falls du seinem Briefe nicht glaubst, auf eines dieser Blätter die Zahl zu schreiben, die dir beliebt, und einen Menschen, dem du vertraust, dorthin zu schicken, wo er das Blatt einlösen kann. Ich werde ihn begleiten, und er wird dir das Geld bringen."

Fürbringer schwieg noch immer. Er blickte vor sich hin. Nach einer Weile hob er die Augen und suchte, fast ohne zu wissen, daß er's tat, die Radierung von der Tadsch Mahal, die seinem Bette gegenüberhing.

Der Inder folgte der Richtung seines Schauens; er lächelte.

„Dies ist nichts gegen das, was du schaffen wirst, Sahib", sagte er mit einem vorsichtigen Rufen.

Fürbringer gab ihm keine Antwort. Seine Hände, die auf der Bettdecke lagen, zogen sich leicht zusammen, wie die Fänge der Vögel es tun, ehe sie eine Beute packen.

„Es ist gut", sagte er mit etwas heiserer Stimme. „Ich werde der Aufforderung des Fürsten Folge leisten und das Grabmal bauen. Ich hoffe, in spätestens vier Wochen die Reise nach Indien antreten zu können."

„Wenn du reisen willst, Sahib, dann mußt du es noch in dieser Nacht tun", sagte der Diener.

„Das ist gänzlich ausgeschlossen. Ganz abgesehen davon, daß ich für eine Reise von so langer Dauer die umfassendsten Vorbereitungen treffen muß, abgesehen auch davon, daß ich nicht weiß, wieviel ich mir jetzt schon wieder zumuten kann, ohne einen Rückfall heraufzubeschwören, muß ich unbedingt meine Frau verständigen und alles mit ihr besprechen . . ."

„Verzeihung, Sahib," sagte der Inder mit großer Höflichkeit, „falls du die Absicht hast, den Wunsch meines Herrn zu erfüllen, so müßtest du in dieser Nacht abreisen, ohne deine Gattin noch einmal gesprochen zu haben. Morgen früh steht es dir frei, ihr ausführlich zu depeschieren, heute nacht jedoch dürfte niemand um deine Abreise wissen. Da mein Fürst gezwungen war, diese Bedingung an seinen Auftrag zu knüpfen, bittet er dich, den Preis ihrer Erfüllung selbst zu bestimmen. Seine Unterschrift ist in deiner Hand."

„Da haben Sie das Scheckbuch, und da haben Sie den Brief", sagte Fürbringer, beides dem Inder reichend. „Die Angelegenheit ist für mich erledigt; ich will nichts mehr davon hören. Sagen Sie Ihrem Fürsten, wenn Sie nach Indien zurückkommen, daß ein Guthaben bei der Deutschen Bank zwar ein vorzüglicher Ausweis sei, aber doch nicht hinreichend, die einfachsten Rücksichten eines anständigen Mitteleuropäers aufzukaufen wie Grundbesitz. Gute Nacht."

„Dies ist nicht dein letztes Wort, Sahib", sagte der Inder.

„Kann ich meine Frau benachrichtigen oder nicht?"

„Es ist leider nicht möglich, Sahib." . . .

„Gute Nacht", wiederholte Michael Fürbringer.

Der Inder verbeugte sich langsam und ging aus dem Zimmer. Den Brief hatte er zurückgelassen; er lag auf der Bettdecke. Fürbringer rührte ihn nicht an.

Er hatte sich zurückgelegt und sah unverwandt geradeaus, ohne zu wissen, was er sah. Erst allmählich lösten sich die Formen der Tadsch Mahal aus dem blicklosen Schauen, dieses schönen Grabmals einer großen Liebe. Fürbringer dachte an seine Frau. Warum warst du nicht bei mir? dachte er. Ich hätte zu dir gesagt: Ich soll etwas schaffen, schöner als alles, was ist — etwas, das zum Ewigen werden sollte, einen Triumphgesang des Marmors, ein goldenes Fanal, etwas, vor dessen Schönheit die Menschen heilig werden sollten . . . Warum warst du nicht bei mir? Du hättest mich gehen heißen — ja du hättest mich fortgetrieben, du mit deiner Liebe, die immer weiß, was das Rechte ist . . .

Er dachte: Vielleicht habe ich den Sinn meines Lebens aus der Hand gegeben . . .

Und mit einem Male überkam ihn der große Rausch des ersten Entwurfs einer neuen Schöpfung. Aus dem völlig Formenlosen, das den Wolken glich, bildeten sich Formen, die sich bannen und fassen ließen — ein Hintergrund von unerhörter Klarheit, in den hinein die Umrisse eines Form gewordenen Gedankens wuchsen, nicht mühsam aufgebaut, noch entstehend — fertig, in sich vollendet, unmittelbar und vollkommen . . .

Das „indische Grabmal" . . .

Mit einem Ruck setzte Michael Fürbringer sich auf. Er hatte die Klingel neben sich, aber das hatte er vergessen. Er schrie nach dem Diener.

„Franz — !!"

Der Diener kam mit offenem Munde ins Zimmer gestürzt.

„Gnädiger Herr . . .?"

„Laufen Sie dem . . . laufen Sie dem Menschen nach, der eben hier war — dem Inder —! Suchen Sie, ihn einzuholen! Bringen Sie ihn zurück! Sagen Sie ihm, er solle unter allen Umständen zurückkommen! Ich hätte mit ihm zu reden!"

Der Diener glotzte seinen Herrn an, verstand nicht . . .

Fürbringer zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. Er warf die Decke zurück und sprang aus dem Bett. Er taumelte vor Schwäche.

„Den Inder —!" schrie er und hielt sich an Tisch und Stuhl.

„Verstehen Sie kein Deutsch, Mensch —? Sie sollen mir den Inder zurückholen!"

Der Diener lief aus dem Zimmer; er ließ die Tür offen . .

Fürbringer stand wie auf durchschnittenen Gelenken. Er sank auf den Bettrand zurück und stand wieder auf. Ich bin schwach, weil ich Fieber hatte, dachte er. Vielleicht habe ich auch jetzt noch Fieber Das macht nichts. Das geht vorüber. Ich will — ja ich will das indische Grabmal bauen — !

Er ging ins Badezimmer und ließ das Wasser in die Wanne brausen. Der Druck des Wassers schlug ihm die Hände nach unten. Er lachte. Warte nur, dachte er: In fünf Minuten halte ich dir stand. Er tauchte den Kopf in das schneekalte Strömen. Eine ungeheure Kraft kam über ihn wie Trunkenheit. Er spürte das Federn seiner Gelenke wieder und die geschmeidige Bereitschaft seiner Muskeln. Nur daß er den Boden unter seinen Füßen als etwas Fremdes fühlte, wie Menschen, die nach einer langen Segelfahrt ans Ufer springen.

Der Diener klopfte an. „Gnädiger Herr, bitte . . ."

„Haben Sie ihn getroffen?"

„Der Herr wartete vor der Gartentür . . ."

Fürbringer stand einen Augenblick bewegungslos.

„Führen Sie ihn in mein Arbeitszimmer; ich komme sofort!"

Zehn Minuten später standen sich die beiden Männer gegenüber.

„Wie kommt es," fragte Fürbringer, ohne dem Inder Zeit zum Grüßen zu lassen, „daß mein Diener Sie noch vor der Gartentür antraf?"

„Ich wartete auf ihn", antwortete der Inder mit einer Geste der Selbstverständlichkeit.

„Waren Sie so überzeugt davon, daß ich Sie zurückrufen würde?" fragte Fürbringer fast etwas erbittert.

„Ja, Sahib Davon war ich überzeugt."

„Warum, bitte —?"

Der Inder hob den Kopf. Die Sanftheit seines Lächelns machte jede Bitterkeit sinnlos.

„Sahib, niemand kann die ungeborenen Kinder seiner Seele töten . . ."

Fürbringer entgegnete nichts. Er fühlte in seiner Tasche nach dem Brief des Fürsten. Sein Blick fiel auf den Schreibtisch.

„Sie wünschen also, daß ich auf der Stelle abreise?" fragte er, ohne den Inder anzusehen.

„Es ist der letzte Tag und die letzte Stunde, Sahib. Du warst sehr lange krank", antwortete der Inder.

„Kommt es in diesem Fall auf Tag und Stunde an?"

„Es gibt keine Zwillinge unter den Stunden, Sahib", sagte der Inder mit Schwermut. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Natureis.

Von G. S. Urff. — Mit 6 Abb. nach Aufnahmen des Verfassers.

Wenn endlich nach den dunkeln, regennassen Herbsttagen der frische, herbe Winter einsetzt, wenn die Eisnadeln von den schwanken Zweigen der Bäume in der Wintersonne glitzern, wenn die weite Schneefläche blauweiß leuchtet wie in eigenem Licht und Teiche und Tümpel die schützende Eisdecke über ihr müdes Auge ziehen, dann geht es wohl wie eine Erlösung durch so manche Menschenbrust: Endlich einmal wieder frei atmen zu können in der reinen, klaren Winterluft!

Das schönste Geschenk, das uns der Winter bringt, das ist aber doch das Eis, denn es bietet uns eine herrliche Gelegenheit zur Ausübung des Wintersports. Allerdings, so wie früher ist es nicht mehr. Allmorgendlich wurde die Eisbahn gesäubert und geglättet, um nur ja allen Ansprüchen, die man an sie stellte, gerecht zu werden. Es gab da überhaupt nichts zu klagen. Mit nur einer Ausnahme. Wenn man glaubte, die Bahn stehe auf ihrer Höhe nach Umfang und Glätte, dann wurde der schönste Teil abgesperrt. Die Leute machten sich an das Einbringen des Eises in das große Lagerhaus. Das war dann oft recht ärgerlich.

Unter dem Antlitz des Krieges gewinnt alles ein anderes Aussehen. Wohin ist der lustige Eislauf, wohin sind die ewig heiteren Sportfreunde? Jetzt darf der Eisspiegel noch so freundlich grüßen und winken, er bleibt leer. Allenfalls, daß ein paar Kinder sich auf ihm herumtummeln. Auch sie werden oft genug mit rauhen Worten fortgewiesen. Heute ist die Nutzung des Eises in den Vordergrund seiner Wertschätzung getreten. Und mit Recht. Wir können das Eis nötig gebrauchen. Gerade das verflossene Kriegsjahr hat uns den Mangel an Eis oft genug unangenehm empfinden lassen. Erzeugung und Bedarf haben sich, auch was diesen Rohstoff anbetrifft, nicht das Gleichgewicht halten können. Auf der einen Seite ein offenbarer Rückgang, verursacht durch den Mangel an Arbeitskräften und Maschinen, auf der anderen Seite eine fortwährend gesteigerte Nachfrage, bewirkt durch die geringere Erzeugung des Kunsteises und den erhöhten Gebrauch für die Frischhaltung der Nahrungsmittel, für chirurgische und andere Zwecke.

Im kommenden Winter darf die Gewinnung des Natureises durchaus nicht vernachlässigt werden, trotz der Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellen werden. Auch hier wird die Frau den männlichen Arbeiter vielfach ersetzen müssen, auch hier müssen die für den Antrieb der Maschinen unbedingt notwendigen Betriebs-

Eisgewinnung im kleinen: Eiswagen auf der Wiese.

Eisgewinnung im kleinen: Abeisen eines Waldsumpfes.

Digitized by Google

Eisgewinnung von einem Waldsee.

stoffe herbeigeschafft werden. Allerdings ist es nötig, die Arbeit so einfach und ergiebig wie nur irgend möglich zu gestalten. Eine gut geschulte, fachmännische Aufsicht wird sich für größere Betriebe nicht entbehren lassen. — Die Großbetriebe arbeiten meist auf eine Lagerung. Sie haben eigene Teiche, Eispflüge, Transportmaschinen, Lagerhäuser und was sonst noch zu dem Betriebe

Eisgewinnung im großen: An der Transportmaschine.

Digitized by Google

gehört. Sommers über sind die Teiche gewöhnlich abgelassen. Das auf dem Teichgrunde gewachsene Gras wird geschnitten, gedörrt, wie auf einer Wiese. Zweck dieser Arbeit ist weniger die Grasgewinnung als vielmehr die gründliche Durchlüftung und Austrocknung des Bodens, damit Sumpfbildung und Erzeugung schädlicher Gase möglichst vermieden werden. Nur aus gesundem Wasser kann sich gutes, einwandfreies Eis bilden.

Erst im Spätherbst werden die Schleusen geöffnet. Das Wasser strömt in den Teich ein. Nicht lange, nachdem es zur Ruhe gekommen ist, setzen auch schon die ersten Fröste ein. Das stille Wasser gefriert ja verhältnismäßig leicht. Aber dennoch gehört eine länger anhaltende Kälteperiode dazu, um der Eisdecke eine solche Stärke zu geben, daß Menschen oder gar Pferde sicher darauf arbeiten könnnen.

Eisgewinnung im großen: Der Eispflug.

Bei der Abeisung handelt es sich zunächst darum, die ganze Eisfläche in handliche Stücke zu zerlegen, die das Einbringen in das Lagerhaus ermöglichen. Diesem Zwecke dient zunächst der Eispflug. Es ist dies ein pflugartiges Eisengestell mit mehreren hintereinanderstehenden meißelförmigen Messern, die, je weiter sie nach hinten stehen, um so tiefer gestellt sind, so daß sie die Furche, die das erste Messer reißt, noch weiter vertiefen. Das Markierungseisen läuft seitlich in einer vorher gezogenen Furche. So verlaufen die einzelnen Rillen genau parallel miteinander. Wenn die ganze Eisfläche in einer Richtung durchgepflügt ist, so werden die zu dieser Richtung senkrecht stehenden Furchenreihen gezogen. Auf diese Weise wird die ganze Fläche in Rechtecke von ganz bestimmter Größe zerlegt. — Darauf wird jede vierte Furche mittels langer Schrotsägen, an deren unterem Ende Bleigewichte befestigt sind, völlig durchschnitten. Es werden auf diese Weise Eisklöße von bestimmter

Eisgewinnung im große 1: Zersägen des Eises.

Digitized by Google

Länge und Breite abgetrennt. Sie werden mit Stangen und Haken in die Nähe der Transportmaschine gebracht, von Arbeitern in der Richtung der Furchen zerstoßen und dann durch ein Paternosterwerk in das Lagerhaus hinaufbefördert. In dem Lagerhause friert das Eis durch den Druck fest zusammen und bleibt ohne großen Verlust liegen bis zu seiner Verwendung im kommenden Sommer.

Viel einfacher, aber auch weniger ergiebig gestaltet sich die Eisgewinnung im Kleinbetriebe. Eigentlich kann ja jeder zugefrorene Wassertümpel in Wiese und Wald zur Eisgewinnung dienen, doch sind die Besitzerrechte des Grundeigentümers wohl zu beachten. Immerhin dürfte der größte Waldbesitzer, der Staat, in Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse Milde walten lassen. Auch im Kleinbetriebe ist es ratsam, das Eis nur von solchen Stellen zu entnehmen, die gesundes, möglichst frisches Wasser aufweisen. Sumpfiges, mooriges Wasser enthält eine Menge von Verunreinigungen, namentlich Bakterien, die durch den Frost durchaus nicht sämtlich getötet werden, sondern nur eine Ruheform annehmen und später, nach dem Auftauen des Eises, zu neuem Leben erwachen. Da viele dieser Bakterien schädigend auf die menschliche Gesundheit einwirken, so ist vor dem Zusatz solchen Eises zu Speisen und Getränken dringend zu warnen. Doch ist gegen die Verwendung dieses Eises in Eisschränken und Gefrierräumen kaum etwas einzuwenden.

Hopfen und Hopfenzigaretten.

Von Dr. J. Stanjek.

In einem etwas sentimentalen Gedicht des jetzt fast völlig vergessenen Dichters K. Hoffmann v. Nauborn sehnt sich die Hopfenranke, die zum Umherkriechen auf dem Boden verurteilt ist, Tag für Tag zum freien Himmelslicht empor, bis sie endlich eine Stütze findet, die ihr die Erfüllung ihres Herzenswunsches ermöglicht. Das Gedicht schließt mit den Versen:

„Dein Wort, du schlanke Rebe, kam
Mir warm ins Herz gezogen,
Und aller Kummer, aller Gram
Ist leicht dahingeflogen.
Wie ich aus dunkler Erde dich
Zum goldnen Licht erhoben,
So schwinget meine Seele sich
Am grünen Stab nach oben."

Denkt man sich im letzten Verse an Stelle des grünen Stabes ein weißes Stäbchen, eine Zigarette — in der feldgrauen Sprache heißt übrigens namentlich bei den tapferen Sachsen die Zigarette auch „Stäbchen" — so könnte man die beiden Strophen auch recht gut in bezug auf die neuen Hopfenzigaretten anwenden, deren Herstellung und Vertrieb der Bundesrat zum Zwecke der Streckung unserer arg zusammengeschrumpften Tabakvorräte jüngst zugelassen hat. Nach dieser Bundesratsverordnung ist den Herstellern von Rauchtabak und von Zigaretten der Zusatz von Hopfen zum Rauch- oder Zigarettentabak und unter den Bedingungen gestattet, daß dieser Zusatz nicht das Verhältnis von 20 vom Hundert überschreitet und daß jede einzelne Zigarette mindestens ein Gramm Tabak enthält. Der hauptsächlichste Bestandteil der Hopfenzigarette und des Hopfenrauchtabaks wird also nach wie vor der Tabak bleiben; trotzdem sind aber die Bezeichnungen Hopfenzigarette und Hopfentabak durchaus gerechtfertigt, denn für die Bezeichnung einer Sache ist sehr oft nicht ihr Hauptbestandteil maßgebend, sondern ein sie besonders kennzeichnender Bestandteil oder Zusatz. In allen Früchten und Getränken ist beispielsweise das Wasser der Hauptbestandteil, wir sprechen aber nur vom Apfel, von der Birne, vom Tee und vom Kaffee. Auch in der Waldmeisterbowle, oder vielmehr im Waldmeistertrank, wie wir heute sagen müssen, und im Pfirsichauflauf sind die Zusätze, denen die beiden guten Sachen ihren Namen verdanken, im Verhältnis zu den übrigen Bestandteilen nur gering, womit aber nicht gesagt werden soll, daß auch die Hopfenzigarre zu den guten Dingen zu rechnen sei. Unter Hopfen versteht der Botaniker die von Linné Humulus Lupulus genannte Pflanze, die neben dem Hanf das zweite wichtigste Mitglied der Cannabineae, der Gruppe der Hanfgewächse, darstellt, und die mit der Maulbeere, den Brotbäumen, der Feige u. a. die Familie der Moraceae (Maulbeerbaumgewächse), eine Unterabteilung der Reihe Urticales, der Nesselpflanzen, bildet. Der Hopfen ist eine bei uns in Deutschland überall wild oder verwildert in Gebüschen an Wasserläufen oder in feuchteren Wäldern verbreitete Pflanze und gehört zu unseren heimischen Lianen, d. h. zu jenen rankenden oder kletternden Gewächsen, die andere Pflanzen nötig haben, um an ihnen zu Licht und Luft emporzusteigen. Im Weiden- und Erlengebüsch klettert der Hopfen oft 5 bis 6 Meter hoch empor, überspinnt die niedrigen Teile seiner Stütze mit einem förmlichen Blätterteppich und läßt aus den Blattachseln der oberen Zweigenden die unscheinbar grünlichen Blütenstände schaukeln. Er ist zweihäusig, d. h. es gibt bei ihm, wie bei der Pappel, dem Hanf usw., besondere männliche und weibliche Pflanzen; die männlichen Pflanzen sind viel seltener als die weiblichen. Im Gegensatz zu anderen Rankengewächsen ist der Hopfen ein Rechtswinder; man wird niemals auch nur einen einzigen Hopfenstengel antreffen, der das Winden nach der anderen, der linken Seite versucht hätte. Er ist eine ausdauernde Pflanze; seine unterirdische Grundachse überdauert den Winter und hält 15 bis 20 Jahre aus; die Ranke muß also in jedem Jahre ihr Kletterexperiment von neuem wiederholen. Die Grundachse treibt in jedem Frühjahr neue Sprosse; die jungen Schößlinge können auch als Gemüse, als Spargel-Ersatz, verwendet werden.

Der Bierbrauer versteht unter Hopfen lediglich die kätzchenförmigen weiblichen Blütenstände der kultivierten Pflanze, die durch Kulturauslese sehr viel gehaltreicher geworden ist. Zum Anbau gelangen nur weibliche Pflanzen, deren Blütenstände dann im Herbst geerntet werden. Der Hopfen wird an hohen Stangen oder Drahtgerüsten gezogen, von diesen reißt man ihn im Herbst ab, um zu Hause von ihm die tannenzapfenähnlichen Fruchtähren abzupflücken, die dann vorsichtig getrocknet und in den Handel gebracht werden. Beim Aufbiegen eines Zapfens bemerkt man am Grunde der Deckschuppen sowohl als auf der Perigonhülle der Nüßchen eine hochgelbe Färbung, die sich bei der Betrachtung mit der Lupe in zahlreiche Drüsenhaare auflöst. Diese enthalten in Form gelber Harzkörnchen einen aromatischen Bitterstoff, das Lupulin, das dem Bier den bekannten würzigen Geschmack verleiht.

Von Hause aus hat der Bitterstoff den Zweck, den Körnerfressern unter den Vögeln, den Zeisigen, Finken usw., den Genuß der Früchtchen zu vergällen und diese so zu schützen; der Mensch hat es auch in diesem Falle verstanden, eine Schutzvorrichtung der Natur seinen Genußzwecken dienstbar zu machen. Neben dem für die Bierherstellung notwendigen Hopfenbitter enthält das Hopfenmehl, das in getrocknetem Zustande rötlich-gelb ist, ein aromatisches Öl sowie Hopfenharze, die es verhindern, daß sich in dem Bier die seine Güte beeinträchtigenden Milchbakterien entwickeln können. Außerdem enthält der Hopfen noch Gerbstoffe, die die Eiweißstoffe des Malzes aus der Würze fällen und so ganz erheblich zur Haltbarkeit des Bieres beitragen. In ganz geringem Umfange ist dem Hopfen auch ein narkotisch wirkender Bestandteil beigemengt, der dazu geführt hat, daß man ihn in England wie Opium raucht. Offenbar hat diese in England gemachte Erfahrung dazu geführt, daß man jetzt bei uns den Hopfen zur Streckung des Zigarettentabaks verwendet. Natürlich ist Vorsorge dafür getroffen worden, daß der Hopfenbedarf der Brauereien sichergestellt wurde; da aber im Laufe des Krieges das Brauen des Bieres ganz erheblich eingeschränkt wurde, so stehen bei uns gegenwärtig ohne Zweifel beträchtliche Mengen an Hopfen für Rauchzwecke zur Verfügung. Die in dem Hopfen enthaltene narkotische Substanz steht, was ihre Zusammensetzung anbetrifft, jenem aus dem Hanf, dem nächsten Verwandten des Hopfens, gewonnenen narkotischen harzartigen Stoff nahe, der in wärmeren Gegenden aus den Hanfstengeln heraustritt. Das Harz wird gesammelt, indem Arbeiter, mit Lederanzügen angetan, durch die Felder streifen. Man schabt dann mit stumpfen Messern das Harz, das sich an das Leder angeklebt hat, ab und knetet es zu einer Masse zusammen, die dem Opium ähnlich ist. Es wird wie dieses geraucht; in derselben Weise verwendet man auch das Haschisch genannte getrocknete Hanfkraut; Haschisch bedeutet soviel wie Kraut. Der Haschisch hat eine ähnliche Wirkung wie der Tabak, sie ist aber erheblich stärker und ruft Betäubung oder sogar Delirien hervor. Daß das Rauchen des reinen Hopfens, wie es in England üblich ist, gesundheitliche Gefahren in

Digitized by Google

sich birgt, ist klar; in der Verfügung des Reichskanzlers, durch die der neueste Beschluß des Bundesrats der Öffentlichkeit zur Kenntnis gegeben wird, wird auch ausdrücklich hervorgehoben, es sei aus gesundheitlichen Rücksichten bestimmt worden, daß das Mischungsverhältnis des Tabaks zum Hopfen bei den einzelnen Tabakerzeugnissen 20 vom Hundert Hopfen nicht übersteigen darf.

Der Hopfen als Bierwürze war dem Altertum gänzlich unbekannt. Nirgends wird er erwähnt, trotzdem das Bier ein allgemein bekanntes Getränk war. Auch in den Verordnungen, die Karl der Große über Anbau und Verwendung der Nutzpflanzen gab, suchen wir nach ihm vergebens. Erst um die Mitte des 9. Jahrhunderts wird er zuerst in Deutschland erwähnt. Es darf wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Zusatz des Hopfens zum Bier, um dieses würziger und haltbarer zu gestalten, aus dem Osten zu uns gekommen ist. Nach den Untersuchungen Koberts verdanken wir die Bekanntschaft mit ihm finnisch-ugrischen Stämmen. Bei Finnen, Letten und Esten finden wir bereits in alten Traditionen und Sagen die Kenntnis und Anwendung gehopften Bieres. So wird auch in dem uralten finnischen Nationalepos Kalewala der Hopfen als Bierwürze genannt. Von den finnisch-ugrischen Stämmen der Ostsee drang die Sitte, das Bier mit Hopfen zu würzen, langsam nach Westen vor. Sehr früh begegnet uns auch die Bekanntschaft mit dem Hopfen bei den Russen. Nach dem Chronisten Nestor erhielt der Großfürst Wladimir von Rußland, als er im Jahre 985 gegen die Bolgaren an der Wolga, die Stiefel trugen, gezogen war und sie besiegt hatte, von seinem Freunde Dobrynja den Rat: „Lassen wir die Stiefelträger, von denen wir keinen Tribut erzwingen werden, und wenden wir uns gegen die Bastschuhträger." Da machte Wladimir Frieden mit den Bolgaren, den diese so lange zu halten versprachen, „bis der Stein beginnen wird, oben zu schwimmen, das Hopfenblatt aber zu Boden zu sinken." Aus dem 15. Jahrhundert wird uns der russische Hochzeitsbrauch überliefert, die Braut am Hochzeitsmorgen mit Hopfen zu überschütten, und dieser Brauch hat sich in Rußland bis zum heutigen Tage erhalten.

In Westeuropa begegnet uns der Brauch, das Bier mit Hopfen zu würzen, zuerst in flandrischen und nordgallischen Klöstern. Seit dem Mittelalter geht bekanntlich die Sage, daß in der Landschaft Brabant ein König Gambrinus das Würzen des Bieres mit Hopfen erfunden habe. Ludwig Reinhardt weist nun in seiner trefflichen „Kulturgeschichte der Nutzpflanzen" darauf hin, daß nach den mittelalterlichen Urkunden jener Gegend die besonders in den Klöstern amtierenden Bierbrauer mittellateinisch cambarii und ihre Werkstatt, das Brauhaus, camba hießen. Aus diesem cambarius hat die geschäftige Legende einen König Gambrinus gemacht; Reinhardt meint nun, daß der Erfinder des gehopften Bieres keine Krone, sondern den geschorenen Scheitel und die Kutte eines Mönchs getragen habe. Nach dem oben Gesagten hat man aber anzunehmen, daß der löbliche Brauch nicht in einem Kloster erfunden worden, sondern aus dem Osten nach den Niederlanden gelangt ist. Jedenfalls ist es bei den engen Beziehungen der Klöster untereinander nicht zu verwundern, daß das Hopfenbier mehr und mehr in Aufnahme kam und das weniger schmackhafte und haltbare ungehopfte Bier allmählich verdrängte.

Die ersten europäischen Hopfengärten werden in einer Urkunde Pipins des Kurzen vom Jahre 768 erwähnt; das Hopfenbier wird aber erst vierhundert Jahre später bei der heiligen Hildegard, der Äbtissin des Klosters Rupertsberg bei Bingen, genannt. Zu ihrer Zeit (1098—1197) pflanzte man schon ziemlich viel Hopfen in Bayern, Franken und Niedersachsen, aber erst im 14. Jahrhundert wurde die Kultur dieser Pflanze in Deutschland von größerer Bedeutung. In England sträubte man sich anfangs mit aller Kraft gegen das Hopfen des Bieres. Die Könige Heinrich IV. und Heinrich VI. erließen um 1400 und 1450 Verbote gegen den Anbau und die Einfuhr des Hopfens in ihrem Lande. Noch 1524 brandmarkte das englische Parlament den Hopfen als ein nichtswürdiges Unkraut, das geeignet sei, das Getränk zu verschlechtern und das Volk zu verderben. Doch schon nach wenigen Jahren besang Tusser den Hopfenbau in einem begeisterten Gedicht, dem wir nach der deutschen Übersetzung die folgenden Stellen entnehmen:

„Laß die Sonn' ihn bescheinen im Westen und Süd,
Wo ihr Strahl ihn mit heißestem Feuer durchglüht,
Doch hüt' vor dem Nord- und nordöstlichen Wind
Den Hopfen, das zärtliche Sonnenkind.

Ich lob' mir den Hopfen — sein duftiges Salz,
Es stärkt das Gebräu und veredelt das Malz,
Hält gut auf dem Lager und kräftigt das Bier —
Und wirft's dich zu Boden — nicht schadet es dir!"

Trotzdem aber hielt der Widerstand gegen das Hopfenbier in weiten Schichten Englands an. Noch im 17. Jahrhundert erhob die Londoner Bevölkerung Beschwerde „gegen zwei der größten Übelstände ihrer Zeit" — gegen die Verfeuerung von Steinkohlen, deren Rauch die Luft verpeste, und gegen den Zusatz von Hopfen zum Bier, weil dadurch der angenehm-süßliche Geschmack dieses Getränkes verdorben werde.

Der meiste und auch der feinste Hopfen wird gegenwärtig im bayerischen Franken und in Böhmen erzeugt: der Osten Europas, von wo diese „nordische Weinrebe" vielleicht herstammt, bringt nur verhältnismäßig wenigen und diesen von geringerer Qualität hervor. Auch hier tritt die gar nicht so seltene Erscheinung zutage, daß eine Pflanze auf neuem Boden unter menschlicher Pflege edlere Eigenschaften entwickelt, die ihr im wilden Stande und in ihrem natürlichen Vaterlande abgehen. Die Welternte des Hopfens bezifferte sich im Jahre 1908 auf 106,95 Millionen Kilogramm; davon entfiel fast ein volles Drittel auf Deutschland, in dem außer dem Frankenlande besonders noch Schwaben, Baden und Elsaß ausgedehnte Hopfenkulturen aufzuweisen haben. An zweiter Stelle steht heute England; in den letzten Jahren hat man besonders in Nordamerika es sich angelegen sein lassen, den Anbau dieser Kulturpflanze zu fördern.

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

Erstes Kapitel.

..... „Deutsche Regierung erklärt rücksichtsloseste Durchführung U-Boot-Krieges. Jedes Schiff, feindlich oder neutral, wird warnungslos versenkt. Bedeutet planmäßiges Morden Schiffsbesatzungen und Passagiere, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht." .... Einige Wiederholungen und Schlußzeichen sirren noch in der Membrane des Hörers, den ich umgeschnallt habe, dann ist es still.

Gott sei Dank! Endlich sind die vernünftigen Leute zu Hause durchgedrungen. Jetzt gibt's Kleinholz auf dem Wasser; da muß den Engländern bald die Puste ausgehen. Ich habe meine Gedanken wohl nicht ganz verbergen können, die Genugtuung, die ich empfinde, muß allzu deutlich auf meinem Gesichte zu lesen gewesen sein. Wie eine Natter springt Monsieur Bellaire, der Oberingenieur der englischen Marconi-Gesellschaft, in deren Auftrag ich seit vier Jahren in China drahtlose Stationen errichte und die Söhne des Reiches der Mitte in die Geheimnisse des tönenden Funkens einweihe, auf. Der Mann war mir seit langem nicht grün. Behagte ihm nun mein Gesicht nicht, oder sah ich ihm vielleicht zu deutsch aus, kurz, er bechrte mich seit den elf Monaten, in denen er Mister Williams, unserem alten famosen Oberingenieur, in seinem Amte gefolgt war, mit glühendstem Hasse. Nichts konnte ich ihm recht machen. Er erschwerte mir die Arbeit und meine Stellung zu den Chinesen in der gemeinsten Weise. Zu verwundern war das freilich nicht. Bereits am ersten Abend unseres Zusammenseins begann er mit seinem widerlichen Geplärre über das vergewaltigte Belgien, sein Vaterland, über die von den Boches verübten Scheußlichkeiten und ähnlichen Dummheiten. Er wühlte geradezu im Unrat und brachte Gemeinheiten vor, die nur seiner schmutzigen Phantasie entsprungen sein konnten. Zeit zu derartigen Erfindungen hatte er reichlich. Seine ganze Tätigkeit bestand nämlich nur darin, daß er ununterbrochen politisierte. Am frühen Morgen schon begann er mit dem Absinth, von dem er

Digitized by Google

während des Tages unbegreifliche Mengen zu sich nahm. Sein schwammiges, aufgedunsenes Gesicht wirkte dabei noch nicht einmal so abstoßend wie der unstete, flackernde Blick und die echt wallonische, keifende Großmäuligkeit. Weiß der Kuckuck, wie es diesem Burschen möglich war, sich in seiner Stellung zu halten! Eines allerdings verstand er meisterhaft: mit den höheren chinesischen Beamten umzugehen. Daß seine fast kriecherische Unterwürfigkeit dem Vizegouverneur der Provinz gegenüber dem Ansehen der Europäer nicht gerade förderlich war, schien ihm gleichgültig. Jedenfalls erzielte er mit seiner Methode nicht unbedeutende Erfolge.

Trotz des reichlichen Absinthgenusses hatte Bellaire aber doch lichte Momente. Die ganze Zeit über, die ich nun bei der Marconi-Gesellschaft Dienst tat, war es keinem Menschen eingefallen, mich nach meiner Nationalität zu fragen. Es schien selbstverständlich, daß ich der Schotte Mister Merand sei. Es war übrigens kein Wunder. Ich bin als der Sohn eines deutschen Vaters und einer Schottin in Leith geboren und spreche das Englische ebenso gut wie nur ein Engländer. Dazu hatte ich mich, abgesehen von drei Schuljahren, der Dienstzeit bei der Marine und dem mehrjährigen Besuch eines deutschen Technikums, stets in England oder einer seiner Kolonien aufgehalten. Die deutsche Gründlichkeit, die jeden Mitmenschen nach Dingen fragt, die sie wirklich absolut nichts angehen, kennt der Brite — einer seiner wenigen Vorzüge — weder zu Hause noch draußen. Ich war der Mister Merand, tat meine Arbeit und damit basta. Hätte mich einer gefragt, dann wäre es mir nie eingefallen, mit meinem Deutschtum hinter dem Berge zu halten. Die Begeisterung, die der Weltkrieg in jedem Ausland-Deutschen entfachte, hatte sich mit der Nachricht vom Ausbruch des Krieges, die mich allerdings erst nach vielen Monaten erreichte, auch bei mir eingestellt. Da war es aber viel zu spät. Ich stand weit im Innern des Landes auf einem Posten, von dem ich nur in wochenlanger Fahrt nach dem nächsten Hafen hätte kommen können. Zudem war auch schon bekannt geworden, daß alle Deutschen auf See von den Engländern rücksichtslos von den neutralen Schiffen heruntergeholt würden, um dann auf Stonecuter-Island bei Hongkong gefangengesetzt zu werden.

Ich mußte also gute Miene zum bösen Spiel machen, aushalten und die Gelegenheit abwarten. Freilich hütete ich mich, um mir den Weg nicht zu verpurren, fortan sorgfältig davor, meine deutsche Staatsangehörigkeit zu verraten. Es war das auch nicht schwer, da es, wie gesagt, keinem Menschen einfiel, derartiges zu vermuten, bis auf Monsieur Bellaire. Er mochte wohl schon seit längerer Zeit darüber stutzig geworden sein, daß ich in sein widerliches Schimpfen auf die „sales Boches" nicht eingestimmt hatte, war seiner Sache jedoch nicht sicher genug, um seinen Verdacht auszusprechen. Aber seine flackernden Augen umlauerten mich, wenn er sich von mir unbeobachtet glaubte, unaufhörlich und spürten um mich herum, als versuchten sie, in mein Inneres einzudringen.

An dem Tage nun, da die Nachricht von dem verschärften U-Boot-Krieg eintraf, hatte er noch mehr Absinth als gewöhnlich zu sich genommen und sich einen Mut angetrunken, der ihm sonst gänzlich fernlag. Als er den wilden Triumph bemerkte, der sich nur allzu deutlich auf meinem Gesicht spiegelte, platzte die Bombe. Mit einem heiseren Wutschrei sprang er auf, daß unsere beiden chinesischen Telegraphisten mit entsetzten Gesichtern auf den Mister Bellaire, den auch sie nicht leiden konnten, starrten. Ein Schwall von Gemeinheiten und wüsten Beschimpfungen sprudelte auf mich los, in dem eines immer wiederkehrte: „Sie gemeiner deutscher Spion!"

Auch ich war aufgesprungen. Eine Sekunde überlegte ich. Sollte ich dem belgischen Lumpen an die Kehle fahren und ihn gewaltsam zum Schweigen bringen? Im nächsten Augenblick aber schoß es mir durch den Kopf: jetzt heißt es Ruhe behalten, wenn die Sache nicht brenzlich werden sollte. So warf ich ihm nur mit höhnischer Ruhe ein Wort hin: „Idiot!" Das aber brachte meinen sehr ehrenwerten Vorgesetzten völlig zur Raserei, und er kreischte, daß ihm die Stimme fast überschnappte:

„Ich werde Sie verhaften lassen. Sie werden erschossen!" Und immer wieder das Wort: „Spion! Deutscher Spion!"

Ich fühlte, wie es in mir siedend heiß hochstieg. Eine rasende Wut, ein Gefühl glühendsten Hasses, das von Minute zu Minute mehr in mir überhandnahm. Das Blut begann in meinen Ohren zu sausen, vor meinen Augen wurde es rot. Ein Wort noch, und ich schlug zu.

Mein Gesicht mußte allzu deutlich verraten haben, was in mir vorging. Bellaire verstummte plötzlich. Ein entsetzter Blick, ein scheues Zurückweichen. In seinem Innern dämmerte dem Halunken wohl die Gefahr auf, die über ihm schwebte. Verängstigte Augen starrten mich aus einem kreidebleich gewordenen Gesicht an, so voll Furcht, daß ich den Blick noch vor mir sah, als der Bursche längst in seinem Zimmer verschwunden war.

Jetzt hieß es für mich handeln. Noch eine solche Szene, und die Katastrophe, die ich unbedingt vermeiden mußte, war da. Einen besseren Vorwand, nach Schanghai, der nächsten Hafenstadt, von der vielleicht ein Weg nach Hause führte, zu gelangen, gab es nicht. Viel Zeit war nicht zu verlieren. Schon seit Monaten wußte ich von den Bemühungen der Entente, China auf ihre Seite zu bringen. Was ihnen bisher nicht gelungen war, das würde aber in den nächsten Tagen der sicher eintretende Bruch der Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten durchsetzen.

Eine geraume Weile blieb ich mit meinen Gedanken allein im Dienstzimmer. Tiefe Stille herrschte im ganzen Gebäude. Heute war es mir noch gelungen, mich in Gewalt zu halten; nur zu gut aber fühlte ich, daß ich mich ein zweites Mal nicht mehr würde beherrschen können. Ich war ein Ausland-Deutscher gewesen wie so viele andere, tat meine Arbeit und kümmerte mich um nichts weiter. Der Krieg hatte mich ebenso gewandelt wie so viele meiner Landsleute. Wir waren Deutsche, und jedes Wort, das gegen das Deutschtum gesprochen und geschrieben wurde, erreichte den gegenteiligen Erfolg. Wußten wir draußen doch nur zu genau, worum es ging, daß die City dahintersteckte. Meine Mutter war wohl Engländerin, und in ihr war mir vieles Britische teuer geworden, gerade zu Hause aber in Leith herrschte echter deutscher Geist.

Im Lichte der elektrischen Lampen glitzerten und funkelten die Metallteile der Apparate, fast übermäßig laut schien mir das Ticken der Uhrwerke. Allmählich merkte ich, wie ich ruhiger wurde und das Brausen aus meinen Ohren verschwand. Gewaltsam zwang ich die wild durcheinanderschießenden Gedanken zu kühler Überlegung. Ich mußte fort. mußte alles in die Wege geleitet haben, bevor Bellaire noch zur Besinnung kam. Er sollte einer Tatsache gegenüberstehen, an der nicht mehr zu rütteln war. Eine Sekunde noch zögerte ich, dann faßte meine Hand nach dem Hebel und drückte ihn hinunter.

Der Draht begann zu knistern und gab meinen Bericht an die Direktion nach Schanghai weiter. Ich hätte schwere Differenzen mit Bellaire gehabt, könne keinen Augenblick länger auf der Station, die ohnedies vollendet sei, bleiben und würde sofort nach Schanghai abreisen. Meine Anwesenheit sei nicht mehr erforderlich. Kaum eine Viertelstunde später bestätigte mir Schanghai den Empfang des Telegramms.

Die Geschichte hatte mich doch gehörig mitgenommen. Das merkte ich erst, als die Chinesen wieder hereingekommen waren und ich vor das Haus trat. In den Antennen sang und summte der Abendwind, unter mir zog sich die dunkle Masse der Stadt, in deren Geschäftsstraßen schwacher Lichtschein leuchtete und in denen der Lärm des Tages

Digitized by Google

Beim Nachtisch. Gemälde von A. D. Fraute.

Digitized by Google

längst verklungen war. Nach Süden zu glänzte das helle Band des Jangtse, der seine gelben Fluten ostwärts dem Meere zuwälzte. Hoffentlich vergingen nur noch Stunden, bis sich mir eine Fahrgelegenheit bot.

Zweites Kapitel.

In der Nacht, die meinem Auftritte mit Bellaire folgte, fand ich wenig Schlaf. Ein Zurück gab es nicht mehr für mich. Ich war fest entschlossen, so schnell als möglich nach Schanghai zu gehen. Das weitere mußte sich allerdings erst dort finden. Jedenfalls hieß es für mich, schleunigst China zu verlassen, bevor der Belgier mir nochmals gegenübertrat.

An eine Dampferverbindung war nicht zu denken. Zwar lagen seit Wochen zwei Dampfer dicht an der Stadt; sie hatten aber längst die Feuer ausgemacht, weil sie bei dem niederen Wasserstande die unzähligen Barren und Sände stromabwärts nicht passieren konnten. Sie waren also so lange zu warten verurteilt, bis die Schneeschmelze im tibetanischen Grenzgebirge begann, und das konnte noch lange dauern. Die Reise über Land kam nicht in Betracht. Sie hätte mehr als einen Monat beansprucht und wäre viel zu kostspielig geworden. Zwar hatte ich mir eine hübsche Summe erspart; ich mußte aber, da ich gar nicht wußte, wie sich meine Zukunft gestalten würde, äußerst sparsam sein. Das einzige Mittel war, eine der zahlreichen großen Dschunken, die täglich mit Fellen, Wolle und Öl beladen stromabwärts fuhren, zu benutzen. Auf jeden Fall konnte ich so bis Itschan, unterhalb der Schnellen, kommen, wo ich sicher einen Dampfer finden würde. Glänzend war die Aussicht, tagelang auf engem Raum mit der knoblauchduftenden Schiffsbesatzung zusammenzuhausen, nicht, andererseits aber war der Vorteil, bald von hier wegzukommen, ausschlaggebend.

Es begann bereits hell zu werden, als ich mit meinen Gedanken im reinen war. Aus der Küche klang das Klappern von Geschirr herüber. Anscheinend hatte mein Boy, der es sonst nicht gerade mit dem Frühaufstehen sehr genau nahm, vom chinesischen Personal schon gehört, daß ich Bellaire den ganzen Krempel vor die Füße geworfen hatte, und mich, wie er es liebte, durch das Schlüsselloch beobachtet. Jedenfalls konnte er sofort an die Arbeit gehen. Eben, als ich die Tür öffnete, um ihn zu rufen, erschien er mit dem Frühstück.

„Nanu, Ah-fu, woher weißt du denn, daß ich jetzt schon frühstücken will? Du bist doch sonst nicht so, alte Schlafmütze!"

Mit verständnisvollem Grinsen antwortete mir der brave Kerl, auf den ich mich unbedingt verlassen konnte, in seinem Pidgeon-Englisch:

„Mastel! You plenty fight Mistel Bellaire! You go Shanghai and my belong Hankau. Plenty chauchau!"

Na also, schon ein Glücklicher! Ah-fu schien sich wie ein Kind darüber zu freuen, daß er mit nach seiner Vaterstadt, die er schon lange nicht gesehen, kam. Er erzählte mir auch sofort, daß er den Kuli schon angestellt hätte, um die Kisten heranzuschleppen. Das Einpacken meiner Sachen könne sofort beginnen. Das war mir nur recht. Je schneller es ging, desto besser war es. Mit ein wenig Glück mußte ich auch einen fahrbaren Untersatz finden, mit dem ich noch heute früh stromabwärts gondeln konnte.

Eine halbe Stunde später stand ich am Bund und sah mir die unten im seichten Flußbett liegenden Fahrzeuge an. Zwanzig bis dreißig Dschunken hatten neben- und hintereinander festgemacht. Laufplanken stellten die Verbindung mit dem Land her, Kulis schleppten unter monotonem Singsang auf ihren Bambusstäben schwere Lasten hinüber und herüber. Leichter Morgennebel lag noch auf dem Strom, so daß das gegenüberbefindliche Ufer nur undeutlich herüberschimmerte.

Meine Versuche, mich mit den Chinesen, die das Laden beaufsichtigten, über die Abfahrt der Dschunken in Verbindung zu setzen, scheiterten an der mangelhaften Sprachkenntnis. Nur ein verständnisloses Grinsen der gelben Gesellschaft und ein „No sawy" antwortete mir, bis ich schließlich an einen behäbigen, wohlgenährten Chinesen, der eben am Ufer erschien, gewiesen wurde. Ein Angestellter vom Zoll, der genau Bescheid wußte. Zwei Dschunken fuhren heute noch stromabwärts. Die eine, die am weitesten an der Außenseite lag und bei der die Häuteballen bereits sämtlich an Bord zu sein schienen, wäre bis Mittag fertig. Der Führer sei auch ein ganz brauchbarer Mann, erzählte er mir, einer der besten Kenner des Stromes.

Ein Dollar, den ich ihm in die Hand drückte, bewog den chinesischen Zollbeamten sofort, den Dolmetscher zu spielen. Der Besitzer war bald herangeschafft. Er war unglaublich höflich. Die Angst des Chinesen vor dem Beamten ließ ihn in mir wohl einen höheren Zollangestellten vermuten, der ihm Schwierigkeiten bereiten wollte. Er atmete sichtbar auf, als er vernahm, worum es sich handelte, behauptete aber, keinen Platz für mich zu haben, da bereits ein anderer Europäer den ganzen Wohnraum mit seinem Gepäck für die Fahrt gemietet hätte. Er sei an Land gegangen und müsse jeden Augenblick wiederkommen. Er wollte mich ja sehr gern mitnehmen, als ich ihm erklären ließ, daß es mir auf ein paar Dollar mehr oder weniger nicht ankäme, und bat mich schließlich, mich mit dem anderen Passagier zu einigen.

Einen Augenblick überlegte ich. Wer ist es denn? Es war nicht ganz einfach, bis ich Auskunft hatte. Schließlich aber bekam ich doch heraus, daß es sich um einen Missionar handelte, der, nach dem vielen Gepäck zu schließen, das eben in den Aufbau geschleppt wurde, eine größere Reise vorhatte. Mit dem wollte ich schon klarkommen. Die Hauptsache war, wie der Chinese betonte, daß mein Gepäck in spätestens zwei Stunden an Bord käme, da er noch heute bei Tageslicht mehrere gefährliche Stellen passieren wollte.

Zwanzig Minuten später war ich wieder in meiner Wohnung, wo Ah-fu eben die letzten Kisten verschnürte und mehrere Körbe mit Proviant bereitstellte. Nach wenigen Worten hatte mein Boy begriffen, wohin das Gepäck geschleppt werden sollte. Er hatte auch ein paar Kulis bei der Hand, die schleunigst unter seiner Aufsicht mit meinen Kisten und Koffern von dannen zogen.

Jetzt war es soweit. Zum letztenmal schweiften meine Blicke durch die Zimmer, in denen ich ein halbes Jahr gehaust hatte. Schöne Erinnerungen hatte ich nicht an die Zeit. Leichten Herzens schied ich. Bellaire fiel mir ein. Sollte ich mich von diesem Halunken verabschieden? Es genügte ja wohl, wenn ihm einer der chinesischen Assistenten erzählte, daß ich abgefahren sei. Er würde ohnedies bis Mittag brauchen, um seinen Rausch auszuschlafen.

Es waren noch keine zwei Stunden vergangen, als ich wieder am Flusse eintraf. Ah-fu kam mir sofort entgegen. Er hatte das Gepäck nicht an Bord bringen können, da der andere Europäer sich auf keinen Fall zugunsten eines Mitreisenden einschränken wollte. Na, den wollte ich schon herumkriegen.

Während also mein Boy wieder zum Gepäck zurückging, kletterte ich an Bord, um mir den ungefälligen Europäer näher anzusehen.

Auf einem ganzen Berg von Kisten und Kasten kauerte eine zusammengesunkene Gestalt, die teilnahmslos vor sich hinstarrte und sich um die Umgebung nicht zu kümmern schien. Mit einem Blick hatte ich es erfaßt, daß ich es mit einem Missionar zu tun hatte. Anscheinend ein Engländer.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Paul v. Szczepanski, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pienak, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Nr. 2 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zubeziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger August Scherl G. m. b. H., Leipzig

Roman von Thea von Harbou.

(1. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

„Und ich soll fortgehen, ohne meine Frau zu benachrichtigen, wohin ich fahre?“

„Morgen früh steht es dir frei, Sahib. Du magst dem Diener sagen, was du willst, um die Herrin zu beruhigen. Aber das Ziel deiner Reise darf sie erst morgen erfahren.“

„Und wenn sie wiederkommt, bevor ich fort bin?“

„Beeile dich, Herr“, war die einfache Antwort.

„Ich werde nur soviel Zeit brauchen, als notwendig ist, einen Koffer zu packen.“

„Du bedarfst keines Koffers, Sahib. Du bist der Gast meines Herrn und hast zugebieten. Wünsche, und du besitzest.“

„Ich würde es vorziehen, in gewissen Dingen für mich selbst zu sorgen“, meinte Fürbringer. — „Tue dies dann, Sahib, wenn du mit dem, was mir dir geben können, nicht zufrieden bist.“ — Fürbringer zuckte die Achseln. Dem Inder den Rücken zukehrend, nahm er ein Blatt Papier vom Schreibtisch und steckte es in die Tasche.

„Verzeihen Sie einen Augenblick“, sagte er und ging in sein Schlafzimmer zurück, dessen Tür er offen ließ. Durch den Spiegel über dem Diwan sah er den Inder mit dem Hut in der Hand unbeweglich auf seinem Platze stehen.

Er nahm das Blatt Papier und den Brief des indischen Fürsten aus der Tasche, zog den Bleistift aus seinem Notizbuch und schrieb in Kurzschrift auf den Zettel: „Geliebtes Geschöpf! Lies den Brief und sorge Dich nicht, die Angelegenheit scheint durchaus ernsthaft zu sein. Ich habe die Reise sofort antreten müssen, benachrichtige Dich gegen den Willen meines geheimnisvollen Auftraggebers. Nochmals: sorge Dich nicht. Morgen depeschiere ich Dir ausführlich. Sobald ich selbst das Nähere weiß, bitte ich Dich, mir nachzukommen. Ich hielt mich nicht für berechtigt, das große Los als Mensch und Baumeister zurückzuweisen. Ich küsse Dich auf Deine beiden geliebten Augen! Michael.“

Er steckte den Zettel in den

Kronprinz Franz Joseph Otto und Erzherzogin Adelheid,
die beiden ältesten Kinder des österreichisch-ungarischen Herrscherpaares.
Skulptur von Irma Stuart-Willfort.

Digitized by Google

Briefumschlag des Fürsten und legte ihn auf sein Kopfkissen, Dann schaltete er das Licht aus und verließ das Zimmer, die Tür hinter sich ins Schloß ziehend.

„Gehen wir!" sagte er.

Der Inder verbeugte sich. Er sah mit einem unbeweglichen Gesicht zu Boden.

Fürbringer ging ihm voraus auf den Flur und rief nach dem Diener.

„Ich will ausgehen", sagte er.

Während der Diener ihm in den Mantel half, sagte er, laut genug, um auch von dem Inder verstanden zu werden: „Wenn meine Frau nach Hause kommt, dann melden Sie ihr, daß ich den Besuch eines Herrn empfangen hätte, der mich veranlaßt habe, in einer außerordentlich wichtigen Berufsangelegenheit sofort zu verreisen. Ich ließe sie bitten, sich in keiner Weise Sorge zu machen — ich fühlte mich vollkommen gesund und würde ihr morgen früh auf telegraphischem Wege ausführliche Nachricht zukommen lassen."

„Jawohl, gnädiger Herr", antwortete der Diener mit einem Blick über die Schulter seines Herrn. Unwillkürlich drehte Fürbringer sich um.

Hinter ihm stand der Inder.

Fürbringer nickte dem Diener zu, setzte den Hut auf und schritt nach der Haustür. Als er den Garten betrat, empfand er die warme und feuchte Süßigkeit der Märzluft fast lähmend. Er sog sie tief in sich hinein, um ihrer Herr zu werden. Die große Verheißung des Werdenden begann ihn zu erfüllen.

Vor der Gartentür stand das Auto, von dem der Inder gesprochen hatte. Der Lenker sprang vom Führersitz und warf den Motor an. Das beizende Licht der Scheinwerfer fiel auf seine asiatischen Züge.

Er grüßte und schwang sich auf seinen Platz zurück, die Hände ans Steuerrad legend.

Fürbringer stieg in den Wagen. Das weiche Licht der elektrischen Lampen glühte auf. Der Inder legte ihm die Pelzdecke über die Knie, schloß die Tür und setzte sich neben den Fahrer.

Leise wie ein Gespenst glitt der Wagen über den regenfeuchten Asphalt. Nach kürzester Fahrt hielt er am Bahnhof; der Inder sprang ab und riß den Schlag auf; Fürbringer stieg aus.

„Wem gehört der Wagen?" fragte er.

„Dir", antwortete der Inder.

Fürbringer entgegnete nichts. Er stieg die Treppe zum Bahnhof hinauf und sah den Schatten des Inders, vom Spiel der Bogenlampen verdreifacht, neben sich die Stufen erklimmen.

„Mit welchem Zuge fahren wir?" erkundigte er sich, über die Schulter sprechend.

„Der Sonderzug des Fürsten wartet auf dich, Sahib", sagte der Inder.

„Und wohin fahren wir?"

„Nach Genua."

„Von Genua aus mit dem Schiff?"

„Ja, Sahib, mit der Jacht des Fürsten."

Fürbringer fragte nicht weiter.

Als er, eine Zigarette rauchend, im Klubsessel an einem Fenster des Wohnwagens saß und das unendlich behutsame Rollen der Räder unter seinen Füßen spürte, trat der Inder ein und auf ihn zu.

„Du hattest dies vergessen, Sahib", sagte er halblaut und legte einen Brief auf den bronzenen Rauchtisch.

Fürbringer griff danach. Es war das Schreiben des Fürsten; in ihm lag der Zettel, den er an seine Frau geschrieben hatte.

„Gute Nacht, Sahib", sagte der Inder.

„Gute Nacht . . ."

* * *

„An Bord der ‚Eschnapur', im März.

Geliebte Frau!

Meine beiden Depeschen und den Brief, den ich in Genua zur Post gab, hast Du hoffentlich bekommen und sorgst Dich nicht mehr, wenn Du auch gewiß noch immer ebenso wenig wie ich begreifen wirst, was dies alles zu bedeuten hat. Wissen möchte ich eins: Ob Du verstehen kannst, warum ich es auf mich nahm, Deine liebevolle Seele einer langen Unruhe preiszugeben, um die Laune eines Unbekannten zu erfüllen. Es war nicht Ehrgeiz oder Ruhmsucht in der nackten Bedeutung ihrer Namen, es war weit mehr die plötzliche Erkenntnis, vor der Möglichkeit einer Selbsterfüllung zu stehen, wie sie das Leben unter tausend Menschen nur einem bietet — und auch diesem nur in einer einzigen Stunde. Du, die meine Pläne und geträumten Entwürfe liebte, mehr als ich selbst sie lieben konnte, die den Rausch des Entwerfens und Schaffens mit mir teilte wie einen Kuß, Du wärst der letzte Mensch gewesen, der sich zwischen mich und ein Ziel von so unerhörter Größe gestellt hätte — darauf habe ich vertraut, und darum bin ich gegangen.

Es scheint nun wirklich, als ob das Unausdenkbare zu Wirklichem werden sollte; ich bin an Bord der Jacht, die mich nach Indien bringt — nach dem Lande, über dessen Bildern, Sagen und Ungeheuerlichkeiten wir am liebsten träumten, wenn uns der Vorfrühling im Blute saß und wir Wanderpläne machten, denen die Welt zu klein war. Und Du warst so kühn wie ein junger Adler im Fernflug Deiner lieben Seele . . .

Daß Du jetzt nicht bei mir bist, Irene . . .

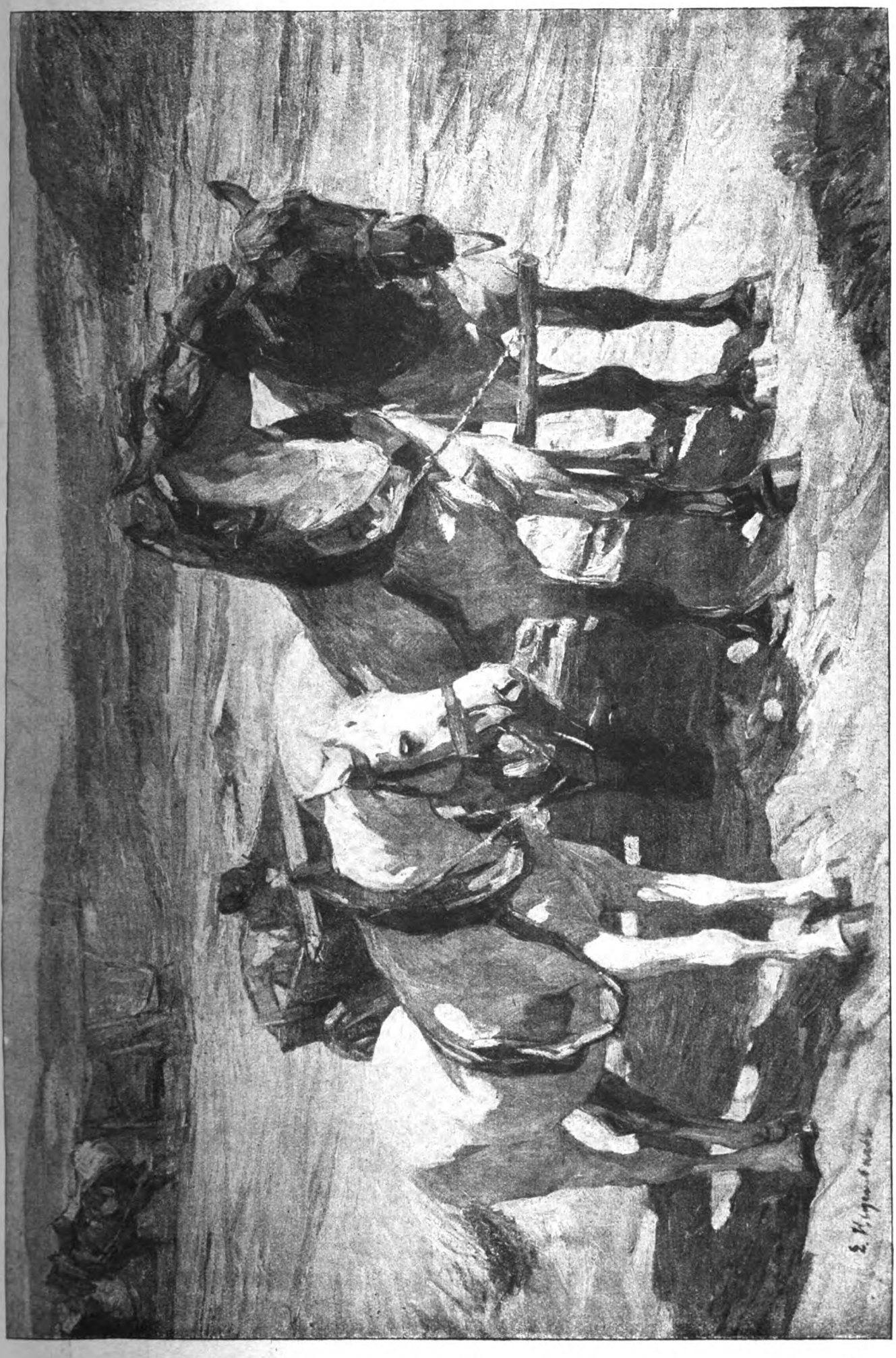
Ich sitze an Deck unter dem Sonnensegel und atme die Luft des Mittelmeeres, die wir beide kennen — die ganz gesättigt ist von jenem Duft, den kein anderes Meer der Erde hat, dem Duft nach Edelfäule, nach der verruchten Schönheit der Levante. Die vollkommene Stille der Fahrt wird nur gebrochen vom Geräusch der Schiffsmaschinen, deren Kraft das feine Fahrzeug zittern macht. Dieselmotoren gehören auf den Ozean. Auf den homerischen Wassern aber dürften nur braune Segel über schöngeschnäbelten Schiffen sich wölben, oder weiter gen Osten die prunkenden Barken der Kleoprata. Es liegt über diesen Wellen, die sich so völlig aufgelöst dem Schiffskörper hinbreiten, eine zugleich heitere und lässige Sinnlichkeit, die Klang werden will; niemals habe ich so gut wie jetzt verstanden, woher dem blinden Götterseher das holde Märchen der Sirenen kam.

In einem Märchen scheine auch ich zu leben; der dienstwillige Geist aus der Wunderlampe Aladins steht mir zu Befehl. Nur daß er indische Züge trägt. Wahrhaftig, ich bin neugierig darauf, den Mann kennenzulernen, der mit Millionen spielt wie ein Knabe mit Murmeln. Vielleicht ist er ein halber Narr, vielleicht auch ein ganzer. Seine Diener scheinen ihn für einen Gott zu halten. Die Art, mit der sie seinen Namen nennen, kommt einem Kniefall außerordentlich nahe. Ihr Gehorsam in seinen Willen ist vollkommen und von der Unfehlbarkeit seines Willens überzeugt. Dennoch weiß ich schon heute, daß sie ihn nicht lieben.

Was kümmert das mich? Ich will das Grabmal seiner Geliebten bauen. Weiter nichts. Und das soll schön werden Du . . . Es steht vor mir, als wäre es mir in die Augen geätzt. Halbe Nächte hindurch habe ich daran gezeichnet. Ich habe es nicht entworfen — es war da. Ich brauche es nur in Steine zu setzen, wie die Begnadeten ein Lied in Töne setzen, und es soll sich selber singen.

Irene, ich schreibe an Dich, als nähme meine Seele ein Bad. Das Fieber der Erwartung hat mich gepackt. Das Land der großen Wunder wird sich vor mir auftun, das Land, dessen Name für uns Geheimnis, Verschleierung, Zauberei bedeutet. Tausend Gottheiten, deren Namen niemand kennt, tausend Heiligtümer, unseren Sinnen ebenso fremd wie unseren Gehirnen, werden sich mir offenbaren. Sie dürfen es getrost. Sie bleiben uns dennoch verschlossen. Darum lächeln sie auch, die indischen Götter.

Digitized by Google



Pferde in der Sandgrube. Gemälde von E. Hegenbarth.

Digitized by Google

Vielleicht hat auch der Mann, der mich zu sich rief, damit ich seiner toten Geliebten ein Grabmal baue, das ihrer Schönheit würdig sei, das gleiche Lächeln um seine asiatischen Lippen, dieses Lächeln der maßlos Herrschenden, denen ein Menschenleben nicht mehr ist als die Rauchwolke eines Opferfeuers. Denn wenn auch sein Reichtum sich an den Spielereien europäischer Technik ergötzt und die Großbanken der Welt sich vor seinem Namenszug verbeugen — wo finden wir, Kinder der gemäßigten Zone, den Eingang zu einer Menschenseele, die ihre Trauer um eine schöne Frau nicht anders zu sättigen weiß als in Orgien des Marmors, in Strömen aus Silber und den Flammenausbrüchen reinen Goldes? . . ."

An diesen Brief, den er seiner Frau an Bord der „Eschnapur" geschrieben hatte, mußte Michael Fürbringer denken, als er, nach einer Fahrt von nahezu zehn Tagen, in denen er das Auto kaum verlassen hatte, in Eschnapur angekommen, bei Nacht die Hauptstadt und den Palast des Fürsten erreichte, und, aus halbem Schlafe aufgerüttelt, von dem Inder, der den Schlag des Autos öffnete, die Meldung empfing, daß Seine Hoheit der Radscha von Eschnapur gekommen sei, den fremden Sahib zu begrüßen.

Den ersten Eindruck, den Fürbringer gewann, als er den Wagen verlassen hatte und sich umsah, war ein überwältigendes Chaos von Rot und Schwarz.

Gerade vor ihm hob sich ein steinernes Tor von den ungeheuren Massen eines Domes. Rechts und links auf seinen Schultern reckten sich zwei Türme auf, stumpf, schwerlastend, ohne den Himmel zu suchen. Von ihren Plattformen loderten die Flammen zweier Feuerstöße, die errichtet schienen, die Wolken zu rösten und die Nacht zu Asche zu verbrennen. Rauch stieg von ihnen auf, einen neuen Himmel schaffend; über ihm war das Nichts. Seine lastende Schwärze war durchsprüht von blutroten Funken, die in trägen Tropfen niedertauten und starben, ohne ans Ziel zu gelangen.

Vor dem Tore dehnte sich ein Platz; seine in der Dunkelheit uferlose Breite ließ ihn leer erscheinen, obwohl er, von Geschöpfen wimmelnd, einem Hafen für das Lebendige glich, das aus dem Innern der Erde an ihre Oberfläche gedrungen war und vergebens in den Schoß der Tiefe zurückstrebte. Jeder Mensch, der im Umkreise des Platzes Atem holte, trug eine Fackel, bei deren schwelendem, blutrünstigem Licht er etwas Unersetzliches ewig vergebens zu suchen schien.

Aber die Fackeln erhellten die Dunkelheit nicht, sie machten das Schwarz nur schwerer durch ihr gleichsam verfluchtes Rot. Die Gesichter der Menschen hatten keine Augen. Schattenhöhlen lagen darin.

Das einzig Unbewegliche im Wogen der beiden Farben waren die Elefanten, die, riesenhaft aufwachsend über dem Gewimmel der Fackelträger, mit ihren ungeheuren Leibern rechts und links zwei lebendige Mauern bildeten bis zu den flammenden Türmen des Tores. Sie alle trugen die Rüssel über die Stirnen geschwungen. Steinernen Kolossen glichen sie. Auf ihren Nacken thronten die Wächter, regungslos wie sie, die rechte Hand auf der Hüfte, Schattenrisse gegen die Glut der qualmenden Brände.

Ein Brausen von Tönen war in der Luft, nicht laut, ferner Meerbrandung gleichend. Erz dröhnte. Wenn dem Weihrauch eine Stimme verliehen worden wäre, dann hätte sie diesem Laut gleichen müssen. Er legte sich wie eine Maske, berauschenden Duftes voll, lähmend und aufreizend zugleich, auf alle Sinne.

Und Michael Fürbringer, aus der Dämmerung des Halbschlafs einer tiefen Erschöpfung plötzlich hineingestellt in den tosenden Wettstreit von Glut und Finsternis, schloß unwillkürlich die Augen und beugte den Nacken unter die Last des Nieerlebten.

Bis eine fremde Stimme seinen Namen nannte: „Herr Fürbringer?"

Er blickte auf . . .

Seine Hoheit der Fürst von Eschnapur hatte mit dem Briefe, den er an den Erbauer des Hauses auf dem „Roten Hügel" schrieb, eine gefälschte Besuchskarte abgegeben.

Der Mann, der vor Michael Fürbringer stand und ihm mit einer ungemein verbindlichen Bewegung die Hand entgegenstreckte — eine kräftige, kühle, langgliedrige Hand — war sicherlich vielfacher Millionär, war der Besitzer von Sonderzügen, Kraftwagen und Jachten, war mit ziemlicher Sicherheit ein ausgezeichneter Schütze, ein hervorragender Polospieler und kaltblütiger Reiter, aber er war nicht der Mann, der die Erde durchforscht hatte, um für das Grabmal einer schönen, toten Frau den auserwählten Baumeister zu finden. Oder er fälschte sich in dieser Stunde selbst, maskierte sich mit Hilfe eines Londoner Schneiders, gefiel sich in der Rolle des Weltmanns, der die europäischen Sitten kannte und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit nachahmte, ohne sich der persönlichen Anmut in ihrer Handhabung zu begeben. Es lag durchaus nichts Geheimnisvolles über diesem Menschen; aber vielleicht war dies sein größtes Geheimnis.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie gekommen sind", sagte der Fürst in einem sehr reinen und müheloſen Deutsch. „Es hat mir nur leid getan, daß ich Ihnen die Mühe der großen Reise nicht ersparen konnte. Ich hoffe, daß Sie mit Ihren Dienern zufrieden waren?"

„Vollkommen, Hoheit", entgegnete Fürbringer.

„Es ist gut", sagte der Fürst mit einem gleichgültigen Blick nach der Stelle, wo die Dienerschaft Fürbringers stand. „Sie wußten, was sie erwartete, wenn ich in Ihrer Antwort den Schatten der Unzufriedenheit gefunden hätte. Sie werden ermüdet sein — gehen wir ins Haus!"

„Ich bin nicht ermüdet, Hoheit", antwortete Fürbringer und blieb stehen. „Die Sorgfalt, die auf Befehl Eurer Hoheit während der Reise auf meine Pflege verwandt wurde, machte die Fahrt von Wochen zum Genuß. Und ich möchte den Palast Eurer Hoheit nicht betreten, ohne Eurer Hoheit zu sagen, wie angefüllt von Arbeitsfreude und wie dankbar für den Auftrag, den Eure Hoheit mir zuteil werden ließen, ich herübergekommen bin. Freilich möchte ich wünschen, daß der Anlaß zu diesem Auftrag ein weniger schmerzlicher wäre. Ich kenne die Sitten dieses Landes zu wenig, um zu wissen, ob ich jetzt eine Taktlosigkeit begehe, sonst würde ich Eurer Hoheit die Versicherung meiner aufrichtigsten Teilnahme auszusprechen mir erlauben."

„Die Sitten dieses Landes", sagte der Fürst etwas nebensächlich, „verlangen, daß man von den Frauen nicht spricht. Aber erstens kümmere ich mich nicht um die Sitten dieses Landes, soweit sie meinen persönlichen Liebhabereien nicht entsprechen, und zweitens wäre das Thema in unserm besonderen Falle kaum zu vermeiden . . . Aber lassen wir das jetzt. Vor allen Dingen danken Sie mir nicht; die Menschen haben selten Grund, einander zu danken. Ich selbst verdiene niemals Dank. Auch, verzeihen Sie, Herr Fürbringer, wenn ich Sie bitte, nicht allzuoft meines Titels Erwähnung zu tun. Es macht die Unterhaltung so umständlich. Ein Satz — drei Schritte, ein Kniefall . . . Das ist sehr zeitraubend, nicht wahr? Und wir wollen, wenn wir sie verschwenden, die Zeit den Köstlichkeiten des Lebens geben. Noch einmal: ich heiße Sie willkommen!"

Michael Fürbringer verneigte sich stumm.

Sie gingen über den Platz, dem Tor mit den flammenden Türmen zu. Wo sie vorüberschritten, sanken die ungeheuren Leiber der Elefanten in die Knie und neigten die Köpfe bis auf den Marmor des Bodens. Irgendein geheimnisvolles, blutrotes Mal flammte auf ihren Stirnen.

Die Fackeln der Zehntausend, die den Platz erfüllten, gerieten ins Taumeln. Sie drängten sich durcheinander, rechts und links hinter den knienden Elefanten, verwirrten und entknäuelten sich wie in der Trunkenheit eines aberwitzigen Tanzes

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fernsprechleitungen im Felde.

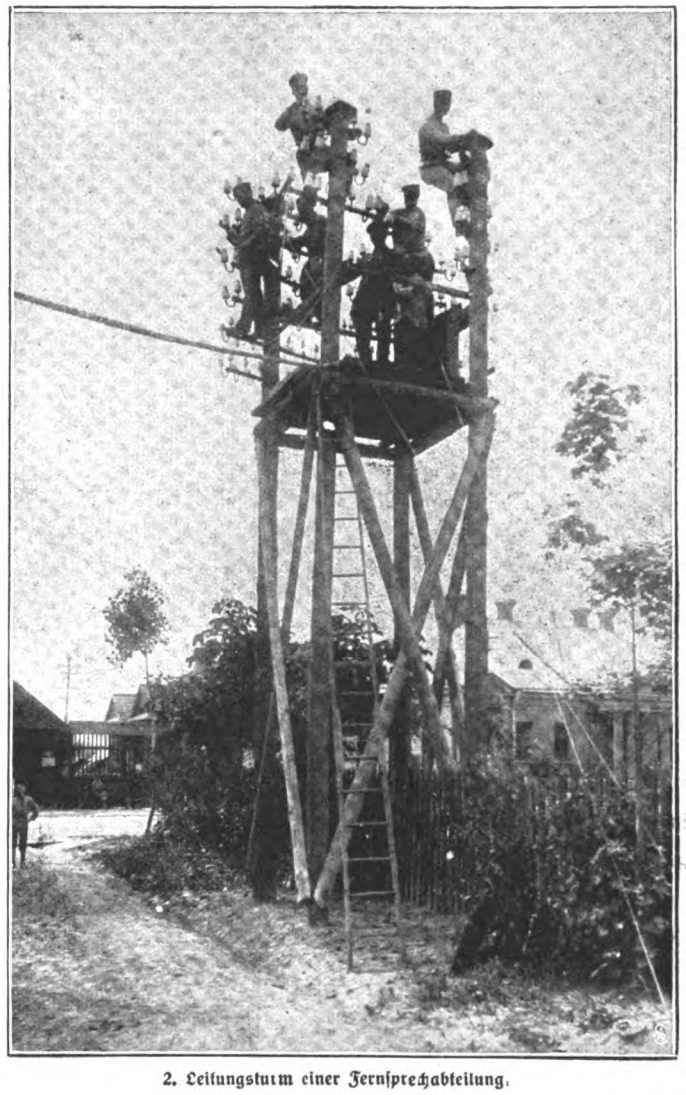
Mit 8 photographischen Aufnahmen von Gebr. Haeckel, Berlin.

Der Führer größerer Truppenverbände, der seine Befehle und Entschlüsse meist nicht in unmittelbarer Nähe des tobenden Kampfes fassen kann, muß trotzdem mit der kämpfenden Truppe in dauernder Verbindung stehen.

In früheren Kriegen geschah das durch die Ordonnanzoffiziere und Meldereiter, von deren kühnen Ritten viel berichtet wurde; heute aber, wo es sich um Schlachtfronten von gewaltiger Ausdehnung handelt, muß man schnellere und zuverlässigere Mittel anwenden. Das sind in erster Linie die Fernsprechverbindungen. Die Herstellung und die Aufrechterhaltung des Betriebes auf den Fernsprechleitungen ist die Hauptaufgabe der Nachrichtentruppen, die aus den früheren Telegraphen-Bataillonen hervorgegangen sind. In unermüdlicher, treuer Pflichterfüllung sind die „Telegraphisten" Tag und Nacht unterwegs, um die erhaltenen Befehle auszuführen, und so erscheint es draußen schon fast selbstverständlich, daß die Truppen von den obersten Kommandobehörden herab bis zu den Vorposten oder im Gefecht bis in die vordersten Linien durch Fernsprecher verbunden sind, und daß man gar nicht mehr an die Arbeit denkt, die zum Bau und zur Unterhaltung eines so gewaltigen Fernsprechnetzes erforderlich ist; hat doch die Länge der bestehenden Fernsprechleitungen im Operationsgebiete am Ende des dritten Kriegsjahres mehr als 920 000 Kilometer oder mehr als den 23fachen Erdumfang am Äquator erreicht und beinahe das Zweieinhalbfache der mittleren Entfernung des Mondes von der Erde.

Hierbei sind die verschiedensten Draht- und Kabelsorten vertreten. In der Etappe und überhaupt in schußsicheren Zonen finden wir Fernsprechnetze in blankem Draht ausgebaut, die sich von unseren Leitungen in der Heimat kaum unterscheiden (Abb. 5). Weiter „vorn" dagegen, also etwa zwischen Division und vorderster Linie, baut man fast ausschließlich mit isolierten Drähten oder Kabeln, gewöhnlich mit dem sogenannten Feldkabel, wie wir es auf den Abbildungen Nr. 4 und Nr. 8 sehen. — Ein Trupp einer Divisions-Fernsprechabteilung hat soeben eine Station eingerichtet und hält die Verbindung aufrecht mit einem Baurupp, der, dem Vormarsch der Infanterie folgend, die Leitung legt. Nur mit Mühe kann sich der Bauwagen auf der mit Truppen überfüllten Straße vorwärts bewegen, während die Mannschaft damit beschäftigt ist, die Leitung zu verlegen. Der Truppführer, ein erfahrener Unteroffizier, hat seinen Leuten die verschiedenen Aufgaben zugeteilt. Einen Mann hat er zu Rad vorausgeschickt, damit er die Baustrecke erkunden soll. An der Spitze des Trupps gehen zwei Leute, die das Kabel von der Trommel abrollen lassen. Die übrigen legen das Kabel hoch

1. Stellen einer Fernsprechabteilung im Westen in einem zerschossenem Hause.



2. Leitungsturm einer Fernsprechabteilung.

in die Bäume und befestigen es so, daß es kein Verkehrshindernis bildet. Die wichtigste Arbeit hat dabei der „Drahtgabelschwinger" zu leisten, denn das sichere und schnelle Befestigen des Kabels in der vorgeschriebenen Höhe mit dieser 4 Meter langen Stange erfordert viel Übung und Geschicklichkeit, und mancher von den jungen Kriegsfreiwilligen hat sich zum Spott der altgedienten Krieger vergeblich damit abgemüht. Zur dauernden Überwachung der im Bau befindlichen Leitung gibt der Trupp auf der Anfangsstation häufig Summersignale, die der Mann an der Trage in dem an das Ende des Kabels dauernd angeschlossenen Kopf-Fernhörer vernimmt. So sind die beiden Trupps ständig miteinander in Verbindung, und es können schon während des Baues wichtige Befehle und Meldungen durchgegeben werden. Schwieriger wird die Aufgabe der Baumannschaft, wenn an den Straßen keine Bäume vorhanden sind und erst Stangen gesetzt werden müssen. Ein gut eingearbeiteter Bautrupp kann in geeignetem Gelände bis zu 4 km Leitung in

Digitized by Google

3. Legen von Fernsprechkabeln in einer von uns besetzten Stadt.

tungen kommen hinzu, immer neue Apparate werden aufgestellt. Sind es deren mehr als fünf, so legt man alle Leitungen an einen großen Apparat, den sogenannten Klappenschrank. Hier kann man durch wenige Griffe Leitungen miteinander verbinden. Während des Vormarsches haben nur die höheren Stäbe, etwa vom Korps oder von einer Armee, solche Vermittlungen; sobald aber der Stellungskrieg einsetzt, finden wir sie auch bei Divisionen und Regimentern. Die Stationen bei Korps und Armeen wachsen dann immer mehr. Die Leitungen, die in sehr großer Anzahl, hundert und mehr, alle zur Station kommen, müssen übersichtlich angeordnet werden. Meist legt man sie hier in

einer Stunde bauen. — So hat unser Bautrupp nun schon mehrere Stunden lang gearbeitet, Führer und Leute sehnen sich nach der wohlverdienten Ruhe, da taucht nach einer Straßenbiegung das Dörfchen auf, das ihnen als Ziel angegeben ist, weil hier der Regimentsstab für heute haltzumachen beabsichtigt. Mit verdoppeltem Eifer legen sich alle ins Zeug, und nach einer halben Stunde sind sie angelangt; der Unteroffizier hat einen für die Station geeigneten Raum ausfindig gemacht. Wagen und Pferde läßt er in der Nähe unterbringen, und er begibt sich mit seinen Leuten daran, die Station einzurichten (Abb. 1.) In wenigen Minuten sind die Apparate aufgestellt, und sofort beginnt ein lebhafter Fernsprechverkehr. Offiziere und Ordonnanzen kommen und gehen, hat doch alles schon die Fertigstellung der so wichtigen Verbindung ersehnt.

Nur in seltenen Fällen bleibt die Station so klein, immer mehr Lei-

4. Soldaten einer Fernsprechabteilung beim Legen einer Leitung in einem russischen Städtchen.

5. Beim Legen einer Leitung auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

blankem Draht an besondere feste Stangen und führt sie von den Stationen zu großen Sammeltürmen (Abb 2 und 3). In den Stationsräumen selbst sind viele Klappenschränke nebeneinander aufgestellt, so daß sie sich von Telephonzentralen mittelgroßer Städte kaum noch unterscheiden (Abb. 7).

Wir versetzen uns nun in Gedanken auf eine Divisionsvermittlung. In dem Raum mit den Apparaten fesselt unsere Aufmerksamkeit besonders der Klappenschrank, an dem die vielen Leitungen enden und miteinander verbunden werden können. Wir sehen dem den Apparat bedienenden Telegraphisten ein paar Augenblicke bei seiner Arbeit zu. Kreuz und quer gehen die bunten Schnüre, mit denen die Gespräche vermittelt werden. Der Telegraphist ist gerade dabei, eine Verbindung mit dem Regiment herzustellen:

„Hallo, ist Regiment da? Hier

Digitized by Google

Division, bitte Herrn Oberst v Sch. für Major Z Division Jawohl, dringend Ist Herr Oberst da?"

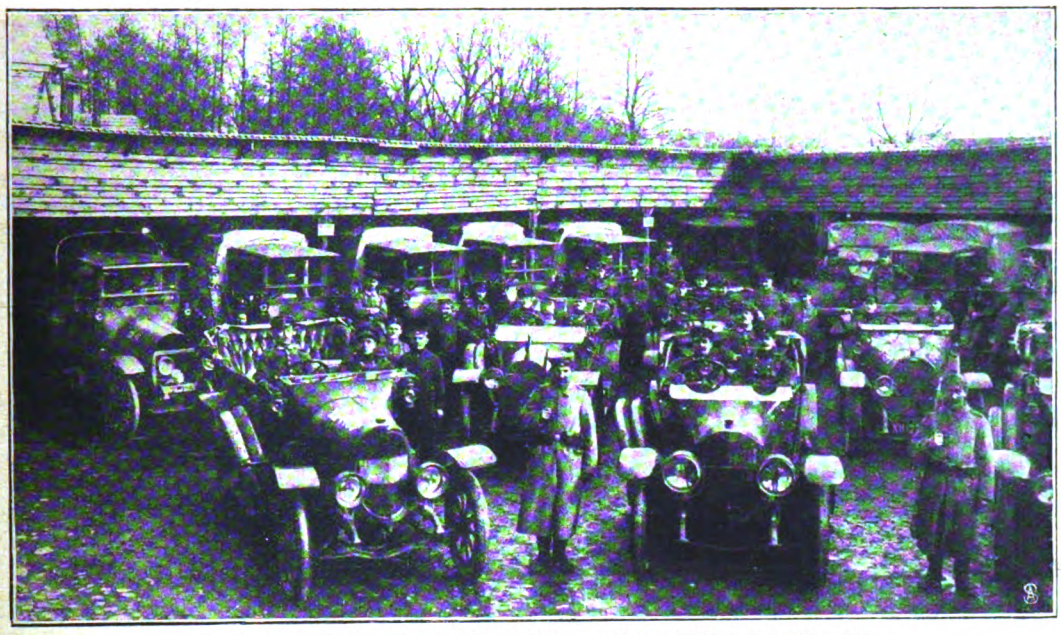
„Einen Augenblick, bitte" Nun einige schnelle Handgriffe, Rrrrrrrrrrr, dir Kurbel gedreht, dann weiter:

„Herr Major, Herr Oberst v Sch. ist da, ich verbinde, bitte sprechen!"

Jetzt wird das Gespräch sich selbst überlassen, es ist auch bereits hohe Zeit, in andere Leitungen einzutreten, denn schon vier oder fünf Klappen sind zwischendurch gefallen.

„Wird noch gesprochen, wird noch gesprochen? Schluß!" Eine Klappe ist erledigt.

„Hier Division, Aufnahme besetzt, bitte später!" — „Hier Division, Herrn



6. Kraftwagenstand einer Armeefernsprechabteilung auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

7. Eine Fernsprechstation auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Hauptmann L., ich verbinde!" Rrrrrrrrrrr, auch diese Verbindung ist hergestellt.

„Hier Division, Herrn Major Z., einen Augenblick, Herr Major spricht noch, bitte später rufen."

Und so geht es weiter die ganze Zeit, man muß den Mann bewundern mit seiner eisernen Ruhe, die er auch nicht verliert, wenn viele Klappen gleichzeitig fallen, und wenn er dazu oft von einem etwas nervösen Vorgesetzten „angehaucht" wird, der wünscht, immer sofort bedient zu werden.

Solange sich beim Anruf die Gegenstation meldet, ist dieser regelmäßige Betrieb durchzuführen; aber da die Leitungen zum großen Teile im Feuerbereich liegen, kommt es häufig vor, daß sie zerschossen werden und daher die gewünschte Verbindung nicht mehr direkt hergestellt werden kann. Dann müssen sofort die Störungssucher an die Arbeit; im feindlichen Feuer, bei Tag und Nacht, bei Sturm und Regen müssen sie hinaus und mit allen Kräften versuchen, die Störung zu beseitigen. Über die Gräben springend und sich von Trichter zu Trichter die Leitung entlang tastend, gehen sie vor. Alle paar hundert Meter schalten sie den mitgenommenen Apparat an die Leitung an und rufen in die Leitung hinein; durch die antwortende Station stellen sie fest, nach welcher Richtung der Fehler liegt. So gelingt es ihnen, oft erst nach langer, gefährlicher und anstrengender Arbeit, die Störung zu beseitigen; doch häufig genug erliegt der tapfere Störungssucher dem feindlichen Feuer, und erst die nächste Störungspatrouille findet

8. Station einer Fernsprechabteilung im Westen in Tätigkeit.

Digitized by Google

ihn bei Tagesgrauen. Wieviel stilles Heldentum liegt in diesen Störungspatrouillen, von dem der Fernstehende kaum etwas ahnt!

So trägt jeder einzelne Telegraphist, sei es beim Leitungsbau, sei es am Klappenschrank, sei es bei der Beseitigung von Störungen, dazu bei, das Nachrichtennetz unseres Heeres auf der Höhe zu erhalten und zu vervollkommnen. Sehr treffend hat man die Fernsprechleitungen mit den Nerven des menschlichen Körpers verglichen: erkranken sie, so versagen auch nach und nach die wichtigsten Funktionen des Körpers, genau wie die schlimmsten Folgen eintreten müssen, wenn die Nachrichtenvermittlung des Heeres stockt. Aber nach dem übereinstimmenden Urteil aller maßgebenden Stellen unserer Armee haben sich die Nachrichtentruppen ihren schwierigen Aufgaben stets gewachsen gezeigt und daher viel zu unseren ruhmvollen Erfolgen auf allen Kriegsschauplätzen beigetragen.

Weltkriegswende.

Von Dr. Freiherrn von Mackay.

Um den Jahreswechsel 1916-17 klangen von fernher vertragenen, unklaren Lauts Friedensglocken. Deutschland hat reinen Gewissens ihren Mahnruf vernehmlich gemacht. Es ist niemals auf haßerfüllte, neidgierige Vernichtung seiner Gegner bedacht gewesen. Es hat seinen Kampf militärisch wie wirtschaftlich durchgefochten gemäß dem Selbsterhaltungszweck und mit dem natürlichen Ichbehauptungswillen, den Ranke beim Rückblick auf die einstigen gleichartigen Kämpfe Preußens in der Zeit Friedrichs des Großen in den Worten gedeutet hat: „Wenn es als der Begriff einer großen Macht aufgestellt werden könnte, daß sie sich wider alle anderen selbst zusammengenommen zu halten vermögen müsse, so hat Friedrich Preußen zu diesem Rang erhoben." Damals wollte die Welt, als deren Stimmführer sich die Ententegenossenschaft betrachtete, von dem Weihnachtsgeschenk, das dem zerrissenen, blutenden Europa zugedacht war, nichts wissen. Und heute! „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!", darf der Enkel Kaiser Wilhelms I. und das ganze deutsche Volk mit den Worten des Herrschers, der ihm die nationale Einheit zurückgab, neuerdings sprechen. Diejenige Macht, der nach Londoner Hoffnungen als „Dampfwalze" die Hauptaufgabe bei der Zerschmetterung Deutschlands zufallen sollte, stellt selbst Waffenstillstandsangebote, und wenn auch einstweilen noch nicht zu übersehen ist, ob aus der Ruhe der Geschütze eine Handreichung der Gegner zu dauernd vernünftigem Vertragen entstehen wird, soviel ist sicher: die durch deutsche Schwertgewalt zertrümmerte, durch wirtschaftliche Nöte vollends in Starrkrampf verfallene Armee des einstmals zarischen Reichs wird nicht mehr auferstehen, jeder in Petersburg oder Moskau neu sich erhebende Machthaber wird sich nur als Friedensfürst auf seinem Sitz halten können. Der Erdrosselungsring ist endgültig gebrochen, die ganze östliche Hälfte von der Piave über Serbien, die Donaumündung, Podolien bis nach Riga und Oesel ausgesprengt, und kein britischer oder amerikanischer oder französischer Hammerschlag wird die Stücke wieder zusammenschweißen. Von der Themse her selbst kommt von einer Seite, wie sie maßgeblicher gerade in dieser Weltgerichtssache nicht sein könnte, das Eingeständnis des verlorenen Spiels. Im August 1905, also in der Krisenzeit, da die zarischen Truppen ihre schweren Niederlagen im mandschurischen Krieg erlitten hatten und London mit dem Friedensschluß von Portsmouth die „Rückkehr Rußlands nach Europa" anbahnte, erklang von Berlin her ein halbamtlicher Warnruf gegen einen britischen Staatsmann, „in dem sich die Abneigung gegen Deutschland, die Eifersucht und der Widerwille, das große Rätsel der englischen Stimmungen, verkörpere". Mit den Erfahrungen des Burenkriegs, in den er sich mit ebenso großem Eifer gestürzt habe, wie seine Voraussicht genügender Vorbereitung unzulänglich gewesen sei, habe es sich schlecht vertragen, daß ihm die Leitung der auswärtigen Politik Englands anvertraut worden sei. Tatsächlich habe sich seine leidenschaftliche und stürmische Art nicht beruhigt, und jetzt, mit den Delcasséschen Enthüllungen nach der Marokkokrise, zeige sich, welch namenloses Unheil diese Politik anzurichten im Begriff gewesen sei. Er habe mit dem furchtbaren Gedanken eines Doppelkriegs, der zum Weltkrieg hätte werden können, gespielt, und alle Ableugnungen würden ihn nicht davor schützen, daß das Andenken an Delcassé ihn zugleich herabziehe in die Gemeinschaft mit einem verblendeten und frevelhaften Friedensstörer. Der Mann, der also an den Pranger gestellt wurde, ist niemand anders als Lansdowne: derselbe, der heute jenseit des Kanals als erster seine Landsleute zu Vernunft zu bringen sucht und die gegenwärtig in St. James regierenden, in der Angst um ihr Schicksal vor der Wahrheit absichtlich die Augen schließenden Demagogen mit Kassandrastimme mahnt: „Euer Kriegsziel ist unerreichbar! Rettet in zwölfter Stunde, was zu retten ist!" Er war es, der als Führer der Opposition im Oberhaus in Gemeinschaft mit Bonar Law die Absendung des berüchtigten Briefs der Rechten betrieb, in der Englands Regierung zum sofortigen Eintritt in die Kampfesfront an der Seite Frankreichs aufgefordert wurde. Niemand besitzt eine bessere Kenntnis der Vorgeschichte des Kriegs, niemand ist mehr als er über jeden Verdacht erhaben, ihn nicht gewollt zu haben; nichts kann daher kennzeichnender für die wirklichen, nicht der Welt vorgetäuschten Stimmungen in London sein als Lansdownes Umfall.

Einseitig freilich wäre die Beurteilung des politischen Weltbildes, wollte man die Krise jenseit des Kanals lediglich als eine Fernwirkung der russischen Katastrophe betrachten. Dem Wanderer, der auf Alpenhöhen den Sonnenaufgang bei nahem Wetterumschlag erwartet, der sieht, wie von dem aufsteigenden Lichtball aus rote Bänder zwischen aufquellenden Wolkenschleiern durch den ganzen Horizont fließen, wie das Fernste unendlich nah erscheint, das Nahe in bleiernem Grau sich entrückt und wie die ganze Natur in leisem Beben ihr Antlitz vor kommenden Dingen verändert: dem offenbart sich ein Gleichnis der Weltkriegswende, vor deren Dämmern die Menschheit mit zitterndem Pulsschlag steht. Das vielberedete Bündnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, die pazifische Entente, ist heute endgültig abgeschlossen: zehn Jahre, nachdem England sich mit Rußland im mittelasiatischen Abkommen vertrug und damit das Spiel der Einkreisung Deutschlands von weiten Entfernungen aus und in einem die ganze Welt umspannenden Ring einleitete! Damals, 1907, kündigte man eine vollkommene „Inversion der politischen Weltlage" an; mit demselben Recht darf heute, da sich die geschichtlichen Gegner auf dem Kampffeld des Stillen Meers die Hand reichen, von einer gleichen epochemachenden Verschiebung der weltmächtlichen Schwergewichte gesprochen werden. Die Londoner und New-Yorker Presse ist einstimmig in dem Urteil, daß es sich bei der Verlautbarung des Notenwechsels zwischen Lansing und Graf Kikujiro Ischii nur um die Verschleierung eines förmlich niedergelegten Staatsaktes handelt.*) Wie dem sei, ein Hauptergebnis des Pakts steht fest: die endgültige Auflösung der britisch-japanischen Vertragsfreundschaft. Denn merkwürdig genug: je enger sich Großbritannien und die Union im angelsächsischen Bund zusammenschließen, desto weniger wird es London möglich sein, in Rückendeckung New Yorks mit irgendwelchem Vorteil das Bündnis mit Tokio aufrechtzuerhalten. Jedes amerikanische Zugeständnis an Japans Ellbogenfreiheit muß den Niedergang der britischen Macht in Ostasien beschleunigen; nirgendwo zeigt sich so deutlich wie hier, daß England durch seine Ententebündelei ins Stauwasser der Weltpolitik und zwischen die Mühlsteine anderer Mächte zu geraten droht, die das Korn seiner Seeherrschaft, seines Handelsmonopols, seiner Herrenmacht überhaupt zermahlen. Was aber im fernen Osten vor sich geht, ist nur das typische Spiegelbild der widrigen Verhältnisse, vor die London, je länger der Krieg dauert, in desto gefährlicheren Formen sich allenthalben gestellt sieht. Amerika nimmt, in weitesten weltpolitischen Räumen gesehen, gleichsam eine à cheval-Stellung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Meer ein, die es in gleicher Weise zu Angriff und Hieb nach der Alten wie nach der fernöstlichen Welt hin befähigt. Nachdem die Vormacht der Neuen Welt einmal in den europäischen Kampf an der Seite der Entente eingetreten ist und damit ein in der Geschichte einzig dastehendes Beispiel gegeben hat, wie eine Nation unter professoral-staatsmännischer, ans Schlepptau der Hochfinanz gehängter Führung in ein blutiges und kostspieliges Kriegsunternehmen gegen alle ihre vernünftigen Lebens- und Entwicklungsziele gestoßen werden

*) Man erinnert sich unwillkürlich, daß, genau vor fünf Jahren, auch das herzliche Einvernehmen zwischen England und Frankreich lediglich durch den Briefaustausch zwischen Sir E. Grey und Paul Cambon vom 22. und 23. November 1912 besiegelt wurde.

Digitized by Google

Wintertag.

Gemälde von Kurd Albrecht

Digitized by Google

Digitized by Google

kann, wird durchaus logisch die ostasiatische Frage zunächst im „Kühlhaus" gelagert, die Lösung des europäischen Problems und des „atlantischen Verbands" in den Vordergrund gestellt. Wilson kann sich nicht genug in rein phraseologischen Botschaften an den Kongreß ergehen; aber wer auf die Stimme der ernsten politischen Fachliteratur der Union hört, vernimmt anderes über deren eigentliches Kriegsprogramm. Westindien wird als Pfandsache für die Schulden der Verbündeten behandelt, um so der Flagge der Sterne und Streifen endgültig die Herrschaft über den Panamakanal und die Insel- und Länderbrücke nach Lateinamerika zu sichern. Weltbritannien soll mit seinem Ausdehnungsdrang auf den asiatisch-afrikanischen Orient verwiesen werden: dorthin, wo es tatsächlich große Kriegserfolge davongetragen hat und die Hochstraßen des Weltverkehrs Kap-Kairo, Kairo-Kalkutta, Kalkutta-Charing Croß bereits als abgesteckte Kurslinien seiner Zukunftsgröße betrachtet. Denn je mehr London sich auf diesem Kampffeld im Ringen mit den Mittelmächten und dem Vierbund verbeißt, desto freier wird die Union in ihren Jagdgehegen der Beute, auf die sie als Preis ihrer Geldopfer und Kriegsanstrengungen rechnet, nachgehen können.

Schade nur, daß auch durch diese Rechnung angelsächsischer Erdverteilung heute ein dicker Strich gemacht wird. Die Triumphe deutscher Schwert- und Flottengewalt im Rigaischen Busen und der Verlauf des russischen Umsturzes haben endgültig alle Hoffnungen Englands, die Ostsee zu einem britischen Abzugskanal und Nordrußland zu einem europäischen, ihm wirtschaftlich tributpflichtigen Indien zu machen, vernichtet. Die Schläge, die den verräterischen italienischen Bundesgenossen im Bereich der Julischen Alpen und in Venetien trafen, haben zugleich die Machtfragen des nahen Ostens, des Mittelmeeres und damit des britischen Seewegs nach Indien in eine andere Gleichgewichtslage gebracht, wie es sich schon heute deutlich darin zeigt, daß England selbst den Salonikifeldzug Sarrails preisgibt und in schweren Sorgen um seine Stellungen in Kreta, in der Ägäis und selbst in Vorderasien schwebt. Denn der Zusammenbruch Rußlands erleichtert in gleicher Weise wie die Mittelmächte die Türkei an der Ostfront. Alle zeitlichen Spielgewinne der Briten in der Welt des Islams hätten doch nur unter der Voraussetzung dauernden Wert, daß es ihnen gelänge, den Vierbundbau zu zertrümmern; sobald dieses, was heute bereits außer Frage steht, nicht gelingt, sieht sich London auch hier einer ungünstigeren Lage als vor dem Krieg gegenüber. In zwangsläufiger Verkettung von Ursachen und Wirkungen besiegelt sich damit endlich das Fiasko der Washingtoner Politik. Als Siegelbewahrer der „Entente-Vorratskammer von Geld und Waren" wähnte Wilson mit leichter Mühe den Krieg nach seinen Wünschen entscheiden zu können. Jetzt, da er das Geschäft als faul erkennt, sucht er es mit halb verzweifelter Spielerlist zu retten, indem er die Verbandsgeneralleitung verlangt, und muß doch alsbald wahrnehmen, daß man in Paris, Rom, selbst London lieber das Letzte auf eigene Faust wagt, als sich Krieg oder Frieden nach den Winken des „Weltgewissens" aus dem Weißen Haus diktieren zu lassen.

So also geht die Entente-Tragikomödie der Betrüger und Betrogenen dem Schlußakt entgegen im Zeichen von Uneinigkeit, Enttäuschung, Verzweiflung. Der Turm der Mittelmächte aber steht fester denn je. Was beim Kriegsbeginn Feinde wie Neutrale und — leider! so mancher kleinmütige Deutsche selbst für unmöglich gehalten, daß Deutschland und seine Verbündeten gegen eine Welt von Feinden nicht nur in der Abwehr sich behaupten, sondern siegreich bis zu letztem Angriffshieb und -stoß sich würden durchsetzen können, das ist heute glückliche Gewißheit: dank unvergleichlicher militärischer Führung, drakonischer Kampfeszähigkeit und nationaler Begeisterung im Sinn der Heldenworte Huttens von seinem Freiheitskampf:

Umb Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abricht;
Es brech oder gang,
Gott's Geist mich bezwang!

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(1. Fortsetzung.)

Während ich mir die Art überlegte, wie ich ihn nehmen sollte, hatte ich Muße, ihn schärfer anzusehen. Der Mann mußte schwer leidend sein. Aus dem eingefallenen Gesicht starrten mir zwei müde Augen entgegen. Die Züge trugen Spuren einer noch nicht überstandenen Krankheit. Das war nun freilich weniger angenehm. Allzulange aber konnte die Fahrt nicht dauern, und zurückbleiben wollte und durfte ich nicht.

Ein mattes Nicken und ein leises Murmeln beantworteten mein freundliches „Guten Morgen, Herr!" Ich ließ mich

Die Waffenstillstandsverhandlungen in Brest-Litowsk. (× Generalmajor Hoffmann.) Bild- u. Film-Amt.

Digitized by Google

nicht abschrecken. Seinen Widerstand wollte ich schon überwinden. Es dauerte auch gar nicht lange. An meinem Dialekt mußte der Missionar wohl erkannt haben, daß ich Schotte sei. Seine Züge wurden etwas freundlicher, und eine Frage „You are Scotsman?" verriet mir, daß er mich für einen engeren Landsmann hielt. Trotzdem aber mußte er, wie er sagte, in meinem Interesse bedauern, auf meine Mitfahrt zu verzichten, da er anderen mit seiner Krankheit nicht zur Last fallen wolle. Er hätte im vorigen Sommer schwere Ruhr gehabt und sei jetzt durch einen Rückfall so sehr heruntergekommen, daß der Arzt ihm geraten hätte, unverzüglich nach Hause zu fahren. Er wäre froh, wenn er erst auf dem Dampfer säße, da es dort wenigstens Hilfe gäbe. Damit aber bot er mir eine Handhabe, nach der ich suchte.

Ich stellte ihm vor, daß es für ihn doch von großem Interesse und Wert sein müsse, einen Europäer bei sich zu haben. Passierte etwas, dann wäre er unter den Chinesen doch gänzlich hilflos. Ich bot meine ganze Überredungskunst auf, und schließlich leuchtete ihm auch meine Beweisführung ein. Seine Einwände wurden schwächer und schwächer, und endlich gab er nach.

Jetzt hieß es nur noch, meine Kisten herbeizuschaffen. Dieser Sorge aber hatte Ah-fu mich in der Zwischenzeit schon enthoben. Kaum hatte der Schlaukopf nämlich bemerkt, daß ich mich mit dem Missionar längere Zeit unterhielt, als er schon aus freien Stücken das ganze Gepäck an Bord geschleppt hatte. Jetzt thronte er darauf, feixte strahlend über das ganze Gesicht und meinte, als ich an ihn herantrat: „Mastel, my now belong Hankau!"

Sogut es ging, richtete ich mich in dem engen Raume ein. Es duftete nicht allzu lieblich, da der Herd unmittelbar an der Rückwand stand und die Kerle den ganzen Tag am Schmirgeln waren. Mein Mitpassagier schien aber völlig teilnahmslos geworden zu sein. Er lag auf seiner Matratze, hatte sich trotz der Wärme dick in Decken eingehüllt und klapperte mit den Zähnen. Es war ein Bild zum Erbarmen. Dabei schien er kein übler Mensch zu sein, denn als ich ihm abends einen heißen Tee mit einem Schuß Whisky anbot, war er mir unendlich dankbar und entschuldigte sich tausendmal für die Mühe, die er mir verursachte.

Nachts erwachte ich einigemale von einem Stöhnen, schlief aber bald wieder ein. Ich mußte mich auch wohl getäuscht haben, denn am nächsten Morgen schien es dem Missionar bedeutend besser zu gehen.

Ah-fu hatte es in seiner Geschicklichkeit verstanden, mir das Frühstück genau so zuzubereiten wie zu Hause. Auch für meinen Reisegefährten hatte er gesorgt. Der Schotte war sichtlich froh, uns bei sich zu haben. Er erzählte mir, ich hätte wie ein Toter geschlafen. Es sei ihm ziemlich übel gegangen, so daß er immer Angst hatte, ich würde aufwachen. Dafür fühlte er sich jetzt bedeutend besser. Überhaupt schien er die Zurückhaltung, die er mir gegenüber noch gestern an den Tag gelegt hatte, völlig beiseitezulassen. Unaufgefordert begann er aus seinem Leben zu erzählen. Als junger Mensch sei er nach China gekommen, wo er seit zwölf Jahren als Missionar wirke. Abgesehen von einem kurzen Aufenthalt in Hongkong und Schanghai hatte er sich nach seiner Ankunft dauernd im Innern aufgehalten. Er war Europa so entfremdet, daß er fast Furcht fühlte, nach Hause zurückzukehren. Er stammte, wie er mir berichtete, aus Glasgow, wo sein Bruder auf einer der großen Werften als Ingenieur angestellt sei.

Ein Wort gab das andere, und schließlich stellte sich heraus, daß mir der Bruder, der Ingenieur Mac Callem, nicht ganz unbekannt war. In der Zeit, da ich als Bordtelegraphist auf der Union Castle Line fuhr, hatten wir nach einer Grundberührung längere Zeit auf seiner Werft in Reparatur gelegen. Auch andere gemeinsame Bekannte fanden wir heraus.

Ein weiterer Berührungspunkt war der Umstand, daß wir aus der gleichen Gegend stammten. Er aus Glasgow, ich aus Leith, das nur wenige Stunden Bahnfahrt davon entfernt war, so daß wir beide als junge Burschen die wunderbaren schottischen Seen und das Hochland kennen und lieben gelernt hatten.

Mac Callem hatte sicherlich lange nicht mehr mit einem Europäer zusammengelebt. Es wunderte mich daher auch nicht, daß er, nachdem er einmal Vertrauen gewonnen hatte, so völlig aus sich heraus ging und mir alles Erdenkliche aus seinem Leben und von seiner Tätigkeit erzählte. Es war ein Leben voller Mühen, Arbeit und Entsagung gewesen, das er vor mir entrollte. Das überzeugteste Gottvertrauen, die ausgesprochenste Selbstlosigkeit und Hintansetzung eigener Interessen gehörten dazu, es zu ertragen und sich dabei so glücklich zu fühlen wie er. Denn glücklich war er trotz seiner schweren Krankheit.

So verstrichen zwei Tage. Immer weiter glitt die Dschunke abwärts, von Wind und Strömung getrieben. Wir saßen draußen oder in unserm Raum. Mac Callem erzählte und fragte. Dem Krieg stand er völlig fremd gegenüber, was ihn freilich nicht hinderte, auf die Deutschen loszuziehen. Wenn der Mann gewußt hätte!

Ah-fu kochte und briet uns die leckersten Speisen. Es war unglaublich, wie der brave Kerl auf dem einen Herdloch die verschiedensten Gänge hervorzuzaubern verstand.

Eine Zeitlang widerstand Mac Callem den leckeren Sachen, die so angenehm dufteten. Am dritten Tage aber, als es ihm unerwartet gut ging, langte auch er zu. Er hieb so kräftig ein, daß ich, obwohl er mir fast leid tat, ihn doch warnen mußte. Der Nachmittag verging wie sonst, nur daß er etwas stiller war als bisher. Nachts erwachte ich von einem lauten, qualvollen Stöhnen.

Rasch sprang ich auf und zündete eine Kerze an. Auf seinem Lager wand sich der arme Mac Callem in fürchterlichen Krämpfen. Das Gesicht war schmerzverzerrt, der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Ich versuchte alles mögliche, um ihm Linderung zu verschaffen. Umsonst. Stundenlang wand er sich in seinen Qualen, ächzte, um, sobald die Schmerzen einen Augenblick nachließen, zu beten. Ich hatte mit meinem Boy alle Hände voll zu tun. Erst als der Morgen grau und fahl hereindämmerte, wurde er ruhiger. Ab und zu noch röchelte die angestrengte Brust, krümmte sich der abgezehrte Körper, dann schien er endlich eingeschlafen zu sein. Eine Weile noch verharrte ich schweigend, um ihn nicht zu wecken, dann stand ich vorsichtig auf, um an Deck zu gehen. Ich schob die Tür zur Seite. Das Licht drang herein, die Sonnenstrahlen fielen auf starre, gebrochene Augen, auf das farblose Gesicht eines Toten....

Wie automatisch schloß ich die Tür wieder. Was nun? Die Krankheit, an der Mac Callem gestorben war, war hochansteckend. Die Leiche mußte schleunigst an Land. Über Bord setzen wollte ich sie nicht, wenn es auch den Chinesen völlig gleichgültig war, was mit dem Toten geschah. Hatte er doch seine Passage bezahlt. Armer Mac Callem! Hoffte nach zwölf Jahren wieder nach Europa zu kommen, um dort Genesung zu finden, und wurde nun in irgendeiner chinesischen Stadt verscharrt, wo kein Mensch ihn kannte... Kein Mensch ihn kannte... Wie ein Blitz zuckte es durch mein Hirn... Keiner der Besatzung wußte, wer der Tote, wer ich selbst war... Ah-fu kannte mich, der aber ging ja in Hankau von Bord... Was hinderte mich denn, mit dem Toten zu tauschen?.. Noch zögerte ich, die Rolle eines Missionars, die mir so gar nicht lag, zu spielen... Gelang es mir aber, unter seinem Namen an Bord eines Europadampfers zu kommen, dann hatte ich schon viel erreicht.

Freilich, das hieß in die Höhle des Löwen laufen. War ich einmal in England, dann mußte sich auch eine Gelegenheit bieten, das Festland zu erreichen. Ich ahnte ja nicht, wie England vom Festland abgesperrt war, wie unendlich schwer es war, die Insel wieder zu verlassen.

Digitized by Google

Das nächste war, daß ich das Gepäck des Toten an mich nahm, um es angeblich in Schanghai der Missionsgesellschaft zu übergeben. Auch was er an Papieren bei sich hatte, nahm ich an mich. Ich mußte gegen mich selbst ankämpfen; wie ein Raub, wie Diebstahl an dem Toten schien es mir. Dann überwand ich mich. Dem armen Mac Callem konnten die Papiere nicht mehr nützen, mir aber bedeuteten sie Freiheit, Rückkehr in mein Vaterland.

Die Chinesen waren froh, als ich ihnen gebot, in Wanschien, der nächsten Stadt, anzulegen, um dort die Leiche an Land zu bringen. So teilnahmslos, wie sie sonst auch sind, so unheimlich schien ihnen jetzt die Leiche des Europäers an Bord. Gegen Mittag legten wir längsseit

Deutsche Truppenabteilung am Lago Morto auf dem Wege zur Piavefront. Bild u. Film-Amt.

einer im Strom verankerten Hulk an. Ich ging zu dem dort hausenden Engländer, einem alten Kapitän, hinüber und übergab ihm den Toten. Gleich darauf wurde die Leiche auf das Hulk geschafft.

Der Ingenieur Merand verließ als Toter die Dschunke, um vielleicht eine Stunde später schon drei Fuß Erde über sich zu haben. Ein Konsulat war nicht am Platze; gern entsprach ich der Bitte des Alten, der sich mit den Papieren nicht belasten wollte, alles dem nächsten englischen Konsulat in Itschan zu übergeben.

In einer halben Stunde war alles erledigt. Kreischend gingen die Mattensegel hoch, die Dschunke glitt in den Strom, und der Missionar Mac Callem von der British Mission setzte seine Reise nach Schanghai stromabwärts fort.

Drittes Kapitel.

„Let us have a drink!" näselte es neben mir. Dachte ich es mir doch, daß dieser widerliche, amerikanische Flegel, der sich seit Stunden schon neben mir räkelte, eine Pfeife nach der andern rauchte und in den Pausen unaufhörlich über die Reling spuckte, mich ansprechen würde, obwohl ich mich so abweisend wie nur möglich verhielt.

Gegen Morgen waren wir nach einer entsetzlich anstrengenden Fahrt durch die Jangtseschnellen, die infolge des niedrigen Wasserstandes schwerer als je zu passieren waren, in Itschan angekommen. Als wir endlich die letzte Schlucht, durch die der Strom sich zwängt, hinter uns hatten und Itschan etwa vier Meilen entfernt vor uns lag, galt mein erster Blick dem Strom. Hurra! Dort lag ein Dampfer. Ich hatte entschieden Glück, daß zu so früher Jahreszeit ein Schiff die Stromauffahrt gewagt hatte. Hoffentlich ging es mir nicht noch in letzter Minute vor der Nase weg. Aus seinem Schornstein quoll verdächtig dicker Rauch, mehr, als der Dampfer für den Hafenbetrieb benötigte, und an der Spitze des Vormastes flatterte bereits der blaue Peter.

Die Sache klappte aber glänzend. Kaum eine Stunde später trieben wir dicht am Dampfer „Shangwu" der China Merchants Steam Navigation Company vorbei, und Ah-fu brüllte dem auf der Brücke stehenden Chinesen zu, er solle warten, wir würden in einer halben Stunde an Bord sein. Verstanden hatte er den Zuruf unbedingt, obwohl er in seinem untätigen Hindösen verharrte. Der Kapitän war aber noch nicht auf der Brücke, ein sicheres Zeichen für mich, daß ich nicht zu spät kommen würde.

Eine halbe Stunde später war mein Gepäck, das jetzt, nach dem Tode Mac Callems, etwas umfangreich geworden war, an Bord, und ich stieg zum Kapitän hinauf, um mich als Passagier anzumelden. Mit mußte ich auf jeden Fall. Sei es als Mac Callem oder als Merand. Kannte er mich nicht, dann war ich fest entschlossen, von

Digitized by Google

hier ab schon meine Rolle als Missionar zu spielen. Ein völlig fremdes Gesicht blickte mir entgegen. Mit dem Manne hatte ich die Fahrt von Hankau bis Itschan noch nicht gemacht. Auch der Steuermann war mir gänzlich unbekannt. So forderte also der Missionar Mac Callem eine Fahrkarte nach Hankau.

Der Kapitän schien mächtig verknurrt. Er hatte schon früh am Morgen Itschan verlassen und die Talfahrt antreten wollen, aber die Ladung war bis zur Stunde noch nicht an Bord. Er schimpfte auf die Agentur, von der sich natürlich niemand blicken ließ, und auf die chinesischen Passagiere, die noch immer nicht erschienen waren, obwohl sie ihr Gepäck schon vor zwei Tagen an Bord geschickt hatten. Der Teufel sollte ihn holen, wenn er noch einmal zu so früher Jahreszeit, in der die ganze Gesellschaft noch im Winterschlaf zu liegen schien, die gefährliche Fahrt wagen würde. Jedenfalls machte der gute Kapitän Speed seinem Namen alle Ehre, denn er geriet immer mehr in Fahrt, freute sich nur, daß endlich mitten unter dieser Chinesenbande ein Europäer sei, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließe.

Es kostete beträchtliche Mühe, bis ich das ganze Gepäck in der kleinen Kabine, die mir angewiesen war, verstaut hatte. Mir lag aber daran, es beisammen zu haben, da ich während der Fahrt bis Hankau alles, was für mein weiteres Fortkommen förderlich sein konnte, an mich nehmen und den Rest Ah-fu zur Aufbewahrung in Hankau mitgeben mußte.

Eben, als ich mich anschickte, die Koffer zu öffnen, „gongte" es zum Essen, das gleich nebenan im Salon eingenommen wurde. Kapitän Speed saß schon bereit, und auch der Maschinist trat hinter mir herein. Gott sei Dank, auch ein fremdes Gesicht. Jetzt wäre die Geschichte schon bedeutend unangenehmer gewesen als zu Beginn, wenn ich erkannt worden wäre. Galt ich dem Führer gegenüber doch als Missionar. Ganz behaglich schien den beiden wohl die ungewohnte Gesellschaft nicht zu sein. Entschieden lieber wäre ihnen wohl statt eines der in China nicht gerade sonderlich beliebten „Seelenfänger", denen so manche Unruhen im Lande zuzuschreiben waren, ein feucht-fröhlicher Reisekumpan gewesen.

Na, die wurden mit einem Schlage von ihrer Zurückhaltung geheilt, als ich mir einen Whisky mit Soda bestellte. Das mochte wohl nicht meiner Stellung angemessen sein, ich hatte aber infolge der Anstrengungen des Morgens einen Durst, der sich nicht im geringsten um meine Würde kümmerte. Jedenfalls verklärten sich die Mienen, die vorher recht abweisend ausgesehen hatten, wie mit einem Schlage, und die beiden tauten sichtlich auf. Angenehm war mir, daß sie unaufhörlich sprachen und sich über die bevorstehende Fahrt unterhielten. Ich durfte schweigen, konnte die wirklich gut zubereiteten Speisen genießen und war nicht genötigt, Rede und Antwort zu stehen über mein Woher und Wohin, das ich ja selbst noch nicht kannte.

Gegen Abend erschienen endlich die Chinesen und mit ihnen zu meiner nicht gerade angenehmen Überraschung ein Europäer. Aufmerksam betrachtete ich die hagere Gestalt des Menschen, der eben auf das untere Deck stieg. Sympathisch sah der Bursche nicht aus. Der hätte sicherlich mit seinem bartlosen, langen Gesicht, den ausgemergelten Zügen bedeutend besser für die Rolle, die ich spielte, gepaßt. Es hätte nur noch gefehlt, daß ein teurer Amtsbruder sich eingefunden hätte. Mein glücklicher Stern bewahrte mich davor.

Ah-fu, der sich lieber die Zunge abgebissen, als mich verraten hätte, mußte gleich losgehen, um vorerst festzustellen, wer der neue Ankömmling eigentlich war. Bald darauf kam er zurück. Der Passagier war Amerikaner und hatte etwas mit der Eisenbahn zu tun. Mehr hatte sein Boy selbst nicht zu sagen gewußt. Da drohte mir also keine Gefahr.

Bis spät in die Nacht packte und ordnete ich in meiner Kabine im Gepäck. Besonders wichtig waren die Papiere, in denen ich alles Nötige fand. Es fehlte nur die Fahrkarte für den Dampfer nach England. Allerdings sollte ich sie, wie mir der Verstorbene erzählt hatte, im Bureau der British Mission in Schanghai abholen. Das bedeutete nun aber für mich die größte Gefahr, um so mehr, da ich vorläufig noch keine Ahnung hatte, wie ich mich aus dieser Lage würde ziehen können. — Frühmorgens, als eben die Sonne aufgegangen war und die Morgennebel vom Strome weggezogen hatte, ratterte das Ankerspill. Die Maschine ging an, und im nächsten Augenblick klatschten die Schaufeln des riesigen Heckrades ins Wasser.

Sofort nach dem Frühstück ging ich an Deck hinaus. Wir waren in voller Fahrt. Itschan lag schon weit hinter uns. Die Ufer waren, je mehr der Strom sich verbreiterte, niedriger und flacher. Vom Land war aber so gut wie nichts zu sehen, da das Flußbett zu tief eingeschnitten war.

Eine halbe Stunde spazierte ich an Deck herum, begrüßte den Kapitän; dann legte ich mich in einen Langstuhl auf der Sonnenseite. Zu meinem Mißbehagen erzählte mir der Boy, daß der Amerikaner bereits versucht hätte, aus ihm herauszubekommen, wer ich eigentlich sei. Er hätte aber nur ein „No sawy" für ihn gehabt. Den Burschen mußte ich mir vom Leibe halten. Kaum war ich mir darüber klar geworden, als der lange Laban aus der Kajüte trat. Mit einem „How do ye" blieb er einen Augenblick vor mir stehen, starrte mich von oben bis unten an, als ich aber keine Miene machte, mich mit ihm einzulassen, zog auch er sich einen Deckstuhl heran, holte seine Shagpfeife hervor, schnitt sich ein Stück von seinem schwarzen Plattentabak ab und begann zu qualmen und über die Reling zu spucken. (Fortsetzung folgt.)

Schneeflocken.

Zaghaft und lautlos schweben die Flöckchen zur Erden.
Sind es die Seelchen, die heute geboren werden?
Neckisch in lustigem Spiel treibt sie der Wind um das Haus.
Einige bleiben als leuchtender Zierrat den Beeten,
Anderer Weiß wird bald in den Schmutz getreten:
Beide streute die gleiche himmlische Wolke aus.

Ob sie in Pfützen oder als Hermelin bleiben,
Alle helfen das Wachstum der Erde treiben,
Allen beschied das Gesetz der Erde den nämlichen Lauf.
Jedes hilft, die Bäche der Wälder zu speisen,
Eines wird mit dem andern zum Ozean reisen,
Alle nimmt himmlisches Licht in goldenen Bechern auf.

P. Steinmüller.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Paul v. Szczepanski, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pienial, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für die Schriftleitung verantwortlich W. Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

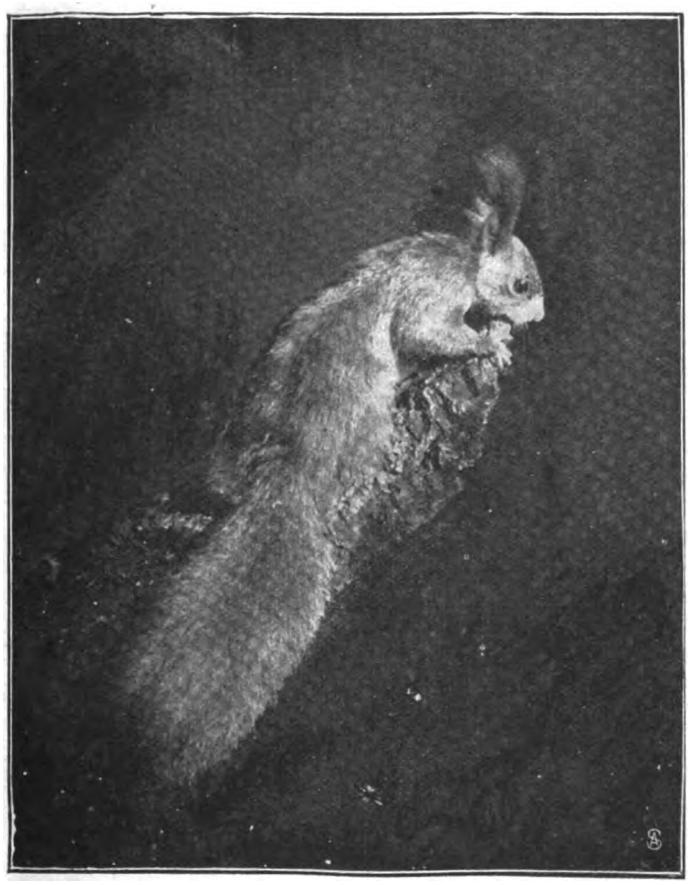
Digitized by Google

Charakterbilder aus der deutschen Tierwelt.

Von Julius R. Haarhaus. — Mit einer Abbildung nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.

Das Eichhörnchen.

Zu der Zeit, als die Herren Italiener noch unsere verehrten Verbündeten und teueren Freunde waren, bat mich ein junger Sizilianer, der wie die meisten seiner des Lesens und Schreibens kundigen Landsleute „avvocato" war und seinem juristischen Wissen an der Leipziger Universität die letzte Politur zu geben gedachte, ihn einmal mit auf mein Jagdrevier hinauszunehmen, da er in seinem Leben noch kein Reh, keinen Hasen und keinen Fasanen gesehen hatte. Ich ließ mich erweichen und habe, obwohl ich Begleitung auf der Jagd nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins rechne, meine Nachgiebigkeit nicht zu bereuen gehabt, denn die Anschauungen über Wald und Wild, die mir der redselige, durch keinerlei botanische und zoologische Kenntnisse beschwerte Sohn des Südens entwickelte, waren von einer so herzerquickenden Naivität, daß ich mich unserer damaligen Unterhaltung noch heute mit Vergnügen erinnere. Wir kamen bei unserm Streifzuge durch einen Buchenbestand, worin es viele Eichhörnchen gab, die sich, offenbar infolge der reichlichen Eckernäsung übermütig geworden, höchst munter in den Wipfeln tummelten und mit gewagten Sprüngen von einem Baum zum andern turnten. Mein Sizilianer sah dem lustigen Treiben der rotröckigen Gesellschaft mit verklärten Augen und offenem Munde zu, bis sich schließlich der Ruf „che belle scimie!" — welch schöne Affen! — dem Gehege seiner Zähne entrang. Ich habe mir dann viele Mühe gegeben, ihm begreiflich zu machen, daß die Tierchen keine scimie, sondern scoiattoli — Eichhörnchen — seien, und daß in Europa Affen sich nur auf Gibraltar fänden, aber es wurde mir schwer, ihn von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen. Im stillen mußte ich allerdings bekennen, daß die Verwechslung zu entschuldigen war, und daß sich auch dem Naturkundigen immer wieder der Vergleich mit den Affen aufdrängt, wenn er die kleinen baumbewohnenden Nager bei der Entfaltung ihrer turnerischen Künste beobachtet.



Eichhörnchen.

Glücklicherweise beschränkt sich jedoch die Ähnlichkeit unserer Eichhörnchen mit den Vierhändern nur auf ihre Gewandtheit im Klettern und Springen. Das Fratzenhafte, das die Affen — wenigstens für unser Empfinden — dank ihren nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Menschen an den Tag legen, fehlt ihnen vollkommen, und sie haben auch als Bewohner der „höheren Regionen" ihr Nagetierwesen getreu bewahrt, ja in mehr als einer Richtung bis zur höchsten Vollkommenheit weiterentwickelt. Die so überaus artenreiche Ordnung der Nager ist ja überhaupt ein glänzendes Beispiel dafür, was die Natur in der Umgestaltung einer bestimmten Tierform und in der Anpassung an die verschiedensten Lebensbedingungen zu leisten vermag. Hier, im Eichhörnchen, sehen wir ein mit allen zum Leben in den Baumkronen notwendigen Fähigkeiten ausgestattetes Geschöpf, das in seinem luftigen Reiche sogar dem rauhen Winter trotzt und das, wie seine nächsten Verwandten, die Flughörnchen, dartun, unmittelbar vor der letzten denkbaren Entwicklungsstufe, der zum Flattertiere, stehengeblieben ist. Vielleicht wird sich in ferner Zukunft auch bei unserm zierlichen Waldbewohner einmal eine als Fallschirm zu benutzende „Flughaut" zwischen den Gliedmaßen ausspannen, vorausgesetzt natürlich, daß ihm seine eigentliche Heimat, der Hochwald, und sein Erbfeind, der Edelmarder, der ihn zu den gewagtesten Sprüngen nötigt, erhalten bleiben. An der Fähigkeit, sich unter der Einwirkung klimatischer und anderer Einflüsse abzuändern, fehlt es dem Eichhörnchen ja nicht, wie denn wohl unter den Säugetieren kein zweites ist, dessen geographische Arten und Unterarten mit ihren Übergangsformen und Standortsvarietäten die Systematiker der zoologischen Wissenschaft so zur Verzweiflung gebracht haben wie gerade unser Eichkätzchen. Bei seinem gewaltigen Verbreitungsgebiet, das sich von Lappland bis Griechenland, von Spanien bis Hinterasien und Südsibirien erstreckt, ist die Fülle der deutlich zu unterscheidenden Arten ja erklärlich, aber wunderbar bleibt es doch, daß wir, wenigstens zuzeiten, auch in unseren Wäldern rote, braune und schwarze Eichhörnchen nebeneinander antreffen, unter denen auch die uns bei flüchtiger Betrachtung gleichfarbig erscheinenden recht verschiedene individuelle Abweichungen in der Färbung zeigen.

Schon der Klassiker unserer Jagdzoologie, der alte Dietrich aus dem Winkell, unterscheidet in seinem Handbuch für Jäger, Leipzig, 1805, drei Farbenvarietäten: „Das schwarze Eichhorn, welches auf dem Thüringer Walde nicht so gar selten ist, das schwarzbraune, ebenfalls dort und schon in der Gegend von Eisleben anzutreffende, das immer aschgraue, bei uns sehr rare". Heute wissen wir, daß sowohl das schwarze wie das schwarzbraune Eichhorn Standortsvarietäten aus höheren Gebirgslagen mit mehr oder minder reinen Nadelholzbeständen sind, während das „immer aschgraue" als eine selbständige Art (nordisches Eichhörnchen, Feh) anzusprechen ist, zu deren Wohngebiet die Provinz Ostpreußen gehört. Das Zusammentreffen verschieden gefärbter Exemplare erklärt sich aus dem zeitweise erwachenden Triebe dieser Tierchen, weite Wanderungen zu unternehmen, worüber wir gerade in den letzten Jahrzehnten eine Reihe merkwürdiger Beobachtungen gesammelt haben. Ganz auffallend war vor allem das Erscheinen zahlreicher Eichhörnchen, und zwar hauptsächlich brauner und schwarzer, während des Spätsommers 1916 in den Wäldern der Umgebung Leipzigs, wo sie in den vorangegangenen Jahren infolge eifriger Nachstellung ziemlich selten geworden waren.

Unzweifelhaft kehrt keiner der kleinen Wanderer zum Ausgangspunkte seiner Reise zurück. Die meisten gehen aus unbekannten Ursachen zugrunde; manche mögen sich aber auch in dem neueroberten Gebiete ansässig machen und mit den dort beheimateten Artgenossen Nachwuchs erzielen. Daß bei diesem die rote Färbung überwiegt und den fremden Einschlag schon nach kurzer Zeit wieder zum Verschwinden bringt, glaube ich auf Grund meiner in den Leipziger Wäldern gemachten Beobachtungen mit ziemlicher Sicherheit behaupten zu dürfen.

Da das Eichhörnchen zu den wenigen wildlebenden Säugetieren zählt, die jeder Naturfreund bei seinen Spaziergängen zu Gesicht bekommt, kann ich hier auf eine Beschreibung des schmucken Tierchens verzichten. Von Haus aus wenig scheu, wird es, wo es Schonung genießt, bald zutraulich und mitunter so dreist, daß es sich in öffentlichen Anlagen unbekümmert zwischen den promenierenden Menschen bewegt und sogar an denen, die sich seine Gunst durch Darreichung von Nüssen und anderen Leckerbissen zu erwerben wissen, unbedenklich emporklettert.

Digitized by Google

Seine Bewegungen sind, obwohl hastig, doch immer anmutig, und es scheint beinahe, als sei sich das kleine Geschöpf seiner Vorzüge bewußt und suche sich dem Beschauer jederzeit von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen. Das geschieht besonders, wenn es sich bei der Nahrungsaufnahme echt nagetiermäßig auf die Hinterkeulen setzt, den buschigen, mit zwei deutlich erkennbaren Zeilen langer Haare besetzten Schweif kokett über den Rücken emporschlägt und die Nuß, Eichel oder Ecker, die es gerade benagt, blitzschnell zwischen den scharfbekrallten Pfötchen dreht. Im übrigen ist es von beschaulicher Ruhe und längerem Stillesitzen kein Freund; mit drolliger Geschäftigkeit hüpft es in kurzen Sprüngen über den Boden, schenkt dabei jedem Gegenstande Beachtung, beschnuppert hier einen Pilz und dort eine Insektenlarve, wendet jedes Blatt um und blinzelt jedem vorüberfliegenden Vogel nach. Dabei verrät es, solange es sich auf der Erde bewegt, aber doch eine gewisse Unsicherheit und das Bestreben, immer wieder in die Nähe eines Baumstammes zu gelangen. Plötzlich springt es empor, häkelt sich an der Rinde fest und flüchtet, in spiraligen Windungen den Stamm umkreisend, nach oben. Sieht man genauer hin, so bemerkt man, daß auch dieses scheinbare Emporgleiten aus einer raschen Folge von kurzen Sprüngen besteht, bei denen sich immer alle vier Pfötchen zugleich in die Rinde einkrallen. Fühlt sich das Tierchen beunruhigt, so benutzt es den Stamm als Deckung gegen den wirklichen oder vermeintlichen Feind, versäumt dabei aber nie, von Zeit zu Zeit von einer Stelle aus, an der man es gar nicht vermutet, nach dem Störenfried hinunterzulugen. Hat es den Wipfel des Baumes erreicht, so läuft es an einem wagerechten Aste bis zu dessen Spitze weiter, hält einen Augenblick inne und springt, die Entfernung jederzeit richtig abschätzend, in kühnem, oft mehrere Meter weitem Satze auf den Ast eines Nachbarbaumes hinüber. Dabei streckt es die „Fahne" wagrecht aus, benutzt sie also als Tragfläche, und klammert sich beim Landen so fest, daß es auch auf dem schwächsten, unter seiner Last federnden Zweige Halt findet und seinen Weg mit der Geschicklichkeit eines Seiltänzers fortzusetzen vermag.

Die wunderbare Gewandtheit des Eichhörnchens kommt erst voll zur Geltung, wenn, wie man dies an milden Vorfrühlingstagen beobachten kann, mehrere Männchen hinter einem Weibchen herjagen. Dann überbieten sie sich in verwegenen Kletter- und Springkünsten, aber dann setzt es auch wüste Balgereien, bei denen es nie ohne gewaltigen Lärm abgeht. Mit Fauchen, Gluchzen, Schmelzen, Kollern, Murksen und Pfeifen zieht sich die wilde Jagd durch die Wipfel; weithin schallt das scharfe Einschlagen der Krällchen in die Rinde, rasselnd und trommelnd umkreisen die erregten Tierchen die Stämme; hier knackt ein dürrer Zweig, dort rieseln Fichtennadeln hernieder, und dazwischen tönt der Warnruf einer aufgescheuchten Amsel und der gellende Schrei eines entrüsteten Nußhähers.

Abgesehen von der Zeit der Liebe, leben die Eichhörnchen höchst friedlich miteinander. Futterneid und Kämpfe um die Nahrung bleiben ihnen erspart, denn der Wald deckt ihren Tisch reichlich und bietet Raum für viele. Ist der Nadelholzsamen nicht geraten, so gibt es Eicheln oder Bucheckern und vor allem Haselnüsse; fehlen auch die, so hält sich das Eichhörnchen an Lindennüßchen, Ahornsamen und Obstkerne, denen zuliebe es in der ersten Morgendämmerung Ausflüge in die Baumgärten der Dörfer unternimmt. In der Not begnügt es sich aber auch mit Heidelbeer- und Preiselbeerblättern, mit Knospen und jungen Fichtennadeln, mit der zarten Schale der Birkentriebe und mit Pilzen, ja zuzeiten lebt es ausschließlich von Raupen und Larven verschiedener Forstschädlinge aus dem Insektenreich, ohne dadurch freilich den Forstwirt, der in ihm einen der schlimmsten Feinde des Waldes sieht, mit seinem sonstigen Tun und Treiben auszusöhnen. Die Beobachtung, daß es Eier und Nestvögel raubt und sich sogar an alten Vögeln vergreift, hat schon Buffon gemacht, und sie ist neuerdings immer häufiger bestätigt worden, obgleich es auch heute noch nicht an Stimmen fehlt, die gegen solche Beschuldigungen Einspruch erheben. Ich selbst habe oft genug bemerkt, daß Drosseln, Finken und Meisen durch das Erscheinen eines Eichhörnchens in der Nähe ihres Nestes in große Unruhe versetzt wurden, bin jedoch niemals Zeuge einer Nestplünderung gewesen. Wohl aber habe ich gesehen, wie ein Eichhörnchen eine ausgewachsene Amsel — vielleicht ein krankes Stück — überwältigte und, den Kopf der Vogelleiche wie eine Nuß zwischen den Pfötchen drehend, den Schädel öffnete, um das Gehirn zu schlürfen.

Unser Nager gehört nicht zu den Geschöpfen, die „von der Hand in den Mund" leben, sondern sammelt in Zeiten des Überflusses Vorräte für die mageren Monate, was immerhin verrät, daß er über den Augenblick hinaus an die Zukunft denkt, wenn er auch mit dem aufgespeicherten Reichtum so leichtsinnig und unwirtschaftlich umgeht, daß Hab und Gut meist schon vertan ist, bevor noch die schlimmste Not eintritt. Sodann ist das Eichhörnchen aber auch ein erfahrener und leidenschaftlicher Baukünstler, der es nicht nur mit den besten Nestbauern unter den Vögeln aufnimmt, sondern die meisten von diesen noch dadurch übertrifft, daß er jederzeit mehrere Nester, und zwar zu verschiedenen Zwecken, anlegt. Man kann mindestens drei Arten von Nestern unterscheiden: Hauptnester, die als Wohnung und Wochenstube dienen, aus Reisern und Wurzeln sehr fest in eine Astgabel dicht am Hauptstamm des Baumes gebaut, mit Moos ausgepolstert, mit einer für den Regen undurchlässigen Kuppel überwölbt und mit zwei Eingängen versehen sind, von denen der eine abwärts, und zwar in der Regel nach Osten gerichtet und durch eine aus verfilzten Hälmchen hergestellte Klappe geschlossen ist, während der andere, kleinere nur als Fluchtloch benutzt wird; sodann Notnester, etwas weniger sorgfältig gebaut, in denen die Jungen geborgen werden, wenn das Hauptnest gefährdet ist, und endlich Zufluchtsnester aus Laub, in denen die Tierchen Schutz suchen, wenn sie von der Nacht oder von schlechter Witterung überrascht werden. Als Zufluchtsnester dienen zuweilen auch verlassene Raubvogelhorste, Krähen- und Elsternester, die gelegentlich sogar als Fundament für das Hauptnest herhalten müssen. Auch natürliche Höhlungen in Baumstämmen, vor allem aber Spechtlöcher werden vom Eichhörnchen unbedenklich bezogen, durch Polsterung wohnlich gemacht oder zu Vorratskammern eingerichtet.

Wie bei den meisten Nagern sorgt die Natur auch beim Eichhörnchen für starke Vermehrung. Da auf vier Männchen durchschnittlich nur ein Weibchen kommt, fehlt es den zierlichen Schönen nicht an Freiern, die sich, wie schon gesagt, eifrig befehden. Vier Wochen nach der Paarung erscheinen die anfangs nackten und blinden Jungen — es sind drei bis sieben —, die von beiden Eltern treulich behütet und, wenn sie entwöhnt sind, wahrscheinlich noch eine Zeitlang mit fester Nahrung versorgt werden. Schon drei Wochen nach der Geburt verlassen sie zeitweise das Nest, um auf den benachbarten Zweigen die ersten Kletterversuche anzustellen. Im Alter von etwa acht Wochen werden sie sich selbst überlassen, da die Alten dann aufs neue zur Paarung schreiten. Fünf Würfe im Jahre sollen nichts Ungewöhnliches sein.

Daß bei einem so reichen Kindersegen die Vermehrung der Eichhörnchen ins Ungemessene gehen würde, wenn sich die Natur nicht selbst ins Mittel legte, läßt sich leicht berechnen. Aber zum Glück stellen Baum- und Steinmarder, Hühnerhabicht, Bussard und alle größeren Eulen dem munteren Nager eifrig nach und wissen ihn trotz seiner Gewandtheit oft genug zu überwältigen. Auch von Eingeweidewürmern, Holzböcken und einer besonderen Art von Flöhen wird er fürchterlich geplagt und dadurch wahrscheinlich oft genug so stark entkräftet, daß er den Unbilden des Winters und den Strapazen gelegentlicher Wanderungen desto leichter erliegt.

Da sich das Eichhörnchen als Forstschädling dem Menschen ebenso verhaßt macht wie als Plünderer der Nester vieler nützlichen Vögel, so ist man, wo es in allzu großer Zahl auftritt, auf seinen Abschuß bedacht. Den richtigen Standpunkt nimmt aber wohl der 1913 verstorbene Jagdzoologe W. Wurm-Teinach ein, wenn er dafür eintritt, „daß die niedlichen, den ohnedies mehr und mehr verödeten Wald so angenehm belebenden ‚Tannenäffchen' keineswegs ausgerottet werden sollen; denn auch sie sind den natürlichen Bedingungen nach berechtigte Mitglieder der heimischen Fauna. Aber ihre Zahl soll in angemessenen Schranken gehalten werden, und da der Mensch die stärkeren Raubtiere so ziemlich ausgerottet hat, so muß er nun selbst das ursprünglich natürliche Gleichgewicht zwischen Raub- und Beutetieren mittels Blei und Eisen aufrechterhalten".

Leider ist der Balg unseres heimischen Eichhörnchens so gut wie wertlos. Dagegen wird sein Wildpret, das auf der Tafel der Deutschordensherren zu Marienburg als der klösterliche Leckerbissen erschien, und von dem auch der alte Dietrich aus dem Winkell aus eigener Erfahrung bezeugt, daß es „gebraten so wohl als mit Zwiebelbrühe zubereitet, dem Wildpret des wilden Kaninchen bey weitem vorzuziehen sey", auch heute noch von Kennern gerühmt. In unserer Zeit der Fleischnot dürfte der Hinweis hierauf genügen, die eine oder die andere Weidmannsgattin unter unseren Leserinnen zu einem Versuche mit diesem kleinen „Rot"- oder „Hochwild" zu ermutigen.

Digitized by Google

Nr. 3 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.**
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(2. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdrucken. Die Red.

Riesenhafte, verzerrte Schatten sprangen unheimlich an den Säulen des Tores hinauf, dessen tausend steinerne Bildwerke, die seine Flächen bedeckten, sich zu beleben schienen am Rausch dieser Nacht des Willkommens. Tierfratzen grinsten hernieder. Die Hölle der Unzucht brach auf und spie ihre wahnsinnigen Bilder aus. Mitten unter ihnen, sanftmütig und heilig, thronte Nandi, Schiwas Stier.

Sie traten unter den Torbogen und schritten in Finsternis; der Laut ihrer Füße fing sich, zu Atemlosigkeit gehetzt, in unentwirrbarer Höhe, die keinen Ausweg hatte. Die Fackeln blieben hinter ihnen zurück, als hätten die, in deren Händen sie schwelten, nicht Mut noch Recht, das Jenseits des neunfach getürmten Tores zu erstreben, dessen sanftes, dunkles Luftblau die niedertropfenden Formen des Gewölbes an seinem Ausgang mit unendlicher Weichheit bespülten. — Sie erreichten das Ende des Torwegs; das erlösende Blau nahm sie auf.

Im selben Augenblick dröhnte von der Höhe der Tortürme der brüllende Schrei einer Tuba, dreimal wiederholt.

„Gut, gut — sie sind wachsam da oben“, sagte der Radscha halblaut. Es war dem Ton seiner Stimme anzuhören, daß er zufrieden lächelte.

Fürbringer wollte eine Frage stellen; aber er stellte sie nicht. Er blieb stehen, mit offenen Lippen geradeaus starrend . . .

Vor ihm, keine zwanzig Schritte vom Ausgang des Tores entfernt, lag ein See, ein unendliches Viereck, in Marmorquadern eingefaßt. Das doppeltürmige Tor erhob sich genau in der Mitte des diesseitigen Ufers, das sich nach rechts und links schnurgerade hinzog. Und wiederum genau in der Mitte des Sees wuchs eine Insel aus dem Wasser empor, in dessen Regungslosigkeit sich wenige große Sterne spiegelten.

Bei dem ersten Ton der Tuba begann die Insel sich zu erhellen. Aus unsichtbaren, sich ganz verschmelzenden, gleichmäßig spendenden Quellen strömte ein sanftes Licht von der vollkommenen Weiße des Schnees und überflutete die Insel, ständig wachsend an Kraft und Fülle, als sollte das Bestrahlte aufgelöst werden in Licht. Der Schein kam nicht vom Ufer her; er ließ das Wasser in samtener Dunkelheit liegen. Er brach aus der Insel selbst hervor, flammenloses, weißes Feuer.

Und Michael Fürbringer erkannte, daß die ganze Insel ein einziges Gebäude war, ein Palast, schneeweiß wie das Licht, tausendtürmig, hochgekuppelt. Er überragte an Höhe die neunmal aufeinandergewälzten Stockwerke des Tores. Und seine Schönheit lag, sich verdoppelnd, als Spiegelbild, regungslos, aufgelöst in Weichheit, im dunklen Wasser des Sees.

„Mein Gott . . .“, murmelte Michael Fürbringer. Er hatte die Schale des Schauens an die Lippen gesetzt und sog den Rausch in sich hinein.

Der Radscha sah ihn an und lächelte.

„Kommen Sie“, sagte er liebenswürdig. Fürbringer folgte ihm, ohne zu wissen, wohin er die Füße setzte. Seine Augen hingen in vollkommener Trunkenheit an dem aufgeblühten, weißen Wunder der Insel.

Jemand ergriff seinen Arm: „Falle nicht, Sahib!“

Er stand am Ufer. Stufen, weiße Marmorstufen führten zum Wasser hinab. An der letzten, die unter seinen Spiegel versank, lag ein Boot. Vier braune, nackte Menschen hielten die Ruder

Dennoch.

Sag — was engt dir den Sinn?
Hält dich der Alltag umklammert?
Nur nicht das Heute verjammert!
Lächele darüber hin.

Freudig bescheide dich.
Darbend sollst du gewinnen.
Zehrenden Brand tiefinnen
Trotzig ein Dennoch sprich.

Irgendwo — fern der Glut —
Hold über jedes Hoffen,
Steht eine Himmelstür offen.
Einmal wird alles gut!

Anna von Deltzien.

Digitized by Google

wie Schwingen der Libelle über dem Wasser ausgestreckt. Auf den geschnitzten Bänken lagen purpurne Kissen.

„Steige ein, Sahib, und setze dich", sagte der Mann, der das Steuer hielt, mit einer Art von feierlicher Demut.

Fürbringer gehorchte. Er setzte sich dem Fürsten gegenüber, der dem Palast den Rücken wandte. Und als er einmal, ohne zu wissen warum, seine Augen von der schimmernden Insel löste und dem Herrn über so viel Schönheit ins Antlitz schaute, sah er, in der Ungewißheit des Lichts, das die Feuerbrände des Tores hinübersandten, daß dieses bräunliche, von Höflichkeit gemeisterte Asiatengesicht im Augenblick, da es sich unbeobachtet wähnte, förmlich ertrunken war in den aufsteigenden Blutwogen eines Hasses und einer Bitterkeit, für die das Abendland keinen Raum, keinen Namen und keine Sättigung besaß.

* * *

Fürbringer sah sich in seinem Zimmer um. Es hätte nach der Art seiner Einrichtung besser in ein modernes europäisches Hotel als in einen indischen Palast gepaßt. Von dem breiten, niedrigen Messingbett bis zum Schuhbock hinunter war jedes Möbelstück von jener verbindlichen Zweckmäßigkeit, die in ihrer Vollkommenheit an Schönheit grenzt. Nur daß kein Teppich auf den Marmorfliesen lag. „Es ist besser so", hatte der Fürst gesagt, als er sich wegen dieses Mangels entschuldigte. „Der Kobras wegen . . ."

Die Fensterhöhlen, in schöne Konturen von Blumen auslaufend, hatten kein Glas; vier verschiedenartige Rolläden, übereinander angebracht, schützten das durchsichtige Gewebe, das, den Augen kaum wahrnehmbar, Schutz gegen die Moskitos gewährte. Der zarte, straff gespannte Schleier zitterte unter dem Anprall ihrer schwirrenden Leiber. Das milde Licht der elektrischen Flammen, die in Marmorschalen von der Farbe rauchigen Bernsteins, tief schwarz geädert, brannten, lockte die Todessüchtigen an.

Im Nebenraum ließ Nissa das Wasser in die Badewanne. Seine nackten, dunkelbraunen Füße glitten völlig lautlos über den Marmor des Bodens. Fürbringer hatte das Gefühl, von einem Schatten bedient zu werden, und Nissa war der Anführer von zwölf. Der Stumpfsinn seines Gehorsams verneinte sein Menschentum; wenn er kein Geist war, so war er ein Tier. Und ein Anführer von Geistern oder Tieren.

Nach dem Bad legte Fürbringer sich ins Bett und versuchte zu schlafen; es gelang ihm nicht. Er hatte das Licht ausgelöscht; aber die Dunkelheit, die um ihn her war, schien nicht die der Nacht zu sein. Sie war gleichsam rund wie ein Ball, der jeden Augenblick ins Rollen geraten konnte, und der Mensch lag in seiner Mitte. Fürbringer setzte sich im Bett auf und lauschte in die Stille. Er hörte etwas — er wußte nicht was. Es klang wie das ruhelose, unregelmäßige Hin- und Widerschreiten von weichbeschuhten Füßen, unbestimmt an Zahl. Er hatte es vorher nicht vernommen. Nun, in der vollkommenen Stille, war es da, aufreizend und peinigend in seiner Unerklärlichkeit.

Fürbringer suchte mit der ausgestreckten Hand nach dem Lichtschalter der Nachttischlampe. Er fand ihn nicht. Er stieß an das Glas, das ihm Nissa, mit Eisstückchen gefüllt, ans Bett gestellt hatte. Es fiel und zersprang auf dem Steinboden.

Seinem Klirren antwortete ein Laut, irgendwo, ein ärgerliches und erschrecktes Pfauchen.

Eine Tür öffnete sich in der Dunkelheit; die Marmorschalen an der Decke füllten sich mit ihrem schönen, beschwichtigenden Licht.

„Nissa!"

„Sahib?"

„Wer geht da in der Nacht noch immer auf und ab?"

Die gänzlich ausdruckslosen Glutaugen des Dieners starrten ihn an. Er hatte Deutsch gesprochen. Er wiederholte die Frage Englisch. Nissa horchte. „Es sind die Tiger, Sahib", sagte er gleichmütig. Er bückte sich, um die Scherben aufzuheben. Fürbringer sah ihm gedankenlos zu.

Auf seinem Wege vom Boot in dieses Zimmer hatte er sie gesehen, die schönen, starken Katzen. Als er mit dem Fürsten die Flucht der Säulenhallen durchschritt, waren sie auch über einen Hof gekommen, der, hoch ummauert, ein enges Viereck, dem inneren Palaste vorgelagert schien.

Da hatte er sie gesehen, wie sie aufstanden, sich reckend, dem Licht der Fackeln die sprühenden Augen verschließend; ihre langen Ketten klirrten auf dem Steingrund. Als sie den Herrn des Palastes erkannten, duckten sie sich und murrten leise. Der große Haß der Angst schürte das Feuer ihrer Augen.

„Seien Sie unbesorgt", sagte der Fürst mit einem Blick nach den Gefesselten. „Dies ist ein wenig Theaterdekoration, wenn auch das Stück, zu dem sie gehören würden, noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Ich fing die beiden, als sie sich, toll vor Furcht, vor der Raserei der Menschen und Hunde unter die Veranda eines meiner Jagdhäuser geflüchtet hatten. Da ich sie schön fand, nahm ich sie mit. Und manchmal liebe ich es, ihnen zuzusehen, wenn sie am Mittag neben dem kleinen Brunnen in der Sonne liegen und die Pranken vor sich hinstrecken. Wenn sie mich sehen, wünschen mir ihre Augen den Tod. Und ich liebe ihren Haß. Er ist ohne Lüge. Es gibt nichts in der Welt, das ohne Lüge wäre, außer dem Haß . . ."

Michael Fürbringer hatte das Gesicht des Fürsten nicht sehen können, während er sprach. Aber er hatte den Ausdruck dieses Gesichts entdeckt, als der Widerschein der Feuer es im Boot erhellt hatte. Der Klang seiner Worte blieb ihm im Ohr wie ihr Sinn.

„Kannst du nicht schlafen, Sahib?" fragte der Diener.

Fürbringer gab keine Antwort.

„Gib mir zu trinken", sagte er.

Der Diener verschwand.

Fürbringer stand auf und setzte sich im Schlafanzug an eines der Fenster. Durch ein Gewebe, dünner als ein Blatt, von ihm getrennt, lag da draußen, was er nicht kannte — die indische Nacht. Und er spürte ihre glühende Dunkelheit, die angefüllt war mit Wesen, die nur in ihr lebendig waren und ruhelos umhergetrieben wurden, gleich einem schabenden Messer an der Wurzel seiner Nerven. Alles, was er seit seiner Ankunft erlebt und gesehen hatte, war aufgeschreckt ins Ungeheuerliche, verzerrt und spukhaft.

Noch schmerzten ihn die Augen von dem Orkan der Farben, der sie bestürmt hatte; das Tosen des Erzes, die Brandung der Menschenstimmen verstopfte ihm noch das Ohr. Noch immer glitt er in einem Boote, das stumme, nackte Menschen ruderten, über die Schwärze eines Wassers, dessen Grund am Mittelpunkt der Erde zu liegen schien. Noch immer sah er, hingegeistert in die Lichtlosigkeit einer Nacht, in der kein Mond am Himmel stand, das weiße Wunder der Palastinsel vor sich. Seine Füße schritten über tausend Stufen; an tausend Säulen stieß sich der Hall seiner Tritte. Er sah die Schlußringe von zwei eisernen Ketten an schwarzen Säulen und an den Hälsen sich duckender Raubtiere.

Aber dies alles war nicht das Wesentliche. Das Wesentliche war der Ausdruck im Gesicht des Mannes, der mit ihm über den grundlos erscheinenden See gefahren war und vom Haß der Geschöpfe wie von einer Erquickung sprach.

An dieser jäh enthüllten Nacktheit von Gefühlen, die den Tag um sich selbst betrogen, hatte sich das Fieber dieser Nacht entzündet, an dem ihr Pulsschlag krankte. Die Luft schien angefüllt mit Schwingungen, die dem Schreck entstammten und ihn zeugten. Wie mit gelähmten Fersen hockte die Dunkelheit über dem Palast und quälte das Lebendige.

Unten in der völligen Finsternis des Hofes liefen die Tiger hin und her. Sie schienen ihrer Ketten ledig zu sein. Sie gaben keinen Laut von sich.

Digitized by Google

Der Prinz.

Gemälde von Franz Müller-Münster.

Digitized by Google

Der Diener trat wieder ein, ein Glas tragend, das beschlagen war von der Eiskühle seines Inhalts.

„Seine Hoheit der Fürst schickt dir dieses Getränk, Sahib. Er läßt dir sagen: ‚Trinke, denn ich will, daß du schläfst unter dem Dach meines Hauses!'"

Fürbringer trank. Er schmeckte nichts als den ungesüßten Saft der Ananas. Er legte sich nieder, ohne die Augen zu schließen. Wie eine langsame, kühle Welle fühlte er eine tiefe Gleichgültigkeit gegen das Bestehende in sich aufsteigen.

Er folgte den Bewegungen des Dieners mit Blicken, die auf halbem Weg vergaßen, wohin sie ursprünglich wollten, und am Nebensächlichen haften blieben, bis sie sich seiner bewußt wurden.

Das letzte, dessen er gewahr wurde, ehe ihm die Augen zufielen, war, daß Nissa an das Kopfende seines Bettes trat und den Punkah in Bewegung setzte. Unter dem weichen Schwingen des Windfächers schlief er ein. . .

Er hatte einen merkwürdigen Traum; wenigstens hielt er es für einen Traum; aber er hatte der Wirklichkeit alle Züge entliehen. Er träumte, daß ihn Stimmen weckten, die im Hofe unter seinen Fenstern laut wurden. Die Stimmen eines Mannes und einer Frau. Die, denen sie gehörten, gingen ruhig nebeneinander her, vom östlichen nach dem westlichen Tore.

Der Mann sagte: „Er wird es tun."

Die Frau antwortete: „Er wird es nicht tun."

Und abermals sprach der Mann: „Er wird es tun."

Dann war Stille.

Die Stimme des Mannes war die des Fürsten. Die andere gehörte Irene, Fürbringers Frau.

Michael Fürbringer lag mit offenen Augen. Die fast greifbare Lebhaftigkeit des Traumes hatte ihn aus dem Schlaf gescheucht. Er horchte. Er hörte nichts. Nur das regelmäßige, weiche Flügelschlagen des Punkah ging über sein Bett hin.

„Nissa?"

„Ja, Sahib?"

„Warst du die ganze Zeit hier?"

„Ja, Sahib."

„Hast du eben Stimmen gehört — die Stimme eines Mannes und einer Frau?"

Nach einer Weile kam die Antwort des Inders, eintönig wie der Tropfenfall langsamen Regens: „Du hast geträumt, Sahib . . ."

Fürbringer schwieg. Trotz der Sinnlosigkeit dieser Vorstellung war er jetzt fest davon überzeugt, nicht geträumt zu haben. Ich muß meine Nerven in die Hand nehmen, dachte er. Sie spielen mir einen Streich nach dem andern. Und vielleicht brauche ich sie, und ihre Spannkraft muß zuverlässig sein.

Er griff nach seiner Taschenuhr und ließ sie schlagen. Sie schlug fünfmal.

„Geh zu Bett, Nissa; ich brauche dich nicht mehr", sagte er zu dem Diener.

Der Diener ging; geräuschlos schloß sich die Tür hinter ihm.

Aber der Schlaf, den Fürbringer sich ersehnte, blieb ihm fern. Er sah die Nacht von seinen Fenstern weichen; die Gegenstände des Zimmers gewannen ihr Gesicht zurück. Der Tag war da.

Eine halbe Stunde später, als er in dem achtfenstrigen Saal, der ihm als Wohnzimmer dienen sollte, das Frühstück eingenommen hatte, ließ sich der Fürst bei ihm melden.

Fürbringer ging ihm entgegen. Zum ersten Male sah er die Züge des Radscha in natürlicher Beleuchtung, und er war, als er sie betrachtete, sehr geneigt, die verworrenen Eindrücke der Nacht vor sich selbst zu widerrufen. Der Inder, der ihm den Brief des Fürsten überbrachte, hatte gesagt, daß sein Herr noch jung sei. Sicherlich mußte er es wissen. Was Fürbringer vor sich sah, war ein zeitloses Gesicht, ohne Leidenschaften, ohne Schwermut. Es war das Gesicht eines Mannes, der nicht weiß, was Widerstand ist, der nichts verehrt und viel verachtet und dessen Spott ohne Gutmütigkeit ist.

„Guten Morgen!" grüßte der Fürst, Fürbringer die Hand schüttelnd. „Ich hörte, Sie hatten keine gute Nacht. Das war zu erwarten; nach einer Reise von nahezu acht Wochen mit einer Art von Kopfsprung mitten hinein in die Quintessenz des Indischen springen zu müssen, ist eine starke Zumutung für die Nerven eines Europäers. Man muß sich an dieses Land gewöhnen. Ich glaube kaum, daß es allen Indern gelingt. Für den, der sie durchwacht, sind die indischen Nächte etwas Entsetzliches. Darum hoffe ich, daß Sie in Zukunft sie verschlafen."

„Das hoffe ich auch", sagte Fürbringer. Er sah den Fürsten unentwegt an.

„Machen Sie sich um mich keine Sorge, Hoheit — ich bin eine zähe Natur. Was in mir den Eindrücken dieses Landes unterworfen ist — und sich ihnen gern unterwirft — das ist der Künstler, nicht der Mann. Sollte der Mann neben dem Künstler vor irgendeine Aufgabe gestellt werden, so wird er ihr gewachsen sein."

„Das freut mich", antwortete der Fürst; er lächelte dabei. „Es gibt sehr wenig Männer hierzulande; weder als Freunde noch als Gegner sind sie zu gebrauchen. Und die letzteren vermißt man zuweilen am stärksten . . . Übrigens — eine Frage an den Künstler: Fühlen Sie sich frisch genug, einen Morgenritt mit mir zu unternehmen?"

„Selbstverständlich, Hoheit."

„Ich möchte Ihnen die Stelle zeigen, wo ich das Grabmal erbaut haben will. Der Reitanzug, den Nissa für Sie zurechtlegen sollte, wird Ihnen hoffentlich passen . . . In einer Viertelstunde schicke ich Ihnen Ismael; er bringt Sie zur Bootsstelle. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Hoheit!" (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Erker.

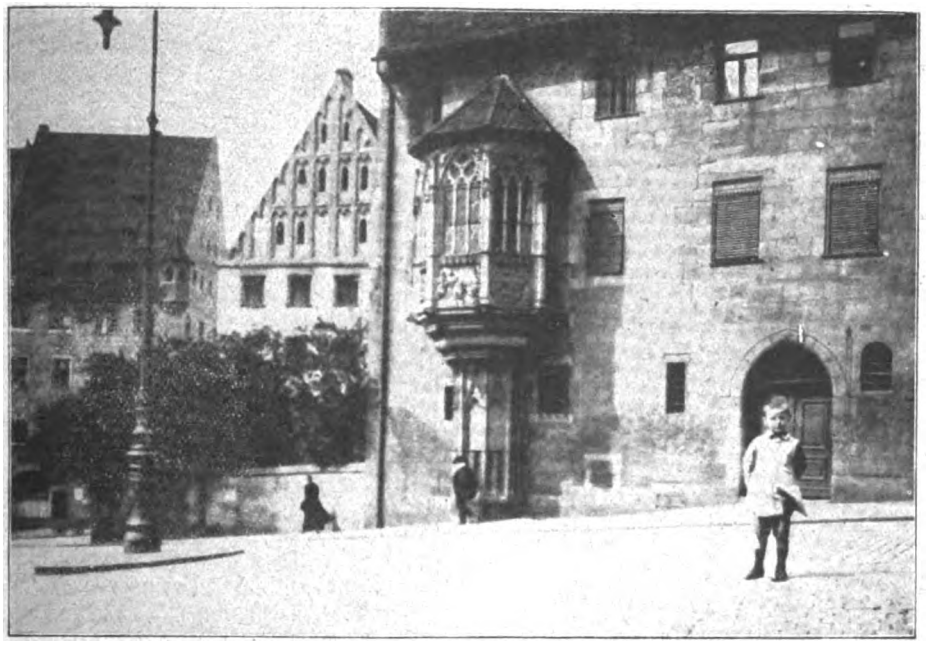
Von Adolf von Muralt. — Mit 8 photographischen Aufnahmen von A. Matzdorff.

Ganz besonders im Hinblick auf „Zeiten, die vergangen sind", darf man sehr wohl die Behauptung aufstellen: Deutschland ist das klassische Land der Erker, also der ausgekragten, geschlossenen Frontenvorbaue, Italien das klassische Land der Balkone, der unbedeckten Austritte, wie der Loggien, der nach einer Seite hin offenen Hallen. Wärmeres Klima und größerer Drang zum Straßenleben weisen ja auch im allgemeinen den Italiener von Natur mehr auf Leben und Betätigen in freieren Räumlichkeiten hin. Zweifellos entsprechen aber auch die Außenformen der Erker als plastische Belebungsgebilde der Fronten und Gebäude-Ecken oder als Verbindungsglied zwischen den Fassaden und steilen Dachflächen vorwiegend der aufs Malerische gestimmten nordischen Bauphantasie, während die durch die Erkerbauten im Innern der Gebäude geschaffenen Nischen sich hinwiederum ganz besonders der germanischen Vorliebe für das Lauschige und Trauliche anpassen.

Vom frühen Mittelalter an vollzog sich jedenfalls namentlich in Deutschland die Entwicklung des Erkers durch alle Stilperioden hindurch. Im Hinblick auf künstlerische Schönheit haben die Erker im Mittelalter und zur Zeit der deutschen Renaissance unstreitig ihre hervorragendste Glanzzeit erlebt. Wenn Nürnberg, die glanzvollste deutsche Renaissancestadt, nichts weiter von seinen Kunstdenkmalen gerettet hätte als seine zahlreichen schönen Erker, so würde es selbst lediglich darum immer noch für die deutsche Kunstgeschichte von höchster Bedeutung bleiben. Welch hohe Bewunderung rufen doch vor allem da im mittelalterlichen Stadt-

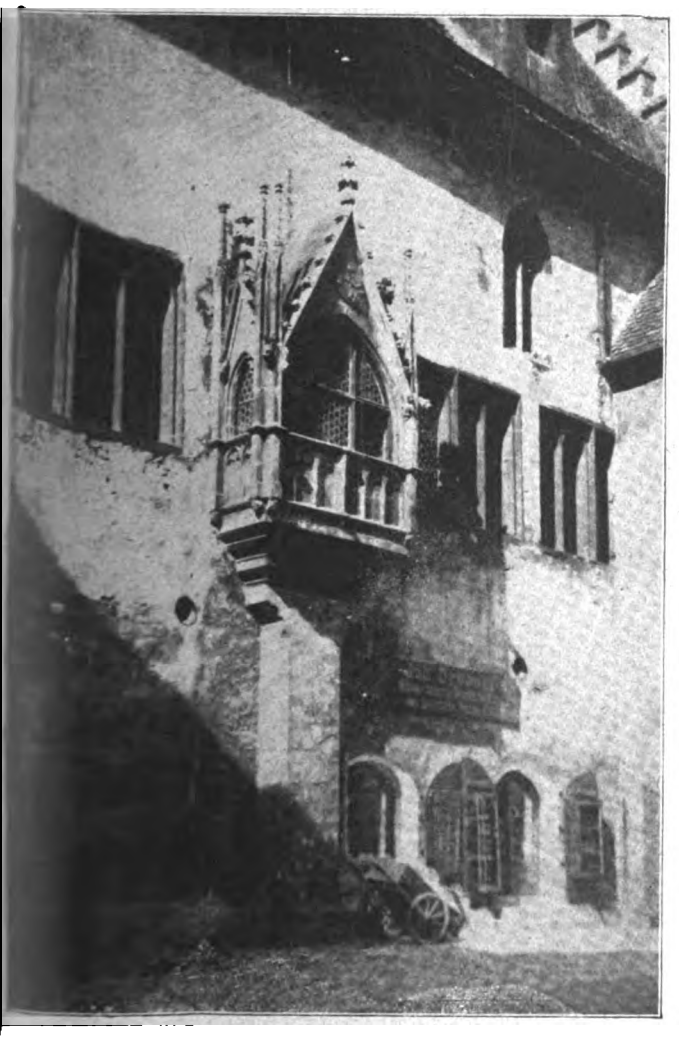
Digitized by Google

bilde — man darf sich bei Erfassung des Begriffes Mittelalter in der Volksvorstellung nicht streng an die geschichtlich festgelegten Grenzen halten — die sogenannten „Chörlein" hervor, insonderheit Errungenschaften vollendetster deutscher Renaissancekunst, bauliche Schmuckstücke, in der die „sprödeste aller Künste", die Architektur, vielfach wahre Triumphe feiert. Es liegt wie religiöse Weihe über diesen Schöpfungen; gemahnt doch das Chörlein nicht nur sprachlich, sondern auch architektonisch an den Kirchenchor, der als Stätte des Altars räumlich einen Erker in der Kirche darstellt. Die gotischen Chörlein, in der Regel die Anhängsel größerer Säle bildend, dienten zumeist auch als Hauskapellen und erinnern auch durch ihre aus dem Achteck oder dem Sechseck abgeleiteten Grundformen an die Chöre der Kirchen, obwohl sie sich vielfach durch Zierlichkeit der Ausbildung im einzelnen und durch ihre von einer Säule oder einem Pfeiler unterstützte Auskragung dem Charakter des Profanbaues angepaßt haben. Ganz unzweifelhaft in die Klasse dieser Kapellerker zu zählen ist das bereits aus dem 14. Jahrhundert stammende Chörlein am Sebaldschen Pfarrhause in Nürnberg, das im Grundriß ein halbes Achteck bildet und in wagerechten Schichten über einem Pfeiler ausgekragt ist. An den Ecken erheben sich Pfeiler mit Fialenaufsätzen, Reliefs biblischen Inhalts beleben die Brüstungen, die gerade geschlossenen Fenster zeigen über dem Sturz Blendbogen mit Maßwerk und in den Zwickeln Figuren. Ein mit Ziegeln eingedecktes Zeltdach dient als Abschluß des herrlichen Ganzen. Auch die oblong-viereckigen Erker an einer größeren Anzahl alter deutscher Rathäuser tragen noch ganz den Charakter des Chörleins und haben sicher auch zumeist religiösen Zwecken gedient.

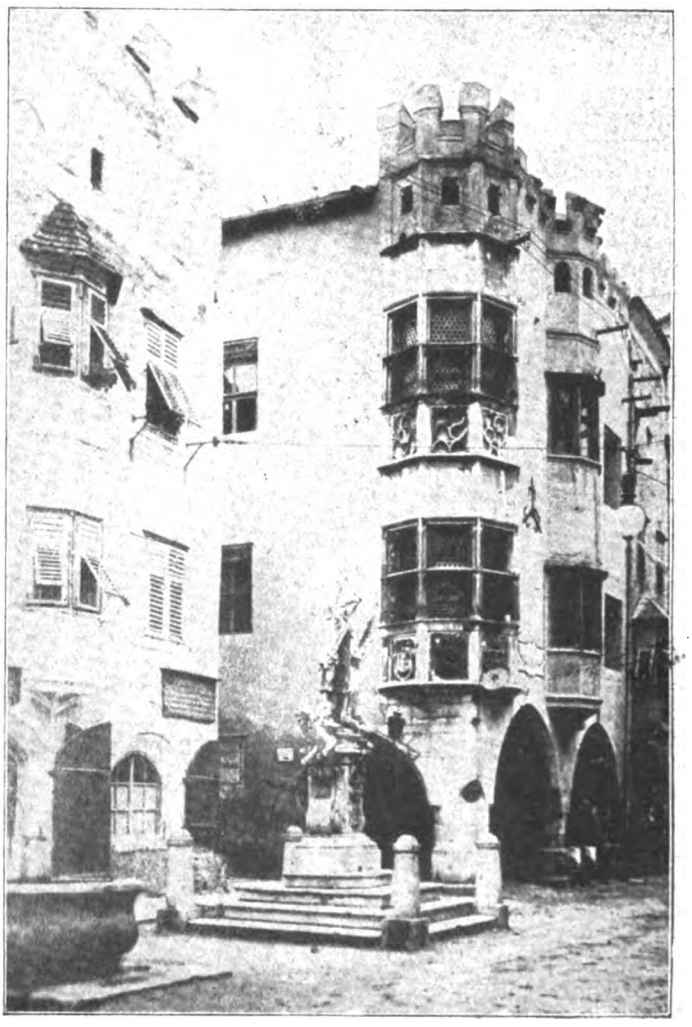


Erker des Sebaldschen Pfarrhauses zu Nürnberg.

Der Erker im kleinen Hofe des Nürnberger Rathauses, 1521 von Hans Behaim dem Älteren erbaut, ruht auf einer Auskragung in wagerechten Schichten, die beiden Fenster sind gerade geschlossen, die Flächen sind mit Blendmaßwerk überzogen, das



Erker des Alten Rathauses zu Regensburg.



Erker am Rathaus zu Sterzing, Tirol.

Digitized by Google

Alter Holzerker in Türkheim, Elsaß.

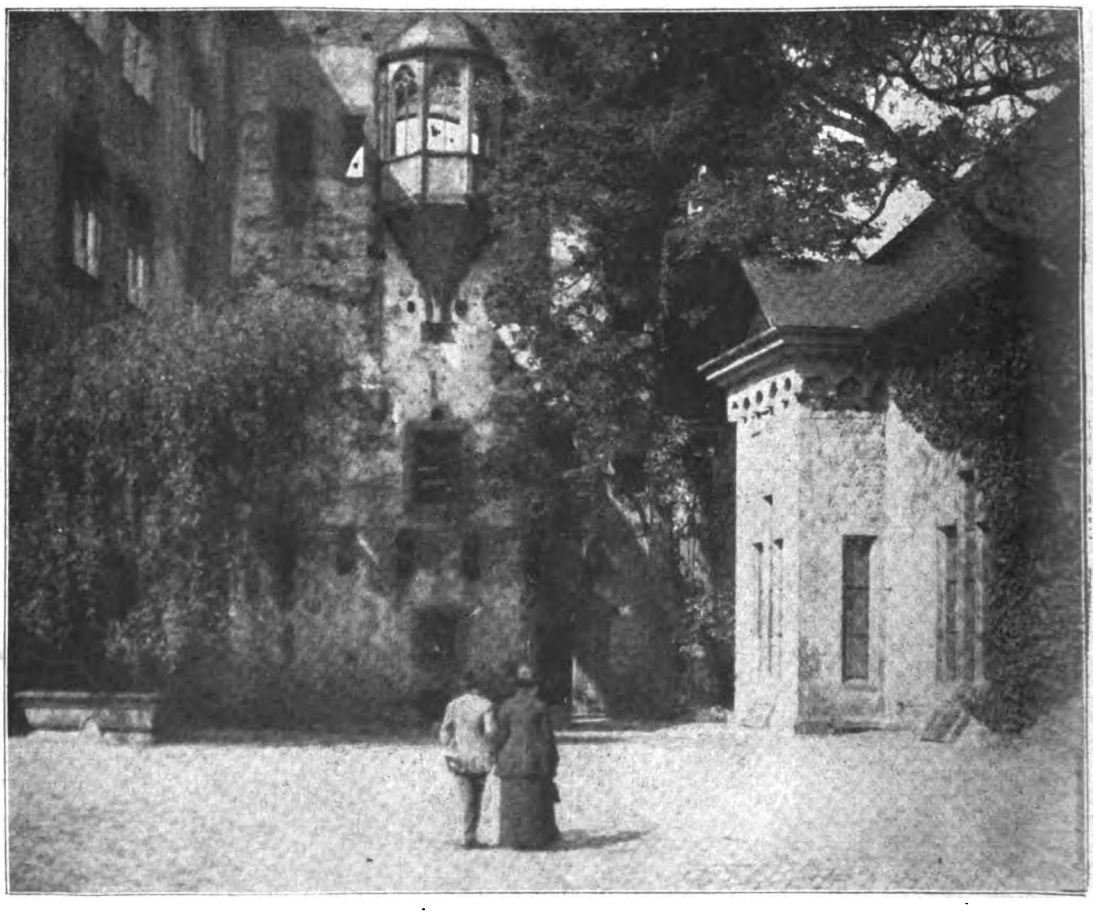
Dach ist abgewalmt. Der Erker am alten Rathause zu Regensburg, oblong-viereckig, ruht ebenfalls auf einer Auskragung in wagerechten Schichten, erhebt sich jedoch über einem Pfeiler vom Erdboden. Die außergewöhnlich zierlichen Fenster sind hier spitzbogig.

Die in der Renaissance allgemein geübte liebevolle Durchbildung aller Einzelheiten an Erkern erweist sich auch so recht und echt an den beiden polygonalen, auf Marmorpfeilern ruhenden Erkern des alten Rathauses zu Sterzing in Tirol, von denen der vordere in den Brüstungskassetten das tirolische, österreichische und das Stadtwappen aufweist. Der Entwurf zu diesem außerordentlich prächtigen Erkerbau rührt von einem Sohne der uralten Stadt Sterzing am Eisack, Jörg Kölderer, Hofbaumeister Kaiser Maximilians I., her, der u. a. auch das „Goldene Dachl" in Innsbruck, einen auf Säulen ruhenden, unterwölbten Erkervorbau an der ehemaligen Fürstenburg, geschaffen hat. Die beiden monumentalen Erker am Rathause zu Sterzing, die laut Inschrift im Jahre 1534 vollendet wurden, tragen aber auch im Gegensatze zu den vorerwähnten auf das entschiedenste das Gepräge des Profanbaues und ziehen sich vor allem durch alle Geschosse hindurch mit der ausgesprochenen Absicht, in allen Stockwerken verstärkten Ausblick nach der Straße zu bieten und im Innern Erweiterungen der Räumlichkeiten zu schaffen. Dieses praktische Bestreben bekundet sich durchweg ganz besonders im Wohn- und Gasthausbau, wie sich das in recht augenfälliger Weise bei dem prächtig gezierten, auf einer Konsole sich aufbauenden Erker im Hotel „Zwei Schlüssel" in der elsässischen, ehemals freien Reichsstadt Türkheim zeigt.

Der eine der beiden Sterzinger Rathauserker gehört übrigens der Klasse der besonders im Mittelalter in deutschen Landen so beliebten Eckerker zu. Deren Abstammung leitet man von den Flankierungstürmen der Wehrbauten her, und sie sind vorwiegend auch in Form von runden oder vieleckigen Türmchen erbaut. Dieselben enthielten ehedem gewöhnlich auch für sich abgeschlossene Gemächer. Erst in späterer Zeit trat der Eckerker allgemein mit den anstoßenden Wohnräumen durch eine größere Öffnung in unmittelbare Verbindung. Gleich dem einen Sterzinger Rathauserker durchsetzen die Eckerker in der Regel in ihren Obergeschossen das Dach des Gebäudes, eine Erscheinung, die sich aber auch hier und da bei Frontalerkern findet, wie beim Türkheimer Hotelerker, und in gewissem Sinne ebenfalls bei dem von Stieler so wundervoll wiederhergestellten Erker am Gräflich Arnimschen Schlosse zu Boitzenburg in der Uckermark. Hier krönt den gesamten Erker ein stattlicher Aufbau, wie anderwärts ein Giebel, ein Turm, ja selbst eine weit leuchtende Laterne und besonders in romanischen Ländern zuweilen ein offener Balkon.

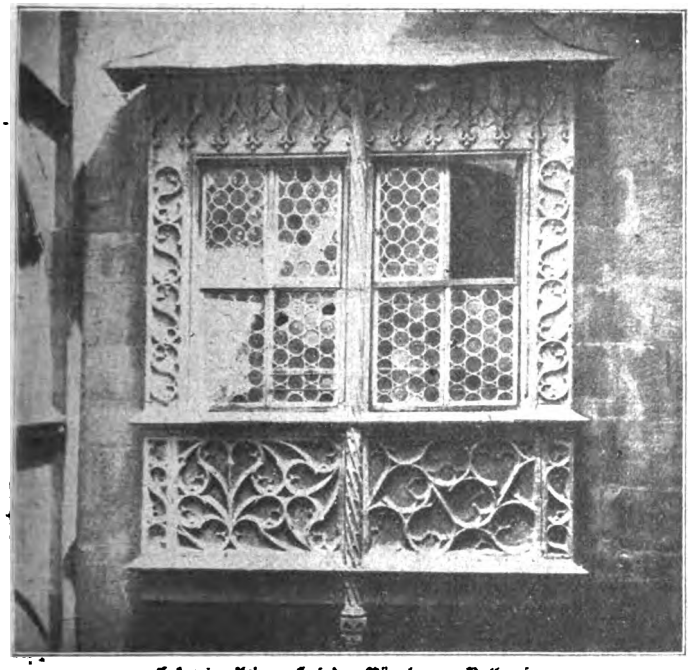
Zu der überwiegenden Mehrzahl der steinernen und den ehedem häufiger vorkommenden eisernen Erkern gesellen sich auch solche aus Holz von oft wunderbarer Zierlichkeit und höchstem malerischen Reiz, wie freilich auch solche von etwas bäuerlichem, doch häufig recht wirkungsvollem Ansehen, wie z. B. der alte Holzerker zu Türkheim im Elsaß und solche anderer alter deutscher Landstädte und Dörfer.

Wie so oft das Überladene nicht das eigentlich Wirkungsvolle zu sein pflegt, so stellt auch der hinsichtlich Ausstattung recht einfach gehaltene, aber in den edelsten Formen erbaute halbrunde gotische Erker am 1689 von den Franzosen ausgeraubten Bibliothekbau des Heidelberger Schlosses aus der Zeit von 1520—35 (also der Zeit der Hochblüte der deutschen Renaissance) ein wahres und echtes Zierstück dar, wie sich ja in der Tat gerade im Hinblick auf die Erker die Kunst so recht als die ideale Verklärung mittelalterlicher Kultur kundtut. In der künstlerischen Ökonomie der gotischen Hausfront bedeutet ja der

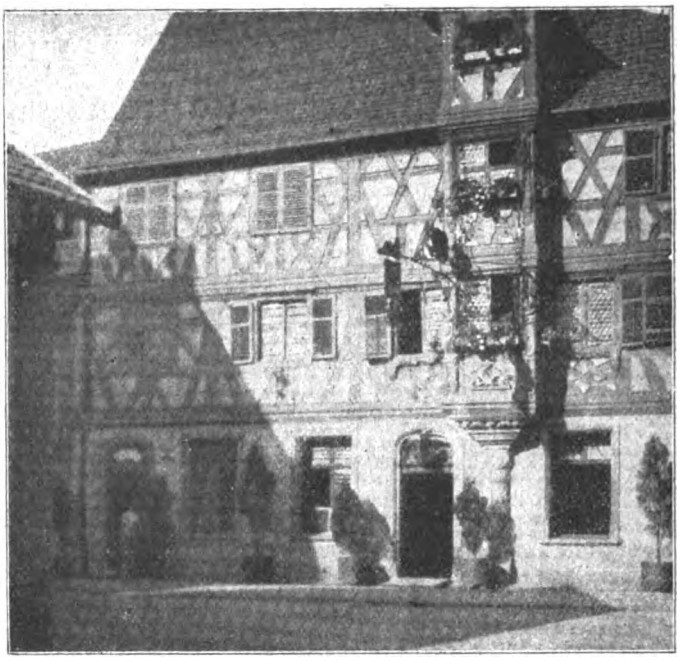


Erker am Heidelberger Schloß.

Digitized by Google



Erker im kleinen Hof des Nürnberger Rathauses.

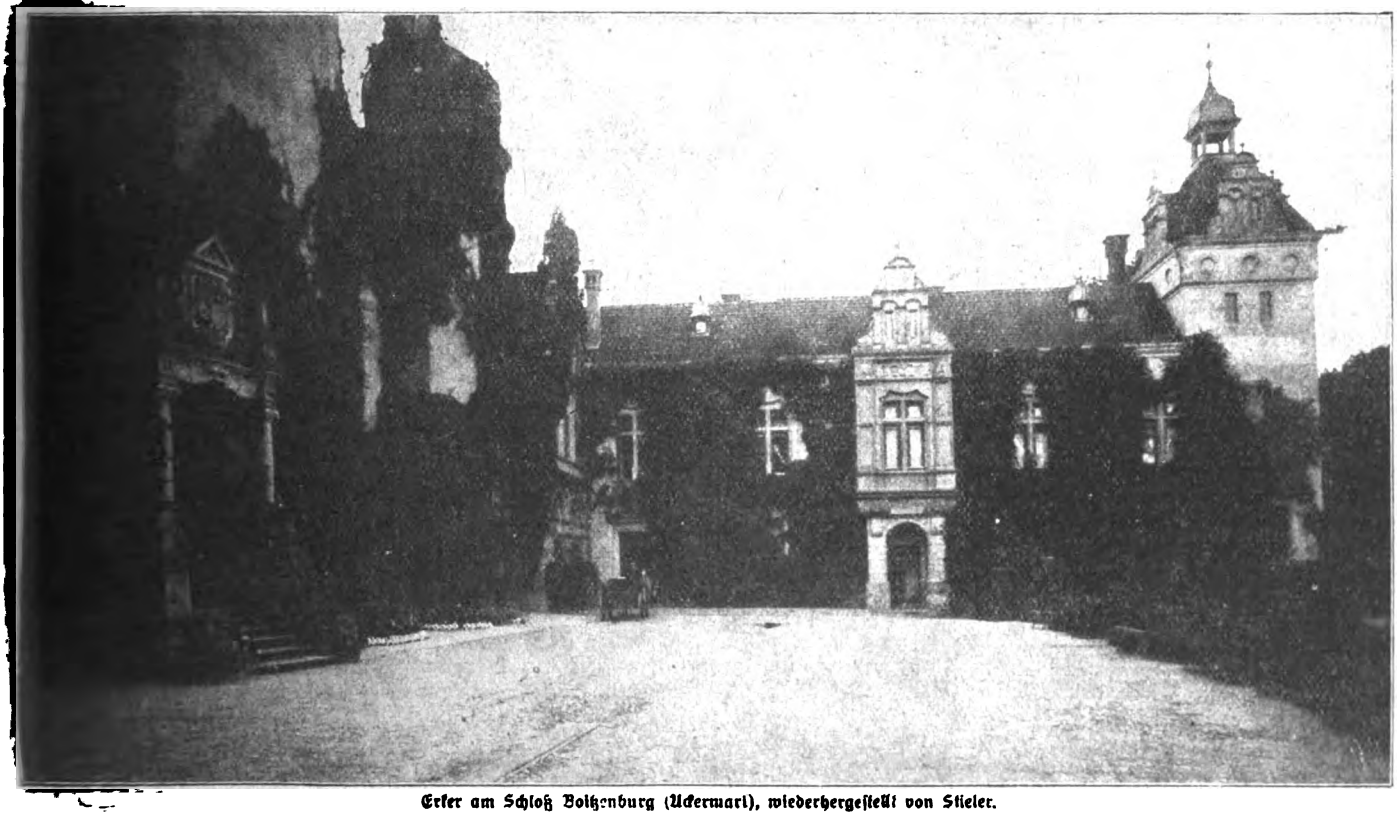


Erker am Hotel „Zwei Schlüssel“ zu Türkheim, Elsaß.

Erker allgemein einen überaus hohen Wert, nicht minder aber auch in der „architektonischen Symbolik des Familienlebens“, die das Haus bietet. Das hat der bedeutsame Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl in so überaus feinsinniger Weise hervorgehoben: „Im Erker, der eigentlich zum Familienzimmer, zur Wohnhalle gehört, findet der einzelne wohl seinen Arbeits-, Spiel- und Schmollwinkel: er kann sich dorthin zurückziehen; aber er kann sich nicht abschließen, denn der Erker ist gegen das Zimmer offen. So soll auch der einzelne zur Familie stehen, und nach diesem Grundgedanken des Erkers müßte von Rechts wegen das ganze Haus konstruiert sein.“

Die moderne Baukunst ist im großen und ganzen dem Erker nicht hold. Von einzelnen, wirklich hochkünstlerischen Schöpfungen der jüngsten Zeit abgesehen, ist der neuzeitliche Erkerbau ein durchaus verkümmerter. Die Reihen gleichförmiger viereckiger Frontvorsprünge in den Straßen moderner Großstädte können in künstlerischer Hinsicht kaum Anspruch auf die Bezeichnung „Erker“ machen, wie auch ihre architektonische Wirkung ebenso langweilig wie unerfreulich zu sein pflegt. Die Zeit, da das Wort galt, das man früher vielfach als Hausinschrift fand: „Ein Mann, der muß wohnen in ander Leut' Häuser, der ist ärmer als ein Kartäuser“, ist auch für die Vornehmen und Besitzenden zumal in der Großstadt längst vorüber. In der letzteren, wo es besonders in den ärmeren Gegenden vielfach an freier Luft und an Gartenanlagen fehlt, hat man sich durchaus berechtigterweise als Ersatzmittel mehr dem Ausbau von Balkonen und Loggien zugewandt.

Im tieferen Volksempfinden gehört aber zweifellos zu „Mondschein und Giebeldächern in einer deutschen Stadt“, von denen Prinz Emil zu Schönaich-Carolath so romantisch-schön gesungen hat, auch der altmodische deutsche Erker, mit dem gleichfalls ein wundervolles Stück deutscher Romantik verwoben ist, einer Romantik, die hier und da heute wohl unzeitgemäß und unpraktisch erscheinen mag, die der echt deutschen Empfindung aber immer lieb und traut bleiben wird als teures Vermächtnis kunstfroher und schönheitserfüllter Vätersväter.



Erker am Schloß Boitzenburg (Uckermark), wiederhergestellt von Stieler.

Digitized by Google

Cella pauperis.

Von Emmy Hancke.

Als zur Zeit des römischen Niederganges der Luxus überhandgenommen, — zu jenen Zeiten, „als die Römer frech geworden", wie es im alten Burschenliede heißt. — gab es in manchen der mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Villen der Reichen bekanntlich eine cella pauperis, nämlich eine äußerst dürftig ausgestattetes Zimmerchen, in das sich so ein maßlos verwöhnter Patrizier dann und wann — häufig wohl nur anläßlich eines Magenkatarrhs — zurückzuziehen pflegte, um dort einige Tage „als Armer" zu leben, und zwar arm sowohl hinsichtlich der dürftigen Ausstattung einer solchen cella pauperis, als auch in Bezug auf grobe Kleidung, hauptsächlich aber in Anbetracht der überaus schmalen und einfachen Kost, mit der er sich während dieser Tage begnügte.

Die Sache erforderte ja immerhin einige Selbstbeherrschung, und so ein residenzlicher Berufsschlemmer mag sich wohl sehr heldenhaft, sehr spartanisch vorgekommen sein bei dieser selbstdiktierten Askese, die ihm auch gesundheitlich jedenfalls äußerst dienlich gewesen ist; aber viel mehr als eine Spielerei war das Ganze denn doch nicht, und das dabei verpuffte „Heldentum" bestand wesentlich in der Einbildung der Herren auf „—us"; denn eine Armut sozusagen „auf Abbruch", eine Armut auf Widerruf ist überhaupt keine Armut. Das, was das eigentliche Wesen der Armut ausmacht, was sie bitter und schwer zu tragen macht, was ihr das Zermürbende und Niederziehende verleiht, ist ihr immerwährender, nie endender Druck, ist alles in allem ihre Hoffnungslosigkeit.

Wenn so ein Herr „—us" aber nach drei Tagen Aufenthalts in der cella pauperis vergnügt meinte, nun kenne er die Armut aus dem ff, nun brauche er sie nicht mehr zu fürchten, sie sei überhaupt längst nicht so unerträglich, wie man gemeinhin anzunehmen pflege, usw., so befand er sich in einer groben Selbsttäuschung; denn während der wirklich Arme nichts als das graue Elend um sich und vor sich hat, hatte Herr „—us" doch stets die tröstliche Gewißheit, daß er nach zwei bis drei Tagen ein wohltuendes warmes Bad nehmen, sich in seine mollige, elegant duftende Toga hüllen und sich ein ganz famoses Menü auswählen werde. Solche Armut aber, hochverehrter Herr „—us", ist wirklich kein Kunststück!

Und der langen Rede kurzer Sinn? Löst nicht der Gedanke an diese altrömische cella pauperis, d. h. an eine ephemere Armut, allerhand wohlvertraute und bekannte Empfindungen in uns aus? Hat uns nicht alle eines Tages das Schicksal energisch am Kragen erwischt, eine große cella pauperis aufgerissen: „Bitte, recht freundlich, meine Herrschaften!" und — schwapp — fiel die Tür hinter uns ins Schloß?! Wir saßen drinnen, und einen Haufen Karten hatten wir in der Hand: Petroleum-, Zucker-, Seife-, Butter-, Licht- und Luft-Karten, oder Gott mag wissen, was noch für welche Und als wir allgemach anfingen, uns von unserm Schrecken zu erholen, begriffen wir in gerechtem Zorn, daß Ben Akiba, der alte ruhmredige Rabbi, es keineswegs um uns verdient hat, daß wir ihn unentwegt und tapfer unser ganzes Leben hindurch gläubig zitiert haben, sintemalen er uns doch nun so schnöde auf einen Holzweg geführt hat, denn, Ben Akiba, wann jemals in aller Welt wären schon Brot- und Fleisch-Karten dagewesen? Und wann Bezugsscheine? Manna allerdings gab es auch in Rationen, insofern als es doloserweise verdarb, wenn jemand hamstern wollte, aber es fiel ohne Karten vom Himmel.

Ach ja, ganz Deutschland hat sich in eine einzige große cella pauperis verwandelt, die nach dem übertriebenen Luxus der letzten Jahrzehnte nicht gerade allzu einladend anmuten will. Es fehlt an Fett, an Zucker, an Milch, an Fleisch; wir haben — was uns geistig arbeitende Kulturmenschen fast noch schmerzlicher dünkt — keinen Tee, Kaffee, Kakao, bald auch keinen Tabak mehr. Wir müssen wegen Mangels an Kohlen unsere meisten Zimmer ungeheizt lassen und wie „kleine Leute" mit Mann und Maus in einer Kemenate hausen. Wir haben eine äußerst knappe Beleuchtung, zumal in den kleinen Städten. Wir können keine Gäste bewirten, wir dürfen am Sonntag nicht reisen; d. h. alltags eigentlich auch nicht, denn wir können's nicht mehr bezahlen, man hat uns die Preise zu hoch geschroben. Kurz und gut und summa summarum — Faust, erster Teil: „Was kann die Welt mir wohl gewähren? Entbehren sollst du! Sollst entbehren!"

Nur ist hierbei nicht zu vergessen, daß wir doch eben nicht tatsächlich „arme Leute" wurden, sondern daß wir uns nur auf unbestimmte Zeit — nicht gerade commoditatis causa, das wäre zu optimistisch ausgedrückt, aber, sagen wir, aus Gesundheitsrücksichten — in unsere cella pauperis zurückgezogen haben. Weiter nichts — Hinc illae lacrimae?! Ist denn die ganze Sache überhaupt so viel Aufhebens wert? Wenn wir doch wissen, daß wir eines Tages unsere cella pauperis wieder verschließen werden und alles wieder ins alte Gleis kommen wird? Vielleicht nicht auf einmal, vielleicht auch nicht alles wieder so, wie's vor August 1914 war. Das ist aber auch gar nicht nötig, eigentlich nicht einmal wünschenswert, denn wir waren neurasthenisch und höchst anspruchsvoll geworden vor lauter Verwöhnung. Aber allmählich wird es doch mit allem wieder besser werden, und die altgewohnten Zustände werden wiederkommen, wir müssen es nur abwarten können

Es dürfte also das Ratsamste sein, uns inzwischen in unserer cella pauperis so wohnlich wie möglich einzurichten. Wenn wir nur ein paar blühende Blumen hineinstellen, wird sie bereits ein anderes Aussehen bekommen, d. h. mit andern Worten: Durch ein bißchen wohltemperierte Heiterkeit und ein bißchen tapfere Geduld wird sich unsere derzeitige Lage schon wesentlich freundlicher gestalten lassen. — „Nicht als ob es etwas Angenehmes wäre um Wasser, Graupen und ein Stück Gerstenbrot," sagt Epikur, „aber das höchste Glück ist, sich imstande zu wissen, auch an diesen Dingen Vergnügen finden zu können, und sich dahin gebracht zu sehen, wo die Ungunst des Glückes uns nichts mehr anhaben kann." Und ähnlich schreibt der Stoiker Seneca seinem jungen Freunde Lucilius: „Du wirst begreifen, daß man, um sorgenfrei zu sein, das Glück nicht braucht; denn, was unentbehrlich ist, wird es geben, auch wenn es zürnt." —

Wem aber die griechischen Philosophenschulen für die Nöte dieses Winters denn doch zu fernliegend erscheinen wollen, der kann sich auch an Wilhelm Busch halten, der denselben Gedanken mehr populär auszudrücken versteht:

„Mein lieber Sohn, du tust mir leid —
Dir mangelt die Enthaltsamkeit.
Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Dingen, welche wir nicht kriegen.
Drum lebe mäßig, denke klug,
Wer nichts gebraucht, der hat genug!"

Es steht ja ohne Frage fest, daß es sich mit dem Strom leichter schwimmt als gegen den Strom, und daß es in unserm eigensten Interesse liegt, mehr dankbar zu sein für alles, was wir noch besitzen, als zu trauern über das, was uns fehlt. „Und wenn man auch allen Sonnenschein wegstreicht," meint der alte trostreiche Wilhelm Raabe, „so gibt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend — es ist soviel schönes Licht in der Welt." Wie wahr ist das! Und es ist auch sicher, daß man trotz äußerer Beschränkung ein immerhin reiches Leben führen könnte, wenn man es mehr verstünde, sich an das bekannte Goethesche Programm zu halten: „Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre.. einige vernünftige Worte sprechen."

Dabei dürfen wir nicht außer acht lassen, daß doch schließlich auch den Großen in Weimar weder eine Königliche Oper noch eine Münchener Pinakothek zu Gebote stand, sie sich vielmehr auch bescheidentlich an Reproduktionen und mehr oder weniger gute Hausmusik zu halten hatten. Darum:

„Ist groß der Brunnen oder klein,
Des laß dir keine Sorge sein,
Aus beiden trinkst du frischen Mut,
Ist nur das Wasser rein und gut."

Frischen Mut aber brauchen wir augenblicklich nötiger fast als das liebe Brot. Und insonderheit die, von denen diese harte Zeit nicht das unersetzliche Opfer eines geliebten Lebens forderte, denen sie vielmehr nur die mancherlei Opfer an totem Gut auferlegte, sind ganz eigentlich dazu bestellt, die Fahne der unbeugsamen Entschlossenheit hochzuhalten und sich durch allerhand äußeres Ungemach nicht niederdrücken zu lassen, rinnt doch — nach Shakespeare — Zeit und Stunde auch durch den rauh'sten Tag, und jeder einzelne bringt uns dem heiß ersehnten Augenblick näher, da unser liebes deutsches Vaterland aus einer einzigen großen cella pauperis sich wieder verwandeln wird in das, was es im August 1914 war: ein Land, darinnen Milch und Honig fließt.

Digitized by Google

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(2. Fortsetzung.)

Zwei Stunden vergingen. Der Amerikaner rauchte, spuckte und warf hier und da ein Wort zu mir hinüber. Ich tat, als ob ich schlief. Der Kerl war reichlich neugierig.

Kapitän Speed hoffte, am dritten Tage abends in Hankau anzukommen, und so lange wollte ich mir den Burschen schon vom Leibe halten. Da hatte ich nun freilich nicht mit der Hartnäckigkeit des Yankees gerechnet. Er räusperte sich, nachdem er seinen Knöpfel an der Reling ausgeklopft hatte, dann scharrte er geräuschvoll herum, richtete sich auf und wandte sich laut und vernehmlich mit der Aufforderung an mich: „Let us have a drink!"

Ich konnte mich nicht gut weiter schlafend stellen, um so weniger, als der Amerikaner mich mit einem niederträchtigen Feixen beobachtete. Ich lehnte natürlich ab, wie meine Rolle mir vorschrieb. Mein Mitpassagier hatte es wohl auch nicht anders erwartet, die Aufforderung vielmehr nur als Vorwand benutzt, um mit mir ins Gespräch zu kommen und mich auszuholen. Es war unglaublich, was der aufdringliche Bursche alles wissen wollte. Meinen Namen hatte er schon herausgebracht, wußte auch bereits — wahrscheinlich hatte ihm mein zahlreiches Gepäck das gesagt — daß ich nach England zu fahren beabsichtigte. Nun suchte er den Grund der Reise zu erfahren. Ich erklärte, daß ich den letzten Sommer schwer an Ruhr gelitten hätte und mich in meiner Heimat gründlich erholen wollte. Trotzdem die letzten arbeitsreichen Wochen nicht ganz spurlos an mir vorübergegangen waren, schien er mir doch nicht recht zu trauen. Jedenfalls sah er ein, daß aus mir vorläufig nichts herauszuholen war, und brach dieses Thema ab. Dafür erzählte er voll Genugtuung als Neuestes, die Vereinigten Staaten hätten die Beziehungen mit Deutschland abgebrochen und würden demnächst mehrere Millionen Mann nach Europa senden. Überhaupt Deutschland! Mit dem sei es jetzt endgültig aus. Selbstverständlich gingen auch die mittel- und südamerikanischen Staaten und natürlich auch China mit. Ich konnte mich doch nicht enthalten, hier ein zweifelndes „China hat doch kein Interesse daran, und, soviel ich weiß, ist die Regierung in Peking doch deutschfreundlich" einzuwerfen.

Er lachte höhnisch und klopfte auf seine Tasche. „Deutschfreundlich? Für Geld kann man hier alles haben. Was, Sie glauben es nicht? Da will ich Ihnen nur beweisen, wie man das anfangen muß. Sie wissen, daß die Japaner allerlei Bahnkonzessionen in Setschuan erpressen wollen. Die machen es mit dem militärischen Druck. Wir machen es mit Geld. Ich habe es fertiggebracht, diesen gelben Affen ihre Konzession, die sie schon sicher zu haben glauben, abzujagen. Ich fahre jetzt nach Peking, um den Vertrag zu schließen. Japan kann den großen Bissen China nie verdauen. Mit unserem Gelde kriegen wir China doch in die Finger. Die verfl . . . Deutschen haben uns die Japse ja weggegrault, die letzten sitzen hinter Schloß und Riegel. Und England? Das wird Jahrzehnte brauchen, um sich wieder zu erholen. Ich will ja gegen euch englische

Der Kaiser begrüßt eine Abordnung von Einwohnern Siebenbürgens.

Digitized by Google

Missionare nichts sagen, aber was ihr in jahrelanger, mühevoller Arbeit macht, das gelingt unseren spielend in Monaten. Unsere Wohltätigkeit verzinst sich. Ja, my Darling, nach dem Kriege sind wir die Herren!"

Einen Augenblick war ich sprachlos. Für wie einfältig mußte mich der widerliche Patron halten, daß er mir in seiner großmäuligen Weise seine Geschäftsgeheimnisse anvertraute. Wertvoll war für mich nur die Nachricht, daß in Peking wohl längst von seiten der Entente mit allen Mitteln geschürt wurde, um China gegen uns aufzuhetzen. Nun wurde es wirklich höchste Zeit, daß ich hier herauskam.

Dem Kerl wollte ich aber für sein Schimpfen auf Deutschland, von dem er doch sicher keine Ahnung hatte, einen Streich spielen, an den er denken sollte. Ich wurde den Mr. Croucher aus New York während der ganzen Tage, die wir an Bord waren, nicht los. Unaufhörlich verzapfte er mir seine amerikanischen Ideale, schimpfte auf Deutschland, das von Amerika das Heil der wahren Freiheit erhalten würde. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, dem Menschen nicht eine saftige Antwort zu geben.

Mein Vorsatz aber, ihm eines auszuwischen, wurde zum festen Entschluß. In Hankau gingen unsere Wege endlich auseinander. Croucher wollte am nächsten Abend mit dem Schnellzuge nach Peking fahren; ich selbst aber auf einem größeren Dampfer nach Schanghai. Bevor der Amerikaner aber an seinem Ziele anlangte, hatte das japanische Generalkonsulat in Hankau von einem Unbekannten ein Schreiben erhalten, in dem die Pläne des Amerikaners offen dargelegt wurden. Vielleicht fuhr mit Croucher im Zuge schon ein Japaner, der die Botschaft in Peking von allem verständigte, wenn nicht der Draht bereits die Absichten des edlen Croucher durchkreuzte. Soweit ich die Japaner kenne, ist der Vertrag wohl geschlossen und die Konzession erteilt worden — aber an die Japaner.

Viertes Kapitel.

Von hier ab wurde die Sache für mich äußerst brenzlich. Die Rolle des Missionars, die ich übernommen hatte, mußte ich unbedingt weiterspielen; dabei mußte ich immer damit rechnen, daß mich jemand als Merand erkannte. Andrerseits durfte ich nicht mit Leuten zusammenkommen, denen Mac Callem bekannt war. Ich mußte also unter allen Umständen meine jetzigen Berufsgenossen zu vermeiden suchen.

In vierundzwanzig Stunden sollte mein Dampfer nach Schanghai abfahren. Vor allem hieß es also für mich, möglichst vorsichtig eine Unterkunft für die Nacht finden. Ein größeres Hotel, wo ich mit einer Menge Menschen, unter denen sicherlich Bekannte waren, zusammentreffen konnte, durfte ich auf keinen Fall aufsuchen. Hierin war mir Kapitän Speed behilflich. Er empfahl mir das Boardinghouse von Mistreß Siddle, der Witwe eines seiner Kameraden. Ich würde dort ein gutes Quartier finden, wenn ich es nicht vorzöge, in der Mission zu übernachten. Freilich, meinte er schmunzelnd, zum Frühstück würde ich dort keinen Whisky mit Soda bekommen. Ich schien auf ihn also wohl einen guten Eindruck gemacht zu haben.

Eine Stunde später ging ich von Bord. Mein Haupt schmückte ein schwarzer, etwas ins Grünliche schimmernder weicher Schlapphut beträchtlicher Abmessung, den ich mit Hilfe von Zeitungspapier passend gemacht hatte. Ganz so einfach war es mit dem Anzug allerdings nicht. Er hatte mindestens vor zehn Jahren in der Werkstatt einer der Missionsanstalten das Licht der Welt erblickt, und sein Schöpfer war sicherlich ein Chinese gewesen, dem es hauptsächlich auf Dauerhaftigkeit angekommen war. Ich glaube, nicht einmal meine Mutter hätte mich wiedererkannt. Die Ärmel waren viel zu kurz. Ich zog sie zwar unaufhörlich herunter; das aber nutzte wenig. Dafür aber waren die Hosenbeine beträchtlich zu lang. Dem war allerdings leicht abzuhelfen: ich schlug sie einfach um. Eine dunkle Kragenleiste und eine schwarze Binde vervollständigten meine Ausrüstung. Ein Anzug neueren Ursprungs befand sich im Gepäck, das ich mitnehmen wollte. Den wollte ich jedoch erst in England anlegen, um dort nicht allzu ärmlich auszusehen.

Ah-fu schaffte mit Hilfe einiger Kulis das Gepäck von Bord, dann zog ich mit einem freundlichen Gruß von Mr. Speed an Land. Mein Boy zog mit den Koffern des Ingenieurs Merand ab. Ganz hatte er wohl nicht begriffen, was eigentlich vorging. Soviel nur wußte er, daß er den Schnabel halten sollte. Für den Kummer, mich verlassen zu müssen, entschädigte ihn ein Zehn-Dollarschein, den er unter fröhlichem Grinsen einsteckte. In einigen Monaten wollte ich ihn wieder als Boy zu mir nehmen. Bis dahin sollten die Sachen bei ihm bleiben.

Es war allmählich schummerig geworden, als ich in den Rikscha stieg. In flottem Trab setzten sich die Kulis in Bewegung. Voraus mein Gepäck, ging es eine Weile am Bund entlang in der Richtung auf die Chinesenstadt zu, dann durch eine Seitenstraße, in der wir nach einigem Suchen Mistreß Siddles Haus fanden. Ein sauberes Haus, in dem alles in Reinlichkeit glänzte. Weiße, gekalkte Wände, leichte, einfache Holzmöbel. Unterwegs setzte ich zur Vorsicht noch meine blaue Brille auf. Von dem flotten Merand und seinem sportgestählten Äußeren war wirklich nichts mehr übriggeblieben.

Mistreß Siddle hatte sicher noch keinen Missionar bei sich beherbergt. Sie hielt das Ganze für ein Mißverständnis. Die Mission sei in der nächsten Querstraße gelegen. Nun wußte ich wenigstens gleich, welche Gegend ich zu meiden hatte. Als ich aber Grüße von Kapitän Speed bestellte und erklärte, nur eine Nacht bleiben zu wollen, nahm sie mich gerne auf.

In den Hankau Daily News, die ich eifrig studierte, stellte ich vorerst einmal fest, daß in zehn Tagen der Dampfer „Mongolia" der P und O-Linie von Schanghai nach England durch den Suezkanal abgehen würde. Der Dampfer kam für mich in Betracht. Alle Häfen jedoch, die er berührte, waren englisch. Das Schwierigste, die größte Gefahr bedeutete für mich die Frage: Wie komme ich zu meiner Fahrkarte?

In dem Briefe der Mission an Mac Callem war der Verstorbene aufgefordert worden, sich die Karte im Bureau abzuholen. Dort war er natürlich bekannt, und die ganze Sache mußte sofort entdeckt werden, wenn ich statt seiner erschien. Stundenlang lag ich schlaflos und zerbrach mir den Kopf, wie diese Klippe zu umschiffen sei. Umsonst. Es fiel mir nichts ein. Hundert Gedanken und Auswege kamen und wurden von mir als unausführbar verworfen. Ich mußte mich, wollte ich das Unternehmen nicht aufgeben, eben auf den Zufall und auf mein Glück verlassen.

Am nächsten Morgen besorgte ich mir zuerst eine Fahrkarte der China Mutual Steam Navigation Company für den Dampfer „Loksang" nach Schanghai. Ängstlich sah ich nach dem Verlassen des Hauses nach allen Seiten, ob nicht irgendwo ein Amtsbruder auftauchte. Scheußlich war mir das Gefühl. Dabei fiel es mir anfangs unendlich schwer, recht gemessen und würdevoll umherzuwandeln. Allmählich erst, als ich bemerkte, daß sich weder Europäer noch Chinesen um mich kümmerten, gewann ich meine Sicherheit wieder.

Die Verkleidung mußte doch gelungen sein. Ohne Zwischenfälle erhielt ich bei der Firma Butterfield & Swire meine Fahrkarte und schrieb zum erstenmal meinen Namen George Mac Callem unter die Empfangsbescheinigung. Einen Augenblick nur zögerte ich, dann ging es flott und mit kühnem Schwung. So, das war erledigt. Vorläufig hatte ich nichts weiter zu tun, als den Brief an das japanische Generalkonsulat beim British Post Office aufzugeben. Damit war mein Hankauer Aufenthalt erledigt. Der ganze Tag lag noch vor mir, da der Dampfer erst abends abging. So schlenderte ich also langsam am Bund entlang, sah

Digitized by Google

Verschneiter Landungssteg. Billy Henn phot.

mir den Betrieb am Strom an, der allerdings infolge des niedrigen Wasserstandes und des Fehlens größerer Dampfer nicht sehr bedeutend war. Hauptsächlich war die japanische Flagge vertreten. Kein Wunder, da das Hanyang-Eisenwerk mit seinen Hochöfen nur für Japan arbeitet, das dessen Erzeugnisse seinen Munitionsfabriken zuführt.

Das ganze Leben und Treiben flutete an mir vorbei. Europäer, die sich hastig in Rikschas und Wagen nach ihren Geschäften begaben, Damen in hellen Toiletten, die sich im warmen Sonnenschein längs des Bund nach dem Recreation Ground oder nach den Kaufläden fahren ließen. Auffallend viele Japaner, Hunderte von Chinesen, vom armseligen Kuli bis zum in Seide gehüllten Würdenträger, belebten die Straßen, auf den Bänken am Fluß spielten Kinder unter der Obhut ihrer chinesischen Amahs. Ich bummelte ruhig weiter, vorbei an der riesigen russischen Teehandlung von Molchanow, Peschatnow & Co., ließ mich wohlig von der Sonne bescheinen und dachte an alles eher als an den Missionar Mac Callem, als etwa fünfzig Schritt vor mir eine dunkle Gestalt mir entgegen- und auf mich zukommt. Verfl . . . Ein Missionar! Ausweichen war nicht mehr möglich, es hieß Fassung. Er hatte mich bemerkt, das war freilich nicht schwer, hob ich mich doch vom übrigen Publikum nur zu deutlich ab. Ich preßte mein Gesicht in ernste, würdige Falten, wandelte wie in mich versunken weiter und ließ ihn ruhig auf mich zukommen. Etwa fünf Schritt vor mir angelangt, fixierte er mich, zog etwas unschlüssig den Hut und machte Anstalten, stehenzubleiben. In ein Gespräch durfte ich mich auf keinen Fall einlassen. So übersah ich also die Einladung, grüßte nur langsam und feierlich und ging weiter. Ich fühlte, daß er stehenblieb, mir nachsah, dann setzte auch er seinen Weg fort. Donnerwetter, das war noch gut abgegangen. Doch heiß und kalt war es mir den Rücken heruntergelaufen. Und dabei war ich noch nicht in Schanghai, wo mir in der Mission die größte Gefahr drohte. (Fortsetzung folgt.)

Das Heiratsalter.

Von Alfred Moeglich.

Das edelste Gut eines Staates ist der Mensch. Mit grausamer Hand hat der Weltkrieg in den wertvollen Bevölkerungsbestand der beteiligten Nationen eingegriffen. Durch die unabsehbaren Männerverluste werden Zustände geschaffen, wie sie noch niemals geherrscht haben. Da die meisten Kulturvölker von jeher einen ausgesprochenen Männermangel im Vergleich zu der weiblichen Bevölkerungsmenge hatten, werden die ersten Jahrzehnte nach dem Kriege geradezu durch eine bedrückende Männerarmut charakterisiert sein, mit allen daraus fließenden Folgen: Schwächung der nationalen Wirtschaftskraft, Schwächung der Arbeitsintensität, Schwächung der ohnehin schon stark gesunkenen Geburtenziffer, Schwächung des Heiratsmarktes. Für die weibliche Welt bedeutet namentlich der letztere Punkt ein Verhängnis, besonders in Deutschland, das sich nicht nur die letzten drei Jahre gegen eine Welt von Kriegsfeinden zu wehren hatte, sondern wahrscheinlich nach Vollendung des militärischen Kampfes noch jahrelang einen Wirtschaftskampf um seine Existenz auf dem Weltmarkt wird führen müssen. Diesen Wirtschaftskampf wird Deutschland nur bestehen, wenn es gelingt, die deutsche Bevölkerung auf die alte Krafthöhe zurückzuführen. Dies bevorstehende Ringen um die Volkszahl ist zu einem großen Teil identisch mit dem Heiratsproblem.

Die Bevölkerungspolitiker betrachten die mutmaßliche Entwicklung der Verehelichungsfrage mit unverkennbarer Besorgnis. Ein Beweis dafür ist die kürzlich erfolgte Gründung einer besonderen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, welche der Ehefrage und den damit zusammenhängenden Problemen, wie dem Geburtenrückgang, die größte Aufmerksamkeit zuwendet. Es ist ein Glück, daß diese Frage heute kein Neuland mehr ist, weil sie in den letzten Jahren vor dem Kriege, veranlaßt durch die auffällige Massenerscheinung des Geburtenrückganges, gründlich erörtert und wesentlich geklärt worden ist. Es wurde festgestellt, daß die Verehelichungsverhältnisse in Deutschland keineswegs ideal genannt werden dürfen, wenn sie auch im Vergleich mit manchem anderen Volk nicht gerade als anormal gelten können. Besonders bei einer sehr wichtigen Teilerscheinung, dem Heiratsalter, setzte die Kritik ein. Der nicht nur mechanisch mit Zahlengrößen operierende, sondern ethisch und sozial denkende Bevölkerungspolitiker wird mit der Sozialhygiene und dem Rassentheoretiker darin übereinstimmen, daß es für ein nach Kraftentfaltung ringendes Kulturvolk wünschenswert ist, wenn möglichst alle in das natürliche Heiratsalter eintretenden Volksglieder recht bald zur Verehelichung gelangen. Jede Hinausschiebung der Verehelichung über das natürliche Heiratsalter hinaus bedeutet infolge des damit

Digitized by Google

zusammenhängenden Geburtenausfalls einen numerischen Bevölkerungsverlust, wozu noch andere sehr wichtige Erwägungen treten, z. B. der durch die Ehe gegebene Schutz vor ansteckenden Krankheiten.

Leider begegnet die Feststellung des „natürlichen" Heiratsalters den größten Schwierigkeiten. Nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern auch in den einzelnen Gebieten desselben Volkes wird es ganz verschieden bemessen. In südlichen Ländern gelten schon Mädchen in unserem Schulalter als heiratsfähig. Halten wir uns an den Begriff der gesetzlichen Ehemündigkeit, so stoßen wir auch hier auf die größten Unterschiede. Der § 144 des Napoleonischen Code civil erklärt den Jüngling mit vollendetem 18., das Mädchen mit vollendetem 15. Lebensjahre als ehemündig, d. h. heiratsfähig; das englische Gesetz bestimmt als Grenze das 14. bzw. 12. Lebensjahr, das deutsche Gesetz von 1875 das 20. bzw. 16. Jahr, und das gegenwärtig geltende Bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1900 das 21. bzw. 16. Lebensjahr. Bei diesen Abmessungen sind die Gesetzgeber ihren Ansichten über die eintretende Geschlechtsreife gefolgt. Für unser Empfinden dürfte aber weder das napoleonische, noch das englische Heiratsalter ohne weiteres als das natürliche anzusprechen sein. Auch die für das weibliche Geschlecht geltende sehr niedrige deutsche Ziffer wird die Mehrzahl ablehnen, was schon daraus hervorgeht, daß derartige Heiratsfälle bei uns zu den allergrößten Seltenheiten gehören. Es entspricht mehr den allgemeinen Anschauungen, wenn man der Formulierung folgt, die Fircks in seiner Bevölkerungslehre gibt, wonach in den meisten Ländern Mitteleuropas das natürliche Heiratsalter mit der Vollendung der Knochengerüstentwicklung zusammenfällt. Dies kennzeichnende natürliche Merkmal verwischt Fircks leider durch die Zufügung eines sehr verschieblichen Merkmals, nämlich der „Vollendung der Berufsvorbereitung", und kommt dabei zu einem ganz unhaltbaren „natürlichen" Heiratsalter: 25 bezw. 20 Jahre. Daß der weibliche Organismus früher zur Reife gelangt als der männliche, ist bekannt; daß die Differenz aber von Fircks auf volle fünf Jahre berechnet wird, widerspricht allen in Betracht kommenden Momenten.

Das wirkliche Heiratsalter, wie es aus der Statistik der Eheschließungen hervorgeht, ist von den angeführten natürlichen Heiratsaltern gründlich verschieden. Die meisten Eheschließungen werden durch Hindernisse wirtschaftlicher Art mehr oder weniger stark erschwert. Im Deutschen Reiche berechnet sich z. B. für das Jahr 1911 das durchschnittliche wirkliche Heiratsalter der ersten Ehen, d. h. der Ehen von Junggesellen und Jungfrauen, ohne Verwitwete und Geschiedene, auf 27,42 Jahre für den Mann und 24,77 Jahre für die Jungfrau. Das bedeutet eine Altersdifferenz von 2,65 Jahren. Durchwandern wir aber die verschiedenen deutschen Gaue, so stoßen wir auf die größten Unterschiede. So beträgt für 1911 das durchschnittliche Heiratsalter der ersten Ehen:

Männer:		Frauen:	
Hohenzollern	29,21	Hohenzollern	26,74
Waldeck	28,90	Bayern r. Rh.	26,15
Bayern r. Rh.	28,77	Württemberg	26,02
Württemberg	28,51	Waldeck	25,78
Hamburg	28,13	Berlin	25,36
		dagegen in:	
Königreich Sachsen	26,33	Sachsen-Koburg-Gotha	23,74
Sachsen-Koburg-Gotha	26,04	Sachsen-Altenburg	23,59
Schw.-Rudolstadt	26,02	Schw.-Sondershausen	23,48
Schw.-Sondershausen	25,58	Schw.-Rudolstadt	23,25

Zwischen Hohenzollern und Rudolstadt besteht also eine Altersdifferenz bei beiden Geschlechtern von etwa 3½ Jahren. Für den organischen Aufbau und die wirtschaftliche Struktur eines Volkes ist es zweifellos von tiefgehendem Einfluß, ob die Volksmasse 3½ Jahre früher heiratet oder nicht, ebenso, ob der Altersunterschied zwischen Mann und Weib nur 1,56 Jahre wie im älteren Reuß beträgt oder 3,12 Jahre wie in Waldeck. Wie solche großen Unterschiede auf die gesamte Heiratsfrage einwirken, wird man leicht überlegen können. Wenn in den meisten süddeutschen Staaten und in verschiedenen Großstädten das Mädchen im Durchschnitt erst mit 25 oder 26 Jahren in die Ehe tritt, ist seine erste Jugendblüte, seine beste Jugendkraft bereits längst überschritten. Mit jedem höheren Jahr wird die Frau als Mutter des zukünftigen Geschlechtes sozusagen geringwertiger. Aber nicht nur das; nicht weniger einschneidend sind die wirtschaftlichen Folgen. Das unverheiratete Weib wird bis zu seinem durchschnittlichen Heiratsalter von 25 oder 26 Jahren nur in sehr seltenen Fällen als Haustochter bei den Eltern sitzen bleiben, sondern den Arbeitsmarkt bevölkern und dort als Konkurrentin des Mannes auftreten, den Lohn drücken und die allgemeinen Arbeitsbedingungen verschlechtern helfen. Die nächste Folge hiervon ist die fühlbare Eindämmung der Heiratsmöglichkeit des männlichen Geschlechts. Je höher das weibliche Heiratsalter, desto kümmerlicher wird die Heiratsfrequenz ausfallen. Schlagende Beweise dafür sind die beiden Länder Bayern und Königreich Sachsen, ersteres mit hohem, letzteres mit etwa 2½ Jahre früherem Heiratsalter. Von 1000 weiblichen Personen im Alter von 20—25 Jahren waren für 1886/91 in Bayern nur 196, dagegen in Sachsen 320 verheiratet, im Alter von 25—30 Jahren in Bayern 548, in Sachsen aber 721, im Alter von 30—40 Jahren in Bayern 788, in Sachsen 881.

Für das männliche Geschlecht fällt die Spätheirat noch schwerer ins Gewicht, weil im allgemeinen der Mann der Familiengründer ist. Es treffen bei ihm die für eine möglichst frühe Heirat der Mädchen angeführten Gründe ebenfalls zu. Unüberbrückbar ist der Gegensatz zwischen den Staaten mit einem späten und frühen Heiratsalter der Männer; man vergleiche nur die weit auseinanderklaffenden Ziffern in der folgenden Aufstellung: von 100 eheschließenden Männern waren im Jahre 1911 noch nicht 25 Jahre alt in:

Schw.-Sondershausen	49,3
Königreich Sachsen	39,8
Rheinland	27,1
Württemberg	17,3
Hohenzollern	11,7

Zwischen der ersten und letzten Ziffer — 49,3 : 11,7 — liegt ein Abgrund, der stutzig machen muß. Daß eine bewußte Bevölkerungspolitik nach dem Kriege das Ziel haben muß, solche Unterschiede wenn möglich zu beseitigen oder zu mildern, ist selbstverständlich. Um welche Massenziffern es sich dabei handelt, mögen noch folgende Aufstellungen für Deutschland zeigen, die einen genaueren Einblick in das zahlenmäßige Heiratsproblem geben und ebenfalls das Jahr 1911 betreffen. Es heirateten im Alter von noch nicht 20 Jahren nur 859 Männer und 44 019 Mädchen, 20—21 Jahre alt 2262 Männer und 39 973 Mädchen. Die Hauptmassen entfielen beim Manne auf das Alter von 24—27 Jahren:

58 574 = 25—26 Jahre alt
57 678 = 24—25 Jahre alt
50 700 = 26—27 Jahre alt
47 999 = 23—24 Jahre alt
42 130 = 27—28 Jahre alt

Für das weibliche Geschlecht bildeten sich folgende Hauptgruppen:

56 762 = 22—23 Jahre alt
55 960 = 23—24 Jahre alt
53 577 = 21—22 Jahre alt
49 579 = 24—25 Jahre alt
41 250 = 25—26 Jahre alt

Im Alter von noch nicht 25 Jahren heirateten 30 Prozent der Männer, aber fast 60 Prozent der weiblichen Personen. Um wieviel besser wäre das deutsche Volk daran, wenn bis zum 25. Lebensjahre schon 60 Prozent der Männer und 90 Prozent der Weiber, die sich überhaupt verheiraten, verehelicht wären. Das würde eine tiefwirkende Verjüngung der Nation bedeuten. Daher ist es zu verstehen und nur zu billigen, wenn die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik sich als eins ihrer Ziele das gesetzt hat, auf die Herabminderung des Heiratsalters hinzuwirken. Ob sie das freilich mit den Mitteln erreichen wird, die der Vorsitzende, Prof. Dr. Jul. Wolf, in erster Linie empfohlen hat (z. B. Einbehaltung eines Teiles des Lohnes bzw. Gehaltes bis zur Eheschließung), möchte doch bezweifelt werden. Aber es gibt andere Mittel, die auf sozial-ethischer Basis ruhen, mit deren Hilfe eine durchschnittlich frühere Eheschließung sehr wohl herbeigeführt werden könnte, und es ist eine lohnende Zukunftsaufgabe, diese Mittel in Erwägung zu ziehen und ihre Anwendungsmöglichkeit zu prüfen.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Paul v. Szczepanski, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniek, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. — [illegible] verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Zur Frage der Schriftentwicklung.

Von Franz Gilly.

Die treffliche Schilderung: „Große und kleine Buchstaben" in Nr. 25 der „Gartenlaube", deren Schlußsatz: — „hart und eisern durch die Zeit, in der ein neues Geschlecht heranwächst, muß es aufräumen mit allem, was nicht mehr in die neue kommende Zeit paßt" — auf tiefgehende Wandlungen hinweist, lenkt auch mit Notwendigkeit die Aufmerksamkeit auf ein Gebiet, das für die geistige Weiterbildung unseres ganzen Volkes von höchster Wichtigkeit ist: auf die Entwicklung der Schrift.

Mit vollstem Rechte tritt der Autor des besagten Aufsatzes für die Benutzung der Großbuchstaben bloß zur Schreibung der Eigennamen und für den Satzanfang ein. Der Deutlichkeit und sicheren Lesbarkeit unserer Kurrentschrift tut es keinen Schaden, wenn die „Begriffswörter" durch Großbuchstaben nicht „hervorgehoben" werden. In der Tat ist diese bis heute noch bestehende

Zur Beobachtung des Gegners am Grabenspiegel.
Zeichnung von Otto Döring.

„Hervorhebung" nur noch der deutschen Schrift eigentümlich und ein Überbleibsel aus jener Zeit, wo der „Schnörkel" in Mode stand.

Ebenso richtig sagt der Autor an einer anderen Stelle seiner Ausführungen, daß mit der Abschaffung der ganz unnötigen Großschreibung der Begriffswörter der Anfang zu einer Entwicklung geschaffen würde, die eine große „Erleichterung unseres Schreibwerkes" bedeutet.

Fortbauend an dem Gedanken, die Erleichterung des Schreibwerkes zu fördern und sie den Anforderungen der so streng an uns herantretenden „neuen Zeit" gerecht zu gestalten, werden wir auf die Bahn der Schriftentwicklung geführt, und es soll im nachfolgenden gezeigt werden, daß die Möglichkeit vorliegt, diese Erleichterung in denkbar weitestgehender und praktisch auch allgemein brauchbarer Form für unser Volk heute schon in Dienst zu stellen.

Betrachten wir unsere „historische Schrift" näher, so finden wir an ihr zwei treffliche Eigenschaften, die für jede Lautschrift geradezu als Vorbild dienen können: Sie hat eine unbedingt regelmäßige, natürliche und folgerichtige „Lehre" und wird der ihr gestellten Aufgabe: „Die Laute der Sprache sichtbar darzustellen" in vollkommener Weise gerecht. In der Tat verdankt die Kurrentschrift es nur diesen Vorzügen, daß sie allgemein erlernbar und auch für alle schriftlichen Arbeiten praktisch verwendbar ist; diese Eigenschaften sind auch die Ursache, daß ihr bis heute eine „Konkurrenz" noch nicht erstanden ist, so daß sie, die mit ihren Anfängen im grauesten Altertum wurzelt, sich bis in die Tage modernster Fortschritte auf allen Gebieten des Lebens erhalten konnte. Nichtsdestoweniger muß gesagt werden, daß das Merkmal ihres Alters, die Langwierigkeit und Umständlichkeit des Schreibevorganges, sich in unseren Tagen des „Hastens und Jagens" in immer weiteren Kreisen der Bevölkerung unangenehm und hemmend fühlbar macht und beweist, daß unsere Schrift in jenen glücklichen, fernen Zeiten entstanden ist, wo der Leitspruch unserer Tage: „Zeit ist Geld" noch unbekannt war.

Die „neue Zeit" wird daher sicherlich eines Mittels zur Abhilfe dieses Übelstandes benötigen, und bei der Suche nach einem solchen kommen wir zur „Kurzschrift" oder „Stenographie".

Hier finden wir ein anderes Bild vor. Auch die Kurzschrift ist schon uralt. Aber sie hat sich nicht als einzelnes Schriftsystem, sondern in unzähligen Arten bis auf den heutigen Tag fortentwickelt, und das grundlegende Werk der deutschen Kurzschrift, das wir dem Genie Gabelsbergers verdanken, brachte in dieser Entwicklung einen wesentlichen Fortschritt dadurch, daß Gabelsberger der Stenographie die kursive Form der Kurrentschrift gab, wodurch schon gewissermaßen eine Annäherung zwischen den beiden Arten: „Kurrentschrift und Stenographie" herbeigeführt ward.

Aber hauptsächlich in dem Bestreben geschaffen, das rasch dem Munde enteilende Wort einzuholen und festzuhalten, sind der Kurzschrift von jeher Einrichtungen gegeben worden, die an die geistige Fassungskraft des Schreibers erhöhte Ansprüche stellen. Das war auch dadurch gerechtfertigt, daß jeder, der dem Berufe des Nachschreibens von Reden obliegen will, von vornherein

Postenablösung im Schützengraben. Zeichnung von Otto Döring.

Digitized by Google

schon mit einer, das allgemeine Maß übersteigenden geistigen Bildung ausgerüstet sein muß, soll seine Arbeit von Erfolg begleitet sein. Daher sind die vielen Regeln, die Ausnahmen von denselben, willkürliche Einrichtungen und unlogische Anordnungen, Voraussetzung tieferer Kenntnis der Sprache und ihrer Gliederung und Ähnliches ebenso in die Kurzschrift als Mittel zum Zwecke der Erreichung kurzer Darstellung aufgenommen worden, wie letzten Endes die gewünschte Schriftkürze durch Verstümmlung vieler Wörter herbeigeführt wird, wobei noch in manchen Fällen der Begriff je mit dem Stande des Wortbruchstückes über, auf oder unter der Zeile wechselt.

So sehen wir die Kurrentschrift mit ihrer unbedingt einfachen Lehre und der vollständigen Darstellung aller Wörter, aber behaftet mit einem langwierigen Schreibevorgang der Stenographie gegenüberstehen, die zwar den Schreibeprozeß in bester Weise fördert, aber dafür Mittel in Verwendung zieht, die so weit abseitsliegen von den trefflichen Eigenschaften der Kurrentschrift, daß weder von einer allgemeinen Erlernbarkeit, noch auch von einer allgemeinen Anwendung der (Kurz-) Schrift für alle Fälle und Verhältnisse die Rede sein kann.

Wenn wir die Gegensätze in beiden Schriftarten betrachten, wird es klar, daß hier in der Kette der Schriftentwicklung ein wichtiges Glied fehlt und eine Lücke klafft, in der wir auch die Ursache erkennen, warum die Kurzschrift trotz des immer mehr sich steigernden Bedürfnisses nach Verkürzung des Schreibwerkes doch bis heute nur eine „Sonderschrift" für engere Kreise bleiben und nicht zur allgemeinen Benutzung gelangen konnte.

In dem Gedanken, diese Verbindung herzustellen, die Kluft zwischen den beiden Schriftarten zu überbrücken und so die Bahn freizumachen, auf der auch die Kurzschrift ebenso Allgemeingut des Volkes werden kann wie unsere historische Schrift, liegt der Fortschritt auf dem Gebiete der Schriftentwicklung. Die neuzeitige Forderung an die Kurzschrift geht dahin, daß sie die unbedingte Einfachheit der kurrentschriftlichen Lehre und deren vollständige Darstellung aller Wörter mit der vollen Kürze der Stenographie verbinde!

Eine nach diesem Grundsatze geschaffene Schrift entspricht allen Anforderungen an die Schrift und Kurzschrift, sie ist ebenso allgemein sicher und leicht erlernbar wie die Kurrentschrift und kann wie diese auch zu allen und den weitesten Zwecken der Schrift verwendet werden.

Es wäre nun eitel, die theoretische Berechtigung dieser modernen Forderung an die (Kurz-)Schrift anzuerkennen, wenn deren praktische Durchführung etwa unmöglich oder zweifelhaft bliebe. Es liegt aber bereits 34 Jahre lang der Beweis (durch das von dem Wiener k. k. Professor Karl Faulmann geschaffene System der „Faulmannschen Stenographie") vor, daß dieser Forderung aufs allerbeste entsprochen werden kann. Nunmehr ist die Stenographie nicht nur, wie seinerzeit durch Gabelsberger, der „Form" nach der Kurrentschrift gleich, sondern auch, was besonders wichtig, ihrem „Wesen" nach mit unbedingt einfacher kurrentschriftlicher Lehre und der vollständigen Darstellung aller Wörter versehen, und trotzdem bietet sie dieselbe Kürze, die andere stenographische Lehren nur mit jenen weiten Abweichungen von den trefflichen Eigenschaften der Kurrentschrift und mit Verstümmelung vieler Wortbilder erreichen.

Außerdem bietet sie nach einer überaus einfachen Lehre, die nur zeigt, wie die „ausgeschriebenen" Wörter gekürzt werden können, ebenso jedem hierzu Befähigten ein treffliches Mittel, auch dem schnellsten Fluge der Rede wortgetreu zu folgen, wie dies von jeder Kurzschrift vorausgesetzt werden muß.

Es ergibt sich aber noch ein weiterer Vorteil in Hinsicht auf die „Erleichterung des Schreibwerks". Mit der allgemeinen Verbreitung der Kenntnis einer solchen Volkskurzschrift fallen nicht nur die Erschwerungen weg, von denen eingangs dieser Zeilen die Rede war — die Kurzschrift kennt keine Großbuchstaben — es kommt auch noch der weitere Umstand hinzu, daß die Hunderttausende jener, die an den andern zahlreichen und verwickelten Regeln unserer gewöhnlichen Rechtschreibung ebenso zahlreiche Klippen finden, durch die Benutzung der Kurzschrift eine große Erleichterung finden, da hier der Grundsatz lautgetreuer (phonetischer Schreibung Beachtung findet: „Schreibe, wie du hörst!" Und in „graphischer" Hinsicht sind es die weit einfacheren Formen der Kurzschrift, die selbst sogenannten „schweren Händen" sicherer gelingen als die oft recht umständlichen Formen der Kurrentbuchstaben. Die vielfach verbreitete Meinung, etwaige Verzerrungen der stenographischen Schriftbilder seien der sicheren Lesbarkeit der Schrift nachteiliger, als dies im gleichen Falle bei kurrentschriftlicher Darstellung eintritt, ist irrig. In der stenographischen „Voll"- (oder Volks-) Schrift, die jedes Wort vollständig bezeichnet, ist diese Gefahr keineswegs größer als in der Kurrentschrift. Es ist im Laufe vonmehr als drei Jahrzehnten tausendfältig erwiesen, daß nicht nur die von „schweren Händen" hergestellten Stenogramme hübscher und klarer lesbar sich gestalten, sondern auch die Schriften weniger Gebildeter sich als viel richtiger geschrieben, daher deutlicher, erweisen als die kurrentschriftlichen Aufzeichnungen solcher Personen! Somit ist der Beweis geliefert, daß die Kurzschrift heute nicht nur allgemein erlernt und gebraucht werden kann, sondern auch selbst den nur mit einfacher Schulbildung Versehenen eine Erleichterung des Schreibwerkes auf alle Fälle bringt, und die „neue Zeit" wird an dieser Tatsache kaum ohne Beachtung vorübergehen können. Die allgemeine Kenntnis der Kurzschrift wird dann auch Ursache zu jenen Reformen an der gewöhnlichen Schrift werden, als deren eine und erste die Abschaffung der Bezeichnung der Begriffswörter durch Großbuchstaben schon in Rede stand, und der bald andere folgen werden, weil mit der Kurzschrift deutlich genug jedermann vor Augen geführt wird, daß wir unbeschadet der Deutlichkeit und des Verständnisses unserer gewöhnlichen Schrift uns von dem Regelwirrwarr der Rechtschreibung befreien können, den wir jetzt in der Schrift mitschleppen müssen!

Verschütteter Stolleneingang. Zeichnung von Otto Döring.

Bedenken wir außerdem noch, was neuerlich der Krieg uns wieder gelehrt hat, daß die von einem Volke erreichte Höhe seiner geistigen allgemeinen Bildung ein ausschlaggebender Faktor ist für dessen Macht, Kraft und Bestand, und erwägen wir, daß die Verallgemeinerung kurzschriftlicher Kenntnis einer schneidigen geistigen Waffe gleicht, die unser Volk jedem anderen voraushaben kann, dem diese Kenntnis vorenthalten bleibt, dann wird die Heranziehung der schon vorliegenden Entwicklung der Schrift zum praktischen Gebrauche für die Allgemeinheit auch als eine segensreiche vaterländische Tat angesehen werden müssen, die außerdem den Forderungen der neuen Zeit vollkommen entspricht, die an die geistige Schaffenskraft unseres Volkes gestellt werden!

Digitized by Google

№ 4 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(3. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Der Reitanzug paßte; aber Ismael war nicht pünktlich, und Seine Hoheit war es auch nicht. Fürbringer hätte es nicht nötig gehabt, seinen Führer auf dem Wege durch den Palast sooft und zuletzt so grimmig zur Eile zu mahnen, was freilich keinerlei Wirkung erzielte. Die dunklen Augen des Moslem sahen ihn verständnislos und fast verächtlich an. Was, o Mensch, der du weniger bist in der Hand des Allerhalters — gepriesen sei sein Name! — als ein Blatt an einem Mangobaume, was bedeutet eine Viertelstunde im Lauf der Ewigkeit? fragten seine Augen. Es hat keinen Sinn, daß du deinen Atem verschwendest auf den Treppen und unter den Säulenbogen Du kommst doch keine Sekunde früher ans Ziel, als dir im Buch des Lebens verzeichnet ist.

Während Fürbringer, an die marmorne Brüstung der Freitreppe gelehnt, sich die Pfeife stopfte, versuchte er, seiner eigenen Überlegenheit froh, zu ergründen, ob sich Seine Hoheit auf die Unpünktlichkeit Ismaels – oder Ismael sich auf die seines fürstlichen Herrn verlassen hatte. Es war schon sehr heiß. Der Spiegel des Wassers flimmerte; in großen Funken sprang das Licht von ihm zurück. Jenseit des Sees, über den Türmen des Tores, zitterte die Luft vor Glut und Helligkeit. Die Höhe des weißen Palastes schien aufgelöst in eine Wolke des Glanzes, körperlos, ohne Gewicht. Ein Vogel, ein brauner Falke, strich südwärts unter der Sonne hin.

„Salem, o Sahib", grüßten die Ruderer, die Hände zur Stirn erhebend.

Ihre sanften Gesichter troffen von Schweiß.

Es war ein Zufall, daß Fürbringer die Uhr gerade in dem Augenblick um Rat befragte, als der Fürst aus dem weißen Palast der Insel trat; aber jener faßte die Bewegung auf, und er lächelte wie ein Knabe.

„Sie hätten ihn beizeiten verbrennen sollen, den gefährlichen Handwerker," sagte er liebenswürdig, „ehe er sich vermaß, die Meere des Unendlichen in Tropfen aufzuteilen und sie den Menschen, die gar nichts damit anzufangen wissen, in die Taschen zu stecken. Dieser mittelalterliche Minutenfänger hat euch zu Sklaven der Zeit gemacht. Wir sind ihre Herren." Er sah Fürbringer an; das Lächeln blieb auf seinem Gesicht. Er bestieg das Boot.

„Kommen Sie", sagte er. „Wenn Sie glauben, mir widersprechen zu müssen, dann tun Sie es. Ich kenne kaum etwas Reizvolleres, als die Antwort auf einen Widerspruch suchen zu müssen. Sie treibt die Dinge auf die Spitze, und dann erst kommt man ihnen nahe. Nun, was denken Sie?"

„Ich denke, Hoheit," ant-

Schule spielen. Phot. Lotte Herrlich.

Digitized by Google

wortete Fürbringer, während er sich setzte, „daß man, um Herr der Zeit zu sein, Herr der Ewigkeit sein muß."

„Und als solcher mit Minuten und mit Stunden geizen?"

„Der Mann, der mir Ihren Brief überbrachte, Hoheit, sagte: Es gibt keine Zwillinge unter den Stunden . . ."

„Ah, Ramigani . . . Ramigani ist ein Philosoph. Es ist seine Stärke, den Menschen mit einer gewissen Feierlichkeit Dinge vorzutragen, mit denen sie im täglichen Leben nichts anzufangen wissen. Darin gleicht er den großen Philosophen Europas. Übrigens, wenn Sie Lust bekommen sollten, Einkäufe zu machen, dann stelle ich Ihnen Ramigani zur Verfügung. Er wird für Sie handeln wie für mich selbst und die Betrügerei auf eine vernünftige Grundlage hinunterdrücken."

„Er scheint ein treuer Bursche zu sein", meinte Fürbringer lächelnd, „und Ihnen grenzenlos ergeben."

Das Gesicht des Fürsten wurde kalt.

„Ich bezahle ihn gut", sagte er. „Besser, als andere ihn bezahlen könnten. Wenn ein Mann käme, der ihm mehr zu bieten vermöchte als ich, so würde er zu jenem gehen und meinen Namen ausspucken wie Betelsaft."

„Ich glaube, Sie irren sich, Hoheit."

Der Inder zuckte die Achseln.

„Jeder Mensch hat seinen Preis, um den er feil ist", sagte er. „Manche sind es um dreißig Silberlinge, andere um hunderttausend Rupien. Die billigeren bereuen manchmal hinterdrein den Verrat und hängen sich auf. Die teureren finden für ihre Tat ein sittliches Moment und bleiben am Leben. An keiner Börse der Welt ist es so von Wichtigkeit, eine gute Witterung zu haben und zur rechten Zeit viel Geld auszugeben, wie an der Börse, wo man Menschen kauft. Wer die Stunden kennt und ausnutzt, in denen die Seelen fallen, der hat sie alle."

„Ich hoffe, Sie lassen Ausnahmen gelten, Hoheit", sagte Fürbringer mit einer etwas betonten Höflichkeit.

„Ich kenne keine", antwortete der Fürst.

„Halten Sie sich selbst für käuflich?" fragte der Deutsche.

Der Inder lächelte.

„Ganz gewiß", sagte er. „Aber ich fürchte, ich würde außerordentlich teuer sein. Das ist das einzige, worauf es ankommt. Dann ist man im Vorteil gegen den Käufer und gegen das, was ich vorhin das sittliche Moment nannte. Jenseit einer gewissen Summe hat es die Wirkung verloren."

„Hoheit," begann Michael Fürbringer und legte die flachen Hände gegeneinander, „falls Sie die Absicht haben sollten, derartige Versuche auch mit mir anzustellen, dann haben Sie die Liebenswürdigkeit, mich wissen zu lassen, wie ich auf schnellstem Wege aus Eschnapur hinauskomme. Sie ersparen damit sich selbst wie mir eine höchst peinliche Stunde."

„Habe ich Sie verletzt?" fragte der Inder kopfschüttelnd. „Nichts konnte weniger in meiner Absicht liegen! Verzeihen Sie, und reden wir von etwas anderem! Wir werden reiten. Lieben Sie's, im Sattel zu sitzen?"

„Wenn der Sattel und das Pferd darunter gut ist. . ."

„Ich verbürge mich für beide", sagte der Fürst aufstehend. Sie hatten das Ufer erreicht, das zur Linken des Palastes auf der Insel lag, und sprangen ans Land. Im Schatten eines ungeheuren Baumwollbaumes, der über und über bedeckt war mit rotblühenden Malven, standen die Pferde, arabisches Blut, mit der prunkvollen persischen Reschma aufgezäumt.

„Beim Polo bevorzuge ich den englischen Sattel; aber zu einem Spazierritt in die Berge taugt diese wunderbare Erfindung eines Sybariten mehr", meinte der Fürst.

Michael Fürbringer war stehengeblieben. Plötzlich, mitten in der glühenden Sonne, schüttelte ihn die Kälte. Er öffnete die Lippen, aber er sprach nicht. Er würgte die Worte hinunter.

Vier Diener, tiefbraune Tamilen, das blutrote Mal der Göttin Durga auf der Stirn, standen an den Köpfen der Pferde — eines Rappen, eines Goldfuchses, eines Grauschimmels und eines Falben. Die Schweife der Pferde berührten ihre Hufe, die vergoldet waren. Sie trugen auf ihren Stirnen das Zeichen Schiwas, des Zerstörenden: drei senkrechte Striche, rot, weiß, rot. Sie hatten die Köpfe ihrem Herrn zugewandt; aber sie sahen ihn nicht an.

Sie hatten keine Augen.

In den Höhlen ihrer Augen funkelten ungeheure Kristalle, Halbedelsteine von der Größe einer Kinderfaust, Goldtopase wie Äpfel.

„Es sind die vier schönsten Tiere von fünfhundert", sagte der Fürst. „Wählen Sie!"

„Ist unter fünfhundert keins mit lebendigen Augen?" fragte Fürbringer.

„Nein", antwortete der Inder erstaunt. „Würden Sie sie schöner finden als die Opale meines Rappen?"

„Unbedingt", sagte Fürbringer. In diesem Augenblick haßte er den Inder mit einem kalten, nachhaltigen Haß.

„Das tut mir leid", meinte der Radscha liebenswürdig. „Aber Sie kennen wahrscheinlich die großen Vorteile blinder Pferde nicht. Es gibt keine sanfteren Geschöpfe als blinde Pferde, sie wissen nicht, was Schwindel ist. Ihr Gehorsam ist bedingungslos. Sie haben etwas von den herrlichen Rossen der Sage gewonnen. Und es ist hübsch, wenn die Sonne in ihre strahlenden Augen scheint, oder wenn sie sich am Licht der Fackeln entzünden. Was haben Sie gegen die schönen Augen meiner Pferde?"

Fürbringer war zu dem Goldfuchs getreten und liebkoste den Hals des Pferdes.

„Abgesehen von der Grausamkeit, die in dieser Liebhaberei liegt, finde ich, daß es den Pferden einen ausgesprochen weiblichen Zug verleiht", sagte er unverbindlich.

Der Radscha lächelte. „Und Sie lieben das Weibliche nicht", sagte er etwas vorsichtig.

„Ich liebe es da, wo es hingehört: am Weibe, Hoheit", meinte Fürbringer, seinerseits lächelnd und entwaffnet.

„Dann hätten Sie nicht nach Indien kommen dürfen", sagte der Fürst, während er aufstieg.

„Warum nicht?"

„Da haben wir den Deutschen", meinte der Radscha. „Es gibt kein Volk auf Erden, das mit solcher Leidenschaft fragt wie das deutsche. Wahrscheinlich", fügte er mit einer gewissen Anmut hinzu, „weiß es darum auch mehr als die andern . . . Wenn Ihnen der Goldfuchs gefällt, Herr Fürbringer, dann klettern Sie getrost in Ihren Hörnersattel. Ich weiß aus Erfahrung, daß es schwierig ist, von ihm herunterzufallen. Und während ich die Ehre haben werde, Sie mit dem Herzen von Eschnapur bekannt zu machen, werde ich versuchen, Ihnen an der Hand lehrreicher Beispiele zu erläutern, warum ein Mensch, der das Weibliche nur am Weibe liebt, nicht nach Indien kommen dürfte."

Fürbringer stieg auf. „Seien Sie versichert, Hoheit, daß Sie an mir den aufmerksamsten Zuhörer haben werden, denn ich liebe dieses Land. Es war die Sehnsucht des Knaben und das Ziel des Mannes. Meine Träume wie meine Pläne haben ihm gegolten."

„Weil Sie es nicht kannten", entgegnete der Fürst im langsamen Vorwärtsreiten. „Sie dürfen es mir ruhig glauben, Herr Fürbringer: wer es kennt, kann Indien nur trotz Indien lieben. Jetzt werden Sie gleich wieder fragen: warum? — Weil Indien ein Weib ist, Herr Fürbringer — das Weib unter den Ländern Asiens. China ist der Greis, der — wer weiß es? — seine Wiedergeburt und nach ihr eine neue Kindheit erleben wird; Japan ist der Mann von dreißig Jahren; Indien ist das Weib. Wenn Sie länger in diesem Lande leben werden, bedürfen Sie zu dieser Behauptung keiner Erläuterung mehr. Wenn sich Ihnen die Seele Indiens erst einmal ganz entschleiert hat, dann

Digitized by Google

Des Großkampftages Ende: Zerschossene englische Tanks vor den deutschen Stellungen.

Originalzeichnung unseres auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Kurd Albrecht.

Digitized by Google

werden Sie die Entdeckung machen, daß es keine andere Schönheit hat als Ihren Traum von seiner Schönheit, kein anderes Mysterium als den Betrug, keine Religion als den Wahnsinn."

„Ich glaube," sagte Fürbringer, „daß Sie Ihrer Heimat unrecht tun, Hoheit. Wenn ich von Indien nichts anderes zu sehen bekäme als den weißen Palast auf der Insel, von der wir kommen, so wäre das schon die Erfüllung einer Traumsehnsucht."

„Der Palast ist schön; aber er ist nicht indisch — so wenig wie die Tadsch-bibi-ka-roza, das Grabmal der Herrin über die Nächte Dschehans, die Ardschamand Banu Begam hieß, und die er „Auserwählte des Palastes" nannte. Wenn Sie im Abendlande an die Märchenbauten Indiens denken, dann denken Sie zunächst an dies marmorne Wunder, das die Engländer in ihrer Kautschuksucht, alles zusammenzuziehen, Tadsch Mahal nennen. Doch der es baute, war ein Abendländer. Und der Palast auf der Insel stammt noch aus der gewaltigen Zeit, in der das grüne Banner des Propheten siegreich war über Indien. Ich bin ein Hindu aus Überlieferung — aus Trägheit oder Stilgefühl, wenn Sie wollen. Aber meine Liebe gehört dem Islam — jene Liebe, die aus bewunderndem Hasse wächst. Indien ist ein Land ohne Geschichte; denn es ist nur ein Kapitel in der Geschichte des Islam. Davor liegt das Chaos, dahinter der Verfall. Uns ist nichts geblieben aus der Kindheit unseres Landes als die erschütternde Schönheit und Wucht seiner Sagen —, uns, die wir häßlich und schwach geworden sind. Und was schlimmer ist als dies: wir sind auch ein Volk ohne Kunst. Denn wir haben in Jahrhunderten nur von den Überresten gezehrt, die aus der Herrschaft des Islam dem Indien von heute verblieben sind, und deren Schönheit uns nicht gehört. Wo wir uns vermaßen, selbst zu schaffen, da brach der steinerne Wahnsinn aus, der mit Kunst ebenso wenig oder so viel zu tun hat, wie der Gorilla mit dem Menschen."

„Verzeihen Sie mir eine Frage, Hoheit", warf Fürbringer ein. „Wenn das, was Sie sagen, Ihrem innersten Empfinden entspricht, — was soll ich dann hier?"

Der Radscha hielt sein Pferd an, mit einer unwillkürlichen Bewegung, die ansteckend wirkte.

„Das will ich Ihnen sagen", entgegnete er. „Ich habe alles gesehen, was nach Ihren Plänen gebaut worden ist. Und ich habe gefunden, daß Sie die schlafwandlerische Sicherheit des Künstlers besitzen, für alle Wesen, welcher Art sie auch seien, den höchstgesteigerten Ausdruck zu finden. Sie bauen einer jungen Liebe das Haus auf dem Roten Hügel, und wenn man es sieht, begreift man, daß junge Liebe nirgends anders wohnen kann. Sie bauen eine Kirche, und wer sie sieht, spricht leiser. Sie bauen das Grabmal einer jungen, blonden Frau, und wir, die wir sie nicht gekannt haben, wissen aus ihm, wie sie war. Darum glaubte ich, Sie wären der Mann dazu, das Wesen der indischen Kunst zu entdecken. . . ."

„Sie stellen mich damit vor eine ungeheuerliche Aufgabe, Hoheit", sagte Fürbringer mit verhaltener Stimme.

Der Fürst sah ihn an.

„Zweifeln Sie daran, daß Sie sie lösen werden?" fragte er.

Fürbringer gab keine Antwort.

„Sie werden Sie lösen", fuhr der Radscha fort, mit einer gewissen Schwingungslosigkeit des Tones. „Und ich werde Sie an die Quellen führen, aus denen Sie die Kräfte schöpfen sollen. Sie sollen Indien sehen, das Land, das ein Weib ist, — bis auf die Knochen, bis auf das letzte Pochen seines Blutes sollen Sie ihm blicken. Sie sollen die Schleier von allen Geheimnissen ziehen und erkennen, daß es keine Geheimnisse hat. Sie sollen an den Ursprung des Wahnsinns rühren, der ein Volk von vielen Millionen zur höheren Ehre selbst wahnsinniger Götter sich zerfleischen läßt, der Schlangen, Kühe und Affen heiligspricht, der Menschen dazu zwingt, in fürchterlicher Freiwilligkeit mit emporgereckten Armen auf einem Fleck zu stehen, bis ihnen die Fingernägel aus den Handrücken der Fäuste wachsen, auf Nagelbrettern zu schlafen und sich in brennenden Kuhmist zu vergraben. Sie sollen die Tempel kennenlernen, wo die achtarmige Durga, auf ihrem Tiger reitend, die Opfer der Besessenen empfängt, und jene, in denen jede Säule, jedes Bildwerk ein hundertfacher Schrei vom Wahnwitz der Unzucht ist Sie sollen die Krankheiten dieses Volkes sehen, denn es ist, als wären selbst die Krankheiten vom Irrsinn ergriffen worden. Die Glieder schwellen den Menschen an, bis sie Ganescha gleichen, dem Sohne Schiwas, dem Gott mit dem Elefantenkopfe. Der Schnee des Aussatzes bedeckt sie wie fressendes Salz, und die Pest reitet auf den Ratten, die keiner zu töten wagt, denn der Hindu darf nicht töten. Und ich will Sie dahin führen, wo die Regierung des abendländischen Kaisers von Indien nicht hingedrungen ist und niemals hindringen wird — in die Häuser, in denen das neugeborene Kind, wenn es ein Mädchen ist, in Milch gelegt wird, um sich den Tod zu trinken. Das ist Indien, Herr Fürbringer, — das Indien, dessen Schoß noch keine Kunst geboren hat, und das vielleicht eben darum von sich selbst noch nicht erlöst werden konnte. Denn immer hat die Kunst das letzte Wort zu sprechen über Zeiten, Menschen und Dinge. Und es ist, als wäre ihre Zeit vorbei, wenn die Kunst sie über ihre Zeit hinaus erhoben hat."

„Sie sprechen zu mir, Hoheit, als sei ich ein Maler oder ein Bildhauer. Vergessen Sie nicht, daß ich nur ein Baumeister bin."

„Glauben Sie, daß man die Hölle malen kann oder den Himmel meißeln? — Wenn ein Volk oder eine Zeit sich selbst in einem letzten Ausdruck offenbaren wollte, dann konnte es sich nicht mit Gemälden und Bildwerken begnügen. Dann tobte es sich aus in Domen und Palästen. Und ich habe Sie, den Baumeister, gerufen, damit Sie diesem Lande eine Offenbarung seines Wesens geben."

Der Radscha schwieg; Fürbringer erwiderte nichts. In seinem Gesicht, dessen Lippen schmäler wurden über aufeinandergepreßten Zähnen, spielten die Muskeln. Eine ungeheure Sammlung spannte es an. Er blickte geradeaus über den Kopf seines Pferdes. Die roten Hibiskusblüten hingen über den Weg; er gewahrte sie als Wesen, nicht als Blumen. Scharen von Eichhörnchen jagten sich um die dicken Stämme der Mangobäume. Grüne Papageien mit roten Halskrausen schienen die Luft mit ihrem gellenden Geschrei gleichsam undurchsichtig zu machen. Fürbringer sah und hörte nichts. Er grübelte. Der Radscha störte ihn mit keinem Wort.

Hätte Fürbringer ihn jetzt angesehen, dann hätte er um die Lippen des Mannes, der auf einem Rappen mit Opalaugen neben ihm ritt, das indische Lächeln gesehen, das die Götter Indiens haben, wenn sie zufrieden sind.

Sie kamen an einen Fluß, der schmal und tief zwischen zerklüfteten Ufern hinströmte. Die Bohlen einer Holzbrücke summten unter dem Hufschlag der Pferde. Dann ging es aufwärts unter Bäumen, in deren Wipfeln sich die Affen jagten. Als sie die Höhe des Berges erreicht hatten, hielt der Radscha sein Pferd an und legte Fürbringer die Hand auf die Zügelfaust.

„Steigen Sie ab", sagte er und schwang sich selbst aus dem Sattel.

Fürbringer gehorchte. Die blinden Pferde standen regungslos. Ihre Edelsteinaugen funkelten im Halblicht, das unter den Bäumen herrschte. Die beiden Männer schritten dem Rand der Kuppe zu. Die Stämme wichen auseinander.

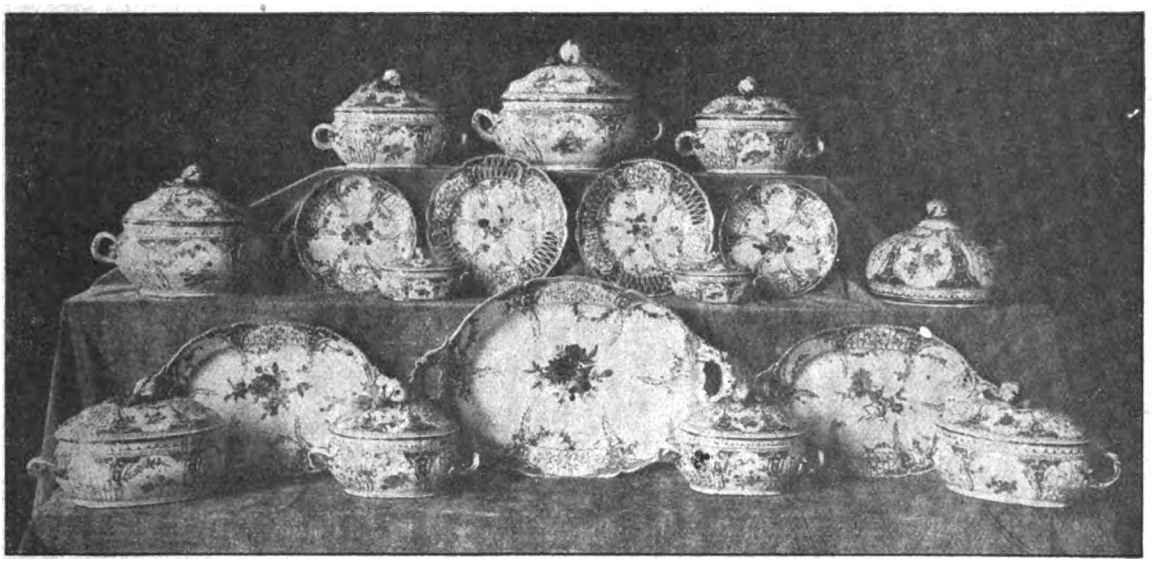
„Dies ist das Tal, in dem Sie bauen sollen", sagte der Fürst, die Hand ausstreckend. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Berühmte Tafelservice der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur.

Von G. Lenz. — Mit 11 Abbildungen.

Den Ruhm der Berliner Königlichen Porzellan-Manufaktur haben in erster Linie die prachtvollen Tafelservice begründet, mit denen Friedrich der Große die Berliner und Potsdamer Schlösser ausstattete. Es war ihm, der dem Fortgang und dem wirtschaftlichen Aufschwung der Fabrik bis an sein Ende die eifrigste Fürsorge widmete, durchaus nicht recht, daß er mit diesen großen Aufträgen jahrelang ihr bester Kunde blieb. Aber man darf sagen, daß gerade diesem Umstand die Manufaktur für ihre erste und bedeutendste Epoche ihre künstlerische Erziehung verdankt. Sie hat ihr Bestes da geleistet, wo sie sich unmittelbar nach dem Geschmak ihres königlichen Herrn richten mußte. Und sie erntet noch heute die Zinsen dieses künstlerischen Erbes. Denn neben den erfolgreichen modernen Tafelservice-Mustern behaupten sich dauernd eine Reihe von solchen, die jene Prunk-Service in bewußter Anlehnung an die alte Dekorationsweise wiederholen. Von diesen und einigen anderen kostbaren Servicen zum Teil aus späterer Zeit, deren ständige Nachbildung sich von selbst verbietet, soll hier berichtet werden.



Tafelservice Friedrichs des Großen für das Neue Palais. Berlin 1765/68 (Neues Palais, Potsdam).

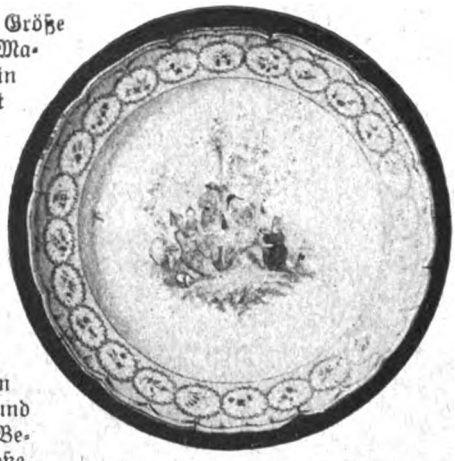
An erster Stelle steht das in der Zeit von 1765—68 angefertigte Tafelservice für das Neue Palais, welches von berufener Seite wiederholt als das schönste deutsche Rokokoservice überhaupt bezeichnet worden ist. Es verdankt diese Bewertung dem sicheren Geschmack, mit dem hier, trotz unleugbarer technischer Unvollkommenheiten in der Masse und in den Farben, Bemalung und Form in Einklang gebracht sind. Die überaus anmutige Form, die heute den Namen Reliefzierat führt, ist ganz im Sinne des Potsdamer Rokoko erdacht. Auf dem Wechselspiel von glatten Flächen und graziösen, aber doch kräftigen Ornamenten (vorzugsweise Rocaillen und Rankenspalieren), welches für die Gliederung der Wandflächen und Decken in den Potsdamer Schlössern Friedrichs des Großen so bezeichnend ist, beruht auch der eigene Reiz dieses Modells. Der Bemalung gibt den kräftigsten Akzent die reiche Vergoldung der Ränder und Zierate in Verbindung mit dem blassen Orange, das, von Goldmosaik überzogen, die Zwickel füllt und die Stäbe betont, um die sich die goldenen Ranken der Spaliere schlingen. Die glatten Flächen sind belebt durch Sträuße aus lose vereinigten Blumen und kleinen Girlanden, die, scheinbar regellos an die Verzierungen der Ränder angeknüpft, wie von einem leichten Winde bewegt um die Rocaillen und über die Flächen spielen. Der geistvoll heiteren Laune der Anordnung entspricht die Malweise der Blumen. Sie sind mit virtuoser Leichtigkeit in flockigen Tupfen auf den warmen gelblichen Grund des Porzellans hingesetzt, mit dem ihre weichen und zarten Farben harmonisch zusammenklingen. Der Maler hat in der Erkenntnis, daß die stumpfen und gebrochenen Farben, auf die er damals noch angewiesen war, eine naturgetreue Wiedergabe der Blumen in ihrer farbigen Pracht verbieten, auch auf die genaue Wiedergabe ihrer Form verzichtet. Ohne sich sklavisch an die Wirklichkeit zu binden, aber mit einer schier unerschöpflichen Phantasie, wie sie ohne liebevolle und lebendige Anschauung der Natur undenkbar wäre, bildete er Blumen, die schon im Verblühen und im Zerflattern sind, und deren Farbenglanz zu verblassen beginnt.

Wenn hier mit den gegebenen Mitteln etwas in seiner Art Vollendetes geschaffen wurde, so bezeichnet das nicht minder berühmte Tafelservice Friedrichs des Großen für das Breslauer Stadtschloß vom Jahre 1768 insofern eine noch höhere Stufe, als inzwischen eine reinere Porzellanmasse und reinere, leuchtende Farben gefunden waren, die einen neuen, künstlerisch fast noch wirkungsvolleren Stil der Blumenmalerei ermöglichten. „Man bemühte sich," wie Adolf Brüning, der ehemalige Porzellanhistoriker des Berliner Kunstgewerbemuseums, treffend sagt: „das Naturvorbild genauer wiederzugeben, ohne jedoch in ängstliche Kopie zu verfallen. Die Malerei ist noch immer breit und flächig; die Blumen

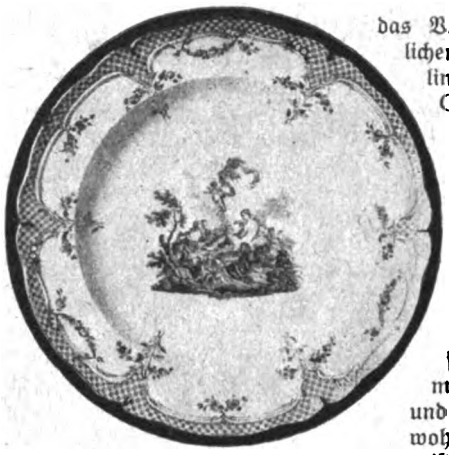
Tafelservice Friedrichs des Großen für das Breslauer Stadtschloß. Berlin 1767/68 (Hohenzollernmuseum).

Digitized by Google

werden in natürlicher Größe dargestellt; es ist den Malern gelungen, sie in all ihrer Farbenglut und duftigen Zartheit wiederzugeben, die sie in der Natur im Zustand der entwickelten Blüte besitzen." Sie sind hier nicht zu Sträußen zusammengebunden, sondern in losem Beieinander auf die Fläche gestreut und von Schmetterlingen und Insekten umschwärmt. Besonders beliebt sind große, mehrfarbige Tulpen, gefüllter Mohn und Ranunkeln, zwischen denen Gräser, Ähren und feine Rispengewächse selten fehlen. Charakteristisch ist die eigentümliche Art, in der die langen, spitzen Blätter der Tulpen geknittert und die Blütenstiele geschlängelt sind. Gern werden auch Rosen gemalt, zu deren Wiedergabe eine neue Farbe, die noch von keiner andern Manufaktur gefunden war, verlockte, die „couleur de rose", ein wundervoll klares Purpurrot. Beherrscht wird die Dekoration dieses Services indes durch ein ebenfalls neu gefundenes leuchtendes Blau in den Bordfeldern des hier zum erstenmal angewandten Antikzierat-Musters, dessen Name den Beginn der Abkehr vom Rokoko andeutet und eine schlichtere, ruhigere Gliederung des Tellerrundes zeigt als das Reliefzierat-muster. — Im Anschluß an dieses Service sind noch zwei andere königliche Tafelservice vom gleichen Modell entstanden, die



Schüssel aus dem Japanischen Service Friedrichs des Großen.
Berlin 1769 (Königl. Schloß, Berlin).



Schüssel aus Friedrichs des Großen Service „mit mythologischen Historien".
Berlin 1783 (Königl. Schloß, Berlin).

das Vorzimmer der kaiserlichen Wohnung im Berliner Schloß und den Garde-du-Corps-Saal schmücken. Es ist mit bunten Chinesen bemalt, die das spaßig-phantastische Ideal des 18. Jahrhunderts von einem Schlaraffenland im fernen Osten, wo man tanzt und schäkert, Tee trinkt und musiziert oder rauchend und schmausend sich's wohlsein läßt, nicht so geistreich wie ihre von Gerolds nie versiegendem Humor geschaffenen Meißner Brüder, aber mit demselben Behagen und derselben kindlich heiteren Sorglosigkeit verkörpern. Die Vorbilder für das muntere Völkchen sind vorzugsweise den Kupferstichen von Boucher entnommen. Vielfach auch haben die Porzellanmaler Kupferstiche nach den holländischen Schänken und Jahrmarktsbildern von Teniers, Brakenburg, Bega u. a. benutzt, deren handfeste Gestalten sie kurzerhand in exotische Kostüme gesteckt haben. Und die Maskerade ist ihnen so vortrefflich gelungen, daß es nur selten glückt, das Geheimnis ihrer Herkunft zu ergründen. — Der Bord des Chinesenservices, dessen erhabene Zieraten vergoldet sind, ist hellgelb mit ausgesparten weißen Feldern, welche von verschlungenen goldenen Ranken umrahmt und mit Phantasieblumen aus Eisenrot und Gold geschmückt sind. Ein hervorragend prächtiges Stück ist die Plat de Ménage mit dem, wie es scheint, eigens für dieses Service modellierten Fruchtkorb „eine chinesische Historie vorstellend".

Fruchtkorb zur Plat de Ménage des Japanischen Tafelservices. Berlin 1769 (Kgl. Schloß, Berlin).

Ein besonderes Interesse verdient weiter das aus dem Jahre 1783 stammende Tafelservice „mit mythologischen Historien", für welches der König selbst genaue Angaben machte, und welches nach Form und Bemalung noch einmal ganz im Sinne des bis zum Beginn der siebziger Jahre in der Manufaktur gepflegten Rokoko gedacht ist, wenn auch in der Art der Ausführung die spätere Entstehung sich deutlich verrät. Das inzwischen eingeführte Modell „Englisch glatt", dessen einem Wedgwood-Muster nachgebildeter Teller glatt und nur durch eine leichte gefällige Schweifung des Randes belebt ist, wurde für dieses Service durch leichte Rocaillen bereichert, welche die Schwingungen des Tellers begleiten und sechsmal in dünne, von Blumen in leichtem Relief umrankte Stäbe endigen. Es trägt in dieser Abwandlung den Namen „Neuzierat".

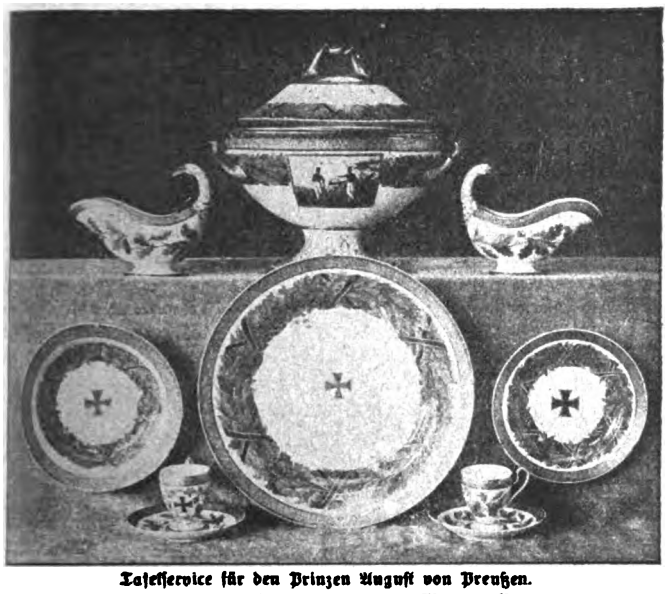
Plat de Ménage zum Hellblauen Tafelservice Friedrichs des Großen.
Berlin 1784 (Keramische Sammlung der Kgl. Porz. Manuf.)

nach den farbigen Füllungen der Bordfelder den Namen des Roten und Gelben Services tragen und die weitere Entwicklung der Berliner Blumenmalerei vor Augen führen.

In das Jahr 1769 fällt die Entstehung des Tafelservice-Modells „Rauhglatt", dessen Teller eine lebhaft bewegte Randlinie und auf dem Bord als einzigen Reliefschmuck ein zartes, aus tropfsteinähnlichen Zacken und kleinen Rocaillen gebildetes Ornament aufweisen. In diesem Muster ist das „Japanische Service" ausgeführt, welches der alte Fritz für das Schloß Sanssouci bestellte, und dessen Reste heute

Tafelservice für den Kronprinzen Friedrich Wilhelm (III.) im Kurländer Muster.
Berlin 1794. (Keramische Sammlung der Kgl. Porz. Manuf.)

Digitized by Google

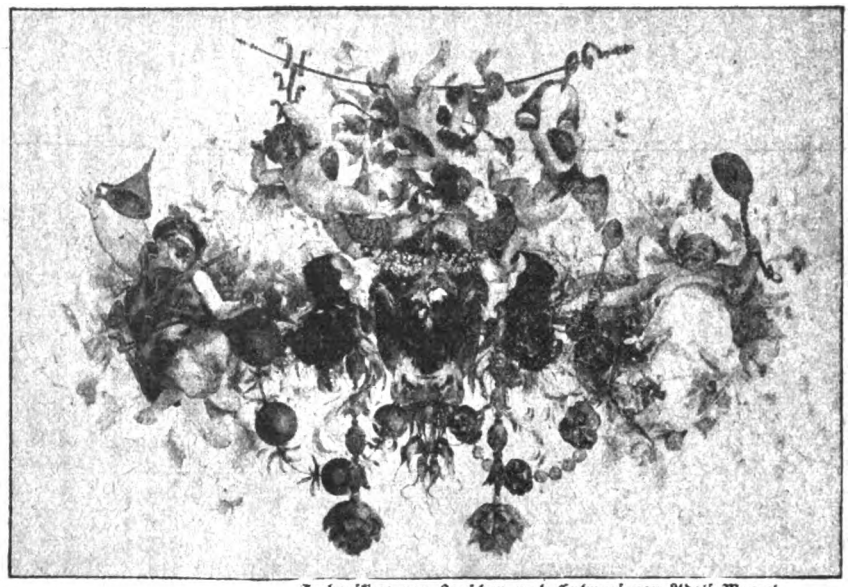


Tafelservice für den Prinzen August von Preußen.
Berlin 1815—1820 (Sammlung von der Marwitz, Berlin).

andere Einzelheiten fortgelassen oder Gruppen und Figuren aus verschiedenen Kupferstichen zu einer Darstellung verbunden, der dann überhaupt jede Pointe fehlte. Diese Gedankenlosigkeit erregte den Unwillen des Königs um so mehr, als er, der mit der Mythologie so gut wie mit den französischen Kupferstichen vertraut war, bei diesem Service gerade auf eine richtige Wiedergabe der Vorlagen Wert legte und, wie der Manufakturdirektor in seinen Aufzeichnungen erzählte, eigens „zu dem Ende jemand zu sich nach Potsdam hatte kommen lassen, dem er das, was er gemalt haben wollte, in die Schreibtafel diktierte". Der „Jemand" war aber kein „Mytholog", und „das, was er aufgeschrieben hatte", war „so übel geraten, daß niemand etwas von des Königs Gedanken daraus abnehmen noch erraten konnte". Man mußte sich also zu helfen suchen, denn „dieserhalb anzufragen, hätte wohl nicht gut aufgenommen werden dürfen". Der König hat noch am 4. Januar 1785, als er die Manufaktur zum letztenmal besuchte, seiner Unzufriedenheit mit den Malern, die „die Mythologie nicht fleißig studierten", Ausdruck gegeben.

Auf eine unmittelbare Anregung Friedrichs des Großen geht auch das „Hellblaue Tafelservice" zurück, dessen prächtige Plat de Ménage mit dem von vier bärtigen Hermen getragenen Fruchtkorb die Keramische Sammlung der Königlichen Porzellanmanufaktur bewahrt. Der König, dessen Vorliebe für die hellblaue Farbe sich mehrfach in der Ausstattung seiner Wohnräume verrät

Beim Tafelservice „mit mythologischen Historien" sind der Rand und die Rocaillen mit Gold staffiert, die Zwickel mit quadrillierten Goldschuppen gefüllt, und an den Rocaillen hängen, freilich steifer als in den älteren Rokokogeschirren angeordnet, kleine Blumengewinde aus Eisenrot und Gold. In eisenroter Malerei sind die „mythologischen Historien" ausgeführt, welche die Spiegel der Teller und Schüsseln und die glatten Flächen der Gefäße schmücken. Als Vorbilder für diese Darstellungen wurden, vermutlich auf persönliche Veranlassung des Königs, neben einigen Kupferstichen nach Gemälden Bouchers die Stiche aus der berühmten vierbändigen Quartausgabe der „Metamorphoses d'Ovide" (Paris 1761—1771) und einem ähnlichen Werk benutzt. Die beim „Japanischen Service" geschilderte, dort lobenswerte Freiheit, mit welcher die Maler der Berliner Manufaktur ihre Vorlagen zu benutzen pflegten, hat ihnen hier einen üblen Streich gespielt. Es wurden mehrfach ohne Rücksicht auf den Sinn der dargestellten „Historien" beliebig Figuren und



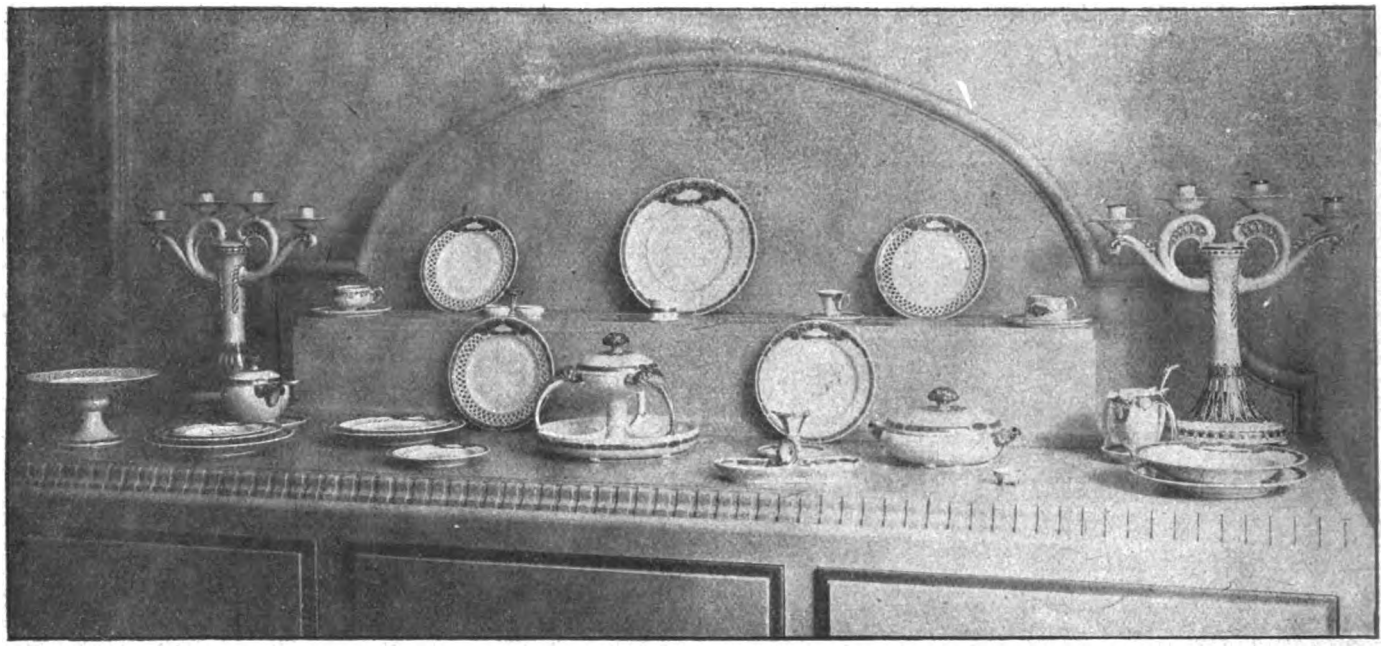
Farbenskizze von Looschen nach Entwurf von Adolf Menzel.
Zum Silberhochzeits-Service des Kronprinzen Friedrich Wilhelm.
Berlin 1883. (Graphische Sammlung der Kgl. Porz. Manuf).

Prunkteller mit Ansicht von Kirchhain in Hessen, aus dem Dessertservice kleiner Städte zur Hochzeit unseres Kronprinzen.
Berlin 1905. (Keramische Sammlung der Kgl. Porz. Manuf.).

— z. B. in seinem Schlafzimmer und im Teezimmer des Potsdamer Stadtschlosses sowie im Schlafzimmer des Neuen Palais —, fordert in Kabinettsordern von 1779 und 1780, es sollen Versuche gemacht werden, „umb das blau mourant, daß der Manufaktur noch fehlet, hervorzubringen". In der Order vom 15. Januar 1780 teilt er mit, „daß der Professor der Chymie Achard durch seine Bemühungen verschiedene Proben von blau mouranter Farbe hervorgebracht hat und es nun noch darauf ankömmt, daß solche in der Manufaktur probiret, und auf das porcellain ordentlich aufgetragen und ins Feuer gebracht wird, damit man siehet, wie die Farbe im Feuer sich hält. Höchstdieselben befehlen demnach der Manufaktur hierdurch, ihren Chymicum sogleich zu dem Achard zu schicken, daß er mit ihm über die Sache näher spricht." „Und müssen sie immer damit kontinuieren, bis es heraus gebracht worden." Das Ergebnis der Bemühungen der beiden Chymici war dann die matte hellblaue Farbe, welche auf dem genannten Service zum ersten Male erscheint. Die Bordfelder zwischen dem vergoldeten Rand und den goldstaffierten Rocaillen des Neuzierat-musters sind mit diesem „Bleu mourant" gefüllt, und die Blumen sind in demselben Blau in Verbindung mit etwas Gold in kleinen Blättchen ausgeführt.

In den 1790er Jahren ist — vermutlich infolge einer Bestellung des Herzogs oder der Herzogin von Kurland — das noch heut sehr beliebte sogenannte Kurländer Muster entstanden, dessen Tellerrand glatte, von Perlstäben eingefaßte Bordüren mit regelmäßig geschwungenen Tuchgehängen begleiten. Diese Bordüren wurden gern grün fondiert und ihre erhabenen Ornamente mit graviertem

Digitized by Google



Ceres-Service nach Entwurf von Th. Schmuz-Baudiß. Berlin 1913.

Gold geschmückt, während der Tellerspiegel bei einem Tafelservice für den Kronprinzen Friedrich Wilhelm III. vom Jahre 1794 „mit natürlichen Feldblumen und kleinen Kalitten" und bei einem andern königlichen Service „mit detachierten kleinen Rösgen" bemalt wurden. Auch diese beiden Muster gehören zu denen, die sich eine gewisse Popularität erworben haben und bis auf den heutigen Tag immer von neuem wiederholt worden sind.

Gegenwärtig ist im Zeichen des Weltkrieges ein Dekorations-Muster wieder in Aufnahme gekommen, welches zum erstenmal bei einer Reihe von Tafelservicen angewendet wurde, die König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1815 unmittelbar nach dem Friedensschluß noch von Paris aus als Ehrengeschenke für die Heerführer der Freiheitskriege, den Prinzen August von Preußen, den Prinzen Wilhelm, den Prinzen von Hessen-Homburg und die Generale Grafen York von Wartenburg, Tauentzien und Kleist v. Nollendorf in Auftrag gab. Sie tragen im Spiegel der Teller und Schüsseln das Eiserne Kreuz, und den Tellerbord wie die Gefäß-Ränder schmückt eine reiche Goldkante und ein vom Bande des Eisernen Kreuzes und der Verdienstmedaille umwundener grüner Kranz aus Lorbeer und Eichenlaub.

Außerdem ist auf allen Servicen mit Ausnahme desjenigen für den Prinzen August das Wappen des Besitzers angebracht. Das Service des Prinzen von Hessen mit dem hessischen Wappen auf Chamoisgrund in runden Medaillons ist auf Schloß Homburg vor der Höhe noch heute im Gebrauch der kaiserlichen Familie, und die Reste des Services für den Prinzen August (Abb. S. 47), welches der Order des Königs gemäß und nach eigenen Angaben des Prinzen den reichsten Schmuck erhielt, befinden sich im Besitz der Herren v. der Marwitz, Berlin, und v. Waldenburg, Würben.

In künstlerischer Hinsicht stehen diese Service schon nicht mehr ganz auf der Höhe der früheren Arbeiten der Manufaktur, und auch in den folgenden Jahrzehnten ist nichts entstanden, was bleibende Geltung behalten hat. Ein Service darf erwähnt werden, für dessen Hauptstücke kein Geringerer als Adolf Menzel die Entwürfe geschaffen hat, und welches dem Kronprinzen (späteren Kaiser Friedrich) zur Silberhochzeit am 25. Januar 1883 überreicht wurde. Die Zeichnungen werden jetzt in der Nationalgalerie bewahrt. Es sind launige Capriccios, in denen Menzel mit genialer Phantasie und virtuoser Kunst die lukullischen Genüsse feiert, welche die Schüsseln, deren Schmuck sie bilden, darbieten sollen. Pausbäckige Engelbengel, welche die Dienste von Koch und Küfer verrichten, sind mit allem, was Küche und Keller — in Friedenszeiten — herzugeben haben, zu geistvoll spielerischen Ornamenten vereinigt. Die Terrinenunterschale ist mit den Zutaten der Suppe (Tauben und Hühnern, Schildkröten und Krebsen, Spargeln und Kräutern) geschmückt. Eine andere Schüssel ist dem Fischfang, eine dritte dem jagdbaren Wild gewidmet. Die vierte, auf der ein Ochsenkopf mit einem Bratspieß prangt, an dem appetitliche Putten turnen, gilt dem Braten. Und auf dem Terrinendeckel erscheinen entzückende Jungen, die sich um die Abwehr der Fliegen und Wespen verdient machen. Zu bedauern ist nur, daß Menzel nicht auch den Rand-Dekor entworfen hat. Man wählte das Reliefzieratmuster mit einer dem Neuen-Palais-Service ungefähr entsprechenden Bordverzierung, die ganz und gar nicht zur Umrahmung der einzigschönen Phantasiestücke des großen Künstlers geeignet ist und ihre Wirkung empfindlich stört. —

Zur Hochzeit unseres jetzigen Kronprinzen haben die kleineren Städte des Königreichs Preußen ein Dessertservice überreicht, das der Porzellanmaler J. Menzel mit malerischen Architekturmotiven aus dem alten Brandenburg und den übrigen preußischen Provinzen geschmückt hat. — Von den Servicen schließlich, die Herr Professor Schmuz-Baudiß, der gegenwärtige künstlerische Leiter der Manufaktur, entworfen hat, ist das sogenannte Ceres-Service hervorzuheben, welches — für den Haushalt eines vornehmen Landhauses gedacht — eine ebenso einfache wie ansprechende Verzierung aufweist. Die Tellerspiegel und die größeren Wandungen der mannigfachen, eigenwillig geformten Gefäße und Schüsseln, deren Zweckmäßigkeit sofort für sie einnimmt, sind weiß gelassen, und nur ein aus zwei fruchtspendenden Füllhörnern gebildetes Relief-Ornament sowie einige stilisierte Ährengewinde bilden die bescheidene Bordverzierung, die aber doch, ohne im geringsten aufdringlich zu wirken, mit Hilfe der satten leuchtenden Farben, die die neue Scharfeuer-Palette der Manufaktur an die Hand gibt — grün, rot, gelb — in überaus lustiger Weise die Flächen beherrscht.

Erkenntnis

Wohin das müde Auge glitzt,
Schaut es nur Qual, Beschwerde
Und liebe alte Erde,
Die zu den Wolken spritzt.

Kein Ding, das nicht der Tod beraft,
Das seinen Hauch bestünde:
Herr, sind wir so voll Sünde,
Daß du in Flammen nahst?

Ach nein: Du führst dem Pfad uns nah
Zu dem Erlöserwerke.
Die heißen Feuerberge
Sind Hügel Golgatha.

Und daß schon jetzt die Schuld von Kind
Und Enkelkind sich sühne,
Brüllt eine schwere Mine
Durch den Novemberwind.

Hans Bauer (Champagne).

Digitized by Google

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(3. Fortsetzung.)

Ich war noch ziemlich verzagt, als ich im deutschen Settlement ankam. Hier merkte ich die Wirkung des Krieges doch recht deutlich. Das Konsulat war geschlossen. Die Läden waren heruntergelassen, vor dem Tor stolzierte ein beturbanter englisch-indischer Polizist als Wache auf und ab. In den Geschäftshäusern schien etwas Betrieb zu sein. Die Deutsch-Asiatische Bank war ebenfalls geschlossen, andere Geschäfte, wie Dietrichsen & Co., Schlichting, Ehlers & Co., waren wohl nur zum Scheine noch auf, da ihnen ja die Ein- und Ausfuhr gänzlich unterbunden war. Ob wohl von den jungen Leuten schon jemand Deutschland erreicht hatte? Es waren recht niederdrückende Gedanken, mit denen ich hier über den ehemals deutschen Grund und Boden ging. Und doch! Auf mich wirkte das alles anspornend. Nun erst recht. Ich wollte nach Hause, koste es, was es wolle.

Ein Rikscha brachte mich zum chinesischen Telegraphenamt, wo ich an die Mission in Schanghai folgendes Telegramm aufgab:

„Bitte, Passage Dampfer ‚Mongolia' belegen. Mac Callem."

Jedenfalls hieß es, den Aufenthalt in der Mission, der nicht zu umgehen war, möglichst abzukürzen. Die Fahrkarte mußte klarliegen, damit ich nicht noch unnützen Aufenthalt hatte. Augenblicklich hatte es ja nicht viel Zweck, mir den Kopf darüber zu zermartern, wie ich die Karte in meine Hände bekam.

Am Abend verließ ich Hankau. Am nächsten Tage wurde in Kiukiang angelegt, am dritten in Nanking, wo ein Teil der europäischen Passagiere den Dampfer verließ. Am vierten Tage endlich langten wir mittags in Schanghai an und machten in der Nähe der Hongkew Wharf vor den riesigen Lagerschuppen der europäischen Firmen fest. Im Gewühl der von Bord strömenden Chinesen verließ ich das Schiff. Die Fahrt war ohne Zwischenfall verlaufen, kein Mensch hatte sich um den Missionar, der ein in sich gekehrtes Wesen zur Schau trug, gekümmert.

Jetzt stand mir der schwierigste Teil des Unternehmens bevor. Fast hätte ich dem Kuli das Kalee-Hotel in der Kiangse-Road, in dem ich oft gewohnt hatte, als Ziel angegeben, dann erst fiel mir ein, daß der arme Missionar Mac Callem unmöglich in einem der ersten Hotels wohnen dürfe. So dirigierte ich ihn also in den Northern-Distrikt, wo er vor einem kleinen Boardinghaus hielt, dessen Inhaberin, wie ich wußte, eine Deutsche war. Hier war sicher wenig Verkehr, und mit hoher Wahrscheinlichkeit durfte ich damit rechnen, keinen Engländer zu treffen. Um allen Fragen vorzubeugen, erzählte ich, die Mission sei überfüllt, und ich würde in vier Tagen mit der „Mongolia" nach Europa fahren.

Der nächste Morgen brachte trübes, für meine Absichten aber recht geeignetes Wetter. Der Himmel war grau bewölkt, leichter Regen rieselte hernieder. Es war also nicht weiter auffallend, daß ich den Kragen meines Rockes hochklappte und mich unter dem aufgespannten Schirm verbarg.

Durch enge, stille Gassen, in denen nur selten ein Rikscha auftauchte, wanderte ich nach der Hainingroad, in der mein Missionshaus lag. Zunächst mußte ich auskundschaften, wie die Verhältnisse dort lagen. In der breiten Straße herrschte ziemlich lebhafter Verkehr, so daß ich nicht weiter auffallen konnte. Die Mission war ein dunkelroter Backsteinbau, vor dem ein kleiner Vorgarten angelegt war. Eine niedrige Steinmauer schloß ihn von der Straße ab. Es war noch früh am Morgen; anscheinend war außer dem chinesischen Dienstpersonal noch niemand da.

Gegen neun Uhr erschienen mehrere Missionare vom Zentrum her: zwei jüngere Männer und in ihrer Mitte ein älterer, weißhaariger, anscheinend der Leiter der Station. Der kannte Mac Callem sicher, da anzunehmen war, daß er hier schon viele Jahre zugebracht hatte. Wenige Minuten später kamen einige chinesische Angehörige der Mission. Auch sie verschwanden im Hause. Geraume Zeit schien die Mission einsam und verödet dazuliegen. Es regnete unaufhörlich und wurde allmählich ungemütlich. Ich wich und wankte nicht, ging am Hause vorbei, machte vor der Krümmung der Straße halt, um ja nicht den Eingang aus dem Gesicht zu verlieren. Mein Magen begann langsam zu knurren; ich bekam wütenden Hunger. Am liebsten hätte ich mich jetzt in den nächsten Rikscha gesetzt und wäre zu dem in ganz Ostasien wohlbekannten deutschen Schlächter Richard Neumann gefahren, um mich dort, wie ich es früher sonst getan hatte, gründlich satt zu essen.

Endlich, gegen fünf Uhr, als ich fast verzweifeln wollte, erschienen wieder die drei englischen Missionare vor dem Hause. Unauffällig folgte ich ihnen auf der andern Seite der Straße. Ohne ein Wort zu sprechen, schritten sie vorwärts, ich, durch meinen Schirm gedeckt, immer auf gleicher Höhe mit ihnen. Nun bogen sie in eine kleine Seitenstraße ein und hielten gleich darauf vor einem kleinen Gebäude, in dessen Innern sie verschwanden.

Kaum waren sie eingetreten, als ich auch schon vor dem Tore stand. Die Aufschrift „British Mission" zeigte mir, daß sich hier das Wohnhaus der Gesellschaft befand. Schleunigst eilte ich nach dem Geschäftsgebäude zurück. Die Engländer, die allein mir gefährlich werden konnten, wußte ich zu Hause, so daß ich es schon wagen durfte, das Haus unter irgendeinem Vorwand zu betreten. Vielleicht war es möglich, noch etwas festzustellen. Als ich ankam, fand ich die Tür verschlossen. Auf mein Pochen erschien endlich ein chinesischer Boy, der mir auf alle meine Fragen nur immer wieder erklärte: „All finish! to morrow!"

Da war nichts zu machen. So nickte ich also, zog nach meinem deutschen Boardinghaus, wo ich erst mal kräftig zu Abend aß. Dann zog ich mich in mein Zimmer zurück, wo ich die Ergebnisse des heutigen Tages überdachte. Sehr tröstlich war nicht gerade, was ich in Erfahrung gebracht hatte. In der Mission weilten augenblicklich drei Europäer, von denen anzunehmen war, daß sie alle Mac Callem kannten. Vom Alten jedenfalls mußte ich das fast mit Sicherheit voraussetzen. Es hieß also zum Abholen der Fahrkarte einen Zeitpunkt abwarten, in dem die Engländer nicht im Geschäftsgebäude anwesend waren.

Merkwürdig doch, was ein gesättigter Magen für Zuversicht verleiht. Wenige Stunden vorher noch, als ich im Regen in der Hainingroad auf und ab trabte, fühlte ich mich so verzagt, daß ich schon erwog, ob ich den ganzen abenteuerlichen Plan nicht lieber fallen lassen sollte. Jetzt aber schien mir meine ganze Umgebung plötzlich in viel rosigerem Licht. Bis zur Abfahrt der „Mongolia" hatte ich noch drei Tage Zeit, und in zweiundsiebzig Stunden, die mir zur Verfügung standen, würde sich schon ein Ausweg finden.

Ich war so müde, daß ich meine Absicht, einen kleinen Streifzug durch die Straßen zu unternehmen, für diesen Abend aufgab. Kaum lag ich im Bett, als mir auch schon die Augen zufielen. Ich schlief, bis am nächsten Morgen die Frühstücksglocke durch das Haus schallte. Nun aber schleunigst heraus. Fast hätte ich vergessen, daß ich früh schon auf meinem Posten aufziehen mußte.

Hatte es gestern den ganzen Tag geregnet, so leuchtete heute dafür die Sonne von einem wolkenlos blauen Himmel herunter. Es versprach heiß zu werden, so daß mir vor meinem dicken schwarzen Anzug graute. Ein Gutes nur hatte die blendende Sonne: es fiel nicht weiter auf, wenn

Digitized by Google

ich als Schutz wieder zu meinem Schirm griff. Unter meinem dunklen Schlapphut hätte ich es allerdings unmöglich ausgehalten.

So ging ich also zuerst nach dem Broadway, um mir dort in einem chinesischen Geschäft einen großen Strohhut zu erwerben. Es war noch früh, die Europäer zeigten sich jetzt schwerlich schon auf der Straße. So schritt ich also in recht wenig missionarmäßigem Tempo vorwärts, bis ich vor meinem Ziel angelangt war. Das Ungetüm, das ich mir erstand, war ein alter Ladenhüter, aber zu meinem Zwecke recht geeignet.

Eben, als ich das Geschäft verließ, kam in rascher Fahrt ein Rikscha von Hongkew heran. Ich hatte meinen Schirm noch nicht aufgespannt, und als ich es jetzt schleunigst tun wollte, war es zu spät.

Im gleichen Augenblick hatten wir uns erkannt. Der Mann, der jetzt dort herankam, war mein alter Kollege von der Marconigesellschaft Gibson, mit dem ich so manchen vergnügten Abend verbracht hatte. Blitzschnell jagten die Gedanken durch meinen Kopf. Sollte ich zurück ins Geschäft oder weiter? Da war er auch schon heran:

„Hallo, old boy! Sind Sie schon hier? Was war denn los mit Bellaire?"

Darauf klopfte er mir freundschaftlich auf die Schulter und schien sich unbändig über die Begegnung zu freuen.

Jetzt konnte nur die größte Kaltblütigkeit mich aus der Verlegenheit ziehen. So bemühte ich mich also, ein recht würdevolles Gesicht zu machen, sah mein Gegenüber kühl und gleichmütig an und erwiderte mit recht salbungsvoller Stimme:

„Sie sind im Irrtum, mein Herr. Wir kennen uns wohl nicht!"

Ungläubig starrte er mich an. Mochten ihn nun die blaue Brille, das glattrasierte Gesicht und die langgewachsenen Haare wankend gemacht haben und die schlecht sitzende Kleidung, die er bei Merand sicher nie gesehen hatte, jedenfalls blieb er, als ich weiterging, stehen, griff an seinen Hut und murmelte:

„Beg your pardon, it's a mistake!"

Einen Augenblick später rollte Gibson an mir vorüber. Unter meiner schützenden Brille beobachtete ich, wie er sich umdrehte, mich anstarrte und mehrmals den Kopf schüttelte. Teufel, war mir heiß geworden. Trotz der frühen Morgenstunde lief mir das Wasser schon den Rücken herunter.

Nach einer halben Stunde war ich wieder auf meinem Posten angelangt, eben zur Zeit, um die Missionare ankommen zu sehen. Ich mußte heute doppelt vorsichtig sein, da ja der Chinese, den ich gestern sprach, sicher erzählen würde, daß noch ein Gentleman dagewesen sei. Wenn der Bursche mich sah, machte er die Missionare unbedingt auf mich aufmerksam.

Der Tag verstrich wie der gestrige. Fest stand für mich, daß ich den Augenblick benutzen mußte, in dem die Engländer das Haus verlassen, die chinesischen Missionare aber noch anwesend waren. Es handelte sich nur um wenige Minuten, die mir zur Verfügung standen. Morgen nachmittag wollte ich es versuchen und dann sofort auf die „Mongolia", die auf der Woosung-Reede lag, fahren. Glückte es nicht, blieb mir immer noch ein Tag.

Wieder zog ich, nachdem die Missionare nachmittags in ihrem Wohnhause verschwunden waren, nach meiner Pension. Die Stimmung war trotz des wirklich guten Abendessens bedeutend weniger rosig und zuversichtlich als gestern. Würde nicht im letzten Augenblick noch etwas dazwischenkommen? Wie nun, wenn einer der Europäer die Karte unter Verschluß hatte? Waren noch Formalitäten beim englischen Generalkonsulat zu erfüllen? Angenommen aber, alles ging glatt, wie nun, wenn ich auf dem Dampfer Bekannte traf, die mich von meiner Seefahrtszeit kannten und mich als Deutschen begrüßen würden? Dann würde höchstwahrscheinlich der Missionar Mac Callem als gewöhnlicher Spion behandelt werden. Die Verkleidung allein genügte dazu.

Schlaflos wälzte ich mich diese Nacht herum. Sollte ich nicht die Verkleidung aufgeben und mich morgen in meinem Bureau melden? Was aber hatte Bellaire inzwischen berichtet? War aber nun einmal der Verdacht rege und wurde nachgeforscht, dann kam man doch darauf, daß ich Deutscher war, und setzte mich irgendwo fest. Schließlich wichen aber mit dem Morgen alle schwarzen Gedanken, und neue Zuversicht erfüllte mich. Es würde schon alles gut gehen. Ich durfte nur die Hoffnung nicht sinken lassen. Jetzt erst recht!

Freilich, drei Stunden später wankte der Missionar Mac Callem traurig und niedergeschlagen nach seiner Wohnung zurück. Die Bureaus der Mission waren geschlossen: es wurde heute nicht gearbeitet. Feiertag! Auch das noch. Der Tag war für mich verloren, es blieben nur die wenigen Minuten des morgigen Nachmittags.

Abends, es war bereits dunkel, wagte ich mich auf die Straße. Ich mußte unter allen Umständen vor dem Gebäude der P & O-Linie am Bund den Anschlag über die Abfahrt der „Mongolia" studieren. Über die Brücke des Soochawcreek kam ich, vorbei am Public Garden nach dem Bund. Ich hielt mich unter den dichtbelaubten Bäumen. Diese Vorsicht war aber überflüssig, da des Feiertags wegen fast kein Europäer auf der Straße war.

Da war das Haus, und von weitem schon sah ich den Anschlag: „S. S. ‚Mongolia' Abfahrt nach England über Hongkong, Singapore, Colombo, Port Said geht am 25. 9 Uhr abends von der P & O-Jetty."

Am fünfundzwanzigsten? Das war also morgen abend!

Ich weiß nicht, wie ich an diesem Abend nach Hause kam, wie die Nacht verging. Ich fühlte mich so elend und zerschlagen, daß ich tatsächlich den Eindruck eines Kranken, den ich ja spielen mußte, machte. Es war mir unmöglich, vormittags auf die Straße zu gehen. Wozu auch? Mein Gepäck war bereit, nur die Fahrkarte, dieses lächerliche Stück Papier, an das ich mich klammerte, fehlte.

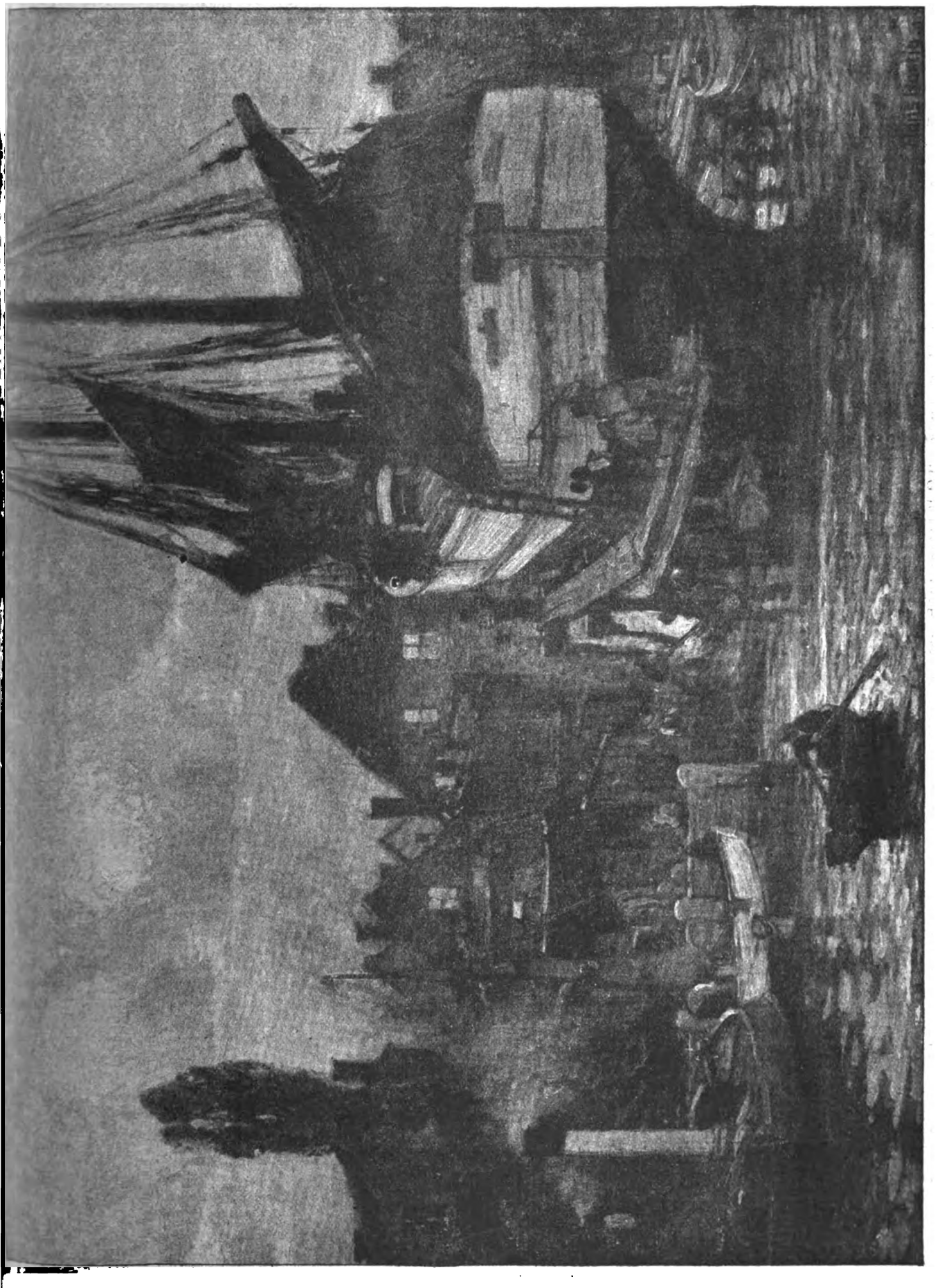
Um vier Uhr wurde es Zeit. Ich machte mich langsam auf den Weg. So oft hatte ich ihn in den letzten Tagen gemacht, daß ich jeden Stein zu kennen vermeinte. War es die Aufregung, oder war ich wirklich krank? Meine Hände zitterten, in meinen Ohren brauste das Blut, als ich vor der Mission ankam.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Noch hielt ich keine halbe Stunde auf meinem Posten, als die üblichen Vorgänge sich abspielten. Die Tür öffnete sich, die drei Engländer erschienen und schlugen den Weg nach ihrem Wohnhause ein. Kaum zwanzig Schritt waren sie entfernt, als ich über die Straße schoß, die Tür öffnete und in das Bureau trat.

Gott sei Dank, die Chinesen waren noch da. Einen Augenblick mußte ich doch verschnaufen, bevor ich mein Anliegen vorbrachte. Meine Hände zitterten ein wenig, als ich das Schreiben der Mission als Ausweis hervorholte. Der Chinese nahm es, las . . . und da . . . Gott sei Dank . . . öffnete er einen Blechkasten und nahm ein weißes bedrucktes Blatt mit der P & O-Flagge an der Seite heraus. Meine Fahrkarte!

Eben streckte ich die Hand aus, sie an mich zu nehmen — ich mußte an mich halten, sie ihm nicht zu entreißen — da wurde ein rascher Schritt hörbar . . . die Tür öffnete sich . . . einer der englischen Missionare kehrte zurück . . . Alles war verloren . . . Mechanisch fielen meine Blicke zum Ausgang, maßen die Entfernung . . . wenn ich jetzt die Karte an mich riß und floh . . . Das war ja Unsinn . . . Dümmeres konnte ich nicht machen . . . Ich wäre nicht weit gekommen . . . und da . . . ich traute meinen Augen und Ohren nicht . . . da kam er heran mit ausgestreckten Händen und . . . ja doch, das galt mir . . . und rief: „Bruder Mac Callem! Da sind Sie also doch noch rechtzeitig im letzten Augenblick gekommen!"

Digitized by Google



Die alte Werft. Gemälde von Hans Hartig.

Digitized by Google

Es war zuviel für mich Bärenkerl. . . Dreinschlagen wollte ich, wenn es drauf ankam, körperliche Entbehrungen erleiden, aber diese Ungewißheit und seelische Qual der letzten Tage waren zu viel. . . Es wurde mir schwarz vor Augen. . .

Ich fühlte, wie man mich auf einen Stuhl niederließ und mir Wasser bot, hörte die mitfühlenden Äußerungen des Missionars, der sich teilnehmend nach meinem Befinden erkundigte. Ich fand meine Ruhe wieder. Er fragte, und ich berichtete, gab kurze Antworten. Daß ich noch krank war, sah er ja selbst, und verstand es auch, daß ich seiner Einladung, doch in der Mission noch das Abendessen zu nehmen, nicht folgte. Der Tender führe schon um sieben Uhr ab — ich sagte absichtlich zwei Stunden früher — und ich hätte in meinem körperlichen Zustande nur das eine Bedürfnis nach völliger Ruhe. Ich müsse schleunigst noch mein Gepäck vom Flußdampfer holen und hätte keine Minute mehr zu verlieren.

Der gute, harmlose Kerl fiel auch wirklich darauf herein. Er händigte mir noch ein dickes Pack Briefe für die Zentrale in London ein, setzte mich in einen Rikscha, drückte mir die Hand, wünschte mir baldige Genesung und Rückkehr, dann war es vorbei.

Wenn der Mann mir jetzt hätte ins Gesicht sehen können! In diese lachenden Augen, die Züge, die keine Spur von Leiden oder von missionarhafter Würde trugen. . . Ob ihm da nicht doch irgendwelche Bedenken aufgestiegen wären?

(Fortsetzung folgt.)

Feurige Himmelstränen.

Von Hans Mühlhausen.

Im Volksgemüt ist die Neigung tief eingewurzelt, Aufsehen erregende Naturereignisse durch das Walten geheimnisvoller überirdischer Wesen zu deuten. Namentlich den unerwarteten, aus dem Rahmen des Alltäglichen fallenden Phänomenen am Himmelsbogen steht der Laie hilflos gegenüber. Die lebhafte Volksphantasie, die den Mangel an Wissen auszugleichen bestrebt ist, ruht nicht, bis sie für alles, was sie erregt, eine Erklärung gefunden hat.

Es kann darum nicht wundernehmen, daß sie sich auch von alters her mit den merkwürdigen Erscheinungen beschäftigt hat, die wir — nicht gerade übermäßig poetisch — als Sternschnuppen bezeichnen. Diese Lichtlein, die sich plötzlich vom ehern ruhigen Himmelszelt zu lösen scheinen, um geschwind ein Stück entlang zu gleiten und wieder zu verlöschen, haben in der litauischen Volkssage eine feinere Ausdeutung erfahren. „Die Spinnerin Werpeja beginnt den Schicksalsfaden des neugeborenen Kindes am Himmel zu spinnen, und jeder dieser Fäden endet in einem Stern. Naht nun der Tod des Menschen, so reißt sein Faden, und der Stern fällt erbleichend zur Erde nieder." — Eine alte irische Überlieferung bezeichnet die Sternschnuppen, die alljährlich am 10 August, am Fest des heiligen Laurentius, in besonders reichem Maße fallen, als feurige Tränen, die der Heilige an seinem Namenstage weine.

Es vergeht keine Nacht, in der sich nicht Sternschnuppen zeigten, und ihre Häufigkeit ist viel größer, als man anzunehmen geneigt ist. Der amerikanische Astronom Herrik fand als Durchschnittszahl der täglich in die Erdatmosphäre eindringenden Meteore die ungeheure Summe von drei Millionen. Das sind aber erst die Normalzustände. Um ein Vielfaches steigert sich die Menge dieser „flüchtigen Grüße aus unendlichen Tiefen des Weltraumes" zu verschiedenen Zeiten des Jahres, in denen große Schwärme mit periodischer Regelmäßigkeit wiederkehren. Das sind die vorhin erwähnten „feurigen Tränen des heiligen Laurentius" — auch nach ihrem Ausgangspunkt am Himmel als Perseiden bezeichnet, —, die in den warmen Augustnächten ein Feuerwerk veranstalten, und der noch bedeutendere Novemberschwarm: die Leoniden.

Alte chinesische Annalen berichten bereits aus dem Jahre 644 vor Christi Geburt von einem solchen Riesen-Feuerwerk am Himmel. Das gewaltigste Ereignis dieser Art aus der neueren Zeit war das vom 12 November 1799. Der große Naturforscher A. v. Humboldt befand sich damals auf einer Reise durch Südamerika und beschreibt begeistert den herrlichen Anblick dieses unvergleichlichen Schauspiels. Von 2 — 4 Uhr morgens wurde der Himmel ununterbrochen von Sternschnuppen übersponnen, die sämtlich von Norden nach Süden ihre leuchtende Bahn zogen und zahlreiche phosphorische Linien für Sekunden zurückließen. Dazwischen flammten große Kugeln auf, die bisweilen größer erschienen als die Mondscheibe; andere zogen Schweife hinter sich her wie Kometen. Während sonst derartig auffallende Erscheinungen nur auf einem beschränkten Teil der Erdoberfläche beobachtet werden können, wurde in jener denkwürdigen Nacht länger als 7 Stunden hindurch vom Aquator bis zum Polarkreis, am Kongo wie auch in Grönland — wo er die Eskimos in begreiflichen Schrecken setzte — dieser Schwarm von ungezählten Leuchtkörpern gesehen.

Im Jahre 1833 kehrte der Schwarm in gleicher Stärke wieder. Auch diesmal wurden Milliarden von Sternschnuppen beobachtet. „Dicht gedrängt wie Schneeflocken wirbelten sie durch die Luft." 240 000 sollen in der Zeit von 7 Stunden für einen einzelnen Ort sichtbar gewesen sein — Leider kehrt das Phänomen nur alle 33 Jahre in dieser glänzenden Form wieder, und wir müssen nun etwa bis zum Jahre 1932 warten, bis sich uns bei glücklicher Sicht wieder einmal der ganze Zauber dieses Naturwunders offenbaren kann. Doch bleibt auch so noch ein Schauspiel von reizvoller Schönheit übrig, wenn in den klaren Frühwinternächten am glitzernden Firmament die feurigen Streifen in reicher Zahl dahinjagen.

Wir sehen die leuchtenden Boten aufflammen und im Nu wieder vergehen, und doch hat eine Sternschnuppe in dieser kurzen Zeit oft mehr als 40 Meilen durchlaufen. Sie besitzt also eine erstaunliche Geschwindigkeit, und zwar, wie berechnet wurde, von 4½ bis 9 Meilen in der Sekunde. Die Höhe, in der sie aufleuchtet, beträgt durchschnittlich 15½ Meilen; von einzelnen wird berichtet, daß sie sich in Höhen von 40—60 Meilen zeigten.

Viele Sternschnuppen ziehen glänzende Lichtstreifen hinter sich her. Der Admiral Krusenstern berichtet, daß er bei seiner Weltumsegelung stundenlang das Leuchten des Schweifes einer Feuerkugel beobachten konnte. Man ist geneigt, dabei an einen Vergleich mit Kometen zu denken. Durch Fernrohre beobachtet, ergibt sich denn auch eine merkwürdige Ähnlichkeit dieser Erscheinung mit dem Kometenschweif. Aber der Zusammenhang zwischen Sternschnuppe und Komet beschränkt sich nicht nur auf äußerliche Dinge. Klar und unbestreitbar hat der italienische Astronom Schiaparelli, dem wir auch großartige Entdeckungen auf der Marsoberfläche verdanken, nachgewiesen, daß der Novemberschwarm sich in der gleichen Bahn um die Sonne bewegt wie der Komet I des Jahres 1866. Ebenso bewegen sich die August-Perseiden in einer Kometenbahn.

Es liegt der Schluß nahe, daß gewisse Sternschnuppen durch Zerfall von Kometen entstanden sind. Der bekannte Bielasche Komet hat das gewissermaßen vordemonstriert, als er sich im Jahre 1845 am 29. Dezember vor den Augen der beobachtenden Astronomen spaltete und in zwei Kometen von verschiedener Größe teilte. Nach der üblichen Umlaufszeit kamen die beiden ungleichen Brüder noch einmal wieder; dann aber wartete man vergeblich auf das seltsame Doppelgestirn. Statt dessen belebten ungeheure Summen von Meteoren die Bahn des Kometen. Er hatte sich also offenbar in kleinste Weltkörperchen aufgelöst.

Bruchstücke sind die Sternschnuppen, die als Weltenbummler durch den unermeßlichen Raum eilen. Zertrümmerung und Auflösung gehen ihrem Werden voraus. Ob sie von Sonnen, Planeten oder Kometen stammen, das wissen wir im einzelnen nicht. Aber wenn sie in unsere Atmosphäre als Gefangene geraten, so erzählen sie uns von gewaltigen Katastrophen, die irgendwann in weiter Fernen stattgefunden haben, bei denen Weltkörper zugrunde gingen und nichts übrigließen als diese kärglichen Fragmente, die nun heimatlos umherirren.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Paul v. Szczepanski, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth, für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Die Ukraine.

Von Heinz Manthe-Boppard.

Die russische Revolution ist eine Bewegung der breiten Volksmassen gegen eine Regierung, die die Rechte des Volkes mit Füßen trat. Die imperialistischen Ziele der Regierungspolitik liefen den Ansprüchen der im russischen Reiche vereinigten Völker zuwider, sie achteten vor allem nicht ihr Streben nach Anerkennung ihrer völkischen Eigenart. So mußte der Gedanke der Selbstverwaltung der einzelnen Nationalitäten einen wichtigen grundlegenden Bestandteil der Forderungen der Revolutionäre bilden. Am frühesten entwickelten sich solche Gedanken bei den Finnen und den Ukrainern. Beide Völker haben sich entschlossen, ein selbständiges Dasein zu führen, eine Tatsache, die für Mitteleuropas Verhältnis zum Osten von größter Bedeutung ist. Denn namentlich bei der Ukraine handelt es sich um ein Gebiet, das in jeder Hinsicht zur Führung und Behauptung eines selbständigen politischen Daseins befähigt ist.

Bild- u. Film-Amt.

Abgeordnete der Ukraine im Gespräch mit deutschen Offizieren vor dem ehemaligen Gouvernementsgebäude in Brest-Litowsk anläßlich der Friedensverhandlungen.

In amtlichen russischen Angaben findet man gewöhnlich rund drei Vierteile der Bevölkerung, nämlich 80—90 Millionen, als „Russen" bezeichnet. Das erweckt die beabsichtigte Vorstellung, als bilde Rußland einen völkisch geeinten Staat. Dem ist aber keineswegs so. Denn Kenner unterscheiden bei den Russen drei Stämme. 8 Millionen Weiß-Russen im Gebiet der Waldai-Höhe — die Urrussen —, 64 Millionen Groß-Russen in Nordrußland, die mit den Finnen verschmolzen sind, und 30 Millionen Klein-Russen. Diese letztgenannten sind die Ukrainer, die mit ihren Volksgenossen, den Ruthenen in Galizien und in der Bukowina, zusammen etwa 35 Millionen Seelen zählen. Ihr Name stammt von den Polen. „Ukraina" heißt Grenzmark; die Ukrainer wären also die „Grenzvölker".

Über die Groß- und Kleinrussen lesen wir bei Alfred Philippson, dem Bonner Geographen und Rußlandkenner: „Klein- und Großrussen unterscheiden sich nicht allein durch ihren Dialekt, sondern auch in körperlicher und geistiger Beziehung sehr voneinander; auch ist die Abneigung zwischen ihnen groß, und es fehlt bei den Kleinrussen nicht an Bestrebungen, sich als unabhängige Nationalität Geltung zu verschaffen. Die Großrussen sind augenscheinlich stark mit finnischen, wohl auch mit tatarischen Elementen gemischt; sie zeigen vielfach breite Gesichter und stumpfe Nasen, die an den mongolischen Typus erinnern. Sie sind im übrigen ebenso wie die Weißrussen ziemlich groß und kräftig gewachsen, plump und schwerfällig, blond und blauäugig, von schwermütigem, verschlossenem Naturell. Die Großrussen mit ihrem konservativen Sinn, ihrer orientalischen Unterwürfigkeit und ihrer opfermutigen Hingabe an den Zaren und die Kirche, aber auch ihrem Mangel an selbständigem Denken und tatkräftigem Handeln sind die Hauptträger des absolutistischen russischen Staatsgedankens und seiner militärischen Macht, aber auch seiner sozialen und wirtschaftlichen Rückständigkeit. Die Kleinrussen dagegen sind schlank, brünett, mit südländisch-beweglichem, tätigem Geiste, dabei sehr poetisch und musikalisch beanlagt." Aus dieser 1908 niedergeschriebenen Beurteilung heraus läßt sich verstehen, warum gerade bei den Ukrainern zuerst die Revolution gegen den Zarismus bis zu den letzten Folgerungen, der Begründung eines eigenen Staatswesens, durchgeführt wurde.

Die 30 Millionen Kleinrussen bewohnen ein Gebiet, das sich südlich von den Rokitno-Sümpfen und vom Mittelrussischen Landrücken zwischen den Flüssen Dnjestr und Don erstreckt, eine Fläche von fast der doppelten Größe Deutschlands. Der Hauptstrom und damit die wichtigste Verkehrsader des Landes ist der Dnjepr. Der Hauptteil der Ukraine liegt im fruchtbarsten Teile Rußlands, man kann sagen Europas, im Gebiet der „Schwarzerde". Diese Erde ist ein höchst fruchtbarer Lehm, der durch die starke Beimischung von Pflanzenstoffen in der Nähe der Oberfläche tiefschwarz gefärbt ist. Die ganze Ackerkrume dieses Lößbodens ist an vielen Stellen über 20 Meter dick, also unerschöpflich. So bilden die russischen Gouvernements Charkow, Poltawa, Kiew und Tschernigow einige der besten Getreideprovinzen Rußlands.

In erster Linie wird Weizen angebaut, ferner Zuckerrüben, Gespinst- und Ölpflanzen. Streckenweise blüht eine üppige Viehzucht. Vielfach arbeitet die Landwirtschaft schon in völlig neuzeitlichen Betriebsformen und hat sich die üblichen Nebenbetriebe, wie Brennereien, Brauereien, Mühlen und Zuckerfabriken, angegliedert. Im ganzen aber ist die gesamte Erzeugung einer

Digitized by Google

Ukrainische Bauernhäuser mit Holzessen.

starken Steigerung fähig. Die nutzbare Fläche z. B. läßt sich bedeutend vergrößern, denn weite Strecken der südlichen Gebiete nach dem Schwarzen Meere zu sind nur gering ausgenutzt oder liegen als Steppe da, weil genügende Bewässerung fehlt. Da auch hier der Boden zum großen Teil aus Löß besteht, braucht man ihm nur genug Feuchtigkeit zuzuführen, um höchst fruchtbares Ackerland zu erhalten.

Was würde nun für Rußland der Verlust der ackerbauenden Ukraine bedeuten? Es wäre ein ungeheurer Verlust. Man hat Rußlands gesamtes Ackerland auf 140 Millionen Hektar berechnet. Davon liegen allein 110 Millionen im Gebiet der Schwarzerde, also größtenteils — vom Osten abgesehen — in der Ukraine. Dieses Gebiet liefert zwei Drittel der russischen Gesamtgetreideernte, und zwar auf Böden, die des Stalldüngers wegen ihres Reichtums an Stickstoffen entbehren können. Dazu ist der ukrainische Weizen bei seinem hohen Eiweißgehalt von über 20 Prozent neben dem kanadischen der beste der Welt. Es handelt sich allein beim Weizen um einen Ausfall von 13—14 Millionen Tonnen, den Rußland bei einer Befreiung der Ukraine erleiden würde! Einige Zweige der Landwirtschaft, vornehmlich die Zuckerrübenkultur und damit die Zuckerindustrie, wären ihm ganz verloren, da die polnische ja ohnehin nicht mehr in Frage kommt.

Eine freie Ukraine würde als Lieferant von Getreide, Flachs, Hanf, Tabak, Honig, Wachs, tierischen Fellen, Fleisch, Häuten usw. eine wichtige Rolle im europäischen Wirtschaftsleben spielen. Dabei wäre das Land aber durchaus nicht einseitig von den Industriestaaten abhängig, da es auch eine nicht unbeträchtliche Industrie aufzuweisen hat. Zunächst besitzt die Ukraine in ihrem Donez-Kohlengebiet die Gewähr für die Unabhängigkeit von ausländischen Betriebsstoffen. Die Förderung betrug volle drei Viertel der russischen Gesamt-Kohlenförderung, wobei die polnische noch eingerechnet ist! Die ukrainische Eisenindustrie ist noch jung. Erst um 1870 ist sie unter eifriger Förderung der Regierung geschaffen worden. Sie lieferte mehr als 70 Prozent des russischen Friedensbedarfs. Dieser Verlust und der der Zuckerindustrie um Kiew, die fast die deutsche an Ertrag erreicht, wären schwere Schläge für Rußland. So hätte dieses also allen Grund, die Ukraine nicht völlig preiszugeben.

Nur durch einen engen wirtschaftlichen Zusammenhang mit der Ukraine kann Rußland sich die wichtigen Häfen am Schwarzen Meer, vor allem Odessa und Cherson, und so wichtige Stapelplätze im Innern wie Kiew sichern.

Für Mitteleuropa wäre eine selbständige Ukraine von hoher Bedeutung auch deshalb, weil dadurch die bisherige militärische Gefahr von seiten Rußlands bedeutend herabgemindert würde. Rußland war auf dem Grundsatz der Eroberung aufgebaut, ohne auf Nationalitäten dabei Rücksicht zu nehmen. Das ist bei der Ukraine nicht der Fall. Sie ist ein nationales Ganzes, das aus sich selbst heraus die nötige Daseinskraft hat. Für uns, für Öster-

Mondscheinflug.

Ein Korpsbrückentrain. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

reich-Ungarn, den Balkan und die Türkei wä eine selbständige Ukraine ein Bollwerk geg russische Ländergier.

Vielfach hört man sagen, es könne nie ei selbstständige Ukraine geben, weil sie nur Ackerbauland ist. Das ist falsch. Sie hat, w wir sahen, auch ihre Industrie. Und zuder Ist denn Bulgarien nicht auch ein Bauer staat? Hat Bulgarien es nicht zu ei ansehnlichen Machtstellung gebracht? Las wir auch hier die Geschichte die Lehrmeiste der Völker sein.

Bugarien ist im Rahmen seiner Möglichkei groß und mächtig geworden aus eigener K und durch die Unterstützung seiner hilfreic Freunde.

Hoffen wir, daß der Ukraine ein gleiches erblüht zu ihrem eigenen Heile, zu unse und zu ganz Europas Nutzen!

Digitized by Google

Nr. 5 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zubeziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H.), Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(4. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Fürbringer stand, ohne sich zu rühren. Er hatte die [illegible] geöffnet, aber er sprach nicht. Er holte tief Atem. [illegible] Tal war nicht tief; seine große Sanftheit bot sich [illegible]los dem breitströmenden Licht der Sonne. Und es [illegible]er einem Himmel, dessen Blau wie blaues Feuer [illegible]ich einer Schale, angefüllt mit Proben von allen [illegible] der Erde.

[illegible]morblöcke, die vierzig Pferde nicht zu bewegen ver[illegible]hätten, waren übereinandergestürzt, fleckenloses [illegible]f fleckenlosem Schwarz; goldgeäderte Quader wie [illegible]urrten Strömen Bernsteins; das steingewordene [illegible]n den Hälsen der Flamingos. Kein Baum, kein [illegible]es Gewächs zwischen Süden und Norden. Nur [illegible]hundert-[illegible]Gestein; [illegible]immern [illegible]es, Fels-[illegible]ote vom [illegible]ber Erde [illegible]rengt, glei-[illegible] von edlem [illegible]tz, dem alle [illegible]Adern offen la-[illegible]gen. Jenseit des [illegible]Tales, unendlich weit hinter den Hügeln, die es nach Norden begrenzten, wuchs das Gebirge auf, ein Thron aus Lazur, auf dem der Himmel ruhte.

„Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick allein, Hoheit“, sagte Michael Fürbringer.

Er setzte sich wieder unter dem Baum, der seine breiten Äste schon über den Abgrund reckte, stützte das Kinn in die rechte Hand und schaute.

Lautlosen Schrittes war der Inder gegangen.

* * *

Zwei Stunden nach dem Mittagessen, das Michael Fürbringer gemeinsam mit dem Fürsten eingenommen hatte, erwartete er ihn in seinem Arbeitszimmer, dem Raum, der sich an den achtfenstrigen Saal anschloß und sein Licht durch die Glaskuppel der Decke empfing. Es fiel von der starken, kaum durchsichtigen Wölbung der großen Höhe wie ein Milchstrom auf den riesenhaften, runden Tisch.

Als Fürbringer diesen Raum zum erstenmal betrat, hatte er stark daran gezweifelt, daß er gerade in ihm jemals würde arbeiten können. Er war die vollkommene Nüchternheit eines Zimmers gewöhnt, in dem unverhüllte Fenster dünne Mauern durchbrachen und das Tosen des Blutes einer großen Stadt fast ungedämpft einließen. Werkzeuge, Möbel, das Papier auf allen Tischen, die Bilder an den Wänden selbst boten sich, von Helligkeit gebadet, dem Blick und dem Griff; das Arbeiten innerhalb

Presse-Phot. A. Frankl.

Deutsche Krankenschwestern verständigen sich durch Zeichensprache auf dem Topfmarkt von Marmaros-Sziget.

Digitized by Google

dieser Umgebung war von einer drängenden Fröhlichkeit, dem Ehrgeiz, bald ans Ziel zu gelangen, erfüllt gewesen.

Von alledem bot der Raum, in dem er unter einem neuen Himmel arbeiten sollte, das starke Gegenteil. Die gerundeten Mauern, tiefdunkel, glatt, nur von einer kaum sichtbaren Tür durchbrochen, empfingen kaum einen Schimmer des Lichts, das von der Kuppel in einem ununterbrochenen, ganz senkrechten Regen niederfloß. Da sie dem, der unter diesem Lichte stand, nahezu unsichtbar waren, erweckten sie gleichzeitig den Eindruck von engster Begrenzung und Unendlichkeit, dem Wesen der Finsternis und der Nacht entsprechend. Alle Dinge, die auf dem Tische lagen, schienen ohne Hintergrund zu sein und wurden zu einer Bedeutsamkeit erhoben, die sonst nur Lebendiges hat.

Sie warteten

Und nachdem Michael Fürbringer die erste Stunde in diesem Raum verbracht hatte, war ihm sein Wesen offenbar geworden: diese Wände in ihrer runden Schwärze und Höhe, das gläserne Dach, dessen Wölbung aufgelöst schien durch die Gewalt der Sonne, die Unbeirrbarkeit der ruhigen Lichtmasse, die an den Rändern des Tisches festgesponnen schien, und die Dinge, die auf der Marmorplatte lagen — dies alles wartete, schien wie erstarrt in einer ungeheuren Spannung, einem Krampf des Wartens.

Und dennoch würde die Arbeit, die in diesem Raum beginnen sollte, nicht zur Eile getrieben werden. Sie würde zeitlos sein. Ob der Mensch, der die Pläne schuf, die Vollendung seines Werkes erleben würde — was hatte dies mit seinem Werk zu tun?

In dem Augenblick, da er die Zeichnungen, die er entworfen hatte, dem weißen Licht, das den Marmortisch überströmte, preisgab, erschien es Fürbringer selbst gleichgültig zu sein.

Diesmal ließ der Fürst nicht auf sich warten. Er trat ein, ohne sich melden zu lassen. Fürbringer wandte sich um; der Gruß stockte auf seinen Lippen.

Er sah den Fürsten zum erstenmal in der Tracht seines Landes, in dem weißen, hemdartigen Gewand, das fast bis zu den Knöcheln reichte, und mit dem gewundenen Turban, der das Haar verbarg.

„Wundern Sie sich nicht", sagte der Inder, Fürbringer die Hand schüttelnd. „Die Tracht Europas ist nicht bei vierzig Grad im Schatten erfunden worden. Ich kann Ihnen nur den Rat geben, meinem Beispiel zu folgen; Sie werden es nicht bereuen."

„Danke, Hoheit", antwortete Fürbringer etwas einsilbig.

Immer, wenn er den Fürsten eine Zeitlang nicht gesehen hatte, mußte er bei der nächsten Begegnung in sich selbst einen Widerstand überwinden, der seiner Vernunft nicht erklärlich war, nur seinem Gefühl. Der geschwinde Bach der Wechselreden überspielte diesen Widerstand, aber er schwemmte ihn nicht fort.

„Sind Sie mit Ihren Zimmern zufrieden, Herr Fürbringer? Ich möchte, daß Sie sich durchaus behaglich und heimisch fühlen!" sagte der Fürst.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Hoheit — vielen Dank!"

„Ich will nicht, daß Sie mir danken. Ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich niemals Dank verdiene .... Ich warte auf Ihre Arbeit, deren ich bedarf. Das ist alles."

„Beginnen wir, Hoheit", entgegnete Fürbringer einfach.

„Ramigani sagte mir, Sie hätten bereits auf dem Schiff Zeichnungen und Entwürfe gemacht?"

„Ja."

„Darf ich sie sehen?"

„Bitte, Hoheit . . "

Der Fürst setzte sich; Fürbringer blieb bei ihm stehen. Sein Kopf und seine Gestalt ruhten im Schatten; nur seine Hand, die Blatt um Blatt der Pläne vor den Fürsten legte, teilte mit ihren festen, etwas verhaltenen Bewegungen den unablässigen Sturz des Lichts.

„Selbstverständlich", sagte er — und die Sprödigkeit des Künstlers, der gezwungen ist, sich Fremdem preiszugeben, machte ihm die Kehle trocken — „sind diese Entwürfe im wahrsten Sinn des Wortes in die Luft gestellt, denn ich kannte die Erde nicht, auf die ich bauen werde. Und gerade über diesen Punkt müßte ich sehr ausführlich mit Ihnen reden dürfen, Hoheit . . ."

Der Radscha hob den Kopf mit der ihm eignen, übergangslosen Bewegung.

„Sie sind mit dem Platz, den ich für das Grabmal bestimmt hatte, nicht einverstanden?" meinte er mit merklicher Kälte.

„Sie haben das empfunden, nicht wahr?" sagte Fürbringer lächelnd. Jetzt, da er, der Künstler, gewissermaßen auf seinem eigensten Grund und Boden stand, auf dem er Gastrecht zu gewähren hatte, gewann er auch die Sicherheit und Liebenswürdigkeit des Wirtes zurück.

„Ich merkte es schon auf dem Heimritt", entgegnete der Fürst. „Sie waren entzückt von dem Tal, das ich dem Künstler schenken wollte; trotzdem verweigerte der Künstler die Annahme."

„Er wußte, warum", sagte Fürbringer etwas ernst. „Lassen Sie mich versuchen, es Ihnen zu erklären. Sie können schon aus diesen kargen Plänen ersehen, welche Richtung meine Gedanken beim Entwurf des Grabmals genommen haben. Ich dachte mir ein Werk, dessen Grundzug etwa von fern dem Wort der Genesis entspräche: ‚Auf! Lasset uns einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche!'"

Er hielt inne, als warte er auf eine Erwiderung des Fürsten; da sie ausblieb, fuhr er fort: „Von einem Untergrund, dessen Umfang allerdings der Sohle des Tales nahezu entsprechen würde, wollte ich ein Bauwerk aufrichten, das sich mit der Allmählichkeit, die Bergen eigen ist, zu einem Gipfel verjüngen sollte, auf dem nur noch zwei Wesen Platz haben sollten: ein Sarg und ein Mensch. Eine Tote und ein Lebendiger."

Fürbringer schwieg. Der Fürst legte die Pläne, die er in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Eine Stille trat ein.

„Und warum halten Sie das Tal, das ich Ihnen anwies, für ungeeignet?' fragte er ohne die geringste Bewegung.

„Weil jenseit der Hügel die Berge liegen, Hoheit", antwortete Fürbringer. „Wir könnten das Unerhörteste aufrichten, was Menschenhirn und Menschenhände jemals geleistet haben — wir blieben immer Titanen neben den Göttern, und die Gottheit der Berge lachte uns aus."

Auch diesmal antwortete der Fürst nicht sofort. Er hatte seine Hände gegen den Rand des Tisches gestemmt, daß seine langen, schmalen Finger bräunlich auf dem dunkelgrauen Marmor lagen. Diese Finger zuckten leise, fast unmerklich, als ob in ihnen die letzten Wellen des Blutstroms ausliefen und verebbten. Ohne zu wissen warum, empfand Michael Fürbringer in dem Augenblick, da er auf diese Hände niedersah, für den Inder wie für einen Bruder, obwohl die Haut seiner eigenen Hände weiß war.

„Hoheit", begann er und stockte wieder.

Der Fürst sah ihn an; aber seine Augen hatten keinen Blick. Fürbringer schwieg.

„Trotz allem", sagte der Fürst fast unverständlich, „wäre das Tal der richtige Ort . . . ich habe sie dort gefunden" . . .

„Wen?" erkundigte sich Fürbringer.

„Wen?" — Es war, als ob der Kopf des Inders einen Hieb von rückwärts erhielte; seine Finger wollten sich im Marmor festkrallen.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Hoheit", sagte Fürbringer herzlich.

„Wofür?" fragte der Inder. „Ich sagte, daß jenes Tal trotz allem der geeignetste Ort wäre. . ."

„Eure Hoheit haben zu befehlen", entgegnete Fürbringer.

Digitized by Google

„Nur eine Mutter weiß allein . . .“ Gemälde von Gabriel von Max.

Digitized by Google

„Ja. Aber das würde mir nichts nützen. Papageien kann man abrichten, daß sie plappern wie Menschen; Singvögel singen, wann sie wollen, und haben ihr eigenes Lied... Wenn ich Ihnen den Preis, den ich Ihnen bot, verzehnfachte, so würden Sie in jenem Tale bauen. Aber es wäre nicht das Werk Ihrer Seele. Und das ist's, worauf es mir ankommt."

Fürbringer wollte etwas erwidern, aber er schwieg, da der Fürst sich erhob. Er blieb stehen, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt, und seine Augen folgten dem Inder, der im Zimmer hin und her zu wandern begann. Die runden Mauern, die er manchmal fast berührte, fesselten seinen Schritt mehr, als jeder andere Raum es getan hätte; unwillkürlich dachte Fürbringer, der den Irrgang des Mannes beobachtete, an das zehnfach wiederholte Echo eines Schreis, das, von Berg zu Berg geworfen, leichter stirbt, als einen Ausweg findet.

„Es ist ein anderes Bild", begann der Radscha, plötzlich stehenbleibend. Er sprach aus dem Dunkel heraus, gleichsam an Fürbringer vorbei. „Ich wollte kein Grabmal, das mit den Bergen jenseit der Hügel in Wettstreit geraten sollte. Wenn ich", fuhr er mit einer so jähen und kaum unterdrückten Wildheit fort, daß Fürbringer zusammenzuckte, „dies Grabmal, das ich haben will, selbst zu bauen vermöchte, dann würde ich die Erde aufwühlen, die unter jenem Tale ist, bis ich dem Mittelpunkt dieses Planeten sehr nahe gekommen wäre. Und dort hätte ich zu bauen angefangen. Es wäre ganz gewiß auch ein gigantisches Werk geworden. Hätte ich das Herz eines Christen, vielleicht wäre mir's geglückt, die Kaiserpfalz des Satans zu bauen, groß genug, daß sich die Majestät des Teufels selbst in ihrer unausdenkbaren Einsamkeit hätte darin verirren können. Und dann zuletzt, wenn ich den Schlußstein eingefügt hätte in die Kuppel, die keine Öffnung nach oben haben dürfte, dann hätte ich zehntausend Menschen befohlen, die ausgeworfene Erde aufzuschichten über meinem Grabmal, ja, ich hätte das Erdreich und Gestein der Hügel ringsum abtragen und über das Grabmal wälzen lassen, bis ein einziger Grabhügel entstanden wäre — wild und hoch genug, um vor den Bergen, auf denen der Sitz der Gottheit ist, unverlacht zu bestehen."

Fürbringer hatte die Augen gesenkt und vor sich hingesehen. Jetzt löste er sich mit einem Ruck von dem Tisch, an dem er gelehnt hatte, und wandte sich dem Fürsten zu.

„Hoheit", begann er mit einer ausgeprägten Entschiedenheit, „Sie haben mich in ein Chaos von Dunkelheiten gestellt, in dem ich mich nicht mehr zurechtfinden kann. Sie haben mir geschrieben, und ich bin gekommen, obgleich, wie ich Ihnen offen gestehen will, das Geheimnisvolle, das Sie an Ihre Aufforderung knüpften, mich eher abstieß als reizte. Ich hielt es für die Laune eines asiatischen Machthabers, der es liebte, seine Persönlichkeit mit dem Schleier des Unerklärlichen zu umgeben und ihr dadurch eine gewisse Bedeutsamkeit zu verleihen. Ich kam, weil ich glaubte, mit dem Grabmal, das ich bauen würde, jene Vollendung meiner selbst zu erreichen, nach der wir alle uns sehnen. Aber ich kann nicht schaffen, wenn ich den Grund nicht kenne, auf dem ich bauen muß. Ich brauche als Künstler wie als Mensch eine gewisse Unbegrenztheit des Ausblicks und lasse mir nicht gern mehr von den Dingen der Welt entziehen, als durch die Kugelform der Erde bedingt ist."

Der Radscha machte eine Bewegung; Fürbringer hielt inne.

„Bitte, fahren Sie fort", sagte der Inder. Er setzte sich auf eine Bank, die der Rundung des Zimmers folgte und die Wand zur Lehne hatte.

„Ich wollte das Grabmal in die Unendlichkeit einer Ebene stellen, in der es das Herrschende werden sollte. Ich wollte es aus dem schwärzesten Marmor bauen, mit Säulen aus Lapislazuli. Im Innern des Grabmals, mitten in seinem Herzen, wollte ich den Garten schaffen, von dem die wunschgewährenden Geister aus Tausendundeiner Nacht Edelsteinfrüchte pflückten: die Schönheit der Frau, der ich das Grabmal schuf, wäre offenbar geworden in den Wundern der Smaragde und Saphire. Ich hätte ihren Namen in allen Lettern, die die Erde hat, mit Rubinen, Amethysten und Türkisen in den Marmor der Säulen gegraben. Stufen, aus Onyx geschnitten, hätten den, der es ersteigen wollte, auf die Höhe des Grabmals geführt. Und da oben, in der reinsten Reinheit der Luft, dem Himmel näher als der Erde, hätte ich das krönende Wunder aufgestellt: den einzigen Kristall, in dessen Kern ich das Herz der Frau verschlossen hätte, deren Liebe und Tod zum Ursprung des Ganzen geworden war."

„Der Gedanke ist schön", entgegnete der Inder langsam. „Aber", und er hob den Kopf, ohne sich selber aufzurichten; ein unbewegliches Lächeln entblößte seine Zähne, — „wer sagt Ihnen, daß jene Frau mich liebte? Und wer sagt Ihnen, daß sie gestorben sei?"

Es war still in dem Zimmer.

Die beiden Männer sahen sich an. Und die Stille, die zwischen ihnen herrschte, war so vollkommen, daß der Lichtstrom, der von der Kuppel herniederfiel, zu brausen schien.

„Ich nehme an, daß ich Sie falsch verstanden habe, Hoheit", sagte Michael Fürbringer, sehr beherrscht.

„Ich bin überzeugt, Sie haben mich richtig verstanden", antwortete der Fürst.

„Das ist nicht möglich. Irgendwo liegt hier ein Irrtum oder eine Täuschung verborgen. Ihr eigener Brief . . ."

Fürbringer griff nach seiner Brusttasche. Die Hand des Inders fuhr durch die Luft.

„Sie brauchen meinen Brief nicht zum Zeugen gegen mich aufzurufen, Herr Fürbringer", sagte der Fürst. „Ich weiß, was ich Ihnen geschrieben habe."

Aber Fürbringer hatte das Blatt schon aus dem Umschlag gezogen und beugte sich damit in die Helligkeit des Lichts.

Sie schrieben mir," sagte er fast keuchend: „‚Ich habe die Frau verloren, die nahe an meinem Herzen gelegen hat...'"

„Nun!" rief der Inder mit einer erstickenden Kraft, als sollten seine Worte zu Fäusten werden und verhindern, daß Fürbringer weiterlas, „wenn jene Frau an meinem Herzen gelegen hat — oh, und wahrlich nahe an meinem Herzen! — muß das heißen, sie habe mich geliebt? — Und wenn ich sie verlor, Herr Fürbringer — muß sie darum gestorben sein?"

„Dann also lebt sie noch?"

„Ja."

„Einer Lebendigen errichten Sie das Grabmal?"

„Eines Tages", sagte der Radscha eintönig, als läse er aus einem alten Formelbuche vor, „wird sie nicht mehr lebendig sein."

„Sie wollen sie töten?"

„Ja", antwortete der Radscha mit einem Ausdruck, als erstücke er an dem Wort.

„Sie, der Fürst und Hindu, wollen einen Mord begehen?"

Der Radscha stand unbeweglich zwischen Licht und Schatten. Er tat einen Schritt in das Licht hinein, und Fürbringer sah, daß das bräunliche Gesicht des Inders grau geworden war.

„Ich bin nicht Fürst", sagte der Inder langsam. „Ich bin auch nicht Hindu... Ich bin Mensch..."

Fürbringer wollte etwas erwidern; aber vor diesem grauen Gesicht schluckte er es hinunter. Er wandte sich ab, ließ sich in den Stuhl am Tische fallen und legte den Kopf in die Hände.

Hinter seinem Stuhl blieb der Inder stehen.

„Jetzt wollen Sie eine Erklärung", sagte er.

Fürbringer schwieg.

„Es ist schlimm, daß Sie das wollen", fuhr der Inder fort. „Und doch werde ich reden. Ich werde meine Worte hinschütten, das Tor meiner Seele aufstoßen — tritt ein!"

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Minenwerfer.

Von H. Ribken. — Mit 11 Abbildungen nach Skizzen von Professor Georg Schöbel.

1. Beobachtungstrupp einer Minenwerferabteilung im Trichtergelände.

Die Minenwerferwaffe ergänzt oder ersetzt die Artillerie, sie kämpft durch ihr Feuer den Gegner nieder, bricht seinen letzten Widerstand nnd öffnet die Bahn zum Siege. — Hervorgegangen ist die Minenwerfertruppe aus der Pionierwaffe. Eine Aufgabe des Pioniers besteht in dem Wegräumen oder Überwinden der Hindernisse. Diese Aufgabe erfüllte er früher mit Hilfe seiner Sprengmittel, die er als verschiedenartig geformte Ladungen an dem zu zerstörenden Hindernis anbrachte.

2. Das Auseinandernehmen des Minenwerfers.

Digitized by Google

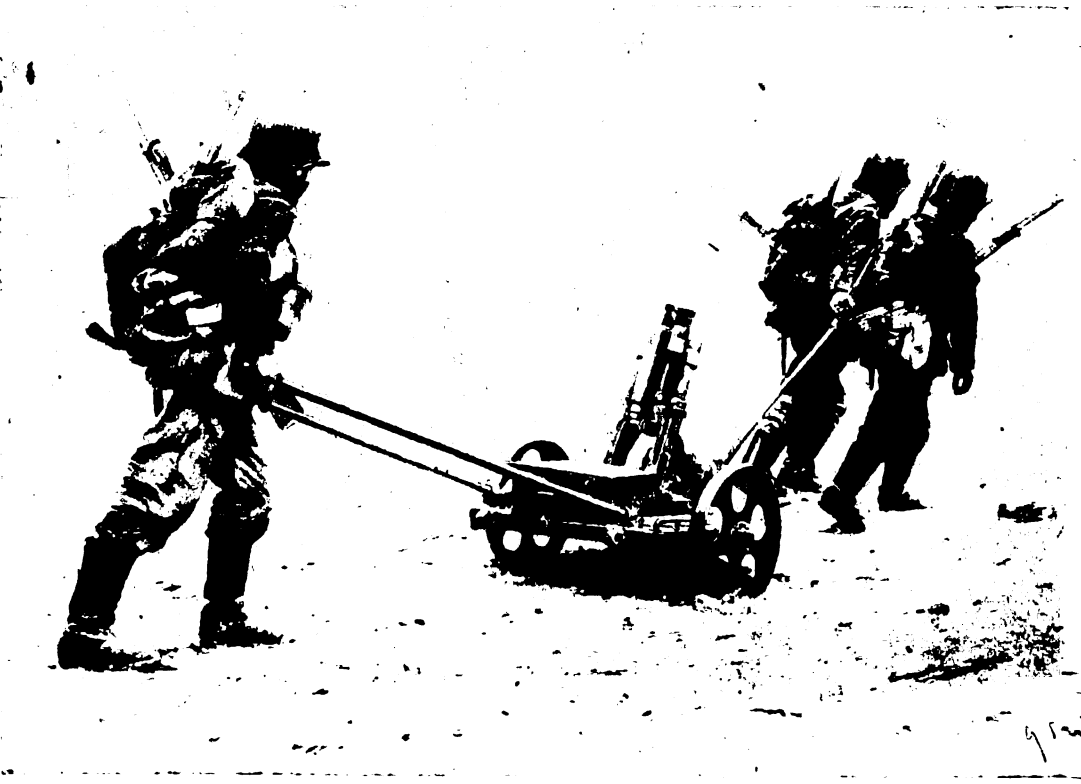
Die Belagerung von Port Arthur zeigte, daß das Anbringen solcher Ladungen in unmittelbarer Nähe eines aufmerksamen Feindes trotz früherer Erfahrungen (man denke an den Heldentod des Düppelpioniers Klinke) eine unlösbare Aufgabe ist. Es mußte ein Mittel gefunden werden, ungeachtet aller feindlicher Gegenwirkung ungefähr einen Zentner schwere Sprengladungen auf kurze Entfernungen zielsicher an oder in das gegnerische Hindernis zu bringen.

Es lag nahe, die Lösung der Artillerie zu übertragen. Die unbedingt zu fordernde Treffgenauigkeit

3. Richten des Minenwerfers

konnte jedoch bei der natürlichen Streuung und den weiter zurück gelegenen Stellungen der Geschütze nicht erreicht werden. Der Pionier war daher auf sich selbst angewiesen. Nach mancherlei Versuchen mit mehr oder minder tauglichen Mitteln, wobei auch Anleihen bei den Kampfmethoden Caesars und der Landsknechte gemacht wurden, einigte man sich kurz vor dem Kriege auf den jetzigen Minenwerfer, der sich im Laufe des Krieges hervorragend bewährt hat. Mit Stolz blickt der Pionier jetzt zurück auf den langen, dornenreichen Weg, der ihn von Katapulten, Skorpionen und Ballisten über Bombarden und Bedondeinen zu Spießstockwerfern, Lufttorpedos und zur Gipfelstation der gezogenen Minenwerfer führte. Diese stellen der Konstruktion nach ein Mittelding dar zwischen Böller und 21-cm-Mörser in kleinerem Maßstab. Sie besitzen verschiedene Kalibergrößen, die denen des Feldgeschützes wie des schweren Mörsers nicht nachstehen. Sie werfen aus einem gezogenen Lauf durch Pulverkraft geballte Ladungen oder „Minen" in Form von Granaten, die, am Ziel angelangt, durch einen Zünder zur Explosion gebracht werden. Wir sagen absichtlich: die Minen werden „geworfen", denn die langsame Geschoßbewegung gestattet ein Verfolgen der Mine mit dem bloßen Auge für die ganze Dauer der Flugbewegung. Die Versuche geschahen in aller Stille, und das Geheimnis der „Minenwerfer" wurde vor dem Ausland ebenso sorgsam und mit Erfolg gewahrt wie das der 42-cm-Geschütze. — Die Minenwerfer wurden in der Hand des Pioniers das wirksamste Mittel, alle

4. Munitionsträger

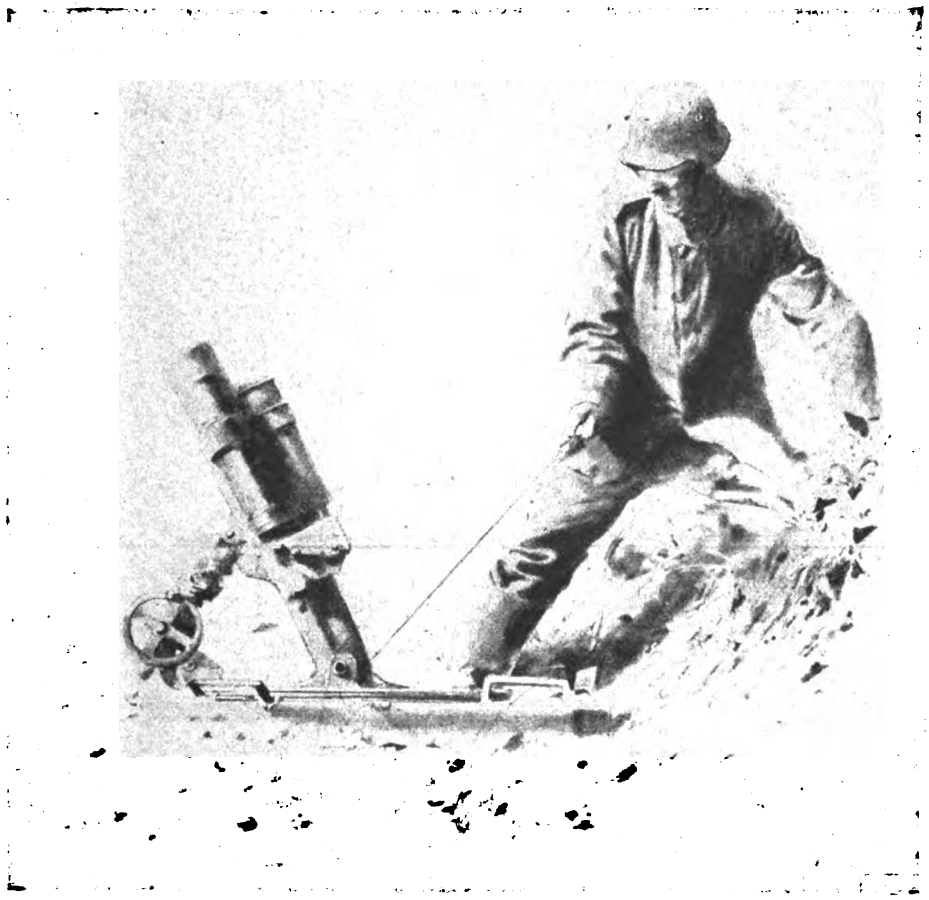


5. Der Minenwerfer folgt der stürmenden Infanterie.

Digitized by Google

in der Nahkampfzone liegenden Hindernisse zu zerstören und den Sturm wirksam vorzubereiten. Demgemäß sollten sie hauptsächlich im Festungskriege oder im Kampf um befestigte Feldstellungen verwandt werden, nur ausnahmsweise im Bewegungskriege.

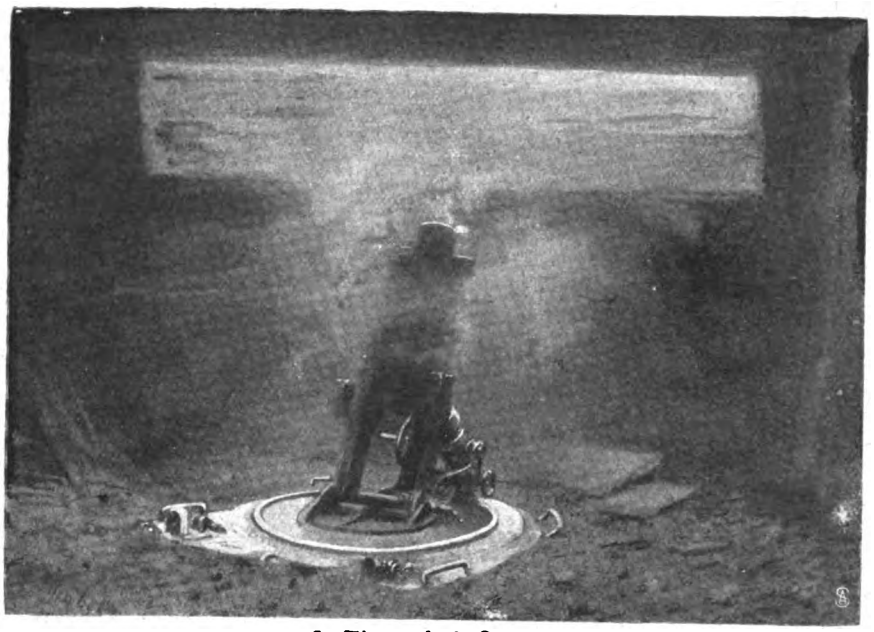
Bei Beginn des Weltkrieges waren die Minenwerfer in wenigen Stücken vorhanden. Ihre Siegeslaufbahn eröffneten sie im Einzeleinsatz vor den belgischen Festungen. Manche umgestürzte und geborstene Panzerkuppel diente bei der Feuertaufe der jungen Waffe als Taufbecken. Wir finden sie dann auch bald, noch im Jahre 1914, im Westen und Osten im Kampf um befestigte Feldstellungen. Hier legten sie den Grund zu einem Aufschwung, der nur in der Entwicklung der Flieger- und U-Boot-Waffe eine Parallele findet. Noch im Jahre 1915 wurden die Minenwerfer meist einzeln verwendet und lediglich zur Lösung von Sonderaufgaben für fast jeden Werfer, ja beinahe für jeden einzelnen Schuß. Wir fanden sie damals nur bei örtlich begrenzten, kleinen Kampfhandlungen. Diese alten beschränkten Aufgaben haben sie längst verlassen. Jetzt geht's nicht mehr um einen Panzerturm oder ein Blockhaus in den Argonnen, heute ringt die Waffe mit der Infanterie und Artillerie um die strategische Entscheidung in der Massenschlacht. Großkampftage sind



6. Beim Abfeuern.

7. Einbetten eines Minenwerfers.

Digitized by Google

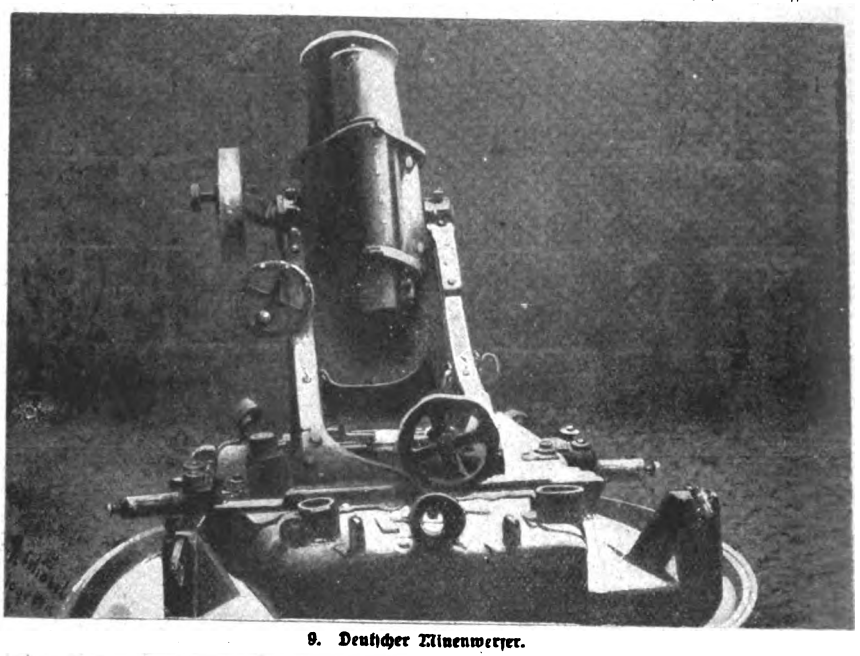


8. Minenwerfer in Deckung.

gestellt werden müssen. Jeder Werferführer und Richtwart muß ein kleiner Mathematikprofessor, Mechaniker, Geometer und Bauingenieur und vor allem eine selbständige Persönlichkeit sein.

Die im Frieden gesteckten Ziele haben die Minenwerfer im Kriege längst überschritten Stets gilt natürlich noch der oberste Grundsatz: Gutes Schießen, rechtzeitig, vom richtigen Platz und auf das richtige Ziel. Aber die Nahkampfzone, in der der Artillerist nicht mehr wirken kann, ist als Zielfeld erweitert worden: nicht mehr Ergänzung, sondern auch Ersatz zu sein für Artillerie heißt es jetzt. Die Minenwerfer richten ihr Feuer gegen feindliche Angriffsarbeiten, erkennbare Minenwerfer und Schützengrabenkampfmittel. gegen Maschinengewehre, gegen Unterstände, Mineneingänge und Sappen, gegen Truppenansammlungen in oder hinter Deckungen in stark ausgebauten Stellungen, gegen Flankierungs-, Wacht- und Beobachtungsanlagen, gegen Verbindungsgräben, Paßstraßen und Kunstbauten. Sie erschüttern ganz besonders auch moralisch die Widerstandskraft der feindlichen Infanterie und machen die Einbruchstellen sturmreif durch Zerstörung der Drahthindernisse in

ihr eigentliches Element geworden, mit gewaltigem Einsatz an Munition, Gerät und Mannschaften. Ermöglicht wurde das durch die Arbeit der Heimat. Die Rüstungsindustrie stellte sich 1915 rasch auf die neue Waffe ein. Unter rücksichtsloser Ausnutzung des Ausbildungspersonals ist es neben einer großzügigen Organisation des Ersatzwesens möglich gemacht worden, Riesenanforderungen an ausgebildetem Mannschaftsersatz gerecht zu werden. Die Handvoll Minenwerferpioniere bei Ausbruch des Krieges hat sich vertausendfacht. An der Front geht's ebenso. Jeder Erweiterungsplan für die Ausgestaltung der Waffe wird, kaum noch begonnen, durch die Ereignisse und ihre Forderungen überholt und macht einen neuen, umfassenderen nötig. Täglich wurden große, zum Teil umwälzende Fortschritte gemacht auf dem Gebiete des Munitionswesens, des Schießverfahrens und der Gliederung der Feldformationen. Auch das Wersermaterial wird ständig leistungsfähiger. Jeden Tag heißt's für den Offizier wie für den Mann umlernen. Zu den erhöhten Anforderungen an die körperlichen Fähigkeiten kommen diejenigen, welche an das theoretische Können und Wissen



9. Deutscher Minenwerfer.

10. Laden und Richten eines Minenwerfers.

breiter Front. — So finden wir die Minenwerfer infolge ihrer vielseitigen Verwendungsfähigkeit in den großen Abwehrschlachten an der Somme und in Flandern, sie pflückten ihre Lorbeeren beim Übergange über die Donau und bei Ükküll, selbst an Bord der Transportflotte vor Ösel wagten sie sich. Der Ruhm des Tages von Flitsch und Tolmein und vorher des Beginns der galizischen Durchbruchsschlachten gehört ihnen, und die Tiroler Berge wie der Wasgenwald sind die Stätten mancher ihrer Heldentaten. Ganz besonders die Sturmtrupps und alle die, die ein frisches, schneidiges Patrouillenunternehmen kennen, wissen, was die Minenwerfer leisten. Erfinderische Tatkraft, persönlicher Schneid, der unbedingte Wille zur Leistung im Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit seiner Waffe gerade unter den schwierigsten Verhältnissen und der Geist der kameradschaftlichen Hilfe haben dem Minenwerfer seinen Platz und seinen Ruhm in der Armee gesichert — Unsere Bilder zeigen ein leichtes Kaliber der Minenwerfer in

Digitized by Google

11. Sperrfeuerabgabe.

...verhältnissen der Abwehrschlacht. Ähnlich wie die ...gewehre sind sie die unzertrennlichen Begleiter der ... Beim Sturm folgen sie dieser unmittelbar (Bild 5) ...n der neu eingenommenen Linie sofort das Rückgrat. ... Den feindlichen Angriff wehren sie durch Sperrfeuer ab (Bild 11.) Schwer ist die Aufgabe besonders, wenn die Munition durch deckungsloses Gelände oft kilometerweit nach vorn geschafft werden muß, oder wenn die Beobachtung, vor die eigenen Linien vorgeschoben, hart an Feind und Ziel ausharren muß.

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand

(4. Fortsetzung.)

Da aber war ich längst in meiner Wohnung, hatte meine Rechnung bezahlt, mein Gepäck im Rikscha verstaut und befand mich unterwegs zum Tender, der eine Stunde später nach zweimaligem Heulen der Dampfpfeife abfuhr und mit dem Ebbstrom den Whangpoo abwärts ging.

Kurz nach zehn Uhr tauchten voraus die Lichter der auf der Reede liegenden Schiffe auf. Hellerleuchtete Promenadendecks hoben sich ab, Deckpersonal eilte geschäftig hin und her: die „Mongolia"!

Über das Fallreep stieg ich mit anderen Passagieren an Deck, eine Hand streckte sich nach meiner Fahrkart aus, eine Stimme rief mir zu:

„Mister Mac Callem! Bedroom Number 130, please." Ich war angelangt. —

Fünftes Kapitel.

Früh am Morgen — die anderen Passagiere, von denen ich gestern nichts mehr gesehen hatte, schliefen noch — trat ich aus meiner Kammer heraus. Die Sonne stand bereits auf der Kimme, aber ein kühler, erfrischender Luftzug wehte. Eine wahre Erquickung nach den letzten heißen Wochen an Land. Die „Mongolia" war vor einer Stunde Anker auf gegangen und strebte jetzt mit voller Fahrt durch das von den Fluten des Jangtse gelblichbraun gefärbte Wasser nach Südosten. Nur als dünner, kaum mehr wahrnehmbarer Strich hob sich in der Ferne noch die Küste ab. Immer mehr verdämmerte das Land, in dem ich vier Jahre verlebt hatte, die ich zu den schönsten meines Lebens zählen durfte.

Voraus an Steuerbord kreuzte der weiße Lotsendampfer unseren Kurs Ein kleines Boot, wie eine winzige Nußschale sah es aus, von zwei Chinesen bemannt, stieß von ihm ab und kam zur „Mongolia", die inzwischen gestoppt hatte, herüber. Die kleine Jakobsleiter wurde über die Reling hinuntergelassen, der Lotse verließ das Schiff. Im nächsten Augenblick gingen die Schrauben an, und wir zogen südwärts, den Tropen entgegen.

Mein erstes Bestreben und auch der Grund meines Frühaufstehens war, festzustellen, ob auch Bekannte, die mir gefährlich werden konnten, an Bord waren. Ein Angstgefühl oder irgendwelche Aufregung, wie ich sie noch gestern verspürt hatte, merkte ich heute nicht mehr. Das kam wohl daher, daß mein Besuch auf der Mission, vor dem ich tage- und wochenlang gebangt hatte, so glücklich ausgegangen war. Hatte ich gestern noch alles zu schwarz gesehen, so schien mir heute meine Zukunft in rosiges Licht getaucht

Digitized by Google

Ich fühlte mich im Schutz meiner Brille und meiner Tracht vollkommen sicher. Es hätte schon mit dem Teufel zugehen müssen, wenn man auf den Missionar Mac Callem aufmerksam geworden wäre. Freilich, Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Es konnte nichts schaden, wenn ich die Schiffsliste einer kleinen Prüfung unterzog.

Im Salon waren eben die chinesischen Stewards damit beschäftigt, den Frühstückstisch zu decken. Mit den Gesellen war nichts anzufangen, die wußten selbst von der Passagierliste nichts. So zog ich also nach vorn, um mir vom Oberstewards eine solche zu erbitten. Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich liebenswürdig empfangen wurde.

Der seiner Würde vollbewußte Herr schien nicht sonderlich davon erbaut zu sein, als ersten einen Missionar vor den Bug laufen zu sehen. Die einträglichen Zeiten waren wohl längst vorbei, seit infolge des Krieges der Passagierverkehr aufs äußerste beschränkt war und Vergnügungsreisen überhaupt nicht mehr vorkamen. Von dem armen Missionar war ja auch nichts zu holen. Trotzdem wurde er leutselig, als er an meinem Dialekt, den ich vielleicht etwas mehr als nötig betonte, bemerkte, daß ich Schotte und ein Landsmann von ihm sei. Hätte der Mann übrigens den üblen Londoner Cockney gesprochen, ich hätte ihm auch sofort in der gleichen Mundart geantwortet, um sein Wohlwollen zu erwerben.

Er händigte mir ohne weiteres die Liste aus. Eben, als ich mich dankend verabschiedete, fiel mir plötzlich ein, daß es für mich ja von größter Wichtigkeit wäre, alleiniger Bewohner meiner Kammer zu bleiben. Die Begründung mußte mir, als Missionar, ja leicht fallen. Mein Landsmann verstand sehr rasch. Ich hatte garnicht nötig, ihm erst etwas von Ablenkung meiner frommen Gedanken zu erzählen und ähnlichem Zeug, als er schon gutmütig meinte, wenn es irgendwie ginge, wolle er mich gern allein lassen. Allerdings, wenn ein Amtsbruder käme, würde ich wohl nichts gegen diese Einquartierung einzuwenden haben. Der ahnungslose Engel, der hatte ja einen Schimmer!

Ich mochte wohl ein etwas entsetztes Gesicht gemacht haben, denn er schmunzelte wohlgefällig und meinte, indem er prüfend über meine Gestalt blickte:

„Sie scheinen Ihrem Gewerbe auch nicht mehr viel Geschmack abzugewinnen. Oder wollen Sie sogar zur Armee?"

Ja, das wollte ich schon. Allerdings nicht ganz so, wie der Mann sich das dachte. Jedenfalls konnte es nicht schaden, wenn der Engländer glaubte, ich wollte mich sofort nach meiner Ankunft in London als Tommy Atkins melden. So erzählte ich ihm also, daß ich mich bereits seit längerem mit einem ähnlichen Gedanken trage. Vorläufig hätte ich ja noch an den Folgen der Ruhr, die sich von Zeit zu Zeit bei mir melde, zu leiden, aber sei ich einmal gesund, dann ließe sich schon mit mir darüber reden.

Den Mann hatte ich ganz auf meiner Seite, und aus meiner langen Bordzeit wußte ich, daß den Oberstewards zum Freund haben, nicht gerade das Verkehrteste ist. Jedenfalls drückte er mir kräftig die Hand, nannte mich, was für einen Missionar eben die richtige Bezeichnung war, einen very good fellow und wollte mich dem besonderen Stewards der zweiten Klasse empfehlen.

Inzwischen war es aber für mich höchste Zeit geworden, die Liste zu studieren, da soeben das erste Gongzeichen zum Frühstück ertönte. Bald saß ich über das Papier gebeugt und las die Namen.

Erster Klasse: Adams, Baartlett und Familie und so weiter. Lauter Menschen, die ich ebenso wenig kannte, wie sie mich). Da... Donnerwetter... Percy Weston, Manager der Chartered Bank. Den Mann kannte ich vom Poloklub her. Schließlich war aber, wie ich mir überlegte, die Gefahr, von ihm erkannt zu werden, nicht so groß. Die Reisenden der ersten Klasse mieden das Achterschiff, uns wiederum war das Betreten des Promenadendecks nicht gestattet. Überdies hatten wir uns seit zwei Jahren nicht gesehen. Und unter meiner veränderten Hülle vermutete der Mann sicher nicht den Ingenieur Merand. So beruhigte ich mich also bald. Unter den Namen der zweiten Klasse, in der ich sicher keinen Bekannten hatte, fiel mein Auge plötzlich auf Mac Callem, British Mission. Einen Augenblick stutzte ich, bis mir dann einfiel: das war ich ja selbst. So ging ich denn, als das zweite Signal ertönte, stillvergnügt in den Salon und bestellte mein Frühstück.

Ich war fast allein. In der Ecke gegenüber saß ein braungebrannter alter Sergeant, an den anderen Tischen drei jüngere Angestellte. Als ich schon fast fertig war, erschienen noch mehrere Leute. Lauter fremde Gesichter.

Nach dem Frühstück ging ich, mit dem Neuen Testament des McCallem bewaffnet, an Deck, suchte mir einen bequemen Stuhl und begann anscheinend zu lesen. In Wirklichkeit aber glitten meine Augen über das Buch hinweg auf das Deck, das sich immer mehr belebte, und hinüber zu den Passagieren der ersten Klasse.

Herr Gott, war die Welt schön. Tiefblau, wie eine Glocke, spannte sich der Himmel über den azurnen Fluten des Ozeans. Die ganze Luft war erfüllt von der warmen Sonne, die alles mit ihrem Glanze übergoß. Und bei diesem Wetter sollte man das Evangelium Johannis studieren? Unmöglich! Die ersten Worte erfaßte ich: „In the commencement was the word... im Anfang war das Wort..." Undeutlich entsann ich mich des Menschen, der eben an mir vorbeilief. Ein älterer Beamter vom Seezoll, mit dem ich verschiedentlich wegen Einklarierung unserer Apparate zu tun gehabt hatte. Wie ein gefangener Löwe umkreiste er den Aufbau auf dem Achterdeck, stieß aus seiner Shagpfeife dicke Wolken in die Luft und schien keinen Sinn für den blauen Himmel zu haben. Einige Familien mit Kindern erschienen eben, als ich mich wieder in mein Buch versenken wollte, und lenkten meine Aufmerksamkeit auf sich. In der ersten Klasse kamen einige Damen an die Reling, lachten, flirteten, so daß meine Andacht wieder einmal dahin war... „and the word was with God and... und das Wort war mit Gott und"... Umsonst, es hatte keinen Zweck, weiterzulesen, ich faßte heute doch nicht, was ich las. Gerade, als ich entmutigt das Buch sinken ließ, tauchte aus dem Niedergang ein weißes Kleid auf. Schleunigst nahm ich meine Andacht wieder vor. Das heißt, in Wirklichkeit verlor ich die Gestalt, die da herankam, nicht einen Augenblick aus den Augen.

Ein blondes, schlankes Mädel, dem die Gesundheit und Lebenslust nur so aus den Augen blitzten. Der Wind faßte, als sie vom Deckhaus freikam, ihre Kleider und zauste eine widerspenstige Locke aus dem Schleier, den sie um den Kopf gewunden hatte, hervor. Donnerwetter, war das ein famoses Mädel! Und wie energisch und selbstbewußt sie in ihren Stiefelchen daherkam... „Im Anfang war das Wort, und das Wort war."...

„Morning!" klang ein weicher Alt mir in mein Studium hinein.

Ich blickte auf, erwiderte den Gruß. Da war sie eben querab von mir und ging weiter nach dem Heck. Das Gesicht mußte ich doch kennen? Wo hatte ich das Mädchen nur gesehen. Eine ganze Weile grübelte und sann ich, alle meine Bekannten ließ ich vor meinem Geiste passieren. Umsonst, ich kam nicht darauf. Eben als ich wieder zu meinem „Im Anfang war das Wort" zurückkehren wollte, kam ein Schiffsoffizier, um die Verteilung auf die Boote bekanntzugeben. Was sollte das denn heißen? Hier gab es doch keine deutschen Kriegsschiffe? Uns war diese Maßnahme, wie das lebhafte Gespräch an der Mittagstafel bewies, gänzlich unerklärlich. Hier, in chinesischen Gewässern, konnte es doch keine Gefahr geben, und bis zum Mittelmeer war noch ein langer Weg.

Digitized by Google

Wir standen eine halbe Stunde vor den uns zugewiesenen Booten, hörten einen längeren Vortrag, wie wir uns im Notfall zu benehmen hätten, dann durften wir wieder gehen. Wir blieben aber alle, bestürmten den Schiffsoffizier, der seine Anweisung herunterleierte, als hätte er sie hundertmal schon gegeben, mit Fragen, was eigentlich los sei. Jedenfalls war in die Passagiere eine ziemliche Unruhe gefahren. Auf alle Fragen aber hatte der Offizier nur ein Achselzucken. „Gefahr? I wo!" Es sei nur eine Vorsichtsmaßregel. Na, ich machte mir über die Maßnahme meine eigenen Gedanken, von denen allerdings meine Umgebung nichts zu wissen brauchte.

Während des Essens wurde noch immer über die Bootseinteilung gesprochen. So sehr sich auch die beiden Schiffsoffiziere, die an der Spitze der Tafel saßen, bemühten, alle Besorgnisse zu zerstreuen, es wollte keine richtige Stimmung aufkommen. Daß die Fahrt nach England durch das Sperrgebiet des Mittelmeeres und durch die Biscaya nicht gerade ein Kinderspiel sein würde, hatte ich gewußt. Jetzt aber wurde mir erst klar, mit welchen Gefahren sie eigentlich verknüpft war.

Erst der drahtlose Tagesbericht brachte Abwechslung, obgleich er nicht viel enthielt. Der Zweite Offizier gab sich die Mühe, einen großen Erfolg der englischen Truppen in Nordfrankreich vorzutragen, amerikanische Kriegsvorbereitungen wurden in die Welt hinausposaunt. Ich war ja starken Tabak gewöhnt, was ich aber hier zu hören bekam, waren Narreteien, die ein nur einigermaßen denkender Mensch beim ersten Blick schon für Bluff halten mußte. Hunderttausend Flieger sollten an die Westfront gehen, jeden Monat wurden hundert große Schiffe auf den amerikanischen Werften fertig.

Der Zweck aber war erreicht: Die flaue Stimmung schnellte mit einem Ruck empor. Ein besonders temperamentvoller Bursche brüllte dauernd: „Three cheers for Mister Wilson!" Ein anderer versuchte das Lied vom „He is a very good fellow". Alles schwamm in Begeisterung. Ich saß stumm; dank meiner Rolle hatte ich es auch gar nicht nötig, Begeisterung zu heucheln. So hatte ich also Muße, die Gesichter meiner Umgebung zu studieren. Es war keines darunter, das längeres Verweilen gelohnt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung des Wetters im Kriege.

Von Dr. R. Hennig.

Bevor man die Erfahrungen des jetzigen Weltkrieges gesammelt hatte, mußte man der Meinung sein, daß die Kriegführung vom Einfluß der Witterung mehr und mehr unabhängig werde. Ehedem war oft genug das jeweilige Wetter ein ausschlaggebender Faktor im Kriege. Im Winter pflegte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts der Krieg ganz zu enden, wie noch der Siebenjährige Krieg in deutlichster Weise zeigte: das späteste Datum einer Schlacht in den friderizianischen Kriegen war der 15. Dezember (Kesselsdorf), das früheste der 10. April (Mollwitz). Wo dennoch ausnahmsweise einmal der Krieg im Winter geführt werden mußte, war die Frage, ob starke Kälte sich einstellte oder nicht, gelegentlich von entscheidender Bedeutung. So glückte Heinrich dem Finkler im Winter 927-28 die Eroberung Brandenburgs nur, weil der natürliche Wasserschutz der Stadt in einem ungewöhnlich harten Winter durch festes Eis unwirksam gemacht wurde. Ebenso gelang dem schwedischen König Karl X. im strengen Winter 1657-58 die Niederwerfung Dänemarks, da das Zufrieren des Öresundes dem Schwedenheer einen Kriegszug übers Eis nach Seeland, ins Herz des feindlichen Landes, gestattete; in gleicher Weise erlag Holland im harten Winter 1794-95 den Franzosen, da des Landes festeste Bollwerke, die Wasserläufe, vom Frost bezwungen wurden. In anderen Fällen beeinflußte hinwiederum milde Winterwitterung die Kriegsereignisse in ausschlaggebender Weise. Die Kriege der Weißen und Roten Rose endeten im Frühjahr 1471 mit den Schlachten bei Barnet und Tewkesbury für die erstere siegreich, da anhaltende westliche, milde Winde den Übergang der feindlichen Heere nach England unter dem „Königsmacher" Warwick und Margarete von Anjou um Monate verzögerten. Als ferner die Schweden unter Banér, vereint mit den Franzosen, im Januar 1641 Regensburg überfallen und den dort weilenden deutschen Kaiser gefangennehmen wollten, wurde der kecke Plan durch einsetzendes Tauwetter und den Eisgang der Donau vereitelt (27. Januar). Und ebenso scheiterte die Absicht des Schwedenkönigs Karl XII., das Beispiel seines Großvaters nachzuahmen und in dem furchtbar harten Winter 1715-16 sein Heer über den gefrorenen Öresund setzen zu lassen, um Dänemark niederzuwerfen, daran, daß kurz vor der Ausführung Tauwetter eintrat. — Entscheidend für den Ausgang von Kriegen war gelegentlich auch große Sommerhitze: sie bezwang, vereint mit dem Römerschwert, das Cimbernheer auf den Raudischen Feldern (30. Juli 101 v. Chr.), sie ließ des Crassus' Legionen bei Carrhä den Parthern erliegen (53 v. Chr.), sie bedingte auch die Vernichtung des Portugiesenheeres auf dem glühenden Boden Marokkos in der Schlacht bei Alkaffar (4. August 1578). — Wie sehr ferner der Regen Einfluß zu gewinnen vermochte auf kriegerische Ereignisse, das lehrt uns z. B. des Tacitus anschauliche Schilderung von den Schrecken des Herbstregens im Wald- und Sumpfgelände der Teutoburger Schlacht (September 9), das beweist ferner Napoleons Verhalten nach den Schlachten von Dresden (26.-27. August 1813) und Ligny (16. Juni 1815): beide Male ließ sich der große Kaiser anscheinend nur durch das schreckliche Regenwetter verleiten, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit die Verfolgung des geschlagenen Feindes zu früh abzubrechen, und verschuldete dadurch einmal die Kulmer Niederlage des Korps Vandamme (29.-30. August 1813), die den ersten Auftakt zur Leipziger Schlacht bildete, und beim zweiten Male — den Tag von Waterloo (18. Juni 1815)! —

Wie sehr außerdem, besonders in älterer Zeit, die Seekriegführung vom Sturm abhing, bedarf kaum erst eines Nachweises. Ebenso ausschlaggebend für sie wie der Sturm war gelegentlich der Nebel, der übrigens auch im Landkrieg nicht selten eine bedeutsame Rolle spielte und u. a. bei Lützen (16. November 1632) die unmittelbare Veranlassung zum Tode Gustav Adolfs war, da der König im Nebel von seinem Steenbockschen Regiment getrennt wurde und zwischen die feindlichen Kürassiere geriet.

In unseren Tagen meinte man wesentlich unabhängiger vom Wetter beim Kriegführen geworden zu sein. Vor 100 Jahren konnte noch im russischen Feldzug ein ganz ungewöhnlich früher, sehr strenger Winter Napoleons „große Armee" vernichten. Heut, im Zeitalter der Eisenbahnen, wußte man sich auch im kalten Rußland gegen derartige Wettereinflüsse gesichert, und der „General Winter", auf den die Russen so große Hoffnungen setzten, hat ja denn auch selbst in den bitter kalten ersten Monaten des Jahres 1917 gegen den deutschen Feind nicht mehr ausrichten können als — andere russische Generale. Gegen die hemmenden Einflüsse von Regengüssen, Überschwemmungen, angeschwollenen Flüssen verstand, wie man mit Recht erwarten durfte, in entscheidenden Augenblicken die hohe Kunst unserer Pioniere das rechte Gegengewicht zu schaffen, und wie berechtigt diese Erwartung war, das hat neben vielen anderen Vorgängen dieses Krieges die Einnahme der Festung Dubno am 8. September 1915 bewiesen, die allen Regengüssen und morastigen Straßen, allen Hochwassern der Flüsse Dnjestr, Styr und Ikwa zum Trotz erzwungen wurde.

Dennoch aber läßt sich nicht leugnen, daß die Witterung in ganz ungeahnt starkem Maße die Ereignisse des Weltkrieges beeinflußt, ja, zum Teil geradezu entscheidend beeinflußt hat, und zwar in einer so mannigfachen Weise, wie man es niemals hätte für möglich halten sollen. Zunächst einmal darf darauf hingewiesen werden, wie unsere Feinde fast jedesmal, wenn ihnen irgendeine große Operation fehlschlug, auf die sie große Hoffnungen gesetzt hatten, das wirklich oder vorgeblich schlechte Wetter dafür verantwortlich machten. Die Franzosen erfanden zuerst diese Ausrede: als nach der Marneschlacht die Deutschen an der Aisne für mehr als drei Jahre haltmachten und als das erste wütende Anrennen der Franzosen und Engländer gegen die deutsche Aisnestellung Mitte September 1914 verlustreich scheiterte, sollten durchaus das allerdings sehr schlechte Wetter und das gleichzeitige Hochwasser der Aisne an dem Mißgeschick schuld gewesen sein. Dieselbe Ent-

Digitized by Google

schuldigung fanden sie für ihre empfindliche Schlappe in der Schlacht von Soissons (12. bis 14. Januar 1915). Später hat dann bekanntlich vor allem der italienische Generalissimus Cadorna als Wetterberichterstatter größere Popularität denn als Feldherr erlangt: wenn sein Heer nach 2½ Jahren Krieg im wesentlichen noch an demselben Platze stand, wo es sich bei Kriegsausbruch am 24. Mai 1915 befand, so war ausschließlich das elende Wetter in den Bergen dafür verantwortlich, das alle noch so genialen Pläne Cadornas vereitelte. Auch die Engländer bliesen in dasselbe Horn: als der erste Versuch ihrer Flotte, die Dardanellendurchfahrt zu erzwingen, am 18. März 1915 kläglich gescheitert war, rechtfertigten sie die unterlassene Wiederholung des Ansturms mit der sehr schlechten und stürmischen Witterung, obwohl gleichzeitige türkische Berichte meldeten, in den Dardanellen herrsche das prächtigste Frühlingswetter. Auch die sehr kärglichen Ergebnisse und das schnelle Verebben ihrer verschiedenen wütenden Flandernoffensiven im Sommer und Herbst 1917 wurden nicht etwa durch mangelhafte Führung bedingt und durch den Heldenmut des Feindes, sondern ausschließlich durch das schlechte Wetter, das allerdings in der Tat z. B. die großen Schlachten vom 31. Juli und 12. Oktober verhältnismäßig rasch aussichtslos werden ließ. Die Russen schließlich standen hinter ihren Bundesgenossen nicht zurück und entschuldigten noch kürzlich das Gelingen der deutschen Landung auf Ösel (12. Oktober 1917) mit dem unsichtigen Wetter, das der feindlichen Flotte die unbemerkte Annäherung gestattet habe. — Wenn in diesen Fällen das Wetter nur der Prügeljunge für gehabte Mißerfolge war, so hat es doch oft genug im Weltkrieg auch wirklich hohe und sogar ausschlaggebende Bedeutung erlangt, wobei es die deutsche Kriegführung zuweilen schädigte, häufig aber auch geradezu auffällig begünstigte. Beträchtliche Hitze erschwerte unseren Truppen das Kämpfen in den Schachten bei Mülhausen und Tannenberg sowie im Gefecht von Lagarde (11. August 1914), ebenso den Österreichern in der ersten Lemberger Schlacht und später ganz besonders in den mazedonischen Treffen; den ersten nächtlichen Sturm auf Lüttich (6. August 1914) begleitete ein schweres Gewitter, ebenso den ersten Sturm auf Kowno (8. August 1915). Unter starker Kälte und endlosen Schneemengen hatte vor allem die Kriegführung im Gebirge zu leiden, in den Karpathen und Vogesen, an der italienischen Front und im Kaukasus. Doch auch der berühmte Durchbruch General Litzmanns bei Brzezinyi (22. bis 24. November 1914) und die ersten Tage der Winterschlacht in Masuren (8. bis 16. Februar 1915) litten unter scharfem Frost, die Erstürmung von Eydtkuhnen und Wirballen (11. Februar) fand bei starkem Schneetreiben statt, die harten Kämpfe um den Augustowoer Wald fielen am 9. bis 11. März mit dem Höhepunkt des Winters 1914-15 zusammen, und auch die winterlichen Kämpfe nördlich Mitau im Januar 1917 wurden zum Teil von strenger Kälte begleitet. Tauwetter dagegen, das jeden Fußbreit Boden in glitschigen Morast verwandelte, erwies sich ganz besonders in der großen Schlacht von Soissons (12. bis 14. Januar 1915) als ein Hindernis, das nur zähester Siegeswille der deutschen Truppen überwinden konnte. Im allgemeinen gelang es ja gerade den deutschen Soldaten und Heerführern am besten, die oft turmhohen Schwierigkeiten der Witterung unwirksam zu machen. Gelegentlich aber erwiesen sich diese doch als die stärkeren, so als im September 1915 nach der Einnahme von Wilna (18. September) einer der genialen Schachzüge Hindenburgs einen großen Teil des Russenheeres in der Gegend von Oschmjany bereits umzingelt hatte und diese eiserne Klammer wieder aufgelöst werden mußte, weil es unmöglich war, auf den vom Herbstregen aufgeweichten, schlechten Straßen den nötigen Nachschub heranzubringen. Auch Nebel, der fast stets dem Angreifer hold ist, schadete der deutschen Sache gelegentlich, so beim Seegefecht von Helgoland (28. August 1914), indem er den Überfall der Engländer verschleierte und dadurch den kleinen Kreuzern „Mainz", „Köln" und „Ariadne" den Untergang brachte, und ebenso beim Seegefecht von Gotland am 2. Juli 1915, wo S. M. S. „Albatros" im Nebel auf schwedischem Seegebiet von überlegenen russischen Kräften überrascht und kampfunfähig gemacht wurde. Insbesondere aber hatte die scharfe deutsche Waffe der Luftkreuzer wiederholt durch Wetterunbilden schwere Verluste zu erleiden: mehrere stolze Zeppeline gingen durch plötzlich aufkommende Stürme zugrunde, so zwei am 17. Februar 1915 an der dänischen Küste, einer am 17. März 1917 bei Compiègne, und zweimal wurden auch fliegende Luftschiffe mit ihrer ganzen Besatzung ein Opfer des Blitzes, am 5. September 1915 auf der Höhe von Cuxhaven und am 30. März 1917 in der Danziger Bucht.

Selbstverständlich wurden unsere Feinde mindestens ebenso oft wie wir durch Wettervorgänge empfindlich geschädigt. Es sei nur daran erinnert, wie am 5 Mai 1916 eine große Reihe von französischen Fesselballons durch eine plötzliche Sturmbö losgerissen und auf feindliches Gebiet abgetrieben wurde, so daß allein auf deutschem Boden ihrer 15 erbeutet wurden, oder an den unglücklichen Ausgang des englischen Fliegerangriffs auf Hoyerschleuse am 4. Juli 1916, bei dem 5 von den angreifenden 8 Flugzeugen verlorengingen, da ein plötzlich aufkommender Sturm ihnen die Rückkehr verwehrte.

Bei dieser ungeahnt großen Bedeutung des Wetters im Kriege, die zum Teil auch auf die neuartigen, nie zuvor verwendeten Kriegsmittel (Luftschiffe, Flugzeuge, Gasangriffe) zurückzuführen war, ist es nur natürlich, daß die Beobachtung des täglichen Wetters und das Wetternachrichtenwesen bei Heer und Marine einen ganz ungeheuren Umfang annahmen. Dieser sorgsamen Beobachtung des Wetterbildes hat die Kriegführung viel zu danken. Bei den zahllosen Luftschiff- und Flugzeugangriffen auf England sind infolgedessen verhältnismäßig nur recht wenig Verluste durch Wettereinflüsse zu verzeichnen gewesen. Der überraschende deutsche Vorstoß bei Ypern am 22. April 1915, bei dem auf unserer Seite zum erstenmal ein Gasangriff großen Stils erfolgte, fand nicht zufällig an einem Tage statt, an dem beständiger Nordostwind sich einstellte, und der Vorstoß auf Ösel und Dagö, der rund 14 Tage durch stürmische Witterung verhindert worden war, wurde im Oktober 1917 erst dann unternommen, als am Abend des 8. Oktober die Libauer Wetterwarte der Marine ruhige Witterung für mehrere Tage in Aussicht stellte.

Das letzte Wort über die Bedeutung des Wetters im Kriege ist zur Stunde noch nicht gesprochen. Es ist aber gar nicht unmöglich, daß bei dem stets erbitterteren Wirtschaftskrieg, der die Waffengänge begleitet, die Witterung sogar zur schließlichen Entscheidung ausschlaggebend beiträgt. Der Himmel war sichtlich auf Deutschlands Seite, als in den ersten Kriegswochen die Wirren, in die unsere Ernte gestürzt wurde, durch ein geradezu ideales Erntewetter wettgemacht wurden. Die große Dürre im Frühjahr 1915 hat dann freilich der deutschen Getreide- und Heuernte, die große Nässe des Sommers 1916 der deutschen Kartoffelernte schwer geschadet, und auch die Dürre im Frühsommer 1917 war nicht vorteilhaft. Doch gerade im entscheidenden Jahr 1917 fiel die deutsche Ernte trotzdem recht befriedigend aus, während gleichzeitig die englische und französische Ernte durch den Regenüberfluß, den der August 1917 in Westeuropa brachte, in geradezu katastrophaler Weise geschädigt wurde. In einer Zeit, wo durch die Erfolge des deutschen U-Boot-Krieges die Eigenernte die wichtigste Voraussetzung zum „Durchhalten" war, mußte der französische Landwirtschaftsminister amtlich bekanntgeben, die französische Ernte 1917 sei die schlechteste, die das Land jemals erlebt habe, und in England lagen die Dinge nicht viel anders. — So dürfen wir Deutschen uns wohl rühmen, daß neben den Österreichern und Ungarn, den Bulgaren und Türken auch der alte Petrus uns ein treuer Verbündeter im großen Weltkrieg gewesen sei!

Digitized by Google

№ 6 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger August Scherl G. m. b. H., Leipzig

Roman von Thea von Harbou.

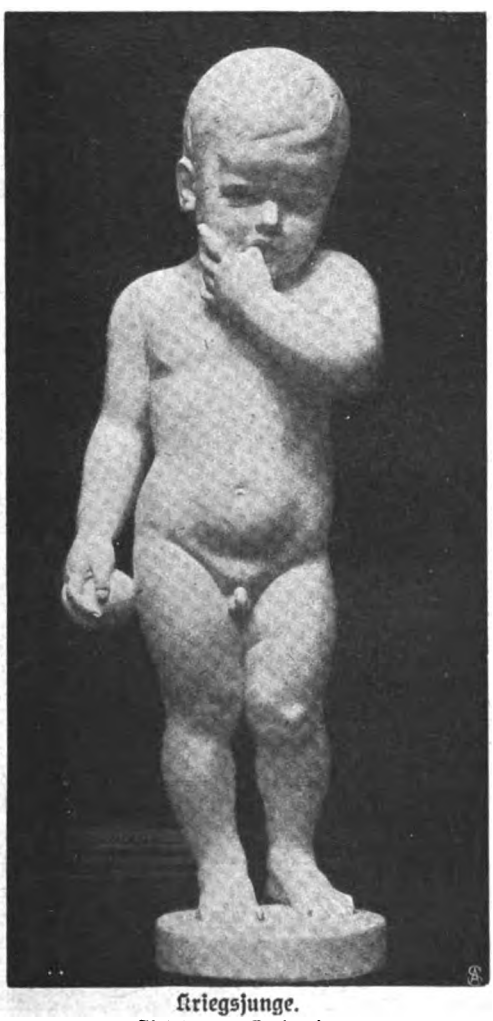
(5. Fortsetzung.)

Die Zeitschrift „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verbreiten. Die Red.

„Die Geheimnisse der Qual", sagte der Fürst weiter, „sollen als Marktschreier sich selber anpreisen: Seht, die Röte meiner Blutstropfen spottet der Rubine! Füllt das Meer um in meine Tiefe, und es wird in ihr wie ein Tropfen in einer Muschel sein! Hört, o ihr Menschen, hört mich Klage führen um das, was mir widerfuhr! — Werden Sie dann zufrieden sein?"

„Ich bitte Sie nur um eine Erklärung, Hoheit", sagte Michael Fürbringer, ohne sich umzuwenden.

„Eine Erklärung — wofür? Daß ich, der Fürst, für einen Hund mit weißem Fell, der mein Freund war und dem ich die Adern meines Halses anvertraut hätte, zum Aas wurde, das er besudelte? Daß ich, der Hindu, jung, aber kein Knabe mehr, Sohn eines Volkes, dem ein Weib weniger als eine Krähe ist, das keine Eifersucht kennt, weil Frauen ihm sind wie die Kiesel unterm Fuß, nicht unterschiedlich noch des Aufhebens wert — daß ich, der Hindu, Fürst und Narr, meinen Kopf in den Schoß eines Weibes legte und zu ihm sprach wie ein Kalender: ‚Ich liebe dich, du meine fleckenlose Perle! Ein Haar von deinen Wimpern ist mir teurer als das Blut, das meinem Herzen am nächsten fließt. Ich würde den Stein, auf dem deine Füße gegangen sind, nicht gegen die Welt eintauschen, wenn du nicht in ihr weiltest, und wenn ich sie hätte, die Welt, den Himmel und die Erde, dann wären sie dein. Denn du bist schöner, meine Geliebte, als Sawitri, Sakuntala und Damayanti, die Herrlichen, die im Liede gepriesen werden" — wollen Sie dafür eine Erklärung?" — Fürbringer sagte nichts. — „Oder", fuhr der Radscha fort, „wollen Sie eine Erklärung dafür, daß ein Weib, daß in der Anbetung des Mannes einherschritt wie in einem Mantel aus Goldbrokat, dem die Schwüre seiner Liebe vom Nacken hingen wie Perlenschnüre, das nur zu lächeln brauchte, um hundert Bitten frei zu haben, und wären sie noch so töricht und so kühn gewesen — daß dieses Weib hingeht und gibt sich einem Hunde — einem Manne, der den Freund verrät?"



Kriegsjunge.
Skulptur von C. Brasch.

Fürbringer schüttelte den Kopf. „Beispiele sind keine Erklärungen", sagte er halblaut. Der Radscha hörte nicht auf ihn. Er ging im Zimmer hin und her, die Hände an den Schläfen.

„Warum hab' ich sie nicht ausgespien wie einen vergifteten Brocken, ehe sie mir das Blut zersetzte?" sagte er vor sich hin. „Warum schmecke ich noch jetzt Süßigkeit auf meinen Lippen, wenn ich von ihr rede? Ich will gesund werden, und ich werde gesund, wenn ihr Atem die Luft nicht mehr verderblich einzusaugen macht. Ich warte auf den Tag, an dem sie sterben wird, mit einer Sehnsucht, der keine Sehnsucht gleicht. Und der Tag wird kommen. Ganz gewiß, er wird kommen!"

„Wenn Sie entschlossen sind, einen Mord zu begehen — worauf warten Sie dann noch, um ihn auszuführen?" fragte Fürbringer, den Kopf erhebend.

Der Radscha blieb stehen.

„Ich warte darauf, daß sie ihn finden", sagte er.

Digitized by Google

„— Den Mann?"

„Ja. Den Mann. . ."

„Er ist entkommen?"

Der Inder lächelte.

„O nein", sagte er sanft. „Glauben Sie, die Augen meiner zehntausend Abgesandten, die nach ihm suchen, seien blind geworden? Oder ihre Füße gelähmt? Er verbirgt sich, der Schakal. Aber sie werden ihn finden."

„Und wenn sie ihn finden und vor Sie bringen," entgegnete Fürbringer, „so haben Sie nicht das Recht, sein Richter zu werden. Seine Regierung würde ihn von Ihren Händen fordern."

„Es ist immer gefährlich, in Indien auf die Jagd zu gehen", sagte der Radscha.

Fürbringer stand auf.

„Ich bedauere aufs tiefste, Hoheit," begann er, „daß Sie mir nicht von vornherein den Sachverhalt in seinem vollen Umfang und allen Folgerungen dargelegt haben. Ihnen wie mir wäre diese Stunde erspart geblieben. Ich weiß nicht, was Sie dazu berechtigte, von mir zu glauben, ich sei der Mann, der sich bei einem vorsätzlichen Mord zum Totengräber machen ließe. Jedenfalls bin ich der Mann nicht. Ich bitte Sie um die Liebenswürdigkeit, mir Gelegenheit zu geben, Eschnapur so bald als möglich zu verlassen, und habe den Vorzug, mich Ihnen zu empfehlen."

Der Inder sah ihm ruhig ins Gesicht.

„Sie irren sich abermals, Herr Fürbringer", sagte er. „Das Amt, das ich Ihnen übertragen habe, ist nicht das eines Totengräbers. Wir pflegen unsere Toten zu verbrennen. Sie sollten Ewigkeit verleihen — nicht dem Weibe — kann ein Nichts zu Ewigem werden? — Nein. Sie sollten ein Denkmal setzen dem Meere des Gefühls, das ich wie ein Gott und wie ein Narr verschwendet und in die Wüste, die man Weib nennt, hineingeschüttet habe. Diesen Auftrag abzulehnen, haben Sie keinen Grund."

„Wir wollen nicht Worte klauben, Hoheit", antwortete Fürbringer. „Ich bitte Sie um meine Entlassung."

„Sie sind entschlossen, abzureisen?"

„Ja."

Der Inder legte die Hand auf den Tisch, auf die Pläne, die Fürbringer ausgebreitet hatte. Ohne den Blick von ihnen zu erheben, sagte er: „Ich bot Ihnen für die Erbauung des Grabmals eine Million Pfund in Gold."

Der Deutsche erwiderte nichts.

„Ich biete Ihnen heute das Doppelte", fuhr der Radscha fort.

„Bemühen Sie sich nicht, Hoheit", sagte Fürbringer eisig.

Der Radscha wandte den Kopf und sah ihn an.

„Das Dreifache", sagte er.

Fürbringer zuckte die Achseln. Er machte eine Bewegung nach der Tür.

„Warten Sie", sprach der Fürst. Er lächelte mit seinem grauen Gesicht. Er stand noch über den Tisch gelehnt, die Hand auf den Zeichnungen. „Sie befolgen meine eigenen Grundsätze", meinte er verhalten. „Das ist sehr vernünftig. Ich an Ihrer Stelle würde nicht billiger sein. Nennen Sie mir die Summe, die Sie beanspruchen, um die Erbauung des Grabmals zu übernehmen. Ich bin überzeugt, daß wir uns einigen werden."

Fürbringer fuhr sich mit der Hand nach dem Halskragen.

„Hoheit," sagte er und packte den Stuhl, neben dem er stand, „gestatten Sie mir, um weiteren Irrtümern vorzubeugen, eine Bemerkung. Weil ich augenblicklich Ihr Gast zu sein die Ehre habe, in Ihrem Hause mich befinde und nicht vergesse, daß ich einem Asiaten gegenüberstehe, antworte ich Ihnen in der Art, wie ich es tue und wie es meinem Gefühl durchaus nicht entspricht. Wäre es denkbar, daß in Europa ein Europäer mit einem Vorschlag, der dem Ihren gliche, an mich herangetreten wäre, dann würde ich ihm die Faust auf die Nase gegeben haben. Ich hatte schon einmal Gelegenheit, Eure Hoheit zu ersuchen, die Glaubenslehre von der Käuflichkeit der Menschen nicht unbedingt zu verallgemeinern. Ich bedaure, jetzt abermals und in verschärfter Tonart dazu gezwungen zu sein. Und hiermit darf ich wohl unsere Unterredung als beendet betrachten."

„Sie wollen Eschnapur verlassen?"

„Allerdings."

„Sofort?"

„Sofort."

Der Inder richtete sich auf.

„Warten Sie einen Augenblick, Herr Fürbringer", sagte er. „Ich habe noch eine Frage an Sie zu richten."

„Bitte . . ."

Der Radscha trat an Fürbringer zu. Einen Schritt von ihm entfernt blieb er stehen — „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort," fragte er, „weder selbst noch durch dritte Hand auch nur das geringste zu veranlassen, das dem Manne, den ich suche, zur Flucht aus Eschnapur und damit zur Sicherheit seines Lebens verhelfen würde?"

Fürbringer hielt für einen Augenblick den Atem zurück. Dann stieß er die Luft durch die Nase.

„Nein", sagte er.

„Sie geben Ihr Ehrenwort nicht?"

„Ich gebe Eurer Hoheit mein Ehrenwort," sagte Michael Fürbringer, „daß ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht, den Mann, den Eure Hoheit suchen, in Sicherheit zu bringen. Da bis zum Tage seiner Ergreifung durch Ihre Leute auch das Leben der Frau, die Sie ermorden wollen, gesichert scheint, werde ich ganz gewiß kein Mittel unversucht lassen, Ihre Pläne zu durchkreuzen und meinerseits ans Ziel zu kommen."

Der Radscha drückte die Lider zusammen. Er nickte ein paarmal.

„Das ist außerordentlich ritterlich von Ihnen", sagte

Winter

Schneeflocken, schimmernde Gäste,
Tanzen um Strauch und um Baum,
Hüllen die frierenden Äste
Sacht in den glitzernden Traum.

Tief nur im innersten Marke
Kreist noch lebendiger Saft,
Mahnt an die kommende starke,
Frühlingsfroh sprossende Kraft.

Eisiger Winternacht Grauen
Liegt auch mit würgender Gier
Über den herrlichsten Gauen,
Heimat, o Heimat, auf dir.

Aber der Zeiten Beschwerde
Hat uns zusammengeschweißt:
Kampf für die heilige Erde,
Die unser Vaterland heißt.

Brauchen nicht zagen und klagen,
Weil uns der Glaube durchglüht,
Daß uns aus dunkelsten Tagen
Strahlender Frühling erblüht!

Erika Tervlet.

Digitized by Google

Schwere Arbeit. Gemälde von Felix Possart.

Digitized by Google

liebenswürdig. „Leider ist es ebenso unklug. Sie zwingen mich dadurch, Gegenmaßregeln zu ergreifen. Ich muß Sie also bitten, Herr Fürbringer, Ihre Abreise aus Eschnapur vorläufig zu verschieben."

„Heißt das: ich bin Ihr Gefangener?"

„Oh, wir wollen keine großen Worte gebrauchen . . . Ich freue mich, Sie meinen Gast zu nennen, und bitte Sie, mir diese Freude nicht vorzeitig zu zerstören. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihren Aufenthalt hier so angenehm zu gestalten, daß Sie den Tag der Abreise selbst vergessen. Ich werde leider gezwungen sein, Sie für einige Zeit zu verlassen; betrachten Sie sich indessen als den Herrn des Palastes. Ramigani bleibt zu Ihrer Verfügung. Er ist angewiesen, allen Ihren Wünschen zuvorzukommen. Sollten Sie geneigt sein, dem Bau des Grabmals näherzutreten, genügt ein Wort an ihn; er wird mich verständigen. Ich hoffe, daß dies bald der Fall sein wird. Auf Wiedersehen, Herr Fürbringer . . ."

Der Radscha ging; die Tür schloß sich hinter ihm. Fürbringer sah ihm nach. Ich hätte ihn beim Hals nehmen sollen, dachte er, aber der Gedanke hatte keine Schärfe.

Er stand unbeweglich in der Nähe des marmornen Tisches, auf dem seine Pläne und Entwürfe ausgebreitet lagen.

Das tonlose Brausen des weißen Lichtes fiel von der hochgewölbten Kuppel darauf nieder.

Fürbringer wandte sich um. Die Tür hatte sich geöffnet. Ramigani stand auf der Schwelle.

„Was ist?"

„Mein Herr hat mich zu dir geschickt, Sahib, nach deinen Befehlen zu fragen."

„Wo ist dein Herr?"

„Er hat den Palast soeben verlassen, Sahib . . ."

Fürbringer schwieg.

„Befiehlst du, Sahib . . .?"

„Nichts."

Der Inder hob die Hände zur Stirn, verneigte sich tief und ging.

Michael Fürbringer setzte sich. . . .

* * *

Was Michael Fürbringer aus seinem Brüten weckte, war ein Duft von Weihrauch, Amber und Wachs.

Er hob den Kopf und sah sich um. Niemand außer ihm war im Zimmer. Niemand schien dagewesen zu sein. Aber das weiße Licht des Tages war verschwunden, und an den Wänden rundum brannten Kerzen, große, gelbe Kerzen in bronzenen Blakern, lautlos, ganz unbewegt, als hätten sie sich selbst entzündet.

In einer schmalen Nische, der Tür gegenüber, hing an drei Ketten ein Gefäß aus schwarzem, durchbrochenem Metall. Von der matten, gleichmäßigen Glut in seinem Innern stiegen Duftwolken auf und schwebten langsam, bläulich, mit der Schwermut dessen, das entstehend stirbt, durch das Zimmer, aufwärts zur Kuppel einer unsichtbar gewordenen Höhe.

Michael Fürbringer folgte dem Gewölk mit dem Blick. Er sah die Lichter, eines nach dem andern, aus ernsten Augen an. Seine Nerven waren sehr dazu bereit, dem Wesen der Dinge bis auf den Grund nachzuspüren, indem er sich ihm hingab. Und so empfand er die sanfte Feierlichkeit des von Kerzen erleuchteten Raumes, der um seine Bestimmung betrogen schien, wie die geduldige Art eines reifen und klugen Menschen, der auf das Heute verzichtet, um das Morgen zu gewinnen, in unentwegtem, gelassenem Warten.

Fürbringer stand auf.

Er verließ das Gemach und trat in sein Wohnzimmer. Auch darin brannte das Licht. Es war Abend geworden, ohne daß er es gewahrt hätte. Das Gewebe der Fenster spannte sich weiß und undurchsichtig wie Milchglas der Dunkelheit entgegen.

Auf einem kleinen Tisch stand eine flache, schön getriebene Goldschüssel mit Früchten und ein Pokal mit eisgekühltem Wein. Fürbringer hatte Durst; aber er trank nicht. Er wollte seine Gedanken unverwischt erhalten.

Er war in den Stunden des Grübelns zur Erkenntnis der Notwendigkeit gekommen, sich den Tatsachen zu unterwerfen. Es wäre sinnlos gewesen, unkundig des Landes und seiner Sprachen, ohne ausreichende Mittel, ja selbst ohne Ziel, auch nur den Versuch zu machen, sich dieser höflichen Haft zu entziehen. Er war also Gefangener.

Da er sich aber mitten im feindlichen Lager befand, war er fest entschlossen, seinerseits nicht untätig zu bleiben. Es galt nur die Stelle aufzufinden, an der sein Gegner verwundbar war. Zu diesem Zweck mußte er den Umfang und die Grenzen seiner Bewegungsfreiheit kennenlernen. Und er wollte in dieser Hinsicht keine Zeit verlieren.

Ein Umstand, der ihm zunächst bedeutungslos erschienen war, gewann nach den Erfahrungen des Tages erheblich an Gewicht: kein Fenster seiner Zimmer führte ins Freie. Unter seinem Schlafzimmer lag der Hof, in dem die Tiger gefangengehalten wurden. Die acht Fenster des Saales blickten mit ihren gewobenen Augen stumpf, wie blind, auf eine glatte, sehr hohe Wand. Das Arbeitszimmer empfing sein Licht ausschließlich durch die gewölbte Kuppel der gläsernen Decke.

Und noch etwas kam Fürbringer in dieser Stunde zum Bewußtsein: Dreimal hatte er den Weg nach oder von seinen Zimmern zurückgelegt, den Palast durchkreuzend bis an das östliche oder nördliche Ufer des Sees. Aber keinmal war sein Weg der gleiche gewesen. Der Fürst von Eschnapur und Ismael, der Unpünktliche, der sein Vertrauter war, hatten eine verwirrende Fülle von Gängen, Hallen und Treppen zu Hilfe gerufen, um seinen Richtungssinn aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Aber Michael Fürbringer war fest entschlossen, auf eigene Faust den kürzesten Weg zum Wasser, das die Palastinsel umgab, kennenzulernen.

Er steckte den Kompaß und die Taschenlampe ein und verließ das Zimmer.

Er schloß die Tür lautlos hinter sich, blieb stehen und sah sich um.

Rechts und links erstreckte sich ein hallenartiger Gang, dessen Bögen, wie Blätter geformt, von einer unabsehbaren Doppelreihe sehr schlanker Marmorsäulen getragen wurden. Kein Mensch weit und breit. Fürbringer hielt den Atem an und lauschte. Aber er hörte nichts — nichts, außer einem kaum vernehmbaren, metallenen Klingen, das sich anhörte, als fielen in unendlicher Ferne kleine Silberkugeln in ein silbernes Becken: Wasser tropfte irgendwo.

Eine milde, goldfarbene, fast etwas traurige Dämmerung herrschte unter den Säulen. Aus unsichtbaren Quellen fiel Licht herab, ohne den Boden zu erreichen. Ein Lufthauch, warm, gleichmäßig streichend, glitt über Fürbringers Gesicht. Er brachte mit sich allen Duft und alle schwere Süßigkeit einer sommerlichen Nacht, in der die Gewitter am Himmel stehen.

Fürbringer holte tief Atem. Seine Schritte dämpfend bis zur Unhörbarkeit, begann er seinen Weg. Er wandte sich nach rechts, die Säulen zählend.

Er schritt zwischen den doppelten hindurch, zwischen zweimal neunundneunzig. Als er stehenblieb und zurücksah, fand er das Licht hinter sich erloschen.

Er rief: „Ramigani —!" Und nach einer Weile abermals: „Ramigani —!"

Niemand antwortete. Unendlich langsam schwand das Licht auch über ihm, bis er in völliger Finsternis stand.

Mehrere Minuten lang verhielt sich Fürbringer regungslos. Er wartete darauf, daß seine Augen, sich an die Dunkelheit gewöhnend, die Dinge um sich her erkennen lernten. Aber die Dunkelheit war die eines fensterlosen Raumes.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

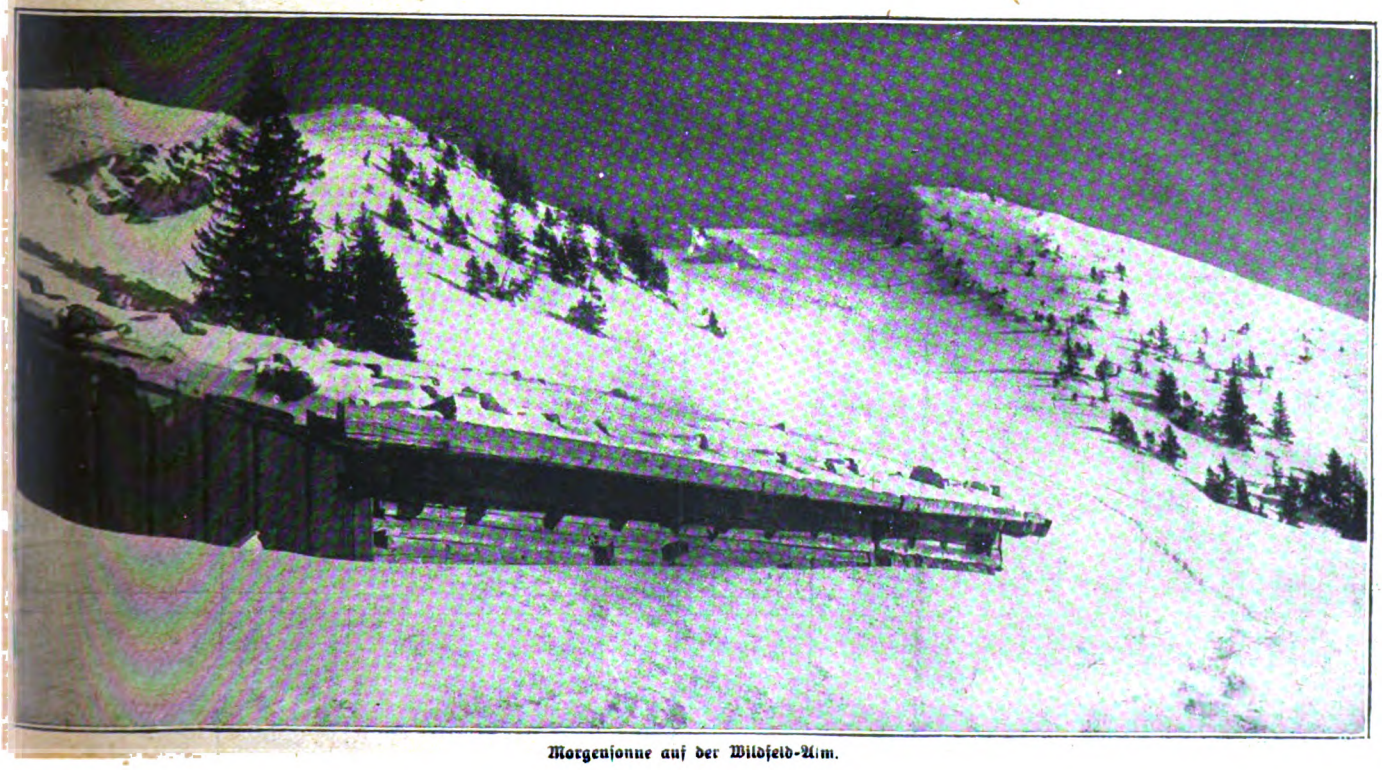
Schneeschuhfahrten in den Schlierseer Bergen.

Von Jos. Jul. Schätz. — Mit 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Ein heller Wintermorgen ist's, schimmernd in schneeiger Pracht Blau wie eine Gentiane wölbt sich der Himmel über Berg und Tal. Silbergraue Nebelschwaden steigen feierlich, gleich Weihrauch, der Morgensonne geopfert, aus den Wassern des Schliersees, um langsam im lichtdurchstrahlten Äther zu zerstieben.

Die schneeverwehte Spitzingstraße auf der Paßhöhe. (Blick gegen Rotkopf, Roßkopf und Stümpfling.)

Die Straße, die von Schliersee in einer knappen Stunde nach Neuhaus führt, ist fußhoch mit Schnee bedeckt. So können wir die Bretl gleich außerhalb der letzten Häuser von Schliersee anschnallen, und frisch und fröhlich wandern wir in den kalten Morgen hinein. Unser heutiges Ziel ist die Rotwand vom Spitzingsattel aus. Von Neuhaus geht's noch ein halbes Stündchen eben fort bis zur kleinen Ortschaft Josefstal; hinter deren Gasthaus setzt die Spitzingstraße jedoch gleich steile Serpentinen an, um sehr rasch im dunklen Wald zu verschwinden. Es mag etwa die Hälfte der Jochhöhe erreicht sein, wenn die Straße auf ein einsames Holzkreuz trifft, das auf offener Halde am Waldsaum steht. Ein traumschönes Bild zwingt uns hier zu kurzer Rast, die auch ob der schweren Rucksäcke gar willkommen ist Zur Rechten steigt hinter schmaler Mulde die Brecherspitze jäh empor, während im Grunde des Tales der eisige See wie ein Edelstein blinkt im Sonnenlicht. Vom Kreuz zieht der tiefverschneite Weg hinauf zur unwirtlichen Höhe des Spitzingpasses, auf dessen schneever-



Morgensonne auf der Wildfeld-Alm.

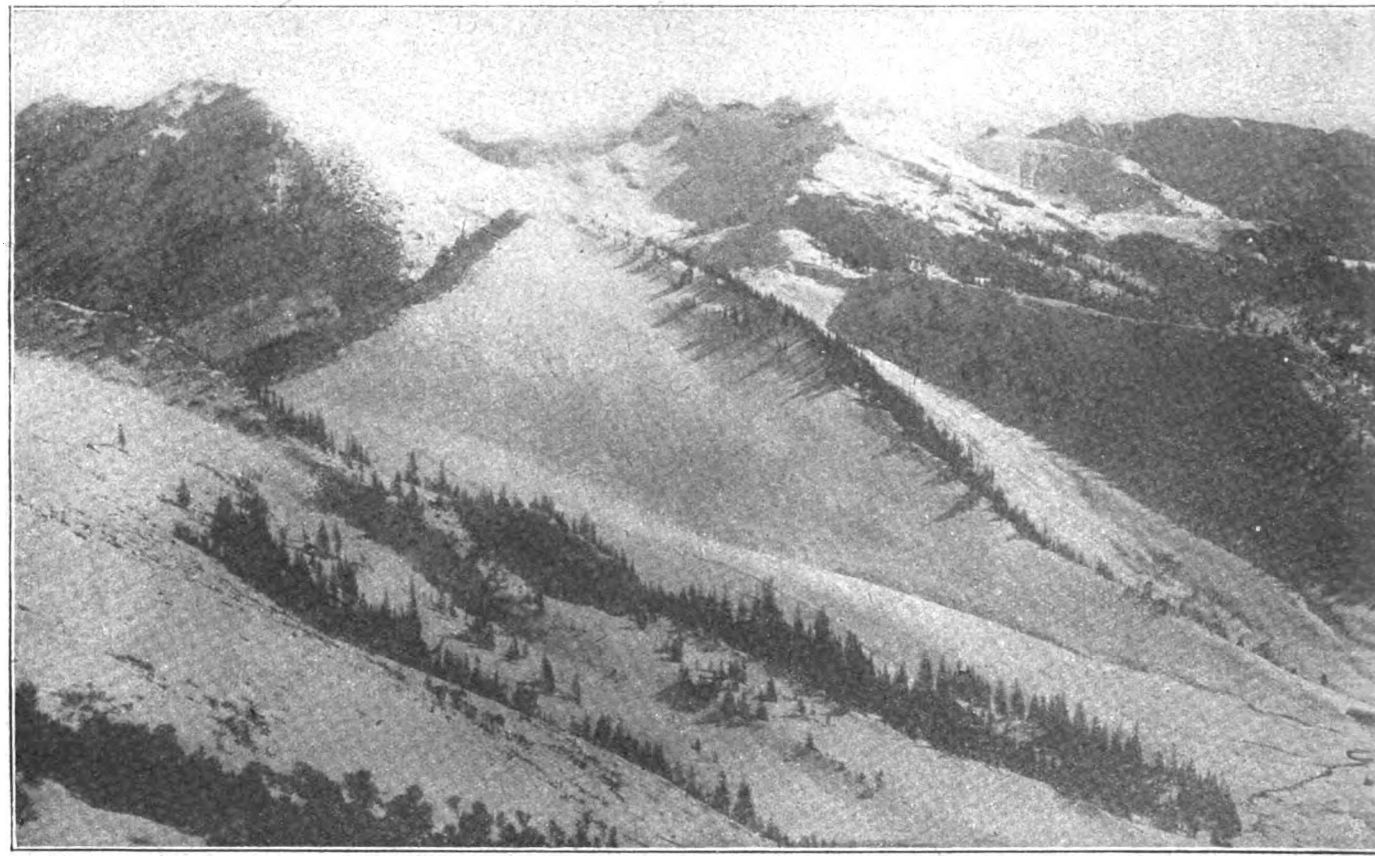
Digitized by Google

wehter Hochfläche drei Almhütten stehen. Rechts führt ein Ziehweg ins Fürstalmgebiet Wir aber folgen der Straße, die jenseit des Joches plötzlich zum Spitzingsee hinabrennt. Um die letzten Windungen der Straße abzuschneiden, fahren wir mitten über den gefrorenen See und erreichen an seinem Südende die Wurzhütte, einen seltsamen Holzbau, einst das Heim eines Schnapsbrenners, in dem bei echtem „Enzian" so manches Schnadahüpfl und Trutzgesangl erdacht wurde.

Die Straße zieht weiter, die Ache entlang, überschreitet beim romantischen Forsthaus Valepp die bayerisch-tirolische Grenze und führt durch die Erzherzog-Johann- und Kaiserklause hinaus ins Unterinntal. Der Weg zur Rotwand aber geht unmittelbar bei der Wurzhütte über das Bachbett und schiebt sich gemächlich den Bergwald empor. Bald ist eine Lichtung erreicht, welche uns einen Blick in ein enges, weithin gewundenes Waldtal ermöglicht, durch das die Ache einer fernen Kette stolzer Alpenhöhen zueilt. Nachdem wir die Waldgrenze hinter uns haben, gelangen wir auf die Hochwiesen der Wildfeld-Alm, von der nicht viel mehr als das überzwerche Dach und ein alter, rußgeschwärzter

Kurz nach drei Uhr stehen wir wieder auf den Skiern und fahren in vielen Stemmbögen zum Rotwandhaus hinab Im Nu sind wir unten an der Scharte, jenseit der wir zwischen Latschen steil ansteigen müssen bis zur Auerspitze. In ununterbrochener Schußfahrt, die Stöcke beiderseits nachschleifend, sausen wir dann abwärts, vorbei an dem wilden Felsmassiv der Ruchenköpfe, um erst bei den Soyenalmen den rasenden Flug zu verlangsamen. Auf steilem Holzziehweg geht's dann talwärts, oftmals durch rabenschwarzen Hochwald, der uns noch eine recht holperige Fahrt beschert. Hinter dem Großen Traithen ist der Mond heraufgezogen und schaut neugierig den zwei einsamen Bergfahrern nach, die, Glück und Freude im Herzen, den Lichtlein von Geitau zuwandern. . . .

Groß und strahlend leuchtet uns die Sonne entgegen, all die Spitzen mit blendendem Licht überflutend, als wir am nächsten Morgen das Dörfchen Geitau verlassen und zur Alpe im Großtiefental hinaufspuren. Das ist ein gar wundersamer Kessel und so voller Anmut, daß der Weg nimmer lang wird. Gleich am Eingang des Tales liegt links, etwas verborgen, der Soyensee,



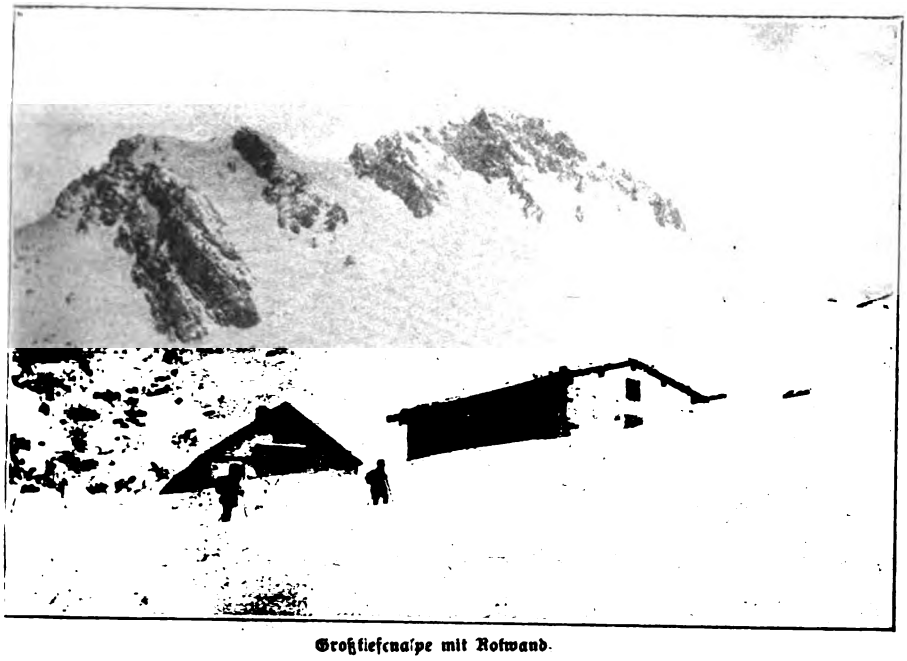
Blick vom Jägertump auf das Skigebiet der Rotwand. (Links Miesing und Aiplspitze, in der Mitte Rotwand, rechts Sonnwendjoch.)

Kamin aus dem reinen Weiß schauen. Langsam steigt der Pfad und quert einen langen Hang, an dem der Schnee von der Mittagssonne derart erweicht ist, daß tiefe Spuren unseren Aufstieg kennzeichnen. Mühsam schieben wir unsere Hölzer vorwärts und erspähen bald das Rotwandhaus, das wir in der nächsten halben Stunde erreichen. In vielen Spitzkehren arbeiten wir uns vom Haus zum Rotwandgipfel hinauf, wo wir Punkt 1 Uhr abschnallen und im warmen Sonnenschein längere Rast halten. Eine unermeßliche Rundschau in kristallener Klarheit liegt vor uns; so weit das Auge reicht, reiht sich Höh' an Höhe, Firn an Firn. Östlich lugt der Wendelstein in scharf umrissenen Linien über die Scharte des Miesing herein, und dahinter schaut das Auge die kühnen Türme des Wilden Kaisers. Aus dem Märchenpanorama der Zentralalpen grüßen Großvenediger, Großglockner, Wiesbachhorn, Fernerkogel und manch andere. Westlich, über sanften Wald- und Almhügeln, erscheinen die Riesenburgen des Karwendels und des Wettersteins mit der Zugspitze als grandiosem Eckpfeiler. Aus dem Gewoge der Tegernseer Berge greifen die fünf Zacken des schlanken Plankensteins gleich einer Titanenhand in den Himmel. Ganz nahe gerückt ist die breite Steilwand des hinteren Sonnwendjochs, die im Banne winterlicher Erstarrung zu andachtsvoller Bewunderung stimmt.

an dessen Ufer die zerrissenen Ruchenköpfe unvermittelt ansteigen. In raschem Anlauf führt die Route dann zur Scharte zwischen Rotwandgipfel und Auerspitze, wo wir plötzlich aus dem frostigen Schatten in warme, sonnendurchleuchtete Luft gelangen. Nachdem die Felle abgenommen sind, gibt's für uns kein Verweilen mehr auf der Scharte, sausend geht's drüben auf der Südseite abwärts, Schwung folgt auf Schwung, hoch wirbelt der Schnee auf, immer schneller, rasender wird die Fahrt an dem steilen Hang, bis wir an der oberen Hütte der Kümpflalmen zum Stillstehen kommen. Ein prächtiger Schuß trägt uns zur tiefsten Alm hinunter, wo es uns gestattet ist, Quartier zu nehmen. Mit vereinten Kräften wird die Tür frei geschaufelt, die beim Öffnen noch immer ihre alte Weise quiekst, genau wie vor vielen Jahren Über einen liegengebliebenen Geißelstecken stolpere ich in die finstere Sennhütte, dann werden die Fensterläden geöffnet, Holz wird zugetragen, und bald sprudelt auf offener Herdstätte der Tee. Nachmittags gibt's dann einen fröhlichen Skibummel über die umliegenden Almböden, bis langsam, lautlos der Abend herniedersinkt und der erste Stern sein sanftes Licht unbeschreiblicher Verklärung über die winterliche Bergeinsamkeit gießt. . . .

Die Stunden, die Tage vergehen in sorglosem Genießen. Vom Morgen bis zum Abend wird fleißig geübt; die nächsten Hänge

Digitized by Google



Großtiefenalpe mit Rotwand.

sind von unseren Spuren kreuz und quer durchpflügt. Einmal machen wir Besuch in der Valepp, von dem wir, hochbefriedigt über die schöne Abfahrt Kümpflalm-Weitzingeralm-Valepp, am Abend wieder zu unserer einsamen Alm hinaufsteigen. Als wir spät noch nach dem Wetter ausschauen, trauen wir unseren Augen kaum: ein kalter Nordwind jagt unaufhörlich schwere Schneewolken über die Auerschneid herüber, und wenig später hebt denn auch der wirbelnde Tanz der Flocken an. Der rasende Sturm, dazu zahlreiche Mäuse, die über unser Heulager hinweg ein regelrechtes Hindernislaufen veranstalten, unterbrechen wiederholt unseren Schlummer. Schneegestöber und dichter Nebel sind die Signatur des „grauenden" Morgens. Zwei Tage hält uns das Wetter an die Hütte gebannt; oft und oft wandern die Blicke zum Fenster hinaus; in einer Ecke liegen die Rucksäcke, jämmerlich zusammengeschrumpft. Herrgott, wie man sich da nur zu leicht an selige, sommerliche Zeiten erinnert, da die wackere „Resi" dentin vorm Feuer stand und uns den schmalzigen Schmarrn, den „teifisch guiten", bereitete. . .

Am vierten Tag gibt's eine Änderung. Als wir im Heu erwachen, zwängen sich die ersten Sonnenstrahlen durch die Ritzen der Fensterläden. Nun aber schleunigst heraus und auf die Bretl! Nach dem Frühstück wird die Alm fein säuberlich geordnet und versperrt, dann heißt's Abschied nehmen. Immer wieder schauen wir hinab auf unsere trauten Hütten, während wir mühsam den steilen Hang zur Kümpflscharte hinaufspuren. Wie sie so friedlich, so still dort unten liegen, just als träumten sie von vergangenen schönen Zeiten, von Sennensang und Glockenklang, vom Echo fröhlicher Hirtenjauchzer. . .

Ein eisiger Morgenwind empfängt uns auf der Scharte. Wolkenlos, vom Blau des Äthers abgegrenzt, liegt die tief verschneite Bergwelt vor uns. Kein Laut entweiht die andachtsvolle Ruhe, hemmt den Gedankenflug. Spielend flimmern der Sonne Strahlen auf weiten Schneefeldern, tiefe Schatten, glanzvolles Licht werfen sie in enge Täler und Klüfte, schimmernd lassen sie den Schnee, blinkend das Eis im Gewänd erscheinen. Von der Scharte queren wir fast horizontal unter dem Abbruch des Rotwandgipfels zu dem Joch zwischen Rotwand und Miesing hinüber. Eine Stunde scharfen Steigens bringt uns auf die breite Kuppe des Miesing, wo wir die erste Rast des Tages halten und das Panorama betrachten, das von den Salzburger bis zu den Allgäuer Alpen offen vor uns liegt. Bald sind wir wieder unten am Joch, wo wir die Brettl nach Herzenslust laufen lassen können bis zur Alpe im Kleintiefental. Leider scheint der Tag nicht zu halten was der Morgen versprochen. Hoch über uns schwimmen seine Wolkenflöckchen durch den körperlosen Raum die bald zu ungeheuerlichen Gebilden wachsen. Wortlos fahren wir weiter, bis wir endlich auf jene Route kommen, die von der Rotwand zum Jägerkamp führt. Ermüdend gelangen wir an die Südflanke des Gipfels. Schon sind alle Bergspitzen unter finsteren Wolkenhauben versteckt. Immer tiefer in allen düsteren Farben zieht das jagende Gewölk während wir, Schritt für Schritt gegen den Sturm kämpfend an Höhe gewinnen. Nur weiter in zäher Zickzackspur bergan.

Da — ein Firnkamm zu unserer Rechten, der Gipfel muß nahe sein. Noch einmal habe ich den Ersten im Vorspuren abzulösen, ein paar steile Kehren noch, dann stehen wir kurz vor 5 Uhr droben. Schaurig heult der Sturm aus den Tälern herauf. Einzelne Böen sind so heftig, daß wir uns minutenlang an den tief eingerammten Skistöcken festhalten müssen. Wirbelnde Eiskörner, dazu die Kälte machen den Aufenthalt unerträglich, und so erfolgt unverzüglich die Abfahrt. Sorgfältig achten wir die Spuren der Auffahrt nicht zu verlieren. Je tiefer wir kommen, um so schwächer wird der Sturm und desto schneller gleiten die Brettl. Als wir dann noch den starken Wind in den Rücken bekommen, da beginnt eine tolle Wettfahrt mit den uns umfegenden Spukgestalten jagenden Nebels. In zischendem Schuß erreichen wir die Schönfeldalmen. Mittlerweile ist die Nacht gekommen und deckt die Berge mit schwarzen Tüchern. Ein kurzes ebenes Stück folgt, über das wir uns mit den Stöcken hinweghelfen, dann beginnt die flotte Fahrt von neuem; die ersten Bäume tanzen blitzschnell, schemenhaft an uns vorüber, und bald treffen wir auf den Rotwandweg, auf dem wir zur Wurzhütte hinabfahren. Acht Uhr ist's, als wir dort den Spurenkranz des heutigen Tages schließen, während brausende Windstöße an Tür und Fensterläden rütteln.

Am nächsten Morgen arbeiten wir uns durch tiefen Neuschnee zum Spitzingpaß hinauf. Und kaum sitzen wir oben bei den Almhütten, da kommt drüben im Südosten die Sonne über die Bergspitzen heraufgestiegen, versilbert mit blendendem Glanze deren weiche, fließende Konturen, wirft lange, breite, gerade Lichtbäche hinunter in die kühle Frische und den graublauen Morgendunst in den Talgründen, zündet an den verwächteten Kanten und Graten silberflimmernde Brände an.

Zum letztenmal lenken wir die Brettl bergwärts. Am Sattel beginnt ein Ziehweg, der uns durch schweigvollen Hochwald in den

Das Rotwandhaus, von der Kümpflscharte aus gesehen.

Digitized by Google

Kessel der Fürstalm führt. Wir überschreiten die herrlichen Almböden und fahren in vielen Kehren zum Stümpfling hinauf. Gegen Mittag wandern wir auf dem breiten Kamm zum Roßkopf hinüber. Was uns der Jägerkamp nicht gewähren wollte, ein sonniges, bequemes Plätzchen, Windstille und eine prächtige Aussicht, genießen wir heute vom Roßkopf im Übermaß.

In ausgelassener Freude sausen wir dann wieder hinunter, vorüber an der Fürstalm, und halten auf ein enges Tälchen zu, durch das wir im Schuß zum Spitzingsee hinabfahren. Die Sonne malt in duftigen Tinten unsere Schatten riesenhaft auf die weiche, samtene Schneefläche des Sees, über die sich unsere Doppelspur wie eine blaue Perlenkette hinzieht. Um 4 Uhr stehen wir droben am Spitzingsattel und halten noch einmal Rast und Umschau. Über weißgebänderte Felswände, über ferne Schneefelder wandern die letzten, rotgoldenen Lichtfluten der sinkenden Sonne. Dann fahren wir eilends die vielen Serpentinen der Spitzingstraße nach Josefstal hinab. Schwung folgt auf Schwung und Sprung auf Sprung, bald fliegend, bald hüpfend, dann wieder schnurgerade geht's zum Dorf hinab. . . .

Ihr Berge, habt Dank! Wann werden wir wohl wieder über eure Höhen wandern, durch eure Täler fahren! Ein paar Stunden noch, und wir sind andere. Vertauscht ist dann der Skianzug mit dem Waffenrock, der Skistock durch den Säbel ersetzt, der Inhalt des alten, abgeschabten Rucksacks in die Satteltaschen gewandert. Und morgen schon finden wir uns in ganz anderen Landen wieder, bei anderen Menschen, in anderen Diensten. Vorbei die Urlaubszeit, hoch zu Roß wiederum der rasselnden Batterie vorangesprengt, hinein in Lärm und Kampf....

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(5. Fortsetzung.)

Eben, als ich mich vorbeugte, um auch das untere Ende meines Tisches einer Prüfung zu unterziehen, traf mich von dort ein Blick, der unverwandt auf mir haftete, als wolle er bis in mein Inneres dringen. Die junge Dame in Weiß! Als sie bemerkte, daß sie meine Aufmerksamkeit erregte, sah sie schnell auf ihren Teller. Was mir sonst nur angenehm gewesen wäre, erregte heute mein Mißtrauen. Da saß ja wieder die Engländerin, über die ich mir vormittag schon nicht klar geworden war. Hatte sie mich schon längere Zeit beobachtet? Glaubte sie etwa, in mir einen Bekannten zu finden?

Ich tat, als hätte ich nichts bemerkt, aß ruhig weiter, verlor sie aber nicht mehr aus den Augen. Richtig! Da beugte sie sich eben wieder vor, sah den Tisch herunter, und wieder schien ihr Blick an mir zu haften. Da war etwas nicht in Ordnung. Kaum war das Essen beendet, als ich schnell in meine Kammer ging. Ich mußte unbedingt feststellen, wessen Verdacht ich eigentlich erregt hatte. Wieder nahm ich die Passagierliste zur Hand. Halt, da war gleich eine Dame: Mistreß Edith Cobbles mit zwei Kindern. Nein, die konnte es nicht sein. Dazu sah sie noch zu jung und mädchenhaft aus. Hier unten aber stand ein Name: Miß Violet Harrison. Die also mußte es sein. Harrison, Harrison? Unter meinen Bekannten hieß keiner so. Und doch mußte ich sie kennen. Und daß ich ihr auch nicht fremd war, hatte mir ihr Benehmen bei Tische verraten. Da erwuchs mir eine Gefahr, die verhängnisvoll werden konnte.

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich den Stier nicht bei den Hörnern fassen sollte, dann aber beschloß ich, abzuwarten. Glaubte sie, in mir wirklich einen Bekannten gefunden zu haben, dann sprach sie mich sicher an.

So legte ich mich halb beruhigt in meine Koje und kam erst wieder zum Vorschein, als das Gong zum Dinner rief. Ich hatte das Feiertagsgewand von Mac Callem hervorgesucht, um zu zeigen, daß ich nicht ganz ungehobelt aus dem Innern Chinas zurückgekehrt sei. Vielleicht war es Eitelkeit, als ich mich im Spiegel besah und mit dem Bilde, das mir da entgegenblickte, einigermaßen zufrieden war. Viel Ähnlichkeit bestand allerdings, wie ich mir selbst sagen mußte, mit dem Paßbilde Mac Callems nicht. Darauf kam es aber auch nicht an. Die blaue Brille deckte und verwischte alles. Ich ging erst in den Salon, als alles bereits saß. In der Tür blieb ich einen Augenblick stehen und suchte den Platz von Miß Harrison. Sie drehte mir den Rücken. Ich sah nur die schlanke Gestalt, das feine Köpfchen, auf dem das hellblonde Haar im Lichte der Deckenlampen flimmerte . . . und ich mußte Missionar spielen!

Jetzt war aber keine Zeit für derartige Gedanken. Was ging mich das englische Mädel dort an, wo ganz anderes, Höheres auf dem Spiele stand. So nahm ich also Platz und kümmerte mich nicht um meine Umgebung. Es wurde schnell serviert, da die Stewards später in der ersten Kajüte Dienst tun mußten. Gegen sieben Uhr war die Mahlzeit vorbei. Ich ging an Deck bis zum Heck, wo ich fast über den Unterbau eines Geschützes gestolpert wäre.

Dunkel wölbte sich der klare Sternenhimmel über uns, in breiter Bahn zog das Schraubenwasser hinter uns her. Mit beiden Armen auf die Reling gestützt, blickte ich in die quirlenden, phosphoreszierend brodelnden Wellen hinunter, die uns noch weit nachleuchteten. Leise schien das Achterschiff unter der Schraubenbewegung zu schwingen. Wieviel Meter galt es noch zurückzulegen, wie oft mußten die Schrauben sich noch drehen, bis ich in England war! Und dann? . . Ein leichter Schritt klang hinter mir . . . „Mister Merand?" . . . Ich war erkannt . . . Miß Harrison Unwillkürlich krampften sich meine Fäuste um die Reling, als wollten sie das Holz zerquetschen. Sollte ich mich umdrehen? Nein, nur nichts zugeben. Alles konnte verloren sein.

Ich tat, als hätte ich nichts gehört, und fuhr fort, in das Schraubenwasser zu starren. Sie gab nicht nach. Jetzt trat sie neben mich, an die andere Seite des Flaggenstocks. . . Ich fühlte, wie ihr Blick prüfend über mich hinstreifte, dann wandte sie sich direkt an mich:

„Verzeihen Sie, mein Herr, sind Sie nicht Mister Merand?"

„Merand?" wiederholte ich erstaunt. „Nein, das ist ein Irrtum. Sie verwechseln mich wohl mit einem Amtsbruder."

Sie lachte hell auf. „Oh, was denken Sie! Mister Merand Missionar! Nein, dazu hat er sicherlich keine Veranlagung! Als ich Ihr Gesicht sah, freute ich mich, einen lieben Bekannten an Bord zu finden, der in unserem Hause in Schanghai viel verkehrte."

Die Sache wurde mir immer rätselhafter. Ich hatte in ihrem Hause verkehrt? Wenn ich nur den geringsten Anhalt gehabt hätte. Ich kannte eine ganze Menge Familien in Schanghai, aber Harrisons waren doch kein dabei . . . Da fuhr sie auch schon weiter fort:

„Es waren reizende Abende im Hause von Mister Mitchell . . ."

Fast hätte ich mich verraten. Natürlich, James Mitchell in der Bubbling Wellroad. Jetzt fiel es mir ein, und gleichzeitig wußte ich auch, wer Miß Harrison war. In den ersten beiden Jahren, die ich in Schanghai weilte, hatte ich viel im Hause von Mitchell, der Vertreter der Standard Oil Company war, verkehrt. Die Gesellschafterin, die jetzt neben mir stand, war mir wohl als ein flottes, frisches Mädel aufgefallen, sonderlich beachtet hatte ich sie aber nicht. Die war es also. „Einen lieben Bekannten" hatte sie mich genannt? Ganz warm wurde mir, als mein Blick auf sie fiel, wie sie frisch und natürlich drauflos plauderte. Ich mußte an mich halten, um mich nicht gegen alles Schön

Digitized by Google

Turko mit Zigarette.

Gemälde von Professor G. Schöbel

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

und Gute, das sie an mir entdeckt hatte, zu verwahren. Weil ich ihr nicht die üblichen dummen Schmeicheleien gesagt hatte, wie sie es wohl von anderen gewohnt war, stand ich in ihren Augen als so etwas wie das Muster eines Ideal-Mannes da. Eines nur konnte sie sich anscheinend nicht zusammenreimen: meinen Stand. Ich bemerkte, wie sie manchmal mitten im Erzählen stockte, und wie dann ihre Augen erstaunt und wie ratlos über mich hinglitten. Sie war aber wohl zu höflich, um mich geradeheraus zu fragen, und ich hatte genügend zu tun mit dem Gedanken, wie ich mich mit heiler Haut aus der Angelegenheit ziehen sollte.

Es war schon reichlich spät geworden, als wir uns trennten und unter Deck gingen. Am nächsten Morgen lag ich wieder in meinem Langstuhl. Mein Buch hatte ich zwar mit mir; ich kam aber gar nicht in die Notwendigkeit, es aufzuschlagen. Eine halbe Stunde war vergangen, als

Winter in der Elbniederung. Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

leichte Schritte heranklangen: Miß Harrison erschien frisch und blank, wie der junge Morgen, der über der See lag.

„Morning, Mister Mac Callem!"

Wie selbstverständlich schob sie ihren Stuhl heran und nahm neben mir Platz. Es war eine Freude, mit diesem Prachtmädel plaudern zu können und sie sprechen zu hören. Ihre Familie war wohl nicht übermäßig begütert, wie ich aus ihren Erzählungen entnahm. Das störte sie aber durchaus nicht. Seit sechs Jahren verdiente sie sich ihr Brot. Dabei hatte sie so vernünftige, gesunde Ansichten, wie ich sie bei Engländerinnen der „Society" selten gefunden hatte.

Wir sprachen natürlich auch über den Krieg. Selbstverständlich mußten und würden wir — sie meinte England — siegen, aber sie hatte tiefes Mitleid und Bewunderung für die Deutschen. Nein, es war keine gute Sache: die ganze Welt gegen einen. Und doch seien die Germans

feine Leute. Kannte sie doch eine ganze Reihe deutscher Familien in Schanghai, mit denen sie immer gern verkehrte. Schade um die! . . .

Ich pflichtete ihr bei. Nicht zu eifrig, um nicht Verdacht zu erwecken, verstand manchmal gar nicht, was sie eigentlich redete, ließ nur ihre Stimme auf mich wirken. Wie sie eifrig Partei nahm für uns, das liebe Mädel! Ganz erregt sah sie aus, als sie sich, wie unwillig, mit der festen und doch kleinen Hand eine Locke hochstrich, die ihr in das erregte Gesicht geglitten war. War es denn ein Wunder, wenn ich zu träumen begann? Wenn ich diesen prächtigen kleinen Kerl neben mir mit anderen Augen anzusehen anfing? Freilich, sie war Engländerin, ich Deutscher. Aber durfte ich deshalb nicht für sie empfinden, was ich für ein deutsches Mädel gefühlt hätte! Der Krieg tobte zwischen unseren Nationen, und ich zog heim, gegen ihre Brüder zu kämpfen. Durfte ich sie, die doch sicherlich schuldlos war, darum nicht lieben?

Unwillig über mich selbst, suchte ich mit Gewalt an anderes zu denken. Aber . . . je mehr ich dagegen arbeitete, desto fruchtloser war es. Eines stand für mich fest: Miß Violet mißfiel mir durchaus nicht, und ein Scheusal schien ich in ihren Augen wohl auch nicht zu sein. Sonst hätte sie es in der nächsten Zeit wohl vorgezogen, eine andere als meine Gesellschaft zu suchen. Der Missionar . . .

Ob ich ihr die Wahrheit gestand? Verraten würde sie mich sicher nicht. Eine Zeitlang schwankte ich, dann aber schwieg ich dennoch. Das hätte nur einen Mißton in unseren so reizenden, harmlosen Verkehr gebracht. . . . Hm, unwillkürlich sagte ich mir: Mensch, Junge, mach' dir doch nichts vor, so ganz harmlos sind die Gefühle, die du für dieses Mädel empfindest, nicht.

Wie im Fluge verging die Zeit. Am vierten Tage

Digitized by Google

unserer Abfahrt von Schanghai liefen wir mittags in Hongkong ein. Ladung wurde übernommen, neue Passagiere kamen an Bord. Ein französischer Missionar war darunter, der aus Kwantung kam und nach Frankreich wollte. Sein Blick schien für mich Interesse verraten zu wollen; ich hüllte mich aber in meinen britischen Dünkel, erwiderte seinen Gruß sehr kühl und vertiefte mich in mein Buch.

Spät abends gingen wir aufs neue in See. Wieder lagen Miß Violet und ich in unseren Stühlen an Deck und blickten in die stille Nacht hinaus, wo in der Ferne die Scheinwerfer der Wachtschiffe vor der Einfahrt durch das Dunkel huschten.

Sechstes Kapitel.

Wie ein Alp lag es seit mehreren Stunden über der „Mongolia". Kurz vor dem Frühstück war der Funkentelegraphist zum Kapitän auf die Brücke gelaufen. Er mußte Funksprüche aufgefangen haben, die ihn gänzlich aus dem Gleichgewicht brachten. Dann waren sämtliche Schiffsoffiziere auf die Brücke geholt worden. Sie blieben eine geraume Weile oben; denn das Essen war schon zur Hälfte beendet, als der Zweite Offizier seinen Platz an unserem Tische einnahm.

Es war unbedingt etwas passiert, denn man merkte es ihm an, wie er sich zwang, äußerlich wenigstens ruhig zu erscheinen. Von allen Seiten wurde er mit Fragen bestürmt. Mit einem Schlage hatte sich aller Passagiere große Nervosität bemächtigt. Die tollsten Gerüchte schwirrten umher, und das verlegene Lächeln des Offiziers und sein Achselzucken trugen nicht dazu bei, die Spannung zu verringern.

Sofort nach dem Essen tönte das Signal der Schiffsglocke „Alle an den Booten antreten" durch das Schiff. Es wurde beängstigend. Die Leute, die gewohnt waren, ihren Mittagschlaf zu halten und mit Unbequemlichkeiten erst von Port Said an gerechnet hatten, stürzten an die ihnen zugewiesenen Plätze. Wer das Wort aufgebracht hatte, war nicht festzustellen, wie ein Lauffeuer aber verbreitete es sich durch das ganze Schiff: „Deutsche U-Boote!" Vergebens versuchten einige Besonnene den Leuten klarzumachen, daß deutsche Unterseeboote bis hierher gar nicht kommen könnten. Umsonst. Die Erregung stieg von Minute zu Minute. Aufgeregte Hände deuteten auf die sonnenglitzernde Wasserfläche hinaus; der und jener wollte bereits ein Sehrohr wahrgenommen haben. Dieser Zustand dauerte so lange, bis endlich der Kapitän mit dem Ersten Offizier erschien und erklärte, Grund zur Beunruhigung wäre durchaus nicht vorhanden. Die britische Admiralität hätte bloß Anweisung gegeben, sofort Bootsmanöver zu üben; in Singapore würde sich die Hafenbehörde davon überzeugen, daß alles klappe. Es sei lediglich eine Vorsichtsmaßnahme. Der Erfolg war denn auch, daß die Angst allmählich wich. Dafür setzte jetzt wildes Schimpfen auf die „Hunnen" ein, die einen nicht einmal hier im fernen Osten in Frieden ließen und um den wohlverdienten Nachmittagsschlaf brachten.

Sofort verteilte sich alles wieder. Noch am Abend aber drehte sich das Gespräch um die Missetaten der deutschen U-Boote, von denen mehrere Passagiere grausige Geschichten zu erzählen wußten.

Für mich stand fest, daß der Kapitän keinesfalls die Wahrheit gesprochen hatte. Es mußte etwas geschehen oder im Anzuge sein, das für die englische Schiffahrt hier eine schwere Gefahr bedeutete. Bezeichnend war, daß sich keiner der Offiziere an Deck sehen ließ, wo sie doch sonst oft genug erschienen waren, um sich mit den Passagieren zu unterhalten. Außerdem deutete der lebhafte FT-Verkehr darauf hin, daß noch immer etwas in der Luft lag.

Von den Offizieren konnte ich natürlich nichts erfahren, die hatten sicher strengen Befehl, zu schweigen. Der FT-Mann aber würde erst recht nichts sagen. Vielleicht glückte es mir, in die Nähe des Funkenraumes zu gelangen. Dann war es mir ein leichtes, die Morsezeichen abzuhören.

Wollte ich nicht Verdacht erregen, durfte ich mich allein nicht längere Zeit vor der Tür des Raumes, die der Hitze wegen offen stand, aufhalten. Hier konnte mir aber Miß Violet helfen, die gerne bereit war, nach dem Abendessen mit mir einen Rundgang durch das Schiff zu unternehmen, ohne jedoch zu ahnen, welchen Zweck ich damit verfolgte.

Ein Vorwand, in der Nähe des Raumes stehenzubleiben, war bald gefunden. Deutlich vernahm ich jedes einzelne Zeichen: Der FT-Telegraphist hatte die Hörer umgeschnallt, schrieb emsig, gab Zeichen „Verstanden" und nahm weiter auf. Es war gar nicht so einfach, den Erzählungen von Miß Harrison zu lauschen, um sie nicht aufmerksam zu machen, hier und da ein Wort einzuwerfen und dabei gleichzeitig die Morsezeichen zusammenzustellen. Ein Glück war's, daß der FT-Mann nur wenig gewandt war und stets geraumer Zeit zum Abhören und Geben benötigte. Die Viertelstunde, die ich mich vor der FT-Kammer aufhielt, lüftete mir bald das Geheimnis: Ein deutscher Hilfskreuzer war in der Nähe von Ceylon aufgetaucht, mehrere Schiffe waren ihm zum Opfer gefallen. Gestern abend war es japanischen Zerstörern geglückt, ihn im Golf von Bengalen zu entdecken, leider aber war er in der Dunkelheit entkommen. Von allen Stationen kamen die Warnungen, guten Ausguck zu halten und mit größter Beschleunigung den nächsten Hafen anzulaufen.

Es fiel mir schwer, die Freude, die ich empfand, zu verbergen. Herr Gott, wäre das ein Glück gewesen, wenn wir erwischt worden wären. Mein Blick streifte Miß Violet, die neben mir stand. Wie ein leises Bedauern stahl es sich in meine Hoffnung. Das hieße ja Trennung für uns beide. Ob es ihr wohl so tief ging wie mir? Sie mußte den Blick aufgefangen haben, mit dem ich sie umfing, denn sie verstummte. Liebe, kleine Violet, wenn du wüßtest, was mich im Augenblick bewegt. Ganz war ihr meine Aufregung wohl nicht entgangen. Fragend sah sie mich einen Augenblick an, deutlich bemerkte ich, wie ihr Gesicht sich unter dem aufsteigenden Blute färbte. Dann gingen wir beide still weiter nach dem Achterschiff. Die Unterhaltung wollte nicht mehr recht in Fluß kommen. Uns beiden war der Zwang anzumerken, das Gespräch in gleichgültige Bahnen zu lenken. Eine Weile starrten wir gedankenverloren in das sprudelnde und quirlende Heckwasser, dann gingen wir für heute auseinander.

Lange noch lag ich in meinem Stuhle und blickte in die Nacht hinaus. Schwarz und dunkel lag sie um uns, wie meine Zukunft. Was würden mir die nächsten Wochen bringen? Würde ich heil nach England kommen, was würde ich dort erleben? Mein Vater saß sicher mit vielen anderen tausend Deutschen in irgendeinem Internierungslager. Wie würde ich ihn finden? Durfte ich ihn überhaupt, wollte ich meine Pläne nicht selbst durchkreuzen, aufsuchen? Und meine Mutter? Sie war als geborene Engländerin wahrscheinlich unbehelligt geblieben, saß nun allein in ihrem Hause in Leith und grämte sich um ihren Mann, dem sie nicht helfen konnte, und verzehrte sich in Sorge um ihren einzigen Sohn, von dem sie seit Monaten schon keine Nachricht hatte. Und zu alledem kam noch der Gedanke an Violet. Durfte ich sie denn überhaupt an mich ketten, durfte ich ihr von dem sprechen, was mich seit Tagen schon erfüllte? Stundenlang vernahm ich noch in meiner Kammer das gleichmäßige Mahlen der Schrauben, bevor ich einschlief. — — —

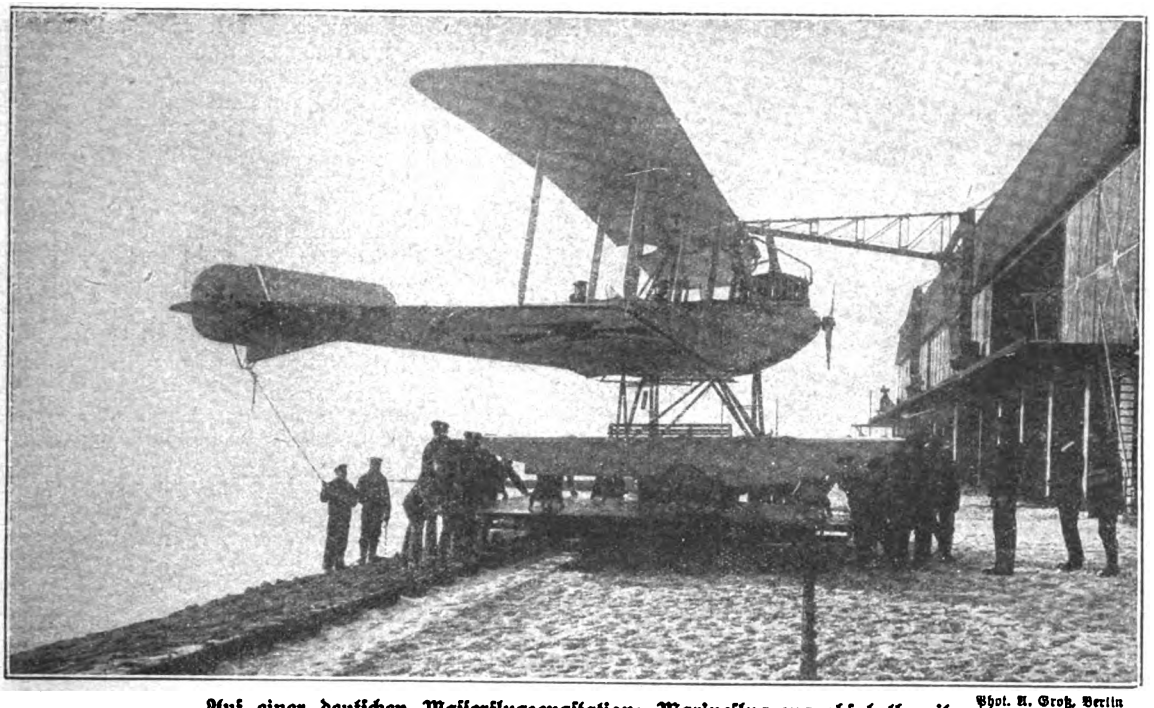
Haushoch jagte der Südwestmonsun die See an dem riesigen Wellenbrecher von Colombo empor, als die „Mongolia", die vor fünf Tagen Singapore verlassen hatte, durch die Einfahrt in den Hafen lief. Die letzten Tage hatten nichts Besonderes gebracht. Meine anfängliche Hoffnung, wir würden schließlich von dem deutschen Hilfskreuzer, der

Digitized by Google

hier herumspuken sollte, aufgebracht werden, hatte sich leider nicht erfüllt. Ganz einfach wäre das auch nicht gegangen, da uns der englische Hilfskreuzer „Empreß of Japan" von Singapore ab durch die Malakkastraße das Geleit gab.

Vierundzwanzig Stunden sollte unser Aufenthalt in Colombo dauern. Sofort nach dem Frühstück stiegen Miß Violet und ich in das kleine, flinke Dampfboot der P&O-Linie. Nach einigen Minuten legte das Fahrzeug an der riesigen, überdachten Mole an, und wir betraten gemeinsam das Land. Während ein großer Teil der übrigen Passagiere nach Kandy, dem reizvollsten Punkte der Insel, fahren und dort übernachten wollte, beabsichtigten wir beide, uns einen Wagen zu nehmen, um den etwa zehn Kilometer entfernt am Meere gelegenen Mount Lavinia, einen der beliebtesten Ausflugsorte, zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)



Auf einer deutschen Wasserflugzeugstation: Marineflugzeug abfahrtbereit. Phot. A. Groß, Berlin

Krieg und Luxus.

Von Victor Ottmann.

Wenn die Sittenschilderer der Zukunft dereinst, durch keine jetzt noch notwendige Rücksichtnahme beengt, gewisse Nebenerscheinungen unserer Zeit kritisch oder satirisch behandeln werden, dann wird ihnen das Thema der Preisbewegungen auf dem Kunst- und Luxusmarkt während des Krieges ergiebigen Stoff zu Betrachtungen bieten. Man sehe sich nur einmal den Anzeigenteil einer beliebigen großen Tageszeitung genauer an. Fast in jeder Nummer finden sich Hunderte von Nachfragen nach Herrschaftssitzen, Villen, Perserteppichen, Pelzen, Juwelen, Kunstwerken, Antiquitäten, kostbaren Büchern und anderen Dingen, die wohl sehr schön und begehrenswert, aber, wie man meinen sollte, in einer so harten Zeit doch eigentlich nicht unbedingt notwendig sind. Aus den Kreisen des Luxuswarenhandels ertönen bewegliche Klagen über Warenknappheit; man könnte noch viel, viel mehr verkaufen, denn an Liebhabern für alles, was Qualität hat, fehlt es keineswegs, ja, noch nie zuvor hat eine so lebhafte Nachfrage, eine so unbedenkliche Neigung zum Geldausgeben geherrscht.

In den Kunstauktionshäusern ist das goldene Zeitalter hereingebrochen, da werden für die den Markt beherrschenden Meister der Vergangenheit und Gegenwart freudigen Herzens nicht nur hohe und höchste, sondern geradezu irrsinnige Preise gezahlt. Angesichts solcher Verhältnisse will es fast scheinen, als ob die nichtkämpfende Menschheit der Gegenwart in zwei Hälften zerfällt: in die eine, die noch irgendetwas Verlockendes besitzt und sich davon trennen will oder muß, und in die andere, die mit Sehnsuchtsschreien und wilden Gebärden die Hand danach ausstreckt und ohne Bedenken hohe und, wenn's sein muß, phantastische Preise dafür zu zahlen gewillt ist. Man mag sich zu diesem Schauspiel als stiller Beobachter stellen, wie man will, mag es belächeln, den Kopf darüber schütteln, sich entrüsten — das ist Sache des Temperaments und der bestimmten persönlichen Einstellung zur Umwelt; immerhin lohnt es sich schon, den Zusammenhängen der so widerspruchsvollen Erscheinung des Luxusbedürfnisses im Kriege ein wenig nachzuspüren und nach ihrer Erklärung zu suchen.

Wir sind heute im allgemeinen an hohe Preise gewöhnt, haben uns daran gewöhnen müssen und zucken kaum noch mit der Wimper, wenn uns für des Leibes Nahrung und Notdurft das Mehrfache dessen abverlangt wird, was wir in normalen Zeiten auszugeben gewohnt waren. Wir sind ohne Zweifel auch alle, selbst die Genauesten unter uns, in diesen drei Jahren viel entschlossener und großzügiger im Geldausgeben geworden. Aber das gilt für die große Mehrheit von uns doch nur im Hinblick auf solche Dinge, die wir zur Führung des Daseins, zur unbedingt erforderlichen Bewahrung eines gewissen Maßes von Arbeitskraft, Unternehmungsgeist und Behagen dringend brauchen, also hauptsächlich für genügende Nahrung. Wir überlegen es uns schon sehr, sehr reiflich, wenn die Frage der Anschaffung eines neuen Kleidungsstückes auftaucht, und kommen meistens zu dem Entschluß, den eigentlich schon unmöglich gewordenen Anzug „einstweilen" noch ruhig weiterzutragen, weil ein neuer zuviel kostet und weil es unter so ungewöhnlichen Verhältnissen auch wahrlich nicht auf den Glanz der äußeren Hülle ankommt. Gerade der gebildete Mittelstand, der ja größtenteils zu den Festbesoldeten gehört und deshalb durch Zeiten der Hochkonjunktur immer nur ungünstig beeinflußt wird, muß sich jetzt bis zum äußersten einschränken, sich jeden bescheidenen Luxus versagen. Alles verschlingt die Kriegsküche, wie mager sie auch bestellt ist. Der gebildete Mittelstand, das darf man zu seiner Ehre wohl feststellen, fügt sich ins Unvermeidliche, ohne viel Aufhebens davon zu machen und ohne überlaut zu murren; denn zu seinen besten Eigenschaften gehört die Selbstzucht, die opferwillige Einordnung ins große Ganze.

In seltsamem Gegensatz dazu steht die ganz außerordentlich gesteigerte Kauflust weiter Gesellschaftskreise, eine Kauflust, die sich nicht etwa lediglich, was ja am ehesten verständlich wäre, auf Dinge des Lebensunterhaltes und der Kostverbesserung, also auf gehamsterte Schinken, Speckseiten und dergleichen richtet, sondern auf Gegenstände des Luxus. Vor Weihnachten hatten zahlreiche Luxusgeschäfte der Großstädte so gut wie völlig ausverkauft, und das lag keineswegs allein an der Warenknappheit, sondern in erster Linie an der überraschend lebhaften Kauflust. Wer sind denn nun die Glücklichen, denen heute das Geld so leicht durch die Finger rinnt? Im großen Publikum verweist man bei dieser Frage immer gern auf die Kriegsverdiener; man versteht darunter Leute, die aus den Bitternissen der Zeit Honig zu saugen wußten und es durch glückliche, vielleicht nicht durchweg einwandfreie Geschäfte im Handumdrehen zu großem Vermögen gebracht

Digitized by Google

haben. Aber diese Vorstellung vom Kriegsgewinner ist entschieden zu einseitig, zu wenig erschöpfend. Man denkt dabei immer an eine verhältnismäßig kleine Gruppe von ungewöhnlich großen Verdienern. Das trifft nicht das Wesen der Sache. Diese großen Verdiener gibt es freilich, daneben aber — und das ist in sozialer Hinsicht eigentlich viel wichtiger — gibt es eine außerordentlich umfangreiche Klasse von kleinen Kriegsgewinnern. Unendlich viel Angehörige der verschiedensten Erwerbskreise in Stadt und Land, die Arbeiterschaft nicht ausgenommen, erfreuen sich heute eines Einkommens, das ein Mehrfaches ihrer normalen Bezüge beträgt, und das selbst trotz der ungewöhnlich gesteigerten Kosten der Lebensführung noch reichliche Überschüsse gewährt. Die einen legen den Überschuß weise und still zur Seite, als Sparpfennig für spätere, minder ergiebige Zeiten. Das starke Anwachsen der Einlagen bei den Sparkassen sowie die gewaltigen Zeichnungen von Kriegsanleihe durch kleine Zeichner bekunden in beredter Weise, wie gut verdient und wie fleißig gespart wird. Die andern aber, und das sind ebenfalls sehr, sehr viele, lassen den Gewinn leicht durch die Finger rollen und suchen sich Genüsse zu verschaffen, die für die meisten von ihnen noch den Reiz der Neuheit haben. Man kann diese neue Gesellschaftsklasse von kleinen Kriegsverdienern überall treffen und studieren, wo in dem heute so beschränkten Rahmen der öffentlichen Lustbarkeit irgend etwas geboten wird: in den großen Restaurants, auf den Rennplätzen, im Theater usw., und jeder Geschäftsmann weiß davon zu erzählen, wie gern und willig gerade diese Leute, ohne lange nach dem Preise zu fragen, allerlei Luxuswaren und entbehrliche Dinge kaufen.

Als der Krieg begann, da hatten die Dinge ein ganz anderes Gesicht. Unter dem ersten starken Eindruck der mit einem Schlage so gänzlich veränderten Weltlage und angesichts einer ungewissen Zukunft machte sich überall starke Zurückhaltung geltend. Ganz besonders traf das für den Kunst- und Luxusmarkt zu und für alles, was damit zusammenhängt. In den einschlägigen Geschäftskreisen war man recht pessimistisch gestimmt. Mit gutem Grund; war doch die ausländische Kundschaft, die auf dem deutschen Kunst- und Luxusmarkt eine so wichtige Rolle spielte, durch den Ausbruch der Feindseligkeiten plötzlich ausgeschaltet, Guthaben im feindlichen Ausland konnten nicht mehr eingezogen werden, alle internationalen Verbindungen waren abgebrochen. Manchen Kunst- und Antiquitätenhändler, manchen Juwelier und Luxuswarenerzeuger überkam es in jenen Spätsommertagen des Jahres 1914 mit Bangen; mancher Sammler erwog da ernsthaft die Frage, ob es nicht ratsam wäre, sich so schnell wie möglich, ehe noch ein katastrophaler Preissturz erfolgte, von seinen Schätzen zu trennen. Denn wer würde noch, so dachte man damals, in den zu erwartenden schweren Zeiten Sinn und Geld für irgend etwas mit Ausnahme des unbedingt Notwendigen haben? Aber es kam, wie in der Folgezeit noch oft, ganz anders, als man sich das vorgestellt hatte. Die flaue Stimmung dauerte nicht lange. Die erwarteten Angstverkäufe blieben aus. Die Besitzer von Gemäldegalerien, Kunstgegenständen, wertvollen Bibliotheken usw., alle die großen und kleinen Sammler dachten bald gar nicht mehr daran, ihre Sammlungen aufzulösen; im Gegenteil, sie hielten zäh daran fest und begannen sich kauflustiger als je zu zeigen, und da ihrer verstärkten Nachfrage auf seiten der Händler wegen der fehlenden Zufuhr nur ein immer knapper werdendes Angebot gegenüberstand, gingen die Preise nach dem bekannten ökonomischen Gesetz rasch in die Höhe.

Am auffälligsten machte sich diese Aufwärtsbewegung bei den hochwertigsten Gegenständen des Kunstmarktes bemerkbar, den Gemälden großer Meister. „Groß" im Sinne des Kunsthandels, der natürlich von materiellen Erwägungen beherrscht wird und dessen Einschätzungen der Kunst sich mit den rein ästhetischen Werturteilen keineswegs immer decken. Die auf den tonangebenden Berliner Gemäldeauktionen während des Krieges erzielten Umsätze übertrafen die kühnsten Erwartungen und grenzten ans Fabelhafte. So brachte zum Beispiel vor kurzem die Versteigerung der v. Kaufmannschen Gemäldegalerie 12 Millionen Mark ein, d. h. mehr als das Doppelte des Schätzungspreises. Damit wurde eine Rekordziffer erreicht, die bisher von keiner anderen Kunstauktion der Welt aufgewiesen werden konnte. Die außerordentliche Preissteigerung geschätzter Gemälde kommt nicht etwa nur den Werken alter klassischer Kunst zugute, sondern auch jenen modernen Meistern, die sich, wie Trübner, Liebermann, Leibl u. a., bei den Sammlern zurzeit besonders hoher Gunst erfreuen. Man hat kleinere Gemälde lebender Maler, darunter solche von nicht einmal erstem Range, mit 80 000 Mark und mehr bezahlt. Die materielle Überschätzung von Kunstwerken nimmt derartige Formen an, daß hervorragende Kenner nur den Kopf schütteln und unverblümt von „Irrsinnspreisen" sprechen. Nicht nur Gemälde, auch Antiquitäten und Luxusmöbel erzielen auf Versteigerungen Preise, die in keinem vernünftigen Verhältnis mehr zu ihrem inneren Werte stehen. So brachte, um nur zwei Beispiele anzuführen, ein alter Nürnberger Steinkrug auf einer Versteigerung kürzlich 41 000 Mark, während ein alte Signalpfeife aus verziertem Silber, die vor etwa zehn Jahren für 500 Mark verkauft worden war, die Kleinigkeit von 60 000 Mark erzielte. Liest der Laie von solchen Preisen, so fragt er verwundert, was für Leute das wohl sind, die in dieser schweren Zeit so sorglos ungeheure Summen für die Befriedigung ihrer Sammlerneigungen opfern. Und er rät gewöhnlich auf die berühmten Kriegsverdiener. Aber das stimmt nicht, soweit hochwertige Kunstsachen in Frage kommen. Der Kriegsverdiener, zumeist ein Mann von eben nicht allzu feiner Bildung und ohne ästhetische Bedürfnisse, beschränkt sich auf solche Dinge, die festen Marktwert haben, leicht abzuschätzen und leicht wieder umzusetzen sind, wie z. B. Juwelen, und wenn er seine neueingerichtete, natürlich hochherrschaftliche Wohnung durchaus mit Bildern schmücken will, so läßt er sich in Ermangelung eines selbständigen Urteils „Kitsch" aufschwatzen, d. h. oberflächliche, dem Geschmack der großen Masse zusagende Pseudokunst. Nein, die Käufer hochwertiger Kunstgegenstände sind, abgesehen von den Museen, fast ausschließlich altbekannte Sammler. Vieles geht ins neutrale Ausland, das wegen des Tiefstandes des deutschen Wechselkurses zur Zeit bei uns sehr billig kauft; vieles bleibt aber auch im Lande und dient zum Beweis, wie außerordentlich viel Geld gerade zur Kriegszeit bei uns vorhanden ist und mit welcher unbesorgten Leichtigkeit es ausgegeben wird.

Die von der Zeit und ihren überraschenden Konstellationen geschaffenen Kreise des neuen Wohlstandes bekommt man hauptsächlich bei jenen kleineren Auktionen zu sehen, bei denen die eigentlichen Luxuswaren, wie Prunkmöbel, orientalische Teppiche, Seidenstoffe, echte und falsche Antiquitäten, Kleinkunstgegenstände, Pelzwerk und dergleichen, des Höchstgebotes harren. Es ist sehr bezeichnend, in welcher Weise diese großstädtischen Versteigerungen in den letzten Jahren ihr Antlitz verändert haben. Früher begegnete man dort nur den engeren Fachkreisen, der Stammkundschaft von Händlern und Sammlern. Es ging da intim und gemütlich zu, einer kannte den andern, jeder wußte, was er wollte und wie weit er sein Gebot treiben durfte. Heute gehört es für die lebenslustige Welt zum guten Ton, Auktionen zu besuchen und sich durch lebhafte Teilnahme bemerkbar zu machen. Bei manchen Veranstaltungen dieser Art, sogar bei Bücherauktionen, besteht das Publikum zu drei Vierteln aus eleganten Damen, die zufällig nichts anderes zu tun haben. Und da in einem derartig zusammengesetzten Publikum Fachkenntnisse nicht eben häufig anzutreffen sind, gibt es beim Steigern seltsame Unsicherheiten, Überraschungen und Sensationen. Die hitzigen Neulinge überbieten sich ohne dringende Veranlassung gegenseitig und treiben die Preise oft zu lächerlicher Höhe. Besonders die Damenwelt leistet in dieser Hinsicht Erstaunliches. Da ist es denn kein Wunder, wenn der schmunzelnde Auktionsleiter wahre Rekordziffern verkünden kann. Daß diese Sucht, recht teuer einzukaufen, nur weil man zuviel Geld hat und sich wichtig machen will, in volkswirtschaftlicher Hinsicht sehr bedenklich ist, indem sie nämlich Phantasiepreise schafft, die der Handel dann natürlich gern für Normalpreise ausgibt, das sei hier nur beiläufig erwähnt. Diese Jagd nach Luxuswaren hat es schon dahin gebracht, daß manche Waren, wie z. B. echte Teppiche, mit dem Vielfachen ihres vernünftigen Handelswertes bezahlt werden. Selbstverständlich können sich solche künstlich in die Höhe geschraubten Preise nur eine Zeitlang behaupten; der Friede, der doch einmal kommen muß, wird da bald für gründliche Korrekturen sorgen.

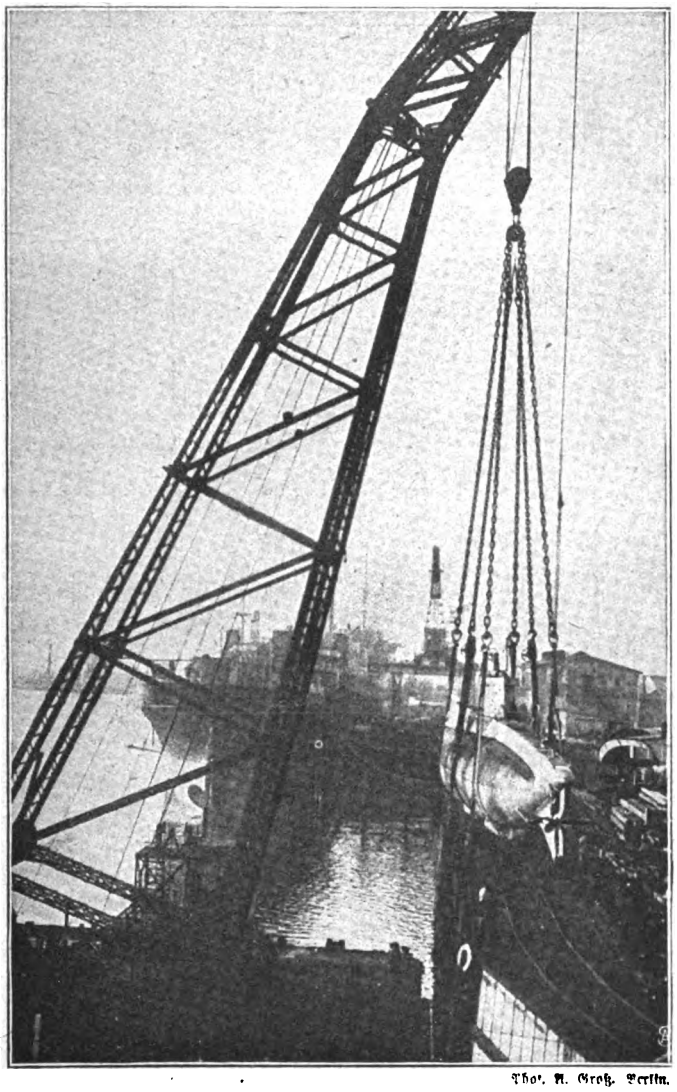
Es wäre ein Irrtum, diese Erscheinungen, den Hang zum Luxus, die Sucht nach überflüssigen Ausgaben, für eine bedauerliche Spezialität unserer Kriegszeit zu halten. Ähnliche Zustände sind früher zu allen Zeiten katastrophaler Erschütterungen des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens beobachtet und beklagt worden; sie bilden nur eine Nebenerscheinung der allgemeinen, bisweilen einer Psychose nicht unähnlichen abnormen Gemütsverfassung. Und ebenso falsch wäre es, die Schuldigen nur in einer bestimmten Gesellschaftsschicht, in der sonst verlästerten „Bourgeoisie" zu suchen. Ach nein, auch in den unteren Kreisen gibt man dem Hang zum Luxus, zum Überflüssigen genau so gern nach, sobald die Verhältnisse es gestatten. Davon können wir uns heute in der Großstadt täglich überzeugen. Luxus ist eben ein durchaus relativer Begriff, und gesündigt wird in dieser Hinsicht unten genau so wie oben.

Digitized by Google

Elektrische Raumheizung.

Von K. E. Blümchen.

Die von den zuständigen Behörden den Haushaltungen, Bureau- und Geschäftsräumen für diesen Winter zur Verfügung gestellten Kohlenmengen sind im allgemeinen derart niedrig bemessen, daß weitestgehende Einschränkungen im Hausbrand notwendig erscheinen, um mit dem zugewiesenen Quantum auszukommen. Mehr denn je werden daher die sonstigen Heizmittel wie Holz, Torf, Gas und Elektrizität herangezogen. Während die Holz- und Torfheizung in der Hauptsache auf dem Lande zur Anwendung gelangt, ging man in den Städten mit Eintritt der Kohlenknappheit zur vermehrten Inanspruchnahme künstlicher Wärmewirkungen über. Unter ihnen erfreut sich nicht zum wenigsten der in Wärme umgesetzte elektrische Strom im Haushalt wie im Gewerbe eines regen Zuspruchs. Wohl hatte sich die Elektrizität in ihrer Anwendungsmöglichkeit zu Heizzwecken schon im Frieden, besonders in der Industrie, in allen den Fällen, wo auf genaueste Wärmeregulierung oder auf absolute Gefahrlosigkeit Wert gelegt wurde und die Stromkosten weniger in Betracht kamen, ein weites Feld erobert; für den Haushalt galt sie hingegen zwar als eine sehr praktische Einrichtung, im allgemeinen jedoch infolge der beträchtlichen Stromkosten als unwirtschaftlich und nicht durchführbar. Die Kohlennot und der Mangel an sonstigen Brennstoffen haben aber inzwischen zur weiteren Entfaltung dieser in mancherlei Beziehung wertvollen Errungenschaft beigetragen.



Phot. M. Groß, Berlin.

Ein U-Boot wird mittels großen Schwimmkrans ins Wasser gesetzt.

Wenn die Einführung der elektrischen Heizmethode im Hinblick auf die ungeahnt schnelle Verbreitung der Elektrizität als Licht- und Kraftquelle dennoch verhältnismäßig lange gedauert hat, so lag dies nicht allein an der hohen Stromausgabe, sondern mit an der Unvollkommenheit der Apparate, deren Beschaffenheit jedoch von Jahr zu Jahr an Güte zugenommen hat. Die Nutzbarmachung der durch die elektrische Energie hervorgerufenen Wärmeentwickelung zu Heizzwecken begann, nachdem die Erfahrung gelehrt hatte, daß bei Inanspruchnahme der Elektrizität zum Erhitzen von Metallen ein hoher Prozentsatz der erzeugten Energie als Wärme in den Körpern wieder hervortrat. Angestellte Berechnungen ergaben, daß der Wirkungsgrad, das ist das Verhältnis der abgegebenen zur aufgenommenen Wärmemenge, durchschnittlich 80—90 Prozent beträgt und somit durchaus günstig ist.

Bei elektrisch beheizten Kochapparaten besonderer Konstruktion läßt sich sogar ein Wirkungsgrad von etwa 100 Prozent erreichen, während Gasapparate gewöhnlich nur 30—40 Prozent, Kohlenherde nur 5—10 Prozent der erzeugten Wärme abgeben. Um nun eine möglichst hohe Temperatur zu erreichen, wird der elektrische Strom in Drahtspiralen von hohem spezifischen Widerstande der zu erhitzenden Fläche zugeführt, wodurch nach vorausgegangener, einfach zu handhabender Einschaltung eine fast augenblickliche Temperatursteigerung eintritt. Da je nach der Beschaffenheit der Drahtspiralen der sich dem Strom entgegenstellende Widerstand verschieden groß ist, läßt sich durch zweckentsprechende Wahl des Materials unter Beachtung des Querschnittes jede gewünschte Elektrizitätsmenge in Wärme überführen. Der Umwandelungsprozeß geschieht bei der Überwindung des Widerstandes durch den elektrischen Strom. Die von der Elektrotechnik hierzu besonders konstruierten, sogenannten Heizelemente erfahren eine ihrem Zweck entsprechende, ganz verschiedene Gestaltung. Während die elektrischen Kochapparate hauptsächlich zwei Formen, das Patronenelement (z. B. bei Wasser- und Teekesseln) und das flache Mikanitelement (z. B. bei Heiztellern und Plätteisen) aufweisen, besitzen die Heizöfen in der Regel Heizelemente, deren Leiter — ein Material von hohem elektrischen Widerstande, wie Nickel, Stahlnickel, Platin — durch Glimmer, Asbest oder Kieselerde isoliert und von einem Metallmantel eingeschlossen sind. Dem Wärmebedarf gemäß werden mehrere dieser Heizelemente vereinigt und in eigens dazu gebauten Gehäusen untergebracht. Sie können jedoch auch in Kamine einmontiert werden, was die Heizung des Raumes entweder auf elektrischem Wege oder mit Hilfe sonstiger Brennstoffe ermöglicht.

Neben den geschlossenen Elementen finden auch leuchtende Heizkörper zur Erhöhung der Zimmertemperatur vielfach Verwendung. Ihre Eigenart besteht im Gebrauch von Glühlampen mit geringer Leuchtwirkung und großer Heizkraft. Sie lassen sich an jedem beliebigen Ort, sei es mitten im Zimmer, am Schreibtisch oder am Fenstersitz, aufstellen und zeichnen sich, wie die anderen leuchtenden Wärmequellen, Kaminfeuer, Gasöfen usw., durch eine intensive Wärmestrahlung aus. Die Anordnung der Heizkörper bezweckt nicht die Beheizung des gesamten Raumes, sondern die Übertragung der Wärmewirkung auf die sich in der Nähe aufhaltenden Personen. Demzufolge zergliedern sich diese Apparate in der Hauptsache in den Reflektor und in zwei bis vier Glühlampen, die dem Lichtspiegel vorgebaut sind.

Infolge der unerreichten Anpassungsfähigkeit des elektrischen Stromes an jede gewünschte Form entstanden die praktischen, elektrisch beheizten Apparate zu Kochzwecken, wie man auch auf dem Gebiete der Raumheizung bestrebt war, dem Wärmebedürfnis des Menschen durch Ausführung von Spezialkonstruktionen Rechnung zu tragen. So suchte man die Wärmewirkung der Elektrizität für fußkalte Wohnungen in Gestalt elektrischer Fußbänkchen auszunützen, um empfindlichen Personen Gelegenheit zu geben, sich mit Hilfe der an jedem Ort aufstellbaren Fußwärmer gegen die vom Boden aufsteigende Kälte zu schützen. Sie eignen sich daher besonders auch zur Beheizung des Führerstandes bei den im Freien arbeitenden Kranen, Laufbrücken usw. wie auch für Straßenbahnwagen, Kapitänstände, Kanzeln, Kirchenbänke u. a. In den Kirchen und Kapellen stellt sich die „elektrische Befeuerung" nicht teurer als sonstige Brennstoffe, da auf seiten der Elektrizitätswerke, in Anbetracht der fast ausschließlichen Inanspruchnahme der Energie nur an Sonn- und Feiertagen, eine Mehrbelastung der Zentrale kaum erfolgt und somit der Heizstrom zu einem äußerst niedrigen Tarif abgegeben werden darf. Die notwendigen Apparate sind den Fußschemeln in der Ausführung

Digitized by Google

ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß die Heizkörper in Röhrenform in die Bänke eingebaut werden. Eine einfache Regulierung gestattet, nur die Bänke zu erwärmen, die besetzt sind, so daß kein überflüssiger Strom verlorengeht. Die Montage der Heizkörper auf dem Fußboden hat überdies noch den Vorteil, daß sich die Wärme nicht an der Decke ansammelt, sondern sich gleichmäßig im Raume verteilt.

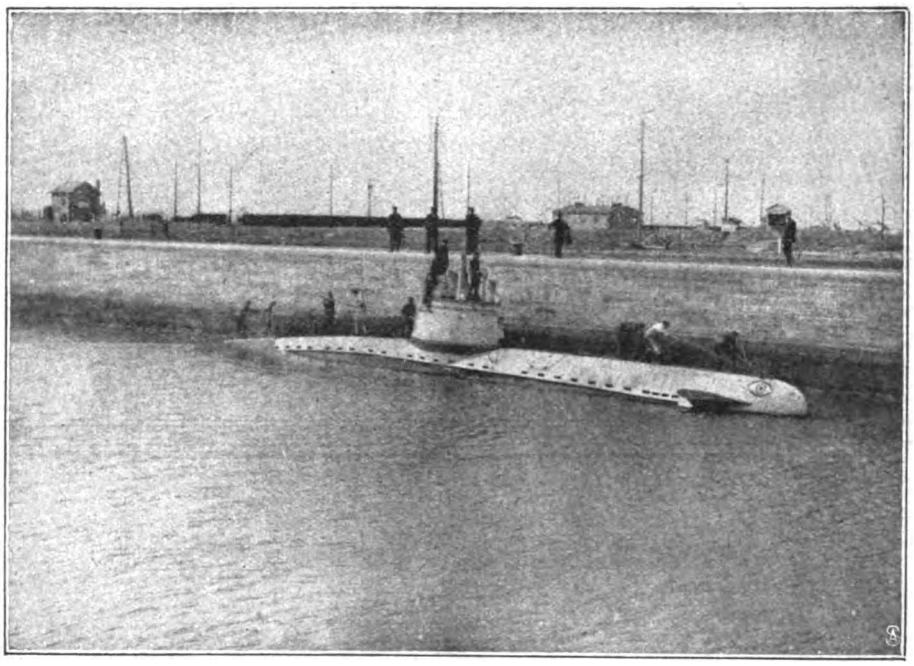
Die in den verschiedensten Konstruktionen kurz „Elektrische Öfen" benannten Heizmittel stellen in hygienischer Beziehung wohl das Idealste auf dem Gebiete des Heizwesens dar. Nachteile, wie sie bei anderen Heizmethoden durch die Entwickelung der Verbrennungs- oder Rauchgase und deren Folgen — die Verschlechterung der Luft und die Erstickungs- und Explosionsgefahr — bekannt sind, kommen nicht in Frage. Zudem sind die große Sauberkeit, die ständige Betriebsbereitschaft und die leichte Wärmeregulierung weitere Vorzüge, welche die vermehrte Ausnützung dieser Einrichtungen erklärlich machen. In der Übergangszeit, im Herbst und Frühjahr, zur Unterstützung der Hauptleitung sowie zur Benutzung in Einzelräumen wie Erkern, Fremdenzimmern, Hausfluren mit keiner sonstigen Heizgelegenheit, vor allem da, wo es auf einen vorübergehenden Gebrauch ankommt, werden die geschilderten Systeme gern angewandt, um so mehr, als die leichte Transportfähigkeit der Öfen die mühelose Aufstellung in jedem Raum unter Voraussetzung vorhandener Anschlußdosen erlaubt.

Wenn auch die elektrische Raumheizung in erster Linie in Berücksichtigung der teueren Stromkosten eine Aushilfsheizung genannt werden muß, so hat sie sich aber doch an solchen Plätzen, wo billige Energiepreise in Anrechnung kommen, auch bei ihrer ausschließlichen Verwendung durchaus bewährt. Man bedient sich in diesen Fällen der Öfen mit Drahtwiderständen in perforierten Messing- oder Eisenblechmantelungen oder für elegante Räume kleinerer, elektrisch beheizter Kachelöfen mit farbig glasierten Majolikaumhüllungen oder Marmorumkleidungen. In blauer, grüner oder weißer Fliesenauslegung mit matten Silbergriffen oder Messinggehängen bilden sie eine schöne Zierde für jeden Salon.

Da die Öfen sowohl für vorübergehende als auch für Dauerheizung in verschiedenen Größen hergestellt werden, ist bei ihrer Anschaffung darauf zu achten, daß der für das zu beheizende Zimmer geeignetste Apparat ausgewählt wird. Erfahrungsgemäß sind, um die Temperatur eines Raumes um 1 Grad Celsius zu erhöhen, etwa 5 Watt pro Kubikmeter nötig. Wenn nun das zu erwärmende Zimmer eine Länge von 5 Meter, eine Breite von 3 Meter und eine Höhe von 4 Meter gleich 60 Kubikmeter Rauminhalt hat, so sind unter Zugrundelegung der vorausgeschickten Angaben für 60 Kubikmeter und 10 Grad Celsius 60 mal 5 mal 10 gleich 3000 Watt zur Beheizung erforderlich. Bei dieser Berechnung sind normale Verhältnisse vorausgesetzt worden. An Hand eines Stromtarifs lassen sich danach die Kosten der Heizung leicht beziffern.

Eine ökonomische Heizung wird jedoch, wie bereits erwähnt, nur dort zu erreichen sein, wo der Strom billig abgegeben werden kann, und dies ist bei allen den Werken der Fall, denen zur Erzeugung der elektrischen Energie Wasserkräfte zur Verfügung stehen, welche die Abgabe der Energie unter sehr günstigen Bedingungen gestatten.

So heizen namentlich recht viele nordamerikanische Betriebe ihre Bureau- und Maschinenräume schon sehr lange auf elektrischem Wege, da die dortigen Elektrowerke im weitesten Maße die reichlich vorhandenen Wasserfälle ausnützen und somit geringe Strompreise fordern können. Auch in Deutschland hat der im letzten Jahrzehnt erfolgte Ausbau elektrischer Überlandzentralen unter Zuhilfenahme bestehender Wasserkräfte zur Ermäßigung der Preise für elektrischen Strom geführt, was für eine umfassende Anwendung sehr vieler praktisch längst erprobter Neuerungen die wichtigste Bedingung ist.



Einkommendes U-Boot in einem flandrischen Hafen. Phot. Berl. Ill.-Ges.

Neuerdings kommt aus der Schweiz die Nachricht, daß dort ein Sanatorium eine elektrisch beheizte Warmwasseranlage für Küche, Wäscherei und Bäder eingerichtet hat und hierzu den akkumulierten Nachtstrom, welchen das Elektrizitätswerk bei der Stillegung der sonstigen Betriebe zur Nachtzeit ganz billig abgibt wendet.

Die Bedeutung dieser großen Errungenschaft liegt einmal in der Entlastung der Werke während des Tages, an denen sonst infolge der gewöhnlich vollauf erreichten Leistungsfähigkeit der Zentralen nur selten größere Mengen Strom zu Wärmezwecken ohne Verstärkung des Netzes abgegeben werden können, zum anderen aber hauptsächlich in der Aufspeicherung des nächtlichen Wärmestromes, um so auf billige Weise Strom für die elektrische Zimmerheizung und für die großen elektrisch erwärmten Kochherde zu erhalten. Sollte es gelingen, die Akkumulierung der Wärme auch in anderen Kraftwerken einzuführen, so wäre in der Elektrifizierung der „Befeuerung" ein großer Schritt vorwärts getan. Während des Krieges dürfte hiermit in Anbetracht der Materialknappheit jedoch wohl nicht mehr zu rechnen sein.

Bei dem Mangel an Brennstoffen ist die weitere Ausnutzung der Elektrizität als Heizmittel nur zu begrüßen. Inwieweit mit Hilfe der elektrischen Energie eine Kohlenersparnis zu erzielen ist, zeigt eine Eingabe der Schweizer Bäckereien, aus der ersichtlich ist, daß die auf 6000 Stück bezifferten Backöfen der Schweiz zu ihrer Heizung einer Kohlenmenge im Werte von 12 bis 15 Millionen Frank bedürfen, die sich bei Abgabe billigen Stromes aus Wasserkraftwerken zum elektrischen Backen sehr gut ersparen ließen. Augenblicklich sind dort bereits zwölf größere elektrisch beheizte Backöfen in Benutzung und eine weitere Anzahl in Ausführung genommen.

Wenn somit anscheinend die elektrische Heizung erst durch den Krieg zur rechten Würdigung gelangte, so darf jedoch nicht übersehen werden, daß auch im Frieden schon die Vorzüge der Elektrizität als Wärmequelle in wirtschaftlichen wie industriellen Betrieben, am wenigsten allerdings im Privathaushalt anerkannt worden sind.

Die Umwandlung der Elektrizität in Wärme ohne Feuererscheinung verschaffte ihr ein Anwendungsgebiet in den chemischen, graphischen, optischen und vielen anderen Industriezweigen, wo sie in Glüh-, Härte-, Trocken- und Schmelzöfen, Waschanstalten und Plättereien, Luftschiff- und Flugzeughallen usw. ein unentbehrliches Hilfsmittel wurde. Der Kohlenmangel hat so manche unrentablen Neuerungen auf dem Heizgebiete hervorgebracht, von denen sich nur wenige bei Wiedereintritt normaler Verhältnisse behaupten werden. Unter ihnen erscheint die elektrische Zimmerheizung infolge ihrer unverkennbaren Vorzüge vor allem dazu berufen, neben den eingeführten Heizmethoden den ersten Platz einzunehmen.

Digitized by Google

№ 7 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zubeziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H.), Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(6. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Je länger die Dunkelheit dauerte, desto schwerer wurde sie, sie schob sich wie ein Körperliches gegen den Menschen heran, der in einer unwillkürlichen Bewegung der Abwehr die Arme vor sich hinstieß, um sie fernzuhalten.

Fürbringer nahm seine kleine Taschenlampe und schaltete sie ein. Die feine Nadel des Lichts spießte sich in dieses Körperliche der Finsternis, daß es zurückzuckte; aber es vermochte sie nicht aufzuhellen. Fürbringer ließ den Schein der winzigen Birne auf den Boden fallen. Der war glatt und eben wie ein Spiegel. Er nahm die Wanderung wieder auf, mehr als je entschlossen, den Weg, den er sich vorgenommen hatte, zu Ende zu gehen. Er spürte seinen kalten Zorn und seine herzliche Verachtung gegen die Gaukler des Morgenlandes gleich guten Kameraden neben sich. Der Gedanke, umzukehren und den Morgen zu erwarten, fuhr ihm durch den Kopf, aber er wies ihn von sich. Er dachte: Ich will doch sehen, wie weit sie's treiben. — Nach hundert Schritten blieb er zum zweiten Male stehen. Er hörte aus dem Klang und Widerhall seiner Füße, daß er sich in einem anderen Raum befand. Dieser Raum mußte sehr hoch sein. Fürbringer hob den Kopf. Über ihm verdämmerte das lastende Schwarz zu einem verschwimmenden tiefen Dunkelblau, wie es ruhige Wasser in den Nächten haben. Vielleicht war das der Himmel, der sich sternenlos über dem Palast der Insel wölbte. — Unwillkürlich, beim Anblick dieses maßlos fernen Himmels, holte Michael Fürbringer schwer schöpfend Atem — und hielt den Atem in der Brust zurück.

Hatte der Raum ein Echo?

Er hatte ein Seufzen gehört, das, langsam und hauchend, in seiner Nähe, doch höher als sein Kopf, begann und tief ausatmend in Lautlosigkeit untersank und verging.

Furbringer wandte den Kopf nach rechts und links, als lauschte er; er wußte, daß er sich selbst mit dieser Geste betrog. Er wollte die Nackenwirbel frei bekommen, denn irgend etwas klammerte sie ein.

„Ist jemand hier?" fragte er halblaut.

Der Klang seiner Stimme war ganz stumpf. Die Worte fielen ihm vom Munde senkrecht zu Boden.

Totenstille antwortete seiner Frage. Doch als er schon den Fuß erhob, um weiterzugehen, ertönte hinter seinem Kopfe das gleiche hauchende Seufzen zum zweiten Male. Er spürte das Wehen eines Atems in seinem Nacken. Etwas wie eine Hand streifte sein Gesicht.

Er riß die Lampe hoch, schaltete sie ein . . .

Auf dem Absatz der Säule hinter ihm hockte ein großer Affe. Die Tieraugen glotzten ihn an. — Er ließ den Schein der Lampe im Kreise wandern und sah, daß er sich am Fuße einer Treppe befand, die

Phot. Verl. Illustr.-Ges.

Jung-Holland auf dem Eise.

Digitized by Google

so ungeheuerlich breit war, daß er weder rechts noch links erkennen konnte, was sie begrenzte.

Auf den Stufen dieser Treppe kauerten die Affen zu Hunderten; sie hingen im Geäst der Säulen, hatten geschlafen und wurden nun wach. Von dem besudelten Marmor der Treppe lösten sich die zu Klumpen geballten Tierleiber, deren fette Scheußlichkeit einem Pfuscher mißraten zu sein schien.

Ohne Eile, in einer herrischen Bedächtigkeit, näherten sie sich dem Menschen, das Licht in seiner Hand anfletschend. Stinkend, frech und heilig, wie sie waren, quollen sie aus der Dunkelheit, zu einem unübersehbaren Heer anschwellend, auf ihn zu.

Fürbringer ging mitten durch sie hindurch auf die Treppe zu. Er erreichte sie und begann sie zu ersteigen. Er sah, daß oben, wo sie endete, eine trübe Helligkeit aufdämmerte, wie von tiefverschleierten, kraftlosen Lampen. Dieser Lichtdämmerung strebte er zu.

Das Heer der Affen folgte ihm nach. Fürbringer hörte das Hinschlürfen ihrer zahllosen, nackten, fetten Füße, die stumpfsinnige Unfehlbarkeit ihrer Sprünge hinter sich dreinziehen gleich dem tonlosen Getöse von Geistern. Sie blieben stets im selben Abstand von seinen Fersen. Wenn er den Schritt verlangsamte, zögerten sie; ging er schneller, wurde ihr Trott zum Laufen.

Wenn ich jetzt zu rennen anfinge, dachte Fürbringer, dann rennen sie auch. Er dachte: ich will nicht rennen.

Er blieb stehen und wandte sich um. Er, der Mensch, fühlte in sich einen rasenden und sinnlosen Haß gegen das Tierpack, das an seinen Schritten klebte.

Er schaltete die Lampe aus und steckte sie in die Tasche. Mit angespannten Muskeln, Kopf und Kinn vorstreckend, die Fäuste geballt, stand er auf halber Treppe, minutenlang, ohne sich zu rühren.

Er hörte, wie seine Verfolger sich zurückzogen. Die Dunkelheit der Tiefe schluckte sie ein. Zuletzt waren sie verschwunden.

Fürbringer richtete sich auf. Er spürte das Hemd an seinem Leibe kleben. Ein plötzlicher Schauder, von dem er nicht wußte, ob er aus Glut oder Frost herkam, schüttelte ihn. Er stieg die Treppe hinauf.

Als er die letzte Stufe erreicht hatte, sah er, daß er auf dem Vorplatz eines Tempels stand. Drei offene Torbogen, durch schöngeschnittene, breite und niedrige Pfeiler miteinander verbunden, führten ins Innere, dessen grenzenlose Tiefe und Höhe in schwimmendem, bläulichgrünem Lichte lag.

Fürbringer trat in den Tempel hinein, als tauche er in leise ziehendes Wasser. Er atmete nicht, er trank die schwere, kühle Luft, die um hundert und aber hundert Säulen floß.

Von jedem Bogen, der zwei Säulen verband, hing eine Ampel nieder, wie aus einem einzigen, riesenhaften Kristall geschnitten. Sie brannten, aber sie leuchteten nicht. Nur die Überzahl ihrer Fülle gab dem Tempel sein unwirkliches Licht.

Und Michael Fürbringer ging in diesem Tempel der asiatischen Gottheiten umher wie ein Mensch auf dem Grunde des Meeres, fast zermalmt von der zugleich strömenden und lastenden Wucht eines fremden Elementes, preisgegeben und gierig nach Wundern, die Heiligkeit der Dinge, die ihm nicht heilig waren, als Feind empfindend und, da er ohne Anbetung vor ihnen stand, selber feindselig angeglotzt.

Im Schein der tausend Ampeln funkelten die Edelsteine an den fetten Gliedern versteinter Scheusale. Elefantenköpfe wuchsen aus Menschenleibern und reckten in der Erstarrtheit einer maßlosen Wut ihre Rüssel zum Himmel auf.

Kali, die Scheußliche, und Durga, die Dämonentöterin, brachen wie aufplatzende Geschwüre aus dem Stein heraus, den das Entsetzen gesprengt zu haben schien.

Und abermals wie Geschwüre einer besessenen, schöpferischen Wut reckten sich zahllos die schwarzen Lingams Schiwas, des Zerstörenden, klaffte der Schoß der gefräßigen Durga; und sie troffen beide von geschmolzener Butter, der reichlichen Opferspende anbetender Frauen.

Der ganze entfesselte Wahnsinn des Steins blähte sich in hemmungsloser Nacktheit, niemals gesättigt, niemals erschöpft, im Augenblick des fürchterlichsten Taumels am eigenen Fluch erstarrt, durch keine Ewigkeit mehr zu erlösen.

Inmitten dieser Gottheiten hatten Zeit und Raum den Sinn verloren. Michael Fürbringer konnte nicht mehr ermessen, wie lange er das grünblaue Licht schon über seinem Kopfe spürte, das ihm allmählich die Schädeldecke zu zermeißeln drohte. Er sah sich um, er gewahrte keinen Eingang, keinen Ausgang mehr. Nichts als Pfeiler, die sich unter fürchterliche Lasten stemmten; nichts als Steinbilder, in denen eine ins Unermeßliche gesteigerte Furcht sich selbst Denkmäler setzte; Fratzen, die nach ihm starrten; das Aufsprühen hingeschütteter Edelsteine; — niedertropfend in unbewegte Luft der Spuk der brennenden, meerfarbenen Kristalle.

Und während der Mensch durch diese Hölle der steingewordenen Furcht hinschritt, den Gang beschleunigend, um ihrer Opfergier, die nach dem Hirn griff, zu entrinnen, schien sie um ihn her aus der Erstarrung aufzuwachen, lebendig zu werden, zu atmen.

Die Augen der Gottheiten rührten sich im Licht; sie funkelten, von Blut unterlaufen, und folgten ihm nach. Schatten reckten sich auf, ungebändigt wachsend. Die grünen Kristalle der Ampeln begannen zu schwanken; sie taumelten hin und her, vom Strom eines Windes gepackt, der wie der Atem Schiwas, des Gottes, durch den Tempel flutete.

Die unerhellte Finsternis der Höhe sprang in verzerrten Gestalten auseinander. Eine unabsehbare Schar von Gespenstern tanzte lautlos um das stumme Stöhnen überlasteter Säulen.

Fürbringer hob die Hand und fuhr sich über die Stirn; sie troff von Schweiß. Seine Augen suchten nach einem Ausweg aus diesem chaotischen Wahnsinn; sie fanden ihn nicht. Er lief planlos geradeaus.

Und plötzlich sah er etwas, vor dessen Anblick er mit vereistem Blute stehenblieb.

Er bückte sich keuchend, starrte das Wesen an.

An einen der Pfeiler gelehnt, mit gekreuzten Armen und untergeschlagenen Beinen, kauerte ein Gerippe, ein Haufe von Knochen, mit braun pergamentner Haut überzogen, ein kahlgeschorener Schädel, ein fleischloses Gesicht, um den Hals eine Kette kleiner, bleicher Totenköpfe.

Aber das Gerippe lebte; unter den fast bloßliegenden Rippen schlug das Herz; in dem Totenkopf über den Totenköpfen schwelten zwei Augen.

Und diese Augen sahen den Mann des Abendlandes an. Sie fraßen sich an seinen Zügen fest, flackten ihn an mit den Brandfackeln des Hasses, mit der wütenden Verachtung des Fanatismus.

Eine Wolke von Gestank brütete über dem Büßenden, dem von der linken Schulter zur rechten Hüfte die weiße Schnur der Brahmanen hing. Der Unrat eines Jahrzehnts schichtete sich um den Heiligen auf, der, mit verrenkten Gliedern auf einem Flecke hockend, zu Ehren irgendeiner gräßlichen Gottheit bei lebendigem Leibe verweste.

Fürbringer wich zurück; er wandte sich nach rechts. Er lief durch einen Wald schwarzragender Lingams, immer geradeaus, fest entschlossen, nicht eher innezuhalten, bis er am Tore der Freiheit angelangt war.

Das grünliche Licht über seinem Kopfe verlor seine Kraft. Die Mauern klafften. Draußen wartete die Nacht.

Mit einem Aufatmen, das ein Stöhnen wurde, ließ sich der Mensch, den die Unterwelt ausgespien hatte, zu Boden fallen. Es tat ihm grenzenlos wohl, auf dem kühlen Marmor des Bodens zu liegen und mit aufgelösten Gliedern

Digitized by Google

Phot. Elvira, München.

König Ludwig III und Königin Marie Therese von Bayern.

Zur goldenen Hochzeit des Herrscherpaares am 20. Februar.

Digitized by Google

und fest geschlossenen Augen, hinter deren Lidern Feuerräder kreisten, sinnlos vor sich hinzustöhnen. Er fühlte mit einer peinigenden Deutlichkeit das Zittern seiner Nerven, deren Fasern losgesponnen schienen. Er war so erschöpft, daß er nicht die Willenskraft aufbringen konnte, sich zu erheben und weiterzugehen.

In diesem Augenblick, da er mit geschlossenen Lidern auf dem Rücken am Boden lag, die Arme von sich gestreckt, mit sehnenlosen Knien, hörte er, aus einer Entfernung von Ewigkeiten, zwischen denen das Meer sich dehnte, die Stimme seiner Frau, die ihn beim Namen rief.

Sie rief ihn ohne Angst, mit einer klaren, sanften Zärtlichkeit, fast zuredend. Und der Mann, der sehr erschöpft in halbem Schlafe lag, hörte dieses Rufen, so wie ein Mensch in der Dämmerung zwischen Schlaf und Wachen das süße Schlagen eines Vogels hört, ohne den Wunsch, die Augen aufzutun, nicht antwortend, nicht denkend. . .

Nur im tiefsten Bewußtsein der Seele hörte er gleichsam sein Herz sprechen: Ja . . . ja . . . du bist in der Welt . . . Die Welt und die Nacht sind angefüllt mit Schrecknissen und Gespenstern des Hirns. Die Zerrüttung der Geister wirbt um neue Sklaven. Aber du bist in der Welt und schickst deine klare Stimme aus, die ihren Weg findet in aller Finsternis, ohne sich jemals zu irren.

Er hörte den Rhythmus seines Herzschlags, der stark und gleichmäßig sein Blut bewegte, er formte Silben, Worte, die, immer wiederkehrend, zum Verse, fast zum Liede wurden . . .

Geliebte Frau . . . geliebte Frau . . .

Und dann, mit einem Ruck, fuhr er in die Höhe, daß er zum Sitzen kam — plötzlich ganz wach, nüchtern, mit zupackenden Gedanken.

Wie kam Irene, seine Frau, hierher?

Wie war es möglich, daß er ihre Stimme hier vernahm, in Eschnapur, dem tiefindischen Lande, im weißen Palast auf der Insel?

Gab es einen Schimmer der Möglichkeit, daß sie sich hier befand? Hatte er in der ersten Nacht doch nicht geträumt, als er die Laute ihres Mundes zu vernehmen glaubte?

Und wenn sie hier war — auf welchem Wege war sie gekommen?

Hatte sie, wie eine gute Hündin, seine Spur gesucht und gefunden und sich die Fahrt hierher ertrotzt, den unerschütterlichen Willen ihrer Liebe gegen die Laune eines asiatischen Machthabers setzend, ihres Sieges von vornherein gewiß?

Oder war etwa auch sie eine Zahl in der Berechnung des Inders gewesen? War sie freiwillig gekommen, gelockt oder gezwungen? War sie eine Gefangene, wie er ein Gefangener war, durch ein Versprechen festgehalten oder durch eine Drohung?

Denn wäre sie Herrin ihrer selbst gewesen — was unter allen Dingen der Welt hätte sie abhalten können, zu ihm zu laufen mit der schönen, wilden und glücklichen Freimütigkeit ihrer Liebe?

Warum rief sie nach ihm in der Nacht und zeigte sich nicht?

Wo war sie —? Wo hielt sie sich versteckt —?

Fürbringer sprang auf, das Taumeln seiner Knie niederzwingend; er rief laut — so laut er konnte: „Irene —! Irene —!"

Aber seine Stimme hatte keinen Klang. Die ungeheure Erregung, die ihn gepackt hatte, würgte ihn an der Kehle, daß sein Rufen zu haschendem Röcheln wurde. Er riß sich das Hemd am Halse auf.

„Irene —!" schrie er mit der vollen Kraft seiner Lungen.

Aber es war, als schrie er gegen ein dickes Tuch vor seinem Munde. Er hörte sich selber nicht, obgleich ihm beim Rufen die Adern an Hals und Schläfen schwollen, als sollten sie gesprengt werden. Nur ein Flüstern kam ihm von den Lippen.

Und doch weckte dieses Flüstern ein vielfaches Echo rundum in der großartigen Einsamkeit und der Erhabenheit der Nacht. Hundert bleiche, große Säulen, die im Kreise standen, schienen an ihm zu erwachen und aufzuhorchen. Und sie raunten einander zu, was sie gehört hatten, daß ein tief seufzendes Flüstern durch ihre Reihen ging: Irene . . . Irene . . . Irene . . .

Fürbringer griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe.

Wo bin ich denn? dachte er. Bin ich verrückt — ?

Er begann zu laufen, blindlings in die blaue Dämmerung hinein, fühlte Stufen unter seinen Füßen, stolperte und fiel.

Er raffte sich auf, zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen; rote Funken tanzten wie toll gewordene Stechmücken vor seinen Augen. Er lief eine Treppe hinab, die unter den Schritten zur Wolke wurde, die nicht standhielt, schwankte und wich.

Er schrie hinter festgeschlossenen Lippen — denn er hatte ein Grausen vor dem Echo: „Irene! Irene!"

Aber sie antwortete ihm nicht.

Er erreichte eine Halle, die wie ein Garten war. Über ihr stand der Himmel breit entrollt. Ein ungewisses, zartes und kühles Licht überhauchte ihn, ohne sich der Erde zu schenken. Vielleicht, daß der junge Mond an der Grenze zwischen Himmel und Erde stand.

Inmitten der Halle war ein Brunnen lebendig. Ein feiner, sehr hoher Wasserstrahl stieg auf zu einer Säule dünn gesponnenen Silbers, das klingend in ein Becken von dunklem Marmor fiel.

Aus feuchtem Erdreich strebten Palmen auf und gaben ihre verzückten, weibischen Wedel dem Dunkel hin gleich Wesen, die sich rückwärtsbeugen und die Arme breiten.

Jenseit der Halle öffnete sich Gemach an Gemach, aber in keinem regte sich der Atem eines Menschen.

War der ganze Palast ausgestorben? War er, der Fremde, allein mit der gemauerten Leere? Allein mit dem Spuk einer Stimme, die ihn gerufen hatte, so, wie Liebe ruft?

War dieser Ruf ein Zeichen gewesen, das einzige, das sie ihm zu geben wagte, und wartete sie nun darauf, daß er sie suchen würde, bis er sie fand oder zusammenbrach?

Vielleicht schwieg sie nur, weil sein Antworten Gefahr brachte über sie und ihn?

Ich will nicht mehr rufen, dachte der Mann. Er blieb stehen und preßte sich den Schädel zwischen beiden Fäusten. Er atmete mit offenen Lippen, ins Leere starrend. Seine Gedanken rasten wie gepeitscht, und doch war jeder einzelne von unerhörter Schärfe, von einer marternden Klarheit. Aber keiner hielt dem Zugreifenden stand.

Er sprach vor sich hin, mit der Feierlichkeit der Verzweiflung, halblaut und eintönig: „Ich beschwöre dich, meine Geliebte, wenn du in meiner Nähe bist — gib mir ein Zeichen, daß ich dich finden kann. . ."

Er schüttelte sich, die Lippen zerbeißend. Ich bin wahrhaftig auf dem besten Wege, ein Narr zu werden, dachte er.

Er sah sich um. In endloser Flucht reihte sich Gemach an Gemach, Halle an Halle, soweit er blicken konnte, eine marmorne Unaufhörlichkeit. Licht brannte überall. Totenstille herrschte. Die Einsamkeit der Verdammnis konnte nicht vollkommener sein.

Und über den Menschen, der in ihrer Mitte stand, kam die rüttelnde Versuchung, diese Totenstille, diese höllische Einsamkeit von Grund auf zu zerstören mit der blutheißen Lebendigkeit seines Rufens. Es drängte ihn, die Nacht auftaumeln zu machen mit einem Namen, den er in sich gefangenhielt wie einen Brand, der ausbrechen mußte.

Er schrie, die Arme schüttelnd, gleich einem, der Ketten bricht: „Irene!"

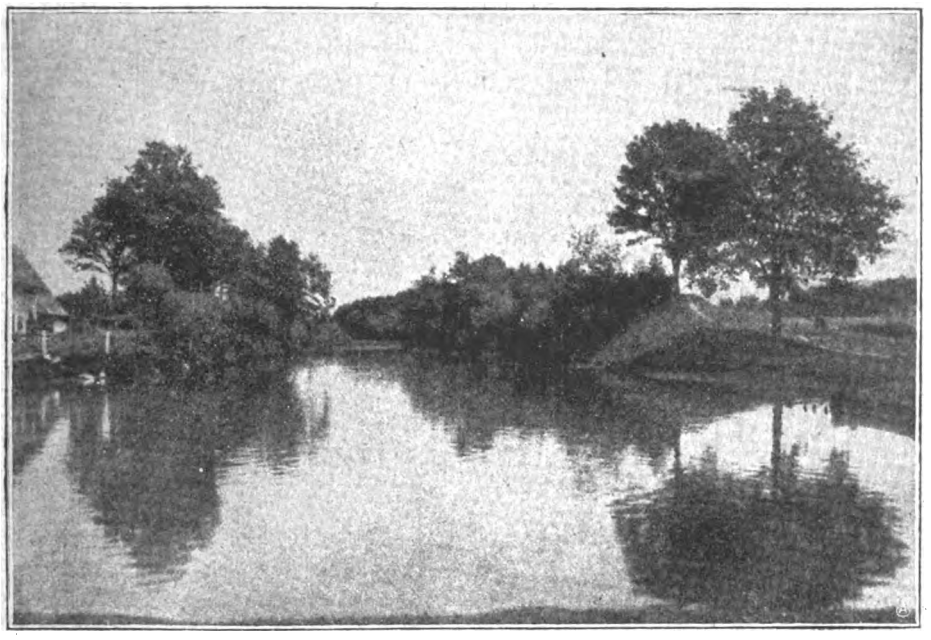
(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Geschichte des Rhein-Main-Donau-Kanals.

Von Diplom-Ingenieur Otto Ernst Sutter. — Mit 10 Abbildungen.

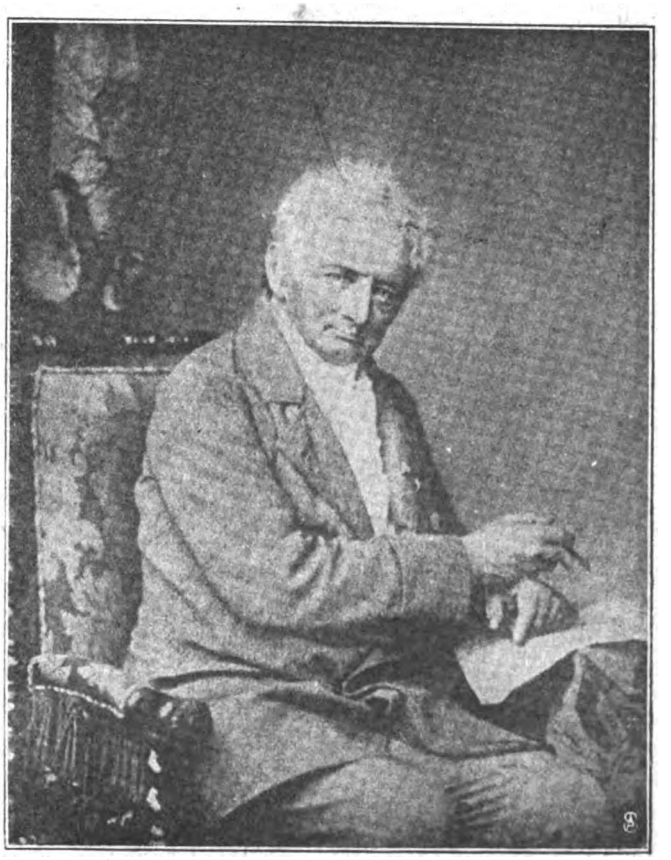
Auf einer der letzten Tagungen des großen bayerischen Kanalvereins hat König Ludwig von Bayern, einer der entschiedensten und unermüdlichsten Vortämpfer deutscher Wasserstraßenpolitik, daran erinnert, daß schon Karl der Große dem Gedanken einer schiffbaren Verbindung von Main und Donau bzw. Rhein lebhafte Teilnahme entgegenbrachte, ja, daß er sogar daran ging, diese Idee, die heute wieder zu einem Mittelpunkt verkehrs- und wirtschaftspolitischer Forderungen geworden ist, in die Tat umzusetzen.



Reste der „fossa Carolina“ beim Dorf Graben in der Nähe von Treuchtlingen.

Es war im Jahre 793: Karl der Große hielt sich in Regensburg auf, wo er Vorbereitungen für einen neuen Feldzug gegen die Avaren betrieb und u. a. eine Schiffbrücke über die Donau hatte schlagen lassen. Von Mitgliedern des Kreises, der ihn umgab, wurde er mit dem Vorschlag vertraut gemacht, die Altmühl mit der schwäbischen Rezat durch einen Kanal zu verbinden und so die Möglichkeit zu schaffen, mit dem Boot von der Donau nach dem Rhein zu gelangen. Der Herrscher brachte diesem Plan lebhafte Teilnahme entgegen und scheint sich recht rasch dazu entschlossen zu haben, ihn durchzuführen. Mit einem großen Gefolge und einem Heer von Arbeitern zog er im Sommer des Jahres 793 in die Treuchtlinger Gegend und gab den Befehl, den kühnen Gedanken tatkräftig in Angriff zu nehmen. Anfänglich rückten die Arbeiten zur Herstellung des Kanales wohl recht rüstig vorwärts. Bis zum Herbst hatte man einen Graben von 2000 Schritt Länge und gehöriger Breite gegen Norden, also gegen die Rezat zu, gezogen. Allein mit dem Einsetzen der schlechteren Witterung und in dem Augenblick, in dem größere technische Schwierigkeiten sich einstellten, geriet das so wacker und frisch begonnene Werk ins Stocken und wurde bald ganz aufgegeben. Zeitgenössische und spätere Geschichtsschreiber stellten allerlei Betrachtungen über das Scheitern des Projektes an. Dabei sprachen sie zum Teil Vermutungen aus, die uns heute recht ergötzlich anmuten. So wird berichtet, Zugtiere und Milchvieh seien gestorben, weil sie von dem Getreide gefressen hätten, das auf dem Baugelände umhergelegen. Das Mehl, das man aus dem Korn der Treuchtlinger Gegend gewonnen habe, sei den Arbeitern mit einemmal unter den Händen dahinge-

König Ludwig I. von Bayern,
ein reger Förderer des Kanalgedankens.

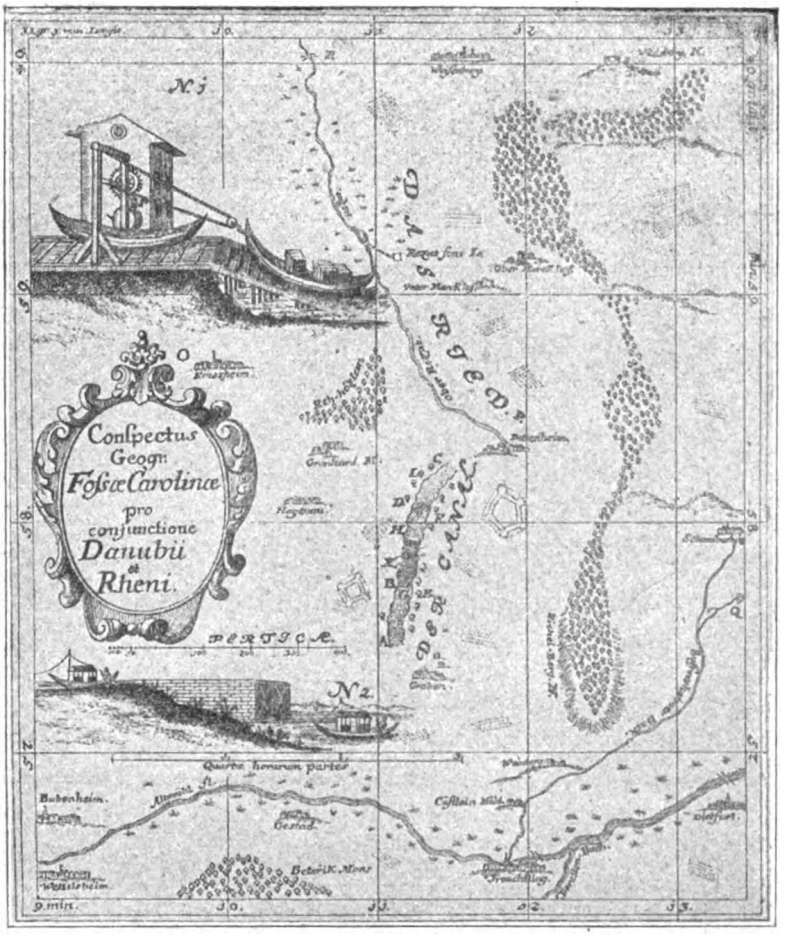


Heinrich Freiherr von Pechmann,
der Erbauer des Ludwig-Donau-Main-Kanals.

Digitized by Google

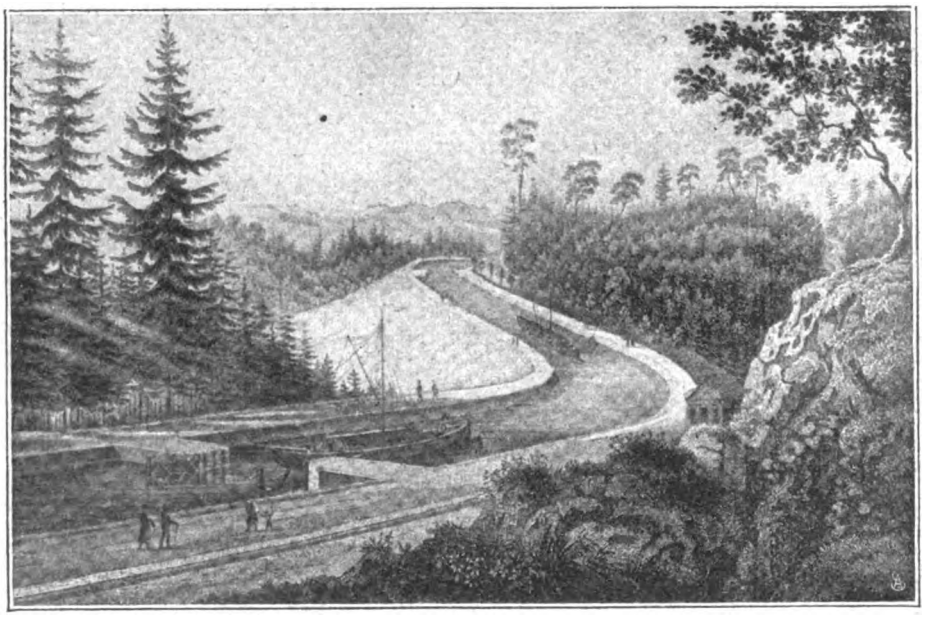
schwunden. In den Nächten hätten Kobolde und Gespenster ihr Unwesen getrieben. Und alle diese Vorkommnisse deuteten die Chronisten nun dahin, dem Vorhaben Karls habe es am rechten Segen des Himmels gefehlt. In Wirklichkeit gelangten die Kanalpläne jedenfalls deshalb nicht zur Vollendung, weil der damalige Stand der Technik eine Überwindung der Schwierigkeiten, mit denen beim Bau zu rechnen war, nicht ermöglichte. Dazu kam dann noch, daß im südlichen Hoflager bei Treuchtlingen allerlei Unglücksbotschaften einliefen. Die Sachsen waren aufs neue abtrünnig geworden, die Sarazenen hatten wiederum einen Einfall unternommen. So ist es begreiflich, daß Karl sich zum Abbruch der Arbeiten entschloß, die dann auch nicht mehr aufgenommen wurden.

Reste der „fossa Carolina" des „Karlsgrabens", der dem Dorf Graben bei Treuchtlingen den Namen gegeben hat, sind heute noch vorhanden. Eine mit diesen Zeilen zur Wiedergabe kommende Aufnahme der Ueberreste des Werkes Karls des Großen ist einer interessanten Schrift von Dr. Friedrich Beck entnommen, die vor einigen Jahren erschienen ist und vor allem auch die Zweifel darüber, ob die „fossa Carolina" wirklich auf wasserbauliche Projekte zurückgehe, mit stichhaltigen Gründen widerlegt. Fragt man danach, welche Gedanken Karl den Großen leiteten, als er den Kanal von der Altmühl nach der Rezat herzustellen befahl, so wird man wohl hauptsächlich darauf hinweisen müssen, daß ihm daran lag, für seine eigenen Reisen von Regensburg nach Frankfurt oder Aachen einen möglichst durchgehenden Wasserweg zu erhalten. Die Straßen waren damals im allgemeinen in keinem sehr guten Zustand, so daß es keineswegs merkwürdig erscheint, wenn man davon hört, Karl habe, soweit dies zu erreichen war, seine Fahrten zu Schiff unternommen. Weitausschauende Handelspläne hat er mit dem Projekt der „fossa Carolina" wohl nicht verfolgt. Daß er besonders an eine Verstärkung der Versorgung seiner Heere mit Proviant und Kriegsmaterial gedacht habe — eine Vermutung, die früher des öfteren vertreten wurde — halten neuere Forschungen, wie Dr. Beck nachweist, gleichfalls nicht für wahrscheinlich.



Nr. 1: Hebewerk. — Nr. 2: Kammerschleuse.
Alte Karte, auf der die „fossa Carolina" eingezeichnet ist.
(Aus einer Dissertation vom Jahre 1726.)

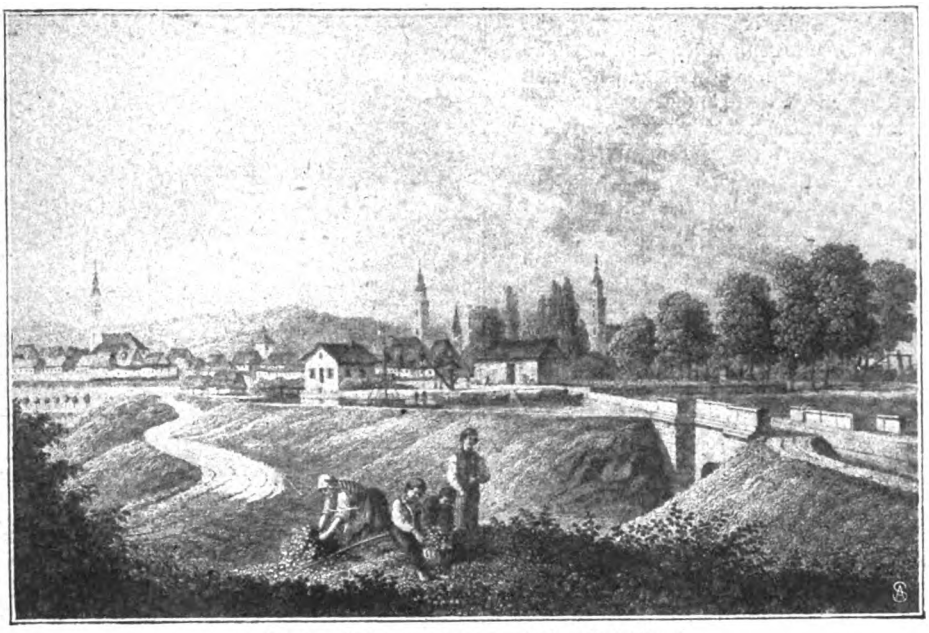
Karls Plan, so sahen wir, scheiterte: wohl in erster Linie, weil es den Baumeistern an den technischen Mitteln fehlte, die nötig gewesen wären, den vom Fürsten gutgeheißenen Vorschlag zu verwirklichen. Erst nachdem — wie man annimmt — in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Kammerschleuse erfunden worden war, waren die Voraussetzungen gewonnen, die eine Durchführung größerer Kanalprojekte ermöglichten. Diese Einrichtung, die wir heute beinahe für eine der selbstverständlichsten Institutionen des Wasserverkehrs halten, gestattet bekanntlich, ein Schiff durch allmähliches Heben von einem niederen Wasserspiegel auf das Niveau eines höheren Wasserspiegels zu bringen und umgekehrt von diesem durch allmähliches Absenken auf das Niveau eines niederen. Nach der Erfindung der Kammerschleuse erlangte das gesamte Binnenschiffahrtswesen rasch große Bedeutung. Vor allem wuchs die Erkenntnis vom Nutzen und von den Entwicklungsmöglichkeiten der Schleusen. Die Niederlande, Frankreich usw., dann aber auch Norddeutschland erhielten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zahlreiche Kanäle, deren Vorhandensein sich im wirtschaftlichen Leben der Zeit segensreich bemerkbar machte. Dadurch gewann man Freude und Interesse an neuen oder vergessenen und nun neu hervorgesuchten Schiffahrtsvorschlägen. Da wurde denn auch der Rhein-Main-Donau-Gedanke wiederum aufgegriffen. Aus der Zahl der Männer des siebzehnten Jahrhunderts, die ihn in den Kreis ihrer Betrachtungen zogen und sich für ihn einsetzten, soll in diesem Zusammenhang nur ein einziger genannt werden. Und zwar Johann Eberhard Wasserburg, der, 1610 zu Emmerich geboren, als Bibliothekar und Sekretär Ferdinands III., Philipps IV. von Spanien und des Königs Ladislaus von Polen Gelegenheit fand, sich mancherlei politische und wirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben. Er darf als ein begeisterter Patriot angesprochen werden. Besonders scharf bekämpfte er die wirtschaftliche Übermacht Frankreichs. Aus dem Wunsch heraus, für diesen Kampf auch weitere Kreise zu gewinnen, legte er den zu Regensburg versammelten Ständen eine Schrift vor, in der er auf die Bedeutung der deutschen Ströme für den Handel hinwies



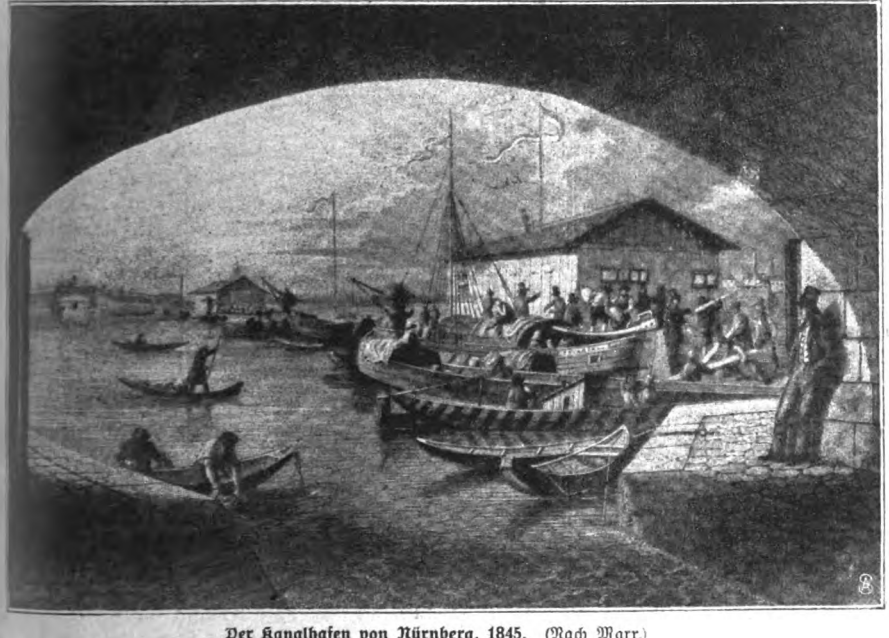
Der Distellochdamm am Ludwig-Donau-Main-Kanal, 1845. (Nach Marx.)

Digitized by Google

und zur Wiederaufnahme des Rhein-Main-Donau-Gedankens mahnte, wobei er anregte, diesen in einem Leopoldskanal zu verwirklichen. Über seine temperamentvollen Darlegungen setzte er den charakteristischen Titel: „Französische Goldgrube, den Ständen des Heiligen Römischen Reiches eröffnet und wiederum zugestopfet." Er schildert darin die Möglichkeiten eines ausgedehnten Schiffahrtshandels und faßt sich dann zusammen: „Hochansehnliche Stände des Römischen Reiches, aber auch ihr anderen, Ausländer, Spanier, Dänen, Schweden, Polen, Livländer, Preußen, ich ersuche euch hiermit, machet doch eure Augen auf! Nehmet eure alten Sitten wieder an! Laßt uns doch das Überflüssige beiseite tun, uns dessen, was nicht nötig ist, enthalten und das, was wir vonnöten haben, in unseren eigenen Ländern herstellen. Lasset uns zu unserem eigenen Besten unsere Schätze einbehalten und nicht mit Narrenwerk französischer Mode vertauschen und, wie das bis dato geschehen, eine wirtschaftliche Beute des



Der Kanalhafen von Erlangen, 1845. (Nach Marx.)

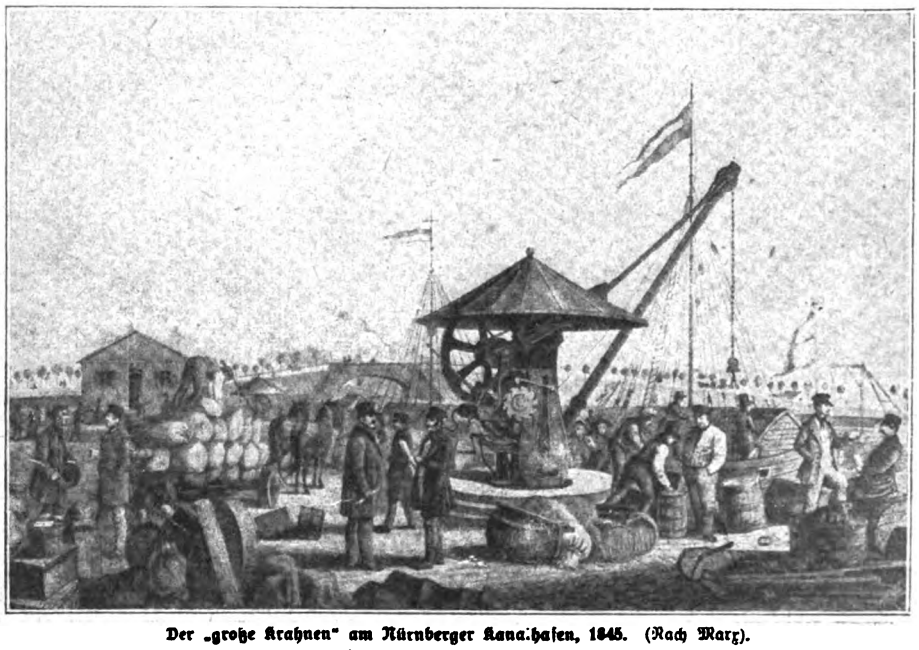


Der Kanalhafen von Nürnberg, 1845. (Nach Marx.)

Franzosen werden. Solcher Gestalt nur werden wir die französische Goldgrube verstopfen, welche Verstopfung Frankreich, das nun wie eine Sintflut die ganze Welt überschwemmen will, wieder in seine richtigen Ufer bringen, der ganzen Christenheit Ruh' und der ehrbaren Welt den langverlangten Frieden und die Sicherheit verschaffen!"

So verlockend es erscheinen möchte, die Geschichte des Main-Donau-Projektes weiterhin im einzelnen zu verfolgen, so muß darauf aus Raumrücksichten gleichwohl Verzicht geleistet werden. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß der Plan Karls des Großen vor allem nach 1800 die Gemüter in Bayern, aber auch sonst am Main und Rhein aufs lebhafteste beschäftigte. Eine ganze Flut von Schriften überschwemmte die Kreise und Schichten, die man für die alte Idee zu gewinnen wünschte. Rege Anteilnahme brachte übrigens — wohl auf Anregung Napoleons — Moreau dem Donau-Main-Gedanken entgegen. Er beauftragte seinen Generalstabschef, zwei Ingenieure die Altmühl und die schwäbische Rezat bereisen zu lassen. Die beiden Techniker lieferten denn auch einen ausführlichen Bericht, der zu seiner Zeit vielfach in der Literatur ernster Beachtung begegnete.

Hier scheint auch der geeignete Platz, daran zu erinnern, daß Goethe sich für das Donau-Main-Projekt sehr rege interessierte. Im Februar 1824 teilte er Eckermann, dem täglichen Gast des Hauses am Weimarer Frauenplan, in einer Unterhaltung mit, Eugen Napoleon, der Herzog von Leuchtenberg, sei gestorben, den er für einen bedeutenden Menschen gehalten habe. Dann fährt der Dichter fort: „Eugen Napoleon teilte mir in Marienbad einen Plan mit, über dessen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich mit dem Gedanken um, den Rhein mit der Donau durch einen Kanal zu verbinden. Ein riesenhaftes Unternehmen, wenn man die widerstrebende Lokalität bedenkt. Karl der Große hatte schon den gleichen Plan und ließ auch mit der Arbeit

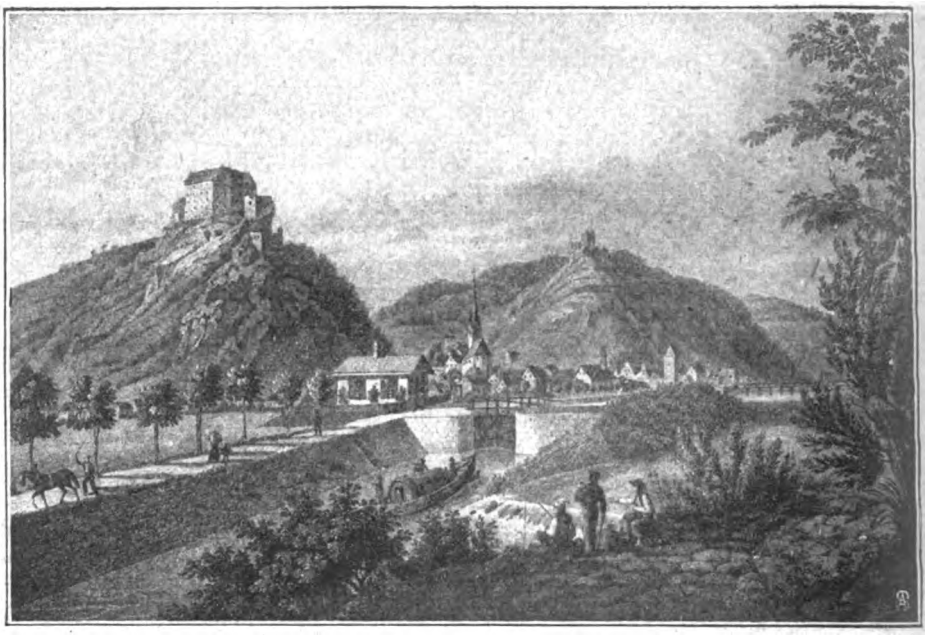


Der „große Krahnen" am Nürnberger Kanalhafen, 1845. (Nach Marx).

Digitized by Google

anfangen, allein das Unternehmen geriet bald ins Stocken. Der Sand wollte nicht standhalten, die Erdmassen fielen von beiden Seiten immer wieder zusammen.“ Drei Jahre später kam Goethe — wiederum im Gespräch mit Eckermann — abermals auf den Donau-Main-Gedanken zu sprechen, um dem Wunsch Ausdruck zu geben, die Herstellung einer Schiffahrtsverbindung zwischen den beiden Flüssen noch erleben zu dürfen. Allein, so meinte der Dichter diesmal, das Projekt sei so gewaltig, daß er an der Möglichkeit seiner Verwirklichung zweifle, „zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel“.

Rascher, als mancher dachte, kam es dann in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Durchführung der mittlerweile recht berühmt gewordenen Kanalidee. Die starke literarische Werbeaktion, auf die oben kurz hingewiesen wurde, trug, obgleich sie nicht von einheitlichen Gesichtspunkten geleitet war und die einzelnen Vorschläge sich vielfach kreuzten, doch endlich Früchte. König Ludwig I von Bayern, der sich schon als Kronprinz lebhaft für die Main-Donau-Verbindung interessiert hatte, war es, der sich mit klarer Entschiedenheit für den in seinem Lande allenthalben lebhaft propagierten Plan einsetzte. Eine der ersten Entschließungen nach seiner Thronbesteigung galt der Anordnung, Entwürfe für einen Donau-Main-Kanal auszuarbeiten. Die Pläne, deren Herstellung der König fast stürmisch betrieb, lieferte Freiherr von Pechmann, der, ursprünglich Offizier, seinen Abschied genommen hatte und in den Zivildienst eingetreten war, in dem er in der Bauverwaltung Frankens sich betätigte. Dem Auftrag der Entwurfsbearbeitung für eine Donau-Main-Verbindung wie der Leitung der Bauten selbst widmete Heinrich Freiherr von Pechmann sein ganzes Können und seine ganze Schaffenskraft. Er wurde auch nicht müde, den Gedanken, dessen Durchführung nun beschlossen war, gegenüber mancherlei Widersachern zu verteidigen. Hierbei setzte er sich auch mit Friedrich List auseinander, der als begeisterter Verfechter der Eisenbahnen gegen die Anlage von Kanälen sich ausgesprochen hatte. In einer Widerlegung der Listschen Einwände, die aus Pechmanns Feder stammt, findet man den bemerkenswerten, durch die Entwicklung der Dinge bestätigten Satz, daß man in nicht zu langer Zeit einsehen werde, Straßen, Eisenbahnen und Kanäle müßten in zweckmäßiger Verbindung miteinander angewendet werden, um das Verkehrsnetz eines Landes zur Vollkommenheit zu bringen, und keine dieser drei „Straßenarten“ könne geeignet erscheinen, den Wert der andern zu vermindern.



Schleuse bei Riedenburg mit Einfluß der Altmühl in den Kanal, 1845. (Nach Marx.)

Pechmanns Entwurf wurde Ludwig I. von Bayern 1830 vorgelegt und zwei Jahre später veröffentlicht. Zur Finanzierung des Projektes wurde eine Gesellschaft gegründet, die den Bau und Betrieb des Kanals übernehmen sollte. Die Aufforderung zur Beteiligung an ihr ist anfänglich, zum Teil höhnisch, zurückgewiesen worden, bis dann, dank dem Einfluß des Frankfurter Bankhauses Rothschild, die Bildung der Gesellschaft glückte. In ihrer zweiten Generalversammlung wurde der Antrag angenommen, den neuen Wasserweg zu Ehren König Ludwigs I. von Bayern „Ludwig-Donau-Main-Kanal“ zu nennen. Das erfreuliche Einverständnis, das zunächst zwischen der Gesellschaft, der Regierung und den bauausführenden Organen bestand, erlitt eine starke Störung, als der von Freiherrn von Pechmann aufgestellte Kostenvoranschlag wesentlich überschritten werden mußte. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Pechmann selbst wurde in den Ruhestand versetzt, die Verleihung des Titels eines Geheimen Oberbaurates konnte ihn nur wenig über die bitter empfundene Pensionierung hinwegtrösten. Aufs ungerechteste fühlte sich Pechmann zurückgesetzt und gekränkt und unterließ darum nichts, sich zu rechtfertigen und den Nachweis seiner Schuldlosigkeit zu führen. Erst 1847 wurde ihm dann die ersehnte Genugtuung, indem der König im Regierungsblatt eine besondere Anerkennung der großen Verdienste des „Erbauers des Ludwig Donau-Main-Kanals“ veröffentlichen ließ und ihm, dem Fünfundsiebzigjährigen mit den Worten: „Sie sind schlimm bei mir verleumdet worden“ eine hohe Auszeichnung verlieh.

Das Erlanger Kanal-Monument, 1845. (Nach Marx.)

— Der Kanal zweigt bei Bamberg von Main ab, führt über Forchheim, Erlangen, Fürth, Nürnberg usw. nach Dietfurt, wo er die Altmühl erreicht, und über Riedenburg nach Kelheim und damit zur Donau zu gelangen. Der Bau des Kanals war 1836 begonnen worden. 1843 konnte die Strecke Bamberg-Nürnberg eröffnet werden, am 1. Juli 1846 wurde der Kanal insgesamt dem Betrieb übergeben. Am 25. August des gleichen Jahres enthüllte man das Kanalmonument zu Erlangen, auf dem zu lesen steht: „Donau und Main für die Schiffahrt verbunden. Ein Werk von Karl dem Großen versucht, durch Ludwig I., König von Bayern, neu begonnen und vollendet.“ Man setzte auf den Main-Donau-Verkehrsweg sehr große Hoffnungen. Vor allem ist es eine Schrift von Friedrich Schultheis, die mit malerischen Stahlstichen wichtiger am Kanal gelegener Bauwerke, Städte und vom Stift Alexander Marx' gezeichnet geschmückt ist, die in begeisternden Wor-

Digitized by Google

die „Bedeutsamkeit des Ludwig-Kanals“ hervorhebt. Anfänglich übte dieser denn auch eine nicht unbeträchtliche belebende Wirkung auf das Verkehrs- und Wirtschaftswesen Bayerns und Süddeutschlands aus. Nur zu bald aber zeigte sich, daß die großen in ihn gesetzten Erwartungen sich nicht oder doch nur sehr unvollkommen erfüllten. Als Gründe dafür, daß der Wasserweg immer geringere Erfolge zu verzeichnen hatte, nennt eine bayerische Denkschrift, die vor ein paar Jahren erschienen ist, den immer stärker werdenden Wettbewerb der Eisenbahnen, dem die Wasserl.nie wegen ihrer geringen Leistungsfähigkeit nicht gewachsen war, und dann aber auch die ungenügende kaufmännische Leitung des Unternehmens. Allmählich sank der Kanal zu fast nur noch lokaler Bedeutung herab. Versuche, eine neue Zeit des Aufschwungs herbeizuführen, blieben fast durchweg gutgemeinte Bemühungen. Klarer und deutlicher trat mit jedem Jahr die Tatsache in den Vordergrund, daß nur eine wirklich großzügig angelegte, neuzeitlichen Verkehrsbedürfnissen entsprechende Verbindung von Main und Donau, zugleich mit der Kanalisierung des Maines vom Rhein nicht nur bis Aschaffenburg — so weit ist die Schiffbarmachung im wesentlichen durchgeführt — sondern bis nach Bamberg und entsprechende Wasserbauten am Donaulauf, den alten Gedanken Rhein-Main-Donau für unsere Zeit zu erfüllen vermöchten. Die Forderung nach einer solchen modernen Großschiffahrtsstraße fand im bayerischen Kanalverein ihre wirksamste Förderung. In vielfachen Kundgebungen und Reden hat sich vor allem der regierende König von Bayern für die Schaffung eines neuen Main-Donau-Kanals eingesetzt, und nicht zuletzt seinem vorbildlichen Wirken auf diesem Gebiet ist es zu danken, daß die schöne Idee nun endlich die Verwirklichung finden soll, deren sie würdig ist.

Mitten im Krieg hat die bayerische Regierung, unter Zustimmung des Reiches und aller beteiligten Faktoren, dem Landtag in München einen Gesetzentwurf vorgelegt, der die Herstellung von Entwurfsarbeiten für eine neue Main-Donau-Linie bezweckt. So darf freudig festgestellt werden: Der Rhein-Main-Donau-Gedanke ist im Marsch! Und er wird sein Ziel erreichen: Reich, Bundesstaaten und Gemeinden, Industrien und Gewerbe, Technik und Handel sind entschlossen und bereit, ein neuzeitliches Werk erstehen zu lassen, eine Schöpfung zu Nutz und Frommen des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten, Mitteleuropas und der Welt!

Das neue Rußland.

Von Dr. Freiherrn von Mackay

Wer vor drei Jahren vorauszusagen gewagt hätte, daß das heilige zarische Reich in kurzer Zeit von Vertretern des radikalen und in seinem staatlich-politischen Denken der Natur nach rein lehrhaft-theoretisierenden sozialistischen Marxismus regiert werden würde, hätte sicherlich als Abderit und Phantast erster Klasse gegolten. Und doch ist das gänzlich Unwahrscheinliche Wirklichkeit geworden: Von der großen Umwälzung im Osten Europas wird das alte Wort, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, Lügen gestraft! Marx hat bekanntlich gelehrt, daß die große gesellschaftliche Weltdämmerung nach unweigerlichen Naturgesetzen eintreten werde, sobald „im Mutterschoß der Mehrheit“, dem enterbten Proletariat, sich die Erkenntnis durchgesetzt habe, wie es lediglich mit dem Übergewicht seiner Masse sämtlicher Erzeugungsmittel sich zu bemächtigen und diese gesellig zu bewirtschaften habe, um das Morgenrot des Gemeinwesens der Zukunft, des Arbeiterstaates, heraufzuführen. Ist das Axiom von der elementaren Gewalt, mit der sich dieser Umsturz vollziehen werde, richtig, so läge logischerweise für den Marxisten keinerlei Grund vor, sich mit den politischen Angelegenheiten des morschen bürgerlichen Staats zu befassen; in Wirklichkeit freilich hat unter den Sozialisten die „aktive“ Richtung, die durch Einmischung in das politische Getriebe die Geburtswehen des sozialistischen Staats zu beschleunigen sucht, und mit ihr der Machtsinn immer mehr die Oberhand gewonnen, wie es heute das Willkürregiment der Bolschewiki an der Newa in eigentümlicher und höchst charakteristischer Form zeigt. Zunächst kündigten Lenin und seine Anhänger getreu dem kommunistischen Manifest die Aufhebung aller Eigentumsrechte an Grund und Boden an und spannen ihre Traumgebilde vom Tausendjährigen Reich aus, in dem mit den befreiten Fremdvölkern des einstmals zarischen Reichs die gesamten, von monarchischer, bürgerlicher und kapitalistischer Zwangsgewalt befreiten Nationen der Erde wie friedliche Lämmer unter einem Hirten weiden sollten. Alsbald aber nötigte der rings um sie sich schorf aufbäumende nationalistische Eigenwille und Unabhängigkeitssinn die Blicke vom Himmel zur Erde zurück, und nun schlug ihre Gesinnung und Haltung jählings um wie Feuer bei umspringendem Wind. Mit Bajonetten und Maschinengewehren ließen sie den ersten weißrussischen Kongreß auseinanderjagen, die Ukrainer wurden durch ein Ultimatum bedroht, den Sowjets Vollmacht gegeben, alle Wahlen für ungültig zu erklären, die nicht „nach den Interessen der Arbeiter- und Bauernmassen“, mit anderen Worten nicht zugunsten ihrer Maximalistenpartei, ausgefallen sind. So sieht die jenseit der theoretischen Linie liegende Völkerfreiheit der Praxis unter marxistischen Himmelszeichen aus.

Die unausweichliche Folge dieses inneren Widerspruchs des gegenwärtigen Regierungssystems in Petersburg ist es, daß der Zersetzungsprozeß des russischen Riesenreichs von Tag zu Tag schneller fortschreitet und mit jeder Woche sich mehr „Republiken“ aller Art bilden, deren Wesen und Haltbarkeit freilich oftmals hinfällig erscheint wie der Bestand von Frühlingsschnee, deren Entstehung aber doch die derzeitigen Gewalthaber an der Newa immer mehr aufs Trockene setzt und sie aller souveränen Machtmittel beraubt. Daß unter diesen neuen Staatsgebilden der Ukraina mit ihrem gewaltigen Umfang von 850 000 Geviertkilometern und 30 Millionen Einwohnern als dem ersten Weizenlieferanten und als dem Hauptindustriegebiet Rußlands der vornehmste Rang zukommt, bedarf keiner näheren Erörterung. Das Übergewicht der sozialistischen Partei auch in diesem einstigen Herrschaftsgebiet der saporogischen Kosaken hat es bewirkt, daß die Rada in Kiew gleichfalls zunächst den Agrarkommunismus verkündete und den Petersburger Kurs ins Land Utopia steuern zu wollen schien. Alsbald aber bewirkte eben die Feindseligkeit der Genossen und großen Herren an der Newa einen vollständigen Umschwung. Unter der einsichtigen staatsmännischen Führung des Präsidenten Hruschewskij kam der Block der Sozialdemokraten, sozialistischen Föderalisten, Samostijniki (Nationaldemokraten) und Bürgerlichen zustande, der tatkräftig praktische Reformarbeit in die Hand nahm: Mit fester Hand wurden die ukrainischen Truppen aus der russischen Masse herausgezogen, so daß Kiew heute bereits über eine etwa 1½ Millionen starke Nationalarmee verfügt, was um so wichtiger ist, als diese auch die rumänische Front beherrscht. Justiz, Verwaltung, Eisenbahnwesen, Unterricht sind ebenfalls bereits national organisiert, für die Verselbständigung der Kirche die Vorbereitungen getroffen, das Polizeiwesen ist so verbessert, daß im Gegensatz zu den meisten übrigen Reichsteilen die schlimmsten Auswüchse des Soldatesken-Räuberwesens beseitigt sind. Kurz, die Ukraina ist auf dem besten Weg, sich weit schneller als der Norden von den Erschütterungen der Umwälzung zu erholen, und das hat wieder die Folge, daß, angelockt durch die besseren Lebensbedingungen und Aussichten auf glückliche Berufstätigkeit, immer mehr hohe und niedere Offiziere, Beamte und Geistliche nach Kiew ziehen, um der Rada ihre Arbeitskraft zugunsten des Reformwerkes zur Verfügung zu stellen.

Im benachbarten Beßarabien setzte die Unabhängigkeitsbewegung verhältnismäßig spät, und zwar erst unter dem Druck der Drohung, daß die Ukraina moldauisches Nachbargebiet für sich beanspruchen würde, ein, machte dann aber ebenfalls kräftige Fortschritte und führte am 22. November zur Begründung eines „Sfatul ceri“ oder Nationalrates, der seitdem offen die Vereinigung des Landes mit einem großrumänischen Reich erstrebt. In Finnland haben die letzten Wahlen die sozialistische Mehrheit in eine Minderheit verwandelt. Die kluge, maßvolle Politik der bevorrechtigten Stände, die jahrzehntelang in wahrhaft patriarchalischer Weise um die Volkswohlfahrt sich gesorgt und im geistigen und sittlichen Kampf gegen das Russentum die Führung übernommen haben, trägt jetzt reiche Früchte. Der Senat, der dem Landtag den am 6. Dezember 1917 angenommenen Antrag zur Unabhängigkeitserklärung Finnlands unterbreitete, genießt das volle Vertrauen der Nation als Führer auf den neuen Lebenswegen, die freilich steinig und dornig genug sind: nicht nur, weil nach wie vor die russischen Soldatesken und die „Rote Garde“ wie Räuber im alten Tawastenland hausen, sondern auch, weil dieses, auf ausländischen Getreidebezug angewiesen, unter den

Digitized by Google

wirtschaftlichen Mißständen Rußlands besonders stark leidet und eine wahrhafte Hungersnot durchzukämpfen hat.

Die Bedingungen und Verhältnisse, unter denen die übrigen Ostsee-Randgebiete, Litauen und die baltischen Provinzen, vom russischen Staatskörper sich losgelöst haben, um die Sprengung des moskowitischen Fremdvölkerrings auf europäischem Boden zu vollenden, darf als bekannt vorausgesetzt werden. In dem asiatischen Umsturz-Flutengang, der die Grundmauern des einstmals zarischen Reichs unterwühlt, lassen sich deutlich drei Strömungen unterscheiden. Die eine ist die westasiatische. Bereits am 10. September haben sich Vertreter der gesamten kaukasischen Bergvölker in Wladikawkas zusammengefunden, um einen selbständigen Bund zu begründen. Die Georgier wollen ebensowenig etwas von der verschwommenen sozialistischen Allerweltsbündelei wissen, sie verlangen vorab Autokephalie ihrer Kirche und Wiederherstellung des mit Rußland 1783 abgeschlossenen, 1801 durch Alexander I. willkürlich vernichteten Vertrags über die selbständige Verfassung des grusinischen Reichs. Nicht anders sind die Armenier, in deren Land alles, was ehemals, in der hamidischen Zeit, an den berüchtigten, von John Bull scheinheilig bejammerten und im Vergrößerungsglas der Welt gezeigten Greuelzuständen gedieh, unter dem Regiment des Menschenschlächters Nikolai Nikolajewitsch weit überboten ist, von ihrer Vorliebe für das Paktieren mit den Russen gründlich geheilt; sie sehnen sich zu den Zeiten zurück, da nach dem unter Mitwirkung Deutschlands zustandegekommenen Reformgesetz von 1914 allmählich der eigentliche Herd des sozialwirtschaftlichen Notstandes, der Feudalismus der Großgrundbesitzer und die Schutzlosigkeit der Bauern gegen die nomadisierenden Kurden, langsam, aber mit zielsicherer Hand beseitigt wurde.

Die andere Unabhängigkeitsströmung durchzieht in der Hauptsache das Gebiet der Kosaken, also das Reich, in dem einstmals die Mazeppa, Pugatschew, Stenka Rasin ihre geschichtlichen Rollen gespielt haben; hier hat sich die Stiftung der „Südöstlichen Republik" der Don-, Kuban-, Terek-, Astrachan- und Uralkosaken vollzogen, hier kam die Vereinigung der Kubankosaken mit den Bergvölkern zustande, die beide ihre eigenen Selbstverwaltungslandtage einberufen haben. Da die Kosaken für ihre Prätorianer-Kriegsdienste von den Zaren reichlich mit Landbesitz ausgestattet worden sind, haben sie natürlich für den Sozialismus der Bolschewiki am wenigsten übrig, während sie andererseits den einzig noch grünenden und festen Ast am entblätterten und vom Sturm zersplitterten Baum des russischen Heeres darstellen; sie und ihre Bundesgenossen dürften daher aller Wahrscheinlichkeit nach bei einer abermaligen Szenenwendung des Umsturzdramas, die kaum ausbleiben dürfte, die guten Trümpfe in der Hand haben.

Die dritte Strömung endlich breitet sich über das Riesengebiet der russischen Bekenner des Islams mit dem Turan als Zentrum aus. Die Zusammenkunft der mohammedanischen Geistlichkeit zu Ufa hatte bereits den überraschenden Erfolg, daß eine höchste geistliche Behörde für den gesamten russischen Islam, den sunnitischen wie schiitischen, eingesetzt wurde. Nicht minder bedeutsam war die Versammlung des mohammedanischen Militärbundes zu Moskau am 10. Mai 1917; konnte sie doch im Namen von einer Million Soldaten sprechen und sich dafür einsetzen, daß diese Masse der Verfügung der Petersburger Armeeleitung völlig entzogen wird. Die ganze Folge ähnlicher Tagungen wie des mohammedanischen Lehrerkongresses in Petersburg, des Frauenkongresses in Kasan, des turkestanischen in Taschkent, des kaukasischen in Baku und in Wladikawkas bezeugte dann gleichmäßig, wie die Organisation der Moslems in allen Teilen russischer Erde glückliche Fortschritte machte und wie so die Zeit für die Ernte der Saat, für den letzten gemeinbürgschaftlicheni Zusammenschluß aller Parteien und Gruppen, gereift war. Zugunsten dieser Einigung ist inzwischen, am 23. Dezember, tatsächlich durch die Erklärung Turkestans, der Hochburg des russischen Islams und des „Landes der tausend Heiligen", dessen Glaubensstärke einstmals Weltruf hatte, zur Republik mit einem Nationalrat an die Spitze der entscheidende Schritt geschehen: ein fester Sammelpunkt für die 14 Millionen russischer Mohammedaner und für die Erkämpfung ihrer nationalen, religiösen, kulturellen Selbstbestimmungsrechte unter Anlehnung an die Türkei und das osmanische Kalifat hat sich gebildet.

Die Entwicklung des ganzen Zersetzungsprozesses, zu dessen chemischen Ausscheidungen noch der Bund der Wolgavölker, der Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen, Kalmüken, und der Ansatz zur Bildung einer sibirischen Republik zu rechnen wäre, zeigt mit aller Deutlichkeit, daß im Grunde Rußland heute bereits kaum mehr als ein staatsrechtlicher, sondern nur noch als geographischer und geschichtlicher Begriff gelten kann. Das gegenwärtige Bild „Halbasiens" spiegelt, wie ein Blick auf die Karte zeigt, fast schon die Urzustände des 13. und 14. Jahrhunderts wider, da Daniel Alexandrowitsch das alte Fürstentum Moskowien begründete, das noch um 1550 außer Moschaisk und Perejaslawl nicht mehr als die Gebiete von Halitsch, Bjelosero, Uglitsch und das Großfürstentum Wladimir umfaßte. Der alte Erfahrungssatz, daß Riesenreiche von der Art des russischen, mögen sie innerlich an noch so vielen organischen Gebrechen leiden und infolgedessen von noch so schweren Fieberkrisen heimgesucht werden, doch immer wieder sich aufrichten kraft des Beharrungsvermögens und der natürlichen Widerstandskraft ihrer Masse, kann jedenfalls, wie die Dinge heute liegen, sich beim russischen Reich nur in beschränktem Maß und in sehr langer Zeitdauer bewähren. Es durchlebt eine neue „Smuta", eine Wiederholung jener furchtbaren Verwirrung und Verwilderung des politischen wie gesellschaftlichen Lebens, die das Erbe der Regierung Iwans des Schrecklichen war. Die sittliche Kraft, vermögen deren damals das mittelalterliche Zartum sich aufrichtete, war der Volksglaube an die zäsaropapistische Sendung, in deren Namen das innerasiatisch-mongolisch-tatarische Heidentum bekämpft wurde. Dem heutigen Rußland fehlen alle derartigen Quellgründe innerer Erneuerung. Die erste Umwälzung entfaltete das Banner des demokratischen Einheitsstaats und stand im Zeichen der Nationalkongresse, die ihre Ausschüsse nach Petersburg entsandten und am allrussischen Gedanken festhielten. Die zweite Umsturzkrise beherrschten die Sowjets, die Arbeiter- und Soldatenräte und die Ideen des sozialistischen Universalstaates, deren Auswirkung indessen keine andere war als der Zerfall des Reichskörpers in seine einzelnen Glieder. Formell wird wohl noch das Prinzip der Bundesrepublik festgehalten. Tatsächlich strebt die Ukraina zu einer Art Reichsdualismus nach österreichisch-ungarischem Vorbild hin, sagen andere der ehedem von den echtrussischen Leuten als „Parasiten" und „Mestizen" über die Achsel angesehenen Fremdvölker, wie die Finnländer, Polen, Tataren, sich gänzlich von den Moskowitern los, suchen dritte, wie die Balten, Litauer, beßarabischen Wlachen, Anlehnung an fremde Mächte. Wirtsvölker pflegt man solche Nationen zu nennen, die Fremdvölker in Teilen oder in der Gesamtheit als Gäste an den Tisch ihres großen Staatsverbandes aufgenommen haben und für deren leibliche und geistige Wohlfahrt in der einen oder anderen Weise sorgen und sich verantwortlich fühlen. Der russische Reichsriese ist gewiß das in seiner Art großartigste, aber auch seltsamste Beispiel eines solchen Völkerwirtes. Er verdankt seine Machtstellung fast allenthalben, selbst den mosleminischen Tataren gegenüber, nur roher Gewalt, nicht irgendwelcher Kulturüberlegenheit. Dieser Mangel an moralischem Halt ist der eigentliche Grund des unheilbaren Schwächezustandes Rußlands. Im Bewußtsein dessen fehlte dem Zarismus jeder aufrichtige Wille zur Behandlung der Fremdvölker auf dem Fuß ehrlicher Anerkennung ihrer Gleichberechtigung; darum war das alte Rußland unersättlich in seinem Macht- und Länderhunger, darum aber ist auch die Macht- und Lebensgier des neuen Rußlands ebenso groß, wie sein Lebenssinn zweifelhaft erscheint.

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(6. Fortsetzung.)

Im flotten Trab brachte uns der langbeinige Australier, der vor den leichten Wagen gespannt war, aus der Stadt heraus. Hinter uns blieben die weiten Sportplätze vor dem Callacehotel, schließlich verschwand auch der große Bau des Hotels. Dann ging es vorbei an den reizenden niedrigen Bungalos, die alle von üppigem Grün umgeben waren, weiter auf der rötlichbraunen Straße. Die schlanken, schönen Gestalten der Eingeborenen begegneten uns, mit ihrem

Digitized by Google

bunten Sarong, die langen schwarzen Haare mit Schildpattkämmen aufgesteckt.

Ringsum herrschte eine Pracht, die jeder Schilderung spottet. Wie ein ewiger Frühling lag es über der Natur. Kein welkes Laub in der tropischen Fülle, kein Zeichen, daß auch diese Schönheit hier nur vergänglich sei. Wie ein Rausch von Farben und Gerüchen umfing es uns: das sattdunkle Grün der Palmen, das Tiefblau des Ozeans, der hier und da zwischen den Gärten durchschimmerte, das leuchtende Rot, Gelb und Weiß der Blumen und der Geruch der tausend Bäume und Büsche.

Kleine Kinder liefen hinter dem Wagen her mit einer unglaublichen Ausdauer, streckten uns bettelnd die schmutzigen Pfoten nach und ließen erst ab, nachdem ich ihnen ein paar Kupferstücke hingeworfen hatte. Mitten durch diese Pracht fuhr ich dahin. An meiner Seite Violet. Wie ein König kam ich mir vor. Glücklich, ohne Sorgen um das Morgen. Was schierte uns heute der Krieg! Weit, weit hinter uns lag aller menschliche Kummer, nur wir zwei waren allein auf einer glücklichen Welt, in der es nicht Politik und Streit gab.

Oben auf der Terrasse des Hotels saßen wir und blickten auf das Meer zu unseren Füßen, das sich in unendlicher Bläue zu verlieren schien, hörten dem Rauschen der Brandung zu, sahen uns gegenseitig an und schwiegen. Jedes Wort, jetzt gesprochen, hätte uns in diesem Augenblick wie eine Entweihung geklungen.

Wie es dann gekommen ist, weiß ich heute nicht mehr zu sagen, weiß nur, daß ich langsam, zögernd die Hand ausstreckte, daß ich Violet zu mir heranzog, und daß ich dann das Mädel, für das ich gern mein Leben geben würde, im Arme hielt. Was wir sprachen, waren ja nur die alten, ewig wiederkehrenden Worte, die so bekannt scheinen und doch so herrlich klingen, das immer neue, immer packende: „Ich hab' dich lieb" .. bis der Boy kam und den Tee rüstete. Ein erstaunter Blick des braunen Gesellen streifte uns. Dem mochte selbst in seiner sonst so stoischen Ruhe das eigentümliche Paar merkwürdig vorkommen: die junge, schöne Engländerin mit dem Missionar. Wenn ich auch die blaue Brille längst abgelegt hatte, so sah meine Kleidung nicht gerade salonfähig aus. Was kümmerte uns das! Wir ließen uns durch ihn ebensowenig stören wie durch die Europäer, die später eintrafen, waren glücklich wie Kinder, bauten Luftschlösser und ließen die Welt Welt sein.

Die sternenfunkelnde Nacht lag bereits über dem Lande, als unser Wagen vorfuhr. Der Monsun fegte und rüttelte in den Kronen der Kokospalmen, donnernd brauste die See an den Strand heran. Wir aber saßen geschützt.

Eine Zeitlang schwiegen wir. Ich überlegte. Sagen mußte ich ihr die Wahrheit; ich durfte ihr nicht verheimlichen, wer ich wirklich war. Wie würde sie es aufnehmen? Wäre es nicht besser gewesen, sie bei ihrem Glauben zu belassen? Das war weder meiner noch Violets würdig. So brach ich also das Schweigen:

„Violet . . .!"

Eine kleine Hand stahl sich in die meine, das machte mir Mut.

„Violet, ich muß dir etwas gestehen!"

Mit einem Ruck wurde mir die Hand, die ich fest umschlossen hatte, entrissen, eine aufgeregte Stimme wandte sich bange fragend an mich:

„O, Fred! You are married!?"

Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte laut loslachen. Du liebe kleine Eva, gab es denn nichts anderes, was ein Mann zu gestehen haben konnte!

„Nein, Girly, ich bin nicht verheiratet, aber es ist noch viel schlimmer!"

So schien allerdings Violet nicht zu denken, denn die Hand, die mir so brüsk entrissen worden war, kam wieder heran. Das ermutigte mich, und so erzählte ich ihr, daß ich der Ingenieur Merand sei, für den sie mich ja auch gleich gehalten hätte, daß ich jetzt nach meiner Heimat reise, aber nicht in England bleiben, sondern nach Deutschland gehen würde, denn ich sei ein Deutscher. Über eine halbe Stunde sprach ich, nichts verschwieg ich ihr. Mein ganzes Leben breitete ich vor ihr aus. Als ich geendet, schwieg sie noch eine

Mit Holz beladene Panjefuhrwerke auf einer russischen Landstraße.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Digitized by Google

Weile. Dann fühlte ich, wie ein weicher Arm sich um meinen Nacken legte und eine süße, zärtliche Stimme in mein Ohr raunte:

„Was kümmert es mich, ob du Engländer oder Deutscher bist, du bist mein Fred!"

Dann gestand sie mir, daß ihr vieles schon vorher verraten hatte, daß ich in den Missionarrock nicht nur äußerlich recht wenig hineinpaßte. Dieser Verdacht sei durch mein Verhalten vor dem Funkenraum der „Mongolia" fast zur Gewißheit geworden. Und zum Schluß, während sie sich an mich schmiegte, kam es noch wie ein erleichterter Stoßseufzer: „Freddy, ich war so erschreckt. Ich dachte, du wärest verheiratet." . . .

Es war schon spät, als wir wieder nebeneinander auf dem Achterdeck der „Mongolia" saßen. Eigenartige Gedanken zogen durch meinen Kopf. Da neben mir saß eine Engländerin, die willens war, die Heimat aufzugeben, um dem Deutschen, der doch auch ihr Feind sein mußte, anzugehören fürs ganze Leben. Und drüben im alten Europa schlugen unsere beiden Völker mit allen Waffen aufeinander los, die Technik und Chemie ihnen lieferten, hetzte der eine die ganze Welt mit Lügen und Geld, führte in allen Erdteilen den gemeinsten und schmutzigsten Verleumdungsfeldzug, nur um den Deutschen geschäftlich totzumachen. War das nicht Wahnsinn? Mußte in einer so schönen Welt, die doch für alle Platz bot, dieses Morden wüten, nur weil wir zu gefährliche Nebenbuhler geworden waren?

Und neben mir saß die Engländerin, die sich den Teufel darum kümmerte, ob der geliebte Mann Deutscher oder Engländer war, die in ihm nur den Menschen sah; über mir funkelten die Sterne so schön und friedlich, als sei nicht Krieg, als kämpfte Deutschland nicht seinen Kampf um Tod und Leben, für den es jeden seiner Söhne brauchte. Na, es hatte ja doch keinen Zweck, darüber zu grübeln. Das Vaterland brauchte mich, es hatte das erste Anrecht auf mich. Kam ich heil zurück, dann . . . bis dahin aber war es noch weit, weit. — —

* * *

Zwei Tage waren seit der Abfahrt der „Mongolia" von Colombo verstrichen, ohne daß sich Besonderes ereignet hätte. Ich muß übrigens ehrlich gestehen, daß ich seit unserem Ausfluge von Mount Lavinia nur wenig Sinn für die Umgebung hatte. Wir saßen an Deck in unseren Stühlen, sprachen von all den kleinen Nichtigkeiten, von denen Verliebte eben zu sprechen pflegen, und machten Zukunftspläne.

Ein einziges Mal nur hatte Violet einen schüchternen Versuch gemacht, mich meinen Absichten abspenstig zu machen; es waren ja alles stichhaltige Gründe, die sie anführte; ich war aber viel zu fest entschlossen, um mich wankend machen zu lassen. Und Violet verstand meine Beweggründe und billigte sie schließlich. Ja, jetzt war sie es, die mir ihre Hilfe anbot und tausend drollige Einfälle hatte, die mich ihrer Meinung nach sicher ans Ziel bringen mußten. Am liebsten freilich hätte sie selbst mitgemacht. Trotzdem ich nur für sie Augen hatte, war es mir doch nicht entgangen, daß meine Mitreisenden seit einiger Zeit — besonders bei den Damen war es mir aufgefallen — mich recht wohlwollend zu betrachten schienen. Violet hatte auch längst den Grund dieses Interesses erfahren. Der Oberst steward hatte nicht dicht gehalten und den Leuten von dem Missionar erzählt, den die Liebe zu seinem Vaterlande heimwärts trieb. Mir konnte das nur angenehm sein. Wurde dadurch doch jeder Verdacht oder Zweifel an meiner Person schon im Keime erstickt.

Längst hatten wir die Südspitze Vorderindiens umfahren, ab und zu tauchte an Steuerbordseite der dunkle Strich der fernen Küste auf, um bald wieder bei Einbuchtungen zu verschwinden. Es war allmählich Abend geworden. Wenige Stunden nach Mitternacht sollten wir vor Bombay liegen. Bevor wir uns trennten, hatten wir noch besprochen, was wir während der Liegezeit im Hafen unternehmen würden, in der stillen Hoffnung, daß es dort ebenso schön sein würde wie auf Mount Lavinia. Undeutlich nur hörte ich, halb im Schlummer schon, noch die sechs Glas um elf Uhr vom Vorschiff herüber in meine Kammer dringen, dann schlief ich ein.

Ein furchtbarer Stoß weckte mich. Ich fuhr hoch. Hatte ich geträumt? Totenstille schien auf dem ganzen Schiff zu herrschen . . . doch . . . langsamer wurde da das Mahlen der Schrauben . . . sie standen. . . Was war denn los? Waren wir mit einem anderen Schiff zusammengestoßen oder auf eine Untiefe gerannt? . . . Da . . . erschrecktes Schreien und Rufen, Türen wurden auf- und zugeschlagen, hastige Schritte eilten über das Achterdeck. . . Es mußte etwas Ernsthaftes geschehen sein. . .

Ich sprang aus meiner Koje und knipste das Licht an. Während ich mich hastig anzog und die Brieftasche mit meinen Papieren an mich nahm, bemerkte ich bereits, daß der Boden sich nach vorn neigte. Die Schranktür war aufgesprungen, die Kammertür klaffte. Die gleiche Wahrnehmung mußte auch überall gemacht worden sein. Die Schreie, die ich zuerst einzeln nur vernommen hatte, wurden allgemein, steigerten sich zu einem verzweifelten Brüllen und Kreischen, in das Wimmern von Kindern und dann wieder beruhigende Stimmen klangen.

Eben, als ich aus meiner Kammer trat, jagte ein europäischer Steward vorbei. Unaufhörlich brüllte er durch die Gänge:

„Alles sofort 'raus aus den Kammern. Schiff ist schwer beschädigt!"

Und da kamen sie auch schon hinter ihm her. Notdürftig nur angezogen, viele so, wie sie aus dem Bett gesprungen waren, nur mit einem Mantel oder einer Decke umhüllt, jagten sie die Treppe hoch. Eben, als ich forschend umherblickte, wo Violet blieb, kam sie auch herangehuscht. Mit einem fast hörbaren Aufseufzen klammerte sie sich an mich und fragte, was los sei. In wenigen Sätzen waren wir an Deck. Tiefschwarze Nacht umfing uns. Leicht rollte das Schiff in der Dünung. Die Boote wurden eben ausgeschwenkt; das Achterschiff ragte hoch aus dem Wasser heraus, während das Vorschiff schon untergeschnitten sein mußte. Das ganze Promenadendeck wimmelte von schreienden, aufgeregten Gestalten. „Wir sind torpediert!" brüllten die einen, „Deutsches U-Boot" oder „Deutscher Kreuzer" antworteten andere. Und dazwischen die Kommandostimme der Schiffsoffiziere.

Die „Mongolia" war unbedingt verloren. Und da . . . als sollte meine Annahme bestätigt werden, knisterte es in den Antennen. Dreimal kurz — dreimal lang — dreimal kurz — s. o. s. Wir waren in höchster Seenot.

Das sprühende Licht des Blaufeuers, das an den Enden der Brücke abgebrannt wurde, leuchtete durch das Dunkel und warf gespenstisch weißes Licht auf das schwarze Wasser, das an den Schiffswänden rauschte und gluckste. Die Menschen gebärdeten sich wie verrückt, jammerten und wimmerten, wollten nochmals unter Deck, mußten von Besonneneren zurückgehalten werden. Und der Wirrwarr wurde noch durch die Schiffsbesatzung, die völlig außer Rand geraten zu sein schien, erhöht. Notdürftig bekleidet, teilweise nur mit einem Lendenschurz, drängte sich die schwarzbraune Gesellschaft, die England früher kaum auf dem übelsten Trampdampfer angemustert hätte, unter den Passagieren herum und versuchte, sie von den Booten wegzuschaffen. Klatschende Hiebe fielen. Die Schiffsoffiziere und die paar englischen Seeleute schafften Luft. Rücksichtslos hieben sie auf die Laskaren ein, traten und schlugen zur Seite, was nicht Platz machte. Und um die Verwirrung noch zu erhöhen, ging in diesem Augenblick das Licht aus. Das Wasser mußte die Maschinenräume bereits überflutet haben.

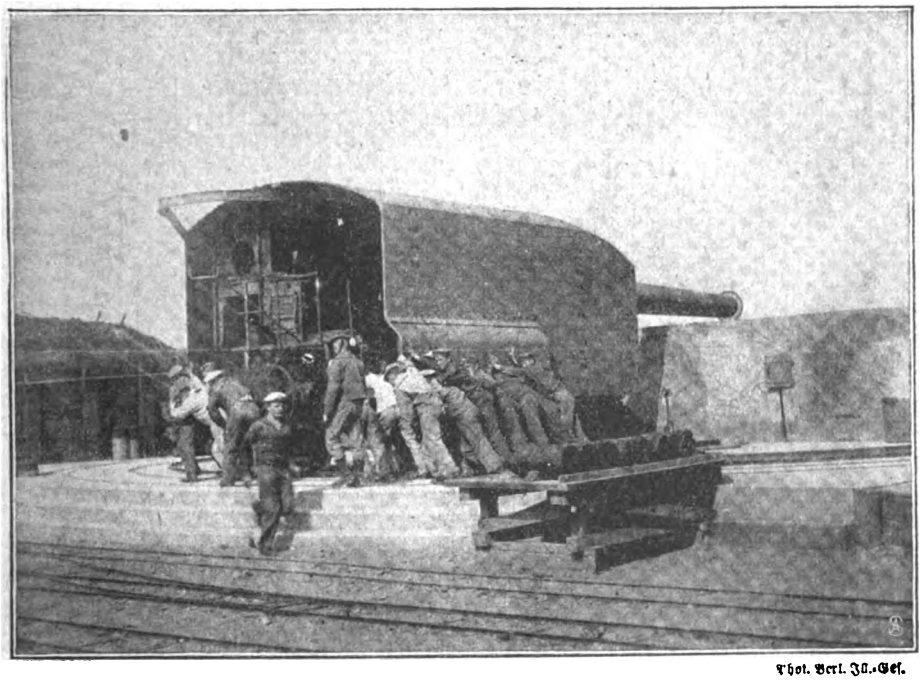
(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des deutschen Volkes Silberschatz.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Das Silber spielt im Volksmunde längst nicht die große Rolle wie das Gold. Selbst in den beiden Sprichwörtern, in denen wir es am häufigsten erwähnen, wird es zugleich mit jenem genannt, und beide Male tritt es hinter ihm zurück. Wir sprechen von „goldenen Früchten in silbernen Schalen"; wir sagen „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold". Gold wird — und wurde namentlich früher — an vielen Orten in deutschen Bergen und Wässern gefunden, aber doch immer nur in verhältnismäßig kleinen Mengen. Dagegen haben wir im Erzgebirge eine Silberfundstätte von solch ungeheurer Mächtigkeit, daß sie allgemeines Staunen und Verwundern erregte, als sie in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erschlossen wurde. Salzfuhrleute, so heißt es, die von Norddeutschland nach Böhmen fuhren, erkannten durch einen Zufall, als die scharfen Räder ihrer Fahrzeuge das harte Gestein blank wetzten, in der Nähe von Freiberg das schimmernde Erz; vermutlich waren Bergkundige vom Harz unter ihnen, die den rechten bergmännischen Blick dafür hatten. Geht man aber der Sache genauer nach, dann handelt es sich auch hier, wie so oft, um eine Wandersage. Denn schon der Erzschatz des Rammelsberges bei Goslar, des ältesten Erzbergwerkes auf deutscher Erde, wurde angeblich durch einen ebensolchen Zufall entdeckt.



Phot. Berl. Ill.-Ges.

Bei einer deutschen Batterie in Flandern: Ein Geschütz wird gedreht.

Der gewaltige und dabei überaus mannigfaltige Erzreichtum des sächsisch-böhmischen Grenzgebirges, dem dasselbe seitdem seinen jetzigen Namen verdankt, wurde alsbald mit aller Kraft und größtem Eifer ausgebeutet. In Scharen strömten niedersächsische Bergleute vom Harz nach Freiberg, wo bald eine blühende Siedelung entstand; daher heißt der älteste dortige Stadtteil heute noch die Sachsenstadt! Und daneben erschlossen sich die Fundgruben bei Altenberg, Annaberg und Schneeberg und auf böhmischer Seite bei Joachimsthal, und überall entstanden rasch volkreiche Städte. Mit Recht nennt die Geschichtschreibung den Markgrafen Otto von Meißen, den sächsischen Landesherrn in jener glücklichen Zeit, Otto den Reichen.

Den Kultstätten des Landes kam dieser reiche Segen in erster Linie zugute; eine Eintragung in der Chronik des Klosters Altzelle bei Nossen meldet, daß Markgraf Otto diesem Heiligtum, in dessen Grüften die ältesten Wettiner schlummern, 3000 Mark Silbers schenkte, — eine andere aber überliefert freilich ewigem Gedächtnis, daß sein Sohn, Markgraf Albrecht „der Unartige", den Schatz wieder wegnahm, den man unvorsichtigerweise auf den Altar gelegt! Die riesigen Bergkirchen zu Schneeberg und Annaberg — jetzt noch die größten in ganz Sachsenland — und die köstlichen Dome zu Naumburg, Merseburg, Freiberg und Meißen, sie alle verdanken dem erzgebirgischen Silberreichtum ihr Entstehen.

Auch die Handelsstadt Leipzig verdankt ihm in erster Linie ihr rasches Emporkommen. Man kann es sich jetzt kaum noch vorstellen, daß Leipzig einmal kleiner war als Freiberg, und daß der Volksmund damals sagte: „Wenn Leipzig mein wär', möcht' ich's in Freiberg verzehren". Freiberg, mit seinem stolzen Schlosse Freudenstein, war damals sogar die älteste landesherrliche Residenz! Rasch aber wendete sich das Blatt. Im Jahre 1472 erwarb der Leipziger Rat um einen geringen Betrag — 54 Gulden 12 Groschen — Anteile an zwei Kuxen der „Alden Fundgruben von Sandt Georgen" zu Schneeberg, und er hatte Glück damit. Dr. Martin Luther aber, der als Bergmannssohn gute Kenntnis dieser Dinge besaß, wollte Kuxe nicht geschenkt haben. Er meinte einmal, als ihm Kurfürst Friedrich der Weise zum Dank für die Bibelübersetzung ein Paar Schneeberger Kuxe anbot: „Der Teufel ist mir feind, der möchte das Erz meinethalben auf Gottes Zulassung abschneiden, und so müßten die andern Gewerken meiner mit entgelten," und ein andermal in seinen Tischgesprächen: „Ich will keinen Kux haben, es ist Spielgeld und will nicht wudeln (gedeihen) dasselbige Geld." Er lehnte also dieses fürstliche Anerbieten ab, das ihm 300 Gulden jährlich gebracht haben würde, also ebensoviel, wie sein ganzes jährliches Einkommen in Wittenberg betrug. — Die Spekulation mit Kuxen war eben immer ein gewagtes Geschäft, wie heute etwa die Beteiligung an der Lotterie. Denn das Silber findet sich — mit seltenen Ausnahmen — nicht in massigen Stücken, sondern in Adern, die ebenso plötzlich versiegen, wie sie angetroffen werden, und man muß dann in langwieriger Arbeit Lachter um Lachter in die Erde hineingraben, um neue Gänge zu finden. So folgten in der Geschichte des Silberbergbaues auf fette Jahre viele, viele magere Jahre und auf jähen Aufstieg ebenso jäher Absturz.

Kurze Zeit, nachdem die Stadt Leipzig ihre Anteile erworben hatte, ereignete sich aber ein solches außerordentliches Vorkommnis. Im Jahre 1477 stieß man zu Sankt Georg auf „ein mächtig Erz", das dem Landesherrn, Herzog Albrecht dem Beherzten, als er es besichtigen kam, als Tisch diente. Diese Silberstufe war $3\frac{1}{2}$ Ellen breit und 7 Ellen hoch, und nicht weniger als 400 Zentner oder 80 000 Mark reinen Silbers wurden daraus gewonnen. Die Stadt Leipzig hatte daran reichen Anteil. Am 19. Mai 1477 erschienen die beiden Ratmänner Peter Pantzschmann und Hans Feuchtwanger auf dem Rathause und legten dort zwei „Silberbrote" nieder, von denen das eine über 40 Pfund wog, und für die man 990 Gulden löste. Das war damals ein Vermögen; in dem Leipziger Türkensteuerbuche vom Jahre 1481 wurden nur 25 Bürger, die ein größeres besaßen, gezählt. Auch weiterhin machte die Stadt mit ihren beiden Anteilen noch ein außerordentlich glückliches Geschäft, und so kam es, daß sie sich während des 16. Jahrhunderts über die beiden großen süddeutschen Handelsstädte Augsburg und Nürnberg, denen sie bis dahin lediglich als Vermittlerin nach dem Norden hin diente, erhob; um das Jahr 1600 hatte Leipzig den ganzen Handel nach Ost und West vollständig selbständig in eigenen Händen. Dieser reiche Erlös aus der Beteiligung am Bergbau im Erzgebirge, in Thüringen und im Harz wurde zum Wohle der Stadt verwandt, um ihr auch nach außen hin ein stattliches Aussehen zu geben, worüber Johannes Cochläus, der Hofprediger Herzog Georgs des Bärtigen, im Jahre 1533 schreibt: „Ich hab von althen leuten zu Leyptzigk gehort, die do sagten, das innerhalb 40 oder 50 jarn alle Kirchen, Clöster vnd Spital sind von newem gebawet oder ja scheinbarlich mit gebewden vnd ewiger Zinsen stiftungen gebessert worden".

Die Landesfürsten, als die größten Bergherren, ließen aber auch das Volk in seinen breiteren Schichten an diesem unermeß-

Digitized by Google

lichen Bergsegen teilnehmen. So stiftete Herzog Georg der Bärtige, der bekannte Gegner des von Luther durchgeführten Reformationswerkes — er hatte es sich anders, in erster Linie von den Fürsten dieser Erde, nicht von einem schlichten, derben Mönch ausgehend gedacht —, um den alten katholischen Kult zu erhalten und weiter zu pflegen, im Jahre 1513 2000 Gulden, damit von den Zinsen jährlich zu Meißen und Freiberg, Leipzig und Großenhain von Gründonnerstag bis Ostern die ganze Historie vom Leiden, Sterben und Auferstehen des Heilands aufgeführt würde. Nach zehn Jahren wurden diese Aufführungen jedoch schon wieder eingestellt; es war ein vergeblicher Versuch, sich dem gewaltigen Zuge der Zeit entgegenzustemmen.

Auch sonst wirkte der ungeheure Bergsegen nicht nur zum allgemeinen Segen. Die Geistlichen verwünschten ihn und wetterten auf den Kanzeln gegen die Üppigkeit und Völlerei, die sich infolgedessen breitmachten, die weltlichen Behörden sahen sich zu immer neuen Maßnahmen dagegen veranlaßt. So bestimmte ein landesherrliches Gebot im Jahre 1472, daß Bergleute bei ihren Familienfesten nicht mehr als 30 Gäste laden, daß beim Kinderbrot oder Taufessen nicht mehr als zehn Frauen dabei sein, bei Hochzeiten nicht mehr als sechs Tische aufgeschlagen werden sollten.

Aber den Künstlern und Kunstgewerblern jener Zeit brachte das licht schimmernde und klingende Edelmetall Anregungen und reichen Verdienst. Sie schufen wertvolles Altargerät und füllten mit köstlichem Tafelgeschirr aller Art die landesherrlichen und viele bürgerliche Silberkammern. Daneben wurde das Silber auch sonst noch in spielerischer Absicht zur Herstellung manch sonderbarer Dinge verwandt. So besaß ein wettinischer Fürst Friedrich Wilhelm I., der Stammvater der alten Altenburger Linie, der in Torgau Hof hielt, eine Druckerei, in der er selbst mit silbernen Buchstaben setzte. Mehr als zwanzig treffliche Drucke gingen aus dieser Werkstatt hervor und sind, wenn auch nicht vollständig, erhalten geblieben; die glänzendste Leistung war die im Jahre 1597 erschienene lateinische Übersetzung der Sonntags- und Fastenpredigten von Dr. Martin Luther. In viel späterer Zeit hatte noch König Friedrich Wilhelm I., der sonst so sparsame Soldatenkönig, eine ganz besonders ausgeprägte Silber-Vorliebe. Im Königlichen Schlosse zu Berlin hingen damals nicht nur massive silberne Kron- und Wandleuchter, sondern sogar die Spiegel- und Bilderrahmen, ja die Füße und Armlehnen der Stühle waren entweder ganz aus gediegenem Silber hergestellt oder doch mit starkem Silberblech überzogen. Das Hauptstück war der berühmte „Silberne Chor", ein Balkon von gediegenem Silber für die Musik im Rittersaale; er wurde im Jahre 1739 durch den Hofgoldschmied Lieberkühn angefertigt und kostete die für die damalige Zeit gewaltige Summe von 104 000 Talern. Der große silberne Kronleuchter in diesem Saale kostete 27 000 Taler, ein Gegenstück hierzu im Weißen Saale kostete sogar 45 000 Taler. Der Weiße Saal war schon vorher mit Silber ausgestattet worden; im ganzen berechnete man die gesamte Ausstattung des Königlichen Schlosses mit Silbergerät aller Art auf anderthalb Millionen Mark. Doch es blieb nichts davon erhalten. Schon im vierten Jahre nach dem Regierungsantritte Friedrichs des Großen, während des Zweiten Schlesischen Krieges, wanderte die ganze schimmernde Pracht in die Münze.

Begreiflicherweise gewann die riesige Silberausbeute auch auf die Gestaltung des Münzwesens den allergrößten Einfluß. Vorher wurden bei uns nur Münzen aus lauterem Golde geprägt. Kurfürst Friedrich der Weise ließ daneben, zuerst im Jahre 1522, auch Münzen schlagen, die mit Silber legiert waren und als Umschrift seinen Wahlspruch trugen: Verbum domini manet in aeternum, dessen Anfangsbuchstaben man — beiläufig bemerkt — heute noch auf den Schlußsteinen vieler älteren Freiberger Haustüren findet. Dann gingen — von der reichen Joachimsthaler Fundgrube in Böhmen — die ersten silbernen Taler aus. Ihnen folgten die Silbergulden. Im Jahre 1456 brachte die erste sächsische Münzordnung auch die ersten Silbergroschen, seit 1482 gab es auch silberne Pfennige und Heller. Die Verwendung von Kupfer war unserm Münzwesen noch lange fremd; in Kursachsen kamen die ersten Kupferpfennige erst im Sommer 1762 — während des Siebenjährigen Krieges — auf, „um der heimlichen Hinwegschaffung silberner Pfennige vorzubeugen", 1778 die Kupferheller, „zur Erleichterung des Verkehrs mit der preußischen Armee", am 5. September letzteren Jahres auch Kassenscheine, das erste Papiergeld. Also Kriegsgeld! Der sparsamen und geschäftskundigen — freilich auch recht verderblichen — Finanzwirtschaft Friedrichs des Großen blieb eine Vermischung von Silber mit Kupfer vorbehalten; das waren die berüchtigten preußischen Silbergroschen, die der Volksmund mit dem bitteren Witzwort „Innen Ephraim, außen Friederich" kennzeichnete. Eine besonders eigenartige, einst weit und breit beliebte, jetzt äußerst kostbar und selten gewordene Silbermünze waren die Annaberger Schreckenberger (nach dem dortigen beherrschenden Berge benannt) oder Engelgroschen, die den Bürgern guten Ruf brachten: „Bist ein rechter Annaberger, hast den Sack voll Schreckenberger" wurde davon gereimt. Und das wohl nicht zu Unrecht; so erklärt es sich, daß der Ablaßkrämer Tetzel, als er im Jahre 1507 das obere Erzgebirge bereiste, in der kurzen Zeit von zwei Tagen nicht weniger als 2000 Gulden löste.

Wie bekannt, hat Tetzel mit dem Fortschaffen seines Silberschatzes allerhand sonderbare Umstände gehabt; doch davon wissen auch in späterer Zeit noch andere Leute Erbauliches zu erzählen. So berichtet Bülau in seinen „Denkwürdigen Geschichten und Menschen": Als Karl Gottlob Nüßler (gest. am 31. März 1776 als Landrat des Niederbarnimschen Kreises) im Jahre 1730 die Erbschaftssache der vier Jahre vorher in Ahlden, wo sie lange gefangen saß, verstorbenen Mutter des Königs Georg II. von Großbritannien und der Königin Sophia Dorothea von Preußen geordnet hatte, ließ ihm der hannoversche Minister v. Münchhausen den Anteil der letztgenannten — 40 000 Taler — in lauter neuen Andreastalern auszahlen, die er auf königlichen Befehl selbst nach Berlin bringen und sich dabei von einem Leutnant mit dreißig Mann geleiten lassen mußte. In Berlin angekommen, konnte er erst lange nicht erfahren, wo er die kostbare Last hinbringen sollte, und es wurde deshalb zweimal beim König (Friedrich Wilhelm I.) angefragt. Das zweitemal fand sich ein großes Kreuz neben die Anfrage gesetzt, was der Kabinettsminister v. Thulemeier dahin erklärte, daß das Geld dem Staatsminister v. Creutz zu liefern sei. Noch umständlicher war vielleicht die Beförderung eines bedeutend größeren Silberschatzes, mit der im Herbst 1786 der sächsische Finanz-Hauptkassierer betraut wurde. Damals hatte sich Prinz Anton von Sachsen (zum zweiten Male) mit der Prinzessin Maria Theresia von Toskana vermählt, und der genannte Beamte erhielt nun den verantwortungsvollen Auftrag, ihre Ausstattung in 26 Koffern, enthaltend 7½ Zentner an Gold und eine halbe Million Gulden, in Böhmen in Empfang zu nehmen und nach Dresden zu geleiten. Das Beilager war durch einen Stellvertreter vollzogen worden, „durch Prokuration", wie man das damals nannte, und so kam die Braut mit ihrem „Schatz" allein angereist. Sonst brachte immer der stattliche Hochzeitszug das Heiratsgut selber mit; daher die langen Wagenzüge, von denen wir immer wieder bei solchen Anlässen lesen.

Die Gestaltung der geldwirtschaftlichen Verhältnisse während des letzten Menschenalters haben, wie bekannt, zu einer außerordentlichen Entwertung des Silbers und damit — vor fünf Jahren erst, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges — zu einer völligen Stillegung des sächsischen Silberbergbaus geführt. Die Einführung der Goldwährung und der Wettbewerb der überseeischen Silbergruben hatten den Silberpreis um mehr als die Hälfte sinken lassen; im Jahre 1871 kostete das Kilogramm Silber 178 Mark, vor Jahresfrist nur noch 71 Mark. Auch der zweckmäßigste Betrieb, wie er namentlich seit der im Jahre 1886 erfolgten Vereinigung der wichtigsten sächsischen (Freiberger) Silbergruben in der Hand des sächsischen Staates möglich wurde, konnte nicht verhindern, daß der Ertrag mit rasender Schnelligkeit zurückging und zuletzt sogar der Notwendigkeit staatlicher Zuschüsse wich. Infolgedessen entschloß sich die sächsische Staatsregierung im Jahre 1903 schweren Herzens dazu, ihre Freiberger Silberwerke, die ihr während ihres siebenhundertjährigen Bestehens über fünf Millionen Kilogramm Silber im Werte von etwa 900 Millionen Mark und außerdem noch gewaltige Mengen Blei, Zink, Schwefel, Arsen usw. — geliefert hatten, innerhalb des nächsten Jahrzehnts eingehen zu lassen; im Jahre 1913 fuhr der letzte Freiberger Häuer seine letzte Schicht.

Inzwischen haben sich aber infolge des so lange anhaltenden Kriegszustandes die Verhältnisse wieder in unvermuteter Weise vollkommen geändert. Das Silber ist neuerdings ganz bedeutend im Preise gestiegen, so daß sich jetzt seine Förderung wieder lohnt, und deshalb wird jetzt überall der Silberbergbau von neuem aufgenommen. Denn noch immer ruhen Millionen ungehobener Schätze in deutscher Erde. Die erzgebirgischen Silberbergwerke — wie es in dem damaligen abschließenden amtlichen Berichte heißt: „einst der Stolz und die Quelle des Reichtums des Sachsenlandes" — haben also ihre Rolle noch nicht ausgespielt. Das Bergglöckchen schallt wieder über den kurze Zeit vereinsamten Stätten, und freudig ruft der Bergmann von neuem: „Glück auf!"

Digitized by Google

№ 8 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.**
mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(7. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Und er hörte, während er das Keuchen seiner Brust hinunterzwang, wie ihre Stimme ihm Antwort gab: „Da bin ich! Da bin ich —!"

Er wollte fragen: Wo — wo? Aber nur seine Lippen regten sich. Er griff mit beiden Händen ins Leere.

Denn ganz am Ende des Säulenganges, der sich vor seinen Schritten öffnete, sah er die Gestalt einer Frau, kaum erkennbar, wie sie zwei Herzschläge lang im sanften Licht einer Ampel stand und gleitend zur Seite wich und verschwand.

Er wollte rufen, aber er rief nicht. Er rannte. Er lief in Sprüngen wie ein Hirsch auf der Flucht, erreichte die Stelle, wo die Frau gestanden hatte, blickte sich um, sah ihre gleitende, entweichende Gestalt eine schmale Treppe ersteigen und hastete nach den Stufen. Sie waren hoch, rauh und unregelmäßig und hatten kein Geländer. Sie führten hinauf und hinab. Sie erklommen die Höhe des flachen Daches; als der Mann es betrat, sah er die Frau, der er nachfolgte, wie sie, ihm den Rücken wendend, schmal und zart, in ein nachschleppendes, farbloses Kleid gehüllt, das der Wind bewegte, gegen die Sichel des tiefen Mondes stand, als wollte sie ihn betreten. Und sie hob die Arme wie zu einem fremden, schwermütigen Gruß und verschwand jenseit des Daches gleich einem Hauch in die Tiefe. — Der Mann, der wie ein Wolf auf ihren Spuren lag, spürte das Blut in seinen Ohren tosen. Er rannte, kam an das Ende des weiten, ebenen Daches, blickte in die Dunkelheit hinab, lief hin und her, die Stelle nicht findend, wo eine Treppe mündete. Zuletzt, da er sie entdeckte, nahm er die Stufen in stürzenden Sätzen; er rief nicht mehr, er keuchte. Er sah nicht, wohin er die Füße setzte. Seine Augen hingen weit aufgerissen, in wütender Angst an der Frau, deren Gestalt, wie das Licht sie traf, in ständigem Wechsel aus Hellem in Dunkles gleitend, bald verschwindend, bald wieder auftauchend, jetzt näher, jetzt ferner als jemals, ihm ewig unerreichbar blieb.

Einmal, da er sie aus den Augen verloren hatte, stand er plötzlich, eine Tür aufreißend, zwei Schritte vom Wasser des Sees, das unbewegt, dem Licht des Mondes eine Straße, zwischen seinen Ufern lag. Gegenüber, düster und unwirklich, ragten die Türme des Tores, durch das er vor kaum mehr als vierundzwanzig Stunden eingezogen war, während an seinem Wege die Elefanten niederknieten und die Fackeln ihre zuckenden Tänze tanzten.

Das alles war Ewigkeiten her. — Zwischen gestern und heute blähte sich der Aberwitz der Stunden.

Aber jetzt wußte er, wo

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Aus dem besetzten Gebiet im Osten: Deutsche Soldaten mit Schneepflug.

Digitized by Google

er sich befand. Er hatte diese Steine schon einmal unter den Füßen gehabt. Er konnte sich nicht mehr ins Sinnlose verirren. Es galt nur nachzudenken — rechts? — links? — durch diesen Gang? — durch jenen? —

Doch ehe es ihm gelungen war, einen klaren Gedanken zu fassen, sah er, sich umwendend, keine hundert Schritte von sich entfernt, die Frau, auf deren Fährte er gehangen hatte, gleich einem Schattenbilde zwischen zwei Säulen stehen, selbst noch im Dunkeln, doch gegen ein von oben niederfallendes Licht sich zeichnend, in dem die Falten ihres schleppenden Kleides zu schimmern begannen.

Sie hatte eine Hand gegen eine der Säulen gestemmt und ruhte aus, so wie der Mann ausruhte, den Kopf, von dem der Schleier rann, leicht aufgehoben, als horche sie hinter sich.

Der Mann konnte ihre Züge nicht erkennen; er sah nur die Linie, die von der Schläfe niederglitt zum Kinn. Aber diese Linie kannte er, als wäre sie ihm mit dem Stichel auf die Netzhaut gezeichnet worden.

„Irene," sagte er, halb erwürgt von seiner Erregung, fast ohne Laut, „wenn du nicht willst, daß ich vollends den Verstand verliere, dann gib mir eine Antwort! Warum hältst du mir nicht stand? Warum kommst du nicht zu mir — ? Bin ich schon ein Narr geworden in diesem verfluchten Lande? Lebst du, oder bin ich ein Besessener, der hinter einem Gespenst herläuft — ?"

Die Frau schien nicht zu hören, daß er sprach. Sie rührte sich nicht. Aber als er eine Bewegung machte, um auf sie zuzugehen, glitt sie aus dem Dunkel hinaus in das Licht, das jenseit der Säulen lag, und dieses Licht war so stark, daß es ihre Gestalt zu einem fast nicht mehr Körperlichen, zu einer Erscheinung des Lichtes selbst auflöste.

Fürbringer schlug sich die Faust gegen die Stirn.

Ich bin also wahnsinnig! dachte er. Seine Zähne knirschten aufeinander. Er stierte, ohne sich zu regen, hinter der Frau drein, die ihm lautlos entglitt.

Und plötzlich schrie er auf, laut und gellend, riß sich von dem Boden los, in den er eingewurzelt schien, winkte mit beiden Armen, stürzte vorwärts und schrie:

„Nicht dorthin — ! Nicht dorthin, Irene — ! !"

Er hatte erkannt, daß die Frau dem Tore zuschritt, das den Hof der Tiger verschloß.

Sie hörte sein Schreien nicht. Unaufhaltsam glitt sie weiter und erreichte das erzene Tor. Sie hob die Hände zu seinen Riegeln . .

Dem Manne trat das Blut in die Augen. Er rief, aber er vernahm keinen Laut von seinen Lippen. Er rannte, aber der Marmor des Bodens schien saugender Sumpf geworden zu sein und knebelte ihm die Füße, daß er sie zu jedem Schritt mit aller Kraft befreien mußte.

Er rief den Namen seiner Frau mit der Wut der siedenden Angst, unaufhörlich, ununterbrochen schrie er nach ihr. Aber sie hörte nicht. Sie hatte die Hände erhoben, daß der dünne Schleier über ihre Arme zurückfiel, und schob den gewaltigen Riegel, der das Tor in seiner Mitte zusammenhielt, aus den eisernen Klammern.

Weit klaffend öffneten sich die Flügel des Tores; hinter ihnen lag tiefe Dunkelheit. Diese Dunkelheit schluckte die Gestalt der Frau ein. Das Tor schloß sich hinter ihr, lautlos, wie es sich geöffnet hatte. Und es stand hochaufgerichtet, mächtig und finster da, von keinem Licht getroffen.

Der Mann erreichte das Tor und fiel an ihm zu Boden. Es war, als wären ihm die Sehnen zerschnitten worden, als baumelten ihm die Glieder haltlos am Leibe. Mit einer übermenschlichen Anstrengung richtete er sich auf, tastete nach dem Riegel, packte ihn und riß an den Flügeln des Tors.

Sie rührten sich nicht.

Der Riegel war zurückgeschoben; das Tor besaß kein Schloß. Vor weniger als einer Minute hatte es sich aufgetan und mit schwer klaffenden Flügeln gestanden. Jetzt schien es nur ein Einziges zu sein, unteilbar, unerschütterlich, nicht ein Tor — eine Mauer aus Erz, aus einem Stück gegossen.

Michael Fürbringer stemmte seine Schultern, seine Knie, seine Fäuste anstürmend gegen den eisernen Widerstand. Nicht das leiseste Zittern im Gefüge antwortete seiner rüttelnden Wut, seiner Angst, die kein menschliches Maß mehr hatte.

Er hob seine blutigen Augen zum Himmel, den er nicht fand. Er schrie nicht mehr; aber der Name seiner Frau war in jedem Atemzug, der über seine röchelnden Lippen hastete.

Und zuletzt, da er seine Kräfte erschöpft hatte bis zur Grenze der Besinnungslosigkeit, brach er zusammen und lag vor dem riesenhaften, schwarzen Tor, die Stirn auf den Steinen.

Als er den Kopf wieder hob, hatte er stumpfe Augen. Er sah sich um. Eine bleiche, graue Dämmerung herrschte unter den Säulen, die Hochgewölbtes trugen.

Michael Fürbringer stand auf. Er dachte nichts. Er fühlte nichts. Er ging sinnlos geradeaus, wo ihm der Weg frei war, erreichte eine Treppe und stieg sie hinauf und stand nach hundert Schritten vor der Tür seines Wohnzimmers.

Er ging hinein und brachte die Willenskraft nicht auf, hinter sich die Tur zu schließen. Er trat in sein Schlafzimmer, warf sich in den Kleidern aufs Bett und lag mit tauben Gliedern. Er schloß die Augen, und sein Einschlafen war wie Sterben.

Ihm folgte tiefstes Nichts . . .

* * *

Fürbringer erwachte, ohne die Augen zu öffnen, von dem Geräusch eines sanften, gleichmäßigen Regens. Auf dem Rücken ausgestreckt, die Hände flach an den Seiten ruhend, lag er still und horchte auf den vertrauten, fast herzlichen Laut, der so ganz nur mit sich selbst beschäftigt war. Er war müde auf den Tod und hatte doch das Gefühl, eine Kette von Ewigkeiten verschlafen zu haben.

Er wollte sich auf seine Hände stemmen, um sich aufzurichten, aber seine Hände versagten ihm den Dienst. Sie knickten in den Gelenken zusammen. Mit einer Bewegung des Stumpfsinns hob er sie auf wie etwas Fremdes, nicht zu ihm Gehörendes, und betrachtete sie. Sie waren dunkelrot und geschwollen; an den Knöcheln stand über Wunden geronnenes Blut.

Das Erztor . . .

Michael Fürbringer stöhnte in sich hinein. An seinen zerschundenen Händen war ihm die Erinnerung an den rasenden Spuk der Nacht wiedergekommen. Er wandte den Kopf zur Seite, starrte nach den Fenstern . . .

Sie schienen fließendes Gold zu sein.

Die Rolläden, aus Holzfasern künstlich geflochten, waren herabgelassen und wurden von außen überspült von einem feinen, unablässig niederrieselnden Wasserfall, der im Feuer der Sonne dampfte. Am Kopfende des Bettes stand Nissa und ließ den Windfächer schwingen. Auch das Gewebe des Punkah war durchfeuchtet von irgendeiner starken und erquickend duftenden Flüssigkeit.

Fürbringer drehte den Kopf zurück und schloß die Augen. Er preßte die Zähne zusammen und horchte, bis das Brausen seines Blutes ihm wie eine Maske vor den Ohren lag.

„Nissa!"

„Sahib?"

„Warum sind die Tiger so still?"

„Sie sind fort, Sahib", antwortete der Inder schläfrig.

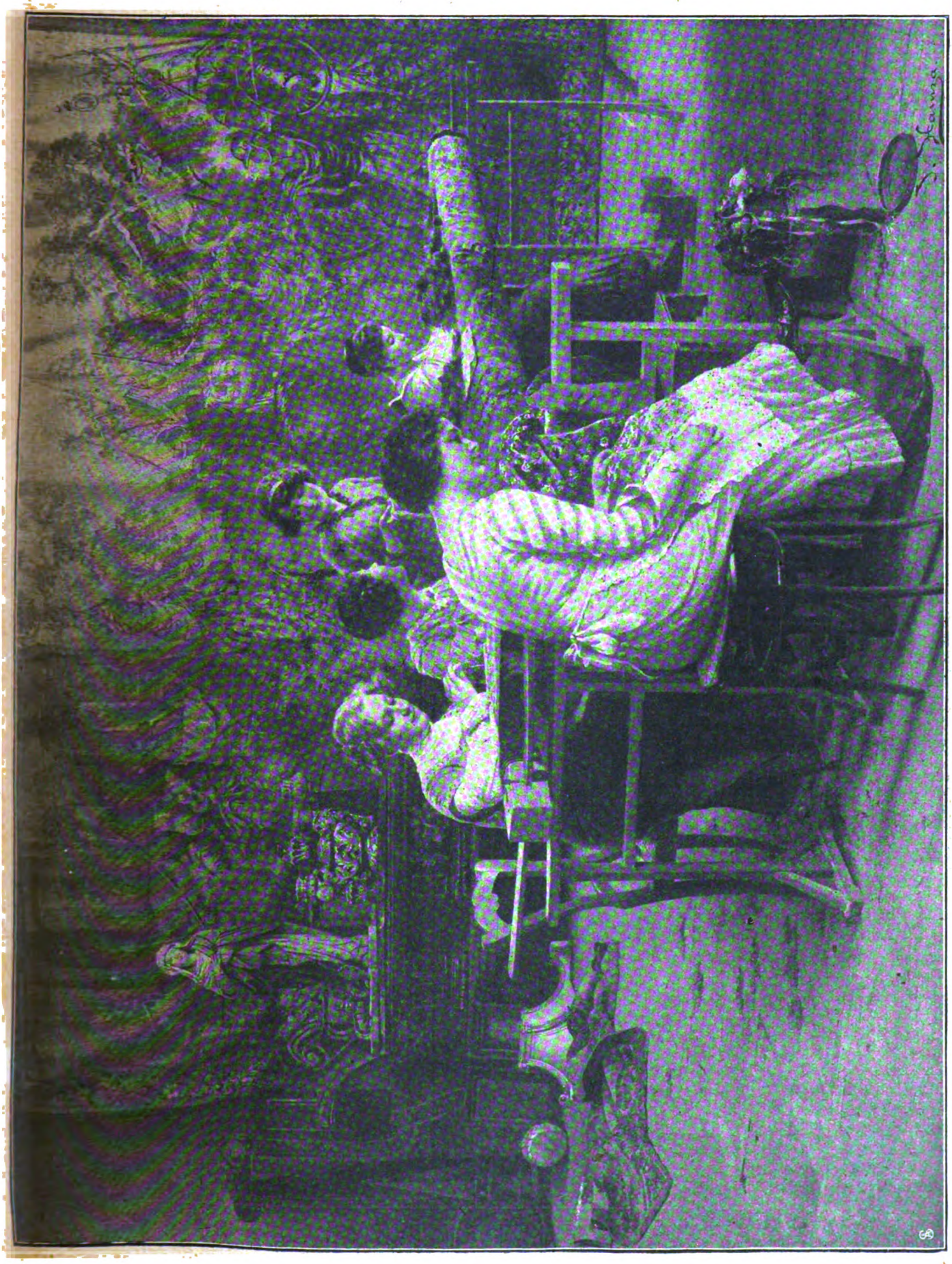
„. . . Fort — ?"

„Ja, Sahib."

„Sie sind nicht mehr in dem Hof, der unter meinen Fenstern liegt?"

„Nein, Sahib. Sie sind fort."

Digitized by Google



Gobelinstickerinnen. Gemälde von Johann Hamza.

Digitized by Google

Fürbringer hielt den Atem an. „Seit wann?“ fragte er verhalten.

„Seit gestern morgen . . . Unser Herr wünschte nicht, daß du noch einmal gestört werden solltest vom Geräusch ihrer Füße. Du wirst sie nicht wieder hören.“

Fürbringer entgegnete nichts. Er rang das Würgen nieder, das ihm nach der Gurgel griff. Er spürte vor seinen geschlossenen Lidern den goldenen Taumel des Lichts, das sich im Rieseln des Wassers badete, und er empfand jede Schwingung des Windfächers wie ein Geschenk an Kraft.

Der Fürst hat recht, dachte er. Die Nächte dieses Landes sind entsetzlich — man darf sie nicht wachend erleben wollen. Aber die Tage sind doppelte Tage; und ich will sie benutzen.

Während er sich erhob, in Eiswasser badete und sich von vier braunen Schatten, die einander beständig im Wege waren, ankleiden ließ, weil er seine Hände nicht zu rühren vermochte, entwarf er seine Pläne; beim Frühstück ging er an die Ausführung.

Er fragte nach Ramigani.

Ramigani trat ein. Er grüßte, die Hände zur Stirn erhebend, und blieb an der Tür stehen.

„Höre, Ramigani,“ begann Fürbringer mit einer gewissen Kraftentfaltung, „ich langweile mich.“

In dem Gesicht des Inders regte sich kein Muskel. Er sah seinen abendländischen Gebieter schwermütig an.

„Befiehl, Sahib“, sagte er.

Fürbringer schüttelte den Kopf. „Ich möchte deine Vorschläge hören, mein Freund“, entgegnete er aufmunternd.

Ramigani verbeugte sich. „Du hast Macht über alles, was Eschnapur besitzt, Sahib. Vierhundert Pferde, mit Augen, deren jedes einen Goldbarren wert ist, warten darauf, daß du sie besteigst. In den Höfen schreien die Kamele, sie bieten dir ihre Rücken dar, und ihre Höcker strotzen von Kraft. Befiehl, und die Elefanten knien vor dir nieder, daß du ihre Nacken ersteigen mögest; sie machen die Erde dröhnen mit dem Gestampf ihrer Beine und dem Geschmetter ihrer Stimmen. Wenn du jagen willst, so nenne das Tier, das du suchst, und die Jäger des Fürsten werden dich zu seiner Fährte bringen. Sie sind kühn und geschickt und fürchten den Tod nicht.“

„Später, Ramigani“, antwortete Fürbringer; „ich habe mir die Hände verletzt — laß sie heilen.“

„Soll ich dir die Zauberer rufen, Sahib? Sie, die Feuer verschlingen, an deren nackter Haut die Schärfe des Stahles stumpf wird, die Bäume wachsen lassen aus einem Fruchtkern, daß du den Duft ihrer Blüten atmest und zuletzt mit deiner eigenen Hand die reife Frucht von den Zweigen brichst und ihre Süße schmeckst? Oder willst du die Schlangenbeschwörer kommen lassen, die den Sinn der Kobra berücken mit dem Ton ihrer Flöte, daß sie, die Heilige, die Tödliche, tanzt?“

„Laß sie am Abend kommen, Ramigani. Die Sonne des Mittags ist eine Feindin der Zauberei.“

Ramigani zögerte.

„Die Tänzerinnen des Fürsten, o Sahib, sind um ihrer Schönheit willen berühmt. Willst du sie sehen?“

Fürbringer hob den Kopf und sah dem Inder mit einem stillen Lächeln ins Gesicht. „Gibt es auch Frauen in eurem wunderlichen Lande?“ fragte er. „Ich glaube, daß sie der Durga gleichen, weil sie sich dem Blick so ganz entziehen.“

„Sieh sie dir an, Sahib“, sagte der Inder einfach.

Fürbringer schob die Lippen vor. „Vielleicht“, meinte er. „Gib mir eine Zigarette, Nissa.“

Nissa gehorchte. Fürbringer stand auf und ging im Zimmer hin und her. Ramigani stand unbeweglich an der Tür.

Fürbringer warf die Zigarette fort und wandte sich um. „Nun?“ fragte er. „Geh voran, Ramigani!“

Der Inder öffnete die Tür vor ihm. Sein messingfarbenes Gesicht war ebenso leer und ebenso aufreizend wie seine Höflichkeit. Fürbringer blickte auf den mageren Nacken und die unmännlichen Schultern des Voranschreitenden. Er betrachtete ihn, diese Vollkommenheit des Gehorsams, mit sicherster Überzeugung von der Unfehlbarkeit des Instinkts, mit dem dieser Mensch die Grenzen innehalten würde, die sein abwesender Herr seiner Untertänigkeit gegen den Fremden gezogen hatte.

Fast ohne es zu wollen, rief er ihn an: „Höre, Ramigani . . .“

Der Inder blieb stehen und sah sich um. „Sahib?“

„Liebst du deinen Herrn?“ fragte Fürbringer etwas zögernd.

Die glühenden und dennoch leeren Augen des Inders hielten seinem Blick stand. Für die Dauer weniger Atemzüge verkroch sich der Ausdruck seines Gesichts so gänzlich bis unter die Haut, daß er fast einfältig aussah.

„Warum sollte ich ihn nicht lieben, Sahib?“ entgegnete er sanft.

„Wenn du es nicht tätest,“ sagte Fürbringer, ohne ihn aus den Augen zu lassen, „dann würdest du wissen, warum.“

„Ja, Sahib“, antwortete der Inder.

Er wartete, ob Fürbringer noch etwas hinzuzufügen hätte. Er wartete mit großer Höflichkeit. Der metallische Ton seiner Haut war ausgelöscht.

„Gehen wir weiter“, sagte Michael Fürbringer.

Der Weg, den sie machten, führte sie in den südlichsten Teil des Palastes, und sie brauchten nahezu eine Viertelstunde, um ihn zurückzulegen.

Ramigani schlug einen Vorhang zurück, dessen Brokatstoff in schweren Falten starrte.

„Tritt ein, Sahib“, sagte er, zur Seite tretend.

Der Raum, der Fürbringer empfing, war klein, rund und leer bis auf einen köstlichen Teppich und einige Polster an den Wänden.

„Setze dich nicht, Sahib“, sagte der Inder mit der schwermütigen Bestimmtheit der Wissenden. „Die Krait braucht wenig Platz, und sie ist tödlicher als die Kobra.“

Er wandte die Polster um und glättete eine Falte des Teppichs.

„Glaubst du gegen Schlangen gefeit zu sein, daß du mit nackten Händen nach ihnen suchst?“ fragte Fürbringer.

Der Inder sah ihn an. „Sie können mich nicht töten, wenn es mir nicht bestimmt ist“, antwortete er. „Und wenn es mir bestimmt ist — wie sollte ich mich vor ihnen schützen?“

„Und ich?“ fragte Fürbringer lächelnd.

„Du bist ein Fremder.“

Fürbringer schwieg. Er setzte sich.

„Soll ich die Tänzerinnen rufen?“ fragte Ramigani.

„Rufe sie.“

Der Inder verschwand durch eine Seitentür. Als er zurückkam, folgten ihm fünf Mädchen, bei deren Anblick Fürbringer sich unwillkürlich zurücklehnte, denn sie schienen in ihrer Gesamtheit den kleinen Raum auseinandersprengen zu wollen.

Die Mädchen glichen den heiligen Zebukühen, die in ihrem eigenen Fett ersticken; sie dampften von Schweiß und klirrten einher wie Gepanzerte unter der Last ihres Schmuckes. Auf den Zehen ihrer nackten Füße funkelten die Smaragde, und ein Smaragd funkelte ihnen im linken Nasenflügel.

Ihr Lächeln war das Lächeln gottwohlgefälliger Torheit, und ihre Zähne waren rot wie Granatblüten von dem geheimnisvollen Allerlei, das sie, in Blätter des Betelstrauches eingewickelt, gekaut hatten.

„Befiehlst du, daß sie tanzen sollen, Sahib?“ fragte der Inder.

„Nein, mein Freund“, sagte Fürbringer etwas kurz.

Ramigani verzog keine Miene. Er hob die Hand, und die menschlichen Zebukühe entfernten sich mit demselben lächelnden Stumpfsinn, mit dem sie gekommen waren. Ramigani stieß einen Ruf aus, einen kurzen, scharfen Kehllaut.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

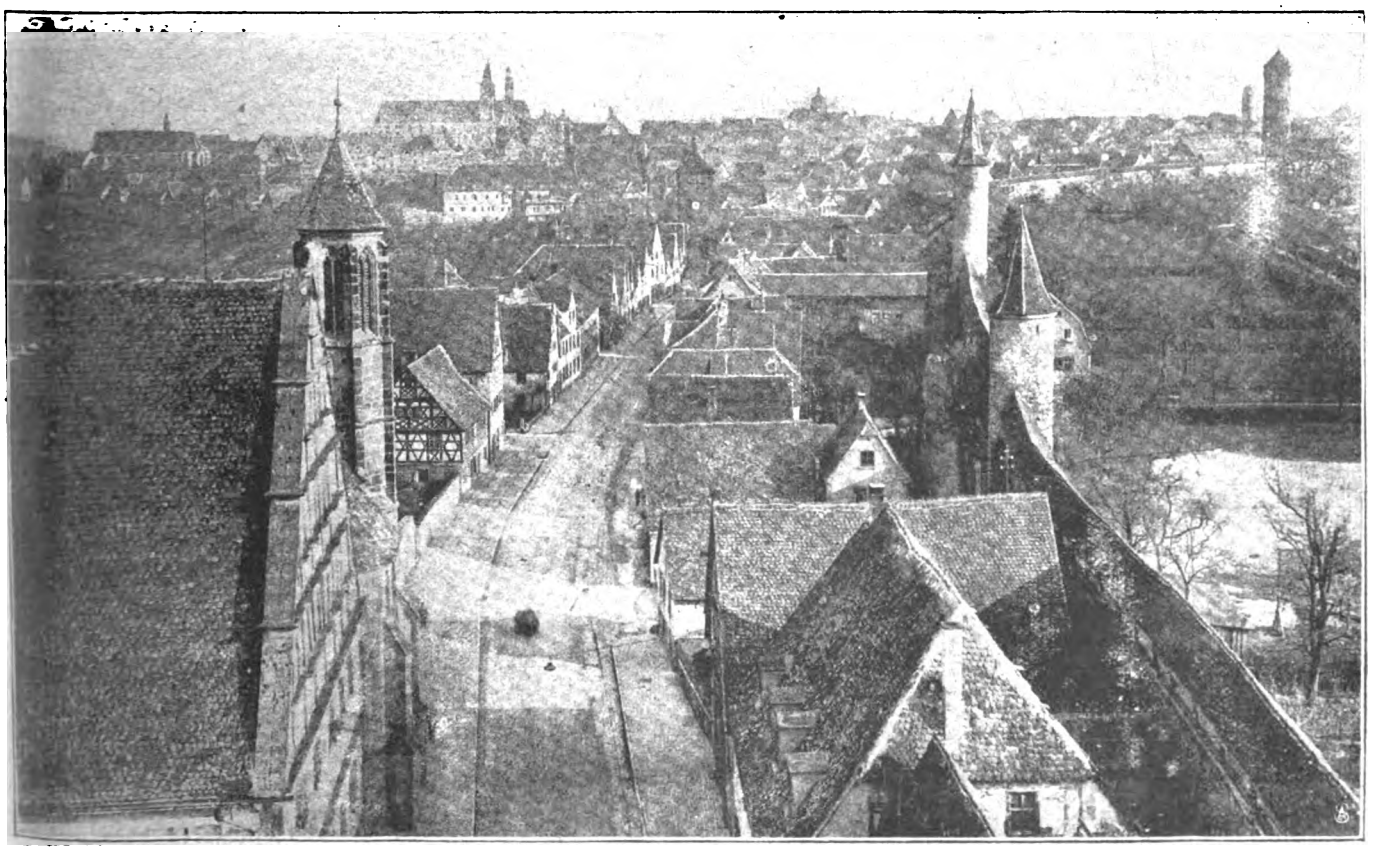
Von altdeutscher Städtewehr.

Von Fritz Mielert. — Mit 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Man ist heute vielfach geneigt, über die Kriege verflossener Zeiten etwas geringschätzig zu denken In der Tat stehen ja die Anstrengungen und das Aufgebot an Menschenmassen, maschinellen Kräften und Abwehrmitteln in dem jetzigen Kriege ebenso beispiellos da wie die riesenhaften Verluste, welche die heutigen Kämpfe zur Folge haben. Und doch ist es nicht berechtigt, die kriegerischen Ereignisse früherer Zeiten, ich habe hier besonders das deutsche Mittelalter und seine Belagerungskriege im Sinne, als Spielereien anzusehen. Schon ein Blick auf die noch vielfach erhaltenen gewaltigen Türme und starken Mauern, die Tiefe und Breite der Wallgräben zeigt dem Nachdenklichen zur Genüge, daß, wenn man in jenen Zeiten auch noch keine Trommelfeuer und Handgranaten kannte, die Einnahme der Städte infolge der weit schwächeren Angriffsmittel doch ganz gewiß keine Kleinigkeit darstellte, ebenso wie aus demselben Grunde die Verteidigung der Mauern und Türme gegenüber den Anstürmenden starke Nerven und unerschütterliche Ausdauer erforderte. Man betrachte nur zeitgenössische Darstellungen von Kampfszenen jener Zeiten, um zu erkennen, mit welcher Grimmigkeit, Grausamkeit und Unerbittlichkeit auch damals gegeneinander gerungen wurde. — In allen Fällen umschlossen ein oder zwei Gräben mit entsprechenden Wällen die Städte, sofern nicht ihre bergige Lage die Gräben unnötig machte.

Nürnbergs Stadtmauer und Graben, Wehrgänge mit vorspringenden Wehrtürmchen. (Im Hintergrunde die Burg.)

Auf dem innersten Wall erhoben sich eine, in selteneren Fällen zwei hintereinander aufragende Mauern mit Toren und Wachttürmen. Die mit Wasser gefüllten Gräben sind heute nebst den Wällen meist geschwunden. Wo sie aber beibehalten worden sind, hat man sie in Parkanlagen umgewandelt. In Breslau führt der einstige Wallgraben noch heutzutage zum Teil Wasser und wird im Winter bei Gelegenheit als sehr beliebte Eisbahn benutzt. Schon hier kann man die Breite und Tiefe dieser alten Wallgräben ermessen. Noch wirksamer tritt die Großartigkeit dieses Abwehrmittels dort in Erscheinung, wo sich hinter dem einstigen Graben noch die Mauern erheben, wie dies in Nürnberg und vielen anderen deutschen Städten der Fall ist. Erst nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges haben diese Wälle und Gräben ihre ehemalige Bedeutung verloren, da man seit 1648 nicht mehr an



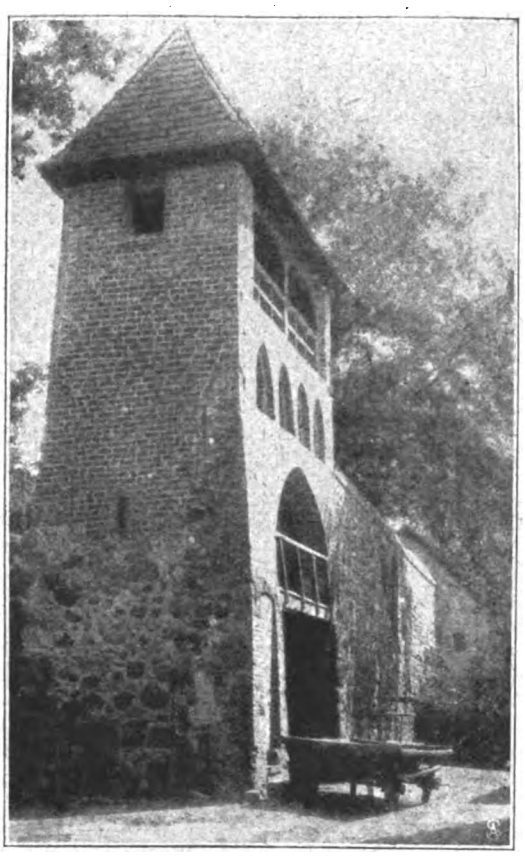
Rothenburg ob der Tauber: Blick vom Spitalforturm auf die Stadtmauer mit ihren hohen, runden Wehrtürmen

Digitized by Google

die Wiederkehr einer so langen Kriegszeit glaubte. Damals begann man auch, die bisher kahlen Wälle mit Bäumen zu bepflanzen und sie nach und nach in Parkanlagen umzugestalten. Die Mauern und Türme aber ließ man noch bestehen; und erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schlug auch vielen dieser städtischen Umwehrungen die Schicksalsstunde.

Die Höhe der Mauern ist bei den einzelnen Städten ebenso verschieden wie ihre Stärke. Weniger als vier Meter ist jedoch kaum eine der Stadtmauern hoch, ebenso wie man selten über acht Meter hohe Mauern antrifft. Die Stärke richtet sich je nach der Gefährdung der Stelle. Man findet Mauern, die bis vier Meter Dicke besitzen, andernteils, besonders dort, wo abschüssiges Gelände keine Bedrohung durch Belagerungsrammen befürchten ließ und auch keine Gelegenheit zum Anlegen von Sturmleitern bot, sind die Mauern oft nur drei viertel Meter stark. Was wenig auffällt, aber bei fast allen Mauern zu beobachten ist, das ist die abnehmende Stärke nach oben hin. Mauern, welche unten zwei Meter stark sind, besitzen oft nur eine Mauerkrone von einem Meter Dicke.

Sehr verschieden ist die Ausnutzung der Mauern zu Verteidigungszwecken. In norddeutschen Städten findet man vielfach Mauern, welche nur eine schützende Wand bilden, aber keinerlei Wehrgänge, Schießscharten und dgl. besitzen. Hier erfolgte die Verteidigung lediglich durch flankierende Schutzbauten. Außer den Tortürmen, welche besonders starke Befestigungsanlagen darstellten, mit Innen- und Außentoren und oft noch einem sich davorlegenden Zwinger oder Brückenkopf ausgestattet waren, wurden die Mauern in Abständen von etwa 30 Meter von je einem aus der Mauerflucht vorspringenden Wehrturm unterbrochen. Diese Wehrtürme, in Norddeutschland vielfach Wiekhäuser genannt, hatten meist eine mit Zinnen bekrönte Plattform, die des besseren Schutzes halber noch überdacht war, und wiesen in den etwa drei Meter aus der Mauerflucht vortretenden Seitenwänden zwei oder mehrere übereinanderliegende Schießscharten auf. Jedes Wiekhaus hatte also ungefähr 15 Meter Schußfeld zu beherrschen und wehrte die Feinde sowohl nach den Seiten wie nach vorn hin ab. An besonders gefährdeten Stellen standen die Wiekhäuser noch etwas enger beisammen. Die Tortürme waren so angelegt, daß das Außentor meist breit und niedrig war und das Innentor, mit dem es durch Mauern in Verbindung stand, so hoch aufragte, daß die von ihm versandten Geschosse bequem über das Außentor hinweg die Angreifer erreichen konnten.

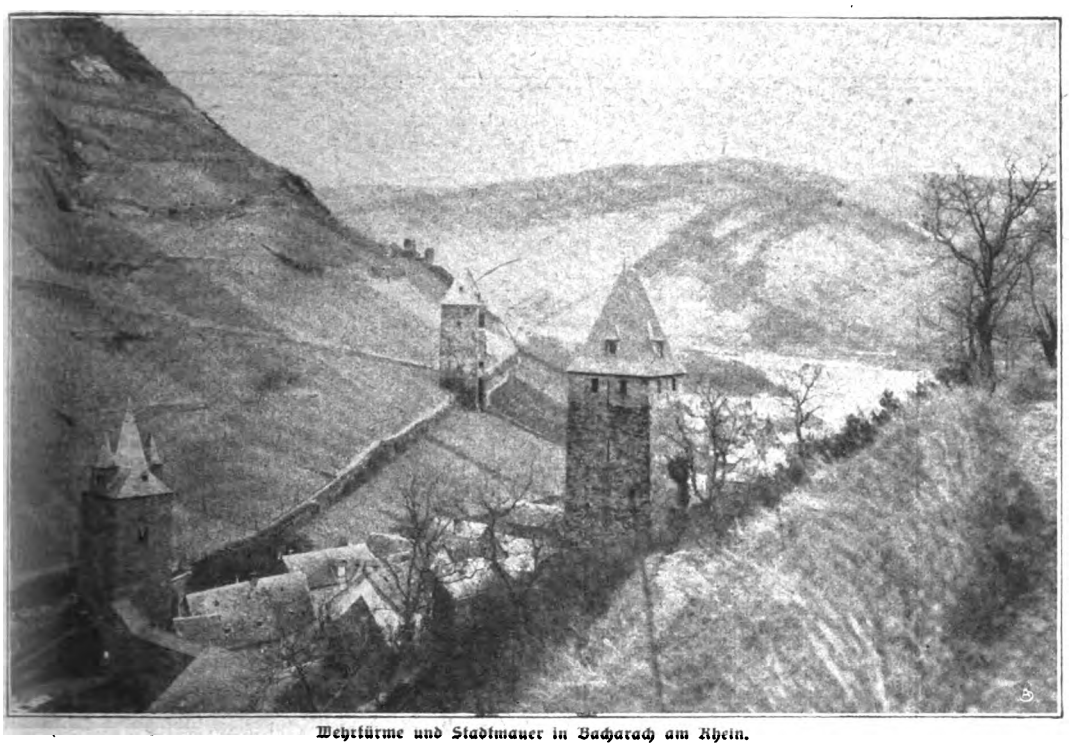


Innenseite eines wiederhergestellten alten Wiekhauses an der Stadtmauer von Neubrandenburg in Mecklenburg.

Viele Städte wiederum hatten eine zinnengekrönte Mauer, auf welcher die zwischen den Zinnen stehenden, also sichtbaren Verteidiger den Angreifern eine ziemlich gute Zielfläche boten. Weit besser war die Abwehrmöglichkeit dort, wo die starken Mauern auf steinernen oder hölzernen Tragbalken überdeckte Wehrgänge trugen. Freilich konnte man von den schmalen Schießscharten aus immer nur die Angreifer sehen, die gerade vor der Scharte und in gewisser Entfernung von ihr sich befanden. Die schon an der Mauer mittels Leitern hinaufklimmenden Angreifer konnten sowieso nur von den vorspringenden Türmen flankierend abgewehrt werden. Zuweilen findet man an hohen Mauern auch zu ebener Erde in Brusthöhe Schießscharten. Hier und da sind desgleichen die Mauern durch Strebepfeiler gegen etwaige Rammversuche noch eigens geschützt. — Am besten kann man wohl die alten Städteverteidigungssysteme an den noch gänzlich erhaltenen Türmen und Mauern in Rothenburg ob der Tauber kennenlernen. Hier sind die Mauern mit Wehrgängen und Schießscharten (letztere in etwa zwei oder zweieinhalb Meter Abstand) versehen. Die zahlreichen, sehr hohen Türme treten halb flankierend vor. In Nürnberg ist das Verteidigungswerk noch vollkommener. Denn außer den bedachten Wehrgängen weist die Mauer stark gegen den Stadtgraben vorspringende niedrige Wehrtürme in ziemlich kurzen Abständen auf. Mauern ohne Wehrgänge besitzt z. B. das mecklenburgische Neubrandenburg, das man wegen seines noch vollständig erhaltenen Mauerringes und der gleichfalls noch vollzählig vorhandenen Tore das mecklenburgische Rothenburg nennen kann. Zinnenbesetzte Mauern weist Konstanz am Bodensee auf, einfache Mauern, welche nur durch einzelne Türmchen geschützt sind, im übrigen aber ungeschützt zur Tiefe abfallen, hat das hoch auf einem Bergzuge gelegene

Stadtmauer und Grüner Turm zu Arnsberg (Sauerland): Ungeschützte und nur brusthohe Mauer, weil der Berghang steil abfällt.

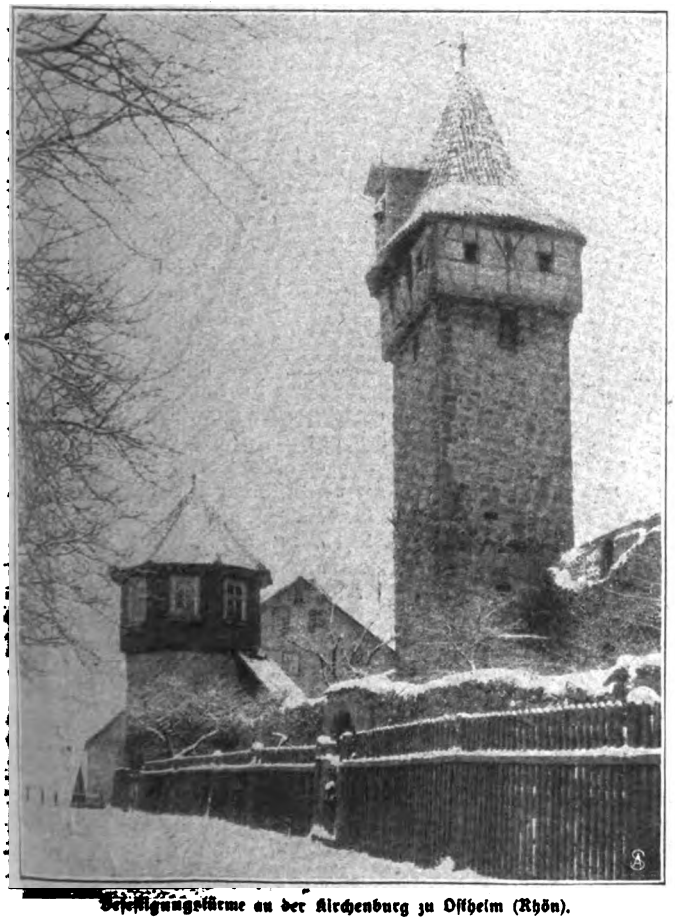
Digitized by Google



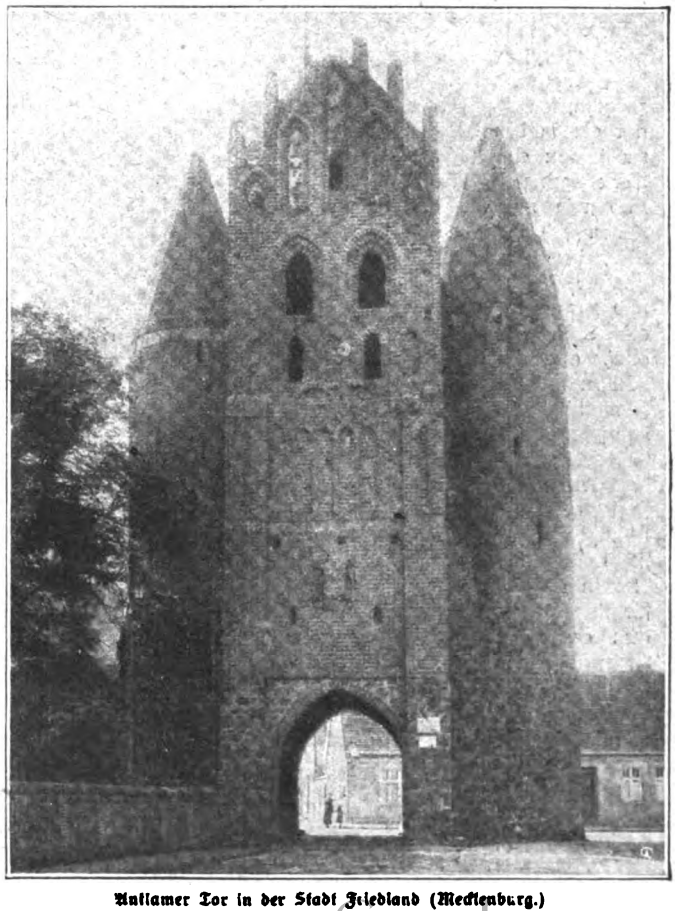
Wehrtürme und Stadtmauer in Bacharach am Rhein.

Arnsberg in Westfalen. Außerordentlich hohe Abwehrtürme besitzt Bacharach am Rhein, da hier die Berge unmittelbar vom Städtchen aus steil ansteigen und dem Feinde, welcher von diesen Bergen her guten Blick in das Städtchen hatte, aus möglichst bedeutender Höhe entgegengetreten werden mußte.

Eine Absonderlichkeit stellt die Umwehrung des kleinen Rhönstädtchens Ostheim dar. Wohl war das Städtlein wie jedes andere mit Mauern und Türmen umgeben, doch hatte es noch einen besonderen Schutz, indem es seinen Kirchenplatz schon im frühen Mittelalter zu einer Burg umbaute, ähnlich wie es die Deutschsachsen in Siebenbürgen taten. Die Kirchenburg in Ostheim war mit einer 7—8 Meter hohen Doppelmauer umgeben. Die äußere hatte viele als Halbkreis vortretende turmartige Ausbuchtungen zum Flankenschutz und außerdem auf der Stadtseite noch ein höheres Vortürmchen. Die Innenmauer, von der ersten 7 Meter entfernt, war an den vier Ecken durch hohe, stärkere Wehrtürme befestigt. Innerhalb des inneren Mauergevierts lagen schußsichere Keller, ähnlich unseren bombensicheren Unterständen; sie dienten als Vorrats- und Unterkunftsräume für die Belagerten. Die ganze Anlage ist noch heute bestens erhalten. Ob die Kirche selbst oder wenigstens der Turm wie bei den siebenbürgischen Kirchenburgen zu Verteidigungszwecken eingerichtet war, läßt sich heute nicht mehr sagen, da die Kirche im 17. Jahrhundert und später gänzlich erneuert worden ist. — Und nun einiges über die Art des Verteidigungsdienstes in den alten Städten. Jeder Bürger war durch seinen Eid dem Rat der Stadt zum unbedingten Gehorsam und zur Verteidigung der Stadt verpflichtet, und, was besonders interessieren wird, ist, daß selbst Leute mit körperlichen Gebrechen von dieser Verpflichtung nicht befreit waren. Zur leichteren Übersicht waren auch in kleineren Städten die Bürger in Wachtbezirke eingeteilt, die gewöhnlich nach den Haupttoren benannt wurden. Jede Wacht bestand wiederum aus verschiedenen Abteilungen. Eine davon hatte den Dienst auf den Toren, Wehrtürmen und Basteien. Man wählte hierzu, da der Dienst daselbst besonders verantwortungsvoll war und



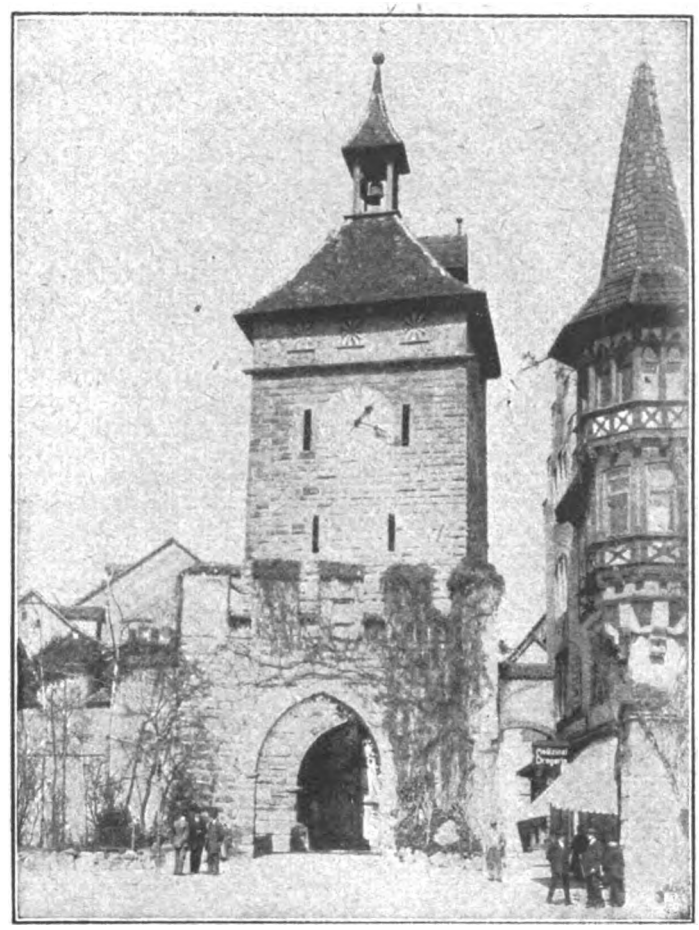
Befestigungstürme an der Kirchenburg zu Ostheim (Rhön).



Anklamer Tor in der Stadt Friedland (Mecklenburg.)

Digitized by Google

daher als eine Auszeichnung galt, die älteren Bürger. Verschiedene Städte haben noch heute Listen, welche eine peinlich genaue Übersicht der zu diesem Dienst eingeteilten Bürger enthalten und jedem seinen bestimmten Platz in der Wehr angeben. Die andern Wachten waren in Rotten oder Korporalschaften eingeteilt, welch letztere einschließlich des Korporals gewöhnlich aus zehn Mann bestanden. Zu einer Wacht gehörten in mittleren Städten sechs bis sieben Korporalschaften, in größeren entsprechend mehr. Sie hatten den Dienst auf den Wehrgängen oder, wo diese nicht vorhanden waren, auf den Zinnen oder in den Wiekhäusern und den unteren Geschossen der Wehrtürme. Ein jeder dieser Bürger war mit einer Schußwaffe ausgerüstet. Die übrigen Wachten hatten während des Kampfes ihren Platz in den alsdann mit Ketten abgesperrten Straßen und Gassen und auf dem Marktplatze. Auf dem letzteren hielt sich auch die Wacht auf, aus deren Mannschaften der Ersatz für die im Kampfe auf den Türmen und Wehrgängen Gefallenen eintreten mußte. — Man ersieht bereits hieraus, wie organisiert selbst in der „guten alten Zeit" Wehrpflicht und Wehrordnung waren. Ja nicht einmal der vielgeschmähte preußische Drill, den man doch für gewöhnlich als das Verdienst und die Erfindung des alten Dessauers betrachtet, war in alten Zeiten unbekannt, wenn man auch urkundliche Nachrichten hierüber erst aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges besitzt. Damals wurden auch die heute so schön deutsch „Instruktionsoffiziere" genannten Leute schlichtweg, aber bezeichnend Drillmeister genannt und als solche in den Listen geführt. Sie brachten den Bürgern das gleichzeitige Marschieren in Wendungen und das Laden und Abfeuern der Schußwaffen im Gleichmaß bei.



Schnetztor in Konstanz mit Stadtmauer (Zinnenkranz).

Was aber die Zielübungen wie überhaupt die Schießfertigkeit betrifft, so ist erwiesen, daß diese schon seit den frühesten Zeiten, da es umwehrte Städte gab, gepflegt wurden. Es hatte sich eben schon damals die Überzeugung Bahn gebrochen, daß nur ein in den Waffen geübter Mann eine schätzenswerte Verteidigung führen konnte. Und wie man in den alten Zeiten sich im Bogenschießen übte, die Städte hierfür bestimmte Schießplätze besaßen und zur Hebung der Fertigkeit auch Schießpreise aussetzten, so auch, als die ersten Hakenbüchsen und Musketen in Gebrauch kamen. Allerdings war die Zucht nicht so straff wie heute, was aber hauptsächlich daran lag, daß jeder Bürger nur mit seinem Gewehr schoß und auch bei den Schießübungen den Bedarf an Pulver und Kugeln aus seiner Tasche bezahlen mußte. Daß da vornehmlich die wenig Bemittelten widerstrebten und mit allerlei Entschuldigungen sich von den Übungen zu „drücken" pflegten, ist leicht erklärlich; es haben sich noch zahlreiche Listen erhalten, welche die Fehlenden mit Namen anführen und auch die Gründe angeben, welche letztere für ihre Abwesenheit vorbrachten. So mancher Bürger aber, dem es an einem Grunde gelegentlich fehlte, hatte sich aus Ärger und Trotz einen Ordentlichen angetrunken und kam mit einem Riesenrausch zum Schießplatz. Ja, dieses Übel grassierte bei den an sich schon stets trinklustigen deutschen Städtern manchmal derart stark, daß der Rückmarsch der „Schießkumpanei" in Reih und Glied zum Marktplatz, wo die Fahne, welche jede Kompagnie besaß, abgegeben wurde, wegen der vielen „schwankenden" Gestalten gar nicht stattfinden konnte!

Auch die Waffenappelle waren schon in der alten Zeit nichts Neues. Alljährlich hielt der Magistrat mehrmals einen solchen ab, um festzustellen, ob jeder Bürger auch die erforderlichen Waffen hatte und ob diese sich in gutem Zustande befanden. Ich will mich nicht über die einzelnen Handfeuerwaffen wie auch die auf Gabeln gestellten Hakenbüchsen verbreiten, möchte dafür aber auf die interessante Tatsache hinweisen, daß unsere heut als etwas Besonderes geltenden großkalibrigen Geschütze, wie die von 38 cm Seelenweite und die sagenumwobenen 42er Mörser, damals durchaus nichts Ungewöhnliches waren. Hatten doch die alten Mörser, die man als Abwehr- wie als Belagerungsgeschütze in Anwendung brachte, für gewöhnlich schon ein Kaliber von etwa 40 cm! Sie schossen allerdings keine Sprenggranaten, sondern nur massive Steinkugeln, und die Art des Ladens und Abschusses war sehr urwüchsig und zeitraubend. Die Rohrlänge war meist so kurz, daß die große Steinkugel, da die Pulverladung einen beträchtlichen Raum einnahm, noch etwas über die Mündung hinausragte und durch rings in den Mündungsrand eingeschlagene Holzkeile in ihrer Lage befestigt wurde. Außerdem wurde der Raum zwischen der Kugel und der Rohrwand noch mit Moos und Heu verstopft, damit kein Verlust an Pulvergasen stattfinden konnte. Die gewöhnlichen Kaliber von 40 cm wurden oft gewaltig überschritten, ja es gibt noch erhaltene Mörser, welche Kugeln von 80—85 cm Durchmesser schleuderten! Auch eine Art Maschinengewehr kannte man schon in mittelalterlicher Zeit, das als Abwehrgeschütz auf den Türmen postiert wurde. Man nannte es Totentanzorgel. Bei diesem Maschinengewehr unserer Ahnen lagen 12—15 Gewehrläufe nebeneinander; es konnte also bei Sturmangriffen ein wirkungsvolles Schnellfeuer auf anstürmende Kriegerhaufen abgegeben werden. — Von der Stärke der Besatzungen macht man sich für gewöhnlich ein sehr falsches Bild. Man stellt sich die Türme und Wehrgänge wimmelnd von Verteidigern vor, was aber durchaus nicht der Fall war. Bedenkt man die Ausdehnung des Mauergürtels, der schon bei kleineren und mittleren Städten meist nicht unter 1—2 km Länge besaß, und denkt man desgleichen an die nicht allzu zahlreiche Besiedlung der Städte mit ihren durchweg kleinen, nur von einzelnen Familien bewohnten Häusern, den geräumigen Plätzen und vielen Gärten, so wird man am besten ermessen können, daß die Besatzungsstärke in den allermeisten Fällen eine ziemlich schwache gewesen sein muß. Es war fast immer die Regel, daß bei den mit Wehrgängen versehenen Mauern ein Mann gewöhnlich drei bis vier Schießscharten, also eine Mauerlänge von etwa 6—10 Meter zu bedienen hatte! Um so höher ist daher die Gewandtheit und der persönliche Mut des einzelnen zu veranschlagen, zumal wenn bei langwierigen Belagerungen die Besatzungsmannschaften erhebliche Verluste erlitten und durch Mangel an Nahrung die Widerstandskraft der Verteidiger geschwächt wurde. Die Unmöglichkeit, die Mauern stark zu besetzen, war vielleicht auch einer der Gründe, viele Mauern ohne Wehrgänge zu belassen und dafür den Flankenschutz zu vermehren.

Ebenso interessant ist, daß die alten Städte auch die Sicherung der Ernährung ihrer Bewohnerschaft während einer Belagerung sehr weislich zu treffen wußten. Bekanntlich waren die meisten Städte so geräumig angelegt, daß auch innerhalb der Stadt etwas Landwirtschaft betrieben werden konnte. In der Hauptsache aber war der Rat der Städte darauf bedacht, daß jede Haushaltung, je nach ihrer Kopfzahl, zu allen Zeiten einen bestimmten Vorrat von gedroschenem Getreide in ihren Vorratskammern

Digitized by Google

liegen hatte, und es wurden hierüber stets genaue Listen geführt. Für besonders ausgedehnte Belagerungszeiten und für etwaige Ausfälle durch Brände, Mäusefraß usw. hatte der Rat der Städte auch in seinen städtischen Speichern stets große Vorräte von Getreide, Salz usw. liegen. Den Bürgern war bei Androhung schwerer Geld- und Freiheitsstrafen verboten, von den für Kriegszeiten bestimmten Vorräten ihrer Kammern ohne Erlaubnis der Stadt Gebrauch zu machen.

Streng und gewissenhaft war im Mittelalter die Beobachtung des Wachtdienstes namentlich bei den Tordurchfahrten. Die Türmer hatten jedes auffällige Ereignis sofort mit dem Horn zu melden, und schon ein Herannahen von drei Reitern gehörte zu diesen Vorkommnissen auffälliger Art, die durch das Horn „angeblasen" werden mußten. Abends wurden zu bestimmter Zeit die Tore geschlossen und die Schlüssel zu Mitgliedern des Stadtrates gebracht. Das Öffnen geschah erst, nachdem der Turmwart von unten angerufen und aufgefordert worden war, Auskunft über seine Umschau zu geben. Erst wenn nichts Verdächtiges gemeldet wurde, öffnete der Torwart ein im großen Tor befindliches Schlupftürchen so weit, daß der Torschließer hindurchgehen konnte, und erst, wenn dieser die Luft vor dem Tore für rein befunden hatte, wurde das große Tor aufgestoßen. Im 18. Jahrhundert machte sich in den friedlicheren Zeitläuften ein Nachlassen der Strenge dieser Wachtordnung geltend, und auch der Wachtdienst selbst wurde nicht mehr mit der Peinlichkeit der älteren Zeit ausgeführt. Die zur Wache verpflichteten Bürger ließen sich vielfach von ihren noch in Knabenhöschen steckenden Buben, die Väters schweres Mordgewehr kaum zu tragen vermochten, oder von dem alten, sich langweilenden Großvater vertreten, und es machte sich die Zeit jener geruhsamen und für Maler so reizvollen Idyllen breit, welche z. B. zahlreiche Bilder Karl Spitzwegs so anziehend und humorvoll uns vor Augen zu führen wissen.

Fast allgemein war das Bestreben, die Tore nicht nur als nüchterne Schutzbauten aufzurichten, sondern sie auch als Zierden der Stadt gebührend auszugestalten. In allen deutschen Gauen wetteiferte man in diesem löblichen Tun, so daß sowohl die Putzbauten Schlesiens und Bayerns, wie die Hausteinbauten Westdeutschlands und die aus Backsteinen errichteten Tore Norddeutschlands eine Fülle von Repräsentanten stattlichster Art aufzuweisen haben, und nicht zuletzt ist es Ostdeutschland, welches reich an eindrucksvollen Torbauten ist. Es ist typisch, daß man, obwohl gerade die Außenseite der Tore in Kriegszeiten am gefährdetsten war, sich nicht abhalten ließ, diese besonders prangend herauszuputzen. Und es ist bemerkenswert, daß auch bei Städten, welche nachweislich harte Belagerungszeiten durchzumachen hatten, diese Torzierden noch ziemlich unversehrt sich erhalten haben. Ist der jetzige Krieg einmal beendet, so werden wir mit doppeltem Stolz unsern Blick auf die alten Tore und Mauern richten. Sind sie doch nicht nur vollwertige Belege für den guten Geschmack unserer Vorfahren in baulichen Dingen, sondern auch Wahrzeichen alter deutscher Manneskraft, welcher der in dem jüngsten gewaltigen Völkerringen an den Tag gelegte Heldenmut der Söhne Deutschlands des 20. Jahrhunderts sich ebenbürtig und würdig erzeigt hat.

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(7. Fortsetzung.)

Es war eine furchtbare Arbeit, in der Dunkelheit beim Schein des Blaufeuers und einiger Bootslichter Passagiere und Besatzung des Schiffes, das bis unter die Brücke schon eingetaucht war, zu bergen. Immer wieder versuchten Leute, in schon überfüllte Boote zu klettern, und mußten gewaltsam zurückgehalten werden. Hier und da tönte ein greller Verzweiflungsschrei, ein Aufklatschen auf das Wasser.

Endlich waren die Boote alle glücklich zu Wasser und trieben von der „Mongolia" ab, deren letzte Minuten gekommen waren. Gespenstisch hob sich das hochaufragende Achterschiff mit den Schrauben vom Horizont ab, auf dem ein fahler Schein den kommenden Morgen verkündete. Ein dumpfes Gurgeln .. einen Augenblick stand die „Mongolia" senkrecht, dann sackte sie weg.

Hatte ich schon, als ich an Deck gekommen war, Steuerbord voraus einige Lichter zu bemerken geglaubt, so tauchte jetzt das Land in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne deutlicher aus der See heraus. Mehrere Schiffe waren auch durch unsere Hilferufe und durch das Blaufeuer herbeigerufen. Als erster war der Lotsendampfer bei uns. Passagiere und Besatzung wurden aus den Booten übergenommen. Hatte die Nacht nur Schrecken und Angst hochkommen lassen, so zeigte jetzt der Tag manches Bild, das zum Lachen reizte. Am peinlichsten schienen die Damen berührt, die mehr auf Rettung als auf Vollständigkeit ihrer Toilette bedacht gewesen waren.

Allmählich kam jetzt Klarheit in die Ereignisse der Nacht. Der Erste Offizier hatte die Wache gehabt und dem Kapitän eben das Insichtkommen der Lichter von Bombay melden lassen, als ein Stoß das Schiff traf und an der Steuerbordseite in der Höhe des vorderen Ladeluks eine gewaltige Sprengwolke das ganze Vorschiff einhüllte. Von Feuerschein war nichts zu sehen gewesen. Die „Mongolia" mußte auf eine Mine gelaufen sein. Minen? Hier im Indischen Ozean? Das konnte nur, der Wirkung nach zu urteilen, gutes deutsches Fabrikat gewesen sein. Ich kann nicht sagen, daß mich diese Feststellung traurig gestimmt hätte, um so mehr, da ich die verstörten Gesichter der Engländer sah, die sich hier sicher gefühlt hatten. Es war zwar eine unliebsame Unterbrechung meiner Fahrt, aber wenn ich glatt davonkam, mochten ruhig noch mehr solcher Zwischenfälle eintreten.

Gegen zwölf Uhr war der größte Teil der Passagiere der „Mongolia" in und vor dem Gebäude der P-&-O-Linie versammelt, um dort zu erfahren, wie sich ihr weiteres Schicksal gestalten würde. Die meisten hatten den Vormittag dazu benutzt, ihre mangelhafte Bekleidung auf Kosten der Reederei, die ihnen Kredit eingeräumt hatte, zu ergänzen. Es waren Kostüme zu sehen, in denen die Ladies und edlen Gentlemen sich zu normalen Zeiten kaum gezeigt hätten. Schließlich aber erfüllten auch sie ihren Zweck.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde vom Untergang des Schiffes in der großen Stadt verbreitet. Die tollsten Gerüchte schwirrten umher. Die einen erzählten, ein deutsches U-Boot hätte die „Mongolia" torpediert, andere wollten gar wissen, die Deutschen hätten Hunderte von Minen ausgelegt, kein englisches Schiff dürfe ausfahren. Und diese Erzählungen wurden um so mehr geglaubt, als wenige Wochen vorher an der Küste von Ceylon und vor Aden mehrere dicke Engländer auf Minen gelaufen und gesunken waren. Auch von mehreren überfälligen Dampfern wurde gemunkelt. Die ganze Stadt schien mir in großer Aufregung. Bei meinen Einkäufen hatte ich mehrmals das Empfinden, daß die besseren indischen Kaufleute nicht ganz britisch zu fühlen schienen. Mehrere Male glaubte ich, während sie mich teilnehmend über den Verlauf der Katastrophe befragten, etwas wie hämische Schadenfreude über ihre Gesichter huschen zu sehen. Vielleicht war es nur Täuschung; wo immer aber sie sich unbeobachtet wähnten, tuschelten sie eifrig, und ihre Mienen sahen nicht eben nach Trauer aus. Wenn die Leute frei hätten sprechen können, was wäre da wohl zutage gekommen!

Die Angestellten der P- & -O- Linie wußten vorerst ebensowenig wie wir, was mit uns geschehen sollte. Fest stand nur, daß der nächste Passagierdampfer der Gesellschaft erst in vier Wochen nach England abging. So lange sollten wir hier nicht warten. Es handelte sich nun darum, festzustellen, wie wir am schnellsten weiter zu befördern wären. Nach-

Digitized by Google

dem wir etwa eine Stunde gewartet hatten, fuhr ein Oberst, anscheinend der Vertreter der Regierung, vor und verschwand im Bureau der Gesellschaft. Eine halbe Stunde dauerte es, bis wir aufgefordert wurden, in die große Halle einzutreten. Der Kapitän mit den Offizieren, den P-&-O-Leuten, der Oberst und andere Beamte der indischen Regierung waren bereits anwesend.

Es wurde uns mitgeteilt, daß in fünf Tagen ein Dampfer der British-India über Kapstadt nach England ginge und die Frauen und Kinder an Bord nehmen sollte. Uns Männern blühte eine besondere Überraschung. Der Colonel eröffnete uns nämlich, die Admiralität in London habe gestattet, alle männlichen Passagiere, deren Beförderung im Interesse des Reiches läge — und dazu rechne er, wie er erklärte, alle im Alter vom zwanzigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahre — auf dem morgen abgehenden Transportdampfer „A. G. 37" einzuschiffen. Mit Jubel wurde diese Begünstigung nicht gerade aufgenommen; im Gegenteil, von allen Seiten setzte es Proteste.

Der wollte seine Frau nicht im Stiche lassen, jener erklärte plötzlich, er hätte noch mehrere Tage in Bombay zu tun. Einer kam gar mit der Behauptung, er müsse erst versuchen, mit einem Taucher seine versunkenen Schätze zu heben. Kurz, sie hatten alle Angst vor dieser zwangsweisen Rekrutierung.

Der Oberst hatte den wahren Grund auch bald erkannt. Er kniff die Lippen zusammen, hieb mit seiner Reitpeitsche wütend durch die Luft und murmelte etwas durch die Zähne, was sicherlich keine Schmeichelei war. Dann wurde er energisch:

„Die Leute zwischen zwanzig und vierzig vortreten!"

Eine Liste wurde aufgestellt und wir dazu einzeln vorgerufen. Der Oberst machte nicht viel Federlesens. Name? Collins! Alter? Dreiunddreißig! Beruf? Kaufmann! So ging es weiter, bis die Reihe an mir war. Wieder gab es die üblichen Fragen:

„Name? Mac Callem! Alter? Dreiundvierzig! Beruf? Missionar!"

Der Oberst stutzte. „Missionar? Nein, kommt mit den Ladies auf den British-India-Dampfer!".

Gerade das aber paßte mir nicht in den Kram. Zwar wäre ich länger mit Violet zusammengeblieben. Darauf aber durfte es mir jetzt nicht mehr ankommen. Geschieden mußte doch einmal sein, dann lieber rasch. In erster Linie galt es für mich, nach Deutschland und an die Front zu kommen. Ging alles gut, dann würde ich mir später mein Mädel schon holen. Sie mußte den Grund meiner Handlungsweise auch verstehen. So wandte ich mich also zum Oberst: „Ich möchte bitten, mit dem Transporter fahren zu dürfen." Er maß mich von unten bis oben: „Ihnen kann es doch gleich sein, wann Sie nach England kommen."

Jetzt mußte der Roman, den ich dem Obersteward bereits aufgebunden hatte, wieder herhalten.

„Nein, Herr Oberst! Ich habe keine Zeit zu verlieren Ich will nach Hause, auch an die Front!"

Wie mit einem Schlage veränderte sich das scharfe, lederbraune Gesicht des alten Soldaten. Er war eitel Wohlwollen, klopfte mir auf die Schulter und sah sich im Kreise um, als wollte er den andern sagen: Seht, ihr schlappen Kerls, der hat's nicht nötig und geht doch! An dem nehmt euch ein Beispiel! — Mein lieber Oberst, wenn Sie gewußt hätten, welche Front ich meinte, Sie hätten mich, glaube ich, nicht als Beispiel hingestellt!

Jedenfalls war meine Absicht erreicht, ich durfte mit. So gewagt mein Schritt auch schien, so war er doch genau überlegt. Ich mußte schleunigst von Bombay, wo sicher Bekannte waren, weg. Auf dem Transporter war ich überdies bedeutend sicherer, niemand zu treffen, der den Ingenieur Merand kannte, als auf dem langen Wege über Kapstadt, auf dem B & I-Dampfer, der eine Anzahl Häfen anlief.

Nachmittags bummelten wir durch die Straßen, sahen uns die Läden an und machten schließlich eine Fahrt durch die europäische Villenstadt. Scheußlich war dieses Gefühl, das mich im Halse zu würgen schien und mir in der Kehle saß, daß ich kaum ein Wort hervorbrachte. Da saß mein armes Mädel neben mir und schwieg sich rechtschaffen aus, weil es vor Bewegung nicht reden konnte. Ich spürte es, wie ihr Blick an mir hing, wie sie mein Bild in sich hineintrank; ich sah, wie es in ihren Augen verräterisch schimmerte und sie sich abwandte, um nicht loszuheulen. . . Und ich preßte die Zähne zusammen, räusperte mich, sagte etwas sehr Dummes, Albernes und schneuzte mich recht laut und unvornehm. Brauchte doch niemand zu sehen, wie nah mir der Abschied ging . . . Freilich, sie wußte es wohl, denn ihre Hand stahl sich in die meine, sie lehnte sich an mich und schluchzte los. Da mußte ich sie ja wohl trösten, obwohl mir gar nicht danach war.

So strich ich ihr also wieder und wieder die widerspenstigen blonden Haare aus der Stirn und erzählte ihr, wie schön es sein würde, wenn ich sie nach dem Kriege holte als meine liebe, kleine Frau, und wie glücklich wir leben würden . . . bis sie mitten unter ihren Tränen zu lachen begann und dann nur noch seufzte wie ein Kind, das sich müde geweint hat und nun getröstet ist.

Am nächsten Vormittag sagten wir uns Lebewohl. Ich stand an der Reling und starrte auf den Pier hinunter, während der Zwischenraum zwischen Land und Schiff immer größer wurde. Kleiner und kleiner wurden die Gestalten der Zurückbleibenden. Jetzt sah ich nur noch undeutlich ein weißes Taschentuch wehen, dann verschwand auch das.

Leb' wohl, mein blondes, liebes Mädel. Ich hol' dich doch! —

* * *

„Oh, Sie sind von der Mongolia'!" meinte Kapitän Bernett von den Indian Rifles, mit dem ich an Deck des „A. G. 37" stand. „Ja, das war eine böse Geschichte. Auf alles waren wir eher gefaßt, aber daß die deutschen Seeleute es fertigbringen würden, uns hier, sogar angesichts einer Stadt, wo fast stündlich Dampfer ein- und auslaufen, das Fahrwasser zu verseuchen, das hätte niemand für möglich gehalten. Das müssen selbst wir zugeben: es sind forsche Draufgänger! Die Beamten im Gouvernement sausten herum wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm. Man wollte die Passagiere überhaupt gar nicht an Land lassen. Am besten wäre es gewesen, wir hätten sie alle gleich auf einen Dampfer gepackt und nach Europa geschickt. Es ließ sich ja nicht machen. So haben leider die Eingeborenen mehr gesehen, als uns lieb ist. This dammed bloody war! Dieser verfl . . . Krieg. Was hat er uns schon geschadet! Sie als Missionar konnten ja tief im Innern Chinas nichts davon merken, aber wir in Indien fühlten es fast jeden Tag deutlicher, wie unser ganzes Ansehen bei den Eingeborenen zum Teufel ging. Hier" — dabei wies er auf eine rote Narbe an der rechten Schläfe — „ein Andenken meiner mohammedanischen Sepoys, das mich vor einem halben Jahr fast in ein besseres Jenseits befördert hätte. Kut el Amara war daran schuld. Nach dem Unglück Townshends gerieten die Kerle außer Rand und Band. Weiß der Himmel, wie das werden soll, wenn wir noch einen solchen Schlag erleben. Dazu diese gelben Schufte, die Japse, die Schritt für Schritt überall eindringen. Trübe, trübe Aussichten für uns!"

Er wußte gar nicht, wie sympathisch er mir war, der Kapitän Bernett, als er so vor meinem Blick die ganze üble Lage Englands entrollte. Ich protestierte natürlich, widersprach, reizte ihn dauernd aber nur zu wütenden Ausfällen gegen die Regierung in London, die sich auf diesen

Digitized by Google

Bild- u. Film-Amt.

Zwischen den Stellungen vor Dünaburg: Ankunft heimkehrender russischer Emigranten an der neutralen Zone.

verfluchten Nonsens eingelassen hätte. „Wie viele von uns werden noch ins Gras beißen müssen, bis wir die Deutschen klein kriegen, wenn es überhaupt gelingt!" — Es war doch ein mächtiger Unterschied zwischen der Fahrt hier und der „Mongolia". Statt der wohnlichen Kabinen gab es üble Bretterverschläge, in denen jede Bequemlichkeit fehlte. Der Transportführer hatte es nicht leicht. Klagen über Klagen kamen und brachten ihn fast zur Verzweiflung. Der „A. G. 37" war ein Fünftausend-Tonnendampfer, ein großer Kasten, aber viel zu klein für das, was ihm aufgepackt worden war. Englische und indische Offiziere und Unteroffiziere, sechshundert Soldaten, dazu im Achterschiff mehrere hundert indische Kulis, die weiß Gott wo verwendet werden sollten. Ein Dreck und Schmutz war an Bord, daß man kaum einen Schritt machen konnte. Einigermaßen sicher war man nur auf den Aufbauten und um den Schornstein, wo es natürlich drangvoll eng zuging. Unser Schiff lief nur elf Knoten, dafür aber meinte es die Sonne so gut, daß der Aufenthalt unter Deck überhaupt unmöglich war.

Ohne Zwischenfall passierten wir das trostlos anmutende Aden, das nach der indischen Pracht doppelt öde wirkte, und gingen ohne Aufenthalt nach Austausch einiger Signale weiter ins Rote Meer nach Suez. Hier bemerkte ich zum erstenmal auf meiner Fahrt die großen Veränderungen, die der Krieg hervorgebracht hatte. Mehrere Kanonenboote und ein alter, kleiner Kreuzer lagen auf Reede, und wir mußten mehr als dreißig Stunden liegenbleiben, bis wir in den Kanal einlaufen durften. Jetzt erst lernte ich die Vorzüge einer Fahrt auf dem englischen Transporter kennen. Es gab keine Untersuchung, noch auch kümmerte sich jemand um uns, nachdem uns der Liegeplatz angewiesen worden war. Endlich kam der Lotse an Bord, und wir fuhren in den Kanal ein. — Auf dem Schiff selbst waren weiter keine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Dafür zog sich aber zu beiden Seiten bis weit in die Wüste hinein eine ununterbrochene Kette von starken Befestigungen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es möglich sein sollte, dieses gewaltige Fort, das der Kanal darstellte, zu forcieren. Überall gab es Zeltlager; es wimmelte von Truppen. In den Bitterseen lagen mehrere Lazarettschiffe. Die Bagger arbeiteten wie gewöhnlich. Das Grün am Süßwasserkanal stach wohltuend gegen die gelben Sanddünen ab, über denen die Luft in der glühenden Sonne flimmerte.

Kurz vor Dunkelheit waren wir in Port Said. Hier schien der Mittelpunkt der gesamten Kanalverteidigung zu sein. Mächtige Zeltlager und Baracken dehnten sich überall, eine große Menge Kriegsschiffe, vom neuesten unförmigen Monitor mit seinen beiden Riesengeschützen bis zum veralteten Linienschiff, waren anwesend.

Im Lichte der untergehenden Sonne blitzten die doppelten Schienenstränge einer Bahn, die dort nach Osten vorgetrieben war. Torpedo- und Wachtboote liefen ein und aus; hier war richtiger Kriegsbetrieb. Die Stadt, die sonst bei dem regen Schiffverkehr hell erleuchtet war, lag im tiefsten Dunkel. Zu meiner lebhaften Befriedigung wurde mir der Grund auch sofort klar, als ich eingestürzte Gebäude am Ufer sah, die von türkischen Fliegerbomben herrühren mußten.

Bei Tagesanbruch kamen Kohlenprahme mit mehreren hundert Negern längsseit. (Fortsetzung folgt.)

Marmor oder Gips.

Von Professor Dr. Gerhard Budde.

Wenn wir an unseren höheren Schulen mehr Zeit für den deutschen Unterricht und den Geschichts- und Erdkundeunterricht gewinnen wollen — und die brauchen wir —, dann werden wir in ihnen den fremdsprachlichen Unterricht einschränken müssen. Von dieser Einschränkung werden an den Gymnasien die beiden alten Sprachen und an den Realanstalten die an ihnen eingeführten beiden neueren Fremdsprachen betroffen werden. Wem nun, wie es bei mir der Fall ist, daran liegt, daß trotz dieser unumgänglich nötigen Verminderung des fremdsprachlichen Unterrichts das dauernd Wertvolle aus dem Ideen- und Gedankengehalt der fremden Literaturen, daß besonders die Ewigkeitswerte der Antike, die unser deutsches Geistesleben so tief und nachhaltig beeinflußt hat, den Schülern der höheren Lehranstalten so weit wie möglich zugänglich gemacht werden, der wird zu Übersetzungen greifen müssen, um durch sie die Schüler in die fremden klassischen Geisteserzeugnisse einzuführen. Trotzdem wir nun in der Gegenwart über anerkannt vortreffliche Übersetzungen antiker und moderner Klassiker verfügen, wird denen, die für die Verwendung von Übersetzungen im Unterricht der höheren Schulen eintreten, entgegengehalten, daß durch sie die Einführung in die fremden Kulturen, besonders in die Antike, eine viel oberflächlichere werden würde, als sie der jetzige Sprachunterricht übermittele, und daß man, wenn man so den Schülern statt „Marmor" nur „Gips" liefere, dadurch in mehr oder minder starkem Maße zu einer Verflachung des deutschen Geisteslebens beitragen würde.

Angesichts dieser Vorhaltung schien es mir nützlich und interessant, einmal das Urteil eines früheren Gymnasiasten über diese Frage zu erhalten, der zu den tüchtigsten Schülern gehört hat, die ich in einer 30jährigen Schulpraxis auf der Oberstufe eines Gymnasiums kennengelernt habe, der in seinem Abiturientenzeugnis im Deutschen, im Griechischen, im Lateinischen und in der Mathematik eine 1, also die beste Nummer, erhalten hat, und in den alten Sprachen von anerkannt tüchtigen Lehrern unterrichtet worden ist. Auf eine bezügliche Anfrage erhielt ich von diesem jetzt im vaterländischen Hilfsdienst tätigen, hochintelligenten früheren Schüler ein ausführliches Schreiben, aus dem ich mit

Digitized by Google

seiner ausdrücklichen Genehmigung hier die folgenden charakteristischen Stellen wörtlich wiedergebe:

„Obwohl mir das Griechische nie schwer gefallen ist, so will ich Ihnen mit voller Offenheit bekennen, daß ich an griechischer Lektüre, ausgenommen vielleicht den Homer, den ich auch jetzt noch, sooft ich Zeit habe, mit großer Freude lese, nie rechten Geschmack gefunden habe, da die Schwierigkeiten der sprachlich-grammatikalischen Behandlung so groß waren, daß sie die Freude am Inhalt des Gelesenen zu töten vermochten. Und so wie mir ging es mit einer Ausnahme allen meinen Kameraden. Wie ganz anders hätten wir die Schönheit griechischer Sprache und griechischen Geisteslebens überhaupt genießen können, wenn sie uns in leichter zu fassender Form dargeboten wäre. Um die Würde eines Plato, die Schönheit eines Sophokles zu verstehen, hätten wir die zehnfache Kenntnis ihrer Sprache benötigt; so war es halbgetane Arbeit. Die Sprache der großen Griechen stand als Scheidewand zwischen unserem und ihrem Leben. Wie oft wünschten wir es, daß sich eine starke Hand finden möchte, diese Scheidewand so zu zertrümmern, wie Sie, hochverehrter Herr Professor, in Ihrem Artikel es vorschlagen. Man würde dabei durch Aufgabe der Erlernung einer toten Sprache die größten Vorteile erzielen, die in zwei Hauptsächlichem bestünden. Einmal würden die Schüler mit größerer Freude die zweifellos unendlich wertvollen Bildungselemente, die der griechische Geist, der unserem nordischen doch zweifellos in vielem auf das engste verwandt ist, für uns in sich birgt, mit größerer Freude, Leichtigkeit und Intensität in sich aufnehmen, während gleichzeitig Stunden frei würden für die Beschäftigung mit Geschichte, allgemeiner Wirtschaftskunde und hauptsächlich auch altdeutscher, spanischer, englischer, französischer Literatur, die bei richtiger Ausnutzung sicherlich den winzigen Nachteil der Nichterlernung der griechischen Sprache mehr als wett machen würden."

Gegnender Traum

Ich bin im Traum gestorben heute nacht —
Im weißen Kleide lag ich auf der Bahre,
Die beiden Hände auf der Brust gekreuzt
Und einen blassen Rosenkranz im Haare.

Ich lag und schlief. Die Hände lagen still
Und seltsam kühl auf meinem heißen Herzen.
Es mischte sich ein herber Blumenhauch
Mit schwerem Dufte gelber Totenkerzen.

Es weinten viele; einer blickte starr;
Es sagte eine Stimme traurig, leise:
„Sie starb so jung; ob sie nicht glücklich war?"
Und wuchs ein Schluchzen bang aus ihrem Kreise.

Ich aber lag und fühlte nur: Die Last,
Die keiner mit mir trug und keiner teilte,
Die war dahin; und ich hielt lange Rast,
Die mich von meinem wunden Dasein heilte.

Und fühlte heut' erwachend, tiefe Ruh'
Und nichts von allem Leid und aller Schwere
Und schritt dem bängsten meiner Tage zu,
Als ob es meines Lebens schönster wäre.

Alice Weiß- v. Ruckteschell.

Nachdem dann der Briefschreiber die Notwendigkeit einer Kenntnis des Lateinischen wegen seines sprachlichen Bildungswertes und in Hinblick auf das Verständnis der neueren Sprachen hervorgehoben, aber bemerkt hat, daß er an den lateinischen Schriftstellern — ausgenommen Cäsar und Ovid — nie viel Freude gehabt habe und man die auf sie verwandte Zeit zu besseren und wertvolleren Dingen gebrauchen könne, fährt er fort: „Sollten wirklich 9 Jahre hindurch wöchentlich 7 — 8 Stunden nötig sein, um Latein zu erlernen? In den ersten Jahren vielleicht, späterhin genügte bei richtiger Auswahl des Stoffes und sachgemäßer Unterstützung der fremdsprachlichen Lektüre durch gute deutsche Übersetzungen — z. B. die Geibelsche Horazübersetzung — sicherlich auch die Hälfte der Stunden. Jedenfalls habe ich an deutscher Lektüre, die doch sicher noch zu sehr vernachlässigt wird, immer mehr, unvergleichlich mehr Freude gefunden als an den alten Lateinern. Einige, die sich besonders gut zu Lehrern der Sprachlogik eignen, sollten mit den Schülern inhaltlich und grammatikalisch aufs genaueste durchgenommen werden. Das übrige Wertvolle sollte aber in deutscher Übersetzung gebracht werden. So würde man viel Zeit sparen, die meiner Empfindung nach zum Studium wichtigerer Dinge benutzt werden könnte."

Ich glaube mich jeglichen Kommentars dieses Urteils enthalten zu können, weil es für sich selbst spricht. Nur möchte ich mir die eine Frage erlauben: Wird der Durchschnitt unserer Gymnasiasten auch nur einigermaßen zum Gedankengehalt der griechischen Schriftsteller durchdringen können, wenn schon ein anerkannt vorzüglicher Schüler, dem sein Lehrer das beste ihm zur Verfügung stehende Prädikat für seine Leistungen im Griechischen zuerkannt hat, und der seine die Durchschnittsbegabung weit überragende Intelligenz auch in den anderen Hauptlehrfächern untrüglich zeigte, von sich bekennen muß, daß bei ihm die sprachlich-grammatikalischen Schwierigkeiten die Freude am Inhalt des Gelesenen zu töten vermochten? Wer möchte so kühn sein, diese Frage zu bejahen?

Wäre es deshalb nicht richtiger, wenn das Erlernen der griechischen Sprache sprachlich besonders talentierten Schülern freiwillig überlassen würde, während die anderen unter Verzicht auf die Erlernung dieser Sprache durch Übersetzungen in das griechische Geistesleben eingeführt würden? Würden dann nicht viel mehr Schüler wirklich des griechischen Geistes einen Hauch verspüren, während sie jetzt beim Abquälen mit den Schwierigkeiten des Übersetzens aus den Originalen der großen Mehrzahl nach im Sprachlich-Formalen stecken bleiben und nicht zum Inhalt vordringen? Würde damit aber nicht der Geist der Antike in viel breiterem Strome unserem Geistesleben zugeführt und dadurch dieses wertvoll vertieft werden? Das kann doch nur derjenige bestreiten, der den eigentlichen Wert der Antike in ihrer Sprache und nicht in ihrem Geiste, also in ihrem Gedanken- und Ideengehalt, sieht.

Da wir nun aber keine Gymnasien mit nur sprachlich hochbegabten Schülern zusammenstellen können, vielmehr nach Lage der Dinge auch an den Gymnasien mit einer Durchschnittsbegabung rechnen müssen, so bleibt kein anderer Ausweg, als an den einzelnen Gymnasien den Schülern die Erlernung des Griechischen freizustellen. Wenn dies geschieht, dann werden sich für sie nur die wirklich sprachlich Begabten melden, für die dann durch die Entlastung von dem Durchschnitt und durch die Verringerung der in dem wahlfreien Unterricht vereinigten Schülerzahl weitere große Vorteile entstehen würden, die es vielleicht ermöglichen ließen, diese trotz der Schwierigkeiten der Sprache doch zu einem Verständnis des Inhalts zu führen.

Von solchen Erwägungen aus, also aus besonderer Wertschätzung, allerdings frei von der in einzelnen Kreisen noch immer fortlebenden neuhumanistischen Überschätzung, aber nicht aus Unterschätzung der Antike, vertrete ich eine wahlfreie Gestaltung des griechischen Unterrichts und dafür die Verwendung von Übersetzungen griechischer Schriftsteller im Unterricht aller höheren Schulen, auch der Gymnasien. Die wenigen, die durch die sprachlichen Schwierigkeiten des Originals zum Inhalt wirklich vorzudringen vermögen, mögen dies in einem wahlfreien Unterricht nach wie vor tun und so sich den „Marmor" erringen; für die anderen aber, die die große Mehrzahl bilden, begnüge man sich mit Übersetzungen, die ich aber im Vergleich zu dem „Marmor" allgemein als „Gips" zu charakterisieren gerade in Hinblick auf solche Übersetzungen griechischer Klassiker, wie sie uns in der Plato-Übersetzung Schleiermachers und in den Übersetzungen griechischer Tragödien von Wilamowitz vorliegen, schwere Bedenken tragen würde.

Digitized by Google

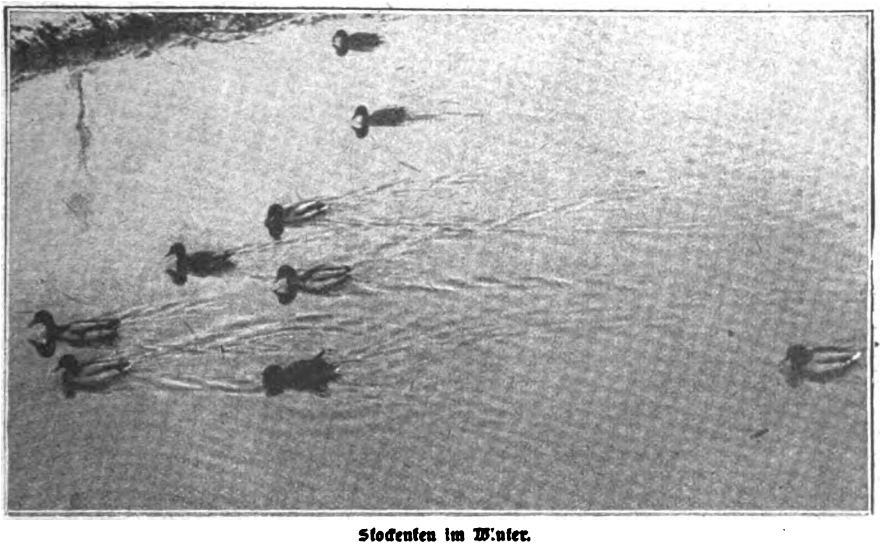
Charakterbilder aus der deutschen Tierwelt: Die Stock- oder Märzente.

Von Julius R. Haarhaus. — Mit 3 Abbildungen nach photogr. Aufn. von Wolfgang Haarhaus.

Die Herkunft unserer Haustiere liegt im allgemeinen noch in ein tiefes Dunkel gehüllt, in das erst neuerdings die gemeinsame Forscherarbeit des Zoologen, des Philologen und des Kulturhistorikers einige Lichtstrahlen geworfen hat. Unzweifelhaft hat uns Asien, die Wiege aller Kultur, auch die meisten unserer Hausgenossen aus dem Tierreiche beschert, aber bei der Frage nach deren Stammformen sind wir nach wie vor auf unsichere Vermutungen angewiesen, zu deren Klärung auch die jetzt herrschende Ansicht, die Zähmung und Nutzbarmachung der einzelnen Tierarten müsse an verschiedenen, örtlich weit getrennten Punkten und in völliger Unabhängigkeit von gleichen Bestrebungen und Versuchen erfolgt sein, nicht gerade viel beiträgt. — Nur bei zweien unserer Haustiere kann über die Abstammung nicht der leiseste Zweifel herrschen: bei der Gans, deren Stammbaum geradeswegs auf die wilde Graugans zurückführt, und bei der Ente, als deren Ahnfrau wir die Stock- oder Märzente zu betrachten haben. Für diese Klarheit ihrer Familienverhältnisse müssen wir den beiden nützlichen Vögeln dankbar sein, denn sie bieten uns Gelegenheit zu höchst interessanten Vergleichen zwischen der wilden und der zahmen Form, wie wir sie bei keiner anderen Tierart anstellen können.

Erpel der Stockente im Hochzeitskleide.

Die Graugans, die nur noch vereinzelt in den ausgedehnten und schwer zugänglichen Brüchen Nord- und Ostdeutschlands als Brutvogel auftritt und sich im übrigen höchstens in der Zugzeit zeigt, wo sie in keilförmig geordneten Flügen oder größeren Schwärmen ihrem Reiseziele zustrebt, wird wohl nur wenigen Lesern zu Gesicht gekommen sein. Dafür ist die Stockente, die häufigste aller Wildenten, um so bekannter; sie bewohnt nicht nur ziemlich alle größeren stehenden Gewässer, soweit diese mit Schilf und Binsen durchsetzt sind, sondern zeigt sich im Winter auch in großen Scharen auf den Flüssen und dringt auf diesen sogar in das Weichbild der Städte ein, wo sie im Vertrauen auf die ihr gewährte Schonung alle Scheu ablegt und sich mit dem sonst so gefürchteten Menschen geradezu anfreundet. Schon vor mehr als fünfzehn Jahren konnte man mitten im Großstadtgetriebe Berlins Hunderte von Stockenten beobachten, die ganz arglos zwischen den Spreekähnen umherschwammen und sich die von deren Bewohnern über Bord geworfenen Abfälle mit sichtlichem Behagen zu Gemüte führten.



Stockenten im Winter.

Eine solche Anpassung an das Stadtleben erschien mir bei einem Vogel, von dessen Vorsicht jeder Weidmann ein Liedchen zu singen weiß, ganz besonders merkwürdig; sie dürfte jedenfalls auch ein Beweis für die vorzügliche geistige Begabung der Stockente sein, denn es gehört schon etwas dazu, mit ererbten Vorurteilen plötzlich zu brechen und seine Ansichten über ein bisher nur als Feind gekanntes und gemiedenes Wesen einer so gründlichen Revision zu unterziehen.

Ich habe dann die Freude gehabt, die Ansiedlung der Stockente in einer anderen Großstadt, in Leipzig, von Anfang an zu verfolgen, und bin dabei zu der Überzeugung gelangt, daß auch für die „Landflucht" der Ente die Magenfrage von ausschlaggebender Bedeutung ist. Vor etwa einem Jahrzehnt brütete das erste, noch recht scheue Pärchen im Uferdickicht des Palmengartenweihers. Als die Alte mit den glücklich ausgebrachten Jungen auf der Wasserfläche umherruderte, spendete das von dem reizenden Anblick entzückte Publikum den Tierchen bereitwillig Futter, das von der Entenmutter mit unverkennbarem Mißtrauen, von den Kleinen jedoch ohne die geringste Scheu aufgenommen wurde. Beim Eintritt des Frostes verschwand die Gesellschaft, aber schon im Februar des nächsten Jahres stellten sich im Palmengarten wieder drei, auf dem größeren Weiher des benachbarten Albertparkes zwei weitere Pärchen ein, die sich alle einer vielköpfigen Nachkommenschaft erfreuen durften. Die Vögel waren die Lieblinge aller naturfreundlichen Spaziergänger und vermehrten sich in den folgenden Jahren besonders im Albertparke stark, obgleich ihnen das hier schon länger beheimatete Schwanenpaar das Leben recht schwer machte. — Von den genannten Weihern aus besuchten die Enten die verschiedenen die Stadt durchziehenden Flußläufe sowie die Wasserlachen der benachbarten Auenwälder, und da sie sich hier durch die Vertilgung der Mückenlarven nützlich machten, wurde ihre Vermehrung in jeder Weise begünstigt und insbesondere durch systematisch betriebene Zucht, die man im Zoologischen Garten vornahm, gefördert. Die Vögel dehnten ihre Ausflüge immer weiter aus, zogen, wenn die Weiher und Flüsse Leipzigs zugefroren waren, sogar bis zu der etwa 25 Kilometer entfernten eisfreien Mulde, kehrten aber stets zu den Fleischtöpfen der Großstadt zurück. Dann kam der Krieg und mit ihm die Lebensmittelknappheit, die den zahlreichen Gönnern der Enten verbot, ihr Brot mit den gefiederten Freunden zu teilen. Von dieser Zeit an war es mit der Vorliebe der Vögel für Pleißeathen vorbei; sie verließen die Stadt, brüteten nicht mehr an den Weihern und zeigen sich jetzt nur noch ganz vereinzelt auf den Flußläufen, wo sie übrigens wieder große Scheu an den Tag legen. — Unzweifelhaft gehört die Stockente zu den angenehmsten Erscheinungen unserer heimischen Tierwelt. Der Erpel im Hochzeitskleide — eigentlich müßte man bei ihm vom „Verlobungskleide" reden, da er sein Prachtgewand schon im September oder Oktober anlegt — ist ein hervorragend schöner Vogel. Der metallisch schillernde blaugrüne Kopf und Oberhals, gegen die kastanienbraune Vorderbrust durch ein schneeweißes Band abgegrenzt, der schwarzgrüne Unterrücken, die samtschwarzen Unterschwanzdeckfedern, der graue, braun und schwärzlich gewässerte Oberrücken, der blauviolette, beiderseits weißgeränderte „Spiegel" der grauen Flügel, vor allem aber die nach vorn gekrümmten vier mittleren Schwanzdeckfedern unterscheiden ihn von allen Familiengenossen. Im Mai beginnt die Mauser und erreicht gegen Ende des Juni, wo ziemlich gleichzeitig alle Schwungfedern ausfallen, ihren Höhepunkt. Um diese Zeit halten sich die Erpel, ihrer Hilflosigkeit bewußt, im dichtesten Schilf verborgen und zeigen sich erst wieder Ende Juli oder Anfang

Digitized by Google

August, wenn sie das schmucklose graubraune Sommerkleid angelegt haben, in dem sie den allerdings wesentlich kleineren Weibchen sehr ähnlich sehen. Nur der schöne Spiegel, den auch jene haben, wird beibehalten. Auffallend ist, daß sogar die Farbe des Schnabels durch die Mauser beeinflußt wird: im Pracht- oder Winterkleide ist er schmutzig-gelb, im Sommerkleide dunkelolivengrün. Die Füße der Stockente („Latschen" oder „Ruder") sind gelbrot, und zwar je nach Alter und Geschlecht von mehr oder minder kräftiger Farbe. — Von der Hausente unterscheidet sich die Stockente durch geringere Größe, schlankere Form und durch ihre wagerechte Körperhaltung. Die häßliche Senkung des Hinterleibes, die die zahme Form dank ihrer „Überernährung" zur Karikatur macht und zum schwerfälligen Watscheln verurteilt, kommt bei ihr nicht vor, obgleich sie kaum minder gefräßig als jene ist. Aber ihre Beweglichkeit und ihre Neigung, von ihrem Standorte aus weite Flüge zu unternehmen, sichern ihr den naturgemäßen Ausgleich zwischen Nahrungsaufnahme und Kräfteverbrauch, den alle freilebenden Geschöpfe vor den Haustieren voraushaben. Dementsprechend sind auch ihre Sinne und geistigen Fähigkeiten, wie schon angedeutet, weit besser entwickelt als die ihrer zahmen Verwandten, der in der Obhut des Menschen der harte Kampf ums Dasein erspart bleibt.

Ein seltsamer Nistplatz: Brütende Stockente.

Wie die Hausente ist auch die Stockente eine wahre Allesfresserin, der die Natur den Tisch reichlich deckt. Pflanzen- und Tierwelt müssen zu ihrer Ernährung gleicherweise beisteuern, und wenn sie auch die meisten Nahrungsstoffe dem Wasser entnimmt und neben Wasserpflanzen aller Art Insektenlarven, Schwimmkäfer, Frösche, kleine Fische, Laich und allerlei faulende Reste vertilgt, so geht sie, namentlich in der Zeit der Dämmerung und in mondhellen Nächten, auch aufs Land, um sich an Schnecken, Regenwürmern, Rüben, Baumfrüchten wie Eicheln und Eckern, Beeren, Grassamen und Getreide gütlich zu tun. Dabei macht sie aber doch gewisse Unterschiede, hält sich, solange sie z. B. Entengrün haben kann, an dieses und verschmäht, wenn ihr Gerste und Hafer zur Verfügung stehen, jede andere Körnerfrucht. Ihr Geschmackssinn scheint also trotz ihrer Gefräßigkeit doch nicht ganz unausgebildet zu sein.

Vom Spätsommer an leben die Enten gesellig, ziehen auch in den meisten Gegenden Deutschlands bei Eintritt der kalten Jahreszeit in großen Schwärmen südwärts und werden dann von anderen Scharen aus nördlicheren Gebieten abgelöst. Sie sind mehr Strich- als Zugvögel, gehören übrigens zu den Kosmopoliten der Vogelwelt, da sie mit alleiniger Ausnahme Australiens alle Erdteile bewohnen. Schon während des Winters scheinen sich die Pärchen zusammenzufinden, wenigstens sieht man, wenn sich die Gesellschaft über eine größere Wasserfläche verteilt, den Erpel immer hinter der Ente herschwimmen, wie er ihr auch, wenn sie sich zum Besuch eines anderen Gewässers in die Luft erhebt, getreulich folgt. Je mehr es auf den Frühling losgeht, desto lebhafter werden die Vögel, und man kann sie nun zu jeder Tageszeit paarweise oder zu mehreren mit kleinen, aber hastigen Flügelschlägen, deren Geräusch weithin vernehmbar ist, hin- und herfliegen und gewöhnlich nach längerem Kreisen wieder auf dem Wasser einfallen sehen, wobei sie, halb fliegend, halb rudernd, mit gewaltigem Lärm eine Strecke hingleiten. Ohne ernste Zwistigkeiten geht es dabei nie ab, denn das Liebesglück des Erpels wird meist durch zudringliche Nebenbuhler gestört, die ihm seine Auserwählte streitig machen. Er entschädigt sich jedoch für den Ärger, indem er, sobald er die Gattin mit Legen oder Brüten beschäftigt weiß, sich nun seinerseits in fremde Familienangelegenheiten mischt und, gewöhnlich in Gesellschaft einiger Kumpane, auf andere Weibchen Jagd macht. Wie bei vielen Vögeln, deren Männchen mit auffallenden Prachtkleidern prangen, ist es auch bei den Stockenten mit der ehelichen Treue nicht weit her. Zum sorgenden Familienvater hat der Erpel nun einmal keine Anlage, und die Ente wird schon wissen, weshalb sie ihr Nest sogar dem eigenen Gatten nach Möglichkeit zu verheimlichen sucht. — Viel Kunst verwendet sie auf den Nestbau übrigens auch nicht. Meist begnügt sie sich mit einer unter Schilf oder Strauchwerk verborgenen trockenen Stelle am Ufer eines Teiches, im Moor, im Buschwalde oder im Getreide und häuft hier Blätter, Stengel und Halme locker übereinander. Sie bindet sich jedoch keineswegs an den Boden, sondern legt das Nest auch auf Kopfweiden und Baumstümpfen an — einmal fand ich sogar ein Stockentennest in etwa 15 Meter Höhe auf einer entwipfelten Pappel! —, oder bezieht verlassene Raubvogelhorste und Krähennester, wenn diese auch noch so hoch und noch so weit vom Wasser entfernt stehen. Überhaupt ist sie in bezug auf Nistgelegenheiten alles andere als wählerisch und verfällt dabei mitunter auf ganz seltsame Örtlichkeiten.

Das Gelege der Stockente besteht aus 8 bis 16 länglichen, glattschaligen, jedoch glanzlosen Eiern, die sich meist etwas ölig anfühlen und von schmutzigweißer, gelblicher, bräunlicher oder grünlicher Farbe sind. Jedesmal bevor die Ente das Nest verläßt, rupft sie sich aus dem Bauchgefieder Dunen aus, um die Eier damit zu bedecken, und so entsteht im Verlaufe des 25 bis 28 Tage währenden Brutgeschäftes aus den sich verfilzenden weichen Federchen ein ziemlich hoher Kranz, der das Gelege gegen allzu starke Abkühlung wirksam schützen dürfte.

Gleich, nachdem die Jungen ausgeschlüpft und ein wenig abgetrocknet sind, folgen sie der Mutter, die jeden der kleinen braunen Sprößlinge scharf im Auge behält und die bewegliche Gesellschaft vor wirklichen oder vermeintlichen Feinden warnt, schlimmstenfalls auch deren Aufmerksamkeit nach Art der Rebhühner von den Kleinen auf sich abzulenken sucht, indem sie sich flügellahm stellt. Auch soll die Alte ihre gefährdeten Jungen gelegentlich wegtragen, wie denn sogar behauptet wird, daß die auf Bäumen nistenden Enten ihre Kinderchen aus der luftigen Wiege zum Erdboden hinuntertrügen. In Ausnahmefällen mag dies vorkommen, gewöhnlich lassen sich die Jungen jedoch bald nach dem Auskriechen einfach über den Nestrand in die Tiefe fallen, wo sie dank ihrem geringen Gewicht, dem dichten Dunenkleide und den noch weichen Knöchelchen unversehrt ankommen und gleich elastischen Bällen einigemal emporhüpfen. Mit dem Wasser sind sie sofort vertraut, wagen ohne weiteres den Sprung in das nasse Element und verstehen vom ersten Augenblick an vortrefflich zu rudern, zu tauchen und beim Schwimmen nach vorüberfliegenden Insekten zu schnappen. —

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß die Stockente nicht nur die Stammutter der Hausente, sondern auch die der Zeitungsente ist. Die im Jahre 1776 bei Lalombe in Paris erschienene „Encyclopédie industrielle" bespricht, wie ich Carl J. Steiners Buch „Die Tierwelt nach ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben" entnehme, ein eigentümliches Verfahren, wilde Enten zu fangen, das von einer landwirtschaftlichen Zeitung veröffentlicht wurde. Es besteht darin, daß man eine Eichel in einem Absud von Sennesblättern und Jalappe kocht, an einem starken Faden befestigt und ins Wasser wirft, wobei man das Ende des Fadens in der Hand behält. „Die Ente schwimmt heran und verschluckt die Eichel; diese hat aber in ihrer Zubereitung eine stark purgative Wirkung und kommt sofort wieder zum Vorschein; darauf kommt eine andere Ente und verschluckt diese wiederum, eine dritte, eine vierte usw. So reihen sich alle an demselben Faden auf. Man berichtet bei dieser Gelegenheit, daß ein Huissier in der Nähe von Gué-de-Chaussée zwanzig Enten auf diese Weise aufgereiht habe. Darauf flogen die Enten auf und nahmen den Huissier mit; der Strick riß, und der unglückliche Jäger brach ein Bein." Da diese Zeitungsnotiz zum mindesten neun Jahre vor dem Erscheinen von Raspes „Münchhausen" veröffentlicht worden ist, so gebührt also den Franzosen der Ruhm, die erste wirkliche Zeitungsente gezüchtet zu haben. Daß sie auf diesem Gebiete auch heute noch Erstaunliches leisten, hat ihre Presse während des Krieges genugsam bewiesen!

Digitized by Google

Nr. 9 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(8. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Ein altes Weib von der Häßlichkeit einer Dämonin erschien, ohne den Fremden eines Blickes zu würdigen, und hielt den Vorhang der Tür mit einem Griff ihrer Krallenhände zurück.

Unter diesem Vorhang kam der Zug der Frauen herein, eine nach der andern, geschmückt wie die Götzenbilder, von fremden, betäubenden Düften umwogt, die älteren, die höchstens achtzehn Jahre zählten, mit verschwommenen Zügen und fett wie das gemästete Laster; — die jüngeren, kaum der Kindheit entwachsen, sehnsüchtig hingleitend in einer wunderlichen Gerecktheit der Körper, die an Orchideen erinnerten, an diese wilden Tiere unter den Blumen.

Die jüngsten, voll aufgeblüht zu einer süßen und wilden, gleichsam überstürzten Liebesbereitschaft, die Furcht zu haben schien, das Leben zu versäumen.

Sie alle, so viele ihrer waren, sprachen im Vorübergleiten mit den geschminkten Lippen grüßende Worte einer verzückten Zärtlichkeit, halblaut, fast nur hauchend, wie ein Wind über einen Baum hingeht.

„Willst du wissen, was sie sprechen?“ fragte Ramigani, der am Boden kauerte. „Sie sagen: ‚Erwähle mich zu deiner Sklavin, o du mein Geliebter, du Licht vom Himmel; du Strom der Glückseligkeit! Laß mich den Teppich unter deinen Füßen sein, den Becher, aus dem du trinkst! Vergönne mir, an deinem Knie zu sitzen, o du Auserwählter unter den Söhnen der Menschen, und laß mich dir Kühlung zufächeln, wenn die Sonne im Mittag steht. . . Höre meine Stimme, die nach dir ruft, die Stimme meines Herzens, das die Sehnsucht nach dir verbrennt! Höre mich, o mein Geliebter!‘“

„Es klingt schön, was sie sagen, die Mädchen deines Landes“, meinte Fürbringer, ohne den Kopf zu wenden. „Aber du wirst begreifen, Ramigani, daß Liebesworte eine Übersetzung nicht vertragen. Und eine stumme Freundin ist wie eine stumme Flöte. Ich aber liebe die Musik des Holzes und der Menschen . . . Ist keine unter den Frauen des Palastes, die ein wenig von den Sprachen des Abendlandes verstünde?“ — „Nein, Sahib.“ — „Wirklich nicht?“

„Nein, Sahib.“

Fürbringer sah den Inder an; er drückte die Lider leicht zusammen.

„Ich glaube, du lügst, mein Freund“, sagte er g lassen.

„Ich lüge nicht, Sahib. Es ist ein Weib hier im Palaste, das etwas Englisch spricht, aber —“

„Aber?“

Das Gesicht des Inders wurde hart vor Verachtung. „Sie ist nicht wert,

Spielkameraden. Mercker phot.

Digitized by Google

daß ihr Name deinen Mund beschmutzt, Sahib. Ihr starb der Mann." — „Ich bin Europäer, Ramigani."

Ramigani hob die Hände zur Stirn. Sein Messinggesicht blieb unbewegt. „Willst du sie sehen, Sahib?"

„Ja. Ich will sie sehen."

Irgend etwas in dieser Antwort veranlaßte den Inder aufzublicken. Aber Fürbringer lächelte wie ein Mensch, der sich auf landesübliche Weise höflich und ergeben langweilt. Ramigani verscheuchte die Frauen mit einer Handbewegung, ging und kam wieder.

An seinen Fersen folgte ihm ein Kind — ein Mädchen.

Es war ein jämmerliches Geschöpf, von Schmutz starrend, mit den Augen niegestillten Hungers und den schmalen Schultern der Angst. Ein Wort Ramiganis ließ sie wie ein Bündel Lumpen an der Türschwelle niederfallen und den Boden mit der Stirn berühren. So blieb sie liegen, zitternd wie ein junger Vogel, von ihrem verwahrlosten Pechhaar überspült.

Fürbringer stand auf. Seine frische, europäische Haut, seine Nase und seine Augen empfanden unleugbaren Ekel. Aber sein Mitleid behielt die Oberhand.

„Steh auf, Kind", sagte er. „Steh auf! Ich will nicht, daß du am Boden liegst."

Das Mädchen gehorchte. Es kreuzte die Arme vor der Brust, daß die Hände auf den Schultern lagen, und drückte sich offenen Mundes, mit den blöden Zügen der Furcht, die Stumpfsinn geworden ist, an die Mauer neben der Tür.

„Ramigani sagte mir," fuhr Fürbringer fort, „daß du ein wenig Englisch verstündest . . ."

Das Mädchen schwieg, ihn anstarrend.

„Gib Antwort, du Auswurf", raunte Ramigani.

„Ja", sagte das Mädchen, wie aus dem Schlaf heraus.

Es war dem Ausdruck ihres Gesichts anzusehen, daß sie das Wort wie die Bedeutung dessen, was sie hörte, aus einer langverschütteten Grube ihres Gehirns ausgraben mußte.

„Wer ist das Mädchen?" fragte Fürbringer den Diener halblaut.

„Es ist die Tochter eines Mannes, der mehr Rupien besaß, als Wellen in einem Flusse sind, o Sahib. Darum wurde seine Tochter einem Fürsten vermählt, der alt war, ehe sie gehen konnte. Sie brachte ihm den Reichtum ihres Vaters, und er starb und ließ ihn seinem Sohne, und seine Leiche wurde verbrannt am Ufer der heiligsten Ganga. Seine Witwe, die sieben Jahre zählte, stand dabei, und sie fühlte die Speere des Hasses und der Verachtung, weil die Götter sie ausgestoßen und des Mannes beraubt hatten. Sie wollte ins Feuer laufen, und man hätte sie ruhig laufen lassen sollen. Aber ein Narr hielt sie fest und brachte sie in das Haus, in dem fremde Frauen ihr Leben vergeuden, um schmutzige und verworfene Dinge, wie kleine Kinder, die Witwen sind, aufzuziehen und der Welt eine Last zu geben. Von dort hat unser Herr sie mitgebracht; warum? Die Laune trieb ihn, der Herrin eine Dienerin zu geben, die selbst eine Fürstin gewesen war. Er brachte eine Krähe ins Haus."

„Nun, Ramigani," sagte Fürbringer, ins Leere blickend, „mich lockt es auch, eine Dienerin zu haben, die eine Fürstin war . . . Schicke das Mädchen ins Bad und laß ihr Haar waschen und flechten, gib ihr Kleider, die schön und sehr sauber sind, und weiche Schuhe, wie ihr sie tragt. Und wenn sie gebadet hat, bringe sie zu mir, daß sie mir Gesellschaft leiste . . ."

Ohne Ramigani Zeit zu einer Antwort zu lassen, verließ er das Gemach.

Als er eine Stunde später, mit den Plänen des Grabmals beschäftigt, in seinem Arbeitszimmer saß, tat sich lautlos die Tür auf.

Er wandte sich um. Auf der Schwelle stand Ramigani. Er stieß das Mädchen an der Schulter herein und schloß die Tür hinter ihm. Seine Bewegung verachtete zugleich das Mädchen und den Mann.

Fürbringer betrachtete das Kind, wie er eine Merkwürdigkeit unter den Blumen betrachtet haben würde, einen rätselhaften Stein oder ein seltsames Tiergeschöpf. Es war ihr anzusehen, daß sie heftig gebadet hatte; ihre braune Haut leuchtete vor Frische. Das sehr lange Haar war noch feucht, sie hatte es an den Schläfen geflochten, daß die breit niederfallenden Zöpfe ihr schmales Gesicht noch schmaler machten.

Sie hatten ihr ein indigoblaues, hemdartiges Gewand gegeben, das bis auf ihre Knöchel fiel. Ihre Füße steckten in Bastschuhen. Sie trug keinerlei Schmuck.

Der Ausdruck ihres kleinen Gesichts zeigte weder Glück noch Kummer, weder Hoffnung noch Angst. Nur eine grenzenlose Verwirrtheit prägte sich in ihm aus.

Unwillkürlich mußte Fürbringer lächeln.

„Wie heißt du, Kind?" fragte er brüderlich.

Es dauerte lange, ehe das Mädchen Antwort gab. Es schien, als müsse sie sich nicht nur auf die Worte, sondern weit mehr noch auf sich selbst besinnen. Sie schien vergessen zu haben, daß sie einen Namen besaß, und schien sich noch mehr zu wundern, daß ein Mensch nach diesem elenden Namen fragte.

Sie öffnete die Lippen mit einer fast körperlichen Anstrengung.

Sie sagte: „Meine Mutter nannte mich ‚Unglück', mein Vater nannte mich ‚Überdruß'. Die weißen Frauen nannten mich Miriam."

„Waren sie gut zu dir, die weißen Frauen?" fragte Fürbringer.

Verständnislos sah ihn das Mädchen an. Nach einer Weile sagte sie: „Sie haben mich dem Fürsten gegeben."

Fürbringer begriff, daß dies eine Anklage war.

„Ich will dich auch Miriam nennen", sagte er zuredend. „Er paßt zu dir, dieser Name, weil man, wenn man ihn hört, an die Bitterkeit der Myrrhen denken muß. Komm zu mir, Kind; fürchte dich nicht. Du sollst bei mir bleiben und mir Gesellschaft leisten, als wärst du ein kleiner Vogel, den ich gefunden habe. Willst du das?"

„Du hast befohlen, Sahib", murmelte das Mädchen. Sie sah erschrocken aus; sie hatte in ihrem Leben wahrscheinlich noch nie etwas selbst gewollt, außer dem einen: sterben . . .

Aber da sie begriffen hatte, daß sie den fremden Gebieter unterhalten sollte, kramte sie verstört und schüchtern ihre armen Künste aus: „Willst du, daß ich tanze, Sahib? Oder soll ich singen?"

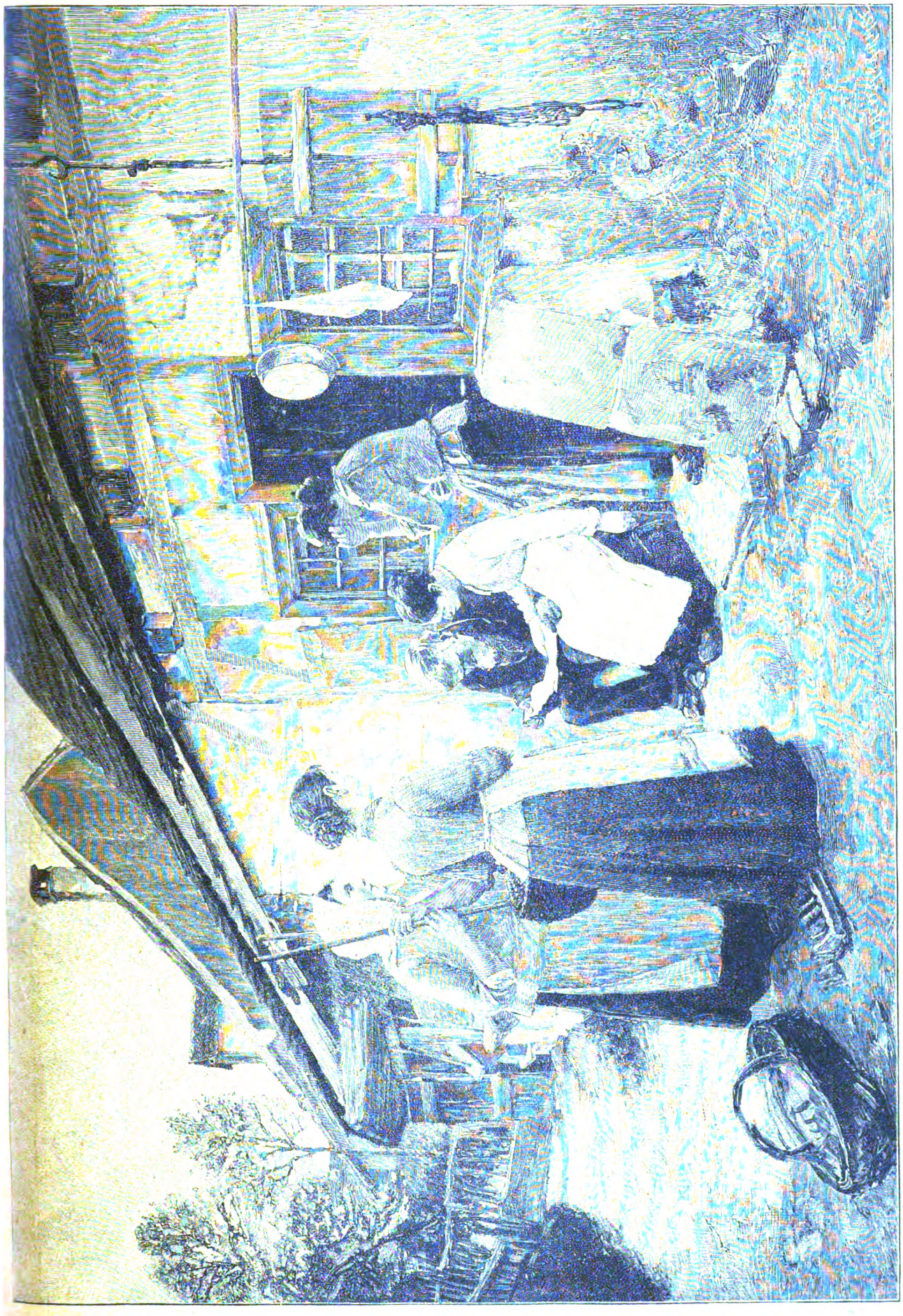
Fürbringer stand auf und näherte sich ihr. Und der Mann des Abendlandes blickte lange wortlos und in großer Ergriffenheit auf das ganz glücklose Geschöpf einer fremden Welt, die im Schatten lag, wie es sich schmal und zerdrückt an die Mauer drängte und zu ihm aufsah mit dem Blick der Tiere, die wissen, daß sie sterben sollen.

Er streckte eine Hand aus und strich dem Mädchen über das Haar. Er tat es immer wieder, mit der sachten Bewegung eines Bruders, der seine kleine Schwester liebt und sie trösten möchte, ohne zu wissen, wie er das anfangen sollte.

Er dachte an seine Frau: Ja, wenn du da wärest! Du brauchtest nur zur Tür hereinzukommen und zu lächeln — brauchtest nur mit deiner schönen, schenkenden Gebärde die Arme auszustrecken, und diese Seele wäre dein. Du würdest mit ihr plaudern von Sonne Mond und Sternen, würdest sie nach dem Namen eines Vogels fragen oder nach der Stelle des Gartens, wo der Hibiskusstrauch in Blüte steht. Und das Ende wäre, daß sie weinen und lächeln würde, und daß sie dich liebte . . .

Das Mädchen hatte sich unter der Berührung seiner Hand zusammengeduckt und die Augen geschlossen. Nun tat sie sie wieder auf. Und der Blick, mit dem sie den Mann ansah, war schleppend schwer von nichts begreifender Verwunderung; und ganz allmählich entzündete sich in ihm das aufstrahlende Licht einer Dankbarkeit, die nur darum

Digitized by Google



Der Brief. Nach einem Gemälde von Friedrich Kallmorgen

Digitized by Google

nicht zum Weinen wurde, weil sie fürchtete, zudringlich zu erscheinen.

„Sahib," murmelte sie und öffnete die Hände wie eine Opfernde, „was willst du von mir? Sage mir, was soll ich tun?"

„Vielleicht, meine kleine Miriam," entgegnete Fürbringer nicht ohne Schwermut, „wird sehr bald eine Stunde kommen, in der ich dich fragen werde, ob du mir helfen willst. Vielleicht werde ich dich bald meine kleine Schwester nennen und von deinen schmalen Füßen und Händen eilige Dienste erbitten. Aber erst will ich, daß du dich nicht mehr vor mir fürchtest, weil ich ein Mensch bin und die Menschen dich gelehrt haben, vor ihnen zu zittern. Ich will, daß du heiter bist, und du sollst dich freuen. Du sollst dich schmücken und deine eigene junge Herrin sein. Warum drückst du dich so an den Wänden hin? Fürchte dich nicht mehr, denn du hast nichts mehr zu fürchten."

„Ich will gehorchen, Sahib", sagte das Mädchen inbrünstig.

Fürbringer verließ das Arbeitszimmer und rief nach Ramigani. Eine große Freudigkeit war über ihn gekommen — das Frohlocken des Gebenden.

„Bringe mir Schmuck, Ramigani — bunten Schmuck, wie ihn die Kinder eures Landes lieben! Und laß mich nicht warten, hörst du?"

Ramigani verschwand. Fürbringer ging im Zimmer hin und her, von einem Fenster zum andern. Er pfiff. Er spürte zu seiner herzlichen Befriedigung, daß er Hunger hatte.

„Komm, Miriam," sagte er, sich umwendend, „nimm die schönste Ananas, die du finden kannst, und mische ihren Saft mit Eis! Du mußt mich bedienen, Kind, denn ich kann meine Hände nicht rühren."

Die entsetzten Augen des Mädchens hingen an seiner zerschundenen Haut. Sie öffnete die Lippen, aber sie sagte nichts. Sie brach in Tränen aus

„Es ist nichts — es ist ja nichts, du Kind!" meinte Fürbringer glücklich.

Aber sie kauerte sich in einen Winkel, drückte das Gesicht gegen die Wand und weinte.

Fürbringer ließ sie gewähren.

Ramigani trat wieder ein. Ihm folgte ein Tamile, der einen flachen Korb auf beiden Händen trug. Wie Wein über den Rand eines Bechers, tropften Glasketten, bunter Tand, hochaufgehäuft, ein gefangenes Feuerwerk, über den Rand des Korbes.

„Der Schmuck, Sahib!" meldete Ramigani feindselig und feierlich.

„Gib ihn her!"

Der Diener gehorchte; er verließ das Zimmer. Ramigani blieb stehen. Er sah zu dem Mädchen hinüber.

„Ich brauche dich nicht mehr, Ramigani", sagte Fürbringer gleichgültig.

Der Inder sah ihn an, verneigte sich und ging.

Fürbringer nahm den Korb und schüttelte seinen Inhalt über den Tisch, daß es war, als zerspränge ein niederfallender Regenbogen zu tausend Tropfen siebenfarbigen Feuers.

„Nun wähle, Kind!" sagte er und lachte.

Miriam wandte sich um. Einer der großen, grünen Steine, wie sie die Nasenflügel der Frauen schmückten, war über den Marmor des Bodens bis vor ihre Füße gerollt. Sie bückte sich gedankenlos und hob ihn auf. Sie sah Fürbringer an und ließ den Stein wieder fallen. Ihre Lippen zitterten. Der Ausdruck ihres Gesichts war beinahe vorwurfsvoll.

„Warum wirfst du ihn fort?" fragte der Mann. „Ist er dir nicht schön genug? Dann suche dir einen andern aus, der größer ist und noch heller funkelt! Sei wählerisch, kleine Miriam, denn du sollst das Schönste haben, was Ramiganis schlechte Laune für uns aufgetrieben hat."

Miriam blieb ganz ernst. Sie begriff nichts — oh, nicht das Geringste! Der Sahib war vergnügt; er machte sich einen Scherz mit ihr. Was hätte ihn davon abhalten sollen?

Sie zog die Schultern zusammen, als ob sie fröre.

„Nein, meine kleine Miriam — es ist durchaus kein Scherz", sagte Michael Fürbringer auf den stummen Blick ihrer Augen.

Und als sie begriffen hatte, nach vielen, vielen Minuten dumpfen Staunens, hoffenden Zweifels, da stieß sie einen Schrei aus — einen hohen, schrillen Schrei wie ein junges, wildes Tier, aus dem das Blut schreit, lief auf den Tisch zu und faßte mit beiden Händen, sie füllend und schöpfend, als ob sie in Wasser griffe, in das kalte, tolle Feuer der hingeschütteten Steine. Und immer wieder ihre kleinen, spitzen Schreie ausstoßend, wie wenn die aufzuckenden Funken des geschliffenen Glases ihr die Haut der Fingerspitzen versengten, ließ sie fallen, was sie eben gefaßt hatte, nahm es wieder auf und warf es abermals hin und trieb dieses Spiel der kindischen Verzücktheit, als würde in jedem bunten Strahl, der ihr Herz tanzen machte, ein Tag vergangenen Elends ungeschehen.

Sie steckte sich Spangen ins Haar, wand sich Ketten um Hals und Arme, schmückte sich die Knöchel und die Handgelenke. Und zuletzt, da all dies noch nicht genug war, raffte sie ihr blaues Kleid zum Bausch, schüttete, was auf dem Tische lag, hinein und setzte sich auf den Fußboden, wo sie ganz versunken, ganz vergessend, wo sie war, das Spiel der sieben Feuer weiterspielte.

Fürbringer hatte sich an eines der Fenster gesetzt und sah ihr zu. Und als sie endlich, wie erschöpft von zu großer Freude, Arme und Hände sinken ließ und regungslos, schimmernd in ihrem wohlfeilen Schmuck, mit halbgeschlossenen Augen, lächelnd wie eine kleine, zärtliche Gottheit des Glücks, auf den Knien lag, rief er sie an.

„Willst du mir nicht zu trinken geben, Miriam?"

Sie lächelte, aus ihrer Seligkeit heraus, ganz ohne Schuldbewußtsein. Sie hatte ihre erste Pflicht versäumt — ja! Aber sie war glücklich gewesen. Hatte der Sahib ihr nicht geboten, glücklich zu sein?

Sie stand auf, achtlos die Falten ihres Kleides lösend, daß von ihrem Schoß die sprühenden Steine wie ein Regen niederglitten. Aber sie kümmerte sich nicht darum.

Sie wählte die schönste Frucht, wie der Sahib befohlen hatte, löste die harte Schale mit dem Messer und ließ den Saft aufs Eis tropfen.

Sie brachte das Glas ihrem Herrn und reichte es ihm mit einer Gebärde, die an Inbrunst und Zartheit ein Opfer darzubringen schien.

„Ich danke dir, Miriam", sagte der Mann.

Sie blieb bei ihm stehen, während er trank, und blickte auf seine Hände. Und plötzlich wandte sie sich um und lief aus dem Zimmer, daß die Spangen ihrer Knöchel klangen.

Als sie gegangen war und Fürbringer sich allein befand in dem Raum, der noch eben angefüllt gewesen war mit dem Jammer der Erlösung und der Glückseligkeit eines Kindes, und der nun plötzlich leer und ausgelöscht erschien, kam über den Mann eine grundlose Erschöpfung und Traurigkeit. Es war, als hätte sein Leben einen Sprung gemacht, und als müsse er nun den Sprung nach rückwärts tun.

Er stützte den Kopf in seine schmerzenden Hände und schloß die Augen.

Vielleicht, dachte er, ist alles, was ich tue, ganz sinnlos. Vielleicht gehe ich in die Irre und entferne mich immer weiter vom Ziel . . . Vielleicht gewinne ich aus alledem nichts anderes als die Tränen und die schrillen, kleinen Freudenschreie eines fremden Kindes . . .

Was sind wir? — Segel im Wind . . .

„Sahib," bat die Stimme Miriams neben ihm, „willst du mir nicht erlauben, deine Hände zu heilen?"

Er sah auf und in das Gesicht des Mädchens. Sie hielt

Digitized by Google

in der Linken eine Muschelschale, mit einer hellen Salbe gefüllt; ihre Mundwinkel zitterten.

„Kannst du das, du Kind?“ fragte Fürbringer, ernst lächelnd.

„Ja, Sahib“, antwortete sie einfach.

Er sagte nichts mehr. Sie kauerte sich vor ihm nieder und stellte die Muschelschale vor ihre Knie. Und Michael Fürbringer überließ seine Hände ihrer Sorgfalt, die nicht weit entfernt von Anbetung war.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm II. König von Württemberg.

Zu seinem 70. Geburtstage am 25. Februar.

Von Harold Hugo-Werner. — Mit zwei Porträten.

In diesen Zeitläuften, die als Größtes das unvergleichlich heldenhafte Ringen unseres Volkes um seine weitere Geltung, daneben — als zwar nicht gleich wuchtige, immerhin aber höchst bedeutungsvolle Lebensäußerung — die Bestrebungen auf eine zeitgemäßere Ausgestaltung der Dinge im Inneren sehen, — in diesen großen, bewegten Zeitläuften muß die Bedeutung des Einzelmenschen, auch die eines Fürsten, nach anderen Gesichtspunkten gemessen werden, als es vordem in vielfach allzusehr dem Äußerlichen und dem Augenblick zugewandten Friedenstagen geschehen. Denn auch — oder gerade — die Träger der Kronen können dieser Gegenwart als vollwertige Träger ihrer Vorstellung nur gelten bzw. werden sich in der heraufsteigenden „neuen Zeit“ glücklich nur dann fühlen können, wenn auch sie in Treuen dieser Gegenwart dienen, und nachdem — in der Zukunft — die Throne und Völker verknüpfenden Bande, befreit vom starren Einschlag veralteter Einrichtungen, am Webstuhl neuer Zeit eine zeitgemäße Erneuerung in Form angemessener Anpassung an den Geist und die Forderungen dieser Zeit erfahren haben werden.

Sieht unsere Zeit unter diesem Gesichtswinkel auf Württembergs König Wilhelm II., der, im Vorfrühling des „Sturm- und Drangjahres“ geboren, an diesem 25. Februar seinen siebzigsten Geburtstag begehen durfte, so ergibt sich, daß unsere Gegenwart diesen Fürsten ebenso den Ihrigen nennen darf, wie er seinen Anteil auch an der sich vorbereitenden „neuen“ Zukunft haben wird.

Als König Wilhelm II. am 6. Oktober 1891 — als Nachfolger seines Onkels, des Königs Karl — 43jährig den Thron bestieg, gelobte er, seiner Lande Verfassung getreulich wahren, den Armen und Schwachen ein warmer Freund und dem Rechte ein treuer Hüter sein, seine Stellung als Regent eines deutschen Staates aber in unerschütterlicher Treue zu Reich und Kaiser wahrnehmen zu wollen.

König Wilhelm II. von Württemberg in feldgrauer Uniform. (1917.) Berl. Ill.-Ges.

Was damals Worte, Verheißung gewesen, heute, nach einer Regierungszeit von über 26 Jahren, bestimmt es, weil inzwischen Tat und Erfüllung geworden, das Urteil der Zeitgenossen. Denn ein deutscher Fürst — um diesem heute obersten Gesichtspunkt zuvörderst das Wort zu geben —, hat Württembergs König durch eine Reihe wahrhaft deutscher, von Sonderbestrebungen unbeschwerter Taten — so durch das Bebenhäuser Abkommen, liebevolle Betreuung aller Flotten- und Kolonialbestrebungen, unbeirrbare Förderung der Lebensarbeit des Grafen Zeppelin — ebenso Bedeutungsvolles für die Vereinheitlichung, Ertüchtigung und Erstarkung und Ausgestaltung der deutschen Wehr getan wie mit dem Anschluß Württembergs an das Reichspostgebiet, mit Unterstützung der Bestrebungen auf Vereinheitlichung der deutschen Verkehrsmittel u. a. für die Festigung des Reichsgedankens; und, ein zeit- und zielbewußter Bundesstaats-Fürst, hat er in seinen eigenen Landen, als ein durchaus konstitutioneller, aber fortschrittsfreundlicher Regent, zu allen Zeiten Neuerungen Raum gegeben, die irgendwie dem Abbau unzeitgemäßer Zustände, dem Ausgleich zwischen Regierungsgewalt und Volksrechten der Verbesserung der staatlichen Einrichtungen, der Erweckung, Nutzbarmachung und Hebung aller im Volke lebendigen, dem Volksganzen nützlichen Kräfte förderlich ein konnten. Somit erwuchs denn am langen und nicht immer hemmnisfreien, aber rüstig durchmessenen Wege hier, als bereits reife Frucht bisheriger Mühe, jene hervorragende Tüchtigkeit, mit der sich, ebenbürtig allen anderen, auch Württembergs Söhne, „furchtlos und treu“ allerwärts und allezeit, im Kampf für Deutschlands Ehre, Glück und Zukunft einzusetzen vermögen; und bildeten sich daneben und darüber hinaus im Württemberger Lande auch innerpolitische Verhältnisse heraus, die gerade dieses Land in die „neue Zeit“ und Zukunft mit einem wohlgefestigten Besitz an politischen Einrichtungen hineinschreiten lassen, die anderwärts auf deutscher Erde erst errungen werden müssen.

Wohl einem Fürsten, glücklich ein Siebzigjähriger, der solchermaßen dem gegenwärtigen Größten, dem kommenden Neuen vorgearbeitet! Bedeuten für ihn doch Krone und Alter im schönsten Sinne Besitz und Erfüllung; Besitz im Zeichen des Höchsten, das unser deutsches Volk derzeit in gewaltigstem Kampfe aufs neue erwirbt, um es zu besitzen; und Erfüllung im Sinne des Spruches: „Wer seiner Zeit dient, hat aller Zeit gedient.“

Möchte damit — in dem von den Zeitumständen der Betrachtung gesteckten engen Rahmen — das Wesentlichste über das, wie gezeigt, mit den Entwicklungsgängen der Vergangenheit, dem machtvollen Geschehen der Gegenwart und auch manch Kommen-

Digitized by Google

dem der Zukunft gleich eng verwachsene Wirken des Württemberger Königs als Fürsten, als deutschen Fürsten und hochgemuten Sachwalters seiner schwäbischen Lande, gesagt sein; nicht vollständig aber wäre das Bild des nun in geistiger und körperlicher Frische über die Schwelle der Siebzig Schreitenden, wollte es übersehen, kurz auch den Menschen im König zu belichten. Auch hier gestatten sich ja nur einige wenige flüchtige Striche; sie möchten indessen ausreichen, vor dem Außenstehenden ein Bildnis erstehen zu lassen, auch hier ungemein ansprechend und zusammengesetzt aus großen und kleinen liebenswürdigen Zügen, die zutage traten an des langen Lebensweges vergangenen, in sonderer Fülle aber in den gegenwärtigen, an Größe wie an Nöten gleich reichen Tagen. Ins Auge fällt da, nicht mit großer Gebärde zur Schau gestellt, in ihrer Natürlichkeit und Herzlichkeit aber um so wohltuender, zuvörderst des Fürsten ungemein

der Residenzstadt, in den stillen Waldgründen von Bebenhausen oder an dem vom lieblichen Bodensee gegrüßten Gestade von Friedrichshafen bewegt, sowie dank seiner hohen Duldsamkeit und Zugänglichkeit für jedes aufrechte Manneswort; und mit aufrichtiger Freude weiß endlich das Volk „seinen" König, unermüdlich in ernstester Wahrnehmung seiner Berufspflichten, mit ganzem Herzen zugetan auch dem edlen Sport, vornehmlich dem Weidwerk und der Pferdezucht, den Schönheiten der Natur, der Heimatsitte und den Lebensäußerungen der Kunst aller Arten. Gerade der letzterwähnte Punkt, das innig-lebendige Verhältnis König Wilhelms II. von Württemberg zur Kunst, wäre besonderer Betrachtung wert; und es sei hier wenigstens festgestellt, daß auch in dieser Hinsicht die nun über ein Vierteljahrhundert währende Regierungszeit des Fürsten einem bald nach der Thronbesteigung geäußerten Leitgedanken vollauf gerecht werden durfte: dem

König Wilhelm II. von Württemberg in seinem Arbeitszimmer (Februar 1900). Hofphot. H. Brandseph, Stuttgart

rege Anteilnahme auch an den persönlichen Geschicken seiner Landeskinder, die, wo immer die äußeren Umstände es gestatten oder nahelegen, kaum ein besonderes Ereignis, Freud oder Leid, im Lande vorübergehen läßt, ohne daß ihm durch des Landesherrn persönliche Anteilnahme oder eine entsprechende Kundgebung die Weihe würde; ein inneres Verwachsensein mit den Schicksalsfügungen, mit dem Pulsschlag auch des Tages, das sich namentlich im Laufe dieses Krieges, im Schützengraben und bei heimatlichen vaterländischen Anlässen, an den Gräbern und Schmerzenslagern unserer Helden wie bei dem der Linderung der Kriegsnot dienenden Liebeswerk, im Hause des Großen wie am Herde des kleinen Mannes Tag um Tag in freigebig-hilfsbereiter Tat oder gütigem Worte sich auswirkt; hier den unmittelbar davon Berührten beglückend oder aufrichtend, dort aber für die Allgemeinheit, soweit es sich um gemeinnützige Betätigung handelt, ein stets gerne nachgeahmtes Beispiel. Besonders nahe steht der Fürst den Herzen seiner Württemberger dann aber auch vermöge seiner Schlichtheit und Leutseligkeit, in der er sich, auch in seiner ganzen persönlichen Lebens- wie in der Hofhaltung höchst anspruchslos — mit Vorliebe im bürgerlichen Rock — in den Straßen

schönen Gedanken, daß das Streben der kleineren Staaten nicht fest auf eine führende Rolle in der „großen" Politik, als vielmehr auf den Ausbau ihrer Gebiete bzw. Residenzen zu Kulturzentren gerichtet sein sollte.

Eines erfolgreichen, von Glück und Sonne freigebig gegrüßten fürstlichen Wallens, eines hohen Menschentums helleuchtende Krone also, die Wilhelm II. von Württemberg heute auf der nunmehr von den Siebzig gegrüßten Scheitel wissen darf. So es ihm, einem um Vergangenes, Gegenwart und Zukunft gleich verdienten, um seines Wirkens und Wesens willen von seinem Volke in aufrichtiger Verehrung umfaßten Fürsten demgemäß vergönnt, diese Krone in Rüstigkeit und stillem Glück noch recht lange tragen zu dürfen; sie weiter tragen zu dürfen, insbesondere in den Zeitläuften eines baldigen und sonnigen Friedens, in dessen Schoß er, gerade er, auch wenn die Zeit dem über Siebzigjährigen gänzlich Neues bringen sollte, sich wird so wohlgeborgen und zeitverwandt wissen dürfen, wie dermaleinst sein Vorfahre, der Graf im Bart, der als der „reichste Fürst" auch in tiefstem Forst „sein Haupt durft' ruhig legen jedem Untertan in Schoß".

Digitized by Google

Litauen — Land und Leute.

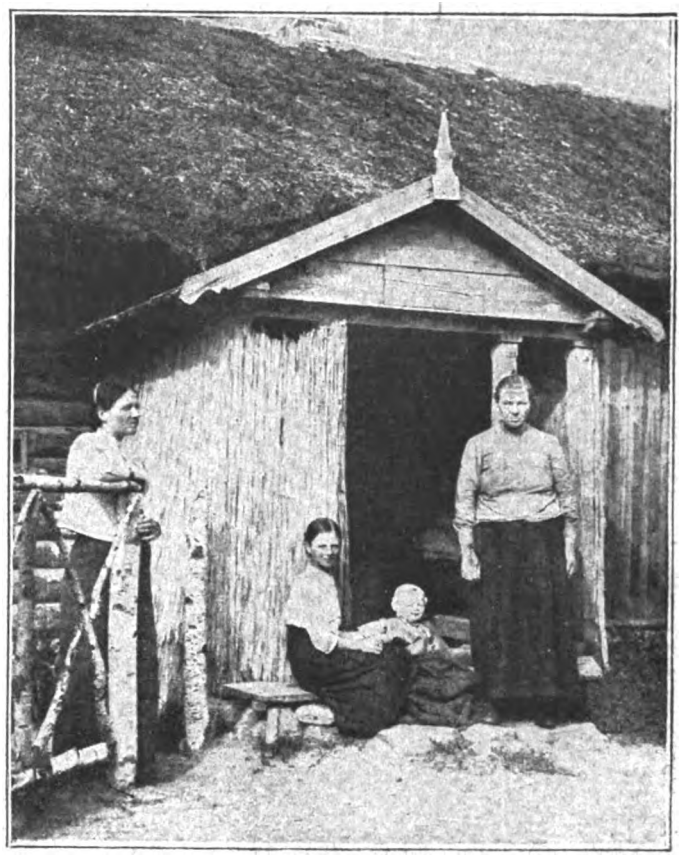
Von Otto Bloom. — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Der Weltkrieg mit seinen tiefgreifenden Wirkungen hat auch das bescheidene Litauen nicht nur aus der Vergessenheit hervorgeholt, sondern es für einige Zeit sogar in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestellt und ihm eine nicht unbedeutende, wenn auch passive Rolle auf der Bühne des politischen Welttheaters zugewiesen. Bis dahin, während der hundert Jahre, die es nun zum russischen Reiche gehört, hat es unbeachtet und für sich bleiben dürfen — ein wenig Stiefkind seines Mutterlandes und auch nicht allzu verschwenderisch ausgestattet von der Natur.

Der Boden kann nicht eigentlich schlecht genannt werden, obgleich große und kleine Sümpfe seine Bebauung in vielen Teilen unmöglich machen, und das Land ist auch durchaus imstande, eine Bevölkerung von so geringer Dichte zu ernähren. Aber eine höhere land- und volkswirtschaftliche Entwicklung erschwert erstens der lange, strenge Winter, und ferner

Litauische Bauernfamilie.

hat die russische Regierung auch hier an der nötigen Regsamkeit fehlen lassen, die in einer vom Staate betriebenen Aufklärung des Bauern über rationelle Bewirtschaftung des Bodens, Anwendung von Düngemitteln usw. hätte bestehen müssen. Der Winter ist in seiner Wirkung noch das kleinere von beiden Übeln. Er gestattet zwar nur eine einmalige Bestellung des Ackers und hindert das Volk fast die ganze eine Hälfte des Jahres hindurch an der Ausübung seines eigentlichen Berufes. Andererseits aber hat das eine Abwanderung, namentlich der jüngeren Leute, in die Städte zur Folge, wo sie sich an Gewerbefleiß und überhaupt an eine rege Tätigkeit gewöhnen; denn unter den bisher obwaltenden Verhältnissen haben sie in der Landwirtschaft doch kein ihrer Zahl und ihren Kräften entsprechendes Arbeitsfeld gefunden. — In weit stärkerem Maße hat die mangelnde Teilnahme der Regierung die Entwicklung des Landes gehemmt und das Aufkommen eines gewissen Wohlstandes verhindert. Die fehlende Aufklärung auf allen Wissensgebieten, das nachlässig behandelte Schulwesen haben bei der ländlichen Bevölkerung, die ja den größten Teil Litauens ausmacht, ein Kulturniveau zuwege gebracht, das bei einem so gesunden und sicher auch bildungsfähigen Menschenschlag besonders bedauerlich ist, — wenn man nicht, wie der Philosoph in der Tonne, geneigt ist, gänzliche Bedürfnislosigkeit für das erstrebenswerteste Ziel zu



Vor der Tür eines litauischen Bauerngehöfts.

Seelandschaft in Litauen.

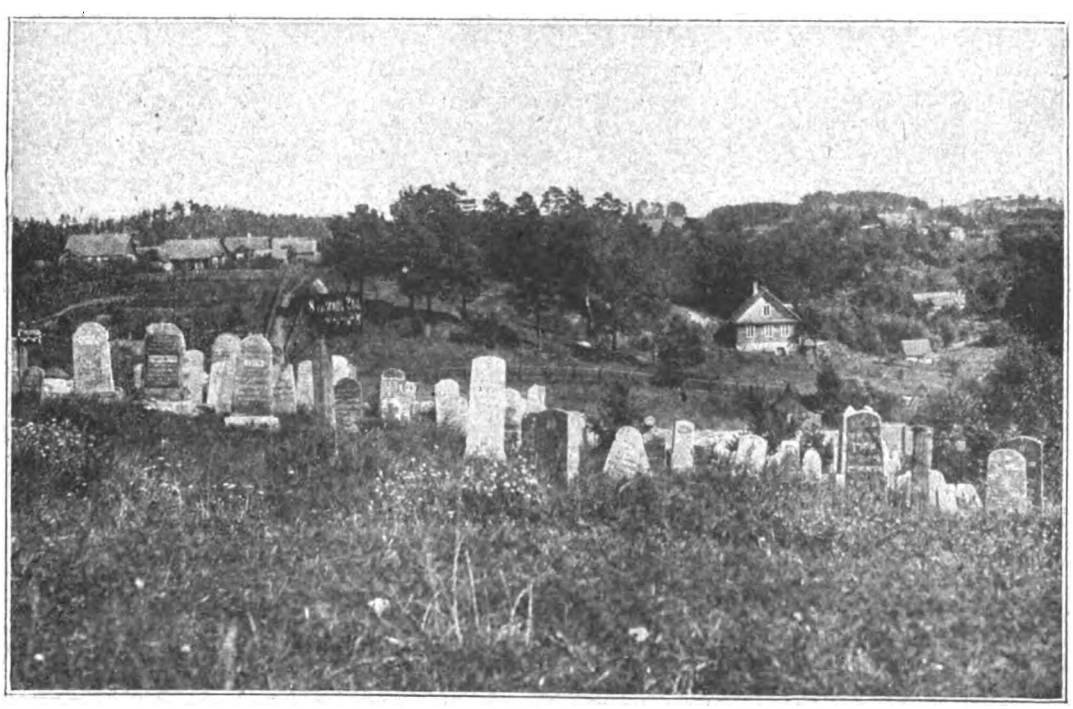
Digitized by Google

halten. — Dem Kulturzustand des litauischen Bauern entspricht zunächst die Beschaffenheit seiner Wohnung. Die niedrige, meist strohgedeckte Kate, die zu einem Dorfe gehört oder auch allein in der Nähe einer Fahrstraße steht, enthält zwei oder drei Räume, in denen in den meisten Fällen ebenso viele Familien hausen. Die innere Einrichtung ist dieselbe, wie sie fast ein jeder aus den Schilderungen polnischer Wohnverhältnisse kennt: den größten Teil der Stube nimmt der Kochherd ein, der gleichzeitig als Backofen und Heizkörper dient. An den Wänden stehen ein paar rohgezimmerte Bettstellen, eine Bank und, falls die Familie zu den Wohlhabenderen gehört, noch ein Spind oder eine Kommode. Dazu kommen Tisch, Webstuhl, Wasserfaß und als Schmuck zahlreiche Heiligenbilder an den Wänden. Nicht selten findet man in der Mitte der Stube eine der eigenartigen Wiegen: Von der Decke herab hängt, an einer elastischen Holzstange mit Stricken befestigt, eine viereckige Kiste oder ein Korb, in welchem das jüngste Familienmitglied seine Lagerstätte hat, die auf- und abwärts bewegt wird, sobald der kleine Schreihals anfängt, unruhig zu werden. Sauberkeit und Ordnung lassen in einem solchen Raum, der zumeist einer ganzen, kinderreichen Familie als einziges Wohngemach dient und wo Ferkel und Hühner den Tag über wohlgelittene Stubengenossen sind, natürlich viel zu wünschen übrig. Aber das scheinen die Insassen nicht als Unglück zu empfinden, sind sie doch von Jugend auf an diese Zustände gewöhnt, und auch später lernen die meisten unter ihnen keine anderen und besseren Verhältnisse kennen. So führt denn der Bauer oder der Tagelöhner jahraus, jahrein ein Leben, das uns in seiner asketischen Einfachheit und dem Fehlen jeder geistigen Anregung ein Elend dünkt, ihm selbst aber nicht als solches zum Bewußtsein kommt. Was er zu seiner Ernährung nötig hat, liefert ihm seine Scholle und sein Vieh, und darüber hinaus begehrt er nicht viel.

Litauische Dorfstraße.

Der Werktag gehört fast ausschließlich der Arbeit, die aber durchaus nicht mit übergroßem Eifer betrieben wird, und der Sorge für das Haus und die Familie. Des Sonntags wird die Geselligkeit gepflegt, und zwar in der Form, daß sich am Nachmittag eine Anzahl Menschen, nicht im Krug oder Gasthof, denn diese Einrichtung gibt es in Litauen auf dem Lande nicht, sondern bei einem Nachbarn des eigenen oder nächsten Dorfes, dessen Wohnung etwas geräumiger ist, versammelt. Die älteren Leute unterhalten sich über die Erträge des eigenen Bodens oder über ihre Tagelöhnerarbeit auf einem der großen Güter, deren es eine ganze Anzahl in Litauen gibt, und auf denen stolze Herren in oft schloßartigen, schön gelegenen und modern eingerichteten Landhäusern wohnen. Das jüngere Volk dagegen tändelt, lacht und hat die niedere Stube mit dem recht wenig parkettglatten Fußboden bald in einen Tanzsaal verwandelt. Eine Polka, nicht sehr graziös gehüpft, folgt der anderen, und die Musik dazu macht einer der Jünglinge auf der Hand- oder Mundharmonika. Der Großvater, der sein Altenteil im Hause seiner Kinder verzehrt, blickt von dem angestammten Platze auf oder dicht neben dem Kochherd auf das muntere Treiben herab und mag sich der Zeit erinnern, wo er selbst vor fünfzig, sechzig Jahren sich vielleicht an genau derselben Stelle im Tanze gedreht hat.

Wie überall dort, wohin das russische Zepter reichte, so ist auch in Litauen der Einfluß der Kirche außerordentlich stark. Und gerade hier ist es ihr sicher nicht schwer geworden, diesen Einfluß zu gewinnen und zu behaupten. Das Volk ist sehr einfachen Sinnes, bescheidenen Gemütes, steht in engster Fühlung mit der Natur, und, was das wichtigste ist, aufklärende Lehren haben zu ihm weder Zutritt gefunden, noch haben die Bauern selbst danach gesucht. Jeden Sonntagmorgen, es mag bitterkalter Winter oder lachender Sommer sein, zieht der Bauer sein Staatskleid an, schmückt die Bäuerin sich mit dem weißen Kopftuch und wäscht sorgfältig ihre Kinder, und die ganze Familie macht sich auf zum Kirchgang. Es ist oft ein weiter und schlechter Weg bis zum Kirchdorf oder der nächsten Stadt, aber die Ärmeren legen ihn auch zu Fuß zurück, um des



Jüdischer Friedhof in Wilna.

Digitized by Google

Sonntagsprozession einer litauischen Kirchengemeinde.

Heils und der Erhebung ihrer Seele nicht verlustig zu gehen. So sind denn die Kirchen, mitunter noch bescheidene Holzbauten, stets überfüllt, und die Gläubigen stehen und knien zum Teil in den Gängen, vor dem Tore und an der Mauer und lauschen andächtig den Orgelklängen und der Stimme des Geistlichen aus dem mit Bildern und seidengestickten Fahnen geschmückten Innern. Langsamen Schrittes bewegt sich gegen Ende der Andachtsstunde die Gemeinde, der Geistliche mit der Hostie voran, in feierlicher Prozession um das Gotteshaus.

Der eifrige Kirchenbesuch trägt auch nicht wenig zur Hebung des Handelsverkehrs in den Städten bei. Vor der Kirche sind Buden und Verkaufsstände aufgestellt, in denen Heiligenbilder und Kruzifixe feilgeboten werden. Auch läßt sich das Landvolk verführen, diesen oder jenen Gegenstand, der ihm ins Auge fällt, zu erwerben, obgleich es ihn zu Hause gar nicht entbehrt hat. Handel und Marktwesen in den litauischen Städten, auch den größeren wie Wilna und Kowno, liegen fast ausschließlich in den Händen der Juden. Und sie zeigen sich auch hier als tüchtige Geschäftsleute, sind geistig regsam, schnell entschlossen und besitzen das Streben nach Besserem. — Sollten diese Eigenschaften nicht auch im ganzen übrigen Volke schlummern, im Augenblick allerdings noch sehr verborgen und bisher vielleicht mit Absicht unterdrückt? Der Litauer ist gesund an Körper und Geist, von Natur gutartig und daher bildungsfähig. Besonders die Intellektuellen unter ihnen würden es auch zweifellos nicht ungern sehen, wenn das Ergebnis der zurzeit vor sich gehenden Ereignisse sie unter den Schutz der Deutschen stellte und ihnen dadurch eine Vorwärtsentwicklung in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung gesichert würde. Und auch Deutschland brauchte nicht zu befürchten, daß ihm mit der Kulturarbeit, die es dabei zu leisten hätte, eine undankbare und besonders schwierige Aufgabe zufallen würde; denn die Litauer sind keine Polen, bei denen die Erinnerung an ein stolzes selbständiges Königreich noch zu lebendig gewesen ist, als daß sie sich leicht und willig an ein fremdes Regiment hätten gewöhnen können.

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(8. Fortsetzung.)

Stundenlang war nun unser großer Dampfer in Wolken von Kohlenstaub gehüllt, daß man kaum atmen konnte. Und kein Mensch durfte an Land! Kaum war die Arbeit vorbei, als ein anderer Prahm zwei Geschütze mit ihrer Bedienungsmannschaft an Bord brachte. Nanu, was sollte denn das? Sollte etwa unser schmutziger Kahn zum Hilfskreuzer umgewandelt werden? Bald belehrte mich aber ein Tommy in gönnerhaftem Tone, daß das so Mode sei. Kein Schiff sei im Mittelmeer vor einem Angriff von den deutschen Unterseebooten sicher. Wir würden überhaupt noch etwas erleben! Und dann erzählte er unaufgefordert eine Menge von haarsträubenden Geschichten, die alle damit endeten, daß er das betreffende U-Boot entweder vernichtet oder in die Flucht geschlagen hatte. Ein Glück nur, daß England nicht noch mehr solcher Kerle hatte, sonst hätten wir, wenn nur die Hälfte seiner Erzählungen der Wahrheit entsprach, kein Boot mehr gehabt. Wenn! . . . Nicht einmal ein Zehntel war richtig. Der Kerl log wie Reuter, das heißt, das erfuhr ich erst später.

Meine Hoffnung, daß wir sofort in See gehen würden, erfüllte sich nicht. Erst als es hell geworden war, durften wir unter Vorantritt eines Sperrdampfers durch die sich weit in See erstreckenden Minenfelder hinaus. Kaum waren wir draußen, als mir auch schon ernste Bedenken über die Wahrheitsliebe des U-Boot-Töters aufstiegen. Sowohl seiner wie aller anderen Engländer an Bord, die den Betrieb im Sperrgebiet kannten, schien sich nämlich eine große Unruhe zu bemächtigen. Auf Vorder- und Achterschiff, überall standen Ausguckposten und starrten auf die leicht gekräuselte Oberfläche der See, ob sich nicht irgendwo das Sehrohr eines U-Bootes zeigte. Das konnte ja eine schöne Geschichte werden. Rettungsflöße aus Holz wurden an Deck bereitgelegt, an die Europäer Schwimmwesten verteilt; die sonst unter Bezügen verwahrten Boote wurden ausgeschwungen. Eines war mir allerdings rätselhaft: die Boote und Flöße langten höchstens für vierhundert Mann, während wir über tausend an Bord hatten. Was geschah mit den übrigen? Das mußte einen Kampf ums Leben geben, wenn etwas passierte. Es ereignete sich aber nichts Aufregendes.

Am zweiten Tag, eben als wir beim Mittagessen saßen, wurde plötzlich Alarm geschlagen: U-Boote in Sicht. Ein wildes Rennen und Jagen erhob sich. Als wir den Schaden besahen, war es eine leere Blechschachtel, auf der die Sonne verräterisch geblitzt hatte. Wie sollte das nur werden, wenn an Stelle des harmlosen Blechs, das von irgendeinem Dampfer über Bord geworfen war, ein wirkliches Sehrohr auftauchte?

In verhältnismäßiger Ruhe verstrichen die nächsten Tage, während deren es immer weiter nach Westen ging. Oft wurde zu meinem Erstaunen plötzlich, ohne irgendeinen äußeren Anlaß, der Kurs geändert, was ganz bedeutend zur Verlängerung der Fahrt beitrug. Außer einigen kleinen Kreuzern und Hilfsfahrzeugen, die anscheinend zur Vertreibung der U-Boote angesetzt waren, trafen wir kein Schiff an. Vom frühen Morgen bis in die Dämmerung

Digitized by Google

strahlte die heiße Mittelmeersonne auf die spiegelglatte tiefblaue See, die einsam und verlassen dalag. Das Leben an Bord hätte unter solchen Umständen ein ganz idyllisches sein können, wenn nicht eben die lähmende Spannung in der Luft gelegen hätte.

Seit dem Sichten der harmlosen Blechbüchse hatte sich sogar der Soldaten und der Kulis eine unheimliche Unruhe bemächtigt. Zahlreiche von ihnen beteiligten sich freiwillig am Ausguck, andere wieder standen in Gruppen beieinander, erregte Reden wurden gehalten, scheue Blicke streiften die Wasserfläche. Die Kulis waren besonders unruhig. Wiederholt schickten sie ihre Obmänner zum Kapitän. Sie wollten nicht mehr unter Deck schlafen und forderten für jeden Mann Schwimmwesten, wie sie die Europäer hatten.

Zwei englische Sergeanten standen dauernd mit Revolvern bewaffnet auf Posten auf dem Aufbaudeck, um die unruhige Gesellschaft im Notfall in Schach zu halten. Besonders schwer war es, den Kerls nachts, wo wir selbstverständlich abgeblendet fuhren und jeder Funken ein U-Boot leicht heranlocken konnte, das Rauchen abzugewöhnen. Sie mußten oft ganz energisch angefaßt werden, was natürlich noch dazu beitrug, ihre Angst zu erhöhen.

Meine Stellung an Bord war im Laufe der Tage angenehmer geworden. Ich schrieb das in erster Linie dem Umstande zu, daß ich als nicht dienstpflichtiger Missionar an die Front wollte. Das allein verschaffte mir bei den Offizieren schon einen Stein im Brett. Die Lobsprüche, die von allen Seiten auf mich einhagelten, brachten mich, der ich doch allerlei gewöhnt war, sogar manchmal in Verlegenheit. Man zog mich den übrigen „Mongolia"-Menschen, die mit an Bord waren, sichtlich vor. Überhaupt wurden die Zivilisten, wie mir schien, von den Offizieren mit einer gewissen Herablassung behandelt. Wie hat die allgemeine Wehrpflicht doch die Stellung des englischen Landoffiziers, der sonst doch wahrlich nicht besonders geachtet war, geändert! Na, ich hatte darunter ja nicht zu leiden! Besonders einer, der Leutnant Bartlett, der in Suez an Bord gekommen war, hatte mich in sein Herz geschlossen. Stundenlang saß er bei mir, schimpfte auf die Ägypter, die er feiges Gesindel nannte, auf die Franzosen, die Italiener, schimpfte auf Maxwell, der nur Unruhe geschaffen hätte, und besonders auf die Anzacs, diesen Ausschuß der Menschheit, die die gemeinsten Ausschreitungen begangen hätten. Merkwürdigerweise galt sein Zorn den Deutschen nicht. Das Rätsel löste sich allerdings durch seine Erzählungen. Er hatte in Ägypten und in den Straits viele deutsche Freunde gehabt, die alle wirkliche Gentlemen wären. Nur an den U-Booten ließ er kein gutes Haar. Er war sicher kein feiger Mensch, wenn aber die Rede darauf kam, fluchte er mörderisch. Das wäre keine anständige Kriegführung, kein fair play. Manchen lieben Freund hatte er durch Torpedierung im Mittelmeer verloren. Ich nickte zustimmend, sah ihm treuherzig in die Augen und freute mich. Die U-Boote mußten gute Arbeit machen, wenn die Angst vor ihnen so allgemein war.

Zwanzig Stunden etwa trennten uns von Gibraltar. Westwind stand in die Straße hinein; er hatte das Wasser ziemlich stark aufgewühlt, so daß die Wellen mit weißen Kämmen ritten. Wir lagen nach dem Mittagessen in unseren Stühlen an Deck, und Mister Bartlett erklärte mir eben das englische Infanteriegewehr, als es plötzlich an uns heranheulte. Wie ein schrilles, helles Pfeifen, nur tausendmal stärker. Wir waren noch nicht von unseren Stühlen hoch, als mehr als fünfhundert Meter ab eine Wassersäule hochstieg.

Im gleichen Augenblick klang es in allen Tonarten bis zum Kreischen der Angst und Verzweiflung: „German submarin!"

Jetzt war es so weit. Wir stürzten nach der Steuerbordseite, wo der Schuß gefallen sein mußte. Noch waren wir nicht um die Decksaufbauten herum, als ein schmetternder Schlag vom Vordeck erklang. Dort war es! . . . Etwa dreitausend Meter ab zog von der Oberfläche des Wassers die Pulverwolke ab. Wieder blitzte es dort auf, heulte heran, ging unmittelbar am Schornstein längs. . . Und jetzt, da war der Turm, der langgestreckte, in der See auf und ab tanzende Bootskörper zu sehen. Mit zwei Geschützen feuerte das Boot. Schuß auf Schuß fiel drüben; bevor noch unsere Geschützmannschaft, die natürlich gedöst hatte, an ihren Kanonen war, hatten wir ein halbes Dutzend Treffer. . .

Unser Kapitän verlor den Kopf nicht. Er sprang selbst an das Ruder, riß es herum und brüllte in den Maschinenraum hinunter: „full speed! Alle Heizer sofort vor die Kessel." In wilden Zickzackbewegungen schossen wir durch das Wasser, dem U-Boot das Heck zukehrend.

Nach den beiden ersten Treffern quoll es aus den Luken und Niedergängen herauf. Ein Drängen, Schieben und Stoßen, eine blinde, verzweifelte Sucht, nur herauf ans Licht. Ein gegenseitiges Niederstoßen, Zertreten, ein viehisches Brüllen und Kreischen. Dazwischen Kerle, denen das Blut über den Körper lief, Leute, die durch Granatsplitter verwundet waren. Unter Deck aber mußte es grauenhaft sein. Dort ertönten Laute, die in ihrer verzweifelten Todesangst nichts Menschliches mehr hatten. Immer mehr kamen herauf. Kaum waren sie oben, als sie sich auch schon zu den zur Brücke führenden Aufgängen wandten. Was sie wollten, verstand ich nicht, eines aber wurde uns allen klar: der Kapitän sollte stoppen.

Immer mehr drängten heran . . . schoben die Vorderleute hoch. Die Hölle war los. Das Brüllen der entfesselten Bestien, die einschlagenden Granaten, dazwischen das scharfe Krachen unserer eigenen Geschütze. . . Eben tauchte vor mir ein gelber Turban auf, als ein dünner Knall ertönte, der Inder die Arme ausbreitete und hintenüber die Treppe hinunterschlug. Die Engländer schossen auf ihre eigenen Leute. Jetzt erst sah ich, wie an allen Aufgängen Engländer standen und rücksichtslos schossen, sobald nur einer der Inder Miene machte, heraufzukommen.

Nach wenigen Minuten schon schien die Gefahr beseitigt. Auf die Brücke getraute sich keiner mehr. Das Brüllen und Toben ließ nach, dafür füllte jetzt das Ächzen und Winseln der Verwundeten die Pausen zwischen dem Krachen der Schüsse und Einschläge.

Eine wahnsinnige Geschichte war es doch, in der ich da mitten drin steckte. Drüben, wenige Kilometer ab, schossen meine Landsleute Schnellfeuer auf uns, daß mir das Herz im Leibe gelacht hätte, wenn ich nur selbst mich nicht zufällig so unangenehm mitten auf der Zielscheibe befunden hätte. Ein eigentümlicher Zwiespalt war in mir. Mit Sorge wurde ich gewahr, wie die Einschläge der englischen Geschütze dicht beim U-Boot lagen, das sich dadurch allerdings nicht stören ließ. Es sollte und mußte das Spiel gewinnen.

Krachend schlug eine Granate unter das Heckgeschütz. Ein greller Feuerschein sprang auf, gelblicher Pulverqualm. Als er sich verzog, war das Heck aufgerissen, das Geschütz zur Seite geschleudert, die Bedienungsmannschaft weggefegt. Wir waren wehrlos, da das andere Geschütz bei unserer Stellung nicht in Tätigkeit treten konnte. Einen Augenblick schoß es mir durch das Gehirn: Spring über Bord und laß dich vom U-Boot auffischen, dann bist du geborgen und kommst sicher nach Deutschland . . Im nächsten Moment verwarf ich den Gedanken.

Wir jagten im Zickzackkurse über die See, und das U-Boot würde sich um einen über Bord Gesprungenen, wenn es ihn überhaupt bemerkte, gar nicht kümmern. Plötzlich — unfaßbar war es mir, da wir doch halb außer Gefecht gesetzt waren — stellte das U-Boot das Feuer ein. Noch sahen wir den Turm, dann verschwand er. Sofort aber wurde mir die Erklärung. Durch den Geschützdonner angelockt und durch drahtlose Hilfesignale gerufen, kamen von Gibraltar her Bewachungsschiffe mit äußerster Kraft

Digitized by Google

heran. Zerstörer, von deren Bug weißer Gischt hochkämmte. Schade, schade. Eine Stunde später hätte „A. G. 37“ vielleicht schon auf dem Grund des Mittelmeeres gelegen und ich wäre an Bord des U-Bootes, auf deutschem Boden gewesen! . . .

* * *

Da stand ich also in London vor der Waterloo-Station. Um mich her pulste das Leben der Riesenstadt, daß ich im ersten Augenblick ganz benommen war. So hatte ich es mir jetzt im Kriege doch nicht vorgestellt. Wie im tiefsten Frieden rollte eine endlose Kette von Wagen und Autos durch die Straßen, eine dichte Menschenmenge flutete zu beiden Seiten dahin. Auffallend war nur die große Zahl von Uniformen, die ich gewahrte. Die Khakifarbe drängte sich überall vor. Engländer, Schotten, beturbante Inder und, was mir besonders interessant schien, amerikanisches Militär. Die Burschen sahen in ihren kokett geknifften Filzhütchen nicht gerade nach Schützengraben aus. Dabei schlenderten sie frech und arrogant durch die Menge, fuchtelten graziös mit dünnen Stöckchen in der Luft herum und ließen sich von der holden Weiblichkeit Londons bewundern.

Das erste war, daß ich mir eine Unterkunft für die Nacht suchte. Weit brauchte ich nicht zu gehen. Über die Straße leuchteten mir die goldenen Buchstaben des Waverleyhotels entgegen. Dahin lenkte ich meine Schritte. Meine Befürchtung, ich würde keinen Platz finden, erwies sich als unbegründet. So einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte, war es aber nicht, ein Zimmer zu erhalten. Zuvor hatte ich einen Fragebogen auszufüllen, der die intimsten Angelegenheiten zu wissen wünschte. Es fehlte nur die Frage, wie meine Urgroßeltern hießen. Was die englische Polizei alles wissen wollte! Ob ich Verwandte in oder irgendwelche Beziehungen zu feindlichen Ländern hätte, ob ich je dort gewesen sei, und ähnliche Dummheiten.

Selbstverständlich war Mac Callem nie in Deutschland gewesen und hatte auch keine Verwandten dort. So beantwortete ich also alles der Wahrheit gemäß. Als Legitimation wies ich dem Manager meinen Paß vor, der mit den Meldepapieren zur Polizeistation gebracht werden sollte. Als ich dann noch ein Pfund als Sicherheit — wofür, war mir rätselhaft — erlegt hatte, bekam ich schließlich auch ein nettes Zimmer. Das Mädchen war, als ich eintrat, damit beschäftigt, alles in Ordnung zu bringen. Der Herr Missionar machte wohl einen recht vertrauenerweckenden Eindruck, denn unaufgefordert schüttete sie mir ihr Herz aus. Daß das Geschäft so schlecht ginge, seit die Deutschen sooft herüberkämen. Kein Gast wollte mehr in London über-

Kritik Gemälde von T. E. Mostyn.

Digitized by Google

nachten. Nächstens würde sie in die Munitionsfabrik nach Woolwich gehen, dort würde jetzt eine Menge Geld verdient. Ich ließ mir das Essen auf mein Zimmer bringen und legte mich bald zur Ruhe.

Nach all den Aufregungen der letzten Wochen machte sich jetzt die Abspannung doppelt fühlbar. Der Schlaf wollte und wollte nicht kommen. Die verflossenen Ereignisse führten in meinem Kopf einen wahren Hexensabbat auf, und die bangen Fragen: Was jetzt? Was tust du morgen? Kommst du heil aus England heraus? drangen in ihrer ganzen Schwere auf mich ein. Meine Nerven hatten ja in der Tat reichlich auszuhalten gehabt. Die Geschichte in Schanghai, der Untergang der „Mongolia", der Kampf mit dem U-Boot, die Fahrt durch das Sperrgebiet von Gibralter nach England, auf der wir die Schwimmwesten kaum vom Leibe bekamen, weil jeden Augenblick ein Torpedo das Ende bedeuten konnte. Daß man unter solchen Umständen kaum ein Auge schloß, war klar. Ich hatte ja nicht viel Mitleid mit den Engländern, aber die Seeleute, die tagaus tagein fahren mußten, beneidete ich wahrhaftig nicht. Dann schließlich — was fast übermenschliche Anforderungen an mich stellte — der ständige Zwang der Verstellung! Einmal nur wieder sich so geben dürfen, wie einem wirklich war! Als ein Lichtpunkt in weiter, weiter Ferne, so undeutlich, als lägen schon Jahre dazwischen, schien mir nur die Begegnung mit Violet, unser Zusammensein, unser Ausflug nach Mount Lavinia und der Abschied. Wann würde ich sie wohl wiedersehen? — Schließlich mußte ich doch eingeschlafen sein, denn als ich erwachte, war es heller Tag. Sorgfältig machte ich Toilette, bevor ich mich nach dem Frühstückszimmer begab.

Ich rasierte mich sehr, sehr sorgfältig. Mein Haar, das bereits eine beträchtliche Länge angenommen hatte, wurde ehrbar in den Nacken heruntergebürstet. Ein niederer Kragen und die breite schwarze Binde gaben mir ein würdiges Aussehen, das schließlich noch durch die goldene Brille, die ich in Gibraltar erworben hatte, vervollständigt wurde.

So, jetzt war ich soweit. Noch einmal trat ich vor den Spiegel, um mir den Reverend prüfend anzusehen. Nein, er sah entschieden zu jung aus, und der Teufel mochte wissen, ob ich jetzt, wo man hier auf jeden Dienstpflichtigen fahndete, nicht auffiel. Dem war aber bald abgeholfen. Mit der Puderquaste stäubte ich mir mehrmals kräftig über den Kopf, daß die weißen Wolken nur so um mich herumtanzten. Mit der Bürste dann einigemal über das Haar gefahren, den schwarzen Rock angetan, und der Zweck war erreicht. Der Mann, der mir da aus dem Spiegel entgegenblickte, sah mindestens zehn Jahre älter aus als ich. Jetzt durfte ich mich überall zeigen; nicht einmal meine Eltern würden mich erkennen. Einen Augenblick noch hielt ich an, bevor ich mein Zimmer verließ. Meine Eltern? In zehn Stunden konnte ich bei ihnen sein. Dann aber verwarf ich den Gedanken. Meine Gefühle für sie mußten ebenso wie für Violet vorläufig in den Hintergrund treten. Wußte ich, daß meine weitere Flucht nach Deutschland gelang, dann wollte ich ihnen noch von englischem Boden aus Nachricht geben.

Ich saß beim Frühstück und überflog den London Advertiser. König Georg in Flandern, hunderttausend amerikanische Flieger, schwere deutsche Verluste, deutsche Lebensmittelnöte, das deutsche Volk gegen Kaiser und Regierung. Kurz, die gleichen Lügen, wie ich sie ja durch Reuter in China bereits zur Genüge kannte. Es lohnte wahrhaftig nicht weiterzulesen. Gleichgültig überflog ich die Anzeigen. Halt! Da war etwas, das mich interessierte. Eine Mistreß Dewar, Lewisham, 14 High Road . . . pries ihre Pension an. Billig und gut. Das war etwas für mich. Hier im Hotel wollte ich nicht bleiben. Zwar besaß ich noch mehr als zweihundert Pfund; ich mußte aber sparen, da ich ja gar nicht wußte, wie nötig ich das Geld noch später etwa brauchen würde. Außerdem aber paßte es mir gar nicht, mitten in der City, wo auch die Marconigesellschaft ihren Sitz hatte, zu wohnen. Es war zwar kaum anzunehmen, daß man mich erkannte, aber besser war besser. — Zunächst wanderte ich der Themse zu, um an den dort liegenden Schiffahrtsbureaus zu sehen, welche Verbindung mit Holland bestand. Schilder, die von kürzester und schnellster Verbindung durch erstklassige Salondampfer sprachen, hingen eine Menge aus. So kam es, daß der würdige Reverend Mac Callem in die Office der Batavierlinie eintrat und um Auskunft bat.

Die Antwort, die mir der Holländer erteilte, war nicht ungünstig. Ende der Woche sollte der Dampfer „Batavier III" von London nach Rotterdam fahren. Platz sei da, ob ich das Billett gleich wolle. Das war ja glänzend. Natürlich sagte ich ja und zog meine Brieftasche. Da aber kam der Pferdefuß zum Vorschein. Der Holländer verlangte nämlich meine Erlaubnispapiere. Meine Erlaubnispapiere? Wozu denn das? Hier war doch mein vom gleichen Tage abgestempelter englischer Paß. Genügte der denn nicht? Der Holländer lächelte über meine Harmlosigkeit und erzählte mir dann, daß ich nach seinen Erfahrungen wenigstens drei Wochen brauchen würde, mir das Nötige zu besorgen, wenn ich überhaupt, was er bezweifelte, die Erlaubnis bekam.

(Fortsetzung folgt.)

Gräber in der Champagne.

Wißt ihr noch, Brüder, wie die ersten fielen?
Als frühe Opfer brachen sie ins Knie,
Da durch ihr Herz noch Gruß und Abschied schrie,
Und ließen Qual und Tod uns mit durchfühlen.

Heut' müssen wir schon im Erinnern wühlen,
Daß derer Bild von neuem in uns glüh',
Die zu Hilaire und Sainte Marie-à-Pie
In langem Schlaf das heiße Herz verkühlen.

Tief unter Blumen schläft ihr liebes Blut
Und hat sich dem Unendlichen verbündet.
Vom Hochberg singen Donner den Salut.

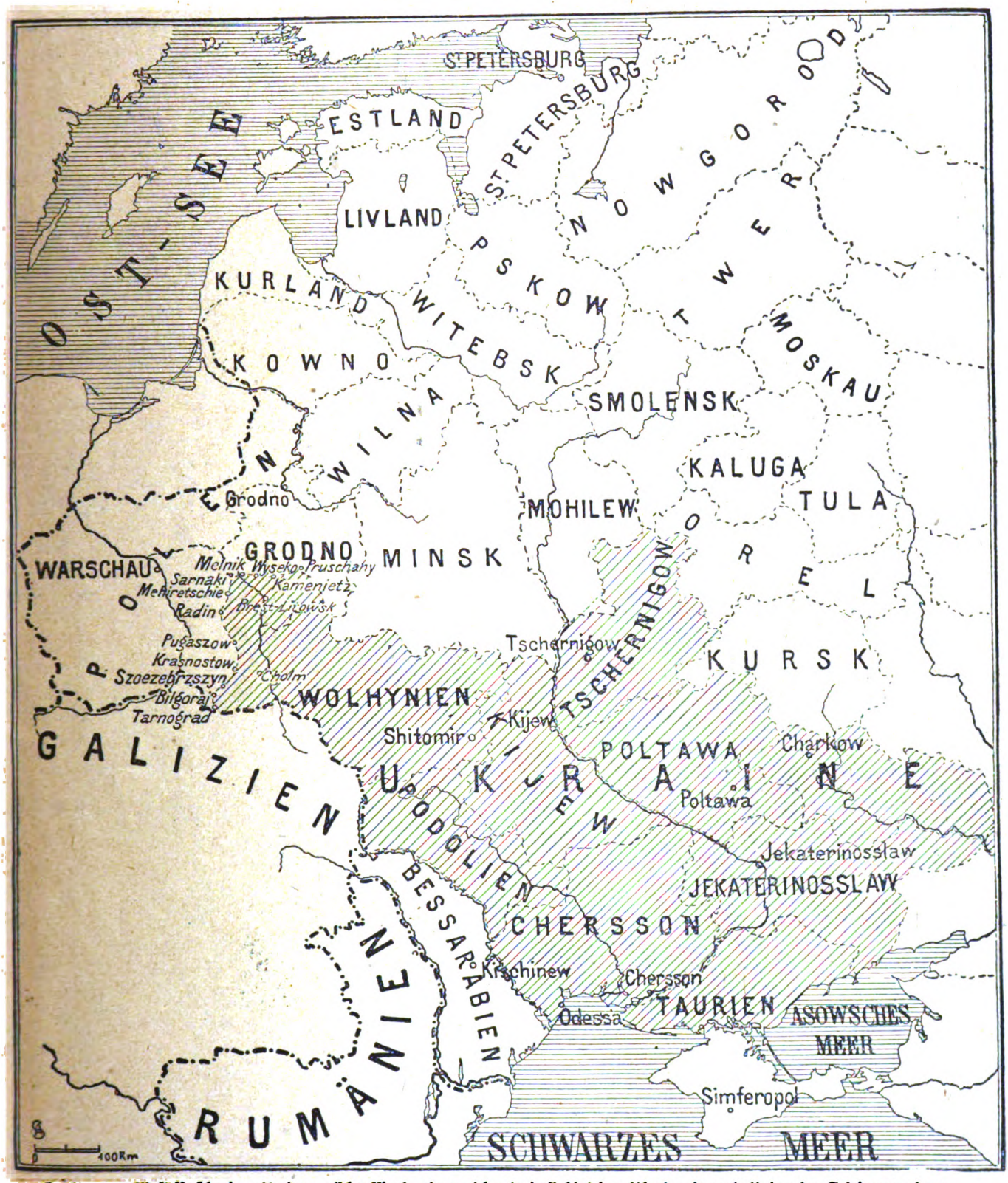
Und wenn ihr Hall durch dunkle Nächte faucht,
Sind ihre Gräber ganz vom Schein umzündet
Und in den Kampf der Menschen eingetaucht.

Hans Bauer (Champagne).

Digitized by Google

Die Neugestaltung Osteuropas.

Bald nach Beginn des Weltkrieges sandte ein Abonnent der „Gartenlaube" der Redaktion eine von ihm gezeichnete Karte des Zarenreiches, wie es seiner Meinung nach nach der Beendigung des Krieges aussehen würde, und stellte der Redaktion die Veröffentlichung anheim. Diese Karte machte damals einen so unwahrscheinlichen Eindruck, daß die Redaktion gern auf ihre Wiedergabe verzichtet haben würde, auch wenn die Erörterung von „Kriegszielen" damals nicht noch verboten gewesen wäre. Der Kartenzeichner hatte ungefähr von Petersburg bis Sebastopol eine gerade Linie gezogen und alles Land westlich dieser Linie für die Mittelmächte beansprucht, alles Land östlich davon dem Zaren belassen, den er außerdem auch noch zu einem Großfürsten von Moskau zu degradieren beabsichtigte. Heute ist der Zar nicht einmal mehr Großfürst von Moskau, und ob die Grenzen Rußlands einmal an diesem Strich von Petersburg bis Sebastopol haltmachen werden, kann zur Stunde niemand sagen. Denn Rußland ist in der Auflösung begriffen, und was sich aus der Auflösung neu gestalten wird, weiß niemand. So gründlich haben Hindenburg und Ludendorff gearbeitet, und so gut sind sie von der russischen Revolution unterstützt worden.



Karte von West-Rußland mit dem (schraffiert eingezeichneten) Gebiet der Ukraine innerhalb der im Friedensvertrag angegebenen Grenzen.

Digitized by Google

Das Bild des Koloſſes auf tönernen Füßen, das ſo oft auf das mächtige Reich der ruſſiſchen Zaren angewandt worden iſt, hat ſich über alle Vermutung als wahr erwieſen, — als der Koloß fiel, brach er in lauter Stücke auseinander. Was wir von dieſen Einzelſtücken ſchon jetzt als neue Staatengebilde ſehen, die ſich durch ihre eigene Schwerkraft oder durch Anlehnung an die Mittelmächte als lebensfähig erweiſen werden, ſind die Volksrepublik Ukraine, das Königreich Polen, das Großfürſtentum Litauen, die Herzogtümer Kurland, Livland und Eſtland und das Großfürſtentum Finnland. Aber deren Grenzen gegen Rußland ſind noch durchaus unbeſtimmt, und ſie werden, je länger ſich das bolſchewiſtiſche Rußland nur zu einer theoretiſchen Anerkennung ihrer Selbſtſtändigkeit bequemt, aber ſich nicht dazu entſchließt, in eine völlige Loslöſung dieſer Glieder von dem ruſſiſchen Staatskörper zu willigen, wahrſcheinlich immer weiter nach Oſten vorgerückt werden. Polniſche Regimenter, und zwar nicht polniſche Legionäre, die bisher auf ſeiten der Mittelmächte gefochten haben, ſondern ſolche, die der ehemals ruſſiſchen Armee angehörten, führen bereits weit öſtlich der deutſchen Linien ihren eigenen Krieg gegen Rußland — jedenfalls nicht in der Abſicht, das eroberte Land wieder an Rußland zurückzugeben. Und wie der Kampf der Ukraine gegen die Bolſchewiki ein Ende nehmen wird, iſt auch noch nicht abzuſehen.

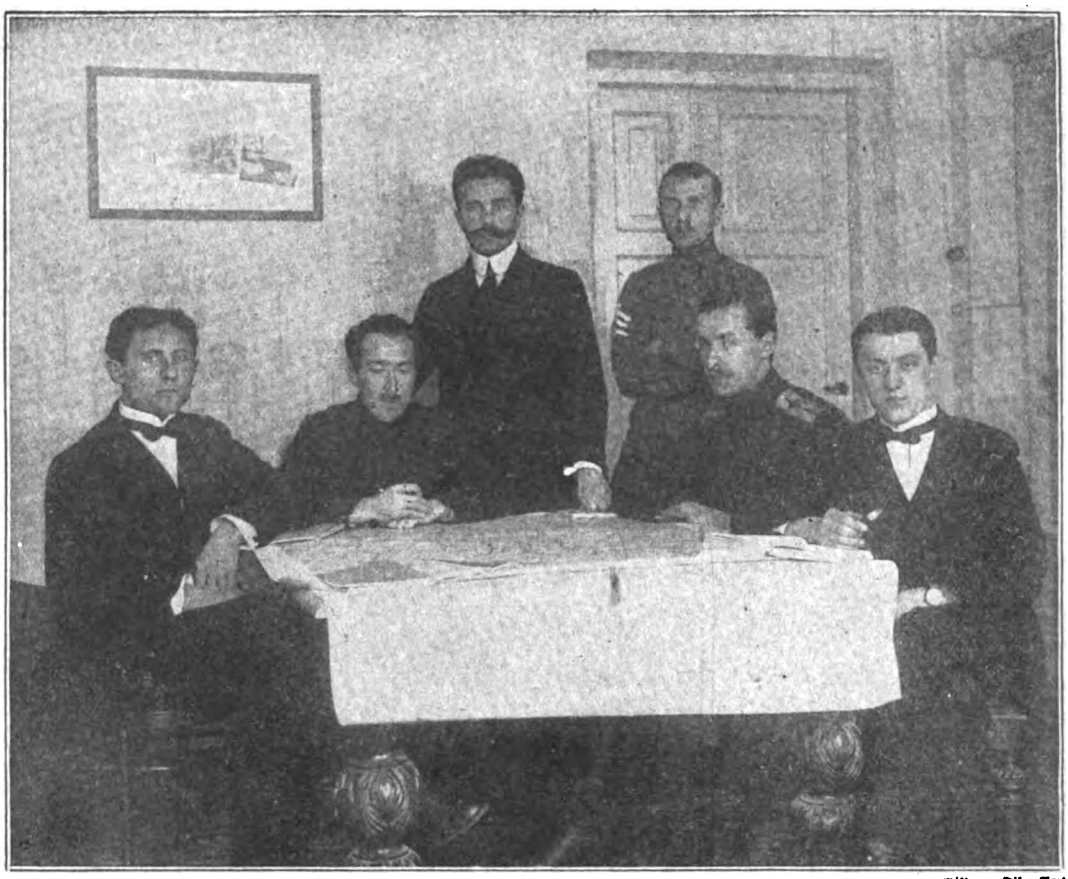


Bild- u. Film-Amt.

Von links: M. Ljubinsky, W. Holubowytſch (inzwiſchen Präſident eines neugebildeten Miniſteriums der ukrainiſchen Volksrepublik) M. Lewytsky, Lyſſenko, M. Poloſow, A. Sewrjuk (Führer der Delegation beim Abſchluß des Friedensvertrags.)

Die Mitglieder der ukrainiſchen Abordnung für die Friedensverhandlungen in Breſt-Litowsk.

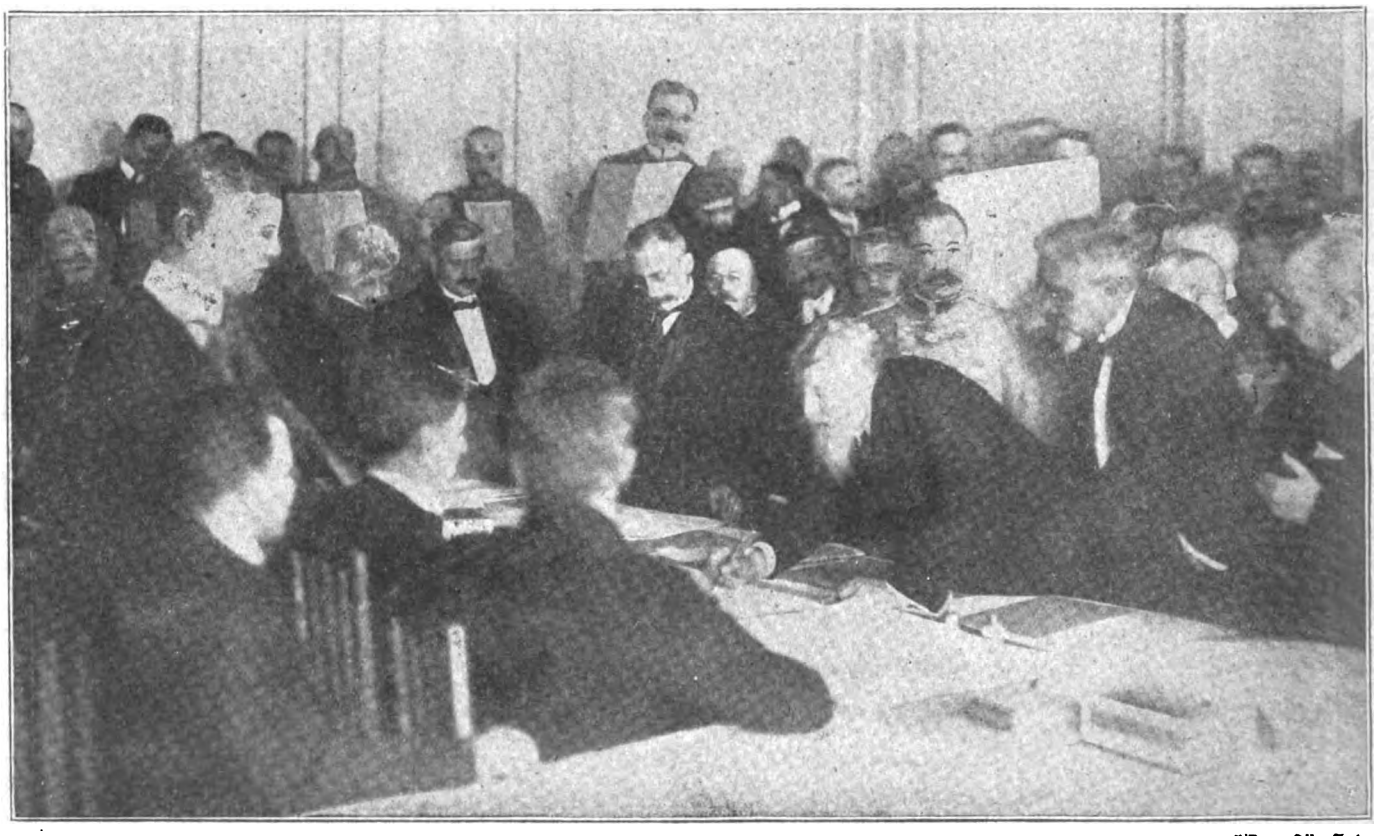


Bild- u. Film-Amt.

Der bulgariſche Miniſterpräſident Dr. Radoslawow beim Unterzeichnen des Friedensprotokolls.

Die hiſtoriſche Nachtſitzung in Breſt-Litowsk, in der der Friedensvertrag mit der Ukraine zum Abſchluß kam.

Digitized by Google

№ 10 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zubeziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H.), Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

Die Formel „Copyright“ bedeutet nur, daß gesetzlich festgelegt, nicht barbarisch. Die Red.

(9. Fortsetzung.)

Miriam salbte die wunden Stellen, ihre Finger waren gelinder bei diesem Werk als fallende Blütenblätter, und sie kühlte die verletzten Knöchel, hielt sie und beugte sich darüber, und sie weinte.

„Sahib,“ sagte sie und schüttelte den Kopf, während sie mit tränenüberströmten Augen zu ihm aufsah, „wie konnte das geschehen, daß deine Hände so krank wurden?“

Fürbringer gab nicht gleich eine Antwort. Er hielt den Blick des Mädchens fest. Er ließ das Senkblei seines eigenen Blickes in diese tiefen, flutenden Kinderaugen fallen, als suche er auf ihrem Grunde eine Stelle, wo er sich selbst verankern konnte. Und schließlich sagte er mit einer Stimme, die vor Erregung ganz tief geworden war und zu erlöschen drohte: „Meine kleine Schwester, ich habe mir meine Hände zerschlagen an einem Erztor, hinter dem eine Frau verschwunden war. Und ich glaube, diese Frau war die meine.“ — „Willst du sie [illegible] Sahib?“ fragte das [illegible]en. — Fürbringer starrte [illegible] „Wen —?“ — „Deine [illegible] — „Wen —?“ — [illegible] Frau, Sahib.“ — Für[illegible] stand auf; er taumelte. [illegible] sprichst von meiner [illegible]“ — „Ja, Sahib.“ — [illegible] also wahr, daß sie [illegible] —?“ — „Sie ist [illegible] — „Und du — du [illegible] sie gesehen?“ — „Ja, Sahib.“ — Fürbringer blieb stehen. Er dachte nach, mit zusammengeschnürten Brauen vor sich hinstarrend. Er fühlte das tosende Schlagen seines Herzens im Halse und schluckte. Er stieß den angehaltenen Atem durch die Nasenlöcher in einem langen, röchelnden Ton. „Höre, Miriam,“ sagte er, ohne das Mädchen anzusehen, „überlege dir jedes Wort, ehe du sprichst. Von deinen Worten hängt vielleicht mehr ab, als du ermessen kannst. Sage mir: Weiß der Fürst — weiß Ramigani — weiß irgend jemand hier im Palaste, daß du meine Frau gesehen hast?“

„Niemand, Sahib“, antwortete das Mädchen.

„Niemand?“

„Niemand, Sahib.“

„Bist du dessen ganz gewiß?“

„Ganz gewiß, Sahib.“

„Es ist gut“, sagte Fürbringer, tief atemholend. Er sah das Mädchen an und lächelte sein ernstes Lächeln. „Meine kleine Schwester — willst du mir helfen?“ — Das Mädchen drückte seine Stirn auf den Boden. „Ja, Sahib“, sagte sie, als löse sie sich auf. — „Rufe Ramigani“, sagte er. Ramigani kam. Fürbringer war auf dem Wege nach seinem Arbeitszimmer, als der Inder eintrat. „Melde dem Fürsten,“ sagte er, „daß ich mich entschlossen hätte, das Grabmal zu bauen, und nur auf sein Kommen wartete, um mit der Arbeit zu beginnen.“

* * *

„Du mußt Geduld haben, Sahib“, hatte Miriam gesagt. Fürbringer hatte keine. Miriam dafür um so mehr. Immer wieder und immer mit derselben sanften Geschäftigkeit erzählte sie dem Manne, der mit seinen Fragen ihr Herz und ihr Gehirn umschütten wollte wie Gefäße.

Abendrot in den Alpen

Rosengärten des Himmels spiegelt der See.
Droben tafeln die Götter in goldenen Hallen.
Rosenblätter aus ihren Kränzen fallen
Und entzünden zu Gluten der Berge ewigen Schnee.

Droben tafeln die Götter; mein staunend Herz
Ist wie ein Spiegel von ihrem Lächeln getroffen.
Sieht alle Schöne der strahlenden Himmel offen,
Und es entflutet all seine Sehnsucht wolkenwärts.

Nur einen Tropfen vom Mahle der Götter versprüht,
Trank ich und war ihres seligen Lächelns ein Spiegel —
Nie mehr werd' ich die Sehnsucht nun los, bis ich Flügel
Selber nehme dorthin, wo der Götter Lächeln erblüht.

Ilse Hamel.

Digitized by Google

wo und wann sie der weißen, fremden Frau begegnet war. Und immer wieder sagte sie ihr sicheres Ja, wenn er Bestätigung haben wollte für die Kennzeichen, mit denen sein Verstand und seine Liebe die Frau beschrieben.

Ja, sie hatte blondes Haar und ein reines, bleiches Gesicht, an dem das rasche Blut beständig zum Verräter wurde. Ja, sie hatte eine kleine Narbe über der linken Braue und anbetungswürdige Hände. Sie hatte auch die Gewohnheit, wenn sie schweigend stand, diese schönen, vielgeliebten Hände ineinanderzufalten und solange still dazustehen und einem Redenden zuzuhören, was noch den Eindruck verstärkte, als ruhe sie in sich selbst.

Ja, sie war schön wie die Erfüllung, und wenn sie lächelte, war es wunderlich, daß die Dunkelheit nicht Helle wurde vor der Zeit und die kleinen Vögel nicht zu singen begannen um Mitternacht. Und Miriam hatte sie gesehen, als sie kam, denn sie war von den andern Mädchen fortgeschlichen, weil jene sie gequält hatten wie Skorpione.

Da sah sie die Frau.

„Ist sie nicht schön, Miriam?"

„Ja, Sahib, sie ist schön." Oh, sie hatte sie lange angesehen, im Pfeilerwerk der Treppe versteckt. Niemand hatte ihrer geachtet; auch war es dunkel gewesen, wo sie kauerte. Und sie hatte sich nicht gerührt; „sei ohne Sorge, Sahib."

Wo die Herrin war? Das wußte Miriam nicht. Der Palast hatte viele Gemächer, und Ramigani — oh, Ramigani hatte die Augen einer Krähe. Man mußte sich hüten vor seinen Augen. Aber da der Sahib sich sehnte, zu erfahren, wo die weiße Frau atmete, und da ihm das Herz brannte, ein Zeichen ihrer Gegenwart in seinen Händen zu halten, bis er sie selbst, die Frau, die sehr geliebte, in seinen Armen hielt, so würde sie hingehen, die kleine Miriam, die er seine kleine Schwester genannt hatte, und würde die Krähenaugen Ramiganis blind machen mit List und Mut. . . O ja, sie hatte Mut, wenn es dem Sahib galt.

Und sie würde eine Stunde finden, in der die weiße Frau allein war, und würde ihr Kleid anrühren und zu ihr sagen: Mich schickt der Mann, der dich liebt und dessen Seele krank ist, da er sich sorgt um dich. . . Und sie würde wiederkommen und ein Zeichen bringen, ein Zeichen, das sich mit den Händen greifen ließ.

„Aber du mußt Geduld haben, Sahib."

Fürbringer sah ein, daß er das mußte. Aber er hatte das Fieber in allen Nerven. Um mit ihm und mit sich selbst auf gute Weise fertigzuwerden, griff er nach dem einzigen Mittel, das ihm zur Verfügung stand und ein untrügliches war: er arbeitete. Obwohl er wußte, daß er das Werk, das indische Grabmal, nie ausführen würde, liebte er es doch mit einer schmerzlichen Schöpferliebe und freute sich am Reifen seiner Pläne.

Er vergnügte sich daran, aus dem ungeheuren Chaos des Ganzen einzelnes herauszulösen und ihm Vollendung zu verleihen — die zarte, starke und vollkommene Vollendung des Gedankens. Vielleicht gerade, weil er entschlossen war, in Wirklichkeit seine Weigerung, der Totengräber einer Getöteten zu werden, aufrechtzuerhalten, vielleicht gerade, weil seine Meldung an den Fürsten, daß er das Grabmal bauen wolle, nur Schachzug gegen Schachzug war, wuchsen seine Entwürfe ohne jede Hemmung über sich selbst hinaus, das menschliche Maß verleugnend.

Und es konnte ihn, wenn er seine Pläne vor sich ausbreitete, sie entrollte unter dem Sturz des weißen Lichtes, dessen Warten nun doch belohnt zu werden schien, ein solcher Rausch, eine solche Erschütterung des Schaffens überkommen, als hielte er in seinen beiden Händen die Welt des ersten Schöpfungstages, um sie der Ewigkeit zu schenken.

Seine Hoheit der Fürst von Eschnapur hatte die Meldung Ramiganis empfangen und nahm sie anscheinend durchaus ernst. Wenige Stunden, nachdem Fürbringer den Diener zu ihm geschickt hatte, ließ er sich durch Nissa bei Fürbringer melden.

Er streckte seinem Gast die Hand entgegen und schüttelte sie kräftig.

„Sie sind an der Arbeit? Das freut mich!" sagte er, mit einem zupackenden Blick die verstreuten Papiere auf dem Tisch überfliegend.

„Was haben Sie?" fragte er unvermittelt und sah Fürbringer ins Gesicht.

„Nichts von Bedeutung, Hoheit — eine leichte Verletzung der Hand."

Fürbringer lehnte sich rückwärts gegen den Tisch und steckte die Hände in die Taschen.

Die Augenbrauen des Fürsten zuckten leise. Seine Lider drückten sich zusammen.

„Ich hoffe, es ist wirklich nichts von Bedeutung", meinte er etwas langsam.

„Durchaus nicht, Hoheit . . ."

„Immerhin — nehmen Sie sich mit Verletzungen in acht in diesem Lande. Es ist ein ungünstiges Klima für Wunden aller Art . . . Soll ich Ihnen meinen Arzt schicken?"

„Die Sache ist nicht der Rede wert, Hoheit — bemühen Sie sich nicht . . ."

„Sie können ruhig Vertrauen zu ihm haben. Ich verfolge mit meinen Ärzten die Maßregeln der Chinesen, die ich als äußerst zweckmäßig befunden habe. Ich bezahle den Mann, dem meine Gesundheit anvertraut ist, ausgezeichnet, solange ich mich wohlbefinde. Werde ich krank, entziehe ich ihm die Löhnung . . . Ich muß sagen, daß ich selten krank bin und dann jedesmal erfreulich rasch genese. Ich würde Ihnen sehr gern Gelegenheit geben, sich selbst von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens zu überzeugen."

„Sehr liebenswürdig, Hoheit — meine Hände werden in kürzester Zeit auch ohnedem geheilt sein . . ."

Der Fürst lächelte, einen Mundwinkel verziehend. „Sie sind also mit Miriams Pflege vertrauensvoll zufrieden?"

„Vollkommen."

„Das freut mich . . . Im übrigen — ich möchte nicht aufdringlich erscheinen. Es liegt mir nur sehr viel daran, daß Sie unter meinem Dache nichts vermissen, Herr Fürbringer . . . Ich habe mich außerordentlich gefreut, als Ramigani mir die Nachricht brachte, daß Sie sich zum Bau des Grabmals entschlossen hätten. Wenn es Ihnen recht ist, besprechen wir zuerst das Geschäftliche der Angelegenheit und setzen den Vertrag auf. Bitte, nennen Sie mir die Summe, die Ihnen für Ihre Arbeit angemessen erscheint. Und seien Sie überzeugt, daß ich mich immer als Ihren Schuldner betrachten werde, der Unbezahlbares kaufte — weit unter seinem Wert."

„Ich wünsche dieses Werk nicht an Sie zu verkaufen, Hoheit", sagte Michael Fürbringer.

Die beiden Männer standen sich am Tisch gegenüber. Der Inder hob den Kopf und sah den Deutschen an.

„Wie beliebt?" fragte er.

„Ich wünsche dieses Werk nicht an Sie zu verkaufen, Hoheit", wiederholte Fürbringer unbetont.

Der Radscha zog sich einen Stuhl heran und ließ sich nieder.

„Bitte, setzen Sie sich doch", sagte er liebenswürdig. „Es vereinfacht die Verhandlungen ungemein. . . Rauchen Sie?"

„Später, Hoheit, wenn ich bitten darf . . ."

Das Lächeln des Inders vertiefte sich; es nahm Besitz von allen seinen Zügen.

„Dann werden Sie also gegen mich im Vorteil sein", meinte er, sich die Zigarette anzündend. „Der Nichtraucher ist immer im Vorteil. Er steht nicht in Gefahr, sich vom Behagen das der Tabakgenuß bereitet, verleiten zu lassen, nachgiebiger zu sein, als für seine Pläne klug wäre, und achtet schärfer auf die Schwächen seines Gegners. Ich werde also auf meiner Hut sein müssen und bitte Sie außerdem um Nachsicht, Herr Fürbringer. Sosehr ich Ihre Sprache liebe.

Digitized by Google

Die schöne Leserin.

Gemälde von Jean Etienne Liotard (1702—1789). — Zu dem Artikel „Vom Brief".

Digitized by Google

so fehlen mir doch manchmal die Vokabeln . . . Bitte, was meinten Sie mit dem Ausspruch, daß Sie nicht wünschten, mir das Grabmal zu verkaufen? Habe ich Sie mißverstanden, als ich glaubte, Sie wollten den Bau übernehmen?"

„Durchaus nicht, Hoheit. Ich bin im Gegenteil fest entschlossen, das Grabmal zu bauen, und gedenke ohne Verzug an die Ausführung der Pläne zu gehen. Aber — verzeihen Sie, Hoheit — Sie nannten selbst ein solches Werk ein unbezahlbares . . Kunst sollte nicht käuflich sein. Geld prostituiert. Ich möchte schaffen können ohne die Peinlichkeit des Geldgedankens — nicht für Sie, sondern für mich, Hoheit, und wir würden beide am Ende Grund zur Dankbarkeit haben: Sie für das Werk, ich für die Gelegenheit dazu. Der Vorzug, Ihr Gast zu sein, die Annehmlichkeiten der Reise und die Fülle des Anregenden, das sich mir in diesem Lande bietet, ist eine reichliche Entschädigung für die Zeit, die ich dem Werke widmen muß. Ich bitte Sie darum nochmals, Hoheit, das in Wahrheit Unbezahlbare nicht durch Bezahlung zu entwerten. Ich schaffe — das genügt mir . . ."

Der Fürst sah Fürbringer aufmerksam und mit einer gewissen Unentwegtheit an.

„Ausgezeichnet", sagte er, als Fürbringer schwieg. „Wenn ich Sie also recht verstanden habe, so bieten Sie mir das Grabmal zum Geschenk an . . . nicht wahr?"

„Es ist nicht ganz das richtige Wort, Hoheit — aber das einfachste", entgegnete Michael Fürbringer.

Die schmalen Lippen des Inders klafften ein wenig, als er zu dem Deutschen, der sich erhoben hatte, aufblickte.

„Das wäre ein königliches Geschenk", meinte er; „fast könnte man in Versuchung kommen, zu sagen: ein göttliches. Es tut mir aufrichtig leid, daß ich nicht reich genug bin, es anzunehmen."

„Jetzt bin ich es, der um eine Erklärung bitten muß", sagte Michael Fürbringer. Er kreuzte die Arme über der Brust.

„Sie ist unendlich einfach", antwortete der Fürst. „Nach meinen Erfahrungen ist Geschenke anzunehmen ein Luxus, den sich nur ganz wenige Menschen erlauben können. Den meisten kommt er so teuer zu stehen, daß er sie zugrunderichtet . . . Ich bitte Sie deshalb um die Liebenswürdigkeit, Herr Fürbringer, Ihnen, wenn selbstverständlich auch nicht Ihre Kunst, so doch Ihre Arbeit bezahlen zu dürfen. Diese kleine Vorsichtsmaßregel müssen Sie dem Kaufmann in mir zugute halten, um so mehr, als ich sonst gezwungen wäre, mich selbst beständig zu überbieten. Also bitte, nennen Sie mir Ihren Preis!"

Fürbringer schwieg. Der Radscha stand auf und lehnte sich neben ihm leicht gegen den Tisch.

„Ich weiß, woran Sie denken", sagte er sehr liebenswürdig. „Sie erinnern sich an meinen Ausspruch über die Käuflichkeit der Menschen. Ich bitte Sie, ihn zu vergessen. Und falls Sie das nicht können, lassen Sie mich der Überzeugung Ausdruck geben, daß er an Ihnen unter allen Umständen zuschanden geworden wäre. Genügt Ihnen das?"

Fürbringer verbeugte sich. „Vollkommen, Hoheit . . ."

„Wenn es Ihnen also recht ist," fuhr der Fürst mit der ihm eigenen knabenhaften Leichtigkeit fort, „dann legen wir unserm Vertrag mein erstes Angebot zugrunde und überlassen es Ramigani, der ein Schriftgelehrter ist, obwohl man es ihm nicht ansieht, die geeignete Form für einen Vertrag zu finden, der die Rechte beider Teile wahrt. Sind Sie damit einverstanden?"

„Selbstverständlich, Hoheit", sagte Fürbringer, die ausgestreckte Hand des Fürsten ergreifend und schüttelnd.

„Gut, gut . . . ich bin froh, daß wir das Geschäftliche erledigt haben. Ich finde, Geldangelegenheiten berauben den Menschen in den meisten Fällen jeglicher holden Täuschung über sich selbst; und da er diese fast immer sehr nötig hat, um das Leben mit dem eigenen Ich ertragen zu können, so ist das doppelt peinlich . . . Lassen wir das! Der Zweck meines heutigen Besuches war ein anderer — ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, mit mir in die Stadt zu reiten, um Mohammed ben Hassan, den Juwelenhändler, aufzusuchen."

„Eine Sehenswürdigkeit?" fragte Fürbringer lächelnd.

„Ganz gewiß! Er ist ein Moslem, der das reichste Juwelenlager vielleicht von ganz Indien besitzt und die Hindus ausnahmslos unsäglich verachtet. Was ihn nicht abhält, sie mit der klassischen Geste eines Rechtgläubigen, der den Koran am Halse trägt, zu begaunern. Da aber in diesem gesegneten Lande die Betrügerei allgemein und durch Überlieferung geheiligt ist, so hat Mohammed ben Hassan vor den übrigen Gaunern nichts voraus als die schöne Feierlichkeit seiner Gebärde, die es geradezu zum Genuß macht, sein Opfer zu werden. Er hat mir vor einiger Zeit einen Boten geschickt, der einen sehr schmeichelhaften Spruch aufsagte und mich einlud, die neu eingetroffenen Schätze seines Gebieters in Augenschein zu nehmen. Damals hatte ich keine Lust, denn die Gottheiten in den Tempeln Eschnapurs platzen von Juwelen, und meine Tänzerinnen keuchen unter ihrem Schmuck. Aber jetzt, da Sie im Innern des Grabmals einen Garten aus Edelsteinen pflanzen wollen, bedarf ich der Hilfe Mohammed ben Hassans und bin überzeugt davon, daß er unsere Ansprüche vollauf befriedigen kann."

„Sie haben zu befehlen, Hoheit, wann Sie aufzubrechen wünschen", sagte Michael Fürbringer.

„Dann erbitte ich mir Ihre Begleitung in einer halben Stunde . . . Ich verspreche Ihnen, daß ich pünktlich sein werde", fügte er mit einem herzlichen Lächeln hinzu.

Fürbringer begleitete ihn zur Tür. Als er allein war, stemmte er seine Hände flach gegen die Brust und blies den Atem über die Lippen. Es war nicht möglich, sich diesem herzlichen Lächeln zu entziehen. Es warb mit der Anmut einer Frau, die ihres Sieges gewiß ist und doppelt schön erscheint, weil sie nichts fürchtet.

Er sah sich nach Miriam um, aber sie befand sich in keinem seiner Zimmer. Nur ihr bunter Schmuck lag in allen Winkeln verstreut, als wäre sie mitten im Spiel davongelaufen.

Vielleicht suchte sie die fremde weiße Frau, nach der sich die Seele ihres Herrn sehnte . . .

Fürbringer fuhr sich mit der Hand über die Stirn; er sah sich fremd um und ging aus dem Zimmer.

Der Fürst hielt Wort — er war pünktlich.

Als sie zusammen über den See fuhren, bückte sich Fürbringer über den Rand des Bootes, als wollte er die Tiefe des Wassers ergründen.

„Sind Sie ein guter Schwimmer?" fragte der Fürst beiläufig.

„O ja", antwortete Fürbringer; unwillkürlich richtete er sich auf und sah den Fürsten an.

Der blickte über das Wasser hin; er rauchte.

„Es gibt eine eigentümliche Geschichte vom Erbauer des Palastes auf der Insel", sagte er nachdenklich. „Es wird erzählt, daß er viele Sklaven hatte, und wenn einer von ihnen des Todes schuldig geworden war, schenkte sein Gebieter ihm das Leben unter der Bedingung, daß es ihm gelingen würde, vom Palast aus schwimmend eines der Seeufer zu erreichen. Da er ein etwas ungeduldiger Herr war, mußten sich überraschend viele seiner Sklaven dem Todesurteil und der bedingten Gnade unterwerfen. Die Legende, der man morgenländische Übertreibung zugute halten muß, spricht von nahezu tausend. Die Überlieferungen konnten sich in der Zahl nicht einig werden. Aber sie berichten einstimmig, daß es keinem von tausend gelang, das jenseitige Ufer zu erreichen."

„Hat die Legende nicht wenigstens den Grund des Mißlingens angegeben?" fragte Fürbringer mit gesenkten Mundwinkeln.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Vom Brief.

Von Hans Ostwald. — Mit 6 Abbildungen nach Reproduktionen alter Gemälde

Der Krieg hat Millionen von Menschen voneinandergerissen. Der unmittelbare Umgang zwischen ihnen ist gestört und unterbrochen worden. Sie, die sich früher vielleicht täglich, ja stündlich miteinander ausgesprochen haben, die alle ihre großen und kleinen Sorgen und Kümmernisse gegenseitig im Wechsel der Rede austauschten, die sich durch wenige Worte erleichtern konnten, sie, die ihre Freuden gemeinsam miteinander erlebten, sie alle sind nun auf einen andern Weg der Mitteilung angewiesen. Sie müssen einander schriftlich Lust und Leid mitteilen. Und so hat denn der Brief wieder einen Ehrenplatz bekommen, der Brief, der in der Zeit vor dem Kriege schon den Telegrammen und den so wenig sagenden Ansichtskarten hatte weichen müssen. So erlebte der Brief denn seine Auferstehung. Er überbrückt alle Entfernungen, alle Weiten und schafft aus dem Getrenntsein Zusammenleben und Zusammenempfinden. Wie reich, wie wertvoll kann ein Brief auf einem armseligen Stück Papier machen — ein Brief, der uns zum Herzen spricht und in dem innigste Zwiesprache gehalten wird von Mensch zu Mensch! Oh, was kann solch ein dürftig Stück Papier einem Menschen alles sein! Wie erquickt es den Einsamen! Ist es nicht so, als würde ihm eine Freundeshand gereicht, als halte ihn eine Freundeshand fest und sicher, und als stünde in den einsamsten, trübseligsten und gefahrvollsten Stunden ein guter Helfer und Tröster neben ihm?

Godfried Schalcken (1643—1705): Briefelesendes Mädchen.

Alle Briefe erreichen dies Ziel ja nicht. Es ist ein sonderbares Geheimnis um den Brief. Wenn er so recht wirken soll, muß er aus einem vollen und frischen Herzen kommen. Der Schreiber darf nicht daran denken, daß das Schreiben von Hand zu Hand wandern soll. Der Schreiber darf nicht Eindruck machen wollen oder seine Persönlichkeit hinter der hergebrachten Form verschwinden lassen. Naturwüchsig muß er seine ganze Empfindung frank und frei dem Papier anvertrauen. Der Schreiber muß es machen wie Bismarck, der einmal an seine Schwester schrieb: „Wenn man in einem wohlbehaltenen und für beide Teile behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehen. Ich meine, daß man sich nicht geniert, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben.“ Der große Mann dachte gewiß nicht daran, nur Alltagskram, Kleinkram im Briefe mitzuteilen, sondern er dachte wohl wie „Frau Rat“, unseres großen Dichters große Mutter. Sie ließ im höchsten Alter ihre Feder so prächtig laufen wie in der Jugend und rief mit jubelndem Stolz in ihren Briefen aus. „Frau Aja, Frau Aja! Wenn du einmal in Zug kommst, sei's Schwatzen oder Schreiben, so geht's wie ein aufgezogener Bratenwender!“

Diesem ungehemmten Triebe zum Mitteilen, den viele unserer großen Menschen, Dichter und Politiker, Künstler und Heerführer, hatten, verdanken wir viele prächtige Briefe, reich an Kleinem und Großzügigem zugleich. Um wieviel ärmer wären wir an Zeugen aus großen Tagen, an Geistesgut von großen Menschen, wenn wir jene Briefe nicht besäßen, in denen sie frisch und unmittelbar sich mitteilen. Auch unsere Literaturgeschichte bringt uns ja die herrlichsten Briefe in Hülle und Fülle. Sie sind alle aus dem frischen Leben heraus geschrieben. Zur Zeit, als noch die lateinische und französische Sprache unsere Sprache belastete, war es, wie wenn der deutsche Brief aus Totenkammern hervorgeholt worden sei. Als sich der Deutsche aber wieder auf seine Eigenart, auf seine Sprache besonnen, wurde es auch besser um den deutschen Brief.

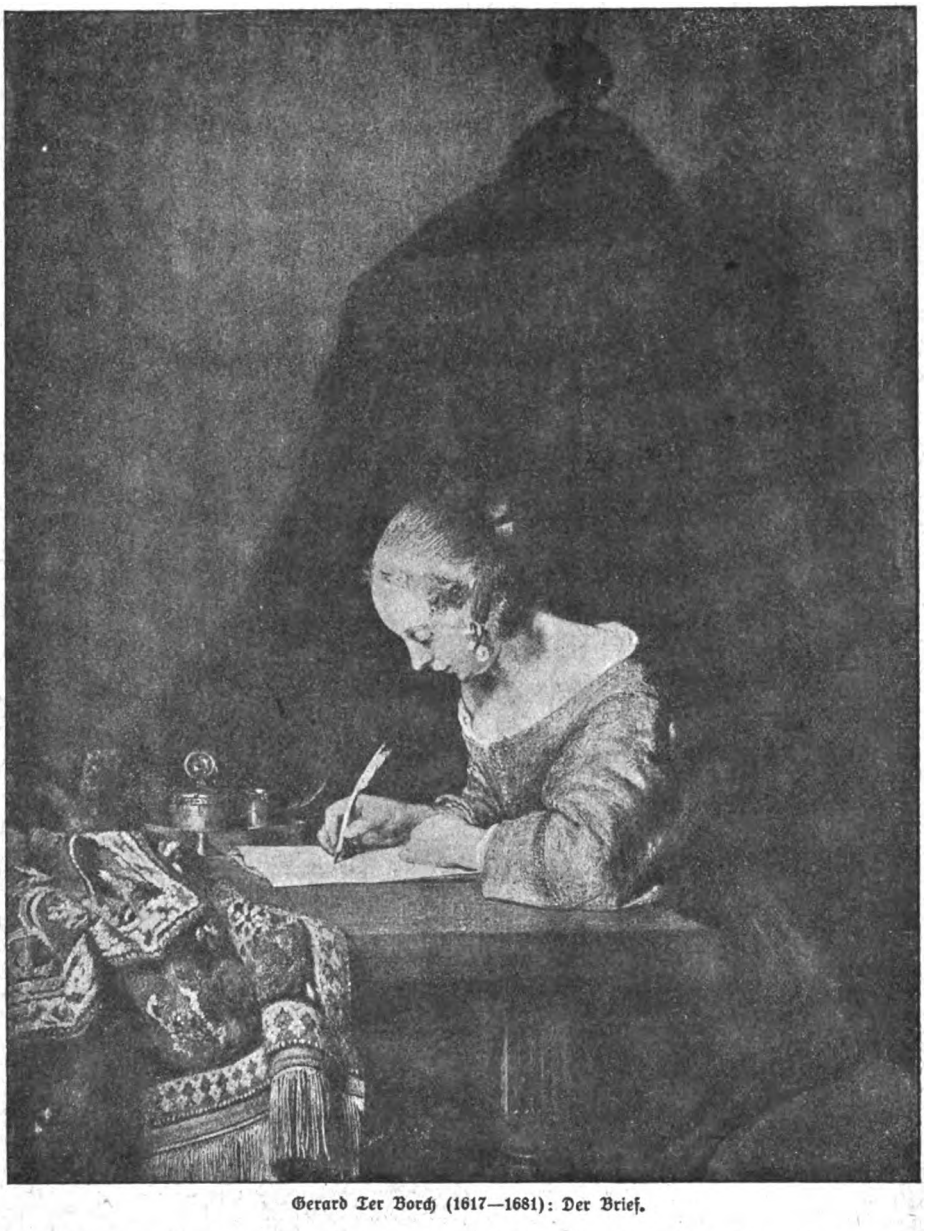
Und heutzutage erleben wir also eine Wiedergeburt des Briefes; denn der Krieg hat nicht nur unzählige Menschen voneinandergerissen, die zusammenlebten, — er hat auch manche zusammengeführt, die sonst nie einander kennengelernt hätten. Dieses gewaltsame Getrenntsein und dieses irgendwie — durch eine Liebesgabe oder durch ein flüchtiges Begegnen — Zusammenkommen rief manche unmittelbare und ursprüngliche briefliche Äußerung hervor. Manch Talent, zum Briefschreiben geschaffen, konnte sich entfalten und ausleben. Der Genuß am

Pietro Rotari (1707–1762): Weinendes Mädchen mit Brief.

Digitized by Google

Briefschreiben und Briefelesen fand nun wieder Zeit. Die Offiziere und Soldaten hatten draußen manche Stunde, die sie in schriftlicher Zwiesprache mit irgendeinem Menschen daheim verbrachten. Und sie erfreuten sich auch wohl des Genusses, den ihnen ein Brief brachte, und fühlten im Geben und Empfangen des Briefwechsels jene Freude die im modernen Leben fast ganz verlorengegangen war. Das Telephon und die Postkarte — sie hatten ja das Bedürfnis zum Sichaussprechen fast ganz ausgefüllt. Niemand hatte angeblich Zeit gehabt zum Briefschreiben. Nun nehmen sie sich die Zeit, trotzdem sie alle in Wahrheit viel beschäftigter sind als vorher. Aber das Bedürfnis zum Mitteilen, zum Austausch verwandter Seelen ist wieder erwacht. Man hat wieder den Willen zum Briefschreiben; denn auch zum Briefschreiben muß man Willen haben.

Ein gutes Beispiel dafür bietet der Briefwechsel zwischen Goethe und Wilhelm von Humboldt. Die Absicht eines regelmäßigen Verkehrs zwischen beiden war vorhanden. Anfang 1803 nahm Goethe sich vor, jeden Monat zu schreiben, und er forderte Freund Wilhelm auf, das gleiche zu tun. Und doch vergehen fast unmittelbar darauf mehrere Monate, ohne daß einer der Schreibenden etwas von sich hören ließ. Nicht einmal der Tod Schillers brachte eine größere Lebendigkeit hervor. Im Jahre 1806 kommen die Briefe häufiger, dann erst wieder 1809. Darauf tritt eine neue Pause ein, die 1812 durch manche Schriftstücke unterbrochen wird. Zahlreiche Nummern gehören den Jahren 1815-16 an, dann aber folgt wieder eine äußerst starke Erschlaffung, so daß vier Jahre lang kein Brief vorhanden ist. Die größere Lebhaftigkeit der Jahre 1823-26 wird abgelöst durch eine fast dreijährige Pause, bis dann die beiden alten Herren in den letzten Lebensjahren wieder häufig voneinander hören ließen.

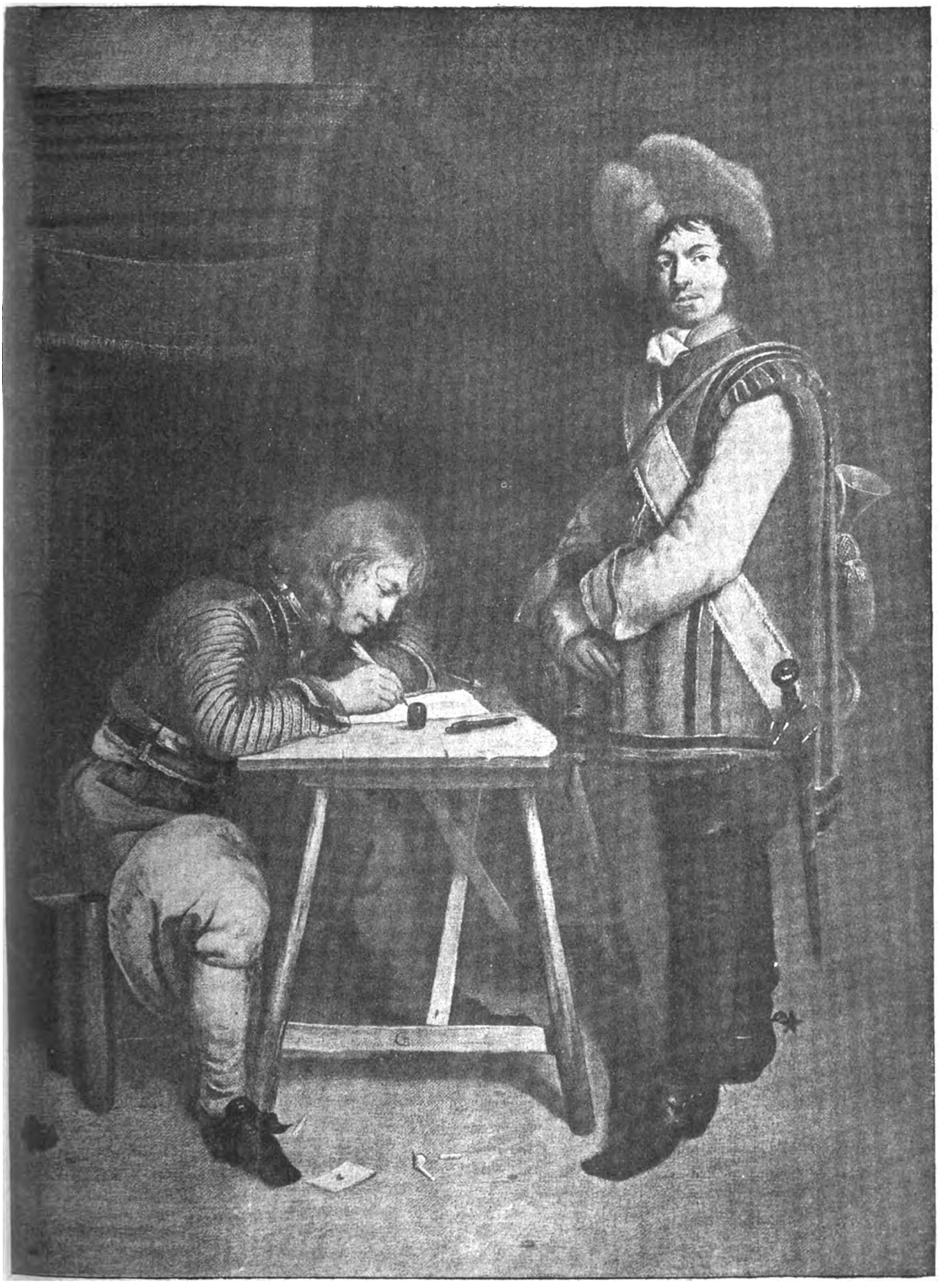


Gerard Ter Borch (1617—1681): Der Brief.

Diese Unterbrechungen sind nun keineswegs aus zeitweiliger Verstimmung und noch viel weniger aus Mangel an Intimität zu erklären. Vielmehr haben beide oft genug gegeneinander und gegen andere ihre innige Zuneigung, ja, ihre wahrhafte Liebe und Verehrung erklärt. Sie sind vielmehr erzwungen durch die vielseitige Tätigkeit beider Männer und durch ihre sonstige ausgebreitete Korrespondenz. W. von Humboldt war nicht nur Staatsmann, Gesandter und einige Jahre Minister, sondern auch ein tiefgründiger Gelehrter, der sich den emsigsten, zeitraubendsten Studien hingab, der ferner mit seiner Frau, von der er häufig, mit seinem Bruder, von dem er fast immer getrennt war, einen sehr ausführlichen Briefwechsel pflog. Auch sonst hatte er einen umfangreichen Briefwechsel — man denke an seine Briefe an eine Freundin — und oft mehr briefliche Obliegenheiten, als es sich mit einer den Tag ausfüllenden Tätigkeit vereinen ließ. — Eifersüchteleien, kleinliche Verstimmungen oder gar Zänkereien gab es in diesem freundschaftlichen Briefwechsel nicht. Gesellschaftsklatsch, öde Redereien und persönliche Nichtigkeiten waren den beiden Freunden fremd. Beide, Goethe und Humboldt, sind in ihren Briefen vom Schimmer der Verklärung umwoben. Es sind Äußerungen von Menschen, die während ihres Lebens ununterbrochen schufen, nach den höchsten Idealen rangen, die eigene Vollkommenheit erstrebten und, des eigenen Wertes sich bewußt, auch in anderen das Erhabene zu verehren suchten — Von Goethe haben wir ja mancherlei Briefe. Ganz voll Menschlichkeit ist jener Briefwechsel zwischen ihm und seiner Christiane. Wenn auch seine Frau ganz fern ist von jeder Geistreichelei wie oft auch von jedem Geistvollen, so offenbart sich in ihren Briefen doch so viel warmes Empfinden, so viel ehrliches und wahrhaftiges Gefühl, daß es wohl zu verstehen ist, daß der große Dichter im Erlebnis mit seiner Frau jenes wundersame Lied singen konnte: „Ich ging im Walde so für mich hin", zumal er ja auch nicht ohne Menschlichkeiten war, die er rückhaltlos seiner Frau mitteilte, seiner Frau, die so ganz als liebendes Weib, als fast verschmitzte Mutter ihm gegenübertrat. — Lange bevor wir in unserer Literatur die großen Briefschreiber aufweisen können, hat die Kunst sich der Werte bemächtigt, die der Brief und seine Absender und Empfänger bieten. Es sind besonders die Holländer, die sich gern ihre Motive aus dem bürgerlichen Alltagsleben holten. Ihnen gleich betätigten sich ihre künstlerischen Zeitgenossen und späteren Nachahmer in derselben Richtung, waren sie doch ganz dem Einflusse der Holländer unterworfen. Die weinende Empfängerin eines Briefes z. B. war in ihrer Darstellung von vornherein des Interesses ihrer Beschauer sicher. Was ließ sich nicht alles bei einem solchen Bilde denken! Warum weinte sie? War ihr der Liebste im Kriege gefallen, war er ihr untreu, war es ein Absagebrief? Oder welches bedauerliche Unglück kündigte ihr der Brief an? Und auch bei dem Bild von Ter Borch, auf dem er den junge Offizier schildert, der seiner Dame einen Brief schreibt, den der Trompeter befördern soll, ließ sich wohl allerlei vermuten. In dem Brief steht gewiß recht viel Zärtliches und Gewichtiges, was der Offizier der schönen Dame mitzuteilen hat.

Überhaupt war der Liebesbrief die eigentliche Grundlage aller dieser Bilder von Jan Vermeer, Metsu, Ter Borch, Gerard Pietersz van Zijl und ihrer französischen Kunstgenossen, de

Digitized by Google



Briefschreibender Offizier.
Gemälde von Gerard Ter Borch (1617—1681)

Digitized by Google

Liotard und Hilair. Meist stellten sie dar, wie die brieflichen Äußerungen der Liebe in stiller Einsamkeit genossen und gewürdigt wurden. Liotard zeigte auch, wie verklärend ein Brief auf den Empfänger wirken kann. Seine „Schöne Leserin" scheint weit hinausgehoben aus ihrer Umgebung. Hilair aber gab seinem Bilde das Motiv der mitteilsamen Empfängerin, die vielleicht stolz den Inhalt des Briefes ihrer Freundin anvertraut, vielleicht aber auch Rat haben will, weil sie bedrängt wird und nicht allein entscheiden kann. — Die Maler zeigen uns Frauen, die als Briefempfängerinnen verschiedene Seiten des weiblichen Wesens darstellen: die schmerzlich Weinende, die Verklärte, die Unschlüssige und die Mitteilsame. Wir wissen aber aus der Literatur, daß Frauen auch wertvolle und schöne Briefe schreiben konnten. Die Frauen, die durch ihre reiche Kultur und ihre verfeinerten Sitten bedeutsamen Einfluß auf ihre Umgebung ausüben, wirken nicht minder durch ihre Briefe. Frau von Stein, Charlotte von Schiller, Bettina von Arnim und Karoline von Humboldt wären aus der großen Zeit unserer Literatur zu nennen. Auch die ungewöhnlich gefühlsstarken, mütterlich-klugen Briefe der Kaiserin Maria Theresia dürfen nicht vergessen, sondern sollten recht eifrig gelesen werden, ebenso wie die Briefe Friedrichs des Großen an seine Schwester. Größe im Unglück zeigte besonders eine italienische Fürstin, Isabella von Este, als Cesare Borgia die Este vertrieben hatte. In heiterem und sorglosem Ton, voll Takt berührt sie in ihren Briefen an ihre unglückliche Schwägerin Elisabetta die schmerzlichen und peinlichen Dinge nicht mit einem Wort. Vielmehr freut sie sich über die gute Aufnahme, die ihre Schwägerin in Venedig fand, plaudert von ihren Kindern und bedauert ihre eigene traurige Lage, weil sie ihrer Schwägerin beraubt ist. So weiß sie im Unglück einer anderen Unglücklichen etwas recht Liebevolles und Wohltuendes zu sagen. Und das ist schließlich der Zweck jedes guten Briefwechsels zwischen Freunden und Liebenden. — Wieviel kann außerdem bei einem Briefe in der charakterisierenden Handschrift liegen! Die ganze Stimmung, die dem Brief entströmt, die Stimmung, die den Absender vor die Augen des Empfängers locken kann. In den Geschäftsbriefen, die wir heute empfangen, ist dies allerdings nicht möglich. Mögen sie mit der mechanisierenden Schreibmaschine heruntergeklappert werden — sie bedeuten ja nicht allzuviel für unser Seelenleben. Aber jene Briefe, die von Herzen zu Herzen gehen sollen, wollen mit der sinnvollen Hand geschrieben sein. Diese äußerliche Trennung zwischen Geschäftsbrief und dem, was wir sonst in der Stille des Zimmers für die Entfernten schreiben, ist eine Errungenschaft unserer Zeit. Die alten Sumerier und Hettiter schrieben ihre Geschäftsbriefe wie ihre Freundschaftsbriefe auf halbweichen Ton mit der Hand. Alles, was später kam an Briefmaterial: Leder, Pergament, Wachstäfelchen, Papiere aller Art, sie alle wiesen durchweg die Handschrift auf. Die moderne reinliche Scheidung zwischen Geschäft und Persönlichem ist in der Tat wohl ein angenehmer Fortschritt. Das Persönliche kann man sich in der mechanisierenden Maschinenschrift nicht gut denken. Handschriftliche Briefe erfordern eine gewisse Einkehr in sich selbst. Und diese Einkehr ist es, die erst so recht unsere innere Kultur, unsere Herzensbildung zu Worte kommen läßt, die erst den richtigen, echten Brief ausmacht.

Jean Baptiste Hilair (ca. 1781—1822): Vertrauliche Mitteilungen (La Lecture).

Heimische Gewürze.

Von Paul Hundt.

Der Krieg hat uns neben anderen Zufuhren auch die an ausländischen Gewürzen so gut wie ganz abgeschnitten. Wir sind daher mehr als in Friedenszeiten auf unsere heimischen Gewürzpflanzen angewiesen, — und das ist in vieler Hinsicht ganz gut. Denn was die aus dem Auslande bezogenen anbetrifft, so handelt es sich hauptsächlich um die scharfen, stark reizenden Gewürzstoffe, die unser Körper recht gut entbehren kann. Daß wir sie nur in sehr geringen Mengen haben und vielfach ganz ohne sie leben, hat uns wieder empfänglicher gemacht für die feineren Reize und den milderen Geschmack der heimischen Würzkräuter.

Vor allem schätzen wir da die Petersilie, die die Hausfrau in vielseitiger Weise verwenden kann. Unsere Altvordern mußten ohne sie auskommen, denn erst seit dem 15. Jahrhundert kennt man sie in deutschen Gärten. Ihr angenehm schmeckendes und fein duftendes Laub bildet ein unschätzbares und neben dem Gaumen auch das Auge erfreuendes Gewürz für Suppen, Gemüse und Tunken. Ihre Wurzel gibt Brühen einen feinen Wohlgeschmack. Verwandt ist ihr der Sellerie, den wir seit dem 17. Jahrhundert anbauen und verwenden. Wie schon das Äußere dieser Pflanze im ganzen gröber ist als das der Petersilie, so ist auch ihr Würzgeschmack strenger und kräftiger. Ihr Laub findet zu Suppen und Gemüsen ausgiebige Verwendung, ebenso die Wurzel, die außerdem selbständig als Salat gern genossen wird. Diese beiden Gewürzpflanzen sind während des Krieges so recht wieder zu Ehren gekommen und werden nun in unseren Gärten häufiger als vorher gebaut. Sie verdienen es entschieden, und

Digitized by Google

Althannoveranerin.

Gemälde von Richard Nitsch.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

da ihr Laub getrocknet werden kann und die Wurzeln sich, in Sand eingelegt, im Keller lange frisch halten, brauchen wir auf sie zu keiner Jahreszeit, auch während des Winters und Frühjahrs nicht, zu verzichten.

Weiter haben wir dann die Lauchgewächse Zwiebel, Schalotte, Porree und Schnittlauch. Die Vielseitigkeit der Verwendung der Zwiebel ist zu bekannt, als daß wir hier ein Wort darüber zu sagen brauchen. Nur dies eine wollen wir betonen: die Zwiebel ist sehr gesund. Ihre Säfte wirken auf die Drüsen und Schleimhäute des Magens und Darmes günstig ein und tragen, wie man volkstümlich sagt, zur besseren Verdauung der Speisen viel bei. Die Schalotte ist eine veredelte Art der Zwiebel, hat nicht so starken Geschmack und eignet sich daher zur Würze feinerer Speisen. Porree oder Lauch gibt sein Laub her zu Gemüse- und Fischsuppen und würzt die Tunken für zartes Fleisch (Kalbfleisch, Geflügel). Diese Pflanze stellt sich würdig neben Petersilie und Sellerie und wird in der Küche daher ausgiebig verwandt. Der Knoblauch hatte früher mehr Freunde als heute. Sein Geschmack sagt nicht jedem zu, und da ihm auch ein eigentümlicher Geruch eigen ist, der sich leicht verrät, so schätzt man ihn nicht sonderlich. Indessen an Hammelfleisch und an Wurst verwenden wir ihn doch noch ziemlich ausgiebig. Bei sparsamem Verbrauch gibt er jedenfalls eine sehr gute Würze mancher Speisen, und in der Reihe der heimischen Gewürzpflanzen möchten wir ihn durchaus nicht missen. Und wer schätzt nicht Schnittlauch zum Quarkkäse und auch gelegentlich zum Rührei? Der Genuß dieser Lauchpflanze ist wie der der Zwiebel sehr bekömmlich, und da ihr Anbau leicht ist, da sie sogar im Blumentopf auf dem Fenstergesims gehalten werden kann, so braucht keine Familie ihrer zu entbehren.

Das Laub des Dill und seine grünen Blütendolden benutzen wir nicht minder gern. Eingelegte Gurken ohne Dill schmecken lange nicht so gut wie mit diesem dazu unentbehrlichen Kräutlein. Die kundige Hausfrau weiß ferner, welchen Wohlgeschmack das Dillaub manchen Suppen verleiht, sie verzichtet um seinetwegen gern auf Muskat und Kardamom. Auch die Kerbelpflanze liefert uns einen feinen Zusatz zu Salaten, Suppen und Tunken. Ihr Genuß ist gesund, und darum kann nur empfohlen werden, sie mehr als bisher beim Anbau zu berücksichtigen.

Die Früchte von Anis und Kümmel fanden gleichfalls bisher nicht die Beachtung, die sie um ihrer feinen und der Verdauung sehr nützlichen Öle willen verdienen. In früheren Jahrhunderten spielte Kümmel als Gewürz eine größere Rolle; wir sollten ihn jetzt mehr benutzen; denn an Fleischbrühen, Suppen und frischem Käse erfreut er den Gaumen auch des Feinschmeckers. Und hat der geneigte Leser sich noch nie an süßen Äpfeln mit Anis als Gemüsegang des Mittagsmahles erfreut? Dann bestelle er sich's bei der liebenden Gattin oder der Speisewirtin, — natürlich dann, wenn es süße Äpfel wieder gibt. Anis und Kümmel bilden auch treffliche Würzzutaten zu verschiedenen Backwerken.

Dann haben wir noch ein paar stark aromatische Würzkräuter; das Bohnen- oder Pfefferkraut, Majoran, Thymian sowie Beifuß und Estragon. Das Bohnenkraut hat seinen Namen vom Gebrauch als Beigabe zu großen oder Puffbohnen erhalten, für die man es fast ausschließlich gebraucht. Die Vettern Majoran und Thymian finden ausgiebige Verwendung zu weißen Bohnen und in der Wurstbereitung, während Beifuß zu fetten Fleischgerichten und die seit längerer Zeit aus Sibirien eingeführte Dragonpflanze (Estragon) hauptsächlich an Salaten (Tomatensalat) und Fleischtunken genossen wird (Estragon-Essig).

Endlich seien unsere Schärflinge Senf und Meerrettich genannt. Wer starke Geschmacksnervenreize nicht entbehren zu können meint, wird an diesen immerhin Genüge finden. Die Körner des Senfs und die Wurzel des Meerrettichs werden zum Einlegen und Einkochen von Gurken und Kürbis gebraucht. Daß aus den gemahlenen Senfkörnern der Mostrich bereitet wird, ist wohl allgemein bekannt, und welchen Gebrauch man vom Mostrich in der Küche und sonst bei Tisch macht, braucht ebenfalls nicht dargelegt zu werden. Sparsam in kleinen Mengen benutzt, behagt die Mostrichtunke zu Fisch z. B. auch den an milde Kost gewöhnten Essern, während die zu fettem Rindfleisch (Rinderbrust) beliebte Meerrettichtunke gewöhnlich als sehr scharf nur den abgestumpfteren, wenig empfindlichen Gaumennerven zusagt.

Mit den vorgenannten Gewürzpflanzen kommen wir, wie uns der Krieg gelehrt hat, sehr gut aus. Naturgemäß Lebende verzichteten ja auch früher schon immer auf Pfeffer, Paprika, Kapern, Kardamom, Muskat, Lorbeer, Nelken und Zimt. Zimt und den feineren Kaneel sowie ferner auch die Vanille werden wir allerdings auch später nicht abzulehnen brauchen, auch nicht die Lorbeerblätter, obgleich diese den feineren Geschmack nicht befriedigen. Ein anderes ausländisches Erzeugnis aber, das uns als Würze dient, werden wir auch später stets gern gebrauchen, die Zitrone. Ihren Saft dürfen wir mit Recht hoch schätzen. Wer durch ihn den Essig ersetzt, ist gut beraten; er dient ja außerdem auch als Heilmittel. Die Schale der Zitrone endlich wird an Suppen, Puddings und mancherlei Kuchen als angenehme Würze geschätzt. Im übrigen aber kommen wir, um es noch einmal zu sagen, mit unseren heimischen Kräutern ganz gut aus. Es ist damit nicht anders wie mit so vielen Erzeugnissen des Vaterlandes — der gute Deutsche schätzt höher, was weit her ist, das Heimische ist ihm dagegen „nicht weit her". Seine alte Schwäche für Ausländisches läßt ihn das Gute des eigenen Gartens gering achten und den Erzeugnissen der Fremde den Vorzug geben. Darum muß in Zukunft die Losung auch für unser kleines Sondergebiet gelten: Beachtet und bevorzugt die heimischen Gewürze, sie genügen uns vollkommen.

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(9. Fortsetzung.)

Die Erlaubnisbedingungen seien nämlich neuerdings sehr verschärft worden. Vergnügungsreisen würden nicht zugelassen. Geschäftsreisen nur dann, wenn die Anwesenheit in Holland unumgänglich nötig sei. Darüber müsse eine eigene Bescheinigung des englischen Generalkonsuls in Rotterdam beigebracht werden.

Damit war es also nichts. Die Papiere konnte ich nie bekommen. Ich mußte sehen, mich auf den Dampfer zu schmuggeln, um vielleicht als blinder Passagier hinüberzukommen. Jedenfalls hatte ich ja noch Zeit, mir die Sache bis Ende der Woche zu überlegen. Ein Versuch bei anderen Reedereien mußte zum gleichen Ergebnis führen. So stieg ich also zur Untergrundbahn hinunter, um Mistreß Dewars Pension aufzusuchen.

Überall fielen mir in den Straßen große Schilder auf, die nach der nächsten Untergrundbahn wiesen, überall bemerkte ich die Aufforderung, sich im Falle von Gefahr schleunigst zu dieser Station zu begeben. Ich hatte mir in Schanghai nicht träumen lassen, daß ich schon hier in London in den ersten bombensicheren Unterstand treten würde.

Mit Mistreß Dewar wurde ich bald einig. Noch am Nachmittag wollte ich das hübsche Zimmer, das sie mir für vier Pfund wöchentlich mit voller Pension anbot, beziehen. Es fiel ihr weiter nicht auf, daß ich mich vorher schon nach den Mitbewohnern erkundigte. Ich konnte beruhigt sein. Außer mehreren Damen wohnten ein Bankbeamter, der Ingenieur einer Munitionsfabrik und ein Angestellter im Lebensmittelamt bei ihr. Ich zahlte meine vier Pfund und stellte mich gegen Abend mit meinem Gepäck ein. Auch hier wiederholten sich die gleichen Formalitäten wie tags zuvor. Ich mußte den großen Fragebogen ausfüllen; mein Paß wurde nicht benötigt, da er bereits von einer Londoner Polizeistation abgestempelt war.

Am nächsten Morgen, ich befand mich eben beim Ankleiden, klopfte es an meiner Tür. Ohne mir Besonderes zu denken, rief ich: „Herein!" Ein ältlicher, harmlos aussehender Herr trat ein, entschuldigte sich, daß er leider gezwungen sei, mich so früh belästigen zu müssen, aber Dienst sei Dienst. Er sei Beamter von Scotland Yard. Es war ein Glück, daß es im Zimmer noch reichlich dunkel war, sonst

Digitized by Google

wäre dem Manne unbedingt meine Bestürzung aufgefallen, als er mir seine Ausweismarke hinreichte. So aber konnte ich mich, während ich eifrig herumhantierte, wieder sammeln und von meinem Schrecken erholen. Als ich meine Ruhe wieder hatte, wandte ich mich an den Beamten und fragte ihn mit dem harmlosesten Gesicht, was ihn zu mir führe. Er wünschte meine Papiere zu sehen. Meine Fälschung war heraus?! Und ich glaubte so sicher zu sein, nachdem es mir wochenlang gelungen war, meine Rolle so glänzend durchzuführen. Jedenfalls war ich fest entschlossen, mein Spiel bis zum äußersten aufrechtzuhalten.

Ein Sekunde blitzte es mir durch den Kopf, den Kerl durch einen Faustschlag unschädlich zu machen und das Weite zu suchen; wie weit wäre ich aber gekommen? Man hätte mich gejagt und gehetzt und schließlich doch noch erwischt. Damit war es also nichts. So nahm ich schweren Herzens meine Papiere und reichte sie ihm. Er blätterte sie aufmerksam durch und sah mich prüfend an.

Ich ließ mir nichts merken, während ich deutlich fühlte, wie meine Knie in einem Schwächeanfall leise zu zittern begannen. Herr Gott, wie lange sollte denn die Marter dauern! ... Ich mußte mich hinsetzen, versuchte ein gequältes Lächeln und meinte erklärend: „Die Ruhr steckt noch in mir. Ich bin erst seit drei Tagen hier und habe eine schwere Reise hinter mir." Ich erzählte ihm von dem Kampf mit dem U-Boote, wollte und mußte ihn unbedingt von seinem Verdachte abbringen, und so sprudelten die Worte nur so aus mir heraus. Ich fand Ausdrücke, die mir sonst nie eingefallen wären; ich schilderte so packend und fesselnd, als könnte ich dadurch mein Leben retten. Und er war gepackt, war gefesselt. Längst hatte er die Papiere auf den Tisch fallen lassen, lauschte meiner Erzählung und schien ganz Ohr. Ähnliches hatte er sicher noch nicht aus dem Munde eines Zeugen vernommen.

Von Minute zu Minute, je mehr ich bemerkte, welchen Eindruck ich auf den Polizisten machte, wurde ich ruhiger. Ich erzählte ihm von der „Mongolia", kam dann auf China zu sprechen und schilderte ihm meine Tätigkeit unter den Chinesen, besser, als der tote Mac Callem es gekonnt hätte. Fast eine Stunde saß der Mann bei mir, als sein Blick zufällig auf die Uhr fiel. Mit einem Schreckensruf sprang er hoch:

„Mein Gott, ich habe Sie ja über eine Stunde aufgehalten! Verzeihen Sie tausendmal."

Schnell wollte er sich entfernen. Jetzt aber, wo ich wußte, daß die Gefahr vorbei war, hielt ich ihn zurück: „Was führte Sie denn eigentlich zu mir?"

Nun berichtete er mir, daß vorgestern drei deutsche Offiziere aus dem Gefangenenlager von Shotley ausgebrochen seien und ihre Spuren nach London führten. Einer hätte sich ja leicht hier unter englischem Namen verbergen können. Alle Hotels waren bereits abgesucht, man hatte festgestellt, daß ein Mac Callem, angeblicher Missionar, eine Nacht im Waverleyhotel gewohnt hatte und dann unbekannt wohin verreist sei. Aber — er lächelte — er wisse es jetzt genau, Mac Callem sei sicher kein deutscher Offizier.

Dann schloß sich die Tür hinter ihm. Ich war in Sicherheit. Wie ich war, schlug ich lang auf mein Bett hin. Es war ein bißchen viel gewesen. Mein Herz hämmerte gegen die Rippen, der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn. Wenn der Mann auf seinem Verdacht beharrt und mich vielleicht nach der Mission gebracht hätte .. Gott sei Dank, diesmal war es noch gut gegangen!

* * *

Der Besuch des Scotland-Yard-Mannes hatte ein Gutes gehabt: er hatte mein Selbstvertrauen ganz erheblich gestärkt. So schlenderte ich also unbekümmert in der City umher, um meine Schritte schließlich immer wieder nach dem Themseufer zu lenken. Auf vielen Brücken stand ich, starrte auf den Strom und sah mir die Dampfer, die am Kai lagen, auf ihre Brauchbarkeit an. Welcher von ihnen mochte nach Holland fahren? Der „Batavier III", der Sonnabend ging, war noch nicht da.

Es war Mittwoch; Donnerstag früh sollte mein Schiff kommen. Vor neun Uhr morgens stand ich wieder am Strom und hielt Ausschau. Er war da! Hell leuchteten mir die blauweißroten Farben des Bordanstriches entgegen; die Luken waren geöffnet; eine gefüllte Schlinge nach der andern wurde aus dem Innern hochgehievt.

Langsam ging ich von der Brücke nach dem querab vom Dampfer liegenden Tor zu. Ein baumlanger Konstabler, den Gummiknüppel im Köcher, den Revolver umgeschnallt, bewachte das Tor. Ich machte mein würdigstes Gesicht, lüftete meinen Hut und schickte mich an, ruhig an ihm vorbeizugehen. Schon glaubte ich vorbei zu sein, als ich mich angerufen hörte: „Hallo, Reverend, einen Augenblick!"

Vorwurfsvoll wandte ich mich um. Da traf er auch schon auf mich zu und bat um meinen Schein. Fast hätte ich geflucht und ihn ziemlich gröblich angefahren, das aber vertrug sich nicht mit meinem Stand. Ich erzählte ihm, ich wollte nur einen Freund auf dem Dampfer besuchen und würde in einer halben Stunde zurückkehren. Ich versuchte alle Überredungskünste, umsonst. Es fiel ihm sichtlich schwer, mir nicht gefällig sein zu können, er kraute sich verlegen am Kopfe. Schließlich zuckte er aber doch die Schultern und meinte, er dürfe niemand hereinlassen, der nicht den Zulassungsschein hätte. Ebenso ging es mir an einem halben Dutzend anderer Tore, wo ich vergebens versuchte, an den Kai zu gelangen.

Ich ließ mich zunächst noch nicht abschrecken und versuchte mein Heil abends. Die Haupttore waren geschlossen; auf dem Dampfer ruhte die Arbeit. Alles war finster, jedes Licht dicht abgeblendet. Eine schmale Pforte, die zum Durchlaß der Schiffsbesatzungen bestimmt war, stand offen, dafür aber war sie von einem doppelten Schutzmannsposten besetzt. Einige Matrosen, die eben passierten, wurden angehalten und mußten ihre Scheine vorweisen. So ging es also auch jetzt nicht. Mißmutig kletterte ich in die Untergrundbahn und fuhr heim.

Der nächste Tag brachte mir die gleichen Enttäuschungen.

Ich stand auf der Brücke, sah in das braune, gurgelnde Wasser der Themse, das mit unheimlicher Schnelligkeit vorbeischoß, und überlegte: Hier hineinspringen, um an Bord zu gelangen, war Wahnsinn. Ich konnte es nur nachts tun und wäre nie auf den Dampfer, der am Kai lag, hinaufgekommen. In einem Boote heranzurudern, bedeutete sichere Entdeckung, da der Strom ebenso scharf bewacht war wie die Zugänge. Schweren Herzens gab ich meine Hoffnung, von hier nach Holland zu kommen, auf. Ebenso wie mit dem Holländer stand es mit den Skandinaviern, wenn überhaupt welche hier waren. Die Themse war gründlich gesperrt. Die Engländer mußten sehr böse Erfahrungen gemacht haben, daß sie so mißtrauisch geworden waren.

Es hatte keinen Zweck, in London noch länger unnütz die Zeit zu vergeuden und womöglich die Polizei auf mich aufmerksam zu machen. Ich teilte Mistreß Dewar also mit, daß ich auf vierzehn Tage nach dem Norden zu gehen beabsichtigte, behielt mein Zimmer und nahm mir in einem Handkoffer nur das Nötigste mit.

Abends um 11 Uhr bestieg ich auf der Liverpoolstation den Zug, der mich am nächsten Vormittag nach Newcastle am Tyne brachte. Reichlich zerknittert kam ich an, da die Fahrt ziemlich anstrengend gewesen war. In eine Ecke gedrückt, saß ich die ganze Nacht in dem überfüllten Abteil. Über hundert norwegische Seeleute von versenkten norwegischen Dampfern fuhren mit mir. Sie sollten, wie sie erzählten, von Newcastle aus nach ihrer Heimat geschickt werden. Die deutschen U-Boote schienen das Schreckgespenst zu sein, das alle beschäftigte. Die Seeleute erzählten wahre

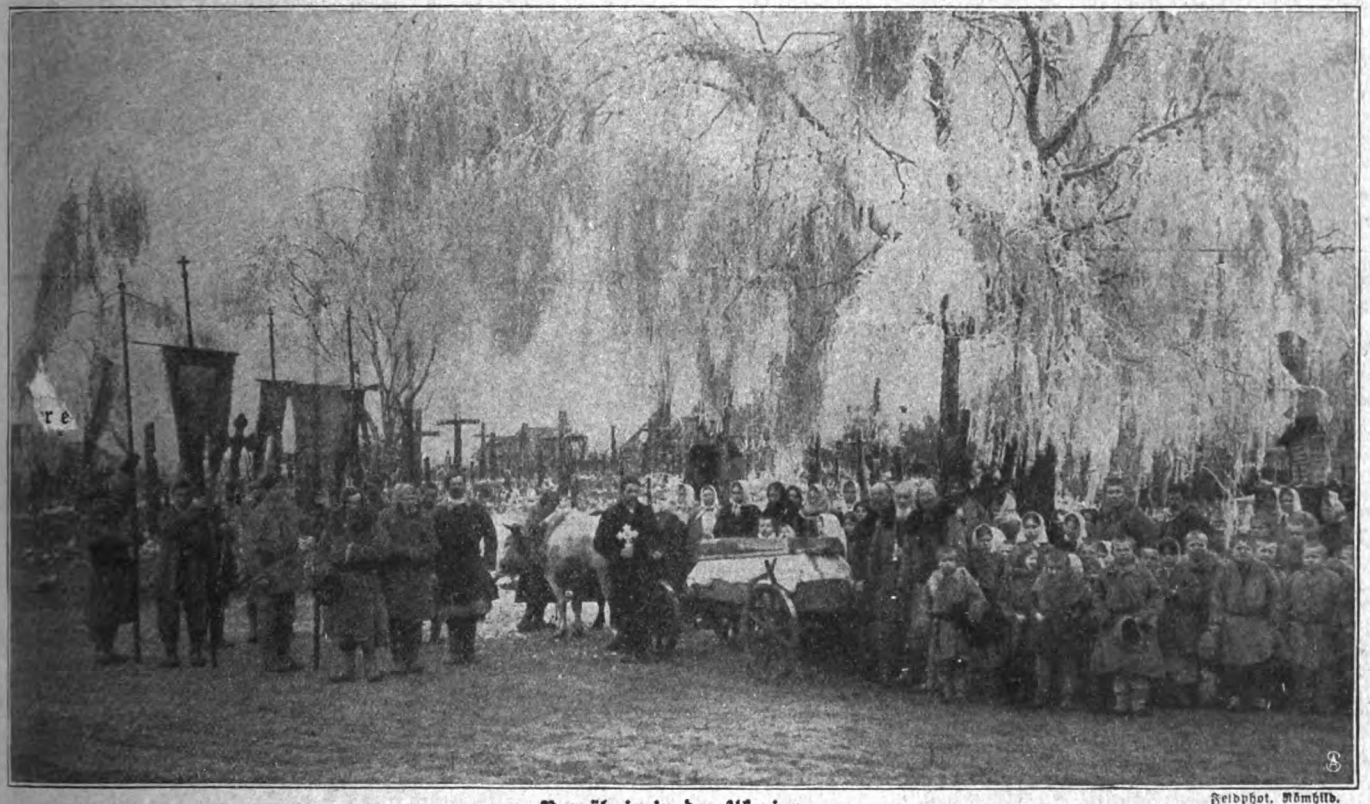
Digitized by Google

Schauergeschichten über den Untergang ihrer Schiffe, wie sie tagelang in offenen Booten herumgeschwabbert waren, bis sie die Küste erreichten. Mehrere Male in der schlaflosen Nacht kam mir, während ich ihnen zuhörte, der Gedanke, wie es denn wäre, wenn ich mich ihnen anschlösse. Vorsorglich hatte man ihnen aber, wie mir einer berichtete, alle Papiere abgenommen; sie sollten sie erst auf dem Dampfer wiederbekommen. Überhaupt schimpften sie auf England in allen Tonarten. Man hatte sie zwingen wollen, auf englischen Schiffen anzuheuern, sie hätten sich aber trotz der hohen Bezahlung geweigert. Unter solchen Umständen mochten die Engländer nur ruhig mit ihren Negern und Laskaren zur See fahren. Sie fühlten sich zu gut dazu.

Noch am gleichen Tage fuhr ich den Tyne abwärts, um erst einmal festzustellen, wie die Lage hier sei. Ein kleiner Dampfer, der regelmäßig die Fahrten zwischen Newcastle und Shields besorgte, brachte mich stromabwärts. Eine in dem die Geschütze fehlten. Leider konnte ich den Namen nicht feststellen, da er durch eine Persenning überdeckt war. Ich wußte ja nicht, ob ich ein Schiff finden würde, mit dem ich vom Tyne aus fortkommen konnte, jedenfalls aber mußte ich die Fahrt hier vorbei noch öfters wiederholen, um mir genau einzuprägen, was die Engländer hier bauten. Meine Feststellungen konnten von höchstem Wert sein.

Eine halbe Stunde später legten wir in Northshields in der Nähe einer Fähre, die nach dem Südufer führte, an. Wenige Meter hinter uns war mir ein schwedischer Dampfer aufgefallen, der ziemlich tief weggeladen war und in kurzer Zeit in den Strom verholen mußte. Wenigstens sah ich einen Norweger nahe bei ihm liegen, der bereits darauf zu warten schien, seine Stelle einzunehmen.

Eine geraume Weile sah ich mir den Betrieb auf dem Strom an. In dicken Wolken lasteten der Rauch und der Kohlenstaub über der Gegend, grauschwarz schienen die



Begräbnis in der Ukraine. Feldphot. Römhild.

Werft nach der anderen glitt an mir vorbei. Die ungeheuren Anlagen von Armstrong & Palmers, auf deren Hellingen Kriegsschiff neben Kriegsschiff lag, dann Thornycroft & Co., wo mehrere Zerstörer, schon abgelaufen, zum weiteren Ausbau auf dem Strom vertäut waren; dazwischen riesige Kohlenladebühnen, deren spinnwebenartiges Stahlgefüge in schwarzen Staubwolken verschwand. Ganze Waggonladungen brausten die Kippbühnen hinunter in die Laderäume der Schiffe. Dann wieder Werften.

Ein ungeheurer Bau, der mit seiner Breite einen Teil des Fahrwassers in Anspruch nahm und uns nötigte auszuweichen, lenkte meine Aufmerksamkeit auf sich. Was war denn das? Was da der Vollendung entgegenging, schien ja ein wahrer Leviathan zu sein. Schräg gegenüber legte unser Dampfer für einen Augenblick an, so daß ich Muße hatte, den Riesen näher zu betrachten. Es war weiter nicht auffällig, da alle Passagiere gleich mir zum Stahlkoloß hinüberstarrten. Ein riesiger Dreibeinmast erhob sich hinter der Brücke, die noch nicht vollendet war. Zwei dicke Schornsteine leuchteten in roter Mennige. Vorn und achtern starrten aus je zwei Doppeltürmen vier lange, riesige Rohre in die Luft, mittschiffs war ein fünfter Turm.

Häuser, schwärzlich die Straßen. Die Kohle drückte allem ihren Stempel auf. Es sah trostlos aus. Von einer Überwachung des Flusses war hier nichts zu merken; kein Mensch kümmerte sich um mich, als ich über den Laufsteg an Bord des Schweden ging und nach dem Kapitän fragte. Ohne weiteres wurde ich zu ihm geführt.

Eine mollige Wärme empfing mich. Alles in seiner Kajüte war dicht gemacht, die Seitenfenster verschraubt. Vom Schreibtisch erhob sich ein schlanker, blonder, noch junger Mann, mit ehrlichem, offenem Gesicht; ein erstaunter Blick maß mich von oben bis unten. Der Besuch eines englischen Reverend mußte ihm allerdings auch merkwürdig vorkommen. Trotzdem forderte er mich höflich zum Sitzen auf und fragte nach meinem Begehr.

Ich hielt zunächst Vorsicht für geboten, erzählte ihm, einer meiner Bekannten hätte den Wunsch, nach Schweden zu fahren. Aus bestimmten Gründen zöge er es, obwohl sein Paß völlig in Ordnung sei, vor, nicht um die Erlaubnis zur Auslandsreise einzukommen. Man sei in London so schwierig damit geworden, daß wenig Aussicht bestände. Es käme ihm auf fünfzig Pfund mehr oder weniger gar nicht an.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Reichszugehörigkeit Elsaß-Lothringens.

Von Wilhelm F. Brand.

Von alters her war Elsaß-Lothringen deutsches Land, deutsch der Abstammung, der Sprache, dem ganzen Wesen wie auch dem Wunsche seiner Bewohner nach. Schon Cäsar erwähnt den germanischen Stamm der Triboker, der zur Zeit des Arioviſt im Elsaß ansässig war; und Odilia, die Schutzherrin des Elsaß und Begründerin des bekannten Klosters auf dem Odilienberg, war die Tochter des germanischen Herzogs Adalrich, der im Elsaß herrschte. Professor Lienhard, der auf eine elsässische Abstammung von Jahrhunderten zurückblicken kann, erklärt in seinem höchst lesenswerten Buch „Wohin gehört Elsaß-Lothringen?“: „Unser Elsaß ist seit uralten Zeiten ein Bestandteil des Deutschen Reichs. Schon in den Stauferzeiten haben wir Herzöge von Schwaben und Elsaß.“

Erst nach der durch die innere religiöse Spaltung hervorgerufenen tiefen Erschütterung mußte Deutschland es sich gefallen lassen, daß ihm zunächst die reichsdeutschen Städte Toul, Verdun und Metz im Jahre 1552 mir nichts dir nichts von Frankreich geraubt wurden. Der französische König Heinrich II. bat auch schon damals die Bürger von Straßburg um die Durchzugsgestattung. Er „bat“ darum, machte also noch keinerlei Rechte geltend, und fügte sich auch, als ihm sein Gesuch von der Bürgerschaft abgeschlagen wurde. Aber unter Ludwig XIV. wurde weniger Federlesens gemacht. Seine Truppen überrumpelten im Jahre 1681, zu nächtlicher Stunde die schwache Besatzung und nahmen mit Gewalt Stadt und Land in Besitz. Und auf dieses ruchlose Vorgehen stützen sich die „geheiligten Rechte Frankreichs“, ein Vorgehen, über das seinerzeit ein hervorragender Franzose, kein geringerer Mann als der Schriftsteller Fénelon, in einem „offenen Briefe an Ludwig XIV.“ sich äußerte: „Im vollen Frieden haben Sie Krieg geführt und erstaunliche Eroberungen gemacht. Sie haben Reunionskammern errichtet, um zugleich Richter und Partei zu sein. Das heißt zu Raub und Gewalttat auch noch Beleidigung und Hohn hinzufügen.“.

Aber wie wenig eine deutsche Heeresmacht sich damals französischer Räuberei zu widersetzen vermochte, um so nachdrücklicher bot das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Deutschland einer Verschmelzung mit Frankreich lange Widerstand. Diese gelang erst durch die große Revolution. Aber auch dann nicht vollständig. Noch 1794 konnte der Straßburger Bürgermeister Monet „zur Ausrottung des Deutschtums im Elsaß“ in Vorschlag bringen, seine Bewohner sollten in größerer Zahl in Frankreich angesiedelt und ihr Land ausgedienten französischen Soldaten übergeben werden. Die Menge blieb auch unter Napoleon zurückhaltend und wollte vor allem elsässisch sein. Noch 1800 ließ der Straßburger Dichter Arnold in Freundeskreis sich dahin aus:

„Doch höher schwingt empor nun eure Becher,
Gefüllt bis an den Rand!
Den Hut vom Haupt, denn wißt, Ihr Herren Zecher,
Nun gilt's dem Vaterland!
Habt aber acht, daß etwa einer wähne,
Als gält's dem Franzenland!
Das Vaterland ist, ferne von der Seine.
Hier unser Alsa-Strand:
Du Vogesus und deine Heldenmale,
Umkränzt vom Tannenhain,
Nehmt unser Lied! Euch klingen die Pokale
Und dir, o Vater Rhein!
Heil dir, Alsatia, und ew'ge Treue!
Dem Franzmann Haß und Hohn!
Leert, Brüder, nun nach dieser schönen Weihe
Der Gläser Legion.“

Und Jakob Grimm schilderte noch 1814 seine Straßburger Eindrücke dahin: „Nach allem, was ich sehe und höre, scheint mir das Elsaß und das Volk darin von tüchtigem, kerngutem deutschen Schlage. Es ist so grundfalsch zu behaupten, das Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden, und gar französisch, daß, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz aller angeklebten französischen Affichen. Die Elsässer gehören zu uns von Gottes und Rechts wegen.“

Als sich aber die französische Verwaltung in Straßburg unterfangen wollte, Schritte zur Unterdrückung der deutschen Sprache einzuleiten, konnte der Ehrendomherr Cazeaux noch 1867 ihr entgegenschleudern: „Wer die deutsche Sprache bekriegt, vergreift sich an der Religion, der Moral und somit an der Gesittung des Elsaß.“

Und wie äußerte sich das damals neutrale England, das heute über die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit Deutschland so ungebärdig sich zeigt, zur Zeit, da dies geschah? „Von Ludwig XVI.“, schrieb Thomas Carlyle, „dem Heiligen Römischen Reich auf eine Weise abgenommen, die kein Mensch vergessen kann, wahrhaft mit räuberischer Hand entrissen, wie durch Straßenraub, oder durch Straßenraub, verbunden mit Advokatenkniffen.“ In ähnlicher Weise erklärten damals die großen englischen Zeitungen, wie Times, Daily News, Saturday Review, die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Deutschland für eine Forderung der Gerechtigkeit. Bereits am 20. August 1870 schrieben die Daily News: „Vor beinahe 200 Jahren hat es Ludwig XIV. gestohlen. Verjährung mag den Diebstahl decken, aber sie hebt nicht die Berechtigung der Wiedereroberung auf. Die Bevölkerung des Elsaß ist deutsch, durch Abstammung, Sprache und Lebensweise. Die Elsässer waren stolz auf ihre Zugehörigkeit zur großen Nation, die bisher den höchsten Rang auf dem Kontinent innehatte. Sie brauchen aber nicht weniger stolz darauf zu sein, von einer noch größeren Nation ihres eigenen Blutes und ihrer eigenen Zunge wieder aufgenommen zu werden.“

Indessen auch schon bald nach dem Kriege von 70/71, der die französische Gesinnung gewisser Teile und Bevölkerungsschichten Elsaß-Lothringens hell aufflackern ließ, sein Schicksal aber auf alle Zeiten besiegelt hat, im Jahre 1884, schrieb der altelsässische Graf Dürckheim: „Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem Schutze. Du wirst wieder in deiner deutschen Natur die originelle Urwüchsigkeit finden, welche die fremden Verhältnisse, lange Angewöhnungen nach und nach oberflächlich mit unechter Farbe übertüncht hatten. Du mußt unter deutschem Schutz gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist!“

So kam das Deutschtum allmählich, aber sicher und immer allgemeiner wieder zum Durchbruch, wobei auch wohl der Umstand mitgesprochen haben wird, daß unter der deutschen Flagge der allgemeine Wohlstand des Landes in so erstaunlicher Weise gewachsen ist. Der Geschäftsumsatz der drei Reichsbankanstalten Straßburg, Mülhausen und Metz, der im Jahre 1876 841 Millionen Mark betrug, hatte sich 1912 auf 12 Milliarden erhöht. Die Sparkasseneinlagen von 7 Millionen des Jahres 1872 waren im Jahre 1912 auf 177 Millionen angewachsen.

Die deutsche Sprache herrscht in den Reichslanden fast allgemein. Aus einer Gesamtbevölkerung von 1 874 000 ist bei der letzten Volkszählung nur von 204 000 Personen — also nicht dem neunten Teil — ihrer eigenen Angabe nach das Französische als ihre Muttersprache bezeichnet worden. Sie leben fast ausschließlich in den Grenzgegenden. Und für die geringe wirtschaftliche Bedeutung dieses französischen Sprachgebietes mag es wieder von Bedeutung sein, daß der darin erhobene Steuerertrag im Jahre vor dem Weltkrieg sich auf nur 800 000 Mark belief, gegenüber nahezu 16 Millionen, die von den übrigen Teilen des Landes aufgebracht wurden.

Da mögen denn die Franzosen, denen man so ganz andere Bilder aufzutischen beliebt hatte, und die nun zu Anfang des Krieges in einen Teil der Reichslande „zu ihrer Befreiung“ eingebrochen waren, wohl eine arge Enttäuschung erfahren haben, indem sie dort auf eine Bevölkerung stießen, die ihre Sprache nicht verstand und überhaupt gar nicht „befreit“ sein wollte.

Als recht bemerkenswert — weil von besonders maßgebender Seite herrührend — dürfen für die gegenwärtige Lage der Dinge in den Reichslanden noch die Erklärungen der Präsidenten beider Kammern des elsaß-lothringischen Landtages anzusehen sein, die in ihren Ansprachen am Schluß der letzten Session beide betonten, „daß das elsaß-lothringische Volk keinen anderen Wunsch hege, als in unlösbarer Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche seine kulturelle, wirtschaftliche und staatsrechtliche Zukunft fördern und pflegen zu können“.

Auch diese Kundgebung bekräftigte also aufs neue die auf geschichtlicher Grundlage beruhende Tatsache, daß Elsaß-Lothringen deutsch ist und deutsch bleiben muß!

Digitized by Google

Finnlands Wirtschaftsleben.

Von Heinz Manthe-Boppard.

Am 7. Dezember 1917 zeitigte die russische Revolution ihr erstes positives Ergebnis, indem die Finnländer sich als selbständig erklärten und von Rußland endgültig trennten. Ein finnischer Staat an sich freilich war nichts Neues, denn auch unter dem Zepter des Zaren hatte Finnland nie aufgehört, ein Staat zu sein. Seit 1809 war die ehemalige schwedische Provinz als „Großfürstentum Finnland" mit Rußland in Personalunion verbunden. Gleichberechtigt ist es freilich mit Rußland nie gewesen, denn stets zeigte der Zar-Großfürst das Bestreben, das Land zu einem russischen Gouvernement herabzudrücken. Das Grab der finnischen Freiheit war das „Finnlandgesetz" von 1910. Es entzog den Finnen trotz passiven Widerstandes die Entscheidung in allen Fragen, die über rein innerstaatliche Angelegenheiten hinauslagen, z. B. Beteiligung an den russischen Staatsfinanzen, Ableistung der Wehrpflicht, Rechtsstellung der Russen in Finnland, Amtssprache, Gerichtswesen, Vereins- und Pressewesen, Zölle, Münzen, Verkehrsanstalten, Schiffahrt usw. Es blieb der Selbstverwaltung also so gut wie nichts. Alle diese Staatsfragen regelten jetzt der Zar, der Reichsrat und die Duma in St. Petersburg. Das einzige Gegenrecht der Finnen sollte darin bestehen, daß sie zwei Vertreter in den Reichsrat und ganze vier in die Duma senden durften! Finnland hat damals auf diese „Rechte" verzichtet. Eine Erweiterung des Gesetzes im Jahre 1912 ersetzte die Wehrpflicht der Finnen durch eine Geldleistung. Der Zweck ist ersichtlich: das Volk sollte militärisch machtlos bleiben. Endlich wurden alle Russen den Finnen in Finnland gleichgestellt. Sie konnten also dort Beamte werden. Dadurch und durch die russischen Garnisonen war die Herrschaft des Zarismus gesichert.

Von allen Teilen Rußlands gehörte Finnland am wenigsten seiner erdgeschichtlichen Vergangenheit nach zum Zarenreiche. Geologisch ist es ein Teil Schwedens oder des Baltischen Granit-Schildes, nicht ein Teil der Russischen Tafel. Das Land zwischen dem Bottnischen Meerbusen und dem Höhenzuge der Maan-Selkä im Osten und vom nordischen Lappland bis hinunter zum Finnischen Meerbusen und zum Ladoga-See ist Finnland, das „Land der tausend Seen". Damit ist des Landes kennzeichnendste Eigenart genannt, seine zahllosen großen und kleinen Seen, die Überbleibsel der vorgeschichtlichen Vergletscherung des Landes. 47 929 Quadratkilometer, d. h. ein Gebiet so groß wie die Rheinlande und Westfalen, von den 373 604 Quadratkilometern des Landes sind Seen. Rechnen wir noch die vielen Sümpfe und Moore hinzu, so finden wir 35 Prozent des Bodens ungeeignet für menschliche Siedelung. Weitere 57 Prozent sind von riesigen Nadelholzwäldern bestanden, die Finnland zum ausgeprägtesten Waldlande Europas machen. 5 Prozent der Fläche entfallen auf Wiesen und Weiden, und der spärliche Rest von 3 Prozent ist Ackerland.

Derbe Gewächse nur, wie Kartoffeln, Roggen und Hafer, können das finnische Klima vertragen. Die geringe Erzeugung macht aber eine bedeutende Einfuhr nötig. In unsicheren Zeiten, wenn der Ostseehandel stockte, durfte in Finnland keine Mißernte eintreten, sonst entstanden schwere Hungersnöte. Die finnischen Chroniken wissen oft genug zu berichten, daß gemahlene Fichtenrinde dem Brotmehl beigemengt werden mußte.

In erster Linie ist der finnische Bauer Viehzüchter. Rinder und Schafe bilden seinen Wohlstand. Im Norden gibt es außerdem an 200 000 Renntiere. Durch seine Viehwirtschaft wird Finnland zum Ausfuhrland von Butter und Häuten. Nicht unbedeutend ist die Fischerei. Dagegen ist der Bergbau recht geringfügig; nur ein wenig Eisen wird gefunden. Zum wichtigen Gliede in Europas Wirtschaftsleben wird Finnland aber ausschließlich durch seinen Wald. Er ist die Säule der finnischen Volkswirtschaft, der Reichtum des Landes. Rohholz und Holzfabrikate sind die Hauptausfuhrwaren Finnlands; sie bedingen auch eine bedeutende Industrie, die in den zahllosen Wasserläufen die billigsten Betriebskräfte, teils als Wasserkraft, teils umgesetzt in elektrische Energie, zur Verfügung hat.

Deutschlands Gesamthandel mit Finnland betrug 1913 im ganzen 142 700 000 Mark, davon 45,2 Millionen Mark Einfuhr aus Finnland und 97,5 Millionen Mark Ausfuhr nach Finnland. Damit steht Deutschland in Finnlands Einfuhr obenan. Aber als

Treibeis auf der Weichsel bei Graudenz.

Technophot. Archiv, Berlin-Friedenau.

Digitized by Google

Käufer könnte es in Finnland noch viel mehr erhalten an Holz, Butter, Fellen, Zellstoff usw. Es steht da an vierter Stelle hinter England, Rußland, Holland und Belgien. Die Grundlagen für günstige Handelsverträge liegen vor, denn Finnland braucht die Erzeugnisse unserer Industrie. Unser Einfluß in Finnland würde nicht unbeträchtlich steigen, wenn es einen guten Kunden in uns sähe.

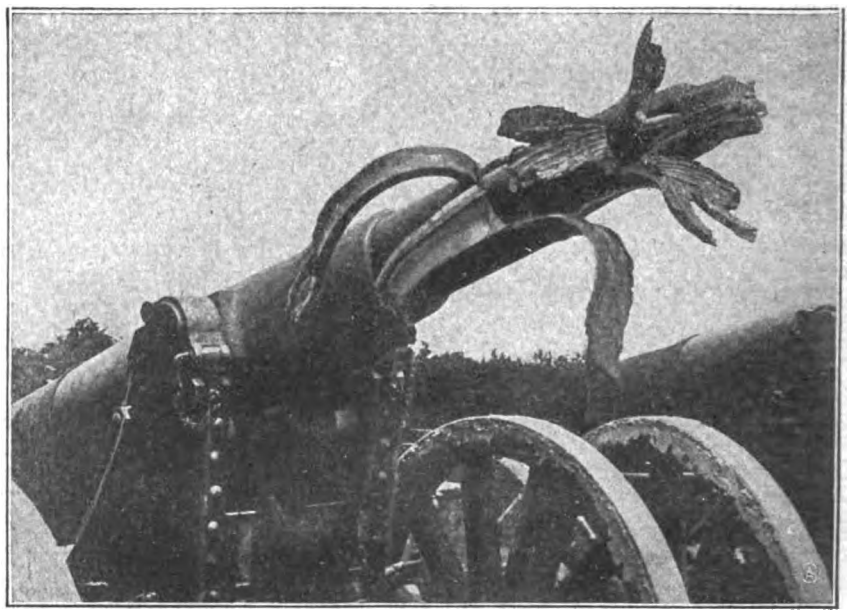
Aus Finnlands Lage geht hervor, daß sich sein Handel größtenteils zur See vollzieht. Daher hat das Land eine stattliche Flotte von 400 000 Tonnen, mehr als die Hälfte der Flotte des so ungleich größeren Rußland. Ein vorzügliches Straßennetz erleichtert den inneren Verkehr. Dagegen ist das Bahnnetz recht dünn. Die wichtigste Linie geht von St. Petersburg, das nur 30 Kilometer von der finnischen Grenze abliegt, über Wiborg, Tammerfors, Uleaborg nach Tornea. Hier findet sie Anschluß an die schwedisch-norwegische Lofoten-Bahn nach dem Hafen Narvik.

Aus der Schilderung der Natur und der Wirtschaftslage ergibt sich, daß Finnland nur dünn bevölkert sein kann. Es zählte 1914: 3 231 995 Seelen, hatte also eine Volksdichte von 10 auf das Quadratkilometer. Nach amtlichen Zählungen gab es in Finnland nach der

Nationalität 1911:		Konfession 1913:	
Finnen . .	2 571 000	Evangelische	3 171 000
Schweden .	339 000	Griechisch-orthodoxe .	54 000
Russen . .	7 000	Baptisten	6 000
Deutsche . .	2 000	Methodisten ungefähr	1 000
Lappen . .	2 000	Römisch-Katholische .	750

Finnland bildet also völkisch und konfessionell eine geschlossene Einheit, eine Tatsache, die für die Begründung eines Nationalstaates bedeutsam ist. Am meisten fällt die geringe Zahl der Russen auf, denen ja das finnische Volkstum schroff gegenübersteht. Die Finnen gehören zur mongolischen Völkerfamilie und sind unter dem Einfluß der germanischen, namentlich der schwedischen Kultur der fortgeschrittenste Zweig dieser Rasse geworden. Wie sie ihre Kultur von den Slawen scheidet, so trennt sie auch ihre protestantische Religion von den orthodoxen Russen.

Entsprechend der Natur und den Wirtschaftsformen des Landes wohnt der Finne durchweg in kleinen, sauberen Dörfern oder auf Einzelhöfen. Nur wenige Städte zählt das Land. Die Hauptstadt ist das schöne Helsingfors (167 000 Einwohner), als Universitätssitz und Hafen zugleich geistiger und wirtschaftlicher Mittelpunkt des Landes. Die bedeutendsten anderen Städte sind Abo (53 000), Tammerfors (47 000), Wiborg (29 000), Wasa oder Nikolaistad (24 000), Uleaborg (22 000), Björneborg (17 000) und Kuopio (17 000). Alle diese Städte zeigen gar nichts Russisches in ihrer regen Betriebsamkeit. Russisch wird überhaupt kaum gesprochen. Das Volk spricht Finnisch, die amtlichen, die gelehrten und vielfach auch die gebildeten Kreise sprechen Schwedisch.



Rohrkrepierer einer 15-Zentimeter-Kanone.

Alfred Philippson urteilt über die Finnen folgendermaßen: „Wenn man die finnische Grenze überschreitet, so kommt man aus der russischen Halbkultur in ein durchaus westeuropäisches, zivilisiertes Land. Die trefflichen Straßen, sauberen Häuser und Menschen, die Ordnung in der Verwaltung, besonders die hohe Volksbildung legen davon Zeugnis ab. Trotz der geringen Dichte sind nur 1,2 Prozent der erwachsenen Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig (gegen 62 Prozent der Rekruten, also der jungen Männer, in Rußland!) — Die Finnen selbst sind ein hochbegabtes Volk, das vollständig die westeuropäische Kultur angenommen hat, auch im Typus kaum noch mongolische Züge erkennen läßt. Im Gegensatz zu den kleinen, kurzköpfigen, dunkelhaarigen, mongolischen Gesichtsschnitt zeigenden Lappen sind die Finnen groß, blauäugig, flachshaarig, meist schmalköpfig, wenn auch mit breitem Gesicht, also sehr ähnlich den Germanen und Russen." —

Was bedeutet nun die Selbständigkeit Finnlands? Zunächst ist sie ein schwerer Verlust für den alten russischen Reichskern, denn das Verlorene war geistig und wirtschaftlich bedeutend. Rußland verliert ferner seine feste Stellung an der Ostsee und ist in seiner Hauptstadt Petersburg stets von Finnland bedroht. Für alle anderen Ostseestaaten, nicht zuletzt für Schweden, ist diese so beträchtliche Schwächung Rußlands von großer Bedeutung. Namentlich auch Deutschland darf sich über ein selbständiges Finnland nur freuen. Die Schwierigkeiten des neuen Staatswesens sind freilich dank der famosen Handhabung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker durch die Bolschewiki nicht gering. Aber der Finne ist ausdauernd, zielbewußt und klug. Zum Westen, nicht zum Osten gehöre Finnland nach seiner geschichtlichen Entwicklung, in kultureller und in wirtschaftlicher Beziehung, sagt ein Kenner des Landes. Wir sehen das in unserer Betrachtung bestätigt. Im Westen wird Finnland willige Helfer und Freunde finden auf seinem Wege zu eigenem staatlichem künftigen Leben.

Lichtbildstelle des Kriegspressequartiers, Wien.

Bei unseren türkischen Bundesgenossen: Krankenuntersuchung in einem Lazarett.

Digitized by Google

Nr. 11 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zubeziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger August Scherl G. m. b. H. Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(10. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Der Fürst zuckte die Achseln und stäubte die Asche ins Wasser.

„Der Moslem kannte anscheinend die Eigenschaften des Sees, für die er wahrscheinlich sogar verantwortlich war. Die Sage spricht von ungeheuren Strömen, die den See in seiner Tiefe kreuzen. Tatsache ist, daß der Fluß, über den wir neulich geritten sind, keine Mündung besitzt, sondern nahe der Stadt in einem Loch verschwindet. Und ebenso ist es Tatsache, daß der See nichts wiedergibt, was er einmal gepackt hat. Ich selbst habe auf diese Weise vor noch gar nicht langer Zeit einen meiner schönsten Hunde verloren, der ein ausgezeichneter Schwimmer war und kühn wie der Morgen. Ich saß im Boote, und er sprang mir nach, verfehlte das Boot, schwamm und ging unter. Es war ein eigentümlicher Anblick; ich möchte ihn nicht noch einmal erleben.“

„Hm“, machte Michael Fürbringer. — „Sie erreichten das Ufer und stiegen an Land. „Erschrecken Sie nicht,“ sagte der Radscha, „Sie werden einen kleinen Elefantenritt über sich ergehen lassen müssen. Mohammed ben Hassan ist ein Aristokrat und hält auf gute Formen. Er würde es mir nie verzeihen, wenn ich als Fürst dieses Landes anders vor ihm erschiene als auf dem Rücken eines Elefanten. Da er mich seinen Unmut durch einen Aufschlag von dreihundert Prozent fühlen lassen würde, bequeme ich mich dazu, seinem Sinn für die Feierlichkeit eines fürstlichen Besuches ein Opfer zu bringen, und rate Ihnen dringend, das gleiche zu tun. In Anbetracht der Kürze des Weges, den wir zu überwinden haben, hoffe ich zuversichtlich, daß Sie für diesmal der Seekrankheit entgehen werden, die sonst jeden Europäer überfällt, der zum erstenmal auf so einem schwankenden Koloß sitzt.“ — „Ich hoffe, ich werde Ihnen keine Schande machen“, entgegnete Fürbringer.

Niederbayrische Landstraße im Schnee. Jos. Ulrich. phot.

Unter ohrenbetäubendem Geschrei eines Gefolges, das von Schritt zu Schritt anwuchs und den Ritt durch die Straßen zu einem Naturereignis machte, setzten sich die Elefanten in Bewegung und

Digitized by Google

stapften, die Rüssel schwingend und die Ohren auf- und niederklappend, durch den Staub.

Es war das erste Mal, daß Michael Fürbringer von der Nackenhöhe eines so ungeheuerlichen Tierleibes auf die Menschen herniederblickte, und während er es tat und die Bewegungen des tragenden Riesen wie die trägen Wellen einer gefangenen Brandung unter sich spürte, begriff er plötzlich, übergangslos, die fürchterliche Gleichgültigkeit, mit der die Herrscher der Vergangenheit Menschenkörper von den Füßen ihrer Elefanten zu Brei treten ließen. Es gab keine Verbindung zwischen den Geschöpfen im Staub der Gassen und den auf dem Nacken königlicher Riesen Thronenden. Blind stampfend wie das Schicksal, wurden die gehorsamen Tiere der Gebietenden den Niederen zum Verhängnis, und das Verhängnis trat sie tot und ließ die Hände der Reiter unbefleckt.

Die Anführer des Zuges schrien wie wütende Eber, um anzudeuten, daß man am Ziele sei. Die Elefanten knieten nieder, und Fürbringer rettete sich durch einen Sprung, der mehr Gewandtheit als Würde verriet, vor der Gefahr, seinem Elefanten zwischen den Ohren hindurch über die Stirn zu rutschen.

Das Trompeten der geärgerten Tiere mischte sich unter die gellenden Menschenstimmen, die für einen Augenblick von einem Taumel des Getöses erfaßt zu sein schienen.

Ein Diener des Fürsten sprang nach der Tür eines Hauses, das in der Reinheit seiner maurischen Formen, fensterlos, dem Pöbel der Gasse gleichsam den Rücken kehrte. Er donnerte mit beiden Fäusten gegen das Tor; die Augen traten ihm aus den Höhlen in der Verzückung seines Diensteifers. Er schrie etwas, das Fürbringer nicht verstand, aber es klang wie eine Teufelsbeschwörung.

„Wir müssen Geduld haben", sagte der Fürst, sich an Fürbringer wendend. „Mohammed ben Hassan würde es für einen Mangel an Selbstachtung halten, wenn er uns sofort öffnen ließe, obgleich ich fest davon überzeugt bin, daß der ehrwürdige Halunke bereits seit einer Stunde auf unser Kommen vorbereitet ist. Wie er es möglich macht, ist sein Geheimnis; wahrscheinlich bezahlt er seine Geheimagenten hervorragend gut; aber es gehört zu den Unmöglichkeiten des Lebens, Mohammed ben Hassan zu überraschen."

Er hatte das letzte Wort noch im Munde, als sich die Tür, vor der sie wartend standen, auftat, bedeutungsvoll, als sei sie die Pforte des neunten Himmels, der den Auserwählten des Propheten vorbehalten ist, und ein junger Bursche auf der Schwelle erschien, von Fackelträgern begleitet.

Er warf sich vor dem Fürsten zu Boden und murmelte einen Gruß, der irgendeine Gottheit zu beschwören schien, gegen den erlauchten Gebieter von Eschnapur besonders liebenswürdig zu sein.

Der Fürst wandte den Kopf mit einem kurzen Ruck.

„Ramigani!" rief er.

Ramigani glitt aus der Menge heraus und hob vor seinem Herrn die Hände zur Stirn. Er hatte anscheinend die Fähigkeit, sich selbst herbeizuzaubern, wenn nach ihm gerufen wurde, und im übrigen nichts als ein Schatten im Wind zu sein.

„Ramigani, du wirst unserm Gast als Dolmetscher dienen", sagte der Fürst.

„Danke, Hoheit", entgegnete Fürbringer.

Ramigani trat schweigend an seine Seite. Er waltete des Amtes, das ihm übertragen worden war, mit der Unfehlbarkeit einer tadellosen Maschine; seine Züge erloschen dabei so vollkommen, während ihm der Schweiß auf die Stirn trat, daß er beinahe geisteskrank aussah. Er starrte mit unbewegten Augen ins Leere vor sich hin und regte die Lippen, als spräche ein fremder Geist aus seinem Munde, als sei er besessen und quäle sich an seiner eigenen Entfremdung.

„Steh auf, du junger Schakal", sagte der Fürst zu dem am Boden Liegenden.

„Ist dein Herr zu Hause?"

„Geruhe, die Schwelle deines letzten Knechtes zu überschreiten, o mein Fürst", sagte der junge Bursche, dem die Verschmitztheit aus den Augenwinkeln grinste. „Die Gnade deines Kommens erquickt das Herz meines Herrn und verdoppelt seine Tage."

„Dann werden seine Erben mich verwünschen", meinte der Fürst grenzenlos verächtlich. „Geh voraus, Bursche! Wir wollen die Geduld deines Herrn nicht ermüden, denn wir würden es an unserm Geldbeutel zu büßen haben. Vorwärts!"

Der Bursche gehorchte, und er und die beiden Fackelträger tauchten unter im Dunkel eines Ganges, der nicht zu wissen schien, was Tageslicht bedeutet.

Der Fürst wandte sich nach Fürbringer um und hielt sich an seiner Seite.

„Jetzt geben Sie acht", sagte er mit seinem hübschen Lächeln und warf die Zigarette fort. „Jetzt verlassen wir Indien und kommen in ein fremdes Land, das ich liebe und das auch Sie lieben werden, denn es ist schön, schwermütig und — bis auf die anerkannte Gaunerhaftigkeit seines Besitzers — ein Land der Märchen ohne Bitterkeit. Das Haus, vor dem wir abgestiegen sind, gilt als die Wohnung Mohammeds ben Hassan. Aber es ist so wenig seine Wohnung, wie ein Tempel der Himmel ist. Wenn Sie den Alten sehen, werden Sie sagen: Es ist Abraham aus dem Haine Mamre, da er aufstand, seine göttlichen Gäste zu bewirten. Er ist ein Gelehrter und streitet mit dem Koran. Er hat das Wasser des heiligen Brunnens in Mekka getrunken und hat das arabische Blut so unverfälscht in den Adern wie sein Prophet, nach dem er heißt. Sein Stolz ist maßlos wie seine Ritterlichkeit. Mitten in Indien, der Stadt und seinem Hause ist er noch immer der Mann der Wüste, der in einem Zelte wohnt und dem unter seinem Zelte der Todfeind zum Gastfreunde wird. Es ist mir ein Genuß, mit ihm in Streit zu geraten, obgleich ich mich bei solchen Gelegenheiten von vornherein des Sieges begebe — weil er seine ekstatischen Beschwörungs- und Verwünschungsformeln aus der Zeit Harun al Raschids und der großen Verschwenderin Zobeïde heraufholt. Es ist schade, daß Sie nicht selber mit ihm unterhandeln können; aber Sie haben einen ausgezeichneten Dolmetscher neben sich . . . Hörst du, Ramigani? Ich wünsche heute abend Grund zu haben, mit dir zufrieden zu sein!"

„Du hast befohlen, Herr", murmelte der Diener.

„Nehmen Sie sich in acht — unterirdische Gänge pflegen ihre Launen zu haben", fuhr der Radscha fort. „Mohammed ben Hassan hat Stilgefühl und ist außerdem viel zu schlau, als daß er den Zugang zu seinem Allerheiligsten elektrischem Licht preisgeben würde. Diese beiden Fackeln sind sehr stimmungsvoll und außerordentlich irreführend; ich möchte darauf schwören, schon zweimal an dieser selben Stelle vorübergekommen zu sein. Übrigens muß man dem Alten Gerechtigkeit widerfahren lassen! Wer so viel Schätze in den Gewölben seines Kellers aufbewahrt, daß er sämtliche Gottheiten dieses Landes mit Juwelen neu ausstatten könnte — was nicht wenig heißen will — der hat ein Recht darauf, aus seinem Hause einen Irrgarten zu machen."

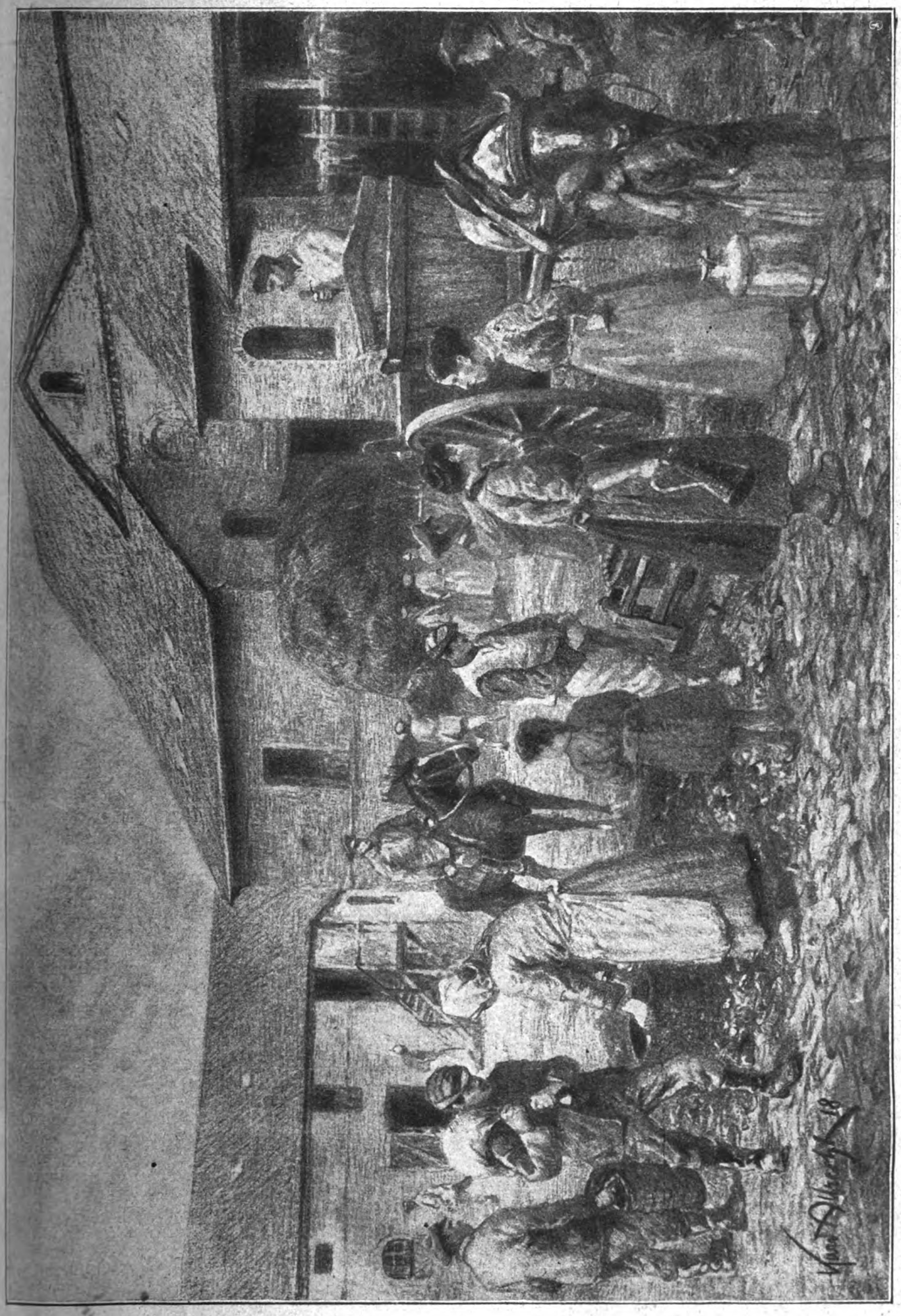
„Es ist merkwürdig feucht hier", bemerkte Fürbringer, mit der Hand die Mauer streifend.

Der Radscha zuckte die Achseln.

„Wer weiß — vielleicht hat der Alte Vorbereitungen getroffen, bei Gefahr eines Überfalls die Gänge unter Wasser zu setzen. Die Großzügigkeit seiner Rasse würde sich auch darin nicht verleugnen."

Der junge Bursche, der vor ihnen hergeschritten war, blieb mitten vor einer Wand stehen, winkte die Fackelträger heran und klopfte gegen den Stein.

Digitized by Google



Deutscher Landwirtschaftsbetrieb in Frankreich: Wirtschaftshof einer nordfranzösischen Ferme.
Nach einer Originalzeichnung unseres auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Kurd Albrecht

Digitized by Google

„Jetzt kommen Ali Baba und die vierzig Räuber", meinte der Fürst halblaut. „Lassen Sie sich nicht verblüffen, Herr Fürbringer. Zu einem guten Stück gehört eine sinngemäße Ausstattung. Wir haben schon einmal das Stilgefühl Mohammed ben Hassans lobend anerkannt."

Die Mauer hatte sich aufgetan, ohne daß es Fürbringer geglückt wäre, zu bemerken, auf welche Weise. Wo Stein gewesen war, klaffte eine Öffnung. Dahinter brannte Licht. Eine Messingampel aus Damaskus hing von der Decke herab; das glühende Öl verbreitete einen fremden, einschläfernden Geruch. Mitten unter der Ampel lag ein Teppich, ein Gebetsteppich aus einem Jahrhundert, das für sich selber viel Zeit übrig hatte. Seine Farben waren fast erloschen.

Auf dem Teppich unter der Ampel stand ein Mann. Sein Burnus war weiß; er trug den grünen Turban derer, die sich zu den Nachkommen des Propheten zählen. Der weiße Bart fiel ihm in einer schönen Welle über die Brust. Unter der Ehrfurcht heischenden Stirn funkelten zwei kleine, zusammengedrückte, höchst verschmitzte Vogelaugen.

„Du sollst mir willkommen sein, o Fürst!" grüßte der Alte, die Hände feierlich erhebend.

Ramigani begann sein Amt. Und während Fürbringer auf sein rasches, angestrengtes und sehr scharfes Flüstern horchte und zugleich auf die fremden Laute, die Mohammed ben Hassan mit seinem fürstlichen Gaste tauschte, während er den Duft des Öles atmete und in dem zersplitterten Licht der Ampel die beiden Männer beobachtete, denen Gruß und Gegengruß eine Handlung, dem Gottesdienst nicht fern, zu bedeuten schien, sah er sich selbst am Ufer eines Flusses stehen, der, breit hinströmend, ihn von der Welt der andern schied, daß er, was sie sagten und taten, wie durch das Rauschen dieses Stromes hindurch empfand.

„Ich danke dir, o mein Freund Mohammed ben Hassan," begann der Fürst, seiner immer ein wenig spöttischen Stimme einen neuen Schwung verleihend, „daß du mich gewürdigt hast, dein Haus zu betreten und die neuen Schätze, die deine Klugheit dir gewonnen hat, bewundern zu dürfen. Ich bin nicht gekommen, um zu kaufen, du Krone der Juwelenhändler, denn, wie du weißt, lagern in meinen Tempeln die Edelsteine, die ich dir verdanke, wie in andern Tempeln der Kuhmist lagert. Ich bringe dir einen Freund, der die Erde umwandert hat von Sonnenuntergang nach Sonnenaufgang und ihre Wunder kennt, daß er satt und müde geworden ist. Aber ich sprach zu ihm, daß er das Wunder der Wunder noch nicht erschaut habe: deine Schatzkammern, o Mohammed ben Hassan! Und ich bitte dich, daß du sie ihm zeigen mögest, damit er sein Herz an ihrem Anblick berausche und Gott lobpreise, der den Menschen zum Herrn der Herrlichkeiten gemacht hat."

Mohammed ben Hassan wiegte seinen alten Kopf; seine flinken, schlauen Augen spähten über die Schulter des Fürsten.

„Segen über dich, o mein Sohn!" sagte er zwischen Würde und Vergnügtheit. „Die Stunde deines Kommens möge mit goldenen Buchstaben im Buche des Gedächtnisses aufgeschrieben sein."

Fürbringer verbeugte sich stumm; er gewann dabei die Überzeugung, daß die Verbeugungen des Morgen- und des Abendlandes zwei Dinge sind, zwischen denen keine Verwandtschaft besteht. Er fühlte, daß er errötete, und biß sich auf die Lippen.

Auf einen Wink Mohammed ben Hassans brachten die Diener gestopfte Pfeifen herbei, ein kupfernes Becken, in dem die Holzkohlen glühten, und ein rundes Messingbrett, auf dem etwa zwanzig winzige Tassen mit schwarzem Kaffee standen.

„Setzt euch!" forderte Mohammed ben Hassan seine Gäste auf. Die Diener schleppten die niedrigen Polster von den Wänden heran; die drei Männer ließen sich nieder. Während des Rauchens herrschte die vollkommene Stille der Ernsthaftigkeit.

Nachdem jeder fünf oder sechs der Fingerhuttassen ausgetrunken und sich die Pfeife dreimal hatte stopfen lassen, klatschte Mohammed ben Hassan in die Hände und stand auf.

„Wenn es deiner Hoheit gefällt, o mein Fürst, dann will ich deinem Freunde, den Gott segnen möge, die armen Schätze meines Hauses zeigen, doch bitte ich dich, da er meine Sprache nicht spricht, noch ich die seine, daß du ihm sagen mögest, ich täte dies nur, um deinem Willen gehorsam zu sein, und nicht, weil ich glaubte, was ich besitze, sei des Anschauens wert."

„Deine Bescheidenheit drückt das Siegel der Vollkommenheit auf deine Tugenden, o Mohammed ben Hassan", antwortete der Fürst. „Du wirst uns gestatten, über den Wert deiner Schätze anderer Meinung zu sein. Habe die Güte, uns selbst in die Kammern deiner strahlenden Herrlichkeiten zu führen, und erlaube, daß Ramigani uns begleitet. Er ist das Ohr und der Mund meines Freundes, der fremd in diesem Lande ist."

„Fern sei es von mir, einem deiner Wünsche nicht gehorsam zu sein, o mein Fürst", sagte der Alte, die Hände erhebend. „Aber schweigt dein Diener?"

„Er schweigt", entgegnete der Fürst kurz.

Ramigani übersetzte Frage und Antwort, als kennte er den Menschen nicht, von dem die Rede war. Seine Stirn war mit Schweiß bedeckt.

Der Moslem verneigte sich; sein Gesicht zeigte einen so voll befriedigten Ausdruck, als hätten die Worte des Fürsten einen Schwur enthalten.

Sie verließen das Zimmer und betraten den Gang, der durch Fackeln und Öllampen erleuchtet war; sie schritten ihn entlang, ohne einem Menschen zu begegnen. Sooft sie an eine Biegung kamen oder eine Tür durchschritten, ertönte, wie durch den Tritt ihrer Füße hervorgerufen, der metallische Klang eines Gongs, der irgendwo im tiefsten Innern der Gemächer zu hängen schien und stark und dunkel war wie eine buddhistische Tempelglocke. Zuletzt folgten sich die Krümmungen des Weges so rasch, daß die Schläge zum Geläut anwuchsen, dessen Kraft die Steine der Mauern zu zerbröckeln drohte.

Nach einer Wanderung, deren Dauer Fürbringer nicht zu schätzen vermochte, ging es in die Tiefe hinab, bei jedem Schritt umbebt von dem bronzenen Getön, daß es zuletzt erschien, als tauchten sie unter in einen See von Klangwellen.

Fürbringer hörte hinter sich den Atem Ramiganis immer hastiger werden; er wandte sich um. Die Augen des Inders flackerten vor Furcht.

„Was hast du?" fragte er ihn halblaut.

Der Inder hob den Kopf. Das Licht einer Fackel fiel auf seine Züge. Sie waren gänzlich leer. Er sah den Fragenden verständnislos an.

„Sahib?"

Fürbringer schüttelte den Kopf.

„Nichts", sagte er.

Sie hatten das Ende der Treppe erreicht und standen in einem Gewölbe, dessen Höhe sich in Dunkelheit verlor. Es war so groß, daß ein nicht kleiner Tempel darin Raum gefunden hätte. Die Fackeln an den Wänden rundum gaben ihm weit weniger Licht, als er verlangte. Unweit der Treppe, in doppelter Mannshöhe, hing der Gong, dessen riesenhafte Bronzescheibe ausklingend noch immer summte und zitterte.

Ramigani betrachtete sie mit dem Haß des Aberglaubens. Seine farblosen Lippen murmelten unablässig Gebete.

„Hier sind wir im Vorhof des Allerheiligsten", bemerkte der Fürst, sich an Fürbringer wendend. „Halten Sie Ihre Augen fest — Sie werden sie nötig haben." (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Orchideen.

Von Otto Ernst Sutter. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen aus dem Palmengarten in Frankfurt a. M.

In den Glashäusern unserer großen botanischen Gärten gehören die prächtig blühenden und zum Teil köstlichen Duft ausströmenden Orchideen zu den am meisten beachteten und bewunderten Pflanzen. Besuche im Frankfurter Palmengarten, der unter Leitung seines unermüdlich tätigen Direktors, des Landesökonomierates August Siebert, der Kultur von Orchideen besondere Aufmerksamkeit zuwendet, geben mir immer wieder Gelegenheit festzustellen, welche lebendige Teilnahme das Publikum in unseren Tagen, vor allem auch Feldgraue, Genesende usw., den so seltsamen Kindern der fremdländischen Orchideenfloren entgegenbringt. Es fehlt an dieser Stelle an Raum, die botanischen Eigentümlichkeiten der Orchideen im einzelnen zu besprechen. Indessen mangelt es ja nicht an guter volkstümlicher pflanzenkundlicher Literatur, die über die einheimischen (Knabenkräuter) wie die exotischen Orchideen Aufschluß gibt. Ich begnüge mich damit, das treffliche Werk von Max Schulze über die „Orchidaceen Deutschlands, Deutsch-Österreichs und der Schweiz“ und das sehr unterhaltsame kleine Buch von Professor Dr. Ludwig Diels „Die Orchideen“ (in der Sammlung „Die Natur“, Verlag C. W. Zickfeldt, Osterwiek-Harz), das besonders auch die tropischen Orchideen behandelt, zu nennen. In diesem Zusammenhang müssen wir uns auf ein paar knappe Angaben über die Verbreitung der Orchideen und ihr Vorkommen beschränken. Man trifft sie — in den Formen, in denen sie auftreten, stark wechselnd — über die ganze Erde verbreitet. Gegen den

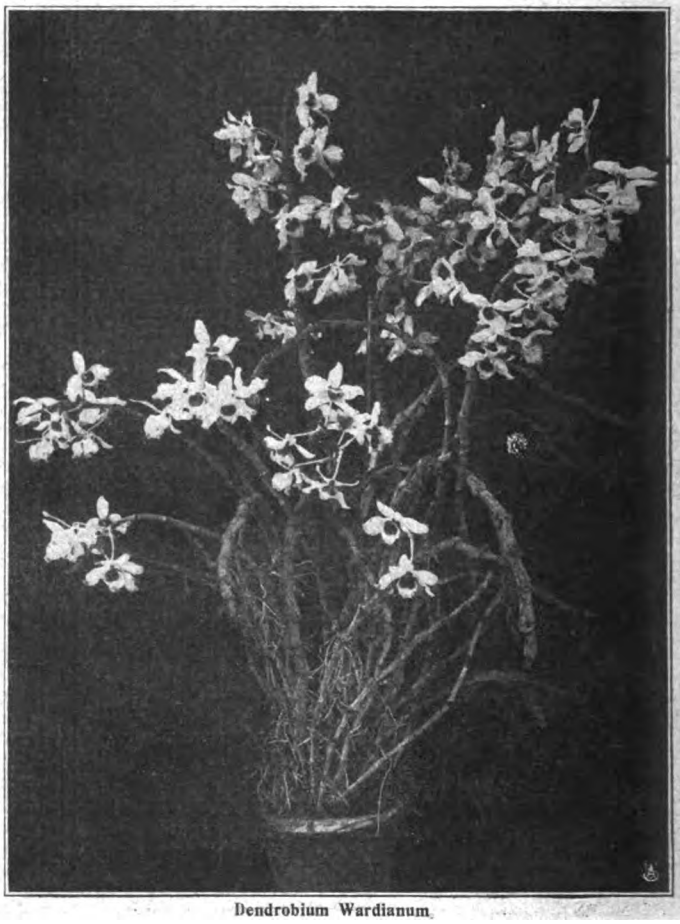
Cypripedilum-Varietäten.

Epidendrum prismatocarpum.

Digitized by Google

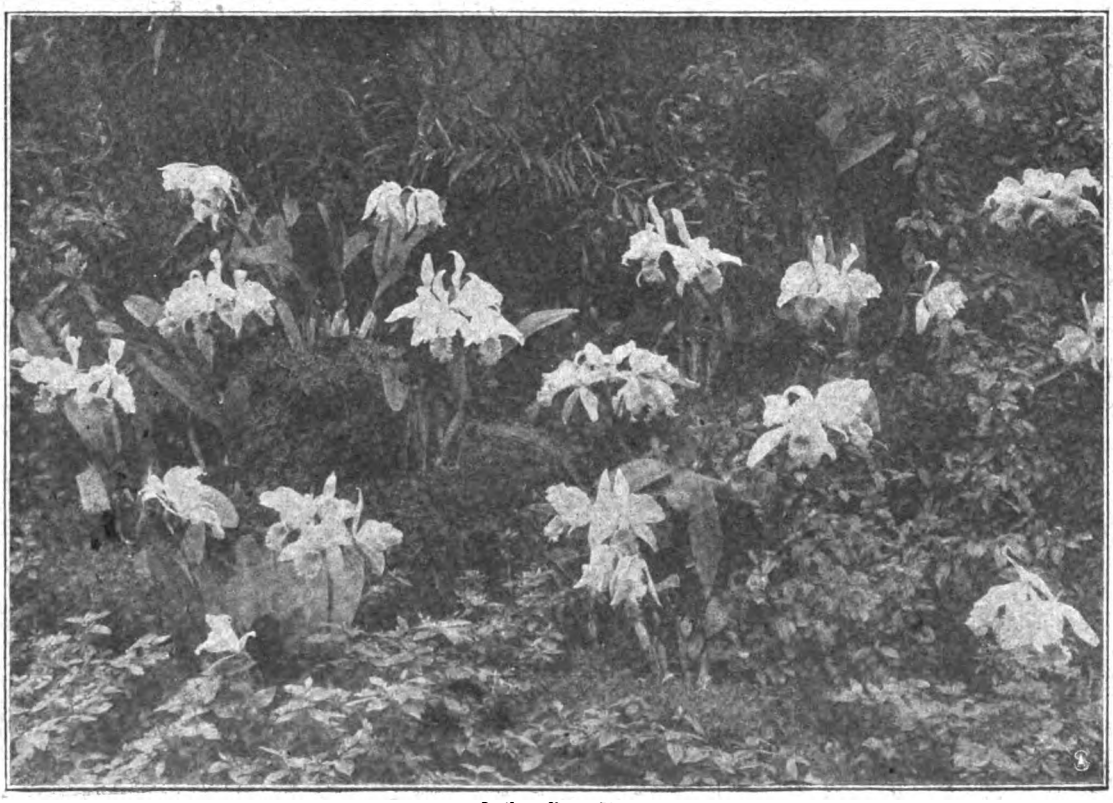
Vanda tricolor.

Boden; die exotischen dagegen sind vielfach auf Bäumen angesiedelt, sie wohnen, wie Diels sagt, in luftigen Wipfelräumen der hohen Wälder, an Stämmen haftend oder auf Ästen nistend, wie es bei uns nur die anspruchslosen Flechten und Moose vermögen. Bei diesen in den Höhen lebenden Arten erwuchsen den Wurzeln, die der auf der Erde hausenden Pflanze Nahrung zuführen, neue oder doch andere Funktionen Sie wurden „Luftwurzeln", hängen bisweilen sehr lang herab und vermehren oder übernehmen die bekannte Arbeit der Blätter



Dendrobium Wardianum.

Äquator hin nimmt ihre Zahl zu. In den Tropen findet man die auffallendsten und schönsten Arten mit oft überaus kunstvoll gebauten Blüten. Unsere Orchideen, also die der gemäßigten Zonen, sind Erdorchideen, sie bleiben auf dem



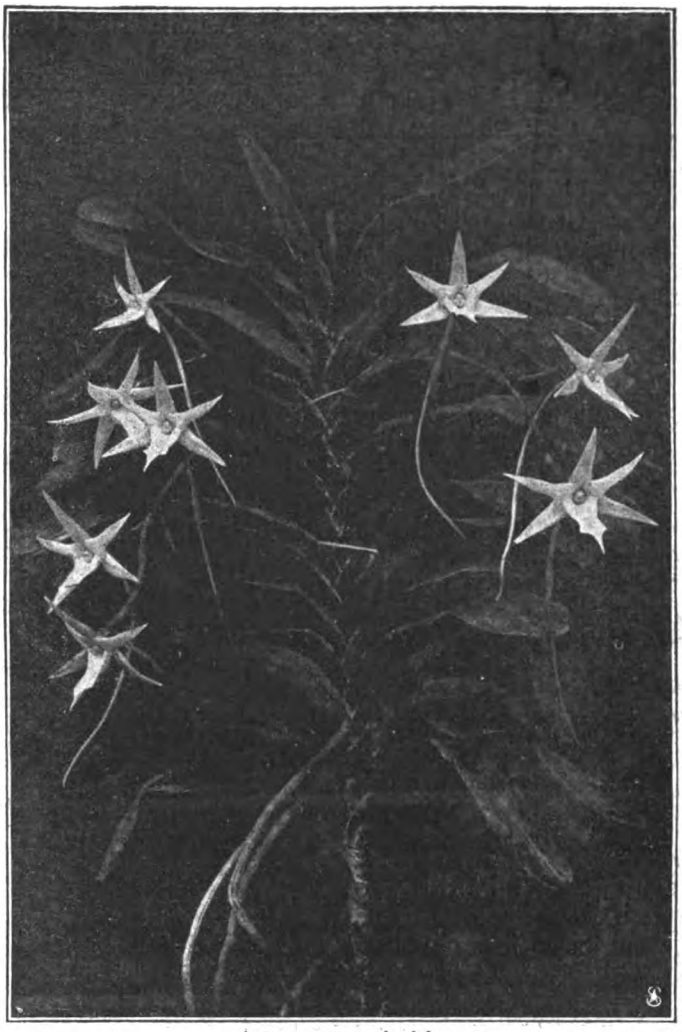
Cattleya-Varietäten.

Die Gestaltung der Blüten der Orchideen ist, wie jeder weiß, der einmal aufmerksam durch ein Orchideenhaus gewandert ist, sehr mannigfaltig und reich. Das zu zeigen, ist auch die Aufgabe der Bilder, die diese wenigen Zeilen begleiten. Cypripedilum (in früherer Zeit Cypripedium genannt), der „Frauenschuh", kommt vor allem als Cypripedilum calceolus auch in Deutschland (insbesondere auf Kalk) wildwachsend vor. Eine prächtige Pflanze ist Vanda tricolor, das oft angeführte Beispiel einer monopodial gebauten Orchidee. Die Achse besteht aus einem stetig sich fortsetzenden Stück, das seitlich Wurzeln, Blätter und Blüten treibt. Herrliche

Digitized by Google

weiße Blüten mit langem Sporn besitzt die aus Madagaskar stammende Pflanze Angraecum sesquipedale. Desgleichen weiß und wohlriechend blüht Cymbidium eburneum. Zu Schnittzwecken wird Dendrobium Wardianum häufig kultiviert. Eine außerordentlich schöne goldgelbe, leuchtend-braun gebänderte Blüte eignet Odontoglossum grande, in Guatemala beheimatet. Auch die übrigen der abgebildeten Orchideen stehen um ihrer prächtigen und eigenartigen Blüte willen in hohem Ansehen, vor allem die köstliche Cattleya, die man nicht selten in den Schaufenstern der Kunstgärtner sieht. — Die Geschichte der Orchideenkunde, die mit dem Aufkommen größerer wissenschaftlicher Expeditionen eng verknüpft ist, ist sehr interessant, ebenso die der gärtnerischen Kultur der Pflanzen. Während vor etwa hundert Jahren der große botanische Garten Kew Gardens bei London nur etwa 40 Arten kultivierte, wurde die Ziffer der eingeführten Arten um 1850 bereits auf 2500 geschätzt. Die Zahl der heute dem Botaniker bekannten Spezies gibt Diels mit 10 000 an. Sehr viel Liebe wurde von jeher auf Kreuzungsversuche gewandt. Für besonders wertvolle Arten werden gelegentlich kleine Vermögen gezahlt. Die Familie der Orchideen

Cymbidium Lowianum.



Angraecum sesquipedale.

nimmt unter den Pflanzen mit Recht eine besondere Stellung ein. Gewaltig ist der Reichtum der Formen, die sie zeigt, unerschöpflich für Botaniker, Gärtner- und Blumenfreunde die Fundgrube des Bedeutsamen und Schönen, die sie darstellt.

Odontoglossum grande.

Digitized by Google

Fischereiwirtschaft.

Von Dr. Paul Boettcher.

Der beste und natürlichste Ersatz für Fleisch war immer, ist aber ganz besonders in der jetzigen Zeit der Fisch in seinen zahlreichen Arten. Da die Seefische nur in beschränkter Menge zu uns gelangen können infolge der Sperrung der Hauptfangplätze in der Nordsee, so müssen nach Möglichkeit die Erzeugnisse unserer Binnenfischerei an ihre Stelle treten und in weit stärkerem Maße als bisher zur menschlichen Nahrung herangezogen werden. Alle Fische unseres Süßwassers sind eßbar, und in der Fischzucht unserer zahlreichen Binnengewässer liegen für die Volksernährung Möglichkeiten, die bisher in nicht genügender Weise Beachtung gefunden haben. Vor dem Kriege ist die Binnenfischerei etwas von oben herab angesehen, vielfach verkannt und recht stiefmütterlich behandelt worden. Jetzt wird es wohl anerkannt werden müssen, welche Werte Deutschland an seinen Flüssen, Seen und Teichen hat.

Man unterscheidet bei der Binnenfischerei zwischen der wilden und der zahmen Fischerei. Die erstere erstreckt sich auf die gesamten Flüsse und auf die nicht ablaßbaren Seen, die letztere auf die ablaßbaren Teiche. Hinsichtlich der Bewirtschaftung und der Erträge soll ein gewaltiger Unterschied zwischen beiden bestehen, so daß z. B. der Durchschnittsertrag für ein Hektar Karpfenteich etwa 3- bis 5mal höher anzusetzen ist als derjenige für dieselbe Wasserfläche von Seen oder Flüssen.

Die Wildfischerei kann weiter eingeteilt werden in die Seen- und Flußfischerei. Für die Berechnung der Erträge aus der Seenfischerei stehen nicht viele Angaben zur Verfügung. Im allgemeinen wird angenommen, daß der Höchstertrag bei wilden Wasserflächen an Fischfleisch 40 Kilogramm pro Hektar und Jahr beträgt. Aber diese Schätzung ist offenbar zu niedrig. Es dürfte allerdings außerordentlich schwer sein, herauszubekommen, was ein Fischer auf seinem Gewässer verdient. Das sagt er nicht, — aus leicht verständlichen Gründen. In der Regel gibt er — außer wenn eine Entschädigung in der Luft schwebt — viel weniger an, als den Tatsachen entspricht. Jedenfalls wird aus kleineren Seen ein verhältnismäßig größerer Ertrag zu erzielen sein als aus großen Seen, da die Mehrzahl der Fische ihre Nahrung am Boden findet, und der Boden in größeren Tiefen (in der Mitte der Seen) weniger ertragreich zu sein pflegt als in der Nähe des Ufers.

Die deutsche Fischerei in den fließenden Gewässern hat leider längst nicht die Bedeutung wie die Fischerei in den stehenden Gewässern. Sie scheint auch viel weniger betrieben zu werden. Auch geht in den Flüssen, worüber allgemein geklagt wird, der Fischreichtum von Jahr zu Jahr zurück. Die Verunreinigung der Wasserläufe durch industrielle Anlagen, die Kanalisierungen, Flußregulierungen, die Stauwerke, Wehre oder Turbinenanlagen, die Dampfschiffahrt — das sind die Ursachen des Niederganges der Fischerei in den fließenden Gewässern. Aber trotz aller ungünstigen Verhältnisse hat die Flußfischerei doch an manchen Stellen auch heute noch eine große Bedeutung.

Die landläufige Klage, daß unsere Binnengewässer allmählich fischleer geworden sind, will Professor Schiemenz überhaupt nicht gelten lassen. Nach seiner Meinung ist die Vorstellung von der Abnahme der Fische das Produkt einer falschen Beurteilung der Vorgänge, die sich in unserer Süßwasserfischerei vollzogen haben. Man habe im Publikum gar keine Ahnung davon, wieviel Süßwasserfische wir verzehren. (Es sind hierbei immer die normalen Verhältnisse vor dem Kriege in Betracht gezogen.) In früheren Jahren hatten nur diejenigen Bewohner Fische, welche sich in Ortschaften am Wasser aufhielten. Die Fischportion, die auf den einzelnen kam, wurde um so kleiner — auch ohne daß dazu eine Abnahme der Fische nötig war —, als die Zahl der Einwohner zunahm; wodurch aber unwillkürlich die Meinung sich ausbildete, daß die Fische in Abnahme begriffen seien. Dieses Gefühl scheint sich schon in früheren Jahrhunderten eingestellt zu haben, als es noch keine Stromregulierungen und Industrieabwässer gab. Nur darauf ist es zurückzuführen, daß schon im Mittelalter darüber geklagt wurde, daß die Fischer die Gewässer unvernünftig ausbeuteten, und daß gesetzliche Bestimmungen getroffen wurden, welche die Maschenweite der Netze regelten und Mindestmaße für die wertvolleren Fische schufen und somit eine übermäßige Ausbeutung der Fischgewässer verhindern sollten. Auf dieses Gefühl sind wohl auch die Bestimmungen, zum Teil recht drakonischer Natur, zurückzuführen, die den Einwohnern den Fischsegen der ihnen gehörigen Gewässer sichern sollten. So war es in verschiedenen Städten absolut verboten, Fische aus dem Weichbilde der Stadt auszuführen. Wer dies doch tat und dabei betroffen wurde, dem wurden nicht nur die Fische, sondern auch Pferd und Wagen einfach konfisziert. Und damit die Fische recht billig waren, wurden den Fischern absonderlich strenge Bedingungen bei der Erteilung der Fischereierlaubnis auferlegt. So waren z. B. in der mecklenburgischen Stadt Waren am Müritzsee die Fischer verpflichtet, den Markt mit Fischen zu versehen; und wenn ihnen dies wegen Sturms oder aus sonstigen natürlichen Umständen und Ursachen des Wetters nicht möglich war, so mußten sie sich beim Rat der Stadt entschuldigen. Auf dem Markte durften sich die Fischer nicht eher setzen, als bis sie ihre Fische ausverkauft hatten. Mit dieser Maßregel wollte man sie zwingen, die Fische möglichst schnell und billig zu verkaufen.

Heute sind solche Bestimmungen nicht mehr möglich; heute ist nicht das Publikum der Herr und der Fischer der Knecht, sondern heutzutage muß das Publikum zufrieden sein, wenn der Fischer die Freundlichkeit haben will, ihm Süßwasserfische abzulassen. Es ist eben mit der Zeit eine ganz andere Verteilung der Fische eingetreten. Durch das Emporwachsen der Riesenstädte richtet sich der Strom bei den bequemen Transportmitteln dorthin, und es sind somit die Rollen vertauscht. Früher hatten die Fischerorte Fische und die anderen keine, heute verschwinden die Fische in den großen Städten, wo willig jeder Preis für die Süßwasserfische gezahlt wird. Die Erweiterung und Erleichterung der Transportverhältnisse durch die Eisenbahnen hat überhaupt einen maßgebenden Umschwung und Einfluß auf unsere ganze Fischereiwirtschaft ausgeübt. Kein anderes landwirtschaftliches Nutztier ist so heikel und so abhängig in seinen Produktions- und Absatzverhältnissen von günstigen Transportmöglichkeiten wie der Fisch. Deshalb hat die Ausbreitung der Eisenbahnen, die Verbesserung und Beschleunigung des Eisenbahntransportes und die Verbilligung der Frachttarife auch für die Fischerei eine ganz außerordentliche Bedeutung gehabt. Das zeigt sich besonders bei der Entwicklung der zahmen oder künstlichen Fischerei, die sich auf die ablaßbaren Teiche erstreckt.

Eine halbwegs genaue oder auch nur annähernde Berechnung der Flächengröße der Fischteiche in Deutschland hat sich noch nicht feststellen lassen. Man ist also nur auf Schätzungen angewiesen und ist da zu einer Summe von 75 000 Hektar Teichfläche gekommen. Über die Erträge der Teichfischerei, wobei die Angaben natürlich je nach dem Zustande der Teiche beträchtlich schwanken, gibt Walter in seinem Buche über „Die Fischerei als Nebenbetrieb des Landwirtes und Forstmannes" einen Durchschnittsertrag von 100 Kilogramm für 1 Hektar an. Der Fischereiverein für Schleswig-Holstein hält in seinem Jahresbericht von 1904-05 sogar einen jährlichen Zuwachsertrag von 200 Kilogramm für 1 Hektar Teichfläche bei einigermaßen entsprechender Bewirtschaftung für recht gut möglich, wenn auch die bisherigen Ergebnisse diese Höhe infolge unrichtiger Wirtschaftsweise noch nicht erreicht haben. Sicherlich können aber die Erträge aus der Teichfischerei in Deutschland noch bedeutend gesteigert werden, wenn überall eine zweckmäßige Bewirtschaftung der Teiche eingeführt würde. Als rationell wird z. B. eine 4—6jährige Wechselwirtschaft bezeichnet, bei der die Teiche zwei bis drei Jahre lang für die Fischzucht bespannt gehalten und dann zum Anbau von Getreide ebensolange trockengelegt werden.

Die Teichwirtschaft hat deshalb einen so großen nationalökonomischen Wert, weil durch sie noch die nahrungsärmsten Teiche nutzbringend ausgenutzt werden; so in der Lausitz und in Sachsen. Desgleichen kann man durch Anlage von Teichen noch öde, sumpfige, verkommene Ländereien und saure Wiesen in viel einträglicherer Weise ausnutzen, als das sonst landwirtschaftlich möglich wäre. Im Mittelalter war in manchen Gegenden die Teichwirtschaft bedeutend besser entwickelt als heutzutage. So finden sich im Weserstromgebiet, das heute an Fischwässern sehr arm ist, in sehr vielen Fluß- und Bachtälern Reste von Fischteichen, die früher den Klöstern und ihrer Umgebung reichliche Fastenspeisen boten. Während des Dreißigjährigen Krieges fielen sie aber größtenteils der Zerstörung anheim und versumpften. Da gleichzeitig die Pflege der Teiche in Vergessenheit geraten war, suchte man die nutzlosen Sumpfflächen in Wiesen umzuwandeln.

Man hat im allgemeinen die Fischerei nicht sonderlich hoch für

Digitized by Google

Orchideen: Cymbidium eburneum.

die Nationalökonomie eingeschätzt, insonderheit wird von seiten der Industrien und Betriebe, die schädliche Abwässer liefern, der Versuch gemacht, den Wert der Binnenfischerei möglichst niedrig hinzustellen. Professor Schiemenz bemißt den Ertrag unserer Wildfischerei auf jährlich 120 Millionen Mark; die durch die Teichwirtschaft in Deutschland erzeugten Fischfleischwerte betragen 80 bis 85 Millionen Mark. Damit hat die deutsche Süßwasserfischerei den Ertrag der Seefischerei weit übertroffen, denn diese kann nicht höher als mit 50 Millionen Mark angesetzt werden. — Die Binnenfischerei stellt also einen ganz beachtenswerten Faktor in der gesamten Nationalökonomie dar. Es hat sich daher fast in allen Staaten das Bedürfnis gezeigt, für eine Förderung der Binnenfischerei zu sorgen. Neben dem Gesichtspunkte einer verständigen, die Nachhaltigkeit des Betriebes verbürgenden Fischereiwirtschaft wird bei uns von seiten des Staates die Wiederbevölkerung der heimischen Gewässer mit wertvollen Fischen beachtet. Die Staatsfürsorge hat sich heilsam erwiesen durch Förderung der wissenschaftlichen Tätigkeit auf dem Gebiete der Fischzucht und der Erforschung der natürlichen Lebensbedingungen der Fische in den wilden Gewässern. So besteht in München eine „biologische Versuchsstation" an der Tierärztlichen Hochschule, und in Friedrichshagen am Müggelsee bei Berlin ist ein dem landwirtschaftlichen Ministerium direkt unterstelltes „Institut für Binnenfischerei" errichtet, das neben der Forschung auch dem fischereilichen Unterricht dient, indem daselbst Fischereikurse für höhere Wasserbaubeamte, Oberfischmeister, Fischmeister und praktische Fischer abgehalten werden. Es ist das das erste selbständige Fischereiinstitut für Binnenfischerei. — Privatwirtschaftlich bildet das Fischereigewerbe einen keineswegs unerheblichen Bruchteil der Erwerbstätigkeit, die für eine beträchtliche Zahl von Bewohnern eine Nahrungsquelle darstellt; des weiteren auch im Hinblick auf die anderen mit der Berufsfischerei in Beziehung stehenden Tätigkeiten der Fabrikation von Gerätschaften und Fahrzeugen, des Groß- und Kleinhandels und des Verkehrsgewerbes. Die Fischerei hat schon in früheren Zeiten sich vielfach staatlicher Pflege und Fürsorge zu erfreuen gehabt und darf eine solche in der Gegenwart mehr als je mit vollem Recht und in erhöhtem Maße beanspruchen.

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(10. Fortsetzung.)

Mein Freund, fuhr ich fort, sei ein tadelloser Mann, der mit den Gesetzen nie in Konflikt geraten sei; er würde an Bord nicht stören und keinerlei Anspruch auf Bequemlichkeit machen. Ich log alles mögliche zusammen.

Der Kapitän hörte mich ruhig an, verzog keine Miene, bis ich geendet hatte. Dann lachte er: „Für einen Freund, einen Engländer möchten Sie Überfahrtsgelegenheit? Ich werde Ihnen etwas sagen: Sie haben sich gut, sogar sehr gut zurechtgemacht! Sie können mir gegenüber ruhig zugeben, daß Sie selbst der Freund sind, und daß Sie ebenso wenig ein englischer Reverend sind wie ich selbst. Bleiben Sie ruhig sitzen," meinte er begütigend, als ich entrüstet auffuhr, „Sie dürfen mir vertrauen. Es ist nicht das erstemal, daß ein Deutscher sich an mich wendet, und es wäre nicht das erstemal, daß ich ihm helfe. Leider aber ist das schon lange her. Die englische Kontrolle ist uns gegenüber so scharf geworden, daß man Sie, wo immer ich Sie auch verberge, unbedingt finden würde. Ich bin überzeugt, daß man Sie jetzt schon beobachtet und darauf achtet, ob und wann Sie das Schiff wieder verlassen. Anmustern kann ich Sie auch nicht. Bevor ich den Hafen verlasse, wird das ganze Schiff genau durchsucht und jeder Mann einzeln vorgenommen. Haben Sie denn wenigstens gute Papiere?"

Darüber konnte ich ihn beruhigen. Sogar englische. Er lachte: „Das kann auch nur ein Deutscher fertigbringen." Dann wieder ernster werdend, fuhr er fort:

„Ich möchte Ihnen ja wirklich gern helfen, aber es steht schlecht mit Ihrem Fortkommen. Glauben Sie nicht, daß die Neutralen, die hier liegen, einfach nach Hause fahren können, wo und wann sie wollen. Sehen Sie, um nur eine Ladung Kohlen für Schweden freizubekommen, zwingt man mich jetzt schon das viertemal zu einer Pflichtreise nach Rouen. Wer weiß, wann und ob ich noch einmal nach Schweden zurückkomme. Und dürfen wir endlich fahren, dann macht man uns Schwierigkeiten, stellt uns ein dauerndes Wachtkommando an Bord und läßt uns nicht einen Augenblick aus den Augen. Sogar eine Prämie von fünf Pfund hat man auf die Auffindung eines Deutschen ausgesetzt. Ich kann mich nicht einmal mehr auf meine Leute verlassen. Die Schweden würden Sie allerdings nicht verraten, für die Norweger aber übernehme ich keine Bürgschaft. Und wie bei mir, so wird es Ihnen überall in ganz England ergehen, sei es nun an der Ost- oder an der Westküste. Sie kommen unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr aus England heraus, trotz Ihrer englischen Papiere. Als Missionar läßt man Sie nicht über die Nordsee, und neutrale Papiere, auf die hin man Sie nach Skandinavien läßt, finden Sie in England sicher nicht. Ich kann Ihnen nur in Ihrem Interesse raten: Bleiben Sie hier, Sie kommen nie weg!"

Da waren mir alle Felle weggeschwommen. Er sah es mir an, wie mir zumute war, denn er meinte ermunternd:

Digitized by Google

„Kopf hoch, Mann! Ich komme immer wieder hierher, vielleicht geht es in einigen Monaten besser. Geben Sie mir Ihre Adresse für alle Fälle, und machen Sie ein gleichgültigeres Gesicht! Sehen Sie den Burschen, der dort durchs Fenster guckt? Das ist auch so ein englischer Spion, der gern wissen möchte, wovon wir sprechen. Sollte er Sie fragen, dann sind wir alte Bekannte von China her. Das ist nicht weiter auffällig."

Er begleitete mich bis an Land, wo wir uns, während der Engländer uns nicht eine Sekunde aus den Augen ließ, herzlich verabschiedeten.

Mit recht trüben Gedanken fuhr ich nachmittags wieder zur Fähre. Dort herrschte große Aufregung. Ein Vorpostenboot hatte den überlebenden Teil der Besatzung von zwei Fischdampfern gelandet, die mehrere Tage vorher von einem deutschen U-Boot versenkt worden waren. Die Kerle machten einen jämmerlichen Eindruck. Ich hatte noch Zeit bis zur Abfahrt meines Dampfers, stellte mich daher zu den Leuten und hörte mit zu, was sie erzählten. Ringsum wurde mörderisch auf die Deutschen geschimpft. Die Menge wuchs zusehends. Es war eine recht üble Gesellschaft, richtiges englisches Hafenproletariat, das mich in Stücke gerissen hätte, wenn es meine Nationalität nur geahnt hätte. Daran dachte freilich keiner, daß mitten unter ihnen ein Deutscher stünde.

Mein Dampfer legte an, ich ging an Bord und fuhr tyneaufwärts. Das allgemeine Gespräch beschäftigte sich natürlich mit den geretteten Fischern. Ich achtete weniger darauf als auf die Ufer des Stromes. Da war wieder das Großkampfschiff, das mich auf der Hinfahrt schon interessiert hatte. Der Name war ja leider nicht zu erkennen. Bis auf den fünften Turm und die riesige Länge schien mir wenig Neues vorhanden. Ganz dicht glitten wir diesmal vorbei. Nun entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß das, was ich für rote Farbe gehalten hatte, Rost war. Ein Mann nur schlenderte auf dem Deck auf und ab. Kein Arbeiter war in der Nähe, kein Hammerschlag zu hören. Seit Wochen schon mußte hier die Arbeit eingestellt worden sein. Schien den Engländern also die U-Boot-Gefahr so dringend, daß sie den Weiterbau der Großkampfschiffe zugunsten der Monitoren, Zerstörer und sonstiger U-Boot-Jäger aufgegeben hatten? Das war sicher eine bedeutsame Feststellung, die für die deutsche Marine von größtem Wert war.

Immer noch unterhielten sich meine Mitreisenden, während ich die Neubauten, die auf den Hellingen und vor den Werften lagen, zählte, von der schweren Schädigung der englischen Fischerei durch die deutschen U-Boote. Dutzende von Schiffen, die Shields als Heimatshafen hatten, waren versenkt worden, eine Gesellschaft hatte sämtliche Dampfer eingebüßt, und im Frühjahr sei es den Deutschen sogar geglückt, einen Dampfer mit seinem Fang nach Deutschland zu schleppen.

Mich ließ das ganze Jammern und Schimpfen gleichgültig. Da aber, als von der Wegnahme des Dampfers erzählt wurde, horchte ich auf. Wie war das? Die ganze Besatzung nach Deutschland geschleppt? Das war ja gerade das, wonach ich strebte! Mit den neutralen Dampfern wegzukommen, war unmöglich, vielleicht ging es auf diese Weise. Wenn ich auch nicht gleich das Glück hatte, mit meinem Dampfer bequem nach Deutschland zu fahren, konnte ich doch auf das U-Boot gelangen, das meinen Untersatz versenkte.

Meine Stimmung hatte sich wieder bedeutend gehoben, als ich in Newcastle an Land stieg. Trotz meines großen Optimismus verhehlte ich mir keinen Augenblick, daß ich unerhört viel Glück haben müßte, um meinen Zweck zu erreichen. Ich konnte ebensogut, noch wahrscheinlicher sogar, mein Leben verlieren. Das aber störte mich nicht. In absehbarer Zeit war mein Geld zu Ende, außerdem konnte ich nicht ewig in England als Reverend herumlaufen. Einmal mußte man mich doch fassen. Und dann machte man mir als Spion den Prozeß. Nein, dann schon lieber das Letzte versuchen. Ich hatte bisher ja Glück gehabt, warum sollte ich es nicht weiter haben?

* * *

Mit voller Kraft brütet die Augustsonne über den engen, winkligen Gäßchen des schottischen Fischerstädtchens Peterhead. Ein betäubender Geruch von Seetang und faulenden Fischen liegt über dem kleinen Hafen, in dem zahlreiche Fischdampfer und Segelfischer dicht nebeneinander vertäut sind. Netze, deren Maschen von silbernen Schuppen flimmern, sind zum Trocknen ausgespannt, Kojenzeug und Bekleidungsstücke zum Lüften auf Deck ausgebreitet, dazwischen hantieren einige verwahrlost aussehende Gestalten, trotz der glühenden Hitze in wollenen Wämsern, bessern an Netzen, waschen Zeug oder sitzen stumpfsinnig auf der Reeling, die kurze Shagpfeife in einem Mundwinkel hängend. Über den Schiffen, unter deren ursprünglichem Bordanstrich der rote Rost durchschimmert, dem Hafen selbst und den Häusern am Kai liegt es wie ein Hauch von Überanstrengung, von Verwahrlosung und Schmutz. So war die Umgebung beschaffen, die mich empfing. Allerdings wußte ich von größeren Fischerplätzen wie Grimsby und Aberdeen, was mir bevorstand, und hatte mich dementsprechend gekleidet. Der würdige, saubere Londoner Reverend wäre hier sofort unangenehm aufgefallen.

Mein Gesicht war unrasiert. Der älteste Hut Mac Callems bedeckte mein ungepflegtes Haar, an meinem Kragen haftete der Kohlenschmutz des Tyne. Der Anzug, den Mac Callem im Innern Chinas hatte anfertigen lassen, wies neben abgeschabten, glänzenden Stellen zahlreiche Flecke auf, die ich mich zu entfernen hütete.

Aus einer kleinen Kneipe dicht am Hafen schallte mir gröhlender Gesang entgegen. Dort fand ich sicher, was ich suchte. So stieß ich also die niedrige Tür auf und trat ein. Dichter, beißender Tabaksqualm benahm mir einen Augenblick den Atem; es dauerte eine Weile, bis ich mich an die Dämmerung, die hier herrschte, gewöhnt hatte. Ich stand in einem kleinen Raum, dessen eine Seite der Schanktisch einnahm. An den drei übrigen Wänden zogen sich Bänke hin, davor lange, rohe Holztische, an denen eine ganze Menge von wenig vertrauenerweckenden Gestalten saß. Wie mit einem Schlag verstummte der Lärm, als ich eintrat, mißtrauische Blicke trafen mich von allen Seiten. Das focht mich nicht weiter an. Die sollten sich an mich noch gewöhnen.

Einen Alten, der ungefähr so aussah, als sei er der Kapitän eines Fischdampfers, suchte ich mir aus und nahm, ohne zu fragen, neben ihm Platz, was er mit höchstem Mißfallen aufzunehmen schien, während die übrigen mich unterdessen weiter anstarrten und nun in ein wieherndes Gelächter ausbrachen. „Hallo, Jimmy," heulte ein stiernackiger, braunroter Bursche zu meinem Nachbar hinüber, „das ist der richtige Mann für dich."

Ein wütender Blick traf den Roten, ein heiseres „Geh zur Hölle, du besoffenes Vieh! Neben dich wird sich kein Gentleman setzen", war die Antwort, die abermals ein johlendes Gelächter hervorrief.

Da wußte ich ja sofort den Umgangston, in dem man hier verkehrte. Das brachte ich wohl auch zuwege. So schlug ich also mit der Faust auf den Tisch und brüllte zum Wirt hinüber: „He, Barkeeper, let us have a drink! Eine Runde!"

Die Wirkung war zauberhaft. Erstaunte Blicke trafen mich. Die zuerst fast verlegenen Gesichter der Burschen, die von einem Reverend sicher noch nie zu einem Drink eingeladen waren, verzogen sich zu wohlwollendem Grinsen, und der Alte neben mir klopfte auf meine Schulter: „Hallo, Chaplain, are you stranded here? Was hat Euch denn hier-

Digitized by Google

her verschlagen?" Er roch betäubend nach Whisky, sein verwittertes, rotes Gesicht mit dem struppigen, grauen Bart drückte aber höchstes Wohlwollen aus. Das war mein Mann. Der erste Drink kam. Ich goß das Gebräu, das höllisch brannte, hinunter und bestellte eine zweite Runde. Mein Ansehen stieg sichtlich. Behaarte Pranken streckten sich mir entgegen, es fehlte nicht viel, so hätten mich die Burschen auf den Tisch gehoben.

Während die anderen das durch meinen Eintritt unterbrochene Singen wieder aufnahmen, machte ich mich an meinen Nachbar heran, der seine Frage, was mich hierhergetrieben, wiederholte. Einen Augenblick überlegte ich. Sollte ich dem Mann sagen, was ich wollte? Im ungünstigsten Falle konnte ich meinen Wunsch immer noch als Scherz auslegen. Also los! So erzählte ich ihm denn, daß ich meinen Beruf aufgeben wolle. Ich hätte eine Geschichte mit einem Weib gehabt, und da hätten meine Amtsgenossen, diese neidischen Halunken, mich angezeigt. Dann wäre ich nach London gerufen worden, um mich zu bessern. Na, da hatte ich der scheinheiligen Bande den ganzen Krempel vor die Füße geschmissen.

Anfangs machte meine Geschichte dem Alten viel Spaß, allmählich aber wurde er ernster und wortkarg. Kaum hatte ich geendet, als er plötzlich ohne jede Einleitung fragte: „Wo haben Sie denn Ihre Papiere?" Wenn es weiter nichts war, damit konnte ich ihm schon dienen. So zog ich also meinen Paß hervor und reichte ihn ihm.

Er ging ans Fenster, hielt ihn weit vor sich und begann, wie ich bemerkte, eifrig zu studieren. Es dauerte eine ganze Weile, bis er fertig war. Dann kam er zurück, setzte sich neben mich auf die Bank, die unter seinem Gewichte ächzte, und meinte nur: „All right!"

Eine Zeitlang wurde zwischen uns beiden nichts gesprochen. Vorsichtshalber hatte ich für uns beide ein neues Glas bestellt. Während ich langsam trank, sah ich, wie der alte Kapitän neben mir angestrengt nachdachte. Ich störte ihn nicht, hörte den Gesprächen der anderen zu und tat, als dächte ich nicht mehr an unsere frühere Unterhaltung, bis der Alte sich an mich wandte: „Wieviel wollen Sie denn verdienen?"

Ich spielte den Verständnislosen. „Verdienen? Wie?" Jetzt wurde er ärgerlich. „Ich denke, Sie sind doch nur hierhergekommen, um sich ein Stück Geld zu suchen. Haben wohl Angst, daß man Sie zum Tommy macht? Well! Ich kann Sie brauchen, aber viel Geld gibt's nicht. Vorläufig verstehen Sie ja noch nichts. Können Sie wenigstens kochen?"

Ich bejahte eifrig. Was die Kerle fraßen, das würde ich schon zusammenbrauen. Wir waren bald handelseinig. Ich sollte mal vorerst die nächste Reise mitmachen, wofür ich anderthalb Pfund bekäme. Ginge es mit mir, dann würde ich später mehr verdienen. Ich könne gleich an Bord kommen, müsse aber am nächsten Morgen mit ihm zum Anmustern zum Hafenmeister. Donnerwetter, daran hatte ich ja gar nicht gedacht! Wenn nur da nichts passierte.

Nachdem wir die Anheuerung durch einen neuen Whisky gefeiert hatten, machten wir uns auf den Weg. Über ein paar Fahrzeuge turnten wir hinweg, bis wir an Deck der „Marguerite" landeten. Vorn unter der Back wurde mir mein Schlafplatz angewiesen, eine schmierige, übelriechende Matratze, auf die ich mich ausgekleidet überhaupt nicht hinlegen konnte. Eine ähnliche Wolldecke vervollständigte mein Bett. Außer mir befanden sich noch zwei Kerle im Logis, die laut schnarchten und auch durch meinen Eintritt nicht erwachten.

Hofphotograph Ebertz, Cassel.

Zureden hilft.

Digitized by Google

Ich war von den Aufregungen und dem vielen Whisky so müde, daß ich wie ein Toter schlief und erst munter wurde, als eine rauhe Stimme mich unsanft weckte. Im ersten Augenblick wußte ich gar nicht, was mit mir los war, so benommen war mein Kopf. Ein fürchterlicher Geruch herrschte in dem engen Logis, dazu mein eigener Brummschädel, der fremde Kerl, der vor mir stand. Es dauerte eine geraume Weile, bis mir die gestrigen Vorfälle wieder einfielen und ich begriff, daß ich meinen Dienst als Koch antreten sollte. Ein schales Ekelgefühl stieg in mir auf, ich riß mich aber zusammen. Es würde sicher noch viel schlimmer kommen.

Mein Oberhemd verstaute ich gleich hinter der Matratze, hemdärmelig in der Weste folgte ich dem bisherigen Koch der Kombüse, um in die Geheimnisse meines neuen Amtes eingeweiht zu werden. Da stand ich also an Bord eines englischen Fischers und bemühte mich, auf dem kleinen Herd Feuer anzumachen. Als der Kaffee endlich fertig war, stieg ich mit dem Kessel achteraus zum Kapitän hinunter, der vergnügt lachte. „Na, George? Schon an der Arbeit? Nun fix fertigmachen. Wir wollen gleich nachher an Land gehen und dich eintragen lassen.“ Eine Stunde später war ich wieder einmal in einem englischen Amtsgebäude. So oft hatte ich in den letzten Wochen ähnliche Lagen durchgemacht, daß ich eigentlich schon daran gewöhnt sein mußte. Trotzdem fühlte ich, wie mein Herz klopfte, als ich vor dem alten Hafenkapitän stand, der ein eingehendes Verhör mit mir anstellte, da ihm die Erzählung meines Schiffers über den komischen Reverend nicht recht glaubwürdig schien. Meine Papiere waren aber in Ordnung, so daß die Eintragung schließlich, wenn der Alte auch den Kopf schüttelte, doch gemacht wurde. Ein Seefahrtsbuch wurde ausgefüllt, dem Kapitän übergeben, dann hatte der englische Missionar Mac Callem zu bestehen aufgehört, und als englischer Seemann ging ich am nächsten Morgen mit dem Fischdampfer „Marguerite“ in See.

* * *

Vier Wochen waren seit dem Tage verstrichen, an dem ich die Tür zur kleinen Fischerkneipe in Peterhead aufgestoßen hatte; die dritte Reise schon lag hinter mir. Hatten die Monate seit dem Verlassen von Setschuan an meine Nerven Anforderungen gestellt, denen sie mitunter zu erliegen gedroht hatten, dann bedeutete die Fahrzeit auf der „Marguerite“ eine ununterbrochene Kette von Anstrengungen und Demütigungen, die ich nur mit zusammengebissenen Zähnen unter äußerster Anspannung meiner Willenskraft durchhielt.

Hatte im Innern Chinas mein Wunsch, Deutschland zu erreichen, noch nicht feste Formen angenommen, so war er mit jedem Hindernis, das sich mir in den Weg stellte, größer und heftiger geworden und hatte sich schließlich zu einer übermächtigen Sehnsucht entwickelt, die nur ein Ziel und ein Streben kannte: Heim! Jetzt erst verstand ich zum erstenmal in meinem Leben den tiefen Sinn des Wortes Vaterland.

Stundenlang stand ich, wenn ich Freiwache hatte und nichts zu tun war, an Deck und starrte mit heißen Augen nach Südosten. Dort lag Deutschland, von dort zogen die U-Boote, von deren Taten die Fischer täglich und stündlich erzählten, aus zu schwerem Kampf. Wenn ich doch bloß schon unter den Kameraden sein könnte!

Fast alle, die wir an Bord waren, hatten Bekanntschaft mit den gefährlichen Gesellen gemacht. Jeder wußte anderes zu erzählen. Überall schienen sie zu sein, nur mir glückte es bisher nicht. Wenn meine englischen Bordkameraden schliefen oder sich sonst irgendwie einer stumpfsinnigen Beschäftigung hingaben, fand ich keine Ruhe. Unaufhörlich schweifte mein Blick über das Wasser, um endlich ein Sehrohr oder einen Turm ausmachen zu können. Die Engländer lachten. Daß meine Blicke den deutschen U-Booten galten, hatten sie längst heraus, nur schrieben sie mein Verhalten der Furcht zu. Wenn die gewußt hätten, mit welchem erlösenden Aufatmen ich eins der grauen Fahrzeuge begrüßt hätte! Kein Feind aber — mir der sehnlichst herbeigewünschte Freund — zeigte sich. Tag um Tag verstrich. Eintönig zog die „Marguerite“ vor ihrem Netz her durch die See. Dann wurde es eingeholt, aus dem Netzbeutel platzderte der reiche Fang an Deck. Sogleich begann die eklige, schmutzige Arbeit. Stundenlang saßen wir, rissen den Fischen die Eingeweide heraus, schafften Korb auf Korb unter Deck. Dann wieder wurden die Abfälle in Fässer gefüllt, die Überbleibsel über Bord geworfen. Bis über die Knöchel watete ich in dem von Blut und Eingeweiden glitschigen Deck, mein ganzes Zeug war getränkt von dem tranigen Fischgeruch, alles schien darin eingetaucht, die Kojen, das Deck.

Zum Sterben übel war mir in dieser Umgebung. Tagelang kämpfte ich gegen die Seekrankheit, und gerade da ließ man mich nicht einen Augenblick zur Besinnung kommen. Ein entsetzlicher Ekel würgte mich beim bloßen Gedanken an Essen, und mit solchen Gefühlen stand ich am Herd in der Kombüse und braute das Futter für uns zusammen. Und ich mußte mir dann immer sagen: Nur nicht schlapp werden. Die letzte, die einzige Hoffnung, von England wegzukommen, durfte nicht verscherzt werden. Ein Hetzen war es, solange wir in See waren. Ich war als letzter an Bord gekommen, der einzige Unbefahrene, wie die Engländer glaubten. Zu jeder Arbeit mußte ich heran. Und dann meine Umgebung. Das roheste Pack, das auf englischen Fischdampfern zu fahren pflegt, war auf der „Marguerite“ versammelt. Burschen, die vor keinem Morde zurückschreckten und keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, ihre Gesinnung zu zeigen. Der einzige Lichtblick war der alte Kapitän Saunders, der mir mit seinem gutmütigen Lächeln zunickte und meinte, die Sache würde schon gehen, ich würde noch ein ganz brauchbarer Fischer werden.

Wieder einmal waren die Räume mit Fischen gefüllt, und wir hatten Kurs nach Aberdeen abgesetzt, um dort unseren Fang abzuliefern. (Schluß folgt.)

Empor!

Und mußte auch verderben
Dir all dein liebstes Glück:
O schaue auf die Scherben
Nicht gar so lang' zurück!

Blick' auf und endlich gehe
Als Sieger aus dem Streit:
Was wiegt das tiefste Wehe
Im großen Völkerleid?

Nimm hin dein Kreuz und schweige,
Was auch dein Herz verlor,
Und stolz und tapfer steige
Den rauhen Pfad empor!

Bis wieder frischentzündet
Dein Stern die Nacht erhellt,
Dir wieder neubegründet
Erblüht die alte Welt.

Reinhard Volker.

Digitized by Google

Ein Thüringer Pfarrhaus vor siebzig Jahren.

Von Dr. Otto Rückert.

Wenn wir nach längerer Abwesenheit unsere früheren Wohnstätten wieder aufsuchen, so steigen nach einem psychologischen Gesetz von selbst die Personen wieder über die Schwelle des Bewußtseins, mit denen wir früher dort verkehrt haben. An diese schließen sich wie die Glieder einer Kette andere an, und so stehen schließlich Ereignisse und Erlebnisse vor unserem geistigen Auge, die wir längst vergessen glaubten. Auch bloß angestrengtes Besinnen zieht manche vermeintlich in das Dunkel der Vergessenheit gesunkenen Eindrücke wieder in das Licht des Bewußtseins empor.

Unter den Dingen, zu denen unsere Vorstellungen gern zurückkehren, gehört wohl in erster Linie unser Vaterhaus, mag es nun eine Villa, ein altes Patrizierhaus, eine Mietswohnung oder eine Dienstwohnung sein. In eine solche, und zwar in ein ländliches Pfarrhaus, tragen mich öfters die Flügel der Erinnerung. Den freundlichen Leser bitte ich, mir einmal dorthin zu folgen.

Das große, stattliche Dorf liegt in einem Tal des Thüringer Waldes, von einem rauschenden Bach durchflossen, und bietet einen malerischen Ausblick nach den Berggipfeln der Vorderrhön. Das Pfarrhaus in dem abseits der Hauptstraße gelegenen Teil des Ortes ist durch die Kirche und Bäume in der Nähe ziemlich versteckt. Dies war mir in meiner Kinderzeit schmerzlich, zumal in Anbetracht des Umstandes, daß die Stuben nicht nach der Gasse, sondern nach dem Garten und dem Friedhof hin lagen. Auf der Straße fuhren doch wenigstens noch die Bauernwagen, gingen die Arbeiter vorüber und tummelten sich die Kinder. Von all dem war in unseren Stuben aber nichts zu sehen. Der Erbauer hatte jedoch absichtlich die Stuben so gelegt, damit die Hausfrau sähe, was hinten im Hofe vor sich ging, ob z. B. ein Schwein den Stall verlassen, ein Hund die Gänse verscheucht hätte, oder ob die Hühner in den Garten geflogen wären. Auch lag die Straßenseite, die lange Seite des Gebäudes, nach Norden, die Stuben hätten also zu wenig Sonne gehabt. Das Haus war aus Fachwerk in der einfachsten Art gebaut, weder eine Kreuzstrebe noch ein geschnitzter Pfeiler oder eine verzierte Schwelle schmückten die mit Lehm ausgestockten, weißgetünchten Felder, und an den unbestrichenen Balken bemerkte man die Spuren des Holzwurms in den mit gelbem Holzmehl bestreuten Gängen.

Unter dem lauten Getön der Hausklingel öffnete sich die Haustüre und ließ jedermann zu jeder Tageszeit herein. Denn wie einst der Bischof Ambrosius, so wollte mein Vater, daß seine Pfarrkinder allzeit ihre geistlichen und weltlichen Anliegen vor ihn brächten.

Auf der rechten Seite des mit Backsteinen belegten Vorplatzes befand sich die Küche. In ihr stand ein großer Herd mit gewaltigen Kesseln, von dem aus der Schlotfeger in sein schwarzes Bereich gelangte. Der Küche gegenüber lag die kleine, aber wohlgefüllte Speisekammer. Gewöhnlich nur der Hausfrau zugänglich, erschloß sie sich zuweilen auch mir, wenn ich für eine besondere Arbeit in Haus und Hof mir ein Stück Speck abschneiden oder meine Tasche aus dem Fach mit Dörrobst füllen durfte. Andere Delikatessen gab es für mich nicht, diese aber machten sehr glücklich. Im Hausplatz stand eine ungeheuer große Wäschemange, von der ganzen Nachbarschaft gern benutzt. Rechts schloß sich daran die große sogenannte Gesindestube. In dieser wurden solche Arbeiten vorgenommen, die sich in der Küche nicht wohl verrichten ließen. Da wurde beispielsweise die Wäsche getrocknet und zusammengelegt, da wurden die Vorhänge gebügelt, die Runkelrüben geschnitten und als Kaffee-Ersatz zubereitet; auch die kleinen Hühner wurden hier aufgezogen und die Gänse „gefreckst", d. h. man schob ihnen fingerstarke Nudeln zur Erzielung größerer Fettigkeit in den Schnabel. — Gegenüber lagen die Wohnstube und die Schlafkammer für Eltern und kleine Kinder, zu meiner Zeit für mich allein, denn die älteren Geschwister lebten damals schon auswärts, als ich heranwuchs. Die Stuben waren sämtlich Eckstuben mit je zwei Fenstern an jeder Wand. Die Stellung der Möbel hat sich nie geändert. Da stand an der Kammerwand ein Kanapee, dessen Lehnen man herunterklappen und es so zum Schlafsofa einrichten konnte. An einer Fensterwand befand sich ein sogenannter Tritt mit dem Nähtischchen und zwei Stühlen. Dann folgte das Klavier, ein Pianoforte, wegen seiner großen Fläche zur Aufstellung unserer kind-

Hofphot. E. Hamm, Vertrieb A. Groß, Berlin.

Adolf Friedrich VI. Großherzog von Mecklenburg-Strelitz †.

Der so plötzlich aus dem Leben Geschiedene stand im Alter von 35 Jahren und war unvermählt. Kurz vor Ausbruch des Krieges, am 11. Juni 1914, war er als Nachfolger seines Vaters, des Großherzogs Adolf Friedrich V., auf den Thron gelangt. Mit seinem Tode gilt das Haus Mecklenburg-Strelitz im erbfolgeberechtigten Mannesstamm als erloschen, und die Regierungsgewalt hat auf Grund der Hausgesetze und Verträge als nächster Agnat der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin übernommen.

Digitized by Google

lichen Spiele, der Häuser, Soldaten und Viehherden, sehr geeignet und gern benutzt. An der vierten Wand endlich stand der Sekretär, ein Schrank, dessen obere Vorderseite zum Schreiben heruntergeklappt zu werden pflegte. Im Innern des oberen Teiles — der untere war Kommode — ließen sich mindestens zehn kleine Fächer zur Aufnahme von Briefen bemerken, ein echtes Produkt der schreibseligen Biedermeierzeit, die sich ja auf dem Land noch lange fortsetzte. Das Glanzstück der Stube aber war eine kühn geschweifte Rokokokommode mit wundervollen Intarsien. In meinen Besitz übergegangen, wird sie noch jetzt viel bewundert. Endlich muß ich des gewaltigen Kachelofens Erwähnung tun. Die Eisenplatten der unteren Hälfte waren mit Bildern (u. a. einem großen Storch) geziert. Daneben stand ein Ofenbänkchen, auf dem ich mit Vorliebe saß, Bilderbücher ansah und Brotstücke oder Kartoffelscheiben zum Rösten an den Ofen klebte. Mit welcher Wonne wurden sie gegessen!

Nach dem oberen Stock führte eine bequeme Treppe; auch hier war der Vorplatz sehr geräumig, obwohl ein großer Wäscheschrank darin stand, in dem fast eine ganze Ausstattung Platz gefunden hätte. Die erste Tür führte in die Studierstube des Vaters, die gelb getüncht und in der einfachsten Weise ausmöbliert war. Das Kanapee bildete ein Seitenstück zu demjenigen in der Wohnstube, ein Tischchen enthielt allerlei Rauchbedürfnisse, u. a. ein Gestell vom Aussehen einer kleinen Häckselbank zum Schneiden des Rollenkanasters. Denn der Vater rauchte hier stets seine lange Pfeife; ein Drechsler schenkte ihm jede Weihnachten eine neue. Ein kleiner Schreibtisch mit schrägem Oberteil, zum Herablassen eingerichtet, war für mich zum Schreiben bestimmt.

Eine Wand war ganz und gar von einem hohen Bücherbrett aus Tannenholz eingenommen, auf dem zwar auch theologische, doch mehr philologische und historische Bücher standen. Im unteren Fach brüsteten sich die Folianten der Kirchenbücher. Sie dienten öfters zu einer beliebten Lektüre für mich, da ich mit ihrer Hilfe die Geburtstage, Paten und Verwandten meiner Kameraden ermitteln konnte. Die Einträge in diesen Büchern waren kalligraphische Musterleistungen des Vaters, obwohl er bis zu seinem Lebensende mit Gänsefedern schrieb. Dies war mit einigen Umständlichkeiten verbunden, denn die starken Flügelfedern mußten über gelindem Feuer gut „gezogen" und mit haarscharfem Federmesser von kundiger Hand geschnitten werden.

Das Hauptmöbelstück bildete ein großer, flacher Schreibtisch, der über und über mit amtlichen und wissenschaftlichen Schriftstücken bedeckt war. Denn mein Vater hat sich trotz seiner großen Pfarrei von Anfang an bis in das Greisenalter in regster Weise wissenschaftlich betätigt. Neben Aufsätzen für Zeitschriften zeugen als besondere Druckschriften zwei über griechische Sagen, eine über die Heimat der Nibelungen, eine über Völker im Osten Europas und eine über die Burgen der Heimat von seinem Gelehrtenfleiß. Homanns alter Atlas lag stets auf dem Tisch aufgeschlagen. Denn der Vater suchte die Züge der deutschen Volksstämme in der Völkerwanderung durch die Wiederholung gleicher oder ähnlicher Ortsnamen in den Landstrichen von Italien und Spanien bis nach dem fernen Osten festzustellen. Durch den häufigen Anblick dieser und ähnlicher Dinge hat sich manches Stückchen Gelehrsamkeit in meinem jungen Kopf festgesetzt, zu dem andere viel später oder überhaupt nicht gelangt sein mögen.

Neben der Studierstube lagen zwei Kammern; in der einen stand ein Schränkchen mit unendlich vielen kleinen Fächlein — echt Biedermeier — und in der anderen das Pfarrarchiv, dem ich indes als Knabe nicht nähergetreten bin. Doch hingen dort auch zwei oft bewunderte Pastellzeichnungen meines Vaters aus seiner Gymnasiastenzeit, Raffaelische Engel darstellend.

Fregattenkapitän Nerger, Hofphot. K. Urbahns, Kiel.
Kommandant des nach fünfzehnmonatiger erfolgreicher Kreuzfahrt glücklich heimgekehrten deutschen Hilfskreuzers „Wolf".

S. M. Hilfskreuzer „Wolf" hat auf seinen Streifzügen im Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean dem Seeverkehr unserer Gegner schweren Abbruch getan und brachte außer erbeuteten Geschützen und über 400 Gefangenen große Mengen wertvoller Rohstoffe mit nach der deutschen Heimat. Unter den feindlichen Schiffen, die durch Kriegsmaßnahmen des „Wolf" vernichtet bzw. schwer beschädigt wurden, befanden sich mehrere englische Truppentransportdampfer und ein japanischer Schlachtkreuzer. Fregattenkapitän Nerger, unter dessen geschickter und kühner Führung der Hilfskreuzer solch glänzende Leistungen vollbrachte, gehört seit 1893 der Marine an und hat sich seinerzeit bereits als junger Offizier bei der Erstürmung der Takuforts in China rühmlich hervorgetan. Seine Brust schmückt jetzt der Orden Pour le Mérite.

Der Studierstube gegenüber befand sich die „Gaststube". Auch ihr Fußboden wurde nicht gestrichen, aber oft mit feinem Sand gescheuert. Während die anderen Zimmer nur Rollvorhänge hatten, zeigte dieses weiße Tüllgardinen. Ein hier untergebrachtes gewaltiges Kanapee in Barockstil hatte an den Lehnen geschnitzte Adlerhälse. Es war ein Bestandteil der Ausstattung meiner mütterlichen Großmutter, einer Geheimratstochter aus Bayreuth, gewesen und mochte wohl sonst in vornehmerer Umgebung sich aufgehalten haben. In dem großen Schubfach lagen der Galadegen meines Großvaters, eines Regierungspräsidenten, und sein Galahut mit ungeheuren Krempen (ein sogenannter Incroyable), beide von uns Knaben bisweilen zu kindlichen Spielen mißbraucht. Denn Spielkameraden kamen oft in den Pfarrhof, in dem viel Platz zum Austoben war. Ein runder Tisch, ein abgerundeter Eckschrank mit Glasfenstern und eine feine Kommode haben das Mobiliar vervollständigt, zu dem das kleine eiserne Öfchen nicht recht passen wollte.

Im Glasschrank sind mir zierliche Täßchen mit den Bildnissen beliebter Romanheldinnen, z. B. der Mimili H. Claurens (des Romanschreibers K. Heun), noch gut erinnerlich. Eine Untertasse zeigte die Vornamen meines Vaters und seiner drei Geschwister als Blumennamen mit gleichen Anfangsbuchstaben: Ferdinand als Flieder, Berta als Butterblume, Emil als Eisenhut, August als Aurikel und des Zunamens als Rose. Als Haupt- und Prachtstück aber galt ein aus gemalten Kannen und Tassen bestehendes Porzellanservice.

Es war dies ein Geschenk eines Prinzen von Preußen, den mein Vater 1853 mit einer Gräfin getraut hatte. Die Präsentierplatte trug das Bildnis des Prinzen als Ulanenoffizier zu Pferd, — ein viel bewundertes Schaustück.

Die wenigen Wandbilder haben sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Über dem Kanapee hing ein großer Kupferstich, eine heroische Landschaft darstellend, im Vordergrund ein Bauer mit beladenen Eseln, zwischen den Fenstern befand sich eine schlichte Reproduktion der Raffaelschen „Madonna della Sedia".

Das einzige vorhandene Ölbild stellte meine Großmutter dar, eine schöne, doch in ihren besten Jahren verstorbene Frau; ein älteres Pastellbild zeigte eine ihrer Tanten in der Tracht der Königin Luise.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 12 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ✱ Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zubeziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.**
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H.), Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(11. Fortsetzung.)

Mohammed ben Hassan stieß einen Ruf aus und erhob die Arme.

„Ich bekenne: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Verkünder!“

Der Ruf seiner Stimme erhob sich zu einem Rauschen in der Höhe. Es war, als sprächen die Schatten der Gewölbe das Bekenntnis nach.

Der Alte öffnete eine Tür, die, schmal und niedrig, sich in das Gestein der Mauer einschnitt. Niemand hätte sie finden können, der sie nicht kannte.

„Tretet ein, meine Freunde“, sagte er sanftmütig.

Fürbringer folgte dem Fürsten. Er blieb hart an der Schwelle stehen, sah sich um und schloß die Augen. Er öffnete sie wieder und hob die Hände, um sie zu schützen.

„Sagte ich Ihnen nicht, Sie sollten Ihre Augen festhalten?“ fragte der Fürst dicht neben ihm. Fürbringer erwiderte nichts. Er sah undeutlich die Gestalt des Moslems, der sich von ihm entfernte und in einem feierlichen Schreiten die Mitte des niedrigen Raumes suchte, wo er sich niederließ, die Beine kreuzend, und regungslos sitzenblieb. Er sah in einem Nebel das Gesicht des Fürsten, das sich zu einem merkwürdig harten und wilden Lächeln verzog, während es ihn betrachtete, und er sah Ramigani, der an seiner linken Seite stand und mit offenem Munde, den die Gier verzerrte, um sich stierte.

An dieser stumm schreienden Gier wurde Fürbringer nüchtern. Der Asiate rief den Europäer wach. Er sah die Dinge, die sich ihm ganz enthüllt, ganz hingeschüttet boten, als hätte er sie von sich weggeschoben, um sie klarer betrachten zu können. Das Gemach, in das er eingetreten war, übertraf an Größe fast noch das eben verlassene, doch war es dafür kaum halb so hoch. Es brannten so viele Lampen in ihm, daß es keine Schatten hatte und seine Helligkeit mit dem Morgen der ersten Frühe wetteiferte. Seine Wände waren kahl, ungeglätteter Marmor, schwarzgekörnt. Viele Teppiche bedeckten den Boden. Aber die Teppiche verschwanden fast unter der Fülle breiter Schüsseln, die, sich an den Rändern berührend, auf ihnen

Am Dorfbrunnen in Rumänien.

Digitized by Google

standen, und sie alle waren aus edelstem Metall getrieben, so daß weißes Silber neben grauem prunkte, rotes Gold neben krankhaft bleichem, düster grüne Bronze neben schamlos feuriger.

Jede der Schüsseln, die ein Weib nicht zu heben vermocht hätte, war gefüllt mit Edelsteinen und Halbedelsteinen erlesenster Art, gefaßten und ungefaßten, von der Größe eines Hirsekorns bis zu der des Maises, und von den Goldtopasen gab es viele, die das braune Auge einer Antilope an Größe beschämten.

„Glauben Sie," sagte der Fürst zu Fürbringer so laut, als wollte er ihn rufen, „daß diese Steine schön genug sind, den Namen einer Fürstin in Marmor zu schreiben?"

„Sie wären schön genug, der Lebenden als Schmuck zu dienen", antwortete Fürbringer ernst.

„Ja. Der Alte hat die glänzendsten Verbindungen mit allen Steinhändlern beider Indien . . . Aber zeigen wir ihm unser Wohlgefallen nicht allzu deutlich. Jedes Wort des Entzückens kostet mich tausend Rupien mehr, und er ist ohnehin nicht billig . . ." Er schritt auf den Alten zu.

Mohammed ben Hassan blickte ihm aufmerksam entgegen.

„Bitte deinen Freund, daß auch er sich zu mir setze, o mein Fürst!" sagte er mild.

„Mein Freund wird sich nicht zu dir setzen, Krone der Juwelenhändler," antwortete der Radscha, „denn er weiß, daß du ihm noch lange nicht dein Schönstes gezeigt hast. Sei nicht geizig mit dem Anblick deiner Herrlichkeiten, o du auserwählter Liebling Gottes, und beschäme mich nicht, der ich meinem Freunde versprach, ihm Niegeschautes vor Augen zu führen. Was in deinen goldenen Schüsseln liegt, ist nicht mehr wert, als was meine fünfhundert Pferde in ihren Augenhöhlen tragen. In den Nasenflügeln meiner Tänzerinnen prahlen größere Smaragde, als ich hier erschaue, und die Spangen ihrer Arme sind schwer von Sternsaphiren, die ihresgleichen nicht haben unter allen, die ich hier erblicke. Ich würde mich schämen, meinen Frauen anzubieten, was du vor uns hinbreitest, als sei es sehr schön; denn die letzte unter ihnen würde sagen: ‚Pfui über den, der geizig geworden ist!'"

„Dein Freund denkt anders, o Fürst!" sagte der Juwelenhändler mit einem schlauen Lächeln. „Seine Augen freuen sich dessen, was sie sehen."

„Mein Freund, o Mohammed ben Hassan, ist ein sehr höflicher Mann und würde dir seine Enttäuschung nicht zeigen, wenn sie auch größer wäre als mein Erstaunen über dich! Gestatte mir, dir beim Barte deines Propheten zu schwören, daß meine Geduld sehr bald erschöpft sein wird! Ich bin nicht hierhergekommen, auf meinem besten Elefanten reitend, wie zu einem Feste, noch habe ich meinen Freund durch die Glut des heißesten Tages gebracht und sein Hirn den Strahlen des Verderbens ausgesetzt, um an dir, o du ehrwürdigster aller Juwelenhändler, eine Enttäuschung zu erleben. Du hast mir einen Boten geschickt, der einen großen Mund besaß und ihn aufriß bis zu den Ohren, um mir zu sagen, daß es dir gelungen sei, einen Schatz an Edelsteinen zu erwerben, vor dessen Glanz die Sterne bleich würden vor Neid. Ich kam, weil ich deinem Wort vertraute und deinen Ruhm kundbar machen wollte durch die Zunge meines Freundes, und was finde ich nun? — Saad ibn Sajid, der Juwelenhändler, der an der Gopurah wohnt, hat schönere Steine in seinem kleinen Laden als du, o Mohammed ben Hassan, in diesem prahlerischen Gewölbe!"

„Allah behüte deine Augen, o Fürst!" rief Mohammed ben Hassan verärgert. „Saad ibn Sajid ist ein schmutziger junger Hund und ein Erzbetrüger, der um seiner Sünden willen von der Brücke des Todes niederstürzen wird in die Hölle, wo die Teufelsköpfe an Bäumen wachsen. Wenn du in seinem stinkenden Laden einen einzigen Stein findest gleich diesem hier, o du Gerechter unter den Fürsten — einen Rubin wie diesen, der gleich dem Herzen einer liebenden Taube ist — einen Stein wie diesen Topas, der ein Klumpen braunen Feuers ward, als er zum Tageslicht gebracht wurde — einen Opal wie den, der meine Hand zur Schale der Vollkommenheit des Schönen macht . . . eine Huri würde das Paradies verlassen und auf die Erde herabsteigen, ihn zu besitzen . . . wenn du einen findest, der nicht neben dem geringsten meiner Steine zum elenden Kiesel wird, o mein Fürst, dann sollen meine Kinder und Enkel den Namen Mohammeds ben Hassan ausspucken, und er soll das Gespött der alten Weiber werden."

„Schwatze nicht, o mein Freund Mohammed, sondern mache dich auf und bringe mir, was mehr wert ist, als was ich sehe! Oder, bei meinem Haupte, ich kehre um und gehe zu Saad ibn Sajid und mache dich zum Gelächter in ganz Eschnapur!" sagte der Fürst.

Mohammed ben Hassan duckte seinen Kopf zwischen die Schultern und sah zu dem Fürsten auf, der vor ihm stehengeblieben war. Sein Gesicht zeigte keine Spur von Zorn oder Ärger; es war außerordentlich schlau und lächelte in den Augen — in den listigen Vogelaugen.

„Wirst du kaufen, was ich dir zeige, o Fürst?" fragte er zutraulich.

„Willst du mir Bedingungen stellen, Mohammed ben Hassan?"

„Ich zeige nur dem, der kauft, o du Sonne unter den Herrschenden!"

„Und ich kaufe nur, was ich gesehen habe, o du Kronjuwel unter den Handeltreibenden!"

Mohammed ben Hassan erhob sich mit einer gewissen Geschwindigkeit.

„Ich werde dir die Schätze bringen, an denen mein Herz hängt, o Fürst, daß ich mich nur unter Schmerzen von ihnen zu trennen vermöchte, und der Anblick ihrer göttlichen Vollkommenheit wird dich deines Verstandes berauben."

„Hoffe das nicht, o mein Freund Mohammed ben Hassan!" rief der Fürst ihm nach, da der Alte eilig, nicht ohne Grimm, aus dem Gewölbe schritt und die Tür hinter sich offen ließ. „Ich werde mir immer Verstand genug bewahren, wachsam gegen dich zu sein, denn du liebst es, o du Vortrefflicher, den Propheten anzurufen, wenn du seinen Beistand zu einer kleinen Gaunerei nötig hast."

Es war nicht zu verstehen, ob der Moslem eine Antwort gab, denn als er einige Schritte in das Nebengemach getan hatte, begann das Dröhnen des Gongs von neuem und verschluckte jeden anderen Laut.

„Eine neue Vorsichtsmaßregel des Alten", meinte der Fürst dicht an Fürbringers Ohr. „Er ist in letzter Zeit außerordentlich mißtrauisch geworden. . ."

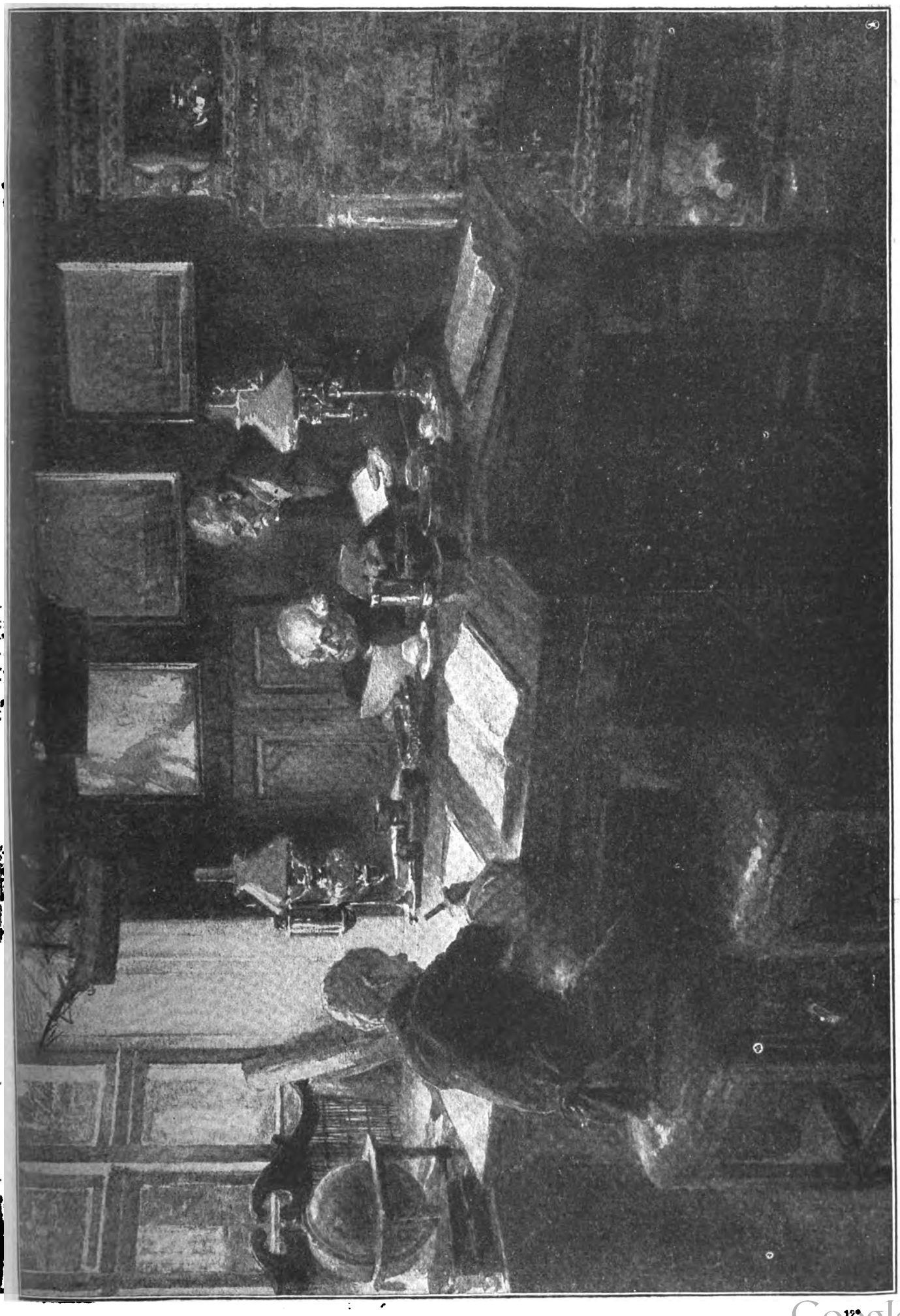
Fürbringer sah den Fürsten an; er wollte etwas erwidern, tat es aber nicht. Er folgte dem Blick des Radschas mit seinen Augen.

Dieser Blick beobachtete Ramigani.

Der Inder stand an der Tür des Gewölbes mit hängenden Armen und klaffendem Munde. Seine weißen, wie geschliffenen Zähne fletschten das Tosen des Gongs in wütendem Haß an. Seine Augen schienen mehr betäubt als geblendet zu sein vom Anblick der Edelsteine, deren Funkengarben aufzuckend gen Himmel brausten, wenn das Licht ohne Schatten sie traf. Es war, als berauschten sich die sprühenden Farben an ihrer Glut, bis sie tanzten. Dieser stumme und leidenschaftliche Tanz der Farben machte die Luft im Raum zu einem bunten Nebel, den man nicht atmen, den man nur trinken konnte.

„Wenn ich", begann der Fürst halblaut — und das asiatische Lächeln bog ihm die Lippen hoch — „diesen Menschen einmal los sein wollte, dann brauchte ich nichts zu tun, als zu ihm zu sagen: ‚Nimm dir aus den Schatzkammern Mohammeds ben Hassan, was dir gefällt.' . . . Er würde nicht wiederkommen. . ."

Digitized by Google



Altes hanseatisches Kontor. Gemälde von Wilhelm Claudius.

Digitized by Google

„Glauben Sie, daß Sie ihn eines Tages losſein möchten?“ fragte Fürbringer.

Der Fürſt zuckte die Achſeln.

„Was weiß das Heute vom Morgen?“ meinte er gleichgültig.

Das Summen des Gongs verſtummte; Mohammed ben Haſſan kehrte zurück. Er trug einen kleinen Sack in der Hand wie einen Geldbeutel, ſchloß die Tür hinter ſich und nahm wieder auf dem Teppich Platz.

Seine Züge troffen von Feierlichkeit und Genugtuung.

Er legte den kleinen Sack vor ſich auf den Teppich, hob die Hände und rief: „Ich bekenne: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed iſt ſein Verkünder!“

„Da haben wir den Propheten“, meinte der Fürſt.

„Geruhe, o mein Fürſt, heranzutreten, und erlaube mir, dir den Platz an meiner Seite anzubieten“, ſagte der Händler; ſeine Hände zitterten, als ſie die Schnüre des Säckels löſten.

„Kommen Sie“, ſprach der Fürſt, Fürbringer mit ſich ziehend. „Jetzt nimmt der Kampf ſeinen Anfang!“

Sie ſetzten ſich dem Moslem gegenüber. Ramigani blieb hinter Fürbringer ſtehen; der Deutſche fühlte den Atem des Inders über ſeinem Kopfe.

Mohammed ben Haſſan ſchüttelte Stein um Stein aus dem Beutel in ſeine hohle Hand und legte ſie, einen neben den andern, auf einen hingebreiteten Zipfel ſeines weißen Gewandes. Und er ſprach mit den Steinen und redete ſich ſelbſt in eine Verzückung hinein, daß ihm der Bart auf der Bruſt zitterte.

Er hatte ein Recht auf ſeine Verzückung. Als er den letzten ſeiner Schätze, einen Smaragden von der Größe einer Haſelnuß, mit der Bewegung eines Taſchenſpielers zwiſchen Daumen und Zeigefinger in das Licht hob, daß für den Bruchteil einer Sekunde von der Gewalt des grünen Feuers eine Straße in der Luft zurückzubleiben ſchien, legte ſich die Hand des Fürſten nachdrücklich auf Fürbringers Arm; und es war notwendig. Der Triumph Mohammeds ben Haſſan wäre ſonſt allzu vollkommen geweſen.

Neun Steine lagen auf dem hingebreiteten weißen Stoffzipfel. Zwei Rubine, Steingeſchwiſter, von einem grauſamen Rot geſättigt; zwei Saphire, feuerlos, aber königlich in ihrer Größe und frohlockend in der Schönheit ihrer Farbe; ein Amethyſt mit einem ſchwarzen Schatten in ſeiner Tiefe; zwei Opale, Stücke des Himmels vor Sonnenaufgang, von roten und goldenen Funken durchſprüht; ein Sternſaphir und der Smaragd.

Mohammed ben Haſſan zauberte eine große Hornbrille aus irgendeiner Falte ſeines Gewandes hervor, ſetzte ſie auf die Naſe und blickte über ihre Ränder hinweg ſeinen fürſtlichen Gaſt außerordentlich ſchlau und ermunternd an.

„Iſt das alles?“ fragte der Radſcha im Tone des Gekränktſeins.

Der Ehrgeiz trieb Mohammed ben Haſſan in die Falle.

„Allah behüte deine Augen, o Fürſt!“ rief er, die Hände erhebend. „Siehſt du nicht, daß jeder dieſer Steine mehr wert iſt als eine Stadt?“

„Meine Augen, o Mohammed ben Haſſan, ſind ausgezeichnet und zeigen mir, daß dieſe Steine alle zuſammen keine Stadt wert ſind — nicht einmal ein Haus, noch das Tor eines Hauſes. Brächte ein armer Freund ſie mir als Geſchenk, ſo würde ich ſie annehmen, um ſein Herz nicht zu kränken, da er Beſſeres mir nicht zu bieten hätte, und würde ſie am nächſten Tage Ramigani ſchenken, meinem Diener, der hinter meinem Freunde ſteht. . .“

„Es gibt keinen Gott außer Gott!“ ſchrie Mohammed ben Haſſan und rüttelte vor Grimm an ſeinem Turban.

„Ich weiß, ich weiß, o du ſtrahlende Leuchte des Islams!“ rief der Fürſt dagegen. „Laß den Propheten in Frieden und ſchände ſeinen Namen nicht, den zu tragen du nicht verdienſt, wenn du die Abſicht haſt, mich übers Ohr zu hauen. Rücke dir deine Brille zurecht, denn ſie will dir von der Naſe rutſchen, und benutze ſie, um dieſe Steine, die du mir anzupreiſen wagſt, etwas genauer zu betrachten. Was willſt du, daß ich glauben ſoll, o Mohammed ben Haſſan: daß du alt und blödäugig geworden ſeiſt und dich beim Einkauf der Juwelen von einem, der deines weißen Bartes ſpottet, betrügen ließeſt, oder daß du ſelbſt ein großer Gauner ſeiſt, der mich für dumm genug hält, von ihm betrogen zu werden?“

„Ich will, daß du glaubeſt, o Fürſt,“ ſchrie der Alte zornig, „daß die Juwelen, die ich hier in meinen Händen halte, die ſchönſten Steine ſind, die meine Augen jemals erblickt haben, obwohl ich alt geworden bin und mehr der Edelſteine eingehandelt habe, als durch die Finger irgendeines Mannes in Indien gegangen ſind. Kein Fürſt und kein Händler hat ſolche Steine in ſeinem Beſitz — die Erde und das Waſſer bergen ihresgleichen nicht mehr! Wenn ich ſie fortgebe, ſo gebe ich ein Teil meiner Seele fort und werde um ſie klagen, als hätte ich neun Söhne verloren!“

„O du Ausbund aller neunundneunzig Laſter!“ rief der Fürſt mit einer Bewegung, als ſchleudere er eine Mütze auf den Boden. „Habe ich nicht ſelbſt in meinen Schatzkammern Steine, die dein Prahlen dir im Hals erſticken müßten, wenn du ſie mit dieſen hier verglicheſt? Hat nicht Saad ibn Sajid ſolcher Steine genug in ſeinem Laden, um alle Fürſten der Erde damit reichzumachen? Ich werde zu ihm gehen, bevor der Morgen graut, und ihn beauftragen, mir zu bringen, was ich brauche, und ehe es abermals Abend wird, liegen die Steine auf meinem Tiſch. Glaubſt du, ich bedürfte deiner, o Mohammed ben Haſſan?“

„Und wenn Saad ibn Sajid ſeinen ganzen Laden verkaufte und ſein eigenes Fell dazu,“ ſchrie der Händler, mit beiden Armen durch die Luft fuchtelnd, „ſo würde er noch nicht Geld genug gewinnen, einen einzigen Stein, wie dieſe neun ſind, zu verhandeln!“

„Seine Freunde werden ihm borgen, o Mohammed ben Haſſan, wenn ſie hören, daß er in meinem Auftrag kauft!“

„Die Peſt ſoll ihn freſſen, den Schakal!“ Mohammed ben Haſſan heulte wie ein tanzender Derwiſch in ſeinem Grimm. „Er hält es mit den Parſen, der unreine Köter, mit den Schändern Gottes, die ſich im Bauch der Geier begraben laſſen! Möchten ſie ihm die Augen aushacken und ihren Kindern zu freſſen geben!“

„Ereifere dich nicht, o Ehrwürdiger!“ ſagte der Fürſt zufrieden. „Mein Herz iſt dir geneigt, und es würde mich betrüben, wenn ich die Urſache würde, daß die Leute auf der Straße hinter dir drein flüſterten: ‚Mohammed ben Haſſan iſt arm geworden, denn der Fürſt hat ſeine Steine verſchmäht, weil ſie nichts taugten!‘ Das will ich nicht, denn ich achte dein Alter und deinen weißen Bart. Sage mir darum, o Mohammed ben Haſſan, für welchen Preis verkaufſt du dieſen Rubin?“

„Herr, ich verkaufe ihn nicht,“ entgegnete der Moſlem in vollkommener Würde, „ich verſchenke ihn an dich, weil dein Leben mir teuer iſt, um zweitauſend Rupien.“

Der Radſcha brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Bei den acht Armen der Durga,“ rief er und klatſchte in die Hände, „du biſt wahnſinnig geworden, mein Freund Mohammed! Zweitauſend Rupien —! Nicht zweihundert gebe ich dir dafür! Hundert Rupien — kein Stück mehr! Es iſt zuviel für einen Stein gleich dieſem!“

„O Mohammed! O ihr Kalifen!“ ſchrie der Juwelenhändler, abermals in heftigſten Zorn geratend. „Hat dir die Sonne den Verſtand verwirrt, o Fürſt? Bei dem vielgeſchwänzten Teufel, der geſteinigt wurde und in die Hölle fuhr, ſiehſt du nicht, daß ich erröte um deinetwillen? Schande über mich, wenn in allen Schüſſeln, die du hier ſtehen ſiehſt, ein einziger Stein liegt, der nicht das Dreifache deſſen wert iſt, was du mir für dieſes Juwel bieteſt! Biete mehr, o Fürſt!“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

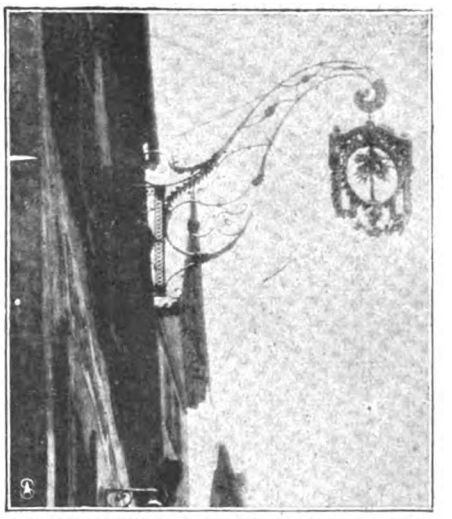
Wirtsschilder.

Von Fritz Mielert. — Mit 10 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.

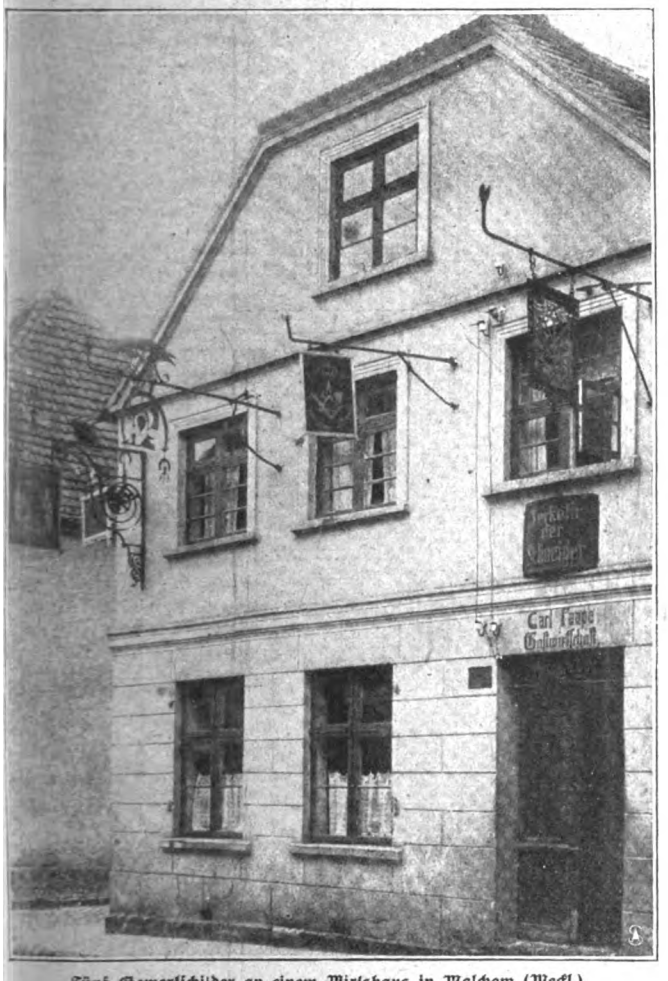
Welch große Schätze von schönen alten Kleinstädten unsere deutschen Landschaften noch aufweisen, ist gar nicht allgemein bekannt; vielleicht aber hat gerade der Umstand, daß sich der große Reise- und Handelsverkehr nicht bis in die innersten und reizvollsten Winkel Deutschlands erstreckte, erhaltend und rettend gewirkt. Zumeist war es ja das Bestreben, nicht hinter den größeren Städten in der fortschreitenden Zeit zurückzubleiben, sich den neuzeitlichen Verhältnissen auch äußerlich anzupassen, welches so verheerende und alle Schönheit ausrottende Arbeit geleistet hat Prächtige alte Häuser wurden niedergerissen und öde, bleichsüchtige „neue" Steinkasten an ihre Stelle gesetzt, die unmodischen Haustüren und Fenster wurden ausgebrochen und durch gräßlich nüchterne ersetzt. Wie die Bilderstürmer sinnlos gegen alles, was die Wände schmückte, wüteten, so ging man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer Gründlichkeit, die besserer Aufgaben wert gewesen wäre, gegen alles vor, was den Stempel des Altertümlichen an sich trug. Daß in den geschnitzten Haustüren und den schönen Fachwerkgiebeln, in den alten Skulpturen und den Werken der Schmiedekunst eine große Schönheit lag, daß darin viel handwerkliches und künstlerisches Geschick und viel Geschmack und Augenweide enthalten sei, das sah man in jener traurigen Zeit künstlerischen Tiefstandes in Deutschland nicht. Es ist daher fast als ein Wunder zu bezeichnen, daß man beim Durchwandern abgelegener deutscher Landesteile noch auf überraschend viele altertümliche Städte und Dörfer trifft, während anderwärts die krasseste Nüchternheit uns entgegengähnt. Noch rechtzeitig hat sich ein (in den kleinen Städten freilich bei weitem noch nicht allgemein tatkräftig durchdringendes) Bestreben geltend gemacht, den Bestand des aus früheren Zeiten Überkommenen auch für fernerhin zu sichern.

Zu den markantesten und stimmungsvollsten Zierden alter Städte gehörten die Wirts- und Gewerbeschilder, die fast ausnahmslos aus den Werkstätten einheimischer Kunstschmiede hervorgegangen sind. Aber auch hier kann man die betrübliche Wahrnehmung machen, daß gerade die Gewerbezeichen, also die der Kaufleute, Handwerker, Bäcker, Metzger usw, fast durchweg den Weg alles Irdischen gegangen sind. Sie fielen dem Wechsel der Zeit zum Opfer, haben aber nicht etwa gleich schönen und kunstreichen neuen Schildern Platz gemacht, sondern bezeichnenderweise schrecklich öden völlig schmucklosen rechteckigen Nasentafeln. — In der Zeit der Zünfte pflegten die einzelnen Handwerke ihre Gewerbezeichen in Gestalt oft recht schöner Schilder vor ihrem Zunft-, heut würde man sagen Vereinslokal, anzubringen. In sehr wenigen Fällen sind diese Zierden noch an Ort und Stelle vorhanden, so aber merkwürdigerweise in Mecklenburg, das sonst gar keine Wirtsschilder aus alter Zeit mehr aufzuweisen hat. In Parchim und Malchow jedoch sieht man die Schilder der Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Bäcker, Zimmerleute, Kaminfeger usw. friedlich nebeneinander hängen, und gerade dieses Nebeneinander der großen, prunkenden, im Winde hin und her knarrenden Schilder macht einen wirkungsvollen Eindruck

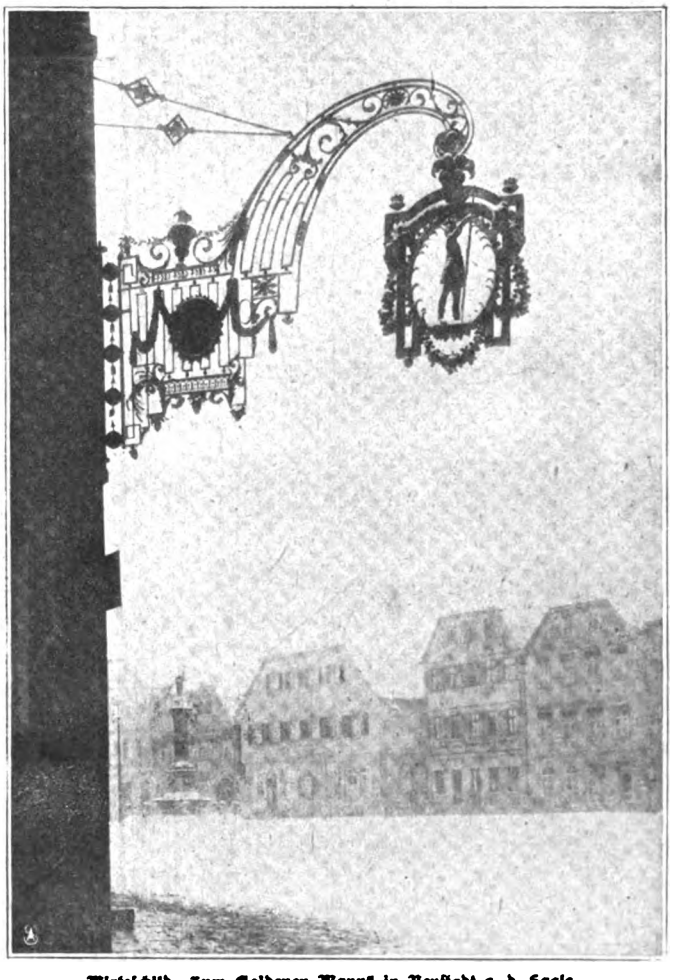
Wie sich die alten Wirtshäuser unserer Kleinstädte und auch des Landes, soweit sie nicht zu sehr in den Strudel des modernen Lebens hineingezogen wurden, ihr behagliches, urgemütliches



Wirtsschild „Grüner Baum" in Neustadt a. d. Saale.



Fünf Gewerkschilder an einem Wirtshaus in Malchow (Meckl.)

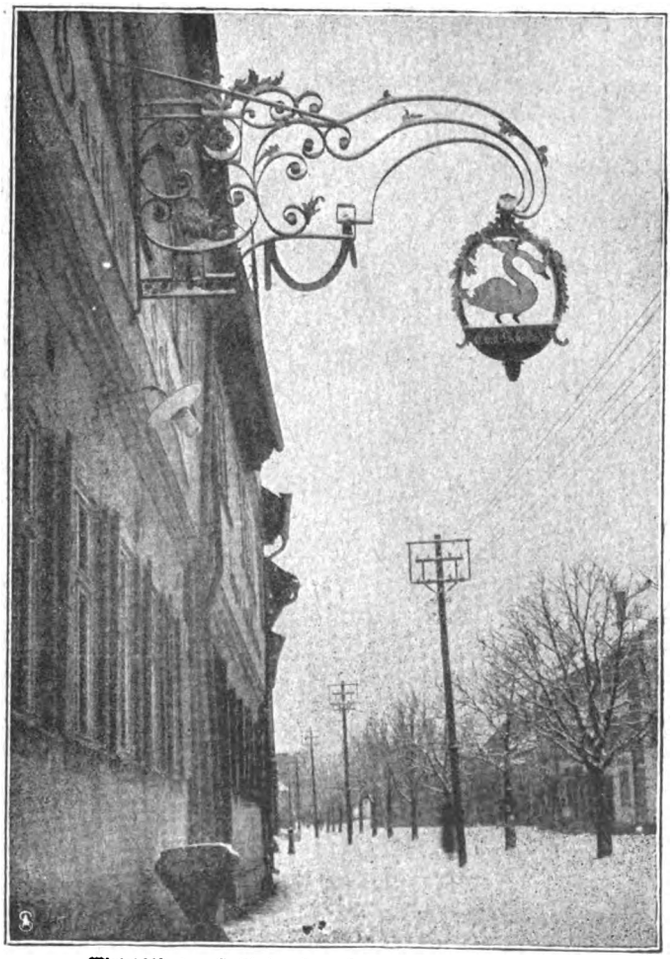


Wirtsschild „Zum Goldenen Mann" in Neustadt a. d. Saale

Digitized by Google

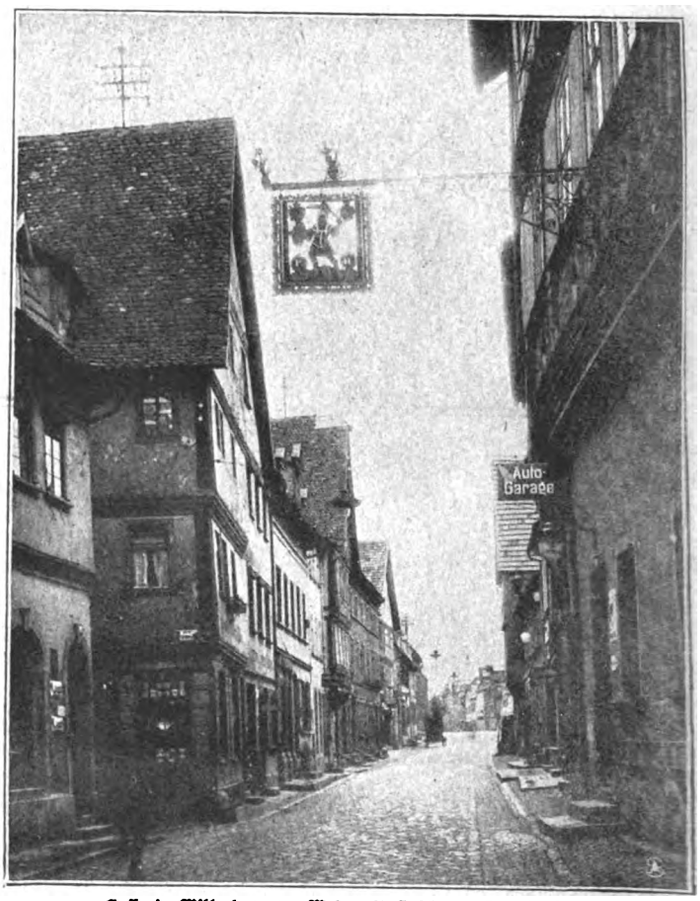
Wirtsschild am Gasthof „Zur Leier“ in Würzburg.

Gepräge noch zum größten Teil erhalten haben, wie gerade sie als konservative Naturen oftmals zur Erhaltung manch anheimelnder Altertümlichkeit in ihren Stuben und an ihren Gebäuden in dankenswertester Weise beigetragen haben, so haben sie sich auch in großer Zahl noch ihre alten Wahrzeichen, ihre prächtigen Aushängeschilder aus alter Zeit, bewahrt. Die beigegebenen Abbildungen zeigen, wie überaus anziehend solche alten Schilder wirken können, aber auch, wie prachtvoll und mit wieviel Liebe sich die alten Schlosser-, Schmiede- und Spenglermeister der ihnen gewordenen Aufträge zu entledigen pflegten. Gewöhnlich lautete ein derartiger Auftrag in alter Zeit ganz einfach und wortkarg, also beispielsweise: „ain schön schild vor das wirtshaus zum güldenen Mann zu machen.“ So war denn der Gestaltungskraft und Phantasie des alten oder jungen Meisters freier Raum gegeben. Zumeist mochte ja der Geldbeutel des Bestellers ausschlaggebend sein für die mehr oder weniger aufwandsvolle Gestaltung des Schildes; in gewiß nicht seltenen Fällen spielte auch die von etwas Neid gestachelte Lust des Bestellers, ein ebenso schönes Schild zu besitzen wie der und jener, eine Rolle, und nicht weniger oft vielleicht der Ehrgeiz des Meisters, durch ein besonders gelungenes Werk sich einen wohl- und festbegründeten Ruf zu verschaffen



Wirtsschild des Gasthofs „Zum Schwan“ in Ostheim (Rhön).

Betrachten wir einzelne der in unseren Abbildungen wiedergegebenen Schilder Das preiswürdigste unter ihnen ist unstreitig jenes des Wirtshauses „Zum Goldenen Mann“ in Neustadt an der Saale. Das anscheinend dem 18. Jahrhundert angehörende Werk, das in seiner schwarzen Silhouettenhaftigkeit schon auf dem Bilde prächtig wirkt, ist im Original natürlich noch weit herrlicher, weil die bunte Bemalung und Vergoldung der Schmuckformen noch ungleich gefälliger auf den Beschauer wirkt. Man beachte die Feinheit der Komposition des Armes, die in lebhafter Linie nach oben strebende und sich verjüngende Führung der Umrißlinie und die schöne Art der Angliederung an das Mauer-



Gasse in Miltenberg am Main mit Gasthaus „Zum Riesen“

werk des Hauses. Kräftig und solide in girlandenumwundenes Rahmenwerk gestellt erscheint der goldene Mann, der dem Wirtshaus den Namen gab.

Neustadt besitzt außer diesem Prachtstück noch zwei ähnliche, wenn auch einfacher gehaltene, das Schild des Gasthauses „Zum Löwen“ und das des Wirtshauses „Zum grünen Baum“

Das letztere Schild ist ähnlich wie jenes vom „Goldenen Mann“ gehalten Das Wirtszeichen weist ganz verwandtes Rahmenwerk wie das des vorgenannten Gasthauses auf, nur der Arm ist einfacher, zeichnet sich aber trotzdem durch sehr schöne Füllung aus. Nicht weniger lobenswert ist das Schild des Gasthauses „Zum Schwan“ in Ostheim, das, je länger man es betrachtet, um so mehr seine schlichte und doch höchst anziehende Schönheit bei sonst nicht aufwandsvoller Art enthüllt.

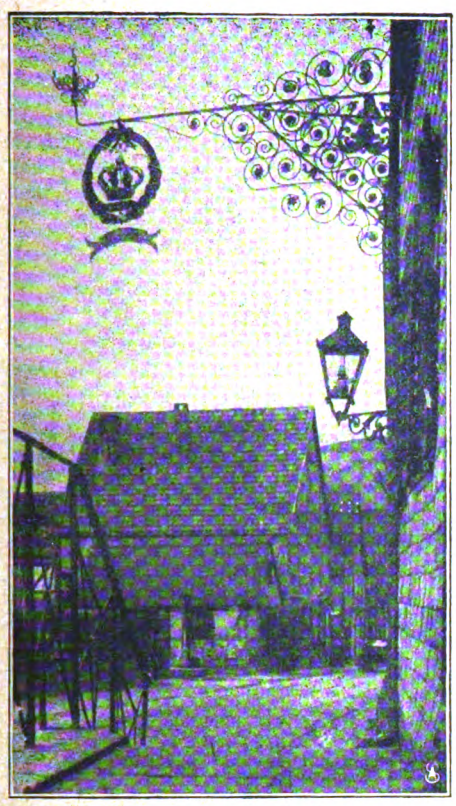
Auch in dem gleichfalls noch recht altertümlichen Städtchen Wasserburg am Inn haben sich anmutige Werke dieser Art auf unsere Tage hinübergerettet. Das eine gehört einer Brauerei an und ist von erwähnenswert harmonischem Aufbau. Aus breitem Rankenschmuck wächst dünne Stabzier hervor, und ein dieses umkleidender phantastischer Vogelkopf hält mit dem Schnabel das Gewerbezeichen, einen von einem Kranz umschlossenen Braubottich.

Was aber vornehmlich schön bei diesem wie bei den vorhererwähnten Schildern wirkt, ist, daß sie die treulich bewahrte Altertümlichkeit der Straße noch heben, wie andernteils aber auch ihre eigene Schönheit erst durch diesen malerisch traulichen Hintergrund so recht vollgültig zum Ausdruck gelangt.

Sehr hübsche Wirtsschilder sind auch in den alten Mainstädten anzutreffen, so z. B. in Miltenberg an dem sehr alten Gasthaus „Zum Riesen“, desgleichen in Würzburg, wo mehrere

Digitized by Google

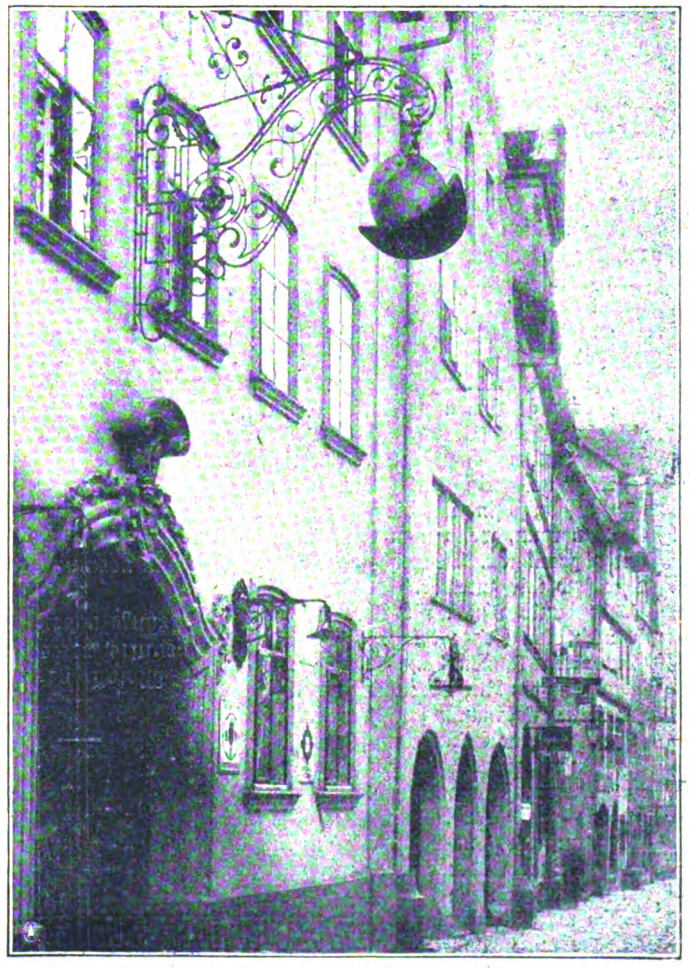
schöne Schilder unsern Blick fesseln, ferner im Dorf Groß-Heubach, wo besonders dem Gasthaus „Zur Krone“ ein Schild mit überreich ausgestattetem Arm, in dessen viele Spiralen Sternchen, Engelsköpfchen und auch ein Wasserweib verflochten sind, zur Zierde gereicht. Daß auch Rothenburg ob der Tauber reich an alten Wirtsschildern ist, läßt sich denken. Als die schönsten Zierden dieser Art in dem wundersamen Taubertädtchen erscheinen mir das originelle Schild am Gasthause „Zum Eisenhut“, das duftig-fein gestaltete am Wirtshaus „Zum Engel“. — Wie schon erwähnt, sind diese Werke ausnahmslos solche der Schmiedekunst alter Zeit. Zeichnerisch gewandte Schmiedegesellen und -meister entwarfen die Zeichnungen für solche und verwandte Werke; ja es gab von Fachleuten zusammengestellte Muster- und Vorlagenbücher, in denen man neben solchen Entwürfen natürlich auch andere, wie zu Wetterfahnen, Gittern an Fenstern und Türen, für Garten- und Parktore, Grüfte und Kapellen sowie für Schloßbeschläge usw, finden konnte. Viele Meister benutzten derartige Vorlagen für andere gaben sie nur die Anregung zu selbständigen Schöpfungen Die Kunstformen der Arme wurden durch Schmieden von Stabeisen im glühenden Zustande erzeugt, aber auch durch kaltes Hämmern, teils auch durch Bearbeitung mit dem Grabstichel, der Punze oder Treibarbeit, zuweilen sogar durch Herausarbeiten aus dem rohen Stück, ähnlich den Arbeiten aus Stein Um die letztgenannten Arbeiten für Unkundige zu erläutern, sei bemerkt, daß man unter Punzen das Hervorbringen von Linien und Punkten mittels Schlagens mit dem Meißel und ähnlichen, aber stumpf endenden Werkzeugen, unter Treibarbeit dagegen



Zierschild an dem Wirtshause „Zur Krone“ in Groß-Heubach am Main.

Gewerbezeichen (Braubottich) an einer Brauerei in Wasserburg am Inn.

Gasse in Rothenburg ob der Tauber mit Gasthof „Zum Engel“



Wirtsschild am Gasthof „Zum Eisenhut“ in Rothenburg.

Digitized by Google

das Aushämmern von Eisenblech auf Bleiunterlage zwecks Herstellung von Blatt- und Figurenwerk versteht. Regelmäßig wurden die Arbeiten nach ihrer Fertigstellung mit dauerhaften Farben übermalt und einzelne Teile noch durch Vergoldung gehoben, so daß solche Werke, zumal wenn sie sich in vollendeten Formen hielten, eine ungemein prächtige Augenweide darstellten.

Nicht nur Hunderte, sondern Tausende solch herrlicher Schilder sind teils zwecks Einschmelzung ins alte Eisengerümpel gewandert, teils für ein Spottgeld von Altertumshändlern nnd Museen erworben worden und so meist für immer den betreffenden Gemeinden verlorengegangen. Heut wird infolge der erwachten Bestrebungen zur Erhaltung manch altertümlicher und aus diesem Grunde vielbesuchter Städte, wie z. B. Rothenburg, die Idee verfolgt, in andern Städten und Dörfern nach alten Schildern zu fahnden, solche auf Grund der Unwissenheit und Gutmütigkeit der Besitzer anzukaufen und damit — die eigene Stadt zu schmücken, um deren Altertümlichkeit zu erhöhen. So zu loben letztgenannter Umstand in bedingter Weise auch ist, so kann ich doch den Weg zur Erreichung des Zieles nicht gutheißen. Man sollte eben auch in solchen Dingen etwas weniger Eigennutz und etwas mehr allgemeines Interesse bezeigen und „jedem das Seine“ lassen. Den Eigentümern alter Schilder und anderer schmückender Vermächtnisse aus alten Zeiten sei dagegen ebenso wie den maßgebenden städtischen Körperschaften dringlichst ans Herz gelegt, über die Erhaltung solcher Wahrzeichen zu wachen und durch entsprechende Hinweise, am besten durch Vereinbarung mit den Besitzern derartiger Stücke selbst, deren bleibenden Bestand am Orte zu sichern.

Nichts einzuwenden aber ist gegen die allerdings noch sehr vereinzelten Bestrebungen, den alten Schildern verwandte neue zuzugesellen. Unsere Kunsthandwerker sind heute bereits wieder auf einer erfreulichen Stufe des Könnens angelangt, so daß an Stelle der nichtssagenden und häßlichen Nasenschildtafeln bei Bedarf nach dem Entwurf geeigneter Künstler oder Kunsthandwerker schöne Schilder angefertigt werden könnten. Zu der Begleichung der entstehenden Mehrkosten dürfte sich gewiß an den meisten Orten ein städtischer Fonds finden, z. B. in dem Titel „Stadtverschönerung“, durch welchen anfangs eine Beihilfe gewährt würde, bis das gute Beispiel willige Nachahmer findet. Nicht nur für Wirtshäuser, sondern auch für Metzger, Bäcker, Konditoren, Kaufleute und Handwerker aller Art, desgleichen für Kunstgewerbehändler, Goldschmiede, Uhrmacher usw. eröffnet sich gerade durch einen solchen Entschluß die Aussicht auf besonders wirksame, sowohl das eigene Haus wie die ganze Umgebung schmückende Schilder, ganz abgesehen von dem allgemeinen ideellen Nutzen, den derartige Bestrebungen zeitigen würden.

Ein Ring, der zu weit geworden war.

Von Lotte Gubalke.

Ich begegnete vor einigen Tagen meinem alten Freund Schellenberg. Er war mißvergnügt, gleich einem Licht, das trübe brennt, weil ihm das nötige Öl fehlt. So behauptete er wenigstens von sich selbst.

In seiner Jugend hatte man ihm den Beinamen der „schöne“ Schellenberg gegeben. Sein schlanker Wuchs, seine feurigen blauen Augen und der edle Schnitt seines Gesichtes rechtfertigten das. Er selbst war stolz auf seine gut geformten und tadellos gepflegten Hände. Er trug an der Linken einen sehr schönen alten Ring. Und er erzählte auf Befragen gerne, daß dieser Ring von dem hessischen Landgrafen mit dem silbernen Bein stamme, von jenem hessen-homburgischen Prinzen, dessen Tapferkeit genugsam bekannt ist, als daß es nötig wäre, sie noch besonders hervorzuheben. Der Ring war durch eine adlige Großmutter in seine Familie gekommen, und es mußte einleuchten, daß er besonders stolz auf diesen Ring war, der als Lohn für treue Dienste gegeben wurde.

„Wo haben Sie Ihren Ring?“ fragte ich ihn erstaunt, als ich den nackten Finger entdeckte.

„Sie meinen den Ring mit dem ungewöhnlich schönen Karneol, der das hessen-homburgische Wappen trägt — der aus dem besten Gold geschmiedet ist? Ja — mein Bester, der ist mir viel zu weit geworden bei diesem elenden Leben und liegt deshalb im Kasten. Ich fürchtete, ihn zu verlieren“, antwortete er mißgestimmt.

„Sie sind allerdings sehr viel schlanker geworden, und ich finde, es steht Ihnen vortrefflich. Waren Sie für Ihre Jahre nicht etwas sehr stark?“

„Sie wollen sich über mich lustig machen!“

„Nicht im geringsten! Wir hatten vor dem Krieg allesamt zu gut gelebt, so sind uns die jetzigen Einschränkungen nur dienlich.“

„Man kann, wenn man will, natürlich jedem Ding eine gute Seite abgewinnen. Aber ich sage Ihnen ganz offen, diese Schönfärber sind mir zuwider.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Aber ich möchte mir noch eine Frage erlauben, die Sie mir ja ebenso aufrichtig beantworten können. Haben Sie eigentlich nie darüber nachgedacht, daß ein Ring, der uns zu weit geworden ist und im Kasten liegt, seine Bestimmung nicht erfüllt? Er sollte uns schmücken und zugleich eine Erinnerung sein — sonst kommt er in Gefahr, in Vergessenheit zu geraten. Tragen Sie ihn doch lieber —“

„Etwa zur Goldankaufstelle?“

„Ja — ganz recht, das wollte ich sagen. Tragen Sie ihn zur Goldankaufstelle, und wenn Sie etwa noch eine goldene Uhrkette, eine Busennadel oder einige zerbrochene Schmuckstücke aus Gold haben, fügen Sie die hinzu — jede Unze ist brauchbar!“

„Ich muß gestehen, Sie sind sehr liebenswürdig! Sie haben wohl gar keine Ahnung, was das heißt, einen Ring von einem solchen Erinnerungswert zu besitzen? Der Begriff Pietät scheint Ihnen ganz fremd zu sein! Niemals trenne ich mich von diesem Ring.“

„Vielleicht doch, lieber Freund —“

„Niemals, sage ich noch einmal!“

„Und ich wiederhole: Vielleicht tun Sie es doch — gerade aus Pietät, im Gedenken an seine Herkunft. Einer Ihrer Vorfahren erhielt ihn für seine Treue gegen den Landgrafen mit dem silbernen Bein. Und Sie sind, so wie ich Sie kenne, zeitlebens dem Vaterland in Treue ergeben gewesen. Wären Sie jünger an Jahren, würden Sie das Schwert gegen die Feinde führen — wären Sie kräftig genug, würden Sie Hilfsdienst tun —“

„Erlauben Sie mal — ich tue Hilfsdienst auf meine Weise. Ich habe hohe Beträge gezeichnet, als es um die Kriegsanleihe ging — ich sorge für Kriegerkinder durch Geldspenden — ich tue eben, was in den Kräften eines alten Junggesellen steht, der nicht ohne Vermögen ist —“

„Ist alles sehr anzuerkennen. Aber das Vaterland braucht außer den Helden an der Front eine Heimarmee, die bereit ist, alles hinzugeben. Das Wichtigste, was wir brauchen, ist Gold. Wir müssen den Handelskrieg gewinnen, den der Engländer gegen uns angezettelt hat. Dazu brauchen wir Gold — Gold, — also trennen Sie sich von dem Ring — lassen Sie den Karneol in Silber fassen, dann behalten Sie ein Zeichen der Erinnerung an eine zwiefache Treuetat.“

Wir gingen etwas gespannt auseinander. Der schöne Schellenberg betrachtete nachdenklich seinen nackten Finger, sah mich kopfschüttelnd an und ging heim.

Gestern erhielt ich diesen Brief von ihm:

„Mein lieber Stoß! Ihre Worte haben mir eine schlaflose Nacht bereitet. Ich bin doch kein vaterlandsloser Gesell! Ich bin doch allzeit getreu der gerechten Sache! Es ist mir freilich nicht leicht geworden, den Ring aus dem Kasten zu nehmen und ihn — fortzugeben — ihn nach der Goldankaufstelle zu bringen.

Vorher ging ich damit zu einem geschickten Goldschmied und sagte: ‚Sehen Sie sich einmal diesen Ring an, diesen goldenen Eichenkranz mit dem Karneol — können Sie das in Silber nachbilden?‘ Der Mann konnte es, zeichnete die Sache ab und — nun ist das Gold bereits da, wohin Sie es haben wollten, und der Karneol ist bei seinem Künstler. — Treue um Treue — Sie haben recht und haben mein Gewissen geschärft. Ich will Ihnen noch weiter gestehen, daß ich mehr altes Gold fand, als ich für möglich hielt — es ist alles abgeliefert, und ich bin wirklich froh. Ihr alter Schellenberg.“

Ich war auch froh, und ich weiß genau, wenn jedermann sein Gold zur Ankaufstelle trüge — so würde damit das Rüstzeug für den Handelskrieg so gestärkt, daß wir auf diesem Plan ebenso wenig besiegt werden wie an den Grenzen des Landes, die unsere lebendige graue Mauer schützt. Das Liebste ist gerade gut genug, auf dem Altar des Vaterlandes geopfert zu werden.

Digitized by Google

Als englischer Missionar von China in die Heimat.

Selbsterlebtes von Friedrich Merand.

(Schluß.)

Schon lag bei unserer Heimfahrt die Küste voraus in Sicht, als ein Zerstörer heranpreschte und uns Befehl gab, nach dem Firth of Forth zu fahren, wo die Fische in Granton an Land zu bringen seien. Granton! Wie oft hatten wir uns als Jungen in dem kleinen Fischereihafen, der von Leith kaum eine halbe Stunde entfernt liegt, herumgetrieben; hatten die vielen Arten von Fischen angestaunt, die täglich in Hunderten von Körben an Land gebracht wurden.

Mit einem Schlage wurden alle die Gefühle, die ich mühsam zurückgedämmt hatte, wieder wach. Das kleine Häuschen in Leith tauchte vor meinem Blicke auf, in dem meine Eltern wohnten und in dem ich geboren war. Ich sah mich als kleinen Jungen nach schwerem, siegreich bestandenem Kampfe als Indianerhäuptling nach Hause kommen, hörte meine Mutter, die, obwohl zu Hause nur Deutsch gesprochen wurde, trotzdem ihre englische Abstammung nie verleugnen konnte, in strafendem Tone sagen: „O Freddy, du bist ein garstiger Boy!“ Was mochten die beiden alten Leute jetzt tun?

Als ich nach Peterhead gefahren war, mußte ich mich zusammenreißen, um in Edinburg nicht den Zug zu verlassen und über den Leithwalk abwärts nach Hause zu laufen. Ich durfte es ja nicht! Man hätte mich dort sicher erkannt; dann war es aus.

Am nächsten Morgen lagen wir mit mehreren anderen Dampfern vor der Minensperre des Firth of Forth. Vom Wachtschiff wurde ein Lotse übergenommen, der uns durch die Minenfelder hindurch in Zickzackkursen in die Bucht brachte.

An Backbord sah ich dann Leith auftauchen, darüber das Häusermeer von Edinburg. Jedes Gebäude war mir vertraut. Dort die Burg, in der die Garnison untergebracht war, links davon ragte das halbfertige Nelsondenkmal in die Höhe.

Näher und näher kamen wir heran. Dort waren die Docks von Leith, die Schuppen und Hafenanlagen, in denen ich als Junge gespielt hatte. Wie mancher Jungenstreich verband sich mit dem, was ich sah.

Eine Stunde später machten wir in Granton fest, und gegen Abend hatten wir unsere Ladung gelöscht. Ich ging an Land, um Proviant für die nächste Reise einzukaufen. Kein Mensch kümmerte sich um den schmierigen Fischer, der da durch die Straßen ging. Bald war alles geordnet.

Ein warmer Spätsommerabend lag über der Stadt, jene bläuliche Dämmerung, die alle Umrisse weicher macht und sie

Sonntagmorgen im Türkischen Viertel in Smyrna.

Digitized by Google

verschwinden läßt. Alles Leben, das tagsüber hier pulst, war verschwunden, laut dröhnte mein Schritt durch die stillen Straßen, durch die ich, ohne zu denken, wie mechanisch vorwärts schritt. Ich schrak erst auf, als ich gegenüber dem Denkmal John Burns' vor einem kleinen Hause stand. Ich war daheim. Nur die Hand brauchte ich auszustrecken nach der Tür, dann schrillte wohl der bekannte Ton der Hausglocke, schlürfende Schritte näherten sich, und mein Mütterchen stand vor mir . . . und ich biß die Zähne zusammen, kehrte um und ging zurück. Nur nicht weich werden, nur jetzt fest bleiben.

Meine Mutter, mein Vater, Violet . . . ich durfte ja nicht. . . Mit zusammengeballten Fäusten, daß ich meine Nägel im Fleische fühlte, kämpfte ich den schwersten Kampf seit meinem Aufbruch von China, den Kampf mit mir selbst, mit den Gefühlen, die mich zu übermannen drohten, die mir zuraunten: Bleib doch, laß Vaterland Vaterland sein, es geht auch ohne dich. Hier hast du Vater, Mutter, Geliebte. Und ich ging weiter durch die Nacht, durch die stillen Straßen . . . mit trockener Kehle, in der es mich würgte wie eine riesige Faust. . .

* * *

Der Ostwind fegt in schweren Stößen über die See, reißt das Wasser von den Wellenkämmen; hier und dort tauchen gespenstisch kleine Brecher im Dunkel der Nacht auf. Stampfend treibt die „Marguerite", ohne Lichter zu zeigen, mit langsamer Fahrt gegen die See an. Ich bin ganz allein im Ruderhaus. Der Steuermann, der die Wache hat, liegt im Schutze des Maschinenaufbaues an Deck und schläft unter der Wirkung des reichlich genossenen Whiskys tief und fest. Kapitän und Mannschaft liegen unter Deck in ihren Kojen. Eine Stunde nach Mitternacht. Oben am Himmel jagen die Wolken in schneller Fahrt, selten nur schimmert ein blasser Stern auf. Wie doch die ganze Stimmung um mich her alles wieder aufwühlt, was ich mit Gewalt unterdrückt wähne, wie dies Dunkel mir mein ganzes Unternehmen hoffnungslos erscheinen läßt! Alles Streben habe ich auf diese eine letzte Karte gesetzt, und nun treibe ich mich schon die sechste Woche umsonst auf diesem elenden, schmierigen Schiff unter einer Horde von Menschen herum, mit denen ich kaum ein Wort sprechen kann. —

Die ersten vier Wochen hatte meine Hauptbeschäftigung darin bestanden, daß ich kochte und beim Ausnehmen und Verstauen der Fische behilflich war. Dem Kapitän war wohl aufgefallen, daß ich zur übrigen Besatzung einen recht merklichen Gegensatz bildete. Die Leute, die im Hafen dauernd unter Alkohol standen, wurden auch an Bord dank dem Brandy, den sie miteingeschmuggelt hatten, kaum nüchtern. So war es denn kein Wunder, daß der alte Kapitän bald zu mir Vertrauen gefaßt hatte. Er war dem Treiben seiner Leute gegenüber völlig machtlos, mußte überhaupt froh sein, daß er jemand bekam. Oft genug hörte ich ihn jammern, daß ihm das Navy-Department seine gute Besatzung weggeholt hatte.

Auf diese Weise war es gekommen, daß ich vor einer Woche schon zum erstenmal an das Ruder gestellt worden war. Das Steuern war ja an und für sich kein großes Kunststück, da die hierzu nötigen praktischen Anleitungen leicht faßbar waren und ich der Seefahrt ohnedies nicht fremd gegenüberstand. Mir war diese Arbeit höchst willkommen. Konnte ich doch im Ruderhaus besser übersehen, was draußen auf See vorging, als unten in der kleinen, schmierigen Kombüse. Dazu kam noch, daß ich der oft widerlichen und manchen Anfeindungen ausgesetzten Beschäftigung als Koch enthoben war.

Bald hatte sich der Kapitän davon überzeugt, daß ich die Geschichte heraushatte. Seine besondere Zufriedenheit erreichte ich, als ich beim letzten Anlegen die „Marguerite" glatt hinter dem Sperrdampfer durch den Minengürtel steuerte. Seither galt ich als voll. —

Die See war so unruhig, daß unsere Trossen, die schon stark abgenutzt waren, glatt draufgegangen wären. Der Kapitän war doppelt vorsichtig, weil ein Ersatz schon sehr schwierig geworden war. So dampften wir also auf unserem Fanggebiet langsam gegen die See an, in der Hoffnung, daß es am Morgen ruhiger werden würde und das Netz ausgesetzt werden könnte. Um 12 Uhr hatte ich mit dem Steuermann die Wache übernommen. Frather war nur wenige Minuten auf der Brücke, als er auch schon zur Flasche griff, und eine Stunde später war er nach vielem Trinken und Fluchen glücklich so weit, daß er an einer windgeschützten Stelle an Deck laut schnarschte.

Licht voraus! Weitab zieht dort ein Dampfer durch die Nacht. Welchen Kurs mag der fahren? Einen Augenblick nur beachte ich ihn, dann versinke ich in mein früheres Brüten. . . Das Licht kommt näher. Der rote Schein der Backbordseitenlaterne wird eben sichtbar . . . der geht nach Skandinavien . . . ein Neutraler?

Schwarze Nacht umgibt mich, eintönig rauscht die See, heulend pfeift der Wind in Masten und Tauwerk. . . Ein Gedanke zuckt in mir auf: Wenn ich dort drüben an Bord wäre . . . Aber wie hinüberkommen? Soll ich seinen Kurs kreuzen, in seiner Nähe ins Wasser springen und mich von ihm aufnehmen lassen? Im nächsten Augenblick verwerfe ich diesen Plan. Das Ruder konnte ich wohl festlaschen, so daß die „Marguerite" ihren Kurs ruhig weitergelaufen wäre. Lag ich aber im Wasser, dann nützte mir alles Rufen und Schreien nichts. Meine Stimme wäre bei dem Wind und Seegang auf dem Dampfer unmöglich gehört worden. Selbst wenn ich mit einer Boje über Bord gesprungen wäre, hätte ich es nicht in der hier oben schon kühlen See aushalten können.

Instinktiv hatte ich während dieser eiligen Überlegung schon das Ruder so gelegt, daß ich kurz vor dem Dampfer vorbeirutschen mußte. Dann jäh wie ein Blitz, so gräßlich und furchtbar, daß ich vor dem Gedanken die Augen schließe: . . . so ginge es . . . nur so. . . Scheu, als stünde einer hinter mir, blicke ich zum Steuermann hinunter. Der schläft tief und fest, wie in ihren Kojen Kapitän und Mannschaft . . . Bis der Mann an der Maschine hochkommt, ist es zu spät. . . Ein Wirbel von Gedanken braust über mich hin. . . Kein Mann käme lebend davon. . Acht Engländer weniger, acht Feinde, und Deutschland braucht jeden Arm. . . Eine Sekunde noch schwanke ich . . , dann bin ich entschlossen. . .

Ob der Steuermann erwacht? . . . Gerade halte ich auf den Dampfer zu. . .

In der tiefen Finsternis merken sie drüben von der „Marguerite" nichts, von der kein Lichtschimmer nach außen dringt. Hoffentlich verrät uns die Bugwelle nicht vorzeitig. . .Wie ein lähmender Schrecken fällt es über mich her. . . Ich sehe das rote Licht nicht mehr. Der Kapitän drüben fühlt sich im Sperrgebiet nicht sicher, er fürchtet, von einem deutschen U-Boot angegriffen zu werden. . . Ich weiß nicht, wohin ich steuern soll. . . Doch da, ein Unvorsichtiger hat wohl eine Tür geöffnet, ein breiter Lichtschein bricht nach außen — kaum fünfzig Meter ab. Ich höre Schimpfen von der Brücke. . der Wind weht den Schall zu mir herüber. Ich beiße die Zähne zusammen . . . jetzt ein Stoß . . . ein Krachen und Splittern. Zwischen Kessel- und Maschinenraum bohrt sich der Steven tief in die „Marguerite" ein. Ich werde gegen die Wand des Ruderhauses geschleudert . . . instinktiv greife ich nach dem bereitgelegten Rettungsgürtel. . . . Im nächsten Augenblick schlägt das Wasser über mir zusammen.

Als ich hoch komme, höre ich das Rasseln des Maschinen-Telegraphen auf dem Dampfer, der sich durch Rückwärtsgehen von dem gerammten Schiffe befreien will. Er stoppt, seine Seitenlichter und Dampferlaternen brennen . . . kaum dreißig Meter von mir ab . . . ich brülle, was die Lungen

Digitized by Google

hergeben. . . . sehe Lichter nach dem ausgeschwungenen Rettungsboot eilen, höre, wie Tauwerk durch Blöcke gleitet . . . dann ist das Boot bei mir, und ich werde hineingezogen . . . norwegische Laute schlagen an mein Ohr.

Das Boot fährt nach der Unfallstelle, um nach weiteren Überlebenden zu fischen. Es fährt hin und her, eine geraume Weile dauert es, bis die mutmaßliche Unfallstelle gefunden ist. Von der „Marguerite" selbst ist nichts mehr zu sehen. Ab und zu stoßen wir gegen treibende Gegenstände. Die Bootsbesatzung schreit und ruft, die Bootslaterne wird geschwenkt . . . umsonst. Ich bin der einzige Überlebende. Nahezu eine halbe Stunde dauert das Suchen, dann wird unser Boot geheißt und ich betrete das Deck des Dampfers „Nor", der nach Bergen bestimmt ist. Zunächst werde ich in die Kajüte gebracht, ein Schluck Branntwein wird mir eingeflößt, trockenes Zeug bereitgelegt. Während ich mich umkleide, kommt der Kapitän, der wissen will, mit welchem Schiff sein Dampfer zusammengestoßen ist. Ich erzähle, daß es die „Marguerite" aus Aberdeen war. Wie es zur Kollision kam, weiß ich nicht. Ich trat eben aus dem Logis, um am Ruder abzulösen, als uns der Stoß traf.

Eine qualvolle Stunde der Ungewißheit noch erlebe ich. Der „Nor" hat sich beim Rammen den Bug eingedrückt. Besteht Gefahr für die Sicherheit des Schiffes, dann heißt es umdrehen nach einem englischen Hafen, und ich bin dort, wo ich gestern war, werde verhört und vernommen, und alles ist zu Ende.

Unsagbar elend fühle ich mich jetzt, denn ich bin mit meinen Nerven völlig zu Rande. Endlich, wie eine Ewigkeit scheint es mir, kommt der Erste Steuermann und meldet dem Kapitän, daß es gelungen ist, das Schott im Vorschiff abzustützen. Die Pumpen können das eintretende Wasser leicht bewältigen. Nun erst fällt es mir wie ein Stein vom Herzen. Eines englischen Fischers wegen kann der Norweger nicht zurückfahren, die zwei Tage bis Bergen behält man mich sicher an Bord.

Trotz meiner vollkommenen Erschöpfung kam ich in jener Nacht nicht zum Schlafen. Meine Nerven waren aufgepeitscht, die Phantasie arbeitete und verzerrte die Vorfälle der letzten Stunden in das Ungeheuerliche. Dann freilich kam es wie ein tiefes Glücksgefühl über mich. Ich war ja frei, war unterwegs nach einem neutralen Staat, aus dem ich ohne Gefahr nach Deutschland gelangen konnte.

Am Nachmittag des zweiten Tages tauchten voraus die dunklen Berge Norwegens auf, wenige Stunden später rasselte der Anker auf norwegischem Grund in die Tiefe.

Eine neue Welt im Werden.

Von Dr. Freiherrn v. Mackay.

Den politischen Werdegang des zarischen Reichs aus dem Dunkel des Mittelalters in die Gegenwart hinein bestimmen zwei gegensätzliche Weltanschauungen. Der Vertreter der einen war Sergej Michailowitsch Ssolowjew, der zu seiner Zeit als Rußlands erste philosophische Leuchte galt. Er hatte in Deutschland unter Raumer und Schlosser studiert und arbeitete für das Ideal einer geistigen und kulturellen Annäherung des Russentums an den Westen, das nur so zu höheren Stufen freiheitlichen Wachstums und veredelten Daseins sich erheben könne; um ihn scharte sich alles, was liberaler Weltanschauung zuneigte. Die Gegenpartei kennzeichnete die fortschrittliche Gefolgschaft des Gelehrten alsbald als Sapadniki, Westlinge; sie meinte, kaum ganz mit Unrecht, eine derartige Auffaugung fremder, auf römischer Religion und Rechtsbildung fußender Geistigkeit und Gesittung sei wohl etwas für einzelne Gebildete oder auch Verbildete, nicht aber für die Masse des Volks, das sein eigenes Dasein lebe, im eigenen Boden und in der heimatlichen geschichtlichen Überlieferung die Nähr- und Triebkräfte seines Vorwärtsstrebens finden müsse. Uwarow stellte für diese Gegengruppe die bekannte Formel der Einheitlichkeit der Entwicklung Rußlands in Geist und Gesetz von Selbstherrschaft und Rechtgläubigkeit auf und wies folgerichtig nach Byzanz als dem russischen Rom, dessen Paläologenkrone von zarischer Macht wie von slawischer Volksgröße unzertrennlich sei. Damit war zugleich den auf inneren friedlichen Aufbau drängenden Sapadniki die allslawische Eroberungsidee entgegengestellt, die das Unglück und der Fluch Rußlands wurde, die den heutigen Weltkrieg entzündet hat und in dessen Erschütterungen zum endgültigen Zusammenbruch verurteilt worden ist. So also erweist sich schließlich doch Ssolowjews Mahnung als die Stimme eines Propheten, der dem Vaterland den richtigen Weg einer glücklichen Zukunft wies, aber kein Gehör bei seinen Landsleuten fand. Denn der Verfasser der klassischen „Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten" dachte nicht daran, um seiner Ideen von der Versöhnung „Halbasiens" mit dem europäischen Westen willen Rußlands natürlichen Ausdehnungsdrang irgendwie zu unterbinden und lahmzulegen: er wies ihm nur andere, seinen natürlichen geographischen Verhältnissen und erprobten Fähigkeiten gemäße Pfade.

Es ist verkehrt und geschichtlich unhaltbar, dem russischen Volk jede kolonisatorische und kulturwirtschaftliche Befähigung abzusprechen. Gerade in der Zeit der Teilfürstentümer und außenpolitischen Schwäche, als mit den Großfürsten Swjatopolk und Jaroslaw die normannische Epoche abschloß und die Dynastie selbst slawisch wurde, hat das echte Russentum diesseit und jenseit des Urals rückständiges Nomadenleben verdrängt, durch Arbeitskraft und -zähigkeit bei geringen Bedürfnissen und starker Wanderlust Urwaldgebiete in fruchtbare Ackerfelder verwandelt, Dörfer, Städte begründet und die rechtlichen und gesellschaftlichen Grundlagen höherer Gesittung geschaffen. Im sechzehnten Jahrhundert bestaunte die Welt noch einmal das Beispiel eines gewaltigen kolonisatorischen Werkes des Russentums in gleicher Richtung; was es zwischen Ural und Irtysch in Eroberung und Urbarmachung von woguliſchem Boden erst unter den Stroganows und dann unter Führung des Abenteurers Jermak geleistet hat, ist mit Recht den Leistungen Spaniens und seiner Konquistadoren bei der Erschließung der Neuen Welt zur Seite gestellt worden.

Dorthin also, nach Sibirien, richteten sich auch die Blicke Ssolowjews: dort breitete sich vor seinen Augen, in Vorwegnahme der Gedanken Bismarcks, das gewaltige Arbeitsfeld aus, auf dem Rußland seine naturgemäße Kultursendung zu erfüllen habe, und dort sah er ahnungsvoll die Entscheidung des Kampfes zwischen weißer und gelber Rasse, der mittelbar über Wohl und Wehe ganz Europas den Richterspruch fällen werde, voraus. Und immer wieder traten unter den Denkern, Dichtern und Politikern Rußlands neue Schrittmacher dieser Ideen auf. Schwärmend von diesem russischen Amerika, ergötzt sich ein Gogol in heller kindlicher Freude an Schwerterklang und glänzenden Waffentaten, an Heldenehre und Reckensang und mündete mit seiner Dichtung in der großen Vision aus: Christus in der Gestalt eines als Gottmenschen verklärten Zaren kehrt zur Erde zurück und richtet und versöhnt die ganze Welt in slawischem Geist! So verdichteten sich beim Blick zu diesem gelobten Land zugleich die Ideen vom russischen Messianismus und dem „Verschweben" aller Völker in das Tausendjährige Reich der orthodoxen Heilslehre zu körperlicher Gestaltung.

Dann, an der Neige des 19. Jahrhunderts, stand nochmals ein Sonderling und doch echt russischer Staatsmann und Feldherr auf, der alle diese teils mystisch-verschwommenen, teils natürlich-triebhaften Ideale zu verwirklichen gedachte: Alexej Nikolajewitsch Kuropatkin. Der Friedensschwärmer, der seinem Volk die Übersättigung des Reichs mit Land vorhielt und doch maßlose Eroberungsziele hätschelte. Der Kriegsminister und Ratgeber Nikolaus II., welcher, der Schwächen seines Volkes sich wohl bewußt und in seinen Werken immer wieder auf die Unterlegenheit der russischen Kultur gegen die „Fremdvölker" zurückkommend, doch das Russische als Ideal schlechthin mit unveränderlicher Grundform feierte und das zarische Reich in gewaltigem Strecken, Schütteln, Aufraffen seines Riesenkörpers als weltmächtigen Herrn über Eismeer, Ostsee und Mittelmeer die gebietende Hand ausstrecken sah, wenn erst im einundzwanzigsten Jahrhundert sein Völkergewimmel auf vierhundert Millionen sich vermehrt habe und damit die zuverlässige Bürgschaft böte, daß

Digitized by Google

die Menschenmassenkraft den „Erdbewegungszielen" des Zarismus vollkommen gewachsen sei.

Das ist gleichsam die ideelle Schöpfungsgeschichte der neuen sibirischen Welt, in der sich der russische Geist seiner phantastischen und stets dem Maßlosen nachjagenden Art gemäß auslebte; die politische Geschichte ist nicht minder merkwürdig in ihrem Durcheinanderfließen von Nachtschatten und Strahlen aufdämmernden Sonnenlichts. Die Petersburger Archive breiten tiefe Verschwiegenheit über die Greuel der ersten „friedlichen Durchdringung" des Landes, als in dessen weite Räume sich Heere von Verbannten in bunter Zusammenwürflung, bestehend aus Weiß-, Rot- und Kleinrussen, Deutschen, Polen, Litauern, Esten, Finnen, Kaukasiern, kurz allen Parteien der zarischen Völkerherberge, ergossen und in verzweifeltem Selbsterhaltungskampf teils die eingesessenen Stämme verdrängten, teils sich mit ihnen vermischten.

Nach der ersten Umwälzung von 1905 begann dann zugleich mit der Stolypinschen Agrarreform die systematische Ansetzung von Bauern in Sibirien, um dort, wie der Ministerpräsident sich ausdrückte, eine „regierungstreue Landbevölkerung" zu schaffen; die Menge der Umgesiedelten erreichte die Höchstziffer von 664 000 im Jahre 1908, um dann schon 1910 auf die Hälfte zurückzusinken, während die Zahl der Rückwanderer seit 1905 von 3600 Köpfen unaufhaltsam bis zum Zwölffachen dieser Summe stieg. Schon diese Feststellung ist das lautredende Zeugnis der Tatsache, wie wenig der russischen Regierung eine bodenständige Festwurzelung der Umgesiedelten gelungen ist. Das Endergebnis des mit so großen Hoffnungen betriebenen Kulturwerks war tatsächlich kein anderes, als daß in Westsibirien ein unter ärmlichen Verhältnissen dahindämmerndes Arbeiterproletariat sich zusammenballte, daß in Mittelsibirien dank der überlieferten weitflächigen Raubwirtschaft des russischen Bauern schon um die Jahrhundertwende kaum noch Siedlungsland frei war und das Schreckgespenst des Landhungers umging, während in Ostsibirien nach dem mandschurischen Krieg der japanische Kolonist und vorab der chinesische Kuli als überlegener Wettbewerber sich erwies.

Man kann sich hiernach ohne weiteres denken, in welche Lage das großrussische Kolonialland geriet, als ihm mit dem Kriegsbeginn alle waffenfähigen Männer entzogen wurden und dieser „Generalstreik der Arbeitsfähigen" mit der Länge der europäischen Kämpfe immer weiter sich ausdehnte. Ein zuverlässiger Boden für die Entwicklung vaterländischer Gefühle, staatlicher Ordnung und Anhänglichkeit an das Mutterland fehlte, dafür war ein Ackerfeld bestellt, auf dem der anarchistisch gefärbte Sozialismus ebenso gut gedeihen mußte wie im engeren Umkreis der Petersburger Machthaberschaft. Die halbwilden Steppenvölker hatten sich, durch das zarische Willkürregiment von ihrer Scholle getrieben, in unwirtliche Gegenden zurückgezogen und nichts in ihre Einsamkeit mitgenommen als tiefen Haß gegen das Moskowitertum. Das zugeströmte Europäertum vertrat eine höhere Gesellschaftsstufe und Intelligenz als das Großrussentum; in ausgewechselter Form wiederholte sich die Geschichte des Chanats Kasan, wo einst die Wolgabulgaren, die Stammesbrüder der Balkanbulgaren, eine Hochburg islamischer, türkisch-tatarischer Gesittung schufen, dessen Gewerbe- und Kunstblüte wie wissenschaftlichen Leistungen die Moskowiter nichts Gleichartiges entgegenzusetzen hatten. Damals ließ Iwan der Schreckliche bei seiner Eroberung der Stadt 1552 alle Paläste, Moscheen, Schulen, Büchereien zerstören, wobei, nach den Klagen russischer Geschichtsschreiber selbst, unersetzliche wissenschaftliche Werte und Kunstwerke zugrundegingen. Heute naht sich die Nemisis: allerseits aufgepeitschter Haß, Erinnerung an erlittenes Unrecht, Freiheitssinn und das Bewußtsein überlegener Kultur entlädt sich und bäumt sich gegen die Petersburger Gewaltherrschaft in gleicher Weise auf wie der Nationalismus der europäischen Randvölker.

In Tomsk und Irkutsk haben sich „nationale" sibirische Regierungen gebildet, die aber nichts anderes sind als Bauern- und Soldatenklubs nach dem Vorbild der Petersburger Sowjets und mit dementsprechenden Leistungen: es wird viel geredet und in sozialistischen Theorien regiert, aber in der Praxis lediglich der kümmerliche Rest früherer Ordnung zerstört und durch „fliegende Agrarkomitees" das echte alteinfässige sibirische Bauerntum, das niemals hörig war und sich zum Teil eine verhältnismäßig große Wohlhabenheit bewahrt hat, von Haus und Hof getrieben. Das im russischen Stammreich herrschende Chaos kehrt mit unverminderter Bebengewalt in Sibirien das Unterste zu oberst, die Umsturzwirkungen sind entsprechend der Natur und der politischen Entwicklungsstufe des Landes anderer, aber nicht minder tiefgreifender und weltgeschichtlich bedeutungsvoller Art.

Fünfzig Jahre nach jener östlichen Weltenwende, da Europa angesichts der japanischen Meiji und der Brandgluten des Christenhasses in China von einem ersten Auffahren Asiens aus jahrtausendlangem Schlummer sprach, vollzieht sich ein zweites Erwachen, das diesmal als Folge des Zusammenbruchs Rußlands von der Peripherie aus die innersten Herzkammern des gewaltigen Erdteils ergreift. Es handelt sich um die Wiederaufrichtung neuer Staatswesen im weiten innerasiatischen Raum, wo gegenwärtig nur noch die Trümmer einstmals gebietender mongolischer, tatarischer und islamischer Reiche zu finden sind. Der Nationalismus macht sich in der Form des hordenmäßigen Wandertriebs geltend, der die Ketten der russischen Gewaltherrschaft zerreißt und, wie in der Zeit der mongolischen Völkermärsche, nach neuen Fühlungen auf Grund von alten Rassenverwandtschaften und von diesen aus zu neuen Staatsbildungen sich hintastet. Denn so bunt gemischt und gleich verworfenem Gestein zersprengt die Völkermasse Innerasiens ist, die Naturgewalt, die gerade dort mit solcher Kraft und Eindringlichkeit schaltet, hat doch bereits die Grundform eines einheitlichen Menschentyps geschaffen. Nicht mit Unrecht ist behauptet worden, daß sich hier neben den osteuropäischen Arten des Slawentums, wie den lettischen, finnischen, griechischen, lateinischen, ein neuer Schlag, der sibirische, herausgebildet habe. Wer über seinen Charakter sich näher unterrichten will, der findet ein mit unübertrefflicher Meisterschaft gezeichnetes Bild in Gorkis „Klagen", und zwar in der Person des Gemeinen Schwezow aus Staraja Russa.

Im Frühling ist das kultivierte Sibirien eine grünschimmernde Fläche gleich der Wipfeldecke eines unabsehbaren Waldes, im Sommer ein goldener Ozean von rauschenden Ährenwogen, im Herbst ein düsterer Teppich, in dem kahle Stoppelfelder mit schweren, schwarzbraunen Pfluggründen wechseln, im Winter Schnee und Eis, in Todesstarre weiß und feierlich und traurig dahingestreckt, gleich einer in Liebesharm entschlummerten Braut. Aber in allem Wechsel der Zeiten und Farben bleibt die Unendlichkeit, Raumlosigkeit, Formenleere des Bildes dieselbe: keine Gliederung durch Flußdämme, Straßen und Bahnnetze, Wirtschaftsgemarkungen geben ihm Körperlichkeit, und selbst die verstreuten armseligen Dörfer, Flecken, Gehöfte verschwinden in der ungreifbaren Flächenmenge des Ganzen. Wie das Land, so die Menschen, die es bewohnen. Sie sind stumm und scheu, im Guten wie im Schlechten ursprünglich und jeder ungezügelten Leidenschaft fähig, zärtlich und roh, mutig und feige, gutmütig und grausam, großzügig und niedrig denkend, aber doch zugleich voll kernhaften, urwüchsigen Selbstbehauptungswillens, breit angelegt im Daseinsrhythmus, in Temperament und Denkart.

Amerikanisch ist der Zuschnitt der natürlichen wie menschlichen Lebensbedingungen und ihrer Zukunftsausblicke; wie durch wirtschaftliche und soziale Wahlverwandschaft fühlt sich so der Yankee dorthin gezogen, sucht dort das New-Yorker Großkapital in großem Stil den Raubbau mit Land und mineralischen Schätzen der Erde fortzusetzen, für den ihm auf heimatlichem Boden der Raum zu eng wird. Sibirien ist fünfundzwanzigmal größer als Deutschland; seine Bevölkerung aber zählt nur 8,5 Millionen Köpfe, wovon die Hälfte in der Zeit seit 1903 eingewandert ist, während es mit den landwirtschaftlichen und industriellen Kräften seines Bodens, gering gewertet, das Dreifache der Menschenmasse des Deutschen Reichs unterhalten könnte.

Rußland steht vor dem endgültigen Fiasko seiner Politik, die dieses Riesengebiet zu einem geschlossenen, ganz Asien beherrschenden Block und Bollwerk seiner Weltmachtherrlichkeit machen wollte; „ein großer Aufwand schmählich ist vertan!" Aber auch der Nordamerikaner dürfte die Erfahrung machen, daß, mag er mit noch so großer Betriebsamkeit seiner Kapitalgewalt über die Alaska- und Aleutenbrücke als Bahnunternehmer, Bergwerksspekulant und Händler sich vordrängen, sich politisch seinem Marsch dieselben Widerstände entgegensetzen wie beim Zug über Panama nach Südamerika. Wie dort aus Eingeborenen, den Resten spanischer Herrschaft und dem Schwemmsand eines vielfältigen Einwandererstroms eine neue lateinische Rasse sich geformt hat, die der allamerikanischen Gleichmacherei mit unbeugsamem Selbstbehauptungswillen des Blutes sich entgegenstemmt, so hat sich in Sibirien aus gleichartigen Kräften und Säften das Wurzelgeflecht eines Volkstums entwickelt, das in *seiner* Neuen Welt ein eigenes Dasein leben und sein Schicksal selbst bestimmen will. Auf welchen Wegen dieser Drang letzten Endes sein Ziel erreichen wird, ist freilich einstweilen in Dunkel gehüllt; auch dieser aus den Fernwirkungen des Weltkriegsturms entstandenen Schicksalsfrage gegenüber gilt es, des Goetheschen Bescheidenheits-Mahnworts zu gedenken, der Mensch sei nicht dazu da, die großen Probleme des Weltgeschehens zu lösen, sondern zu zeigen, wo sie anfangen.

Digitized by Google

Ein Thüringer Pfarrhaus vor siebzig Jahren.

Von Dr. Otto Rückert.

(Schluß.)

Eine dunkle Treppe führte auf den Boden hinauf, wo ein nicht völlig ausgebautes Zimmer von mir als Schreinerwerkstätte benutzt wurde. Es war nämlich eine gute und nützliche Maßregel meines Vaters, daß er mich an freien Nachmittagen in die Werkstätten eines Buchbinders, eines Schreiners, eines Schlossers und eines Drechslers schickte. Die hier erworbenen Fertigkeiten zur Herstellung und Ausbesserung mannigfacher Gegenstände haben mir im späteren Leben viel Vorteil gebracht. Auch habe ich auf diese Weise das Leben in den Haushalten der Handwerker kennengelernt, da ja bei ihnen die Arbeits- und die Wohnräume nie völlig geschieden waren, und diese Erfahrungen und Eindrücke haben mich die Liebe zu allen Schichten des Volkes gelehrt.

Auf dem oberen Boden war ein Taubenschlag untergebracht, und einige Zeit hatte ich die Freude, eine Schar anmutiger und friedlicher schwarzer, grauer und weißer Täubchen in ihrem harmlosen Treiben beobachten zu können; doch in einer finsteren Nacht schlich sich dann ein Marder ein, um den armen Geschöpfen den Garaus zu machen. Sonst war nur noch altes Gerümpel auf dem Boden, so z. B. eine alte Kinderwiege, ausgediente Spinnräder, Weifen, Hecheln, ein Kasten mit Lichterformen, wie sie früher zum Gießen der Talglichter von meiner Mutter gebraucht wurden, und ähnliche Dinge. Doch halt! Eine alte Kiste fällt mir noch ein, darin lagen neben vielen Predigtkonzepten einige interessante Bücher, die allerdings nicht zu meinem Gebrauch hineingelegt waren. Darunter hatte ich ein schönes Exemplar der Epistolae obscurorum virorum entdeckt, jener geistvollen Satire Huttens oder Eoban Hesses auf die faulen Mönche; verstand ich auch nicht alles, so habe ich doch mit vielem Behagen oftmals darin gelesen. — Der vorderen Haustür gegenüber öffnete sich die hintere, von der aus man den großen Gemüsegarten vor sich liegen sah, der in vier große Felder mit vielen Gemüsebeeten eingeteilt war. Neben den regelmäßig gekreuzten Wegen liefen Rabatten (Randbeete), auf denen Balsaminen, Tulpen, Eisenhut, Federnelken, Frauenherz, Aurikeln, Lack und andere damals und teilweise auch heute noch beliebte Blumen wuchsen. Den Grasgarten zierten einige Obstbäume, darunter ein Birnbaum von solcher Höhe, daß man die Früchte nicht schütteln konnte, sondern mit den herabgefallenen zufrieden sein mußte. Die alte, etwas verfallene Mauer, die den Garten von dem Friedhof trennte, war über und über mit Efeu bewachsen, was einen malerischen Anblick gewährte. Wer im Dorf einen Kranz brauchte, durfte sich Blätter ausbitten.

Der nächste Weg von der Hauptstraße nach dem Pfarrhaus führte durch den Friedhof. Ich gestehe, daß ich mich als Knabe fürchtete, diesen Weg bei Dunkelheit zu nehmen, und stets den Umweg über die Gasse machte. Meine Mutter aber ging auch nachts durch die Gräber, indem sie zu mir sagte: „Die Toten tun mir nichts, aber auf der Gasse gibt es ungezogene Leute.“ Übrigens befand ich mich mit meinem Grauen vor den Gräbern, vor dem unheimlichen Geschnarche der nahen Turmuhr und vor dem Geschrei des Käuzchens in guter Gesellschaft, denn ein berühmter Dichter und Gelehrter, der als Vetter meines Vaters mehrmals im Pfarrhaus zu Besuch weilte, fand es in unserer Gastkammer gleichfalls ungemütlich, was er am Morgen beim Kaffee rügte.

An den Garten stieß der Hof; er war so groß, daß die Leiterwagen, die in die Scheune oder an den Holzstall fuhren, bequem in seinem Bereiche wenden konnten. An dem Kastanienbaum mitten im Hof, den mein ältester Bruder gepflanzt hatte, stand ein Brunnenhäuschen, in dem ein Eimer zum Schöpfen des Wassers für den wirtschaftlichen Gebrauch in die Tiefe gelassen wurde. Denn die Ställe beherbergten meist mehrere Kühe, Ziegen und Schweine sowie zahlreiches Hühnervolk. Auch Kaninchen hegte ich eine Zeitlang. Doch hatte ich sie eines Tages mit Gurken überfüttert, woran sie leider alle zugrunde gingen.

Da mein Vater durchaus kein Landwirt war, so mußte meine Mutter die ökonomische Tätigkeit allein leiten, was ihr als einer Geheimratstochter auch nicht an der Wiege gesungen worden war. Die Feldarbeit besorgte „unser Bauer“; er ackerte, säte und erntete Getreide und Heu. Auf dem beladenen Wagen fuhr ich oft mit Stolz heim. Auch beim Ernten der Kartoffeln war ich nach meiner Weise tätig; insbesondere war es mir ein großer Genuß, an einem Feuerchen Erdäpfel zu braten. So hatten auch meine älteren Geschwister getan, deren Kindheit noch in die dreißiger Jahre zurückreichte.

Einige Bauern trugen übrigens in meiner Jugendzeit noch kurze leinene oder lederne Hosen und Kniestrümpfe, am Sonntag einen langen Rock mit vielen Knöpfen und einen Dreispitz. Wenn während der Liturgie in der Kirche der Name Gottes genannt wurde, so machten sie eine ehrfürchtige Verbeugung. Die Volkstracht wurde auch noch von vielen Frauen und Mädchen in Ehren gehalten: schwarzer Rock mit breiten hellgrünen Streifen, mehr oder weniger buntem Mieder, Mantel mit großem Kragen, oben buntgestickter Haube mit langen Bändern, bei Frauen und Mädchen verschieden an Form und Farbe. — Der sonst meist verschlossene Hof wurde an den Sonntagen geöffnet und somit den Bewohnern des hinteren Dorfes zum Weg nach der Kirche freigegeben, wieder ein Beweis der Gutmütigkeit meiner Eltern. Sehr lebendig ging es im Pfarrhof zu, wenn die Bauern das Deputatholz und -reisig einfuhren. Sie bekamen dafür ein Essen, das aus den durch das Herkommen bestimmten Speisen bestehen mußte. Darunter war Rindfleisch mit Rosinenbrühe, die Wonne meiner Kindheit, und eine mit Saffran reichlich gewürzte Suppe, nach der das ganze Essen „die gelbe Weiche“ genannt wurde.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

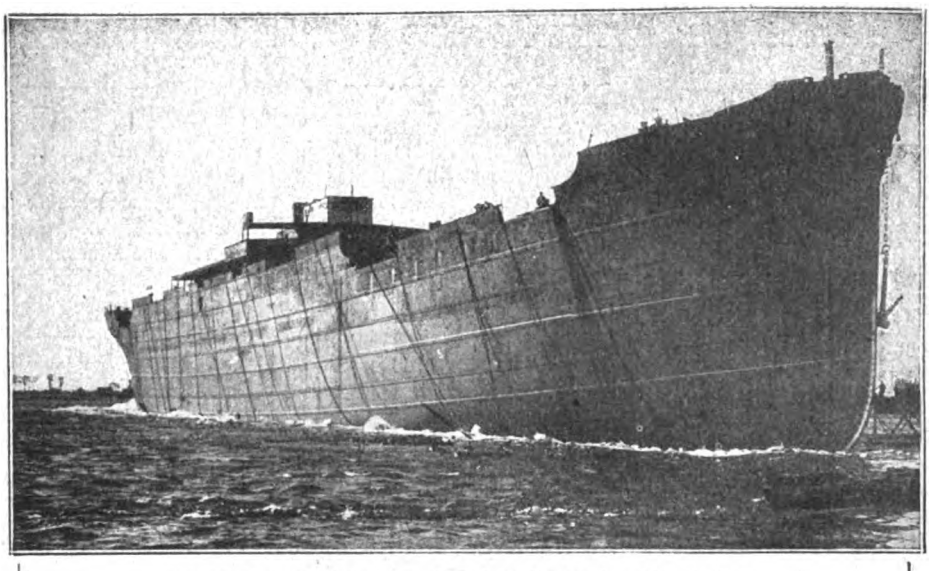
Frühlingseinzugsfeier der Kinder eines pfälzischen Dorfes.

Als Magd konnten wir nur ein derbes Mädchen aus dem Dorf brauchen, das den Umgang mit dem Vieh, das Reinigen der Ställe, das Hacken der Kartoffeläcker, das Melken der öfters stoßenden Kühe usw. gewohnt war. Zu meiner Freude verstanden solche dienstbaren Geister auch die im Dorf üblichen Speisen zuzubereiten, z. B. einen Kuchen von Gerstenmehl, sogenannten Gerstenmehlser, und einen Zemt, aus Flocken reichlich eingefetteten Mehles bestehend. Erst später habe ich eingesehen, wie genußreich und angenehm meine Kindheit verflossen ist, während ich oft unglücklich darüber war, daß mir manche städtischen Genüsse entgingen.

Da wir nun einmal vom Essen reden, so wäre weiter zu berichten, daß es für gewöhnlich bei uns sehr einfach zuging. An den Werktagen gab es meist nur Suppe, Gemüse und Kochfleisch, meistens Rindfleisch. Es sollte wenigstens solches sein, doch meine Mutter sagte öfters, es wäre wohl von einer alten Kuh gewesen! An den Sonntagen standen neben einem Braten die landesüblichen Klöße, teils Mehlklöße, teils Kartoffelklöße, teils gemengte, halb aus Kartoffeln, halb aus Mehl (sogenannte „Halbseidene“), auf dem Tisch. Nur an den Sonntagen, die der Vater in der Filiale

Digitized by Google

zubrachte, wurde stets Reisbrei ohne weitere Zuspeisen gekocht. Am Abend gab es entweder Reste vom Mittag, Wurst oder Käse, oft selbsterzeugte, und selten Tee. Morgens wurde Kaffee getrunken, doch war er mit Rübensurrogat vermischt. Der Vater trank zu seiner Pfeife noch am späten Vormittag die dritte Tasse. Mir wurde der Trank in ein irdenes Näpfchen ungezuckert gegossen, darein brockte ich mein Schwarzbrot und löffelte die Brocken heraus. Auf die Feiertage wurden reichlich Kuchen, nasser und trockener, gebacken, außerdem für meinen Vater, der sich aus süßem Gebäck nichts machte, ein Speckkuchen. Für Kaffeegesellschaften oder Besuche wurden kleine Brezelchen aus feinem Teig hergestellt, und zwar auch im Haus. Eine sehr unangenehme Erinnerungen erweckende Speise war Gänse- und Hasenklein, bei uns „Pfeffer" genannt, da hier wie auch bei einigen anderen Gerichten sehr reichlich Essig zugesetzt wurde Als schrecklichste Suppe aber galt mir eine mit Kümmel und Pfeffer gewürzte Brotsuppe, wie die der alten Spartaner, über die ich stets Tränen vergoß. Ich wurde aber trotzdem mit Strenge zu ihrem Genuß angehalten.



Stapellauf des Frachtdampfers „Rheinland" der Hamburg-Amerika-Linie, der, während des Krieges gebaut, mit 16000 Tonnen Tragfähigkeit der größte, ausschließlich dem Frachttransport dienende Dampfer der deutschen Handelsflotte ist.

Deutscher Handelsschiffbau im Kriege.

Obwohl es also für gewöhnlich in unserer Familie sehr einfach zuging, wurde doch an einem Tag im Jahr alles aufgeboten, was die Küche nur zu geben vermochte. Das war am Tag der Kirchen- und Schulenvisitation, an dem die Herren vom Kirchen- und Schulamt, der Superintendent und der Oberamtmann erschienen. Und wie mein Vater in dienstlicher, so hat wohl meine liebe Mutter sich in kulinarischer Hinsicht die Zufriedenheit der hohen Vorgesetzten erworben. Die Speisekarte wies da Suppe mit Eierkäse, Hecht, Klöße und Braten und eine süße Speise auf. Mein Vater wurde zuweilen auch als gesprächiger, geistreicher Mann, der er war, in die benachbarten Schlösser zur Tafel gezogen. Mir war es dann eine besondere Freude, die Fracktasche des Heimkehrenden zu durchsuchen. Denn der Vater hielt es nicht für ein Vergehen gegen das siebente Gebot, mir etwas vom Dessert einzustecken, Bonbons oder eine Apfelsine.

Wir sind somit auf die geselligen Verhältnisse gekommen und wollen bei ihrer Schilderung bei den Spitzen anfangen. Diese waren keine geringeren als die Landesherrschaften, ferner einige verwandte Prinzen und Prinzessinnen sowie adlige Grundherren aus der Umgebung. Sie kamen nicht selten in die Kirche, bei welcher Gelegenheit sie zuvor im Pfarrhaus vorsprachen. Es erschienen aber auch Männer der Wissenschaft von dem benachbarten Badeort, die sich beim Vater Aufschluß über die historischen oder geognostischen Verhältnisse der Gegend holten. Manchmal brachte der Vater auch unangemeldet Tischgäste zum Entsetzen der arglosen Mutter mit. Ich hörte damals Namen, die in der Wissenschaft einen guten Klang hatten, und fand später auch Briefe von solchen vor.

Mit den „Honoratioren" des Orts und der Umgegend kam der Vater in einer benachbarten Restauration zusammen, spielte auch wohl eine Partie Whist mit ihnen. Die Dorfwirtshäuser hat er nicht besucht. Beim Ausgang trug er stets schwarzen Rock, schwarze Beinkleider und weiße Binde, doch fehlte beim Gang nach der Filiale die Tabakspfeife nicht, eine sogenannte halblange. Er war selbst gegen die geringsten Leute stets freundlich und ließ sich oft mit ihnen in ein Gespräch über ihre Freuden und Leiden ein.

Auch machte mein Vater öfters Besuche in den Familien seiner Gemeinde. Zu den Hochzeiten und Kindtaufen der Wohlhabenden wurde er stets eingeladen; es wäre eine große Beleidigung gewesen, dies auszuschlagen. Bei solchen Gastmählern wurden stets dieselben Gerichte aufgetragen, und von diesen wie auch von dem Kuchen wurde stets ein nicht geringer Anteil in das Haus der geladenen Gäste gesandt. Die Unsitte der Leichenschmäuse hat aber in unserer Pfarrei nicht geherrscht. Es war üblich, daß bei sogenannten großen Leichen die Leichenrede in der Kirche gehalten und der Sarg hier nochmals geöffnet wurde. Die dagegen ergangenen Verbote wurden mit Unwillen aufgenommen. Der Anblick von Toten war mir als Knaben daher nicht ungewöhnlich. Daß tagtäglich viele Leute, besonders arme, zur Bewilligung von Unterstützungen in das Pfarhaus kamen, ist selbstverständlich. Die zu taufenden Kinder wurden erst hereingetragen, was den weiblichen Bewohnern stets besondere Freude bereitete. Auch die Brautpaare machten zuvor ihre Besuche. Alle diese Gepflogenheiten waren gewiß Zeichen eines vertraulichen Verhältnisses zwischen Gemeinde und Pfarrer.

Nun ein Wort über das Pfarrhaus an Festtagen. In den Wochen vor Advent traten abends Knaben in den Hausplatz und sangen schöne Adventslieder. Die Sitte des Singens der Kurrendeschüler, die wir von Luther kennen, hatte sich also hier noch jahrhundertelang erhalten. Den Glanzpunkt der Weihnachtsfeier bildeten die auf dem nahen Antoniusberg brennenden Fackeln. Letztere bestanden aus Stangen, die in Form großer Reisigbesen mit dürren Reisern und Spänen umwunden waren. Sie wurden auf den Berg geschleppt und boten von den Fenstern der Gaststube aus einen wunderbaren Anblick.

Zur Osterzeit erschienen die Konfirmanden des ganzen Kirchspiels, wenigstens ein halbes Hundert, und brachten als Entgelt für den Unterricht, je nach Vermögen, Ostereier. Darunter war auch die schwarzäugige Schulzentochter, die beim Abzählen der Knaben und Mädchen auf mich kam. Wir haben uns zwar nicht geheiratet, aber besucht habe ich sie als Wirtin in der „Krone" noch nach Jahrzehnten, habe manche Bratwurst bei ihr gegessen und mir von den alten Kameraden erzählen lassen.

Zum Pfingstfest holten die Burschen große Birken, sogenannte Maien, aus dem Wald und stellten sie vor die Kirche und das Pfarrhaus. Zur Kirchweih endlich erschienen die Planburschen vom Hauptort wie von der Filiale mit Musik, an der Spitze einen bändergeschmückten Hammel führend. Vor dem Pfarrhaus stellten sie sich auf; Söhne, Töchter oder andere tanzfähige Bewohner des Pfarrhauses wurden zum Tanz auf die Straße geholt.

Zum Schluß muß ich noch der Zeitungen und Zeitschriften gedenken, die im Pfarrhaus gelesen wurden; es waren die Gartenlaube, das Frankfurter Journal mit der auch von mir gewürdigten Didaskalia und die Dorfzeitung. Der theologischen Fachschrift kann ich mich zwar nicht mehr erinnern; doch kann man aus den anderen schon schließen, daß sie der freieren Richtung angehört haben dürfte.

Vater, Mutter und der ältere Bruder liegen nun längst auf dem neuen hochgelegenen Friedhof, und ihre Gräber sind durch Granitblöcke bezeichnet, die ich selbst aus dem Wald geholt habe. Von den Grabstätten genießt man einen herrlichen Blick auf die bewaldeten Berge mit ihren Burgen, auf das weithin im Tal gelagerte Dorf, auf die Kirche mit ihrer Schieferhaube und das Pfarrhaus, das mir trotz seiner Einfachheit und Schlichtheit der liebste Fleck auf der Erde ist. Denn der Dichter hat recht: „'s gibt doch nur ein Vaterhaus!"

Digitized by Google

Nr. 13 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(12. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

„Verlange weniger, o Mohammed ben Hassan!"

„Meine Kinder und Enkel werden meinen Namen verfluchen, weil ich ein Stück meines Herzens gleich einem Kiesel weggeworfen habe! Neunzehnhundert Rupien, o Fürst!"

„Viel — viel weniger, o Mohammed ben Hassan!"

Die Vogelaugen des Moslems drückten sich zusammen.

„Wieviel würdest du bezahlen, o Fürst?" fragte er vertraulich. — Der Fürst sah ihn an; er schob langsam den Unterkiefer vor. Auch seine Augen schlossen sich halb. Er lächelte. „Ich will den Rubin nicht kaufen, du Liebling Gottes," sagte er mit einem vorsichtigen Ton der Stimme, „noch irgendeinen deiner Steine sonst. Ich will überhaupt nichts von dir kaufen, nicht jetzt noch später, o Mohammed ben Hassan — es sei denn, du gäbest mir alles, was dieses Gemach an Juwelen enthält, für die runde Summe von einer Million Rupien . . ." — Michael Fürbringer hatte das Gefühl, als finge die Luft um ihn her zu flimmern an. Er hielt den Atem in der Brust zurück und blickte mit einem sinnlosen, rasenden Herzklopfen auf die beiden Männer, die einander gegenüberfaßen und sich ihre Verwünschungen, Beschwörungen und Eidformeln raketenartig an die Köpfe schleuderten. Er verstand das nahezu tobsüchtige Flüstern Ramiganis nicht mehr, das über seinen Haaren zischte, er schüttelte den Kopf dagegen, als wollte er Stechmücken verscheuchen. Die sich überbietenden und unterbietenden Zahlen prasselten auf sein Schädeldach wie schwere Hagelkörner.

Mohammed ben Hassan bekam einen Tobsuchtsanfall. Er schmetterte seine Brille auf den Boden und zertrat sie unter seinem Fuß. Zwischen Lächeln und Lachen jagte der Radscha seinen weißbärtigen Gegner von der Höhe aberwitziger Zahlen hinunter auf das immer noch Himmelhohe. Sie schrien beide und glühten sich an. Die dürren, alten Hände Mohammeds ben Hassan krümmten sich zu Vogelklauen. Sein tausendmal wiederholtes „Nein—!" wurde zum Geheul der wütendsten Verzweiflung. Er wand und wiegte sich auf seinem Platz wie eine tanzende Kobra. — Auf einmal war er still. Er schien aus einem Krampf zu erwachen, lächelte und wischte sich mit dem Ärmel über das triefende Gesicht. — „Sei es, wie du sagst, o du gesegneter unter den

Ostern.

Hebt die Flöre! Laßt das Klagen
Um den Leichnam in der Gruft!
Hört, was euch die Glocken sagen
Mit den Lerchen in der Luft:

Werft gen Himmel eure Sorgen
Bis zum höchsten Kirchturm-Knauf,
Menschen, schlagt zum Ostermorgen
Schicksalfreie Augen auf!

Seht, die Knospe drängt zum Lichte,
Junger Saft strömt in den Baum,
Aber Todes-Angesichte
Schatten noch den Menschentraum.

Kommt doch, froh den Herrn zu grüßen,
Der vom Grabe auferstand.
Seht, mit den verklärten Füßen
Schwebt er übers Frühlingsland.

Und die Mutter sieht ihn wieder,
Den sie weinend einst versenkt . . .
Auferstehung! Frühling! Lieder!
Alles ist uns neu geschenkt!

Margarete Bruch.

Digitized by Google

Fürsten!" sprach er fast liebevoll. — Der Fürst erhob sich, reckte die Schultern und sah Fürbringer, der ebenfalls aufstand, eigentümlich lächelnd an.

„Nun?" fragte der Deutsche. „Einig geworden?"

„Ja. Für zweiundeinehalbe Million. . . Ein Spottpreis. . . Aber eine Nuß aus Granit zerbeißt man leichter als die Hartnäckigkeit dieses Abkömmlings des Propheten. Ich bin wie gerädert und gepfählt. Mein Schlaf in dieser Nacht wird dem Schlaf des Todes gleichen. . . Kommen Sie! Ich glaube, es fehlt nicht mehr viel an Mitternacht."

Von Mohammed ben Hassan geführt, verließen sie das Gemach und traten den Rückweg an, begleitet und gleichsam getragen von den bronzenen Wogen des schwingenden Gongs, der hinter ihnen allmählich verstummte.

Ehe sie das Haus des Moslems verließen, trat Mohammed ben Hassan auf Fürbringer zu, sah sich nach Ramigani um und sagte, dem Deutschen eine kleine, häßliche Schale aus Perlmutter in die Hand drückend: „Nimm dies, o Freund meines Freundes, als ein unwürdiges Andenken an deinen Knecht Mohammed ben Hassan. . . Deine Nacht sei gesegnet! Gott singe dich ein!"

„Die Zunge meines Freundes ist stumm, aber sein Herz dankt dir, o Mohammed ben Hassan, mit der Beredsamkeit der Liebe!" sagte der Fürst, während er den Elefanten bestieg. Fürbringer folgte ihm etwas verwirrt und unruhig. Er steckte die Schale in die Tasche und sah sich nach seinem Reittier um. Mohammed ben Hassan blieb an der Schwelle seines Hauses stehen und blickte ihnen nach.

Als sie im Boote saßen und über den nachtschwarzen See ruderten, den das Licht der breitlohenden Fackeln nicht erhellte, wandte sich der Fürst plötzlich nach einem langen Schweigen an Ramigani, der hinter ihm saß, und sagte: „Höre, du Säule meines Hauses, gib die Steine heraus, die du dem Moslem gestohlen hast. Sie sind mein. . ."

Das Messinggesicht des Dieners wurde zu Kupfer.

„Ich habe ihm nichts gestohlen, o Herr", sagte er atemlos.

„Nein?" Der Fürst lächelte. „Dann warst du herzlich töricht, Ramigani . . ."

Der Diener sah ihn gequält an. Er schwieg. Der Radscha wandte sich ab.

„Haben Sie schon nachgesehen, was Ihnen der Alte zugesteckt hat?" fragte er Fürbringer.

„Eine Perlmutterschale", antwortete der Deutsche gleichgültig.

„Und ihr Inhalt?"

„Ihr Inhalt —?"

„Glauben Sie, daß Mohammed ben Hassan der Mann ist, Perlmutterschalen als Gastgeschenk zu geben?"

Fürbringer nahm das kleine Gefäß aus der Tasche. Es öffnete sich wie eine Muschel und stammte wahrscheinlich aus Europa.

In seiner Mitte lag ein Stein von der Größe einer Mandel. Der Fürst beugte sich vor.

„Erlauben Sie?" —

„Bitte, Hoheit . . ."

Der Fürst nahm den Stein vorsichtig heraus und legte ihn auf die flache Linke.

„Sie sind im Besitz einer Taschenlampe?" sagte er aufblickend, in halber Frage.

„Ja", antwortete Fürbringer. Der Atem versagte ihm bei der einen Silbe.

„Bitte, leihen Sie sie mir für einen Augenblick . . ."

Fürbringer nahm sie aus der Tasche und schaltete sie ein.

Der Fürst betrachtete den Stein sehr aufmerksam, ließ das Licht auf ihm spielen und reichte ihn zuletzt an Fürbringer.

„Ein Sternsaphir", meinte er. „Ein ungewöhnlich schönes Stück . . . Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Fürbringer . . ."

„Was soll das bedeuten?" fragte Fürbringer, von dem Stein in seiner Hand auf den Fürsten blickend.

Der Radscha zuckte die Achseln.

„Ich muß gestehen," sagte er, „daß mich dieser Sternsaphir sehr nachdenklich stimmt. Er ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß Mohammed ben Hassan Sieger geblieben ist und mich mit Nachdruck hineingelegt hat . . . Ich hätte es wissen müssen . . . Die Willenskraft der Welt würde an seiner Schlauheit Schiffbruch leiden. Heben Sie den Stein gut auf, Herr Fürbringer. Er hat in Wahrheit schwerlich seinesgleichen . . ."

Fürbringer antwortete nicht. Er dachte an seine Frau. Er liebte den Stein, weil sie ihn tragen würde. Er steckte ihn in die innere Tasche seines Rocks und berührte seine Hülle zuweilen mit der Hand, als sei der Stein bereits ein Stück von ihr.

Er trennte sich von dem Fürsten mit einem Händedruck, der um einen Grad zu herzlich war, um herzlich zu sein, und ließ sich von Ramigani nach seinem Zimmer bringen, wo er ihn entließ.

Er sah Miriam in einer Ecke kauern; ihre Augen blickten ihm entgegen.

Fürbringer schickte die Diener fort.

Er trat auf das Mädchen zu, das sich erhob und ihn grüßte. Ihr Gruß wie ihr Lächeln waren schwer von Hingebung.

„Kind," sagte Michael Fürbringer kaum hörbar, „meine kleine Schwester, was bringst du mir?"

Sie horchte, die Stirne senkend, auf seine Worte, begriff sie und sah ihn an.

„Dies", sagte sie, die Hände öffnend und zu ihm hebend.

In ihren schmalen, braunen Händen lag ein kleines, weißes Tuch.

Fürbringer griff danach.

Es war ein Taschentuch seiner Frau.

* * *

Fürbringer hielt das kleine Tuch in seiner Hand, als wäre es ein junger, weißer Vogel, der zu ihm gekommen war und ihn erschütterte mit der blinden Bedingungslosigkeit seines Zutrauens. Er setzte sich in den nächsten Stuhl, drückte das Gesicht in das zarte Tuch und holte tief trinkend Atem.

Er atmete mit dem Duft des Stoffes den Duft, der um die Frau her war, die er liebte — diesen frischen, süßen und heiteren Geruch Kölnischen Wassers, in dem sie eine Verschwenderin war. Er preßte seine Lippen in diese kühle Süßigkeit und spürte das Brennen seiner Lider. Er sehnte sich danach, zwecklos umherzugehen, mit geschlossenen Augen, das Tuch am Munde, sinnlose Worte zu murmeln und zu lachen. Und er saß still, die Ellbogen auf die Knie gestemmt, den Kopf in beiden Händen, und fesselte das Schluchzen, das ihn packte, mit den Zähnen.

Eine lange Zeit verging, und während der ganzen Zeit fühlte er, zuerst halb unbewußt, dann immer deutlicher, die Blicke Miriams wie zwei feine Flammen—Stichflammen—auf sich gerichtet. Er riß sich hoch und ballte die Faust um das Tuch; er hob den Kopf und sah sich nach dem Kinde um.

Miriam kauerte, wenige Schritte von ihm entfernt, am Boden und sah ihn an. Ihr Gesicht, auf dem das Licht der Lampen weich und gleichsam ausruhend lag, schien noch schmaler geworden zu sein und litt unter seinem eigenen, fast todessüchtigen Ernst.

„Komm zu mir, meine kleine Schwester", sagte Michael Fürbringer, die Hand ausstreckend.

Sie kam sofort, mit dem Gehorsam der Willenlosen.

Aber als sie vor ihm stillhielt und den Blick zu ihm erhob, war es, als käme über sie die Erlösung derer, die lange Zeit gewandert sind, ohne zu wissen, ob sie jemals ihr Ziel erreichen würden. Sie atmete sanft und tief, mit ein wenig offenen Lippen, zufrieden, ernst und ohne Wunsch.

Sie diente . . .

Digitized by Google

Photographie u. Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Fürbitte.

Gemälde von Ferdinand Leeke

Digitized by Google

„Sage mir, Kind," — Michael Fürbringer wußte nicht, wie hart sich seine Finger um die Hand des Mädchens schlossen — „wo ist sie?"

„Hier im Palaste, Sahib . . . Über dem Tore, das nach Westen liegt, wohnt sie und hat viele schöne Zimmer."

„Hast du mit ihr gesprochen?"

„Ja, Sahib."

„Hat sie selbst dir das Tuch gegeben?"

„Ja. Für dich."

„Warum hat sie mir kein Wort dazu geschrieben?" rief der Mann.

Das Mädchen zögerte mit der Antwort.

„Sahib, mein Ohr und mein Mund sind sicherer als ein Blatt Papier. Wenn ich starb auf dem Wege zu dir — und wenn ich nicht wiederkam, so war ich tot — dann starben auch die Worte, die sie sprach. Aber ein Blatt beschriebenes Papier, das redet, auch wenn der Bote starb . . ."

„War dir der Tod so nahe auf deinem Weg?" fragte Fürbringer, fast wider seinen Willen innehaltend im Drang seiner eigenen Wünsche, um bei dem Kinde zu verweilen.

„Er ist es immer", antwortete Miriam gelassen.

Fürbringer lächelte.

„Jedem Menschen, kleine Miriam", sagte er gütig. „Aber du bist noch ein Kind und solltest ihn nicht fürchten."

„Ich fürchte ihn nicht, Herr", entgegnete das Mädchen. In ihren sehr weit geöffneten Augen, die sich dem Manne wie Tore auftaten, lag ein Ausdruck fast der Strenge.

„Ich weiß es", sagte der Mann ernst. „Du hast es bewiesen. Du fürchtetest das Leben mehr . . . Kleine Schwester, wenn ich und die Frau, um derentwillen ich einzig und allein noch hier bin, dieses spukhafte Land verlassen, dann werden wir dich bitten, mit uns zu gehen, und dann wirst du es lernen, das Leben zu lieben, kleine Miriam . . ."

„Ja, Sahib", antwortete sie wunderlich geduldig. Ihr Blick wie ihre Stimme waren ganz ohne Glauben.

„Willst du mir nun sagen, meine kleine Schwester, was die Frau, bei der du warst, dir für mich aufgetragen hat?"

„O Sahib," rief Miriam, in ein plötzliches Schluchzen ausbrechend, „sie liebt dich, und das soll ich dir sagen: es gibt kein Wort, das heilig genug wäre, um dir zu schildern, wie groß ihre Liebe zu dir ist. Als ich zu ihr kam, da weinte sie, und sie lachte, als ich ging, denn sie wußte, daß ich zu dir gehen würde. Ich glaube, sie liebte mich, weil deine Augen auf mir geruht haben. Oh, sie ist schön, die Frau, die du liebst! Sie ist schön, wenn sie lacht und wenn sie weint. Sie ist am schönsten, wenn sie deinen Namen nennt; dann leuchtet ihre Seele!"

„Du wirst mich zu ihr führen, Miriam!" rief der Mann ausbrechend.

„Nein, Sahib — o nein! Niemand darf merken, daß ich dir eine Botschaft gebracht habe, die dich suchen läßt, was sie vor dir verbergen! Wenn sie es merkten, so würden sie mich von dir nehmen und einsperren, und ich würde mir den Kopf zerschlagen an der Tür und dir doch nicht helfen können. Du mußt Geduld haben, Sahib . . ."

„Kleine Miriam, wenn dein Herz so voller Angst und Liebe wäre wie das meine — du würdest nicht sagen: Hab' Geduld! Du würdest nicht mehr sprechen, sondern aufstehen und mich zu der Frau führen, die wartet, daß ich zu ihr komme. Ich will dich nicht in Gefahr bringen. Du sollst den Weg nicht zum zweiten Male gehen. Du sollst ihn mir nur beschreiben — und, sei gewiß, ich werde ihn nicht verfehlen. Ich würde diesen Weg mit geschlossenen Augen gehen und ans Ziel kommen! Sage mir, meine kleine Schwester — wohin muß ich gehen?"

Miriam stand auf. Ihr schmales Gesicht, das schwer war von seinem strengen Ernst und ihrer Jugend spottete, schien plötzlich nichts als die Maske eines übermenschlichen Willens zu sein, der durch die Haut leuchtete wie ein Feuer.

„Geh nicht, Sahib!" sagte sie sanft und fest. „Ich werde sie zu dir bringen!"

„Ohne Gefahr für sie?" fragte der Mann.

„Ohne Gefahr für sie", wiederholte Miriam lächelnd.

Fürbringer drückte sich die Fäuste vor die Stirn. Er starrte das Mädchen an.

„Spiele nicht mit mir, Miriam!" sagte er etwas verhalten. „Du mußt nicht versuchen, mich zu betrügen, indem du sagst, daß du sie holen willst — und es wäre nur ein Vorwand für dich, fortzugehen und nicht wiederzukommen, weil du fürchtest, ich würde mir den Weg erzwingen. Ich will warten, Miriam — sehr lange Zeit warten. Aber wenn du vor Morgengrauen nicht wiedergekommen wärest, dann würde ich gehen müssen und ans Ziel zu kommen suchen ohne dich. Ich bin schon einmal eine fürchterliche Nacht hindurch auf den Treppen, in den Gängen und Hallen dieses Palastes umhergeirrt, und du mußtest mir die Hände heilen, die ich mir wundgeschlagen hatte an einer ehernen Tür. Vergiß das nicht, Miriam, wenn du mir sagst, daß du jetzt zu ihr gehen und sie zu mir bringen willst."

Fürbringer atmete ein paarmal tief auf; er drückte die Zähne auf seine Lippen.

„Ich werde sie dir bringen, Sahib", entgegnete das Mädchen still.

„Wie lange soll ich auf dich warten?" fragte er.

„Lange, Sahib", antwortete Miriam. „Der Weg ist weit und hat viele Wächter. Du wirst nicht wollen, daß wir unvorsichtig sind."

„Nein. . ."

„Die Nacht wird nicht vorübergehen, ohne daß wir kamen", sagte das Mädchen.

Fürbringer lächelte. Er beugte den Kopf in den Nacken.

„Dann geh, meine kleine Schwester!"

Miriam ging. Lautlos schloß sich die Tür hinter ihr. Fürbringer stand und blickte auf die geschlossene Tür, bis ihm das Blut in den Augen flimmerte. Er wandte sich ab und fuhr sich über die Stirn. Er zog die Uhr aus der Tasche, sah auf das Zifferblatt und steckte sie wieder ein, ohne zu wissen, wie spät es war. Er begann im Zimmer hin und her zu gehen; schließlich, da der eine Raum ihm nicht genügte, stieß er die Türen der beiden andern auf und wanderte vom Schlafzimmer zum Arbeitszimmer, blieb an den Tischen und Stühlen stehen, nahm hundert Dinge in die Hand, betrachtete sie und wußte nicht, was er sah. Zuweilen horchte er, den Atem anhaltend, glaubte Geräusche zu hören — hörte sie wirklich. . .

Eine Tür fiel ins Schloß . . . gleich darauf eine zweite, eine dritte. . . Jemand entfernte sich, als liefe er. Dann war es wieder still. . . Wasser tropfte. . .

Dieses gleichmäßige, feine Wassertropfen wurde zu einer Melodie, die leise mit sich selber schwatzte und durch die in sich abgeschlossene Gleichgültigkeit gegen alles andere zur Folter wurde.

Fürbringer fühlte, daß ihm der Schweiß an den Schläfen hing. Er fror, daß es ihn schüttelte, und sein Gaumen war trocken wie Staub. Er dachte: ich muß irgend etwas anfangen, um meine Gedanken zu bändigen. Er begann zu zählen, aber die Zahlen verwirrten sich in seinem Hirn.

Er ging in sein Arbeitszimmer und brannte alle Kerzen an; er entzündete das Räucherwerk in der Bronzeschale. Er sah die schwermütigen, bläulichen Wolken aufsteigen und atmete ihren Duft mit einer bewußten, drängenden Inbrunst.

Die Kerzen brannten still und ernst empor, fast unbewegt, mit ihren schönen Flammen. Eine knisterte, heller brennend, auf, und der sehr zarte Laut gewann in der großen Stille der Erwartung eine fast erschütternde Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Kinderbildnis in Plastik und Malerei der Berliner Königl. Porzellan-Manufaktur

Von G. Lenz. — Mit 15 Abbildungen.

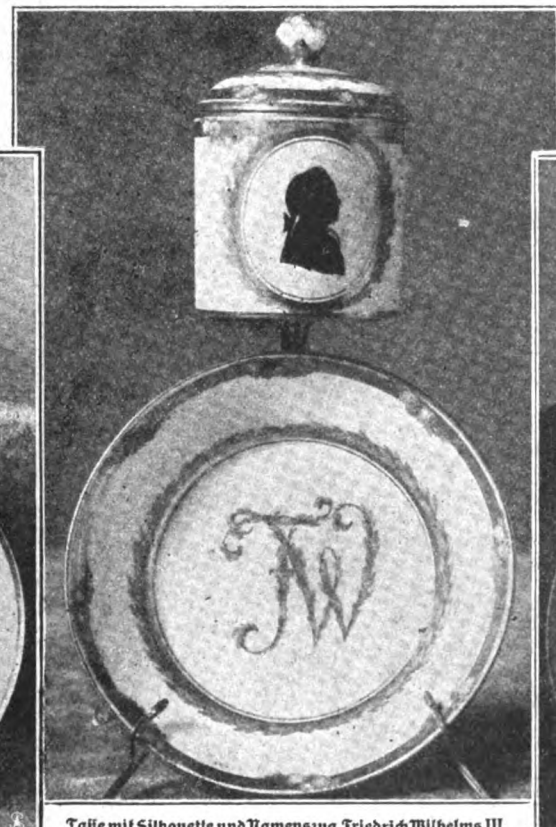
Die Kunstgeschichte des Kindes ist noch nicht geschrieben worden. Nur einige Streifzüge und Einzeluntersuchungen liegen vor, die alle ein Gebiet außer acht lassen, dem hier ein besonderes Kapitel zu widmen wäre: die lachende Kinderwelt, die den Porzellanhimmel der Rokokozeit bevölkert. In seinem leichten Gewölk wimmelt es von pausbäckigen Rangen und kecken Schlingeln, drolligen Mädelchen und zierlichen Dämchen. Alle olympischen Götter treten hier auf. Sie haben ihre Würde abgestreift, und als Kinder, nur mit ihren Attributen bekleidet, nehmen sie teil an dem Kinderjubel und dem strahlenden Glück, von dem die heitere Phantasie des Rokoko so märchenschön zu träumen weiß. Allen voran der kleine Amor und das tolle Heer seiner Spielgesellen, der Amoretten und Cupidos, die in allen erdenklichen Masken und Verkleidungen ihre gefährlichen Pfeile auf unschuldige Menschenherzen abschießen. „Wer kauft Liebesgötter?", das scheint eine der brennendsten Fragen in den Porzellanfabriken des 18. Jahrhunderts gewesen zu sein. Zu ihnen gesellen sich ungezählte Scharen von Genien und Putten, die die Kräfte der Natur, das Gefühlsleben der Menschen und den Mythus der Antike allegorisch verkörpern, und endlich die realen Kinder, die gerne groß sein möchten und als Handwerker und Gewerbetreibende, als Gärtner und Bauern, als Schauspieler und Musikanten das Treiben der Erwachsenen im kindlichen Spiele nachzuahmen versuchen. Es sind kleine Meisterwerke darunter von bezaubernd dem Reiz, die den Vergleich mit den Kinderdarstellungen der größten Künstler nicht scheuen. Aber so nahe sie oft in der Auffassung und in der Feinheit der Einzelmodellierung dem Kinderbildnis kommen, ist doch der Schritt vom allgemein Typischen und Genrehaften zum Persönlichen und Individuellen noch deutlich vermieden.

Kannelliertes Potpourri mit Bildnis der Prinzessin Friederike, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, geb. 1767.
Berlin, um 1780 (Sammlung Dr. v. Dallwitz, Berlin).

Kannelliertes Potpourri mit Bildnis des Prinzen Louis, Sohnes des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, geb. 1773.
Berlin, um 1780 (Kgl. Kunstgewerbe-Museum, Berlin).

Auch in der Manufaktur Friedrichs des Großen, in deren Modellschatz die allegorische, mythologische und volkstümliche Kinderplastik einen breiten Raum einnimmt, erscheint das Kinderporträt, von dem hier die Rede sein soll, erst spät und zunächst nur in der Malerei. Das Interesse am Ausdruck der Seele erwachte in Berlin gegen Ende der 1770er Jahre unter dem Einfluß der Lavaterschen „Physiognomischen Fragmente", welche die hier mit ungewöhnlicher Leidenschaft betriebene Silhouettenmode heraufbeschworen. Ganz Berlin ließ sich damals silhouettieren, und die Manufaktur mußte zwei Maler anstellen, die ausschließlich damit beschäftigt waren, diese Schattenrisse in zierlicher Umrahmung auf Kaffeetassen und andere Geräte zu übertragen. So ist es kein Zufall, daß auch das Kinderporträt in den künstlerischen Arbeiten der Manufaktur

Tasse mit Brustbild des fünfjährigen Prinzen Wilhelm (späteren Kaisers Wilhelm I. — Berlin, 1802



Tasse mit Silhouette und Namenszug Friedrich Wilhelms III. als Knaben. — Berlin, um 1780 (aus einem Kaffeeservice mit Silhouetten der Mitglieder der Königlichen Familie im Hohenzollern-Museum).

Tasse mit Bildnis eines Sohnes der Jamie Parthey, Enkels des Buchhändlers Nicolai. — Berlin, um 1815.

Digitized by Google

uns zuerst als Silhouette entgegentritt Wir zeigen in der Abbildung 4 eine Tasse mit dem Schattenbildnis Friedrich Wilhelms III. im Alter von etwa 10 Jahren aus einem vielteiligen Kaffeeservice des Hohenzollernmuseums, welches die Silhouetten der ganzen königlichen Familie auf seinen Tassen und Kannen vereinigte

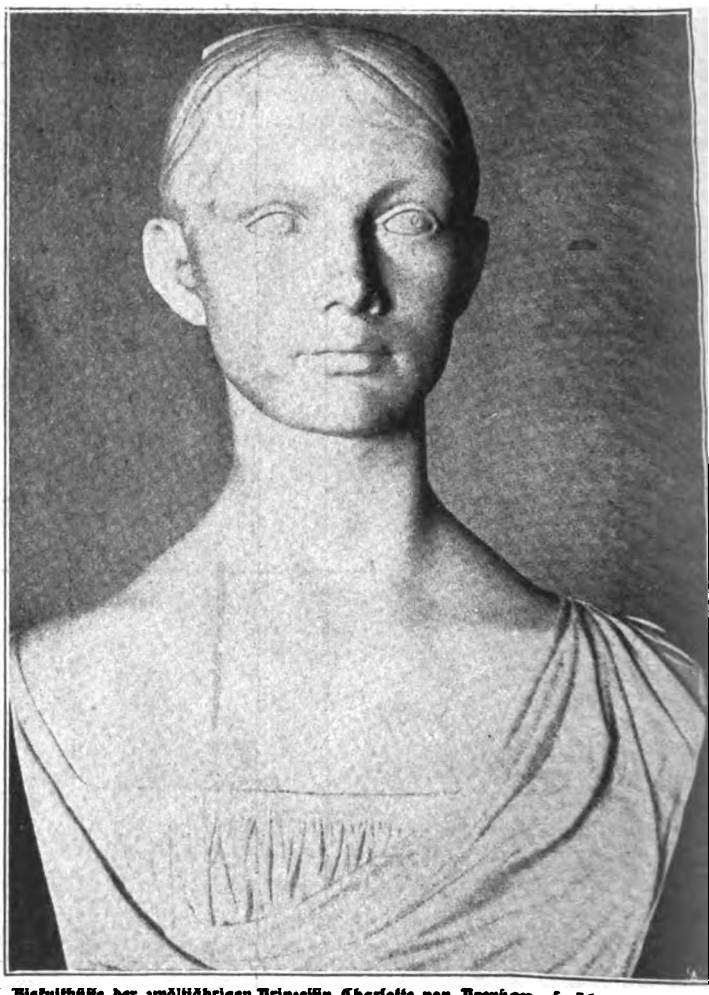
Zweifellos hat die Silhouette viel zur Verfeinerung und Vertiefung des Porträts beigetragen. Mit großer Sorgfalt und Sauberkeit sind die etwa gleichzeitig entstandenen Kinderbildnisse ausgeführt, mit denen der Porträtmaler der Manufaktur Franz Tittelbach zwei reich dekorierte Potpourris eines Kaminaufsatzes geschmückt hat Es sind die Kinder des Prinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., und zwar, wie die Namenszüge auf der Rückseite der Vasen erkennen lassen, die Prinzessin Friederike Charlotte Ulrike Caroline, spätere Herzogin von York, und der Prinz Louis, der 1793 die Schwester der Königin Luise, die schöne Prinzessin Friederike, heimführen sollte. In zarter Graumalerei auf rosa Grund sind diese Miniaturbildnisse gemalt, die die Fürstenkinder in der modischen Frisur und den sorgfältigen Toiletten fast zu elegant und zu wenig kindlich erscheinen lassen. — Ein bisher unbekanntes Kinderporträt Kaiser Wilhelms I. im Alter von 5 Jahren treffen wir in der Wohnung der Königin Luise im Charlottenburger Schloß auf einer Tasse, die, nach der Inschrift auf der Untertasse zu schließen, seiner Mutter im Jahre 1802 zum Geburtstag geschenkt wurde (Abb. 3) Es ist in Bistre-Malerei ausgeführt und außerordentlich anziehend durch den lieblichen Ausdruck des feinen, fast mädchenhaften Lockenköpfchens.

Friedrich II. und sein Großneffe Friedrich Wilhelm (III.).
Von Carl Friedrich Riese — Berlin, um 1800

Ein Prachtbube, der alles verspricht, was die Inschrift in der Untertasse von ihm erwartet, ist auf der Tasse der Abbildung 5 der kleine Parthey, ein Enkel des berühmten Berliner Buchhändlers Nicolai. Die Peitsche in der Hand, scheint er, auf dem Schaukelpferd sitzend, im Vorbeireiten den Herrn Maler nur eben einmal anzuschauen

Die Plastik der Manufaktur bringt erst um die Jahrhundertwende die erste bildnismäßige Kinderdarstellung in einer Biskuitgruppe des Bildhauers C. F. Riese „Friedrich II. und sein Großneffe Friedrich Wilhelm (III.)", die die bekannte Ball-Anekdote veranschaulicht. Der kleine Prinz kämpft hartnäckig um den Ball, der auf den Schreibtisch des Königs gefallen war, bis dieser ihn mit den Worten zurückgibt: „Du bist ein braver Junge, dir werden sie Schlesien nicht wiedernehmen!" Das kindliche Ungestüm des stürmisch begehrenden Knaben ist fein beobachtet und wiedergegeben. Von demselben Künstler sind auch die Biskuitbüsten des fünfzehnjährigen Kron-

Biskuitbüste des damals fünfzehnjährigen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.
Von Carl Friedrich Riese — Berlin, 1810



Biskuitbüste der zwölfjährigen Prinzessin Charlotte von Preußen, späteren Kaiserin Alexandra von Rußland.
(Neuere Ausformungen im Besitz der Königlichen Porzellan-Manufaktur)

Digitized by Google

Morgen.

Gemälde von Eugen Osswald.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

prinzen Friedrich Wilhelm (IV.) und seiner um drei Jahre jüngeren Schwester Prinzeß Charlotte, der nachmaligen Kaiserin Alexandra von Rußland, die im Katalog der Akademischen Kunstausstellung 1810 zuerst aufgeführt werden. Diese ist in seinen Porträtbüsten leicht etwas philiströs und pedantisch, aber anderseits von einer peinlichen Sorgfalt

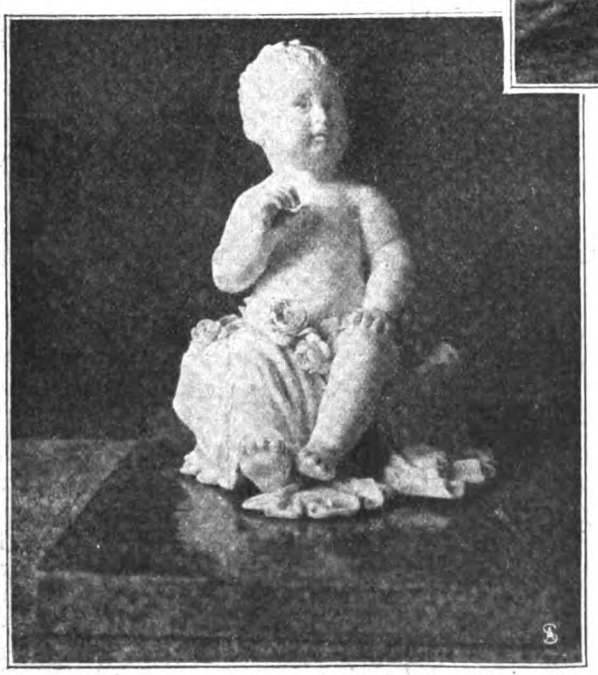
Biskuit-Reliefbildnisse von Leonhard Posch.
Berlin, um 1820. (Neuere Ausformungen im Besitz der Königlichen Porzellan-Manufaktur.)

im Einzelnen, die der Ähnlichkeit seiner Bildnisse zugute kommt.

Die Büste des hochbegabten, phantasievollen Prinzen, die in vielen Einzelzügen die empfindsamen Saiten seines reichen Gemütes und seine Freude am feinsinnigen Genießen verrät, zeigt bereits eine überraschende Übereinstimmung mit den späteren Bildnissen des Königs. Weniger geglückt, besonders hinsichtlich ihres Aufbaus, ist die Büste der Prinzessin mit dem allzu langen Hals und der allzu flach abfallenden Brust. Doch tritt auch hier beim Vergleich ihres Kopfes mit späteren Bildnissen der Fürstin (beispielsweise mit der Rauchschen Formulierung von neuem in die Seele der kleinen Menschen vertieft und das durchaus Eigene seines Persönchens, etwa seinen kindlichen Frohsinn oder das Traumhafte seines Blikkes oder seine bezaubernde Naivität, wiederzugeben weiß. Und in den Einzelheiten, besonders in der Haarbehandlung und im Kostüm, wird er liebevoll allen Launen der Biedermeiermoden gerecht. Im Charlottenburger Schloß wird in der Wohnung der Königin Luise

Friedrich Wilhelm IV. als Prinz von Preußen.
Von Leonhard Posch. — Berlin, um 1815.

von 1824) die Porträttreue deutlich ins Bewußtsein. — Inzwischen erscheint in den Annalen der Manufaktur der Name des bedeutendsten Porträtisten vom beginnenden 19. Jahrhundert, des Bildhauers Leonhard Posch, der nach den Freiheitskriegen in geregelte Beziehungen zu ihr trat, und dem sie eine Fülle von meisterhaften kleinen Profilbildnissen verdankt, die als Tassen- und Vasenschmuck sowie auf Pfeifenköpfen und mannigfachen anderen Geräten Verwendung fanden. Die Berliner Gesellschaft der Biedermeierzeit mit der Fülle ihrer charaktervollen Typen ist in dieser einzigartigen kleinen Porträt-Galerie getreu überliefert. Die Silhouetten-Mode wurde in Berlin abgelöst durch die Mode, sich von Posch „in Wachs poussieren" zu lassen, und der Künstler hatte sich verpflichtet, seine kleinen Reliefbildnisse ausnahmslos den Königlichen Eisengießereien, der Münze und der Königlichen Porzellan-Manufaktur zur Nachbildung zur Verfügung zu



Prinz Georg von Cumberland (geb. 1819 in Berlin), der spätere letzte König von Hannover. Nach J. G. Schadows Porträt von 1820
Berlin, 1821 (Schloß Charlottenburg).

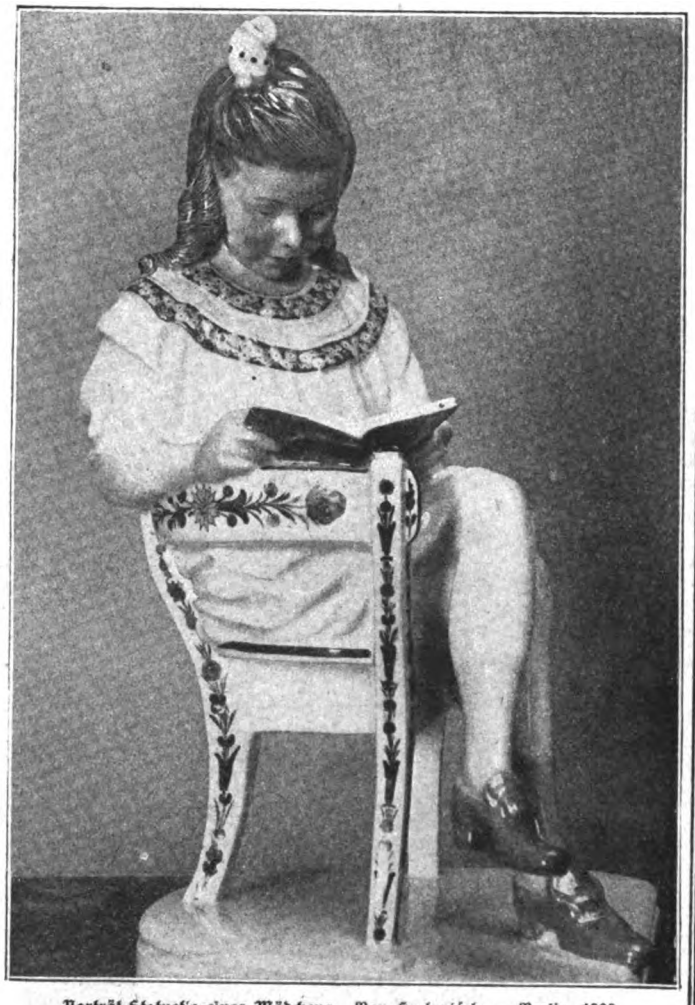
Vase mit Reliefbildnissen der Familie König Friedrich Wilhelms III. nach Leonhard Posch in Biskuit-Porzellan
Berlin 1810 (Schloß Charlottenburg)

stellen. Das Kinderbildnis ist reichlich unter ihnen vertreten. Und wenn seine Arbeiten sonst vielfach in der Auffassung der Individualität einen verwandtschaftlichen Zug offenbaren, tritt hier besonders deutlich die Gewissenhaftigkeit des Künstlers hervor, mit der er, frei von jeder Manier und ein Feind jeder leeren Eleganz, sich immer

u. a. eine Vase aus dem Jahre 1810 aufbewahrt, die mit den Reliefbüsten der Königskinder geschmückt ist.

Auf eine Arbeit des führenden Meisters jener Zeit, des Bildhauers Johann Gottfried Schadow, dürfte das kleine Porträtfigürchen des Prinzen Georg von Cumberland, des letzten Königs von Hannover und Neffen der Königin Luise, zurückgehen, das auf einer als Briefbeschwerer dienenden Marmorplatte in der Wohnung Friedrich Wilhelms III. im Charlottenburger Schlosse thront. Stilistisch hat diese Zuschreibung des außerordentlich fein gearbeiteten Modells keine Bedenken. Und die Datierung des alten Modellbuchs der Manufaktur, welches das Figürchen im Jahr-

Digitized by Google



Porträt-Statuette eines Mädchens. Von Hubatsch. — Berlin, 1909.

gang 1821 verzeichnet, paßt gut zu der Notiz, die sich in Schadows Selbstbiographie findet, daß er im Jahre 1820 den kleinen Prinzen nach dem Leben zu modellieren hatte. Der kräftige kleine Kinderleib zeigt alle Reize, die er haben muß, wenn der Junge gesund ist: Das feiste Bäuchlein, die Querfalten in den dicken Ärmchen und Beinchen, die spaßig fetten Gelenke und die Grübchen, die sich in runden Kinderwangen bilden, wenn das kleine Wesen lacht. — In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat die Manufaktur auf dem Gebiete des Kinderporträts keine bedeutsamen Arbeiten hervorgebracht. Dagegen hat sie in neuerer Zeit dem Porträt wieder ihre Aufmerksamkeit zugewandt und gerade mit einigen Kinderbildnissen einen unbestreitbaren Erfolg gehabt. So verdankt sie dem Bildhauer Pagels eine vortreffliche kleine Statuette des Prinzen Wilhelm, ältesten Sohnes unseres Kronprinzen, und eine entzückende Rundgruppe der beiden Kinder der Familie Krupp v. Bohlen u Halbach. Pagels beherrscht nicht nur die Anatomie des kindlichen Körpers und des feingliedrigen

Prinz Wilhelm von Preußen, ältester Sohn unseres Kronprinzenpaares. Von Hermann Joachim Pagels. — Berlin, 1911.

Die Söhne des Hauses Krupp von Bohlen und Halbach. Von Hermann Joachim Pagels — Berlin. 1912.

Knaben, dessen Schönheit ja auf ganz anderen Gesetzen beruht wie die des Erwachsenen, sondern besitzt zugleich ein feines Gefühl für das Unmittelbare des Kindes und für das selige Glück der ungestörten Kindlichkeit.

Eine der besten Arbeiten des Bildhauers Hubatsch, dem die Manufaktur bisher in den meisten Fällen die Ausführung ihrer Porträt-Aufträge übertrug, ist die Statuette der kleinen Anni J., die, mit übergeschlagenen Beinen im Lehnstuhl sitzend, ganz in ihre Märchenlektüre versponnen scheint. Im Gegensatz zur älteren Bildnisplastik der Manufaktur, die nur das Biskuit-Porträt kennt, sucht man jetzt durch Glasur und Farbe die besonderen Materialreize der glänzenden Erdenware auch dem Porträt dienstbar zu

Digitized by Google

machen. Die kleine Statuette von Hubalsch zeigt, in wie liebenswürdiger Weise durch diskrete Anwendung der Farbe, die hier freilich in besonderem Maße künstlerischen Takt erfordert, gerade beim Kinderbildnis die Wirkung gesteigert werden kann. Es gibt in der Tat kein Material, das die Schönheit des Kindes, nicht nur seine herrlichen Formen, sondern auch das Frische und Blühende seiner Erscheinung, den warmen, rosigen Fleischton des Kinderkörpers und den Farbengesang seines lichten Kleiderschmuckes, so anmutig wiederzugeben vermag wie das glasierte Porzellan in Verbindung mit den leuchtenden Farben, welche die neue Technik der Unterglasurmalerei in unbegrenzten Abstufungen zur Verfügung stellt.

Die Frühlingsmädchen.

Novelle von Rudolf Herzog.

Wie eine breitausladende grüne Glocke wölbte sich das einsame Bergland der Eifel. Und die Riesenglocke, die von Horizont zu Horizont reichte, trug wie ein winzig Krönchen eine alte, kleine Stadt, die in der jungen Sonne funkelte wie ein wahrhaftig Geschmeide, und das Krönchen wieder trug einen Knauf, der die Sonne zuerst empfing, eine Schloßruine aus vergangenen Jahrhunderten, die im besterhaltenen Flügel ein paar blitzblanke Fenster zeigte. Von diesen Fenstern aus fand das Auge ungestört den Einblick in alle Winkel und Gassen der ineinandergeschachtelten Bergstadt, schweifte es ungestört über die stille Riesenglocke des Hochlandes, von Horizont zu Horizont.

Es war ein groß Verwundern im Städtchen gewesen, als der frühere Schiffsarzt Doktor Frühling für wenige tausend Mark die alte Schloßruine an sich brachte und damit die billige Steinabfuhr der Kleinbürger unterband. Der Doktor Frühling kümmerte sich nicht um das Verwundern anderer Leute. Er war von seinen Schiffsfahrten, die ihn über Gebühr, aber nach eigenem Wunsch und Willen zwei Jahrzehnte fast in fremden Meeren festgehalten hatten, nicht daran gewöhnt, jedermanns Rat einzuholen. Und so trat er eines Tages mit einem Kölner Baumeister an, warb Handwerker und Tagelöhner, ließ den Grund und Boden von Schutt und Steingeröll säubern, an den Ruinenwänden Stützmauern ziehen und zwischen die Steinquadern des besten Teiles sechs größere und kleinere Wohngemächer hineinbauen wie Vogelnester. Als auch die Glaser ihre Arbeit getan hatten, hing er eigenhändig die Gardinen vor die Fenster, rückte und schob den hergeschafften Hausrat so lange zurecht, bis jeder Winkel heimelig, wohnlich und warm geworden war, bepflanzte die Hälfte des großen Gartenlandes mit Obstbäumen, Beerenobst und Gemüsen, die andere mit Rosen, Flieder und alten, schönen Bauernblumen, brachte ein Messingschild am Tor an, auf dem zu lesen stand: „Dr. med. Frühling, prakt. Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer“ und verschwand, um nach Monatsfrist mit einer um zwanzig Jahre jüngeren Frau stillvergnügt aus dem blitzblanken Fenster heraus auf die verwunderte Stadt zu schauen und dann über die Stadt hinweg in die wunderbar lautlose, unendliche Weite.

„Nun bist du geborgen“, sagte er und legte seine große, braungebrannte Hand auf ihre schmale, weiße. „Geborgen und — dein eigener Herr.“

„Ja“, wiederholte sie, „geborgen“, und drückte ihre Schulter wie im Nachklang einer Liebkosung an die seine.

„Und dein eigener Herr, Maria. Das ist das Wort der Worte. Darüber hinaus geht nichts.“

„Ich bin dir so, so dankbar dafür — nein, sagen läßt sich das nicht. Das kam alles so atemlos schnell. Die furchtbare Nacht am Wasser. Der blinde Entschluß. Und dann war ein Mensch bei mir im Wasser, und auf Erden war nie einer bei mir gewesen, und als du mit dem wildfremden Geschöpf ans Ufer gelangtest, war das letzte bißchen Atem alles, was ich auf der Welt besaß.“

„Nicht alles“, sagte der Doktor Frühling. „Denn nun besaßest du ja einen Bräutigam.“

„Du — — “, erwiderte sie und lehnte sich fester gegen ihn.

„Es ist seltsam“, begann er nach einer Weile, „und es wird so wenig darüber nachgedacht. Die geehrten Eltern, die Mädchen in die Welt setzen, wissen kaum einen Unterschied. Ob weibliches Jungvolk oder männliches, es wird halt aufgefüttert und erzogen, bis es flügge ist oder die Alten voreilig dahin sind. Kein Gedanke daran, daß den Mädchen gegenüber ein doppelt und dreifaches Pflichtmaß zu walten hat. Die Herren Buben schwenken die Mütze und verschwinden in der weiten Welt, um die Ellbogen zu gebrauchen. Die Jüngferchen aber — keine Eltern, kein Geld, dafür die halbfeine Schulbildung, die zum Dienen nicht taugt und zur Selbständigkeit noch weniger — was wird aus all den Dingerchen, die einmal aus so lieben Kinderaugen guckten? Herumgejagte und gestoßene Menschenkinder, daß sich die Alten noch im Grabe herumwerfen möchten vor Scham, daß sie nicht besser vorgesorgt haben, und wenn's das Blut unter den Nägeln gekostet hätte; armselige, die sich an ein paar Brotrinden von Tag zu Tag durchs Leben knabbern; lebenshungrige, die kurzerhand alle Erinnerungen abschütteln, um ein paar Jahre im seichten Oberwasser zu schwimmen; lebensmüde, die nach einem tieferen Wasser Ausguck halten, um ihre Erinnerungen abzutun mit Gegenwart und Zukunft —“

„Du — —“, sagte die junge Frau hastig und schmiegte sich noch dichter an seine Schulter.

„Ist dir warm, Maria?“ fragte der Doktor. „Dann ist es gut. Mädchen und Frauen muß warm sein, denn sie geben der ganzen Welt von ihrer Wärme ab. Kind, es müßte doch verdammt betrüblich um die gepriesene Manneskraft stehen, wenn sie nicht mal zuwege brächte, daß die lieben Frauensleute sich auf der Fahrt durchs Leben gesichert fühlten.“

„Mann, Mann!“

„Wenn sich die kleinen Kammern da hinter uns“, fuhr der Doktor fort, „mit Mädels füllen sollten statt mit Buben, so wäre das sehr lustig, denn die kleinen Deerns habe ich immer gern gehabt. Ja, plink nur so. Aber es wäre auch ein größeres Maß an Pflichten. Denn das höchste Ziel der Eltern muß sein und bleiben, aus ihren Kindern freie, lebensstarke Menschen zu gestalten, die über einen Hut voll Sturm gerade so lachen wie über eine saftige Sturzsee und das Steuer darum keine Sekunde aus den Fingern lassen. Da denke ich mir denn die Erziehung von Mädchen als die Krone aller Aufgaben im elterlichen Pflichtbewußtsein.“

Nun lächelte sie vor sich hin.

„Du denkst wohl, so ein alter Junggeselle und Seefahrer — na ja, die Probe steht noch aus. Aber stell' mich nur vor die Probe.“ — —

Ein Jahr lang hauste der Doktor Frühling nun auf dem Schloßberg. Im Städtchen hatte man das Verwundern nie ganz abgetan, trotzdem ihn seine ärztliche Tätigkeit bald unter die Leute brachte und sein kleiner Einspänner, den er selber kutschierte, auf allen Landstraßen gesehen wurde, die zu den Dörfern ein paar Meilen weit im Kreise führten. Der wettergegerbte Vierziger, der ein halbes Dutzend Sprachen beherrschte, in allen Ländern beider Erdhalbkugeln und auf allen Meeren der Welt zu Hause war, der „im Schlosse“ wohnte und eine Frau besaß, die seine Tochter sein konnte, stand der Empfindungswelt der Eifelstädter zu hoch und fern, als daß sie einen regeren Verkehr mit ihm gesucht und gefunden hätten, und der Doktor machte durchaus keine Miene, ihnen entgegenzukommen. In den

Digitized by Google

Stunden, die sein ärztlicher Beruf ihm frei ließ, sah man ihn mit seiner mädchenhaft schlanken Frau im Garten schalten und walten, traf die beiden wohl auf einsamen Wanderungen im windgekrümmten Buschholz oder an der geheimnisvollen Wasserfläche eines Maares, das aus schwarzer Tiefe von feuerflammenden Erdjahrtausenden berichtete, oft auch Schulter an Schulter in dem kleinen Einspänner, wenn der Doktor von einem Dorfbesuch heimkehrte und ihm seine Frau in milder Abendluft entgegengewandert war.

Als Arzt war der schwarzbärtige Mann mit dem scharfen Seemannsauge und dem bei Tag und Nacht hilfsbereiten, aber kurzangebundenen Wesen bald die bekannteste Persönlichkeit des ganzen Kreises. Man holte ihn zuerst nicht gerade gern, denn er war kein Freund von langen Jammerreden, Auseinandersetzungen und Erörterungen. „Ich bin hier, um selber zu sehen und, wenn's menschenmöglich ist, zu helfen. Unterhalten können wir uns später mal beim Schoppen. Also die Bettdecke hoch, wenn ich bitten darf."

Widerspruch vertrug er nicht. Wurden seine Anordnungen nicht in allen Teilen befolgt, oder wurden aus gestörter Bequemlichkeit gar Einwendungen erhoben, so pflegte er stets nach dem breitrandigen Filzhut zu greifen. „Hier dürfte wohl der Barbier genügen. Wenn Sie wünschen, schicke ich ihn heraus." —

Und nach Jahresfrist gebar Frau Doktor Frühling ihr erstes Kind. Es war ein Mädchen.

„Auch gut", sagte der schwarzbärtige Doktor, streichelte seiner Frau dankbar die blassen Wangen und trug das Kind ans Fenster. Es hatte die Kohlenaugen seines Vaters und strampelte mit aller Kraft.

„Die nennen wir Eva", lachte der Doktor. „Das wird mal eine stramme Stammutter."

Auch das zweite Kind, das nach Jahresfrist folgte, stellte sich als ein Mädchen dar.

„Wenn schon", meinte der Doktor, nahm es lustig aus den Armen der lächelnden Mutter und trug es ins Licht. „Nicht mehr ganz so schwarz wie die Eva. Der wohltätige Einfluß der Mutter macht sich schon in einer Schattierung bemerkbar. Ein Bräunling. Die taufen wir nach dir, Maria."

„Nicht nach mir", bat die junge Mutter. „Nein, nein. Nach dir soll sie heißen."

„Frau," wehrte der Doktor mit lachendem Erschrecken, „dann müßten wir ja zweimal taufen. Ich heiße nämlich Friedrich Franz."

Es blieb dabei. Der Bräunling wurde Friederike getauft und Friedel genannt, und damit auch der zweite Name des Vaters zur Geltung kam, lag im dritten Jahre wieder ein Schwesterchen in der Wiege.

„Tres faciunt collegium", beschwichtigte der Doktor die verlegen zu ihm aufschauende Frau. „Da hätten wir nun das Fränzchen, ein Blondhärchen und ein Blauäugelein. Es ist nur ein Glück, Maria, daß meine Vornamen nunmehr erschöpft sind."

Das schwarze Evchen lief auf strammen Beinen von einem Schwesterchen zum anderen, suchte sich nützlich zu machen oder durch scharfes „Pst" die Ruhe herzustellen. Der Doktor fuhr ihr oft durch ihr Rabenhaar. „Recht so. Nur nicht verpimpeln. Der Mensch kann nicht früh genug ein handfestes Knochengerüst bekommen, an Leib und Seele."

Der vergrößerte Haushalt schuf größere Kosten. Aber auch das Tätigkeitsfeld des tüchtigen Arztes hatte sich in den Eifelbergen von Dorf zu Dorf weiter hinausgedehnt. Unermüdlich und ohne auch nur einen Hauch seiner Spannkraft zu verlieren, war Doktor Frühling zu Fuß oder in seinem Einspänner unterwegs. Er sah die goldenen Flammen der Ginsterbüsche lohen und wußte, daß der Lenz nun auch in die Eifelberge gekommen war, er sah die weiten Flächen und Kuppen des Hochlandes vom Purpurteppich des blühenden Heidekrautes überzogen und wußte, es ist Sommerzeit, und er sah die Wipfel der Ebereschen, die in langen Ketten die Landstraßen säumten, unter der Last ihrer Korallenbeeren im Winde sich zur Erde beugen und wußte, es herbstelt, und über ein kurzes liegt hier der erste Schnee. Und dann holte er den Schlitten heraus oder schnallte die Schneeschuhe unter wie ein Grönlandfahrer. Alle Mühsal war für ihn nur dazu angetan, Körper und Willen zu stählen.

„Ich habe vier Weiber daheim," pflegte er zu sagen, „die halten munter."

Und dann waren es doch fünf geworden. Als ihm die vierte Tochter geboren wurde, flog ihm kein launiges Wort von den Lippen. „Bleib uns nur erhalten, Maria," keuchte er in sich hinein, „bleib uns nur erhalten..." Aber sie hätte ihn auch nicht mehr erhören können, wenn er laut gesprochen und gerufen hätte. Zum erstenmal in ihrer stillglücklichen Ehe mußte sie eine Bitte des Mannes, den sie liebte, wie das Schwache das Starke liebt, unerfüllt verhallen lassen. Ihre Hände umklammerten seine Schultern wie einst, als er die herumgestoßene, lebensmüde Waise aus dem Wasser geholt hatte, ihre Augen tranken sich an den seinen fest — dann brachen die Augen. —

„Ich habe dir viel abzubitten, Kleine", sagte der Doktor Frühling am Tage nach der Beerdigung seiner Frau und hielt das Jüngstgeborene an seinen schwarzen Bart gepreßt. „Nicht einmal angesehen habe ich dich. Und so ganz besonders hübsch bist du ausgefallen. Goldrotes Haar und tiefdunkle Augen und Wimpern. Schade, daß deine Mutter um die Freude gekommen ist. Aber du sollst ihren Namen führen: Maria soll unser Kleinstes heißen, und die Schwestern werden dich liebhaben, als wäre jede von ihnen deine kleine Mutter."

„Papa," sagte die kleine Eva, und ihre Kohlenaugen blitzten vor Vergnügen, „Kind muß jetzt trinken." Und sie schüttelte die heiße Milchflasche.

Da lachte der Doktor trotz seines Schmerzes in sich hinein, rief die Pflegerin und schritt nach dem Stall, um mit Hilfe des Knechtes den Kutschwagen herauszuziehen und den Gaul einzuspannen. Denn es war durch die Schwere der Tage Arbeit liegengeblieben, die bis zur Nacht nachgeholt werden mußte. Er schnickte dem Gaul die Peitschenschnur auf den Kopf und fuhr aus dem Schloßhof. Als er noch einen Blick durchs Fenster in die große Stube warf, sah er das Jüngstgeborene auf dem breiten Schoß der Wärterin liegen, auf den Knien vor ihm sein ältestes Mädel, das ihm mit hocherhobenen Händen die Flasche ins Mäulchen hielt, und neben der raschen Eva die beiden kleinen Schwestern, die eben erst das Laufen gelernt hatten und schon versuchten, die hochgereckten Ärmchen der älteren zu stützen, damit sie nicht müde würden. Da lachte der Doktor trotz seines Schmerzes zum anderen Male in sich hinein, und dann reckte auch er die Arme, ließ die Peitsche knallen und fuhr aufrecht zum Tore hinaus. Ein Vater von vier mutterlosen Mädchen. Nun hatte er sein gerüttelt Maß an Pflichten.

* * *

Wie die Frühlingsmädchen bis zur Schulzeit eigentlich erzogen worden waren, das wußte nachher mit Bestimmtheit kein Mensch mehr zu sagen. Aber sie waren alle vorhanden, streckten rank ihre Glieder und sperrten weit die Mäulchen auf, wenn das Essen auf den Tisch getragen wurde. Die Wärterin war geblieben. Aber sie war nur eine einfache Eifelfrau, die in irgendeinem der Dörfer ihren Mann schon seit Jahren begraben hatte und mit ihren Gedanken über Küche und Gemüsegarten kaum hinausragte. Kam der Doktor heim, so saß er unter seinen vier Mädels wie ein vergnügter Onkel, erzählte lustige Geschichten, daß die Kinder kreischten und an ihm herumkletterten, lief mit ihnen ins Freie, spielte Ball und Nachlaufen mit ihnen oder balgte sich mit ihnen im Grase. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Andächtige vor einer Kirche in Bukarest während eines nächtlichen Gottesdienstes zur Osterzeit.

Für die „Gartenlaube“ gezeichnet von [illegible]

Digitized by Google

Ostern in der Natur.

Von C. Schenkling.

Wach' auf! So klingt die langersehnte, die froh beseligende und erquickende Osterbotschaft durch das Reich der Natur. Wach' auf! So lockt der Frühlingssonnenstrahl, so flüstert die milde, weiche Frühlingsluft, und alles Leben, das schlief im Winterbett und ruhte im Erdenschoß — es lauscht dem lieblichen Ruf und tritt heraus mit verjüngter Kraft und in erneuter Schönheit!

So hat auch die Natur ihr Ostern, ihr Auferstehungsfest, dem wir um so inniger entgegenjauchzen, als die freudlose Zeit der Winterruhe und der Winteröde noch frisch uns vor der Seele steht. War nicht die ganze Natur ein großes, weites Grab, über das der Winter sein schneeiges Leichentuch ausgebreitet hatte, und in dem viele tausend kleine Wesen begraben lagen, vom Frost fest eingeschlossen, als sei ein „großer Stein" vor des Grabes Tür gelegt? Und auch die „Hüter des Grabes" fehlten nicht. Das waren all die abschreckenden Gestalten des Winters, die sein Gefolge bilden und vor denen alles Lebendige fliehen muß. Gar sorglich, wie „in Leinen gewickelt", lagen die Keime der zukünftigen Pflanzenwelt in der Totenkammer, und nichts verriet, daß drinnen ein Leben schlummerte, das am frohen Ostermorgen zu neuer Herrlichkeit erwachen sollte!

Aber „der Engel des Herrn, dessen Gestalt war wie der Blitz, kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzte den Stein von der Tür des Grabes". Siehe doch die Engelsgestalt im lieblichen Bilde des Frühlings! Gleich dem Engel steigt er vom Himmel herab auf den goldenen Strahlen der Lenzsonne, tritt hinzu an die kleinen Gräber der schlummernden Keime und wälzt den Stein von der Tür: die harte Erdkruste wird durchwärmt und gelockert und öffnet sich dem jungen Keime, der seine Hüllen, darein er gewickelt war, durchbrochen und abgestreift hat und nun mit wunderbarer Kraft und Schönheit aus dem Grab ins neue Leben tritt.

Durch die gesamte Natur klingt die liebliche Kunde vom Auferstehen aus dem Staube vom neuen Leben und Streben, vom neuen Lieben und Blühen!

Hörst du nicht den frohen Ostergruß der Himmelslerche, dieser begnadeten Sängerin der neubelebten Fluren? Wohl weilte sie schon länger in unserer Nähe, sang auch wohl, auf einer Scholle sitzend, schüchtern und zurückhaltend ihr einfach schönes Liedchen; aber nun strebt sie empor, und aus blauer Höhe herab schallt ihr Jubellied weithin über die Äcker — es ist ein freudiger Auferstehungsgesang, und tausendstimmiges Echo erklingt in Flur und auf der Heide, im Busch und in der Aue. Hörst du nicht den schmetternden Freudenruf des munteren Finken, der dort auf dem Baumaste sitzt und seine allbekannte, noch heute so traulich klingende Strophe immer und immer wiederholt? Auch ihn hat das neue Leben ergriffen, und wie ein Herold verkündet er mit heller Stimme die frohe Osterbotschaft, daß auch die trägsten Schläfer erwachen und das schon geöffnete Grab verlassen möchten. Hat nicht auch der Star mit geschwätziger Zunge dir bereits seinen Ostergruß gebracht? Mit tiefem Verständnis scheint er den allgemeinen Zug des neuen Lebens, wie er jetzt durch die Natur weht, erfaßt zu haben. Warum würde er sonst auch mit Meister Spatz um den Besitz des kleinen Häuschens da oben im Geäst des alten Birnbaumes so ernstlich streiten? Gewiß hat er alte Rechte geltend zu machen und weiß, daß ein sicheres Heim in dieser verheißungsvollen Zeit von unschätzbarem Wert ist. Neues Leben, neue Liebe, wie könnte da ein Starenherz unempfindlich bleiben?

Doch sieh! In träumendem, schwankendem Fluge schwebt mit leuchtend braunroten Flügeln ein Schmetterling über unser Haupt dahin: es ist der kleine Fuchs! Auch du schon da, du frühester unter den „beschwingten Blumen", wie man dein Geschlecht so sinnig genannt hat? Öffneten sich auch dir die Pforten deines Grabes, daß du heraustreten konntest in neuer, schöner, verklärter Gestalt? Wie haben dich Tod und Grab so schön gemacht! Eine häßliche, träge Raupe trieb der Winter in das enge Zelt; sie spann sich selbst das Sterbekleid und wickelte sich hinein, lag kalt und starr in stiller Gruft und schlief dem großen Ostertag der Natur entgegen. Wach' auf! So tönte der Ruf auch in dein Grab hinab, es öffnete sich, und — als Psyche gingst du hervor und schwebst nun, ein herrliches Zeugnis neuen Lebens, vor unserem Auge dahin!

Auch euer Summen verstehen wir, ihr kleinen Bürger des so viel gepriesenen Bienenstaates! Hörtet ihr auch das „Wach' auf!" in eurer Zellenstadt drinnen? Ach, es hat wohl kein lebend Wesen mit soviel Ungeduld und Drang zu reger Tätigkeit den Osterruf der Natur erharrt wie ihr; es ist wohl keinem Winterschläfer die lange Zeit der Winterruhe so zur Last geworden wie euch. Und nun, da kaum die frühesten Herolde des neuen Lebens ihre Botschaft verkündeten, da umsummt ihr schon die ersten Blumen des eben erwachten Lenzes und tragt ihren Nektar als ersten Gewinn, den euch das neue Leben bot, emsig heim in eure Zellen, aus denen bald junge Bürger hervorgehen werden.

Und überall im goldigen, warmen Strahl der Frühlingssonne weben, schweben und schwirren Tausende und Tausende der kleinen geflügelten Wesen aus der Insektenwelt und feiern in munterem Reigen das Osterfest der Natur. Sie alle haben das bergende Winterquartier verlassen und tummeln sich voll Kraft und Fülle des neuen Lebens im Frühlingssonnenschein. Und zwischen den auf und nieder wogenden Scharen der surrenden Lufttänzer streicht der plumpe, stahlgepanzerte Roßkäfer brummend hindurch, als müsse er in ihrem zarten, weichen Frühlingskonzert die Baßgeige vertreten.

Doch nicht allein das summende Heer der kleinsten Lustbewohner ist es, das dem Auferstehungsruf der Natur Folge leistet und aus Gräbern und Kammern hervortritt —, auch Floras stumme, doch lieblich blühende Kinderschar hat ihre kühnsten Vorläufer entsandt, um auch ihrerseits teilzunehmen am großen Auferstehen in der Natur.

Sieh dort den blühenden Haselstrauch! Im Vollgefühl des neuen Lebens schüttelt er den goldigen Staub seiner Kätzchen ab, sobald der Lebenshauch der Lüfte an seinen Zweigen rüttelt. Aber unterhalb am Geäste sitzen die geschwollenen Fruchtknospen, die ihre roten Spitzchen schon lange ausgestreckt hatten, um mit diesen Fühlfäden die ersten Regungen des neuen Lebens zu gewahren. Und nun die Staubwolken der Kätzchen über sie dahinstreichen, können sie nicht länger zweifeln und öffnen ihr Innerstes, um dem Rufe zu neuem Leben zu folgen. Tausendfältig schickt daneben die Weide die Silberblicke ihrer Kätzchen auf Umschau, und auch die verzagte Espe öffnet auf hoher Warte ihre langbewimperten Blütenaugen. „Wach' auf!", der Osterruf dringt durch das dürre Laub am Boden und weckt die darunter geborgenen Lebenskeime. Bald werden die Abgestorbenen beiseitegeschoben, die Grabestür wird gesprengt, und es lugen hier die blauäugigen Leberblümchen, dort eine knospende Schar von Hainanemonen hervor; hier arbeitet sich die Schuppenwurz mit ihrem gebräunten, bärtigen Blütengesicht durch eine ganze Last von verwesenden Blättern, und dicht daneben entfaltet das bescheidene Goldmilzkraut seine zarten Blümchen.

„Wach' auf!" So läutet hier das Schneeglöckchen zum Osterfest der Natur. Es läutet Tag um Tag und schwingt seine weiße, grün umrandete Blumenglocke in der weichen Lenzluft hin und her. Die Blümlein aber hören das Läuten wohl, so daß eins um das andere aufsteht aus dem langen Winterschlaf und jung und frisch aus seinem Grabe tritt. Und wo Schneeglöckchen läutet, da eilt Himmelschlüssel schnell herbei, um die Pforte des Lenzhimmels zu erschließen. Spiegelt er sich doch schon in dem trauten, herzigen Veilchen, das hier am trockenen Waldsaume seine Blüten früher entfaltete als die noch zusammengerollten Blätter.

Und treten wir ein in den noch schlummernden Wald, da noch kein Hälmchen grünt, und noch kein junges Blatt den Osterhymnus der Natur nachflüstern kann! Wie schaut er doch so frostig aus, als sei für ihn kein Ostern gekommen und kein Auferstehen für ihn zu hoffen! Doch welch ein Irrtum! Sieh nur empor in das kahle Geäst der Buchen und Eichen, sieh dich um nach dem schwanken Gezweig des niederen Buschwerks aller Art — du gewahrst Millionen kleiner Knospen, die alle, alle den Osterruf des nahen Lenzes schon vernahmen und sich anschicken, das eingeschlossene Leben ans Licht treten zu lassen, denn in ihnen liegen weich und sicher gebettet, Millionen entwicklungsfähiger Keime, berufen, als Blätter und Blüten den Wald zu verjüngen und die Welt zu verschönern. Nun haben die lange Gefesselten nicht länger Ruhe in den kleinen Knospenkammern; es regt sich das Leben, die Knospen schwellen, die Hüllen weichen und fallen zurück — das Grab ist gesprengt, und junges Leben tritt daraus hervor.

„Wach auf!" Wo läge wohl ein schlummernd Leben im Schoße der Natur, dem dieser hehre Ostergruß nicht gelten dürfte? Und wollt ihr, arme Menschenkinder, nicht auch diesem Rufe folgen und euch aufraffen zu neuem Streben und Leben, wie es rings um euch erblüht? — Wacht auf!

Digitized by Google

Nr. 14 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 40 Pf. mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig

Roman von Thea von Harbou.

(13. Fortsetzung.)

Der Vermerk „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Plötzlich, ganz übergangslos und mit einer stürzenden Kraft, löste sich die Gespanntheit des Wartens in einen Glückstaumel auf, der sich danach sehnte, gellend zu schreien. Fürbringer drückte sich die Nägel ins Fleisch und schloß die Augen. Er hörte das heimliche, das ungebändigte Schreien seiner Seele, wie sein Blut brauste in seinen Ohren. Es war ein durchdringender, heller, hoher Laut, der kein Ende nahm.

Er löste in seinem Hirn sich jagende Bilder aus, die alle wie von ausgeschütteter, unsinnig verschwendender Mittagsonne überflutet waren. Schwalben schwirrten mit flirrendem ssswsss ... ssswsss ... um einen Kirschbaum, der, über und über mit dem Schnee seiner Blüten bedeckt, auf einem kleinen Hügel unter flammendblauem Himmel stand. ... Ein Gießbach stürzte sich kopfüber aus lichtstrahlender Höhe in eine Tiefe, die ihn klingend empfing, und spannte über dem Donner, Blitz und Regen seines Falles selbst den zitternden Regenbogen. Zwei schönmähnige Pferde, Füchse mit silbernen Schweifen, die im Winde flogen wie Fahnen, segten über eine Wiese, daß die Erde dröhnte; Schaum hing in Flocken an ihrer Brust, aus der das stürmische Gewieher der Tierfreude gleich Posaunenstößen hervorbrach und frohlockte, denn sie brausten vor Kraft.

Der große Sturm der Freude war in der Welt und fing sich für die Dauer von Sekunden im Herzwinkel des Mannes, daß er den Anprall der überströmenden Fülle in körperlichem Schmerz empfand. Er breitete die Arme aus, um den vom Sturm des Blutes beengten Lungen Raum zu schaffen. Er sprach vor sich hin, zwischen aufeinandergepreßten Zähnen: „Komm — komm —!" Mit einem jähen Ruck zog er die Arme zurück und faßte mit den Händen ins Leere. Und diese Leere kam ihm zum Bewußtsein. Es war, als ob ihm dies Bewußtsein, als einem Menschen, der in freier Höhe stand, einen Stoß in den Rücken gäbe. Seine Seele, die noch eben den Sturm des Glücks in sich empfangen hatte, fiel in Leere und Dunkelheit. — Wie, wenn sie nun nicht kam — nicht kommen konnte? — Wie, wenn Miriam auf ihrem Wege entdeckt und angehalten worden war? — Wie, wenn Irene selbst auf ihrem Gange zu ihm ein Opfer von Ramiganis Wachsamkeit wurde? — Fürbringer stöhnte in sich hinein. Narr, der er gewesen war, diese Möglichkeiten nicht zu bedenken! Vielleicht, wenn er sie mit Miriam besprochen hätte, wäre ihm auch ein Mittel eingefallen, ihnen zu begegnen. ... Miriams geheimnisvolle Reden fielen ihm ein, vom Tode, der dicht neben ihr gewesen war. Er hatte nur halb darauf geachtet — seine Gedanken waren andere Wege gegangen. Jetzt fielen ihre Worte ihm wieder ein. Die Flammen der Kerzen an den Wänden fingen zu tanzen an und bildeten Buchstaben von Miriams Worten. Die leise ziehenden Wolken des Weihrauchs formten sie über seinem Haupte und schleppten sie

Plakatentwurf zur 8. Kriegsanleihe.
Zeichnung von Leutnant d. R. Köhler.
(Aus dem Preisausschreiben für Heeresangehörige.)

wie ein Gebet, das sich zwecklos weiß, aufwärts zur Höhe der Kuppel.

Mit derselben hemmungslosen Wucht, die in seiner Freude gewesen war, fiel jetzt die Angst über ihn her und wuchs mit dem Verrinnen jeder Minute mehr und mehr ins Unmeßbare.

Er hätte die Gefahr nicht zu nennen vermocht, von der er die Frau, die er liebte und die zu ihm kam, weil sie sein war, belauert glaubte. Aber das Namenlose schien seine Schrecken zu verdoppeln.

Er kehrte in sein Wohnzimmer zurück; er ertrug die feierliche Schweigsamkeit der Kerzen nicht mehr und litt unter dem inbrünstigen Duft des Weihrauchs.

Er starrte die Lampen an der Decke an, bis sie zu taumeln schienen, und fühlte die unterschiedslose Freundlichkeit ihres Leuchtens wie etwas Feindseliges.

Zehnmal in einer Minute horchte er auf, daß sich zuletzt die Kraft seines Gehörs zur Krankhaftigkeit steigerte und die Stille um ihn her zu klingen begann.

Er öffnete die Tür und spähte in die Finsternis der Gänge. Die Faust gegen den Mund gepreßt, um der Versuchung, laut nach Miriam zu rufen, nicht zu unterliegen, stand er und lauschte.

Er konnte die Zeit nicht schätzen, die bei seinem Warten verging. Aber er fühlte, daß keine Minute ihm einen Bruchteil ihrer Dauer schenkte. Wie ein vollgerüttelt Maß der Qualen boten sie sich ihm dar, und er leerte ihre Schale, weil er mußte.

Als er, der Kraft seines Widerstandes nicht mehr vertrauend, sich endlich niedersetzte und mit einem Ausatmen, das fast ein Stöhnen war, den Kopf auf den Tisch legte, hörte er, wie sich die Tür auftat.

Er saß, ohne sich zu rühren, und hielt die Augen geschlossen. Dem Übermaß der Hoffnung dämmte sich die Feigheit vor Enttäuschung ringend entgegen.

Aber plötzlich riß er sich hoch, tat, noch immer mit geschlossenen Augen, aufs Geratewohl ein paar Schritte, streckte die Hände aus und fühlte sie erfaßt und hielt die Frau, die er liebte, an seinem Herzen.

Keines von ihnen sprach.

Sie klammerten sich aneinander, bis sie die Schläge ihrer Herzen nicht mehr unterscheiden konnten.

Sie küßten sich nicht, sie standen nur still und spürten einander von den Stirnen bis zu den Füßen als ein Einziges — waren wie ein Baum, dem ein Keil ins lebendige Leben getrieben worden war, und der geblutet hatte und sich, befreit, von neuem zum Ganzen schloß.

Eine unendliche Ruhe überströmte den Mann. Ein Gefühl, in dem viel Heiterkeit war. Er hob das Gesicht der Frau zu sich empor und küßte ihre überströmenden Augen und ihren hingegebenen Mund mit den trinkenden Küssen endlichen Wiedersehens. Er spürte das Zucken ihrer Lippen, die reden wollten, und deckte sie mit seinen Lippen zu.

„Sage nichts . . .“ murmelte er, als spräche er zu ihrem Munde, statt zu ihren Ohren. „Sage nichts . . . du bist da . . . ich habe dich bei mir . . . ich habe dich in meinen Armen . . . alles andere ist unwichtig . . . alles andere hat keinen Sinn . . . du bist da, Irene . . . du bist da . . .“

Die Frau erwiderte nichts. Als er den Kopf hob, um sie zu betrachten, sah er, daß sie lächelte, und ihr Lächeln war das einer Verklärten.

„Wie bist du hierhergekommen, Irene?“

„Das ist eine lange Geschichte, Lieber . . . Soll ich sie dir erzählen?“

„Ja . . . Aber du mußt in meinen Armen bleiben . . . Setze dich; ich will dir ins Gesicht sehen können. Ich will neben dir sitzen und deine Hände halten. Ich will dich anschauen, wenn du sprichst . . . Vielleicht wirst du manches deiner Rede zweimal sagen müssen, geliebte Frau, wenn ich über dem Lauschen auf deine Stimme den Sinn der Worte nicht erfasse . . . Du mußt nicht mehr weinen, du hast dazu keinen Grund . . . Sieh mich an mit deinen Augen, die mir gehören. Ich will mich im blanken Spiegel deiner Augen wiederfinden, was mehr an Glück ist, als ich jemals wiederzugewinnen hoffte. Mir ist das Herz schwer gewesen um dich, Irene, und in einer Stunde hab' ich mir fast das Gehirn zerrüttet um dich. . . Nun bist du da. . .“

Er schüttelte leise den Kopf, sah der Frau ins Gesicht und lachte vor sich hin.

„Hast du meine Briefe bekommen?“

„Ja, Liebster. Keine zwölf Stunden, nachdem du sie geschrieben hattest . . .“

„Wie ist das möglich?“ —

„Ich war niemals so weit von dir entfernt, daß du mich nicht hättest errufen können . . .“

„Nun frage ich nichts mehr. Nun mußt du erzählen. Ich habe es schon fast verlernt, mich zu wundern . . .“

„Es ist bald erzählt, mein geliebter Mann . . . Am letzten Abend, da du noch halb im Fieber zu Hause lagst, wurde ich angerufen. Von meiner Schwester. Sie bat mich, sofort zu ihr zu kommen, sie hätte eine Nachricht erhalten, vor der sie völlig kopflos stünde, und müsse sich unbedingt mit mir aussprechen. Sie bäte mich inständig um unserer herzlichen Liebe willen, sie jetzt nicht im Stich zu lassen . . .“

„Sehr merkwürdig“, meinte Fürbringer.

„Was, Liebster . . .“

„Hanna ist nicht der Mensch, der den Kopf verliert, wenn er ihn am nötigsten braucht.“

„Freilich nicht. Aber das kam mir erst später in den Sinn. Sie weinte so verzweifelt, während sie mit mir sprach, daß ich mich ernstlich erschreckte und ihr zusagte, sofort zu kommen. Ich zog mich an, überzeugte mich, daß du fest schliefest, gab Franz die nötigen Anweisungen und ging aus dem Hause.“

„Um welche Zeit war das?“

„Gegen halb zehn.“

„Hm . . . Und weiter?“

„Das nächste war, daß ich weit und breit kein Auto bekommen konnte. Es regnete; die Straßen troffen. Die Elektrischen waren überfüllt. Es dauerte endlos, bis ich mitfahren konnte. In einer halben Stunde ging der Zug, den ich benutzen wollte. Als ich den Bahnhof erreichte, hatte er ihn eben verlassen. Der nächste fuhr in fünfzig Minuten. Wenn ich mir ein Auto nahm und dem Fahrer zehn Mark versprach, hätte er mich vielleicht bei rasendem Tempo in einer guten Stunde zu Hanna gebracht. Aber ich war nun auch ruhiger geworden, überlegte mir die Sache mit mehr Besonnenheit und beschloß, Hanna unbedingt erst noch einmal anzurufen, ehe ich dich stundenlang alleinließ, und sie schlimmstenfalls zu bitten, lieber zu mir zu kommen, wenn sie mich durchaus noch in dieser Nacht sprechen mußte.

Es dauerte Ewigkeiten, ehe ich die Verbindung bekam. Als ich sie endlich hatte, war Hanna selbst am Fernsprecher und fragte mich im munterſten Tone, wie es dir ginge und wann sie dir die ersten Märzglocken aus dem Garten bringen dürfte; sie wären eben aufgeblüht . . .“

„Sehr gut! —“ sagte Fürbringer etwas grimmig

„Es gab ein langes und lebhaftes Hin und Her. Hanna schien mich für verrückt zu halten; wenigstens riet sie mir dringend, deine Pflege einmal für kurze Zeit einer anderen Kraft zu überlassen. Ich gab ihr die Versicherung, daß ich durchaus nicht geistesgestört und im übrigen völlig Herrin meiner Nerven sei; aber ich könnte einen Eid darauf ablegen, daß sie mich um halb zehn Uhr angerufen und um Gottes und des Himmels willen gebeten habe, zu ihr zu kommen und ihr in einem schweren Kummer beizustehen. Darauf erwiderte sie, daß sie mir mit demselben Nachdruck schwören könnte, weder mich angerufen noch einen

Digitized by Google

Kummer zu haben, und die ganze Angelegenheit sei ihr so rätselhaft wie möglich . . .“

„Arme Hanna!“ sagte Fürbringer lächelnd. „Ich kann mir vorstellen, wie ihre liebenswerte, fröhliche Nüchternheit sich sehnte, dem Spuk zu Leibe zu gehen . . . .“

„Liebster, danach sehnte ich mich auch. Und ich tat es. Ich schloß das Gespräch mit Hanna und rief unsere Nummer an. Franz antwortete. Ich wußte, daß die Glocke der Nebenstelle an deinem Schreibtisch nicht anschlagen konnte; wir hatten sie ausgeschaltet, damit du nicht gestört würdest. Ich fragte Franz, ob irgend etwas sich ereignet habe während meiner Abwesenheit. Ja . . . Ein fremder Herr sei dagewesen; du habest ihn weggeschickt und dann zurückgerufen, und er hätte das anscheinend nicht anders erwartet, denn er wäre vor dem Hause auf und ab gegangen, als Franz ihn holte. Als ich ihn aufforderte, mir den Fremden zu beschreiben, wußte er nur zu sagen, daß er eine Haut wie nasser Lehm habe und ein merkwürdiges Deutsch spreche. Ich verbot ihm, dir oder dem Fremden etwas von meinem Anruf verlauten zu lassen, nahm mir am Bahnhof ein Auto und fuhr nach Hause. Als ich ankam, warst du seit zehn Minuten fort . . .“ —

„Mein armer Liebling, hast du dich geängstigt?“

„Ich weiß nicht, ob dies das rechte Wort ist. . . Ich weiß nur, daß ich eine sinnlos lange, verschwendete Zeit vor deinem Bette stand und das Kissen anstarrte, das noch die Stelle zeigte, wo dein Kopf gelegen hatte. Franz stand neben mir und redete auf mich ein. Aber ich verstand kein Wort von dem, was er sagte. Ich war am ganzen Körper eiskalt und fühlte irgendeinen unbestimmten Schmerz, der vom Gehirn ausging und mir gleichzeitig die Füße lähmte. Ich setzte mich auf den Rand deines Bettes und ließ die Arme hängen. Ich glaube, wenn einer gekommen wäre, um mich totzuschlagen — ich hätte mich nicht gewehrt . . .“

Fürbringer streichelte die Hände seiner Frau. Er hob sie an die Lippen und hielt sie dort fest.

„Jetzt, da du's überstanden hast, freut's mich beinahe“, sagte er halblaut. „Sei mir nicht böse, Irene . . . Du weißt, wie eigensüchtig mein Herz ist, wenn es sich um dich handelt, und du hast es um dieser liebenden Selbstsucht willen manchmal am innigsten geliebt . . . So nehme ich auch deine arme, schmerzliche Angst als ein Geschenk deines Herzens, du Frau aus Gold . . . Hat dir der Diener denn nicht gesagt, was ich ihm aufgetragen hatte?“

„Doch, mein Liebster. . . Aber ich habe ihn nicht verstanden. Vielleicht hat er Angst vor mir bekommen; vielleicht fürchtete er wie Hanna, wenn auch mit mehr Grund als sie, daß ich den Verstand verloren hätte. Er sprach unaufhörlich auf mich ein, wiederholte unentwegt den gleichen Satz, die Kraft seiner Stimme beständig steigernd, bis er zuletzt mit der vollen Wucht seiner Lungen schrie, um mich aus meiner Starrheit aufzuwecken. Es gelang ihm auch, wenigstens teilweise. Allmählich hatte er mir die Worte ‚außerordentlich wichtige Berufsangelegenheiten . . Besuch eines fremden Herrn . . . sofort abreisen . . . in keiner Weise sorgen . . . vollkommen gesund . . . morgen früh telegraphische Nachricht . . .‘ so ins Hirn gehämmert, daß ich sie begriff. Aber das half mir nicht aus der Angst heraus... Du mußt bedenken, mein Geliebter, daß ich dich nach endlosen Wochen der Krankheit, auf den Tod erschöpft und noch nicht frei vom Fieber, im ersten tiefen Schlummer der Genesung verlassen hatte. Und nun

Der große Vogel

In den Garten kam ein großer Vogel.
Krummgeschnäbelt saß er, gräßlich äugelnd,
Auf der langen Pappel höchster Spitze,
Uneins noch in sich, den Schnabel wetzend,
Welch ein Frühstück, nahrhaft, er erspieße.
Außer sich gerieten gleich die Spatzen,
Taten in gemessener Entfernung
Sich zusammen und beschrien im Chorus
Laut den Teufelskerl und seine Frechheit.
Eingeduckt inzwischen saß die Meise
In des Tannenbusches tiefstem Dickicht,
Nur bedacht, sich unsichtbar zu machen,
Zaghaft lugend und mucksmäuschenstille.
Aber schwindlig war vor Schreck die Schwalbe,
Wirbelte empor und hätte gerne
An der weißen Wolken goldner Kante
Fest sich angeklammert: „Helft, o helft mir!
Nehmt mich mit! Das Ungetüm! Es frißt mich!“
Nur der Schmetterling flog sachtesachte
Weiter über blühenden Reseden.
Nicht, als ob der Flügelschlag des schwarzen
Raubgetiers ihm ganz entgangen wäre,
Doch er sagte sich, vergnüglich spielend:
„So ein Spinngeweb', so'n magres Häppchen,
Wie ich, gottlob, bin — hat nichts zu fürchten!“

Else Ronne.

Digitized by Google

warst du aufgestanden, warst fortgegangen — mit einem wildfremden Menschen, ohne mir eine erklärende Zeile zu hinterlassen . . ."

„Ich hatte es versucht, Irene — aber es war mir nicht gelungen . . ."

„Das weiß ich jetzt, mein Liebster — damals wußte ich's nicht. Ich hielt dein Tun und Unterlassen für die gefährlichen Ausgeburten des wiedergekehrten Fiebers, das ein Mensch, den ich nicht kannte und dem ich grenzenlos mißtraute, sich zum Helfershelfer geworben hatte. Ich fragte Franz aus — er wußte nichts. Der Fremde war im Auto gekommen, war mit dir im Auto weggefahren. Auch der Fahrer war ein Mann mit einem Lehmgesicht gewesen. Du hattest keinerlei Gepäck mitgenommen — nicht einmal eine Handtasche. Du warst anscheinend völlig wohl gewesen, kaum etwas aufgeregt, und hättest mich bitten lassen, ganz ohne Sorge zu sein. Jeden einzelnen dieser kargen Umstände mußte mir Franz unzählige Male wiederholen, ohne daß ich dadurch zur Klarheit oder Ruhe gekommen wäre. Als ich eben mit mir zu Rate ging, ob ich die Polizei von der Angelegenheit in Kenntnis setzen sollte, klingelte es. Franz stürzte nach der Tür. Ich war nicht imstande, ihm zu folgen. Die Zeit bis zu seiner Rückkehr wurde mir zum Jahr. Er öffnete die Tür deines Arbeitszimmers, machte Licht und kam zu mir herein . . .

‚Seine Hoheit der Fürst von Eschnapur'", meldete er.

„Was —?!" fragte Fürbringer.

Irene lächelte.

„Da du dich wunderst, weiß ich, daß du mich ganz richtig verstanden hast", sagte sie.

„Der Fürst war bei dir?"

„Ja."

„Am Tage, als ich abreiste?"

„Es war beinahe Mitternacht, Liebster . . ."

Fürbringer schüttelte den Kopf.

„Ich wollte mich nicht mehr wundern", murmelte er.

„Liebster, er hat auch mir keine Zeit dazu gelassen. Er stand mitten im Zimmer, der offenen Schlafzimmertür gegenüber, den Hut in der Hand, im Anzug und mit den Manieren des besterzogenen Mitteleuropäers und mit dem asiatischen Gesicht, in dem die starken Zähne glänzten, denn er lächelte, während er sich verbeugte.

‚Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, meine gnädigste Frau, daß ich es wage, Sie jetzt noch zu stören,' begann er, als ich eintrat, ‚aber ich nehme an, daß Ihnen keine Stunde zu spät wäre, in der Sie Nachricht von Ihrem Gatten erhalten würden. Also das Wichtigste zuerst: Ihr Gatte befindet sich vollkommen wohl, in ausgezeichneter Pflege und durchaus mit freiem Willen auf dem Wege nach Indien, wo er, wie ich hoffe, ein Werk schaffen wird, das die Weltwunder des Altertums in den Schatten stellen soll.'

Die Angst um dich hatte mich aus dem Gleichgewicht gebracht. Ich war weder höflich noch gerecht.

‚Woher wissen Sie das?' fragte ich.

‚Er tut es in meinem Auftrag', antwortete der Fürst verbindlich.

Aber ich war nicht gesonnen, mich fangen zu lassen.

‚Geschah es auch in Ihrem Auftrag, Hoheit', fragte ich, ohne ihn zum Sitzen aufzufordern, ‚daß mein Mann nach kaum überstandener Krankheit, in einem Zustand, der vielleicht gefährlicher als die schlimmsten Tage des Fiebers ist, aus dem Bett geholt und mitten in der Nacht der Regenluft ausgesetzt wurde? Und weiter: Geschah es auch in Ihrem Auftrag, daß man mich durch einen gefälschten Anruf aus dem Hause lockte und für etliche Stunden von ihm fernzuhalten suchte?'

‚Beides, gnädige Frau', antwortete der Fürst. ‚Und in gewisser Beziehung war es außerordentlich schade, daß Sie den Zug nicht mehr erreichten. Wir hatten einen Rechenfehler gemacht und Ihr Pflichtbewußtsein als Krankenpflegerin unterschätzt. So etwas rächt sich immer. Wenn Sie, wie es ursprünglich in meinem Plane lag, zu Ihrer Frau Schwester gefahren wären, dann würden Sie vor ihrem Hause einen Mann gefunden haben, der Ihnen einen Brief überreicht hätte mit der dringlichen Weisung, ihn sofort zu lesen. Und Sie hätten ihn gelesen und die Erklärung darin gefunden, die ich Ihnen nun mündlich geben muß. Obgleich ich auf diese Weise den Vorzug, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, etwas eher genieße, als beabsichtigt war, muß ich Ihnen ehrlich gestehen, gnädige Frau, daß ich bedaure, zu dieser mündlichen Erklärung gezwungen zu sein. Sie sehen mich mit großem Mißtrauen an. Ich gebe zu, daß Sie dazu berechtigt scheinen. Aber Sie sind es nicht . . . Sie haben keinen Grund, mir zu mißtrauen; im Gegenteil. . .'

‚Geben Sie mir den Beweis davon, Hoheit,' antwortete ich, ‚und wenn Sie das können, wird niemand darüber froher sein als ich. . .'

Siehst du, und da erzählte er mir alles. Er rollte den Plan des Grabmals geistig vor mir auf — und du solltest es bauen. Du wirst mich nicht auslachen und nicht mißverstehen, geliebter Mann, wenn ich dir sage, daß ich von diesem Augenblick an die Angst um dich vergaß — daß mir das Herz heiß brannte, wenn ich an das dachte, was du schaffen solltest Es ist nicht Ehrgeiz — du weißt es! Mein Frauenehrgeiz wäre satt geworden am Hause auf dem Roten Hügel und an der Kirche der Immaculata. Aber während der Inder sprach, fühlte ich, daß er deine Werke liebte — ja, daß er deine Gedanken liebte, deine Seele — dein Wesen, das er, der Asiate, mit einer uneingestandenen, aber in ihrer Schwermut sehr beredten Sehnsucht zu gewinnen suchte. Und obwohl es dir ganz sinnlos erscheinen mag, hatte ich Mitleid mit ihm, weil ich mich im Vollbesitze deines Wesens und deiner Liebe reich und ihm überlegen fühlte . . .

Wir hatten uns nun doch gesetzt. Er sprach, und ich hörte ihm zu. Und als er fertig war, sagte ich, ich hätte ihn sehr gut verstanden und ich liebte das Werk, das er in deine Hände gelegt hätte, und hoffte, du würdest es schaffen und vollenden. Nur eines hätte ich nicht begriffen — warum er diesen Auftrag mit solch einer Fülle von Geheimnissen umschleiert hätte. Das habe er meiner Ansicht nach nicht nötig gehabt. Was dich beträfe, so hätten die Schönheit und die Größe des Planes genügt, um dich zu locken. Und ich wäre wahrlich die letzte Frau gewesen, dich zurückzuhalten. . .

‚Das weiß ich', entgegnete der Fürst und sah mich ernst an. ‚Es handelt sich auch nicht darum, kraft dieser Geheimnisse einen möglichen Widerstand Ihres Mannes zu zerbrechen oder Sie aus unserm Plan auszuschalten. Es handelt sich vielmehr darum, in der Seele Ihres Mannes Europa auszulöschen. Denn sonst könnte er das indische Grabmal nicht bauen. Sein Geist, sein Gefühl, fast möchte ich sagen: sein Blut, müssen ganz angefüllt werden mit der Seele und dem Blute Indiens. Sie müssen entwurzelt werden und sich haltlos, gierig ansaugen in dem neuen Erdreich, auf dem sie schaffen sollen. Er muß eine Zeitlang im Dunkeln gehen und den abendländischen Tag vergessen. Die wütende Sonne Indiens muß vor ihm aufgehen ohne die Mildheit einer deutschen Morgendämmerung, und die Nächte Indiens, die wie unerlöste Dämonen sind, müssen sich vor ihm aufrecken gleich Bergen, die auf ihn zu stürzen drohen, die er nie erklimmen kann und nie umwandern . . . Darum wollte ich nicht, daß Sie mit ihm gingen; denn solange Sie bei ihm wären, wäre Europa bei ihm, das Geheimnislose, das Starke, Heitere und Furchtlose — das, was nie den Boden unter den Füßen verliert und die Sinnlosigkeit des Grauens vor dem Nichts nicht kennt. Sie werden das begreifen, denn Sie sind klug und haben Ehrfurcht vor dem Künstler, der sein größtes Werk schaffen soll. Die Frau wird es ihm nicht verderben wollen . . .'

Digitized by Google

Ein Ehekontrakt. Gemälde von Salvatore Barbudo.

Photographie u. Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

„Das hat er sehr geschickt gemacht", meinte Fürbringer in erbosster Anerkennung.

„Ja. Aber damit kaufte er sich nicht los. Ich sagte ihm, vor dem Künstler liebte ich den Menschen Michael Fürbringer, und wenn ich auch fest davon überzeugt wäre, daß von seiner Seite alles geschähe, dich zu pflegen, so wäre es doch gänzlich ausgeschlossen, daß ich dich auf unbegrenzte Zeit hinaus entbehren könnte, ohne zu wissen, wie es dir erginge, und ohne mich selbst davon überzeugen zu können."

(Fortsetzung folgt.)

Wahrlagerei und Politik.

Von Dr. Kl. Löffler.

Unter dem vielen konfusen und albernen Zeug, das uns seit dem Anfang des Krieges an Prophezeiungen über seinen Ausbruch, seinen Verlauf und sein Ende vorgesetzt wurde, machten die Ankündigungen einer Madame de Thèbes in Paris (Avenue Wagram) im ersten Augenblick einen immerhin überraschenden Eindruck auch auf Leute, die all diesen Dingen mit größter Skepsis gegenüberstehen.

In ihrem astrologischen Almanach für 1913, der im November 1912 erschien, hatte sie bereits mit Beziehung auf Österreich prophezeit: „Der Fürst, der auf den Thron wartet, wird nicht herrschen. Regieren wird ein junger Mann, der noch nicht daran denkt, auf den Thron zu gelangen." Im Almanach für 1914 wurde sie noch deutlicher: „Was das Drama im Kaiserhause betrifft, das ich vorausgesagt habe, so wird es bald erfüllt werden. Nichts kann das Schicksal aufhalten."

Diese richtige Vorhersage schien nur auf dreierlei Art erklärbar zu sein: Entweder liegt ein eigenartiges Spiel des Zufalls vor, oder die Madame ist weder eine Schwindlerin noch eine betrogene Betrügerin, sondern eine mit mystischen Gaben gesegnete Seherin — daß es so etwas gibt, ist ja nicht unmöglich, wenn wir es auch noch nicht erklären können —, oder endlich die Prophetin hat so ausgezeichnete Verbindungen, daß sie schon Pläne und Absichten kennt, die den Uneingeweihten noch verborgen sind.

Diese letzte Vermutung hat sich als richtig erwiesen. Im Almanach für 1914 gibt nämlich die Madame zu, daß sie ihren wertvollen Freundschaften in Wien eine große Anzahl wichtiger Nachrichten verdankt. Daraus darf man den allgemeinen Schluß ziehen, daß ihre Weisheit überhaupt nur darin bestand, die aus allen Ländern erhaltenen Informationen zu verarbeiten und zu „Prophezeiungen" umzugestalten. Man hat weiter erfahren, daß sie dem nationalistischen Lager angehörte und damit auch den panslawistischen Kreisen in Paris sehr nahe stand. Paris ist schon seit etwa fünfzehn Jahren einer der bedeutendsten Mittelpunkte des Panslawismus. Aus der erwähnten Prophezeiung für 1913 ist zu ersehen, daß schon damals ein Attentat auf den Thronfolger Franz Ferdinand geplant gewesen ist. Es ist nicht zur Ausführung gekommen, aber für 1914 konnte die Prophezeiung wiederholt werden, weil die Panslawisten den Tod des Erzherzogs fest beschlossen hatten. Wir haben ja seither erfahren, daß Franz Ferdinand mit Todesahnungen seine Reise unternommen hat, und daß in Serajewo ein so dichtes Netz von Verschwörern um ihn gelegt war, daß er auf keinen Fall entkommen wäre.

In diesem Zusammenhang ist mit Recht daran erinnert worden, daß das Pariser chauvinistische Boulevardblatt Paris-Midi schon um Neujahr 1913 den Wunsch nach der Ermordung des Erzherzogs ausgesprochen hat. Der Pariser Korrespondent des Berner Tageblattes, Dr. Max Beer, der neuerdings durch seine wertvollen Forschungen über den Kriegsausbruch bekannt geworden ist, hat in seinem Bericht vom 7. Januar 1913 mit Entrüstung darauf hingewiesen. Die von dem Chefredakteur Maurice de Walleffe unterzeichnete echt französische (d. h. anderswo, wenigstens von Ländern wie Serbien und Rußland abgesehen, doch wohl unmögliche) Schamlosigkeit lautete: „Der einzige Wunsch, den das neue Jahr nötig macht, ist dieser: Seitdem es Anarchisten gibt, und seitdem sie die Gewohnheit haben, den Herrschern ans Leben zu gehen, haben sie nach meiner Ansicht selten eine so gute Gelegenheit gehabt, uns mit ihnen zu versöhnen. Glauben Sie nicht auch, daß der Anarchist, der morgen den Erzherzog Franz Ferdinand ermorden würde, der Welt Ströme von Blut und Tränen ersparen würde?" Welch grauenhafte Satire auf den Weltkrieg liegt doch in den letzten Worten! Beer fügte damals als Kommentar bei: „Es ist zwar richtig, daß der Paris-Midi sich von jeher durch derartige neurasthenische Ausbrüche auszeichnete; aber wenn eine verbreitete Zeitung derartige Dinge schreibt und schreiben kann, so gibt das doch wohl zu denken."

Derselbe Paris-Midi hat später bei den Debatten über die dreijährige Dienstpflicht erklärt: im Falle einer Mobilmachung werde Jaurès als einer der ersten ermordet werden. Also beide Mordtaten von einem Pariser Boulevardblatt angekündigt und empfohlen!

Man darf wohl vermuten, daß es sich bei Madame de Thèbes und diesem Schandblatt um dieselben politischen Kreise gehandelt hat.

Der treffliche Jakob Burckhardt, der über die gewaltige Macht der astrologischen Weissagung in den Tagen der Renaissance schrieb und dabei die Bemerkung machte: „Nicht selten mag auch politische Einsicht und Berechnung den Sterndeuter mehr geleitet haben als der Gang der Planeten", hat also auch für die neueste Prophetin recht behalten, nur daß wir es vielleicht weniger mit ihrer eigenen politischen Einsicht und Berechnung als mit ihrer Kenntnis fremder Pläne zu tun haben.

Über die Verknüpfung der alten Prophezeiungen mit den politischen, sozialen und religiösen Hoffnungen und Kämpfen ihrer Zeit hat Stephan Steinlein in seiner kleinen Schrift „Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Weltschlacht am Birkenbaum in Westfalen" (1914) interessantes Material zusammengetragen.

Leider darf man das unheilvolle Treiben solcher Prophetinnen und Propheten nicht unterschätzen. Es gibt unter Politikern und in andern hohen Kreisen, auch unter den Fürsten, Leute genug, die sie ernst nehmen. Man denke an den Zarenhof und die Rolle des Mönches Rasputin. Der Vierverband hat es verstanden, auch in dieser Beziehung seine politischen Ziele wirksam zu verfolgen. Als schon vor Jahren darauf hingewiesen wurde, daß am Petersburger Hofe sich zwei Astrologen befänden, ein Franzose und ein Engländer, die den abergläubischen Zaren auch in politischer Hinsicht beeinflußten, da glaubten viele, eine solche Behauptung verlachen zu dürfen. Heute kann nach den zahlreichen Veröffentlichungen okkultistischer Zeitschriften kein Zweifel mehr an der Wahrheit jener Mitteilung bestehen.

Sehr bezeichnend ist es auch, daß Madame de Thèbes beim Beginn des Krieges ihre Wohnung von Paris nach Rom verlegte. Zu welchem anderen Zwecke, als um die vierverbandsfreundliche Richtung in Italien durch ihre mystischen Künste zu stärken? Mit dieser Absicht wird es in engster Verbindung gestanden haben, daß sie für 1916 die Ermordung des Königs von Italien angekündigt haben soll. Ist es wahr, so sieht man daraus, daß man sich durch rechtzeitiges Einschwenken in die gewünschte politische Richtung vor dem drohenden Schicksal, das ja sonst „nichts aufhalten kann", zu retten vermag.

Die Prophetin ist Ende 1916 gestorben, und bei dieser Gelegenheit haben wir einiges über ihre Persönlichkeit erfahren. Ihr wirklicher Name war Anna Viktoria Savigny. Das Pseudonym de Thèbes soll von dem ägyptischen Theben hergenommen sein. Sie gehörte seit 1896 zu den „Sehenswürdigkeiten" von Paris, nachdem sie dem Marquis de Morès seinen Tod bei den „Wilden" vorausgesagt und ein Aufsatz des jüngeren Dumas im Figaro auf sie hingewiesen hatte. Viel Zulauf strömte ihr aus der Welt des Theaters zu, aber auch gekrönte Häupter verschmähten es nicht, sie aufzusuchen. Daß ihr Publikum nicht in den unteren und mittleren Schichten zu suchen war, ging auch daraus hervor, daß ihre seit 1908 bei E. Flammarion in Paris erschienenen Kalender auf feinstem Velin gedruckt waren und nicht weniger als 50 Frank kosteten.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es gewiß keineswegs unerheblich gewesen, daß sie Jahr für Jahr vom unglücklichen Österreich redete, in dem nie Frieden würde, Jahre hindurch große innere Unruhen in Deutschland und Uneinigkeiten zwischen den deutschen Fürsten prophezeite und mit besonderem Vergnügen hervorhob, Kaiser Wilhelm werde noch einmal als Exkaiser Paris besuchen.

Jedenfalls wird man, wie die Prophezeiung der Serajewoer Bluttat lehrt, gut tun, das Treiben der Wahrsager künftig nicht ganz zu ignorieren, sondern vielmehr aufmerksam zu verfolgen. Denn in ihren Ankündigungen kommen offenbar die geheimen Wünsche und Ziele gewisser politischer Kreise manchmal unverhüllter zum Ausdruck als in Zeitungsartikeln oder öffentlichen Reden.

Digitized by Google

Am Kiebitznest.

Von Eugen Lutz. — Mit 4 Natururkunden des Verfassers.

Frühling wird's. — Wochen sind's zwar erst, daß des Winters harte Herrschaft durch Frühlingswinde gebrochen wurde, doch schon zeigen sich die Vorboten des nahenden Befreiers auch in der Vogelwelt. Junker Kauzens Minnelied klingt schaurig durch den nachtdunklen Wald, die Amsel singt den Frühling ein, und erst drunten, wo nasse Möorwiesen am trägen Flußlaufe dahinziehen, da ist ein Leben erwacht! Rotschenkel fliehen mit melodischem Trillerpfiff des Wanderers Nahen, Enten wuchten sich schnatternd in die Luft, mit lautem „Atsch" torkeln Bekassinen dicht bei seinen Füßen heraus. Dort hat gar der Wind einen schwarz-weißen Lappen in die Luft genommen und treibt sein lustiges Spiel damit; doch nein — Freund Kiebitz ist's, dessen taumelnder Balzflug uns genarrt! Vor Tagen schon ist er mit seinem Weibchen im großen Wanderzuge angekommen, gar fleißig hat er eine Nestmulde um die andere in den weichen Moorboden gedrückt — die Brust in den Boden stemmend, den Schwanz hoch in der Luft, ein komisches Bild. Das eine Nest war der Gattin zu naß, das andre zu sehr dem Raubzeug ausgesetzt. Endlich scheint eins passend; einige Riedgrasblätter und Wurzeln werden hineingelegt, — das Nest ist fertig. Wenige Tage darauf liegen vier schöngesprenkelte Eier darin, und das Weibchen beginnt eifrig zu brüten, während das Männchen mit seinesgleichen in der Luft umhertollt, das Weibchen oft beim Brüten störend, um sich auch mit ihm herumzujagen.

1. Kiebitznest.

Doch scheinbar war das Nest doch nicht gut genug versteckt, denn eines Morgens wandert ein „Mensch" mit großem Kasten auf dem Rücken in den Sumpf und schnurgerade auf das Nest zu. Schon auf 500 m fliegt das Weibchen auf, läßt sich in der Nähe nieder und markiert eifriges Brüten, doch unbeirrt geht das Individuum in der gleichen Richtung weiter, bis nahe an das Nest heran. Der Kasten wird abgenommen, minutenlang arbeitet der fremde Gast scheinbar am Nest, dann geht er mit dem Kasten wieder fort. Der erste Teil seiner Aufgabe ist erledigt, das Nest auf der Platte (Abb. 1). Kaum ist er fünf Minuten fort, so sitzt der weibliche Kiebitz befriedigt auf seinen Eiern. Am nächsten Tag kommt der Mann wieder, und zwar trägt er eine Art „Riesenbienenkorb" aus Schilf, stellt diesen etwa 10 m vom Nest entfernt auf und geht laut pfeifend ab. Täglich kommt er nun und rückt den Korb näher. Endlich naht er mit einem Begleiter und dem Kasten, verschwindet im Bienenkorb, und der Begleiter entfernt sich. Der Kiebitz, der aus der Nähe den vermeintlichen Abzug des Gegners beobachtete, eilt herbei und will sich aufs Nest niederlassen: „Rrratsch" macht's im Kasten, kerzengerade steigt das überlistetete Weibchen in die Höhe; die erste Aufnahme ist gemacht (Abb. 2). Stundenlang treibt nun der gewarnte Kiebitz

2. Kiebitz, sich aufs Nest niederlassend.

3. Brütender Kiebitz, mißtrauisch geworden.

Digitized by Google

sein Spiel mit dem versteckten Beobachter, kommt näher, weicht vor dem drohenden Einauge der Kamera zurück, umkreist oftmals den verdächtigen Korb; eine Krähe erregt seinen Ärger, mit lautem Geschrei wird sie verfolgt und verscheucht. Ein verliebtes Brachvogelpärchen läßt sich in der Nähe nieder, auch diese Eindringlinge werden trotz ihrer Harmlosigkeit angegriffen und verjagt. Ein leichter Regen setzt ein, der Vogel kommt zum Nest, läßt sich nieder, und geräuschlos bannt ihn der Zeitverschluß auf die Platte (Abb. 4). Neue Aufnahmen folgen. Doch hat nach ungefähr drei Wochen der Photograph die freudige Genugtuung, jedem Ei ein gesundes Küchlein entschlüpfen zu sehen. Hoch schießt das Gras empor und deckt die Jungen; mit Aufopferung

4. Kiebitz, brütend, im Regen.

führen sie die Alten, halten zudringliche Krähen durch Massenangriffe fern, endlich werden die Jungen flügge. Ihr Tisch ist reich gedeckt, das Moor wimmelt von Schnecken, Würmern und Larven. Kürzer werden die Tage, kalt weht der Wind über die Stoppeln, die Nahrung wird spärlich. Da erwacht der Wandertrieb, zu großen Flügen sammeln sich die Kiebitze; längere Zeit treiben sie sich noch auf den anliegenden Feldern umher, eines Nachts aber sind sie auf und davon. Öde und leer liegt das Moor, nichts erinnert mehr an das bunte Leben und Treiben, das ehedem hier herrschte; nur der Photograph bewahrt die frohe Erinnerung an jene Zeit — nicht in vertrockneten Bälgen, sondern in naturwahren Bildern.

Vom Herzen unseres Reichsschmiedes.

Von Heinz Manthe-Boppard.

Der 1. April ist alljährlich für jeden echten Deutschen ein Tag herzlichen Gedenkens an Bismarck, dem unser Vaterland so viel verdankt. Und gerade in unseren schweren Zeiten äußerer und innerer Kämpfe, da ist immer wieder ein Sehnen nach einem starken Geiste durch unsere Reihen gegangen, und oftmals haben wir in höchster Not gesprochen: „Hätten wir doch jetzt einen Bismarck!“ Das ist der Bismarck, der in unserem Erinnern lebt als der „eiserne Kanzler“, der vor unserem Auge steht, wie ihn unsere Denkmäler so oft zeigen — breitspurig in schweren Kürassierstiefeln, den Reitersäbel an der Seite und den Stahlhelm auf dem wuchtigen Haupte. Solche Männer wachsen uns allzuleicht über das Maß des Menschlichen hinaus, und wir gewöhnen uns, sie als Helden der rücksichtslosen Tat zu bestaunen, von denen wir nicht wissen, ob in ihrer Brust ein fühlendes Herz wohnt oder nicht. Um so mehr wundert es uns dann, wenn wir sie als Menschen erkennen, die im Innern der Seele eine Weichherzigkeit, ein Liebeverlangen und Liebenkönnen bergen, wie wir es nicht geahnt haben. So ist es auch bei Bismarck, wenn wir seine prächtigen Briefe an seine Braut und Gattin Johanna von Puttkamer in die Hand nehmen.

Gleich einer von den ersten Brautbriefen Bismarcks gibt uns eine ganz neue Vorstellung von unserem Volkshelden. Welche Gemütstiefe erschließt sich uns, wenn wir da lesen: „Wer ist mehr verpflichtet und berechtigt, Leiden und Kummer mit Dir zu teilen, Deine Krankheit, Deine Fehler zu tragen, als ich, der ich mich freiwillig dazu gedrängt habe, ohne durch Bluts- und andere Pflichten dazu gezwungen zu werden? — — Meine liebe Johanna, muß ich Dir nochmals sagen, daß ich Dich liebe, sans phrase, daß wir Freud und Leid miteinander teilen sollen, ich Dein Leid, Du das meine, daß wir nicht vereinigt sind, uns einander nur zu zeigen und mitzuteilen, was dem andern Freude macht, sondern daß Du Dein Herz zu jeder Zeit bei mir ausschütten darfst, und ich bei Dir, es enthalte, was es wolle — — — —“ (21. Februar 1847).

Und mit welchen Gefühlen begeht Bismarck den Geburtstag seiner „geliebten Nanne“! An diesem Tage schreibt er ihr: „Ich will Deinen Geburtstag damit feiern, daß ich Gott inbrünstiger, als an anderen Tagen bitte, daß er Dich mir am Leben und gesund erhält, daß er mir Friedfertigkeit und Demut verleiht, und mich die gerechte Liebe und Treue gegen dich nicht bloß in Gefühlen, sondern auch in meinen Taten mit unwandelbarer Sanftmut und Sorgfalt stets beweisen läßt.“ (9. April 1850).

Bismarcks Ehe mit Johanna war eine echte Kameradschaft, der Austausch der Meinung mit seiner Gattin ist ihm ein Bedürfnis im steten politischen Kampfe; in der Ruhe und Stille seiner traulichen Häuslichkeit holt er sich neue Kraft für das Leben in der rastlosen Öffentlichkeit. Wie sehr Bismarck den Wert seines friedlichen Heims empfand und schätzte, zeigt die folgende Stelle aus einem Briefe vom 14. Mai 1851: „— — ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben, und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten, und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert; nicht aber um eine Gesellschaftsfrau für andere zu haben, und ich will Dein Kaminchen hegen und pflegen, und Holz zulegen und pusten, und schützen und schirmen gegen alles Böse und Fremde, denn es gibt nichts, was mir nächst Gottes Barmherzigkeit teurer, lieber und notwendiger ist, als Deine Liebe und der heimatliche Herd.“ —

Dieses Sehnen nach Familienglück ist eine der tiefsten Empfindungen unseres Reichsschmiedes. In seinem Herzen blieb trotz aller staatsmännischen Arbeit stets das Verlangen nach der Ruhe und dem Glück, die dem arbeitsmüden Manne nur das liebende Weib gewähren kann. Das tritt schon früh zutage in einem Briefe vom 10. Februar 1851: „Ich habe so eine fixe Idee, die mich in allem Getriebe verfolgt, in einem ganz einsamen, tiefen Gebirgstal im warmen Sommer, dicht am Bach mit dem Kopf auf Deinem Schoß zu liegen, und über mir durch den Dampf der Zigarre und die grünen Baumwipfel den blauen Himmel anzusehn und von Dir angesehn und geeit zu werden, und so sehr lange gar nichts zu tun.“

Und erschütternd tritt uns in späteren Jahren dieses Verlangen entgegen in einer Form, die es zu einem ergreifenden Einblick in die herbe Tragik so manchen Heldenlebens gestaltet. Bismarck schreibt da mitten heraus aus den unerfreulichen Verhandlungen, die der Kaiserkrönung vorausgingen, am 7. Dezember 1870: „Wenn man zulange Minister ist, und dabei nach Gottes Fügung Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt: man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder

Digitized by Google

treten in verstimmter Bescheidenheit zurück, und die Kälte von oben wächst, wie das die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt. — — — Kurz, mich friert geistig, und ich sehne mich, bei Dir zu sein und mit Dir in Einsamkeit auf dem Lande."

Lediglich Bismarcks großes Pflichtgefühl gegenüber König und Staat hat ihn bis ins hohe Alter die Lasten eines nicht immer leichten Amtes tragen lassen. Stets aber setzte er tiefgläubigen Herzens seine Hoffnung auf den Beistand Gottes. In diesem Sinne schrieb er am 12. Mai 1854, als er das schwere Amt eines preußischen Bevollmächtigten beim Deutschen Bundestage in Frankfurt angetreten hatte: „— — Gott hat mich auf den Fleck gesetzt, wo ich ein ernster Mann sein und dem Lande meine Schuld bezahlen muß. Seinen Willen nach Kräften zu tun, bin ich entschlossen, und wenn mir Weisheit mangelt, werde ich ihn bitten. Er gibt reichlich und rückt es niemand auf." —

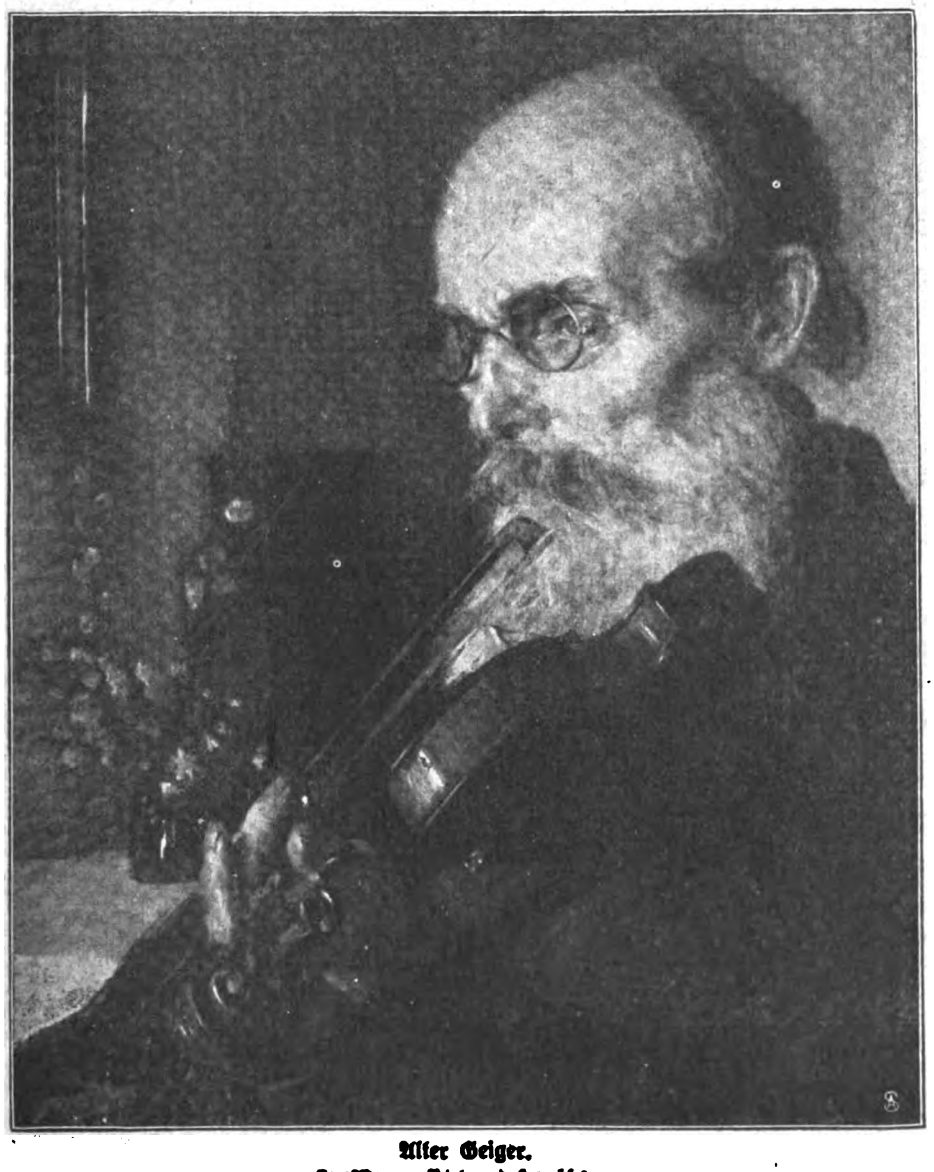
Nur ganz wenige Stellen sind es aus der reichen Gedankenfülle der Bismarckschen Briefe, die wir hier herangezogen haben. Aber schon aus ihnen ergibt sich ein klares Bild von der Gemütstiefe des einzigen Mannes. Sie zeigen, daß auch das Gefühl Bismarcks seiner ungemeinen Willensstärke und Tatkraft entsprechend entwickelt ist. Und wenn wir ihn um dieser letzteren Eigenschaften willen hochachten und bewundern, so lernen wir ihn aus seinen Briefen auch als fühlenden Menschen kennen und lieben.

Die Frühlingsmädchen.

Novelle von Rudolf Herzog.

(1. Fortsetzung.)

Erst wenn am Abend die Mädels schlafend in ihren Bettchen lagen, ging der Vater mit ernsteren Augen zu seinem Vierblatt, von einem Bettchen zum anderen, horchte auf ihren Atem, tastete mit mütterlichen Händen über die gesunden Körper und kehrte zufriedenen Blicks und mit einem wohligen Gefühl in der Brust an seinen Arbeitstisch zurück. Gottlob, da war nichts zu erinnern. Gesund war die Bande, und das dünkte ihn zuvörderst mal die beste Erziehung. Im übrigen erzogen sich die vier Mädels untereinander, putzten sich gegenseitig heraus, sangen, sprangen, lärmten und tobten, einigten sich sofort zu jedem Kinderstreich, und die schwarze Eva mit den hin- und herfunkelnden Augen behielt tatkräftig die Leitung. — „Jugend muß ordentlich ins Kraut schießen," meinte der Doktor, „und eine frischverlebte Jugend schafft eine feste Haut gegen die Wetterspritzer, die nicht ausbleiben. Tobt euch aus, Kinder. Lachen steckt an." — Wenn der Doktor Frühling etwa geglaubt hatte, eine geruhigere Zeit werde mit der Schulpflicht seiner vier Mädels eintreten, so hatte er sich sicherlich geirrt. Aber dieser Irrtum war ihm nicht einmal unangenehm, und er stellte ihn immer wieder schmunzelnd fest. Wohl wurde es an den einzelnen Tagesstunden, ruhiger in den Wohnräumen und den weiten Spielhallen des alten Schlosses. Aber diese Ruhe war wie die Ruhe vor dem Sturm. Als müsse aus den Teufelsmädels alles heraus, was sich beim erzwungenen Stillsitzen und Mäulchenhalten in der Schule angesammelt hatte, so brauste mit dem Glockenschlag nach Schulschluß die wilde Jagd durch die Pforte, schleuderte Mappen und Tornister am liebsten gleich durch das offene Fenster, fegte in den Stall, umarmte unter Jubelgeschrei den Gaul, die Kuh, gackerte mit den Hühnern, schnatterte mit den Enten, fuhr durch den Obsthof, hieß je nach der Jahreszeit Kirschen, Pflaumen, Birnen oder Äpfel auf Nimmerwiedersehen verschwinden, steckte sich schnell noch ein paar bunte Blumen vor die Schürze und erstürmte, also vorbereitet, mit erfrischter Kraft Eßzimmer, Mittag- und Vesperbrot. Und jede versuchte, gleichzeitig mit den drei anderen, dem Vater die neuesten Schwänke aus den Unterrichtsstunden zu erzählen, bis ein einziges Gelächter alles verschlang und der Doktor flüchtend nach der Türklinke griff. — „Freut euch des Lebens..", pfiff er leise vor sich hin, wenn er am Arbeitstisch saß oder auf langen Wegen zu seinen Kranken fuhr. Und dann überdachte er seine Mädels nach Veranlagung, Haltung und Seelenart der Reihe nach.



Alter Geiger.
Gemälde von Richard Hoelscher.

Digitized by Google

Der Irrwisch Eva war zuerst in die Schule gekommen. Aber das Blitzige in der kleinen Schwarzen hatte sich, ganz nach seiner Vermutung, in ein willensstarkes Draufgängertum entwickelt, das vor keiner Schwierigkeit haltmachte. Was sich die Eva im Sturme zu eigen machte, erreichte die braune Friedel durch Zähigkeit, die durch strahlende Liebenswürdigkeit unbesiegbar wurde. Das blonde Fränzchen hatte eine feine Witterung für das Ausschlaggebende. Durch einen glänzend geschriebenen deutschen Aufsatz und, wenn es sein mußte, durch ein paar selbstgezimmerte Strophen von Schwung und Schlagkraft wußte sie die Schlußnoten des Schuljahres auf einer achtunggebietenden Höhe zu halten. Die goldrote Maria aber saß, umflossen von ihrem leuchtenden Heiligenschein, und träumte zum Schulfenster hinaus, als ob für sie nichts auf der Welt von Bedeutung wäre als das Musizieren der Vögel in den Lindenbäumen, und selbst die Lehrerin wagte sie nur ungern zu stören. Wie ein Märchenbild war sie. Aber unter ihren Schwestern wachte sie auf, ließ sich mitreißen und stand in der Freude ihren Mann, und ihr Lachen schmetterte wie Finkenschlag durch das halbzerfallene Schloß. Wenn die Mädchen sangen, saß sie am Klavier. Der Musik ergab sie sich ganz.

Der alte Schiffsarzt war an Wind und Wetter gewöhnt, und auf Polarfahrern und Südseedampfern waren ihm Entbehrungen und körperliche Anstrengungen bald keine Überraschungen mehr gewesen. Jetzt kam ihm diese Lebensschule zugute, jetzt, wo es sich darum handelte, seinen vier Mädels nicht nur das tägliche Brot und eine grundfeste Bildung zu verschaffen, sondern darüber hinaus mit der Zukunft zu verhandeln. Er tat es, indem er die Gegenwart kräftig ergriff und den Tag nicht eher aus den Fingern ließ, bis er seine sämtlichen vierundzwanzig Stunden ausgiebig hergegeben hatte. Die geringste Spanne Zeit fiel auf den Schlaf. Ein paar Stunden genügten, ob daheim im Federbett, ob im fernen Dorfwirtshaus auf der Ofenbank oder in einer Bauernscheune. Er streckte sich, schlief in selber Sekunde und sprang auf, die Minute auf, die er sich zum Erwachen vorgenommen hatte. Ein Übersturz kalten Wassers, eine kräftige Abreibung, und der Arbeitstag konnte kommen, wie er wollte. Jeder Muskel war bereit.

Was der Doktor Frühling leistete, wußte keiner als nur er selber. Er hielt in der Frühe seine Sprechstunde, schnitt und nähte den Morgen über im Krankenhaus der kleinen Kreisstadt, dessen Leitung er übernommen hatte, besuchte bis zum Mittag seine Kranken in der Stadt, schirrte nach Tisch den Gaul an und fuhr weit hinaus von Dorf zu Dorf, blieb in schweren Fällen über Nacht, ließ sich zu Beratungen und wundärztlichen Eingriffen in die Nachbarstädte rufen und hielt mit der ersten Sonne wieder seine Sprechstunde. Was er über den Lebensbedarf seiner Familie hinaus erwarb, legte er in guten zinstragenden Papieren an, die er niemals angriff. Und wieder ging es an die Arbeit, bei Tag und bei Nacht, im Frühlingsregen und im Wintersturm der Eifel. Die Gegenwart mußte heran, um die Zukunft seiner Mädels zu sichern. Reich konnte er sie nicht machen, Reichtum gab der rauhe Eifelboden nicht her, aber so viel mußte und sollte es werden, daß sie als starke und frei wählende Menschen bestehen konnten, wenn auch ihn „Freund Hein einst beschlich". — „Schlaf nicht ein, mein Pferdchen! Hohä!"

Und während der kleine, rasche Doktorwagen irgendwo über die Eifelkuppen hoppelte, zogen die Frühlingsmädchen nach glücklich überwundenem Schultag durch die Ruinen des alten Schlosses; denn seit sie in Geschichte und Dichtung eingeführt wurden, war ihnen wie ein neues Spiel die Romantik ins Blut gefahren und ließ sie nur noch diesen Teil des väterlichen Sitzes vollauf würdigen. Oben auf dem alten Turmgesims lagen sie lang ausgestreckt, eine jede nach einer anderen Seite der Windrose, wie verwunschene oder geraubte Ritterfräulein, und ließen die Blicke über die grenzenlose Weite und Einsamkeit der Eifellandschaft schweifen, ob ein Ritter käme oder ein Verzauberter. Dazu sangen sie lockende Weisen, von der Loreley oder den beiden Königskindern, und wenn kein Silbergeharnischter auf schwarzem Berberhengst auftauchte oder doch wenigstens ein Minnesänger mit wehendem Barett, himmelblauem Mantel und elfenbeinernem Saitenspiel, so lugten sie wohl auch in die Nähe und gewahrten mit Vergnügen, daß aus den Gassen der Stadt ein paar Gymnasiasten in bunten Mützen den Schloßberg heraufgestelzt kamen, taten, als lugten sie nur in die fernste Ferne aus und winkten wohl auch mit ihren Tüchlein fern, fern einem Luftgebilde.

„Der Schlacks in der Primanermütze ist der Georg Brüning vom Notar und Rechtsanwalt", erläuterte die stürmische Eva während des ruhig weiterschwebenden Gesanges. „Wie schlapp sich der Bengel hält. Der Affe glaubt, es sei die neueste Mode. Und seht doch mal den Robert Junker, den Sekundaner. Er hat sich ein paar farbige Bänder aneinandergenäht und trägt sie über der Weste, um uns einen flotten Bruder Studio vorzuspiegeln. So ein Flausenmacher. Und der Fritz Leydecker mit seinen roten Fäusten steht dabei und grinst vor Hochachtung, statt seine Körperkraft zu zeigen und uns zu Ehren die beiden anderen wenigstens einmal zu verwamsen. Mein Gott, was für Anbeter!"

„Für mich ist keiner darunter", seufzte die goldrote Maria unter ihrem Heiligenschein und begann mit süßer Stimme eine neue Liedstrophe.

„Nein, Kind, für dich ist keiner darunter. Um Gottes willen! Aber wenn wir anderen erst verheiratet sind, wollen wir einen für dich backen aus feinstem Lebkuchenherz, mit Mandelaugen und einem Rosinenmund. Friedel! Fränzchen! Gebt acht! Die Jungen klettern über die Mauer."

Das Lied riß ab. Auf huschenden Katzenpfoten ging es die Sprossenstiege hinunter, die vom Turmgesims zur Erde führte. Dicht neben dem Turmpförtchen bauchte sich ein kleines Pförtnergelaß, und die Mädchen schlüpften eng aneinandergeschmiegt hinein, zogen die geöffnete Turmtür zur Deckung heran und lauschten atemlos hinter den Bohlen.

Schritte jetzt, Stolpern und Schnaufen. Die Buntbemützten hatten sich einen Mut gefaßt, stolperten über die Schwelle und begannen die Sprossenstiege zu erklimmen. Die Feueraugen der schwarzen Eva funkelten hinter ihnen drein. „Jetzt", sagte sie, und im Husch waren die Mädchen lautlos hinter der Tür hervor und im Freien, zogen das Pförtchen ins Schloß, drehten zweimal den Schlüssel um und wandelten, Arm in Arm gehängt, mit neuem, sehnsüchtigem Liedgesang durch den Blumengarten, wie der Welt entrückt. Von der Plattform des Turmes aber stierten die Buntbemützten fassungslos über die Brüstung.

„Jetzt haben sie uns gesehen", zischelte die braune Friedel.

„Nein," flüsterte die schwarze Eva, „sie machen Glotzaugen, und damit sieht man nichts."

„Nun wird der Fritz Leydecker wohl seine ewige Hochachtung vor den feinen Kameraden einpacken", freute sich das blonde Fränzchen.

„Ich wollte, sie sprängen vom Turm wie wilde Rittersleute", murmelte träumerisch die goldrote Maria, und dann sangen sie weiter, untergefaßt in langer Reihe, die Augen in das blaue Bergland gerichtet und den Rücken dem Turm zugewendet. Von der Loreley und den Königskindern.

Von der Plattform drang leises Scharren. Gebückt, um von der Erde aus nicht gesehen zu werden, stieg einer der betrogenen Abenteurer nach dem anderen durch die

Digitized by Google

Turmluke auf die Leiter und kroch die Sprossen hinab. Nun wurde drunten die Türklinke niedergedrückt. Lautlos, aber mit strahlenden Gesichtern verfolgten die Frühlingsmädchen die Befreiungsversuche ihrer Ritter. Die verschlossene Tür gab nicht nach.

Drinnen wurde es still. Es wurde wohl Kriegsrat abgehalten. Dann warf sich ein Körper mit voller Wucht gegen die erzitternden Bohlen.

„Das war der Fritz Leydecker", flüsterte stolz das blonde Fränzchen. „Der ist der Stärkste."

Ein zweiter, ein dritter Anprall erfolgte. Das Schloß gab nicht nach.

Und plötzlich begannen die vier Frühlingsmädchen dicht vor der Turmpforte aufzukreischen, als ob das Entsetzen sie gepackt hätte: „Hilfe, Hilfe — Räuber, Mörder! Ruft den Vater — holt den Knecht! So laßt doch die Glocke

Rückkehr vom Kirchgang in Volendam (Holland).

läuten! Die ganze Stadt soll zu Hilfe kommen — zu Hilfe . . ."

„Brüllt doch nicht so! Haltet den Mund! Wir sind es ja!"

„Wir? Wer ist wir? Zu Hilfe!"

„Zum Teufel, der Georg Brüning bin ich doch!"

„Ah," machte die schwarze Eva verwundert und schnitt dazu ihren Schwestern eine hastige Grimasse, „derselbe, der immer so schlapp durch die Straßen zieht wie ein Mummelgreis?"

„Schlapp? Mummelgreis?"

„Wer ist denn noch mehr da drinnen?"

„Robert Junker!" rief eine Stimme, die vergeblich verfuchte, scharf und bestimmt zu klingen.

„Wirklich?" fragte die braune Friedel erstaunt und schnippte vor Vergnügen mit den Fingern. „Das Robertchen mit dem Bindebändchen um? Ich hab' schon mal geglaubt, es wär' ein wirklicher Student."

„Scheinheiliges Geschöpf!"

„Wer ist denn noch mehr da drinnen?"

„Fritz Leydecker. Wenn ihr nicht aufmacht, setzt es Schmiß!"

„Wahrhaftig?" rief das blonde Fränzchen wie erschreckt und tanzte vor Freude von einem Bein auf das andere. „Der starke Fritz, der immer der anderen Packesel ist? Derselbe?" Hinter der Turmpforte keuchte es vor Zorn.

„Für mich ist keiner da drinnen", wehklagte die goldrote Maria.

„Laßt uns heraus! Auf der Stelle! Oder ihr sollt was besehen."

„Wollt ihr auch ganz hübsch still nach Hause gehen und in Zukunft fleißig eure griechischen und lateinischen Vokabeln lernen, daß man sich eurer Bekanntschaft nicht zu schämen hat? Immer fein warten, bis wir Mädchen es an der Zeit halten —"

Weiter kam die schwarze Eva nicht. Mit wilder Gewalt hatten sich drei Knabenkörper gegen die Tür geworfen, daß die Bretter splitterten. Rücklings schlug der starke Fritz Leydecker zuerst hinaus, hinter ihm fuhren Brüning und Junker durch die Staubwolke. Eine Sekunde nur lagen sie wie betäubt. Dann machte sich Fritz Leydecker wortlos daran, das blonde Fränzchen zu verprügeln, der Primaner Brüning fiel über seine Quälerin Eva her, und der farbengeschmückte Robert Junker warf sich mit hämmernden Fäusten auf die blonde Friedel. Die Mädchen taten keinen Schrei. Stumm tobte der Kampf. Dann kletterten die drei Buntbemützten befriedigt über die Mauer und verschwanden spurlos.

Digitized by Google

Die Frühlingsmädchen waren allein. Krampfhaft hielt die atemlose Eva eine schöngemusterte Halsbinde, die zerzauste Friedel ein zerrissenes Studentenband und das bösmißhandelte Fränzchen einen großen hirschhornenen Jackenknopf in der Hand. Dann brach die Älteste das Schweigen.

„Siehst du nun," stieß sie noch immer atemlos hervor und klopfte den Schwestern den Staub aus den Röcken, „siehst du nun, wie gut es war, kleine Maria, daß für dich — niemand drinnen war?"

Eine halbe Stunde später hatte der Knecht das alte Pförtchen wieder verschalt und in seine Angeln gehoben. Als am Abend der Vater heimkehrte, wurde er wie immer mit Jubelgeschrei empfangen.

Am späten Abend aber schlich die kleine Maria zu den Betten der Schwestern. Keine schlief. Und sie krochen zu viert in das Bett der Ältesten, eine dicht neben der anderen, und die Kleine kam ans Fußende. Tuschelnd und kichernd durchlebten die Frühlingsmädchen noch einmal den Tag der Ritter und Frauen.

„Herrlich war's, herrlich," wisperte die kleine Maria, „wie da alles durcheinanderflog. Ein andermal laßt ihr mich mit dabei sein. Ich will auch meinen Spaß."

„Kinder," sagte die kräftige Eva, „es war Spaß und mehr als Spaß. Die Jungen wissen jetzt, daß wir ihre Fehler kennen, und werden sich vor uns zusammenreißen."

Nach diesem mütterlichen Ausspruch ihrer Leiterin trennten sich die Schwestern und schlüpften eine jede in ihr Mädchenbett.

* * *

Der Doktor Frühling beobachtete stillvergnügt das Heranwachsen seiner vier Mädchen. Allabendlich holte er sich ihre Schulhefte und Mappen und Tornister, und ob der Tag noch so anstrengend für ihn gewesen sein mochte, er schüttelte die Müdigkeit ab und las aufmerksam und frohgestimmt, was seine Vier den Tag über an Weisheit zu sich genommen und der Welt wiedergegeben hatten. Da lag das Innenleben seiner Mädchenschar offen vor ihm wie die Blätter ihrer Schulhefte, aber auch die Lücken wurde er gewahr, die der Schulunterricht der Kleinstadt nicht auszufüllen vermochte. Und der nun schon graugesprenkelte Landarzt machte sich zu einem neuen Amte bereit.

Als die großen Herbstferien für die Schulen angebrochen waren, nahm er abwechselnd und je vierzehn Tage lang zwei seiner Mädchen mit auf die Fahrt durch die Eifeldörfer. Violett in verblühender Heide lagen die Hochflächen, wie lauschende Zwerge hockten die seltsamgeformten Wacholdergesträuche vor dem schwarzgrünen Wald. Und der Doktor sprach zu seinen Töchtern von den Blumen und Kräutern und ihren verborgenen Eigenschaften, von den Pilzen und Waldfrüchten und Säften, von dem Getier und seinem Zweck und Leben bis herab zur kleinsten Milbe, von Wind und Wetter und den Gestirnen am Himmel. Und von der Pflanzen- und Tierwelt der Heimat kam er auf die der fernen und fernsten Länder zu sprechen, die er zwei Jahrzehnte lang durchforscht hatte, auf ihren Sternenhimmel, auf ihre Menschen, Sitten und Gebräuche. Von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil führte er seine Mädchen, und die Geschichte der Völker umspann die fremden Schollen. Augen und Wangen wurden den Mädchen heiß, und die Seele tat das Kleine ab und wurde weit, und der Verstand wurde geschärft und gestählt. Mit in die Bauernhäuser mußten die Mädchen und dem Vater zur Hand gehen und lernen, daß eine blutige Wunde, eine heimtückische Krankheit nicht da ist, um sich zu entsetzen, sondern um sie zu heilen. Hilfreich sei der Mensch, und die Frau zumal. Und die Frühlingsmädchen hielten aus, ohne mit der Wimper zu zucken, wuschen die Wunden, rollten den Wickelverband ums kranke Glied, halfen der Wöchnerin den Säugling versorgen und den überständigen Alten in der Todesstunde.

Längst waren die Ferien dahin, aber der Lebensunterricht ging weiter. An den schulfreien Nachmittagen, an den Sonn- und Festtagen, selbst des Nachts, wenn der Doktor hinaus mußte, hockten die Eva und die Friedel oder das Fränzchen und die Maria in dem schmalen Kastenwagen beim Vater, lauschten, sahen und lernten wie im Spiel, und nie deuchte sie die Jugend so schön. Sechzehn Jahre zählte jetzt die Älteste, und die kleine Maria zwölf. Froh und gesund waren sie, zielbewußt und voll drängenden Lebens, und nur die Kleine geriet noch ins Träumen, wenn sie Musik vernahm oder selber am Klavier saß.

Brauchte der Doktor einen Abend nicht mehr hinaus, so braute ihm die Eva einen steifen Grog, wohl wert, daß ein seebefahrener Mann ihm seine Gunst zuwende, und die anderen sorgten sich um ihn mit Lehnsessel, Pantoffeln und Zeitung. „Man muß sich nur um seine Kinder kümmern, und die Kinder kümmern sich um uns", schmunzelte der alte Lebenskundige, lobte den Grog über den Nordpol, Sessel und Pantoffeln über das Serail des Großtürken, schlug die Zeitung auseinander, sah hinein, stutzte und rief: „Na, nun hört doch nur, Kinder, das muß ich euch doch mal vorlesen. Gebt acht, und jede soll ihre Meinung sagen."

Und nun folgten sich politischer Leitartikel und Reichstagsbericht, Theater, Kunst und Wissenschaft, bis zur Wetterprophezeiung für den nächsten Tag. Was die Mädchen nicht verstanden, wurde erklärt, Parteipolitisches und Wirtschaftliches, Strömungen der Literatur und neue Erkenntnisse auf den Wissensgebieten, Bücher wurden herbeigeschleppt, Atlanten aufgeklappt, Ansichten aufgestellt, verfochten, bewiesen, der väterliche Grog ein-, zweimal erneuert und unermüdlich an der Brauchbarmachung der Mädchen für das Leben gearbeitet. Und das Lachen und die Freude waren nichts als die Sonnenseite des Ernstes, ohne daß sie es wußten.

In immer größer werdenden Zwischenräumen sahen die vier Frühlingsmädchen die alten Spiel- und Kampfgenossen. Der Notarsohn Georg Brüning studierte zu Bonn in sorgsam ausgewählten Anzügen die Rechtswissenschaften, doch fürchtete die schwarze Eva, als ihre Funkelaugen beim ersten Wiedersehen über ihn hinfuhren, daß allein die kunstvoll geschlungene Krawatte die Zeit der Morgenvorlesungen hinreichend in Anspruch nehmen dürfte. Auch die braune Friedel vermochte sich mit der Erscheinung ihres Freundes Robert Junker, dem nun das echte Dreifarbenband prall über der Weste saß, nicht sonderlich zufrieden zu erklären. Der schlanke Robert schien ihr doch etwas aufgeschwemmter als es ihrer Ansicht nach das gründliche Studium der Medizin mit sich zu bringen pflegte, und die Fülle der steilen Terzen über dem breiten, erst wenig vernarbten Durchzieher im Gesicht ließ höchstens auf einen Umweg zu den anatomischen Studien schließen. Auch Fritz Leydecker war einmal zu Pfingsten erschienen und hatte seine breitschultrige Figur in gehöriger Sehweite des „Schlosses" zur Schau gestellt. Kurz darauf glaubte das blonde Fränzchen einen unaufschiebbaren Gang ins Städtchen unternehmen zu müssen und konnte nicht hindern, daß der handfeste Kindheitsfreund an der nächsten Wegbiegung zu ihr stieß. Fritz Leydecker hatte seine humanistische Bildung mit der Erlangung des Reifezeugnisses zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst als abgeschlossen betrachtet, eine dreijährige Lehrzeit als Buchdrucker durchlaufen und arbeitete nun in gehobener Stellung in der Setzerei einer großen Kölner Zeitung. Kopfschüttelnd vernahm das geistig rege Fräulein, wie wohl sich der gutmütige Freund fühle und wie zufrieden er sei. „Zufrieden", meinte das Fränzchen, „kann doch höchstens der Mensch im Greisenalter sein, wenn er den letzten Gedanken in eine fruchtbringende Tat umwandelte, und nicht ein junger Mann, weil er eine gefüllte Suppenschüssel vor sich hat. Man kann auch eine Suppe veredeln, verstehst du?" Aber der Freund verwunderte sich vorläufig nur.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Nr. 15 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(14. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

‚Das sollen Sie auch nicht‘, sagte der Fürst sehr ruhig. ‚Wenn Sie mir Ihr Wort geben, bis zu einem Zeitpunkt, den ich mir vorbehalte, der aber durchaus in den Grenzen des Möglichen und Vernünftigen liegt, keinerlei Verbindung mit Ihrem Gatten zu suchen, weder durch schriftliche noch durch mündliche Vermittlung, weder durch einen Boten noch durch sich selbst, so mache ich Ihnen den Vorschlag, mit mir nach Indien zu reisen. Sie würden unter einem Dache mit Ihrem Gatten wohnen; die Größe des Daches bürgt dafür, daß Sie sich trotzdem nicht begegnen würden. Aber Sie hätten jedenfalls Gelegenheit, das Befinden Ihres Gatten selbst zu beurteilen, und ich würde Ihnen meinerseits die feierliche Versicherung geben, Sie bei dem geringsten Anlaß zur Sorge zu benachrichtigen.‘“

„Hast du ihm das Versprechen gegeben?“ fragte Fürbringer ungläubig.

„Nein.“

„Und doch bist du hier?“

Die Frau lächelte. „Er mußte wohl einsehen, der kluge und sehr mächtige Fürst von Eschnapur, daß ihm kein Ausweg blieb als der, mich bedingungslos unter ein Dach mit dir zu führen. Denn darauf gab ich ihm mein Wort, daß ich deine Spur finden und dir nachgehen würde wie eine gute Hündin — und daß ich dich ganz gewiß finden würde, mitten im Herzen von Indien, und obwohl ich der Sprache unmächtig sei. Er schien mir die Ausführung dieses Gelübdes wohl zuzutrauen, denn er erklärte sich nach kurzem Bedenken mit meinem Wunsche einverstanden, wobei er, wie er sich ausdrückte, es allerdings für seine Pflicht hielt, mich darauf aufmerksam zu machen, daß er seinerseits jede Gegenmaßregel treffen würde, eine vorzeitige Zusammenkunft zwischen dir und mir zu verhindern. Und das hat er getan.“

Erster Schulgang.

„Hat er dich als Gefangene gehalten?“

„Es war eine sanfte Gefangenschaft, Liebster — eine Gefangenschaft in vielen Sälen und Zimmern und mit einer verwirrenden Fülle von Dienerschaft. Ich glaube, ich habe in den Tagen meines Hierseins niemals das gleiche Gesicht unter meinen Mädchen gesehen. Das kann ein Zufall sein. Aber wenn man lebt, wie ich gelebt habe, dann wird man mißtrauisch.“

Digitized by Google

Michael Fürbringer stand auf.

„Laß dir sagen, geliebte Frau — wir haben auch Grund zum Mißtrauen. Weißt du, für wen ich das Grabmal bauen soll?"

„Ja."

„Weißt du, daß die Frau noch lebt?"

„Wir müssen ihr helfen, Michael."

„Ja. Das müßten wir. Und es war auch mein fester Entschluß, wenigstens den Versuch zu machen, noch ehe ich dich zum erstenmal hier sah."

„Wann hast du mich gesehen?!"

Michael Fürbringer strich seiner Frau mit einer etwas schwermütigen Bewegung übers Haar.

„Weißt du das nicht mehr?"

„Nein. Du sprichst, als hätte ich dich auch gesehen..."

„Du sahst mich und hörtest mich rufen und hast mir auch Antwort gegeben, meine Geliebte. Warum wichest du mir damals aus?"

Irene wehrte die Hände ihres Mannes ab; sie erhob sich, stand nahe und sehr gerade aufgerichtet vor ihm und sah ihm mitten in die Augen hinein.

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst . . ."

„Irene — !"

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst!" wiederholte die Frau leidenschaftlich. „Ich habe dich niemals gesehen, niemals deine Stimme gehört, niemals dir geantwortet . . ."

Sie hielt inne, da ihr die Stimme versagte. Michael Fürbringer starrte seiner Frau ins Gesicht. Ihr wie ihm standen die Lippen offen. Er fuhr sich mit der Hand über den Hinterkopf.

„Was ist das?!" murmelte er. „Sind wir behext? Sind wir in einem Lande, das von einem Wahnsinnigen beherrscht und von Wahnsinnigen bewohnt wird?"

Irene erwiderte nichts. Sie stand bewegungslos. Plötzlich, als hätte sie einen ürchterlichen Stoß erhalten, warf sie ihre Arme dem Mann auf die Schultern und sagte mit einer Stimme, die das Grauen erstickte: „Laß uns fortgehen aus diesem graufigen Lande . . Hörst du . . Laß uns fortgehen. . ."

Fürbringer hielt sie fest. Er hatte die Lippen zwischen die Zähne gezogen und blickte über ihren Kopf hinweg mit verschnürten Brauen ins Leere.

„Wir dürfen nicht ins Blaue hinein handeln", sagte er langsam. „Wir müssen die Überlegung bewahren. Wenn wir hierbleiben, bleiben wir zusammen. Soviel steht fest. Wenn wir fortgehen, geben wir die Frau ihrem Schicksal preis, was unsere Gegenwart vielleicht zu hindern vermag. Du wirst keine Angst haben, Irene, wenn du bei mir bist, nicht wahr? . . ."

„Nein, mein Geliebter. . ."

„Ich möchte nicht, daß wir einmal für die Feigheit einer Stunde mit unserer Seele büßen müssen, Irene. Möchtest du das?"

„Nein . . ."

„Das wußte ich . . . Ich werde, wenn es hell geworden ist, zum Fürsten gehen und ihm sagen, daß ich dich gefunden habe. Nach seiner Antwort und seinem Verhalten werden wir uns zu richten wissen. Eines steht fest," fuhr er fort, die Frau noch inniger an sich ziehend, „uns beide trennt er nicht wieder. Und wenn er wirklich glaubt, daß meine asiatischen Baupläne unter deiner Gegenwart zu abhängig von Europa würden, so müssen ihm meine Entwürfe den Beweis bringen, daß der künstlerische Wille dem menschlichen durchaus nicht unterliegen muß."

„Hast du das Grabmal schon entworfen?" fragte Irene mit einer gewissen Zärtlichkeit.

Fürbringer nickte. „Willst du die Pläne sehen?"

Irene zögerte. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nein", sagte sie. „Ich glaube, es würde dich traurig machen. Denn vielleicht wäre dies Werk, das du nicht schaffen wirst, dein schönstes geworden . . ."

„Vielleicht", wiederholte Fürbringer. „Aber was tut das? Wenn wir daheim zusammensitzen werden, und es ist still geworden auf den Straßen . . . es regnet, daß es in den breiten Ahornbäumen rauscht . . . Dann will ich das Grabmal aufbauen vor dir und mir und keinem sonst, und wir werden es lieben und von ihm sprechen, und es wird ganz gewiß vollkommen sein . . ."

„Sieh," sagte Irene, die Hand ausstreckend, „es wird Tag."

Fürbringer wandte sich um. Das Licht der Lampen hatte seine Kraft verloren; das feine Gewebe in den Fensterhöhlen begann zu glühen.

„Der Fürst ist ein Frühaufsteher", sagte Fürbringer. „In einer Stunde werde ich zu ihm gehen . . . Willst du mich begleiten?"

„Ich möchte nicht allein zurückbleiben", sagte die Frau halblaut, als ob sie fröre. „Ich weiß nicht, was sie im Sinne haben, aber ich glaube, sie lieben uns nicht, und sie werden es uns fühlen lassen, daß wir ihre Pläne durchkreuzten."

Der Mann zuckte die Achseln.

„Sie sollen tun, was sie nicht lassen können. Ich habe dich an der Hand und bin fest entschlossen, mich durch keinen Spuk mehr aus der Fassung bringen zu lassen."

„Ich weiß nicht, ob ich für meine Nerven einstehen könnte", meinte Irene, ohne ihn anzusehen. „Es ist nichts, was mit der Vernunft zu tun hat; es ist auch nichts, dem man mit Vernunft beikommen könnte. Es liegt etwas in der Luft dieses Landes, das sie schwer zu atmen macht. Aber es läßt sich nicht fassen; es läßt sich nicht einmal bei Namen nennen. Dennoch ist es da, und ich glaube, auf die Dauer würde ich krank davon werden . . ."

„Hast du Fieber?" fragte Fürbringer, nach ihren Schläfen fühlend.

Sie sah ihn an, die Tränen traten ihr in die Augen.

„Nein", antwortete sie. „Ich fürchte mich . . ."

Da nahm er sie in seine Arme. —

Eine Stunde später öffnete er die Tür, die aus seinem Wohnzimmer in die Gänge führte. Quer vor der Tür, gleich einem Bündel Lumpen, das einer achtlos fortgeworfen, lag Miriam.

Sie schlief nicht; sie wachte. Ihre offenen Augen, die aussahen, als hätten sie sich die ganze Nacht lang nicht geschlossen, boten sich schmerzhaft ernst dem Licht der jungen Frühe, das auf sie fiel.

Sie gewahrte den Mann und die Frau wohl, aber sie stand nicht auf. Es war, als wünschte sie, daß ihre Füße über sie hinwegschreiten möchten. Eine zum Höchsten gesteigerte Inbrunst der Unterwerfung sprach aus ihrem regungslosen Hingestrecktsein.

Irene bückte sich und hob das Mädchen auf. Miriam wehrte sich nicht gegen sie. Sie war gehorsam. Sie ließ sich umschlingen und halten und entzog sich nicht den sanften Lippen und Händen, die sie liebkosten. Aber in dem unbewegten Ernst ihres Blickes lag die volle Erkenntnis der Wahrheit, daß diese Liebkosungen nur wie Tropfen waren, die vom Rande eines übervollen Bechers strömen, und die segnen müssen, weil sie sind, ohne zu fragen, wen sie segnen.

„Dich hatten wir vergessen", murmelte die Frau. „Es soll nicht mehr geschehen . . ."

„Warum hast du vor der Tür gelegen, Kind?" fragte Fürbringer. „Das war nicht dein Platz, meine kleine Schwester, und das wußtest du auch . . ."

Das Mädchen sah ihn an; es stand mit hängenden Armen in der sachten Hut der fremden Frau.

„Einer mußte sein, der wachte", sagte es.

„Auch wir haben nicht geschlafen, kleine Schwester", antwortete Fürbringer lächelnd.

„Wer glücklich ist, schläft", sagte Miriam eintönig.

Digitized by Google

Photographie u. Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Entschlummert.

Gemälde von Eduard Grützner.

Digitized by Google

Darauf wußten die beiden weißen Menschen nichts zu erwidern.

Irene nahm das Mädchen bei der Hand.

„Sie darf mir nicht mehr von der Seite kommen", sagte sie, zu ihrem Manne gewendet. „Als sie mich zu dir brachte in dieser Nacht, schrie die Angst aus ihren stummen Lippen, daß es mich am Herzen riß. Vielleicht täuscht sie sich; vielleicht droht ihr gar keine Gefahr. Aber sie ängstigt sich, und ich will nicht, daß sie sich ängstigt; mir ist ihre kleine Seele lieb, als wäre sie wirklich deine Schwester . . ."

„Du kannst sie nicht mit zum Fürsten nehmen, liebste Frau; er denkt nicht wie wir über ein armes Kind, das sie zur Witwe gemacht haben, kaum daß es laufen konnte . . ."

„Dann bleibe ich hier . . . Ich warte auf dich in deinem Zimmer. Ich fürchte mich nicht mehr, seit ich etwas zu beschützen habe . . ."

„Sahib," sagte Miriam plötzlich, mit einem merkwürdig hellen Ton, als spräche sie aus dem Traum heraus, „willst du zum Fürsten gehen und ihm sagen, daß du deine Frau gefunden hast?"

„Ja, meine kleine Schwester", antwortete der Mann.

Miriam sah ihn an; ihre Augen grübelten.

„Wolltest du mir etwas Besonderes sagen, Kind?" fragte Fürbringer, zum Gehen gewendet.

„Nein, Sahib . . . Der Fürst wird heute abend ein Fest geben . . ."

„Nun — ist das etwas Besonderes?"

„Nein, Sahib", antwortete Miriam tonlos.

Fürbringer ging . . .

* * *

Vor dem Zimmer des Fürsten hockte Ramigani auf seinen Fersen. Fürbringer rief ihn an, aber der Inder antwortete nicht. Sein Unterkiefer hing wie eine schadhafte Klapptür lose in den Angeln. Seine Haut war vollkommen glanzlos, und seine Augen waren stumpffarbig wie Ruß.

Irgend etwas Namenloses, aber Ungeheuerliches schien mit einer breiten, feuchten Hand von den Zügen Ramiganis weggewischt zu haben, was Wissen, Erziehung und Wollen hieß. Die greisenhaft-kindische Gleichgültigkeit eines Urwesens überließ sich widerstandslos Gefühlen, denen es nicht gewachsen war.

Fürbringer rüttelte ihn bei der Schulter.

„Ramigani, bist du blödsinnig geworden?"

Der Inder ließ sich schütteln wie ein Baum; seine Zähne schlugen aufeinander. Er starrte Fürbringer an, ohne ihn mit dem Blick zu erfassen, und lallte ein paar Worte, die einer fremden, leichenhaften Sprache angehörten.

Fürbringer unterdrückte einen Fluch, der ihm zwischen die Zähne sprang. Er fühlte den Aufstand seiner Nerven und wollte ihm zuvorkommen.

„Höre, Ramigani, du wirst jetzt aufstehen und dem Fürsten melden, daß ich ihn zu sprechen wünsche — hast du mich verstanden?"

„Ja, Sahib", antwortete der Inder, als hätte er Schlamm im Munde.

„Dann, bitte, beeile dich—steh auf! Worauf wartest du?"

Ramigani glotzte ihn an.

„Geh nicht zu dem Fürsten, Sahib", murmelte er mit einer Bewegung, als zöge er seinen Kopf aus der Schlinge eines Stricks.

„Warum nicht?"

Ramigani zog den Kopf zwischen die Schultern.

„Er hat Blut in den Augen", sagte er heiser.

Fürbringer stieß die Luft durch die Nasenlöcher.

„Schwatze nicht, Ramigani, mein Freund! Tu, was ich dir gesagt habe."

Ramigani wollte gehorchen. Aber mitten in der Bewegung des Aufstehens fiel er vornüber und kam mit der Stirn auf Fürbringers Füße zu liegen.

„Sahib," stammelte er, während der dürre Hindukörper sich zusammenkrampfte, „ich will einen andern rufen, der dies für mich tut . . ."

„Zum Teufel!" Fürbringer begann zu lachen. „Laß mich vorbei, Ramigani, altes Waschweib, ich melde mich selbst an und brauche dich nicht . . . Nun? — Gib die Türe frei!"

Ramigani wich auf die Seite. In dem Augenblick, da Fürbringer an ihm vorübergehen wollte, rührte der Inder mit beiden Händen an die Knöchel seiner Füße.

„Sahib," sagte er und hob seine stumpfen Augen zu dem weißen Menschen, dessen Blicke seiner spotteten, „wirf es nicht auf meinen Namen, was von nun an geschieht . . ."

„Höre", — Fürbringer blieb stehen und sah den Inder scharf an — „habt ihr vielleicht eine Schurkerei vor, du und dein Herr?"

Ramigani duckte sich.

„Verflucht sei meine Zunge", murmelte er. „Sahib, was fragst du mich?"

Fürbringer blickte eine Zeitlang stumm auf den braunen Menschen hinab, dem der Atem über die Lippen pfiff. Dann zuckte er die Achseln und wandte sich ab. Er klopfte gegen die Türe und trat ein, ohne eine Antwort abzuwarten.

Das Zimmer war leer. Auf dem blankschwarzen Marmorboden lag der Widerschein der roten Frühe, der sich durch vier unverhüllte Fenster ergoß, wie eine purpurne Lache.

Die Einrichtung des großen Raumes war die denkbar nüchternste. Quer in das Zimmer hineingestellt ein Schreibtisch, mit grünem Tuch bespannt; ein Stuhl davor, ein Sessel daneben. Auf einem häßlichen, braungebeizten Gestell stand ein Grammophon und sperrte sein ungeheures Maul auf, als sei es dazu verflucht worden. Vor ihm saß in Lebensgröße ein kleiner Fox aus Gips und schien mit schiefem Kopf und gespannter Aufmerksamkeit auf Dinge zu horchen, die sich ihm allein offenbarten. Fürbringer betrachtete das schuldlose Vieh mit einer Art versteinerten Hasses. Es brachte ihn aus dem Gleichgewicht und war an dem Platze, wo es sich befand, von einer aufreizenden Unangreifbarkeit.

Das Eintreten des Fürsten unterbrach Fürbringer in der Erwägung dessen, was wohl geschehen würde, wenn er den Gipshund aus dem Fenster würfe.

Der Radscha war europäisch gekleidet. In seinen Bewegungen lag eine sehr gespannte und gesammelte Kraft. Eine ungewöhnliche Frische und Entschlossenheit schien von ihm auszugehen. Seine Hand schloß sich für mehrere Sekunden um den Brokat des Vorhangs, den er beiseitegeschoben hatte, um hereinzukommen.

„Ah — Herr Fürbringer", sagte er. „Guten Morgen! Habe ich Sie warten lassen? Dann verzeihen Sie, bitte . . . Warum hat Ramigani Sie nicht gemeldet?"

„Guten Morgen, Hoheit", sagte Michael Fürbringer kräftig. „Ramigani scheint nicht ganz gesund zu sein. Er hockt draußen vor der Tür und schwatzt Unsinn. Halten Sie's für möglich, daß er einen Sonnenstich bekommen hat?"

„Ich werde ihm sagen lassen, daß ich es nicht liebe, wenn meine Diener Unsinn schwatzen", meinte der Fürst gleichgültig. „Vielleicht heilt ihn das . . . Aber vermutlich sind Sie nicht zu mir gekommen, weil Sie für Ramiganis Gesundheitszustand Befürchtungen hegen . . ."

„Nein. Allerdings nicht. Ich bin zu Ihnen gekommen, Hoheit, um Ihnen mitzuteilen, daß meine Frau sich bei mir befindet . . ."

Einen Augenblick lang herrschte vollkommene Stille. Die beiden Männer sahen sich an.

„Wie schade!" sagte der Fürst, das Kinn erhebend, mit einer Stimme, die höher als sonst klang. „Damit ist mir eine hübsche Überraschung verdorben . . ."

„Eure Hoheit dürfen versichert sein, daß die Überraschung für mich eine vollkommene war", meinte Fürbringer etwas trocken. (Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Faserstoffe.

Von Emma Stropp — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen aus der Deutschen Faserstoff-Ausstellung in Berlin.

Der deutsche Staatsbürger hat in diesen Kriegsjahren viel gelernt. Sie vertieften besonders sein Verständnis für volkswirtschaftliche Zusammenhänge und ließen ihn erkennen, wie achtlos man, im Überflusse lebend, an wertvollen Stoffen vorüberging, die wohl dazu geeignet sind, nicht nur den Bedarf der Kriegszeit zu „strecken", sondern auch dauernd dem deutschen Arbeitsmarkte Nutzen zu bringen.

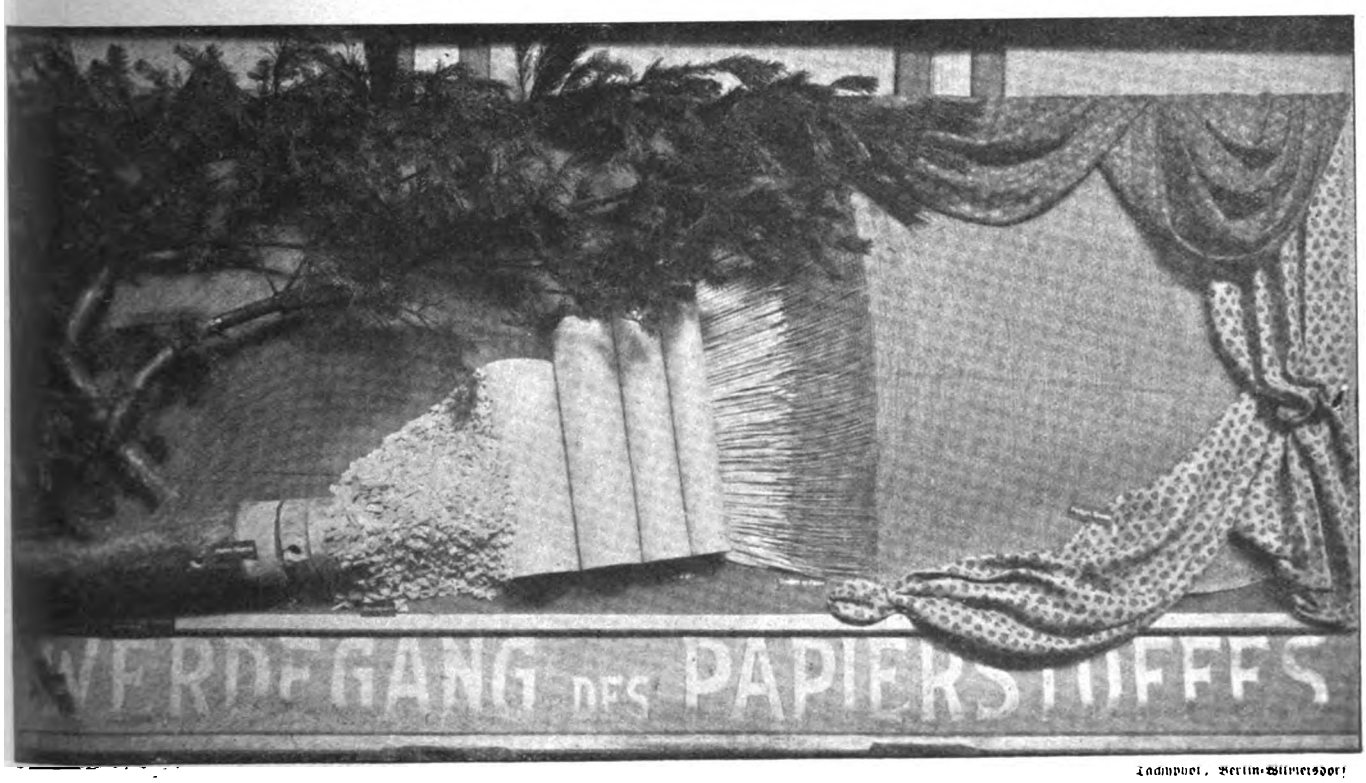
Zu ihnen gehören die heimischen Faserstoffe, die durch sinnreiche Erfindungen unserer Chemiker und Maschinenbauer sowie durch den großzügigen Unternehmungsgeist unserer Industrie jetzt eine sich immer mehr vervollkommnende, zu den höchsten Erwartungen berechtigende Verarbeitung finden. Was in dieser Beziehung in stiller, emsiger Gedankenarbeit, rastlosem Erproben und Verbessern geleistet wurde, zeigte vor kurzem eine Ausstellung, die, von der Reichsbekleidungsstelle veranlaßt, einen wertvollen Überblick über den Stand dieses neuartigen Industriezweiges bot.

Im Vordergrund des Interesses standen auf ihr die Zellstoff-Fabrikate und Papiergewebe, die die Öffentlichkeit wohl seit längerem beschäftigen, weiteren Kreisen aber noch wenig oder meist nur vom Hörensagen bekannt sind.

Bereits längere Zeit vor dem Kriege hatte sich unsere Industrie mit der Herstellung von Papiergarnen beschäftigt, stieß hierbei jedoch auf die Schwierigkeit, den Faden so weich und gleichzeitig so fest zu gestalten, daß er sich verweben ließ. Diesem Mangel ist inzwischen abgeholfen, so daß jetzt den Webereien ein Gespinst zur Verfügung gestellt werden kann, das sowohl zu groben, juteartigen Stoffen, als auch zur Herstellung von Wäsche- und Kleiderstoffen geeignet ist. Welche volkswirtschaftliche Bedeutung die hierfür in Betracht kommenden Erfindungen besitzen, geht aus der Tatsache hervor, daß allein für die Einfuhr von Jute jährlich 94 Millionen Mark in das Ausland gingen, eine Summe, die durch die Entwicklung der Papierstofferzeugung, und zwar auch nach dem Kriege, dem deutschen Volksvermögen zum großen Teil erhalten bleiben dürfte.

Uns zur Zeit näher liegend ist aber die außerordentliche Wichtigkeit der Zellstoffverarbeitung für den laufenden Bedarf von Heer und Heimat. Wir wissen jetzt, daß bereits seit Jahren Millionen von Sandsäcken aus Papiergeweben ins Feld gingen; Postbeutel, Zeltbahnen, Matratzenstoffe, Tränkeimer, Pferdegeschirre folgten ihnen, ebenso Lazarettmaterial für die Verwundeten und Kranken, schließlich auch Handtücher, Bettzeug, Leibwäsche. Treibriemen, Seile, feuerfeste Arbeiteranzüge und Schürzen aber

Berufskleidung und Wäsche aus Papierfasergeweben. Berl. Zellst.-Ges.

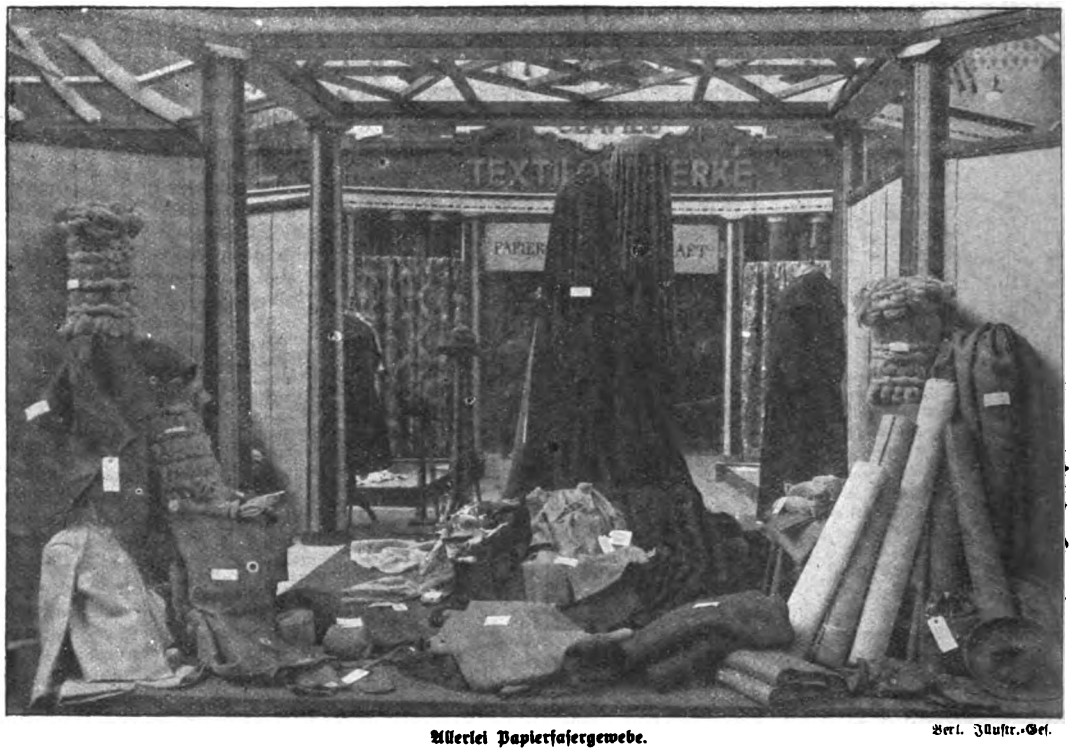


Lachmund, Berlin-Wilmersdorf

Von links nach rechts Kiefernstamm, Zellulose, Papier zu Band geschnitten, verfeinerter Faden, fertiges Gewebe und bedruckter Stoff
Der Werdegang des Papiergewebes vom Rohstoff bis zum Fertigerzeugnis

Digitized by Google

dienten der heimischen Industrie in zunehmendem Umfang, und nun ist man imstande, auch Stoffe für Damenkleidung, für Männerkonfektion, für Kopfbedeckungen und Schuhwerk sowie feinste Garne zum Häkeln und Klöppeln (zum Nähen eignen sie sich noch nicht recht) aus dem immer wieder verbesserten Grundstoff, dem Holz unserer Tannen und Kiefern, entstehen zu lassen.



Allerlei Papierfasergewebe. Berl. Illustr.-Ges.

Auf welche Weise sich die schlanken, harzduftenden Stämme in diese nüchternen oder buntleuchtenden, immer aber zweckmäßigen Dinge verwandeln, wurde auf der erwähnten Ausstellung in klarer theoretischer Zusammenfassung oder auch, soweit es möglich, im Betriebe selbst gezeigt. Es dürfte bekannt sein, daß der Papierstoff aus der Holzfaser gewonnen wird, die, zerkleinert, sich durch Kochen mit Sulphit oder Natron in eine breiige Masse verwandelt. Mit Bindestoffen versehen, wird sie in dünner Schicht über kunstreiche Maschinen geleitet, gleichzeitig getrocknet, dann in feine und allerfeinste Streifen geschnitten, die andere Maschinen zum Faden drehen, aufhaspeln, auf die Spindeln übertragen und damit webefertig machen.

Besondere Garnarten, die für textile Zwecke bestimmt sind, werden außerdem, während die Masse über die Maschine läuft, mit einer dünnen Schicht Baumwolle überzogen, die sich beim Verspinnen nach außen legt. Neuerdings stellt man für Kleiderstoffe auch Mischgarne her, die einen geringen Zusatz von Wolle oder Kunstseide enthalten. Hierdurch wird es möglich, Gewebe anzufertigen, die sich von den in den Anfängen der Papierstofferzeugung in den Handel gebrachten sehr vorteilhaft dadurch unterscheiden, daß sie die erforderliche Weichheit und Schmiegsamkeit in höherem Maße besitzen, Eigenschaften, die man übrigens auch den allein aus Zellstoff hergestellten Geweben jetzt durch ein besonderes Klopfverfahren mit Erfolg zu verleihen sucht.

Von den Ergebnissen dieses neuen Industriezweiges und der überaus großen Mannigfaltigkeit ihrer Verwendungsmöglichkeiten gab die Faserstoff-Ausstellung in Berlin ein übersichtliches, Bewunderung weckendes Bild, zumal die großen Fabriken darin wetteiferten, ihre Erzeugnisse auch für das Auge des Laien in reizvoller Weise darzubieten. Vornehm-behagliche Wohnungseinrichtungen gaben Gelegenheit, schöne Möbelstoffe, Teppiche, Wandbespannungen, Decken, bedruckt oder auch bereits im Faden gefärbt, in ihrer Gesamtwirkung vorzuführen, eine kleine Moden- und Handarbeitsausstellung zeigte die neuen Kleiderstoffe in ihrer Verarbeitung sowie Tapisseriegewebe, Kanevas, Häkel- und Klöppelspitzen und Stickereien aus Papiergarn. In das Kriegsleben führte die Darstellung von Gespannen, einer Feldpost und von Ausrüstungsgegenständen der verschiedensten Art. Ein freundliches Lazarettzimmer zeigte Bettwäsche, Handtücher und Verbandmaterial aus Zellstoff; Treibriemen und Seilerwaren, vom feinen Bindfaden bis zum dicken Tau, türmten sich, und auch das Reich der Herrenkonfektion und des Schuhmachergewerbes fand durch praktische und sehr ansehnliche Straßen-, Sport- und Arbeitsanzüge bzw. durch Schuhwerk zierlicher und derber Art eingehende Berücksichtigung. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß diese Abteilung in der Zeit der Bezugscheine die Besucher in ganz besonderer Weise fesselte.

Pferdeschabracken, Bindfaden, Taue, Säcke usw. aus Papierfasergeweben. Berl. Illustr.-Ges.

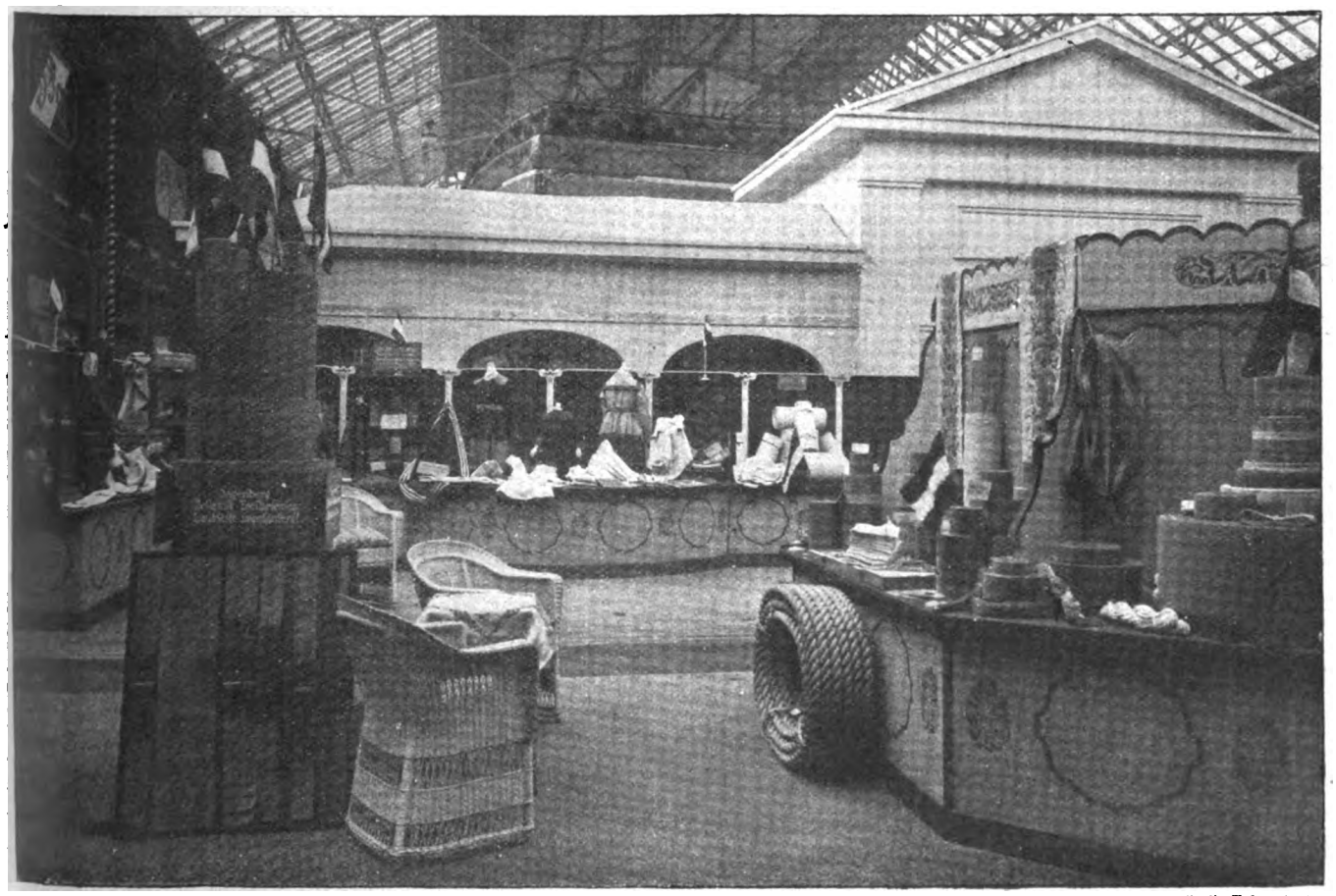
Ein anderer Faserstoff, auf den die Öffentlichkeit jetzt hingewiesen werden muß, ist der aus der Nesselpflanze gewonnene. Er besitzt fast die gleichen Eigenschaften wie die tropische

Digitized by Google

Damen- und Herren-Kleidungsstücke aus Verbestoff.

Schwester dieses „Unkrautes", die Baumwolle. In einer interessanten Gegenüberstellung der Grundstoffe in ihren verschiedenen Stadien — hie Nessel, hie Baumwolle —, außerdem in verarbeiteten Geweben, Strümpfen, Vorhängen, Möbelstoffen, Wäschegegenständen, wurde ihre Verwendbarkeit, Güte und, an einem getragenen und gewaschenen Damenkostüm, auch ihre Dauerhaftigkeit bewiesen. Ein belustigendes Lächeln weckte hier die lebensgroße Figur eines Wanderers in wasserfestem Nessel-„Loden", auf dessen Schlapphut Tropfen um Tropfen als „Regenersatz" rieselte. Jedenfalls dürfte diese beachtenswerte Abteilung die Notwendigkeit vor Augen geführt haben, dem Sammeln von Nesseln und ihrem Anbau auf Oedländereien erhöhte Beachtung zu schenken, ist doch die verachtete Nessel durch den Krieg außerordentlich schnell „befördert", d. h. zum Rang einer Nutzpflanze von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung erhoben worden.

Auch in bezug auf die Flachsgewinnung bot die Ausstellung Fachleuten und Laien wertvolle Anregungen. Den Fachleuten durch die Vorführung der Ergebnisse des Flachsbaues nach verschiedenartigen Düngungsmethoden und durch Erdproben, die die Bodenbeschaffenheit, die der Flachs verlangt, zum Gegenstand hatten; den Laien durch die bildliche Darstellung der Flachsgewinnung und durch Zusammenstellung von Geräten dieser uralten Hausindustrie, wie sie, auf Überlieferung beruhend, in neuzeitlicher Abwandlung im Gebrauch sind. — In die Zukunft aber wies ein sehr gelungener Aufbau des Botanischen Gartens in Dahlem, eine Zusammenstellung von Schilfpflanzen, die sich für die Gewinnung von Webstoffen eignen. Zu ihnen gehört in erster Linie das Typha- oder Kolbenschilf, mit dem Professor Dr. Höring und die „Studienkommission für Typhaforschung" zurzeit Versuche anstellen, um aus seinen Rohrkolben Gespinste zu erzeugen. Die vorgeführten Proben eröffnen die Aussicht auf eine weitere Bereicherung unserer Rohstoffproduktion für textile Zwecke. Ähnliche Ziele verfolgen auch die Bemühungen des „Gemeinnützigen Verbandes für Seidenbau", dessen kokonbesetzte „Spinnhütte" und Werbeschriften ebenso wie die selbstgezüchteten schönen Seidenproben mecklenburgischer Seidenbau-Vereinigungen daher mit Recht Aufnahme in dieser Ausstellung



Fertigfabrikate (auch „Rohr"-Stühle) aus Papiergarnen.

Digitized by Google

fanden, obgleich die Darstellung der Seidenraupenzucht ja, im engeren Sinne genommen, den Rahmen einer Faserstoffschau überschreitet.

Der deutsche Staatsbürger lernt jetzt wirklich viel. Wie begierig er ist, seine Kenntnisse zu erweitern, ließen der dauernd starke Besuch und die Gespräche vor den einzelnen Ausstellungsgegenständen erkennen. Rein theoretischer und wissenschaftlicher Natur waren sie allerdings nicht, dazu steht neben der Frage: „Was werden wir essen?“ ihre biblische Ergänzung: „Womit werden wir uns kleiden?“ zu sehr im Vordergrund des Interesses.

Sorge darum tut nicht not. Unsere heimischen Faserstoffe helfen uns jetzt bereits über zahlreiche Schwierigkeiten hinweg, sie werden es um so mehr tun, als ihre Verarbeitung, ihr Anbau und ihre Ausnutzung in dauerndem Fortschritt begriffen sind. In welchem Umfange man die aus ihnen gewonnenen Erzeugnisse auch in späterer Zeit herstellen wird, steht noch dahin. Die Lösung dieser Frage hängt nach Friedensschluß eng mit der Gestaltung unserer Handelsbeziehungen zusammen. Ein großer Teil dieser neuartigen Waren aber wird sicherlich in die Friedenswirtschaft übernommen und in dieser sogar ein wertvoller Ausfuhrartikel werden.

Für die Kriegszeit selbst aber und voraussichtlich auch für die Übergangswirtschaft besitzen unsere deutschen Faserstoffe eine Bedeutung, die nicht hoch genug bewertet werden kann. Sie tragen auf den verschiedensten Gebieten des Heeres- und Heimatsbedarfes wesentlich dazu bei, uns das „Durchhalten“ zu ermöglichen und die Absperrungspläne unserer Feinde zuschanden werden zu lassen. Daher müssen wir uns mit Mängeln, die einigen dieser Erzeugnisse unfraglich noch anhaften, gern abfinden. Es sind Kinderkrankheiten, die überwunden werden. Wir dürfen jetzt auch nicht ängstlich nachrechnen, wieviel Holz und Kohle ihre Herstellung verschlingt, so wichtig die Beleuchtung dieser Gesichtspunkte auch für den weitausschauenden Volkswirtschaftler sein mag. Die Zukunft wird lehren, was wir dauernd von diesen Kriegserzeugnissen beibehalten wollen und ohne Schädigung anderer wichtiger Faktoren unseres Wirtschaftslebens beibehalten dürfen. Heute aber sind wir stolz darauf, sie zu besitzen, und zollen ihren Erfindern und Herstellern warmen Dank.

Ostseeprovinzen und russischer Frieden.

Von Dr. Paul Leutwein.

Durch den Friedensvertrag des Vierbundes mit Rußland vom 3. März hat eines der wichtigsten Kapitel des Weltkrieges seinen Abschluß gefunden. Neben dem Schicksal anderer Teile des russischen Weltreiches, die ihrer Verselbständigung entgegengeführt wurden, wurde auch das der Ostseeprovinzen endgültig entschieden. Artikel III des Vertrages sagt hierüber:

„Die Gebiete, die westlich der zwischen den vertragschließenden Teilen vereinbarten Linie liegen und zu Rußland gehört haben, werden der russischen Staatshoheit nicht mehr unterstehen.“

Und weiter:

„Den in Rede stehenden Gebieten werden aus der ehemaligen Zugehörigkeit zu Rußland keinerlei Verpflichtungen gegenüber Rußland erwachsen. Rußland verzichtet auf jede Einmischung in die inneren Verhältnisse dieser Gebiete. Deutschland und Österreich-Ungarn beabsichtigen, das künftige Schicksal dieser Gebiete im Benehmen mit deren Bevölkerung zu bestimmen.“

Der nördliche Teil der von der genannten Linie umschlossenen Gebiete wird lediglich Deutschlands Einfluß unterstehen. Es handelt sich um Kurland und Litauen. Die Linie führt, die Inseln Dagö, Oesel, Moon umschließend, durch den Rigaer Busen, umfaßt das Gebiet von Riga, läuft an der Düna entlang bis zur Grenze Kurlands und dann in südwestlicher Richtung derartig durch die Gouvernements Wilna und Grodno, daß deren größte Teile mit den Hauptstädten aus Rußland ausscheiden.

Aber auch die übrigen Baltischen Provinzen werden im Friedensvertrag besonders berücksichtigt. Hierüber bestimmt der Artikel VI:

„Estland und Livland werden gleichfalls ohne Verzug von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde geräumt. Die Ostgrenze von Estland läuft im allgemeinen dem Narwaflusse entlang, die Ostgrenze von Livland verläuft im allgemeinen durch den Peipus-See und Pskowschen See bis zu dessen Südwestecke; dann über den Lubanschen See in Richtung Livenhof an der Düna. Estland und Livland werden von einer deutschen Polizeimacht besetzt, bis dort die Sicherheit durch eigene Landeseinrichtung gewährleistet und die staatliche Ordnung hergestellt ist. Rußland wird alle verhafteten oder verschleppten Bewohner Estlands und Livlands sofort freilassen und gewährleistet die sichere Rücksendung aller verschleppten Estländer und Livländer.“

Bei diesen beiden Provinzen handelt es sich also nicht um eine direkte Einbeziehung in das deutsche Machtgebiet. Sie werden jedoch unter deutschen Schutz gestellt, mit der offenbaren Absicht, sie ihrer Selbständigkeit entgegenzuführen. Das weitere Schicksal dieser Provinzen dürfte wohl auch nur durch die Anlehnung an das Deutsche Reich in irgendeiner Form sichergestellt werden können.

Die Bestimmungen des Friedensvertrages haben uns also feste Tatsachen an die Hand gegeben, von denen aus wir die Ostseeländer vom deutschen Interesse aus zu betrachten haben. Es wird sich demnach nicht empfehlen, die wirtschaftliche Bedeutung der Baltischen Provinzen, wie es oft geschieht, einheitlich zu skizzieren, sondern sie in die Gebiete westlich und östlich der vereinbarten Trennungslinie zu teilen.

Zum westlichen Teil gehören außer Kurland auch Teile von Livland, nämlich: das Gebiet von Riga, die Inseln Oesel und Moon und als Teil von Estland die Insel Dagö. Kurland wird also einen erheblichen Zuwachs erhalten, der sein Gebiet auf über 30 000 Quadratkilometer bringen dürfte.

Von allen in Frage stehenden Ostseeländern ist dieses neue Kurland unstreitig das wichtigste für uns. Einmal gehören zu ihm die größte Handelsstadt und der größte Strom der Baltischen Lande, und dann eignet sich Kurland am besten zu deutscher Siedelung. Kurland (das Gottes-Ländchen) war mit rund 800 000 Einwohnern, etwa 29 auf das Quadratkilometer, schon vor dem Kriege viel zu dünn bevölkert. Wohl eine Folge der jede kulturelle Entwicklung hemmenden russischen Politik, dauernd zwischen der deutschen Oberschicht und der lettischen Bevölkerung Zwietracht zu säen. Beim großen Rückzug im Jahre 1915 ließ der Großfürst Nikolaus den Hauptteil der Einwohnerschaft ins Innere Rußlands verschleppen, wo er durch die Leiden des Transports und im Kriegsdienst wohl überwiegend umgekommen ist. Nach gegenwärtiger Schätzung zählt Kurland nur noch knapp ¼ Million Einwohner, also 8 bis 10 auf das Quadratkilometer. Die deutsche Ritterschaft hat in dem steten Bewußtsein, daß Kurlands Zukunft nur im Anschluß an das Deutsche Reich glücklich gestaltet werden könne, aus Gründen der Entvölkerung mit verdoppeltem Eifer den Anschluß an Deutschland und die Förderung deutscher Siedelung betrieben.

Die Frage der ländlichen Siedelung ist eines der wichtigsten Probleme, das der Weltkrieg unserem Reiche hinterlassen wird. Der Krieg hat nicht nur den kräftigsten Teil unseres Volkes verschlungen, sondern auch in den Großstädten einen Geburtenrückgang erzeugt, der zur unweigerlichen Volksabnahme führen muß, wenn nicht eine starke ländliche Bevölkerung die Lücken immer aufs neue zu füllen vermag. Innerhalb des Deutschen Reiches allein sind die Aussichten hierfür nicht günstig, da die Bevölkerung schon vor dem Kriege nur noch zu 42 Prozent ländlichen Charakter hatte. In den Baltischen Provinzen und in Litauen wohnten dagegen noch etwa 75 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande.

Die Höhe unserer Kriegsverluste kann statistisch natürlich noch nicht genau erfaßt werden. Für die ersten drei Kriegsjahre ist jedoch eine sorgfältige amtliche dänische Zusammenstellung herausgekommen, die Anspruch hat, ausreichende Annäherungswerte zu bieten. Danach hat sich die deutsche Bevölkerung von Beginn des Krieges bis Mitte 1917 von 67,8 auf 66,5 Millionen vermindert. Berücksichtigen wir, daß Deutschland im Frieden einen jährlichen Geburtenüberschuß von 800 000 Köpfen besaß, so beträgt der relative Abgang $3 \times 0{,}8 = 2{,}4 + 1{,}3$, also insgesamt 3,7 Millionen. Größer noch als der Abgang durch Kriegsverluste scheint der durch Geburtenrückgang zu sein. Angesichts der großen weltpolitischen Aufgaben Deutschlands nach dem Kriege und seiner stets gefährdeten Lage im Zentrum Europas wirkt diese Zahl erschreckend. Auf die übliche Geburtenvermehrung nach Friedensschluß kann in diesem langwierigen Kriege und rücksichtlich der ungünstigen Ernährungsverhältnisse kaum gerechnet werden.

Digitized by Google

Überhaupt muß bedacht werden, daß in der langandauernden Periode schlechter Ernährung der Bevölkerungszuwachs, vor allem natürlich in den Großstädten, schon qualitativ ein geringwertiger sein muß.

Betrachten wir nun die Aussichten, die Kurland und das gleichfalls von der Trennungslinie umschlossene Litauen bieten. Die natürlichen Verhältnisse beider Länder werden etwa denen Ostpreußens gleichstellt. Mit 56 Einwohnern auf das Quadratkilometer ist Ostpreußen ein fast ausreichend besiedeltes Agrarüberschußgebiet. Die Zahl 56 als Einheit gesetzt, vermag Kurland also noch 46 Bewohner auf das Quadratkilometer aufzunehmen. Höchstens 6 davon werden zurückwandernde Letten stellen. Der Rest von 40 muß durch deutsch-russische Rückwanderer und durch deutsche Siedelung im Laufe der Zeit aufgebracht werden. Das gibt einen ländlich-deutschen Bevölkerungszuwachs von 40×30,000=1,2 Millionen. Die Bodenfrage löst sich in Kurland einfach. Das Kronland von 21 Prozent der Bodenfläche wird zur Siedelung frei. Der Großgrundbesitz hat bereits den Beschluß gefaßt, ein Drittel seines 41 Prozent umfassenden Gebietes zur deutschen Siedelung unentgeltlich herzugeben. Von den 38 Prozent des lettischen Kleingrundbesitzes dürfte etwa die Hälfte durch die Entvölkerung frei werden. Wir erhalten also 21+14+19 = 54 Prozent landwirtschaftlicher Fläche, die zur Siedelung frei wird. Etwa 14 Prozent davon dürften Waldland sein, das zumal in Kronland recht bedeutend ist. Überhaupt bedeckt der Wald in Kurland 31 Prozent der Bodenfläche und stellt in Zukunft einen besonderen Wert dar, da der Krieg mit seiner Waldverwüstung und Holzvergeudung die Preise für Holz auf lange Zeit hinaus außerordentlich gesteigert hat. — Litauen ist mit wenigstens 40 Einwohnern auf das Quadratkilometer wesentlich dichter bevölkert als alle Baltischen Provinzen. Die Grundbesitzverteilung ist dort günstiger, da der Hauptteil Bauernland ist. Immerhin muß in Litauen die Bevölkerung mit deutscher Siedelung durchsetzt werden. Einmal zur Hebung der Entwicklungsstufe des schwerfälligen litauischen Bauerntums und dann auch aus Gründen völkischer Politik. Litauen, wie es von der Trennungslinie umschlossen wird, besteht aus den Gouvernements Kowno und Suwalki nebst den wichtigsten Teilen von Wilna und Grodno. Auch wenn man berücksichtigt, daß die Verbesserung der ostpreußischen Grenze neben dem weiß-russischen Gebiet von Lomsha wohl auch Teile Suwalkis erheischt, umfaßt dieses Litauen noch rund 100 000 Quadratkilometer. Wenigstens 1½ Millionen Menschen finden also noch als ländliche Siedler in diesem Gebiete Platz.

Hier sei ethnographisch eingeschaltet, daß die Litauer und Letten keine Slawen sind, sondern eine selbständige, allerdings den Slawen nahestehende indogermanische Völkergruppe darstellen. Die Letten sind schon lange ein absterbendes Volk, das trotz seines vorwiegend ländlichen Charakters keinen Volkszuwachs mehr zeigt. Die Litauer vermehren sich noch, doch ging ihr gesamter Bevölkerungsüberschuß vor dem Kriege über See. Das wird ja wohl nun anders werden, und daher muß mit diesem zwar primitiven, aber gesunden Volke in höherem Maße gerechnet werden als mit den außerdem noch durch Kriegsverluste so stark geschwächten Letten.

Litauen, das früher einmal in Osteuropa eine große Machtstellung besaß, ja bis Kiew reichte, wurde in der polnischen Zeit immer weiter nach Norden zurückgedrängt. Die größere geistige Beweglichkeit der Polen sog den litauischen Adel und später auch das städtische Bürgertum auf. Wilna, die größte Stadt Litauens, hat z. B. den litauischen Charakter völlig eingebüßt. Dennoch lebt im litauischen Volke ein starkes Bewußtsein seiner Eigenart, das sich kräftig gegen die polnische Überwucherung auflehnt. Ohne deutsche Führung aber und ohne Rückhalt deutschen Volkstums würde sich das Litauertum wohl kaum gegen die Polen behaupten können. Die jetzige nationale Intelligenz des Litauertums wird hauptsächlich vom römisch-katholischen Klerus vertreten. Überhaupt ist Litauen im Gegensatz zu den überwiegend evangelischen Ostseeprovinzen fast ganz römisch-katholisch. Ein Faktor, der meines Erachtens auf das entschiedenste bei der deutschen Siedelung zu berücksichtigen ist. Hinsichtlich der Form der staatlichen Angliederung Litauens und Kurlands an Deutschland gibt es wohl nur zwei Wege. Entweder werden beide Länder Teile Preußens, oder sie werden zur Selbstverwaltung herangebildet, um später als Bundesstaaten in den Verband des Reiches zu treten. Ich meines Teils würde den letzteren Weg empfehlen. Die Leben und Bewegung gebende bundesstaatliche Form des Reiches hat sich nach vierzigjährigem Bestehen in diesem Weltkriege aufs glänzendste bewährt. Insbesondere war die Leistung der süddeutschen Mittelstaaten, zumal in wirtschaftsorganisatorischer Hinsicht, eine sehr bedeutende. Sowohl Kurland wie Litauen würden sich in der Erziehung zu Bundesstaaten gemäß ihren Traditionen und ihrer Eigenart sicher viel schneller und lebendiger entwickeln denn als Teile des preußischen Nachbars. Es ist auch anzunehmen, daß dieser Weg gewählt wird.

Inzwischen ist Kurland, das die Personalunion mit Preußen-Deutschland beantragte, zunächst als selbständiges Herzogtum anerkannt worden.

Daß Livland und Estland nur in einer Anlehnung an Deutschland das Heil ihrer Zukunft finden werden, war schon bemerkt.

Wir können — wir wollen — wir müssen!

So leicht wurde es den Leuten noch nie gemacht, zu sparen und ersparte Gelder, auch kleine Beträge, in Wertpapieren anzulegen, wie durch die deutschen Kriegsanleihen. Jede Poststelle, Spar- und Darlehenskasse und zahlreiche andere Einrichtungen kommen den Zeichnern entgegen.

So vorteilhaft sind Spargelder noch nie verzinst worden; weder bei Sparkassen noch bei Vereinen; höchstens von Schwindelfirmen, welche den Einlegern hohe Zinsen, aber kein Kapital mehr zurückgegeben haben.

So sicher sind Gelder noch selten angelegt worden wie in deutschen Kriegsanleihen. Für sie haftet das ganze Deutsche Reich, haften die Bundesstaaten mit ihrem ganzen Vermögen, bürgt der Reichtum des deutschen Volkes im Werte von über 400 Milliarden.

So nützlich hat noch nie ein Darlehen gewirkt wie die Kriegsanleihen. Sie haben dem deutschen Volke die Freiheit erhalten, dem Reich das Fortbestehen ermöglicht, der deutschen Heimat den Schutz vor wilden Kriegshorden gebracht, dem Bauern die Scholle gesichert, dem Handwerksmann und Arbeiter Verdienst in schwerster Kriegsnot verschafft.

So notwendig, mit den „silbernen Kugeln" nun vollends durchzuhalten, war es noch nie wie jetzt. Wir stehen vor der letzten Entscheidung. Alle bisherigen Anleihen sind gefährdet, wenn nicht das Geld zur Abwehr des letzten Gewaltangriffs des Feindes aufgebracht wird. Alle Opfer an Gut und Blut sind umsonst gebracht, wenn wir jetzt finanziell ermattet zusammenbrechen. Aller Heldenmut und Opfergeist an der Front muß ersterben, wenn wir jetzt nicht die weiteren Mittel zur Ernährung und bestmöglichsten Ausrüstung unserer Truppen aufbringen könnten. Aber

Wir können es, wenn wir wollen. Wir wollen es, weil wir müssen. Wir müssen es, denn uns alle und jeden einzelnen von uns zwingt der Trieb der Selbsterhaltung.

Liborius Gerstenberger,
M. d. R. u. bayr. Landtags.

Digitized by Google

Hier verfügt das Deutschtum mit 46 bzw. 58 Prozent noch über einen größeren Prozentsatz des Bodens als in Kurland. Für Livlands landwirtschaftliche Verhältnisse dürfte im allgemeinen das über Kurland Gesagte gelten. Doch ist es möglich, daß hier die Bevölkerung, die nach Abzug Rigas 24 bis 26 Köpfe auf das Quadratkilometer betragen mag, geschonter aus dem Kriege hervorgegangen ist als diejenige Kurlands. Die Russen fanden hier weder Kraft noch Zeit zu großen Völkerverheerungen. In Estland, mit gleichfalls 24 bis 26 Menschen auf das Quadratkilometer, haben sie zuletzt schlimmer gehaust. Der Umfang des Schadens läßt sich noch nicht übersehen Estland hat schon ein mehr nordisches Klima. Hier wird die extensive Wirtschaft vorherrschend bleiben müssen. Vor dem Kriege umfaßte der gesamte Großgrundbesitz 66 Prozent. Am wichtigsten will es mir scheinen, daß in Estland nach der Errettung aus bolschewistischen Händen das vorhandene deutsche Bürgertum einem kräftigen Aufschwunge entgegengeführt wird.

Wenn man den Wortlaut des russischen Friedensvertrages durchliest, so fühlt man sich mit ernstem Sinnen an einen Wendepunkt der Weltgeschichte versetzt. Der russische Koloß, der in der Dumpfheit seiner Bevölkerungsmasse und dem landzerfressenden, aber nicht landentwickelnden Ausdehnungstrieb seines Bauerntums wie ein Alp über Mitteleuropa lastete, ist zum ersten Male in seiner Geschichte vollständig zusammengebrochen. Der maßlose Drang des Großrussentums, Völker slawischer Rasse sich anzugliedern und schwächere Nachbarn zu verrussen, hat sich in einen durch die deutschen Siege zum Leben erweckten Verselbständigungsfanatismus aller einzelnen Teile aufgelöst. Außer den genannten Ostseeländern scheiden Finnland, Polen und die Ukraine aus dem Verband des russischen Reiches aus; Kaukasien wird sich vielleicht unabhängig machen, und die Türkei erhält ihre einst verlorenen georgischen Gebiete wieder.

Ein Völkerschicksal vollzieht sich hier vor unseren Augen, wie es in Osteuropa in einer solchen Wucht und Schnelligkeit noch niemals aufgetreten ist. Aber der gerechte Beurteiler muß gestehen, daß dieser Zusammenbruch des Riesenreiches ein wohlverdienter war. In den Jahrhunderten vor und nach Peter dem Großen ist die Unterdrückung, die Verhinderung kultureller Entwicklung, ja die Zerstörung das Hauptcharakterzeichen aller russischen Regierungen gewesen. Was sich an sogenannter Kultur in Rußland breitmachte, hatte im ganzen das Wesen krankhafter Hoffnungslosigkeit oder bestand in westlichem Firnis. Die Stimmen derer, die in Rußland den stärksten Zukunftsstaat der Welt sahen, sind verstummt. Wir überheben uns gewiß nicht, wenn wir über die genialen und gewaltigen militärischen Leistungen hinaus diesem Weltereignis mit dem Bewußtsein gegenübertreten, daß wir hier vor dem Siege der deutschen Kultur über das Lähmungsprinzip eines Unterdrücker-Staates stehen. Einer gesicherten Entwicklung der befreiten Ostseeländer sind wir gewiß. Das Schicksal der anderen durch uns freigewordenen Nationen des ehemaligen Russenreiches vermag niemand vorauszusagen. Die Gelegenheit, zu zeigen, ob sie fähig sind, staatliches Leben zu entfalten, ist ihnen durch uns, und nur durch uns, gegeben. Die Verantwortung für ihre staatliche Zukunft, und das gilt in erster Linie für das von uns befreite Polen, trifft sie allein.

Die Frühlingsmädchen.

Novelle von Rudolf Herzog.

(2. Fortsetzung.)

Die ersten Jahre verblieb es bei den Wiedersehen in den Ferientagen und kürzeren oder längeren Streifen auf den alten Jugendwegen, die die Ginsterbüsche im Frühjahr goldüberlohten, die Glockenblumen blaufärbten, die Heide mit purpurnen Teppichen überzog, bis Sommer und Herbst alles in violetten Tönen zerfließen ließ und die Ebereschen in der dünnen Höhenluft keinen anderen Schmuck mehr in die weite Landschaft tragen konnten als ihre fröstelnden korallenroten Beeren. Dann standen die jungen Menschen abschiednehmend und heimatbefangen auf einem Höhenkopf, schauten über das starre Wellenmeer der Eifel bis hinaus, wo sie den Rhein, die Mosel wußten und die hohen Berge der Ahr, und grüßten Berge und Burgen der Heimat. An den Trichterseen, den dunkeläugigen Maaren, schlenderten sie mit schwergewordenen Füßen vorbei und dem Städtchen zu, das wie eine alte vergessene Sagenkrone auf dem Hügelkamm liegengeblieben war. „Totes Nest", sagte der vornehme Notarsohn und griff sich nach der Halsschleife, als ob sie ihm zu eng geworden sei.

„Wenn ihr es sterben laßt, ist es tot", erwiderte Eva Frühling in auflodernder Kampffreude.

„Es lohnt nicht", meinte müde der Jurist, und der Mediziner nickte. Sie waren beide auf dem Wege nach Berlin.

Die braune Friedel sprang mit unverbrauchter Zähigkeit der Schwester bei. „Es lohnt nur nicht, wenn man zu vornehm zum Arbeiten ist oder zu — zu — durstig. Jawohl. Hat's etwa bei meinem Vater nicht gelohnt? Ein ganzes starkes Menschenleben hat er hier aufgerichtet und seine vier Mädels mit in die Höhe genommen und ist glücklich geworden und zehnmal so stolz als ihr alle, daß ihr's nur wißt."

„Ja, der Doktor Frühling — —"

„Das ist auch ein Auswärtiger."

„Ein Auswärtiger, richtig. Und ich glaube selber, daß der Stadt nichts besser wäre als eine Blutauffrischung, wenn ich euch so ansehe und anhöre. Das aber dürfte sich wohl lohnen. Der Robert ist ja Mediziner und wird daher wohl wissen, was eine Blutübertragung bedeutet, und daß ein richtiger Arzt seinen Stolz dareinzusetzen hat, einen müden Körper wieder frisch auf die Beine zu stellen, statt hinterm Bierglas mit den Achseln zu zucken."

„Donnerwetter, wenn das auf mich gehen soll —"

„Es geht auf alle Kleinstädter, die die Schönheit der Heimat vor dem Zauberfeuerwerk der Großstadt vergessen."

Von Liebe sprachen die jungen Menschen nie, wenn sie sich auch nach Auswahl und zu zweit zusammenhielten. Es war etwas zu Gesundes in den Frühlingsmädchen, als daß man ihnen mit schönen Worten hätte die Sinne verwirren können. Ihre Augen, vom Vater geklärt und geschärft, blickten in den Endzweck aller Dinge, und nur die goldrote Maria ließ sich mehr und mehr von den Tönen umrauschen, die sie ihrem Klavier entlockte, und wurde erst wach und ein echtes und rechtes Frühlingsmädchen, wenn die Schwestern heimkehrten und über sie herfielen. Dann aber war sie die Übermütigste.

Als die Studenten die Stadt verlassen hatten, hielt der Doktor Frühling mit seinen Töchtern eine Ratsversammlung ab. Alle saßen sie beim Lampenschein um seinen Arbeitstisch.

„Mädels," begann der Doktor und strich langsam seinen graugewordenen Bart, „ein richtiger Haushalter macht bei Lebzeiten Kassensturz und überläßt es nicht den trauernden Hinterbliebenen, sich in den Tod zu wundern. Ihr seid jetzt so weit, daß ihr euch selber einen Überschlag machen könnt, ja müßt, damit ihr wißt, wie weit ihr zu springen habt, und euer Leben nach Menschenmöglichkeit geordnet bleibt, auch wenn ich mal nicht mehr dasein sollte. Ne, ne, ne, Friedel, du brauchst meinen Puls nicht zu fassen. Der schlägt noch kerngesund, und bevor ich nicht zum wenigsten viermal Großvater geworden bin, gedenke ich mich durchaus nicht aus dem Staube zu machen."

„Gut," entschied Eva, „fahre fort."

„Nun seht einmal, Kinder. Auf diesem Blatte steht, was ich mir in den zwanzig Jahren hier erworben habe. Nicht wahr, es liest sich ganz leidlich. Aber wenn man einen Taler durch die Zahl vier teilt, bleiben auf den Kopf 75 Pfennig. Das sieht sich dann schon weniger unternehmend an."

Digitized by Google

„Kommt unsere eigene Arbeit hinzu, Vater."

„Richtig. Darauf wollte ich hinaus. Was ich euch lehren konnte, habe ich euch gelehrt. Aber das sind erst die Grundmauern zum Haus. Nun kommt es darauf an, wie eine jede von euch weiterzubauen wünscht."

Die Mädchen blickten versonnen in das Lampenlicht. Sie hatten längst über ihren Weg nachgedacht.

„Es reicht auch zum Studieren," meinte der Vater, „obwohl ein regelrechtes Studium mit seinen Vorbereitungsjahren, den Semestern und den gewinnlosen Übergangsjahren eine große Bresche in euer kleines Vermögen schlagen würde. Immerhin, wählt selber, ich vertrau' auf euch."

Die schwarze Eva schüttelte den Kopf.

„Ein sechsjährig Studium? Wo du doch zum wenigsten viermal Großvater zu werden wünschest?"

„Kinder — nehmt also keine Rücksichten."

„Doch, doch, doch! Und überhaupt!" Die drei Ältesten riefen und wehrten durcheinander.

„Also die Eva hat's Wort", bestimmte der Doktor. „Was soll's mit dem ‚überhaupt'?"

„Überhaupt ist meine Meinung, Vater, daß nicht jedes Frauenzimmer ‚studiert' zu sein braucht, um ihren Mann zu stehen. Was läuft heute nicht schon alles auf die Universitäten! Die innerlich dazu berufen sind, sollen hin und müssen hin, aber die Mehrzahl rackert sich ab und hungert sich ab und verelendet ihre kräftigsten Jahre, um einen Titel und, wenn's Glück hold ist, ein Pöstchen zu erwischen. Da will ich doch tausendmal lieber Nummer eins in irgendeinem kräftigen Lebensberuf sein als Nummer null in einer eingebildeten Bildungswelt. Wenn ich zum Beispiel, wie ich hier bin, ein, zwei Jahre auf die Kölner Handelshochschule ginge und träte dann bei einem Rechtsanwalt als Bureauvorsteher ein — Gott, es kann natürlich auch ein Kaufmann oder ein Ingenieur sein — so verdien' ich mir, was ich brauche, bin im übrigen mein freier Herr, brauch' keine große Bresche in mein kleines Vermögen zu schlagen und könnte einmal, wenn schon geheiratet werden soll, in Geschäftsdingen meines Mannes rechte Hand sein. Vier Gründe für einen."

„Und einer würde genügen. Sagen wir also: um deines Mannes rechte Hand zu sein. Auf die linke hätte übrigens keiner von uns gewettet." Und der Doktor Frühling sah der Reihe nach lachend seine Mädchen an, und die Mädchen jubelten ihm zu.

„Ich melde mich auch für die Handelshochschule", rief die dritte, das blonde Fränzchen. „Wenn Eva und ich zusammenziehen, wird es billiger!"

„So, so, so", brummte der Arzt in den Bart. „Nun, man muß auch diesen Grund gelten lassen. Aber Nummer zwei hat sich noch nicht zum Wort gemeldet."

„Vater," sagte die braune Friedel, „den Gedanken an ein medizinisches Studium habe ich aufgegeben, sosehr er mich reizte. Ich sehe ja an dem jungen Junker aus der Stadt, wie lange sich so eine Sache hinziehen kann. Er steht immer noch vor dem Physikum."

Der Doktor hob die Hand. „Nun, nun, wenn du zum Beispiel nicht einer schlagenden Verbindung beiträtest und häufiger zum Reagenzglas als zum Bierglas griffest —"

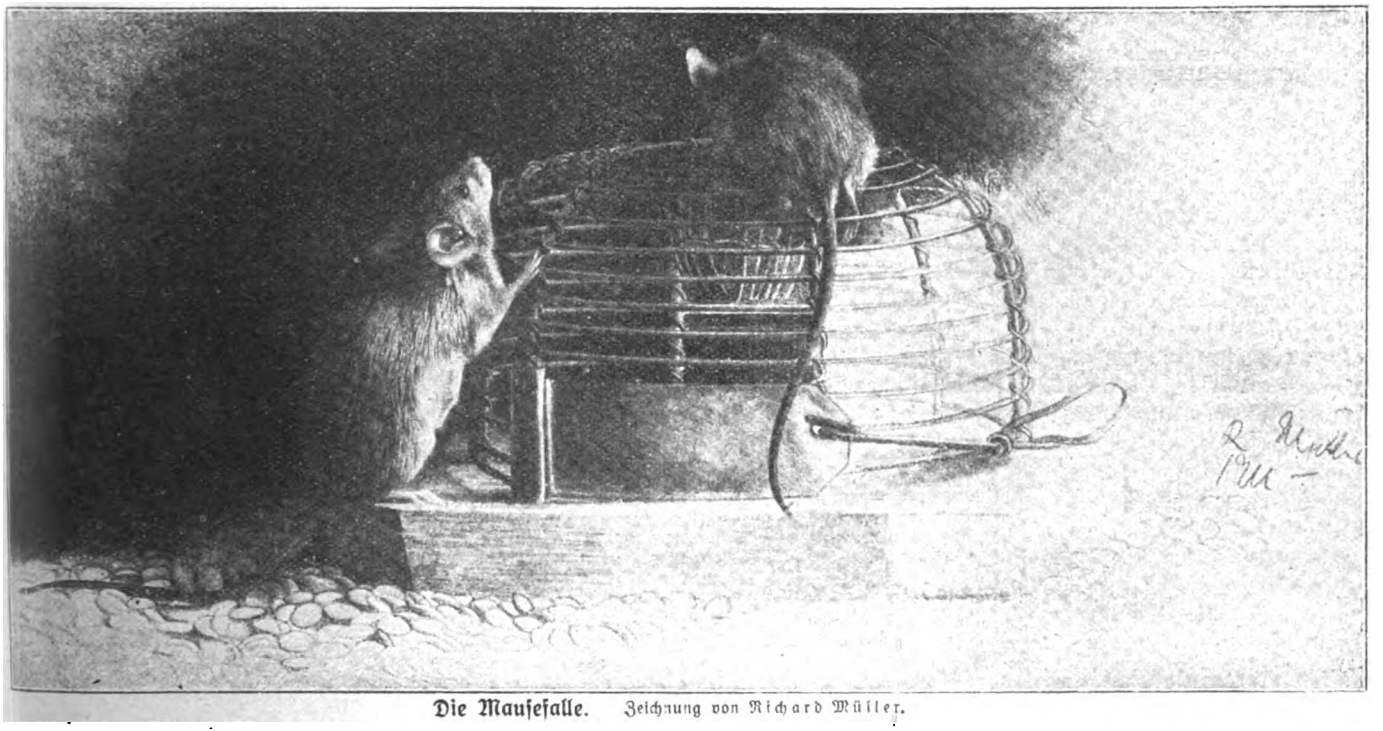
„Ich versteh' dich, Vater. Aber da du doch die vier Enkel nicht von einer Tochter zu haben wünschest —"

„Meine Enkel! Meine verehrten Enkel!" stöhnte der Doktor auf und wühlte in seinem Bart. „Meine Enkel haben nicht das Schicksal meiner Töchter zu bestimmen! Vorläufig bin ich noch der Vater und nicht der Großpapa. Wähle frei, mein Kind. Du hast eine außerordentliche Begabung für den medizinischen Beruf. Es wäre schade, wenn deine sichere Hand, dein Frohsinn und deine Willenskraft der leidenden Menschheit verlorengingen."

„Der Krankenschwesterberuf braucht das alles noch viel mehr, Vater, als Wippröckchen, Lackschühchen und eine schöne Brosche. Laß mich als Lehrschwester eintreten. Ich werde deinem Namen keine Schande machen."

Der Doktor strich seinen zerwühlten Bart wieder glatt. Er brauchte länger dazu, als es den Mädchen nötig schien. „Drei Erziehungsergebnisse", knurrte er endlich. „Hm, nicht weit gefehlt. Lieber in der Provinz der Erste, als in Rom der Letzte. Mädchen, ich möchte euch alle drei auf dem Knie reiten lassen, wenn ihr lütten Deerns nicht schon so große Damens geworden wärt. Stopp, stopp, ich ersticke! Kinders, ich geh' über Bord! Wollt ihr denn das Nestküken nicht auch singen hören?"

Da gaben die drei, die sich auf seinen Knien drängten und seinen Hals umdrosselten, Ruhe und glitten geräuschlos auf ihre Plätze.



Die Mausefalle. Zeichnung von Richard Müller.

Digitized by Google

„Also nun rede du, kleine Maria. Möchtest du eine Elfenkönigin werden oder ein Frühlingsmädchen wie deine drei wilden Schwestern?“

„Beides“, sagte die goldrote Maria und strich sich eine Locke aus dem Träumergesicht.

„Beides?“ hub der Doktor nach einer Pause an. „Ich fürchte, mein Töchterchen, daß sich diese grundgegensätzlichen Dinge im Leben nicht werden vereinigen lassen.“

„Dann erst das eine und dann das andere.“

Der Doktor sah sein Jüngstes an. Er strich ihm liebkosend mit der Hand über die Locken. „Maria —“ sagte er.

„Ich möchte mich noch nicht so schnell von meiner Musik trennen, Vater.“

„Und von den Traumgängen durch die Wunderwelten, die sie uns vorzaubert. Kind, die Zeit der Schwanenritter ist dahin, und was uns geblieben ist, ist weniger schön und doch — viel, viel schöner, weil es die gesunde Wirklichkeit ist, weil sie uns selber fordert, die ganze Kraft, den ganzen Menschen, die ganze derbe Liebesluft an der handgreiflichen Kreatur und den handgreiflichen Tatsachen statt des entzückten Stöhnens über eine Heldentat, die außerdem schwer nachprüfbar ist, weil sie meistens nur der Held allein behauptet. Ach, Kind, wenn du all diesen Erlebnissen mit Riesen, Zwergen, Drachen und schönen Wasserfrauen auf den Grund gehen könntest, ich sage dir, es kämen seltsame Dinge zum Vorschein, und Wucherjuden, Halsabschneider, Hausknechte und liederliche Frauenzimmer würden eine beträchtliche und betrübliche Rolle darin spielen. Doch zu dieser fröhlichen Erkenntnis muß sich ein jeder selbst durchringen, und ich will dir die Freude an der Rätsellösung nicht verderben. Du möchtest Musik studieren? Du sollst es.“

„Vater — Vater!“

„Und wenn es so wird, wie ich es vorausgesagt habe, — wirst du dann ebenso vergnügt ‚Vater — Vater‘ rufen?“

„Noch viel vergnügter, Vater! Denn dann weiß ich doch, daß das Vergnügtsein gar nicht so einfach ist, wie es sich die meisten Menschen denken.“

„Kind, Kind, ich sage es dir als Vater und Arzt, es gibt nur ein Heilmittel gegen das Leben und gegen den Tod: die selbsterrungene Fröhlichkeit.“

Lautlos saßen im Kreis die Frühlingsmädchen und blickten mit leuchtenden Augen auf den Mann, der ihnen Vater und Mutter, Erzieher und Wegweiser war.

„Euch alle auf einmal herzugeben, halte ich nicht für richtig“, meinte der Doktor nach einer Weile stiller Nachdenklichkeit. „Nicht aus Selbstsucht. Das wäre die falsche Vaterliebe. Nein, ihr Mädchen, euer selbst wegen. Wenn nacheinander zwei gehen und zwei bleiben, so ist es nur ein Verreisen und kein Vondannenreisen, nur eine Luftveränderung des Körpers und nicht der Seele. Die Schwesterlein in der Heimat halten das Garnknäuel der Ariadne, an dem sich die Schwesterlein in der Fremde schnell und lustig wieder heimfinden. Denn die stärksten Wurzeln unserer Sehnsucht haften nun doch einmal in dem Boden, auf dem wir groß geworden sind und Liebe, Freundschaft und Schwesternschaft erfahren haben. Das sagt euch ein Mann, dessen Heimat Jahrzehnte lang das Meer war, und der sich den Heimatboden spät erst erwerben mußte. Es geht viel Sehnsucht, viel Liebe, viel Freundschaft verloren, wenn Menschen, die sich so nahestehen und in Glück und Unglück dasselbe fühlen, auseinandergerissen werden nach Nord und Süd. Es sollte nicht sein, wo es angängig ist. Das Leben ist zu kurz und geht nicht mehr rückwärts.“

„Nein, Vater, das soll nicht sein“, sagte Eva Frühling.

„Gut, ihr Mädchen.“ Der Doktor straffte sich. „Und nach richtigem Wundarztbrauch wollen wir ohne viel Zögern zum heilbringenden Messer greifen. Die beiden Handelsschülerinnen zuerst an die Klinge. Eva und Fränzchen, packt eure Siebensachen. Sonntag in der Frühe dampfen wir gen Köln, suchen Quartier und besorgen die Anmeldung an der Handelshochschule. Fertig! Friedel tritt in nächster Woche bei mir im Krankenhaus ein. Ich werde mit der Schwester Oberin alles besprechen. Später, wenn die Schwestern zurück sind, gehst du zur weiteren Ausbildung hinaus in ein größeres und reichhaltigeres Tätigkeitsfeld. Unsere kleine Maria zählt jetzt fünfzehn Jahre. Sie wächst sich indes zu einer Jungfrau aus, die ein Tenorsolo von dem Arbeitslied des Werktags wohl zu unterscheiden vermag. Dann soll sie nach Frankfurt am schönen Main auf die Musikhochschule. Alle einverstanden? Alle meine vier? Na, dann frage ich jetzt nur noch: Habe ich einen Grog verdient, oder habe ich keinen Grog verdient?“

* * *

Der alte Doktor Frühling zählte sein fünfundsechzigstes Lebensjahr, als die erste seiner Schwalben wiederkehrte. Üppigen Wuchses, funkelnd vor Lebensfreude und Tatendrang, selbstsicher in Wort und rascher Bewegung war die schwarze Eva heimgekehrt, als der Vater ihr in einer Randbemerkung geschrieben hatte, der alte Notar Brüning kränkele und verkindsche ein wenig und die Notariatsgeschäfte schleppten am Boden. In ihrer zupackenden Bestimmtheit trug sie dem zittrigen Herrn die Früchte ihrer zweijährigen Handelshochschulbildung an, überwand seine letzten Bedenken durch einen vorläufigen Verzicht auf jegliche Gehaltsforderung, die für bessere Zeiten gestundet werden mochte, und saß nach wenigen Tagen als Befehlshaber eines Schreiberjungen in der staubigen Schreibstube des Notars.

Das erste war ihr, die Röcke und Ärmel aufzuschürzen und die Amtszimmer einem gründlichen Hausputz zu unterziehen. Dann begann die Durchsicht und Ordnung der unerledigten Akten. (Fortsetzung folgt.)

Wahre Größe.

Von Georg Ruseler.

Willst du groß sein, tu, was Kolumbus tat!
Nach Indiens Paradiesen
Such' ängstlich tastend nicht deinen Pfad,
Wie damals die Portugiesen!

Fühlst du gleich ihm den Genius
Dir tief in der Seele brennen,
Mußt du mit heldisch-raschem Entschluß
Das Festland lassen können.

Hinein in den weglosen Ozean!
Mit kühnen Flügelschlägen
Schwebst du auf unbekannter Bahn
Höchsten Zielen entgegen.

Du findest, wie einst Kolumbus fand,
Und ist dir das Glück verbunden,
Dann hast du statt Indiens Wunderland
Eine neue Welt gefunden.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Kaninchenzucht für unsere Ledererzeugung.

Von Max Thielemann.

Von welcher einschneidenden Bedeutung die ungehinderte Belieferung des deutschen Ledermarktes mit diesem so knapp gewordenen Rohstoff ist, haben in den gegenwärtigen Zeiten der Bezugscheinpflicht alle Schichten unseres Volkes am eigenen Leibe verspüren können. Zieht man aber noch den gewaltigen Bedarf des Heeres in Betracht, so ergibt sich ohne weiteres, welche Wichtigkeit die Erschließung einer neuen Rohstoffquelle für die Deckung des notwendigen Lederbedarfs nicht nur für die Allgemeinheit, sondern auch für Heer und Marine besitzt.

Diese Quelle floß zwar schon vor dieser ihrer Neuentdeckung in dem von ihren Nutznießern gesteckten Rahmen ruhig und gleichmäßig dahin und lieferte ihren Pflegern die geschätzten Produkte: Fleisch, Fell und Wolle. Aber die Allgemeinheit merkte wenig von ihr und hörte nur selten von ihrem segenspendenden Dasein. Erst der große Wertumwälzer Krieg zeigte uns, welche Schätze hier durch eine zielbewußte Erschließung und Erweiterung dieser im verborgenen fließenden Quelle: der Kaninchenzucht, zu erzielen waren.

Schon einmal war es der Krieg, der hier fördernd eingegriffen und diese Quelle in Deutschland zum eigentlichen Sprudeln gebracht hatte. Er zeigte den deutschen Kämpfern 1870-71 in Frankreich den großen Nutzen, den eine rationell betriebene Kaninchenzucht abwarf. Er zeigte ihnen, welche Werte daheim in ihrem Vaterlande der Hebung harrten, und daß es nur der Beseitigung einiger Hindernisse bedürfe, um auch in der Heimat diese Quelle zum Fließen zu bringen. Damals freilich kam von daraus hervorgehenden Werten: Fleisch, Felle und Wolle, bzw. Pelz für die meisten hauptsächlich der zuerst genannte in Frage, während das Fell für sie nur von untergeordneter Bedeutung war und lediglich in seiner Verwendbarkeit als wärmendes Pelzwerk für die eigene Familie des Züchters entsprechend berücksichtigt wurde. Eine später einsetzende Sportzucht schätzte jedoch nach einem je nach der gezüchteten Rasse festgesetzten „Standard" neben der Körperform, Kondition usw. in erster Linie die Zeichnung, Farbe und Beschaffenheit des Felles, eine Wertung, die allerdings mit der von der Heeresverwaltung befürworteten insofern in Gegensatz treten mußte, als diese nur die Größe und Güte des Felles und seine Verwendbarkeit zu Leder, bzw. zu Pelzwerk sowie seine Umwandlungsfähigkeit zu Web- und Wirkwaren in Rechnung zog, gleichgültig, von welcher Rasse es stammte. Die vielseitige Verwendung des Kaninleders für Heereszwecke selbst ist Außenstehenden nur wenig bekannt, und seine Eignung zu Schuhleder (vorausgesetzt, daß ältere Rammlerfelle verarbeitet wurden) wurde sogar stark in Zweifel gezogen. Und doch ist es Tatsache, daß es bezüglich seiner Strapazierfähigkeit mit gutem Rindleder in Wettbewerb zu treten vermag, denn angestellte Versuche haben ergeben, daß Schuhe aus Rindleder bei täglichem Gebrauch nach zwei- bis dreimaligem Besohlen vollständig verbraucht, während die aus Kaninleder gefertigten bei gleicher Abnutzung noch tadellos waren.

Der gewaltig steigende Bedarf an Kaninfellen für Heereszwecke forderte daher schon aus diesem Grunde gebieterisch eine ausgedehnte und weitumfassende Förderung der deutschen Kaninchenzucht, zumal da die Einfuhr an Kaninfellen aus den beiden Hauptexportländern, Frankreich und Belgien, aus begreiflichen Gründen nur in beschränktem Umfange herangezogen werden konnte. Aber auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus hätte man einer solchen Möglichkeit mit gemischten Gefühlen gegenüberstehen müssen, wären doch dadurch dem deutschen Volksvermögen Summen verlorengegangen, die diesem im gegebenen Falle erhalten bleiben konnten.

Welche Ziffern hier in Frage kamen, ersehen wir aus der

Digitized by Google

Statistik, nach der im Jahre 1913 allein an Rohfellen für 1 115 000 Mark an Werten aus diesen beiden Ländern nach Deutschland eingeführt wurden. Die ansehnliche Höhe aber, die sie zu erreichen vermag, wenn wir die Gesamteinfuhr an roher und verarbeiteter Ware in Betracht ziehen, möge die Schätzung eines ersten Fachmannes auf dem Rauchwarenmarkte, L. Hermsdorfs, Leipzig, beleuchten, nach der dem deutschen Nationalvermögen allein 30 bis 40 Millionen jährlich zufließen würden, wenn es gelänge, die deutschen Züchter zu einer rationelleren Auswahl der Rassen zu veranlassen und zu einer besseren, zweckmäßigeren Behandlung der Felle zu bewegen. Gehen doch durch unzweckmäßige Behandlung der letzteren viele Millionen Mark jährlich an Werten verloren, die andernfalls erhalten bleiben könnten.

Dank einer lebhaften Werbetätigkeit und der so notwendigen behördlichen Unterstützung stieg nun die deutsche Eigenproduktion zu einer ungeahnten Höhe, und nach einer amtlichen Schätzung ist bereits im Kriegsjahre 1917 das Jahresergebnis an geschlachteten Kaninchen in ganz Deutschland auf über 70 Millionen Stück zu beziffern. Selbst wenn die Ziffer als zu hoch gegriffen erscheinen sollte und die Grünfutterknappheit des Herbstes 1916 verschiedene Abstriche davon machte, so bliebe doch immerhin ein Aufschwung zu verzeichnen, der für die Zukunft die günstigsten Aussichten eröffnet. Welche Bedeutung sie aber schon heute hat, ersehen wir, wenn wir berücksichtigen, daß bei der oben angenommenen Schätzung rund 300 Millionen Pfund des nahrhaftesten, zarten Fleisches zu einem Kriegswert von 560 Millionen Mark erzeugt wurden.

Was durch den weiteren Ausbau dieses Zweiges der deutschen Kleintierzucht erreicht werden kann, lehrt uns Frankreich. Dieses Musterland einer rationellen Kaninchenzucht führte allein an gegerbten, bzw. gefärbten Fellen 36 Millionen zu einem Werte von 40 bis 50 Millionen Mark aus; 15 Millionen Stück im Werte von 10 Millionen Mark wurden im gegerbten Zustande im eigenen Lande verbraucht, und 3000 bis 4000 Doppelzentner im Werte von 400 000 bis 700 000 Mark wurden in rohem Zustande nach Deutschland ausgeführt. Dazu kommen noch die starken Ausfuhren nach Amerika, das jährlich rund 10 Millionen Stück halbfertiger Felle zu Filzzwecken aus Frankreich bezieht, sowie 25 bis 40 Millionen Felle, die der eigenen Filzindustrie zugeführt werden. Berücksichtigt man, daß Frankreich im Jahre 1915 trotz des großen Arbeitermangels immer noch für 30 Millionen Frank an Fellen ausführte, und daß seine Jahresproduktion mit 100 Millionen Stück berechnet wird, so kann man ermessen, von welchem hohen Werte in volkswirtschaftlicher Hinsicht die Kaninchenzucht für dieses Land ist.

Ähnliche Verhältnisse finden wir in Belgien, dessen eigene Produktion an Rohfellen in Friedenszeiten auf 7 Millionen Stück geschätzt wurde, eine Zahl, die während des Krieges sich auf rund 10 Millionen Stück erhöhte. An gefärbten Fellen führte es rund 18 Millionen Stück im Werte von 15 Millionen Frank aus, ein Umstand, der sich durch den Bezug an Rohware erklärt, die es aus dem Ausland, vor allem aus Holland, bezieht, das infolge seiner schwachen Filzindustrie auf Belgien als Verarbeitungsland angewiesen ist.

Wenn also der Vorsprung, den gemäß unserer Betrachtung die beiden Länder auf diesem Gebiete Deutschland voraus haben, eingeholt werden soll, so bleibt bei uns noch manches zu tun übrig, obgleich erfreulicherweise die Behörden in Anbetracht der volkswirtschaftlichen Bedeutung einer rationell betriebenen Kaninchenzucht schon fördernd eingriffen und diese durch Bereithaltung von Mitteln unterstützten. Die Mittel selbst aber werden nur dann gewährt, wenn, wie ein ministerieller Erlaß an die Landwirtschaftskammern verkündet, die Kaninchenzüchter „sich ausschließlich auf den Boden der Nutztierzucht stellen und sich auf die Zucht von 2 bis 3 der als gute Nutzrassen erkannten Rassen beschränken".

Ausschlaggebend bei der Beurteilung ist hier neben der Fleischgewinnung die Größe des Felles und seine Haarqualität, ohne Berücksichtigung von Zeichnung und Farbe, da die letzten beiden vom „Sportzüchter" bevorzugten Werte bei der wirtschaftlichen Nutzung des Kaninchenfelles, das meist in gefärbtem Zustande in den Handel gebracht wird, illusorisch sind. Es deckt sich also der rein wirtschaftlich-nützliche Standpunkt der Behörden mit dem fachmännischen der Fellindustrie, der lediglich insofern von letzterem abweicht, als dieser aus arbeitstechnischen sowie aus anderen Gründen nur große, bzw. schwere Kaninchenrassen als Fellieferanten bevorzugt. Da aber die sogenannten Riesenrassen nur unter Zuhilfenahme von Kraftfutter (Körnern, Kartoffeln usw.) vollwertig heranzuzüchten sind, verhalten sich die Landwirtschaftskammern ablehnend gegen diese Rassen und begünstigen die halbschweren Mittelrassen, die bei mittlerem, überall zu beschaffendem Futterbedarf guten Fleischertrag und, falls ein Lebendgewicht von über 8 Pfund erreicht wird, brauchbare Felle liefern.

Natürlich ist für Großbetriebe die Futterbeschaffung jetzt besonders schwierig, die zum Teil nur durch eine entsprechende Organisation ermöglicht werden kann. Für mittlere und kleinere Betriebe jedoch — und auf diese kommt es bei der Kaninchenzucht, soll sie möglichst nutzbringend sein, in erster Linie an — ist die Futterfrage leichter zu lösen. Namentlich bei den Kleinbetrieben genügen meist die eigenen Küchenabfälle der Züchterfamilie. Auch die Stallfrage bereitet ja bei diesen, namentlich in kleineren Städten und ländlichen Bezirken, keinerlei Schwierigkeiten. Wohl aber sind in den Großstädten mit ihren beengten Raumverhältnissen noch manche Hindernisse zu beseitigen (zumal wenn der Züchter nicht selbst Hausbesitzer ist und der letztere sich gegen Tierhaltung seines Mieters ablehnend verhält), ehe dort alle Möglichkeiten einer intensiv und rationell betriebenen Kaninchenzucht erschöpft sind.

Lassen sich einerseits durch Anlegung vieler Klein- und Kleinstbetriebe die Allgemeinerträgnisse der Kaninchenzucht erheblich steigern, so andererseits nicht minder durch vermehrte Anlagen städtischer Groß-Kaninchenfarmen. Obwohl manche derselben als unrationell aufgegeben wurden, so bewähren sich doch auch wieder zahlreiche andere in bester Weise. Wie viele städtische Altersversorgungsheime oder ähnliche Anstalten könnten noch für diese gute Sache dienstbar gemacht und die Insassen zu Züchtern herangebildet werden, so daß der gegen Großbetriebe am meisten angeführte Einwand: Kostspieligkeit bezahlter Kräfte, hinfällig würde. Die organisierte Sammeltätigkeit der Küchen- und ähnlicher Abfälle (aus Markthallen, Gemüseläden usw.) könnte mit dazu beitragen, die diesbezügliche Futterfrage zu lösen. In welchem Umfange das möglich ist, zeigt z. B. die von der Freiwilligen Kriegshilfe in Hannover-Lehrte eingerichtete Sammelstelle. Dieser wurden durch dazu aufgeforderte Kinder 250 bis 300 Zentner Küchenabfälle täglich zugeführt, und man spornte die Tätigkeit der kleinen Sammler durch Gutscheine in der Weise an, daß auf drei Pfund gesammelter Abfälle ein Gutschein und auf 100 von diesen ein Kaninchen als Prämie verabfolgt wurde. Die Ausgabe von 2050 Stück Kaninchenprämien innerhalb Jahresfrist beweist am besten die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges.

Der Wege aber gibt es viele, die zum Ziele führen, nämlich die deutsche Kaninchenzucht in gleichem Maße leistungsfähig wie die französische zu machen. Hierbei könnte die Presse mehr noch als bisher anregend und fördernd wirken und auch das Vorurteil mit bekämpfen helfen, daß diese Kleintierzucht etwa nur für den „kleinen Mann" in Frage komme. Dann erst kann sie Gemeingut des Volkes werden, — wenn auch vielleicht vorläufig noch nicht in dem Maße wie in Belgien, wo reich und arm sich mit ihr befaßt und jeder Mieter zu seiner Wohnung zugleich einen Kaninchenstall beansprucht. Wünschenswert wäre ferner die behördliche Einrichtung von unentgeltlichen Kursen, um möglichst vielen Interessenten die notwendigen Kenntnisse zu vermitteln, die nun einmal zur Einrichtung einer wenn auch noch so kleinen Eigenzucht erforderlich sind, um die Fehler, die bei den sogenannten „wilden" Zuchten begangen werden, nach Möglichkeit von vornherein auszuschalten. Hier könnten auch die Frauenvereine dank ihrer Organisation segensreich mitwirken, zumal da ja an dieser Sache die Frauen, als Selbstversorgerinnen ihrer Familie mit Fleisch, ein großes Interesse haben dürften. Späterer Anschluß der neugewonnenen Anhänger an einen der zahlreichen Kaninchen-Züchter-Vereine, die im „Bund Deutscher Kaninchen-Züchter-Vereine" zusammengeschlossen sind und ungefähr 50 000 organisierte Mitglieder zählen, trägt schließlich dazu bei, die weiteren Kentnisse noch zu vermehren und ständig zu vertiefen.

Diese Vereine sind heute außer den dazu bestellten Großhändlern auch die Sammelstellen für die behördlich beschlagnahmten Felle, die von dort an weitere Groß-Sammelstellen wandern, wo sie dann zur Verfügung der Kriegs-Rohstoff-Abteilung, Berlin, bereitgehalten werden.

Im Interesse des gesamten Volkes aber liegt es, wenn die Kaninchenzucht in Deutschland derart heimisch würde, daß die jetzt so geschätzte Rohstoffquelle zu einem weitverzweigten Strome werde, dessen befruchtende Wirkung uns mit den so unentbehrlichen Produkten versorgt, deren Bezug uns jetzt und später das feindliche Ausland zu sperren sucht und auch nach dem Kriege zu sperren suchen wird.

Digitized by Google

Nr. 16 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl G. m. b. H.), Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(15. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Der Radscha lachte. Er löste seine Hand aus dem Stoff des Vorhangs und kam weiter in das Zimmer hinein.

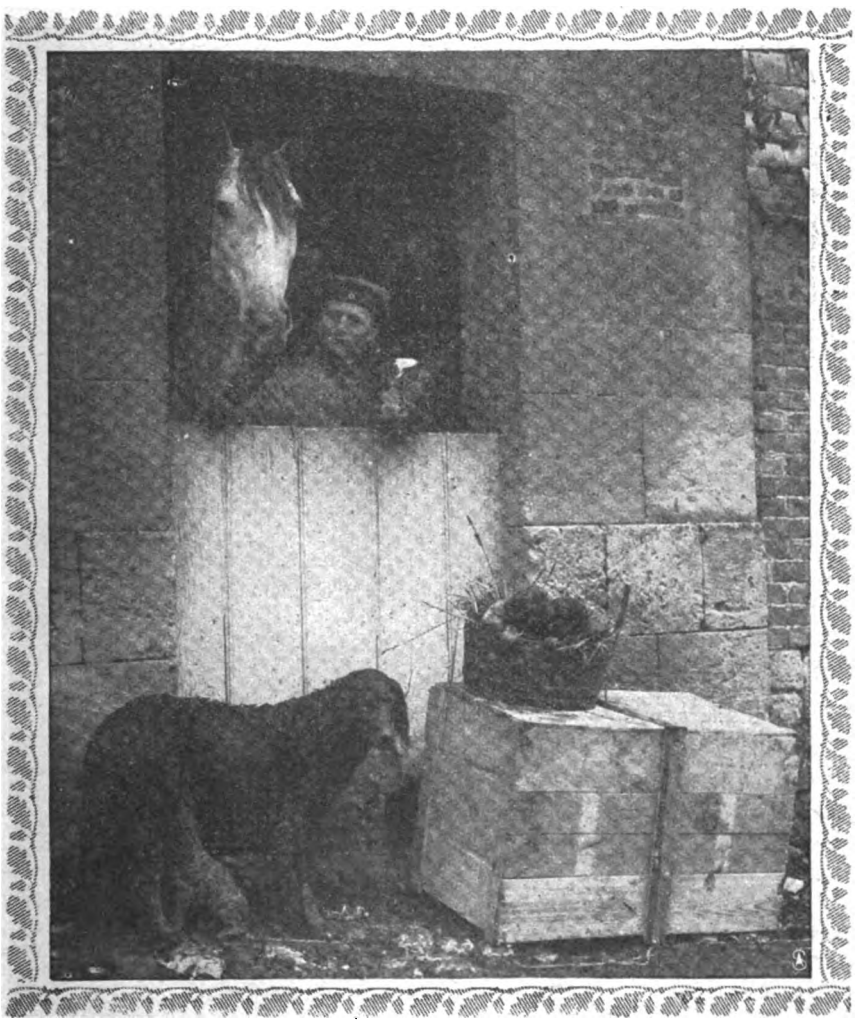
„Sind Sie mir böse?" fragte er herzlich. „Sie müssen mir den Inder zugute halten, Herr Fürbringer; die Geheimniskrämerei liegt uns im Blute, obwohl wir sehr genau wissen, daß jeder vernünftige Mensch den Schwindel durchschaut."

„Ja", entgegnete Fürbringer gedankenlos. Er zog die Brauen zusammen. Er litt fast körperlich unter der zwingenden Vorstellung: Wenn der Mann da drüben in eine von den roten Lachen tritt, gleitet er aus und fällt . . .

Aber der Fürst vermied es, in das Licht zu treten. — „Übrigens," fuhr der Radscha fort, „da Ihre Frau Gemahlin mit diesem Tage ein Faktor in unserem Zusammenleben geworden ist, so wird es Ihnen und ihr vielleicht Freude machen, wenn sie sich an dem beteiligt, was ich Ihnen für heute vorschlagen wollte. Wir haben noch immer nicht den geeigneten Platz für das Grabmal gefunden, da Ihnen das Tal jenseit des Flusses nicht gefallen wollte. Wenn es Ihnen recht ist, machen wir heute nachmittag eine Fahrt mit dem Auto in die Ebene hinunter. Und wo Sie bestimmen, kann morgen mit den Vermessungsarbeiten begonnen werden . . ."

„Selbstverständlich wird sich meine Frau sehr freuen", antwortete Fürbringer förmlich. Er dachte: Miriam hat sich geirrt. Der Fürst gibt kein Fest heute abend. Ramigani ist ein Narr geworden.

„Ich bitte Sie," fuhr der Radscha fort, „Ihrer Frau Gemahlin meine verbindlichsten Empfehlungen zu übermitteln. Da Sie einander so lange Zeit nicht gesehen haben, wird es Ihnen gewiß lieber sein, wenn Sie sich bis zur Abfahrt ausschließlich in Ihrer eigenen Gesellschaft befinden. Von morgen ab würde ich mich sehr freuen, wenn Ihre Frau Gemahlin nach der



Mutterfreuden im Etappenstall. Hofphot. Eberth, Cassel

Digitized by Google

liebenswürdigen europäischen Sitte den Platz der Hausfrau an meinem Tisch einnehmen wollte."

Fürbringer verbeugte sich.

„Also auf Wiedersehen!" sagte der Fürst, die Hand ausstreckend.

Fürbringer ergriff sie. Er sah den Inder mit ernsten Augen an.

Der Inder erwiderte den Blick. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Die Hand, die Fürbringer in der seinen fühlte, war sehr schwer und kalt und schloß sich nicht zum Druck.

„Auf Wiedersehen, Hoheit!" sagte der Deutsche. Er ging.

Ramigani war nicht mehr vor der Türe. Auch auf dem Wege nach seiner Wohnung begegnete Fürbringer ihm nicht. Die Gänge des Palastes lagen wie ausgestorben. Hier und da glitten in der Ferne Schatten aus dem Licht ins Dunkle; aber vor dem Näherkommenden verleugneten sie ihren Ursprung und blieben ein Nichts.

Fürbringer trat in sein Zimmer und schloß die Tür hinter sich ab.

Irene saß an einem der Fenster, über deren Rolläden

„Von morgen ab", wiederholte Irene. Sie stand auf, daß Miriams Schmuck von ihrem Schoße niederrieselte. Während sie die Arme um den Hals ihres Mannes legte, sagte sie: „Michael, dann müssen wir heute noch fort . . ."

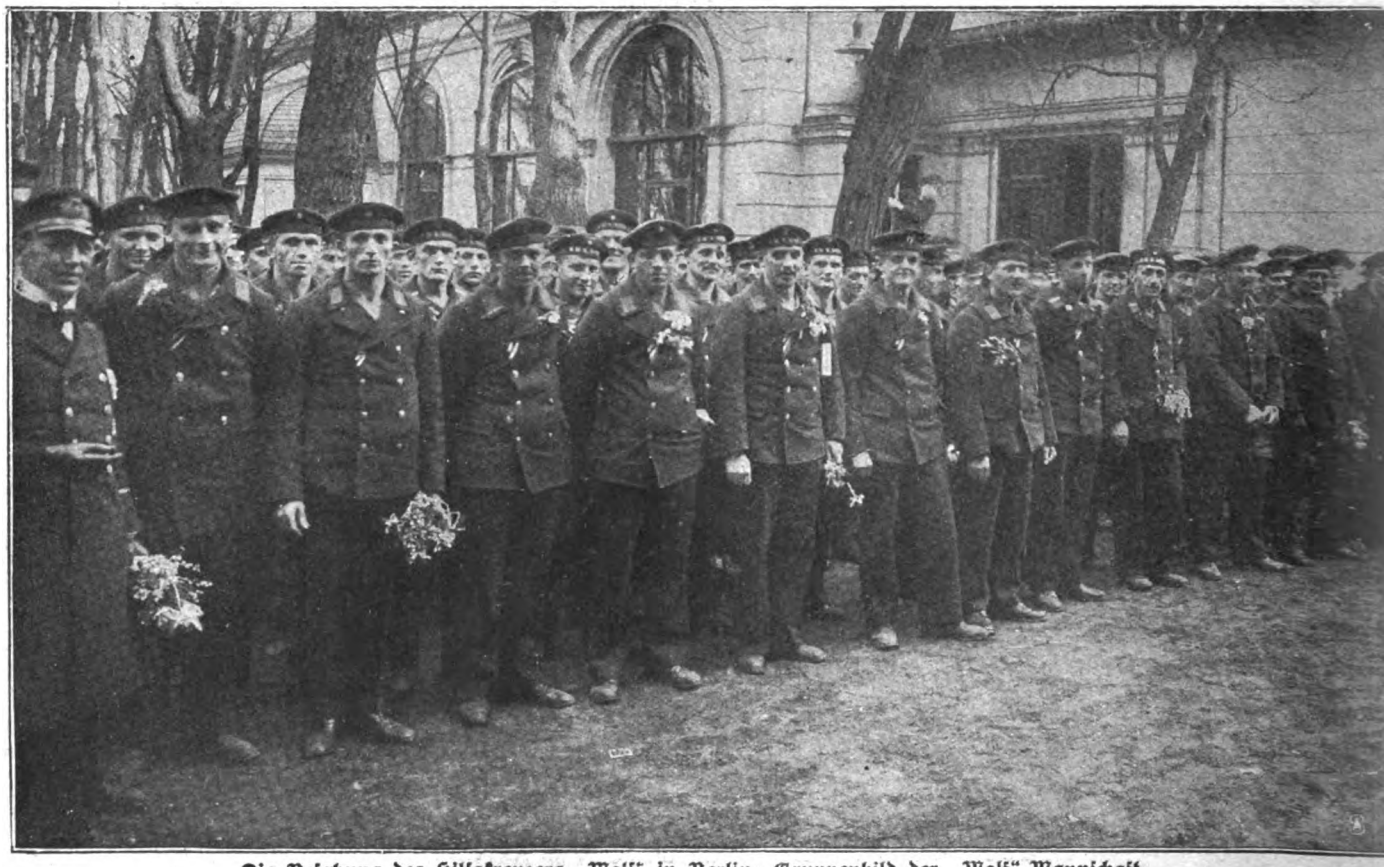
„Warum?"

„Ich weiß es nicht . . . Ich fürchte mich . . "

„Das ist sehr töricht, mein Liebling."

„Es mag sein. Ich könnte dir auch keine Ursache für meine Furcht angeben. Du weißt, ich bin sonst nicht feige, ich habe auch gute Nerven und lasse mich nicht leicht aus dem inneren Gleichgewicht bringen. Aber ich fürchte mich . . . Die grausige Fremdheit aller Dinge lastet auf mir wie der Deckel eines Sarges. Ich liege in dem Sarge, der Deckel ist daraufgelegt worden; nur lose . . . ich kann noch heraus, wenn ich will . . . In einer Stunde wird er zugeschraubt, und ich muß ersticken. . . Das ist mein Gefühl, Liebster . . . Nenne mich töricht, aber gib mir nach — laß uns heute noch fortgehen . . ."

„Das ist ausgeschlossen, Irene . . . Ich habe dem Fürsten mein Versprechen gegeben, das Grabmal zu bauen.



Die Besatzung des Hilfskreuzers „Wolf" in Berlin: Gruppenbild der „Wolf"-Mannschaft.

das Wasser spülte und in der Sonne gleißte. Miriam kauerte vor ihr und hatte all ihren Schmuck in den Schoß der fremden Frau geschüttet, daß die bunten Perlenketten über ihre Knie troffen.

„Habt ihr Freundschaft geschlossen?" fragte der Mann, Irenes Augen küssend.

„Hast du den Fürsten gesprochen?" fragte die Frau.

„Ja . . ."

„Und was sagte er?"

„Nichts . . . Es sei schade, daß wir ihm die Überraschung verdorben hätten . . . Er läßt sich dir angelegentlichst empfehlen und ladet dich ein, heute nachmittag mit ihm und mir eine Autofahrt in die Ebene zu machen, um den Platz für das Grabmal auszusuchen . . ."

„Sprach er von einem Feste für heute abend?"

„Kein Wort. Aber er hofft, daß du von morgen ab den Platz der Hausfrau an unserer Tafel einnehmen wirst . . . Heute wollte er uns nicht stören . . ."

Ich habe keine Veranlassung, wortbrüchig zu werden. Ich besitze keine Handhabe gegen ihn; sein Verhalten gegen dich und mich ist verzerrt und hat in seinem tiefsten Grunde vielleicht Absichten, die uns feindlich und gefährlich sind. Wir werden uns vorsehen; aber solange wir ihm die feindliche Absicht nicht nachweisen können, sind wir gezwungen, gute Miene zum fragwürdigen Spiele zu machen . . ."

„Ich glaube, ich weiß, was sein Gedanke war, als er mich herüberbrachte", sagte die Frau. „Er wollte eine Geisel haben . . ."

„Möglich." Fürbringer zuckte die Achseln. „Wenn es sich in der Tat so verhält, so haben wir ihm den stärksten Trumpf aus der Hand genommen. Es wird an uns liegen, zu verhindern, daß es ihm fühlbar wird . . ."

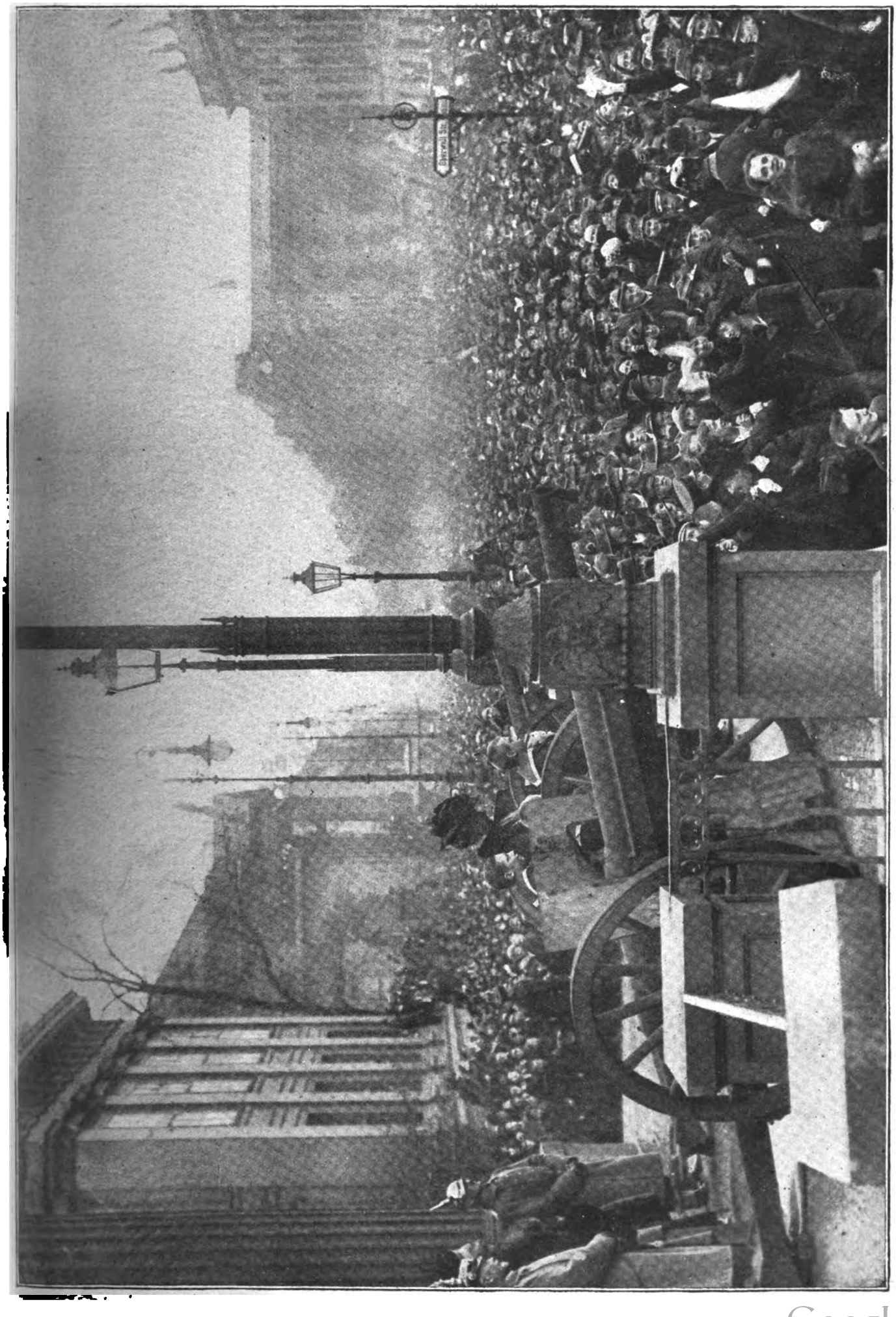
„Es ist ein Mann vor der Türe", flüsterte Miriam.

Fürbringer verstummte aufhorchend.

„Herein!" sagte er unmißverständlich.

Nissa erschien auf der Schwelle.

Digitized by Google



Unter den Linden in Berlin beim Einzug der Besatzung des Hilfskreuzers „Wolf“.

(Auf der Rampe des Kronprinzen-Palais die Kaiserin und die Söhne des Deutschen Kronprinzen.)

Digitized by Google

„Ich habe dir einen Brief zu bringen, Memsahib", murmelte er, vor Irene die Hände zur Stirn erhebend.

Er übergab ihr das Schreiben und trat zur Tür zurück.

„Vom Fürsten?" fragte Fürbringer.

„Ja."

Irene riß den Umschlag auf und faltete den großen Bogen auseinander. Fürbringer sah ihr über die Schulter, während sie las.

„Meine sehr verehrte gnädige Frau!

Da Sie das Klima unseres Landes noch zu wenig gewöhnt sind, was ich vorhin leider nicht bedacht habe, möchte ich Ihnen und Ihrem Gatten den Vorschlag machen, die Autofahrt, die ich für heute nachmittag geplant hatte, lieber zu verschieben, bis der Wind von den Bergen kommt. Statt dessen würde ich mich sehr freuen, wenn Sie die Einladung zu einem kleinen Feste annehmen wollten, das ich heute abend zu geben gedenke. Ich glaube, Ihnen eine Entschädigung für die Tage der Einsamkeit schuldig zu sein, und würde gern zu gleicher Zeit die Gelegenheit ergreifen, Ihnen einiges von den vielbesprochenen Wundern Indiens vorzuführen, so gut oder schlecht, wie es die Gaukler der Straßen und Paläste verstehen. Ich bitte Sie um die Liebenswürdigkeit einer zustimmenden Antwort und verbleibe mit den verbindlichsten Empfehlungen auch an Ihren Gatten

Ihr ganz ergebener

Arada, Fürst von Eschnapur."

Die beiden Gatten sahen sich an. Irenes Augen flimmerten. Sie war blaß geworden. Fürbringers Lider zuckten.

„Er war im europäischen Reitanzug, als er diesen Brief verfaßte", meinte er mit betonter Leichtigkeit. „Dagegen scheint er das Schreiben an mich seinerzeit in der Landestracht verfaßt zu haben. Er besitzt Stilgefühl, trotz des Gipshundes . . ."

„Welches Gipshundes . . .?"

„Er hat einen Gipshund, Irene, der einem die Tränen aus den Augen treiben kann . . . Was wirst du ihm schreiben?"

„Eine Zusage?"

„Selbstverständlich . . ."

„Unter der Bedingung, daß ich Miriam als meine Dienerin mitnehmen darf."

Fürbringer zog die Brauen hoch.

„Das wäre eine Art von Kriegserklärung, Irene . . ."

„Ich lasse das Kind nicht mehr von meiner Seite", sagte die Frau fast leidenschaftlich. „Ich will nicht noch einmal aus ihren Augen heraus die stumme Todesangst schreien sehen . . ."

„Es ist gut, geliebte Frau . . ."

Irene ging ins Arbeitszimmer und schrieb im Stehen. Sie brachte den Brief ihrem Manne. Fürbringer las:

„Eurer Hoheit

danke ich zugleich auch im Namen meines Mannes auf das verbindlichste für die liebenswürdige Einladung, der wir mit besonderem Vergnügen Folge leisten werden. Würden Eure Hoheit die Freundlichkeit haben, mir zu gestatten, daß die kleine Miriam zu meiner persönlichen Bedienung auch heute abend in Gegenwart Eurer Hoheit bei mir bleibt? Für die Erfüllung dieser Bitte wäre ich Eurer Hoheit zu herzlichstem Dank verpflichtet. Um Eurer Hoheit die Mühe einer Erwiderung zu ersparen, würde ich keine Antwort als eine Zustimmung auffassen.

Mit verbindlichsten Empfehlungen, auch von meinem Manne, verbleibe ich

Eurer Hoheit ganz ergebene

Irene Fürbringer."

„Der Brief ist gut", sagte der Mann, das Schreiben in der Hand wiegend und darauf niederblickend.

„Aber? — Es ist ein Aber dabei . . ."

„Ja . . . Ich möchte, geliebte Frau, daß wir Miriam die Entscheidung überlassen, ob sie mit uns gehen oder lieber in unsern Zimmern zurückbleiben will. Wir wissen, daß sie sich ängstigt, aber wir wissen nicht, wovor, und treiben sie vielleicht, indem wir sie trösten und beruhigen wollen, einem unbekannten Schrecken tiefer in die Arme. Sie hat ein ernstes und zum Gehorsam entschlossenes Herz. Sie würde sich niemals weigern, dir zu folgen, wenn du sie an der Hand nähmest. Sie würde vielleicht sterben, aber sie würde gehorchen. Vor dieser todessüchtigen Ernsthaftigkeit der Unterwerfung müssen wir auf der Hut sein, denn das Kind ist uns beiden lieb, nicht wahr . . .?"

„Schmerzlich lieb", sagte Irene.

„Wollen wir sie fragen?"

„Frage sie."

Miriam kauerte am Boden. Sie hatte ihre verstreuten Ketten, Spangen und Reifen zusammengesucht und hielt sie unbeweglich im Schoße, von ihren gekreuzten Armen bewacht. Ihre Augen hingen an den Gesichtern der beiden weißen Menschen, als wären sie mit Seilen daran festgespannt. Der Ausdruck ihres kleinen braunen Gesichts war von großer Klarheit, die einer tiefen Befriedigung zu entstammen schien. Ihre Lippen lächelten nicht, aber vielleicht tat es ihre Seele.

„Meine kleine Schwester," sagte Michael Fürbringer, auf sie niederschauend, „du hast recht behalten — der Fürst gibt heute abend ein Fest . . ."

„Ja", sagte Miriam.

„Er hat auch uns dazu eingeladen, meine Frau und mich . . . Und wir werden hingehen, weil wir fast müssen . . . Aber unser Herz wäre nicht ruhig, wenn du es nicht wärest, kleine Miriam . . . Wo willst du am liebsten bleiben — hier in diesen Zimmern, die du verschließen könntest, bis wir zurückkämen — oder bei uns, so dicht an der Seite meiner Frau, die sich um dich sorgt, daß du mit deiner Hand ihr Kleid berühren könntest?"

Miriam rührte sich nicht.

„Ein Weg ist lang und hat viele Schritte", sagte sie eintönig. „Der andere ist kurz und hat wenige. Sie enden beide am gleichen Ziel."

„Gib mir eine Antwort, meine kleine Schwester", bat Irene, bei ihr niederkniend.

Miriam blickte sie an. Ihre etwas strengen Augen schienen zu fragen, ob die fremde Frau ein Recht habe, sie so zu nennen, wie der Mann sie nannte. Aber sie ergab sich sofort und hob, dem Befehl gehorsam, die Hände zur Stirn.

„Ich will an deiner Seite bleiben, Memsahib", murmelte sie.

Fürbringer nahm seiner Frau den Brief aus der Hand und übergab ihn dem Diener.

In den Minuten, die dem Verschwinden des Dieners folgten, sprach keiner der drei Menschen, die in dem hellen Raume atmeten. Fürbringer ging im Zimmer auf und ab; Irene hatte ihren alten Platz am Fenster wieder eingenommen und zerrieb eine Limonenschale zwischen unruhigen Fingern. Als Fürbringer sie anblickte, sah er den zu schnellen Schlag ihres Herzens an ihrem Halse.

Miriam kauerte mit gekreuzten Beinen in einer Ecke; sie saß mit ganz gerade aufgerichtetem Oberkörper, hatte die Augen halb geschlossen und die Hände so in den Schoß gelegt, daß die Fingerspitzen sich berührten und die Daumen nach vorn wiesen. In den leicht gehöhlten Handtellern lagen die schönsten ihrer Steine. Sie glich einer jungen Gottheit, die ein Geschenk empfangen hat und bereit ist, dafür zu danken. Es schien kein Leben in ihr zu sein.

Nach Verlauf von wenigen Minuten näherten sich abermals Schritte auf dem Gang vor der Tür. Fürbringer und seine Frau sahen sich an. Irene erblaßte.

„Er lehnt es ab", flüsterte sie. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Schloß zu Bruchsal und seine Geschichte.

Von Otto Ernst Sutter. — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Carl Ohler (Bruchsal).

Das große Schloß zu Bruchsal in Baden gehört, um das vorwegzusagen, zu den herrlichsten und köstlichsten Schöpfungen der Zeit des Barock und Rokoko, die wir in Deutschland besitzen. In den Kreisen der Kunstgelehrten weiß man das im allgemeinen, über sie hinaus ist diese Kunde aber noch immer nicht so weit vorgedrungen, wie sie es verdiente. Wer immer einmal auf der Fahrt durchs schöne badische Land in Bruchsal, einer Stadt mit etwa 16 000 Einwohnern, haltgemacht und das weitläufige Schloßgebiet — sei es auch nur auf flüchtiger Wanderung — zu Gesicht bekommen, war entzückt ob der unerwarteten Wunder, die seinen Blicken sich offenbarten, und vergißt nicht, Bekannten und Freunden zu empfehlen, den gleichen Genuß sich zu verschaffen, dessen er teilhaftig geworden.

Seine Entstehung verdankt das Bruchsaler Schloß oder besser die Bruchsaler Schloß-Stadt — denn es ist eine kleine Stadt, die sich unseren Augen darbietet — den Fürstbischöfen von Speier.

Mitte: Corps de Logis. Rechts (vom Betrachter aus): Kammerflügel. Links: Kirchenflügel. — Die Bauten umsäumen den Ehrenhof
Ansicht des Bruchsaler Schlosses von Osten.

Wegen Streitigkeiten mit der speierischen Bürgerschaft verlegten diese ihre Residenz nach Bruchsal. Die Händel zwischen den Kirchenfürsten und der Freien Reichsstadt Speier zogen sich viele Jahrzehnte hin. Sie wurden besonders heftig, nachdem die Stadt als evangelischer Reichsstand die kirchliche Gebietshoheit erhalten hatte. Man verweigerte den Bischöfen das Residenzrecht in Speier; sie durften nicht länger als zwei Wochen in der Stadt verweilen und sollten gezwungen werden, im benachbarten Philippsburg zu wohnen. Erbitterter Zank setzte ein, und die schweren Streitereien wollten kein Ende nehmen; sie bereiteten vor allem dem alten Bischof Heinrich Hartard von Rollingen Stunden bitteren Grams. Als er 1719 starb, trat der 1676 geborene Damian Hugo von Schönborn an die Spitze des Fürstbistums Speier, der später dessen „zweiter Fundator oder Restaurator" genannt wurde. Ein frommer, glaubensstarker Theologe, ein geschickter Diplomat und Verwaltungsmann, der vordem Soldat gewesen, hatte er 1700 die Ballei Hessen und neun Jahre später die reiche Ballei Altenbriesen bei Maastricht übernommen. 1713 war er Kardinal geworden, um drei Jahre darnach Koadjutor des greisen Heinrich Hartard von Rollingen und nach weiteren drei Jahren dessen Nachfolger zu werden. Im Februar 1720 kam Damian Hugo, eines der bedeutendsten Mitglieder des in hohem Ansehen stehenden gräflichen Hauses Schönborn, von Maastricht aus in Speier an, um dort sogleich den unfreundlichsten Gefühlen gegen seine Person zu begegnen. Ohne langes Zögern gab der neue Herr deshalb den Gedanken des Wiederaufbaues der speierischen Residenz auf und entschloß sich, in Bruchsal ein Schloß zu bauen, wie sein Geschmack und seine Bedürfnisse es verlangten. Als Geschenk Heinrichs II. war die Stadt, die er sich zum Wohnsitz erwählte, an das Bistum Speier gekommen. Man rühmte Schönborn die guten klimatischen Verhältnisse und das wohlfeile Leben Bruchsals, und er fand, daß er nicht schlecht fahren werde, wenn er sich entschlösse, in dem nach mancherlei kriegerischen Nöten „recht schön wieder aufgebauten" Ort sich niederzulassen. Noch im selben Jahre 1720 begann der Bischof, der sich selbst als den „Schönborner Bauwurm" bezeichnete, mit den Arbeiten, aus denen das Schloß, die „Damiansburg", hervorging.

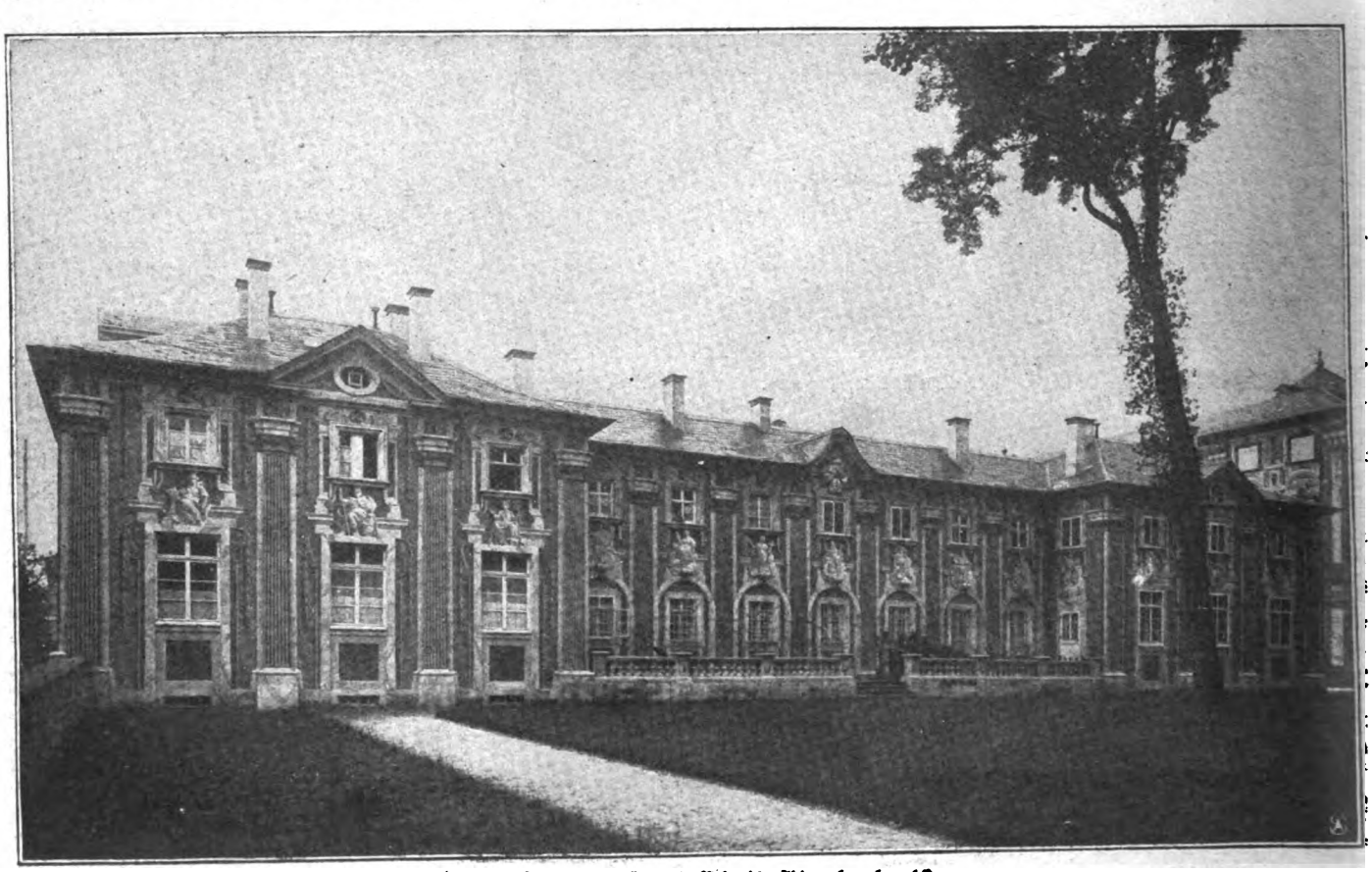
Entgegen früher verfochtenen Anschauungen, daß Johann Balthasar Neumann, der berühmte Erbauer des Würzburger Bischofsschlosses, der Schöpfer des ersten Planes der Bruchsaler Residenzanlage und überhaupt deren Erbauer sei, hat Baurat Dr. Fritz Hirsch, von dessen außerordentlichen Verdiensten um die Renovierung des Schlosses noch zu reden sein wird, auf Grund sorgfältiger Forschungen festzustellen vermocht, daß der kurmainzische Hofarchitekt und Oberbaudirektor Anselm Franz Freiherr von Ritter zu Gruensteyn als Vater der entscheidenden Entwürfe für Schönborns Bruchsaler Bauten in Frage kommt. Neben ihm hat sich Damian Hugo von dem Kurmainzer Baudirektor, dem General Maximilian von Welsch, beraten lassen. Da der

Digitized by Google

Bischof, der lebendigsten Anteil an der Entstehung des Bauwerks nahm, in den Rissen für den Hauptbau, das Corps de Logis, ohne mit Freiherrn von Ritter zuvor darüber eine Vereinbarung getroffen zu haben, Änderungen vornahm, weigerte sich der bisherige Bauleiter, weiter die Leitung beizubehalten. Damian Hugo erbat sich nun von seinem Bruder, dem Würzburger Bischof, die Mitwirkung von Balthasar Neumann am Schloßbau; eine Bitte, die auch erfüllt wurde. So übernahm denn Neumann die Bauleitung und führte sie bis zu seinem Tode im Jahre 1753. Sein Nachfolger war einer seiner Schüler, der begabte Leonhard Stahl, dessen Vater sich als Werkmeister am Schloßbau ausgezeichnet hatte. Major Nikolaus Schwartz, der 1806 als Baudirektor in badischen Diensten starb, war dann der letzte der fürstbischöflichen Bauleiter.

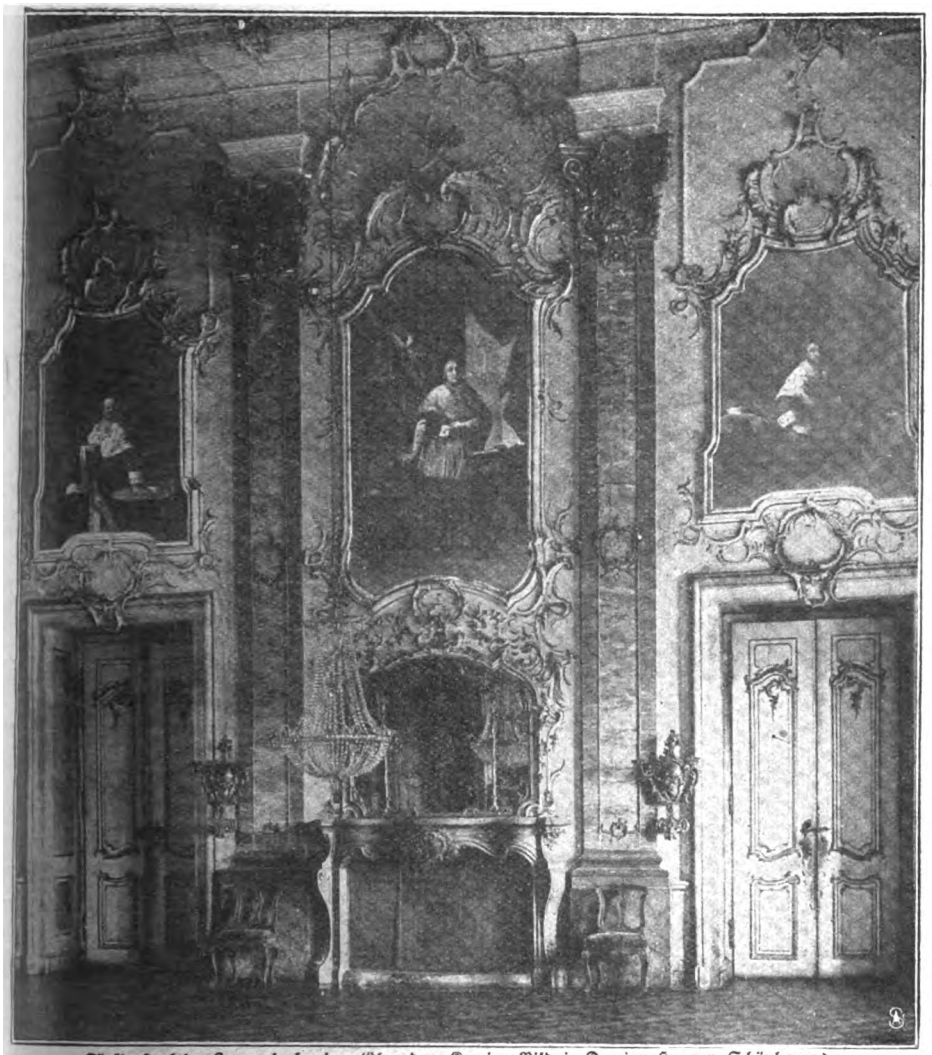
Mit dem kurzen Überblick über die Reihe der wichtigsten Baumeister, die in Bruchsal für die Fürstbischöfe tätig waren, sind wir weit über die Zeit Schönborns hinausgeeilt. Von Damian Hugo sagte bei seinem Tode eine Trauerrede, er habe „Mauern und Moral auferbaut". Mit diesem Wort ist seine Regierung in der Tat trefflich gekennzeichnet. Er hat mit klugem Geschick sein Fürstentum verwaltet und zur Besserung seiner Verhältnisse unendlich viel Gutes beigetragen. Daneben ließ er auf seinen übrigen Besitzungen zahlreiche Bauten errichten. Dem Speierer Ländchen aber galt sein besonderes Interesse. Landwirtschaft, Fischzucht und Forstwesen erfreuten sich seiner tätigen Förderung. Mit Recht durfte er sagen:

Blick in die Peterskirche, in der die Fürstbischöfe Schönborn und Hutten beigesetzt sind.



Nördliche Orangerie (später als Nebendienstdienerbau benutzt).

Digitized by Google



Fürstensaal im Corps de Logis. (Über dem Kamin: Bildnis Damian Hugo v. Schönborns.)

„Das Hochstift Speier hab' ich steinecht gefunden und hab's golden hinterlassen."

Auf Schönborn folgte Franz Christoph von Hutten. Ein zeitgenössischer Poet hat die beiden Bischöfe in den folgenden Zeilen einander gegenübergestellt:

Ein weiser Schönborn war bedacht
Mit unablässigem Bemühen,
Das Hochstift aus des Kummers Nacht
Durch Sparsamkeit emporzuziehen.
Ein großer Hutten folgt ihm nach
Und eilt, mit segensvollen Händen,
Mit Schmuck und Glanz das zu vollenden,
Was an des Stifters Werk die Parze
unterbrach.

Im Jahre 1743 kam der 1706 geborene Hutten nach Bruchsal. Er nahm sich vor allem der Förderung des Bildungswesens an und wurde u. a. der Begründer des Bruchsaler Gymnasiums. Aber auch allerlei gewerbliche Betriebe rief er ins Leben: Salinen, Tabak- und Spitzenfabriken usw. Über neunzig Bauten ließ er aufführen. Kavalier und lebensfroh, verbreitete er „mit segensvollen Händen" Glanz und Reichtum um sich. Er ist der Fürst des Rokoko, dessen Geschmack im Ausbau des Innern des Schlosses, vor allem des Corps de Logis, sich kundgibt. Die von Schönborn begonnene schöne Peterskirche — St. Peter an der Kirchsteige —, ein Werk Balthasar Neumanns, ließ Franz Christoph vollenden. In ihr hat man ihm, wie auch seinem Vorgänger Hugo von Schönborn, die Grabstätte errichtet.

Eine von Grund aus andere Natur als Hutten war der nach dessen Tode 1770 ihm folgende Fürstbischof August Philipp Graf von Limburg-Stirum, der mit der Bruchsaler Bürgerschaft nicht

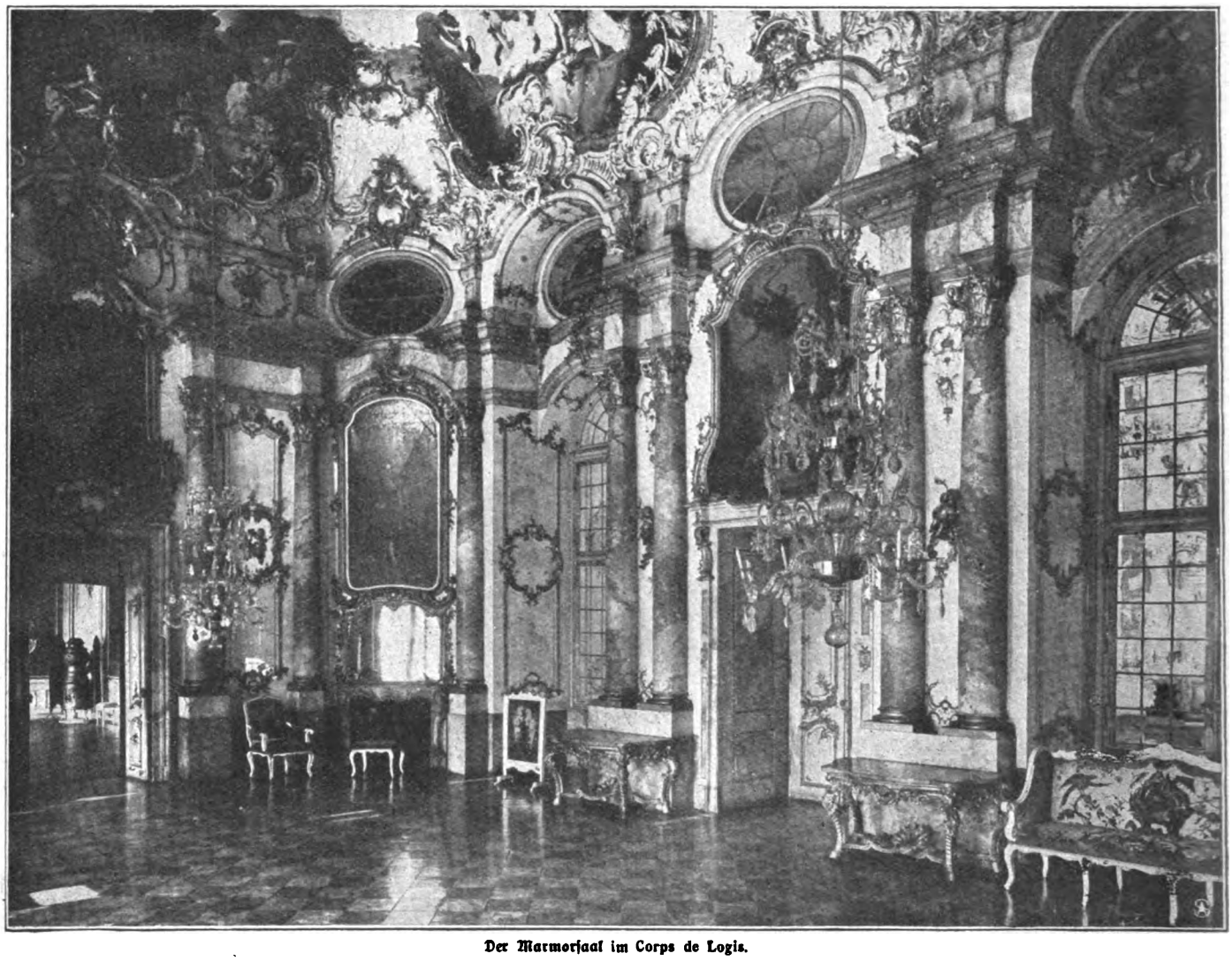
Corps de Logis vom Park aus. (Rechts im Hintergrund: Schloßkirche.)

Digitized by Google

immer friedlich auskam, in Rechts- und Wohlfahrtsdingen aber manches Gute und Bleibende schuf, vor allem auf dem Gebiet der Krankenpflege. Der Ausschmückung des Schlosses wandte auch er bedeutende Mittel zu: es ist bezeichnend für den raschen Wandel des Geschmacks der Zeiten, daß das auf seine Anordnung ausgestattete Kavalier-Speisezimmer im Corps de Logis im Louis-XVI-Stil gehalten ist. Graf Limburg-Stirum, der kriegerischer Wirren wegen außer Landes hatte fliehen müssen, starb im Februar 1797 in Passau.

Unter Franz Wilderich von Walderdorf, der auf jenen folgte, ging es mit dem Fürstbistum Speier, wie mit manchem anderen kleinen deutschen Ländchen, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zu Ende. Nach der Säkularisation wohnte im Bruchsaler Schloß von 1803 bis 1832 die badische Erbprinzessinwitwe Markgräfin Amalie von Baden, eine kluge Frau, die mehrfach in der internationalen Politik ihrer Zeit eine Rolle spielte. Sie hatte durch die Vermählung ihrer Töchter Beziehungen zu einer ganzen Reihe von europäischen Höfen, ein Umstand, der ihr den Namen der „Schwiegermutter Europas" eintrug. Im Jahre 1805 weilte übrigens Napoleon I. vorübergehend im Bruchsaler Schloß. Während der Befreiungskriege kamen zahlreiche Fürsten zum Besuch der Markgräfin, deren Herz auch in den Tagen, da der Korse fast überall offene Türen fand, treu für die deutsche Sache geschlagen hatte. Mit der Erbprinzessinwitwe zog ins Bruchsaler Schloß das „Biedermeier" ein, von dessen Möbeln sich einiges noch in seinen renovierten, dem allgemeinen Besuch wieder zugänglichen Räumen befindet.

Nach dem Tode der Markgräfin Amalie kam für die meisten Teile des Schlosses eine Zeit, in der es ihnen an jeglicher Pflege fehlte. Niemand kümmerte sich um die Erhaltung der Zeugen einer großen Kunstentfaltung. Da kehrte mit den Truppen, die 1870 nach Frankreich unterwegs waren, der später zu Ansehen und Namen gekommene Kunsthistoriker Dr. Friedrich Pecht in Bruchsal ein, wo er der unvergänglichen Schönheit der ehemaligen speierisch-fürstbischöflichen Residenz voll Bewunderung gewahr wurde. Mit Verständnis und Hingabe zugleich vertrat er nach dem Feldzug den Gedanken der Renovierung, zu der die badischen Landstände eingangs des letzten Jahrhunderts die Mittel bewilligten. Während zehn Jahre ist das Schloß dann sozusagen neu erstanden. Auch wer an sich mißtrauisch ist gegen Restaurierungs-Unternehmungen, wird freudig zugeben, daß die Wiederherstellung des Bruchsaler Schlosses vollkommen gelungen und in jedem Betracht befriedigend ausgefallen ist. Von den Männern, deren einsichtsvollem Wirken das Gelingen des nicht leichten Beginnens der Auffrischung vergangener Pracht in erster Linie zu danken ist, muß besonders der badische Baurat Dr. Fritz Hirsch, dessen Name schon erwähnt wurde, genannt werden, der, eindringend in das Wesen der Stile, in denen das Bruchsaler Schloß erbaut ist (in erster Linie Barock und Rokoko), die ihm übertragenen Aufgaben aufs glücklichste zu lösen wußte und sich damit die Anerkennung aller Kunstfreunde gesichert hat.



Der Marmorsaal im Corps de Logis.

Die künstlerische Bedeutung der Bruchsaler Residenz gibt sich schon in der wahrhaft genialen Grundrißanordnung kund. Die Gruppierung der Bauten verrät, daß die leitenden Baumeister mit allem Erfolg darauf bedacht waren, der Gliederung der Gesamtanlage innere Geschlossenheit zu geben. Die nicht bebauten Plätze, Straßen, Höfe zwischen den einzelnen Gebäuden gleichen wohlgestalteten Räumen und wirken darum außerordentlich reizvoll. Eine auf architektonische Einzelheiten sich einlassende Schilderung der verschiedenen Bauten würde zu weit führen. Die photographischen Aufnahmen, die mit diesem Aufsatz zur Veröffentlichung gelangen, sollen eine Vorstellung von dem Reichtum an stark ausgeprägten Formen in der Durchbildung der Fassaden wie in der inneren Ausschmückung geben. Nur ein

Digitized by Google

paar wenige Bemerkungen seien noch angefügt. Die von allen Besuchern des Corps de Logis, des Hauptschloßgebäudes, bewunderte, genial entworfene Haupttreppenanlage ist ein Meisterstück Balthasar Neumanns, von dem u. a. auch die Entwürfe für den reizvollen Schloßkirchturm stammen, der übrigens als Kampanile abseits vom Kirchenflügel erbaut wurde, um die Symmetrie der Bauten um den Ehrenhof nicht zu stören. Die Ausmalung der Decken, des Treppenhauses sowohl wie in den großen Sälen des Corps de Logis und in der Schloßkirche, und nicht minder die Stuckarbeiten lassen sich in Worten kaum schildern. Farben und Formen, Malerei und Plastik entzücken das Auge gleicherweise. Ein Cosmas Damian Asam, ein Johannes Zick und sein Sohn Januarius Zick entfalteten neben anderen die Kunst ihres Pinsels. Aus der Schar vorzüglich geschulter Stukkateure, die sich auszeichneten, sei Johann Michael Feichtmayr genannt.

Es ist bezeichnend für das Streben nach strenger Geschlossenheit und symmetrischer Bildwirkung des Stils, in dem das Hauptschloßgebäude und die Flügelbauten, die den Ehrenhof umfassen, erbaut sind, daß der Kirchenflügel dem ihm gegenüberliegenden, korrespondierenden Kammerflügel völlig gleicht, nach außen also nicht zu erkennen gibt, welchen Zwecken er dient. Im übrigen sind auch die kleinen Bauten durch die Behandlung ihrer Fassaden usw. zur Grundidee der ganzen Anlage in klar zutage tretende Beziehungen gesetzt. So offenbart sich im Ganzen wie in den Teilen, mögen sich in ihrer inneren Ausstattung auch die Wandlungen der Stile (wie im Corps de Logis) kundgeben, das wesentlichste Element aller wirklichen Kunst: Das Trachten nach organischer Zusammenfassung der einzelnen Erscheinungen zu einer geschlossenen Gesamtwirkung, die indessen der Bedeutung der Einzelglieder keinen Abbruch tut.

Der zum Schloß gehörende Park ist mehrfach Umgestaltungen unterworfen worden. Er weist heute einen prächtigen Baumbestand auf. Eine Reihe köstlicher Skulpturen, unter ihnen Darstellungen der Jahreszeiten und der vier Elemente, verleiht ihm einen eindrucksvollen Schmuck.

Wer das badische Land kennenzulernen wünscht, darf nicht versäumen, Bruchsal einen Besuch abzustatten. Die gewerbefleißige, auch sonst an mannigfachen alten Bauten reiche Stadt verdient vor allem um des ehemals fürstbischöflichen Residenzschlosses willen die freundlichste Beachtung der Kunstfreunde. Mit Recht ist der herrliche Schatz, den sie in der „Damiansburg" besitzt, als eine „Edelfrucht des Barock- und des Rokokostils" gepriesen worden, die man um so höher einschätzen wird, als sie am Baum deutscher Kunst gewachsen ist.

Die Frühlingsmädchen.

Novelle von Rudolf Herzog.

(3. Fortsetzung.)

Und dann ratterte unter Evas flinken Fingern die Schreibmaschine los und flog die Feder vom Morgen bis zum Abend, Wochen und Monate hindurch, bis auch der letzte Akt gefertigt war und das letzte Bäuerlein wußte, was nach Brief und Siegel sein Eigentum war, und das letzte Bürgerlein endlich im Besitze eines rechtsgültigen Testamentes wohlgeborgen schlafen konnte.

„So," meinte die rasche Eva, und ihre Augen blitzten den zittrigen Notar wie Feldwebelaugen an, „nun sehen wir doch wieder Grund und auch die Farbe des Fußbodens. Das muß nun bleiben wie Parkett, und wenn Sie noch soviel Arbeit hereinschaffen, Herr Notar."

Der Notar aber schaffte keine Arbeit herein. Er ließ wie in verschwundenen Jahren, da er noch allmächtig war in dem weiten, abgelegenen Kreis und die Bauern zu ihm kommen mußten, ob sie wollten oder nicht, die Dinge müde und vornehm ihren Lauf gehen, und nur der Notar in der nächstgelegenen Kreisstadt hatte seine Freude daran. Das war die Zeit, in der Eva Frühling begann, sich volkstümlich zu machen, auf allen Kirchweihen der Umgegend zu erscheinen, allen Kindtaufen beizuwohnen, bei denen ihr Vater die Hand im Spiele gehabt hatte, bei allen Begräbnissen Trost zu spenden und die Erben über die besten Verteilungsmöglichkeiten zu unterrichten. Wenn sie durch ein Dorf kam, wurde sie von den Bauern oder ihren Weibern angerufen und zu einer Tasse Kaffee in die Stube genötigt. Die Eva vom Doktor Frühling war bekannt als der gescheiteste Kopf, der nicht lange fackelte, den Nagel auf den Kopf traf und deshalb schon mehr wert war als zehn gefuchste Advokaten, weil sie Rat und Rechtsbelehrung, ja selbst das Aufsetzen der knifflichsten Schriftstücke und Eingaben ohne das geringste Entgelt und nur für einen kräftigen Handschlag vornahm. Daß sich alsdann die Bauern, um ihre geregelten Angelegenheiten notariell beglaubigen zu lassen, zum Notar Brüning in die Stadt begaben, war nur selbstverständlich. Wußten sie doch in der rechten Hand des Notars, dem sackermentschen Frauenzimmer, ihre beste Vertreterin.

So begannen sich die Geschäfte zu mehren und zu festigen, als an einem Morgen der immer stiller und müder gewordene Notar nicht in seinem Amtszimmer erschien, sondern in seinem feinen Mahagonibett liegenblieb, um der Sorge für Stempel und Unterschrift ein für allemal enthoben zu sein.

„Da schläft die alte Zeit", sagte die schwarze Eva an seinem Lager, „spitz, klein und in einem Mahagonibettchen. Es müssen wieder größere Bettstellen gezimmert werden, auch wenn sie nicht aus Mahagoni sind."

Der Assessor Brüning war zur Beerdigung seines Vaters im Städtchen erschienen. Er folgte dem Sarge in vornübergebeugter Haltung, aber in spiegelndem Zylinder und untadeligen Lackschuhen. Ein wenig ermüdet und unliebsam berührt von den Pflichten und Mühen des Tages, ruhte er tief in einen Lehnsessel gedrückt und sah seine alte Jugendfreundin mit abwesenden Blicken an.

„Du mußt dich entscheiden, mein lieber Georg", sagte die schwarze Eva und hielt ihn fest unter ihrem Blick. „Über deine Vermögensverhältnisse bin ich unterrichtet. Jeder Versuch, mich eines besseren zu belehren, wäre eine überflüssige Anstrengung, und du bist vorderhand nicht für Anstrengungen. Die gesamte Geldwirtschaft deines Vaters ist in den letzten zwei Jahren durch meine Hände gegangen, ich habe sie geordnet, soweit da zu ordnen war, und sie zum wenigsten mit dem Ansehen des Notariats wieder in Einklang gebracht. Aber zu erben gibt es hier nichts, als — das Beste: Arbeit."

„Um Gottes willen", murmelte der Assessor, „komme mir in dieser Stunde der Trauer doch nicht mit dem Allerunleidlichsten der Welt, mit Geldgeschichten."

„Du begehst eine kleine Verwechslung, mein lieber Georg. Ich komme dir mit Arbeitsgeschichten, denn von Geld kann leider Gottes nicht die Rede sein. Arbeit, so sagte ich."

„Ich habe mich in Berlin als Rechtsanwalt niedergelassen, meine gute Eva."

„Das war für einen jungen Mann, der möglichst ungestört sein Dasein verbringen will, sicher das Zweckentsprechendste. Aber mir scheint, es handelt sich hier weniger darum, wo du Geld loswerden, sondern wo du es verdienen kannst."

„Und du hättest den Mut, meine gute Eva, mir vorzuschlagen, fern von aller Kultur in diesem Ackerbürgernest meine Tage zu verbringen?"

„Ich hätte diesen Mut, mein lieber Georg. Aber gewiß nicht, damit du hier — wie du dich auszudrücken beliebtest — deine Tage verbringen könntest, sondern damit du sie ausnutzen, inhaltreich, fruchtbar machen kannst. ‚Ran an die Klinge', wie mein Vater zu sagen pflegt. Vom Pflaster-

Digitized by Google

treten, Droschkenfahren, Theaterbesuchen, In-Gesellschaften-Laufen und Zwischendurch-ein-Schild-Herausstecken: ‚Dr. Brüning, Rechtsanwalt', davon hat noch kein Jüngling seine mehr als traurigen Geldverhältnisse in einen besseren Schick gebracht. Ach bitte, ich spreche. Und es ist höchste Zeit, daß gesprochen wird. Sonst könntest du dich bald und lediglich in deinen feinen Beinkleidern begraben lassen, denn zu einem anständigen Sarg würde es kaum noch langen."

„Meine gute Eva —!"

„Sieh einmal, mein lieber Georg, du wirst dich daran gewöhnen müssen, mich aussprechen zu lassen. Mit Redensarten wie ‚meine gute Eva' können wir wohl ein Schäferstündchen feiern, aber auch nicht einen Taler wechseln lassen. Und das scheint mir doch in deiner Lage das Wichtigere. Mache mir also, bitte, nichts vor und erzähle mir nichts von Berlin und den Kulturaufgaben auf der Friedrichstraße und Unter den Linden. Es gibt auch noch andere Aufgaben für einen kräftigen jungen Mann, und wenn es nur die der Kultur einer Kreisstadt in der Eifel wären. Spuck' in die Hände, mein Junge, denn die Handschuhe wirst du ausziehen müssen. Gott, grauf' dich nicht. Es weht nun einmal rauhe Luft in der Eifel. Aber das Notariat, fest angefaßt, nährt seinen Mann, das Leben in Berlin nur deine Gläubiger. Also müssen wir dir die Nachfolge im Notariat beschaffen, und in die Höhe bringen werden wir es, darum braucht dir nicht bange zu sein, denn ich werde in der Stellung als Bureauvorsteher ausharren. Nun?"

„Mein Gott", sagte der Assessor Brüning und schlug die Hände vors Gesicht, um dem Blick ihrer funkelnden Augen zu entgehen. —

Nach kurzer Frist wurde der Assessor Brüning als Nachfolger seines geehrten Vaters zum Notar bestellt. Der alte Doktor Frühling hatte mit den Herren des Gerichts mancherlei Unterhandlungen gepflogen und mehrere Reisen nach Koblenz zur Regierung unternommen. Dann traf die Bestallung von Berlin aus ein. Herr Notar Georg Brüning bezog das Haus seiner Väter und erschien auch in der Amtsstube, wenn seine eigenhändige Unterschrift vonnöten war. Diese Tätigkeit füllte aber nur einen so geringen Bruchteil des Tages aus, daß sich die Bureauvorsteherin, Fräulein Eva Frühling, nach Ablauf eines halben Jahres genötigt sah, um eine kurze Unterredung einzukommen. Und ob auch der Herr Notar plötzlich das Studium und die Durcharbeitung umfangreicher Akten vorschützte, die kurze Unterredung fand statt.

„Mein lieber Georg, findest du nicht, daß du über reichlich viel Zeit verfügst?"

„Nein, das finde ich nicht."

„Gut, daß ich die schärferen Augen von uns beiden habe. Also nicht wahr, du weißt mit deiner Zeit nichts Rechtes anzufangen, der Bezirk ist nicht groß und bevölkert genug, um dich von früh bis spät mit notariellen Geschäften zu versehen, und die Leihbibliothek hast du nunmehr ausgelesen."

„Ich stelle das durchaus in Abrede, daß ich —"

„Ach, lieber Georg, darauf kommt es ja gar nicht an. Die Hauptsache ist lediglich die Hebung deiner Stellung in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und persönlicher Beziehung. Das Notariat einer kleinen Stadt ist mehr oder weniger ein Alterspöstchen. Dein Sinn steht höher. Wenn du neben dem Notariat den Beruf des Rechtsanwaltes ergriffst — und ich weiß bestimmt, daß du es tun wirst — so wirst du erstens sehr viel mehr Geld verdienen und deine Kundschaft erweitern, zweitens in den Stadtrat gewählt werden und im Leben der Stadt bald eine einflußreiche Stellung einnehmen, und drittens — ja drittens das Höchste auf der Welt erringen: deine eigene Zufriedenheit. Siehst du, nun strahlst du schon."

Der junge Notar brachte zwar nur ein klägliches Verlegenheitslächeln zuwege und meinte, die eigene Zufriedenheit käme hier wohl weniger in Betracht als die heftige Arbeitslaune der verehrten Freundin. Auch genüge ihm Beschäftigung und Verdienst vollkommen für die Bedürfnisse der Kleinstadt. Aber Eva Frühling legte freundlich das Hauptbuch auf den Tisch, schlug eine Seite auf und deutete mit dem Finger auf den Abschluß: „Ich würde nicht davon sprechen, lieber Georg, wenn es dir nicht zum Vorteil diente. Mein Gehalt ist seit zweiundeinhalb Jahren gestundet worden. Hier steht die Summe auf Heller und Pfennig berechnet. Du siehst also, daß dein Verdienst selbst für die Bedürfnisse einer Kleinstadt nicht genügt. Oder kannst du mich ausbezahlen? Nein. Was bleibt? Mehr verdienen. Wie macht man das? Mehr arbeiten. Es ist die allereinfachste Rechenaufgabe der Welt."

Der junge Notar starrte mit langsam sich rötendem Kopfe in das Hauptbuch.

„Mein Gott," murmelte er endlich, „ich bring's nicht zustande. Es ist zu viel für mich."

„Sei ein Mann, Georg. Besinn' dich endlich auf dich selbst und das, was das Leben fordert."

„Eva — —"

„Ich helfe dir, Georg. Laß dich in die Liste der Rechtsanwälte eintragen und verlaß dich auf mich."

„Und du versprichst mir, bei mir zu bleiben und mich nach Kräften zu entlasten?"

„Ich verspreche dir mehr. Ich verspreche dir sogar, dich zu heiraten, sobald du deinen ersten Prozeß gewonnen hast."

Die gebeugte Gestalt Georg Brünings reckte sich auf. Er wollte hastig entgegnen; aber vor dem strahlenden Blick Eva Frühlings strich er die Segel. „Heiraten . . . ?" brachte er hervor. „Worauf baust du denn das Glück einer solchen Ehe . . . ?"

„Worauf?" lachte sie ihn an. „Weißt du nicht mehr, daß wir uns als Kinder verprügelt haben und ich noch deinen zerzausten Schlips als Pfand besitze? Was wir aber vor der Ehe taten, werden wir in der Ehe nicht mehr zu tun brauchen. Ist das logisch oder nicht? Im übrigen aber baue ich das Glück unserer Ehe auf unserer gemeinsamen Arbeit auf, und du darfst sicher sein, mein stürmischer Verehrer, daß ich meinen vollen Anteil auf meine Schultern nehme. Und nun schultere du wie ein Mann den deinen." —

So wurde Georg Brüning Notar, Rechtsanwalt und Gatte der schwarzen Eva, der Erstgeborenen des Doktors Frühling, und schon hatte er durch Spitzfindigkeit und überraschende Schlußfolgerung, wie sie sonst nur besonders klugen Frauen eigen ist, seinen ersten Prozeß gewonnen, als der schmunzelnde Doktor Frühling auch seine andere Schwalbe wiederkehren sah.

* * *

Fränzchen Frühling kam nicht allein. Sie kam in Begleitung ihres Jugendfreundes Fritz Leydecker, und der alte Landarzt zeigte keinerlei Verwunderung. Er streckte den beiden die Hand entgegen und sagte: „Natürlich hatt' ich's mir gedacht. Erlaßt mir das Staunen, Kinder. Glück brauch' ich euch nicht zu wünschen. Ihr seid zwei Arbeitsbienen und wißt, was eine Wabe Honig wert ist."

„Freust du dich wirklich, Väterchen?" und das blonde Fränzchen kuschelte sich in seinen Arm.

„Zwei hätte ich wieder hier von meinen vieren", freute sich der Doktor. „Und auch die beiden anderen werden den Weg zum heimatlichen Nest finden. Die kleine Maria siedelte auf die Frankfurter Musikschule über, als die große Eva heimkehrte. Zwei und ein halbes Jahr sind's schon. Wahrhaftig! Und unser Medizinmann, die Friedel, wechselte ein Jahr darauf zum berühmten Hamburger Krankenhaus hinüber. Gott schenk' auch ihnen fröhliche Heimkehr."

„Willst du denn nicht wissen, wie es gekommen ist, Vater? Bist du gar nicht neugierig?"

Der Alte strich ihr über das Blondhaar und lachte ihr in die Augen.

Digitized by Google

„Ich werde doch meine Mädels noch kennen? Raubritterfräulein ihr! Na, Fritz, stimmt's? Kau' dir deinen Schnurrbart nicht ab, mein Junge, ich lasse mir nichts erzählen. Aber wie wär's, wenn wir beiden Männer den dritten im Bunde, den wackeren Notar und Rechtsanwalt Brüning, zu einem Schoppen in der ‚Harmonie' abholten? Doch, doch, er bekommt Urlaub, wenn wir der Eva das Fränzchen mitbringen. Bis wir heimkehren, haben sich die Mädels die Beichte überhört, und es herrscht klar Wetter luv und lee." —

Die stürmische Umarmung der Schwestern war vorüber. Eng aneinandergeschmiegt saßen sie auf dem Lederkanapee der Notarwohnung und jagten sich die Worte vom Munde. „Wie ist es gekommen, Fränzchen? Wie hat es sich abgespielt? Bis zu meinem Abgang von der Handelshochschule tat er doch in seiner Werbung nichts, als sich Sonntags pünktlich zum Spazierengehen einzustellen. Halt, daß ich ihm nicht unrecht tu. Er nahm auch jedesmal eine Flasche Wein und ein paar leckere Schinkenbrötchen mit. Daß er sie in bedrucktes Zeitungspapier wickelte, hast du ihm ja abgewöhnt. Und das hielt schon schwer. Wie ist es gekommen?"

Der Tanz. Skulptur von Rudolf Marcuse.

So aber war es gekommen, und es war nichts als ein bißchen Mädchenliebe und Mädchenfrische dabei. Fränzchen Frühling hatte sich auf das wirtschaftliche und politische Gebiet begeben, und die Handelshochschule hatte nur fortzusetzen gebraucht, was der Landarzt seine wißbegierigen Töchter beim Lampenschein an Hand der Zeitung, der Bücher und Atlanten gelehrt hatte. Das war fruchtbarer Mutterboden.

Die Professoren, die in reger Beziehung zu den Tagesblättern der Stadt standen, verwandten sich für die eifrige Schülerin, und da sie in Kurzschrift und Maschinenschrift gleich erfahren war wie in der englischen und französischen Sprache, so gelang es, sie als Hilfsarbeiterin bei der Schriftleitung einer großen Tageszeitung unterzubringen. Fritz Leydecker hörte die Freudenbotschaft mit gemischten Gefühlen.

„Jetzt hast du jeden zweiten Sonntag Dienst, und ich kann alleine wandern."

„Nimm an den Sonntagen die Bücher vor, Fritz. Es kann dir nicht schaden."

„Ich bin Buchdrucker", brummte er, „und nicht Schriftgelehrter. Wozu soll das dienen?"

„Ich dachte, du wolltest einmal dein eigener Herr sein?"

„Sieh dir mal die Arme an, die schaffen's."

„Ohne den Kopf? Ne, Fritze, niemals. Die Welt ist heller geworden, auch in der Eifel."

„Hochmut kommt vor dem Fall, und der Schuster soll bei seinem Leisten bleiben."

„Wer wagt, gewinnt. Aber wenn der Drucker sich mit dem Schuster verwechselt, hat er bereits verloren."

„Ich bin ein schlichter Handwerker, und wenn ich einmal heirate" —

„Siehst du, Fritze, dieser Satz stammt aus dem letzten Zeitungsroman, der bei euch gesetzt wurde. Bist du wirklich nicht darüber hinausgewachsen? Der Zeitungsroman ist doch nur dazu da, um die Menschen an die schwerere Kost heranzulocken, die unter „Politik" und „Wirtschaftsleben" in der Zeitung verabreicht wird. Denk mal darüber nach."

Fritz Leydecker brauchte zu allem, was nachdenken hieß, lange. Sich den Tag über müde schaffen, und sich beim Schaffen auf die kleinen Wonnen des Feierabends freuen, galt ihm als Zweck des Daseins. Seine ehrliche und gesunde Mittelmäßigkeit blickte nicht weit über den Tag hinaus, seine unermüdliche Arbeitsfrische aber hätte nur eines Leitsterns bedurft, um zu Taten überzugehen, bei deren Bewältigung er spielend den körperlichen Anteil übernommen hätte. (Forts. folgt.)

Die finnische Frau im öffentlichen Leben.

Von Karl Witte.

In Finnland sind dem weiblichen Geschlecht weit eher politische Rechte in vollem Umfange zugestanden worden als in irgendeinem anderen europäischen Lande. Die Wellen der nationalen Bewegung trugen gleichsam die Frauen empor. Als die brutale Russifizierung einsetzte, nachdem Nikolaus II. im Jahre 1899 sein berüchtigtes Februarmanifest erlassen hatte, durch das Finnland seiner vom Throne feierlich beschworenen Verfassung beraubt wurde, übernahmen die Frauen ihren vollen Anteil an dem Widerstande gegen die gewalttätige Unterjochung. Nur so ist es zu erklären, daß sich aus den vier Ständen kaum eine ablehnende Stimme gegen die Gewährung des politischen Stimmrechtes an die Frauen erhob, als die zarische Regierung sich durch den nationalen Generalstreik im Jahre 1905 gezwungen sah, die Verfassung wiederherzustellen, und zwar auf breiterer Grundlage.

Welches sind nun die Folgen der Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes mit dem männlichen für die Wahlen zur Volksvertretung gewesen? Von diesem Gesichtspunkte ist es wohl vor allem bemerkenswert, daß die Frauen im Gegensatz zu ihrer ursprünglichen Absicht keine eigene Partei gegründet, sondern sich je nach ihrem politischen Glaubensbekenntnis einer der bestehenden parlamentarischen Gruppen angeschlossen haben. Es verdient auch beachtet zu werden, daß sie, ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit in den Wählerlisten zum Trotz, sich selbst nicht zum Übergewicht im Landtage verhalfen. Die Zahl der weiblichen Mitglieder hat bei einer Gesamtzahl von 200 Abgeordneten zwischen 14 und 25 geschwankt. Rednerisch sind bisher freilich Frauen im finnischen Landtage überragend nicht hervorgetreten, aber im allgemeinen wird ihnen doch nachgerühmt, daß sie bei der Sache bleiben und abschweifende Geschwätzigkeit vermeiden.

Digitized by Google

wenn sie das Wort ergreifen. Und von sehr wenigen absprechenden Stimmen aus dem eigenen parlamentarischen Lager abgesehen, lauten die Urteile von Männern, deren Wort im Lande sehr viel gilt, über ihre Mitwirkung an den gemeinsamen Arbeiten recht anerkennend.

Der verstorbene Senator Mechelin, zu seiner Zeit der bekannteste finnische Staatsmann, schrieb gelegentlich, in den Komitees, besonders in denen, die für soziale, kulturelle und finanzielle Fragen bestimmt wären, hätten die weiblichen Mitglieder ihre Aufgaben zu voller Befriedigung erfüllt. Baron Wrede, Professor der Rechte und Präsident der richterlichen Abteilung des Senats, sprach sich dahin aus, daß im Landtage von den Frauen in der Sphäre der Gesetzgebung sowohl durch eigene Anregung wie durch ihren Anteil an den Komiteearbeiten und an den parlamentarischen Debatten Beträchtliches geleistet worden wäre.

Sozialen Fragen brachten sie im allgemeinen ein wärmeres Interesse entgegen als die Männer, und wer wollte es ihnen verdenken, daß sie durch Initiative vor allem ihrem eigenen Geschlecht den Weg zur freieren Entfaltung auf sozialem, wirtschaftlichem und politischem Gebiete zu ebnen suchten? Die Eigentumsrechte der Frauen, die Erhöhung des gesetzlich zulässigen Heiratsalters für Mädchen von 15 auf 17 Jahre, die Verbesserung des Loses unehelicher Kinder, die Gewährung von Mutterschaftsprämien an sehr arme Frauen, die Ernennung weiblicher Sanitätsinspektoren und die Ausdehnung der Rechte der Frauen auf öffentliche Ämter überhaupt sowie die Erweiterung der Gesetzgebung für Mäßigkeit und Sittlichkeit: solche Forderungen und andere ähnliche stehen auf dem Programm der in den finnischen Landtag gewählten weiblichen Abgeordneten. Wenn es ihnen bisher nur vergönnt war, weniges davon durchzusetzen, so ist dafür nicht etwa mangelndes Verständnis oder Entgegenkommen seitens ihrer männlichen Kollegen verantwortlich zu machen, sondern fast ausschließlich die bisherige zarische Regierung, die von einer Gesetzgebung in Finnland nach den Grundsätzen sozialen Fortschritts überhaupt nichts wissen wollte.

Die Befürchtungen, die vielfach an die gleichberechtigte Betätigung der Frau auf der politischen Bühne für das Familienleben und das soziale Leben geknüpft worden sind, haben sich in Finnland als gänzlich unbegründet erwiesen. Die häusliche oder öffentliche Eintracht scheint nirgends dadurch gestört worden zu sein; Senator Mechelin glaubt sogar auf Grund seines genauen Einblickes in die Verhältnisse behaupten zu dürfen, daß das gerade Gegenteil der Fall gewesen sei, indem das Bewußtsein der Gleichberechtigung und der gleichen Pflichten einen sehr wohltuenden und veredelnden Einfluß auf die gegenseitige Achtung der Geschlechter ausgeübt habe. Jedenfalls liegen dafür, daß die männlichen und weiblichen Abgeordneten im finnischen Landtage bisher fast ohne Mißklang vortrefflich miteinander ausgekommen sind, von beiden Seiten übereinstimmende Zeugnisse vor, die an Erfreulichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Hören wir, was Fräulein Wera Hjelt, die im Landtage einen Sitz hat, zu diesem Thema sagt: „Wir konnten uns immer an die Männer als Kameraden und Freunde wenden, wenn wir in irgendeinen Zweig der komplizierten Staatsmaschinerie eingeweiht zu werden wünschten. Der Ton des guten Willens, der Höflichkeit, der Aufrichtigkeit und Ermutigung, der uns bei unserer Beteiligung am Leben der Partei, zu der ich gehöre, zuteil geworden ist, hat mich in der Überzeugung bestärkt, daß weiblicher Einfluß und weibliche Arbeit in der Gesetzgebung nur auf dem Wege der Gemeinsamkeit und nicht auf dem des Argwohns oder der Trennung von Bedeutung sein können." Professor Rein, der nacheinander Rektor und Vizekanzler der Universität zu Helsingfors war und im politischen Leben seines Landes eine hervorragende Rolle gespielt hat, bemerkt zu dem parlamentarischen Zusammenwirken der beiden Geschlechter, es habe sich auf der Grundlage gegenseitiger Achtung durchaus freundlich gestaltet. Dr. Axel Lille, der zu dem alten Landtage, dem der vier Stände, gehörte, nennt die Gewährung des weiblichen Stimmrechtes einen Akt der Gerechtigkeit und Weisheit. Es gebe im ganzen Lande kaum einen einzigen politisch geschulten Mann mit einem Gefühl der Verantwortlichkeit, der die in dieser Hinsicht den Frauen gemachten Zugeständnisse wieder rückgängig gemacht zu sehen wünsche. Und Svinhufvud, der von 1907 bis 1912 Präsident des Landtages war und auch seither wieder unter den führenden Persönlichkeiten seines Heimatlandes mit an erster Stelle steht, schreibt ebenso kurz wie bündig zu jener bedeutungsvollen Frage: „Ich habe in Finnland keine absprechenden Äußerungen über das weibliche Stimmrecht vernommen, und nach meiner Überzeugung lassen sich auch keine ernst zu nehmenden Gründe dagegen ins Feld führen."

Demgegenüber ist es überraschend, daß den finnischen Frauen, für die die Tür zur Volksvertretung weit offen steht, die Pforten zu den Gemeindevertretungen bisher im allgemeinen verschlossen geblieben sind. Verheiratete Frauen dürfen sogar nicht einmal ihre Stimme bei den Gemeindewahlen abgeben. Im Auslande ist das von Gegnern des weiblichen Stimmrechtes vielfach so ausgelegt worden, daß man in Finnland von den weiblichen Einflüssen auf das politische Leben allzu stark angewidert worden wäre, um gewillt zu sein, sie auch in der Sphäre örtlicher Verwaltung gelten zu lassen. In Wirklichkeit verhält sich jedoch die Sache ganz anders. Weit davon entfernt, einer Erweiterung der Frauenrechte nach dieser Richtung einen Riegel vorzuschieben, wollte der Landtag im Jahre 1909 ihr durch ein neues Kommunalgesetz freie Bahn verschaffen; der Zar verweigerte aber seine Bestätigung, wie man von Petersburg aus überhaupt immer von neuem bestrebt war, dem finnischen Volke auf dem Wege des Fortschritts Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Doch verlassen wir das politische Gebiet, das mit seinen Härten und Schroffheiten und dem unvermeidlichen Streit der gegensätzlichen Meinungen für weibliches Empfinden vielfach noch abstoßend ist, besonders bei lauter öffentlicher Betätigung. Auf dem sozialen Gebiet fühlen die Frauen in ihrer weit überwiegenden Mehrheit nach wie vor sichereren Boden unter den Füßen, ihre ganze natürliche Veranlagung weist ihnen lieber den Weg zur sozialen Fürsorge für ihr eigenes Geschlecht. Und die Finnländerinnen können mit ihren vielen gemeinnützigen Gesellschaften schon auf eine sehr segensreiche Tätigkeit in dieser Hinsicht zurückblicken.

Die im Jahre des Februarmanifestes, also vor bald 20 Jahren, unter dem Einflusse der beginnenden Russifizierung gegründete Martha-Gesellschaft verdient hier wohl an erster Stelle genannt zu werden. Ihre Mitglieder, deren Zahl sich im Jahre 1913 schon auf 11 000 belief, ergänzen sich aus allen Bevölkerungsklassen; die verfolgten Ziele sind vielfältig, vor allem aber auf eine Verbesserung des leiblichen und geistigen Wohls der ländlichen Kreise gerichtet, die bisher, wegen ihrer Abgeschiedenheit von der großen, geschäftigen Welt, bei den weiten Entfernungen und mangelhaften Verkehrsmitteln sozialen Fortschritten nur wenig zugänglich gewesen waren. Verbessertes Haushalten, verbesserte Kindererziehung, Unterweisung in Handarbeiten der verschiedensten Art und in rationeller Gärtnerei: das hat die Martha-Gesellschaft vor allem auf ihre Fahnen geschrieben. Zu diesem Zweck sind überall im Lande Zweiggesellschaften gegründet worden, die im allgemeinen eine Stadt oder eine Gemeinde umfassen und von der Zentralstelle ziemlich unabhängig gelassen sind, um ihrer Selbständigkeit weiten Spielraum zu gewähren. Wanderlehrerinnen ziehen von Ort zu Ort und halten Vorträge über alle Fragen des häuslichen Lebens. Aber damit begnügen sie sich nicht, sondern sie treten über die Schwelle der Bauernhäuser, suchen das Vertrauen der Landfrauen zu gewinnen und deren Interesse für die selbstlosen Bemühungen, die ihretwegen im Werke sind, lebendig anzuregen.

In Nähvereinen wird die Zuschneiderei unentgeltlich gelehrt, in zwanglosen Zusammenkünften, bei denen es zur Belebung an Gesang nicht fehlt, kommen die wichtigsten häuslichen Dinge, wie Kinderfürsorge, praktisches Haushalten am Herd, im Garten und im Stall, zur Sprache. Geschulte Gärtnerinnen unterweisen bereitwilligst in ihrer Kunst, wo immer ihr Weg sie bei ihren Rundreisen im Frühling und Sommer hinführt. Für die besten Gärten sind Preise ausgesetzt, Genossenschaften vermitteln den Einkauf von Sämereien. Der Unterricht im Kochen findet lebhaften Zuspruch, auch der zur Wiederbelebung der alten, vielfach in Vergessenheit geratenen Kunst des häuslichen Webens, wobei auf die Bedeutung pflanzlicher Farbstoffe für solche Zwecke hingewiesen wird. „Sie erzählen uns von Feld und Wald," schreibt ein Mitglied der Gesellschaft, „von blumigen Wiesen und grünem Laub und immer von der glücklichen Arbeit der Frauen, wenn sie hübsche Gegenstände für ihre Häuslichkeit weben."

So wird also auf den Feldern der Gegenwart eine ebenso verdienstliche wie nachahmungswürdige weibliche gemeinnützige Tätigkeit vollbracht, die für die der Zukunft noch viel segensreicher zu werden verspricht, wenn in Finnland fortan der freien Entfaltung aller sozialen Kräfte und Bestrebungen keine willkürliche Fremdherrschaft mehr hemmend im Wege steht.

Digitized by Google

Schützengräben, die das Eis zermalmt.

Eine Erinnerung an die vorjährige Eiskatastrophe an der Düna.

Von Emil Herold, Kriegsberichterstatter. — Mit 4 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von A. Berger, Dohna i. Sa.

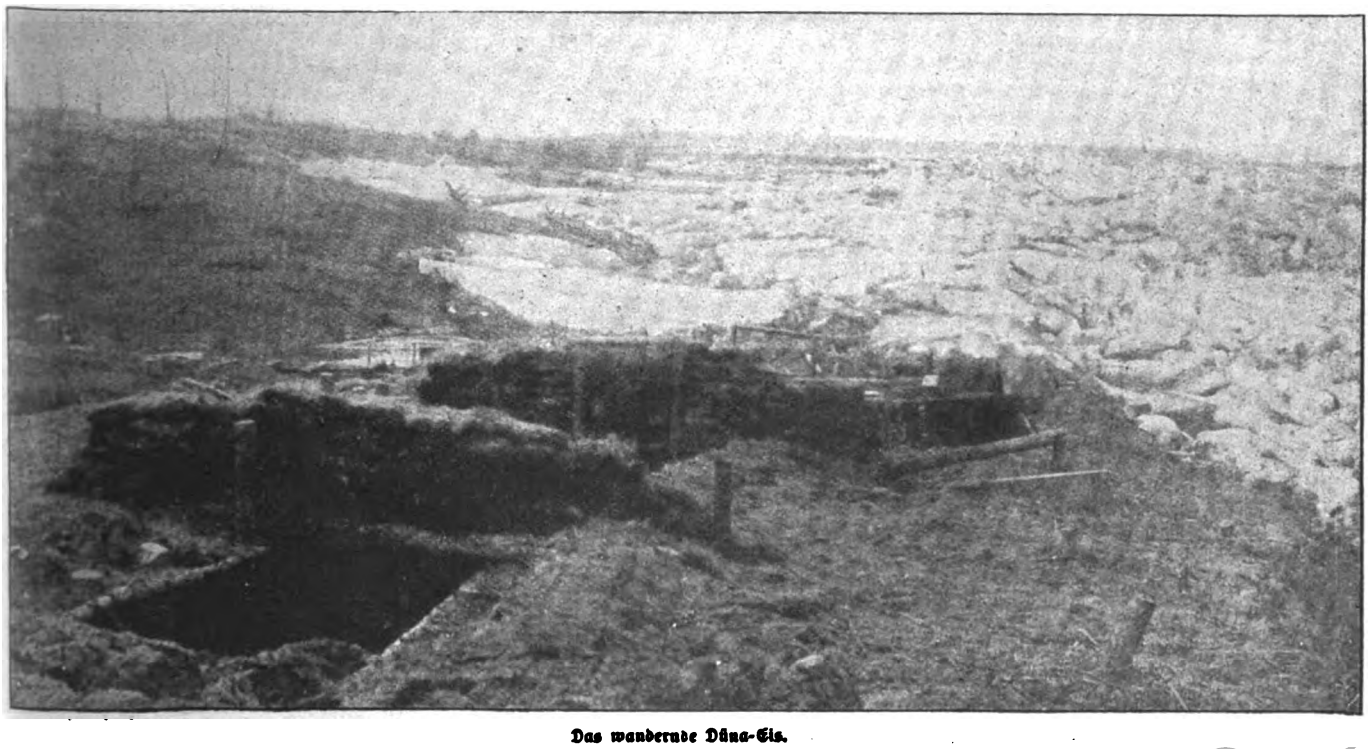
Es war eine böse Nacht. Schlimm für uns; schlimmer für die Russen. Man hatte dem Eisgang der Düna — hüben und drüben — mit Bangen entgegengesehen, denn wo die Eismassen des Stromes sich festkeilten, dort mußte es zu einer Katastrophe kommen. Daß sie von dieser verheerenden Wirkung sein würde, das ahnten auch die nicht, die schon im Vorjahre das packende Schauspiel eines Düna-Eisganges hatten beobachten können.

Kurz vor den Ostertagen hoben sich die Wasser der Düna und stemmten sich gegen die Eisfesseln, die der Winter in mehr denn Meterdicke über den Strom gelegt. Ein Ächzen und Knirschen, Reiben und Krachen Tag und Nacht. Aus weiten Sprüngen quollen die Wasser, und da und dort begannen die Schollen zu kreisen, sich zu schieben und aufeinanderzuklettern. Sprengungen halfen nach, und am zweiten Osterfeiertag wälzten sich endlose Schollenfelder dünaabwärts. Ein prächtiges Bild. . .

Aufgetürmte Eisschollen im Bereich der deutschen Stellungen.

Die treibenden Eisfelder fanden nicht überall freie Bahn. Hier und da keilten und stauten sich die Massen, Scholle kletterte auf Scholle, und in einer Stunde war eine riesige Talsperre entstanden. An den Dünahängen krochen, als wäre Leben, Kraft und Bewußtsein in ihnen, Eisblöcke, wohl an die hundert Zentner schwer, in die Höhe und zerbrachen und zermürbten, was sich ihnen in den Weg stellte. Und hinter der Mauer staute sich in wenigen Stunden ein gewaltiger See, dessen Wassermassen gegen die Sperre drückten und drängten — bis sie barst. Und Wasser und Eisberge rasten nun weiter dünaabwärts.

. . . Dort bei Kirchholm — man sieht schon die Türme von Riga — teilt sich der Strom in zwei Arme und umschließt zwei Inseln, eine große, die sich bis zu den Vororten von Riga ausdehnt, und eine kleinere, die wie ein Prellbock vor der größeren Schwester liegt. Beide Inseln waren von den Russen besetzt; die kleinere war allerdings wohl schon vor der Katastrophe geräumt worden. Dort stauen sich von neuem die Wassermassen und das Eis; im Nu — es ist ein atembeklemmendes Schauspiel, das unsere sonst so vorsichtigen Leute auf die Brustwehr treibt — ist das Inselchen mit Eistrümmern übersät; wieder klettern die Schollen acht, zehn Meter übereinander, den Hang hinauf zu den russischen Stellungen am jenseitigen Ufer, und mit einem Male schiebt sich dort ein Strom von Schollen an einer Einbuchtung des Uferhanges querfeldein, in halber Höhe des Hangs auf etwa hundert Meter entlang, um drüben nach dem wasserlosen Marsch über Land in die Mulde zu stürzen, die sich hinter der Eismauer gebildet hat. Das alles vollzieht



Das wandernde Düna-Eis.

Digitized by Google

An Land geworfene Eismassen.

sich in wenigen Minuten. Schreiend — man hört die gellen Hilferufe noch durch das Krachen der Schollen — rennen die auf der kleinen Halbinsel abgeschnittenen Russen aus ihren Unterständen, querfeldein, um sich nach Kirchholm hinauf zu retten. Aber der Eisstrom, der über Land kriecht, ist schneller als sie! Zwei Tage darauf bestatten die Russen droben bei Kirchholm ihre Toten. . . — . . . Es ist ein paar Stunden nach Mitternacht. Droben am Hochrand der Düna steht sächsischer Landsturm. Meist alte Leute, von denen der Divisionär mit Anerkennung spricht. Sie hatten in wirklich rastloser Arbeit eine Stellung gebaut, die zu den saubersten und besten der ganzen Ostfront gehörte. „Da kommt keener rauf!“ Und heut' wär' erst recht keiner heraufgekommen. Sie hätten schlafen können, die Posten. Aber sie lauschen heute so aufmerksam in die Nacht hinein wie sonst. Krachend drängen sich drunten im Dünabett die Schollen. Auf einmal — es kommt wie ein Orkan so plötzlich! — wird das Knirschen zum Krachen, und im nächsten Augenblick schon schiebt sich der erste Eisblock über den Wasserspiegel und zermürbt — dreißig Meter über dem Grabenrand der Düna! — die Rückenwehr. Und nun kommen zum Entsetzen der Posten — keiner, auch nicht der, der am Nachmittag die Katastrophe bei den Russen mit angesehen, hätte das für möglich gehalten! — Schollen um Schollen angekrochen und hinter ihnen drein eine meterhohe Wasserwelle, die in einem einzigen Schwung die schwersten Blöcke zwanzig Meter weit hinter den Graben schleudert. In zwei Minuten stand in einer größeren Mulde hinter unsern Unterständen das Wasser wohl vier Meter hoch. Und in diesen paar Minuten mußten sich die Leute, die in den Unterständen schliefen, retten. Bei manchen, die im Dunkeln schnell noch das Wertvollste, ihre Eßwaren, bergen wollten, gelang das nur mit knapper Not. Man stand wie vor einem Rätsel und staunte, als man am nächsten Morgen die Verheerung sah. Die Stellung lag hoch über der Düna, und über die Stellung empor ragten die Eisberge. Zwanzig und dreißig Meter hoch hatte sich das Eis getürmt, Schollen von Straßenbreite und Klafterdicke! Weidenbäume, die unten am Rand der Düna gestanden, hatte das Eis hoch auf den Grabenrand hinaufgepflanzt. Ein Unterstand war völlig „ersoffen“, sieben andere mußten schleunigst geräumt werden.

Etwas weiter flußabwärts war's noch schlimmer gewesen; dort lagen unsere Gräben nur wenig über dem Wasserspiegel. Wie eine Sintflut kam's da über die Gräben daher, und wäre nicht so schnell Hilfe gekommen, hätte die Grabenbesatzung wohl das grausige Schicksal der Russen teilen müssen. Mit Stangen und Seilen und beim Licht von Leuchtraketen mußten in schwierigster Arbeit, bei der sich vor allem zwei Unteroffiziere auszeichneten, die Leute, die dem Ertrinken nahe waren, herübergeholt werden. Sie hatten nichts als ihr nacktes Leben gerettet . . .

Ich war ein paar Tage darauf draußen in der Stellung; die Düna war längst zurückgegangen. Aber an den Hängen lagen noch die weißen Trümmerfelder, und in den Buchten standen noch die Eisberge. Sie waren um die Hälfte kleiner geworden und trotzdem noch über zehn Meter hoch, und mächtige Schollen ragten noch über die Brustwehr und lagen weit hinter unserer Stellung.

Unsere Abbildungen veranschaulichen die Wirkung des merkwürdigen Naturereignisses.

Drüben die kleine Insel vor Kirchholm sah aus wie ein Krater, der Eis ausgespien; ein Kranz von Schollen hatte sich meterhoch am Rand um sie gelagert, gleich einer schützenden Wand. Eine Illustration zu jenem ergreifenden Gedicht von Brentano: „Eine Mauer um uns baue!“

Vom Eis überfluteter Unterstand. (Im Hintergrunde rechts: Ein durch die Gewalt des Eisdruckes mit hochgerissener Weidenstamm.)

Digitized by Google

Nr. 17 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(16. Fortsetzung.)

Der Vermerk „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Fürbringer entgegnete nichts. Er blickte nach der Türe.

Nissa trat ein. Er hatte keinen Brief in der Hand. Er grüßte und sprach: „Mein Herr befahl mir, dir dies zu melden, Memsahib: ‚Der Wille des Gastes ist Gesetz im Hause.‘“

„Sage deinem Herrn, ich ließe ihm danken!“ erwiderte Irene, tief Atem holend.

Sie stand auf, ging auf Miriam zu und küßte sie zwischen den Augen.

„Schmücke dich, kleine Miriam!“ sagte sie heiter. „Ich will, daß du schöner bist als alle Tänzerinnen, die vor dem Fürsten tanzen.“ Fürbringer strich seiner Frau über das Haar. Eine grundlose und von ihm selbst verneinte Ergriffenheit bemächtigte sich seiner, als er dieses sanfte, starke Haar unter seinen Fingern fühlte. Miriams Augen hingen mit einem schweren Blick an seinen Händen... Als der Abend kam, schmückte sie sich, denn sie war gehorsam. Sie schien schön zu sein, weil es ihr befohlen worden war. Als Nissa kam, Fürbringer und seine Frau nach den Gemächern des Fürsten zu geleiten, folgte ihnen Miriam, indem sie auf ihren Schatten trat. Wenn sie die Hand ausstreckte, konnte sie das Kleid der weißen Frau berühren, denn so war es der Wille ihres Herrn.

Der Fürst empfing seine Gäste in einer Halle, deren Säulen sich in Höhe und Weite ins Unendliche zu verlieren schienen. Eine verwirrende Fülle von Ampeln brannte. Die Buntheit ihrer Gläser ließ tausend schmale Bäche aller Farben aus der Höhe niederrinnen und sich auf dem Marmor des Bodens zitternd mischen. Duftwolken hingen in der bunten Luft.

Aus sieben schön gefaßten Springbrunnen stiegen die Strahlen des Wassers fein und hoch auf und zersprangen im Niederfallen zu Schleiern der Regenbogen. Genau im Mittelpunkt der Halle umgab ein Halbrund blühender Palmen eine hölzerne Erhöhung, die eine Art von Bühne darstellen konnte. Davor standen drei sehr schön geschnitzte chinesische Sessel aus schwarz gebeiztem Kirschholz. Kissen, mit schwerem, etwas grellem

Ukrainische Holzkirche.

Phot. Erfurter Presse-Bureau.

Digitized by Google

Brokatstoff überzogen, bedeckten die Sitze und lagen auf dem Marmorboden zerstreut.

Der Fürst war in der Tracht des Landes; er trug den Turban und eine ungewöhnliche Menge Schmuck. In der Mitte des Gewebes über seiner Stirn prahlte ein einzelner Rubin mit dem Feuer seines Blutes.

„Seien Sie mir willkommen!" sagte der Fürst, Irene die Hand küssend und Fürbringers Rechte kräftig schüttelnd. „Ich freue mich, daß Sie meine Einladung angenommen haben. Ich hätte den Abend dieses Festtages ungern allein verlebt."

„Dürfen wir erfahren, Hoheit, welche Veranlassung Ihnen den heutigen Tag zum Feste macht?" fragte Fürbringer, während der Fürst Irene den Sessel zurechtrückte.

„Sorge für das Essen, Ramigani", sagte der Radscha ins Leere hinein, sehr laut. Eine Heerschar lautloser, sich feierlich bewegender Diener tauchte unter den Palmen auf; fußhohe Tischchen, mit einer Fülle fremd gewürzter Speisen bedeckt, wurden herbeigetragen und vor den Sesseln aufgestellt. In goldenen, edelsteingeschmückten Pokalen klirrten die Eisstückchen, die im Fruchtwasser schwammen.

„Bitte, nehmen Sie Platz!" bat der Inder. Er setzte sich in die Mitte und rief Fürbringer mit einer verbindlichen Handbewegung an seine linke Seite.

Miriam duckte sich neben den Sessel der weißen Frau; sie schien wie ein Schatten im Dunkel des Marmors zu verschwinden.

Obgleich das Mahl auf herrlichen Gefäßen geboten wurde und der Duft der Speisen lieblich, wenn auch fremdartig war — obgleich die Becher im Schmuck ihrer Steine funkelten und die Gebärden der Diener, die sie darreichten, von seltener, auserlesener Anmut waren, lag über dieser Festtafel doch etwas vom Schatten einer versteckten Wildheit, die nur auf ihre Stunde zu warten schien, um hervorzubrechen und nackt dazustehen mit der Nacktheit des Feuers.

Irene und Fürbringer aßen aus Höflichkeit. Der Fürst rührte die Speisen nicht an. Er trank nur von dem Wasser, dessen Kälte die Becher beschlug, wie einer trinkt, der im Fieber liegt. Seine Zähne machten das Eis knirschen.

Plötzlich, mit einem Ruck, wandte er sein Gesicht Fürbringer zu; das asiatische Lächeln entblößte seine Zähne, daß sie leuchteten.

„Sie fragten mich vorhin, warum dieser Tag für mich ein Festtag sei, Herr Fürbringer . . ."

„Ich wollte durchaus nicht zudringlich sein, Hoheit", entgegnete der Deutsche.

Der Fürst fuhr mit der Hand durch die Luft.

„Das versteht sich von selbst. Aber ich möchte, daß Sie auch innerlich an meinem Feste teilnähmen. Ich bin überzeugt, daß Sie sich lebhaft für die Sache interessieren werden . . . Nun — ich habe heute eine Todesnachricht erhalten . . ."

„Eine Todesnachricht?"

„Ja."

„Eine ungewöhnliche Veranlassung zu einem Feste", meinte Fürbringer, nach dem Becher greifend. Aber er setzte ihn nicht an die Lippen.

„War es die Nachricht vom Tode einer Frau?" fragte er.

„Nein. Vom Tode eines Mannes."

Fürbringer setzte den Becher hin, ohne getrunken zu haben.

„Diese Mitteilung scheint Sie etwas anzugreifen", meinte der Radscha, sich zurücklehnend.

Fürbringer erwiderte nichts. Er preßte die Zähne hart aufeinander.

„Gott im Himmel!" flüsterte Irene fast unhörbar.

Der Radscha wandte ihr das Gesicht zu.

„Gnädige Frau?"

„Es ist grauenvoll, was Sie da sagen, Hoheit", sprach die Frau, seinem Blick standhaltend.

Der Radscha zog die Lippen hoch.

„Finden Sie das?" meinte er nachlässig.

„Ja. Ich finde es unerhört grauenvoll, den Tod eines Menschen zum Feste zu machen."

„Es kommt auf den Menschen an", entgegnete der Fürst. „Wenn er sein Menschentum wegwarf und zum Wolfe wurde — zum Schakal, der das Aas der eigenen Ehre frißt, so hat er das Los eines Schakals verdient, und den Aasfresser schlagen die freien Tiere."

„Wir sind aber Menschen und keine Tiere. . ."

„Wer sagt uns das?"

Irene schwieg.

„Er war mein Freund, und ich liebte ihn. Ich schlief, weil er wachte. Den Schlafenden hat er verraten. Ich habe den Boten, der mir die Nachricht von seinem Tode brachte, zum reichsten Manne seiner Kaste in ganz Eschnapur gemacht. Ich habe ein Bad genommen in seiner Kunde. Ich war unrein und bin wieder rein geworden. Wenn ich in dieser Nacht sterben müßte, wäre nichts Unvollendetes hinter mir. Darum habe ich ein Recht zum Feste-Feiern."

„Und die Frau?" fragte Irene zugreifend.

„Seien Sie ohne Sorge, gnädige Frau . . . Sie wird ihren Weg zu Ende gehen und das Ziel erreichen. Ich brauche sie nicht zu treiben. Sie setzt den Fuß auf vorgezeichnete Spuren."

„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen", warf Fürbringer ein. „Aber auf die Gefahr hin, Ihr Wohlwollen zu verscherzen, muß ich Ihnen sagen, Hoheit, daß Sie kein Recht haben, der Richter und Henker eines Menschen zu sein, der Ihnen preisgegeben ist. Selbst dem Mörder wird Verteidigung bewilligt. Und ich mache Eure Hoheit darauf aufmerksam, daß ich mehr als jemals fest entschlossen bin, wenn es not tut, zum Verteidiger der Frau zu werden, die hilfloser und einsamer als ein Blatt im Winde ist — falls ihre arme Seele nicht doch zuletzt in Ihrer eigenen Ritterlichkeit den Fürsprecher findet."

„Sie sprechen gut", sagte der Fürst, der dem Deutschen aufmerksam zugehört hatte. „Es ist ein Genuß, Ihren Worten zu folgen. Gestatten Sie mir nun aber auch eine Frage: Würden Sie ebenso empfinden und handeln, wie Sie es von mir verlangen, wenn es sich um Ihre eigene Frau handelte?"

Irene machte eine Bewegung, die der Fürst schon im Entstehen unterbrach.

„Bitte, verzeihen Sie!" sagte er. „Ich will Sie durchaus nicht beleidigen! Wir sprechen rein sachlich. Ich will wissen, ob ein Verräter und eine treulose Frau in den Herzen zweier Menschen, wie Sie es sind, Zuflucht finden . . ."

„Nein", sagte Fürbringer.

„Nein", sagte Irene im selben Atemzug.

„Vielen Dank!" entgegnete der Fürst. „Das genügt mir. Mehr wollte ich nicht wissen."

„Das ändert nichts an dem sittlichen Empfinden, das für den Europäer ausschlaggebend ist: Der Beleidigte darf nicht der Richter sein!" stellte Fürbringer fest.

Der Radscha lächelte.

„Ich bin kein Europäer", meinte er verbindlich. „Glauben Sie mir, in diesem besonderen Falle zu sagen. Glücklicherweise. In Europa werden Gesetze beleidigt, und die Richter schaffen dem Gesetz Genugtuung. In Asien gibt es mehr Menschen als Gesetze; das ist ein Unterschied. Wenn Buchstaben satt werden, das stillt mir nicht den Hunger. Und in mir war der Hunger des Tigers. Er ist satt worden."

„Wenn das wahr ist, Hoheit, dann werden Sie die Frau verschonen", sprach Irene sanft. „Kein edles Tier reißt mehr an Opfern, als es zur Sättigung braucht."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, gnädige Frau, daß ich nichts tun werde, was einer Bedrohung gleichkäme . . ."

Digitized by Google

Die Eifersüchtige.

Nach einer Radierung von Martin Hönemann

Digitized by Google

ist nicht nötig. Es genügt, daß ich auch nichts vom Gegenteil tue . . ."

„Das verstehe ich nicht . . ."

„Haben Sie niemals davon gehört, daß Menschen aus Furcht vor dem Tode in den Tod gehen?" fragte der Fürst.

Irene wollte etwas erwidern, aber die Stimme versagte ihr. Sie beugte sich vor und suchte die Augen ihres Mannes.

„Ich weiß," fuhr der Radscha fort, „daß es gewisse Menschen gibt, die sich bestechen ließen, der Frau zur Flucht behilflich sein zu wollen. Man hat sie in fremden Kleidern auf dem Dache des Palastes stehen sehen. Eine Närrin war bereit, sich ihr zu opfern. Das Unternehmen ist töricht und trägt seine Strafe in sich. Es gibt kein Mittel gegen die erste Treulosigkeit, aber genug gegen die zweite. Ich werde sie gebrauchen."

„Ich hoffe, Eure Hoheit werden das nicht nötig haben", sagte Irene.

Der Radscha zuckte die Achseln.

„Wer weiß das? Aber lassen wir dies Gespräch! Es hat Sie trübe gestimmt, und wir wollten ein Fest feiern. Ich hatte Ihnen einige Stichproben aus dem Schatz der indischen Gaukeleien versprochen... Wenn es Ihnen recht ist, gnädige Frau, dann will ich das Zeichen zum Beginn der Vorstellung geben."

„Ich bitte darum. . ."

Der Radscha klatschte in die Hände.

Im selben Augenblick begann eine seltsame, wilde und haltlose Musik, die nicht laut war, aber von der unabweisbaren Aufdringlichkeit zirpender Zikaden.

Aus dem Hintergrund der Palmen tauchte ein Mann auf, der, nackt bis auf ein Tuch um die Hüften, einen völlig fleischlosen Körper dem bunten Licht der Ampeln bot.

„Ich vermute, der Kerl wird uns mit demselben Schwindel langweilen, mit dem seine exportierten Artgenossen in Europa den Leuten das Geld aus der Tasche ziehen und dafür den Unfug von der Übersinnlichkeit Ostindiens in Reinkultur züchten. Er wird uns beweisen, daß er Nägel und Glasscherben fressen kann, was zwar ein Beleg für die Vortrefflichkeit seiner Gurgel ist, im übrigen aber für andere Leute ziemlich zwecklos sein dürfte. Oder er wird Flammen speien oder eine unbegreifliche Menge Papier aus seinem Munde zutage fördern — im Grunde genommen höchst kindliche Dinge, die ein beredtes Zeugnis dafür sind, daß die Menschheit noch tief in den Windeln steckt. Ich hoffe aber, Ramigani wird sich als Festordner bewähren und wenigstens dies oder jenes in Bereitschaft haben, was auch verwöhnteren Ansprüchen genügen kann."

Irene gab keine Antwort. Sie hatte die rechte Hand um den Hals der kleinen Miriam gelegt, die so dicht an ihrem Knie kauerte, daß sie der Schatten ihres Kleides zu sein schien.

Der Mann auf der Bühne begann seine Vorführung mit einer Feierlichkeit, als sei er Priester und übe einen inhaltschweren Gottesdienst. Der Radscha hatte ihn richtig eingeschätzt. Was er zeigte, war nichts als die Verneinung der Naturgesetze, daß ein Menschenkörper blutet, wenn geschliffener Stahl auf die nackte Haut einschlägt, und daß sie verdorrt in der Flamme. Er lief im Kreise und ließ die langwehenden Flammen von Fackeln gegen seinen Körper lecken und fühlte nichts. Er tanzte mit seinen Fackeln, während die Lichter im Saale erloschen, wie ein Rasender, daß sein Schatten, zum hundertgliedrigen Ungeheuer aufwachsend, gleich einem Dämon mit zehn Köpfen um die Säulen geisterte.

„Es sieht doch hübsch aus — finden Sie nicht?" fragte der Fürst, sich an Irene wendend, im Tone eines Knaben. „Er versteht sein Handwerk. Nur, daß sein Schatten besser tanzt als er. Aber das Schicksal teilt er mit vielen Menschen. Wir wollen es ihm nicht zur Last legen."

„Vielleicht werden Sie mich auslachen, Hoheit," sagte Irene mit einem schüchternen und herzlichen Lächeln, „aber die Gaukler haben bei mir ein leichtes Spiel. Ich sitze behaglich da und schaue ihnen zu und glaube ihnen alles, was sie wollen, ohne den geringsten Wunsch nach Aufklärung. Ich bin in einem Märchen und habe die Vernunft beurlaubt. Ich weiß, daß ich nur eine Tür aufzumachen brauche, um den Geheimnissen der ganzen Zauberei auf die Spur zu kommen. Aber ich will die Tür gar nicht aufmachen. Was ich dahinter finde, ist sicherlich nicht halb so hübsch als das, was ich dahinter vermute. . ."

„Es freut mich, wenn der Schlingel Ihnen Spaß macht", antwortete der Fürst. „Aber ich hoffe, Ramigani wird seine Wirkungen steigern. Haben Sie gute Nerven?"

„Ich glaube", sagte Irene. „Sie sind noch nicht sehr auf die Probe gestellt worden."

„Sie sind zuweilen etwas angreifend, die Zauberkunststückchen unserer Gaukler. Aber sie haben den Vorzug der Eigenartigkeit. . . Da haben wir Nummer zwei! Den Alten kenne ich. Er läßt sich nichts befehlen oder abschmeicheln. Man muß ihn als einen hohen Herrn behandeln, der bei guter Laune erhalten sein will. Aber dann ist er unübertrefflich!"

„Ich bin jedenfalls sehr gespannt", antwortete Irene. Sie beugte sich vor, um ihrem Manne ins Gesicht sehen zu können. Sie lehnte sich langsam wieder zurück und legte mit einer sich sammelnden Gebärde die Hände im Schoß flach gegeneinander.

Sie kannte das Spiel der Muskeln im Gesicht ihres Mannes sehr genau.

Ihre ernst gewordenen Augen blickten auf die dürren, beinahe schwarzen Hände des alten Gauklers.

Er hatte sich niedergekauert mit einer Miene, als sei er allein auf der Welt. Er stellte einen rotbraunen Blumentopf zwischen seine Füße und füllte ihn unter beständigem Murmeln mit schwarzer Erde, die aus seinen Fingerspitzen hervorzukommen schien. Er griff in die Luft und holte aus ihr einen weißen Kern hervor, den er in die Erde steckte. Dann rückte er von dem Blumentopf weg, legte die Hände auf seine Schenkel und versank in Erstarrung.

Das Gemurmel seiner Lippen steigerte sich mit jedem seiner langsamen und sehr seltenen Atemzüge. Er hatte die Augen geschlossen; die Züge seines Gesichts fielen ein wie bei einem Totenschädel.

Sekunden vergingen und schienen Minuten zu sein.

Die Hände des Alten lagen still auf seinen Schenkeln. Sein Oberkörper begann hin und her zu schwanken, sein Kopf geriet in eine gleichsam rollende Bewegung; sein Murmeln steigerte sich zum Geheul.

Plötzlich brach er ab, saß regungslos; nur die Lider seiner Augen schienen sich vorzuwölben wie bei einem Krokodil.

„Sieh doch!" rief Irene, die Hand ausstreckend, und legte sie sofort auf ihren eigenen Mund, als wollte sie die Worte noch in der Luft erhaschen.

Aus dem Erdreich des Blumentopfes wuchs eine Pflanze auf, ein winziges Stämmchen — Zweige lösten sich vom Stamm und breiteten sich aus; die Zweige bekamen Knospen. Das Wachstum des kleinen Baumes geschah mit einer traumhaften, unbeirrten Stetigkeit. Als er die Höhe von zwei Spannen erreicht hatte, rollten sich die Blätter aus den Hüllen, entfalteten ein kräftiges und glänzendes Grün.

Wieder begann der Körper des Alten sich in den Hüften zu wiegen, sein Kopf zu rollen, sein Murmeln sich zur Raserei zu steigern. Seine Hände lösten sich von den Schenkeln, fuhren hoch in die Luft, hingen gekrümmt wie die nackten, schwärzlichen Krallen von Raubtierfängen starr in der Luft über dem Gewächs des Zauberers.

Am Ende eines jeden Zweiges, zwischen zwei Blättern, erschien eine neue Knospe, die sich langsam öffnete zu einem schneeweißen Kelch.

Eine Wolke von Duft strömte von ihr aus.

„Orangenblüte", flüsterte Irene.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kartoffelsaat.

Von G S Urff — Mit 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers

Trotz Steckrübe und Erdartischocke, trotz Wurzelgemüsen aller Art, die als Kartoffelersatz mit mehr oder weniger Berechtigung und Glück empfohlen worden sind, behält die Kartoffel ihre Bedeutung und bleibt als wichtigstes Volksernährungsmittel eigentlich unersetzlich. Das merken wir auch schon an den dafür zu zahlenden Preisen, die ins Unerschwingliche steigen würden, wenn sie nicht von der Behörde mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf einem verhältnismäßig niedrigen Stande erhalten würden.

Vorbereiten der Saatkartoffeln.

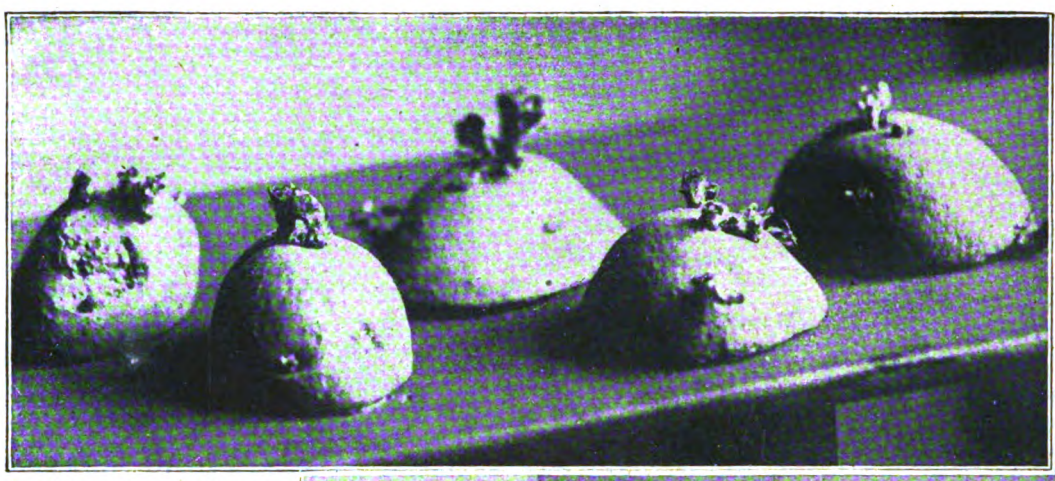
Mit solchem kostbaren Gute, wie es durch die vorhandenen Kartoffelvorräte dargestellt wird, muß man haushälterisch umgehen. Aus diesem Grunde erfolgt ja im Herbste eines jeden Kriegsjahres die Beschlagnahme der gesamten Kartoffelernte Verfütterungsverbote, Zwang zur Abschlachtung aller Mastschweine und andere Verordnungen sind nur durch die Knappheit dieses Nahrungsmittels bedingt gewesen. Der unbestreitbare Mangel gab auch Veranlassung dazu, selbst die den Erzeugern zustehende Saatmenge auf das Notwendigste zu beschränken — Schon seit langer Zeit hat man Versuche gemacht, bei der Kartoffelerzeugung an Saatgut zu sparen. In Friedenszeiten fanden derartige Versuche kaum Beachtung Es standen uns ja Saatknollen in Menge zur Verfügung

Ein praktischer Nutzen war aus den Arbeiten also kaum zu erzielen Jetzt in der Kriegszeit aber ist das natürlich anders geworden

Deshalb hat man die Versuche zur Ersparung des Kartoffelsaatgutes wiederaufgenommen, und zwar mit bestem Erfolge. Die sparsamste Art, die Kartoffeln zu vermehren, besteht darin, daß man die aus der Kartoffel

Vorbereitung des Kartoffelackers.

Digitized by Google



Kartoffelhäuptlinge als Ersatz für ganze Saatkartoffeln.

licher als diese Art der Kartoffelzucht ist das Pflanzen angetriebener Kartoffelabschnitte. Man schneidet von einer Knolle Stückchen mit möglichst vielen Augen herunter, taucht die Schnittfläche in pulverisierte Holzkohle und legt die Abschnitte, mit den Keimen nach oben, in ein Warmbeet. Sobald die Keime

Frühkartoffeln im Treibkasten.

hervorsprießenden krautartigen Triebe abschneidet und in die Erde steckt. Ist der Boden sorgfältig vorbereitet und wird das Pflanzbeet künstlich warm gehalten, so bewurzeln sich die Stecklinge schnell. Sie werden später, wenn sie sich genügend gekräftigt haben, bei geeigneter Witterung ins Freie gebracht. Sie setzen Knollen an und liefern zu ihrer Zeit unter günstigen Umständen eine mittelgute Ernte. Da von einer einzigen getriebenen Mutterknolle bis zu 50 Stecklinge entnommen werden können, so kann man sich eine sparsamere Verwendung des Saatgutes kaum denken. Doch eignet sich diese Vermehrungsart wegen der erforderlichen Warmbeete nur für gärtnerische Betriebe. Man schätzt den Ertrag eines Stecklings auf durchschnittlich ein Pfund. Weit einträglicher als diese Art der Kartoffelzucht ist das Pflanzen angetriebener Kartoffelabschnitte. Man schneidet von einer Knolle Stückchen mit möglichst vielen Augen herunter, taucht die Schnittfläche in pulverisierte Holzkohle und legt die Abschnitte, mit den Keimen nach oben, in ein Warmbeet. Sobald die Keime etwa ein Zentimeter lang sind, werden die Kartoffelstücke in gut vorbereitete Erde gebracht. Sie schlagen Wurzel und entwickeln sich weiter. Der Ertrag ist meist ein recht guter.

Zur Ersparung des Saatgutes kann man auch ganz kleine Knollen, die für die menschliche Ernährung nicht mehr gut geeignet sind, zur Aussaat bringen. Man hat die Beobachtung ge

Kartoffelpflanzen hinter dem Pfluge.

Digitized by Google

macht, daß der Ertrag dieser kleinen Knollen der aus größeren Knollen erzielten Ernte kaum nachsteht. Allerdings gilt dies nur für guten Boden in mildem Klima. Für rauhere Lagen und weniger guten Boden scheint die Kartoffelpflanze eines größeren Nährvorrats in der Mutterknolle zu bedürfen.

Deshalb hat sich unsere Landbevölkerung in den wichtigsten Kartoffelanbaugebieten trotz der Knappheit des Saatgutes von der Pflanzweise, wie sie von jeher üblich ist, noch nicht abbringen lassen. Gegen das Frühjahr hin werden die im Keller lagernden Kartoffeln verlesen, d. h. die mittelgroßen Knollen, etwa von der Größe eines Gänseeis, werden herausgesucht und besonders gelagert. Einen oder ein paar Tage vor der Aussaat macht sich die Hausfrau oder eine andere vertrauenswürdige Persönlichkeit daran, die Saatknollen nochmals einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Alle angefaulten oder sonst ungeeigneten Knollen werden ausgeschieden. Große Knollen mit zahlreichen „Augen" werden wohl auch durchschnitten. Dabei muß darauf geachtet werden, daß die einzelnen Stücke möglichst gleichmäßig verteilt werden.

Kartoffelstecklinge im Warmbeet.

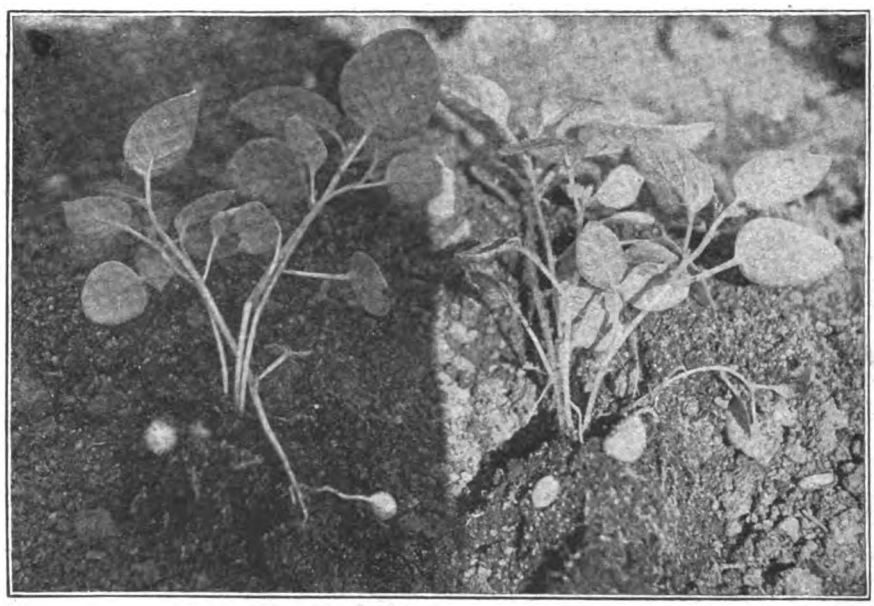
Das Auslegen der Kartoffeln erfolgt gewöhnlich hinter dem Pfluge. Während der Bauer die Pflugschar durch die Erde streichen läßt, geht die Bäuerin hinter dem Pfluge her und drückt die Pflanzknollen in gewissen Abständen in die umgelegten Erdschollen ein. Die nächste Furche, die der Pflug zieht, deckt dann die Knollen zu. Es ist ein schönes, friedliches Bild, wenn man beobachtet, wie das Kuhgespann langsam und bedächtig mit dem Pfluge über das Feld schreitet, und wie der Star oder die Saatkrähe gravitätisch dahinter herwandern und scharf nach einem Wurme oder Engerling ausspähen. Es ist aber auch ein Bild, das in unsere Zeit nicht mehr so recht hineinpassen will, denn es bindet zu viele Arbeitskräfte, und die Arbeitskräfte sind jetzt kostbar. So hat sich denn auch hier die landwirtschaftliche Maschine mehr und mehr eingeführt. Die Kartoffellochmaschine fährt schnell über den zuvor gepflügten Acker. So schnell, daß die Mädchen, die das Saatgut in die Erde werfen, ihre liebe Not haben, mit ihr gleichen Schritt zu halten. An einer horizontalen Welle sind mehrere kleine Schaufelräder angebracht. Diese werfen die Erde stoßweise heraus und hinterlassen eine kleine Grube, in die die Saatkartoffel hinein-

Die Kartoffelpflanzmaschine in Tätigkeit

Digitized by Google

geworfen wird. Der später durch den Acker ziehende Pflug schaufelt die Knollen zu.

Ganz besondere Sorgfalt muß dem Anbau der Frühkartoffeln zugewandt werden. Wenn es gelingt, die neuen Kartoffeln auch nur um eine Woche früher auf den Markt zu bringen, so kann man daraus einen beträchtlichen Gewinn erzielen. Aus diesem Grunde werden die Frühkartoffeln häufig vorgekeimt. Man bringt die ausgewählten Saatknollen in flache Kasten und setzt sie an einem wärmeren Orte (Küche, Flur) dem Lichte aus. Unter dem Einflusse des Lichtes und der Wärme bilden sich bald kräftige Keime. Sobald keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind, kommen die Frühkartoffeln ins freie Land. Bei dem Einbringen in die Erde müssen die Keime sorgfältig geschont werden, damit sie nicht abbrechen, denn dies würde einen gewissen Stillstand im Wachstum zur Folge haben. Wird die Arbeit sorgfältig ausgeführt, so wachsen die Keime gleich weiter. Auf die ganz frühen Kartoffeln, wie wir sie in Friedenszeiten als „Maltakartoffeln" hauptsächlich aus Südfrankreich bezogen haben, müssen wir freilich verzichten. Was liegt daran? Wenn wir nur genug bekommen, um uns über die schwierige Zeit des Hochsommers hinwegzuhelfen.



Kartoffelsämlinge für Zuchtversuche.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch aus Kartoffelsamen neue Pflanzen mit vermehrungsfähigen Knollen gezüchtet werden können. Doch hat diese Vermehrungsart in der Hauptsache nur ein sportliches Interesse. Sie dient nämlich vorzugsweise zur Heranzucht neuer Kartoffelsorten.

So ist die Kartoffelsaat eine recht mühevolle, vielseitige Arbeit, die eine gewisse Schulung voraussetzt. Die unter den gegenwärtigen Verhältnissen einträglichste Pflanzart zu wählen ist vaterländische Pflicht.

Lettow-Vorbeck.

Von Hauptmann a. D. Dr. Paul Leutwein. — Mit einem Porträt.

Groß, hager, sehnig; in dem charakteristischen Gesicht ein einziges Auge, das blitzend und doch listenreich dem Beschauer entgegensieht: so bietet sich uns das Bild des Generals von Lettow-Vorbeck dar, — des Mannes, der mit einem Heldenmut ohnegleichen und mit einer Ausdauer von sagenhafter Größe die schönste deutsche Kolonie Deutsch-Ostafrika über drei Jahre lang verteidigt hat und jetzt noch unbesiegt in Feindesland steht.

Um die afrikanische Kriegführung, zumal in tropischen Gebieten, zu verstehen, muß man sich zunächst vor Augen halten, daß die große Unwegsamkeit, die besondere Psyche der Eingeborenen, die geringere Verwendbarkeit von Zug- und Reittieren, die höchst ungünstigen klimatischen Einflüsse Bedingungen schaffen, die von den europäischen grundverschieden sind. Kämpfen, wie es in diesem Kriege der Fall, europäische Gegner, von denen der eine als Verteidiger vom Mutterlande abgeschlossen ist, so gewinnt der Angreifer, dem die überseeischen Verbindungen zur Verfügung stehen, von vornherein eine große Überlegenheit. Diese Überlegenheit wird noch bedeutender, wenn die abgeschlossene Macht sich auf einen Waffengang mit europäischen Völkern weder durch eine genügende Truppenzahl, noch durch Ausrüstung, Vorräte und Kriegsmaterialien jeder Art vorbereitet hatte. In so ungünstiger Lage waren alle deutschen Kolonien, und deshalb verdient auch ein Widerstand von nicht sehr langer Dauer Anerkennung. Je länger aber der Widerstand fortgeführt wird, um so mehr wachsen die Schwierigkeiten; und zwar in geometrischer Progression, denn die eigenen Kräfte vermindern sich automatisch, während der Feind sich stets erneut. Die Zivilbehörden treten immer mehr zurück, und schließlich liegen nicht nur die Kriegführung, sondern auch die gesamte verbliebene Verwaltungstätigkeit und Politik in den Händen des Truppenführers. Der Leiter einer kolonialen Verteidigung kann sich außerdem nicht auf ein geschlossenes, auf Gedeih und Verderb mit ihm verbundenes, organisatorisch durchgebildetes Volkstum stützen. Er hat vielmehr eine fremdartige, schwankende Masse hinter sich, die geneigt ist, sich im Kriege in ein Chaos aufzulösen, falls sie nicht klug und militärisch straff geführt wird. Dieses Eingeborenentum, gerade befähigt, die Eignung und Tatkraft der weißen Führer instinktiv richtig einzuschätzen, will im ganzen im Weißen eine Art höheres Wesen sehen. Nur wenn diesem Bedürfnis, und zwar vornehmlich von der obersten Stelle, Rechnung getragen wird, gelangen die Eingeborenen zu einem ausgesprochenen, dann allerdings auch durch Mißerfolge kaum mehr zu erschütternden Autoritätsglauben. Um es kurz zusammenzufassen: Während in Europa der Schwerpunkt der Gesamtleistung des Weltkrieges im Volkstum liegt, liegt er in den Kolonien in der Persönlichkeit des obersten Führers.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die dem Verteidiger in Europa mit der inneren Linie in die Hand gegebenen Vorteile (z. B. der schnelleren Ansammlung von Truppen an bedrohten Punkten und der Möglichkeit überraschender Vorstöße) in den Kolonien sehr vermindert werden. Andererseits ist allerdings aus den gleichen Gründen auch dem Gegner die Möglichkeit umfassenden Angriffs erschwert. Die überseeischen Verbindungen setzen ihn jedoch in die Lage, nach und nach große Truppenmengen mit allen Kriegsmaterialien und schwerer Artillerie anzuhäufen sowie Bahnen und Automobilwege zu bauen.

In ihrer gewohnten anfänglichen Sorglosigkeit vernachlässigten die Engländer unseren drei großen Kolonien Südwest, Kamerun, Ostafrika gegenüber diese Vorbereitungen und holten sich dementsprechend überall Niederlagen. Schließlich führte aber ein sorgsam vorbereiteter Angriff gegen Südwestafrika zum Ziele, obwohl hier ein gut ausgebautes Bahnnetz dem Verteidiger am ehesten schnelle Truppenverschiebungen auf der inneren Linie gestattete. Hier mag der Bastardaufstand im Rücken der deutschen Truppen die Katastrophe beschleunigt haben. Kamerun, das sich sehr zäh verteidigte, wurde langsam erdrückt. Der kluge Führer Oberstleutnant Zimmermann konnte sich aber eine Öffnung des Einschließungsrings zum Abmarsch auf neutrales Gebiet frei halten.

Kurz nach dem Fall Kameruns, Anfang 1916, begann der große Angriff gegen Ostafrika. Wohl 100 000 Mann, soviel wie gegen Südwest und Kamerun zusammen, setzte man hier in Bewegung. Gegen das Kilimandscharogebiet ging die englisch-burische Hauptmacht unter dem Oberbefehlshaber General Smuts vor. Zwischen Kiwusee und Bismarckburg setzten die Belgier nacheinander zahlreiche Kolonnen in Marsch. Von Rhodesien und vom Nyassa her rückten englische Abteilungen ein. Nur die Portugiesen verhielten sich zunächst noch passiv. Lettow selbst stellte sich der Hauptmacht unter Smuts entgegen; einen besonders befähigten jüngeren Offizier, Hauptmann Wintgens, sandte er gegen die Belgier. Die Abwehr südlicher Angriffe wurde offenbar von den zwei Verteidigungszentralen Tabora und Iringa aus geleitet. Anscheinend

Digitized by Google

waren schon damals alle Vorbereitungen getroffen worden, um Mahenge im unwegsamen, ungesunden, aber fruchtbaren Südostteil der Kolonie zum Zentrum der letzten Verteidigung zu machen. So zeigte sich von vornherein, daß der deutsche Führer einen weitschauenden Plan verfolgte, dessen Endziel er aber dem Gegner geschickt zu verbergen verstand.

General Smuts ließ sich infolge des hartnäckigen Widerstandes der Deutschen und ihres langsamen Rückzuges zu beiden Seiten der Usambarabahn zu dem Glauben verleiten, Lettow beabsichtige, das reiche Land zwischen Kilimandscharo und Tanga unter allen Umständen zu halten. Während er also neue Kräfte zur Eroberung dieses Gebietes herbeizog, trat Lettow einen glänzend verschleierten Linksabmarsch an. Er ereilte den mit sämtlichen berittenen Buren nach der Zentralbahn entsandten General van Deventer und schlug ihn bei Kondoa-Irangi vernichtend. Diese Täuschung unter der Maske eines hartnäckigen Widerstandes wiederholte sich noch einmal gegen Deventer, als dieser mit überlegenen Kräften zurückkehrte. Lettow hatte inzwischen die Vereinigung aller deutschen Truppen im Ulangatal organisiert. Hierhin zog er auch im Herbst den Generalmajor a. D. Wahle, der Tabora tapfer gegen Belgier und Engländer verteidigt hatte. Während die Gegner in den Abmarschbewegungen den Beginn der allgemeinen Auflösung sahen, vollzog sich in Wirklichkeit die Neuorganisation des aktiven deutschen Widerstandes auf kleinerem Raume. Zur Überraschung des englischen Oberbefehlshabers schlugen die Deutschen zunächst die nach Norden vorgedrungenen Portugiesen vernichtend am Rovuma im November 1916. Die fortgesetzten strategischen Irrtümer kosteten dem General Smuts den Oberbefehl. Sein Nachfolger Hoskins erhoffte viel von den aufreibenden Wirkungen der Regenzeit. In der Tat wurden auch die englisch-burischen Truppen durch sie fast lahmgelegt. Der von jeder Zufuhr abgeschnittene Verteidiger konnte aber im Frühjahr 1917 eine erfolgreiche Offensive gegen die Küste, Songea und sogar in das portugiesische Gebiet hinein unternehmen. Außerdem belästigte er den Feind durch in dessen Rücken entsandte Streifkorps. Alles das brachte viel Kriegsmaterial ein, und der deutsche Führer konnte deshalb dem neuen umfassenden Angriff der Engländer mit Ruhe entgegensehen.

Hofphot. Roack.

Generalmajor v. Lettow-Vorbeck, der Verteidiger Deutsch-Ostafrikas.

Unter der nunmehrigen Oberleitung des Generals van Deventer erfolgte dieser Angriff im Sommer 1917. Von Norden her drückte Deventer selbst, von der Küste im Osten General Hannington und vom Nyassa im Südwesten General Northey. Diesmal ließ der unglaublich hartnäckige Widerstand der Deutschen vermuten, daß der Löwe in der Falle sei. Er war aber schon im Makonde-Hochland, als die Feinde den Ring geschlossen hatten und glücklich einige schwächere Abteilungen fingen.

Im Makonde-Hochland schien nun wirklich der letzte Akt des Dramas gekommen. Auch die deutschen fachmännischen Beurteiler rechneten mit dem Abschluß und stellten Mitte November mit einem gewissermaßen wehmütigen Stolz fest, daß sich die deutsche Hauptmacht noch behauptete. Zu aller Überraschung traf dann nach der Meldung von der Kapitulation des Hauptmanns Tafel die Nachricht ein, daß Lettow nach Portugiesisch-Ostafrika durchgebrochen sei! Der zunächst nicht ganz durchsichtige Beweggrund des vorherigen zweiten, ohne eigentliche Gefechtshandlungen verlaufenen Vorstoßes in dieses Gebiet fand damit seine Aufklärung: Der deutsche Führer hatte bei dieser Gelegenheit sich eine letzte Basis des Widerstandes vorbereitet und die Stimmung der dortigen eingeborenen Bevölkerung für sich zu gewinnen gewußt.

Wie immer bei seiner Loslösung vom Feinde, entschwand der General von Lettow auch diesmal für eine Weile dem Gesichtskreis des Gegners. Wenige Wochen später machte er aber durch siegreiche Kämpfe gegen portugiesische Truppen sich wieder bemerkbar. Die ersten englischen Meldungen schilderten seine noch etwa 2000 Mann starke Truppe als sehr herabgekommen. Das hinderte den General jedoch nicht, immer tiefer und auf immer breiterer Basis in die portugiesische Kolonie vorzustoßen. Schließlich erklärten die Portugiesen ihr Unvermögen, den Deutschen Widerstand zu leisten. Die Truppe des Generals von Lettow wird nun auf 6000 Mann angegeben und als kampfesmutig und mit allen Kriegsmaterialien versehen geschildert. Daß seine Stellung sich wesentlich verstärkt hat, erweisen neue kostspielige Vorbereitungen der Engländer zu einem umfassenden Angriff. Nach den letzten Meldungen sind die Engländer von der Küste (Port Amelia) und von Fort Johnston am Südende des Nyassasees gegen Lettow in Vormarsch.

Daß der General von Lettow verstanden hat, einer 10- bis 15fachen Übermacht solange standzuhalten, ist gewiß an sich schon ein hohes Verdienst. Es ist aber nicht ohne Parallele in diesem Weltkriege und sollte daher nicht in dem Maße, wie es geschieht, in den Vordergrund gestellt werden. Viel einzigartiger als das bewiesene Maß strategischer und taktischer Fähigkeiten erscheint mir die unvergleichliche Organisationsgabe, die Unerschöpflichkeit in Kriegslisten und in Mitteln, den Krieg durch den Krieg sich ernähren zu lassen; und nicht zuletzt die suggestive Beherrschung der Psyche der Eingeborenen. Gerade die letztgenannten, in Europa kaum verwendbaren Gaben machen den großen kolonialen Feldherrn aus. Ist doch die Beherrschung der Imponderabilien der Kriegführung, wie der Staatsmann-Feldherr Napoleon I. diese Eigenschaften nannte, für den dauernden Erfolg eines kolonialen Führers entscheidend. Es ist bekannt, daß Lord Roberts und Kitchener aufs sorgsamste die Psyche ihrer Gegner prüften und daß der Nichtsoldat Cecil Rhodes dadurch 1896 die Matabelegefahr beschwor. Von unseren bekannten afrikanischen Führern sagt man besonders Wissmann und Leutwein diese Gabe nach. Die Beherrschung der Imponderabilien der Kriegführung ist wohl vorwiegend eine politische Eigenschaft. Sie wird, das beweist ja die englische Kriegsgeschichte bis auf den heutigen Tag, unter Engländern häufiger zu finden sein als unter Deutschen. Um so erstaunlicher, daß ein deutscher Führer in diesem Kriege erstanden ist, der nacheinander eine Anzahl der erfahrendsten englisch-burischen Politiker-Strategen ad absurdum führt. Und wenn uns nichts anderes mit dem Helden Lettow verbände, wir müßten ihm schon aus diesem Grunde die Palme reichen.

Dieser Mann ist für die großen strategischen Organisationsarbeiten in dem von uns allen erstrebten Deutsch-Mittelafrika schlechthin unentbehrlich. Nachdem es ihm gelungen ist, den deutschen Waffen in unseren Kolonien einen Glanz zu verleihen, der nie erbleichen wird, und der in den Augen der Eingeborenen die deutsche Nation über alle anderen erhebt, tritt die Sorge um das persönliche Schicksal des Helden in den Vordergrund. Aus englischen Quellen ist uns bekannt, daß der General an allen Kämpfen der Truppe in den vordersten Stellungen teilnimmt, daß er alle Anstrengungen und Entbehrungen seiner Leute wie der einfachste Mann teilt. Zweimal schon ist er verwundet worden und hat mitten im Feldzuge schwere Krankheiten ertragen.

Möge ihm das Glück wie bisher günstig sein! Möge diese wunderbare Persönlichkeit dem Vaterlande noch in voller Arbeitskraft erhalten bleiben, und möge es ihm schließlich vergönnt sein, an der Spitze eines neuen Deutsch-Afrikas der deutschen Sache seine unersetzlichen Dienste zu weihen!

Digitized by Google

Die Frühlingsmädchen.

Novelle von Rudolf Herzog.

(4. Fortsetzung.)

Das blonde Fränzchen Frühling hatte das wohl erkannt, und da sie des festen Glaubens lebte, den hinreichenden geistigen Anteil beibringen zu können, beschlossen, diesen Leitstern darzustellen. Aber Fritz Leydecker ließ sich Zeit, den Gedankenflügen der Freundin zu folgen. Und doch mußte er — das fühlte der weibliche Tastsinn des Mädchens leicht heraus — selber auf den Gedanken einer Lebenssteigerung kommen, um in seiner gesunden Mannheit vor der Freundin bestehen zu können.

Vorläufig lebte der Anbeter der Jugendgespielin in seiner gemütlichen Gelassenheit dahin, zum Wochenschluß zufrieden mit dem Werke seiner Hände. Wohl eignete er sich auf Zureden der jungen Schriftgelehrtin nach und nach eine größere Belesenheit an, zu der die Freundin durch Ausleihung aller der schöngeistigen Werke beitrug, die ihr von der Zeitung zur Besprechung anvertraut wurden, und Fränzchen hatte in der Stille ihre helle Freude an seiner urgesunden und oft derb anschaulichen Urteilsweise, die ihr Sehnsucht und Erquickung des großen, unangekränkelten Volkes verriet. Wohl ging er auf ihre Anregung mählig zum Studium der Kunstdrucke über und brachte ihr, errötend wie ein Schulknabe, seine ersten Versuche. Auch dem Theater und der Musik wandte er sich, der Freundin zu gefallen, in kürzeren Pausen als bisher zu, obwohl er immer noch eine Partie Kegel vorgezogen hätte. Im übrigen aber hatte er sein Lebensziel noch nicht verrückt. Er war Erbe eines kleinen Vermögens, das ihm über kurz oder lang beim Tode seiner betagten und kränkelnden Mutter zufallen mußte, und damit gedachte er im alten Heimatstädtchen eine Druckerei zu gründen, die im günstigen Falle mit einem Ladengeschäft in feinen Papieren zu vereinen sei. Das war ortsüblich so.

Die junge Schriftleiterin arbeitete indes mit Anspannung aller ihrer Kräfte. Heute ging sie dem politischen Redakteur zur Hand und übersetzte ihm in knappen und geschärften Wendungen die Leitaufsätze der führenden Londoner und Pariser Blätter, morgen besuchte sie an Stelle des Lokalredakteurs eine hitzige Versammlung, die sich mit städtischen Angelegenheiten befaßte, und schrieb einen boshaften oder einen humoristisch gefärbten Bericht, übermorgen saß sie in Vertretung des Feuilletonredakteurs auf dem Kritikerstuhl der Theater. Immer tiefer drang sie in die Geheimnisse des Zeitungswesens ein und — in seine Bedeutung als Macht.

Oft ließ sie in diesen Jahren des Strebens den Freund vergeblich warten. Oft zeigte sie sich ihm an der Seite befreundeter Kritiker, wenn sie ein Theater verließ. Das aber empfand Fritz Leydecker nachgerade am peinlichsten. Als Meister einer Zeitungssetzerei mochte er sich nicht dem Schriftleiter und Theaterkritiker der eigenen Zeitung zugesellen, der Fränzchen Frühling gerade in den zierlichst gewundenen Worten über die klassische Schönheit eines griechischen Chores unterhielt.

„Das ist doch nur so ein Dahingerede, um sich selber wichtig zu machen. Oder gefällt dir der hungrige Kerl?"

„Er ist vielleicht nur schönheitshungrig, Fritz. Die Suppenschüssel allein tut's nun mal nicht. Und außerdem kann man nie wissen, was kommen kann."

„Was soll das nun wieder heißen? Was sollte denn kommen können, wo der Kerl dran beteiligt wäre . . ."

„Man munkelt doch, der Herr Doktor würde Teilhaber von eurer Zeitung werden. Da wäre es doch sehr leicht möglich, daß er mich mit einem hohen Gehalt zu sich herüberholte."

„Daher also deine Freundlichkeit."

„Auch daher. Denn nur angestellte Schriftleiterin möcht' ich auch mein Lebtag nicht bleiben."

„Du, Fränzchen," grollte der Freund, „der Doktor ist noch unverheiratet."

„Wahrhaftig? Das wußte ich noch gar nicht."

Fritz Leydecker zog die Stirn zusammen. Jetzt begann er nachzudenken. Und dann begann er ein zweites und nannte es ingrimmig für sich: „dem Doktor auf den Dienst passen". Und als in einer Sturm- und Regennacht, nach spätem Theaterschluß, der Doktor seiner schönen, schlanken Berufsgenossin den Regenschirm bot und mit dem Schirme den Arm, drängte sich ein starker, breitschultriger Mann so tölpelhaft zwischen Arm und Berufsgenossin, daß der Doktor über des Mannes Fuß zu Fall kam und mit zerbrochenem Regenschirm zu einer Droschke hinken mußte. Der Tölpel aber brachte die Zurückgebliebene an diesem Abend nach Hause und redete vor kochendem Zorn auf dem ganzen Wege auch nicht ein Wort. Darüber freute sich das blonde Fränzchen wohl noch eine Stunde lang unter der Bettdecke.

Zwei Ereignisse fielen in nächster Zeit zusammen: die Entlassung Fritz Leydeckers wegen ungebührlichen Betragens gegen ein hochverehrtes Mitglied der Redaktion und das Hinscheiden der alten Frau Leydecker im Heimatstädtchen. Der Sohn war von der Beerdigungsfeier zurück. Er sah sich im Besitze eines ganz ansehnlichen Vermögens und überlegte trotz seiner ehrlichen Trauer, wie er es, um sich selbstständig zu machen, am klügsten anlegen könne. Da er nun doch einmal durch Doktor Frühlings Fränzchen, ihre gesteigerten Lebensziele und ihr Benehmen zum Nachdenken gebracht worden war, schien ihm der Weg zur Selbständigkeit doch nicht so glatt wie in früheren Jahren und kostete schweres Kopfzerbrechen. Mitten in seinen fruchtlosen Überlegungen störte ihn ein Klopfen an der Tür. Fränzchen Frühling trat ein.

Sie kam still, aber ohne Scheu, sprach ihm in herzlichen Worten ihre Anteilnahme am Tode der Mutter aus und fügte bescheiden hinzu, sie komme überdies, um seinen männlichen Rat einzuholen.

„Da du nun doch wohl fortgehst, möchte ich allein auch nicht mehr bleiben. Meine Aussichten auf einen hervorragenden Posten an eurer Zeitung sind dahin. Fritz, ich brauche dir wohl nicht zu sagen, wie das gekommen ist. Du brauchst deshalb nicht rot zu werden. Vielleicht hatte der Doktor wirklich Heiratsabsichten, und dann wäre es sowieso nichts geworden. Vorwärts will ich aber, und dazu erbitte ich nun deinen fachmännischen Rat. Ich persönlich dachte mir die Sache so: Der fortschrittliche Zug der Zeit erfordert eine stärkere Beachtung eines jeden Gemeindewesens, eines jeden Kreises. Was in den hauptstädtischen Zeitungen steht, ist gewiß sehr lesenswert, kommt aber für die eigenen Leiden und Freuden der Bürger anderer Städte kaum in Betracht, hilft auch keineswegs zum Aufstieg und zur Förderung ihrer Gemeinwesen. In unserer Kreisstadt zum Beispiel gibt es für Stadt und Kreis nur ein zweimal wöchentlich erscheinendes Wurstblättchen, das seine Glanzpunkte in den Anzeigen von Holzverkäufen oder frischtragenden Kühen sucht. Dem möchte ich im Geiste einer neuen Zeit abhelfen und mit Einsetzung meines kleinen Vermögens eine täglich erscheinende Zeitung gründen, die nichts außer acht läßt, was in der Stadt und auf den Dörfern, im Stadtrat und in den Vereinen, in Handel, Industrie und Landwirtschaft, kurz im geistigen Leben und

Digitized by Google

im Erwerbsleben des ganzen Kreises und darüber hinaus vor sich geht. Ich habe zunächst einmal eine Probenummer auf der Schreibmaschine hergestellt. Der Anzeigenteil, der den klingenden Verdienst bringt, fehlt natürlich noch darin. Aber ich habe mich bemüht, den Text so anziehend, unterhaltend, fesselnd, scherzhaft oder beißend zu gestalten, daß auch der Anzeigenteil bald blühen wird. Bitte, lies. Das Blatt nennt sich ‚Der Beobachter in der Eifel'."

„Prachtvoll", sagte Fritz Leydecker, nahm die Probenummer und setzte sich auf einen Koffer. Und dann zuckte es bald auf seinem offenen Gesicht vor Hochachtung, Staunen, Verstehen, Schadenfreude und innerlich schütterndem Lachen.

„Fritz," sagte Fränzchen Frühling, „ich wollte dich fragen, ob ich wohl einen Drucker daheim finde, dem ich zumuten kann, die Zeitung für mich zu drucken, zunächst natürlich unter Stundung der ersten großen Auslagen. Du selbst kommst ja für mich leider nicht in Betracht, da du ganz anders gerichtete Pläne verfolgst."

Da schlug Fritz Leydecker seine schwere Faust auf den Tisch.

„Kein Wort weiter. Bin ich ein Geschäftsmann, oder bin ich ein blinder Maulesel?! Mir da eigenhändig den unlauteren Wettbewerb in den Pelz setzen. Seit Wochen grüble ich schon, grüble und grüble. Und gerad' heute, wo ich dem Gedanken nähergekommen bin, trittst du in die Tür und trägst ihn mir fix und fertig herein. ‚Der Beobachter in der Eifel'. Druck und Verlag von Fritz Leydecker. Wir werfen Geld und Kenntnisse zusammen und — und —"

„Und —?" fragte das Frühlingsmädchen und sah ihn aus großen, unschuldigen Augen an.

„Und werden Mann und Frau, Fränzchen, Mann und Frau! Bessere Teilhaberschaft gibt's nicht."

„Du bist der Stärkere", gab das Frühlingsmädchen in seinen festen Armen nach. „Mein Gott, ich wußte es ja schon, als du mich als Kind verprügeltest und ich dir den Hirschhornknopf abdrehte." — —

Und nun waren die beiden in der Heimatstadt erschienen, um Druckerei und Zeitungsvertrieb einzurichten und die Hochzeit zu begehen.

„Fränzchen," sagte die schwarze Eva, und ihre Augen funkelten vor Lust am Leben und Vorwärtsstreben, „deine Zeitung wird unsere Hausmacht werden. Jetzt kommt mein guter Georg unbedingt in den Rat der Stadt, und wir werden auch noch manches andere Wörtchen mitzusprechen haben." — —

Just zur selben Zeit aber machte sich Doktor Frühlings zweitgeborene Schwalbe auf den Flug nach der Heimat und hatte einen argen Umweg einzuschlagen, um die widrigen Winde zu besiegen und als dritte zum Neste zu gelangen. —

Das Lied im Graben.

Er sang des Nachts, er sang bei Tag,
In seiner Stimme war der Sieg,
Er sang, wenn er im Graben lag
Und kaum das Schützenfeuer schwieg.
Sein Ton war glockenhell und rein
Wie Orgelklang, der machtvoll rauscht, —
Wir haben hüben nicht allein,
Auch drüben hat der Feind gelauscht.

Er sang uns seiner Heimat Lied,
Wie im Geröhr der Brunfthirsch schreit
Wie grün der Wald, wie still das Ried;
Er sang das Lied vom Männerstreit.
Dann packte uns des Sangs Gewalt,
Unmerklich fuhr die Hand zum Schwert,
Es war, wie wenn den Eichenwald
Ein jäher Wettersturm durchfährt.

Nur einmal — ich vergeß' es nie —
Sang leis' er in den Abendwind
Ein Lied mit eigner Melodie,
Es war das Lied vom Königskind:
„Nimm nie mit einem Wort zurück,
Was Blick und Hand mir lautlos gibt,
Die Krone nimm, laß mir das Glück,
Daß ich dich, schönste Frau, geliebt!"

Dann kam sein Tag. Die Kugel traf.
Still lag er da und sann — und sann.
Schon sank er in den ew'gen Schlaf,
Da fing er leis' zu singen an.
Es war das Lied vom Königskind,
Von Hoffnung, die im Tod zerstiebt,
Von Leid, das sich um Jugend spinnt,
Er sang: „Ich hab' dich so geliebt . . ."

P. Steinmüller.

Digitized by Google

Die Krankenschwester Friedel Frühling in dem großen Hamburger Krankenhause führte seit einiger Zeit ein seltsam Doppelleben. Ihren Kranken gegenüber befolgte sie ihres Vaters ärztlichen Wahlspruch: „Freude ist die beste Arznei", richtete die Verzweifelnden durch fröhlichen Zuspruch auf, brachte die Stumpfgewordenen durch einen Scherz zum Lachen und damit dem Leben wieder näher, trällerte den Genesenden ein Liedchen nach dem anderen, damit sie die Länge der Wartezeit nicht empfänden, zeigte eine feste Hand, ein weiches Herz und einen fröhlichen Mund.

Abends aber in ihrem Stübchen wandelte sie sich wie ein Schauspieler, der auf den Brettern die lustige Person zu spielen hat und wie ein Schwermütiger durchs Leben wankt, in eine tiefsinnige Frau, der Scherz und Lachen fremd geworden sind, hielt sich in der Einsamkeit und dachte an den unaufhaltsamen Niedergang Robert Junkers, ihres Jugendfreundes.

Die Semester zu zählen, die er auf Hochschulen zugebracht hatte, lohnte sich längst nicht mehr. Er war ein mehr als bemooftes Haupt, als sie ihm eines Tages zornig schrieb, er möge, wenn es nun einmal nicht anders reichte, statt zum Wundarztmesser und Blutbecken doch zum Barbiermesser und Waschbecken greifen und somit der Menschheit in etwas dienen. Als Antwort aber erhielt sie nach einem halben Jahre des Schweigens auf einer Postkarte die Mitteilung, daß der Dr. med. Junker sich beehre, das ebenso trefflich bestandene Staatsexamen wie Doktorexamen anzuzeigen.

Diesem gewaltsamen Aufschwung aber war der Niedergang ebenso schnell wieder gefolgt. Der Mediziner der schon als Sekundaner mit Inbrunst das Dreifarbenband des Studenten getragen hatte, vermochte sich von der studentischen Freiheit nicht loszureißen. Der winkende Beruf erschien ihm als frostiger Abschluß alles Jugendüberschwangs, als graues Philistertum, und so wenig er von den jugendlichen Brauseköpfen, die nach ihm gekommen waren, innerlich noch zu den ihren gerechnet wurde, so sehr hielt er äußerlich an Ton und Treiben fest, erschien abends auf den Kneipen, stellte sich in der Morgenfrühe als Paukarzt auf den Mensurböden ein und saß die zwischen den beiden Polen liegende Spanne stumpfsinnig hinter dem Bierseidel in einer kleineren Studentenwirtschaft.

Friedel Frühling war genau unterrichtet. Und als sie zu allem anderen vernahm, daß des Freundes Eltern in Vermögensverfall geraten und aus dem Heimatstädtchen irgendwohin in die Welt verzogen seien, drahtete sie ihm kurz entschlossen, sie habe in Berlin zu tun und bäte, sie am Bahnhof in Empfang zu nehmen.

Robert Junker empfing sie. Sein Gesicht war zerwühlt, seine Haltung aber straff und ritterlich. Er geleitete sie unter tastenden Gesprächen zu der Klinik eines Professors, in der sie, wie sie vorgab, eine knappe halbe Stunde zu tun hätte, und fand ihn bei ihrer Rückkehr im Sommergarten eines gegenüberliegenden Bierhauses vor einem frischen Seidel. Langsam stand er auf und schloß sich ihr wieder an.

„Was tust du sonst am Tag?" fragte sie ihn kalt.

„Nichts. Wozu auch? ‚Wer's kann, der bleibt im Herzen — Zeitlebens ein Student', singt Scheffel."

„Im Herzen, jawohl, wie mein Vater! Weißt du übrigens, wie es deinen Eltern ergeht?"

„Schlecht. Ein Grund mehr für mich, mich aus dem Philisterium herauszuhalten."

„Geben das" — sie zögerte und sprach es dennoch aus — „geben das deine Mittel zu?"

„Eine Zeitlang reicht's noch. Ich lebe in einer Art einseitiger Gütergemeinschaft mit einem Juden in der Karlstraße, der zuweilen meine medizinische Bücherei mustern kommt und sich das Notwendige daraus mitnimmt. Bis er zu meinen wundärztlichen Werkzeugen vorgerückt ist, kann immer noch ein schönes Semester hingehen. Es ist ein gutes Bier dies Jahr."

„Nein," sagte sie und schritt aufrecht neben ihm hin, „mit solcher Schauspielerei schreckst du mich nicht ab. Raff' dich zusammen. Zeig' dein altes, liebes, leuchtendes Gesicht. Hier muß und wird geholfen werden."

„Gib dir keine Mühe, Friedel. Ich bin bis auf die Knochen verbummelt, und die größte Gemeinheit ist: ich fühle mich mordswohl dabei." (Fortsetzung folgt.)

Marmor oder Gips.

(Nachtrag.) Von Professor Dr. Gerhard Budde.

Mein in Nr. 8 der „Gartenlaube" veröffentlichter Artikel „Marmor oder Gips" brachte mir von einem augenblicklich als Major in einem der deutschen Kriegsministerien dienstuenden Justizrat einen Brief ein, der auf die von mir in jenem Artikel behandelte Frage so grelle Schlaglichter wirft, daß mir seine Veröffentlichung, zu der ich ermächtigt bin, im Interesse der Sache nicht nur wünschenswert, sondern erforderlich zu sein scheint, weil in ihm ein älterer, erfahrener Jurist, der als Schüler in den alten Sprachen Vorzügliches geleistet hat, in vollem Umfange bestätigt, was mein in dem Artikel zu Worte gekommener jüngerer Gewährsmann, der sich in seiner Schulzeit als ein Gymnasiast von hervorragender Intelligenz gezeigt hatte, von seinen Schülererfahrungen berichtete.

Der Brief lautet wörtlich folgendermaßen:

„Vor einigen Tagen las ich Ihren Aufsatz „Marmor oder Gips" in Nr. 8 der ‚Gartenlaube'.

Nur zum Nachweis meiner Berechtigung, Ihnen darüber einige Worte zu schreiben, schicke ich folgendes über meine Schulbildung voraus: Ich habe neun Jahre das Königl. Gymnasium in D. besucht, war in allen Klassen ‚Primus' und habe das Abgangsexamen mit der I bestanden. In Sprachen und Mathematik habe ich immer erste Zensuren gehabt; besonders die fremden Sprachen sind mir stets derart leicht gefallen, daß ich schon auf der Schule jahrelang Zeit fand, mich nebenbei noch mit Italienisch und Spanisch zu beschäftigen. Ich habe lieber lateinische Gedichte als deutsche Aufsätze gemacht; der Wohlklang und die Formenfülle der griechischen Sprache hat mich jederzeit mächtig gefesselt.

Trotzdem stimme ich Ihren Ausführungen voll und ganz zu; meiner Ansicht nach muß unbedingt zugunsten des deutschen Unterrichts der lateinische und namentlich der griechische zurücktreten.

Die Zeit, die — um nur ein Beispiel zu bilden — dazu verwendet wird, um darzulegen, ob in einem Satze des Thukydides richtiger ein ὀη oder ὁς zu lesen ist, würde zweckmäßiger zum Studium auch schwierigerer deutscher Schriftsteller verwendet werden können." — —

Beide Gewährsmänner sind also mit mir davon überzeugt, daß wir der Jugend von dem Geist der Antike mehr übermitteln würden als jetzt, wenn wir Übersetzungen zu Hilfe nehmen würden, und daß wir dann vor allem zugleich das dringend erforderliche größere Zeitmaß für den deutschen Unterricht gewännen.

Diese Sachlage liegt meines Erachtens so klar am Tage, daß man sich immer wieder darüber wundern muß, daß die Schulverwaltungen aus ihr noch nicht die Konsequenzen gezogen und die Lehrpläne der höheren Schulen dementsprechend umgestaltet haben. Es ist dies wohl nur dadurch zu erklären, daß in den maßgebenden Kreisen noch immer eine philologische Richtung vorherrscht, die, einer alten Überlieferung folgend, die Stellung des altsprachlichen Unterrichts an den Gymnasien für ein „noli me tangere" ansieht und alle Reformvorschläge von vornherein ablehnt, die diese anzutasten wagen.

Das mag vom fachmännischen Standpunkte aus erklärlich erscheinen, aber eine andere Frage ist denn doch wohl, ob es nicht für den pädagogischen Gesamtertrag des höheren Unterrichts besser wäre, wenn dieser weniger philologisch und dafür mehr allgemein pädagogisch orientiert wäre, wenn in ihm statt einer gelehrten sprachlichen Bildung mehr eine allgemein menschliche und eine in dieser wurzelnde echte Lebensbildung erstrebt würde. Diese Frage scheint auch die Gemüter vieler früherer hervorragend begabter Gymnasiasten lebhaft zu bewegen, wie die Äußerungen meiner beiden Gewährsmänner beweisen.

Digitized by Google

Der Kampf um Guemappe am 11. April 1917.

Von Hauptmann Karl Engelhardt.

Der denkwürdige Ostermontag war vorüber. Die Luft grollte noch wie ein gereiztes, wildes Tier vom Donner der Geschütze. Aber die Raserei des Morgens hatte sich gelegt. Mit Tausenden von Riesenfäusten hatte die schwere englische Artillerie auf das mühsame Werk schwacher Menschenhände eingeschlagen Kein Zweifel: von dem 1. Bataillon des Regiments, das in den Gräben gelegen hatte, konnte nach diesem unerhörten Feuer nichts mehr vorhanden sein. Aber es war noch vorhanden. War noch vorhanden mit kläglichen Resten. Aber die standen; hatten linksum und rechtsum gemacht und jagten, ohne Gebrüll, ohne Hurra, mit verbissenen Zähnen immer wieder eine zehnfache Übermacht zurück, ein blutjunger Kompagnieführer mitten unter ihnen mit dem Gewehr in der Hand, feuernd wie ein Musketier. Zum Teufel, ein Gewehr mehr bedeutete etwas bei einer Kompagnie, die nur noch ein Halbzug war! Aber nördlich von ihnen war der Feind in den zertrommelten Gräben des Nachbarregiments; südlich von ihnen hatte er die Nachbarstellung besetzt, von Westen folgte Angriff auf Angriff. Die Stellung war unhaltbar. Aber kein Befehl kam. So wurde sie eben gehalten. Endlich gegen Mittag des Osterdienstags gelang es einem Melder des Bataillons, sich zu den Resten der Kompagnien durch das Sperrfeuer hindurch vorzuarbeiten. Das Bataillon sollte sich ein paar hundert Meter zurückziehen und mit einer Rechtsschwenkung nach Norden abriegeln. Einige 70 Mann besetzten die befohlene Linie, unterstützt von einem schwachen Zug einer Kompagnie des 2. Bataillons. Auch diese Stellung konnte von den paar Mann auf die Dauer nicht gehalten werden. Mit zehnfacher Übermacht griff der Feind an. Alles schoß, was die Läufe hergeben wollten, der Bataillonskommandeur mit, dessen Gefechtsstand unmittelbar hinter der zu haltenden Linie sich befand. Sein Adjutant schleppte Munition herbei, soviel er davon nur finden konnte. Da, am Nachmittag, als der Feind nördlich schon weit vor und in Monchy eingedrungen war, wurde der Befehl gegeben, sich kämpfend zurückzuziehen, da sich etwa ein Kilometer dahinter inzwischen die beiden anderen Bataillone des Regiments eingegraben hatten. Am hellen Tag, im feindlichen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer arbeitete sich das kleine Häuflein, geführt von seinem Bataillonskommandeur, von Granatloch zu Granatloch zurück. Starrend vor Schmutz, mit zerfetzten Kleidern kamen einige 60 Mann beim anderen Bataillon an.

Das 2. Bataillon lag vor Wancourt, das 3. in denkbar ungünstiger Stellung um Guemappe. Denn da das letztere Bataillon die Aufgabe hatte, den über den flachen Rücken nördlich von Wancourt vordrängenden Feind unter allen Umständen aufzuhalten, um ihn nicht auf Höhe des bereits von ihm besetzten Monchy nördlich der Chaussee Arras — Cambrai kommen zu lassen, mußte es fast im rechten Winkel zum linken Nachbarbataillon, Front nach Westen, einschwenken und zu gleicher Zeit mit seinem rechten Flügel nach Norden umbiegen, da die Engländer dort über die Chaussee nach Süden vorzudringen, das Bataillon zu umfassen und durch die Einnahme von Guemappe ihren nördlich kämpfenden Truppen das Hinausstoßen über Monchy zu ermöglichen versuchten. Das Bataillon hatte seine Granatlöcher bezogen und in der Nacht vom 9. zum 10. April in stundenlanger, jagender Arbeit einen Graben etwa 100 Meter hinter seiner eigentlichen Stellung ausgehoben. Denn man wußte, was kam. Noch war das Artilleriefeuer zu ertragen, aber sobald der Feind sich in seinen neuen Stellungen eingerichtet hatte, änderte sich das sofort. Und da war es gut, dem gefräßigen Moloch einen schönen, fortlaufenden, aber leider unbesetzten Graben appetiterregend hinzuhalten.

Und er biß früh genug darauf zu. Nachdem ihm am Nachmittag des 10. auf der Chaussee ein Tank in Brand geschossen und der Angriff von zwei Kompagnien des Bedfordregiments unter großen Verlusten durch den rechten Flügel des Bataillons abgeschlagen worden war, belegte er beim ersten Morgengrauen des 11. April den ganzen Grund zwischen Chaussee und Guemappe, in dem das Bataillon lag, mit Artilleriefeuer aller Kaliber. Der elegante Graben wurde von ihm nach allen Regeln der Schießkunst zerfetzt. Von den Granatlöchern jedoch hatten viele Glück, da zwischen ihnen immer noch ein Plätzchen für einen neuen Einschlag war. Regungslos lagen die Leute zu drei, vier oder fünf in den Granatlöchern, steif noch von der eiskalten Nacht, wiewohl sie die Dunkelheit zu gelegentlichen erwärmenden Indianertänzen um das Granatloch herum benutzt hatten. Nur von dem improvisierten Gefechtsstand des Bataillonskommandeurs aus, dem ersten Stock eines noch leidlich heil gebliebenen, vorliegen-

Von der Großen Schlacht im Westen: Deutsche Mörser-Batterie in gestürmten englischen Stellungen zwischen Arras und Bapaume. Bild- u. Filmamt.

Digitized by Google

den Hauses von Guemappe, vermochte man die dreckbeschmierten grauen Stahlhelme in den Granatlöchern deutlich zu erkennen. Es konnte keinen Gefechtsstand mit besserer Aussicht geben. Zwar hatten die Tommies die beiden Glotzaugen des Scherenfernrohres bald entdeckt und suchten ihnen mit Feldgeschossen das Sehen zu vertreiben. Sie begnügten sich aber, von Zeit zu Zeit in das Nachbarzimmer und ein Gemach zu ebener Erde zu funken. Und alle Hilfeschreie des Klaviers, das darin stand, nützten ihm nichts. Zwei Bauchschüsse rissen ihm die Eingeweide aus dem Leibe. Ein grauer, mürrischer Morgen suchte das Gelände ab. Und da er nichts fand, was geeignet war, seine Laune zu verbessern, verzog er sich und machte der Sonne Platz, deren Scheinwerfer sich im Osten am Horizont langsam in die Höhe tasteten. Das Artilleriefeuer auf die Stellung war lebhafter geworden. Und doch, immer wieder, wenn sich der Rauch verteilt hatte, kauerten noch unversehrte graue Helme in ungetroffenen Granatlöchern.

Plötzlich erhob sich im Haus des Gefechtsstandes ein wildes Geschrei: „Zwei Tanks! Zwei Tanks! Zwei Tanks!— Wo? Wo? — Auf der Chaussee!" Alle Augen, alle Gläser jagten die Chaussee entlang. Und richtig, ganz hinten, von links auf der Chaussee, kam es wieder an, was Shakespeares Phantasie in seinem Birnamwald geträumt hatte: zwei plumpe, riesige, schwarze Erdhaufen waren lebendig geworden und schoben sich, wie regungslos, im Schneckentempo auf der Straße heran. Lächerlich langsam, gewiß, aber sie kamen vorwärts, immerhin. Und näher, näher, ohne daß ein Artillerieschuß fiel. Als wäre alles erstarrt vor Entsetzen. Obwohl der Anblick nicht neu war.

„Zur Artillerie!" klang der Befehl des Bataillonskommandeurs durch das Trümmerhaus. Verzweifeltes Krächzen des mißhandelten Anrufknopfes. Und dann der Unheilruf:„ Leitung zerstört!" Kommandeur und Adjutant drückten für einen Augenblick die Lippen fester aufeinander. Dann ruhig: „Meldegänger!" Im Nu stand, den Helm auf dem Kopf, den Stock in der Hand, einer der prächtigsten, unermüdlichen Kerle vor dem Kommandeur, die keinen Schuß abzugeben haben, wehrlos mit tausend Toden im hellen Tageslicht, im Dunkel der Nacht schwitzend, keuchend, aber unaufhaltsam um die Wette rennen: Die Meldung! Die Meldung! Sie muß weiter! Sie ist hundertmal wichtiger als das Leben eines braven Soldaten! Atemlos rannte der Meldegänger; über Trümmer, Schutt und Granatlöcher, durch zerfetzte Stacheldrahthindernisse, unbekümmert um Geschoßeinschläge, zur nächsten Batterie. Da, plötzlich, ratterte mitten in die herzbeklemmende Spannung hinein, durch die furchtbaren Keulenschläge der feindlichen Artillerie hindurch, rasendes Gewehrfeuer. Wahnwitziges Gebelfer der Maschinengewehre in der ersten Linie des Bataillons. Die Gläser herum: die englische Infanterie griff an. In drei dichten Wellen kamen sie von Norden und Nordwesten angelaufen, den Kopf vorgestreckt, das Bajonett, das im Morgenlicht bei jeder Bewegung blitzte, an wagerecht getragenem Gewehr aufgepflanzt. Voran die Offiziere mit gebieterisch nach dem Feind gestoßener Rechten. Die Gläser aus dem Gefechtsstand starrten unbeweglich. Die Lage konnte kritisch werden. Wenn die Tanks nah genug kamen, um noch einzugreifen, bevor der Angriff abgeschlagen war. Aber die braven Kerle zielten gut, zwanzigjährige Burschen neben vierzigjährigen grauen Familienvätern. Zu einem, zu zweien, zu dreien hier und da und dort in den feindlichen Wellen klappten die Angreifer nach vorn um, wie Klappscheiben auf dem Schießplatz. Die anderen aber liefen, als gälte es einen harmlosen Wettlauf zur deutschen Linie. Keiner unserer Leute legte sich hin. Die Gewehrschüsse peitschten, die Maschinengewehre spieen weiter Gift und Galle. Alles stand halb aus den Granatlöchern gereckt, auf dem Kopf den trutzigen Stahlhelm, und schoß; unbekümmert um die näherkommenden Tanks und um die ringsherum einschlagenden Granaten. Es wurden immer weniger der Engländer, die liefen. Und etwa 80 Meter vor der deutschen Linie lief keiner mehr. Still und verlassen lag das Vorfeld im Frieden der aufsteigenden Morgensonne. Nur die Menge regungsloser, länglicher, gelbgrauer Haufen bildete eine kleine Veränderung gegen zuvor. Da knatterte wieder Maschinengewehrfeuer über das Feld. Alle Stahlhelme waren verschwunden. Ein paar hundert Augen spähten über die Trichterränder. Die Tanks waren auf Schußweite heran und suchten die Granatlöcher zu fassen. Und mit einem Male drehten die Riesenungetüme ihre dicke Schnauze nach rechts, schnüffelten nach unten von der Chaussee herab und schoben den widerlich plumpen Leib hinterher. Und immer noch, immer noch fiel kein Artillerieschuß. Das Herz stockte den Beobachtern in dem zerschossenen Haus von Guemappe. Kamen sie von der Straße herunter, dann war das Verhängnis nahe. Immer wieder rückte der erste dicke Koloß nach vorwärts und jagte seine linke Breitseite unaufhörlich in das längs der Straße liegende Nachbarbataillon, das wie toll auf den fetten Wanst losfeuerte. Umsonst, die Gewehrpatronen schienen Mückenstiche in einer Nilpferdhaut. Ein schneidiger Kompagnie-Führer sprang mutig auf, um ihn die nächste Gruppe. Aus unmittelbarer Nähe schleuderten sie ihre Handgranaten gegen und unter das Ungetüm, dessen Lachen man zu hören glaubte ob all der nutzlosen Versuche. Seine Maschinengewehre fegten den tapferen Offizier und seine Begleiter hinweg. Da fuhr die Panik zwischen die übrigen. Einzeln, truppweise sprangen sie aus den Granatlöchern und stürzten zurück, sinnlos dem feindlichen Feuer ein zehnfach gutes Ziel bietend. Das war die Krisis. Der Kommandeur auf seinem Beobachtungsposten sah die Nachbarkompagnien zurückfluten. Sein eigenes Bataillon hing wie der auf „Freie Fahrt" stehende Arm eines Semaphors in der Luft. Wich auch sein rechter Flügel, waren die Stellung, beide Bataillone und Guemappe verloren. Aber noch sah er die Stahlhelme seiner Leute unbeweglich in den Löchern kauern.

„Zwei Melder!" Er zwang seine Stimme zur Ruhe. „Die linke Kompagnie, die 2te des Nachbarbataillons, macht sofort Kehrt und nimmt sofort wieder Anschluß an unsern rechten Flügel. Befehl von mir!" Befehl wird wiederholt, die Melder jagen übers Feld. In demselben Augenblick ein tiefstes Aufatmen des Adjutanten: „Hallo! Sie drehen nach links!" Wirklich; beide Tanks hatten sich wieder nach links auf die Chaussee geschoben und wälzten sich auf ihr vorwärts. War ihnen der Chausseegraben zu breit oder die Böschung zu hoch gewesen? Wer kennt die Seele solcher Biester! Und ah! — ein Aufatmen ging durch den ganzen Gefechtsstand — endlich schlug auch die erste deutsche Granate 50 Meter vor den Tanks auf der Chaussee ein. Unbeirrt wälzten sie sich weiter und wendeten mit einemmal ihre Schnauzen weiter nach links, auf Monchy zu. Es gelang ihnen diesmal auch, über den Graben zu kommen. Ein Volltreffer aber plötzlich in den zweiten. Hurra! Endlich, du Teufelsvieh! Der erste entkam vorläufig in der Richtung auf Monchy. Später ereilte auch ihn das Geschick. Der zweite aber blieb liegen, halb auf die linke Seite gekippt und wie ein Schornstein qualmend. Gleich darauf schoß eine jähe Flamme haushoch aus ihm empor. Stundenlang brannte er fort.

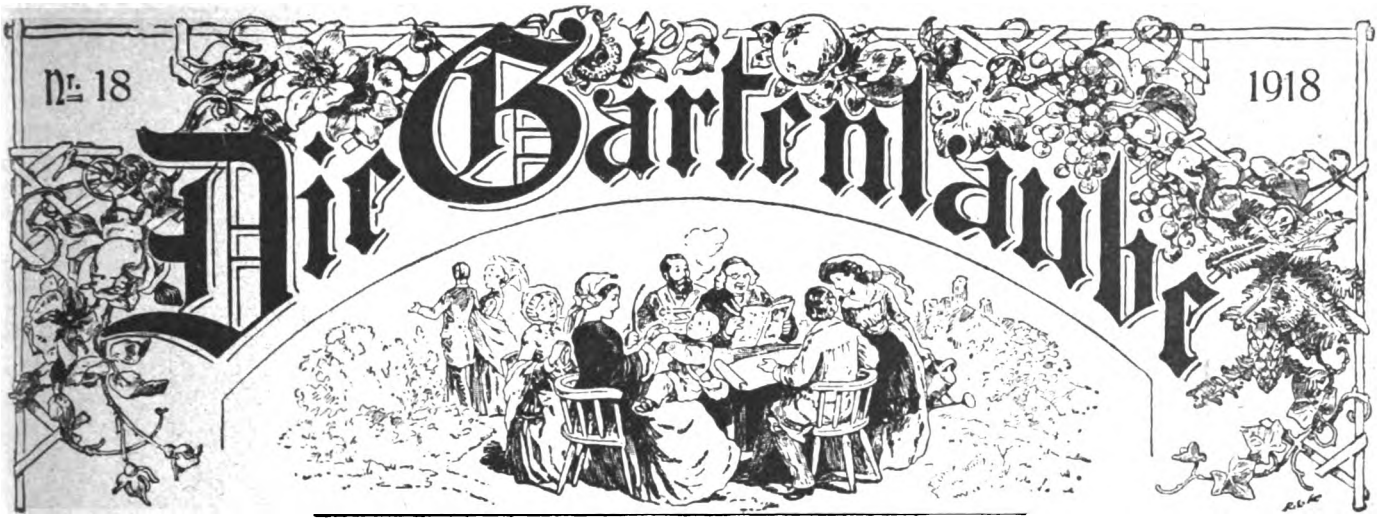
Inzwischen sah man, wie sich der größte Teil der zurückgegangenen Nachbarmannschaften etwa 400 Meter hinter ihrer früheren Stellung in fieberhafter Eile eingrub. Nur ihr linker Flügel ging wieder bis zur alten Höhe vor. Die Melder hatten ihren Auftrag glücklich ausgeführt.

Selbständig hatten sich derweilen die rechten Flügelgruppen der beiden anderen Linien des Bataillons nach rechts, mit Front nach der Chaussee zu, umgebogen, um sich mannhaft gegen Umfassung von rechts zu wehren. Ihre Lage war verzweifelt gewesen. Von ihrer Zähigkeit und Kaltblütigkeit hing das Schicksal des Tages ab. Wankte dieser rechte Flügel, der frei in der Luft schwebte, war die Stellung und das Bataillon verloren. Aber er hielt. Kein Wort kam dem Kommandeur und dem Adjutanten, während ihre Hände die Gläser fester umschlossen, über die Lippen. Nur die vier spähenden Augen leuchteten heller hinter den Prismen. Der Flügel hielt! Ohne Schwanken. Er hatte ja keinen anderen Befehl erhalten. Und doch war es allerhöchste Zeit gewesen, als die Nachbarkompagnie wieder vorn ankam und den rechten Flügel verlängerte. Denn eben, da sie in den Granatlöchern verschwunden war, zeigten sich die ersten Engländer rechts von ihnen oben an der Chaussee, und ihre Patronen pfiffen über das Feld.

Mittlerweile war es nun 7 Uhr vorüber und taghell geworden. Die Sonne stand fahlgelb im Osten. Der Tank hockte krumm, wie in dumpfer Wut, schwarzrauchend und flammend, an der Chaussee. Die englische Artillerie tastete weiter das Gelände ab. Von jener Höhe, die sich etwas über ein Kilometer weit, links vom Bataillon, von Wancourt nach Norden bis an die Chaussee hinzog, spielte das Maschinengewehrfeuer der Engländer über die Stellung des Bataillons, wie wenn ein Klavierspieler Tonleitern übt. Aber kein Feind ließ sich sehen. Hatte er genug von der ersten gründlichen Abfuhr? Es war den braven Verteidigern zu wünschen. Tagelang hatten sie keine Ruhe und nachts keinen Schlaf gehabt. Zähneklappernd vor Kälte hatten sie gewacht. Ein Aprilschneeschauer hatte ihre Kleider durchnäßt. Der Morgenkaffee wärmte längst nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**
Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.
Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.**
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Roman von Thea von Harbou.

(17. Fortsetzung.)

Die Blütenblätter fielen ab, tropften zu Boden wie schwere Flocken.

Aus dem zerstörten Kelch drängte sich die Frucht hervor, wuchs, rundete sich zum grünen Ball; unter seiner zunehmenden Fülle senkten sich die Zweige. Das starke Grün färbte sich und wurde leuchtend gelb. Zuletzt hing eine

Aug. Rupp, Saarbrücken, phot.

Frühling am Alpensee.

Digitized by Google

goldene Kugel am Ende jedes Zweiges. Die rechte Hand des Gauklers fuhr herab und brach die schönste der Früchte. Er hielt sie zwischen zwei Fingern hoch empor, bückte sich und warf sie Irene in den Schoß.

Irene nahm die Frucht, ihre köstliche Frische mit Entzücken einatmend.

Als sie aufblickte, saß der Alte regungslos, die Hände auf den Schenkeln, an seinem Platz. Vor ihm stand der Blumentopf. Er war leer.

Irene wollte die Frucht ihrem Manne reichen; sie war verschwunden.

Der Radscha lachte.

„Da haben Sie Indien!" sagte er mit einer gewissen Gutmütigkeit. „Seine schönsten Früchte lösen sich in Luft auf, wenn sie einem in den Schoß gefallen sind. Der alte Bursche scheint heute guter Laune zu sein. Nehmen Sie Ihre Nerven in die Hand, meine Herrschaften! Er wird versuchen, Sie das Gruseln zu lehren."

Hinter dem Rücken des Alten war ein Knabe aufgetaucht, schmalhüftig und behend, mit einem verschmitzten Lächeln in den Augenwinkeln.

Der Alte erhob sich und griff eine Bambusstange auf, die am Boden gelegen hatte. Er stellte sie in der Mitte der Bühne hoch, so daß sich ihr Ende oberhalb der Ampeln in der Dunkelheit verlor.

Der Gaukler stieß einen Ruf aus, der an den Schrei eines Tauchvogels erinnerte. Er ließ die Stange los, die frei schwebend stehenblieb.

Mit der Geschwindigkeit eines jungen Affen kletterte der Knabe an dem Bambus empor, der sich unter seinen Sohlen leise wiegend bog. Als er das Gebiet der Ampeln überwunden hatte, war er plötzlich unsichtbar geworden.

Diesen Augenblick schien der Gaukler erwartet zu haben. Er starrte in die Höhe, murmelte etwas, verzerrte das Gesicht, warf sein Gewand ab und begann, dem Verschwundenen nachzuklettern.

„Wo hat er das Messer her?" flüsterte Irene, sich vorbeugend. „Er hat ein Messer zwischen den Zähnen!"

„Die Kerle scheinen Taschen in der Haut zu haben", antwortete der Fürst. „Wenn es möglich wäre, würden sie ein Arsenal von Werkzeugen in der Luft anlegen."

Er verstummte, Irenes Hand griff blindlings ins Leere.

Hoch über ihnen, in der Dunkelheit der Kuppel, erscholl wütendes Geschrei, durchgellt von Hilferufen wahnsinnigster Angst. Es war, als jagten zwei Dämonen in Flucht und Verfolgung sich durch die Bogen der gewölbten Decke und rund um die Säulen. Das Geschrei schwoll auf und ab, entfernte sich und kam wieder näher und gipfelte zuletzt, hoch über den Köpfen der Sitzenden, in einem markerschütternden Kreischen der Todesangst, das erstickt wurde von dem heulenden Frohlocken des siegreichen Verfolgers. . .

Darauf war es eine Weile still. Die Zuschauer rührten sich nicht. Die Ampeln brannten ruhig in ihrer dummen Buntheit. Das Bambusrohr stand sinnlos aufgereckt, frei und gespenstisch ins Dunkle ragend. Eine Ampel, die über der Bühne hing, malte am Fuß des Bambusrohres einen leise schwankenden Lichtfleck auf das Holz.

In diesen Lichtfleck mitten hinein fiel aus der Höhe ein Arm, ein blutiger Stumpf mit einer im Todeskampf verkrallten Faust. Ihm folgte ein Bein; die nasse Schnittfläche leuchtete. Der zweite Arm fiel auf den ersten, fast gleichzeitig kam auch das andere Bein herab. Dann der Rumpf. Zuletzt der Kopf des Knaben. Er kam auf den Hals zu stehen und wies den Schauenden einen aufgerissenen Mund und blutunterlaufene, gebrochene Augen.

„Er macht es wirklich ausgezeichnet!" sagte der Radscha sehr befriedigt.

Irene sagte nichts. Sie zitterte am ganzen Leibe. Miriam war neben ihr vornübergefallen und erstickte das Wimmern ihres Entsetzens zwischen ihren Fäusten.

Mit einem unaussprechlich wilden Lächeln blickte der Fürst auf das Mädchen hinab.

„Gestatten Sie, gnädige Frau?" fragte er, nach einer Zigarette greifend.

Irene sah ihn verstört an. Sie gab keine Antwort.

Fürbringer, dem der Fürst die Zigarettenschale anbot, lehnte dankend ab. Für einen Augenblick kreuzten sich die Blicke der beiden Männer.

„Sie rauchen nicht. . . Da muß ich auf der Hut sein", meinte der Fürst lächelnd.

„Ich hoffe, Eure Hoheit haben das nicht nötig", sagte Fürbringer sehr ernst.

„Man hat es immer nötig", war die Antwort des Fürsten.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen.

An der Bambusstange turnte der Alte herunter. Er trug einen großen, flachen Weidenkorb unterm Arm, bückte sich und sammelte den zerstückelten Körper in das Geflecht. Er schob den Deckel darüber und rüttelte den Korb, als wollte er Getreide sieben. Dabei plärrte er unaufhörlich ein und dasselbe Wort in langgezogenem Singsang vor sich hin.

Endlich kam ein zufriedenes Glucksen aus seiner Kehle. Er setzte den Korb nieder, hob den Deckel ab und ließ den Knaben äußerst lebendig, verschmitzt und munter herausspringen.

Er zeigte das Innere des Korbes, es war leer wie ein ausgetrunkenes Ei.

Unter dem johlenden Beifallsquieken der unsichtbaren Instrumente verschwanden die beiden, ihr Werkzeug mit sich nehmend.

„Ich wußte im voraus, daß die Geschichte Ihnen etwas aufs Gemüt schlagen würde", sagte der Radscha liebenswürdig bedauernd. „Aber derartige Scherze gehören zum eisernen Bestand einer indischen Unterhaltung. Zu etwas weniger Angreifendem! Ramigani! Die Tänzerinnen!"

Die Musik in den Palmen brach plötzlich ab. Die grünlebendigen Vorhänge teilten sich und ließen drei Mädchen vortreten, zarte und junge Geschöpfe, nackt bis auf den dünnen Rock, der ihnen von den Hüften zu den spangengeschmückten Knöcheln fiel, flimmerndes Geschmeide über den kleinen, hochstehenden Brüsten.

Ihnen folgte ein Mann mit einem Deckelkorb und einer kleinen Flöte.

Er hockte sich ein wenig abseits in den Schatten, den Zuschauern den Rücken zuwendend, hob den Deckel vom Korb und setzte die Flöte an den Mund.

Beim ersten Ton des klagenden Instrumentes fiel von oben her, aus unerforschlicher Quelle, ein grellweißes Licht auf die Tänzerinnen, daß sie mit ihrer bronzenen Haut im Gefunkel der Steine wie edle Statuen standen.

Sie regten sich nicht; sie hielten sich unbeweglich. Die Flöte klagte und schrie. Es war weder Melodie noch Rhythmus in ihren Tönen. Es war, als suchte ein lebendiges Wesen nach dem zu ihm gehörigen Ton, ohne ihn zu finden.

Auf einmal stand gegen das grelle Licht, das die Tänzerinnen badete, ein kleiner, fremdartiger Schatten.

Aus dem offenen Korb war eine Schlange geglitten und richtete sich vor den Mädchen auf. Unter ihrem flachen, breiten Kopfdreieck blähte sich die Haut des Halses wie ein Schirm.

Die Töne der Flöte gerieten in Taumel. Sie jagten sich selbst und überstürzten einander.

Der Kopf der Kobra zuckte hin und her. Sie wiegte sich, auf ihrem Leibe sitzend. Und wie sie, so begannen auch die Körper der Mädchen sich zu regen. Wellen durchliefen sie von den Schultern bis zu den Knien. Das Gewebe um ihre Hüften fing zu schwingen an. Strahlenbündel sprühten aus dem Geschmeide ihrer Brüste. Ihre

Digitized by Google

Friede mit Rumänien: Rumänische Flüchtlinge kehren in ihr Heimatdorf zurück.

Für die „Gartenlaube" gezeichnet von Kurd Albrecht.

Digitized by Google

Arme wanden sich wie Nattern. Sie schlossen die Finger, auf denen smaragdgrüne Steine funkelten, daß ihre Hände selbst wie Schlangenköpfe erschienen.

Vor ihnen tanzte die Schlange . . .

Die Flöte schrie.

„Selbstverständlich ist es Unfug, zu glauben, daß die Schlange sich von der Musik beeinflussen lasse", bemerkte der Radscha, den Rauch der Zigarette durch die Nüstern blasend. „Die Schlange ist genau so unmusikalisch wie ein Stuhl. Das Geräusch, das Licht und die Bewegungen der Tänzerinnen regen sie auf. Das ist alles. Unsere Schlangenbändiger sind allesamt große Schwindler. Sie machen Ihnen weis, daß die Kobra im Vollbesitz ihrer Giftzähne sei. Aber mit Ausnahme der wenigen, die sich aus Stumpfsinn der Gefahr des Bisses aussetzen, weil sie die Anmaßung besitzen, die Gottheit für ihr eigenes Narrentum verantwortlich zu machen, wird kein Schlangenbeschwörer mit einer Kobra arbeiten, der das Tier nicht vorher einige Male veranlaßt hat, in ein Tuch zu beißen. Dann sind sie für einige Zeit außer Gefecht gesetzt und unschädlich wie Ringelnattern."

„Trotzdem weiß ich nicht, ob ich nicht einen guten Stockhieb der fragwürdigen Probe aufs Exempel vorziehen würde", sagte Fürbringer etwas abweisend.

„Davor lassen Sie sich warnen", entgegnete der Fürst. „Seit die Kobra, wie die Sage behauptet, mit dem Schirm ihres Halses das Haupt des sinnenden Buddha vor der Sonne schützte, ist sie dem Hindu heilig, obwohl er von Buddha selbst fast nichts mehr weiß . . . Die Tänzerinnen taugen nichts. Sie sind träge wie junge Kühe. Lassen Sie Miriam tanzen! Sie ist biegsam wie ein junger Bambusschößling und hat in ihren Gliedern das lebendige Echo der Flöte."

„Nein!" rief Irene, fast zu laut.

„Wir sind mit den Leistungen der Tänzerinnen durchaus zufrieden, Hoheit", fügte Fürbringer hinzu.

Der Radscha lächelte.

„Weil Sie Besseres nicht kennen", meinte er. „Ich aber will, daß Sie Indien selbst tanzen sehen. Tanze, Miriam!"

Miriam stand auf. Sie hob die Hände zur Stirn. Ihr Gesicht war grau wie Asche.

„Ich bitte Eure Hoheit, Miriam den Tanz zu erlassen", stammelte Irene, das Mädchen in ihre Arme nehmend. Miriam stand aufrecht in ihren Armen, als wäre sie von Holz.

„Warum?" fragte der Radscha erstaunt. „Die Schlange ist absolut ungefährlich. Darf ich Sie davon überzeugen?"

Er erhob sich, trat an die Bühne heran und streckte die Hand nach der Kobra aus. Schnell wie ein Gedanke fuhr das Tier herum und schlug mit dem Kopf nach seinem Handgelenk.

„Sehen Sie!" sagte der Inder. Auf seiner mattbraunen Haut standen zwei winzige Blutstropfen. „Sie ist etwas aufgeregt", fügte er gleichmütig hinzu. „Das hat nichts zu sagen. Ihr Biß würde keinen Vogel töten. Genügt Ihnen die Probe?"

Irene erwiderte nichts. Sie ließ Miriam los.

„Fange die Kobra ein!" rief der Fürst. „Sie will entwischen."

Der Schlangenbeschwörer gehorchte. Er ließ das Tier in den Korb schlüpfen und schloß den Deckel darüber. Das weiße Licht erlosch. Die Bühne lag in der Buntheit der Ampeln wie in farbigem Wasser.

„Vorwärts, Miriam", sagte der Radscha.

Miriam gehorchte. Sie stieg auf die Bühne hinauf und stellte sich in die Mitte. Das weiße Licht entzündete sich über ihrem Kopfe. Sie stand mit weit offenen Augen und hängenden Armen. Über ihrer Stirn, halb in der Schwärze des Haares vergraben, leuchtete ein großer grüner Stein.

Die Flöte begann ihr zerfetztes Lied. Der Deckel des Korbes hob sich. Die Schlange glitt daraus hervor. Sie richtete sich vor dem Mädchen auf. Die Haut ihres Halses blähte sich.

Und die Schlange und das Mädchen begannen zu tanzen.

Miriams Augen hingen an dem Manne, den ihre kleine Seele liebte. Sie tanzte, als tanzte sie im Traum. Ihre Lippen standen offen. In den Adern ihres Halses schlug das Herz.

Fürbringer sprang auf.

„Komm herunter, Miriam!" rief er außer sich.

Im selben Augenblick schlug die Schlange nach dem Fuß des Mädchens — zog sich sofort zurück, noch immer hochaufgerichtet hin und her zuckend, mit geblähtem Halse.

Miriam stand bewegungslos. Nur ihre Lider zitterten. Der Jammer der Flöte kreischte fort. Miriams Lippen regten sich. Sie streckte die Arme aus.

„Sahib!" rief sie. Und fiel vornüber. . .

Irene schrie laut auf. Fürbringer tat einen Sprung und stand auf der Bühne. Wie ein Schatten glitt der Flötenspieler an ihm vorbei, die Kobra einzufangen. Fürbringer kam ihm zuvor. Er bückte sich, packte einen der niedrigen Tische, riß ihn zu sich hinauf und schmetterte ihn mit voller Wucht auf den Leib der Schlange.

Hinter ihm schrie Irenes Stimme: „Nimm dich in acht! Die andere! — Die andere Schlange!" —

Fürbringer achtete nicht darauf. Er riß Miriam in seine Arme und rief sie bei Namen.

Aber sie hörte ihn nicht mehr.

Irene stand neben ihm.

„Einen Arzt!" rief sie. „So holt doch einen Arzt!"

Niemand antwortete.

Fürbringer spürte den Krampf des Sterbens, der Miriams Glieder folterte. Er knirschte vor Wut mit den Zähnen. Er wandte den Kopf nach rechts und links in verzweifeltem Zorn. Er sah dem Schlangenbeschwörer ins Gesicht und erkannte Ramigani.

Ein roter Nebel wogte vor seinen Augen auf und ab. Er suchte mit dem Blick den Fürsten.

Der Fürst lächelte.

„Du Hund —!" schrie Fürbringer ihm in die Augen hinein.

Er ließ den entseelten Körper Miriams zu Boden gleiten und wollte auf den Inder eindringen. Irene warf sich ihm in den Weg.

„Fort — !" rief sie, den Mann an beiden Armen rüttelnd. „Um Gottes Barmherzigkeit willen — laß uns fortgehen! Siehst du nicht, daß der Tod über uns ist?"

Fürbringer warf einen Blick rundum. Der Fürst war verschwunden. Sie waren allein im Saal.

Er packte die Hand seiner Frau und riß sie mit sich.

Hinter ihnen erloschen die Lichter.

Sie rannten im Dunkeln. . .

* * *

„Den Weg —! Weißt du den Weg?"

„Welchen Weg — ?"

„Nach unseren Zimmern!"

„Ich will nicht nach unseren Zimmern. Wir betreten sie nicht mehr. Ich lasse dich nicht eine Sekunde mehr, als unumgänglich nötig ist, in diesem verfluchten Hause, wo der Tod umgeht! Laufe, was du laufen kannst! Bleibe mir auf den Fersen! Wir müssen einen Ausgang nach dem See gewinnen. Der Palast hat hundert Ausgänge. Es gilt nur, ein Boot zu finden — dann hinein und fort —!"

Sie liefen, nicht mehr sprechend, nebeneinander her. Eins hörte den Atem des andern keuchen. Säulen, Treppen, Hallen flogen an ihnen vorbei, von einem ungewissen Licht, das dem des Mondes glich, von oben her gestreift.

„Falle nicht — !" schrie der Mann, die Frau am Arm zurückreißend. Es ging eine Treppe hinab. Die Stufen waren naß und glatt und leuchteten, wie mit Phosphor bestrichen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Gang durchs Pferdelazarett.

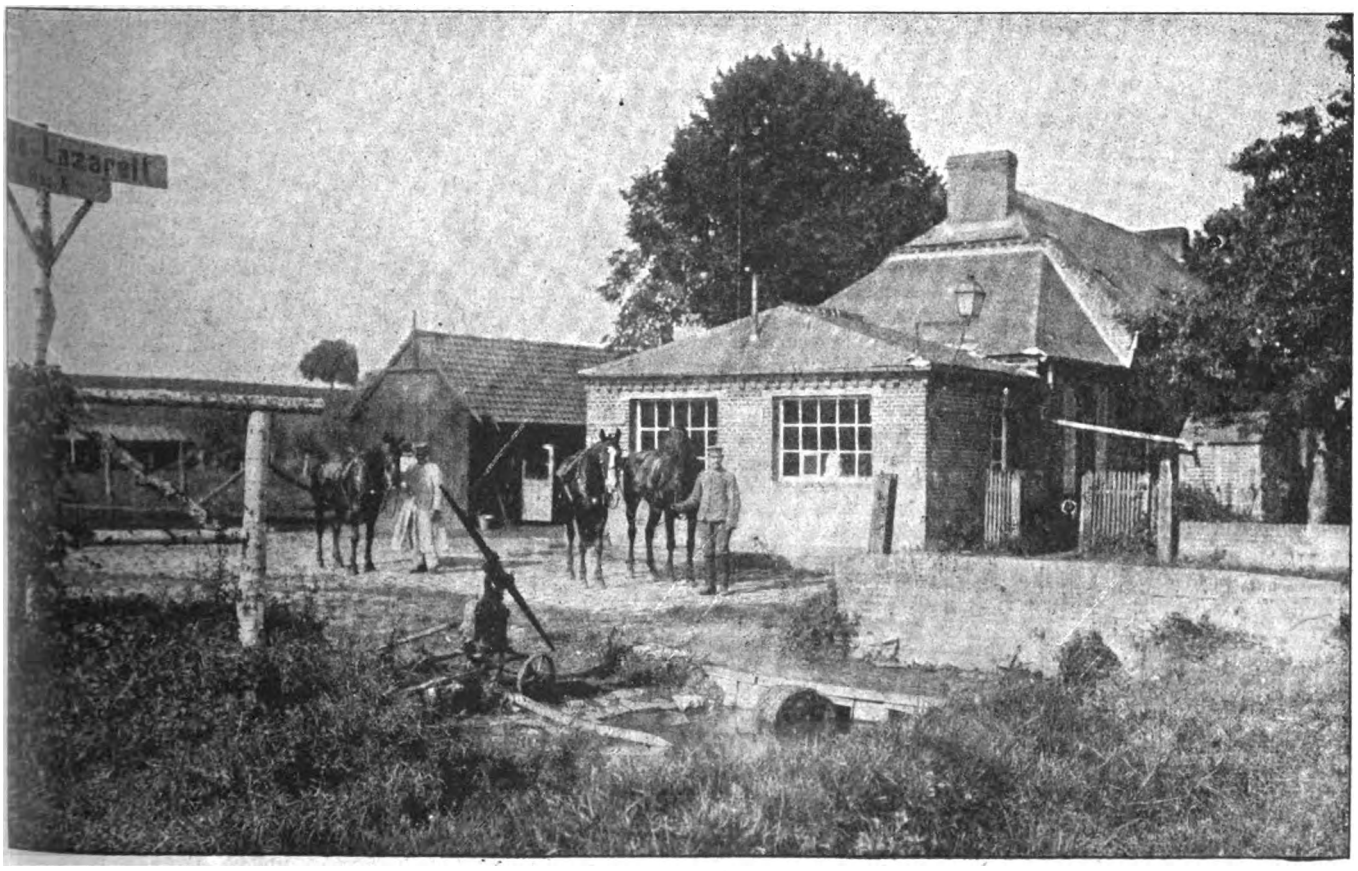
Von F. v. B. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Gebrüder Haeckel, Berlin.

Bereits in Nr. 31 des Jahrgangs 1916 haben wir unseren Lesern in einem längeren Aufsatz vor Augen geführt, wie die Armee für ihre verwundeten und kranken Pferde sorgt. Galt es damals einen allgemeinen Überblick über die gesamte Fürsorge von der einfachen Pferdesammelstelle unmittelbar hinter der Front bis zum ständigen Pferdelazarett im Heimatgebiet zu geben, so wollen wir heute unsere Leser lediglich durch das Pferde-Feldlazarett eines Armeekorps an der Front geleiten.

„Durch sachgemäße Beratung der militärischen Vorgesetzten, besonders bei Erhaltung der Marschfähigkeit der Truppenpferde und bei Verhütung des Ausbruchs von Seuchen, erwirbt sich der Veterinäroffizier ein großes Verdienst um die Schlagfertigkeit des Heeres"; mit diesen Worten gibt die Militär-Veterinär-Ordnung den Grundgedanken und die Richtlinien für die gesamte Behandlung dieser unersetzlichen Helfer im Kriege. Machen wir uns nun von vornherein klar, daß dank der aufopferungsvollen, selbstlosen Tätigkeit unserer Veterinäre und ihres Hilfspersonals im Verlaufe des Krieges nur ca. 5% aller in die Pferdelazarette eingelieferten Tiere dort eingingen oder als unheilbar getötet werden mußten, während nahezu 80%, wenn auch häufig erst nach Wochen und Monaten sorgfältigster Pflege, der Truppe als völlig „v" wieder zugeführt werden konnten, so kann man wohl mit Recht behaupten, daß diese Erfolge wahrlich ein großes Verdienst um die Schlagfertigkeit des Heeres bedeuten. Die fehlenden 15% bilden diejenigen Tiere, welche wohl arbeitsfähig wiederhergestellt werden konnten, aber dauernd einen Fehler behalten, der sie nicht mehr als felddienstfähig erscheinen läßt. Sie bilden eine willkommene Ergänzung der Bestände unserer Landwirtschaft, wo sie oft noch jahrelang Dienst tun können. Dort sind diese Pferde zur Landarbeit und, besonders die Stuten, zu Zuchtzwecken sehr willkommen, um so mehr, als sie alle durch einen Kreuzbrand am linken Oberschenkel kenntlich gemacht sind, was die Besitzer einerseits vor dem erneuten Zugriff der Heeresverwaltung, andererseits aber auch diese vor Betrugsversuchen gewissenloser Händler schützt.

1. Pferdetransportwagen mit einem Patienten auf dem Wege zum Lazarett.

Doch nun in unser Feldlazarett. Im Kampfgebiet, unmittelbar hinter der fechtenden Truppe, hat es an durchlaufender guter Straße und möglichst mit Bahnverbindung in Richtung zur Heimat



2. Eingang zu einem Pferdelazarett.

Digitized by Google

3. Fesselung eines erkrankten Pferdes vor der Operation.

sein Heim aufgeschlagen. Sein militärischer Leiter ist meist ein altgedienter Kavallerieoffizier, oft auch ein Reserveoffizier, Landwirt oder Gestütsdirektor im Zivilverhältnis, unbedingt aber ein erfahrener Pferdekenner und Sachverständiger. Ihm zur Seite steht der Chefveterinär als ärztlicher Leiter des Lazarettes, mit einem meist recht umfangreichen Stabe von Veterinäroffizieren und Feldunterveterinären sowie von Studierenden der tierärztlichen Hochschulen, welche die günstige Gelegenheit zur weitestgehenden Ausbildung wahrnehmen. Dazu tritt selbstverständlich ein außerordentlich zahlreiches Pflege- und Warteperſonal von Unteroffizieren und Mannschaften, gilt doch gerade im Lazarett mehr noch als sonst das alte Wort; „Gut geputzt, ist halb gefüttert", — ja es kann hier sogar in „halb geheilt" variiert werden.

Als Unterkunftsort werden dem Pferdelazarett stets möglichst weitläufig angelegte Baulichkeiten angewiesen. Geräumige, luftige Stallungen sind Vorbedingung, weite, sonnige Hofräume, Koppeln und Weidegang sind erwünscht. Ist die Kaserne eines berittenen Truppenteils verfügbar, so wird sie natürlich allem anderen vorgezogen, aber auch Gutshöfe werden gern gewählt, wie wir an unserem zweiten Bilde sehen. Kaum ist das Quartier gewählt, so entwickelt sich ein äußerst reges Leben im neuen Standort, gilt es doch, das Lazarett zum Empfang der Patienten

4. Niederwerfen des gefesselten Pferdes zur Vornahme einer Operation.

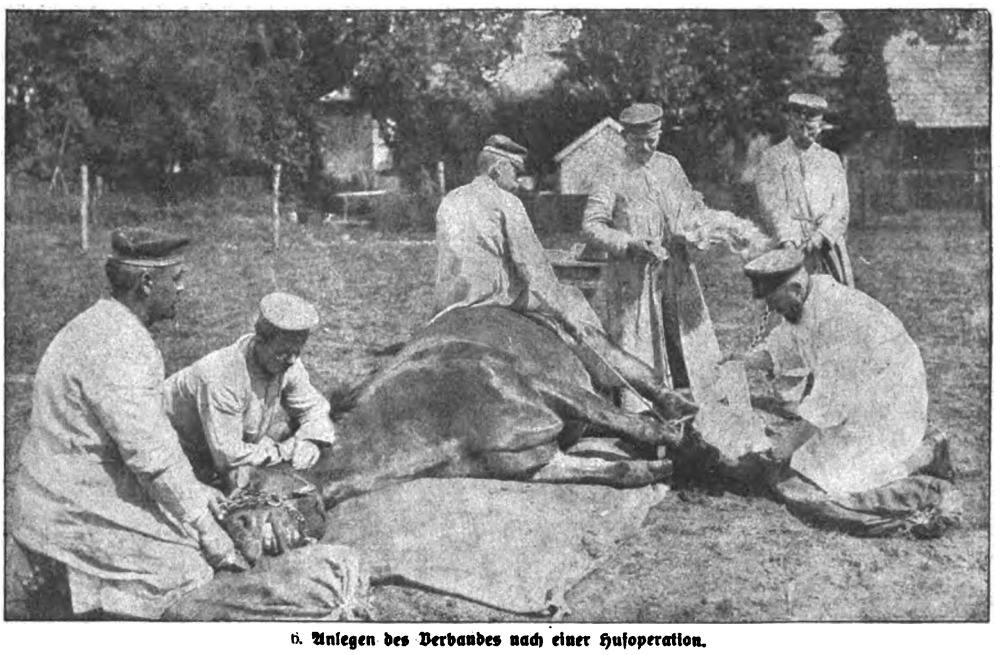
5. Das Pferd fällt beim Niederstürzen auf das Operationspolster.

bereitzumachen. Da heißt es, getrennte Stationen einrichten für innere Leiden und für äußere Verletzungen. Während letztere lediglich eine Abteilung für lahme Pferde und eine zweite für solche mit sonstigen Schäden birgt, hat der Chefveterinär mit der Einrichtung der inneren Station sehr viel Sorge. Ist es doch vor allem notwendig, von der eigentlichen inneren Station, welche die Pferde mit den Erkrankungen der inneren Organe, des Herzens, der Lunge und der Verdauungsorgane, aufnehmen soll, räumlich völlig getrennt die Seuchenstallungen zu schaffen. Drei Krankheiten sind es vornehmlich, die hier zu berücksichtigen sind, und die bei ihrer Gefährlichkeit noch eine Trennung für erkrankte und bloß verdächtige

Digitized by Google

Tiere erfordern: der Rotz, der fast ausnahmslos tödlich ist, die Brustseuche und die Räude. Bei der ungeheuren Ansteckungsgefahr dieser drei Seuchen ist naturgemäß sorgfältigste Verhütung jeder Weiterverbreitung die Hauptsache, was beim Rotz dazu führt, daß jedes daran erkrankte Pferd, sobald dies mit Sicherheit festgestellt wurde, getötet und der Kadaver zur Vernichtung der Ansteckungskeime sofort verbrannt oder mindestens vergraben wird, eine Sicherheitsmaßnahme, die bei der Einrichtung des Lazaretts natürlich auch wieder besondere Vorarbeiten erfordert.

Kaum ist das Lazarett fertiggestellt, so treffen sicher auch bereits die ersten Patienten ein. Zu jeder Tages- und Nachtstunde gibt es nun Zugang; meist an der Hand geführt bringt sie der Pferdepfleger vom Truppenteil, häufig aber beordert auch Telephon oder



6. Anlegen des Verbandes nach einer Hufoperation.

7 Pferd in Rückenlage bei einer Kehlkopfoperation.

Telegraph den Pferdetransportwagen (Bild 1) zur Ortsunterkunft, und dann heißt es für das Pflegepersonal, besonders bei schweren Erkrankungen oder Verletzungen, wo die Gefahr des Verblutens naheliegt, so schnell wie möglich der Anforderung Folge leisten und bei Sturm und Wetter, oft mitten in der Nacht, aufbrechen. Es ist also wahrlich kein leichter Dienst, den die Mannschaften und Veterinäroffiziere haben.

Jeder eingelieferte Patient wird naturgemäß zunächst auf das sorgfältigste untersucht, wobei die Prüfung auf Seuchenverdacht an erster Stelle erfolgt. Zum Glück steht ja die Veterinärwissenschaft auf einer so hohen Stufe, daß die drei meistgefürchteten Seuchen unschwer festzustellen sind. Bei der gefährlichsten, dem Rotz, wird in modern ausgestatteten Pferdelazaretten, die mit fahrbaren Blutuntersuchungsstellen ausgestattet sind, grundsätzlich zur Blutprobe geschritten (Bild 8), die mit Sicherheit auch äußerlich nicht erkennbare Formen dieser heimtückischen Krankheit nachweist. Hat sich der Ankömmling als seuchenfrei erwiesen, so wird er je nach seinem Leiden der in Frage kommenden Station zugewiesen. Dort wird selbstverständlich über jedes eintreffende Pferd genau Buch geführt — so genau, daß sogar nach Tag und Stunde dauernd nachgewiesen werden kann, in

8. Blutentnahme von einem Pferde zwecks Untersuchung auf Rotz.

Digitized by Google

9. Innenansicht eines Lazarettstalles.

welchem Stand und zwischen welchen Nachbarn es gestanden hat. Eine Sorgfalt, die sich schon oft belohnt hat, wenn trotz aller Vorsicht ein Patient sich als mit einer Seuche behaftet erwies, und hierauf durch sofortige Isolierung der Nachbarpferde einem Umsichgreifen der Gefahr vorgebeugt werden kann. Ist dann der Hufbrand erfolgt, der laufende Nummer und das Kennzeichen des Lazarettes anzeigt, so wird noch eine Tafel mit gleicher Nummer in Schweif oder Mähne eingeflochten, und der Patient kann seine Stallabteilung (Bild 9) beziehen, bis er später geheilt zum alten Truppenteil zurückkehrt oder, falls dieser hierauf verzichtet oder im Austausch bereits geheilte Pferde empfangen hat, an die Sammelstelle des Armeekorps überwiesen werden kann.

Weit mehr Arbeit als die innere Station macht den Ärzten sowie dem Pflegepersonal die äußere (chirurgische). Die häufigsten Erkrankungen bilden hier wohl die Verletzungen des Widerristes (durch Sattel- oder Geschirrdruck) und der Hufe. Hier kann meist nur schnelle Operation Rettung bringen. Leichtere Fälle werden grundsätzlich am stehenden Pferde, meist im Notstand, einem dem Barren der Turner ähnlichen Gestell, ausgeführt, bei schweren Operationen wird das Werfen des Tieres auf die Operationsmatte notwendig (Bild 3 bis 6), wo nicht nur der Arzt ein leichteres Arbeiten hat, sondern auch nicht durch Schlagen gefährdet ist. Durch die Art der Fesselung mit vier Seilen, die im Haltetau zusammenlaufen, wird erreicht, daß das nicht chloroformierte Tier an heftigen Bewegungen gehindert ist, und daß die Wärter durch leichten Gegenzug alle dahingehenden Versuche ausgleichen können. Schließlich zeigt uns Bild 7 eine Operation in Rückenlage, wahrscheinlich handelt es sich um eine Kehlkopflähmung, also um einen Roarer, dem der Luftröhrenschnitt gemacht wird, um ihn vom Erstickungstod zu retten. Nach Einsetzen einer Kanüle und einer Pflege von einigen Wochen wird auch dieser Patient wohl noch lange Jahre Dienst tun können, gibt es doch sogar Rennpferde, die mit dieser „Ersatzluftröhre“ manchen Sieg landen.

Erwähnen wir zum Schlusse noch, daß ein gut organisiertes Pferdelazarett auch eine Abteilung für Mutterstuten nebst Fohlenkoppel hat, so werden unsere Leser wohl überzeugt sein, daß selbst unter den harten Notwendigkeiten des Krieges beim Heere alles geschieht, was man billig an Fürsorge für unsere vierbeinigen Kriegskameraden verlangen kann, um ihre Leiden zu erleichtern und ihre Gesundung herbeizuführen.

AM ABEND

Ach wenn du sehen könntest,
Wie meine Wiese blüht,
Und wie der Abend drüber
Rosig verglüht!
In allen Büschen und Bäumen
Raunt und flüstert es sacht . . .

Hast du auf fernen Wegen
Wohl einmal an mich gedacht?
Ich hab' dich nie vergessen,
Und wenn der Tag vergeht,
Wird alles Deingedenken
Mir ein Kindergebet:

Jahre kommen und gehen . . .
Sieh, meine Seele ist rein,
Und niemand soll drin wohnen,
Als du,
Als du allein . . . . .

Käte Tiebel.

Digitized by Google

Frieden im Osten und die Diplomatie einst und jetzt.

Von Dr. Freiherrn von Mackay.

Dem deutschen Durchschnittskritiker erscheint der Diplomat alten dunklen Überlieferungen nach als eine im Lehnsessel anmutig dahingestreckte und an den Zeichen vorzeitiger Ergreisung erkennbare Musterkarte aller staatsmännischen Untugenden, Fehler und Beschränktheiten. Der Brite wirft ihm grobe Unkenntnis der fremdländischen Verhältnisse bei ebenso großem Eigendünkel vor, nach dem Erfahrungssatz, daß Dummheit und Stolz auf einem Holz wachsen. In Frankreich ist man überzeugt, daß er seit der romantischen Zeit der seligen Pompadour sein Wesen nicht geändert habe, derselbe allem modernen demokratischen Geist fremde Höfling geblieben sei, der vor ausländischen Königen und Kaisern katzbuckele und die Republik würdig zu vertreten weder Geist noch Mannhaftigkeit noch guten Willen genug besitze. In den amerikanischen Witzblättern geht der Diplomatentyp um, der unrasiert, in vorsintflutlichem Gehrock und dröhnenden Stulpstiefeln auf dem schlüpfrigen Parkett der politischen Bühne Europas sich nicht zu benehmen weiß. Kurz, so scharf sich die Großmächte in den Gegensätzen ihrer politischen Weltanschauung gegenüberstehen, so einmütig sind sie in der Auffassung, daß jede von ihnen über den ausgesucht rückständigsten Generalstab für die staatsmännische Kriegführung verfügt.

Heute nun sind im Osten diplomatische Schlachten ersten Ranges geschlagen worden; es bietet sich also die beste Gelegenheit, aus den Erfahrungen der Praxis die Probe auf die Richtigkeit oder Irrigkeit solcher Auffassungen zu machen. Eine Prozeßsache steht zum Termin, die an Umfang und Gewicht der zu lösenden Probleme gewiß hinter wenigen der großen Staatshandlungen, welche über Wohl und Wehe der europäischen Völker in den letzten Jahrhunderten entschieden haben, zurücksteht; aber wie vollkommen hat sich das äußere Bild des Dramas, hat sich sein Wesen und die gesamte Art und Technik der Inszenierung und Durchführung gegen frühere Zeiten geändert!

Man lasse vergleichsweise den Akt einer Friedensversammlung im Mittelalter vor dem geistigen Auge wiedererstehen. Dem gewählten Ort streben von allen Seiten die geistlichen und weltlichen Bevollmächtigten mit Roß und Reisigen zu. Ein ungeheurer Prunk wird entfaltet. Ob daheim Kruzifixe oder silbernes Tafelgerät eingeschmolzen werden mußten, gilt gleich; alles wird auf die Trumpfkarte gesetzt, schon durch den Glanz des äußerlichen Auftretens den politischen Gegner auszustechen. Die Dienerschaft eines einzelnen Geschäftsträgers geht oft in die Hunderte. Die Tagung beginnt. In dem reich geschmückten Saal versammeln sich nach strenger Etikette und Rangordnung die Legaten und Nuntien, dazu die ἀποκρισιάριοι oder Responsales von den griechisch-byzantinischen Höfen, dann die Ambasciadores, Residentes, Oratores, Ministri, jeder mit einem Gefolge von Senceschallen, Sekretären, Dolmetschern, Rechtsbeiständen und Kanzlisten. Farbenbunten Stroms fließen die vornehmen Gestalten ehrwürdiger Greise in edelsteinbesäten geistlichen Ornaten, ritterlicher Höflinge in rauschender Seide und umgürtet mit blinkendem Degen, stolzer Beamten mit scharf geschnittenen Profilen und beladen mit Orden und Ordensketten, geschäftiger Mittelspersonen, die lautlos geheime Fäden zwischen den Parteien, zwischen Parkett und Balkonen, Estraden und Lauben anknüpfen, durcheinander. Der Vertreter des Papstes, wenn nicht der Papst selbst, erscheint, und alles beugt sich aufs Knie zum Segensempfang. Die Verhandlungen beginnen. Lateinisch wird gesprochen, und der Geist der Renaissance und des Humanismus beflügelt die Rede: die Freude am ciceronisch-feingeformten Stil, am faszinierenden Schwung der Sprache, an aufblitzenden Gedankenraketen, an dialektischen und ästhetischen Feinheiten und Liebenswürdigkeiten. Ein Dante, ein Petrarca, ein Boccaccio haben einst als Gesandte geglänzt!

Tag und Nacht können sich nicht schärfer scheiden als ein solches Diplomatengelage von der Geschäftsführung in Brest-Litowsk. Der Versammlungsort war ein denkbar nüchterner, fast fabrikmäßiger Raum, und die Tagungen, die darin stattfanden, beherrschte der Geist nüchternen Geschäftssinns. Kein Prachtaufwand wurde getrieben, keine Kunst der Gedankenverschleierung galt als berufsgerechte und unentbehrliche Waffe des diplomatischen Geschäftsträgers. Die Gesandten erschienen im schwarzen Anzug oder schlichten Uniformrock. Die Etikette war einfachster Art, der Geschäftsgang rein sachlich bestimmt und durch keinen Formelkram, keine Redefloskeln und nichtige Wichtigtuerei belastet. Allenfalls hielten wohl die Vertreter des sozialistischen Regiments in Petersburg Reden zum Fenster hinaus zu Ehren des Tausendjährigen Reichs und ewigen Völkerfriedens, von dem sie träumten, mußten aber alsbald von der Gegenseite sich scharf bedeuten lassen, daß hohle Phrasen keinen Kurswert haben, Verschleppungskünste irgendwelcher Art nicht geduldet werden könnten. An die Stelle diplomatischer Geheimkünste treten die Hilfsmittel moderner Technik: Schreibmaschine, Telegraph, Telephon sind ununterbrochen bis in die Nächte hinein tätig, um bureaumäßig aufzuarbeiten, was in anstrengenden Sitzungen vorangebracht ist, und um den verwickelten Apparat der Verbindungen mit den politischen Mittelpunkten der verhandelnden Staaten aufrechtzuerhalten. Ja, es wurde, worüber die bepuderten Perücken früherer Zeiten sich zu Berg gesträubt hätten, in aller Öffentlichkeit verhandelt; was gestern in Brest-Litowsk geratet und getatet worden war, wußte morgen schon die Presse der ganzen Welt.

Und mehr noch! Das Verhandlungsangebot kam von den Führern einer Partei in Petersburg, die lediglich sich durch einen glücklichen Staatsstreich in den Besitz der Gewalt gebracht hatte, die niemals, auch nicht innerhalb des russischen Sozialismus, über eine Mehrheit verfügte, sondern nur gleichsam die Leveller-Gruppe des zarischen Reichs bildete, eine politische Sekte, wie sie in England aus den Independenten der Cromwellzeit hervorging, mit radikalsten Ideen von der absoluten Freiheit in Staat, Kirche, Gesellschaft und mit jugendlichen, rednerisch begabten und schwarmgeistigen Häuptlingen ohne jede staatsmännische Bildung und Erfahrung. Dementsprechend war nicht nur das Mandat der Herren Lenin und Trotzki, im Auftrag des russischen Volks zu sprechen, höchst zweifelhaft, sondern es mußte auch von vornherein damit gerechnet werden, daß der Komet ihrer Machtherrlichkeit am ersten besten Tag schnell, wie er aufgetaucht war, wieder untertauchte. So ergab sich abermals eine Problemverknotung, an deren Lösung der alte Diplomatenschimmel mit seinen legitimistischen Grundsätzen sich überhaupt kaum getraut hätte und die doch in einfachster Weise durchgehauen wurde: entgegen allem völkerrechtlichen Brauch wurden dritte Parteien, welche dem Staatsverband des einen der Unterhändler als nebengeordnete Mitglieder angehören, gleichsam wie Nebenkläger in der Streitsache über den Friedensschluß zugelassen, indem man vorab die Vertreter der Rada von Kiew wie Unterhändler eines bereits selbständigen Staatswesens behandelte.

Und der Erfolg spricht für das ungewöhnliche Verfahren: während die Bolschewiki sich als Herren der Lage fühlten und der Welt ihren sozialistischen Frieden glaubten diktieren zu können, hatten in Wirklichkeit die Vierbundmächte die besten Stichkarten in der Hand, stand ihnen jederzeit durch Rückgriff auf das autonomistische Programm der nichtrussischen Nationalitäten die Möglichkeit zu günstiger Rochade mit nachfolgendem Königsschach frei.

Formell läßt sich das Turnier in Litauisch-Brest am ehesten mit dem Wiener Kongreß vor hundert Jahren vergleichen, wo, nach der Erschütterung der ganzen Welt durch die Napoleonischen Kriege, mit der Masse der durch das blutige Völkerringen aufgeworfenen und nach Neuregelung drängenden Weltmachtfragen, namentlich was die mittel- und osteuropäischen Probleme anging, reiner Tisch gemacht werden sollte. Aber welche tiefe Kluft tut sich auch hier zwischen Sitten und Geist der Zeit damals und heute auf! Damals hieß es von der Versammlung im Capua an der Wien mit Recht: Le congrès danse, mais il ne marche pas. Die Hauptsache waren die großartigen Feste, die von den versammelten Monarchen, Fürsten, Ministern mit wetteifernder Verschwenderlaune gegeben wurden; die Arbeit blieb Nebensache. Mit Besprechungen über die Geschäftsordnung und die Beratungsform wurde unendlich viel Zeit vergeudet, die Plenarversammlung überhaupt nicht eröffnet, sondern nur in Ausschüssen getagt, und als schließlich die Flucht Napoleons von Elba den vergnügten Herren Angst einjagte und sie zu Beschlüssen drängte, da war, nach fast dreivierteljährigem Müßiggang, der eigentliche Friede längst in Paris geschlossen.

Und doch schwebte dem Wiener Kongreß bereits dieselbe große, damals hauptsächlich infolge des britischen Gegendrucks nicht zur Wirklichkeitsgestaltung gelangte Idee vor, die jetzt den eigentlichen Angelpunkt des Friedensschlusses mit Rumänien gebildet hat und deren Probleme mitten in den Kriegsstürmen glücklich gelöst sind: den ganzen Balkan wirtschaftlich Mitteleuropa durch einheitliche

Digitized by Google

Regelung der Handels- und Verkehrsbedingungen näherzubringen! So zeigt sich hier die Staatskunst wiederum in ganz neuem Licht moderner Arbeitsmethoden. Die Diplomatie früherer Zeiten würde die rumänische Streitsache vorab nach den dynastischen Fragen hin betrachtet haben, deren Entscheidung jetzt dem Volk, das den Hohenzollernfürsten wählte, anheimgegeben blieb, und im übrigen würden einem Staatswesen, das nach schnödem Bundesverrat der verdienten Strafe verfiel, völlig ohnmächtig zu Füßen des Besiegers zu liegen, die härtesten Friedensbedingungen lediglich in Rücksicht auf die Vorteile der triumphierenden Mächte diktiert worden sein.

Der Vierbund handelte anders. Er ist eben nicht, wie die Entente, eine Genossenschaft für organisierten Länderraub, sondern sein Ziel ist vornehmlich eine Neuordnung der Machtverhältnisse Mittel- und Osteuropas derart, daß deren möglichst dauerhafte Befestigung erzielt wird und in ihr auch die Besiegten, wenn sie wollen, einen gesicherten Platz zu friedlichem Neuaufbau des politischen und wirtschaftlichen Lebens finden. Insbesondere haben die Mittelmächte Bukarest gegenüber in der Hauptsache lediglich wirtschaftspolitische Interessen zu vertreten. Sie wollen, daß die Streitaxt zwischen Ungarn und Rumänien endgültig begraben wird, sie verlangen, daß es ein ihrem Einfluß unbedingt, auch in Kriegszeiten, gesichertes wirtschaftliches Hinterland werde, und sie schließen daher grundsätzlich nicht einmal die Wiederaufnahme Rumäniens in ein neues Bundesverhältnis aus.

Vor allem aber liegt ihnen an einer endgültigen, dem Geist und den Forderungen der Zeit gemäßen Lösung der Donaufrage. Artikel 52 bis 57 des Berliner Friedens vom 13. Juni 1878 verfügten die Einsetzung einer „Europäischen Donaukommission", bestehend aus Bevollmächtigten Frankreichs, Österreichs, Großbritanniens, Preußens, Rußlands, Sardiniens und der Türkei, als einer Art Aufsichts-, Rechts- und Verwaltungsbehörde für den Verkehr auf dem Strom. Es liegt auf der Hand, daß die Überantwortung von Stimmrechten an Mächte, die im Grunde an den Balkanangelegenheiten nur politisches, keinerlei wirtschaftliches Interesse haben, widernatürlich ist und notwendig zu unnützen Streitigkeiten führen mußte. Diesem Zustand ist jetzt ein Ende gemacht, die europäische Donaukommission durch eine „Kommission der Donauuferstaaten" ersetzt, also gleichsam nationalisiert, der Einfluß der Westmächte, namentlich Englands, und ebenso Rußlands, ausgeschaltet worden, wodurch eine einheitliche Regelung der gesamten Donau-Verkehrsprobleme so, wie es von allen namhaften Völkerrechtslehrern gefordert wurde, ermöglicht und der Rat der Donauuferstaaten selbst unter dem Präsidium der Mittelmächte zur allein maßgeblichen Instanz eingesetzt ist.

Mit solcher Freilegung des Donauwegs und vernunftgemäßer Neuregelung der Rechte aller Uferstaaten schimmert aber zugleich den Mittelmächten das Licht einer neuen Kultursendung im Osten auf: Es handelt sich darum, die gesamten um das Schwarze Meer gelagerten Ländergruppen dem großen, vielseitig verästelten Verkehrsstrom, der von Vorderasien über die Ägäis, den freigewordenen Donauweg und den Schwarzmeer-Ostseekanal der Zukunft zu Wasser und zu Land nach Europa flutet, anzugliedern, sie so aus dem Schlummer zu erwecken, in dem sie seit der Vernichtung ihrer Saatfelder durch den zweiten mongolischen Sturm dahindämmerten, und ihnen die Tür nach dem Westen zu öffnen, wohin sie die Gesamtheit ihrer Handels- und Kulturinteressen von Natur hinweist.

Kurz, die Diplomatie stellt sich in den Dienst der weitgespannten weltwirtschaftlich-verkehrsorganisatorischen Aufgaben der Gegenwart. Es ist nicht wahr, daß sie, wie die Nörgelei durch keinerlei Fachkenntnisse beschwerter Kritikaster meint, im Wechsel der Jahrhunderte „wie Moab auf den Hefen stillgelegen und ihren Geruch nicht verändert habe". Sie ist vielmehr stets, und heute mehr denn je, mit der Zeit vorangeschritten und hat sich deren Forderungen angepaßt. Aber zugleich vervielfachten sich die von ihr zu bewältigenden Aufgaben in neuen ungewöhnlichen Formen, so daß letzten Endes das Maß der Erfolgsmöglichkeiten im verwickelten Schachspiel, absolut genommen, nicht größer geworden ist als ehedem.

Wer das Problem von dieser Seite aus betrachtet, wird mit gerechtem Maßstab die Leistungen unserer Geschäftsträger in Litauisch-Brest, Buftea, Bukarest und Buzeu würdigen, aber auch vor übertriebenen Ansprüchen und Hoffnungen sich hüten, entsprechend einem unter den vielen goldenen Worten des Altmeisters der Staatskunst, Bismarcks, über die Diplomatie: „Wir können die Geschichte der Vergangenheit weder ignorieren, noch können wir die Zukunft machen; und das ist ein Mißverständnis, vor dem ich warnen möchte, daß wir uns nicht einbilden, wir vermöchten den Lauf der Zeit dadurch zu beschleunigen, daß wir unsere Uhren vorstellen. Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunterhalten, und wenn wir nach unreifen Früchten schlagen, so werden wir nur ihr Wachstum hindern."

Die Frühlingsmädchen.

Novelle von Rudolf Herzog.

(5. Fortsetzung.)

Friedel fuhr nach Hamburg zurück, war fröhlich und guter Dinge mit ihren Kranken, saß abends grübelnd in der Einsamkeit ihres Schwesternstübchens und reichte kurz danach ihre Entlassung aus dem Schwesternverband des Krankenhauses ein.

„Weshalb tun Sie uns das an?" fragte unmutig der leitende Arzt. „Sie wären in Kürze zur Oberin aufgerückt. Betrachten Sie die Krankenpflege auch als eine Mädchenspielerei wie so manche junge Damen?"

„Herr Geheimrat, ich habe einen Schwerkranken. Wenn ich ihm nicht helfe, geht er verloren."

Der alte Arzt schob die Brille auf die Stirn und sah sie lange an. Und sie erwiderte fest den Blick.

„Gehen Sie mit Gott, mein tapferes Mädel."

Da ging sie. — —

* * *

Robert Junker saß in der entlegenen billigen Studentenwirtschaft, seiner Stammkneipe, und pochte langsam und nachdrücklich mit dem Deckelschoppen auf den Tisch. Jetzt, wo die Ferienzeit begonnen und die Mehrzahl der Studenten heimwärts war, saß er hier von morgens bis in die Nacht. Bis zu Beginn des neuen Semesters hatte er noch zu leben, wenn er sich seiner ärztlichen Werkzeuge entledigte. Weshalb heute schon weiter denken! Er pochte nochmals langsam und nachdrücklich mit dem Deckelschoppen.

„Gleich, Herr Doktor. Frischer Anstich!"

Er hob den Kopf. Seltsam, diese Stimme —? Woher — wohin —?

„Wohlsein, Herr Doktor."

Er griff zum Glas, hob es und setzte es mit einem Ruck auf den Tisch zurück. „Herrgott nochmal!"

„Ganz frischer Anstich, Herr Doktor. Jawohl — komm' schon!" Und die Kellnerin lief zu einem anderen Tisch.

Robert Junkers Augen folgten ihr. Er sah ihre schlanke, eidechsenbehende Gestalt, die braunen, um den Kopf gewundenen Zöpfe, im spitzen Kleiderausschnitt den braunen, geschwungenen Nacken Er leerte das Glas auf einen Zug und pochte aufs neue. Und schon stand sie neben ihm, in der weißen Schürze, die Hände lässig in den Schürzentaschen.

„Herr Doktor wünschen?"

„Friedel! Friedel! Ich seh' doch recht? Ich bin doch nicht zur Frühschoppenzeit betrunken? Ach nee, soweit heruntergekommen bin ich doch noch nicht, daß ich Gespenster am lichten Tage sehe. Friedel, was soll die Maskerade?"

„Ach Gott, der Robert! Ja, was soll ich da sagen? Gar nix kann ich da sagen als: ich hab' mich auch näher ans Bier rangemacht."

„Wenn du mich schon anlügen willst, so lüg' wenigstens ohne diesen schauerlich falschen Dialekt. Da du die Menschheit hier bedienst, mußt du ja wohl hier Kellnerin sein. Aber weshalb? Weshalb?"

Digitized by Google

„Ich wollt's auch mal so gut haben wie der Robert Junker."

„Gut haben? Du? Unter dieser Schmieralje hier?"

„Ich hab' mir halt denkt, wo ein Doktor Robert Junker seine Täg verbringt —"

„Hör' auf, hör' auf! Ich kann das verfluchte Kellnerinnendeutsch aus deinem Munde nicht hören! Da schreit schon wieder so ein Schmierlapp nach dir, und da, und da! Also in Dreiteufelsnamen, bring auch mir ein Bier Gott verzeih' mir die Sünde, dich damit zu behelligen."

„Mit Vergnügen, Herr Doktor. Jawohl, — komm' schon!"

Er griff sich mit der Hand an die Augen. Er preßte sich die Finger in die Schläfen. Wenn er aufschaute — das Bild war geblieben. Da huschte die braune Friedel Frühling in der weißen Kellnerinnenschürze von Tisch zu Tisch, setzte Bier auf, plauschte bayrisch, lachte rheinisch und tändelte an die Ausschankbank zurück, um neue Aufträge abzugeben. Jetzt war sie wieder an seiner Seite, stellte das Deckelglas vor ihn hin und setzte sich, Luft fächelnd, für einen Augenblick auf die Kante eines Stuhles.

„Friedel! Friedel, du weißt nicht, was du tust! Das ist doch keine Luft für einen reinlichen Menschen!"

„Ich hab' den Robert Junker all mein' Zeit für einen reinlichen Menschen gehalten, und wo dem die Luft paßt, da paßt sie auch mir, und da laß ich mir schon gar nix dreinreden."

„Friedel", sagte er und griff nach ihrer Hand, „Friedel, dein Puls geht ruhig. Demnach bist du also auch imstande, vernünftig zu reden. Bitte, tu es mir, tu es unserer alten Jugendfreundschaft zuliebe. Was willst du hier, und wie lange willst du die Komödie hier aufführen?"

„Auf die Minute so lang', wie du sie aufführst, Robert. Du spielst den verbummelten Studenten, ich die noch nicht verbummelte Kellnerin. Fragt sich nur, wem's von uns beiden am besten bekommt."

„Dir nicht, Friedel, dir nicht!"

„Ist meine Sache. Du hast mich darauf gebracht. Ich hab's mir in der Jugend auch anders gedacht; weißt du, so in gemeinsamer anspornender Arbeit im Krankenhaus. Aber da's schon damit nichts geworden ist, wollen wir beide wenigstens gemeinsam trinken, und zum allerwenigsten will ich dir den Becher kredenzen. Dein Wohlsein, alter Freund."

Und sie griff nach seinem Glase, tat einen guten Zug und lief zu einem anderen Tisch. Als sie sich nach Robert Junker umsah, war er verschwunden.

Spät nachmittags kam er wieder, ließ sich aus der Garküche ein Essen reichen, gab den nur halbgeleerten Teller zurück und saß brütend hinter seinem Deckelglase, bis Feierabend geboten wurde. Vor der Haustür wartete er vergeblich auf Friedel. Sie war schon zu einer Nebentür hinaus. — Verstört erschien er um die elfte Morgenstunde. — Noch war er der einzige Gast. Aber Friedel hatte mit einer Kameradin lange an den leeren Gasttischen zu räumen und herumzukichern, bevor sie zu ihm kommen konnte. —

„Guten Morgen. Ausgeschlafen? Ein frisches Bier?" Er nickte nur und ließ es sich bringen. Sie stand vor ihm und schaute ihn prüfend an.

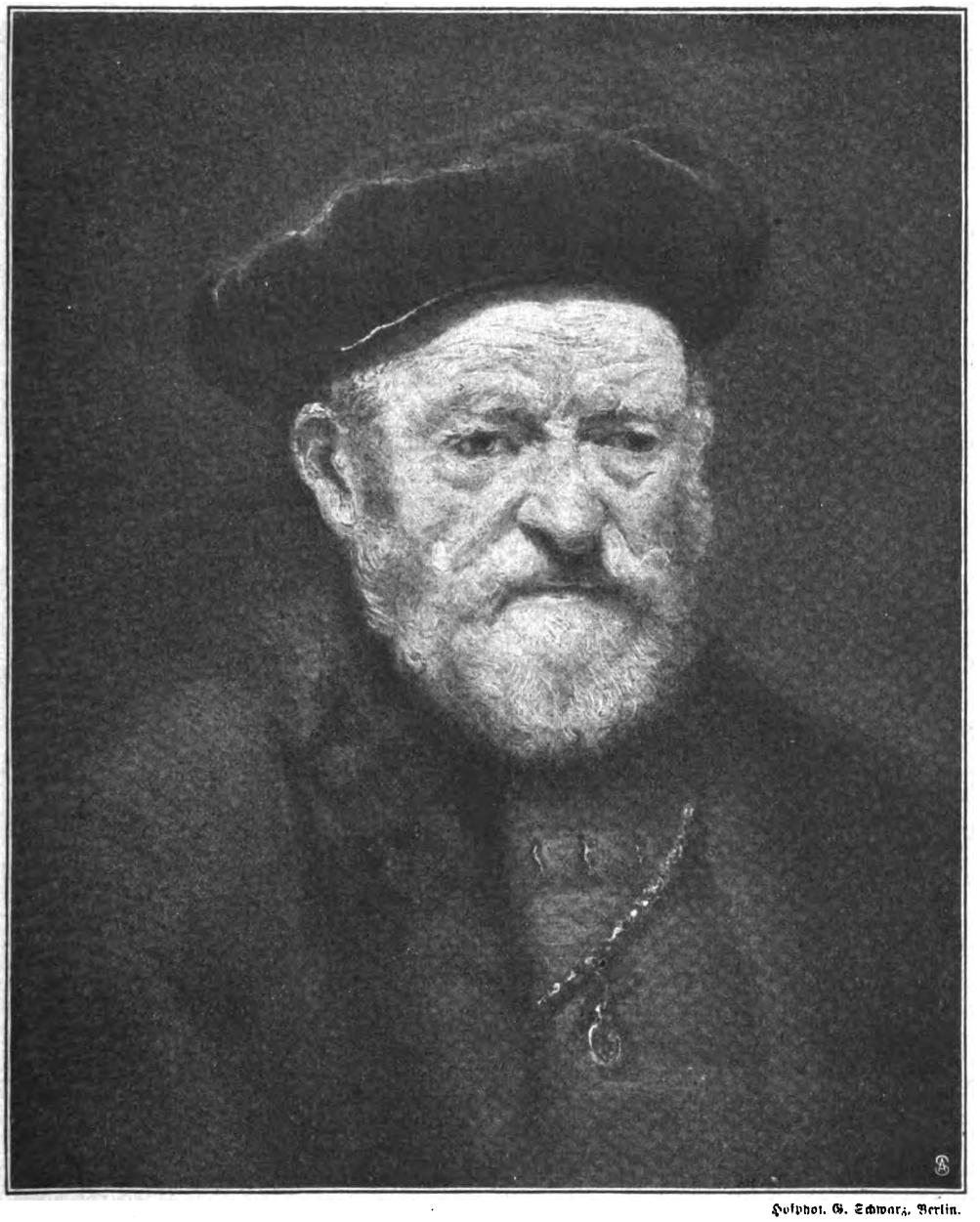
„Ein bißchen grau im Gesicht, alter Freund. Ja, da fehlt entweder die frische Luft oder das seelische Gleichgewicht."

„Möglich. Es kann auch ein Katzenjammer sein, obwohl ich gestern kaum etwas getrunken habe. Friedel, sei gut. Ich bitte dich herzlich, Friedel, mach', daß du fortkommst. Wenn du mich ein bißchen lieb hast, Friedel —"

„Deshalb bin ich ja hier."

„Friedel, ich habe eine schlechte Nacht hinter mir Mit geschlossenen Augen sah ich dich mit den Biergläsern durch die Stuhlreihen schlüpfen. Wie eine Eidechse Die stolze, stolze Friedel."

„Der stolze, stolze Robert."



Hofphot. G. Schwarz, Berlin.

Brustbild eines jüdischen Philosophen. Gemälde von Rembrandt.

Digitized by Google

„Ach, was kommt es auf mich an. Ich schwöre dir, dies verfluchte Lokal nicht mehr zu betreten. Aber geh. Geh auf der Stelle. Ich kann deine Selbstentwürdigung nicht mit ansehen."

„Du würdest höchstens eine andere Stammkneipe wählen. Und siehst du, wenn ich ginge, würde ich dir dorthin folgen. Ich hab' es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, es nicht besser haben zu wollen als du, auch in der Selbstentwürdigung nicht, verstehst du das? Du hast dich ja vor Augen und deshalb einen Maßstab. Und meinen harten Kopf kennst du."

Gäste kamen. Und er ging und kehrte erst gegen Abend wieder. Gerade nahm sie ihre Mahlzeit ein.

„Das ist doch kein Essen für dich, diese Schlampampe."

„Robert," flüsterte sie ihm zu, „ich will's dir gestehn, ich krieg' es schlecht herunter. Aber du hast dich ja auch daran gewöhnt."

„Wenn die Bude hier geschlossen wird, warte ich auf dich."

Und wieder saß er in dem dicken Tabaksqualm, der in Schwaden durch das Schankzimmer zog, untermischt mit den Düften abgestandenen Bieres und der Garküche, und zum erstenmal verspürte er es wie einen Ekel und hatte es all die Jahre nicht verspürt. Da beugte sich die Friedel wieder über einen Tisch und setzte ihre Last an Krügen ab.

Er stand auf und sah nach der Uhr, setzte sich und schob sein Bier weit von sich.

Dann war auch dieser Abend zu Ende. Die eisernen Vorhänge rollten an den Fenstern herunter, das Licht erlosch

„Friedel?"

„Hier, Robert." Und ihr Arm huschte in den seinen. „Das ist eine wunderbare Sommernacht."

„Friedel, ich will dir zu Willen sein. Friedel, seitdem du dich aus dem Rauch und Dunst meines täglichen Lebens plötzlich so blendend weiß abhebst, bin ich erst das Erbärmliche dieses Schmutzsinkendaseins gewahr geworden. Friedel, ich spiel' nicht mehr mit und wechsle die Schaubühne, wenn du mit wechselst und gerade so hartnäckig bei mir bleibst."

„Junge", sagte sie mit verhaltenem Atem und preßte seinen Arm, „Junge, ich bleib' schon diese Nacht bei dir. Wir laufen in den Grunewald, wir laufen die Seen entlang, überall, wo ein reiner Atem weht, und morgen mit dem Frühesten —"

„Heim, heim", stammelte er und suchte ihre Hand und krampfte seine Finger in die ihren.

„Ich habe mir ja schon einmal dein Dreifarbenband erobert." — — —

Der alte Doktor Frühling sprach nicht viel. „Ich war zwanzig Jahre zur See und habe heimgefunden. Morgen nehme ich dich ins Krankenhaus und später mit hinaus zu den Besuchen. Ich bin jetzt siebzig Jahre, mein Sohn, da ist mir eine Unterstützung wertvoll und vonnöten. Heiraten mögt ihr in vier Wochen, wenn's euch eilt." — —

Und so war nur Doktor Frühlings vierte Schwalbe noch nicht zum Nest gekehrt.

* * *

Die goldrote Maria hatte schon von Kindheit an Vater und Schwestern an die Gegensätze ihres Wesens gewöhnt. Die Abhängigkeit von der Musik, der sie sich so gern und so willenlos überließ, war ihr zu einer Hemmung geworden, mit den hellen Augen der Frühlingsmädchen die Wirklichkeitswelt zu erkennen. Sie bedurfte eines Führers, der sie zum Tag erweckte und so stark die Glocken des Lebens läutete, daß das verführerische Geigengetön ihrer Traumwelt unter den Vollklängen erstarb. Diesen Führer hatten in Kindheit und Mädchenzeit die urgesunden und übermütigen Schwestern gespielt, und die echte und rechte Frühlingsnatur war auch in der Jüngsten zum unmittelbaren Ausbruch gekommen, sobald das Lachen und jagende Treiben der Schwestern sie von dem Alp des Träumerhanges befreit und ihr die Augen staunendweit für die ebenso großen Wunder und Freuden der Daseinsstunde geöffnet hatten. Dann war ihr kein Singen und Springen zu lang, kein Mädchenstreich zu lustig gewesen.

Auf der Musikhochschule zu Frankfurt aber war ihr der Führer und Erwecker nicht zur Seite. Überhastig wie eine Verdurstende nahm sie den Rausch der Tonsprache als Wahrheitslehren, ließ sie ihre unentweihten Sinne durch den schweren Blumenduft aus Traumland einschläfern und betäuben. So ganz verwischten sich in ihrem Innern die Grenzen zwischen der angebeteten Göttin Kunst und ihren oft weniger einwandfreien Tempeldienern, daß der alte Doktor Frühling eines Morgens durch eine Drahtung geweckt wurde, in der seine Jüngstgeborene den väterlichen Segen, die notwendigen Papiere und die Auszahlung ihres Vermögensanteils erbat, um sich mit ihrem Lehrer, dem großen Klavierkünstler Cesare Cerini, in einem romantischen Alpenorte Bayerns standesamtlich trauen lassen zu können.

Wohl hatte sich der menschenkundige Landarzt sofort auf den Weg gemacht, um persönlich den Dingen auf den Grund und dem über Nacht vom Himmel geregneten Schwiegersohn ins Auge zu schauen. Aber dem Wortschwall des Italieners und den Erregungen der Tochter war er nicht gewachsen, und da er zeitlebens die Ansicht vertreten hatte, man dürfe reisende Leute nicht aufhalten, um ihnen nicht nachträglich berechtigten oder unberechtigten Grund zur Beschwerde zu geben, so sagte er sich: Die schwarze Eva und das blonde Fränzchen haben mich auch nicht viel gefragt und sind doch auf ihre eigene Art glücklich geworden. Also vertraue auch hier auf das gesunde Blut deiner Frühlingsmädchen, das sich zur rechten Zeit schon melden und behaupten wird.

Lange schon war keine Kunde mehr von dem Ehepaar Cerini in das Doktorschloß in der Eifel gekommen. Nichts mehr als ein Kartengruß zu den hohen Fest- und Familientagen, in den ersten Monaten mitunterzeichnet von dem großen Meister Cerini, dann nur noch von der Tochter und Schwester allein. Cesare Cerini hatte eine Aussprache mit seiner jungen Frau gehabt, just an dem Tage, an dem der letzte Tausendmarkschein der väterlichen Mitgift zwischen seinen Händen eilig zerronnen war. Er stand hochaufgerichtet und doch in schmerzlicher Bewegung vor der goldroten Maria, die ihm ein halbes Jahr lang als Schaustück, Rechnungsbegleicherin und Trägerin seiner gereizten Launen gedient hatte, und klärte ihre Unwissenheit darüber auf, daß die Kunst ein ungeteiltes Leben und darum Opfer persönlicher Leidenschaften und Zuneigungen fordere, und daß er, als der stärkere Teil, sich entschlossen habe, diese Opfer der ach, so unerbittlichen Göttin zu bringen. Ein Künstler im Elend sei ein gemeiner Lohnsklave, der die Kunst zur Dirne mache. Er aber gedächte die Welt mit den Geschenken der Himmlischen zu überschütten und dem wahren Glücke zuzuführen.

„Wir müssen uns trennen, goldene Maria, auf der Höhe unserer Liebe. Die Kasse ist leer, und ich folge einem ehrenvollen Rufe nach München. Sei stark, mein Kind, um der Kunst willen."

Da war es, als sprängen um die Brust Marias eiserne Zauberreifen. Da war es, als stürme das lange zurückgedämmte Blut der Frühlingsmädchen zum Herzen und zum Hirn, triebe Dunst und Nebelwogen hinaus, fülle es mit pulsendem, echtem, rotem Lebenssaft und gäbe den Augen ihre Helligkeit, der ganzen Natur ihre Ursprünglichkeit zurück. Da war es, daß Cesare Cerini, der stärkere Teil, entsetzt hinter sich ins Leere griff, denn Maria, der dienende Engel, die goldrote Träumerin, Maria Cerini hatte sich in einen Sessel geworfen und lachte so ungestüm und unwiderstehlich zur Zimmerdecke, wie nur ein Frühlingsmädchen dies befreiende und alles hinwegsegende Lachen zuwege brachte. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 19 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger August Scherl G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

(18. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

„Da können wir nicht weiter! Die Treppe führt in einen Kanal!"

Fürbringer wandte sich um und sprang die Stufen wieder hinauf.

„Irene — ! Irene, wo bist du — ?!"

Die Stimme seiner Frau antwortete ihm aus der Dunkelheit. — „Ich sehe dich nicht mehr —!" — Fürbringer streckte die Hand aus, erfaßte die Frau, zog sie mit sich. — „Bleibe neben mir — hörst du? Geh mir nicht von der Seite! Vielleicht versuchen sie, dich von mir wegzulocken — rufen dich beim Namen mit meiner Stimme. Höre nicht darauf! Bleibe bei mir!" —

„Ja . . . ja . . ." Sie liefen.

Irenes Stimme flüsterte im Keuchen: „Hörst du? — Hörst du nichts?"

„Was —?"

„Es läuft jemand hinter uns her —!"

„Du täuschst dich . . ."

„Nein, nein. . . Es läuft jemand auf unserer Spur! Es ist ein Mann, der rennt. . . Er rennt auf nackten Füßen . . . er holt uns ein. . ." — Fürbringer blieb stehen, drückte die Frau an die Mauer, stellte sich vor sie, bückte sich, horchte, seinen eigenen Atem hinunterwürgend. Aus der Dunkelheit des Ganges hinter ihnen kam ein Mensch gelaufen. Er rannte mit allen Kräften. Ein Lichtschein fiel auf sein Gesicht — auf das Gesicht Ramiganis. — Fürbringer tat einen Sprung ihm entgegen. Er hob die Hände, den Inder bei der Gurgel zu packen.

Ramigani wich ihm aus.

„Warum stehst du hier?" schrie er. „Warum läufst du nicht?" Er sah Irene stehen, fuhr mit beiden Händen durch die Luft.

„Ich warnte dich!" rief er fast kreischend.

„Bleib stehen, Ramigani!" Fürbringer packte den Inder im Genick. Er zerrte ihn in einen Lichtschein hinein, der durch ein unsichtbares Fenster fiel. „Ich will dir ins Gesicht sehen. . Ein Verräter bist du, so oder so . . Ich will wissen, wen du verrätst —!" — Der Inder verzerrte das Gesicht in einem lautlosen Gelächter. „Mich, Sahib —! Mich!" rief er, sich mit beiden Händen in die Brust krallend. „Verflucht wird mein Name sein! Aber auch er —! Er hat Blut an den Fingern! Er hat mich gezwungen, meine Seele zu vernichten! Er wußte, daß die zweite Kobra ihr Gift noch besaß . . . Du suchst den Weg zum Wasser —? Ich will ihn dir zeigen —!"

„Wenn du lügst, Ramigani — du kommst mit dem Leben nicht davon!"

„Ich lüge nicht! Vorwärts, Sahib! Vorwärts —!"

Ramigani lief voran; Irene und Fürbringer folgten ihm.

„Traust du dem Menschen?" fragte Irene mit einem Schauder.

„Sein Haß ist ehrlich . . ."

Die Sekunden stürzten in die Dunkelheit hinab und türmten sich zu Bergen auf ihrem Wege.

„Wir haben viel zuviel Zeit verloren!" klagte die Frau. „Sie werden uns den Ausgang verlegen."

„Sie sind auf falscher Fährte", antwortete Ramigani, ohne sich umzuschauen. „Ich habe Nissa nach Süden geschickt. Noch traut mir der Fürst. . ."

Duett.

Scherenschnitt von Marie Marg. Bey[illegible]

Digitized by Google

„Wenn er den See erreicht und merkt, daß du ihn getäuscht hast —?"

„Die Boote treiben im See — alle. . bis auf eins. ."

„Wie lange brauchen wir noch bis zum Tor?"

Ramigani war stehengeblieben.

„Ich habe den Riegel in der Hand. . ."

„Ich werde dir helfen."

Die beiden Männer vereinten ihre Kräfte. Langsam, widerwillig öffneten sich die ungeheuren Flügel aus Erz.

Draußen lag der See. Sein glanzloses Wasser war unbeweglich. Am Fuß der fünf Stufen, die zum Spiegel hinunterführten, wartete das Boot. Die Ruder waren eingezogen. Niemand saß darin.

Fürbringer lief die Stufen hinunter, sprang in das Boot, streckte der Frau die Hand entgegen.

„Worauf wartest du, Irene —? Komm —!"

„Wir sind nicht allein —!" rief die Frau. Sie deutete mit beiden Armen in die Dunkelheit vor dem Palaste.

Schatten sprangen auf und verschwanden in völliger Nacht.

Ein langgezogener, gellender Pfiff schrillte aus der Höhe.

Über Ramiganis Lippen kam ein wütendes Stöhnen. Er sprang die Treppe zum Boot hinab, stieß die Frau vor sich her, daß sie taumelte. Fürbringer fing sie auf. Der Inder bückte sich, riß an der Kette. Die Adern schwollen ihm auf der Stirn.

„Hilf mir, Sahib!" knirschte er.

Fürbringer drückte Irene auf eine Bank, kniete nieder und löste die Kette mit einem gewaltsamen Ruck. Ramigani sprang ins Boot.

Es trieb vom Ufer ab. Die beiden Männer griffen nach den Rudern.

Ramigani brach in ein Gelächter aus.

Es war ihm noch auf den Lippen und erstickte gurgelnd. Hinter ihnen brach ein Vulkan schneeweißen Lichtes aus unbekannten Tiefen, daß der Palast auf der Insel in eisigen Flammen zu stehen schien.

Auf der obersten Stufe der Treppe, von der sie abgestoßen waren, stand der Radscha. Er stand etwas vorgebeugt, den Kopf in den Nacken gebogen. Er hob den rechten Arm und rief, nicht laut, mit einer Stimme, die blaugeschliffenem Stahle glich:

„Hierher, Ramigani!"

Ramigani zog den Kopf in die Schultern. Er starrte den Fürsten an. Er hielt die Ruder unbeweglich in der Luft.

„Vorwärts, Hindu!" sagte Fürbringer ingrimmig.

Er brauchte die Ruder mit aller angespannten Kraft.

„Hierher, Ramigani!" rief der Fürst zum zweiten Male.

Ramigani ließ die Ruder fallen. Er krampfte die Hände in sein Gewand, hob das Kinn und heulte mit verdrehten Augen, in denen das Weiße gespenstisch leuchtete, in langgezogenen Tönen, wie ein Wolf in der Falle.

„Er ist wahnsinnig geworden!" schrie Irene.

Fürbringer brüllte ihn an.

„Nimm die Ruder auf, Kerl! — Bist du eine Kröte oder ein Mann?"

Ramigani hörte nicht. Er heulte.

„Hierher, Ramigani!" rief der Fürst zum dritten Male.

Ramigani stand auf. Das Boot schwankte unter der Bewegung. Es war kiellos gebaut und begann sich zu drehen.

Fürbringer erwürgte einen Fluch zwischen den zusammengepreßten Zähnen. Er ruderte, daß ihm der Schweiß in den Nacken tropfte.

Der Radscha hatte es nicht nötig, zum vierten Male zu rufen. Ramigani hielt die glühenden Augen stier auf seinen Herrn gerichtet, verstummte und warf die Arme in die Luft. So stand er mehrere Augenblicke unbeweglich, fiel vornüber und verschwand im Wasser.

Irene schrie auf.

„Michael —! Michael, rette ihn! Er hat den Verstand verloren —!"

„Es gibt keine Rettung", antwortete Fürbringer mit unterdrückter und verzweifelter Wut.

Der Kopf Ramiganis tauchte aus dem Wasser auf. Die kaum bewegten Wellen flossen über seinen klaffenden Mund. Er ging unter und kam nicht wieder in die Höhe.

Seine Hoheit der Radscha von Eschnapur ließ den Arm sinken, wandte sich um und verschwand im Palaste.

„Er verfolgt uns nicht", meinte Irene zwischen Angst und Hoffnung.

„Er wird uns verfolgen — verlaß dich darauf! Er muß nur erst ein Boot zur Stelle haben. Nimm die Ruder Ramiganis auf und hilf mir. Das Boot ist träge, wir kommen nicht von der Stelle."

Irene gehorchte. Sie setzte sich auf den Platz, den Ramigani verlassen hatte, und nahm die Ruder auf. Aber es war, als hätten sie Schlamm statt Wasser unter sich. Das Boot kroch. . .

„Wir kommen nicht vorwärts!" rief der Mann in rüttelnder Ungeduld. „Sie werden uns den Weg verlegen. Kannst du erkennen, was auf der Insel geschieht?"

„Nein. . . Aber vom westlichen Ufer ist ein Kahn abgestoßen und hält auf die Insel zu. . . Da — hörst du? Sie rufen sich an. . ."

Fürbringer stöhnte; er wandte den Kopf über die Schulter.

„Die Türme —!" schrie er, fast überlaut.

Auf der Höhe der Türme, die das Tor jenseit des Sees ausholend überragten, flammten die Feuer auf und ließen lange, breite Wellen düsterroter Glut in die Dunkelheit der Tiefe stürzen.

Vom Widerschein schien Irenes Haar in Flammen zu stehen; ihr bleiches Gesicht hob sich geisterhaft aus einem rotbrennenden Kranze.

„Wohin willst du —?" fragte sie gehetzt.

„Zu den Pferden. . ."

„Du weißt die Wege nicht — es ist Nacht. . ."

„Wir suchen die Berge zu gewinnen und warten auf den Morgen. . ."

Sie hatten das Ufer erreicht. Das Boot stieß auf und schwankte. Fürbringer sprang ans Land; ihm auf dem Fuße folgte die Frau. Vor ihnen leuchteten die purpurnen Malven aus den Baumwollbäumen. Vom Feuer aufgescheuchte Vögel kreisten über ihren Köpfen.

Sie schrien laut, die wilden Vögel. . .

Fürbringer lief.

„Bleibe mir auf den Fersen, Irene!"

„Ja —! Wende dich nicht um. . ."

Das Tor des fürstlichen Marstalls war unverschlossen. Fürbringer stieß es auf. Der warme Dunst der Tierleiber schlug ihm dick entgegen, raubte ihm sekundenlang fast den Atem.

Seine Hand tastete nach dem Lichtschalter. Das Licht flammte auf. Eine endlose Kette schwebender Leuchtkugeln spannte sich durch das Haus der fünfhundert Pferde. Kein Wächter war zu sehen.

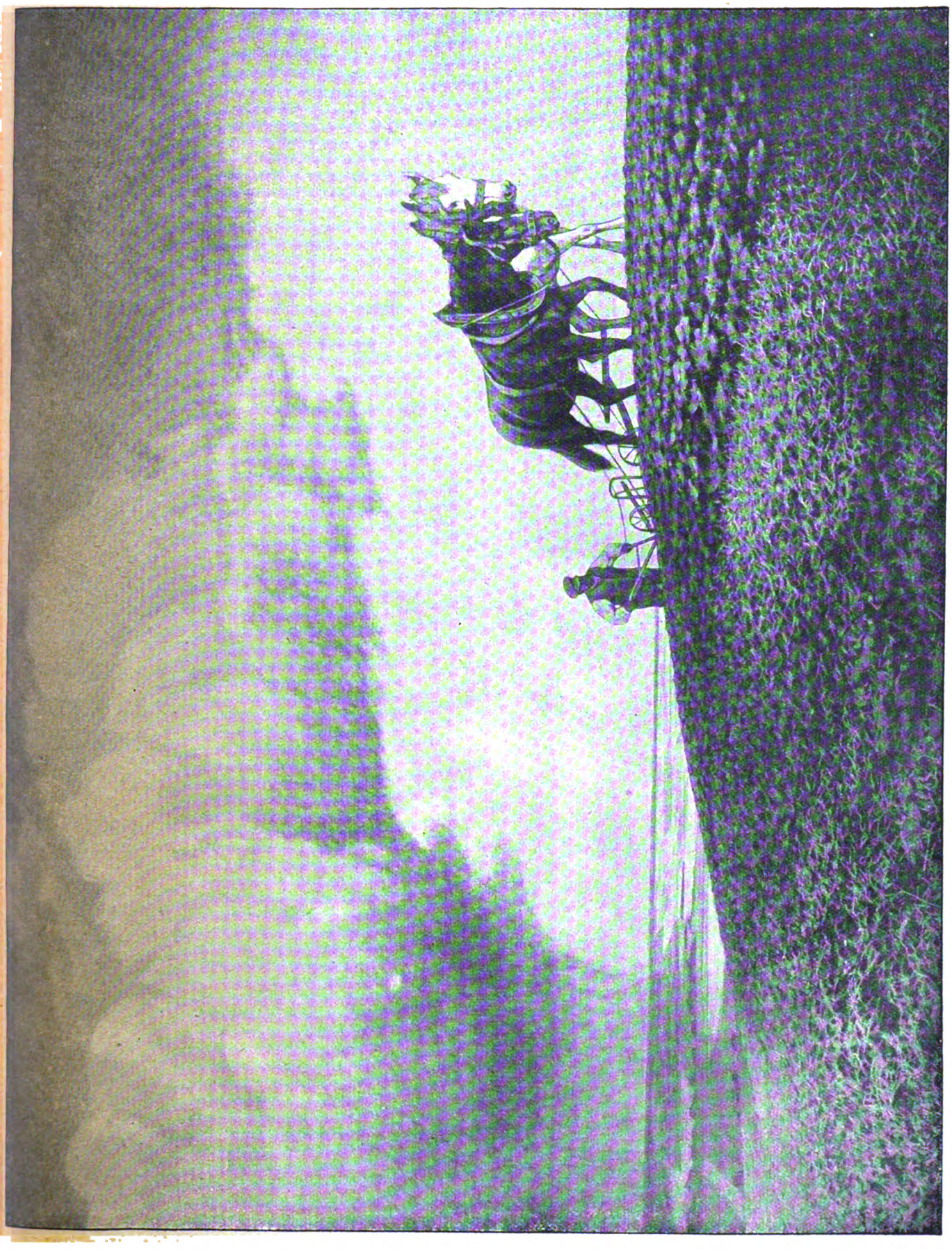
Im strahlenden, verschwenderisch ausgegossenen Licht der Riesenlampen standen die Tiere in doppelter Reihe, rechts und links, und sie alle wandten die Köpfe nach den Eingetretenen, und in ihren toten Edelsteinaugen sprühten die Farben auf und funkelten und troffen von Feuer.

Fürbringer lief die Reihen entlang. Er suchte den Rappen des Fürsten. Er fand ihn, die Opalaugen erkennend, nahm ihn beim Halfter und führte ihn ins Freie. Das schöne, blinde Tier gehorchte ohne den geringsten Widerstand.

„Lösche das Licht aus!" rief der Mann.

Irene tat es.

Digitized by Google



Heraufziehendes Gewitter.
Gemälde von Alfred Wechsler.

Digitized by Google

Fürbringer warf dem Rappen die Decke über, schnallte sie fest und schwang sich auf den breiten Rücken des Tieres.

„Komm herauf!“ sagte er, die Hand ausstreckend.

Irene setzte ihren Fuß auf den seinen, griff in die Mähne des Tieres und zog sich empor.

„Wird es uns beide tragen können?“

„Es muß. Du bist nicht gewohnt, auf blindem Pferde zu reiten. Lege deine Arme um meine Brust und halte dich ruhig.“

Der Ritt in der Nacht begann. Von der Gopurah herüber leckten die langen Flammen der Turmfeuer und warfen Fetzen schwärzlicher Glut durch die Baumwipfel auf den Weg, den sie nahmen. Verworrenes Geschrei hatte sich erhoben, doch war es noch sehr fern.

Die Bäume blieben hinter ihnen; sie hatten die Straße unter den Hufen des Pferdes. Das Pferd stolperte, blieb zitternd stehen. Fürbringer trieb es an.

„Vorwärts, mein gutes Tier, vorwärts — vorwärts!“

Der Rappe schnaubte und lief. Fürbringer beugte sich weit nach vorn, den Weg zu erkennen. Er war uneben und von Wagenspuren zerhöhlt, von der Sonne hartgebacken.

(Schluß folgt.)

Das Zobtengebirge.

Von Georg Hallama. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Mitten aus dem schlesischen Tieflande hebt sich ganz unvermittelt ein Wald- und Felsengebirge hervor, das Zobtengebirge. Sein Hauptberg, der Zobten, der eine Höhe von 718 Meter erreicht, beherrscht weithin die Ebene. Wie ein gewaltiger Wächter des Tales steht er in schwarzblauem Waldkleide wuchtig da. Im Sommer inmitten goldgelber Ährenfelder und blau und rot blühenden Mohns. Ein kleines Bergstädtchen schmiegt sich an dieses Gebirge, ebenfalls Zobten genannt. Anmutig und freundlich, mit schmucken Giebelhäusern, alten Kirchen und mit vielen Erinnerungen. Und rings um die Wald- und Felsenberge und in ihre Täler hinein ziehen sich Bergdörfer, im Mai in schneeweiße Wolken gehüllt von der Pracht ihrer unzähligen blühenden Kirschbäume.

Das Gebirge selbst steigt, wie der Kamm des Riesengebirges, steil empor Aus Felsgestein ist es geboren und mit Felsblöcken überschüttet. Aber der Wald hat die Felsenwirrnis überwuchert. Der deutsche Wald, urwüchsig und kräftig in allen Arten Lange Zeit nämlich war das Zobtengebirge eine Art Wildnis, in der kein geregelter Forstbetrieb herrschte. So ist der Wald aufgewachsen, wie er wollte. Alte Eichen auf weiten Wiesen, Buchen, Ahorn, Lärchen, Fichten, Tannen und Kiefern, alles in buntem Durcheinander; das ist der Wald des Zobtengebirges. Und köstlich und einsam sind seine vielen Bergwege Nur auf dem steilen Hauptwege wimmelt es des Sonntags von Bergsteigern. Die richtigen Naturfreunde aber schlagen sich beizeiten in die Büsche auf den Nebenwegen, die den Zobten in allen Höhenlagen umziehen. Dort ist man in voller Wald- und Bergeinsamkeit. Bald geht es durch ernste Fichten- und Tannengassen unter schwer herabhängenden Zweigen der Waldbäume, bald durch freundlichen Buchenwald Stundenlang kann man so im Bereiche des Zobtens umherwandern,

Die Bergkapelle auf dem Zobten im Winter.

ohne sonderliche Mühe, denn diese Wege führen fast in gleicher Höhe um den Berg herum, und die Freude am Wandern wird noch erhöht durch die fortwährend sich bietenden meilenweiten Ausblicke auf die bunte schlesische Ebene und auf das nahe schlesische Hochgebirge wie auf die bewaldeten Ausläufer des Zobtengebirges selbst.

Wer aber die Lust in sich spürt, eine stramme Berg- oder gar eine Kletterlour zu machen, der kommt im Zobtengebirge gleichfalls zu seinem Rechte. Entspricht doch der Höhenunterschied zwischen der Stadt Zobten und dem Gipfel des Hauptberges etwa dem zwischen Schreiberhau und dem Kamm des Riesengebirges. Da heißt es anderthalb Stunden tüchtig kraxeln, ehe man die Bergkuppe erreicht Auf einer Seite, der Westseite, ist der Zobten überhaupt nur auf Felsenstufen zu erklimmen. Viele hundert erheben sich da übereinander in unendlichem Gewirr von mächtigen Felsblöcken.

Ähnlich wie dort offenbart sich überall die Felsennatur des Zobtens. Granit, graugrüner Serpentin und Gabbro sind sein Baustein, und sie haben sich an vielen Stellen zu gewaltigen Felsgruppen aufgetürmt, die die Wahrzeichen des Riesengebirges wie die Mittagsteine an Größe und Umfang bei weitem übertreffen. Oft wandert man auf schwindelnden Felsstegen und glaubt sich i

Digitized by Google

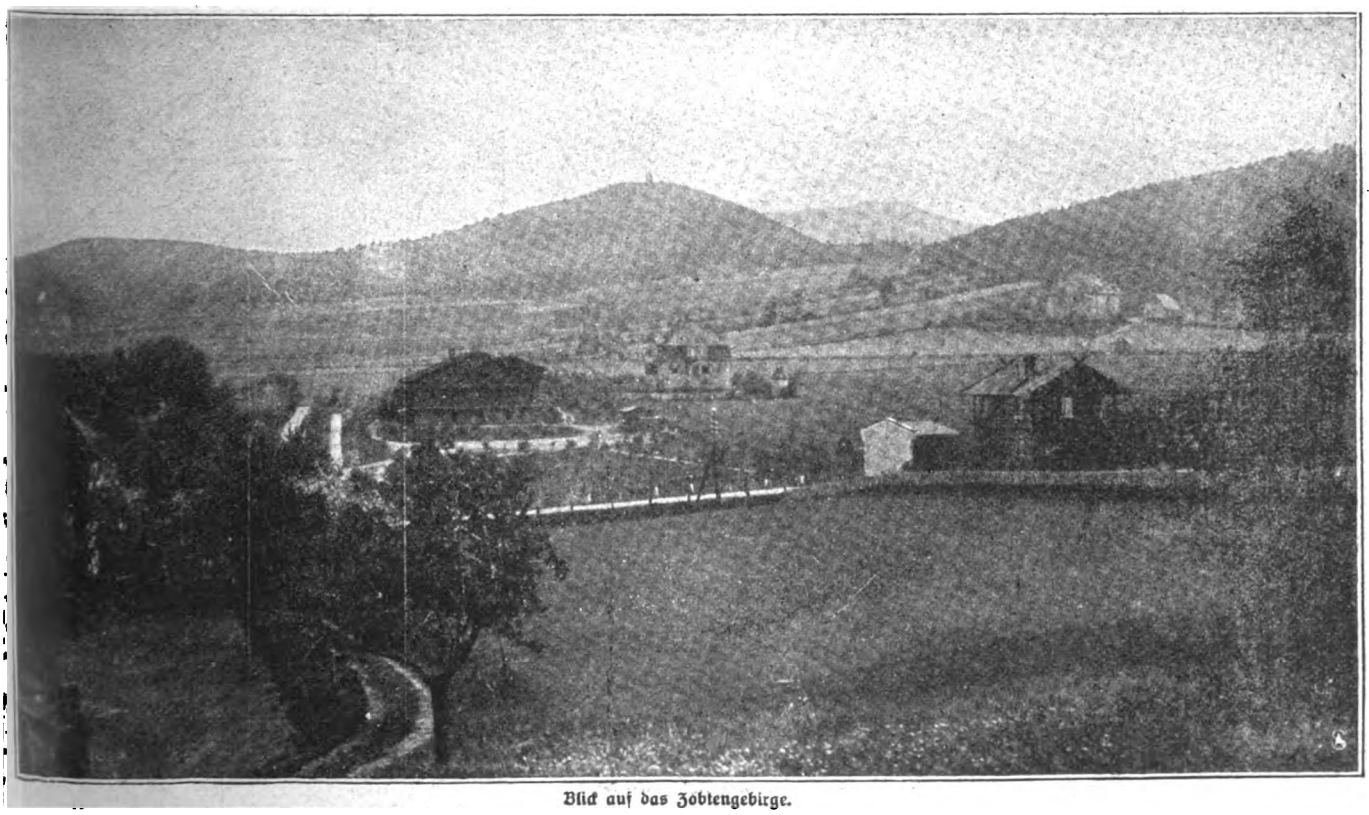
das Hochgebirge versetzt, so namentlich beim Erklimmen der Felsgruppen des Großen und Kleinen Riesners und auf dem Hindenburgwege, der erst jetzt im Kriege dicht unter dem Gipfel des Berges durch seine Felsenwildnis angelegt wurde. Es ist der schönste Weg des ganzen Zobtengebirges Tief unten liegt die Ebene, mit den wie Kinderspielzeug aussehenden Dörfern, und scheinbar zum Greifen nahe der Kamm des Eulengebirges. Dem Andenken des großen Feldherrn ist an diesem Felsenwege eine Bronzetafel mit seinem Bildnis gewidmet. Gar mancher läßt hier wohl von dieser Höhe nachdenklich seine Blicke über das reiche, fruchtbare Schlesierland schweifen, das seine Errettung vor den russischen Horden dem großen Heerführer dankt, und steckt dessen Bildnis in stummer Ehrung ein Zweiglein an. Dann erst schreitet er weiter mit dem frohen Gefühl, daß alles ringsum köstlichen Frieden atmet mitten in dem grausigsten aller Kriege.

Felsenpartie am Hindenburgweg.

Und man denkt dabei vielleicht unwillkürlich auch an die Schlachten, die vor mehr als hundertfünfzig Jahren der große Friedrich hier in Schlesien geschlagen hat. Ganz nahe beim Zobten. Drüben liegt ja Schweidnitz, das vielumworbene, und Burkersdorf wie Reichenbach, und dort die Würbenschanze bei Bunzelwitz, wo einst das berühmte Feldlager Friedrichs des Großen sich befand.

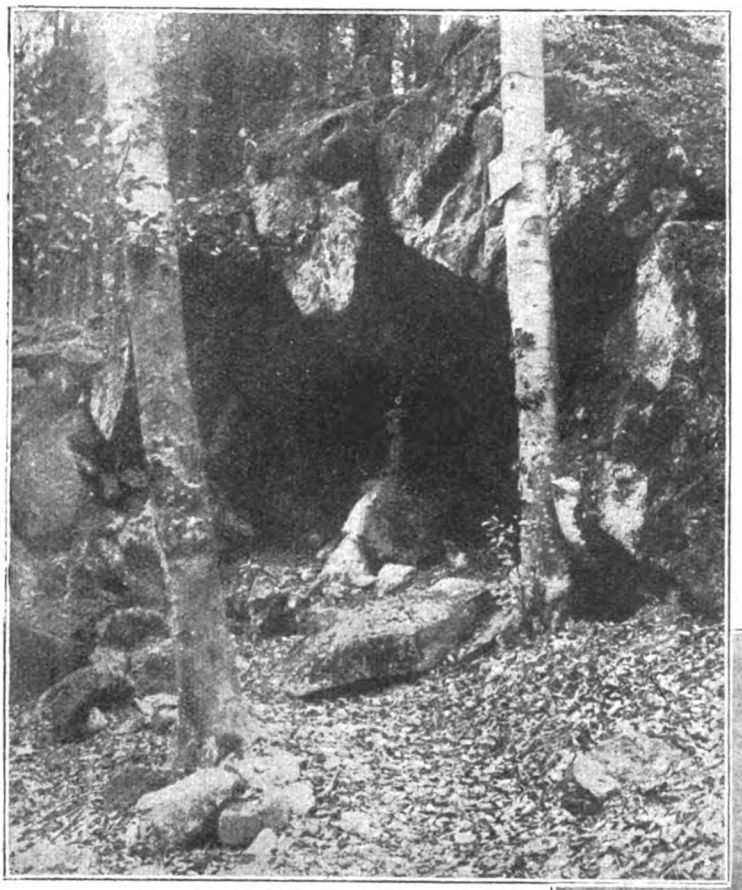
Rund fünfzig Jahre später hallte der Zobtengau wider von Freiheitsschwüren und Schwertergeklirr. Die große Zeit war angebrochen. Die große Zeit der Erkenntnis und der Erhebung des Volkes. Drüben in dem schlichten Dorfkirchlein zu Rogau, dem Nachbardorf der Stadt Zobten, ließen sich die Freiheitskämpfer dem Vaterlande weihen, und dann wallten sie zum Vater Zobten, dem uralten geheimnisvollen Hüter des schlesischen Landes, um von ihm her zu Sieg und Tod für das Vaterland auszuziehen. Todesverachtung und Frömmigkeit war ihre Devise, und sie ist verewigt in dem „Betenden Lützower", der zu Roß in dem Erinnerungsjahr 1913 auf dem Kirchplatze der Stadt Zobten als hochragendes Kolossalmonument — ein Werk des Professors von Gosen — errichtet und von unserem Kronprinzen eingeweiht worden ist. Das sind ernste und heilige Zobtenerinnerungen.

Auch fröhliche gibt es an die lustigen Tage, als in Friedenszeiten die Breslauer Studenten ihre Kommerse in Zobten hielten. Nach altem Brauche. Denn sie hatten die Gepflogenheit solcher Fahrten aus der Mark Brandenburg mitgebracht, nachdem die Universität von Frankfurt a./O. nach Breslau verlegt worden war. In Frankfurt a./O. war das Ziel der feuchtfröhlichen Fahrten Neu-Zelle gewesen. In Breslau lockte sie der Zobten an, der ja von alters her einen geheimnisvollen Reiz auf die Schlesier



Blick auf das Zobtengebirge.

Digitized by Google

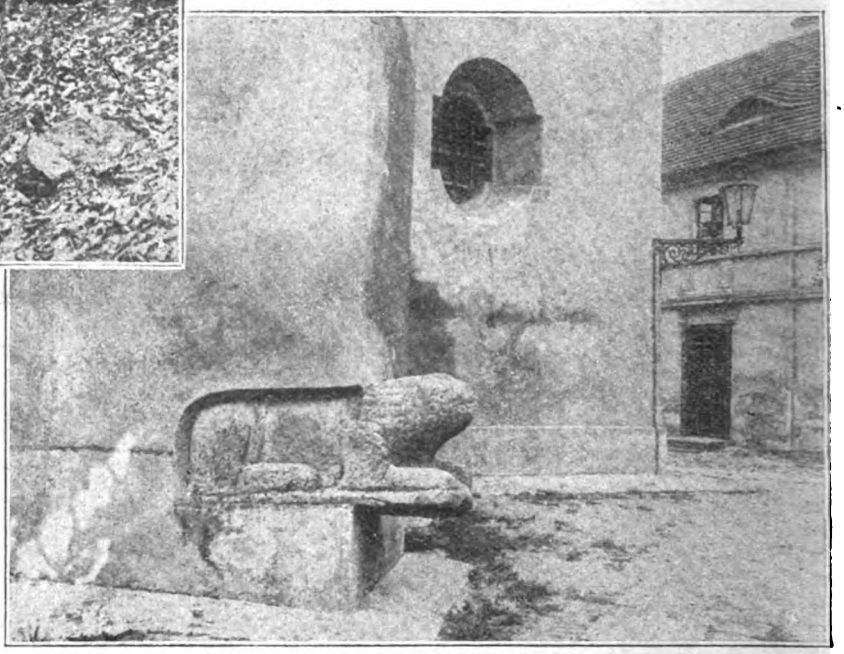


Die Hängesteinhöhle.

ausgeübt hat. Die Zobtenfahrten begannen in der Regel mit einer Umfahrt durch die Universitätsstadt. In den Zeiten, wo die politischen Wogen hochgingen und die Studentenschaft sich an der Politik beteiligte, war es üblich, auf diesen Fahrten in gelungenen Masken die Zeitereignisse zu ironisieren und zu karikieren. Die biederen Landleute auf dem Wege nach Zobten mögen manchmal nicht wenig über diesen Mummenschanz gestaunt haben, besonders, wenn bei der langen Reise, die auf Leiterwagen oder gar zu Fuß zurückgelegt wurde, der Frohsinn der Jünger der Alma mater allmählich zu hellem Übermut sich gesteigert hatte. In Zobten selbst ging es besonders hoch her. Die kleine Stadt wurde bei solchen Anlässen einfach „auf den Kopf gestellt". Nach dem Abendkommers auf dem Marktplatz, der bis in den Morgen hinein zu dauern pflegte, stiegen dann die noch „marschfähig" Gebliebenen auf den Berg, um bei Lagerfeuern den Sonnenaufgang zu erwarten. So war es in der „guten alten Zeit" Allgemach freilich wurden die Zobtenfahrten der Studentenschaft farbloser, und von Maskeraden sah man schließlich ganz ab Aber der Brauch wurde doch beibehalten, und so herrscht auch heutzutage noch bei solchen Gelegenheiten in dem Städtchen ein recht lustiges Leben und Treiben.

So mischen sich in die Zobtenerinnerungen Ernst und Fröhlichkeit und als ein Drittes die Geheimnisse uralter Zeiten. Denn der Zobtenberg war den Ureinwohnern Schlesiens ein Heiligtum. Seine machtvolle Gestalt, die so urplötzlich aus dem Tieflande herauswächst, mag ihnen die Gottheit offenbart haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Zobten die alte heilige Stätte ist, von der Tacitus in seiner „Germania" erzählt, daß in ihr die Gottheiten des ostgermanischen Kultverbandes der Vandilier (Lugier) verehrt wurden.

Durch viele Ausgrabungen kann es als erwiesen gelten, daß im Zobtenlande frühzeitig eine verhältnismäßig hohe Kultur bestanden hat. Auch äußere Spuren von ihr sieht man noch.



Eingemauerter Löwe an einer Kirchenecke in Zobten.

Steingebilde am Berghauptweg: Der Bär und die Jungfrau mit dem Fisch.

Auf den Gipfeln der beiden Hauptberge des Zobtengebirges, des Zobtens und des Geiersberges, ziehen sich Stein- und Felswälle von mächtiger Ausdehnung hin, Wälle, die mit dem späteren Burgbau auf dem Zobten nichts gemein haben können, denn für das Mittelalter waren sie bei weitem nicht fest genug. Man schätzt denn auch ihr Alter auf 3000—4000 Jahre.

Damit sind aber die Seltsamkeiten des Zobtenlandes noch lange nicht erschöpft. Das Wunderlichste sind die Steinbilder, die man überall auf dem Berge mitten im Waldesdickicht, in den Dörfern ringsum und in der Stadt Zobten findet. Steinbilder, die Löwen und Bären, Männer- und Frauengestalten darstellen. Das Geheimnis ihres Ursprunges wird wohl nie enthüllt werden. Manche halten sie für alte Götterbilder, andere für Nachbildungen assyrischer oder byzantinischer Kunst, wieder andere für Kunstwerke der Augustiner Mönche, die, vom Westen Deutschlands kommend, sich im Anfange des zwölften Jahrhunderts auf dem Zobten ansiedelten Dafür spricht der romanische Charakter der Steinbilder wie ihre Bearbeitung im einzelnen Soviel jedenfalls steht fest, daß

Digitized by Google

um das Jahr 1200 diese Steinbilder schon vorhanden gewesen sind, denn sie wurden damals nüchternerweise als Grenzsteine benutzt.

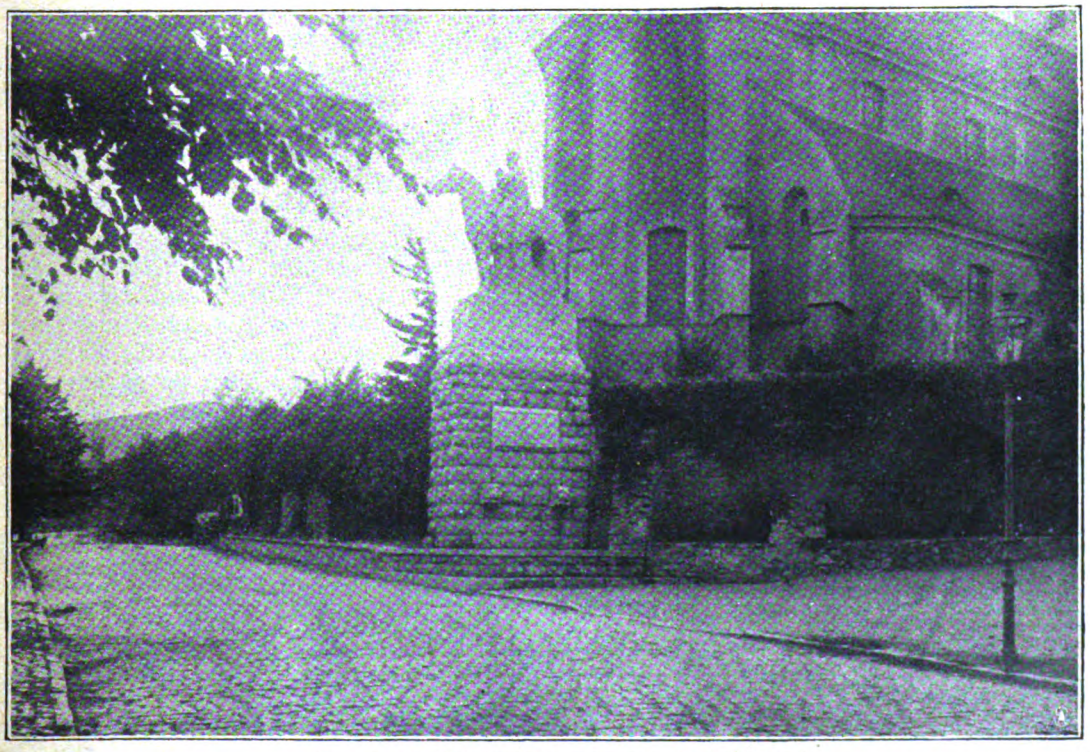
Die Sage hat natürlich diese wunderlichen Gebilde mit allerlei Geschichten umwoben, besonders den „Bären“ und die „Jungfrau mit dem Fisch“, die man beim Aufstieg auf den Zobten mitten im Walde antrifft. Für die Entstehung sagenhafter Geschichten ist ja auch das Zobtengebirge ein ganz ausgezeichnetes Objekt. Seine unermeßlichen, teilweise fast undurchdringlich dichten Waldungen, seine Felsenwirrnis, die Spalten und Höhlen des Berges im tiefbeschatteten Waldesdickicht, das alles verleiht dem Gebirge jenen Zauber des Geheimnisvollen, der ihm von jeher angehaftet hat. — Seine Schroffheit und Unzugänglichkeit hatten den Zobtenberg im Mittelalter zum Sitz gefürchteter Mordbrenner und Wegelagerer gemacht. Die Hussiten zogen in die Burg auf dem Gipfel des Zobtenbergs

Im Nadelwald.

Im Buchenwald.

ein, die von den Breslauer Herzögen gebaut worden war, und brandschatzten von dort aus die Umgegend. Ihnen folgten dann die Raubritter, bis die Städte Schweidnitz und Breslau dem Treiben ein Ende machten und die Burg von Grund aus zerstörten. Heute krönt ein altes Wallfahrtskirchlein den Berg, und daneben ist eine gastliche Baude, innen künstlerisch ausgeschmückt, entstanden. Während des ganzen Jahres bildet sie das Ziel unzähliger Wanderer. Im Winter nimmt sie die Schneeschuhläufer und Rodler auf, denn auf dem Zobten wird viel Wintersport getrieben. Freilich, die Rodelbahn ist steil und schwerer zu befahren als die mancherlei Bahnen des Riesengebirges. Für die Schneeschuhläufer sind namentlich die Wiesenhänge des Geiersberges das gegebene Gelände. Der Geiersberg, der eine Höhe von fast 600 Meter erreicht, gleicht in seiner Bauart ganz dem Zobten Gleich ihm ist er massig, wuchtig und felsig, aber er darf als noch einsamer gelten, denn nur schmale Steige führen zu ihm hinauf, und noch weniger gangbar sind die schmalen Felsengrate der anderen Ausläufer des Zobtens.

Mitten hinein in das Gebirge zieht sich eine anmutige Mulde, das Silsterwitzer Tal, mit Dorfsiedlungen am Bach und umgeben von blumigen Wiesen, auf denen zur Sommerzeit Glockenblumen und Enzian blühen. Das ist die liebliche Idylle des Zobtengebirges, das in seiner Gestaltung und in seinen Erinnerungen so einzigartig und das doch viel zu wenig bekannt ist in deutschen Landen, obwohl man es bei einem Besuch der Hauptstadt Schlesiens in einstündiger Bahnfahrt erreichen kann.



Denkmal des „Betenden Lützowers“ in der Stadt Zobten.

Digitized by Google

Die Frühlingsmädchen.

Novelle von Rudolf Herzog.

(Schluß.)

Maria Cerini leitete unverzüglich die Scheidung ein. Sie spürte das Kraftbewußtsein in sich, wie es die Schwestern besaßen. Sie war aufgewacht und sah, rot vor Scham, eine Welt des Scheins hinter sich versinken. Bis die Scheidung zu ihren Gunsten ausgesprochen war, nahm sie den Kampf mit dem Dasein als schlechtbezahlte Klavierlehrerin auf. Am Tage, an dem sie frei war und strack und stolz in die Reihe der Schwestern zurückkehren konnte, fuhr sie heimwärts.

Sie kam als letzte, und der weißgewordene Doktor Frühling öffnete weit seine Arme.

„Bleib uns nur erhalten, Maria, bleib uns nur erhalten," wiederholte er, und es waren dieselben Worte, die er einst seinem Weibe zugerufen hatte, „bleib uns nur erhalten, und wir werden die Welt schon wieder neu auf die Beine stellen."

Maria Frühling lebte mit ihrem Vater auf dem alten Schlosse. Sie hatte den Namen aus ihrer kurzen Ehe abgelegt und mit dem alten lieben Mädchennamen auch die alte und jetzt ungehemmte Mädchenfröhlichkeit wiedergewonnen. „Ich habe nur so bös geträumt, weil ihr nicht da wart, um mich wachzurütteln", sagte sie den drei Schwestern und faßte ihre Hände. „Und nun erzählt mir, wie die Eifel bei Tage aussieht und das Heimatstädtchen, und wie ihr drei mit euren Gatten und Erstgeborenen mitten darunter ausschaut. Erzählt!"

Und bald war es nur noch ein einzig Durcheinander von Stimmen, wie in der Kinderzeit. —

So ging aufs neue ein halbes Jahr dahin. Der Notar und Rechtsanwalt Doktor Georg Brüning war auf Betreiben seiner Gattin und mit noch wirksamerer Unterstützung des „Beobachters in der Eifel" in den Rat der Stadt gewählt worden. Der Wohlstand seines Hauses hob sich. Wer den Notar der Stadt suchte, nahm ihn der Einfachheit wegen auch zum Rechtsanwalt, und die Bauern, die mit dem Rechtsanwalt gut gefahren waren, scheuten auch den Weg von ihren Dörfern zur Stadt nicht, um ihm die Notarsgeschäfte zu übertragen. Dann strahlten die Funkelaugen der schwarzen Eva, die von ihrem Posten als Bureauvorsteher nicht gewichen war, eitel Freundschaft und herzliche Teilnahme den Besuchern entgegen, deren Sache sie zur Bequemlichkeit ihres Mannes, aber auch zu seiner unbedingten Richtschnur, in so ätzenden Schriftsätzen niederzulegen wußte, daß, wie die Herren vom Amtsgericht meinten, man sich an Doktor Brünings Schriftsätzen Handschuh und Finger verbrennen könne und eine Kneifzange noch die Rotglut bekäme.

Aber auch der „Beobachter in der Eifel" war nicht zu verachten. Die Schriftleitung, die ihre Aufsätze mit F. L. zeichnete, während Drucker, Verleger und Herausgeber dem Gesetz gemäß mit dem ganzen Namen Fritz Leydecker hervortrat, griff furchtlos zu, wo ihr etwas faul im Staate Dänemark schien, nahm herzhaft Partei, schlug mit Säbelhieben oder mit zierlichen Degenstößen zu, und die Betroffenen wußten nicht, was sie mehr scheuen sollten, die sachliche und scharfe oder die humoristische Behandlung.

Besonders nach Stadtratssitzungen und Kreistagungen war der „Beobachter in der Eifel" begehrter als die hauptstädtischen Blätter; die Bezieherzahl stieg von Vierteljahr zu Vierteljahr, und der Anzeigenteil, der für die Betriebssummen einstehen mußte, hatte den schönsten Nutzen davon. Zwei Arbeitsbienen saßen im Korb. Und während F. L. in Kleiderkittel und Schreibärmel politische, städtische, wirtschaftliche und vermischte Aufsätze und Berichte schrieb, nahm der Drucker und Verleger Fritz Leydecker die tintenfeuchten Blätter entgegen, goß, bald unterstützt von zwei Gehilfen, auf der Setzmaschine die Betrachtungen seines Fränzchens in Druckbuchstaben aus, mischte die Druckfarbe, überwachte den Gang der Druckmaschine, Austragen und Versand der fertigen Zeitung und saß zum Feierabend grienend im Ratskeller, wenn ihm von den Weisen der Stadt hochachtungsvoll ein Schluck dargebracht wurde in aufrichtiger Bewunderung seines neuesten Leitartikels.

Drunten am Marktplatz wohnte auch der Dr. med. Robert Junker. Er kümmerte sich nicht viel um die Stadtangelegenheiten, denn das große, über den ganzen Stadt- und Landkreis ausgedehnte Wirkungsfeld des Doktors Frühling war dem Gatten der braunen Friedel nach und nach von dem immer noch rüstigen Schwiegervater übertragen worden, und wie in Mädchenzeiten fuhr die im Krankendienst geübte Frau im Doktorwägelchen mit hinaus über Land, wenn ein wundärztlicher Eingriff eine sichere und geschickte Hilfe verlangte oder es einer Wöchnerin galt. Die Leitung des Krankenhauses hatte sich der alte Doktor Frühling vorbehalten, solange es Auge und Hand erlaubten, denn er wünschte nicht auf dem Altenteil zu sitzen. Aber bei allen wichtigen Unternehmungen rief er den Schwiegersohn an seine Seite, besprach mit ihm den Fall und arbeitete mit ihm gemeinsam, damit der Doktor Junker auch hier als sein Nachfolger angesehen werden könnte.

Einmal in der Woche kamen die Schwestern mit ihren Männern zum Schloß hinaufgestiegen und saßen mit dem Weißbart, der sich oft unter dem Tische vor Vergnügen die Hände rieb, und mit der aufgeblühten Maria hinter einer Bowle, in die, je nach der Jahreszeit, frischgepflückte Maikräuterspitzen hineingetaucht worden waren, purpurne Walderdbeeren, rosige Pfirsische oder um die Weihnachtszeit eine köstliche Ananas. Dann blinzelte wohl im Laufe des lustigen Abends der Doktor Junker seiner Frau Friedel zu und begann das alte Burschenlied zu singen:

„Meine Muf' ist gegangen in des Schenken sein Haus,
Hat die Schürz' umgebunden und will nicht heraus!"

Und Frau Friedel blinzelte ihm wieder zu und sang begeistert mit, bis der seebefahrene Hausherr zum Schluß „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!" anhub und ein jedes die Segel heimwärts setzte.

Die Frau Notarin und Stadträtin brachte wohl auch den jungen, tatkräftigen Bürgermeister aus der Stadt mit herauf, der sich unter den alten Schlafhauben der Stadtverordnetenversammlung just seiner Tatkraft wegen geringer Beliebtheit und mancher spitzen Anfeindung erfreute, „da es doch früher um so viel gemütlicher zugegangen sei und die Stadt dennoch auf demselben Flecke stehe". Der junge Bürgermeister aber wünschte sie von eben diesem Flecke wegzurücken und vorwärtszubringen, damit sie näher an den Strom des Lebens gelange und seiner reichen Güter mehr als bisher teilhaftig werde. Darüber sprach er oft mit der goldroten Maria und über seine Abhängigkeit von diesen Schlafhauben, die seine Wiederwahl in Händen hätten. „Ein jeder Mann an verantwortungsreicher Stelle müßte so unabhängig gestellt sein, daß er nicht nach dem Gehalt zu fragen hätte. Dann ließen die Neunmalgescheiten die Knüppel zu Hause, die sie einem jetzt bei jeder Gelegenheit zwischen die Füße werfen, und fürchteten eher, er wirft ihnen den Kram vor die Füße. Gott sei Dank ist der ‚Beobachter in der Eifel' auf meiner Seite, und das ist ein Vermögen wert." Und an einem besonders frohen Familienabend fragte er die goldrote Maria, ob sie es wohl wagen würde und ihm Helferin sein im Kampf und in der Freude? —

„O Gott," rief die goldrote Maria, „ich brauche ja selbst einen Helfer", und sie rief es so laut, daß die schwarze Eva

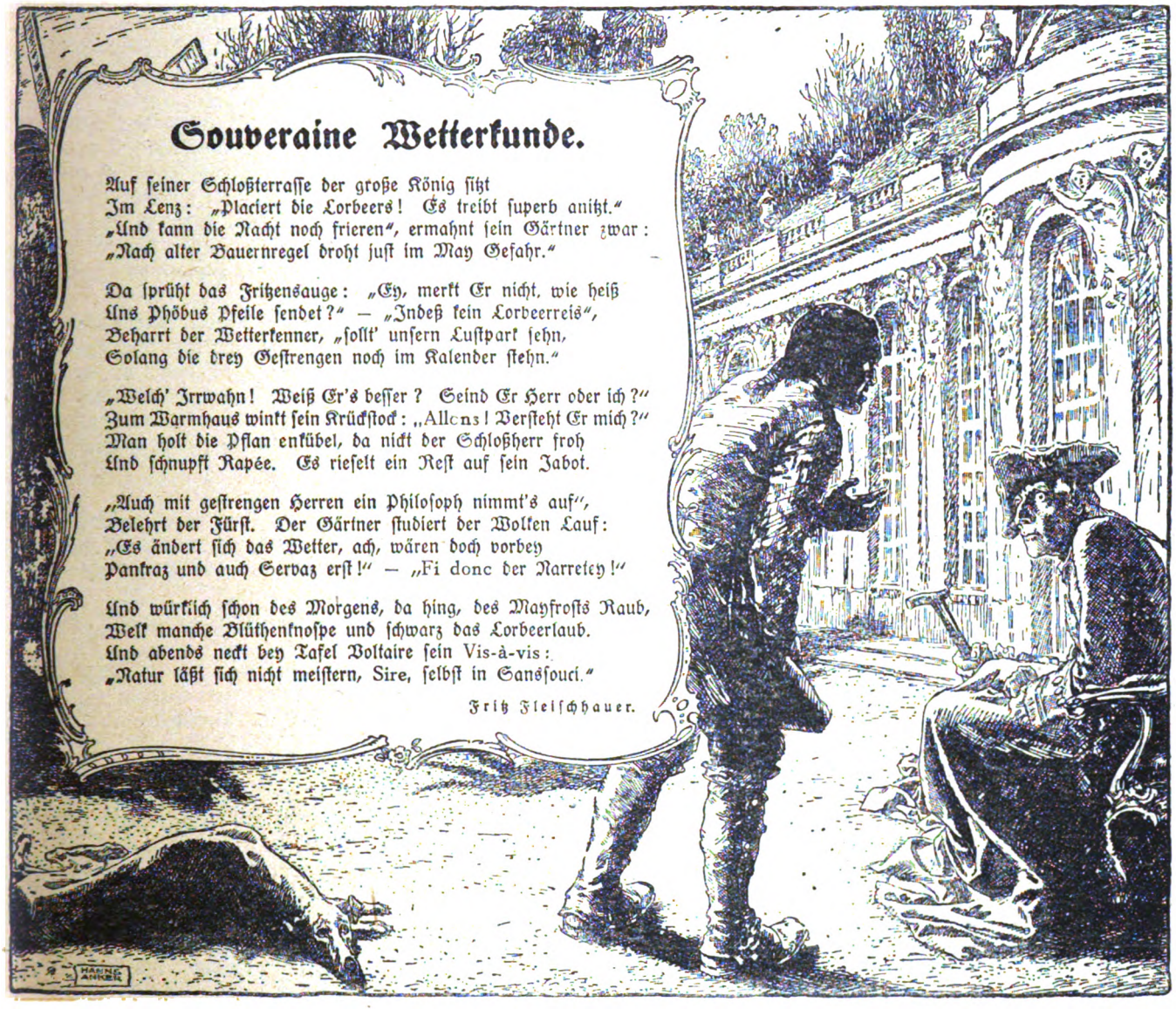
Digitized by Google

mit funkelnden Blicken in ihr Geheimnis drang und der lachenden Schwester widerspruchslos erklärte: gerade der Bürgermeister fehle ihnen zu Notar, Kreisarzt und Zeitungsbesitzer noch „zu ihrer Hausmacht", und „den oder keinen". Da winkte die goldrote Maria den Bürgermeister ins Nebenzimmer und fiel ihm um den Hals. —

Als wollte das Schicksal noch einmal einen abenteuerlichen Seitensprung machen oder ihre wiedererlangte Gesundheit auf Herz und Nieren prüfen, so war es Maria Frühling zumute, als sie beim Erwachen eine Drahtnachricht überreicht erhielt, in der sich Herr Cesare Cerini zu einem Besuche anmeldete. Cesare Cerini! Wie weit lag die Zeit hinter ihr, so weit und nebelhaft fern, als gekurzen Notiz in der Zeitung, derzufolge ihr Los den Hauptgewinn der Süddeutschen Geldlotterie in Höhe von dreihunderttausend Mark gezogen hatte, ihr Los, das sie sich, einer Augenblickseingebung folgend, an dem Tage gekauft hatte, an dem ihr Ehescheidungsurteil rechtskräftig geworden war.

Maria Frühling dachte nicht an den Gewinn. Maria Frühling dachte nur an Cesare Cerini und daß er es wohl durch den Lotterieeinnehmer, dem sie den Namen Maria Cerini angegeben hatte, drahtlich erfahren haben möge. Maria Frühling lag im Sessel und lachte vor Ausgelassenheit, bis ihr die Tränen kamen. Oh, der Priester der Kunst Cesare Cerini liebte sie wieder. Oh — Oh . .

Eine halbe Stunde darauf waren die Schwestern bei ihr



hörte sie einem ganz anderen Leben an, nur nicht dem wirklichen. Weshalb meldete sich der Mahner ihrer verstiegenen Mädchentorheit? War es ein übles Vorzeichen?

Sie saß allein in dem alten Gemäuer des Schlosses, und als sie eine Stunde vergeblich vergrübelt hatte, entfaltete sie die Morgenzeitung und begann, um die Gedanken abzulenken, das Blatt spaltenweise durchzulesen. Und plötzlich stutzte sie. Es war nichts Weltbewegendes, es stand unter „Vermischtes". Aber das Blut war ihr zu Kopf gestiegen, und sie sprang wie ein wildes Füllen in ihre Kammer, riß die Schublade aus ihrem Schreibtisch, wühlte den Inhalt kunterbunt durcheinander, fand, was sie suchte, und eilte zur Zeitung zurück. Und Ziffer für Ziffer verglich sie die Nummer des Geldloses, das sie in der Hand hielt, mit der

versammelt. Sie hatte sie durch den Fernsprecher zu sich gerufen. Die Ratsversammlung der Frühlingsmädchen ging rasch zu Ende.

„Es geht nicht anders," bestimmte die schwarze Eva, und ihre Augen funkelten im Vorgenuß, „wir müssen diese Tragikomödie mit einem Lustspiel schließen. Das will bei uns der geheiligte Brauch. Laß die Drahtung sehen. Wann erscheint der Held? Ah, heute gegen Abend schon. Mit dem Schnellzug um sechs. Er soll seinen wohlmeinenden Richter finden. Mädchen, wir spielen mit ihm die Porzia-Szene aus Shakespeares ‚Kaufmann von Venedig', nur in neuzeitlicher Bearbeitung. Punkt sechs Uhr sitzen wir drei Älteren hier im Empfangszimmer hinter dem Tisch, ich im Gerichtstalar meines Mannes, Friedel in seinem zweiten, ab-

Digitized by Google

gelegten Talar, und Fränzchen borgt sich den dritten beim Bürgermeister, der ihn ja als Amtsanwalt vor dem Schöffengericht trägt. Maria aber hält sich, des Zeugenaufrufs gewärtig, im Nebenzimmer. Und dann soll uns der Meister einmal sein Klavier vorspielen." —

Es war kurz nach sechs Uhr abends, als der alte Pferdeknecht Herrn Cerini meldete. Verdutzt blieb der Fremdling auf der Schwelle stehen. Der schmunzelnde Alte schloß sacht die Tür hinter ihm.

„Erschrecken Sie nicht", sagte die schwarze Eva und rückte das Barett aus der Stirn. „Treten Sie mutig näher, so mutig, wie Sie zum Abschied vor unsere Schwester getreten sind."

Die beiden Beisitzer nickten, lehnten sich zurück und richteten ihre Blicke auf ihn.

„Meine Damen," begann der Meister und fuhr sich nervös mit der Hand durchs Haar, „ich wünschte nicht in eine Theatervorstellung zu gehen, sondern ich bin gekommen, um Frau Cerini zu sehen."

„Eine Frau Cerini gibt es nicht in unseren Akten. Wohl eine Maria Frühling, deren Schwestern wir zu sein die Ehre haben, und die nur einmal im Leben ohne den Rat der Schwestern eine rechtsgültige Handlung beging. Diese Handlung waren Sie! Und nun werden Sie sich darüber klar, mein Herr, ob Sie mit uns in die Verhandlung eintreten oder — überhaupt nicht verhandeln wollen. Nur wir entscheiden, ob die Schwester erscheint."

Die beiden Beisitzer nickten, und Herr Cerini machte den Damen drei knappe Verbeugungen.

„Ich freue mich als Mensch und als Künstler von Herzen über den heiteren Ton, der in diesem Hause vorzuherrschen scheint, und unterwerfe mich ihm trotz des Ernstes meiner Aufgabe."

„Worin besteht der Ernst Ihrer Aufgabe?"

„Frau Cerini zu erklären, daß nur ein Mißverständnis, ein unbegreifliches Mißverständnis die Entfremdung in so weitem Maße herbeiführen konnte, wie sie sich vollzogen hat."

„Reden Sie weiter. Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?"

Wieder fuhr sich Herr Cerini nervös durch das Haar. Doch er bezwang sich.

„Schön, schön. Ich mache gute Miene zum lustigen Spiel. Sie sind Frauen von Anmut und Geist, Sie sind Frauen, die die Liebe kennen und daher Frauen von Herz —"

„Bitte keine Bestechungsversuche. Zur Sache."

„Meine Damen, reden wir ernst. Als ich Frau Cerini von Trennung sprach, dachte meine Seele nicht an eine Ehetrennung, nur an eine zeitweilige Trennung aus wirtschaftlichen Gründen."

„Und diese wirtschaftlichen Gründe sind jetzt fortgefallen?"

„Sie sind es." Und Herr Cerini wischte sich die leise perlende Stirn.

„Seitdem unsere Schwester Maria Frühling Gewinnerin des Haupttreffers in der Süddeutschen Geldlotterie geworden ist? Kommen Sie mir nicht mit dem Einwand der ‚gemeinsamen Errungenschaft'. Das Los wurde nach der Scheidung erworben."

„Auch davon erfuhr ich auf der Reise, auch davon, und ich beglückwünsche Frau Cerini außerordentlich. Aber meine Liebe und meine Einkehr sind älter als dieser Glücksumstand."

„Sie haben anderthalb Jahre dazu gebraucht, mein Herr, eine Spanne Zeit, in der man sich in der Tat über vielerlei klarwerden kann. Das Gericht unterstellt Ihre Beteuerungen vorläufig als wahr. Die Zeugin möge vortreten."

Die beiden Beisitzerinnen rauschten an dem peinlich Vernommenen vorüber und führten die Schwester herein. Cesare Cerini eilte mit einem Ruf des Entzückens auf sie zu. Die Beisitzerinnen wiesen ihn mit ernster Geste in seine Schranken. „Wiederholen Sie Ihre Verteidigung, mein Herr", gebot die schwarze Eva und wischte sich mit dem Taschentuch heftig die zuckende Nase.

Cesare Cerini nahm keine Notiz mehr von seinen Richterinnen. Mit südlichem Feuer wandte er sich der goldroten Maria zu, die wie eine Heilige vor ihm stand, und ein Schwall von Worten und Beteuerungen warf sich auf sie und wogte über sie hin. „Ich werde dich auf Händen tragen! Ich lasse, wenn du willst, meine Kunst für dich! Geh mit mir, und ich will die Sonne wie einen Teppich vor deine Füße legen. Maria! Meine goldene Maria . . ."

„Kommen Sie," sagte Maria zaghaft, „nur meinetwegen? Nur um der Liebe willen?"

„Wie soll ich deinen Glauben finden, nach dem, was uns schied?"

„Es wird ein entsagungsreiches Leben werden, schwer an Arbeit, denn heute bin ich ärmer als zu der Zeit, da ich das erstemal zu Ihnen fand."

„Du willst arbeiten? Arbeiten willst du? Weshalb sollte meine goldene Maria arbeiten wollen?"

„Weshalb sind Sie nicht gestern gekommen? Gestern war ich reich. Aber meine schweren Erlebnisse ließen mir den Reichtum nicht mehr verlockend erscheinen, nur noch die Arbeit, die über alles hinweghilft. Aber Sie kommen ja um der Liebe willen. Und um der Liebe willen werde ich doppelt freudig arbeiten."

Der Meister strich sich erregt über die Stirn. „Was haben Sie getan, Maria? Was haben Sie voreilig getan?"

„Der Zufall hatte mir eine große Summe in den Schoß geworfen. Ich glaubte, nichts mehr vom Leben nötig zu haben, und sah einen unbemittelten, aber begabten Menschen um seinen Aufstieg ringen. Es ist der hiesige Bürgermeister Wolfgang Martin."

„Was haben Sie getan, Maria?"

„Ich habe zugunsten unseres Stadtoberhauptes verzichtet. Hier lesen Sie die Abschrift des notariellen Aktes."

Der Meister wies das Schriftstück, das sie ihm mit niedergeschlagenen Augen darreichte, zurück.

„Nun werde ich mit doppelter Freude arbeiten", wiederholte Maria leise.

Cesare Cerini schüttelte den Kopf. Seine Augen irrten durch das Zimmer.

„Große Seele, große Seele", murmelte er endlich. „Nein, ich bin deiner nicht würdig."

Und ohne ein weiteres Wort verließ er hastig das Zimmer, als gälte es, sich den schönen Abgang zu sichern. Bis in die Stadt hinein vermeinte er das Jauchzen und Jubilieren der Frühlingsmädchen in den Ohren zu spüren. —

„Gottlob, daß ich das noch erleben mußte!" Und Maria fiel den ausgelassenen Schwestern der Reihe nach um den Hals. „Nun ist der letzte Krankheitsträger in mir hinweggespült! Nun bin ich gesund — gesund wie ihr!"

„Ein gesundes Mädchen muß Hochzeit halten! Wann wird's?"

„Ein Glück," sagte Maria nachdenklich, „daß die Werbung des Bürgermeisters eher kam als die Nachricht von meinem Gewinn. Jetzt glaube ich wirklich an mein Glück, und der Bürgermeister Wolfgang Martin soll es zu spüren bekommen."

„Maria," sagte die schwarze Eva, und ihre Augen funkelten über die Schwester hin, „vergiß den Wunsch unseres alten Vaters nicht, dem wir für unsere Jugend und gute Erziehung Dank schulden. Drei Enkel sind vorhanden. Der vierte ist an dir!"

Und dann rannten die vier Frühlingsmädchen wie ein Wirbelwind durch das alte Schloßgemäuer und die Turmstiege hinauf auf die Plattform ihrer Mädchenstreiche und winkten und riefen ihren Männern zu, die mit Vater und Bräutigam zu einem Feierabendtrunk im Schlosse den Berg hinaufgestiegen kamen.

Digitized by Google

Vom Vogelsang.

Von Philipp Stauff.

„Alle Vögel sind schon da" lernen unsere Kleinen in der Schule singen; der Krieger singt auf dem Marschwege: „Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-, wunderschön — in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!" Ein verstandeslogisches Band zwischen dem Vogelgesang im Walde und dem Wiedersehen in der Heimat besteht ja am Ende nicht, aber ein gemütslogisches wie in Volksliedversen so oft.

Zum vierten Male hörten wir im Kriege die ersten Stare, die ersten Rotkehlchen, die ersten Lerchen singen, und jetzt schreit auch wieder der Kuckuck an allen Ecken und Enden, und selbst die Nachtigallen lassen wieder ihre wonnereichen Weisen ertönen. Sie sind offenbar sehr heimatliebend, die Nachtigallen, das haben sie uns im Kriege bewiesen. In einem etwa kilometerquadratigen Waldstück, das auf zwei Seiten mit größeren Waldungen zusammenhängt, war eine Batteriestellung von uns, dick und gut eingebaut, so daß sie wenig Verluste hatte, obwohl man durch das ganze Waldstück aus einem Granatloch ins andere springen kann; denn da der Feind lange über die Stellung im unklaren war, tastete er in höchst verschwenderischer Weise auch die Nachbarwälder mit Granatschüssen ab, bis er sich schließlich mit seiner Erfolglosigkeit beschied und nur noch zuweilen sein Feuer dahin richtete. So unglaublich das auch erscheinen mag: die Nachtigallen wichen nicht aus dem gefährdeten, von Explosionen durchzuckten Wald, in dem sie immer zahlreich vertreten gewesen waren. Sie kamen wieder im Lenz 1917, und sie sind auch im Frühling 1918 wieder da. Ob auch verschiedene der kleinen Vögel vom Vorjahre zerschmetterten Leibes — von den Sprengstücken und dem Luftdruck getroffen — unter dem dürren Eichenlaube am Boden ruhen mögen, — die Sippen haben sich wieder eingefunden zu Gesang, Nestbau und Zuchthege.

Alte Bäuerin. Zeichnung von Richard Müller.

Es mögen wohl viele darob gegrübelt haben, wie die Singelust und der Gesang so mancher lieben Vogelarten zu deuten sei. Am leichtesten ist die Beantwortung der Frage für solche, die auf irgendeine Voreingenommenheit eingestellt sind, sei es eine religiöse, eine poetische, eine wissenschaftliche. Wenn der religiös Empfindende das Vogellied als Lobpreisung des Schöpfers auffaßt, so ist das eben auch Gemüts- oder Willenslogik, und wenn Lenau singt: „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft", so ist, abgesehen von dem kühnen Phantasiebild, klar, daß der Dichter den Gesang der Lerche als Ausfluß eines Glücksgefühls betrachtet, so wie es ja auch rechtes menschliches Kunstschaffen zu begleiten pflegt. Am schnellsten aber fanden sozusagen die darwinistischen Wissenschafter die Lösung: der Vogelgesang, der bei den meisten Arten nur vom Männchen geübt werde, sei als Liebeswerbung aufzufassen.

Dieser Meinung können indes nur Leute sein, die ihr Denksystem auf Kosten der Wirklichkeit auszufüllen gewillt sind. Sicher spielen die Liebesvorgänge und ihre familienhaften Wirkungen im Vogelleben die nämliche Rolle wie im Menschenleben; das ergibt schon der die ganze Welt des Schöpfungsdaseins durchwirkende Fortpflanzungstrieb, der sich bei der Vogelwelt, wenigstens soweit die Arten einehig leben, sichtlich mit starken gemüthaften Regungen verbindet. Das trifft wohl gemäß Beobachtung bei allen ausgesprochen sangeslustigen Vogelarten zu.

Aber die Lerche singt, wenn sie — wohl sicher noch aus dem Vorjahre gepaart — im Lenz zu uns zurückkehrt; sie singt, wenn sie ihr Nest baut im grünen Klee, wenn sie ihre Jungen ätzt, und wenn sie sich in Scharen zur Abreise sammelt. Schon diese Tatsache beweist, daß ihre Sangeslust nicht aus der Geschlechtlichkeit wächst, sondern eine davon unabhängige Fähigkeit ist, die allerdings zur Zeit auch in den Dienst der Liebeswerbung treten kann. Ganz so steht es bei den Finken, den Grasmücken, der Nachtigall. Den Kuckuck, der ja wohl nicht eigentlich den Singvögeln zuzurechnen ist und infolge der eigenen physischen Gesetzhaftigkeiten, denen sein Weibchen unterstellt ist, keinen Familienhaushalt führt und so wohl auch keine feste Ehe kennt, kann man hier füglich ausschalten.

So ist die Frage also immer noch unbeantwortet: Warum singt eigentlich der Vogel? Es mag immerhin bemerkt sein, daß die Sangeslust — und zwar die über die ganze Sommerzeit reichende — mit der Einehigkeit zusammentrifft. Aber die letztere finden wir auch bei den großen Raubvögeln, wo sie bisher der Sangesfreude nicht weiter förderlich gewesen ist.

Wenn wir der Lerche oder der Nachtigall zuhören, gewinnen wir wohl leicht den Eindruck, daß sie jeweils zu ihre Freude singt, daß sie also Freude hat an ihrem Können, daß sie sich dieses Könnens als eines wertvollen Besitzes bewußt ist. Zu dieser Auffassung wird auf Grund seiner Eigenbeobachtungen auch derjenige gelangen, der einen Kanarienroller oder ein deutsches Rotkehlchen in Gefangenschaft hält. Das Tierchen erweist sich, etwas angewöhnt, sehr empfänglich für die Aufmerksamkeit des Menschen und oft ganz besonders empfänglich für gesprochenes Lob. Bei den Kanarienvögeln erlebt man es häufig, daß sie ihr Äußerstes leisten, wenn Besuch zugegen ist; nicht selten muß sich der Besitzer vor den Gästen entschuldigen: „Was nur dem Vogel einfällt, daß er gerade heute so lärmt! Wenn wir allein sind, ist er gar nicht so!" Da kommt es aber darauf an, ob sich die Familie um den Vogel kümmert oder nicht. Tut sie es, so singt er auch für sie. Er kennt bald die einzelnen Leute und bevorzugt die, welche ersichtlich an seinen Tönen Freude haben. Man braucht wohl nicht so weit zu gehen, zu vermuten, daß solch Vög-

Digitized by Google

lein einzelne menschliche Worte verstehen lernte. Aber es hört offenbar aus der Klangfarbe der Worte Wohlwollen und Lob; es empfindet den Gemütseinschlag. Ein Kanarienvogel kann zum Beispiel von seinem Besitzer, wenn der eben ein wirklicher Vogelfreund ist, ganz gut auch einmal mit beobachtetem Erfolg gescholten werden.

Mein Vater hielt ehedem lange ein Rotkehlchen, das ganz unterscheidbar wehmütig oder traurig sang, wenn sich niemand um das Tierchen kümmerte, das aber sofort in helle Frohtöne überging, wenn mein Vater ihm einige liebe Worte sagte. Im allgemeinen habe ich selbst auch die persönliche Erfahrung gemacht, daß Tiere leicht zu mir Vertrauen schöpfen. Einmal z. B. stand ich an arbeitsbelebtem Platze im Eichenwald Französisch-Lothringens als Sicherheitsposten. Diese Wälder sind ungemein vogelreich (es gibt soviel Beeren und fruchttragende Hecken da, wie vielerorts in Deutschland leider schon lange nicht mehr), und die gefiederten Sänger sind dort auch an den beständigen Menschen- und Wagenverkehr, an den Lärm und das Getriebe durchaus gewöhnt. Es kommt vor, daß eine Goldammer oder ein Finkenmännchen ein Meter seitlings der Straße sitzt und unbekümmert sitzenbleibt, wenn ein Wagen vorbeirasselt oder eine Truppenabteilung vorbeimarschiert. Auch Kohl- und Blaumeisen, sogar einen Zaunkönig habe ich in solcher Haltung bewundert, während allerdings die Amseln und die vorkommenden Grasmückenarten — darunter die Nachtigall — wesentlich scheuer sind. Als ich, wie erwähnt, so Posten stand, setzte sich ein prachtvolles Finkenhähnchen in knapp zwei Meter Entfernung auf eine Stange und guckte mich unbesorgt — oder doch ein wenig fragend? — an. Dann reckte es sich und krähte seine kurze, einfache, aber doch immer schöne und wunderbar tonklare Melodie. Ich sprach sanfte Lobesworte, und es hörte sichtlich zu und sang dann wieder und guckte abermals auf mich, und so hat mir der Fink rund zehn Minuten lang auf der Stange vorgesungen, bis ein Kamerad etwas zu plump in die Nähe trat und mein lieber Sänger Reißaus nahm. Ich bin durchaus überzeugt, daß der Vogel die Gemütsstimmung, die aus meinen Worten klang, und die vielleicht auch der Gesichtsausdruck des bärtigen Kriegers zeigte, richtig empfand, und daß er dafür dankbar sein wollte. Spricht etwa eine Spur von Eitelkeit mit? Wer Erfahrungen mit Bauersängern hat, wird das schwerlich verneinen.

Daraus geht aber dann zwingend hervor, daß der Singvogel sich seiner Kunst bewußt ist, daß er ihr einen Wert beilegt, und auch, daß er zwischen vollkommeneren und unvollkommeneren Leistungen unterscheidet. Ob seine Töne Bedeutung haben? Ob sie nur Gemütsausfluß sind oder Vorstellungshafteres — vielleicht eine Sprache oder wenigstens so etwas Ähnliches wie unsere Programmusik? Darüber wird man wohl schwer zu einem standfesten Urteil kommen. Mit dem Verlegenheitsworte „Instinkt" aber bleibe man uns bei Erörterung solcher Dinge vom Leibe; mit diesem Worte wird gar nichts erklärt und gar nichts festgestellt, sondern einfach eine Lücke unseres Erfassens für das Auge verhüllt.

Sicher aber ist es nicht nur Freude, was die Waldessänger hineinsingen in das leuchtende Grün. Es werden alle Regungen des Vogelherzens in die Weisen hineintönen, und wenn nur selten unfrohe Stimmungen für unser Ohr erkennbar sind, so liegt das wohl vor allem an der Ungemeinsamkeit der Ausdrucksmittel, über die das niemals objektive Empfinden nur gelegentlich eine Brücke schlägt.

Das Tonsystem der Singvogelwelt ist ein anderes als das unsere. Richtig mit dem unseren erfassen können wir höchstens den Kuckucksruf, so wie es das Kinderliedchen zeigt: zwei Wechseltöne im Verhältnis der kleinen Terz, mit dem obern Ton beginnend und mit Atempause nach dem untern. Aber ich habe auch schon Kuckucke gehört, bei denen die kleine Terz nicht rein klang, oder solche, bei denen sie sich in eine Vollterz wandelte (also mit zwei ganzen Tönen Zwischenspannung), und schließlich solche, bei denen das Intervall überhaupt nicht unterscheidbar war. Daneben singt übrigens auch die Kohlmeise im immer gleichen Dreitakte die reine Quart: tick-tack-tack, tick-tack-tack.

Schon beim Staren-, beim Amsel-, beim Finkenruf werden Versuche, ihn in unserem Notensystem zu fassen, vergeblich sein. Nicht allein wegen der mit der Vortrefflichkeit der Sänger wachsenden Mannigfaltigkeit der aus dem gleichen Schnabel hervorquellenden Weisen, sondern auch weil sich weder die Intervallik noch die Rhythmik des Vogelgesanges mit den Grundlagen unserer Musik vereinbaren läßt. Versuche dieser Art sind ja wiederholt gemacht worden; man denke z. B. an die Wiedergabe des Nachtigallenschlags durch Beethoven. Aber auch das ist Annäherung geblieben. Sobald man näher darauf hinhört, erfaßt man Tonfolgen — oder vielmehr man erfaßt sie nicht —, die in unserer Intervallik nicht wiederzugeben sind, und die wir wohl, wenn wir sie uns einige Oktaven tiefer (etwa in den Bereich unseres ausgesprochenen Musikgehörs) verlegt denken, mit unmittelbarem Schmerz empfinden und für ganz unmusikalisch halten würden. Daß wir den Vogelgesang angenehm finden, ist dadurch ermöglicht, daß seine durchschnittliche Höhe in Tonlagen sich bewegt, die hoch über dem für uns intervallisch unterscheidbaren Bereiche liegen; die höchsten Töne der Geige reichen im allgemeinen gerade noch an diese Tonlage hin. Und dann ist, von da aus betrachtet, der Stimmenumfang z. B. der Nachtigall ein ganz gewaltiger; sie macht höchst beträchtliche Intervallsprünge, und davon zuweilen mehrere glatt nacheinander.

Wir werden also annehmen müssen, daß die Gesetzhaftigkeit der Wellenschwingungen im All, auf die unsere musikalische Kunst sich gründet, zunächst einmal nur dem Menschen erschlossen ist, nur für ihn zutreffend ist als seine Einstellung auf die ewige Musik der Sphären. Und selbst das würde noch zuviel behauptet sein; in Wirklichkeit wird man dies Tonwellensystem beschränkt sehen müssen auf die arische Rasse und die mehr oder weniger von ihr ausgegangenen oder durchtränkten weißhäutigen Völker. Es sind bekanntlich des öfteren Versuche gemacht worden, uns Chinesenlieder, Indianergesänge und Negerweisen in Harmonie und Rhythmik mit Hilfe unseres Tonsystems zu übermitteln. Diese Versuche halte ich, soweit sie mir bekannt geworden sind, sämtlich für mißlungen. Es ist den Urhebern mit den zu übermittelnden musikalischen Kunstleistungen der Völker anderer Grundrassenart so gegangen wie Beethoven mit der Nachtigall und meist noch wesentlich schlechter; sie streckten die ganz fremden Dinge auf das Prokrustesbett unserer arischen Rhythmik und Intervallik, während diese Sachen aus einem Verhältnisse des rassischen Gehörsystems zu den Schallwellen des Alls erwachsen sind, das uns wohl völlig unzugänglich bleibt. Daher die unmögliche Bizarrerie dieser Leistungen, die ganz und gar nicht geeignet sind, uns das Verständnis der Wesensart jener Völker zu erleichtern, weil wir den Schlüssel zu der Einstellung nicht gewinnen können, in der die betreffende, so weit von uns abliegende Volksart zu den Wellenschwingungen des Alls abgestimmt ist.

Wir haben noch ein alltäglich zu beobachtendes Beispiel, das dieser Auffassung Halt gibt: das Verhalten der meisten Hunde gegenüber unserer Musik. Gewiß sind heute viele Familienhunde daran gewöhnt, diese Musik ohne Murren und Knurren über sich ergehen zu lassen, und ihr Ohr mag sich durch Gewöhnung und Abzucht so weit angepaßt haben, daß es unsere Musik zu ertragen vermag; aber Naturhunde brechen beim Erklingen unserer herrlichsten Tonwerke in ein Stöhnen aus, das ganz ersichtlich einem starken Gequältsein der Gehör-Organe entspringt, und bei vielen in Kultur befindlichen Hunden ist das in größerem oder geringerem Maße gleichfalls noch festzustellen.

Vielleicht sind die Gehörorgane und Stimmwerkzeuge des Hundes ganz anders auf die Wellenschwingungen des Alls eingestellt als die unsern, so daß unsere Musik auf den natürlichen Hund als mißtoniger Klangbrei wirkt. Ebenso ist es von gefangengehaltenen Singvögeln bekannt, daß sie das Klavier- oder Geigen- oder Lautenspiel zumeist nicht vertragen können und bei Beginn solcher Musik zu den heftigsten Einspruchskundgebungen schreiten.

So werden wir uns also wahrscheinlich nicht einbilden dürfen, daß unsere Art der organhaften Aufnahme der Tonschwingungen des Alls Allgemeingut des Lebens in der Schöpfung und die alleinige Art von Tonwellenbeziehung zwischen Einzelwesen und dem All sei. Vielleicht dürfen wir annehmen, daß die unsere die höchste, vollendetste sei, aber ohne daß uns eigentlich ein Urteil darüber zustände.

Freuen wir uns aber trotz alledem — und gegebenenfalls auch gerade deshalb — des wunderlieblichen Sommerkonzerts, das uns heuer wieder die lieben gefiederten Sänger bereiten, und gönnen wir ihnen einen Dank dafür, auch wenn sie nicht von dem Bewußtsein geleitet werden, daß ihr Gesang uns Freude mache. Wir verstehen nur wenig vom Empfindungsreichtum eines Vogelherzens, und wir erkennen nicht, aus welchen Gründen sein Gesang erschallt. Wir wissen auch nicht, welchen Grades das Geistchen ist, das in dem Vogelköpfchen wirkt und diese Wunderbarkeiten erzeugt. Wir können nur lauschen und dankbar lieben.

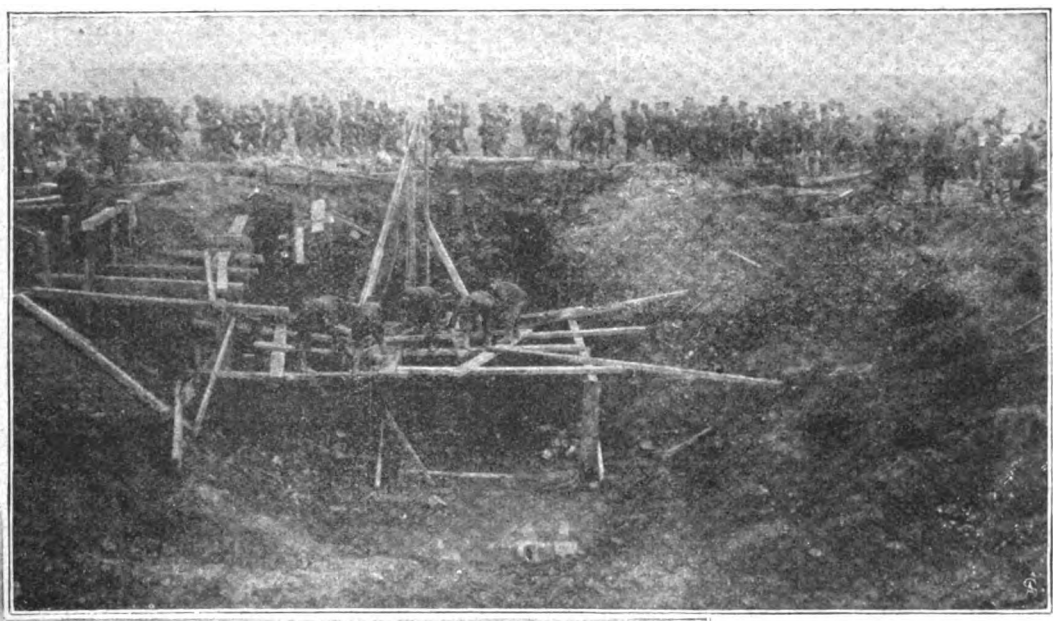
Digitized by Google

Der Kampf um Guemappe am 11. April 1917.

Von Hauptmann Karl Engelhardt.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Da gellten die Schützenpfeifen der Zug- und Gruppenführer alarmierend durch die Luft. Alle Köpfe flogen hoch. Schon umklammerten die Fäuste die Gewehre. An derselben Stelle, an der am Morgen der Infanterieangriff eingesetzt hatte, sprangen khakifarbene Schützen auf und rannten vorwärts, wieder die Führer weit voraus. Breiter war der Angriff angesetzt worden. Und wild griffen die englischen Gewehre rechts von der Chaussee her mit ein. Dichter sausten links von der Höhe herab die Maschinengewehrpatronen über die Granatlöcher hin, um die Verteidiger in ihnen niederzuhalten. Kein Mann darin achtete auf sie. Alles schoß und schoß. Da und dort sank einer lautlos in sein Granatloch zurück, von einem Infanteriegeschoß getroffen. Hier und da schlug ein Volltreffer in ein Granatloch und zermalmte, was darin war. Aber kein Schmerzensschrei ward hörbar, wie man es z. B. von den Franzosen gewohnt war. Die schweigsamen Schleswig-Holsteiner schrien nicht vor Schmerz. Wie sie gekämpft, mit zusammengebissenen Zähnen und still, so fielen sie, so starben sie für ihre Scholle daheim. In den Nachbarlöchern kümmerte sich niemand um die Verluste. Nur die Krankenträger krochen von Trichter zu Trichter und verbanden, was sich noch zu verbinden lohnte. Alles übrige schoß, mechanisch, mit hartem Blick über das Visier. Schoß, obwohl der glühende Lauf die Linke zu verbrennen drohte. Von der ersten feindlichen Welle liefen nur noch Trümmer. Die zweite stürzte hinterher. Laden und Schießen; Laden und Schießen in den Granattrichtern. Die zweite Welle war zerschlagen, da kam auch schon, tapfer und unbekümmert, die dritte. Die deutschen Gewehre pfiffen hinein; die beiden Maschinengewehre des rechten Abschnittes fegten dazwischen. Oh dieses herzbefreiende, rasende Tacken der Maschinengewehre! Wie ein Flieger auf seinen Motor, so lauscht der Kommandeur auf seine Maschinengewehre. Sie sind intakt; sie funktionieren tadellos! Wackere Helfer für die unermüdlichen Musketiere! Ohne sie könnten's diese nicht zwingen. Die Flinte speit nicht schnell genug ihr todbringendes Blei, um diese Mengen zu bewältigen, die anstürmen. Sie wurden bewältigt. Klägliche Reste gaben das Rennen auf und gruben sich etwa 100 Meter vor der deutschen Linie ein. Tiefaufatmend ließen die Braven unter grauen, beschmutzten, deutschen Stahlhelmen die heißen Gewehre sinken. Und warfen in ihrem breiten Plattdeutsch ein bissiges, wildes Triumphwort aus kaum geöffneten Zähnen, so wie sie ihren Priem zur Seite spucken. Und lugten nach rechts und links, wie es dort den Kameraden ergangen. Dann kauerten sie sich zu kümmerlicher Rast wieder in ihren Trichter. Nur die Posten lugten weiter über das Feld; scharf und ruhig, als hätten sie eine friedliche, wohldurchschlafene Nacht hinter sich; als wäre eine Friedensübung beendet; als griffe kein Tod mit tausend gierigen Geierkrallen zuckend um sie herum. Und noch war kaum eine Stunde verflossen, da schrie es schon wieder aus den Granatlöchern: „Der Tommy! Der Tommy! He kommt all wedder!" Die Pfeifen schrillen. Die Köpfe fahren auf. „Du Swinehund!" grollt einer aus Zorn über die erneute Störung. Und dann knallen wieder die Gewehre, trommeln die Maschinengewehre. Noch einmal



Pioniere beim Überbrücken eines Minentrichters in der Gegend zwischen St. Quentin und Ham.

versucht er's. Springend und kriechend. Nützt ihm nichts; hilft ihm nicht. Treffer auf Treffer saust in seine Reihen. Da schweigt das Maschinengewehr am rechten Flügel, der am härtesten bedrängt ist. Unwillkürlich rucken alle Köpfe eine Sekunde nur nach seinem Stand hin. Alle wissen, was der Engländer will: uns erschöpfen, an Menschen, Material und Munition. Und jeder weiß, was das Maschinengewehr für sie bedeutet. Dem Kommandeur stockt das Herz, als sein gutes Maschinengewehr verstummt. Sein zweites vorn weiter links arbeitet gleichmäßig weiter, aber es hat an seiner Stelle genug zu tun. Und die An-

2 Phot. vom Bild- u. Filmamt.

Aus dem Kampfgelände im Westen: Eroberte englische Batteriestellung mit Munitionslager im Holnonwald.

Digitized by Google

Im Flughafen: Folker-Dreidecker (mit Rotationsmotor, das neueste deutsche Kampfflugzeug) wird zum Startplatz gebracht.

greifer kommen näher, trotz aller Verluste. Was ist mit dem Maschinengewehr? Eine Ladehemmung? Die kann schnell behoben sein. Aber es schweigt weiter; schweigt weiter! Und schon hat sich der Engländer auf etwa 40 Meter an den rechten Flügel herangearbeitet und beginnt, seine zierlichen Eierhandgranaten zu werfen. Da wird es auch den biederen Holsteinern zu bunt. Sie kümmern sich nicht weiter um ihr verstummtes Maschinengewehr, sondern greifen zu ihren Stielhandgranaten. Raus fliegt die Zündschnur. Verbissen klingen die Schreie: „Een undtwentig, Twee undtwentig, Dree undtwentig!" und im Bogen fliegt die ein wenig qualmende Handgranate; mit furchtbarer Detonation — weit stärker als die der englischen — krepiert sie. Das Vorfeld hüllt sich in eine einzige, meterhohe, weiße Rauchwolke. Hinein fliegen immer mehr wohlgezielte deutsche Handgranaten. Der Gegner antwortet nur noch schwach. Dann verstummt er ganz. Der Qualm verzieht sich. Das Gewehrfeuer schläft ein. Was vom Feind noch lebt, duckt sich schutzsuchend in die Granatlöcher. Nur lang hingestreckte, lehmfarbene Gestalten, das Gesicht auf der Erde, die Hände an den Boden gekrampft, sind noch zu sehen. Sie rühren sich nicht mehr. Der fleißige Holsteiner schiebt den Stahlhelm ins Genick und wischt sich mit der schmutzigen, schwieligen Faust die Stirn; Arbeit macht warm, selbst nach kalter, durchwachter Nacht.

Aber was ist denn das für ein verrückter Kerl? Jetzt achtet erst auf ihn, wer über sein Granatloch hinaus im Gelände umherspäht. Am hellen Tage nach rückwärts zu rennen! Sicher ein Verwundeter, den der Schmerz kopflos gemacht hat. Mit höchster Spannung blickt ihm der Kommandeur entgegen. Die Engländer an der Chaussee schießen wie toll auf ihn, der gleich einem Besessenen läuft; in langen, verzweifelten Sprüngen. Und er hat Glück. Er wird nicht getroffen. Er kommt zum Gefechtsstand. Der Kommandeur hat in ihm den Gewehrführer des rechten M.-G. erkannt und eilt ihm die Treppe hinab entgegen: „Mensch, was ist los?" Mit schwer arbeitender Brust keucht er, während er sich zu militärischer Haltung zusammenreißt: „Einen neuen Lauf, Herr Hauptmann! Ich muß einen neuen Lauf haben!" Sein Auge glüht, sein Atem fliegt. Stockend kommt sein Bericht. Eine Granate, die dicht bei seinem Trichter einschlug, hatte ihm den Lauf und unglückseligerweise auch den Reservelauf seines Maschinengewehrs durch Sprengstücke zerschlagen und außerdem zwei Mann von der Bedienungsmannschaft verwundet. Leute will er im Augenblick keine haben: „Zu dreien kommen wir doch nicht nach vorn. Und wir werden schon allein fertig. Aber einen Lauf muß ich sofort haben, Herr Hauptmann!" Einen Augenblick sieht ihm der Kommandeur in die heißen Augen. Dann nur: „Sie sollen Ihren Lauf haben!" Nach rückwärts: „Einen Reservelauf!" Nach fünf Minuten hat der Gefreite seinen Lauf. Und eine weitere Minute später sieht man ihn, den Lauf in der schwingenden Faust, wieder nach vorn jagen, mit denselben langen, verzweifelten Sätzen, und abermals wie rasend beschossen. Die Herzen aller Beobachter liefen mit ihm. Und keiner sprach's, und jeder dachte es: „Heiliger Himmel, den Kerl darfst du nicht fallen lassen!" Der Himmel selber freute sich seiner Tat und ließ ihn heil zurück zu seinem geliebten Maschinengewehr kommen. „Gott sei gedankt!" riefen wie aus einem Munde Kommandeur und Adjutant, als er mit einem letzten, sichtlich frohen Satz in seinen Granattrichter sprang. Und wenige Minuten später bekam seine Freude eine Sprache: „Tack-tack-tack-tack-tack!" jubelte das Maschinengewehr zum Zeichen seiner Wiedergenesung über das Feld. Dann lag es weiter, mit gierig weit vorgestrecktem runden Maul, lautlos auf der Lauer nach neuer Beute.

Die Zahl der Stahlhelme, die sich in den Granattrichtern bisweilen ein wenig bewegten, war wieder geringer geworden. Gar mancher lag still, um nicht wieder aufzustehen. Seine Kameraden hatten ihn so gelegt, daß er ihnen in dem engen Trichter nicht zu sehr im Wege war. So wollten sie ihn nicht aus dem Trichter hinauswerfen; er blieb auch noch im Tod ihr Kamerad. Ein langsames Herausheben aber ging am Tage nicht. Auch gönnten sie den Feinden nicht den Anblick ihrer Opfer. In anderen Trichtern schliefen Verwundete, ermattet von den Anstrengungen und dem Blutverlust. Ihre Trichterkameraden hatten ihnen, sobald der Sturm abgeschlagen war, den weißen Mull um ihre Wunden geschlungen. Blut färbte ihn rot, und Erde, die herabfiel, beschmutzte ihn. Tote und Verwundete mußten sich gedulden. Vor Nacht konnten sie nicht abtransportiert werden. Kompagnie- und Zugführer krochen auf allen Vieren an den Granatlöchern entlang, um die Verluste und damit noch die vorhandene Stärke ihrer Kompagnien und Züge festzustellen. In großen Pausen schoben sie sich einzeln von Trichter zu Trichter und tauchten in ihnen unter. Trösteten Verwundete und erkundigten sich aufmunternd bei den Unversehrten: „Na, Johannsen, wie geht's? Schmeckt die Piep noch?" „Jawoll, Herr Leutnant!" nickt nicht minder aufmunternd der bärtige Landsturmmann seinem jungen Führer zu und nimmt die schon wieder qualmende Pfeife aus dem Mund. Und zu einem andern, der, noch ohne die Spur eines Flaumes unter der Nase, direkt von der blaßmachenden Schule gekommen, aber jetzt schon recht braun geworden war: „Was meinen Sie, Tiemann, war's auf der Penne schöner?" Und der eben flügge gewordene Kiek-in-die-Welt mit frischen, blanken Augen, in deren Tiefen bereits männlicher Ernst schattet: „Nein, Herr Leutnant! Hier ist's feiner!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 20 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.**, mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

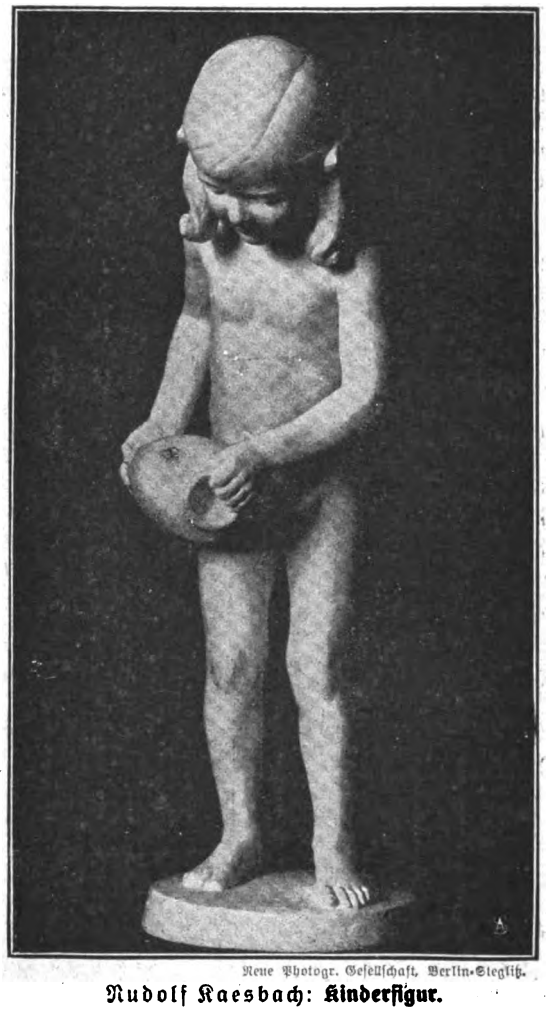
Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger August Scherl G. m. b. H., Leipzig.

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Baron Winter zündete sich eine Zigarette an, klemmte das Einglas fest ins Auge und stieg die wenigen Stufen hinunter, die vom Erfrischungsraum des Prinzregententheaters in den Garten führten. In ihm klang noch die feierliche Musik des ersten Aktes des „Parsifal" nach — das letzte „Selig im Glauben" — wunderbar war die Aufführung wieder gewesen, vollendeter als das letztemal in Bayreuth. Er hatte wie nur je die Empfindung gehabt, einem Gottesdienst beigewohnt zu haben. Aber nun kam eine Weile das Leben; und er war nicht der Mann dazu, irgendeinem Genusse stimmungslos gegenüberzustehen. Er rauchte ein paar Züge und sah sich aufmerksam um. Damen und Herren wanderten plaudernd im Garten auf und ab; um einige hohe Hofbeamten und Offiziere bildeten sich Gruppen, und in den Lauben an den Seitengängen nahm man schnell Erfrischungen ein. Das störte ihn. Aus dem Saal hatte er sich herausgerettet, weil dort an kleinen Tischen eine regelrechte Abendmahlzeit serviert wurde — während des „Parsifal"! Nicht mal auf ein paar Stunden konnte die Menschheit des Leibes Notdurft beherrschen, und wurde ihr auch noch so Köstliches geboten! Er suchte deshalb den Mittelweg des Gartens auf: schöne Frauen ansehen, das war auch ein Kunstgenuß und vertrug sich gut mit dem musikalischen. — —

„Grüß' Gott, Winter! Schon gehört? Entsetzlich, nicht wahr?"



Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

Rudolf Kaesbach: **Kinderfigur.**

Der junge Offizier wartete keine Antwort ab, er stürzte davon und schien im Vorbeieilen anderen Bekannten ähnliche Worte zuzurufen. Der Baron sah plötzlich überall bestürzte Gesichter; in das geruhige Wandern kam Unruhe; einzelne schritten ziellos vor- und rückwärts, als wollten sie horchen und könnten doch keine Auskunft erhalten, die Mienen wurden angstvoll, die Gesten leidenschaftlich — über dem Garten lag eine Spannung, die sich auch dem objektiven Beobachter, wie es Baron Winter stets und in allen Lebenslagen bleiben wollte, wider Willen mitteilte. Er ging denselben Weg wieder zurück, bis er vor der Terrasse des Eßsaales stand. Fragen mochte er noch immer nicht — natürlich, handelte es sich wieder um einen Unglücksfall, vielleicht sogar um einen von katastrophalem Umfang, wie damals der Untergang der „Titanic" — ach, man hörte das immer noch früh genug, konnte gar nichts ändern noch helfen, und mit gemeiner Neugier sich Entsetzen und Grauen auszumalen, das widerstrebte ihm gründlich.

„Was wird nun werden?" fragte ihn da ein Oberst, der Winters Kenntnis des Geschehenen als etwas Selbstverständliches ansah.

„Ich weiß von gar nichts", erwiderte der Baron gleichmütig. „Was ist denn wieder passiert? Ein Erdbeben — ein Schiffsuntergang — ein Zusammenstoß zweier Züge — muß man dies denn gerade jetzt und hier besprechen?"

Digitized by Google

„Mein Lieber," sagte der andere, „wo haben Sie denn Ihre Nerven und Sinne? Haben Sie denn nichts gespürt im ersten Akt, wie unruhig alles wurde, als die Botschaft kam, die Hofloge sich leerte? Die Prinzessin Gisela reist noch nachts ab nach Wien —"

Winter schüttelte stumm den Kopf: Leute, die im „Parsival" überhaupt noch anderen Einflüssen zugänglich waren, verstand er gar nicht.

„Also" — bei dem andern brach sich nun doch die Lust Bahn, der erste zu sein, der eine große, gewichtige Nachricht mitteilen darf, „also, dann will ich's Ihnen kurz mitteilen: der Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin sind heut' morgen in Serajewo ermordet worden —"

„Aber nein", machte Winter ungläubig.

Der Oberst gab die Kürze auf, die er sich selbst diktiert hatte: hier war ja Neuland, da konnte man alles äußern, was man sich selbst zu den geringfügigen Einzelheiten, die bisher über das Verbrechen bekanntgegeben waren, hinzudachte und was sich an Weiterungen politischer Art daraus schließen ließ. Winter hörte stumm zu, sein Gehirn durchfuhr ein Wirbelwind von Gedanken und Vorstellungen, der sich nur locker an die Bemerkungen des Obersten knüpfte. Er kannte Österreich und die Verhältnisse der Monarchie besser als der Mann da vor ihm, der lange nach Berlin abkommandiert gewesen war, und obgleich man dort, wie er versicherte, mit allen Eventualitäten gerechnet hatte —

„Auch mit diesem ungeheuerlichen Mord?" unterbrach Winter ihn.

Der Oberst stutzte, geschickt wich er aus: „Jedenfalls hat man auch den Fall annehmen müssen, daß nicht der Erzherzog den Thron besteigen würde, sondern — —"

Feierliche Tubenklänge riefen die Gemeinde zurück. Die beiden Herren schüttelten sich die Hände, dann ging der Baron langsam die Treppe empor und mitten durch die Unruhe des Saales. Hier aß noch eine Dame ihr Eis, dort rechnete ein Herr geschwind mit dem Kellner ab —, aber die meisten zogen schon an ihren Handschuhen, strichen die Westen oder Waffenröcke glatt und reihten sich in den Strom der Menge, der von draußen, vom Garten her, hereinbrach. Einen Augenblick überlegte Winter: war es nicht ein Sakrileg, mit dieser ungeheuren Nachricht auf dem Herzen zu der reinen Musik zurückzukehren — tat man dem Meister nicht ein Unrecht, dem heute das Werk der Erlösung, das er sonst in der Seele jedes Andächtigen vollendete, nicht gelingen konnte? Und gab man sich ihm nicht ganz hin, nicht mit allen Sinnen, so entweihte man die Schöpfung — so sank sie zu einem Theaterstück herab wie jede andere Oper. Aber Winter fand nicht den Mut, allein zu bleiben. Die übrigen trugen auch die Last dieser Neuigkeit, mußten sich mit ihr abfinden und ihren noch kaum zu berechnenden Folgen entgegensehen — er zog es vor, in ihrer Gemeinschaft auszuhalten.

Die Unruhe des Foyers und Gartens übertrug sich auch dem Zuschauerraum. Man flüsterte erregt, rief sich über die Köpfe der Nachbarn fort Befürchtungen und Ausdrücke des Mitleids zu — die innere Sammlung, der sich auch die Oberflächlichsten befleißigten, aus Achtung vor dem Werk und seinem Schöpfer und auch ein wenig aus Rücksicht vor den Gefühlen ihrer Nachbarn, zerflatterte immer wieder, sobald nur an das schreckliche Geheimnis, das den Mord noch umgab, gerührt wurde.

Die Reihe, in der Winter seinen Platz hatte, war fast noch leer. Nur ein Herr und eine Dame saßen bereits in ihren Stühlen und erhoben sich bei seinem Nahen bereitwillig. Er sah sie nicht an, er sagte nur verbindlich beim Vorüberschreiten, den Kopf neigend:

„Danke sehr!"

„Tag, Winter."

Der norddeutsche Dialekt traf sein Ohr überraschend. Er wandte den Kopf zurück: aber das, das war ja — Terfalt — Terfalt von seiner Crew — und der grüßte ihn, grüßte ihn ganz ungeniert —

„Ja, ich bin es", sagte der schlanke, dunkle Mann. „Terfalt, falls du es vergessen haben solltest. Und dies ist meine Frau."

Winter sah ein Paar blauer, verlegen und doch freundlich lächelnder Augen, vor denen er sich verbeugte. Ihm war, als habe eine kleine Hand in den Rockfalten gezuckt und eine Bewegung ihm entgegen gemacht. Aber er hatte sich gewiß geirrt. Er wollte weitergehen und wurde am Arm festgehalten.

„Du — wann kann ich dich sprechen? Heut' noch — oder morgen? Lieber noch heut' abend — ich möchte morgen früh abreisen —"

„Hat es solche Eile?"

„Unbedingt. Das weißt du so gut wie ich."

„Ich?" Winter sah dem andern voll ins Gesicht. In diesem Blick lag: Ich weiß seit Jahren nichts mehr von dir — und möchte auch nichts wissen.

Terfalt biß sich auf die Unterlippe: Haß gegen diese Nichtachtung gärte in ihm, den er doch — wie immer — niederschlucken mußte. Mit einem Freimut, der ihm seit Jahren abhanden gekommen war, und der deshalb einen kecken, wenig sympathischen Ton besaß, entgegnete er: „Ich muß dich sprechen — die ganze Lage — die der europäischen Welt, der einzelnen Staaten und damit sogar meine eigene, bescheidene, ist durch die Ermordung des Thronfolgers verschoben worden. Du siehst das ein, nicht wahr" — und ohne Besinnen, als fürchte er, das Stückchen Land, das er durch Winters geduldiges Zuhören erobert hatte, wieder verlieren zu können, machte er den Vorschlag:

„Wir treffen uns am Ausgang — und speisen zusammen, ja?"

Das Publikum drängte nach, Winter mußte weitergehen — er erinnerte sich nur noch, Terfalts harten, wie befehlenden Blick und einen flüchtigen, weichen aufgenommen zu haben.

Dann saß er auf seinem Platz, ganz betäubt. Was hatte er nur getan? — Eingewilligt, mit diesem Menschen sich zu treffen, mit ihm zu speisen — mit diesem Terfalt, der ein falsches Ehrenwort gegeben, der den schlichten Abschied bekommen und aus der Reihe der Kameraden und Offiziere gestrichen worden war. Das alles um diese Frau, die da mit blauen Augen lächelnd neben ihm saß, und die ihm nun doch wohl angetraut worden war. Weshalb auch nicht — was hatte der Mann noch zu verlieren?! Sein Schicksal war gleichgültig, konnte versinken. — Niemand kümmerte sich mehr darum. Niemand ging es noch im geringsten etwas an. Man hatte sich aller Verantwortung ihm gegenüber entledigt — damals, als man ihn ausstieß. — — Mit dem wollte er nachher speisen. Grotesk. Aber er war nicht der Mann, ein einmal gegebenes Versprechen feige zurückzuziehen. Ausflüchte hätte es ja genug gegeben, aber nein — er wollte nach gar keinen suchen. Der andere, der wirklich nicht der Charakter war, sich aufzudrängen, hatte gesagt: „Die ganze Weltlage hat sich verschoben —" oder so ähnlich — „auch die meine." Da war er doch eigentlich neugierig darauf, zu erfahren, was der sich darunter dachte — nämlich, wie seine eigene geändert werden sollte. Über große, allgemeine Fragen brauchte er wirklich nicht mit Terfalt zu sprechen. Da gab es andere Männer, anders unterrichtete, als dieser seit langem Abseitsstehende. Dem trug man weder politische Geheimnisse, noch diplomatische zu. Und doch: mit solcher Sicherheit hatte Terfalt gesprochen, daß Winter keinen Widerspruch fand. Seltsam, daß er, gerade er, der Korrekte, innerlich Ruhige, sich durch einen Handstreich erobern ließ — von solch einem noch dazu. — Ja, wie sah es wohl in so einem Menschen überhaupt aus, dem man Ehre und gesellschaftliche Stellung abgesprochen hatte, und der sich dann doch nicht bewogen fühlte, sich den Tod zu geben? Wie hatte der sich mit der Welt, ihren Anschauungen und den eigenen auseinandergesetzt?! Doch ein Merkwürdiges, ein Problem sozusagen, daß ein Mensch

Digitized by Google

Mut und Kraft genug fand, unter so veränderten Bedingungen weiterzuleben.

Da war nun wirklich der zweite Aufzug beendet, Parsifal schwang den Speer gegen Klingsor, Schloß und Garten versanken, und drohend und doch siegreich erklang sein letztes Wort an Kundry: „Du weißt, wo du mich wiederfinden kannst!“ Schnell schloß sich der Vorhang, und Winter mußte sich gestehen, daß er nur einen sehr äußerlichen Anteil an der Musik und den Vorgängen genommen habe — und daran war dieser Terfalt schuld — nein, doch nicht noch mehr wohl die erregende Nachricht von dem Morde, die schon jetzt spürbar ihre Kreise aufwarf und erweiterte. Mit einem halben Blick sah er, daß der einstige Kamerad

Pfingstgebet

Aus Geist und Flammen geboren,
Grüßtest du, lichter Tag,
Mit deinem heiligen Feuer
Dereinst das Häuflein Getreuer,
Das seinen Herrn verloren
Und schwer in Trauer lag.

Und nun im neuen Lenzen
Wächst dir ein Sehnen zu:
O wolle unsere Tage
Und ihre Müh' und Plage
Mit deinem Strahl beglänzen,
Du liebes Pfingstfest du!

Du läßt die Blütenfahnen
Weiß über die Lande wehn —
Laß auch durch unsere Herzen
In Kampfes Not und Schmerzen
Von hellem Glück ein Ahnen
Wie sanfte Engel gehn.

Laß auch in uns die Lohe
Aufspringen hell und heiß,
Daß wir zu neuen Siegen
Den Stahl der Leiden biegen
Und unsre Seele frohe
Kraft zu erringen weiß.

Und laß die Feuer brennen
Durch grauer Monde Nacht,
Daß uns ihr Glanz umfließe,
Daß Gnade sich ergieße
Und wir voll Dank dich nennen
Als Tag, der uns im Geiste reich gemacht!

Cornelia Korp.

und seine Begleiterin hinausgegangen waren — da blieb er lieber sitzen. Eine neue Begegnung hätte ihn am Ende in seinem Vorsatz, ihm nicht auszuweichen, wieder schwankend gemacht. Außerdem fehlte ihm jetzt jede Stimmung, Urteile und Ansichten über das Geschehnis zu hören. Der Verlust für Österreich war herb: ein glänzender Offizier, ein willensstarker, zielbewußter Mensch war in dem meuchlings Ermordeten dahingerafft. Heer und Flotte verdankten seiner eisernen Faust eine vortreffliche Reorganisation — Großes erhoffte man von ihm für das ganze Land. Keinen Augenblick konnte man im Zweifel sein, von wem der teuflische Plan, ihn beiseitezuschaffen, ausgegangen war: von denen, die seine Kraft am meisten fürchteten, denen er zu stark zu bekämpfen war und die ihn nicht anders besiegen konnten als mit der Waffe des Mörders: den Serben, deren Ziel, sich zu einem einzigen großen Reiche zu vereinen, er hinderlich war. Erst wenn Österreich — vielleicht durch des Zaren Hilfe — am Boden lag, konnte ihre Idee zur Wirklichkeit werden. 1909, — ja, waren sie nicht schon damals dicht daran, den europäischen Frieden ihrem ehrgeizigen Plane zu opfern? Rußland aber hatte sich noch nicht in der Laune befunden, sich für das kleine, ungebärdige Land in einen Krieg zu stürzen, dessen Ende nicht abzusehen war — und Serbien schwur Treue, schwur, keine Propaganda mehr im Lande zu dulden, schwur, Österreichs Länderbestand nicht anzutasten. —

Schwüre, Winter dachte es bitter, was sind Schwüre auf den Lippen des Feigen, des Rachsüchtigen, des Ländergierigen?

Ein Land, das die Königsmörder frei ausgehen ließ, das einen Mann zum Minister ernannte, der in das Attentat gegen König Alexander und Königin Draga verwickelt war, wie früher schon in das gegen König Milan gerichtete, was durfte man von dem erwarten? Wie anders konnte man es strafen für seine Keckheit, gedungene Mörder ins Nachbarland zu senden, als durch Schwert und Kugel!

Was kommen mußte, wohin die ganze Entwicklung der europäischen Politik seit Jahren neigte, was nur künstlich aufgehalten worden war, das kam nun. Haß und Eifer-

Digitized by Google

sucht bei den slawischen Völkern, die sich im Schutze Rußlands zur Großmacht ausbilden und ihre Rolle spielen wollten, der unsterbliche, von ewigem Pathos genährte „Revanche-Gedanke" Frankreichs — und vor allem der Neid des lieben Vetters auf der andern Seite des Kanals, der scheelsüchtig auf Deutschlands Handel und Industrie blickte und ihm seine Tüchtigkeit doch nicht nachmachen konnte, das waren die Triebfedern des Ränkewerks, das nun zum ersten, vernichtenden Schlag ausgeholt hatte. Winter war sich ganz klar darüber, was geschehen würde; denn Österreich konnte sich Serbiens verbrecherisches Treiben nicht länger gefallen lassen, es mußte vollste Garantien für die Einstellung der großserbischen Propaganda verlangen. Und fühlte sich Serbien dann vom Zarenreiche unterstützt, so konnte es kaum einen Zweifel mehr geben, daß — —

Langsam füllte sich der Zuschauerraum wieder. Es wurde für Winter eine fast unerträgliche Vorstellung, die Glück und Frieden ausatmende Karfreitagsszene über sich ergehen zu lassen, mit den unruhigen, unheilvollen Gedanken in der Brust. Gerade der erste Teil des dritten Aufzuges verlangte reinsten Widerhall im Herzen des Hörers. Er wollte sich erheben, als ihn ein vielleicht ungewollter Blick Terfalts, der eben in die Reihe zurückkam, streifte. Seine Gestalt deckte die seiner Frau vollständig. Da hielt Winter aus; ja, er zwang sich dazu, alle Überlegungen niederzudrücken, um sich noch einmal einen ungetrübten Genuß zu verschaffen. Aber nicht einmal Parsifals in höchster Vollendung gesungene Entsühnung und Heilung des Amfortas trug ihn über ein nur künstlerisch kühles Empfinden hinaus, und der Schluß bedeutete ihm Befreiung aus einem Zwang. Er bat Wagner innerlich um Verzeihung; doch das Leben verwischte heute mit seinen dringenden Forderungen jede ästhetische Freude.

Als er das Theater verließ, sah er am jenseitigen Trottoir, etwas abseits von den übrigen Fahrzeugen, ein Auto halten. Terfalt kam ihm einige Schritte entgegen und rief: „Hierher, bitte!" Erklärend setzte er hinzu: „Ich ließ das Verdeck offen, der warmen Luft wegen. Aber wenn du wünschest, kann es geschlossen werden."

Winter lehnte ab. Er verneigte sich noch einmal vor der Dame, die schon saß — es war das beste, sie als ein Unvermeidliches hinzunehmen.

Der Führer des Wagens schien vom Ziel der Fahrt unterrichtet zu sein. Sobald die Herren Platz genommen hatten — Terfalt saß auf einem Sessel vor seiner Frau —, jagte das Auto davon.

Die köstliche, milde Luft des Juniabends tat Winter wohl. Er nahm den Hut vom Kopf und legte ihn sich auf die Knie. Einmal, bei einer Kurve, wollte er abgleiten, beim Zugreifen trafen seine Finger eine andere Hand, die ihm helfen wollte.

Überflüssig, dachte er. Laut dankte er und fand es nun doch an der Zeit, dies schon drückende Schweigen zu brechen. Er setzte voraus, daß auch die gnädige Frau nicht den üblichen Genuß vom „Parsifal" gehabt habe?

„Meine Frau ist unmusikalisch — sie hörte das Festspiel außerdem heute zum erstenmal. Mehr aus dem Grunde, weil man's doch mal gehört haben muß, als aus künstlerischem Bedürfnis, nicht wahr, Christa?"

„Ja", entgegnete sie ruhig.

Gott sei Dank! Sie würde also wenigstens kein Musikgespräch, anschließend an Wagners „Verdienste", bei Tisch einfädeln wollen — immerhin schon ein Vorteil. Wenn er sich trotzdem nicht so schlecht am Platz vorgekommen wäre!

„Es gibt in München nicht viele Lokale, in denen man im Freien sitzen und doch gut speisen kann", sagte jetzt Terfalt. „Ich habe uns deshalb einen Tisch am offenen Fenster des Parkhotels bestellt — da sieht man wenigstens in die Anlagen des Maximiliansplatzes hinein und hört das Wasser des schönen Hildebrand-Brunnens rauschen — mir des liebsten in München."

„Mir des liebsten in Deutschland", flocht Winter ein. „Nur ein paar italienische — z. B. der in Rom auf der Piazza Termini — gehen mir drüber." Gott sei Dank, nun war doch ein „Gesellschaftsgeplätscher" im Gang! Es dauerte nicht lange. Bald hielt man vorm Hotel. Winter trat nach dem Aussteigen zur Seite und überließ es Terfalt, seiner Frau zu helfen. Er reichte inzwischen dem Wagenführer ein Trinkgeld.

Terfalt sah es, man wollte sich von ihm nichts schenken lassen, er kannte das. Es erregte ihn nicht mehr.

Der Oberkellner wies einen Tisch an; er stand an der äußersten Kante des Saales, vor dem in die Höhe geschobenen großen Fenster. Man konnte sich wirklich einbilden, im Freien zu sitzen.

Wie der Platz, so schien auch die Mahlzeit vorher bestellt zu sein. Die Gerichte wurden rasch hintereinander angeboten. Zuerst gab's, nach alter Messe-Sitte, vielerlei kleine kalte Vorspeisen, dazu einen geeisten Korn. Auch in der Folge merkte Winter, wie sorgfältig auf alte Gewohnheiten achtgegeben war. Das rührte ihn beinahe. Aber weich durfte er nicht werden. Er mußte die neutrale, kühle Stimmung festhalten.

Terfalt trank ihm nicht zu. Da hob er sein Glas und stieß es an das des alten Kameraden und an das der Frau. Sie verhielt sich ganz zurückhaltend. Als nun sein Blick in den ihren grüßte, dachte er: So sehen also Frauen aus, um die sich Männer das Genick brechen! Gleich wurde ihm klar, daß er ihr von diesem Standpunkt aus nicht gerecht werden konnte. Er betrachtete sie noch einmal, unauffällig: sie war mittelgroß, gut gewachsen, vorzüglich angezogen, hatte gepflegte Hände — selbstverständlich! — ein paar Ringe zuviel nach seinem Geschmack, blonde, sauber ondulierte Haare, dunkle Brauen und Wimpern, eine weiße Haut und blaue Augen. Ja, blaue Augen; er vergewisserte sich dessen noch einmal. Sie sah ihn erstaunt an, und während er von der gebratenen Ente nahm, fühlte er, daß sie mit ihrem Mann über seine Seltsamkeit einen Blick austauschte. Bildete sich am Ende ein, er habe sich in sie verliebt, diese blonde Dame — und ihr Mann freute sich darüber? — Männer auf diesen beiseitegeschobenen Posten sollten ja eigentümlichen Ehrgeiz bekommen.

Unvermutet hob er den Kopf, als wolle er die zwei abfassen, und entdeckte in beider Mundwinkeln ein spöttisches Lächeln, das sich geschwind verlor. Er war betroffen: sie lachten über ihn?! Er nahm sich vor, noch vorsichtiger zu sein. Im Komplott war man sicher gegen ihn.

Eis, Früchte, Käse, Kaffee — selbst ihm ging das Anbieten und Abräumen zu schnell. Terfalt schien das Essen nur als unabwendbares Übel anzusehen.

Als sie nun rauchten — die Frau nicht, es verdroß ihn beinahe, es hätte vollkommen zu ihr dazugehört — sagte er, um Terfalt nicht im Zweifel zu lassen, daß er den Zweck des Abends nicht vergessen habe:

„Du wolltest mich sprechen?"

„Ja." Er legte die Zigarre nieder. Und ohne jeden Übergang fragte er: „Wie kann ich am leichtesten wieder eintreten — was rätst du mir?"

Winter sah ihn stumm an, er war zu verwundert.

Terfalt sagte: „In vier bis fünf Wochen spätestens haben wir Krieg. Du weißt das so genau wie ich. Wir kommen direkt von Italien herauf, meine Frau und ich. Ich bin sehr gut unterrichtet — besser, ja besser, als du mir glauben wirst oder den Umständen nach annehmen kannst. Und ich sage dir: Italien geht nicht mit uns. Wir werden in Deutschland jeden Mann und jede Flinte brauchen. Als ich heute die Nachricht vom Mord erfuhr, war mein erster Gedanke: Was mache ich jetzt? Wie komme ich am schnellsten in die Marine zurück? Ich will nämlich nicht Zeit verlieren oder mich erst anbieten, wenn schon höchste Eile not tut. Ich will parat sein. Und deshalb sprach ich dich an."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bildhauer Rudolf Kaesbach.

Von Maximilian Rapsilber. — Mit 7 Abbildungen nach Plastiken des Künstlers.

Auf demselben Holz gewachsen ist das Verständnis für den Dichter wie für den Maler und Bildhauer. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Womöglich noch bedeutungsvoller ist für den bildenden Künstler der Zusammenhang mit der Heimaterde, da er äußeren Eindrücken und der sinnfälligen Natur entschieden zugänglicher ist. Allerdings hat der akademische Drill, hat die Großstadt, die an der Urwüchsigkeit nicht sonderlich Gefallen findet, hat die internationale Mode, die sich gerade der fortschrittlichen Kunstrichtung gebieterisch auf-

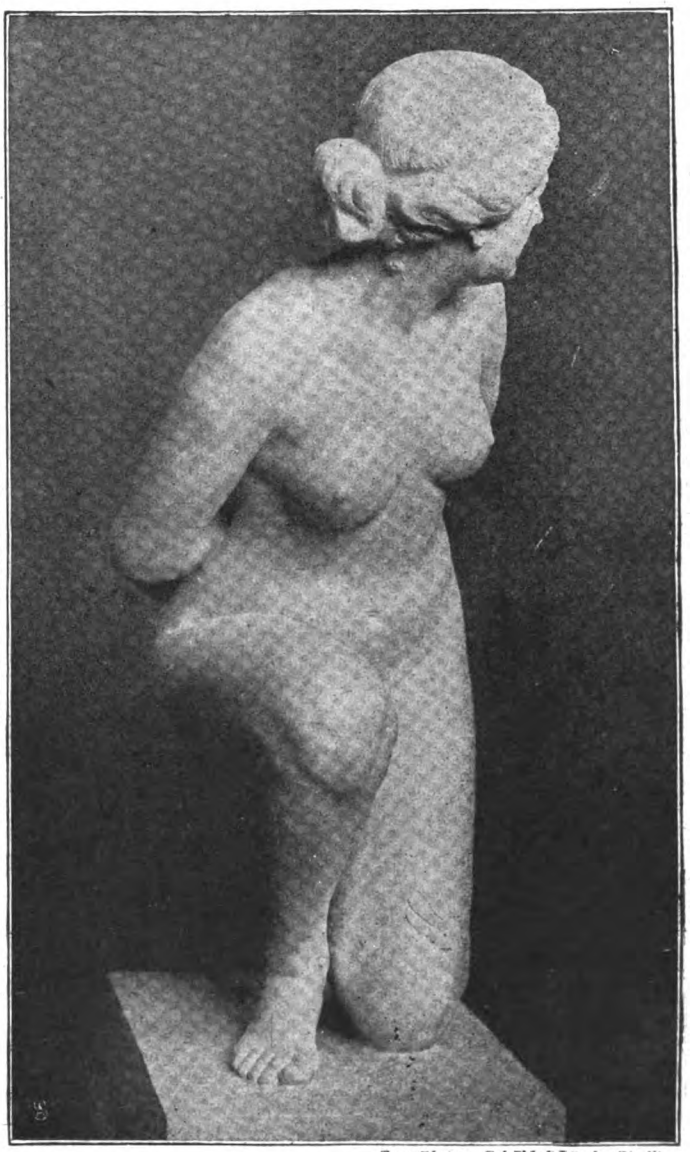
Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz

Rudolf Kaesbach: **Nausikaa.**

drängt, das mütterliche Erbteil des Künstlers stark beeinträchtigt. Glücklich aber der Bildner, der sich nicht hat fortreißen lassen von dem Mahlstrom neuzeitlichen Lebens, sondern der Stimme des Blutes getreulich gefolgt ist. Er hat einen mächtigen Vorsprung vor den Heimatlosen und vor der großen vergesellschafteten Masse, die nach den Schlagwörtern des Tages arbeitet.

So ist es gewiß ein gutes Zeichen, daß man im ersten Augenblick nicht weiß, in welcher Sonderabteilung der Bildhauer Rudolf Kaesbach, dessen Werke uns hier beschäftigen, füglich unterzubringen ist. Seit langen Jahren in Berlin ansässig, ist er doch nicht verberlinert, nirgends zeigen seine Arbeiten die Merkmale der Berliner Bildhauerschule. Ebenso leitet nichts nach München an der Isar, nach Dresden oder ins Österreichische. Hört man aber, daß Kaesbach ein Sohn der Eifel und in München-Gladbach geboren ist, so erhellt sich mit einem Schlage **das Verständnis für seine Kunst. Das helle rheinische Blut, die technische Regsamkeit und die westliche Eleganz (für die es kein deutsches Wort gibt) klingen in den Werken hell an, man begreift, daß der Künstler in seinen werdefrohen Tagen den Blick nach dem Westen gekehrt hat, ohne deshalb undeutsch zu werden. Gladbach liegt nur einen Katzensprung von der niederländischen Grenze, aber über die politische Grenzlinie, die hier nach Zufall oder Willkür gezogen ist, wirkt ein Volksganzes von Rhein und Eifel innerlich zusammenhängend bis nach Calais; es ist hier wie dort dasselbe Blut, derselbe urgermanische Volksstamm der** salischen Franken, der seine sprachliche, geistige und besonders künstlerische Einheit niemals hat verleugnen können noch auch wollen. Damit haben wir den leitenden Gedanken gewonnen, der uns das Werk von Rudolf Kaesbach verständlich macht, sogar die Einzelheiten ins Licht rückt.

Die Familie des Künstlers stammt aus der Eifel und mag dort seit unvordenklichen Zeiten ansässig gewesen sein, der Name deutet wenigstens darauf hin, wie man auch heute noch in der Eifel viele Käsbachhöfe oder Meiereien antrifft. Dann verzweigte sich die Familie zum industriellen Niederrhein, und so wurde der Künstler am 22. Juli 1873 in München-Gladbach geboren als Sohn des dortigen Handelskammersyndikus Kaesbach, der u. a. als Leiter der Textil-Berufsgenossenschaft weit über den engeren Bezirk hinaus bekannt geworden ist. Neunzehnjährig kam Kaesbach an die Akademie von Hanau, die als Fachschule für Edelmetallindustrie einen Weltruf genießt. Hier legte der spätere Bronzeplastiker offenbar eine tüchtige Grundlage für die Zukunft,



Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

Rudolf Kaesbach: **Gefesselte.**

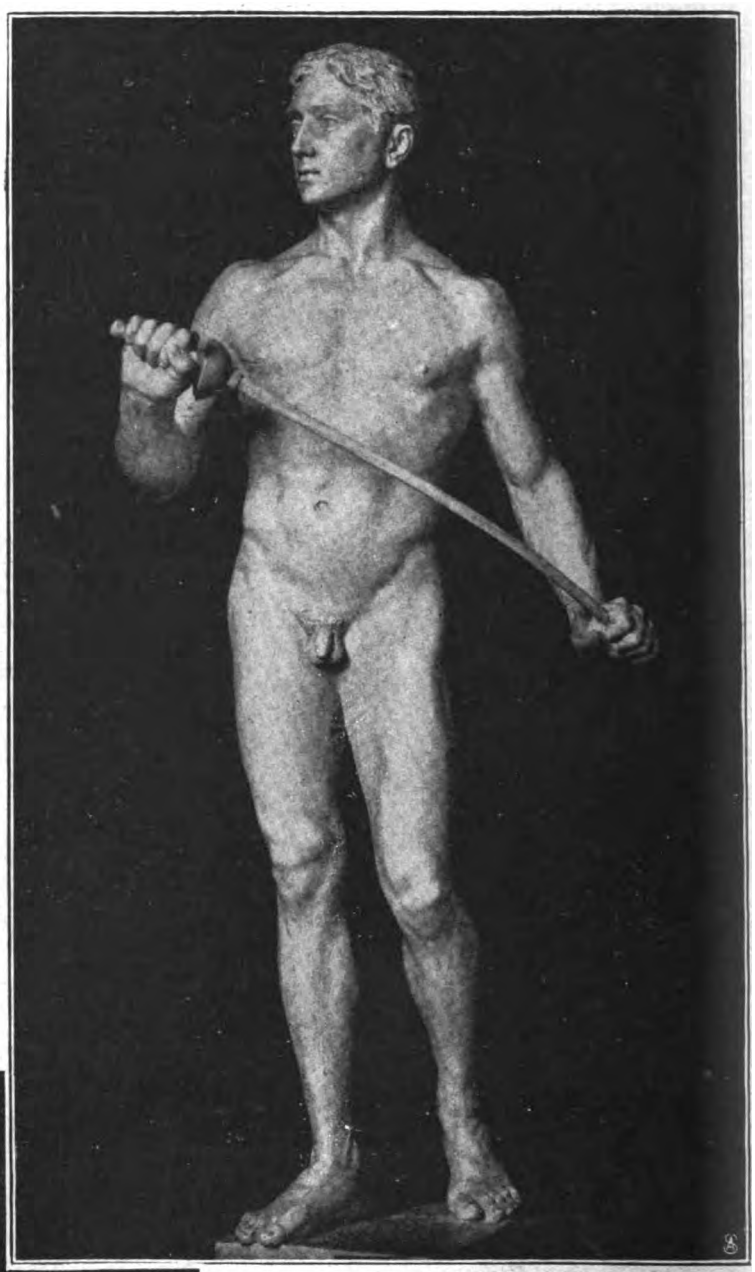
Digitized by Google

und daher kam es wohl, daß ihn dann das regelrechte Studium an der Münchener Akademie nicht zu dem ihm vorschwebenden Ziel förderte.

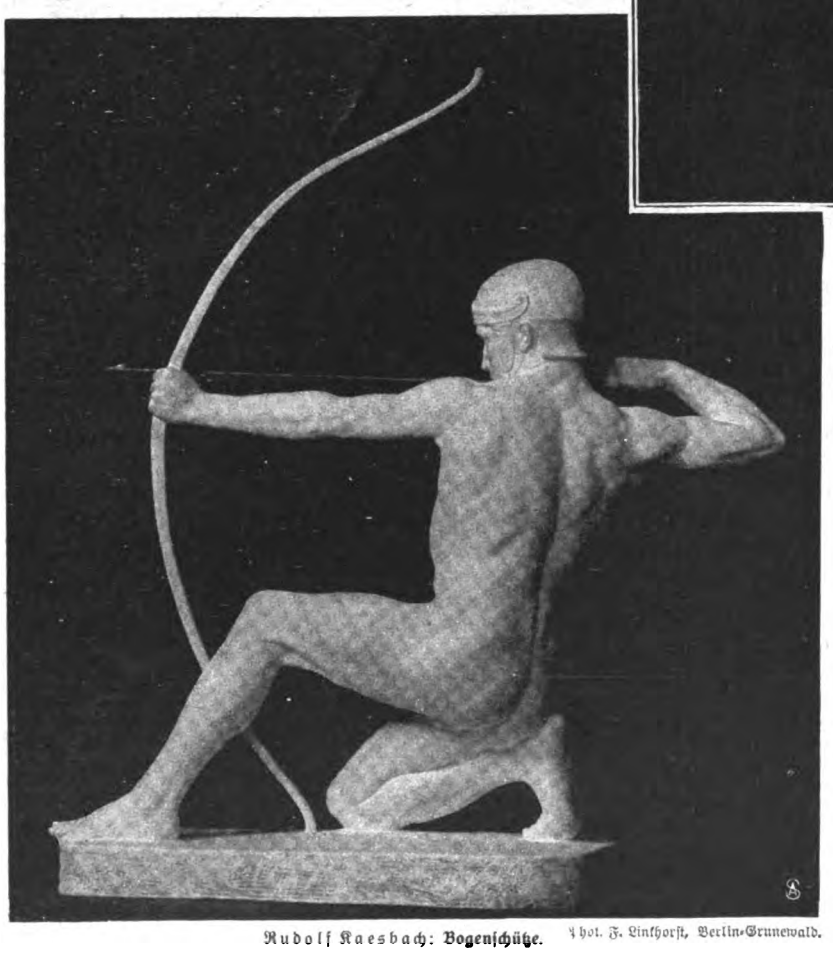
Während der Weltausstellung 1900 setzte er sich deshalb in Paris fest, um das Technische seiner Kunst zu meistern, namentlich die Bronze, deren Behandlung in Deutschland damals noch rückständig war. Nach dem Vorbilde Pariser Meister ergründete er die Geheimnisse des Bronzegusses, und als er sich darauf in Düsseldorf niederließ, goß er, wie jene, in eigener Werkstatt selber seine Modelle in Bronze, und damals schuf er, dem Zuge der Zeit folgend, eine große Anzahl von Werken der elegant stilisierten, dekorativen Kleinplastik. Die Gießerei gab er dann wieder auf, weil er aus dem Gießen kein Gewerbe machen wollte und nicht Modelle genug selber herstellen konnte, damit der Betrieb die Anlagekosten verlohnte.

Die wichtigste Stufe seiner Entwicklung aber fällt in das Jahr 1903, als er nach Brüssel ging und mit den berühmten belgischen Bildhauern in Verbindung trat. Hier meldete sich die Stimme des Blutes entscheidend fürs Leben, und hier prägte sich seine Eigenart im Zusammenhang mit der von alters her hoch und edel gearteten Kunst der weiland salischen Franken.

Als er sich um 1904 dauernd in Berlin niederließ, war er ohne Zweifel schon einer der besten deutschen Bronzeplastiker Dabei blieb er in Berlin dem Geiste der Heimat getreu. Der in Brüssel angesponnene Faden ist nicht gerissen, und das eben verleiht seinem Lebenswerk das markante westliche Profil, d h die geistreich polierte Formvollendung. Merkwürdig auch, daß Kaesbach wie seine Stammesgenossen in Brüssel, Gent, in Südholland und am Niederrhein, im Gegensatz zu den Franzosen, seine glänzendsten Leistungen in der männlichen Gestalt vorweist Der Bogenschütze, der Fechter, der Rosselenker, der sterbende Krieger, der hinsinkende Hektor, der Hermes, die Faustkämpfer, der Paris und manch andere Bronzewerke kleineren und größeren Formats, deren sich die Kunstfreunde von den Ausstellungen in Berlin, Düsseldorf und Malmö noch mit Freuden erinnern



Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz
Rudolf Kaesbach. **Fechter.**



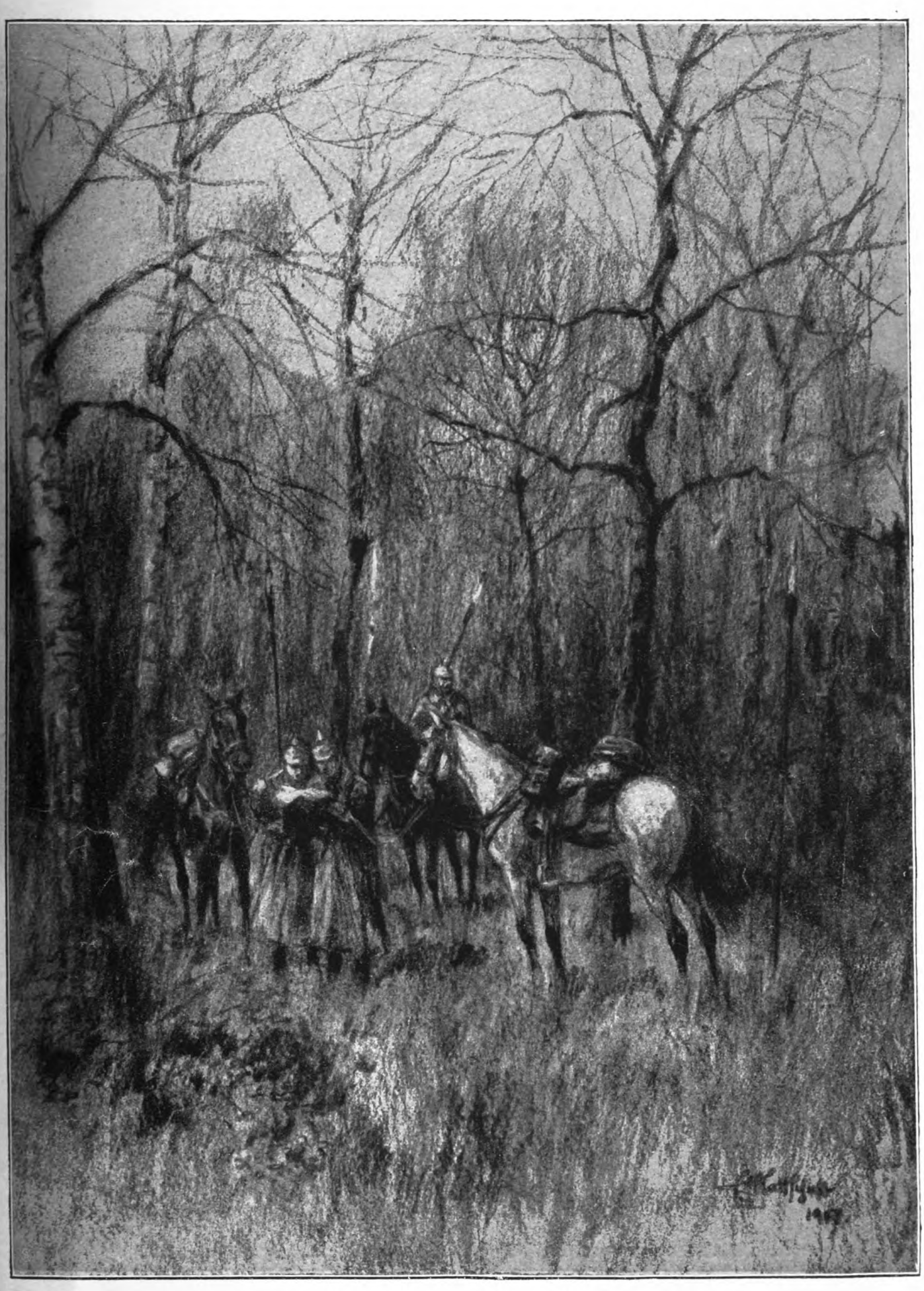
Rudolf Kaesbach: **Bogenschütze.** Phot. F. Linkhorst, Berlin-Grunewald.

werden, standen im Lebenswerk des Künstlers unvergleichlich da, und eigentlich erst im letzten Jahrzehnt, als Kaesbach mehr und mehr auch für Marmor modellierte, begannen seine idealweiblichen Gestaltungen den männlichen nahezu ebenbürtig an die Seite zu treten. Da hat doch wohl der Geist von Berlin an den Künstler die bestimmte Forderung des Zeitgeschmacks gestellt, und in dieser Richtung hat er denn auch emsig gearbeitet, bis in den Krieg hinein

Eine ganz neue Wendung nahm sein Schaffen indem er nun vorwiegend aus dem Gebiet der Sage und der Antike dem weiblichen Ideal plastisch huldigte und selber auch die neuesten Arbeiten als Hauptwerke gern anerkannt sähe. Da aber ward der schon 43jährige Künstler im Januar 1917 zum Heeresdienst einberufen in Hannover zum Infanteristen gedrillt, schließlich aber bei den Pionieren eingestellt und als solcher dient er noch heute im Felde

Aus dem Jahre 1907 stammt das Ave Maria, die prachtvolle geradezu edle Gestalt der Ährenleserin, die beim Klang der Abendglocke ihr Gebet verrichtet. In das Jahr 1910 haben wir die „Gefesselte" zu verweisen, und mit ihr beginnt Kaesbach die neue Epoche, die in den beiden

Digitized by Google



Eine verrittene Patrouille.
Zeichnung von Erich Mattschaß.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Rudolf Kaesbach: Ave Maria.

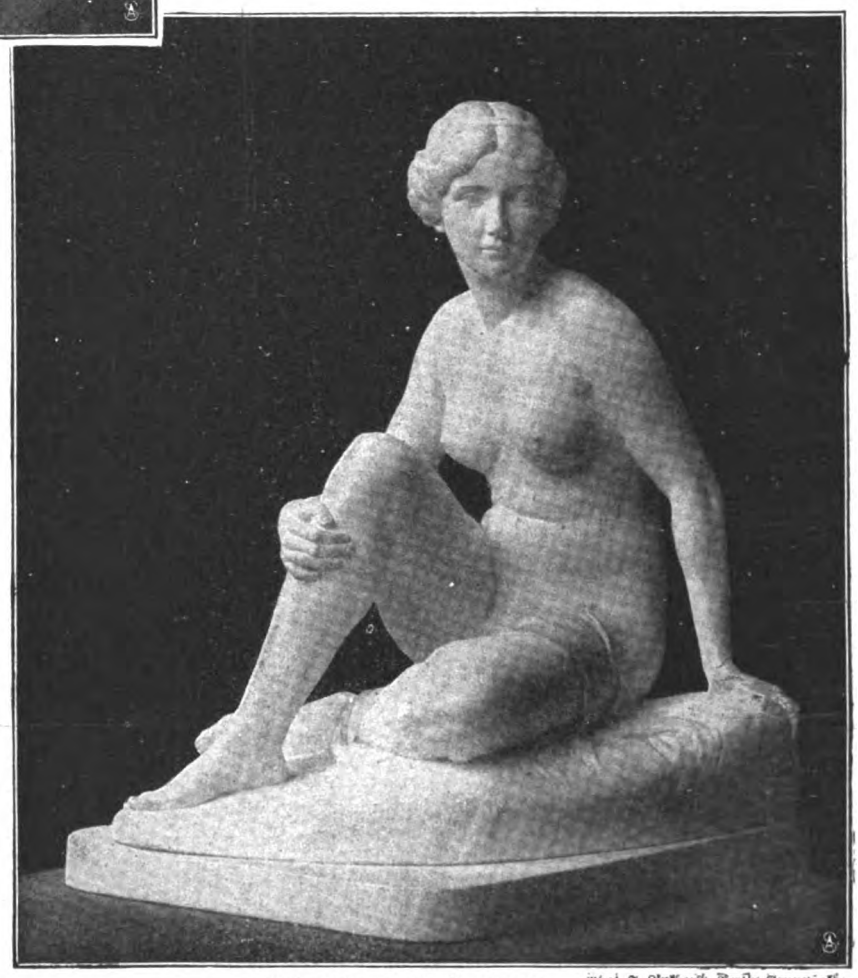
ersten Kriegsjahren sichtlich dem Höhepunkt zustrebte. Gleich darauf folgt zunächst die Nausikaa, die noch vorwiegend Akt und weniger ein antikisierendes Ideal ist. In der Aphrodite von 1911 aber liefert der Künstler das erste Meisterwerk in dieser Entwicklungsfolge. Die halb in das Gewand gehüllte und wohlgefällig den goldenen Apfel entgegennehmende Göttin ist wahrhaftig eine von den Olympiern, Weib in göttlicher Verklärung. Das Haar ist antik stilisiert, aber nicht das allein, — der Kanon der Hellenen mit seiner ewigen Gültigkeit adelt diese Gestalt. Es folgt 1912 ein vollendet schöner, lebenatmender weiblicher Marmortorso und im Jahr darauf das „Waldidyll" der Nymphe mit dem Reh.

Und nun die beiden Hauptwerke: die fliehende Daphne und die „Gavotte". Das schlanke, im barocken Tanzschritt die Gewandfalten tändelnd hebende Mädchen mutet vom Scheitel bis zur Sohle als inkarnierter Rhythmus an, und der zarte Marmor vollendet den edlen Liebreiz der ganzen Erscheinung. Die fliehende Daphne schließlich ist ein seelisch vertieftes Bildwerk. Es wird begreiflich, daß ein Apollo nach solcher Schönheit Verlangen trägt, aber die Jungfrau ist sich dieses Vorzugs nicht bewußt in ihrer keuschen, angstvoll bewegten Seele, und nun ist der Augenblick gekommen, daß sich ihre Schritte verlangsamen, daß das Haar sich lösen, die Glieder festwurzeln wollen, — mit traumhaft sich schließenden Augen beginnt ihr Bewußtsein zu schwinden, ehe sie zum Lorbeerbaum erstarrt.

Allerdings kann nicht verschwiegen werden, daß der echte Bildhauer die schönere Hälfte des Menschengeschlechts seit jeher in der männlichen Gestalt zu finden glaubt. Die Bewegungen des Weibes werden durch die Sitte gebunden, die Schönheit des weiblichen Körpers ist eine mehr äußerliche im Gegensatz zu der aus dem Innern, aus den sichtbar spielenden Muskeln hervorleuchtenden Lebens- und Kraftfreudigkeit der männlichen Gestalt. Man vergleiche in der vorliegenden Bilderreihe den herrlichen Fechter mit der schönen Nausikaa, und man wird nicht lange zweifelhaft bleiben, wem die Palme gebührt.

Äußerst kennzeichnend für die ganze Art von Rudolf Kaesbach ist auch der knieende Bogenschütze, der in zwei Fassungen vorliegt, einmal als Kleinbronze (etwa ein halbes Meter hoch) mit erhobenem Bogen und dann mit aufgesetztem Bogen. Die eigentliche Schauseite oder Sonnenseite dieses Bildwerks ist allerdings die Vorderansicht, die hier abgebildete Rückseite aber fordert zu einem lehrreichen Vergleich heraus mit dem knieenden Herakles in der Äginetengruppe, die der Künstler offenbar während seiner Münchener Zeit in der Glyptothek liebevoll studiert hat. Indessen neigte er bei der Ausführung mehr auf die belgische als auf die archaistisch-antike Seite. Der Äginet trägt einen Thorax, der das Muskelspiel verdeckt, die Einzelheiten treten zurück gegen die kompakte Masse und die scharf betonte Hauptlinie, damit die Gestalt von der Höhe des Tempelgiebels dem Auge wirksam bleibe. Gewiß, diese Auffassung ist wohlbegründet. In der Hauptsache aber wirkt das antike Bildwerk steinklotzig starr im Vergleich zu der feinbeseelten, eleganten Vorderseite der neuzeitlichen Bronze, zu der leichtfedernden, im Sprung elastisch hinknieenden Gestalt des Schützen, dessen Körper mit dem Spannen, Zielen und Schießen sozusagen wissenschaftlich exakt in Wechselbeziehung tritt. Und was der Äginet offenbar nicht ausdrücken wollte oder konnte, das sehen wir an der Rückseite des Berliner Bogenschützen vollendet gemeistert: das Muskelspiel des Rückens und die Lebenslinie von der linken Faust bis zum rechten Ellenbogen.

Das ist aber nur ein Beispiel unter vielen, — auch sonst auf der ganzen Reihe seiner Bronzen hat Kaesbach der deutschen Kunst Ehre gemacht.



Rudolf Kaesbach: Am Strande. Phot. F. Linkhorst, Berlin-Grunewald.

Digitized by Google

Der Heilige von Echternach und die Springprozession.

Von Margarete Bruch.

„Heil'ger Willibrord, bitt' für uns —!"

Wie ich diese Worte vor mich hinspreche, steht zugleich jener Pfingstdienstagmorgen vor mir auf, an dem ich, vom glücklichen Moseltal kommend, in die vieltausendköpfige Menge der Begeisterten und Neugierigen zu Echternach im Luxemburgischen untertauchte. Ich sehe mich wieder in Wasserbillig die Eisenbahn verlassen, die mich von Trier hierhergebracht hat, schaue wieder voll Staunen das unermeßliche Ameisen-Menschengewimmel auf der Brücke, die über die Sauer führt. Hier ordnet sich die Springprozession, jenes seltsame, tief mittelalterlich anmutende Schauspiel, das sich nun seit vielen Jahrhunderten auf dem Grunde pfingstlicher Lebensherrlichkeit abspielt. Oft verboten, oft wieder freigegeben, in manchen Einzelheiten verändert, hat es doch im ganzen die alte Form beibehalten, diese Form, die uns Kinder eines in Körper- und Seelenhygiene fortgeschrittenen Zeitalters mit Staunen, Rührung, Trauer und Grauen erfüllt.

Hell, gleich riesenhaften Schmetterlingen, flattern die Kirchenfahnen über der gläubigen Menge im Sonnenglast. Willibrords Kirchlein auf dem St. Petersberg ragt wie eine steingewordene Bitte gegen den klarblauen Himmel. Sie birgt in marmornem Schrein die Gebeine des Heiligen, sie allein ist der Mittelpunkt und das Ziel des Tages. Ganz nahe scheint sie, in einer kurzen Weile zu erreichen, aber der Weg zu ihr ist heute so beschwerlich wie der Weg in den Himmel selbst; denn er will mühselig ersprungen sein.

Von der Brücke her, der Kirche zu, bewegt sich jetzt die Prozession, die der Schweizer im Scharlachkleid eröffnet. Ihm folgt gemessenen Schrittes der Klerus. Hinter dem frischen Glanz seiner Festgewänder zieht die müde Schar bestaubter Pilger, die von allen Richtungen der Windrose her hier zusammenströmte, besonders natürlich aus Luxemburg selbst, der Eifel und den Rheinlanden. Die einzelnen Gruppen dieser Pilger werden von ihren Seelsorgern angeführt.

Endlich nahen die eigentlichen Springer, von mehreren Musikkapellen begleitet. Das Spielen bei der Springprozession gilt als eines der verdienstlichsten Werke; früher durfte, wie Ad. Reiners berichtet, kein Musikant auf der Dorfkirmes spielen, wenn er nicht im gleichen Jahr in Echternach mitgewirkt hatte.

Einen Augenblick stockt die Prozession, denn die Springer werden von den Hausbesitzern unentgeltlich mit Wein getränkt, ehe sie ihr mühseliges Werk beginnen. Dann setzen die Bläser ein: „Adam hatte sieben Söhne ..." (mit der bekannten Melodie dieses Textes läßt sich nämlich die Willibrordusweise, die eine sehr alte Volksmelodie sein soll, am ehesten vergleichen). Die Menge zuckt empor, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, das Springen beginnt.

Wie ein fröhliches Lämmerhüpfen läßt es sich an. Die bezahlten Springer, die man sich für einen Franken mieten kann, kräftige Burschen, schnellen empor, die Kinder, die jungen Mädchen, einander an den Händen haltend, folgen ihnen mit lachenden Gesichtern. Zwei Schritte voran, einen schrägen zurück (früher sind auch andere Anordnungen der Springschritte üblich gewesen).

Aber allmählich wird's Ernst: Der Mittag steigt, unbarmherzig brennt die Sonne nieder und bohrt ihre Glutpfeile in die klopfenden Gehirne der Springenden.

„Heil'ger Willibrord, du Blume der Demut, du Heil der Kranken, du Flamme der göttlichen Liebe, bitt' für uns!" — So vergeht Stunde auf Stunde, in der die Erregung wächst und emporschwillt mit der steigenden Gluthitze des Tages, um sich mit der sinkenden Sonne endlich wohltätig zu entspannen und mit der Nacht in Erschöpfung zu verlöschen. — —

Über Ursprung und Alter des „heiligen Tanzes" ist bisher nichts Genaues festgestellt worden, doch scheint sein Entstehen in eine ferne Zeit zurückzuweisen. Jedenfalls ist er viel älter als die Erinnerung der ältesten Leute, die zur Zeit des gelehrten Jesuiten Brover von Trier († 1617) gelebt haben. Dieser erzählt in seinen „Annalen", daß viele seiner Zeitgenossen schon als Knaben von ihren Großvätern und Urgroßvätern die Springprozession haben erwähnen hören, und zwar in einem besonderen Zusammenhange. Damals nämlich schien der heilige Brauch allmählich der Vernachlässigung, ja der Vergessenheit anheimzufallen. Da sei denn das Vieh in den Ställen aufgehüpft und gesprungen, weil das Gelübde, alljährlich die Springprozession feierlich zu begehen, gebrochen worden war. Erst nach der Erneuerung des Gelöbnisses seien die Tiere wieder zur Ruhe gekommen. Krier sagt in seiner Schrift „Leben des heiligen Willibrord und die Springprozession" (Luxemburg, 1876): „Da Brover 1559 geboren war, so wird die Erinnerung der ältesten noch lebenden Vorfahren zur Zeit des Knabenalters seiner Zeitgenossen bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinaufreichen. Somit bestand also schon damals die Springprozession."

Marx von Trier (Geschichte des Erzstiftes Trier, Band 3) leitet den Ursprung der Springprozession aus den großen Wallfahrtszügen her, wobei in den Zeiten der Geißlerfahrten, Veitstänze und Pestepidemien um 1348 oder 1378 das mühsame bußfertige Springen aufgekommen sei. Ad. Reiners erzählt von drei anderen Prozessionen aus jener Zeit, von der sich möglicherweise die Springprozession herleiten könnte. Die eine von ihnen ist die sogenannte Prozession der „Crutzen" oder Kreuze, die dem heiligen Willibrord Opfergaben in Gestalt von Wecken und Pfennigen darbrachte. Zu Pfingsten fand die Prozession der Stehenden statt, die beim Klang einer Schelle abwechselnd standen und sich in die Knie warfen und beteten. Die dritte Prozession ist die der Kriechenden, bei der man am Willibrorduskreuz unter einem Stein hindurchkroch.

Der älteste Biograph des heiligen Willibrord, der angelsächsische Mönch und Gelehrte Alkuin († 804), der zum Freundeskreis Karls des Großen gehörte, hat über das Leben des Heiligen ziemlich ausführlich berichtet, doch findet sich von einer Andeutung der Springprozession keine Spur. Gleichwohl aber weisen einige Vermutungen auf das heutige England zurück, die Heimat Willibrords. Hören wir, was der schon oben erwähnte Krier hierüber erzählt: „Zur Zeit des heiligen Willibrord lebte in der Abtei zu Malmesbury in England deren Stifter, der heilige Aldhelmus, Abt und Erzbischof zugleich, wie Willibrord selbst. Wie dieser, so ging auch Aldhelm lehrend und predigend, Heiden taufend und die Bekehrten im Glauben befestigend, umher in seinem weiten Sprengel. Einmal war er wieder auf diese Weise abwesend. Als er heimkehren wollte und die Kunde davon ins Kloster drang, gingen ihm alle in feierlichem Zuge entgegen. Die Mönche und Brüder schwangen Rauchfässer und sangen heilige Lieder, die Laien aber führten einen rhythmischen Tanz auf, zum Zeichen der Freude über die Rückkehr des inniggeliebten Vaters. Diesen Brauch werden der heilige Willibrord und seine Begleiter in England mitangesehen und dann hierher verpflanzt haben, so daß die Echternacher Mönche und Einwohner mehr als einmal den Heiligen bei der Heimkehr von seinen Missionsreisen so empfangen haben mögen."

Von Davids Zeiten an, der vor der Bundeslade hüpfte und sprang, ist der Tanz ein Teil religiösen Kults gewesen. Das mußte seinen guten Grund haben und hat ihn auch in dem Bedürfnis des naiven Volksempfindens nach höchster seelischer Ausdrucksmöglichkeit durch den Körper. Die Freunde und Befürworter der Echternacher Springprozession weisen den Gedanken von sich — und es ist von ihrem Standpunkt aus begreiflich —, als ob diese Sitte etwa aus heidnischen Gebräuchen und Anschauungen hervorgegangen sein könnte. Der Gedanke, daß sich die Springprozession, wie ja schon Krier bemerkt, aus einem zunächst harmlosen Tanz der Freude und Huldigung wohl unter dem Druck schwerer Völkerschicksale zu jener düster qualvollen Bußübung entwickelt hat, als die wir sie heute auf dem Grunde pfingstlicher Lebensherrlichkeit sehen, hat gewiß an und für sich nichts Befremdliches.

Was nun die Lebensschicksale von Clemens Willibrord selbst anbetrifft, so wurde er im Jahre 657 im Königreich Northumberland als Sohn frommer, wohlhabender Eltern geboren. Die Legende schmückt die Zeit seiner Verkündigung und Geburt mit allerlei evangeliengoldenem Rankenwerk.

Willibrord wurde in verschiedenen Klöstern Irlands und Englands erzogen und ging im Alter von 33 Jahren, begleitet von elf vornehmen jungen Angelsachsen, übers Meer, seinem Bekehrungswerke entgegen. Mit dem Tage seiner Landung in Katwijk an der friesländischen Küste begann sein fünfzigjähriges Prediger-Reiseleben. Im Verlaufe dieses Lebens suchte der Heilige zweimal unter unsäglicher Mühsal Rom auf, wozu ihn der fränkische Hausmeier Pippin von Heristal ermuntert hatte. Papst Sergius nahm den Missionar mit allen Ehren auf und weihte ihn während seines zweiten römischen Aufenthalts zum Erzbischof der

Digitized by Google

Pfingstsonntag.
Zeichnung von Kurd Albrecht.

Digitized by Google

Friesen. Willibrord reiste, wanderte, predigte unermüdlich. Bis zu den Dänen hinauf reichen die Spuren seiner Wirksamkeit. Zu seinen Schülern und Freunden gehörte auch der heilige Bonifatius.

Im Jahre 698 kam der in den Kriegswirren von seinem Bischofsstuhl Utrecht vertriebene Missionarbischof nach Trier und erhielt von der Äbtissin des Marienklosters Ören, Irmina, der Tochter des Frankenkönigs Dagobert III., die Hälfte der fränkischen „Villa" Echternach zum Geschenk. Es bestanden hier zwei kleine Kirchen (jetzige Pfarrkirche und Basilika) sowie ein Klösterchen oder Pilgerhaus. In Echternach nun gründete Willibrord ein größeres Kloster. 706 schenkten der Frankenfürst Pippin und seine Gattin Plektrudis ihm auch die andere Hälfte von Echternach. So entstand die berühmte Abtei und mit ihr das Städtchen Echternach. Andere Schenkungen vermehrten den weltlichen Besitz des Bischofs. Willibrord liebte Echternach recht als seine Heimat und starb auch hier am 7. November 739.

Der Heilige von Echternach scheint nicht weniger noch mehr ein fanatischer Götzenstürmer gewesen zu sein als die anderen Glaubensboten seiner Zeit. Einmal hätte er die starre, wenig diplomatische Art, in der er den heidnischen Gottesdienst der Friesen auf der Insel Fositesland (dem heutigen Helgoland) störte, fast mit dem Tode gebüßt. Doch zeigt sein geistiges Bild im allgemeinen sanfte, franziskushafte Züge. Die Legende begleitet ihn durch sein ganzes reisehaftes Leben, krönt ihn früh mit der sanften Glorie des Heiligen, der nie zum Märtyrer wurde, läßt ihn liebliche Wunder tun und macht schließlich seine Gebeine wundertätig. Unendlich milde und gütig zeigt er sich gequälten Menschen und Tieren gegenüber. Eines der liebenswürdigsten Wunder, die dem heiligen Willibrord zugeschrieben werden, ist das der Begrenzung des Meeres: Mit dem geweihten Stabe zieht der Heilige im Namen Jesu den schäumenden Meereswogen ihre Grenzen, worauf die Sandmassen zu der „dünnen Mauer", den Dünen, sich türmen. (Reiners.)

Noch viele andere Wundertaten erzählt man von Willibrord, Wunder des Wassers und des Weines, um dessen Verbreitung sich der Heilige ganz besondere Verdienste erworben zu haben scheint. Wen sollte das in einem blühenden Weinlande auch wundernehmen? Die Verehrung der edlen Gottesgabe schien dem Volke so selbstverständlich, daß man Tonne oder Weinflasche zu den Bildzeichen des Heiligen machte. Doch soll der heilige Willibrord auch mancherlei Krankenheilungen vollbracht haben. Der Glaube, daß er imstande sei, die Fallsucht zu bekämpfen, scheint indessen erst lange nach seinem Tode in Aufnahme gekommen zu sein. Vielleicht trug die Springprozession in ihrem so seltsam an den Veitstanz gemahnenden Wesen selbst dazu bei, diesen Glauben hervorzubringen und zu stärken. Es bedurfte da keiner besonderen Gedankenanstrengung, um hier die große Liebe und Verehrung, die der Heilige genoß, zur Mutter des Wunsches werden zu lassen. So wandelte sich vielleicht — und diese Annahme scheint nicht unberechtigter als die übrigen — der Huldigungstanz zum Symbol des Leidens, von dem er zugleich erlösen sollte. —

„Heil'ger Willibrord, bitt' für uns!" Das ist die Stimme der vieltausendköpfigen armen Seele, die am Pfingstdienstage zum heiligen Willibrord springt. Die da springt in Glut, Staub, Elend und in brünstiger Hoffnung. In der dämmernden Kirchenkühle aber brennen still und hoch die Kerzen vor dem marmornen, mit Rosen bekränzten Sarkophage des Heiligen. Leiser Schimmer liegt auf den Zeichen des Dankes, die rings um den Altar hängen, auf allen den zersprengten Fesseln und Ketten, den Krücken und wächsernen Gliedern:

„. . . Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaer ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil,
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil." . . .

Ob Kevelaer oder Echternach — die arme Seele verläßt nimmer die Wege ihres Hoffens, so wunderlich sie sich auch manchmal krümmen mögen. Nach dem Stande der Erlösung trachtet sie, so heute als gestern und vorgestern. Denn ihr Leiden ist zu groß und ihre Nacht zu tief.

S. M. S. „Wolf".

Vom Kommandanten Fregattenkapitän Nerger.

In einem stattlichen Bande, mit 73 Bildern nach photographischen Aufnahmen geschmückt, erschien im Verlag von August Scherl G. m. b. H. die Schilderung der Fahrten des Hilfskreuzers „Wolf", dessen glückliche Heimkehr nach einer Fahrt von 451 Tagen Dauer, in denen das Schiff 64 000 Seemeilen zurückgelegt hatte, in Deutschland mit Jubel begrüßt wurde. Verfasser des Buches (Preis geh. 2 M., geb. 4 M.) ist der Führer des Schiffes selbst, Fregattenkapitän Nerger. „Mein Befehl lautete, in fernen Meeren, vor allen Dingen im Indischen Ozean, die feindliche Schiffahrt zu stören, Handelskrieg zu führen und andere Kriegsmaßnahmen, wobei in erster Linie Minenlegen in Betracht kam, auszuführen", mit diesen wenigen, über Zweck und Ziel unterrichtenden Worten steuert der Verfasser kurz und bündig in das Fahrwasser der Geschehnisse.

Die Fahrt begann mit Mißgeschick. „Noch innerhalb der deutschen Vorpostenlinien mußten wir kehrtmachen, weil in einem der Kohlenbunker Feuer ausgebrochen war, das auf einen anderen Bunker übergegriffen hatte und großen Umfang anzunehmen drohte. Auf See war dem Brande nicht beizukommen, weil ein Raum unter Wasser gesetzt und ein Teil der Kohlen entfernt werden mußte. Nach einigen Tagen, am 30. November 1916, wurde die Ausreise zum zweitenmal versucht. Auch diesmal mußte ‚Wolf', eben als er Kurs aufgenommen hatte, wieder zurück, weil der Nebel, der sich nur auf kurze Zeit verzogen hatte, doppelt stark einsetzte und so dick wurde, daß der Marsch durch die eigene Minensperre der Gefahr wegen nicht fortgesetzt werden konnte." Sobald es etwas heller geworden war, wurde die Ausfahrt zum drittenmal versucht. Endlich glückte sie.

In der Nordsee raste ein Sturm, den das Schiff glücklich überstand. „Am 10. Dezember hatten wir endlich den freien Atlantik erreicht. Sofort nach Passieren der feindlichen Bewachungslinie wurde ein Kessel außer Betrieb gesetzt. Sparen mit Kohlen, mit Wasser, Lebensmitteln, Inventar und Material war überhaupt das erste Gebot der Reise."

„‚Wolf' war ein gewöhnlicher Frachtdampfer, allerdings von bester deutscher Bauart, mit vorzüglicher Maschine. Er war 135 Meter lang, 17 Meter breit, sein Tiefgang betrug bei der Ausreise 8¾ Meter. Er war etwa 6000 Brutto-Register-Tonnen groß und verfügte über eine Besatzungsstärke von über 350 Köpfen. Wir besaßen eine Armierung, die einem kleinen Kreuzer ohne weiteres gewachsen war; unsere Aufgabe aber verlangte, daß wir es möglichst wenig auf eine solche Probe ankommen ließen. Selbst ein siegreicher Kampf hätte uns vermutlich so viel von unserer Leistungsfähigkeit genommen, daß wir ohne Stützpunkt nur noch kurze Zeit den Handelskrieg hätten betreiben können."

Den Laien wird es überraschen, daß „Wolf" nur etwa zehn Seemeilen in der Stunde lief, — mit einer besonderen Geschwindigkeit konnte er sich also weder auf seine Beute stürzen noch einer Gefahr entziehen. Dagegen hatte er zwei Hilfsmittel an Bord, die vortreffliche Aufklärungs- und Vorpostendienste leisteten, — eine drahtlose Station, die die Nachrichten feindlicher Schiffe auffing, und ein Wasserflugzeug, das „Wölfchen". Beider Dienste erwähnt Fregattenkapitän Nerger immer wieder mit Auszeichnung. Beinahe allerdings wäre das „Wölfchen" in der Südsee von den Haien gefressen worden. „Bei einer Erkundung im Stillen Ozean merkten die Flieger bereits beim Start, daß ein Spanndraht zerrissen und eine Strebe zerbrochen war. Da aber das Flugzeug schon in der Luft war, wollten sie ihre Aufklärung erst vollenden. Es war hohe Dünung, die Haifische vom Dienst und ihr Gefolge wie immer zur Stelle. ‚Wölfchen' hatte seinen Flug vollendet und saß bereits wieder auf dem Wasser, als das Flugzeug vollständig die Fahrt verlor und ganz langsam nach vorn überklappte. Gleichzeitig drückten die zusammenbrechenden Streben einen Schwimmer leck, und das Wasser drang ein. Allmählich nur stellte sich der Apparat auf den Kopf, und ebenso allmählich hob er das Schwänzchen in die Höhe. An Bord befand sich alles in großer Aufregung. Wir hatten auch schon beim

Digitized by Google

Start gemerkt, daß nicht alles klar war. Im Nu waren die Boote der zugewandten Seite im Wasser und mit starker Mannschaft besetzt. Der Wind hatte an den Tragflächen volle Angriffsmöglichkeit und trieb unser ‚Wölfchen' mit äußerster Kraft von uns weg. Flieger und Beobachter waren auf den Schwanz geklettert, um so möglichst das Gleichgewicht wiederherzustellen. Die Leute in den Booten rissen an den Riemen, daß sie zu brechen drohten. Der Motor war bereits völlig unter Wasser, näher und näher schienen die Flossen der Haifische zu kommen, als im letzten Augenblick die Rettung zu Stelle war. Deutlich konnten wir vom Schiff aus beobachten, wie zwei schwere Matrosen, unbekümmert um die im Wasser lauernden Haie, aus den Booten sprangen und sogleich auf den einen Schwimmer kletterten. ‚Wolf' hatte auf die Unfallstelle zugehalten und manövrierte sich vorsichtig heran. Ebenso sorgfältig wurde dann das Flugzeug eingesetzt, abmontiert und in Arbeit genommen. Die Haifische schwammen noch um das Schiff herum, aber diesmal hatten sie das Nachsehen."

Die Minen, die vom „Wolf" vor Kapstadt und den indischen Häfen gelegt wurden, hatten guten Erfolg. Eine stattliche Anzahl feindlicher Schiffe lief auf sie auf und versank, — da es dem „Wolf" gelungen war, ganz ungesehen die englische Blockade zu durchbrechen, wurden diese Verluste in England lange Zeit auf Rechnung deutscher Unterseeboote gesetzt, von denen man annahm, daß ihr Aktionsradius sich durch Vervollkommnung der Maschinen so erweitert habe, daß sie ihre Fahrten bis über den Aquator auszudehnen imstande seien.

Aber auch die vom „Wolf" angehaltenen und versenkten Schiffe mehrten sich, und, da ihre Besatzungen an Bord übernommen wurden, auch die Zahl der Gefangenen. Fregattenkapitän Nerger gibt ein sehr anziehendes Bild des Völkergemisches, das auf diese Weise sich auf seinem Schiff zusammenfand, und einzelner besonders bemerkenswerter Persönlichkeiten unter diesen unfreiwilligen Gästen. Da war Kapitän Meadows, der Führer der „Turritella", die zuerst versenkt wurde, und der die längste Zeit an Bord des „Wolf" war. Ein Mann, der sich mit trockenem Humor in sein Schicksal fand und felsenfest davon überzeugt war, daß den „Wolf" eines Tages auch sein Schicksal erreichen würde, das heißt, daß das deutsche Schiff die Heimat niemals erreichen und von englischen Kriegsschiffen vernichtet werden würde. Als er ein Jahr lang Gefangener auf dem „Wolf" gewesen, wandte er sich mit todernstem Gesicht an den Flugmeister und bat ihn, dem Kapitän eine Bitte zu übermitteln: „Sagen Sie ihm, ich sei ein Jahr auf dem ‚Wolf', ich hätte alles mit Ihnen mitgemacht, ich möchte jetzt das iron croß, das eiserne Kreuz, haben. Am liebsten wäre mir das Erster Klasse. Wenn das aber zu schwer halten sollte, würde ich mich auch mit dem Zweiter Klasse begnügen." Aber als der „Wolf" auf der Rückreise die englischen Linien glücklich passiert hatte, war er völlig verstört, und im Hafen angelangt, bat er um eine Zivilmütze, da er von englischer Uniform nichts mehr wissen wollte. Tragischer nahm der japanische Kapitän der versenkten „Hitachi Maru" sein Schicksal. Er hatte sich mit seinem Schiff zu widersetzen versucht, und dabei war ein Teil seiner Schiffsbesatzung zu Schaden gekommen. Das nahm er sich so zu Herzen, daß er schwermütig wurde und seinem Leben selbst ein Ende machte. Von seinem Schiff stammte der größte Teil der kostbaren, nach vielen Millionen zählenden Beute, die der „Wolf" glücklich nach Deutschland brachte.

Wie der „Wolf" sich unterwegs verpflegte, seinen Bedarf an Kohlen deckte, seine Schäden ausbesserte und seiner Besatzung durch alle Zeit die gute Laune und Spannkraft und Zuversicht erhielt, das mögen die Leser selbst in dem Buche seines Führers nachlesen. Er erzählt alles so frisch und lebendig, daß man ihm gern zuhört. vsz.

Das indische Grabmal.

Copyright 1918 by Ernst Keils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Thea von Harbou.

Die Formel „Copyright" bürgen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(Schluß.)

„Hörst du etwas hinter uns?" fragte Fürbringer.

„Nein — ja — nein. . . Es war der Wind. . ."

„Die Stimmen kommen uns näher, hörst du das nicht?"

„Ja. Sie schreien."

Fürbringer schwieg. Er trieb das Pferd zum Galopp. Das Tier gehorchte.

Sie erreichten den Fluß und überquerten ihn auf bebender Brücke. Sie ließen die Straße zur rechten Hand und ritten quer über Feld. Vögel brausten auf, wo sie ritten. Das wütende Gekläff des Schakals wich ihnen aus. In den Gebüschen zur Seite glühten fremde, haßvolle Augen; die Tiere der Nacht standen wider den Menschen auf.

„Ich sehe Fackeln, die uns folgen", sagte Irene.

Fürbringer wandte sich nicht um. Er biß die Zähne aufeinander.

„Folgen sie uns schnell?"

„Ja."

„Haben sie Pferde?"

„Ja."

„Sind sie schon diesseit des Flusses?"

„Es ist ein Heer von Fackeln. Eine ist allen voran. Sie braust durch die Dunkelheit wie ein fliegender Stern. Ich höre den Galopp des Pferdes, das diesen Reiter trägt."

Fürbringer stieß dem Rappen die Fersen in die Weichen. Das Tier machte einen Satz und lief. Der Boden unter seinen Hufen war eben wie Marmor und weich.

Fürbringer dachte: Ich will nicht eher wieder fragen, als bis ich den Wald erreicht habe. Er fragte im gleichen Atemzug: „Sind sie näher gekommen?"

„Der eine kommt uns näher. . ."

„Sieh dich nicht mehr um!" schrie der Mann.

Irene duckte das Gesicht an seine Brust.

„Ich fürchte mich nicht!" sagte sie leidenschaftlich.

„Ich weiß es", antwortete der Mann, sie heftig an sich drückend. Seine Augen verschlangen den Weg, den sie nahmen. Er keuchte mit offenen Lippen. „Irene", sagte er, „ich liebe dich! Hörst du? Achte nicht darauf, wenn ich rauh zu dir spreche. Ich liebe dich! Die Angst um dich ist es, die rauh aus mir spricht. . ."

„Ich fürchte mich nicht", wiederholte die Frau mit heller Stimme.

Sie sprachen nicht mehr. Sie ritten. Minuten auf Minuten glitten unter ihre Füße. Über ihnen der Himmel verlor seine Sterne. Das Licht, das auf die Erde fiel, war kalt und grau. Es dämmerte über den Bergen, die vor ihnen lagen.

Der Atem des Tieres verlor seine Stetigkeit. Er begann zu röcheln. Das Tier zitterte; große, weiße Schaumflocken hingen ihm um Brust und Schultern.

„Es kann nicht mehr!" rief die Frau.

„Es muß!"

Fürbringer beugte sich vor. Er schrie dem Pferde in die Ohren.

Das Tier verstand ihn. Es verstand die Angst, die aus dem Menschen rief. Es verdoppelte seine Anstrengungen. Sein schönes, glänzendes Fell war nicht mehr schwarz, es war grau vom Schweiß. Die hochgetriebenen Adern lagen wie Stricke darüber.

„Es kann nicht mehr!" rief Irene, in Tränen ausbrechend.

„Es muß!"

Die Dinge der Erde gewannen Form und Farbe. Sie tauchten aus der Dämmerung auf, verzerrt, feindselig, wie Wesen, die von böser Wanderung nach Hause kommen und ein schlechtes Gewissen haben.

Die Ebene ging zu Ende. Geröll lag in den Feldern. Felsblöcke hatten die Erde erschlagen. Die Häupter der

Digitized by Google

Berge hoben sich kühl ans Licht der Frühe, als wollten sie darin baden. Über ihnen war der Himmel grün.

„Spring ab!“ schrie der Mann, mit einem Griff die Arme der Frau von seinem Halse lösend.

Irene gehorchte, blindlings niedergleitend ins Geröll. Sie fiel in die Knie.

Im selben Augenblick, da Fürbringer sich vom Rücken des Pferdes schwang, brach der Rappe zusammen. Er stöhnte und sprang wieder hoch, warf den Kopf auf und schüttelte sich. Er sank auf der Hinterhand ein, stemmte die Vorderhufe ins Gestein und stand so unbeweglich, mit schlagenden Flanken. Im ersten Schein des Morgens schimmerten die sieben Farben seiner Opalaugen.

Fürbringer blickte in die Höhe. Er deutete mit der Hand.

„Hinauf!“

Irene raffte sich auf. Sie griff mit beiden Händen in die Steine, Fürbringer bot ihr die Schulter zur Hilfe. Sie schwang sich empor, klammerte sich ein, gewann festen Halt und stand. Sie bückte sich, dem Manne die Hand reichend.

„Halte dich nicht auf!“ rief er. „Sieh dich nicht um! Nimm den Weg zur Höhe!“

Irene klomm voran. Die Felswand, vom Regen zerrissen, bot Händen und Füßen sicheren Halt. Fürbringer bewachte die Schritte seiner Frau mit den fast zornigen Augen der Sorge. Sie kamen rasch vorwärts; das Tal schien hinter ihnen wegzusinken.

Der Mann wandte sich um, rückwärts blickend. Er sah die Ebene unter sich mit Menschen bedeckt, die auf Pferden saßen, klein wie Hunde.

Allen voran war der Fürst. Er sah in die Höhe. Fürbringer konnte sein Gesicht erkennen. Es war das Gesicht des Jägers, der sich freut an der Jagd und seiner Beute gewiß ist..

Er folgte ihnen nicht nach. Er lenkte sein Pferd ostwärts. Seine Begleiter folgten ihm. Sie verschwanden am Fuß des Berges.

„Er will uns den Weg verlegen“, sagte der Mann.

Irene antwortete nicht. Fürbringer hörte ihre tiefen Atemzüge.

Er fühlte, wie ihm der Schweiß auf der Stirn stand und in eisigen Tropfen über seine Schläfen rann. Sein Herz schlug, daß er es hörte. Vor seinen Augen trübte sich die Luft. Er wußte nicht mehr, wohin er griff; lockere Steine lösten sich unter seinen Fingern, glitten, dumpf aufschlagend, unter seinen Füßen fort in die Tiefe.

„Was hast du?“ schrie Irene, mit ausgebreiteten Armen an der Felswand stehend.

„Sieh dich nicht um!“ schrie er zurück.

Sie kletterten weiter.

Aus der Ferne und Tiefe scholl ein frohlockender Ruf zu ihnen herauf.

Fürbringer wagte nicht, seiner Ursache nachzuspüren. Er dachte: Wir sind in die Hölle geraten, und der Satan läßt uns nicht mehr los.

„Was hatte der Ruf zu bedeuten?“ fragte Irene. Ihre Stimme klang wie die einer Ertrinkenden.

„Frag' nicht — beeile dich!“ antwortete Fürbringer unter stöhnendem Keuchen.

Irenes Hände bluteten. Der Mann sah es. Er preßte die Zähne übereinander. In seinen Ohren toste der Pulsschlag.

„Nicht schwach werden!“ beschwor er sie. „Nicht schwach werden, Irene! Noch fünf — noch drei Minuten halte dich tapfer!“

Irene machte eine Bewegung, als wollte sie in die Knie brechen. Sie hielt sich aufrecht, fiel gegen das Gestein zurück, stand wie eine Gekreuzigte, mit offenen Lippen; ihre leeren, verstörten Augen suchten den Himmel.

Sie sank vornüber.

Mit der Kraft des Wahnsinns überwand der Mann die Strecke zwischen sich und ihr. Er fing sie in seinen Armen auf. Er ließ seine Füße Wurzel schlagen in den Steinen. Er hob die Frau, ihren Widerstand überwindend, hoch auf vom Boden, warf sich den Körper über die linke Schulter, stand, die Knie strassend, die rechte Hand in den Felsen geschlagen; das Gebrüll, das ihm aus der Brust hervorbrechen wollte, wurde zum Röcheln der Erschöpfung.

Er suchte mit den Augen die Unendlichkeit des Himmels. Er suchte den Gipfel des Berges mit dem Blick. Er begann den Weg zur Höhe, als trüge er die Welt auf den Schultern. Er fühlte sich selbst nicht mehr. Blind, taub, empfindungslos schleppte er sich und seine Last aufwärts.

Er erreichte den Gipfel und fiel hin. Er blickte in die Tiefe. Lotrecht stürzte die Felswand hinab. Drunten toste der Fluß.

Jenseit, am Fuße des Berges, standen ihre Verfolger. Sie entdeckten die Flüchtlinge. Sie begannen, den Berg zu erklimmen. Allen voran der Fürst.

Fürbringer raffte sich auf. Er zerrte die Frau mit sich in die Höhe. Sie standen und hielten sich umklammert, als hätten sie nur einen Körper.

Fürbringer hielt die Frau in seinen Armen; er schaute nicht vorwärts, nicht rückwärts, er schaute geradeaus in die Grenzenlosigkeit der Ebene, die sich tief unter ihm breitete.

Die Sonne ging auf über den Bergen und den Tälern von Eschnapur.

Und aus den Nebeln, die in den Tälern wogten, hob sich, ungeheuer, wachsend ins Riesengroße, ein Schatten . . .

Der Gipfel des Schattens brannte in weißem Feuer, wie ein Kristall, den die Sonne trifft.

Das indische Grabmal. . .

Fürbringer taumelte. Er fühlte den Boden unter seinen Füßen weichen. Er hörte die Stimme seiner Frau, die seinen Namen rief: „Michael —! Michael —!“

Und stürzte in die Tiefe — — — —

* * *

Die Uhr im Nebenzimmer schlug elf. Das Fenster stand halb offen, und der eindringende Windhauch brachte den Duft der blühenden Weiden und der regenfeuchten Erde mit.

Neben seinem Bette stand Irene. Sie hatte die Hand auf seine Stirn gelegt, beugte sich über ihn und fragte: „Hast du schwer geträumt, mein Liebling?“

Michael Fürbringer starrte seine Frau an. Er schloß die Augen, atmete tief auf und drückte den Kopf in die Kissen.

„Geträumt“, sagte er, noch halb bewußtlos. „Ich habe geträumt. Es war der furchtbarste Traum meines Lebens.“

„Du stöhntest ein paarmal so tief, und ich rief dich, aber du hörtest mich nicht“, meinte Irene, ihm das Haar streichelnd.

Fürbringer lächelte. Er sah seine Frau mit versonnenen Augen an.

„Doch“, entgegnete er und griff nach ihren Händen. „Ich habe dich wohl gehört. Mitten im Traume warst du bei mir. Ich will es dir erzählen. . .“

Er wandte den Kopf zur Seite und blickte auf das Bild der Tadsch Mahal, das dem Bette gegenüber hing.

„Weißt du, wo ich war?“ fragte er lächelnd. „In Indien. Das Bild ist schuld daran. . . Ich träumte, ich sollte ein Grabmal bauen, daß dieses an Schönheit noch übertrafe. Der Versuch mußte scheitern, selbst im Traume. Aber vielleicht wäre es mein bestes Werk geworden. . .“

„Tut es dir leid, daß du nur geträumt hast?“ fragte die Frau mit einer zarten Herzlichkeit.

Michael Fürbringer schüttelte den Kopf.

„Leid tut es mir nur um eines“, sagte er, die Augen schließend.

„Worum, mein Liebster?“

„Um den Sternsaphir, den ich dir schenken wollte. . . Er war sehr schön . . .“

Digitized by Google

Nr. 21 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger August Scherl G. m. b. H., Leipzig

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(1. Fortsetzung.)

Gut! dachte Winter, Offenheit gegen Offenheit. Auch er legte die Zigarre nieder, stützte die Ellbogen auf den Tisch und sah über die Hände fort, deren gespreizte Finger er gegeneinander drückte, den andern an.

„Es gibt nur eins für dich, Terfalt, du mußt dich als Kriegsfreiwilliger melden." — Die Frau neben ihm stieß einen leisen Schrei aus, aber die Männer beachteten sie nicht. — „Und auch das kannst du erst beim Ausbruch des Krieges — wenn er ausbricht."

Terfalt überhörte die letzte Abschwächung. Hinter seiner Stirn arbeitete es. „Das heißt, ich müßte als Matrose eintreten." — Die Frau hob ängstlich die Hand. — „Und könnte vielleicht nach und nach avancieren?" Er wartete Winters Antwort nicht ab. Kaltblütig überlegte er, ob es keine andere Möglichkeit für ihn gäbe. — „Gnadengesuch?"

Winter hob die Achseln: „Es kommt darauf an, ob dich das Offizierskorps wiederwählt."

„Es erscheint dir fraglich?"

„Vorläufig durchaus."

Terfalt sah auf seinen Teller nieder. Winter kam es zum Bewußtsein, wie peinlich der Frau diese Erörterungen sein mußten. Sie saß still in ihrer Sofaecke, ein klein wenig röter im Gesicht als vorher. Sie schämte sich noch — gottlob! An eine ganz Schlechte hatte sich Terfalt also nicht gehängt. Er richtete ein paar Worte an sie, um ihre Gedanken abzulenken, aber sie entgegnete ihm zerstreut und blickte immer nur zu ihrem Manne hinüber.

O. S. Urff, Hanau, phot.

Junge Schwälmerin.

„Und du selbst? Was hast du vor?" Terfalt fuhr mitten in einen Satz des anderen.

„Ich bekomme ja alljährlich meine Mobilmachungsorder." — Damit schien auch Terfalt alles gesagt, er nickte stumm mit dem Kopf. — „Aber ich bleibe nun im Lande; ich wollte zu Freunden in die Schweiz und ein paar Hochtouren machen — vielleicht, daß ich mich ein wenig hier in der Umgegend herumtreibe, in den oberbayerischen Bergen oder in Tirol, weiter nicht." — Lächelnd wiederholte er Terfalts Wort: „Ich möchte auch parat sein."

Der hörte kaum hin. „Deine Ansicht über meinen Fall — den berühmten Fall Terfalt, der nun einmal wieder aufgerollt ist! — deine Ansicht also hat meine Pläne geändert. Ich fahre jetzt auf meine Güter und treffe dort alle Vorsichtsmaßregeln — sie liegen nahe an der russischen Grenze, da muß manches in Sicherheit gebracht werden."

Digitized by Google

„Ach ja, deine Güter! Nun, wer so glücklich ist, für große Ländereien sorgen zu müssen" —

Terfalt durchschnitt ihm die Rede mit einer Handbewegung.

„Wenn die Güter nicht Majorat wären — wenn ich überhaupt nur Kapital genug gehabt hätte, um solch eine verwöhnte Frau wie Christa sicherzustellen, so säße ich heute nicht hier, mein Lieber! Das weißt du so gut wie ich. Aber ich bin nicht der Mann, mich einer Verantwortung zu entziehen, die ich mal auf mich geladen habe — na ja, Christa, nun wein' nur nicht — das sind ja alte Sachen — und sie wären nie wieder zur Sprache gekommen, wenn es nicht jetzt sein müßte."

Er legte einen Augenblick seine Finger über die Hände seiner Frau, die gefaltet in ihrem Schoße lagen. Viel Herzlichkeit aber klang weder aus seinem Ton, noch lag sie in dieser flüchtigen Liebkosung.

„Also ich fahre nach Hause, Christa," begann er von neuem, „und du bleibst hier. Natürlich," wiederholte er ungeduldig — „die Reise wäre viel zu anstrengend für dich. Und was hätte sie für einen Zweck? — Bleiben kannst du doch nicht, das ist ausgeschlossen. Alle tauglichen Männer müssen ja eingezogen werden. Willst du in unserem Hotel bleiben? Nein — lieber in ein stilleres ziehen? Gut, ich quartiere dich morgen um."

Er berücksichtigte ihre Wünsche, und doch kam es Winter vor, als geschähe es nur, soweit es ihm paßte. Sie widersetzte sich jedenfalls keiner seiner Bestimmungen.

„Und dich bitte ich, Winter," sagte er plötzlich, „dich um meine Frau zu kümmern. Sie ist sehr unselbständig — auch für den Fall, daß ich aus dem Kriege nicht zurückkehren sollte, stehst du ihr wohl zur Seite."

„Vorausgesetzt, daß auch mir die feindlichen Kugeln gnädig sind —"

Terfalt sah ihn rasch und scharf an: „Willst du ausweichen oder —"

Winter antwortete schnell: „Nein, gewiß nicht! Ein Krieg würde alles ändern, wie du selbst sagst." Und dann, als würde er sich der Grausamkeit seiner Worte bewußt, mit einer halben Wendung zu der stillen Frau: „Sie hätten von jeher über mich verfügen dürfen, gnädige Frau."

Auch jetzt sagte sie nichts.

Bald danach brachen sie auf. Winter begleitete das Ehepaar durch die Anlagen des Platzes; jenseits lag ihr Hotel. Ein großer Bau mit weiter Halle und allem notwendigen Überfluß für ein internationales Publikum.

„Es ist zu plump für sie, nicht wahr?" sagte Terfalt lachend und legte seiner Frau die Hand auf die Schulter. „Sie muß einen engeren Rahmen um sich haben, sonst wirkt sie nicht. Morgen wird sie auf ein kleineres Beet verpflanzt."

Winter sah sie beim Abschiednehmen noch einmal an: er bemerkte, daß sie „Mongolenwinkel" in den Augen habe; die oberen Augenlider gingen in einer tiefen, etwas überhängenden Falte zur Nase hin. Manchen mochte diese atavistische Erinnerung oder kleine Beimischung exotischen Blutes reizen — ihm mißfiel sie. In der Frau war etwas Fremdes, über das er nicht hinauskonnte. Und er meinte, es sei nicht nur, daß sie und ihr Schicksal vor die Öffentlichkeit gezerrt worden waren, daß sie eine Frau mit einer Vergangenheit war — nein, er mißtraute ihrer Stille und empfand eine Art von Grauen vor der Schweigsamkeit um sie her. Als säße sie spähend hinter einem undurchdringlichen Vorhang. Er nahm sich vor, Terfalts Auftrag nicht zu gewissenhaft auszuführen. Ach, wer wußte überhaupt, wie's in wenigen Wochen aussehen würde! — Vom kleinen Einzelschicksal Terfalts, das der Zufall ihm wieder nahegebracht hatte, gingen seine Gedanken weiter zu den ungeheuren Ereignissen, die bevorstehen mußten.

* * *

„Herr Baron", mahnte der Diener dringlich.

„Aber was ist denn nur?" fragte Winter verdrießlich.

„Der Herr von gestern abend klingelt schon zum dritten Male an."

„Der Herr von —?"

„Ja, ich sollte nur bestellen: ‚der Herr von gestern abend'. Er möchte Herrn Baron nur einen Augenblick am Telephon sprechen."

„Diese Augenblicke", sagte Winter wütend und schwang sich im Sitz auf die Bettkante. „Als wenn's nicht ganz egal wäre, geweckt ist man ja doch schon."

„Hier — Winter."

„' Morgen, lieber Winter."

„Morgen!"

„Du schliefst noch? Ja, verzeih, aber es eilt mir. Christa ist schon im Continental — geh doch zum Frühstück zu ihr — ich reise um 12 Uhr 50 ab. Sie ist unglücklich."

„Ja, was denn? Heute — zum Frühstück?"

„Ja bitte. Du hast nichts vor, nicht wahr? Sie merkt nämlich etwas —"

„Hast du denn was im Schilde?"

„Hm — ja." — Eine kleine Pause. Dann sagte Terfalts Stimme hastig: „Ich will sie nicht mehr sehen. Vorm Krieg."

„Aber Mann Gottes, soweit sind wir doch noch gar nicht."

„Einerlei. Ob's noch lange dauert oder sofort ist, ich will durch nichts mehr beunruhigt werden. Ich will mir selbst gehören — bis der Staat mich braucht."

Winter mußte lachen. „Du machst dir's bequem", rief er durchs Telephon.

„Meinst du?" klang es zurück. „Ich fürchte, es wird Mühe genug kosten, Christa in Ruhe zu halten. Du mußt mir dabei helfen."

„Na, erlaube mal," widersprach Winter ziemlich heftig, „bürde mir, bitte, nicht in solch einer kritischen Zeit eine verzweifelte Frau auf, ich will ihr gewiß helfen, soweit ich kann — aber sie dir vom Halse halten — verzeih den Ausdruck — das übernehm' ich einfach nicht."

Auf der andern Seite schien man dem Sinn seiner Worte nachzuhorchen. Beruhigend klang es zurück: „Nimm es doch nicht so tragisch. Ich habe rasend zu tun, um alles vorm Einrücken der Russen zu bergen — ja, daran glaub' ich nu mal felsenfest! Denke doch, wie viele Seelen von mir abhängig sind, ich will sie und wirklich nicht nur mein Hab und Gut retten — das auch, gewiß, denn daran ist doch auch ihrer aller Wohl und Wehe beteiligt — und du, du hast doch freie Zeit genug. Du solltest dich beinah' freuen, wenn man dir etwas zu tun gibt."

„Erlaube 'mal," Winter empörte sich über den etwas spöttischen Ton des andern, „mein Tag ist vollauf besetzt."

„Mit deinen künstlerischen Neigungen, ich weiß, ich weiß! Und ich wollte dir gewiß nicht zu nahe treten. Aber laß sie nun einmal beiseite — oder beschränke sie — und tu etwas fürs Allgemeinwohl — —"

„Und das wäre, wenn ich mich um Christa — um deine Frau kümmerte?"

„Ja! Denn damit gibst du mir Bewegungsfreiheit. Bring' also dem Vaterland das erste Opfer —"

„Wenn du's so ansiehst", gestand Winter lachend zu. Der Kavalier in ihm gewann die Oberhand: er konnte einer Frau dienen und zugleich einem alten — nun mindestens: Kameraden.

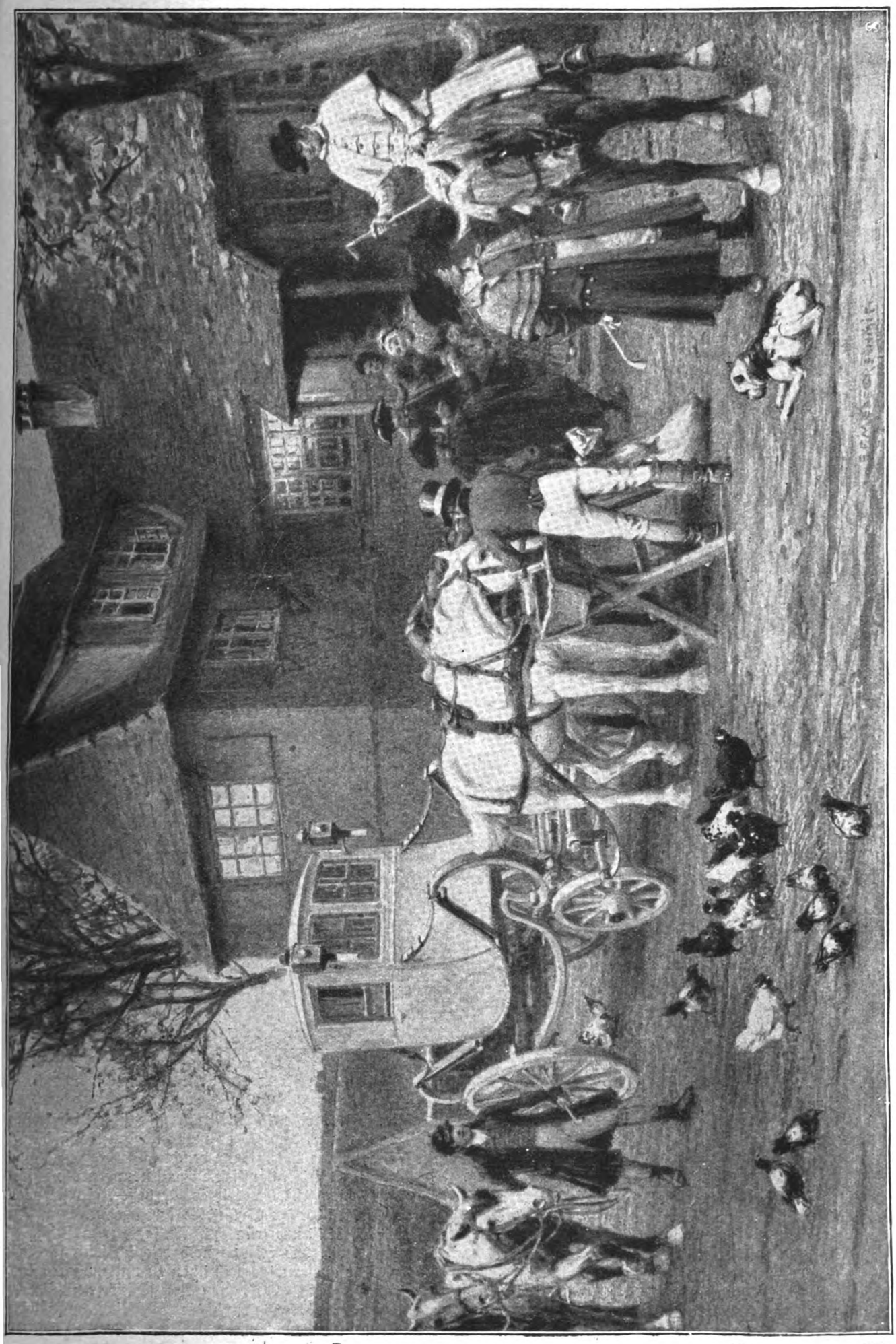
Terfalt rief ihm noch ein paar Einzelheiten zu, dann machte er plötzlich Schluß.

„Mein Bad", sagte Winter, während er den Hörer anhängte.

„Ist schon eingelaufen, Herr Baron."

Er bestimmte, welcher Anzug bereitgelegt werden sollte: weißer Flanell; draußen glühte die Sonne. Um Mittag in der Hitze ausgehen, das war ihm lästig. Und das Essen im Hotel bekam ihm nie.

Digitized by Google



Wirtshaus an der Landstraße. Gemälde von Pius Ferdinand Messerschmitt.

Digitized by Google

Nun mußte er sich sogar noch mit dem Ankleiden beeilen; und die Aussicht, mit vollem Magen den weiten, heißen Weg zurückzumachen, verstimmte ihn erst recht.

Eigentlich doch ganz toll von Terfalt, sich seiner so zu bemächtigen! Der Mensch gehörte aber von jeher zu den Egoisten, und wenn man sich gegen die nicht von vornherein auflehnte, wurde man eben unterdrückt.

Nun half kein Räsonieren mehr, die Frau erwartete ihn.

Er nahm Panama und Stock und wanderte von seiner Wohnung in der Widenmayerstraße die Prinzregentenstraße hinauf, vorbei an der Schackgalerie und der Preußischen Gesandtschaft und am Nationalmuseum mit dem entzückenden Hubertusbrunnen davor; und weiter geradeaus, nicht an der Häuserreihe, sondern auf dem Promenadenweg, der am Englischen Garten entlang führt. Vorm Palais der Österreichischen Botschaft ging er auf die andere Seite hinüber, wo der „Harmlos" steht, wie im Volksmund eine kleine Marmorstatue nach dem ersten Wort des sie zierenden Verses genannt wird. Darauf durchschritt er die Arkaden des Hofgartens und freute sich am Blumenflor der allerliebsten gärtnerischen Anlagen. Unter den Linden vor den drei berühmten Cafés spazierten jetzt nur die verwöhnten Tauben hin und her — um drei Uhr tranken der Münchner und vor allem die Münchnerin hier ihren Kaffee. Dann gab es mehrere Stunden lang keinen freien Stuhl. Durch einen Bogen der den Garten von zwei Seiten umschließenden Arkaden, die mit Rottmanns Fresken geschmückt und durch Ludwig des Ersten erläuternde Hexameter zu lustiger Berühmtheit gelangt sind, trat er auf den Odeonsplatz hinaus. Die bekannten Spaziergänger beiderlei Geschlechts, fast immer genau dieselben, die aus den hier einmündenden Straßen kamen und sich begegnen mußten, fanden sich auch heute zusammen. In der Mitte des Platzes, vor der Kopie der Florentiner Loggia de' Lanzi, pickte eine Schar Tauben eifrig Körner aus geduldig hingehaltenen Kinderhänden. Die Vögel nisteten in den architektonischen Schnörkeln der benachbarten Theatinerkirche, deren Fassade über und über mit ihren Spuren bedeckt war. Aber das gehörte zum Münchener Stadtbild und störte niemand. Dies herrliche „Leben und leben lassen", das die Stadt den Norddeutschen so lieb machte, dehnte sich auch auf die Tiere aus. Standen doch auch hier, auf dem Paradeplatz, neben den altmodischen, gemütlichen Buden der Obstlerinnen, die sich nach altem Recht an die Arkaden lehnten, Schüsseln mit Trinkwasser für die Hunde bereit. Zahlreiche Dackel, die an der Isar nun mal die bevorzugteste und meist vertretene Rasse sind, umspielten sie.

Winter empfand all die kleinen Einzelheiten, die den Typ einer Stadt ausmachen und deshalb dem Fremden auffallender sein müssen als dem Einheimischen, immer aufs neue. Behaglichkeit statt Unrast — keine übermäßigen Entfernungen zwischen den Hauptpunkten — eine herrliche, abwechslungsreiche Umgebung, gute, künstlerische Genüsse aller Art, kein falscher Schein im gesellschaftlichen Leben — ihm schien diese Stadt alle Vorzüge für einen gebildeten, naturliebenden Menschen zu besitzen. Er hatte sie sich auch nicht aufs Geratewohl zum Wohnsitz erkoren. In allen größeren und mittleren Städten Deutschlands war er für eine Zeitlang gewesen, ehe er sich nach seiner Verabschiedung endgültig für die bayerische Hauptstadt entschieden hatte. Freilich — Wasser fehlte ihr! „Denn eure Isar — dieser kleine Plätscherbach — der kann einem doch höchstens Mitleid abringen", hatte ein früherer Kamerad von der Marine behauptet und es unbegreiflich gefunden, daß ein ehemaliger Marineoffizier sich an solch einem Rinnsal begnügen ließe. Winter hatte ihn eines Besseren belehren und ihm die Reize eines Bergstromes erschließen wollen. Dazu veranlaßte er ihn zu einer Floßfahrt von Tölz abwärts. Aber der Freund erklärte nachher, daß er vorm Erstaunen über das Biertrinken der übrigen Weggenossen überhaupt zu keiner Bewunderung der landschaftlichen Schönheiten des Flußbettes habe kommen können — die Beschreibung dieser langen Floßfahrt, bei der man zum Überfluß noch einige Stunden im Kies festgesessen hatte, gehörte fortan zum eisernen Bestand seiner Erzählungen über die Stadt ohne Wasser — die dafür die schönsten Brunnen hat, dachte Winter und stand einen Augenblick vor den herrlichen Figuren des Hildebrandbrunnens still, ehe er die Anlagen durchquerte. Er zog seine Uhr: es war schon spät geworden — auf ein paar Minuten kam's aber wohl nicht an.

Christa Terfalt saß unter der herabgelassenen Markise auf der Terrasse vorm Hotel. Ein für zwei Personen gedeckter Tisch stand vor ihr. Sie nahm Winters Entschuldigungen mit stillem Lächeln hin, aus dem sich nicht erkennen ließ, ob sie ihnen glaube oder nicht. Auf Winter wirkte es jedenfalls unbehaglich.

Ihr Mann sei also abgereist —?

„Ja." Und ohne Übergang fragte sie: „Sie wissen, weshalb er mich zurückläßt? Ich bin ihm im Wege — wie immer! Nun hat er wenigstens einen Grund, der ihn vor sich selbst rechtfertigt: die Russen." Sie lachte.

Winter verteidigte den Abwesenden: er fände es verständig und — weitausschauend, daß ein Mann den Gefahren vorbeuge. In ein bedrohtes Land gehöre gewiß keine Frau. — —

„Noch ist es nicht soweit", warf sie nachlässig ein und entkräftete damit seine Verteidigung. „Und wer weiß überhaupt. . . Ich glaube, bei meinem Mann ist der Wunsch der Vater des Gedankens. —"

Sie sagte das so harmlos, daß er sie betroffen anschaute.

„Nun, einen Krieg wird er doch nicht aus selbstischen Gründen heraufbeschwören mögen!"

Sie zuckte die Achseln. „Er ist egoistisch über alle Begriffe."

Das hatte er ja freilich selbst gedacht, aber von ihr gerade von dieser Frau, fand er den Vorwurf durchaus unberechtigt.

„Er hat bewiesen, daß er sich auch für andre opfern kann", sagte er nicht ohne Beziehung.

Sie verstand ihn sofort. Und seltsamerweise ging wieder ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Wir Frauen," begann sie nach einer Weile ernsthaft „wir bevorzugen ja Männer, die ihre starke Natur überall durchsetzen, sollten wir selbst auch darunter leiden."

Sie sprach in vollkommenen Rätseln für ihn. Jetzt sah sie ihn an, als wollte sie fragen: Verstehst du mich nicht?

Er fühlte sich so unsicher, daß er schwieg.

Einen Augenblick kämpfte sie noch mit sich, dann gab sie einem drängenden Gefühl nach, sich jemand zu offenbaren, und sagte schnell und leidenschaftlich: „Sie glauben doch nicht, daß Terfalt aus Liebe zu mir sich nicht erschossen hat, wie er gestern andeutete — oder daß er mich aus irgendeinem andern Grund zur Frau nahm als aus letzte Demut vor seinen Kreisen?! Ich war geächtet — er wa es durch sein falsches Ehrenwort — und so tat er, was man ihm heimlich doch als höchst anständig anrechnen mußte: e heiratete mich —"

„Um Gottes willen!" Die Unbarmherzigkeit dieser Fra entsetzte ihn, auch bewegte er mahnend den Kopf, da ebe der Kellner einen neuen Gang brachte.

Mehr aus Rücksicht auf seine Empfindungen als auf ihr eigenen schwieg sie. Er hielt es für besser, als sie wiede allein waren, über ihr Geständnis fortzugehen.

„Die Stadt ist unerträglich heiß", sagte er. „Ich möcht doch bald fort. Zwar ist es noch reichlich früh für Hoch touren, aber etwas wird doch schon zu unternehmen sein.

„Das glaube ich auch", antwortete sie sachgemäß. „Ma müßte zeitig aufbrechen und die Nordseite zum Abstie wählen, um der Lawinengefahr auszuweichen."

Digitized by Google

Sie erzählte ihm von einigen nicht ungefährlichen Touren, die sie mit ihrem Mann in andern Frühsommern gemacht hatte.

„Terfalt ist Hochtourist geworden?"

„Ja, gerade wie Sie. Die Vorliebe fürs Gebirge ist bei Marineoffizieren gar nicht so selten —. Als wir im vorigen Frühling, nur der unsagbar schönen Aussicht wegen, den Monte Primo bei Bellaggio bestiegen, trafen wir unterwegs zwei frühere Kameraden meines Mannes: von Woltershausen und Ilsendorf, wenn ich nicht irre — —"

„Ach, Woltershausen und Ilsendorf, die beiden sind noch immer unzertrennlich —?" (Fortsetzung folgt.)

Selbstvertrauen und Zuversicht.

Ein Wort wider den nationalen Kleinglauben. — Von Professor Dr. Rudolf Eucken.

Die Schätzung und Stimmung des Menschen eilt meist seinem Vermögen voran, er traut sich mehr zu, als er leisten kann, und verfällt dadurch vielfacher Irrung. Aber es kann auch das Umgekehrte geschehen, daß wir unsere eigene Kraft unterschätzen und ihrer daher nicht vollauf froh werden; dann scheut man kleinmütig vor Aufgaben zurück, denen frischer Mut ganz wohl gewachsen wäre, und drückt so den Stand des Lebens herab; es will uns bedünken, daß solches seelische Zurückbleiben hinter dem wirklichen Vermögen, solche Selbstverkleinerung vielen Deutschen in politischen und nationalen Dingen noch immer anhafte und den Gesamtstand des Lebens schädige. Dem müssen und wollen wir widerstehen; eine eherne Zeit wie die unsrige verträgt keine zweifelnden Hamletnaturen.

Wir brauchen nicht im mindesten blind gegen unsere Fehler und Schwächen zu sein und dürfen doch freudig anerkennen, daß das deutsche Volk, als Ganzes betrachtet, in diesem Kriege eine erstaunliche Kraft erwiesen hat, eine Kraft, wenn auch an erster Stelle in militärischen Dingen, so doch nicht bloß in militärischen Dingen. Haben doch die Gegner uns nicht allein mit kriegerischen, sondern auch mit den nicht minder gefährlichen wirtschaftlichen Waffen bekämpft, und ward doch eine Hochflut von Entstellungen und Verleumdungen aufgeboten, um uns dem Unwillen der ganzen Menschheit auszusetzen. Wir haben allem Ansturm tapfer standgehalten, ja wir sind ihm gegenüber siegreich vorgedrungen, wir haben, während die Gegner in Phrasen von Freiheit schwelgten, tatkräftig ganze Völker von unerträglichem Druck befreit und damit neue Lagen für das staatliche Zusammensein geschaffen.

Der eigene Verlauf der Dinge hat uns dabei weit über die eigene Absicht hinausgeführt, die Tat eilte aller grübelnden Reflexion voran und zeigte uns stärker, als wir vordem zu hoffen wagten. Hätte uns zu Beginn des Krieges deutlich vor Augen gestanden, was alles sich gegen uns erheben und was von uns verlangt werden würde, hätten wir zugleich uns den Krieg so langwierig und so opfervoll gedacht, wer weiß, ob wir mit so freudigem Vertrauen in den Kampf gezogen wären, wie wir gezogen sind. Nun hat uns der Kampf gestählt und zugleich manches erreichen lassen, was bei seinem Beginn schier unmöglich dünkte. Oder hat jemand gedacht, daß deutsche Truppen Finnland befreien und im Südosten bis zur Krim vorrücken würden? Solche Erfahrung sollte und dürfte uns die Zuversicht geben, daß auch, was an weiteren Aufgaben an uns kommen mag, uns gewachsen finden wird, daß auch selbst zu dem, was sich heute als kaum möglich darstellt, sich ein gangbarer Weg bieten wird.

Eine derartige zuversichtliche Stimmung beseelt in Wahrheit heute die Mehrheit des deutschen Volkes. Aber zugleich fehlt es nicht an ängstlichen Seelen, die Bedenken auf Bedenken häufen und alle ungünstigen Möglichkeiten in stärksten Farben ausmalen. Er geschieht das heute namentlich in zwiefacher Richtung: einmal fragt man sich, ob wir Deutschen wieder ein freundliches Verhältnis zu den anderen Völkern finden mögen, sodann aber, ob wir bei uns selbst den Aufgaben werden genügen können, die uns die Zukunft mit Sicherheit bringen wird.

Dort wird darauf hingewiesen, daß wir zurzeit bei fast allen Völkern unbeliebt, ja verhaßt sind, daß solche feindselige Stimmung voraussichtlich den Krieg überdauern und der Wiederanknüpfung besserer Beziehungen, im besonderen dem wirtschaftlichen Austausch, größte Hemmung bereiten wird. Wird der Deutsche, so fragt diese ängstliche Denkart, es ertragen können, so die Stimmung der ganzen Welt wider sich zu haben? Wird die allgemeine Antipathie ihm nicht das Leben äußerst erschweren? Solchen Zweifeln sei zunächst die Erwägung entgegengehalten, daß uns einstweilen die Gegenwart genug zu tun gibt, und daß wir uns über die Art des künftigen Zusammenlebens nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen; gedenken wir auch hier des Wortes: „Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe." In der Sache aber sei festgestellt, daß die Achtung der Menschen, selbst die der Gegner, nicht der gewinnt, der sich scheu nach ihnen umsieht und sich ihnen möglichst angenehm darzustellen, seine Stärke bei ihnen sost zu entschuldigen sucht, sondern der, welcher ruhig und fest seinen eigenen Weg verfolgt, unbekümmert um die Meinung und Stimmung der anderen, der sein Handeln ins Rechte zu stellen sucht, dann aber niemanden scheut. Dem Starken fallen die Gemüter zu, den Ängstlichen fliehen, ja mißachten sie.

Beim wirtschaftlichen Verkehr aber, dessentwegen sich viele aufregen, entscheiden nicht sowohl Sympathien und Antipathien als Interessen der Völker, für ein schönes Gesicht gibt uns niemand etwas; man wird uns aber suchen, wenn wir etwas Tüchtiges bieten können. Gehen wir also kräftig und leistungsfähig aus dem Kriege hervor, so brauchen wir darüber nicht zu sorgen, notwendige Stoffe geliefert und unsere Erzeugnisse abgesetzt zu erhalten. Sich unverwandt nach anderen umsehen, das heißt auf innere Selbständigkeit verzichten und zu einem Sklaventum sinken.

Berechtigter als diese würdelose Sorge um die Geltung bei anderen ist die Frage, ob wir den unermeßlichen inneren Aufgaben gewachsen sein werden, die der Friedensstand uns bringen wird. Diese sind freilich kaum hoch genug anzuschlagen; hier dringen von der äußeren Lebenshaltung bis zu den innersten Fragen der Seele schwere Sorgen auf uns ein.

Es gilt ein Gleichgewicht der gemeinsamen Arbeit wiederherzustellen und einen wirtschaftlichen Neuaufbau zu bewerkstelligen; es gilt, ungeheure finanzielle Lasten zu tragen, ohne darüber die Freude an der Arbeit und ihre Konkurrenzfähigkeit einzubüßen, es gilt, eingreifende politische Wandlungen zu vollziehen und dabei ein richtiges Verhältnis von Altem und Neuem zu finden; es gilt auch eine innere Stärkung der Überzeugungen, die durch die jüngsten Erfahrungen und Verluste vielfach erschüttert sind, es gilt eine Konzentration des Lebens, die uns von innen her allen Widerständen draußen gewachsen macht und schärfer zwischen echter Kultur und bloßem Kulturersatz scheiden lehrt, es gilt einen unerbittlichen Kampf gegen all das Niedrige, Unwahre, Krankhafte, das in das gemeinsame Leben eingedrungen ist und seinen echten Kern oft verhüllt, — kurz, wir bedürfen einer durchgreifenden Erneuerung unseres Lebens, wir stehen vor der Forderung größter Wandlungen.

Das aber führt auf einen Punkt, wo sich die Geister scheiden, wo sich ein Zusammengehen zwingend verbietet. Wer der Menschheit wie seinem Volke nur ein begrenztes Maß von Kraft zugemessen glaubt und dieses Maß in den Durchschnittsverhältnissen findet, der wird jede neu herantretende Aufgabe mit großem Mißtrauen betrachten und an ihr vornehmlich die Gefahren sehen; diese aber werden lähmend wirken. Die Gefahren und Aufgaben als willkommene Einladung zur Aufbietung größerer Kraft begrüßen kann nur, wer an eine Steigerungsfähigkeit menschlichen Vermögens glaubt, und einen solchen Glauben kann nur haben, wer innerhalb der Menschheit und innerhalb seines Volkes ein den Individuen überlegenes Leben wirksam denkt, ein Leben, das die Menschen, sie innerlich zusammenschließend, ergreift und ihnen unbegrenzte Kräfte zuführt. Solcher Glaube an eine in uns wirksame und uns über uns selbst emporhebende Macht des Lebens hat alles Große in der Geschichte hervorgebracht, er ist ein Jungbrunnen frischer Kraft, während der Unglaube mit all seiner greisenhaften Klugheit, seinem Grübeln und seinem Nörgeln geistig schwächt und niederdrückt. Goethe, dem niemand eine Überspanntheit in diesen Dingen nachsagen kann, hatte eine besondere Freude an dem Gleichnis von Jesu Wandeln auf dem Wasser: Zuversichtlicher Glaube macht auch das Unmögliche möglich, der Zweifler dagegen versinkt.

Solchem Lebensglauben mit seiner Steigerungs- und Erneue-

Digitized by Google

rungsfähigkeit zu vertrauen, haben aber wir Deutschen besonderen Grund. Entspricht es überhaupt unserer schweren, tiefgegründeten Art, vornehmlich durch starke Erregung und Erschütterung in vollen Fluß zu kommen, so ist auch unsere Geschichte voller Zeugnisse einer wunderbaren geistigen Elastizität. Der schreckliche 30jährige Krieg war kaum beendet, und es erschienen bei uns Geistesgrößen von der Art eines Leibniz, eines Bach, eines Händel Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren wir einem weichherzigen Kosmopolitismus verfallen; es kam der nationale Zusammenbruch, — aber kaum war er erfolgt, als schon eine innere Erneuerung und ein frischer Aufstieg zu neuen Zielen begann. Und haben nicht auch wir selbst zu Beginn des Krieges einen wunderbaren Aufschwung erlebt in Steigerung der gemeinsamen Kraft und im brüderlichen Zusammenschluß der Geister aus allen Parteien?

Solcher Jugendlichkeit des deutschen Volkes wollen wir auch für die neuen Aufgaben zuversichtlich vertrauen; mögen die Zweifler und Nörgler von sich selbst bescheiden denken — das mag ja vollauf berechtigt sein —, wir fordern, daß von unserem tapferen und treuen Volke niemand klein, sondern jeder groß und würdig denke. Fassen wir die kommenden Aufgaben so hoch und so schwer wie nur möglich, aber fassen wir noch höher die Macht des in uns wirksamen Geistes mit seinem schaffenden Leben; dann kann uns keine Gefahr erschrecken, dann können wir bei allem Ernst getrost der Zukunft entgegensehen, dann dürfen wir uns mit gutem Recht die Worte Fichtes aneignen: „Wollen wir uns nicht freuen des weiten Feldes, das sich vor uns auftut, wollen wir uns nicht freuen, daß wir Kraft in uns fühlen, und daß unsere Aufgabe unendlich ist?“

Und Gibraltar?

Auch ein Kapitel zum Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Von Max Rentwich. — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Der spanische Ministerpräsident Maura hat vor nicht allzu langer Zeit in einer Sitzung der Cortes die offene Forderung gestellt, daß bei den großen Friedensverhandlungen, denen wir ja zweifellos mit Riesenschritten entgegengehen, Gibraltar an Spanien zurückgegeben werden solle. Damit ist seitens der spanischen Regierung dem von jeher mehr oder weniger laut, seit 1915 aber ganz deutlich hervorgetretenen Wunsche der Spanier öffentlicher Ausdruck gegeben worden.

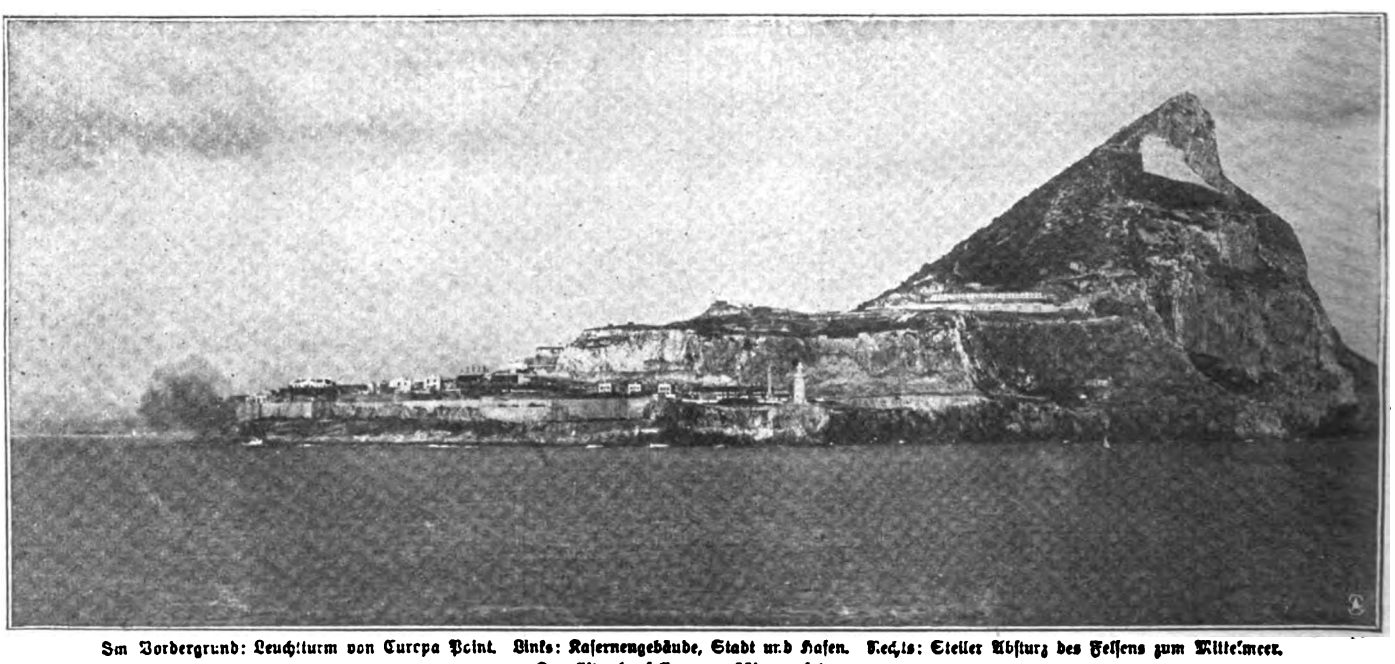
Nach dem von der Entente selbst als Richtschnur für den kommenden Frieden aufgestellten Grundsatze des Selbstbestimungsrechts der Völker würde das schreiende Unrecht Englands, den spanischen Felsen von Gibraltar in einem schlecht bewachten Augenblicke einfach annektiert zu haben, nicht gut weiter aufrechterhalten werden können, wenn England nicht etwa die Spanier zu jenen unkultivierten Völkern zählen will, denen dieses Selbstbestimmungsrecht vorenthalten bleiben müsse. Und damit kann Old Britannia doch wohl unter den eigenen Ententevölkern kaum Gefolgschaft haben. Noch heute, trotz 200jähriger englischer Herrschaft, überwiegt in Gibraltar das spanische Element, und der Erfolg einer Abstimmung wäre kaum anzuzweifeln, wenn nicht auch schon geschichtlich und besonders geographisch die Zugehörigkeit des Felsens zu Spanien außer allem Zweifel stünde.

Trotz alledem wird England für die Abtretung wohl kaum zu haben sein, weil hier einer der Grundsteine der künstlich aufgerichteten englischen Weltherrschaft ausgehoben würde: Mit Gibraltar, dem „Schlüssel des Mittelmeers“, entglitte ihm die Wacht über den Hauptweg nach dem Goldenen Kalbe Englands, nach Indien. Und was Indien, dem jährlich trotz der Armut der Bevölkerung ein ungefähr zu schätzender Barüberschuß von einer Milliarde Mark ausgepreßt wird, für den weiteren Welthandel Englands bedeutet, läßt sich ermessen, wenn man das indische Hungerjahr 1912-13 betrachtet, in dem es der englische Handel möglich machte, immerhin noch Nahrungsmittel im Werte von 1,2 Milliarden Mark aus Indien herauszuholen, — natürlich ohne Rücksicht darauf, wie das indische Volk eine derartige friedliche Aushungerung übersteht. (Nach einer englischen Schätzung sind in Indien in dem Jahrzehnt 1891—1900 nicht weniger als 19 Millionen Menschen verhungert!)

Seit Eröffnung des Suezkanals 1869 geht der gesamte Indienverkehr nicht mehr um das Kap der Guten Hoffnung, sondern durch das Mittelmeer. Fast alle Fahrzeuge legen in Gibraltar an und nehmen dort Kohlen auf, mit denen sie dann gewöhnlich bis Port Said (Suez) reichen. Kann ein Fahrzeug aus irgendeinem Grunde nicht so viel Kohlen fassen, so liegt mitten auf der Fahrt die — wiederum englische — befestigte Kohlenstation Malta.

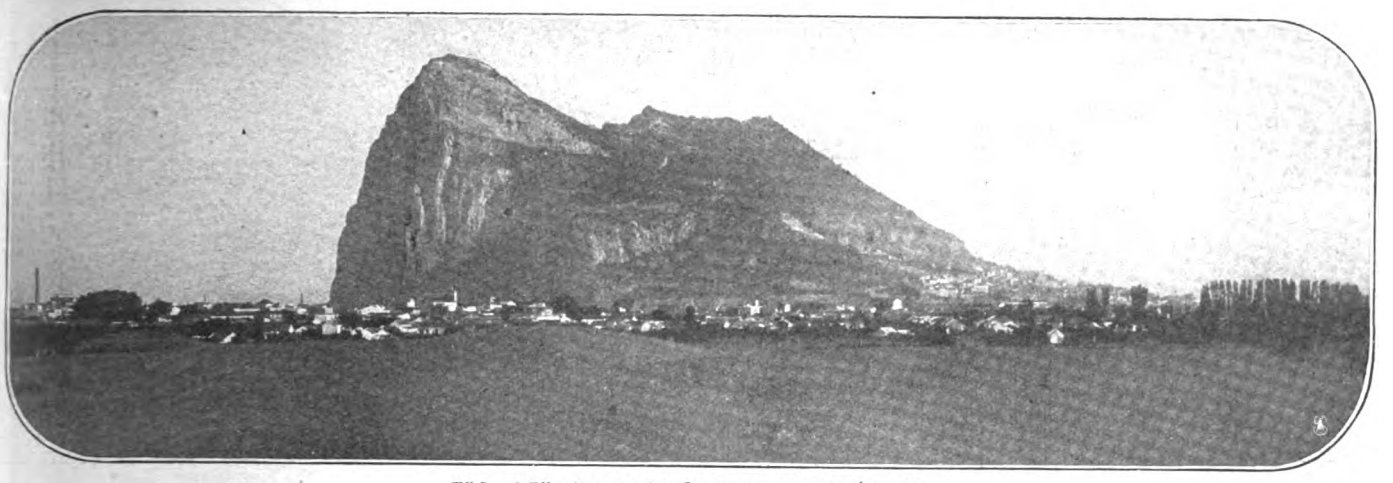
In Gibraltar nehmen daher die Kohlenschuppen einen ungewöhnlich großen Raum ein; sie sind den Hafen-Molen eingegliedert und zeigen dem Ankommenden eine weit in die See hinausgreifende Häuserreihe, über der sich die Silhouette des Felsens wie eine wachende Sphinx, nach anderem Blick wie ein ruhender Löwe erhebt.

Das dem weit gen Europa zuragenden Marokkogipfel von Ceuta (der übrigens auch spanisch ist) gegenüberliegende spanische Küstenstück von Gibraltar ist sonst flacher Sandstrand, in den die genau nach Süden orientierte Bucht von Algeciras wie von einer Riesenfaust eingegraben erscheint. Ihr West- und Nordstrand ist die spanische Sanddüne; dagegen wird der östliche Schenkel des Buchthalbkreises von einem in die See hineinspringenden, 5 Kilometer langen, aber nur 1,2 Kilometer breiten Felsenklotz gebildet,



Im Vordergrund: Leuchtturm von Europa Point. Links: Kasernengebäude, Stadt und Hafen. Rechts: Steiler Absturz des Felsens zum Mittelmeer.
Der Gibraltarfelsen von Süden gesehen.

Digitized by Google



Blick auf Gibraltar von den Sanddunen von Algeciras aus.

der sich senkrecht aus der Sandebene erhebt. Nach Osten, dem offenen Meere zu, fällt dieser scharfe Gebirgsgrat aus seiner zwischen 425 und 395 Meter schwankenden Höhe schroff und unzugänglich ins Meer hinab, während er nach der Bucht von Algeciras zu etwas langsamer abflacht; hier an den Abhängen hat auch die eigentliche Stadt Gibraltar ihren Platz gefunden.

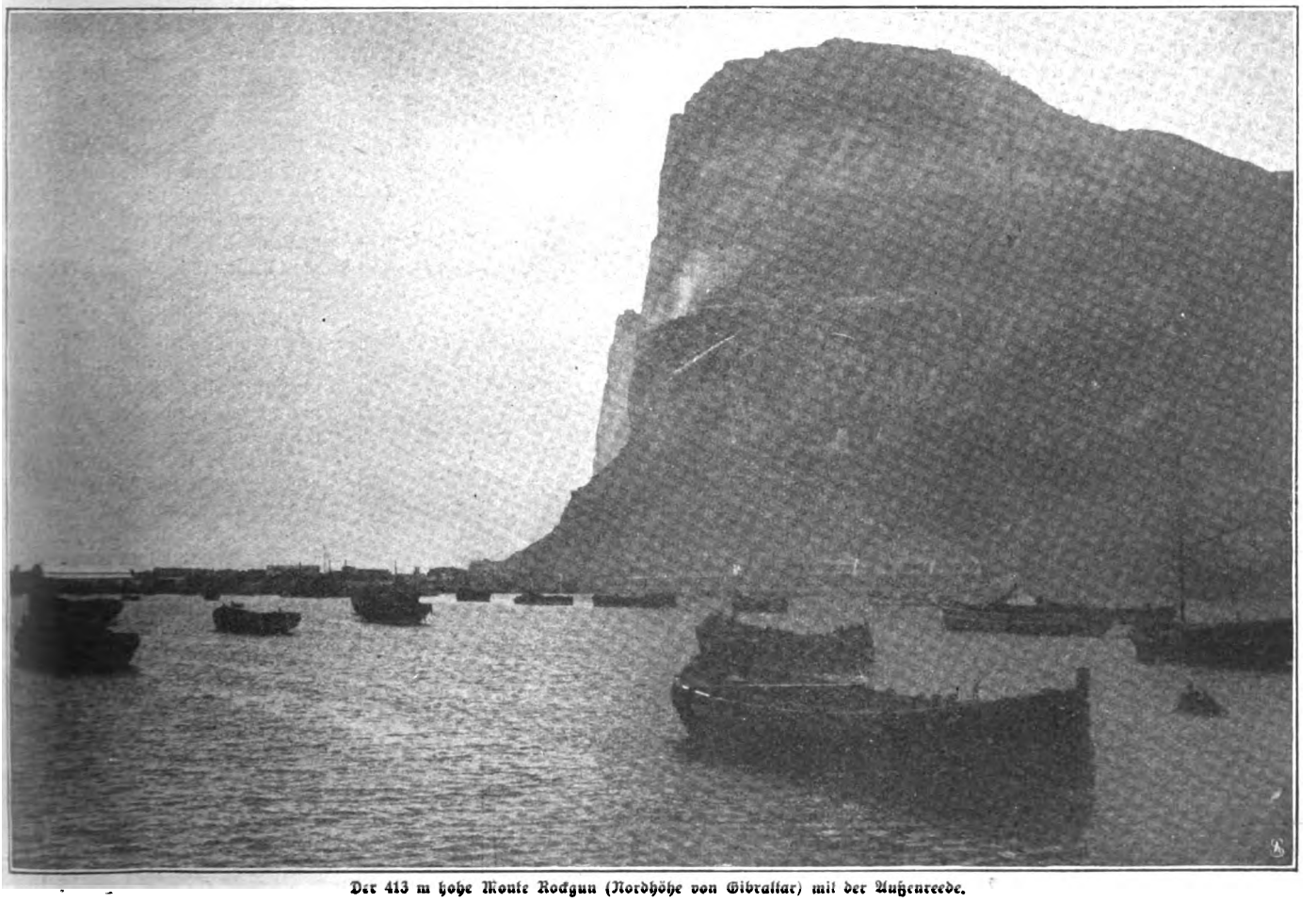
Am 3. August 1704, während des Spanischen Erbfolgekrieges, hat England diesen seltsamen Felsen, der jahrhundertelang als uneinnehmbare Naturfestung galt und damals nur mit 150 Mann besetzt war, überrumpelt, ihn in Besitz genommen und trotz aller Anfechtungen und Einwendungen bis heute behauptet. Wie ein dicker Parasit hängt er an den sanften spanischen Dünen, die landeinwärts allmählich in die Höhenzüge von Granada übergehen.

Dieses versteinerte Prinzip Albions, zu nehmen, was in einem günstigen Augenblicke gerade greifbar ist, muß übrigens eine seltsame Folie für die Beratungen der noch in Erinnerung stehenden Marokkokonferenz von Algeciras abgegeben haben. Und daß der Eroberer Gibraltars ausgerechnet ein deutscher Heerführer war, der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, gibt diesem geschichtlichen Ereignis einen guten Schuß von Ironie, zeigt aber auch, daß die Herren Vettern sich schon damals die Kastanien gern von anderen aus dem Feuer holen ließen.

Im Altertum spielte der Fels „Kalpe" vornehmlich die legendäre Rolle einer der beiden Herkulessäulen (die andere war der Felsen von Abila bei Ceuta); auch die römische „Colonia Julia Calpe" war eigentlich nur der monumentale Abschluß der Mittelmeer-Seefahrtszone. Bedeutung bekam er erst, als sich die gewaltige Völkersturzwelle des Islams in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts über Nordafrika ergoß und in ihrem Fortfluten in den Jahren 710 und 711 die Mauren nach Spanien hinüberdrängte.

Der maurische Feldherr Târik ibn-Sijâd betrat 711 Europa just auf diesem Felsen, auf dem er auch alsbald das heute noch vorhandene Kastell errichten ließ, und man nannte seitdem den ganzen Gebirgsklotz nach dem tapferen Heerführer auf Arabisch: „Gebel (Dschebel) al Târik" (Fels des Târik), woraus das heutige Wort Gibraltar entstanden ist.

Mit dem Ende der Maurenherrschaft in Spanien fiel 1462 Gibraltar endgültig den Kastiliern unter König Heinrich IV. wieder



Der 413 m hohe Monte Rodgun (Nordhöhe von Gibraltar) mit der Außenreede.

Digitized by Google

zu. Und wenn der holländische Admiral Jakob Heemskerk auch am 25. April 1607 die spanische Flotte in der Bucht von Algeciras vernichtete, so nahmen die Holländer dennoch vom Festungsfelsen keinen dauernden Besitz. Erst die Engländer erkannten den strategischen Wert Gibraltars und nahmen die günstige Gelegenheit des Spanischen Erbfolgekrieges, an dem ja fast ganz Europa beteiligt war, kurz entschlossen wahr, um zu räubern, was sich räubern ließ. Man wird ohne Schwierigkeit gewisse Parallelen in dem Eingreifen Englands 1914 feststellen können, — ein Zeichen, daß die englische Taktik von damals die gleiche geblieben ist. Unbestritten ist ihnen der Besitz Gibraltars niemals geblieben,

Das Maurenschloß von Gibraltar.
(Ruine des vom ersten Eroberer Târik ibn-Sijâd im Jahre 711 erbauten Kastells.)

und noch wenige Jahre vor Kriegsausbruch bekannte die englische Zeitschrift „United Servic Gazette", daß die boshaften Spanier „freudig das Echo des am Abend in Gibraltar abgegebenen Kanonenschusses in das Totengeläute britischer Suprematie über den heißbegehrten, kahlen, meerumtosten Felsblock verwandeln möchten!"

Gibraltar ist immer wieder, bisweilen recht heiß, umkämpft worden, und seine Geschichte weist eine stattliche Anzahl von Belagerungen auf.

Der letzte Versuch, den die vereinigten Franzosen und Spanier unternahmen, die Briten vom Felsen zu vertreiben, war die vierzehnte, die erbittertste, die sogenannte „große Belagerung" von 1779 bis 1783, die aber, wie alle vorangegangenen, ergebnislos verlief. Bei der Lektüre dieses großartigen, mit allen Listen und Ränken, mit Brandschiffen, schwimmenden Batterien, glühenden Brandkugeln, mit Felsenstürzen und endlosen Minengängen, mit seetüchtigen Panzertürmen und ähnlichen technischen Überraschungen, vor allem aber mit der heute ins Gigantische geratenen, jedoch als unzweckmäßig erwiesenen „Waffe" des Aushungerns betriebenen Festungskrieges wird man an die klassische Belagerung von Ilion erinnert, an den erfindungsreichen Odysseus, an die Tapferkeit der alten Helden und wohl auch an ihre menschlichen Schwächen, die sich hier in der belagerten Festung in geradezu grotesker Form zeigten, als die ausgehungerten Soldaten beim Löschen der in Brand geschossenen Stadt in den Kaufhäusern ungeheure Vorräte von Lebensmitteln entdeckten, die von den schlauen, aber nicht übermäßig patriotischen Kaufleuten zu Wucherzwecken zurückgehalten worden waren. Darob geriet die Soldateska in Ekstase, und es begann eine ausschweifende Schlemmerei und Sauferei, so daß wochenlang von militärischer Disziplin keine Rede mehr war. Erst exemplarisch strenge Bestrafungen machten aus der wüsten Kohorte wieder brauchbare Soldaten.

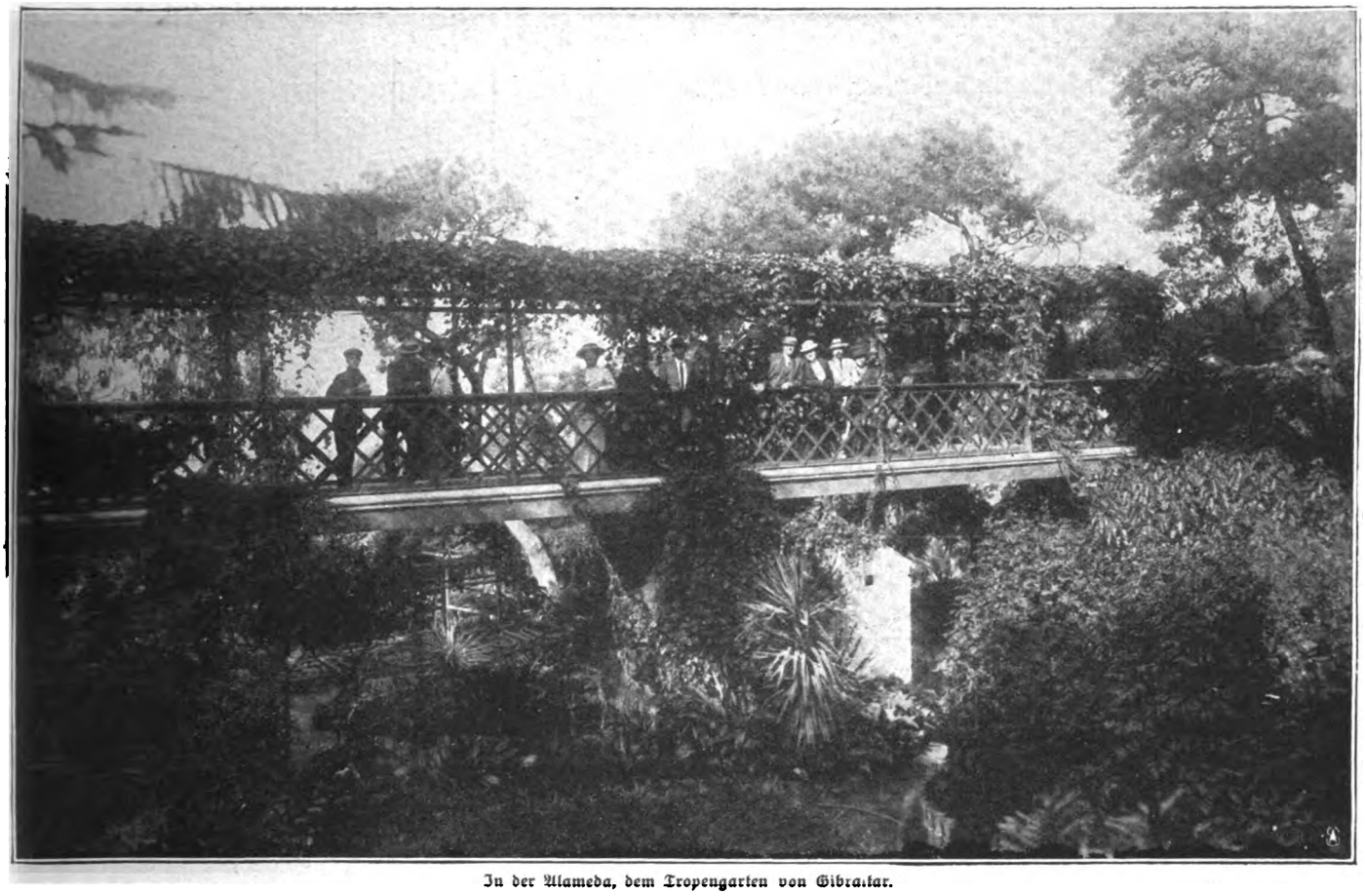
General Elliot, der damalige Verteidiger Gibraltars, hat sich als Soldat zweifellos außerordentlichen Ruhm erworben, indem er die Festung beinahe vier Jahre gegen einen zehnfach stärkeren Belagerer zu halten vermochte. Fast zwei Jahre lang hat weder Besatzung noch Bevölkerung in Häusern gewohnt, weil alles zerschossen und verbrannt war; wochenlang haben alle 7000 Menschen von Disteln und Kräutern gelebt, und wenn dann einmal ein Geleitzug mit Lebensmitteln den Hafen glücklich erreichte, wurden die Rationen aus Sparsamkeitsrücksichten so niedrig bemessen, daß wir „Belagerten" von heute, die wir für derartige Zustände ja einiges Interesse haben dürften, immerhin noch als recht gut versorgt gelten müssen.

Marokkanischer Händler in Gibraltar.

Gegen die artilleristische Aufmachung des jetzigen Krieges nimmt sich der damalige Geschoßwechsel allerdings ziemlich spärlich aus; es wurden in den ganzen vier Jahren 258387 Geschosse gegen Stadt und Felsen geschleudert, die mit 205354 Geschossen erwidert wurden.

Diese immerhin recht bescheidene artilleristische Arbeit ließ aber bereits die sehr verwundbare Achillesferse des Löwen von Gibraltar deutlich erkennen. Man liest da nämlich im Tagebuch des Verteidigers von der Widerstandskraft des Felsens selbst, daß die Festungswerke ausgebessert werden mußten, „die durch das feindliche Feuer und durch die Erschütterung unserer eigenen Geschütze ungemein gelitten hatten". Und als später unten in de

Digitized by Google



In der Alameda, dem Tropengarten von Gibraltar.

Strandebene ein spanisches Pulverlager von ganzen 87 Fässern in die Luft geflogen war: „Die Wirkung dieser entsetzlichen Masse von Pulver schien im ersten Augenblick der Festung den Untergang zu bereiten; der ganze Felsen wurde erschüttert, und das Ungewisse des Ausgangs dieses unglücklichen Vorfalls brachte fast jeden aus der Fassung."

Also der Felsen selbst, der gegenwärtig sogar mit 900 Geschützen bis zum allerschwersten Kaliber bestückt sein soll, außerdem durch Gänge, Minen, versteckte Galerien und Batterien in seiner Widerstandsfähigkeit wohl noch weiter stark beeinträchtigt wurde, hat damals schon das Allerschlimmste befürchten lassen. Wie würde er sich wohl den heutigen Brisanzfüllungen gegenüber verhalten?

Wie die militärischen Fachblätter, auch die der Entente, offen anerkennen müssen, brauchten die modernen, weittragenden Riesengeschütze — von dem neuesten 120-Kilometer-Geschütz gar nicht zu reden — nicht, wie die alten von damals, aus nächster Nähe zu operieren, sondern könnten unter dem Schutze der umliegenden spanischen Höhen aus gedeckter Stellung ihr vernichtendes Feuer auf Gibraltar eröffnen, dem der räumlich doch sehr eingeschränkte Belagerte nicht auszuweichen vermöchte —

In Gibraltar selbst geht es wie in jeder streng geführten Seefestung zu: die Schiffe werfen auf der Außenreede Anker, Ausbooten ist nur bei Tage gestattet, der Ankommende erhält immer nur einen auf den Tag lautenden Aufenthaltsschein, das Landtor wird nach dem Sonnenuntergangs-Kanonenschuß geschlossen, und im übrigen ist jeder dritte Mensch ein Soldat, denn auf 25 000 Einwohner kommen 8000 Mann Besatzung, — ein Verhältnis, das sich jetzt wohl noch etwas geändert haben dürfte.

Von den Befestigungsanlagen, die sich in jahrhundertelanger Maulwurfsarbeit versteckt durch die Felsen hinziehen, läßt sich nichts sagen, weil sie dem Besucher völlig unsichtbar bleiben und um so ängstlicher gehütet werden, je fragwürdiger anscheinend ihre Bedeutung wird. Mit Süßwasser ist die Festung durch eine reichlich fließende Quelle und eine 40 000 Tonnen fassende Zisterne versorgt. Außerdem stehen noch Seewasserfilter in Reserve.

In einer Länge von etwa 1 Kilometer zieht sich die Stadt terrassenförmig an den sanften Westgehängen des Felsens bis zur Höhe von 80 Meter hinan; sie macht einen sehr sauberen Eindruck, trotzdem die Straßen, wie überall im Süden, etwas eng sind. Basare mit ihren orientalischen Vorräten weisen auf die unmittelbare Nähe Nordafrikas hin, während die äußerst reichhaltige, aber keineswegs günstige Kaufgelegenheit ägyptischer, indischer, japanischer und chinesischer Waren auf die rege Verbindung mit jenen Ländern schließen läßt. Am Südtor erreicht man die Alameda, einen schönen, ausgedehnten Park mit gutem künstlerischen Schmuck und einem ganz hervorragenden subtropischen Pflanzenbestande, der um so beachtenswerter ist, als die erforderliche Gartenerde erst zu Schiff herangebracht werden mußte.

Die weitere Wanderung zeigt ein wechselvolles, buntes Bild von Signalstationen, Docks, Werkstätten, Arsenalen, Kasernen und anderen militärischen Gebäuden, belebt von turnenden, exerzierenden und spielenden Soldaten —

In spanischen Händen hätte Gibraltar durch das schützende Hinterland immerhin einigen strategischen Wert. Ob England sich bei dem heutigen Stand der Kriegstechnik noch besonders wohl dort fühlt, ist eine andere Frage, die vielleicht zu seltsam anmutenden Beschlüssen führen kann

Aus Schicksalstagen.

Novellette von Elsa Maria Bud.

Die Plauderstunde, die der Kaiserliche Rat Mottek bei der jungen Frau von Zichy in trauter Gewohnheit einzuhalten pflegte, verlief ernster als sonst.

Der Krieg, in seinen Schrecken noch nicht begriffen, noch neu dem Fühlen, legte ein dumpfes Bangen auf die heitere Frau und ließ sie oftmals seufzen. Ihr alter Freund hatte statt seines unerschöpften Vorrats an Schnurren heute viele dringliche Fragen gestellt; hatte gekrittelt, Ratschläge gegeben und düstere Prophezeiungen ausgesprochen. „Sagen's dem Herrn Gemahl — ich mein', er müßt' sein Geld nach

Digitized by Google

Wien tun, ma kann net wissen — — gar so weit sind die Russen nimmer von uns! Ich mein', es is scho zu spüren, daß sie sich erst auf uns loswälzen wolln — ich mein', ein Familienvater muß vorsichtig sein, so kleine Händerl taugen net zum Arbeiten — ich mein' — —"

Und hatte die Hände der Frau, ein wenig scherzhaft wieder, mit Grandezza aufgenommen und ihr die Rechte geküßt, ehe er steif aufstand.

„Um Gott —" sagte Frau von Zichy bloß und sah dem Freunde aufmerksam ins gefurchte Gesicht, wo wohl das weise Lächeln bliebe, das ihr so lieb war.

„Was er heut alles schwarz malt!" rief ihre Freundin Anita hellstimmig, lachend dazwischen. „Jegerl —" dabei fuhr sie überlebhaft auf den alten Herrn zu, schnitt übermütig eine Fratze und mäkelte lustig fort: „So ein Grabgesang, ang'stimmt vom fürchterlichen Orakelmann Mottek, macht mich schaudern — brrr — ja, so schau doch, Lisa — hat er doch auch ein schwarzes Krawattel um — —"

Und weil nun beide Frauen ihn nahe und drollig kritisierend musterten, kam auch sein Lächeln zurück und besiegte die Sorgenfalten.

„Ich mein'," sagte er leichter, „es schad' nix, wenn zwa so Lachvögerl amal ernst san — net, weil's grad' schöner ist, aber weil's not tut! Daß nur ein Sommer nie zu End' ginge — aber leider — a jeder find' sein Ende —"

„Und kehrt uns wieder!" sprach Frau von Zichy warm.

„Doch wir sind gar oft andere geworden und können den Sommer nimmer leiden —"

„Er ist halt grantig, Lisa", fiel Frau Anita ein. „Wodran liegt's denn, Herr Kaiserlicher Rat, hat die Stephi heut schlecht gebacken? Mein Mann hat g'sagt, wie wir Abschied genommen ham, in an halben Jahr längstens — — und hat gesagt, solch eine starke Festung wie Przemysl, da rennen sie sich die Köpf ein — —"

„Was macht der Herr Gemahl?" fragte der Rat ablenkend, im Gefühl, daß in diesen Frauensinn noch keine harte Forderung des Lebens Wege bahnend je eingegriffen habe, daß in diesem blühenden, phantastisch wirren Gedankengarten noch nie der Ernst die Sichel führen mußte.

„Oh, dem geht's fein. Ist zum Hauptmann avanciert und hat Festungsartillerie unter sich, hat auch die ballistischen Berechnungen und so — — Er schreibt mir alle Tag — ich hab aber scho eine Sehnsucht —" Und sie machte ganz große Augen bei diesen Worten.

Indem kam Frau von Zichys Sohn ins Zimmer; ein kräftiger, zwölfjähriger Knabe. Er verbeugte sich artig, küßte den Damen die Hand und drückte sich dann schnell zum Teetische hin, wo noch Gebäck stand.

„Jegerl, mein Bub wartet", erinnerte sich Frau Anita und verabschiedete sich eilig.

„Du, Mutter," rief der Knabe laut herüber, „unser Hausmadel steht wieder unterm Torweg — mit an Kavalleristen, hast's ihr doch verboten — —"

„Das hübsche Mäderl mit den Locken?" fragte der Rat neugierig.

„Na, so schau doch — wo hat der Vielgetreue all's die Augen!" neckte Frau Anita und verschwand lachend im Vorraum.

„Ist sie denn hübsch?" fragte Frau von Zichy ein wenig erstaunt.

„Ja, sie ist hübsch", warf statt des alten Herrn der Knabe ein.

„Hanno!" rief die Mutter verweisend. Aber das Gelächter der andern überstimmte ihre Entrüstung, und inzwischen flüchtete das Bürschchen mit kauenden Backen. Während der Rat die Glacés sorgsam aufstreifte, sagte er nachdenklich: „Vielleicht fahren's mit dem Buben selber nach Wien, mal erst nur a paar Tag —"

„Flüchten?" Frau von Zichy wehrte heftig ab. „Lieber Freund, mein Mann als Regierungsbeamter verläßt seinen Posten nicht —"

Und auch ich verlass' den meinen net," fiel der Rat ein, „aber Sie, meine liebste Frau Lisa, können doch —"

„Ich geh doch ohne meinen Mann nicht —"

„Freilich — freilich!" Der Rat preßte die Lippen schmal zusammen und drückte energisch den letzten Handschuhknopf ein.

„Alsdann — hoffen wir auf gute Nachricht von der Front!" Und damit ging er, den Stock aufstoßend, und schluckte all seine Sorgen mühsam hinunter. —

* * *

Nach einer Woche mußte die Stadt ihre Truppen abziehen sehen. Unablässig rollte Tag und Nacht der graue Heerwurm auf der Straße nach Grodek weiter; jammernd hingen sich die Tausende armer Juden mit dem Gerümpel ihrer Habe den müdgekämpften Soldaten an.

Der Russe kommt!

Hinter den Kolonnen wankten die Leiterwagen mit unseliger Menschenfracht, schnatterten aufgeregte Gänse, tappelten heulende Kinder, verflogen sich Hühner zwischen die stampfenden Füße der Pferde und Ochsen. Danach lag die Stadt, wie von einem Fluche zum Verstummen gebracht. Entsetzen kroch durch die Gassen, hockte an den Schwellen. Der tiefblaue Septemberhimmel leuchtete verschwenderisch über leeren Plätzen und brannte sich wie Hohn in die angstvoll ausspähenden Augen. Wann kommen sie?

Frau von Zichy gewann in diesen Schicksalstagen eine entschlossene Gefaßtheit. Der Himmel hatte ihr vergönnt, daß sie beisammenbleiben durften, Mann, Weib und Kind. So ließ sich alles andere leicht überwinden, würde jeder sonstige Verlust gering sein. Die Männer trugen still an ihren Sorgen. Herr von Zichy rechnete mit dem alten Rat aus: Wie lange reichen unsere Mittel? Wann werden die Unseren zurückkehren und die Russen heraushauen? Es gibt keine Regierung mehr, die uns besoldet, hätten wir doch vielleicht behutsamer mit unserm Gelde sein sollen?

In die erstickende Luft jener ungewissen Tage kam die erste Botschaft vom Nahen des Feindes; das Spannungsfieber stieg noch höher: Was werden sie tun?

Als die neuen Herren mit klingendem Spiel einrückten, war allein der Großstadtmob, der nichts verlieren, immer nur gewinnen kann, in den Straßen. Ein wüster Handel mit geraubtem Gut begann zwischen Kosaken und ihnen; Banknoten von hohem Wert wurden gegen geringe Silbermünzen eingetauscht, Zigarren, Stiefel, Schnaps verschachert.

Auf dem Rathaus wurde sogleich von den russischen Generalen eine Anzahl vornehmer Bürger ausgewählt und zu Geiseln bestimmt, die für das Wohlverhalten ihrer Mitbürger mit dem Leben hafteten. Herr von Zichy war unter ihnen.

Als seine Frau von dieser Nachricht ereilt wurde, brach sie nicht nieder, sie weinte nicht einmal, so versteinte sie der Schmerz. Zweck- und ziellos lief sie zu allerlei neuen Machthabern und bat, ihr den Mann zu lassen oder sie mitzunehmen. Man war freundlich mit der lieblichen, blonden Frau; sehr freundlich, doch Erfüllung ihres Wunsches fand sie nicht.

Ein dumpfer, verworrener Zustand hielt sie in den nächsten Wochen nach dem Abschied in sich selbst gefangen. Ihr Knabe war im Alter der erwachenden Sprödigkeit; er verbarg seine Angste hinter burschikosen Schimpfreden auf die Feinde. Der alte Rat war krank geworden; Frau Anita, die manchmal zu ihr kam, redete soviel und nervös von den ritterlichen russischen Offizieren aus hohem Adel, die man ihr zur Einquartierung angewiesen hatte. Auch leitete sie alle Sätze mit ihrem kindlich hilflosen „Ich begreif' gar net" ein und konnte mitten in einem Gespräch abbrechen und um ihren Mann zu weinen beginnen, der nun in der belagerten Festung sei.

Es gab keine Stütze in dieser Zeit, da die Welt wankte, für Frau von Zichy.

Digitized by Google

Erſt als die Not mit dem Spätherbſt zugleich gebietend ans Tor klopfte, ſchrak ſie auf und ſah um ſich.

Sonderbar hatte das Leben der Stadt ſich verändert. Der Menſchenabſchaum ſprudelte nach oben und vermählte ſich mit einer durch Furcht kaum in Zaum zu haltenden rohen Soldateska. Täglich wurde geplündert, geraubt, ein vertuſchender Brand entzündet. Täglich kamen Bürger auf eine unſinnige Art ums Leben.

Die Offiziere bemühten ſich vergeblich, eine gewiſſe Ordnung zu erhalten.

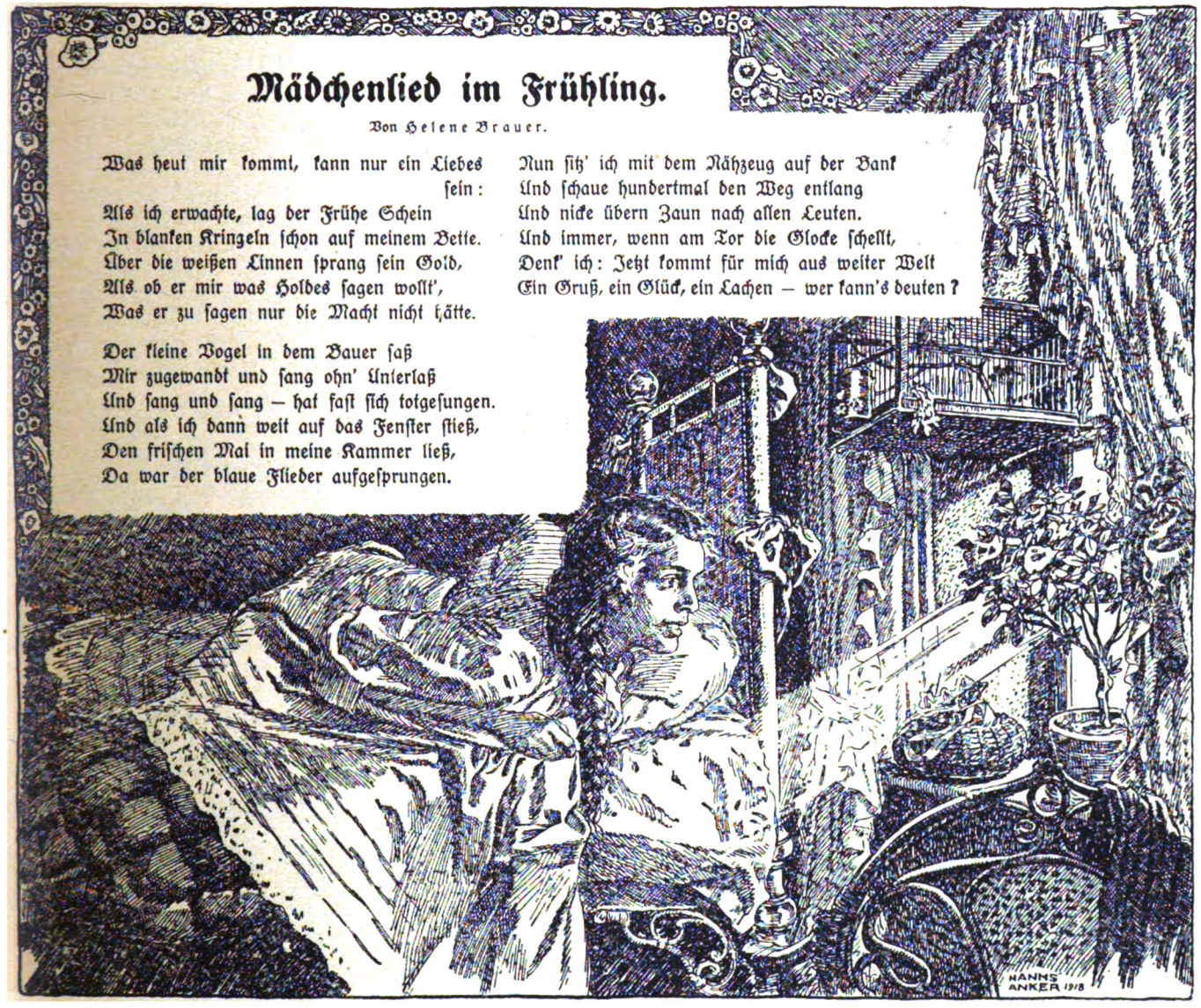
„Der Ruſſe nicht kennt ein Maß," ſagte entſchuldigend zu Frau von Zichy der Offizier, der zwei Zimmer ihres Hauſes bewohnte, „nicht in Trunk, nicht in Wut, nicht in Lieben, nicht in Geben und Nehmen."

laden aufgetan; alle beginnen halt das Handeln — Zuckerwerk, Obſt, Gemüſe. — Der Hofrat Beier hat Steinkohlen und Holz ang'ſchafft — — mein Gott, man muß ſich klar ſein, wir ſind nix in dieſer neuen Welt!"

Frau von Zichy ging heim und nahm ihren Buben vor: „Hanno, was meinſt, fang ich das an?"

Wie man mit einem reifen Manne Ausſprache hält Und der Knabe nahm die Ehrenbürde ernſthaft auf. „Ja, Mutterle, tu's. Die Oeſterreicher kommen net und kommen net zurück. Ich kann gern auch Geld verdienen, ich ſuch mir eine Stell' als Laufburſch."

„Du, mein Bübele?" Stürmiſch drückte ſie Hanno an ſich. Er lachte ſtolz: „Oh, ich werd ſcho, ich werd ſcho acht Kronen auf die Woche — — meinſt net?" —



Die Frau rechnete ihr bare Habe nach; es langte nur noch für wenige Wochen. Wo blieben die Retter, wann kam wohl je der Befreiung Stunde?

Sie lief zu ihren Bekannten, zu den vornehmen Freunden des Hauſes, Rat zu erbitten. Überall hatten die bitterſten Sorgen ums Lebenkönnen Einzug gehalten. In ſeidenen Kiſſen ſaßen bekümmerte, brotloſe Menſchen. „Was tun, liebe Freundin?" erwiderte ihr eine feine, alte Dame.

„Nicht träumen, nicht trauern, alles hinter ſich tun. Die Dienerin gehen laſſen, ſelber waſchen und kochen. Ich hab' Glanzplätterei ang'fangen, die Offiziere ſind mit der Wäſche zufrieden, Frau Oberleutnant Beck hat einen Kram-

Und ſo begann denn Frau von Zichy unter tauſend Sorgen ein winziges Geſchäftchen mit Honiggebäck und kleinen Kuchen zu gründen, zu dem ſie in der Nähe ihrer Wohnung einen Laden mietete. Bis ſpät in die Nacht bereitete ſie ſelbſt einen Teil des Backwerks, fegte, wuſch und bügelte. Daß ihr Geldreſt nicht weiter ſchmolz, ſondern nach einigen Wochen geringen Zuwachs aufwies, ließ ihren matten Lebensmut wieder aufleben. Hanno hatte wirklich nach vielem vergeblichen Anbieten eine kleine Nachmittagsſtelle bei einem Händler erhalten, der ihn Pakete austragen ließ.

Jetzt konnte auch ihr lang entbehrter alter Freund das Bett verlaſſen. Er wußte nichts; den Mut, ihm die Not einzugeſtehen, hatte die Frau nicht beſeſſen.

Digitized by Google

Er kam ins Haus; wurde von der Hausmeisterin zum Laden gewiesen und stand nun in der Tür, die lange Gestalt gebückt, die Augen erschrocken und voll Leid.

Sie fertigte mit bebenden Händen einen Kunden ab und suchte dabei Kraft zu einem Lächeln. Es gelang ihr. „Unsre Plauderstund' ist wieder da, Herr Rat! Man wird uns manchmal stören — tut nix, gelt?"

„Liebste, liebe Frau Lisa —!" Er nahm ihre hartgearbeiteten Hände verehrungsvoll an seine Lippen, drückte und streichelte ihr die Finger. Vieles drängte in ihm zu Worten; Klage und Selbstanklage, er zwang sie zurück und suchte nach einem dürftigen Trost: „Ich mein', diese Zeit kann ja net auf lang sein —."

Da liefen ihr doch die Tränen nieder und sie schluchzte leise: „Mein Mann! Werd ich ihn je wiedersehn?"

Von nun ab saß der Rat Mottek täglich bei ihr. Er politisierte, trug Neuigkeiten zu und schützte sie durch seine Anwesenheit vor allzu deutlichen Werbungen der Soldaten.

Bitterkalter Dezember war herangekommen, und noch immer grüßte kein Hoffnungsfünkchen die darbende Stadt. Die Spitzeltätigkeit mit ihrem Gefolge von Massenverhaftungen wurde zu einem täglichen Schrecken der Einwohner; Gerüchte jagten sich; manchmal flammte der Volkshaß in einer Gewalttat auf. Am besten fand sich Hanno nach Knabenart mit den neuen Herren ab; er wußte, was ihnen gefiel, kannte zahllose russische Sprachbrocken und vermochte bald, all die Lokalitäten zu nennen, in denen die Halbwelt der Stadt mit den Machthabern Verbrüderungsfeste beging.

Erregt kam er eines Abends heim und wies eine russische Goldmünze vor.

„Was meinst, Mutterle, von wem? Von unserm alten Hausmadel, der Böhmin! Oh, die war fein! Mit an seidnen Kleid und an Pelz, und ein Offizier war mit ihr! Sie hat mich mit meinem Handkarrn g'sehen und hat laut g'schrien: ‚Ise megglich, Channo! Unse junge Cherr!' Und hat mir auf der Straßen a Busserl geben und nachher hat's noch zu dem Offizier gesagt: ‚Gib ihm! Ise libber Junge, sind gutte Laite!' Und da hat er mir den Fuchs geben!"

Frau von Zichy wurde blaß und rot bei der Erzählung; sie sah den alten Freund bedeutsam an.

„Gib das Geld dem Herrn Rat, Hanno," sagte sie dann, „er weiß Ärmere, als wir sind, und mag es denen zugute kommen lassen."

„Aber — Mutterle — du kannst dir doch — —"

„Kein aber, mein Kind!"

Er sah, wie schön und leidenschaftlich seine Mutter plötzlich blickte, der Rat pfiff leise vor sich hin, besah die Münze und steckte sie dann ein.

„Für eine Frau unserer Kreise, die ich betteln g'sehen hab —" sagte er bloß.

„Anita?" fuhr Frau von Zichy entsetzt auf. „Ich habe sie seit acht Wochen nimmer gesprochen."

„Nein," sagte der Rat eigentümlich trocken, „für die net. Die hat sich scho anders geholfen; ma sagt — —" er flüsterte — „doch ich mein', ma sagt so vüll — sie ist mit ein' Russen davon." —

* * *

Um die Weihnachtszeit lief schnellzüngige Botschaft durch die Stadt: Die Unsern kommen! Von Süden her kann man Kanonendonner hören!

In Bangigkeit und Hoffnung lauschte alles in der frühen Winternacht dem fernen, ach, sehr fernen Grollen. Doch es schwand wieder; noch dumpfer wurde der Druck auf den Seelen, noch tiefer sank der Mut.

Bald danach waren alle Mauern mit Zetteln beklebt: „Bürger! Der Russenherrschaft Ende ist gekommen!"

Grimmig packte ein brutales Regiment jetzt zu; verhaftete, verschickte nach Sibirien; die Hoffnung sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Und doch lebte sie, die wunderbare Kraft, und half das Schwere weiterschleppen!

Frau von Zichy sah mit Sorgen an, wie ihr Freund elend wurde. Er kam wie immer; seine Munterkeit fehlte jedoch, oft schlief er auf seinem Stuhle ein. Dennoch leugnete er jedes Übelbefinden, bis er eines Abends beim Abschiednehmen mitten in einer Scherzrede umsank. Sie rief Nachbarn um Hilfe, ein Arzt wurde geholt. Mit Mühe brachte der den Alten zu sich.

„Was fehlt ihm, um Gott, was fehlt ihm denn?" jammerte Frau von Zichy.

Der Arzt zuckte die Achseln:

„Hunger!" sagte er lakonisch.

Nach dieser schrecklichen Antwort, die ihr einen stummen Heroismus ohnegleichen enthüllte, ließ sie den Rat nicht wieder von sich. Sie wollte lieber arbeiten, bis ihr das Blut aus den Fingern spränge, als ihn im Elend allein lassen, erklärte sie fest.

Müde schleppte sich die Zeit ins Frühjahr hinein; jeder der Tage gesättigt von wüsten Bildern der Willkür, erfüllt von Kummer und Furcht. Unzählige Male war es von Mund zu Mund geraunt worden: „Sie kommen!" Immer hatte die Botschaft getrogen.

Dann konnten die Russen triumphierend vom Fall der Festung berichten. Da kam eine bleierne Hoffnungslosigkeit über die Menschen, die in lauten Jammer umschlug, als die Gefangenen der Festung matt und halb verhungert an den Ihren vorbei durch die Stadt zogen. Der alte Rat stand unter der Bevölkerung, die halb besinnungslos vor Mitleid ihre Mundvorräte hingab. Reste eines Regiments gingen vorbei, in dem Frau Anitas Mann gestanden hatte.

„Was macht Hauptmann Weichsler?" fragte er laut. Stumpfe, graue Gesichter blickten auf. „Tot", sagte einer.

„Gottlob", murmelte der Alte und wandte sich.

Der Frühling begann die traurige Stadt zu schmücken, eine unbekümmerte Natur schuf Blatt und Blüte, säte Tausendschönchen über die endlosen Gräberreihen vor den Toren aus. Da raunte es wieder von Ohr zu Ohr: „Sie sind geschlagen! Unsere Befreiung ist nah!"

Hanno kam eines Tages betrübt heim; der russische Kaufmann hatte ihm seinen Lohn gegeben und ihn entlassen. Das freute den alten Rat ganz unbändig: „Der hat an Riecher, wie's geht, und macht sich beizeit davon!" schrie er. Gleich lief er auf Kundschaft aus. Es wisperte in allen Häusern: „Der Gouverneur soll heimlich abgereist sein! Man schafft die Verwundeten weg!" Und jeder wußte andre Neuigkeit dazu.

Bei Tage blieben die Mienen all der Lauschenden verdeckt; noch horchten Spione und Spitzel in Läden, Garküchen und Kaffeehäusern. Nur im Dunkel trug man sich Botschaft zu.

Eines Abends pochte ein Mann in Arbeitergewändern an Frau von Zichys Tür. Sie öffnete; zwei feste Hände packten sie an und schoben sie zurück. Ehe sie aufschreien konnte, drückte ein Mund sich auf den ihren, flüsterte eine geliebte Stimme: „Sei still, Lisa!"

Da sank sie erlöst aufschluchzend dem Manne ans Herz: „Ich hab dich wieder, ich hab dich wieder —"

Herr von Zichy hatte sich auf abenteuerliche Art befreit, als man ihn mit den andern auf einem Grenzbahnhofe verlud.

Es erwies sich als unnötig, ihn zu verstecken. Schon der nächste Tag brachte die eilige Abreise des ganzen Verwaltungsapparates, und mit ihm schwanden die letzten Truppen, die Polizei, die dunklen Gestalten. Ein Jubel ohnegleichen trieb die Menschen hinaus, trieb sie einander in die Arme.

Als der Marschtritt der siegreichen Österreicher und Deutschen auf dem Pflaster erklang, regnete es auf sie von eben erblühten Rosen.

Digitized by Google

Nr. 22 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(2. Fortsetzung.)

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Christa nickte und fuhr fort: „Und mit denen zusammen haben wir dann die herrliche, mehrstündige Kammwanderung gemacht.“

Winter dachte, ob sie das wohl mit Absicht erzähle: daß sie schon anderen Offizieren begegnet und von diesen anerkannt worden sei. Allerdings, eine Reisebekanntschaft rechnet kaum, und ein Ausweichen auf einer Bergtour, wenn man dasselbe Ziel hat, ist fast unmöglich.

„Ilsendorf ist jetzt in Japan,“ fuhr sie fort, „er will die sogenannten japanischen Alpen überqueren. Woltershausen war im Herbst zur Jagd bei uns.“

Sie standen also zu beiden noch in Beziehung.

„Der gute Woltershausen! Ja, der war nie mit Glücksgütern gesegnet, eigentlich immer in Geldkalamitäten — wie lebt er denn jetzt?“

„Von Sorgen merkt man ihm gar nichts mehr an“, entgegnete sie kühl. „Er hat ja eine Elfort geheiratet, eine Tochter vom Stahlkönig — eine elegante Frau, viel jünger als er — und bewohnt mit ihr eine Villa im Grunewald.“

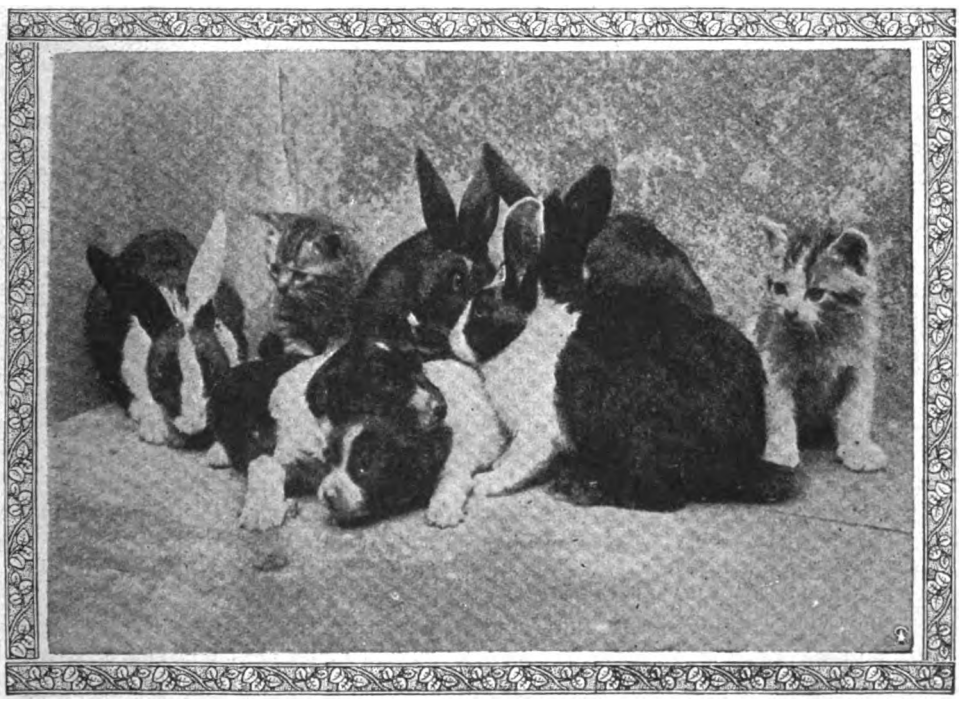
„So?“ Das wußte nicht mal er. — Und wenn nicht einmal Not Woltershausen zu dem Verstoßenen geführt hatte — was denn sonst?! — Als fühlte sie seine Frage, anwortete sie: „Wir lernten seine Frau erst später kennen; er machte die Reise mit Ilsendorf allein, denn Frau von Woltershausen hatte damals gerade ihr zweites Kindchen bekommen. Dann hat es sich aber herausgestellt,“ sie lächelte wieder, „daß mein Mann und sie ausgezeichnet zusammenpassen. Ja, ich muß Ihnen sagen: diese Frau hätte ich ihm gegönnt, er vergöttert sie in jeder Beziehung. Sie ist schön, sehr welt- und geschäftserfahren und dabei wieder von kindlicher Einfachheit und Bescheidenheit — ein sehr kostbares und eigenartiges Gemisch.“

Er meinte aus ihren Reden doch herauszuhören, daß sie eifersüchtig sei. Deshalb tat er keine weitere Frage. Ihn wurmte es nur, daß der alte Kamerad sich so weit vergessen konnte, sogar seine Frau in Terfalts Haus zu bringen.

Er zog seine Uhr. „Ja, meine Gnädige, es ist gleich drei Uhr —“

„Wir haben uns verplaudert. Aber es war sehr gemütlich.“

Er verneigte sich verbindlich. „Sie wollen fort, nicht wahr? Ja,



Friedlich vereint. Mercker phot.

Digitized by Google

ich werde auch einen Spaziergang machen. Oder —" — sie überlegte — „mich irgendwo hinausfahren lassen und draußen wandern. Zum Starnberger See vielleicht —?"

„Die Tour leidet daran, daß sie schon zu Ende ist, wenn man denkt, sie fängt erst an", meinte er. „Ich schlage Ihnen den Ammersee vor oder den Badersee, wenn's doch schon zum Wasser sein soll —"

„Gewiß — aus alter Anhänglichkeit zur Marine! Und wie wär's denn, Sie führen mit?"

„Ich?" Die Zumutung verwirrte, ärgerte und erstaunte ihn: diese Kühnheit! —

Sie beobachtete ihn scharf und sagte ruhig: „Da Sie heute doch frei sind, wie Sie vorhin bemerkten."

Er? Aber Lügen strafen konnte er sie nicht.

Kaum eine Viertelstunde später, nachdem sie einen seidenen Staubmantel und eine sehr kleidsame Autocha ibe aus ihrem Zimmer geholt und er inzwischen nach Hause telephoniert hatte, man möchte ihn nicht zum Abendessen erwarten, saßen sie nebeneinander in einem hübschen Mercedeswagen, mit dem sie die Reise nach Italien hin und zurück gemacht hatten, wie sie erzählte. Ihr Mann hätte ihn ihr zurückgelassen, das heißt wohl hauptsächlich, um ihn vor den Russen zu retten: „das ist seine neueste fixe Idee".

Ihr spöttisches Wort brachte ihm die letzten Geschehnisse ins Gedächtnis zurück: da hatte er richtig den halben Tag mit ihr verschwatzt und nicht ein einziges Mal an den Ernst der Lage gedacht — —

„Werden Sie nur nicht gleich wieder so pessimistisch", bat sie. „Jetzt denken Sie an die Möglichkeit eines Krieges und schrecklich abenteuerliche Schicksalsfügungen für unser Vaterland. Ich sage Ihnen: nein! Ich bin ganz ruhig, selbst wenn's in allernächster Zeit zum Kriege käme: wir sind kein Volk, das dem Untergang geweiht ist. Wir sind zu gesund, zu stark, wir arbeiten ja noch in uns und an uns, ein äußerer Feind kann uns nichts anhaben."

„Es werden ihrer mehrere sein, denen die Gelegenheit willkommen ist, sich über uns zu stürzen."

„Gewiß! Ich habe genug darüber in Italien gehört. Hugo hatte gute Beziehungen zu diplomatischen Kreisen. — Das wundert Sie, nicht wahr? O doch, ich weiß ja Bescheid. — Aber ich glaube, er hat ihnen allerlei Dienste erwiesen, ich darf nicht darüber sprechen. Doch Hugo ist viel zu ehrgeizig und unruhig — eine Reise nur zum Vergnügen oder zur Erholung, die gibt es für ihn nicht — er versteht es, ihr irgendeinen Zweck zu geben — und bildet er sich diesen Zweck auch nur ein!"

Sie lachte. Wieder war es über den Mann, der ihr sein ganzes Leben und seine Laufbahn zum Opfer gebracht hatte. Er sagte sich das, um wenigstens einen Teil des Unmuts, den er noch vorhin beim Essen über ihre Grausamkeit empfunden hatte, heraufzubeschwören. Aber es war seltsam: jetzt klang ihm ihr Urteil über Terfalt gar nicht mehr hart, nur gerecht, und aus ihrer Anklage sprach nichts als eine Feststellung seiner Eigentümlichkeiten.

Abends, als sie nach einem langen Waldspaziergang auf der Terrasse des Bader-Hotels saßen und Winter eine kleine Bowle zusammensetzte, ertappte er sich mit Entsetzen dabei, daß er sich vortrefflich unterhalten und das warme, befriedigende Gefühl eines Menschen in sich habe, der einen höchst angenehmen Tag verbracht hat.

Aber nun war es zu spät. Zu spät, um noch ein objektives Urteil über die „schöne Frau" zu bewahren, auch zu spät, um Terfalts Frau gegenüber das Maß weiser Zurückhaltung bestimmen zu können. Sie hatte ihm das Heft aus den Händen gewunden.

Leicht stieß sie ihr Glas an das seine.

„Auf unsere Hochtouren! Wie ich mich darauf freue!"

Er versuchte eine letzte Selbstrettung: „Aber nur kurze Touren, meine Gnädigste! Und nur in Gegenden, aus denen man leicht zurückkann."

„Ach, Sie denken schon wieder an den Krieg?! Mein Mann hat Sie angesteckt —" — er schüttelte den Kopf — „Doch! Doch! Aber heut oder morgen wird er noch nicht ausbrechen — genießen wir die Frist, die uns noch gegeben ist!"

„Ja", gab er besinnungslos zu.

Sie trank ihr Glas leer und bestellte das Auto. Der Mond schwamm voll und silbern in einem tiefblauen Himmel über ihnen.

Wortlos fuhren sie zurück. Und verloren doch keinen Augenblick das Bewußtsein ihrer Nähe.

* * *

Auf dem Bahnhof änderte Terfalt seinen Reiseplan. Seine Handlungen schienen oft — für Fremde, Außenstehende — von einer Laune bestimmt zu werden. Leute, die ihn kannten, und er selbst wußten aber, daß er niemals etwas aus plötzlichem Meinungswechsel heraus tun würde und daß er aus irgendeinem Grunde sich schon lange anders besonnen habe, aber mit verdeckten Karten spielten wolle. Seine Frau würde deshalb nicht überrascht sein, wenn er sie morgen aus Berlin, statt aus Breslau antelephonierte; gottlob war sie von vornherein an Überraschungen gewöhnt worden. Nur daß er jetzt mit einer unbequemen Verbindung vorliebnehmen mußte, statt den schnellen Morgenzug benutzt zu haben, ärgerte ihn ein wenig. Und das war nur geschehen, weil er nicht offen zu Christa sagen mochte: „Ich fahre nach Berlin. Ich muß Charlott' sprechen." Er konnte es nicht leiden, wenn sie dann einen Hintergedanken hatte, zu dem er ihr jede Berechtigung absprach und der doch durchaus begründet war. Denn selbstverständlich wollte er auch zu Woltershausens fahren.

Als er nun auf seinem Eckplatz saß, den er sich mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit erobert hatte, mußte er einen Moment die Augen schließen, so stark übermannte ihn die Vorstellung, morgen vor Ilse Elfort — wie er sie immer nur nannte — zu stehen. Dann bekam er plötzlich Angst, Woltershausens möchten auf Reisen sein; wer bleibt denn im Sommer in der Nähe Berlins, selbst wenn er eine Villa „draußen" hat? Rasch zog er sein Notizbuch und setzte ein Telegramm auf, nicht an den Freund, sondern an die Frau: „Melde mich gehorsamst morgen mittag bei Ihnen zu Tisch an, erbitte Nachricht ins —" er sann einen Augenblick nach, er stieg in Berlin in den verschiedensten Hotels ab, je nach der für ihn bequemsten Lage, und war in jedem gut bekannt und wohl gelitten — „ins Continental" schrieb er. Sollten Woltershausens verreist sein, so konnte er am Nachmittag vom Bahnhof Friedrichstraße weiterfahren. Auf der nächsten Station gab er die Depesche auf — und eine zweite an seine Schwester —? Aber nein, die Ferien hatten noch nicht begonnen, da war sie bestimmt mit den Kindern in der Stadt; eine Anmeldung folglich unnötig — er wollte doch nur kurze Zeit hierbleiben. Liebe besaßen sie nicht viel für einander, nur Pietät hielt sie zusammen. Charlott's Schicksal war hart, denn sie hatte sich von einem abgöttisch geliebten Mann scheiden lassen müssen, um sich und ihren fünf Kindern wenigstens noch den Rest ihres Vermögens zu retten. Karl von Brassert war ein notorischer Spieler, für dessen Leidenschaft es keine Schranken gab. Aber Charlott jammerte noch immer um ihn und konnte das himmlische Walten nicht begreifen, das den Sinn ihres Mannes nicht änderte, um ihn ihr zu erhalten. Sie betrachtete sein Laster als ein von Gott verfügtes, über ihm stehendes Verhängnis, unter dem er gerade so litt wie sie selbst. Daß sogar ihr Bruder diese Ansicht nicht teilte, nahm sie ihm sehr übel. Hugo Terfalt ging deshalb nur zu ihr, wenn er glaubte, sie mit Rat oder Tat unterstützen zu müssen. Nun waren die Hundstagsferien in Sicht und mit ihnen verbunden große Ausgaben — hingehen mußte er also unbedingt. Wenn sie nur nicht immer klagen würde und behaupten, um wieviel leichter ihr Leben früher gewesen sei! Dabei hatte der Bruder sie eines Abends mit ihren fünf Kindern in einer fast leeren Wohnung und ohne einen Pfennig Geld ange-

Digitized by Google

troffen und die ganze Familie aufgepackt und zu sich aufs Gut genommen, bis die Scheidung durchgeführt war. Aber Charlott' hatte das längst vergessen und sah eigentlich in ihm den mutwilligen Zerstörer ihres Eheglücks. Das war ihm einerlei; nur pekuniär mußte er um sie und ihre Kinder beruhigt sein, wenn er fortginge und nicht wiederkäme. Ihr ältester Sohn, dieser Malte mit den vorstehenden Raffzähnen des Vaters und dessen unstetem Blick, würde ja doch das Majorat erben und dem eignen Namen den Terfaltschen anhängen, das hatte er schon vor zwei Jahren durchgesetzt, als er annehmen konnte, daß Christa keine Kinder mehr bekäme. Von Brassert-Terfalt, — das klang nicht schlecht. Er lächelte vor sich hin: er selbst würde das ja nie hören, sonderbar, diese Bestimmungen, die ein Mensch treffen kann und die erst nach seinem Tode verwirklicht werden! Ja, wenn Malte so hieß — von Brassert-Terfalt — dann war er selbst vergessen, lag irgendwo in fremder Erde, und Christa würde sicher ihre Wäsche mit schwarzen Bändern durchziehen. Er kannte sie doch — es wäre ihr unmöglich gewesen, das sichtbare Zeichen der Trauer nicht auf jeden Gegenstand ihrer Toilette auszudehnen. Sie hätte das für unrecht gehalten. Visitenkarten mit breitem, schwarzem Rand, ebenso das Briefpapier — die Livreeknöpfe der Dienerschaft mit Flor bezogen — in all diesen Dingen würde sie ihren Schmerz wiegen. Und er läge draußen, wüßte nichts von all diesen Mühen seinetwegen und würde immer mehr vergessen, vergessen — —

Er atmete tief auf und reckte sich. Es war doch beinahe, als sänge er sich selbst einen Totengesang. Nein, er lebte noch und wollte leben und gerade in den nächsten Wochen mit allen Sinnen sein Dasein noch ausnützen — arbeiten und schaffen und das Seine auf schönste Höhe bringen. Und daneben denen, die er liebte, soviel Liebe geben wie nur möglich! Da waren seine Gedanken wieder bei Ilse Elfort und ihren beiden Kindern. Ja, wenn das Schicksal ihm rechtzeitig diese Frau zugeführt hätte, wenn ihre Kinder auch die seinen wären — — dann, ja dann gäbe es auch für ihn noch ein Vorwärtsdenken, während es jetzt doch nur war, als baue er sich selbst ein Mausoleum, das Christa gewissenhaft aufsuchen würde, einen wertvollen Kranz in Händen. Die Vorstellung amüsierte ihn. Dann kamen einige Herren in den Wagen, die er kannte, mit denen sich aber ein Gespräch nicht verlohnte. Da lehnte er sich zurück und schlief geschwind ein. Er konnte auch den Schlaf kommandieren.

Im Hotel lag schon eine Depesche für ihn mit den wenigen Worten: „Willkommen morgen. Ilse." Ob sie allein war —? Aber nein, er hatte ja auch nur bei ihr angefragt, folglich antwortete nur sie. Aber das natürliche wäre doch gewesen, wenn sie unterschrieben hätte: „Woltershausens", oder „Ilse und Wilhelm." Wenn das nur keine Bedeutung hatte! Aber welche denn —? Er schalt sich gleich feige. Willem war vielleicht gerade nicht zu Hause gewesen, als seine Anfrage einlief — oder sie waren überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, daß er auch von ihm ein bewillkommnendes Wort erwartete. Er beruhigte sich selbst und legte doch das Telegramm an sein Bett und sah beim Erwachen mit ernsten Augen darauf hin: „Willkommen Ilse". Irgendein verborgener Unterton schreckte ihn. —

Gleich nach dem Frühstück fuhr er zu seiner Schwester. Sie wohnte im sogenannten Bayerischen Viertel in einer kurzen, stillen Straße mit sauberen Vorgärten. Auf keinen Fall hatte sie sich in eine kleine Stadt abschieben lassen wollen, wie sie es nannte, was er der Billigkeit halber für sie vorschlug. Doch sie rechnete ihm ohne Logik, aber mit großer Beredsamkeit vor, daß es im Gegenteil in einer Großstadt vorteilhafter für eine mehrköpfige Familie sei: „Miete und Nahrungsmittel und überhaupt alles ist billiger, weißt du — und vielleicht könnte man noch Pensionäre nehmen." Vor diesem Plan hatte er sie gewarnt, denn sie konnte mit ihren eigenen Kindern kaum fertig werden. Sie war auch nie darauf zurückgekommen, und er widersetzte sich ihrer Übersiedlung nach Berlin nicht weiter. Er kannte ja ihre Beweggründe, und ganz heimlich rührten sie ihn: nach Berlin kam ihr Mann zuweilen zum Rennen oder zu irgendeiner Festlichkeit, einmal z. B. im Auftrage seines Regiments, mit anderen Offizieren, um dem Kaiser für eine besondere Vergünstigung zu danken. Da hatte Charlott' ihren Mann gesehen, das wußte er; auch schrieb sie ihm regelmäßig, ohne je eine Antwort zu

Digitized by Google

erhalten. Nur dann und wann, bei guter Laune und zufällig voller Kasse, sandte er an die Kinder Geld. Für diese paar Mark, die unregelmäßig kamen und ihn ein Almosen dünkten, war sie viel dankbarer als für die große Unterstützung, die der Bruder ihr in jedem Monat von der Bank überweisen ließ, mit der ausdrücklichen Bedingung allerdings, daß sie nie danken dürfe. Vielleicht war es also seine Schuld, wenn sie seine Fürsorge gar nicht mehr empfand. Jedenfalls mußte nun alles geregelt werden für sie.

Ein fremdes Mädchen öffnete die Tür. Charlott' war in beständigem Kampf mit ihren Dienstboten und wechselte sie häufig. Kurz angebunden sagte sie auf seine Frage, sie glaube nicht, daß Frau Baronin jetzt schon zu sprechen sei.

„Bestellen Sie nur, der Herr Schiffer sei gekommen", befahl ihr Terfalt. Und dann hörte er drinnen eine verwunderte Frage und darauf ein heiteres Lachen. „Der Herr Schiffer" hieß er in der Familie, weil ihn einmal ein seeunkundiger Bursche bei Brasserts so gemeldet hatte, als er in Marineuniform erschienen war.

„Mein alter Schiffer, du bist da", sagte Charlott' zärtlich, eilte auf ihn zu und küßte ihn. „Und daß du gerade heute kommst! Ich bin so froh, so glücklich —"

„Ja, das merke ich. Was ist dir denn passiert?"

Sie nötigte ihn, Platz zu nehmen — das Zimmer sah nicht sonderlich gepflegt aus — und bot ihm allerlei zu trinken an, obgleich sie wissen mußte, daß er am Vormittag nichts nahm. Seine Ablehnung überging sie auch und erzählte erregt: „Denk dir, mit der ersten Post kommt eine Karte von Karl an Malte: ‚Junge, paß auf, heute gibt's was!' — und der Geldpostbote um zehn Uhr bringt dreißig Mark für ihn! Ist es nicht rührend —?! Und der arme Junge sitzt nun in der Schule und ist gespannt auf sein Geschenk! Er sagte gleich: ‚Wenn's Geld ist, wie ich hoffe, Mama, kaufe ich mir einen neuen Tennisschläger.' —"

„Könnt ihr euer Geld gar nicht anders anlegen?" unterbrach Terfalt sie mit leichtem Vorwurf in der Stimme. „Laß ihn die Summe doch sparen — braucht er dann mal einen neuen Anzug —"

Nun begehrte sie auf, doppelt getroffen: ihr Mann hatte dem Kind eine Freude machen wollen — gerade das war doch so reizend von ihm, daß er den Kindern etwas Überfluß ins Leben brachte — und wenn man alles nur praktisch verwertete, so würden diese Sendungen des Vaters aufhören, den gewünschten Erfolg zu haben. Nein, nein, sie war ihr Leben lang dafür gewesen, niemandem etwas zu verkümmern, weder dem Geber noch dem Empfänger. — —

„Na, laß nur", bat er. Es hatte keinen Zweck, sie überzeugen zu wollen. Auch sie konnte sich nicht mehr ändern und wollte es vor allen Dingen auch gar nicht.

„Im nächsten Monat fangen ja die Ferien an", begann er ohne Übergang. „Wo willst du denn diesmal mit den Kindern hin?"

Und sie, noch immer gereizt, tat mit Absicht wie alljährlich die Frage:

„Nach Grünholz willst du uns wieder nicht haben?"

Es war in einem Sommer versucht worden, aber nicht sehr glücklich ausgefallen. Christa und Charlott' vertrugen sich nicht; die Schuld lag wohl auf beiden Seiten.

„Nein, dieses Jahr geht es nicht", erwiderte er kurz. Charlott' brauchte die besonderen Gründe, die dagegen sprachen, nicht zu wissen.

Sie machte einen spöttischen Mund und untersuchte weiter: „Habt ihr andern Besuch?"

„Nein, im Gegenteil. Christa ist gar nicht zu Hause, sie kommt auch vorläufig nicht zurück —"

„Seltsam! Im Sommer ist es doch am schönsten auf dem Lande. Wenn man dann nicht mal da sein mag —"

„Du irrst; Christa liebt das Landleben sehr. Sie will ja nicht einmal im Winter fort. Aber ich lasse sie jetzt nicht zurück."

Er blickte vor sich nieder und bemerkte nicht, daß in das Gesicht seiner Schwester ein gespannter Ausdruck trat: war in der Ehe etwas in Unordnung — doch schon — genau wie sie und alle anderen klugen Leute es erwartet hatten —? Doch wagte sie keine Anspielung. Terfalt sprach von seinen Privatverhältnissen nur, wenn es ihm paßte.

Er schlug ihr nun ein paar Seebäder vor, die nicht zu teuer seien, und in denen sie doch nicht die Empfindung zu haben brauchte, in kleinbürgerliche Gesellschaft zu geraten — denn nichts fürchtete sie so sehr — und verhieß ihr, daß seine Bank ihr ein Konto für die Reise eröffnen würde:

„Man kann die Kosten ja nie bis auf den Pfennig vorher berechnen, Charlott'! Also nimm, soviel du haben mußt."

„Danke. Danke. Und ich will gewiß versuchen, sparsam zu sein."

Er nickte. Aber sie unterlag dem Willen und den Wünschen ihrer fünf verwöhnten Kinder ebenso sehr wie früher ihrem Manne. Sie war der Brassertschen Art nicht gewachsen.

Dann wunderte sie sich, daß Hugo noch sitzenblieb: es war doch eigentlich alles gesagt — —

„Wenn man ganz gesund ist, soll man sein Testament machen", hörte sie da. „Und wenn man endlich mal ungestört beieinandersitzt, von seinen letztwilligen Verfügungen sprechen."

„Aber Hugo!" Ihr gutmütiges Gesicht wurde kummervoll.

„Laß doch, Charlott'! Man darf nicht abergläubisch sein. Also kurz heraus: wenn ich eines Tages sterbe, so ängstige dich nicht. Ich habe testamentarisch angeordnet, daß die Rente, die ich dir jetzt gebe, dir und deinen Kindern, respektive ihnen allein, wenn auch du sterben solltest, in monatlichen Raten weitergezahlt wird. Bis zu Maltes Großjährigkeit. Dann muß er für seine Geschwister sorgen, darüber kann ich nichts bestimmen. Du persönlich bekommst dann eine Rente aus meinem Privatvermögen — dem von unserer Großmutter mütterlicherseits, weißt du, das ja mit dem Majorat nichts zu tun hat. Denn ich will nicht, daß du von deinem Sohn abhängig bist, das taugt nichts. Erzieh' nur die übrigen vier auch so, daß sie sich einen Beruf erwählen und nicht auf Maltes Tasche liegen. Wenn sie arbeiten, wird er ihnen um so lieber geben."

„Und was geschieht mit Christa?"

„Für Christa ist gesorgt. Sie kann im Schloß bis zu Maltes Mündigkeit bleiben, das sind noch volle acht Jahre."

„Wie du rechnest", unterbrach sie ihn erschreckt. „Als könntest du heut oder morgen sterben — —."

Er lächelte. „Man muß an alle Möglichkeiten denken. Ich meine nur, in acht Jahren kann Christa wieder geheiratet haben, aber auch dann soll sie die Nutznießung des Gutes und die Verwaltung —"

„Das finde ich nun ungerecht, Hugo, nimm es mir nicht übel! Daß Christa da eventuell mit einem ganz fremden Mann hausen darf."

„Christa wird der beste Sachwalter für deinen Sohn sein, Charlott'! Man könnte keine treuere, verständigere Hand für ihn finden als die ihre. Sie hat Sinn und Talent für die Landwirtschaft und sich mit großem Fleiß Kenntnisse angeeignet."

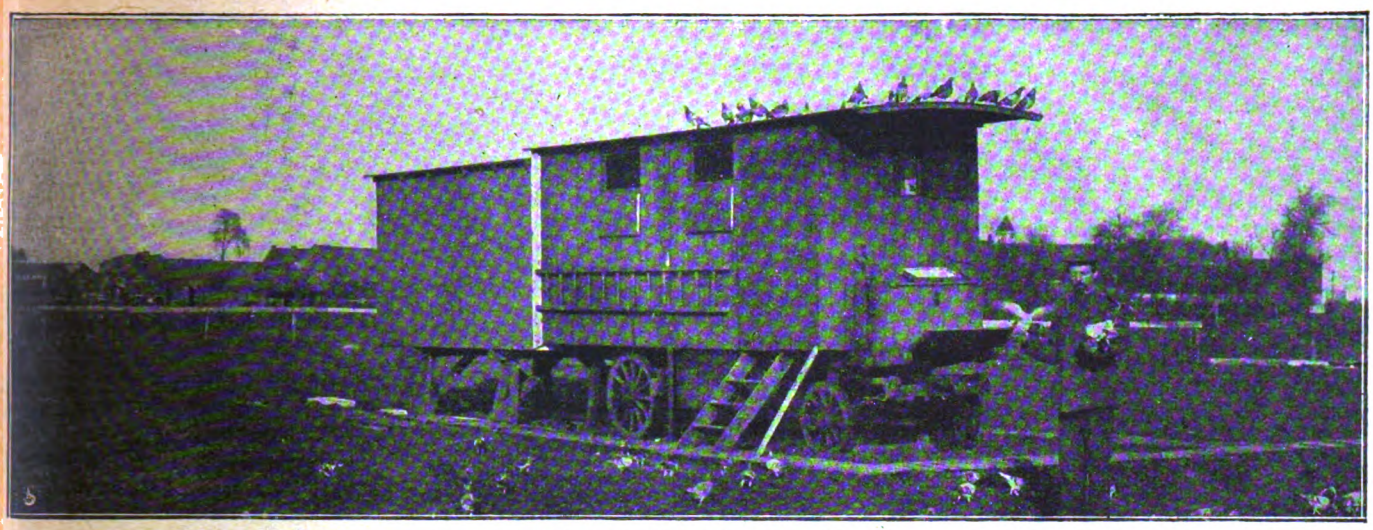
„Nun, das ist doch keine Kunst, wenn man auf dem Lande lebt."

„Du bist auf Grünholz großgeworden, Charlott'! Und ich würde dir nicht mal den Hühnerhof anvertrauen. Nein, nein, laß nur, es ist alles wohl erwogen — später wirst du einsehen, daß ich zwar querköpfig bin, aber im Grunde genommen doch recht hatte."

Sie schwieg eine Weile, dann sah sie ihn voll und doch bange an: „Kapital, Hugo — Kapital vererbst du mir nicht?"

„Nicht einen Pfennig." Er hätte hinzufügen können: Ich weiß, für wen du das willst: um es Karl zu geben, ihn dir damit zurückzukaufen und binnen kurzem wieder dasselbe Elend zu erleben. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google



Der „Brieftaubenvater" beim Füttern seiner Pfleglinge

Die Brieftaube.

Von Hauptmann Engelhardt, Offizier-Kriegsberichterstatter — Mit 7 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.

Die lebendige Kraft ist unentbehrlich. — Bei den Alten konnte man es verstehen, daß sie den schnellen Flug der Taube zur Nachrichtenübermittlung verwandten, denn ihnen fehlte der Telegraph und das Telephon. Auch daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Bankhaus Rothschild bei der Mitteilung der Kurse der Londoner Börse an Holland und Deutschland seine Konkurrenten durch die Brieftaubenpost aus dem Felde schlug, war aus demselben Grund wohl einzusehen. Ebenso ergab sich aus den Verhältnissen, daß der Depeschendienst aus dem belagerten Paris während des 70er Krieges sich in der ausgiebigsten Weise der Brieftauben bediente.

Aber — sagte man sich später, nachdem man Telegraphie Telephon und vor allem die drahtlose Telegraphie hatte — was sollen jetzt noch Brieftauben? Wie Spielerei und Scherz klang es, wenn jemand von Brieftauben sprach. Und als die ersten silbergrauen Tierchen mit den klugen, eifrigen Augen, die wie Halbedelsteine leuchten, auf einem Bataillonsgefechtsstand erschienen, sagte lachend der Kommandeur zu seinem Adjutanten: „Nun kann's nicht fehlen, der Sonntagsbraten ist da!"

Er hat noch einmal anders von diesem „Sonntagsbraten" sprechen gelernt. Später bei der Artasoffensive, als er mitsamt den Resten seines Bataillons von den Engländern eingeschlossen

Die Tauben kehren von einem Übungsfluge zurück

Digitized by Google

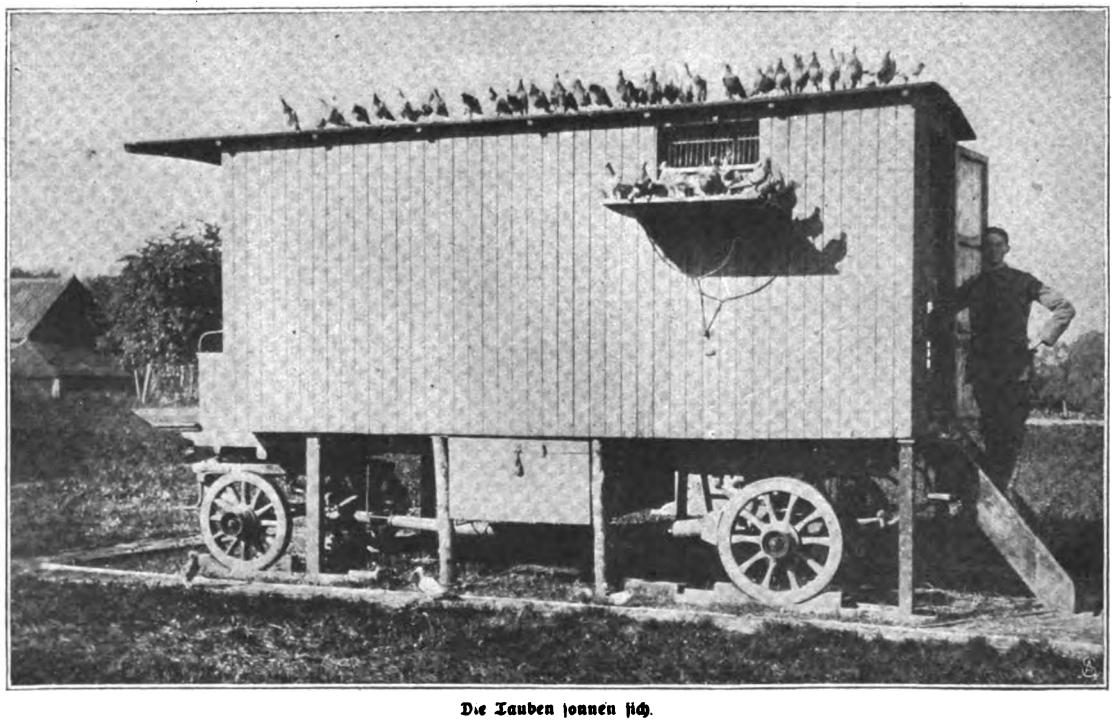
war, der Feind alle Leitungen zerschossen hatte und an Meldegängerdienst bei dem rasenden Sperrfeuer nicht zu denken war. Als er damals das Blättchen Papier mit den inhaltsschweren Worten: „Engländer rechts und links eingebrochen. Halte Hohlweg. Aber sofortige Unterstützung nötig!“ in der kleinen Aluminiumhülse verschwinden sah und den Tierchen nachblickte, wie sie, mit ihrer wichtigen Botschaft am Ständer, sich zum Himmel schwangen und durch Qualm, Gas und Trommelfeuer davonschossen, da bat er ihnen jedes geringschätzige, jedes spöttische Wort ab das er je über sie und ihre Dienste gesprochen hatte . . .

Frankreich hatte vor dem Kriege immer an der Bedeutung der Brieftauben festgehalten. Das eigentliche Land der Brieftauben aber war Belgien. Reich und arm beteiligte sich dort an ihrer Aufzucht. Wohl 3,5 Millionen Brieftauben im Wert von ungefähr 90 Millionen Franken gab es in diesem Lande. Bis zu 1200 km legten seine Tauben bei Wettflügen zurück, die besonders häufig von Bordeaux, Barcelona und Rom ausgingen. Welch geheimnisvolle Kraft sie dabei sicher zu ihren Heimatplätzen zurückführte, konnte noch nicht enträtselt werden. Denn so außerordentlich hoch auch der Ortssinn der Brieftauben entwickelt ist, er allein konnte Tauben, die von Gent nach Warschau im geschlossenen Korb befördert worden waren, nicht so schnell und sicher wieder nach Haus finden lassen, wie es der Fall war

Inneres eines fahrbaren Brieftaubenschlages

Die Nachrichtenübermittlung durch Brieftauben beruht darauf, daß jede Taube das Bestreben hat, in ihren Heimatschlag zurückzukehren, in dem sie geboren oder als ungefähr sechs Wochen altes Tier eingesetzt wurde. Dieser Heimatstrieb bleibt bei guten Brieftauben selbst nach monatelanger Einsperrung noch wirksam, vor allem dann, wenn die Tiere nach Geschlechtern getrennt gehalten werden.

Da leben nun die Tierchen unter denen es entzückend schöne Exemplare gibt — durch Paarung erfolgreich gereifter Exemplare der Lütticher, Antwerpener und Brüsseler Brieftaube hat man die jetzige „Brieftaube“ erzüchtet —, ein richtiges Sybaritendasein In den sauberen Reisewagen — feste Schläge sind die Ausnahme— hat jedes von ihnen seine Kemenate, auf deren Alleinbesitz es den größten Wert legt Aber von der Paarungszeit ab teilt es sein Kämmerlein getreulich mit dem zugeteilten Ehegesponsen Und eifersüchtig wacht der Täuber darüber daß kein fremder Besucher sein Liebesidyll stört. Leider entspricht seine Treue nicht immer ganz seiner Eifersucht. Dagegen geht sein Familiensinn so weit, daß er sich hingebend mit der Mutter in die Ausbrütung der Nachkommenschaft in zeitlich genau geregelten, gleichmäßigen Ablösungen und später auch in das Geschäft des Fütterns teilt. Sie lieben sie, schlemmen sie in Leckerbissen (gute Nahrung ist ein Hauptbedingung für Brieftaubenzucht und die Zuverlässigkeit der Tiere), so schlafen sie machen Spazierflüge und — zanken sich den ganzen lieben langen Tag. Denn wenn man



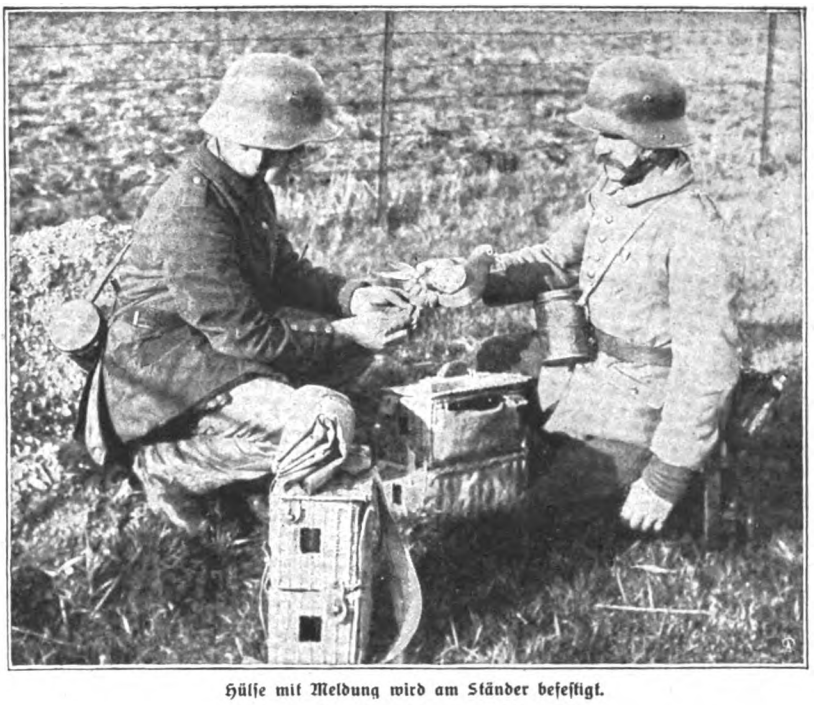
Die Tauben sonnen sich.

Digitized by Google

das ewige Streiten und Schelten, das gar oft in blutige Tätlichkeiten ausartet, in dem Wagen sieht fragt man sich erstaunt, wer wohl diesen kleinen, recht unverträglichen Zankgeistern den Beinamen der „Friedlichen“ gegeben hat.

Tausende von Brieftauben gehören jetzt zu einer Armee. Und wenn ihre Aufzucht rationell betrieben wird, wie es zum Beispiel durch den geschickten Leiter des Brieftaubenwesens bei der 6. Armee, Leutnant Brunner, geschieht, ist es zu erreichen, daß ein großer Teil des Neubedarfes aus eigenen Schlägen gedeckt werden kann.

Aber in der Hauptsache bleibt die Nachlieferung doch der Liebe, Tüchtigkeit und dem Gemeinsinn unserer heimischen Brieftaubenzüchter überlassen. An ihnen liegt es vor allem, den Brieftaubensport auch in Deutschland auf eine ähnliche wünschenswerte Höhe zu bringen, wie er sie in Frankreich und vor allem in Belgien bereits vor dem Kriege erreicht hatte. Die Liebe zu diesem Sport hat auch die weitere Folge, daß stets eine ausreichende Menge Brieftaubenkundiger vorhanden ist. Denn nur wirkliche Hingabe und tiefes Verständnis für die Seele dieser Tiere schaffen einen brauchbaren Brieftaubenwärter. Der kürzeste Besuch bei verschiedenen Brieftaubenschlägen läßt uns erkennen, wo die Pflege der Tiere in den richtigen Händen ruht.



Hülse mit Meldung wird am Ständer befestigt.

Abmarsch an die Front.

Die Taube, das Symbol des Friedens, — noch ist sie ein Helfer im Kriege. Und wenn die beiden getreuen Wärter, im Stahlhelm und feldmarschmäßig bepackt, den Stock in der Faust und die beiden Körbchen mit Tauben auf dem Rücken, nach vorn stapfen, meist ausgerechnet zu den am stärksten beschossenen Stellen, alle paar Tage immer wieder durch das

Der größere Teil dieser Tauben bildet die „geflügelte Armeereserve“, der kleinere ist an der Front eingesetzt. Dort halten sie sich stets, ungefüttert, in ruhigen Zeiten ein bis zwei Tage auf, bevor sie, immer zu zweien, mit ihrer Meldung aufgelassen werden. An Kampftagen werden sie den Verhältnissen gemäß abgesandt. Wie schon erwähnt: sie kümmert beim Flug kein Gas, kein Trommelfeuer. Auch vorangegangenes schwerstes Feuer in die Nähe ihres Unterkunftsplatzes beeinträchtigt die Leistungsfähigkeit der braven Tierchen in keiner Weise. In ihren kleinen Körbchen lassen sie sich überallhin mitnehmen; beim Engländer trägt bekanntlich selbst während des Angriffes der Bursche des Kompagnieführers die Tauben mit sich auf dem Rücken. Auch unsere U-Boote, unsere Flieger benutzen sie zu Meldungen. Und gar manches U-Boot, gar mancher Marineflieger ist schon durch die Arbeit seiner kleinen gefiederten Begleiterinnen aus Seenot gerettet worden. Unsere Feinde suchen überdies die Brieftauben immer wieder zu Spionagediensten zu verwenden, indem sie die Tiere durch Flieger über besetztes Gebiet bringen und dort in Körbchen absetzen lassen, die an einem Fallschirm befestigt sind.

Tauben mit Meldung zum Abflug bereit.

Digitized by Google

Artilleriefeuer hindurch, — dann werden wir uns voll Wärme bewußt, wie sie, die waffenlosen Wärter mit ihren Tauben, ebenfalls einen Teil bilden des gewaltigen Kampfes deutscher Kraft, deutschen Geistes, deutschen Heldentums, das wohl bisweilen flucht, aber niemals weibisch klagt. Und es wird uns auch hier aufs neue klar, daß Deutschland unerschütterlich bleiben muß, wenn jeder einzelne unerschütterlich ist, gleichviel, welche Aufgabe ihm in dem Riesenräderwerk dieses Krieges um die Existenz und Zukunft unseres Vaterlandes zugewiesen ist.

Unsere Grenzsicherungen im Osten.

Von einem Schlesier.

Unbekannte Langrohre donnern vor Paris, auf 110 oder noch mehr Kilometer Entfernung senden sie Tag für Tag ihre Verderben bringenden Grüße in die französische Hauptstadt. Ihr eherner Mund spricht von einem neuen Abschnitt in der Kriegsgeschichte, von gewaltigen Umwälzungen auf artilleristischem Gebiete, die für die künftige Grenzsicherung der Länder von außerordentlicher Bedeutung sind.

Denn daß der jetzige Weltkrieg der letzte der Kriege ist, glaubt wohl so leicht niemand mehr. Dazu ist zuviel Haß, Verbissenheit, Habgier und Beschimpfung von der feindlichen Seite über uns hinweggegangen. Immer wieder hat der deutsche Michel in seiner leider übertriebenen Treuherzigkeit seinen Feinden die Hand zum annexionslosen Frieden ausgestreckt, und immer haben diese wieder sie mit Hohn zurückgewiesen. Das sind psychologische Momente, die für die kommende Zeit auch nach diesem Weltkriege wenig Gutes verheißen, ganz abgesehen davon, daß zur Aufrechterhaltung eines an sich recht unwahrscheinlichen Weltfriedens ein Völkertribunal gehört, hinter dem auch Kanonen stehen.

So bleibt in jedem Falle als ultima ratio nach wie vor der Krieg, und so heißt es, dafür sorgen, daß er unser Land nicht ungeschützt findet, sei es von wo er komme. Wir haben in diesem Weltkrieg bitter Lehrgeld zahlen müssen in Ostpreußen, und nur den Heldentaten unseres tapferen Heeres unter der genialen Führung unseres Hindenburg ist es zu verdanken, daß nicht noch andere Teile des deutschen Ostens von den russischen Horden überflutet worden sind. Sollten wir da jetzt nicht vorsorgen, wo uns die Wege dazu noch offen stehen? Bange Tage und Wochen hat der deutsche Osten von Ostpreußen bis hinunter nach Oberschlesien in jener kritischen Zeit erlebt, als die russische Flut immer von neuem wieder anbrandete, als jeder Tag Verderben über die deutsche Ostmark bringen konnte.

Im Reich weiß man gar nicht, wie es damals um uns hier im Osten stand, als alles schon zur Räumung des Landes vorbereitet war, wie die jungen Leute nach Mittel- und Westdeutschland in Sicherheit gebracht, die Kassen nach sicheren Orten übergeführt worden waren.

Das Schicksal des reichen Industriegebietes Oberschlesiens schien manchmal an einem Faden zu hängen. Was wäre geworden, wenn es vernichtet oder dem Feinde in die Hände gefallen wäre? Wo wäre unsere Kriegsrüstung geblieben, wo unsere großen Kriegstaten und Erfolge? Wo schließlich der Schutz der Nordländer Österreichs, wenn Schlesien von den slawischen Horden erobert worden wäre?

Das alles liegt gottlob weit hinter uns. Die slawische Flut ist zurückgeebbt, weit hinein ins Russenland, und der Krieg flackert dort in Bandenkämpfen seinem Ende zu. Wer oder was aber bürgt dafür, daß das Slawentum nicht von neuem gierig seine Hand nach deutschem Lande ausstreckt? Wissen wir, was aus Rußland wird, wissen wir, welche Wege Polen gehen wird, das wir mit unserem Gut und Blut befreit haben, und das so wenig Dankbarkeit kennt, wie stets in seiner Geschichte und seinem Charakter?

Deutscher Michel, hüte dich und sichere deine Lande! Noch hast du es in der Hand, dein Land zu schützen. Schon haben gierige Blicke und Worte Westpreußen, Posen und Schlesien für polnisches Land erklärt. Da heißt es vorsorgen, daß dieses deutsche Land bei einem künftigen Kriege nicht in Gefahr kommt. Grenzsicherungen sind notwendig. Grenzsicherungen gegen einen unruhigen, undankbaren und unzuverlässigen Nachbarn, der schon, noch ehe er sein eigen Land erdient hat, begehrliche Blicke nach dem unsrigen wirft. Grenzsicherungen, die das deutsche Ostland vor künftigen Einfällen und den kriegerischen Angriffen der Zukunft schützen. Das sind keine Annexionen im eigentlichen Sinne. Darüber sollten sich alle klar sein. Denn es steht zuviel auf dem Spiel für uns.

Man sehe sich nur die Karte an, wie die Grenze hineinspringt in das deutsche Land, auf Posen — Frankfurt — Berlin, Breslau — Oppeln, Thorn — Bromberg — Graudenz zu. Was sind das noch für Entfernungen, von der jetzigen Grenze nach Breslau 80 Kilometer, nach Posen 70, Bromberg 60, Graudenz 40, Thorn 15 Kilometer — Entfernungen, die von den weittragenden Geschützen längst überholt sind. Wie lange wird es dauern, bis solche Geschütze Allgemeingut aller Völker geworden sind! Und abgesehen davon, — das ebene Land des Ostens bietet ja fast kein Hindernis für feindliche Einfälle.

Man denke etwa beispielsweise an gepanzerte Kraftwagen und Tanks, die binnen kurzer Zeit alle Hindernisse überrennen und weit ins Land hereinbrechen können, und man denke daran, wie das oberschlesische Industriegebiet ständig unter den Geschützen der polnischen Seite liegt. Jenseit der jetzigen Grenze steigen dort Höhen auf, von denen man bequem unser Industriegebiet einsehen und zusammenschießen kann. Man denke weiter daran, was es heißt, wenn die Oderlinie, die künftige Wasserstraße des Donau-Oderkanals, das Rückgrat Schlesiens, samt der Bahnstrecke Berlin — Breslau — Wien von der nahen, kaum 10 Meilen weiten polnischen Grenze durch Riesengeschütze bestrichen, wenn der Verkehr dort unterbunden werden kann. Wenn die Oderstädte, wenn das Schlesierland mit seiner reichen Industrie im Bereich feindlicher Geschütze liegen, wenn Posen, Bromberg, Graudenz, Thorn das gleiche Schicksal teilen. Ganz zu schweigen von dem Lande, das sich um sie und bis zur Grenze erstreckt, und das zum weitaus größten Teile von deutschen Bauern besiedelt ist und dazu beiträgt, Deutschlands Bedarf an Lebensmitteln zu decken.

Wer das alles überdenkt, der muß zu dem Schlusse kommen, daß eine Grenzsicherung im Osten unbedingt notwendig ist. Eine solche Grenzsicherung ist ja nur eine Folgerung des gegenwärtigen Krieges, eine Maßnahme, die sich nicht gegen Polen richtet, die vielmehr aus den Fortschritten der Kriegswissenschaft und aus den Lehren des Weltkrieges ganz von selbst ersteht. Darüber müssen alle Rücksichtnahmen auf fremde Völker beiseitegestellt werden, denn hier gilt es, das deutsche Land zu schützen, das deutsche Volk, das den Krieg nicht wollte und auch in Zukunft nicht will, und das gegen die Übermacht der Welt so tapfere und große Taten geleistet hat, daß es verlangen kann, für die Zukunft von Überfällen auf sein Land verschont zu bleiben. Es kann fordern, daß ein Schutzwall, der eine gewisse Sicherheit gewährt, zwischen ihm und unruhigen und unzuverlässigen Nachbarn auf deren Gebiet errichtet wird.

So sind die Wünsche des deutschen Ostlandes auf Sicherung seiner Grenze zu verstehen. Gewiß, man wird es wohl oder übel in den Kauf nehmen müssen, mit diesen Randgebieten eine Zahl möglicherweise unbequemer Fremdstämmiger in das Deutsche Reich zu übernehmen. Aber das ist das kleinere Übel. Die Hauptsache ist, daß die deutsche Ostmark mit ihrer reichen Kultur, ihren Bodenschätzen, ihrer Industrie, daß ihre deutsche Bevölkerung sichergestellt wird vor feindlichen Angriffen. Daher ist es zu verstehen, wenn der Wunsch nach Ausgleichung des großen Bogens laut wird, der in unser Land hineinspringt, wenn die Angliederung der an die oberschlesischen Industriegebiete angrenzenden Landstriche gewünscht wird und weiterhin die Warthe-Linie mit ihrer Verlängerung nach Norden als Grenze, wenn Graudenz Sicherung gegen künftige Angriffe fordert. Nicht noch einmal sollen die deutschen Lande solche schrecklichen Tage und Wochen ständigen Bedrohtseins erleben wie am Anfange dieses Weltkrieges.

Schauen wir doch hinüber nach dem Westen in das Land, das dort vom Krieg zerstört wird. Nein, deutsches Land soll und muß frei bleiben von jenen Schrecken. Wir wollen keinen Krieg, haben auch diesen Weltkrieg nicht angestiftet. Wir wollen Ruhe und Frieden haben, und darum ergeht der Ruf der deutschen Ostmark nach Grenzsicherung, nach einer Grenzberichtigung, damit das reiche Schlesien, die Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen sich gegen künftige Einfälle sicher und geschützt fühlen können.

Digitized by Google

Die Märchenbrüder.

Novelle von Wilhelm Josef Kaulbach.

Jakob und Wilhelm, die „Gebrüder Grimm", waren weder Brüder, noch hießen sie Grimm.

Aber alle Welt nannte sie so, wenn sie in Gemeinschaft auftraten, und da man selten den einen ohne den andern sah und niemals sicher sein konnte, ob nicht ein abenteuerlicher Streich im Werke war, dessen kunstvoller Entwurf die Urheberschaft der beiden Freunde verriet, so fand man, daß ihnen der Name des Märchenerzählerpaares, mit dem sie die Vornamen gemeinsam hatten, nicht übel anstünde.

Man sah sie Arm in Arm in listigem Einverständnis die Gassen und Winkel des Städtchens entlangschlendern, begegnete ihnen in Wald und Wiese, die Feder am grünen Spessarthut, die Laute um die Schulter, oder man erzählte sich von einem nächtlichen Spuk auf dem Galgenberge, wo der Gevatter Tod mit Satanas und seiner Großmutter auf einem feurigen Eselsgespann in später Dämmerung die fröhliche Heimkehr des „Frauenwanderbundes der Blauen Blume" in Graus und Schrecken verwandelt hatte.

Es war ohne weiteres klar, wer dahintersteckte.

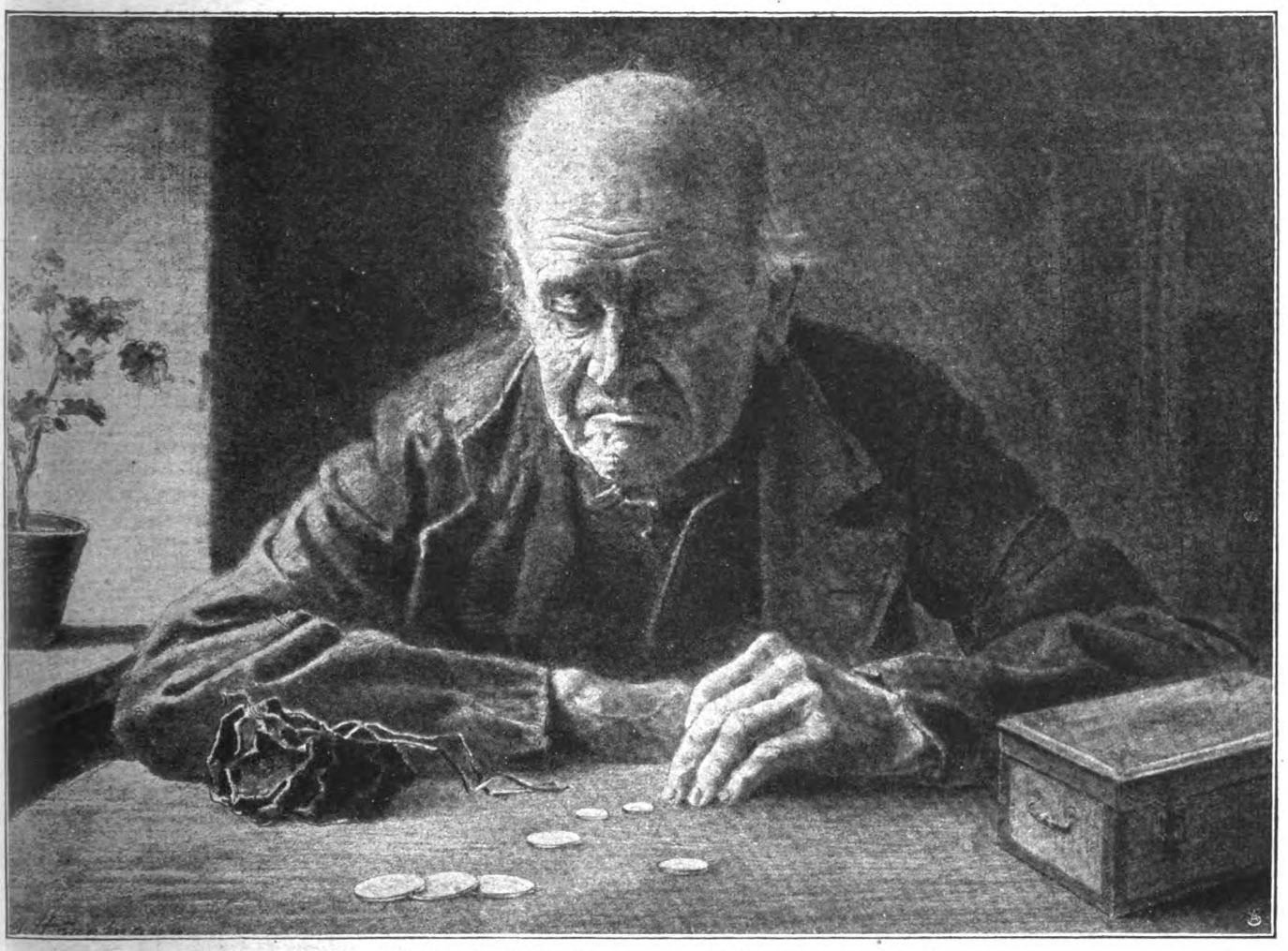
Frau Magistratsoffiziant Wörlein, die zweite Vorsitzende des Wanderbundes, hatte recht, wenn sie voll Eifer erklärte: „Der Esel, das ist Wilhelms Esel, und das närrische Totengerippe, das, meine Damen, hat der Arztensohn Jakob vom Boden seines Vaters entwendet!"

So war das Geheimnis des Spuks entschleiert durch die energische Nüchternheit des Vorstandsmitglieds der „Blauen Blume". Aber im Städtchen machte die Geschichte mit romantischem Aufputz die Runde. Von keiner Seite wurde es deutlich ausgesprochen — denn Vorsicht war gegenüber der keineswegs harmlosen Geschlossenheit der „Blauen Blume" geboten —, aber es stand fest, daß man mit heiterer Genugtuung empfand, hier sei der Teufel an die Rechten gekommen.

Jakobs und Wilhelms Name ging wie eine Zauberformel gegen böse Pflanzen, Besenstiel und Hexenwesen um, und man erinnerte sich wieder des trefflichen Ausspruchs des Oberlehrers und Professors Reimerschmid, mit dem er das Verdienst erworben hatte, als erster die beiden Freunde mit dem Namen der lieben Märchenerzähler sinnvoll verbunden zu haben. „Märchen", hatte er ihnen vor versammelter Klasse drohend zugerufen, als sie nach einem ihrer zahlreichen Abenteuer einen Wunderbau von Ausflüchten, Erklärungen, geheimnisvollen Deutungen und Rechtfertigungen aufführten, „das sind ja Märchen! Märchen sind das!" Und in gemilderter Tonstärke sollte er mit pathetischer Rednergebärde gesagt haben: „Märchen der Gebrüder Grimm. Jakob und Wilhelm Grimm! — Hinsetzen!"

Damit war die Sache erledigt. Aber der Name folgte ihnen fortan und umgab mit einem Glorienschein ihre Unzertrennlichkeit.

Professor Reimerschmid, der Germanist und Literaturfreund, war mit den Leistungen und dem Betragen Jakobs und Wilhelms keineswegs immer einverstanden. Mehr



Ein schlechtes Geschäft. Zeichnung von Martin Hönemann.

Digitized by Google

als einmal hatte er gesagt, es fehle ihnen das „Savoir vivre“. Aber unter der Schwelle seiner pädagogischen Gerechtigkeit liebte er sie mit schmerzlicher Zuneigung.

„Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.“

Das klang in ihm mit schöner, verständnisvoller Beruhigung und Zuversicht. Aus diesen beiden wird schon etwas werden. Und er dachte an Burschenband, Mütze, Schläger und Hörsaal: „Vivat academia! Vivant professores!“

Aber Jakob und Wilhelm hatten anderes beschlossen. Als die Reifeprüfung vor der Tür stand, traten sie vor ihre Väter und eröffneten diesen den Entschluß, der unabänderlich feststand, des Königs Rock anzuziehen, und als die Prüfung hinter ihnen lag, waren beide beim gleichen Regiment als Fahnenjunker angenommen.

Aber vor dem Abschied von Haus und Stadt war noch eine Herzensfrage zu lösen, deren Schwierigkeit schon einmal während des letzten Schuljahres gedroht hatte, die Einheit der Gebrüder Grimm in eine Bruchrechnung zu verwandeln.

Es war niemals vorgekommen, daß der eine nicht denselben Willen kundgab wie der andere. Das galt im großen wie im kleinen. Was dem Jakob gefiel, das gefiel ohne Frage auch dem Wilhelm, und alles in der Welt, was ihnen begehrenswert und erreichbar erschien, war teilbar und wurde geteilt.

Nur sie nicht, die bernsteinblonde Irma, die Rose vom Seeschloß.

Wenn die Dämmerung auf den Straßen lag, war für Jakob und Wilhelm die Zeit gekommen, zum Tor hinauszuwandern und den See am Stadtpark so lange zu umkreisen, bis drüben ein paar helle Gestalten sichtbar wurden, drüben am Ufer, wo abseits der Straße das große sandsteingraue Haus mit den zahlreichen Bogenfenstern und Ecktürmen stand. Dann beschleunigten Jakob und Wilhelm die Schritte, um noch rechtzeitig Blick und Gruß der heimkehrenden Pensionsjungfräulein zu erhaschen, bevor das Haustor sich hinter ihnen schloß.

Ein paarmal schritt dann das Freundespaar noch im Zauberbanne der Begegnung vor dem Hause auf und ab, jeder im untrüglichen Gefühl, daß dieses Mal er der Begünstigte gewesen sei.

Auf dem Heimwege konnte Jakob, bei dem die Gefühlsseite breiter war als bei Wilhelm, es nicht unterlassen, sich bisweilen nach dem Hause verstohlen umzublicken, bis es im Dunkel verschwamm und den Abendschleier fester um sich zog, als sei der ahnungsvoll verhüllende Mantel der Nacht erst die rechte Drapierung für seine gotischen Türme und Giebel, an denen es nun einmal zu tragen hatte.

„Nun muß es einmal zwischen uns klar werden, Jakob“, sagte Wilhelm, dem dieses zwecklose Sichumwenden gar nicht gefiel. „Der Fuchs muß zum Loche heraus. Beide gemeinsam können wir sie nicht heiraten. Das geht nicht.“

„Ich denke nicht ans Heiraten. Wenigstens noch lange nicht. Ich liebe das Mädchen und weiß, daß es mich gern hat.“

„Und mich noch lieber, und ich habe sie auch gern. Immer das alte Lied. Aber nun gehen wir ja fort, und wer weiß, wann wir sie mal wiedersehen.“

„Ja, wer weiß“, sagte Jakob und pfiff leise vor sich hin, ein wenig beklommen, aber doch, als wüßte er genau, wann er die blonde Irma wiedersähe.

Nach einer Weile fragte Wilhelm: „Wirst du ihr denn schreiben?“

„Weiß noch nicht.“

Das war kurz und abschließend. Die Abweisung drohte bei dem leicht erregbaren Wilhelm eine Explosion auszulösen. Er schob den Hut auf den Hinterkopf, so daß sein brauner Haarschopf in die Stirn fiel.

Aber er faßte sich. Schließlich war's doch eine Kinderei: Schülerliebe! Wenn man in wenigen Tagen den bunten Rock anzog, seinem König diente — nachher die Kriegsschule, und wie bald Säbel, Helm und Schärpe! Und dann die Mädel!

„Ich will dir etwas sagen, Jakob. Ein Vorschlag zur Güte. Wir haben uns doch immer noch geeinigt. Um den Abschied von Irma kommen wir nicht herum. Jeder von uns soll ihn sich auf seine Weise holen. Getrennt marschieren, vereint schlagen. Was mich betrifft, so soll es ein Abschied für immer sein. Damit begrab' ich denn meine Schulzeit.“

„Wenn's so ist, lieber Wilhelm, gut. Das ist ein Wort. Aber mit dem Begraben ist es so eine Sache. Wenn Sack und Pack der Schule in den Orkus hinabgeschmettert ist, bleibt noch immer genug übrig, das nicht einfach totzuschlagen und zu begraben ist. Und wenn du später einmal aus dem Andenkenkasten die Haarschleife hervorholst, die du Irma beim Tennis stibitzt hast, oder die getrocknete Anemone nemorosa, mit der sie beim letzten Ausfluge deinen Hut schmückte —“

„Das ist nichts anderes als ein Kranz aufs Grab. ‚Begrabene Liebe' heißt der Titel dieses Films. Oder willst du vielleicht das Herbarium deiner Irma-Erinnerungen behalten, bis du eine Glatze hast und Generalspension beziehst?“

Jakob traute Wilhelms leichtfertiger Preisgabe der wetteifernd Umworbenen nicht ganz. Aber sie kamen überein, unabhängig voneinander ihr zum Preise eine Abschiedsovation zu veranstalten, die ihren Gefühlen angemessen sei.

Gegen Mittag des folgenden Tages fanden sie sich im Seeschloß ein, um sich mit höflichem Anstande von der Pensionsinhaberin zu verabschieden.

Melanie Westerholt, ein ältliches Fräulein von gütiger Bestimmtheit und beherrschter Frische, das immer aussah, als habe es sich gerade im kühlen Bade erquickt, empfing die beiden jungen Männer mit gemessener Herzlichkeit.

„So soll es denn ins Leben hinausgehen, meine Herren“, sagte sie. „Sie werden uns nicht vergessen und auf Urlaub bei uns einkehren. Aber freilich, man findet in der Regel das Alte nicht so wieder — nicht immer ganz so, wie man es in der Erinnerung bewahrt.“

Jakob und Wilhelm waren sich einig darüber, daß sie auf Irma anspielte, deren Zeit im Institute auch einmal zu Ende ging.

Es war beider Absicht, den Besuch nicht länger auszudehnen, als die schmale Höflichkeit erforderte. Sie drängten zum Abschluß der Unterhaltung.

„Wollen Sie nicht noch ein wenig bleiben?“ fragte Fräulein Melanie. „Die jungen Damen werden in wenigen Minuten heimkehren, und ihnen gilt doch wohl auch Ihr Lebewohl.“

Leider mußten die Freunde sich's versagen, so bedauerlich es war. Die Vorbereitungen zur Abreise —. Aber die allerschönsten Grüße — und auf Wiedersehen.

Gott sei Dank! Sie waren draußen.

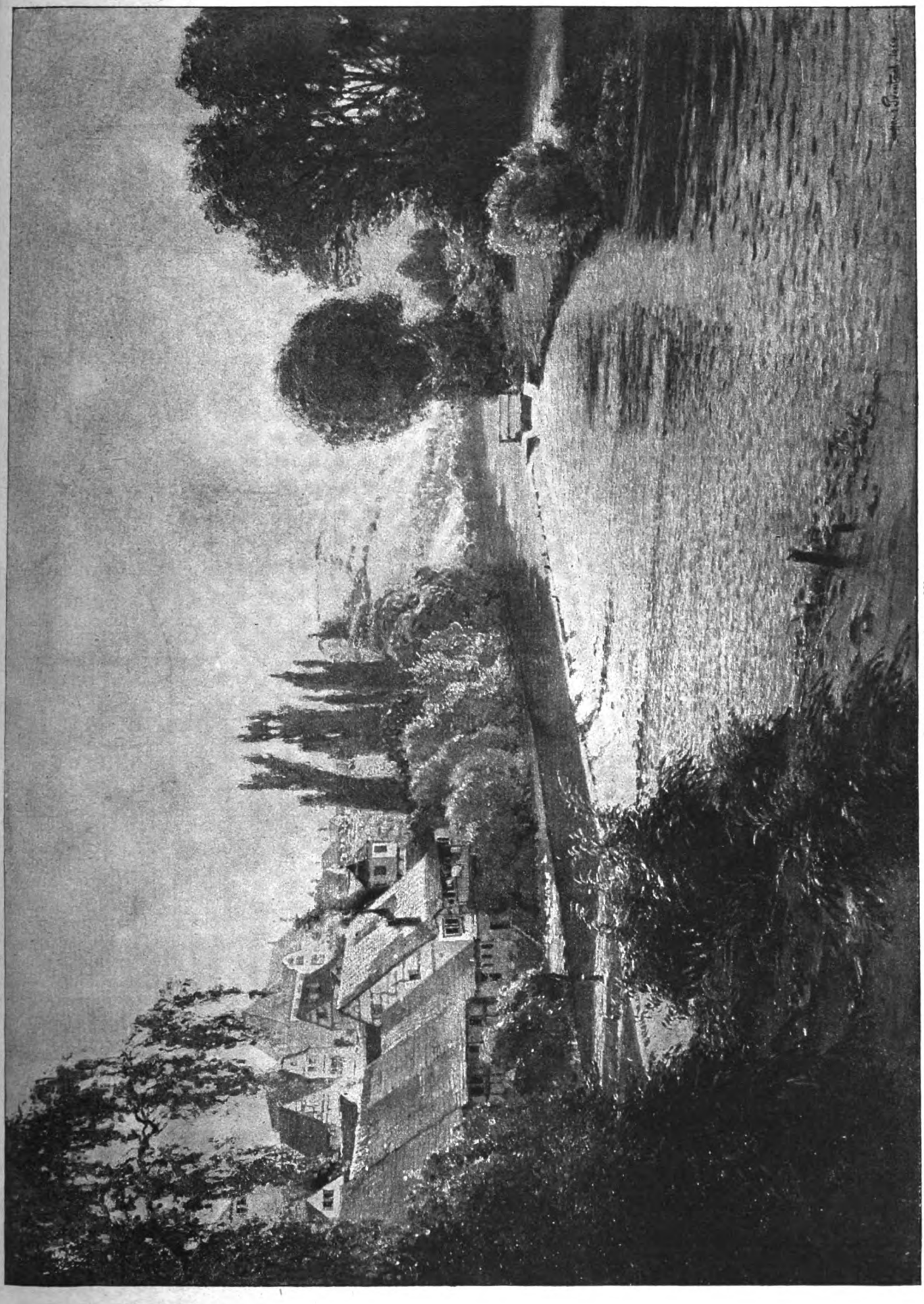
Ihre Berechnung, Irma nicht anzutreffen, hatte sie nicht getäuscht. Das hätte noch gefehlt, eine herkömmliche Abschiedsgebärde und wohlerzogene Worte unter der Szenenleitung von Fräulein Melanie Westerholt. Der Abschied von Irma war anders geplant. —

* * *

Die Julinacht duftete.

Ein wunderlicher Spielmann kam vom Städtchen her. Nicht einer, dem, wie das Märchen weiß, Wolf und Fuchs und Häschen begegneten, und der mit seiner Fidel des armen Holzhauers Herz berührte. Die Laute, die um seine Schulter hing, war bestimmt, einem anderen Herzen zu erklingen, und verbarg sich unter einem Schaum roter und weißer Rosen, die aneinandergereiht in verschwenderischer Fülle über Schultern, Brust und Rücken des Spielmanns

Digitized by Google



Am rauschenden Wehr.
Gemälde von Hans Frenkel

Digitized by Google

und an seinen Armen herab fast bis zur Erde flossen. Er war wie in einen Mantel von Rosen gehüllt und trug dazu noch einen Korb voll Rosen in der Hand.

An der Parkmauer des Seeschlosses machte er halt und schaute in das kristallene Dunkel der Sternennacht. Er sah nach rechts und nach links, stellte den Rosenkorb auf die Mauer und schwang sich turnend hinauf, so daß ein paar Blumen von ihm abfielen. Dann war er in der Stille des Parks verborgen. Behutsam schlich er zur Gartenseite des Hauses, hinter dessen Eckfenster im unteren Stockwerk die Rose vom Seeschloß schlummerte.

Nun begann die Arbeit. Ein schwieriges Unternehmen. Aber alles war planvoll vorbereitet. Eine Stufenleiter war zur Stelle, Bindfaden und Draht. Die gotischen Neigungen des Baumeisters kamen dem Werke zu Hilfe. Überall Zierat von Mauervorsprüngen und Ecken, an denen sich der Draht ohne Mühe befestigen ließ.

Die Arbeit schritt vorwärts. Rose reihte sich an Rose. An der Mauerwand um das Fenster quollen Rosenketten herauf und herab, fielen im Bogenschwung um das Gesimse und fluteten über die Fensterbrüstung zur Erde nieder.

Da regte sich plötzlich etwas im Garten.

Der wunderliche Spielmann hielt mit der Arbeit inne, ging, eine Girlande über dem Arm, sacht dem Geräusch entgegen und sah sich einem anderen wunderlichen Spielmann gegenüber, der mit Rosen behangen über die Mauer kletterte.

„Wilhelm!“ rief er im Flüstertone dem Ankommenden überrascht entgegen.

„Jakob“, sagte dieser ohne Erregung.

„Du hast meine Idee gestohlen!“

„Und du die meine, könnte ich mit demselben Unrecht sagen.“

„Woher hast du die Rosen?“

„Vom Gärtner in Hagemühl. Und du?“

„Aus Heroldsbrück.“

Da nun wieder einmal ihre Phantasie auf gleichen Bahnen gewandert war, so setzten sie gemeinsam das Rosenwerk fort.

Bald war eine duftende Laube von roten und weißen Rosen geschaffen, das Fenster mit einem blühenden Vorhang verdeckt, hinter dem Irma wie Dornröschen im Rosenversteck schlief.

Das Mondlicht, das eben aufgegangen war, lief über Dach und Türme des Hauses, kroch an den Bogenfenstern entlang zur Rosenlaube und suchte vergebens den Eintritt zu Irmas Schlummerstätte.

Aber holde Lautentöne fanden Einlaß und drangen zu Irmas Ohr. Sie war erwacht und horchte auf.

Wie aus weiter Ferne klangen die Saiten der Zupfgeigen, und leiser Zwiegesang streichelte die Stille der Sommernacht.

Ein Abschiedslied. Worte unterschied sie kaum. Es war nur zarter Wohllaut, der sie grüßte.

Niemand konnte gewahren, wie in ihren Augen der Abschied saß. Um beide Gebrüder Grimm war ihr's weh, aber an einen dachte sie.

„Schluß!“ sagte Wilhelm, als das Lied zu Ende war. „Was nun?“

„Jeder geht dahin, woher er gekommen ist. Ich bleibe noch eine Weile. Das gehört zu meinem Sonderprogramm.“

„Sonderbarer Schwärmer! Ich krabble schnell in die Federn und schlafe möglichst konzentriert. Das gehört zu meinem Sonderprogramm. Das entwickelt sich nämlich früh um acht Uhr.“

Wilhelm ging. Jakob aber setzte sich auf eine Gartenbank in der Nähe von Irmas Rosenfenster und nickte ein.

Gegen sechs Uhr früh waren Garten und Haus voll Sonne.

Im oberen Stockwerke, dort, wo die Mägdekammern lagen, verrieten Anzeichen, daß der Tag im Hause begonnen hatte. Aber unten lag noch alles im Frieden der Morgenfrühe.

Jakob hatte längst den Platz auf der Bank verlassen und stand, ans Haus gedrückt, fast den Atem verhaltend, in einer bis zum Äußersten erregten Erwartung, — da hörte er es am Rosenvorhang rascheln.

Zwei Hände teilten ihn auseinander. Irma, im lichtblauen Kleide, sah fröhlich aus dem Rot und Weiß der Rosen hervor.

Dornröschen!

Hatte Jakob es geflüstert? Er wußte es, als er lange Zeit später Wilhelm ins Vertrauen zog, selbst nicht mehr. Er erinnerte sich nur noch, wie er schnell herangesprungen war, sich auf den Fenstervorsprung schwang und auf Irmas Lippen den Dornröschenkuß drückte. Sie hatte nicht widerstrebt. Es war ja zugleich der Abschiedskuß.

Viel ward nicht gesprochen in der eiligen Heimlichkeit. Aber ein volles Maß von Glücksrausch, eine holde Erinnerung an den Abschiedskuß in Rosen trugen beide in sich fort.

Wenn die Gebrüder Grimm später nach dem Dienste, bei dem sie in einer besonderen Ecke des Kasernenhofes unter der Leitung eines Unteroffiziers im „Griffekloppen“ und langsamen Schritt ausgebildet wurden, bisweilen die einförmige Dürftigkeit ihres disziplinierten Lebens bedachten, dann pflegte Jakob, dem seit dem Dornröschenkuß eine stille Fröhlichkeit im Herzen saß, das Übergewicht über den kleinlaut gewordenen Wilhelm ausnutzend, in immer neuen spitzfindigen Wendungen nach der Entwicklung des Sonderprogramms an jenem Abschiedsmorgen um 8 Uhr früh zu fragen.

„Wie war es doch damit, Wilhelm?“

„Laß mich in Ruhe. Ich frage dich ja auch nicht nach deinem nächtlichen Abenteuer. Im übrigen, wenn du es wissen willst, ich habe einfach mein Programm verschlafen. Nun weißt du's.“ —

* * *

Die Kriegsschulzeit begann. Auch hier blieben Jakob und Wilhelm zu einer Einheit verschmolzen, die von Vorgesetzten und Kameraden beachtet und gewürdigt wurde. Aber auch hier zeigte es sich, daß gleiche Ziele in Herzenssachen die Freundschaft gefährden können.

Fähnrichlieben sind, ähnlich wie die Studentenlieben, nahezu naturgesetzmäßige Erscheinungen, die immer wiederkehren, und da ihre Gattung alltäglich ist, so unterscheiden sie sich in ihren Entstehungs- und Daseinsformen der Regel nach nicht wesentlich voneinander. Es ist der Begriff der Wanderliebe, der hier in mannigfaltiger Wesensart ins Leben tritt, ins Leben des Hörsaal- und Dienstgeplagten.

„Andere Städtchen, andere Mädchen“, das ist das Grundmotiv der Liebe in der Entwicklung des Werdenden.

Auch Jakob und Wilhelm erfuhren hierbei keine Ausnahme.

Es war am Sonntag nachmittag in einem Volksgarten vor der Stadt, dem klassischen Schauplatz für Liebessucher.

Militärmusik, Geklapper von Kaffeetassen, bunte Luftballons, dann und wann ein seltsames Geräusch von der Schießbude her, wenn der Löwe getroffen war.

„Kommt hier der Spritzkuchen her?“

„Nein, drei Portionen Kaffee, Fräulein, und hier die Herren vier Helle. Aber dalli, Fräulein.“

Zwischen den Reihen der Tische, an denen der ganze Sonntagsfamilienstaat mit allem Zubehör saß und den Fron der Woche zu vergessen trachtete, aber unablässig davon sprach, tändelte das Geschlecht der Eroberer: Junge Kaufleute im neuesten Schnitt der Mode, Kavaliere von zielbewußter Wirkung, Offiziere im Zivil, dazwischen halbwüchsige Jünglinge, „Schnösels“, wie der Volksmund sie nannte, mit auffallenden Krawatten und ausgeschnittenen Halbschuhen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.**
mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(3. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Aber sie verstanden sich auch ohne Worte. Charlott' seufzte und strich mit der Hand die kleine Decke glatt, die zwecklos mitten auf der blankpolierten Tischplatte lag.

Terfalt stand auf. In ihre Annäherung war wieder ein Stillstand gekommen, heraufbeschworen durch die Gedanken an ihren Mann. „Willst du nicht zu Tisch bleiben?" fragte sie müde. „Die Kinder würden sich so freuen."

„Nein, danke, ich bin versagt. Da —" er zog seine Brieftasche, „da sind hundert Mark, gib jedem zwanzig — obgleich Malte — das ist eigentlich zu viel für ihn: fünfzig Mark an einem Tage."

„Du kannst doch Malte nicht auslassen."

„Gut, gut! Wie du meinst. Aber bewahr' du es für ihn auf."

Sie nickte, aber sie würde es doch nicht tun. Sie sah schon wieder aus, als hätte er ihr und den Kindern das bißchen Freude vergällt, das ihnen der Hundertmarkschein bringen sollte. Es war nun einmal so mit ihnen: er konnte nicht ohne Ermahnung und gute Lehren geben, sie nicht ohne Empfindelei annehmen.

„Also lebe wohl, Charlott'! Auf Wiedersehen, so Gott will!" Er bückte sich rasch nieder und küßte sie. Das hatte er seit Jahren nicht getan.

„Mein Gott, wie du feierlich bist, Hugo! Und kommst so oft durch Berlin. Besuch' mich doch häufiger oder telegraphiere mir, wo ich dich treffen kann — ich geh' ja so gern mal des Abends aus." Da strich er ihr über die Wangen. In der Beziehung hatte er sie wirklich vernachlässigt. Aber wenn er jetzt in Berlin war, nahm nur eine seine Zeit und die Gedanken in Anspruch.

„Du sollst ja jetzt so befreundet sein mit den Woltershausens", sagte sie, während sie ihn in den Korridor hinausbegleitete. „Exzellenz von Weber erzählte es neulich bei den Felsens. Die sind aus unserm alten Regiment."

„Regimentsfamilien klatschen immer", unterbrach er sie heftig, als habe sie ihm Unangenehmes wiederholt.

„Das ist doch kein Klatsch, Hugo, nur eine Tatsache. Denn Oberst Hilmers hat dich doch auch dort getroffen. Und da Woltershausen dein Crew-Kamerad ist —"

„Na also! Was gibt's da zu erstaunen?" Er hielt den Hut in der Hand und studierte das Monogramm im Futter.

Hans Herrmann: **Mann mit Pelzmütze** (1878).

Digitized by Google

„Wir halten doch alle sehr zusammen. Nochmals, leb' wohl, Charlott', — viele Grüße an die Kinder."

„Viele Grüße an Christa, Hugo."

Ihr fiel ein, daß sie nicht einmal gefragt habe, wo ihre Schwägerin denn sei, wenn nicht auf Grünholz. Hugo hatte nichts davon erzählt. Merkwürdig, immer war was Geheimnisvolles um die beiden her, nie wußte man, wo sie zur Zeit steckten: ob auf dem Gute oder in irgendeinem eleganten Kurort. Diese Christa, die hatte es gut! Und warum eigentlich? Nur weil sie es verstanden hatte, sich den Mann festzuhalten, der für sie Laufbahn und Ehre opfern mußte. Wie Hugo das betonte: „Wir halten natürlich alle zusammen — wir von derselben Crew." Und dabei hatten diese Woltershausens, weil sie so reich waren, daß sie sich eben alles erlauben konnten, als einzige, als allereinzige, ihm wieder ihr Haus geöffnet. Wahrscheinlich war das Gerede also doch wahr, daß Ilse Elfort eine Zuneigung für Hugo habe — sie hatte zu genau verstanden, was die Bemerkungen über seinen Verkehr bei den Woltershausens bedeuten sollten. Sie war ja in den Kreisen großgeworden, wo man in Anspielungen Geheimnisse preisgibt und anderen stets die eigenen Taten zutraut. Christa wäre die Niederlage und Entthronung zu gönnen. Und wenn ein Mann erst andere Eigenschaften an seiner Frau laut rühmt, wie Hugo heute Christas landwirtschaftliche Befähigungen, so hat er über ihre Reize und ihre Liebe gewöhnlich das Buch geschlossen. Sein schlechtes Gewissen zwingt ihn dann zu besonderer Hochachtung vor ihren Tugenden. Charlott' von Brassert kannte die Männer — aber sie kennen hieß leider noch nicht: sie beherrschen!

Inzwischen war Terfalt in ein Auto gestiegen. Glücklicherweise ging die Untergrundbahn noch nicht zur Grunewald-Kolonie hinaus, die Elektrische existierte nicht für ihn, und von der Eisenbahnstation aus war es zu weit, bis zu Woltershausens zu gehen. Er begriff nicht, weshalb er sich das alles klarmachte — es sah beinahe wie eine Selbstverteidigung darüber aus, daß er nicht schnell genug zu ihnen hinauskommen konnte. Und doch, mit doppelt wachen Sinnen nahm er auf, was sich ihm auf der Fahrt an Schönem bot: die hübschen, eleganten Villen und Landhäuser in ihren gepflegten Gärten, die alle etwas Sonntäglich-Feierliches hatten, und deren Pracht scheinbar nie von Kinderhänden und -füßen gefährdet wurde; die sich zu dichten Lauben wölbenden Baumkronen der Nebenstraßen; in die sein Blick im Vorüberfliegen tauchte; diese kostbare Ruhe, die wie etwas Greifbares über der ganzen Ansiedelung lagerte und aus dem Wunsch und Willen der Besitzer herauswuchs, alles, was nur an Unrast oder Geldverdienen oder pulsierende Entwicklung erinnerte, von sich fernzuhalten.

Einmal, dachte er, später, wenn alles vorüber ist, und wenn auch ich ruhig geworden bin, dann möchte ich hier wohnen. Da schob er seinen Vorstellungen einen Riegel vor: daß es neben Christa sein müsse, davon wollte er jetzt nichts wissen.

Das Auto hielt. Während der Chauffeur ihm den Preis der Fahrt nannte und er in die Tasche griff, suchten seine Augen, ob sie niemand im Garten entdecken könnten. Aber es war doch Mittagszeit und viel zu heiß — wie durfte er da erwarten — —

Eilig schritt er den Hauptweg entlang, der zum säulengetragenen Portal führte. „Terfalt", rief es hinter ihm.

Er flog herum bei dieser Stimme — und dann vorwärts wie ein Junge, quer über den Rasen fort, auf die weiße Gestalt zu, die im Schatten der Pergola stand. Ilse lachte, als er ihre Hand küßte. Dann sagte sie heiter-vorwurfsvoll: „Nur gut, daß Wilhelm Sie nicht gesehen hat — oder gar der Obergärtner, der Rasen ist ihnen etwas Heiliges und nur um seiner selbst willen da — nur wenn sie beide in ungefährlicher Ferne sind, wage ich es, die Kinder auf ihn zu setzen."

„Mit dem Gärtner nehme ich's auf — diese Schonung ist ein lächerliches Vorurteil. Und Willem, ja, wo ist der überhaupt?"

„In der Stadt. Im Bureau." Sie machte ernsthafte Augen. „Kennen Sie denn seinen neuesten Ehrgeiz noch nicht? Papa hat ihm eine Art von Vertretung übergeben müssen — er will durchaus arbeiten — Gott, wenn ich nur wüßte, weshalb! Es wäre schon viel gescheiter, sie ließen mich dort sitzen — ich bin zwischen Stahl und Eisen großgeworden."

„Auf Willems Erfolge setzen Sie also keine großen Hoffnungen? Das ist aber bedauerlich!"

„Pfui", sagte sie und stimmte doch mit in sein Lachen ein. „Sie sollten sich schämen! Und seinen guten Willen anerkennen. Noch dazu, weil Sie schuld an diesem plötzlich erwachten Tatendrang sind."

„Ich?"

„Wer denn sonst? Sobald Sie kommen, erzählen Sie von tausend neuen Sachen und Plänen und Geschäften, in die Sie sich haben hineinziehen lassen. Ich bewundere das an Ihnen, vielleicht, weil Ihre Lebendigkeit und Unternehmungslust meinen eigenen, von der Ehe unterdrückten Anlagen entsprechen — für mich gab's ja nichts Schöneres, als mit Papa über Geschäftliches zu reden — und nun hat der gute, liebe Willem gedacht, weil Sie mir imponieren, muß er das auch versuchen. Dabei ist das ganz unnötig, denn ich liebe ihn so, wie er ist und — —"

„Und?" forschte er nach einer Weile ruhig, als sie sehr kurz abgebrochen hatte.

„— und weil er der erste, einzige Mann war und ist, der mir so gefiel, daß ich ihn gleich heiraten wollte."

„Das täten Sie auch heute wieder", sagte er, als vollende er nur ihren Satz.

„Selbstverständlich! Er ist der beste, vornehmste Mann, den ich kenne."

Charlott' von Brassert würde vielleicht, wenn sie diese Worte gehört hätte, einen ähnlichen Schluß daraus gezogen haben wie heute morgen aus Terfalts Lob über Christa. Aber Hugos menschenkundige und doch weltunerfahrene Schwester war ihm nicht hilfreich zur Seite, und so fragte er nur etwas ungeschickt:

„Haben Sie denn gar so viele Männer richtig kennengelernt vor Ihrer Ehe, Ilse? Kann ein Mädchen die beurteilen, die ihr den Hof machen und sie heiraten wollen?"

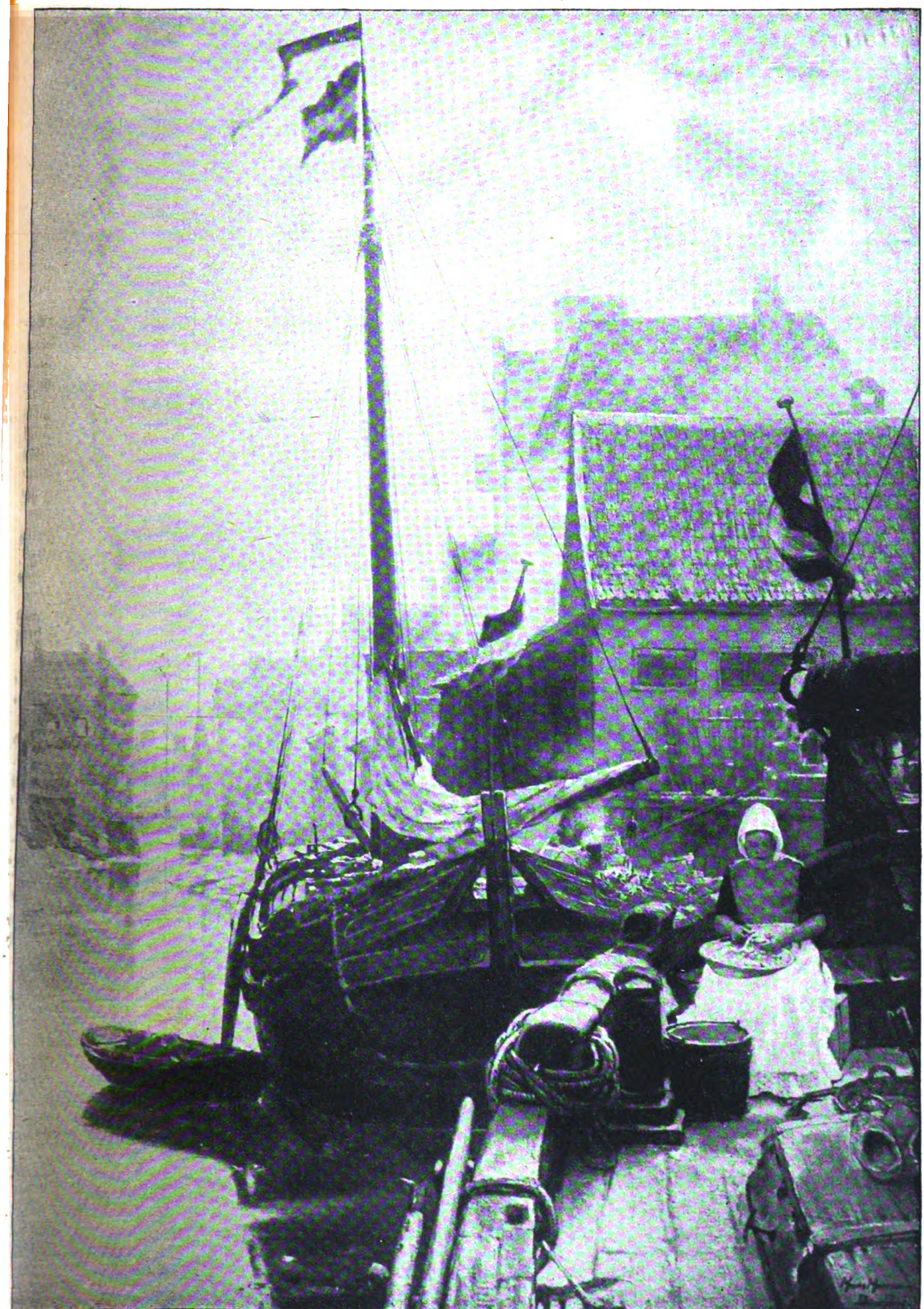
„Das ist es ja eben", rief sie voll Überzeugung aus. „Es ist so schwer, furchtbar schwer — besonders wenn man die Tochter eines so reichen Vaters ist! Da gab es eben nichts anderes, als absolut seinem Instinkt zu folgen, und der sagte mir: Willem Woltershausen ist der Beste — der will nicht dein Geld, der will dich."

Woltershausen, der in ewigen Geldsorgen gesessen hatte, den Ilsendorf mit über Wasser hielt, ihre ganze Dienstzeit hindurch und auch später, nachdem sie beide den Abschied genommen hatten — Ilsendorf, weil er amtsmüde geworden war, Woltershausen, weil er sich doch nicht länger halten konnte — blitzschnell durchflogen diese Vorstellungen Terfalts Gehirn. Dann bat er dem Freund im Herzen den Verrat ab: nein, diese Frau heiratete man nicht, weil sie unermeßliche Reichtümer besaß — die gab mit sich selbst den größten Schatz der Erde fort.

„Willem hat eine gute Chance gehabt", er blieb eisern ruhig. — „Wie aber, wenn nun ich Ihnen begegnet wäre? — Was hätte Ihr Instinkt Ihnen dann geraten?"

Sie lachte auf. Herzlich und harmlos. „Darauf — nein, darauf bin ich noch nie gekommen! Aber bei Ihnen —" sie sann einen Moment vor sich hin, dann blickte sie zu ihm auf. Er saß ein paar Schritte von ihr auf dem Tischrand, sie in einem der weißen Lackstühle, die zu einer Gruppe im schattigsten Teil der Pergola zusammengestellt waren. „Ob ich Sie — das weiß ich nicht! Aber das eine weiß ich genau: ich wäre Ihnen viel zu einfach gewesen, zu unkompliziert — und eine Heirat mit

Digitized by Google



Hans Herrmann: **Kanal in Vlissingen** (1884).

Digitized by Google

mir Ihnen viel zu unromantisch. Hingehen, um ein Mädchen anhalten, es heiraten — das paßt nicht zu Ihrer abenteuerlichen Natur. Sie mußten sich Ihre Frau erobern, tausend Hindernisse aus dem Weg räumen, um sie kämpfen, Ihr Leben und Ihre Ehre riskieren — nicht wahr, so mußte es sein?"

Er schüttelte den Kopf. Nun war ihm wirklich, als spräche er von einer unpersönlichen Angelegenheit, so weit hatte er sich innerlich ihrer Harmlosigkeit gegenüber gebracht.

„Sie tun gerade, Ilse, als hätte ich mir mein Schicksal selbst geschmiedet. Und ich bin nur gehämmert worden, wie wir alle. Eines Tages war es so und nahm seinen Lauf — wenn die Dinge ihren Höhepunkt erreicht haben und sich abzurollen beginnen, reißen sie uns mit sich fort. Ob ich abenteuern wollte, wie Sie das nennen, danach bin ich gar nicht gefragt worden. Ich liebte Christa und sie mich — und nie hätte ich sie im Stich gelassen."

„Also," sagte sie, als zöge sie das Fazit ihrer Behauptungen, „es mußte alles geschehen, wie es geschah. Aber, glauben Sie mir, jeder formt die Dinge ein wenig nach sich — mag er sich auch einbilden, sie seien stärker als er. Der Nüchterne, Einfache geht Verwicklungen aus dem Wege — der Mutige, Wagelustige sucht sie auf."

„Und Sie wollten immer nur eine stille Schattenpflanze aus dem Walde, die Sie, frei nach Goethe, mit allen Würzlein ausgegraben und neben sich eingepflanzt haben! Sonderbar! Bei Ihnen hätte ich mir ebensogut vorstellen können, daß Sie um Ihr Glück gekämpft hätten."

Sie zuckte die Achseln. „Die ruhige Selbstverständlichkeit muß doch das Richtige für mich gewesen sein."

Er schwieg. Vom Gartentor her hörte man das Vorfahren eines Autos.

„Willem kommt", sagte Ilse.

Aber sie blieben beide sitzen. Ihr Gespräch schien ihnen noch nicht beendet zu sein. Frau von Woltershausen rief ihren Mann an, wie vorhin Terfalt, als seine Gestalt auf dem gelben Sand des breiten Weges sichtbar wurde.

„Er läuft nicht wie Sie über den Rasen," meinte sie lächelnd, „er ist vernünftiger."

„Oder auch: Besitz macht ruhig", stieß er hervor. „Zwar ein Wort, das ich wegen seiner Unerbittlichkeit hasse, aber —"

„Da bist du ja schon", sagte Woltershausen herzlich. — „Aber, Kinder, hier in der Hitze haltet ihr es aus?"

„Die haben wir nicht empfunden, nicht wahr, Terfalt? Denk mal, wir haben ernsthafte Gespräche geführt, er und ich. Das kommt nicht oft vor."

„Aber ich bitte Sie!" Er war ganz betroffen. „Wir reden doch immer vernünftig miteinander —"

„Sie, wieder nur Sie! Ich darf nur zuhören, Willem eigentlich auch nur —"

„Na, na," warf jetzt ihr Mann belustigt ein, „du sprichst dir und mir ja in einem Atem Geist, Humor und Beredsamkeit ab — und ich finde, daß wenigstens ich nicht an ihnen arm bin. Was dich anbelangt, freilich —"

Sie schlug neckend nach ihm. „Wenn wir uns mit Terfalt vergleichen," begann sie aber sofort wieder, während sie zwischen den beiden Herren dem Hause zuwanderte, „sind wir aber auch darin nur Waisenkinder — ebenso wie im Erleben! Er immer unterwegs, Neues sehend und erfassend, und wir — —" sie brach ab, blieb stehen und fragte fröhlich: „Ja, was verschafft uns eigentlich heute die Ehre, Terfalt?! Ihre Depesche gestern klang so wichtig —"

„— Und Ihre Antwort so geheimnisvoll —"

„Meine — ?! Aber die war doch die simpelste der Welt: ‚Willkommen — Ilse!' Aber sehen Sie: wenn etwas einfach ist, so machen Sie sich etwas Mystisches daraus zurecht, etwas mit einem Unterton — sagt' ich es nicht: so sind Sie!"

„Ich gebe zu, daß ich mich diesmal in irgend 'was hineingedacht habe — es lag wohl an meiner Stimmung und —"

„Also: weshalb sind Sie hier? Wie lange bleiben Sie? Und wo ist Christa?

„Kinder," sagte Woltershausen, „ihr seid zwei komische Leut'. Das fragt man sich alles in den ersten zwei Minuten der Begegnung, das ist sogenannte gesellschaftliche Erziehung —"

„Die haben wir beide untereinander nicht nötig", übermütig schob sie ihre Hand unter Terfalts Arm. Er rührte sich nicht und fühlte doch ihre Nähe heiß und mit allen Sinnen.

„Christa ist in München. Ich habe sie Winter anvertraut."

Nun blieb Woltershausen stehen und lachte: „Winter —? Den hast du aufgespürt und dir dienstbar machen können? Nein, du bist doch großartig, du — die abgeseimtesten Junggesellen richtest du dir ab."

„Wer und was ist Winter?" fragte Ilse. „Immer werft ihr Namen auf, an die sich für euch gleich eine Kette von Vorstellungen knüpft — und ich bleibe draußen stehen und langweile mich."

„Winter würde dich nicht langweilen! Ein Crew-Kamerad von uns und ein Typ für sich —"

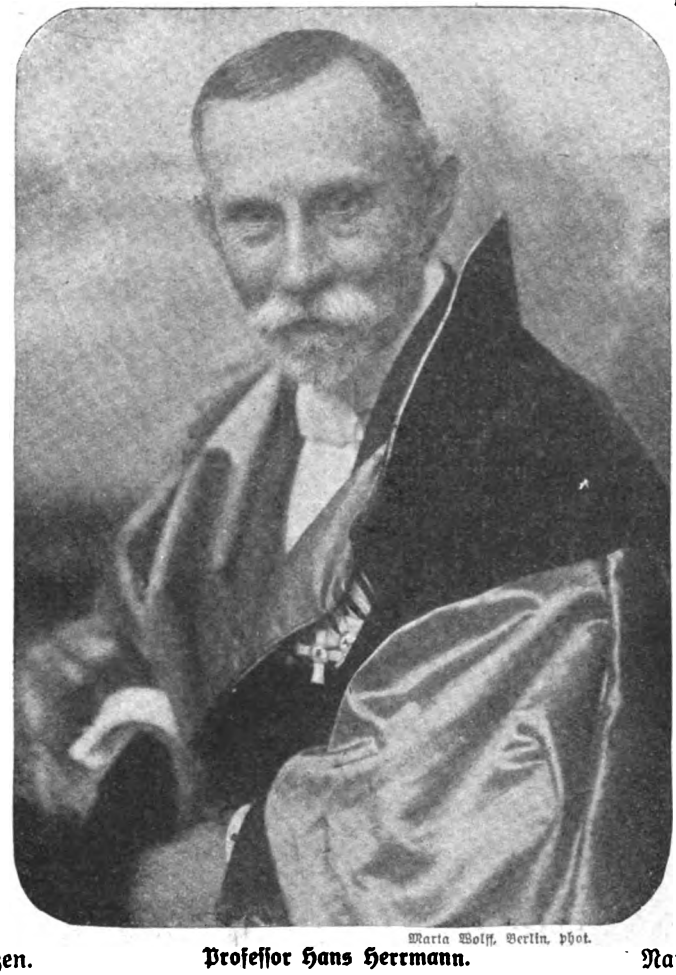
„Bewahre! Der herkömmliche, reiche, nichtstuende Junggeselle, der nur in Künsten und Schöngeistigkeit dilettiert. Sein Beruf war ihm immer nur Nebensache, denn sein eigentlicher Beruf ist eben das Nichtstun. Das habe ich allerdings selten jemand so überzeugungsvoll ausführen sehen —"

„Du brichst schnell den Stab über sogenannte Nichtstuer. Daß man immer und ewig arbeiten muß, sein ganzes Leben lang, bis zu seinem seligen Tod, das ist ein speziell deutsches, von unsern Nachbarn stark verhöhntes Prinzip."

„Unseren Nachbarn ist unsere Arbeit unbequem, und eines Tages wird sie ihnen gefährlich sein, auf jedem einzelnen Gebiet. Laß nur gut sein, Willem, wir kommen mit unserer altmodischen Ansicht am weitesten —".

Sie waren beim Plaudern vor einer Terrasse, zu der eine Freitreppe emporführte, stehengeblieben.

(Fortsetzung folgt)



Marta Wolff, Berlin, phot.

Professor Hans Herrmann.

Digitized by Google

Hans Herrmann.

Von Willy Pastor. — Mit einem Porträt und 8 Abbildungen nach Werken des Künstlers (Phot. Herm. Boll, Berlin).

Auf den großen Kunstausstellungen, die wir alljährlich in den großen Städten zu sehen gewohnt sind, gibt es eine Reihe von Stammgästen. Wir begegnen ihnen dort so regelmäßig wie in besuchten Gasthöfen jenen immer wiederkehrenden Erscheinungen ohne die ein richtiger Gasthof überhaupt keiner wäre. Eng beieinander sitzen da Menschen von recht verschiedenem Schlag. Gesichter gibt es unter ihnen, die einen verdrießlich machen können mit ihren ewig gleichen, unveränderlichen Mienen. Dazwischen aber sieht man doch immer wieder irgendeinen alten Herrn von einer so frischen und jugendlichen Art, daß einem etwas fehlen würde, wenn einmal eines Abends sein Platz leer wäre.

Ein solcher jugendlicher Alter in der Stammrunde unserer großen Kunstausstellungen ist der Maler Hans Herrmann. Am 8. März ist er sechzig Jahre alt geworden. Es war ein großes Glückwünschen, nicht nur am Stammtisch, und man hörte wieder einmal die üblichen Festreden, daß der Jubilar von Rechts wegen noch gar nicht Jubilar genannt werden dürfe, daß er vielmehr noch mitten inne stehe in seinen besten Jahren und ein Vorbild sei für die Jugend. Das Merkwürdige war in diesem Falle nur, daß die Festredner wirklich einmal recht hatten, und daß die Runde sich ebensoviel Glück wünschen konnte zu ihrem Stammgast wie der zu ihr. — Alle Welt kennt „sein" Bild. Es spricht von der Wasserkant, und zwar von der holländischen Ecke dort. Gute Landschaftsbilder müssen noch etwas mehr sein als nur eine im engeren Fachsinn gute Malerei. Sie taugen nichts, wenn sie nicht in unserer Brust die alte Romantikerstimmung wachrufen: wer da mitwandern könnte! Es ist wie bei den Wanderliedern selbst.

Hans Herrmann: **Mädchen mit Milchkanne** (Aquarell. 1908).

Wohlgedrechselte Verse und eine sangbare Weise allein schaffen es nicht: das Lied muß einem in die Beine fahren. Und das ist das Entscheidende bei Hans Herrmann, daß er einen mit seiner Kunst wanderfroh machen kann. Man fühlt, daß ihm Holland mehr bedeutet als nur ein brauchbares Modell, nach dem sich gut verkäufliche Bilder herstellen lassen. Dieses Land ist für ihn eine alte Liebe, die so tief in ihm drin sitzt, daß er immer wieder davon sprechen muß. Das läßt „sein" Bild, so wenig verändert es von einem zum andern Mal erscheint, doch immer wieder frisch aussehen und macht einen neugierig, wie sich wohl seine Lebensgeschichte im einzelnen abgespielt haben mag. — Am Anfang steht eine große Überraschung. Wer die Bilder überblickt, die hier aus dem Herrmannschen Werk zusammengestellt sind, mag bei dem ersten wohl denken, dieser „Mann mit Pelzmütze" gehöre gar nicht

Hans Herrmann: **Markt in Freyburg a. U.** (1915).

Digitized by Google

Hans Herrmann: Fischermädchen mit zwei flachen Körben (Skizze)

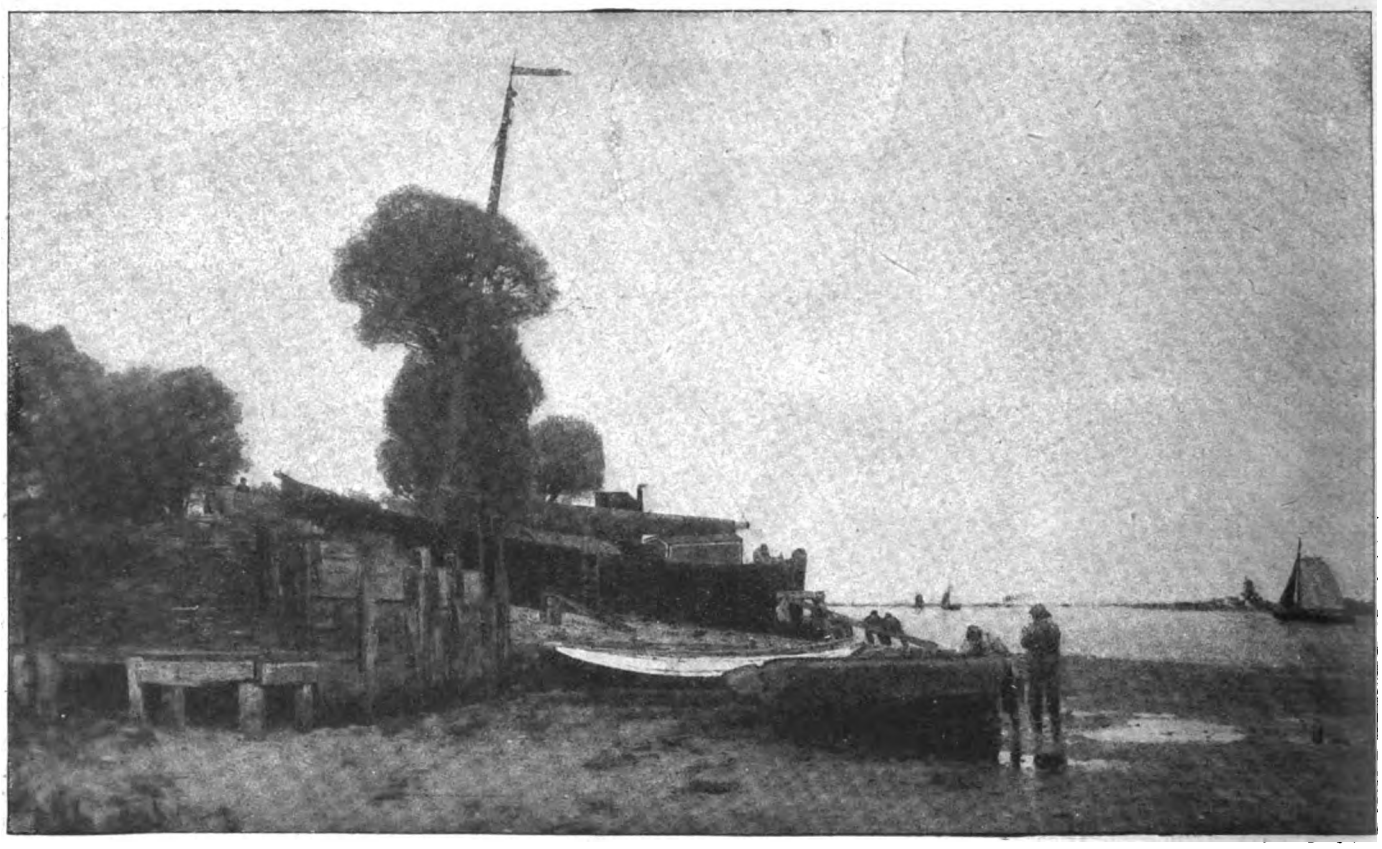
hierher, der müsse von einem anderen stammen. Er ist aber doch von Hans Herrmann, und solcher Charakterköpfe hat er als Zwanzigjähriger eine ganze Reihe gemalt, mit einem Fleiß, als wolle er das ganze Leben bei der Bildnismalerei aushalten. Er ging damals bei Gussow in die Schule, der als einer der besten Lehrer seiner Zeit soviel Zuspruch hatte. Und daß dieser gute Ruf sehr wohl begründet war, zeigt unter vielen anderen auch Hans Herrmann mit seinen frühen, so bestimmt gesehenen und breit hingemalten Charakterköpfen.

Lange freilich hielt er es nicht bei ihm aus. Ende der siebziger Jahre bereits war es ihm klar, daß unter den Figurenmalern nicht seines Bleibens war, daß seine ganze Kraft vielmehr der Landschafterei gehöre. Wie schnell er sich hineinfand in seine eigentliche Arbeit, beweist das fränkische Dorfbild von 1879, das nur um ein Jahr auseinanderliegt von dem erstgenannten Figurenbild und doch in seiner sicheren, nirgends tastenden Art von einem Meister zu sprechen scheint, der alles Suchen längst hinter sich hat.

Düsseldorf hat ihn sich finden lassen. Seit einigen Jahren wirkte dort Eugen Dücker als Lehrer an der Akademie. Zu dem ging er hin, dessen Art, Natur zu sehen, war für ihn wie für die ganze Jugend damals eine Erlösung von einer formelhaft und ausdrucksleer gewordenen Landschafterei. Es ist uns heute schwer verständlich, wie die stille und feine Kunst des gebürtigen Livländers jemals als revolutionär empfunden werden konnte. Aber wenn wir uns erinnern, was verspätete Romantiker gerade in Düsseldorf aus der Natur gemacht hatten, dann begreifen wir doch wohl, daß der Mann von der Ostsee den eingesessenen alten Herren einigermaßen unbehaglich war, und daß er auf die Jugend befreiend und begeisternd wirkte.

Dücker holte sich seine Anregungen am liebsten von den Gestaden der Ostsee, später auch aus der Umgegend Düsseldorfs. Hans Herrmann ging noch einige Schritte weiter. Für ihn, wie für manchen andern aus jener Zeit, war Holland das eigentliche Malerland. Weite Flächen mit dörflich einfachem Gelände und stillen Gewässern, darüber eine stark wasserhaltige Luft, die das Licht dämpfte und Ton in Ton verschmolz: das war die rechte Augenweide für ein malerisches Empfinden, wie es dem jungen Hans Herrmann zu eigen war. Im andächtigen Sichhingeben an diese Natur hat er die Ausdrucksmittel für die zahlreichen Bilder und Studien jener seiner „ersten Zeit" gewonnen, die ihre ganz besonderen Verehrer hat.

Wir bringen als ein kennzeichnendes Werk dieses Zeitabschnittes die „Schiffswerft an der Maas". Eine gewisse



Hans Herrmann: Schiffswerft an der Maas (1881)

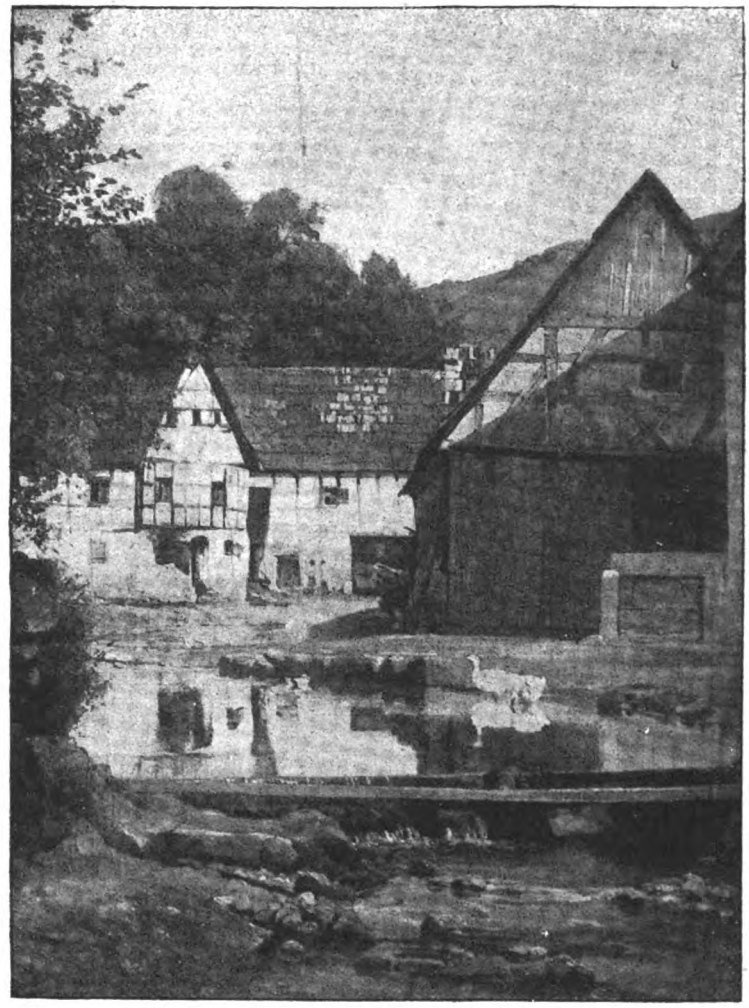
Digitized by Google

Einsamkeitsstimmung liegt trotz der Schiffe und der paar Menschen über dem tonigen und in der Farbe warmen Bilde. Auch Dücker, der wahrlich mehr war als ein bloßer Abschreiber der Natur, bevorzugte solche Stimmungen, die der Blick über das Meer oder die weite Ebene leicht auslöst.

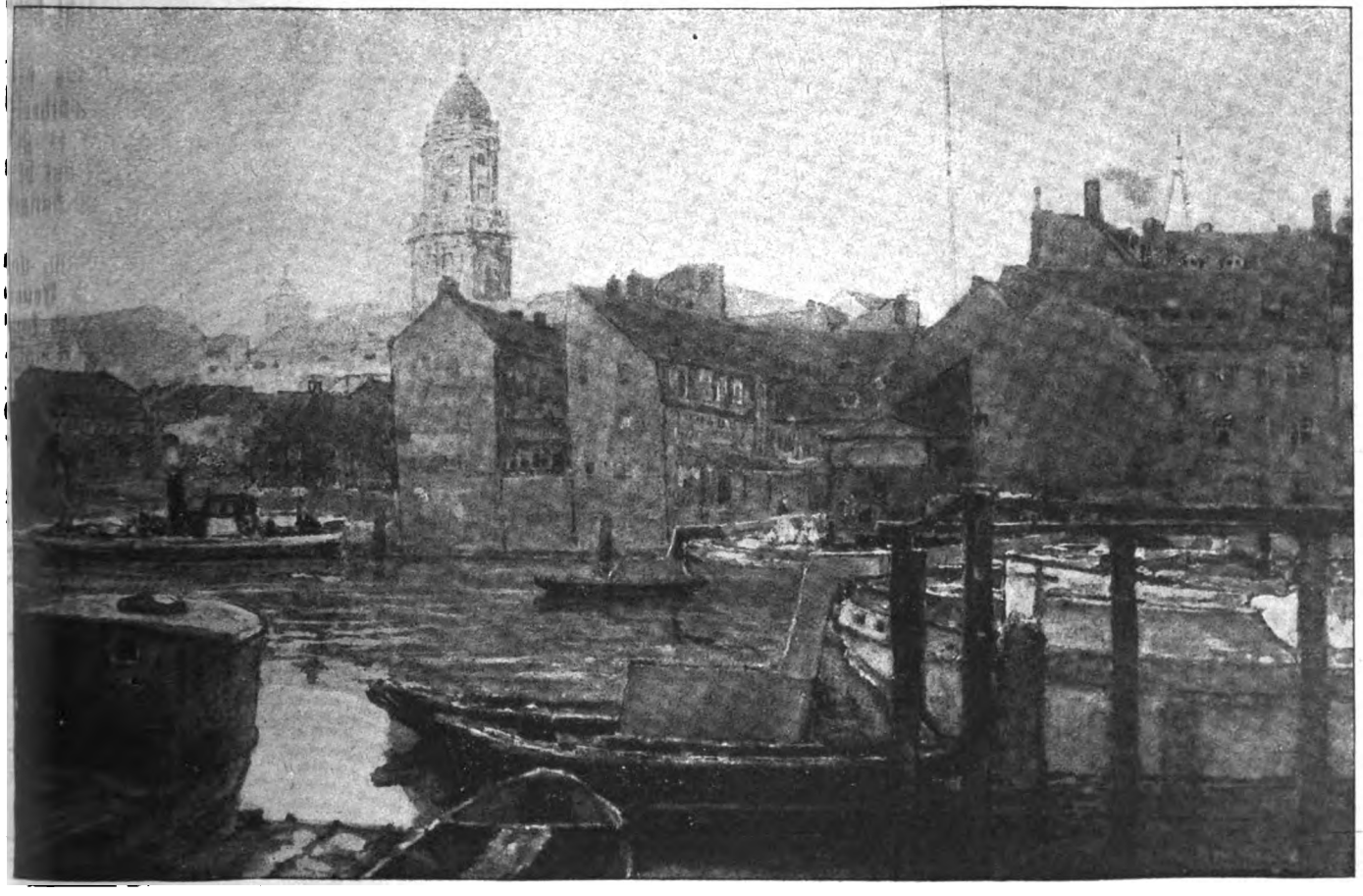
Aber Holland hat noch anderes als nur die weite Einsamkeit seiner niederdeutschen Flachlandschaft. Es hat auch volkreiche Städte mit schmucken Häusern an wohlgepflegten Straßen, mit baumbestandenen Grachten und mit Märkten, die erfüllt sind von frohem Menschenlärm. Auch dafür bekam Herrmann Auge und Verständnis. Er malte es erst ganz wie die stille Landschaft draußen, tonig und mit einem leisen Hauch von Wehmut in der Farbe. Dann aber fand er, daß das wohl doch nicht ganz das Rechte sei. Hier und dort setzte er ein keckeres Weiß ein, flächig erst und nur an wenigen Stellen. Dann wurden die hellen Töne verwegener, leichter und huschender. Auf hundert Einzelheiten wiesen sie hin, im Menschengewühl, an den Häusern, ja selbst an den Wolken. Und alles, was sie zeigten, war freundlich und mitteilsam. Aus den ehedem so stillen Bildern waren gar gesprächige geworden.

Das herrliche Bild vom „Kanal von Vlissingen“ ist eins der ersten, in dem sich Herrmanns neue Art ankündet. Leider kann die Wiedergabe keine Vorstellung vermitteln von der Eigenart der Farbe. In ihr begegnen sich Herrmanns frühere und spätere Weise. Im ganzen hält das Bild auf Ton, und zwar auf jenen vollen und warmen Ton, in dem die Maler so gerne schwelgten, ehe das Freilicht aufkam. Dazwischen aber blitzt es auf in lichten Farben, die von dem breiten Weiß der sitzenden Fischerin gleichsam zusammengehalten werden. Alles ist mehr Vordergrund geworden, große und greifbare Form, und die im Licht sich lösende Häuserflucht führt den Blick doch in die ganze Ferne der niederdeutschen Landschaft.

Eine allgemeine Bemerkung darf hier eingeschaltet werden. Unsere Kunstliebhaber sind bisweilen zum Verzweifeln rechthaberische Entweder-Oder-Menschen. Sie meinen, wenn sie Böcklin lieben, müssen sie Menzel hassen; wer Holbein verehre, müsse spröde tun gegen Dürer. Diese Parteileidenschaft hat ihre Wirkungen bis in das Werk



Hans Herrmann **Fränkisches Dorf** (1879)



Hans Herrmann **Alt-Berlin** (1918)

Digitized by Google

der einzelnen Meister hinein getrieben. Man fühlt sich verpflichtet, den jungen Menzel gegen den alten auszuspielen, zum jungen Thoma ja, zum alten nein zu sagen. Es wäre nicht mit rechten Dingen zugegangen, wenn unter den sehr zahlreichen auf diese Art gespaltenen Gesamtkunstwerken das Herrmannsche verschont geblieben wäre. Wer von den beiden recht hat, der frühere oder der spätere? Es ist doch ganz gut, daß bisweilen in Ausstellungen die beiden angeblich unvereinbaren Gegensätze nebeneinanderstehen und unbefangenen Menschen beweisen, wie wohlgeraten sie jedes in seiner Art sind.

Vier Bilder noch zum Schluß. Zunächst das Aquarell „Mädchen mit Milchkanne" und die Skizze „Fischermädchen mit zwei flachen Körben". Die reine Figurenmalerei seiner Lehrzeit ist Herrmann doch sehr gut bekommen, und ganz aufgegeben hat er sie auch nie. Bei dem Aquarell ist die Landschaft gleichsam nur Beiwerk, bei der Skizze fehlt sie ganz. Aber selbst wenn die bekannte Tracht nicht dawäre, würde man bei dem drallen Mädel, das da mit seinen Körben so fest auf beiden Beinen steht, wohl wissen, wo sie daheim ist. Das ganze Holland ist verdichtet in solch einer einfachen, von Herrmann nur so nebenher entworfenen Gestalt.

Endlich zwei Bilder aus den Kriegsjahren 1915 und 1916: „Markt in Freyburg" und „Alt-Berlin". Die Fahrten nach Holland sind etwas umständlich geworden, und Herrmann, dessen Augen so gerne ins volle Menschenleben sehen, mag sich nicht ganz beschränken auf Erinnerungen. Man wird es ihm besonders danken, daß er unter solchen Umständen nicht wie hundert mehr oder minder berufene andere sich nun einen Paß verschafft und auf Kriegsfahrten geht. Seine Seele ist nun einmal anders abgestimmt, und so bleibt er dort, wo die Sonne über Frieden und Friedenswerk scheint. Und daß er „sein" Bild geben kann auch so, das ist nicht zuletzt ein Beweis von der vollen Lebenskraft des Sechzigjährigen.

Moorbrand.

Von Wilhelm Hochgreve.

In keinem Jahre sonnten sich so viele Kreuzottern zu gleicher Zeit auf den dürren Halmen am Moorgraben wie eben jetzt.

Kein Lufthauch regt sich, die Sonne wirft ihren warmen Schein auf das Moor und saugt die letzte Feuchte aus dem Boden. Ein grüner Raubkäfer, der wie ein Opal schimmert, läuft hurtig über den Wegsand. Dem Brachvogel aber ist es heute zu schwül, denn sein Allo—i ist matter als sonst. Schläfrig hockt auf dem First der Viehhütte der Bussard. Kein Wölkchen trübt das klare Blau des Himmels. Nur ganz hinten, am äußersten Rande des Moores, ist eine leichte graue Wolke sichtbar. Aber sie hängt nicht am Himmel, sie steht auf der Erde, — senkrecht, und wird mählich höher. Ein Köhler wird seinen Meiler angezündet haben, oder der Schäfer macht den Buchweizenbrei warm. Indessen, — die Rauchsäule wird höher und höher und nimmt auch an Umfang zu.

Ich stehe auf einem Sandhügel, in den der Fuchs seinen Bau gegraben hat. Ich sehe mir alle Röhren an und finde vor ihnen viel Losung, Federn, Knochen, eine zerknautschte Blindschleiche. Wie ich wieder aufsehe — heiliger Himmel — aus dem grauen Wolkentürmchen ist eine turmhohe schwarze Rauchsäule geworden, die immer höher, immer schwärzer wird und sich nun auch langsam vorwärtsschiebt. Brennt dort der Wald? Ich renne nach dem nächsten höheren Hügel, der mir bessere Umschau gestattet.

In der großen Kiefernschonung ist der Feuerherd. Ein Glück nenn' ich's, daß kaum ein Windhauch geht. Die ganze, rund 500 Morgen umfassende Schonung würde in kürzester Zeit von den Flammen verschluckt werden. Riesenstrecken des Moores würden unter dem Gluthauch des sich über sie hinwälzenden Feuers ersterben. So aber frißt es sich langsam fort.

Die Ausdehnung des Herdes nimmt trotzdem erschreckend zu; die Rauchsäule klettert in den Himmel.

Fast dreitausend Meter mögen mich von dem Brande trennen, und zudem liegen breite Moorgräben zwischen meinem Hügel und der brennenden Schonung. Was bedeuten auch ein paar Menschenhände gegen den Riesenbrand, der sich dort entwickelt! Soll ich Leute holen? Über eine Stunde Fußwegs bin ich vom nächsten Gehöft, über zwei Stunden vom nächsten Dorf entfernt. Soll ich dorthin eilen, um Feuerlärm zu schlagen? Der Moorbrand kündet sich selbst weithin an. Wenn der Müller aus der Tür seiner Mühle dort auf der Höhe jenseit des Moores schaut, sieht er die Rauchwände, und er wird die Dorfleute in Bewegung bringen.

So sinnend, sitze ich auf meinem Sandhügel. Da — die hohe Rauchsäule knickt mitten ein, dann nach unten, legt sich ganz um und zieht sich lang ins Moor hinein. Wind! Er sitzt dem Qualm im Nacken, drückt ihn auf den Boden und jagt ihn vor sich her. Er peitscht die Flammen auf, daß sie wie närrisch tanzen. Der Qualm erreicht meinen Hügel und treibt mich fort.

Ich versuche der Brandstelle näher zu kommen. Um tausend Meter gelingt es mir, dann gebietet ein breiter Graben meinen Schritten Halt. Ich gehe auf einen Hügel, der weiten Fernblick ermöglicht.

Den vor dem Winde liegenden Teil der Schonung hat inzwischen der Brand verschlungen; heißhungrig wälzt er sich tief ins freie Moor hinein, dessen dürres Kraut ihm schnell zum Fraße wird.

Dunkle Punkte sehe ich hin und her eilen: Rehe, Birkwild und Brachvögel fliehen entsetzt vor dem Verderben, Kiebitzpärchen schaukeln angstkreischend durch die stinkenden Rauchwolken, Vogelklagen, das ich noch nie hörte, hallt aus der stiemigen Luft. Der Moorbrand kennt keine Gnade.

Wohin der Wind will, stürzt der Brand sich vor. Er packt den Riesenwacholder und verwandelt ihn in wenigen Sekunden in ein schwarzstarrendes Gerippe. Überall lecken Flammen fort, um wieder zu verschwinden, unter dem Rauche vorzukriechen und neue Opfer zu suchen. Wo ein breiter Wassergraben dem Brande ein Hindernis entgegenstellt, gibt's ein Hin und Her; da quirlt der Qualm durcheinander, bis der Wind mit schneller Hand Glutstaub aufs andere Ufer wirft, und weiter geht dann die Vernichtung.

Hochauf flackern jetzt die gefräßigen Flammen aus dem Rauche; dem Dierk sein Torfhaufen, den er im nassen Spätherbst nicht mehr abfahren konnte, ist gefaßt. Heute brennt er gut. Auch der Bienenzaun wird verschluckt. Das ganze Moor vor dem Winde ist in Rauch gehüllt, bald dick, bald dünn, das geht danach, was das Feuer gerade vorhat.

Stunden verbringe ich auf meinem Hügel, — einsam, und schaue mit geteilten Empfindungen in das Qualm- und Feuermeer, sehe das geängstete Wild und die Vögel rasen. Ich kann nicht helfen, sowenig wie die paar Männer, deren weiße Hemdsärmel mein Auge dort hinten aufblitzen sieht. Es scheint aber, als wenn der Rauch schwächer wird, — ja, die breite Beeke wird dem Feuer Halt geboten haben. Immer dünner wird der Rauchmantel überm Moor.

Braun und gelb und grün war es, als ich herkam, jetzt starrt es mich schwarz an. Kohlige, schwach glimmende oder nur leicht rauchende Heidestengel ragen auf, Flammen züngeln noch hier und dort empor. Wo aber Torf liegt, kohlt es stärker, und das sind weite Strecken.

Wenn das ausgedörrte Moor brennt, brennen nicht allein Halme und Holz, dann brennt auch der Boden, und wenn Stengel und Äste längst verzehrt oder tot und erkaltet sind, dann glimmt und raucht die torfige Erde noch tagelang, wochenlang, bis sie unter dem ersten starken Regen zischend erlischt. — — —

Traurig zieht der Jäger über den toten Grund. Weite Strecken sind für die Jagd vorerst nutzlos.

Aus dem Schäferkarren aber grinst am Morgen nach dem Brande ein verwittertes, hageres Gesicht: Im nächsten Frühjahr gibt's gute Weide!

Digitized by Google

Die Märchenbrüder.

Novelle von Wilhelm Josef Kaulbach.

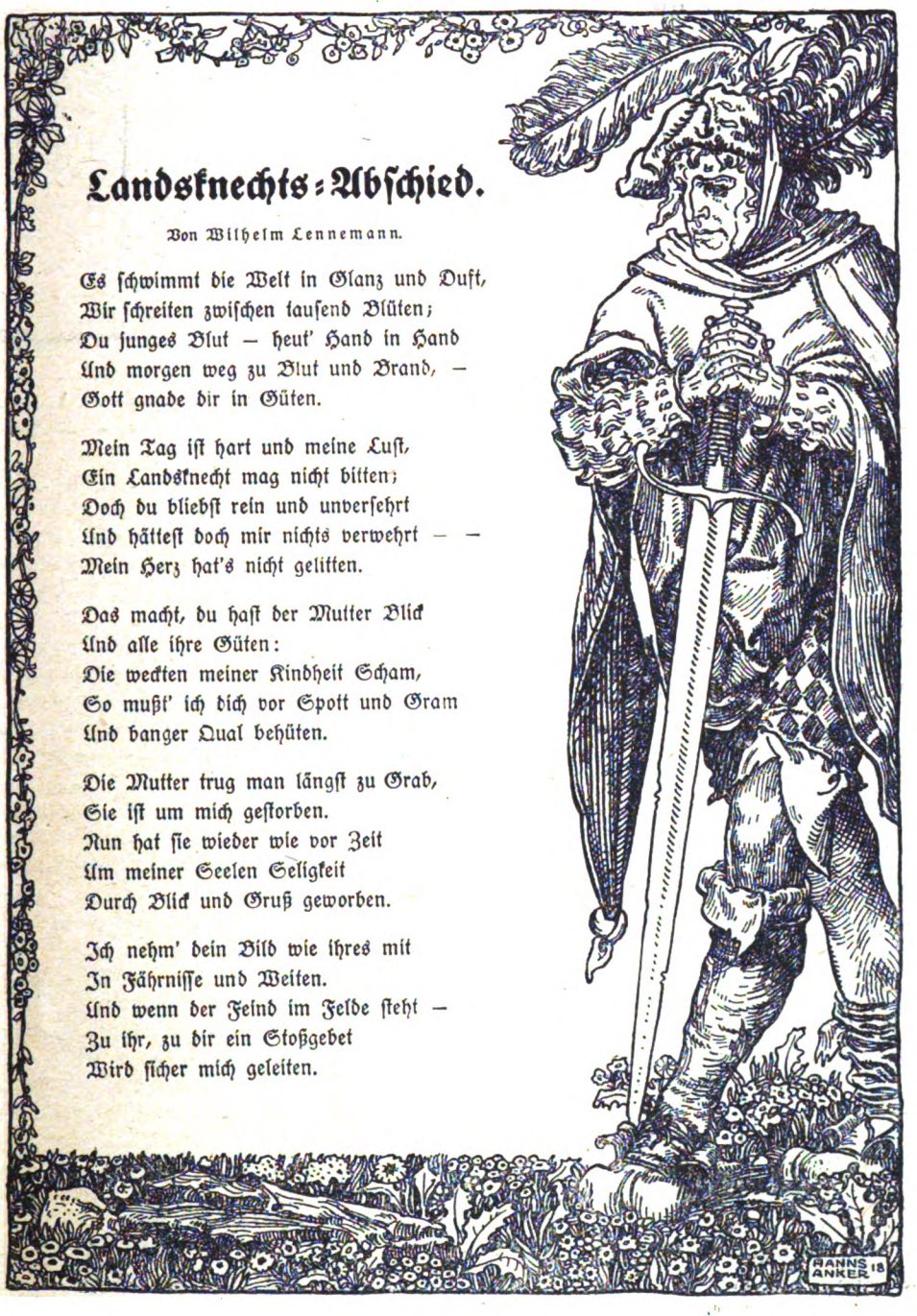
(Fortsetzung.)

Vielerlei Pärchen und Paare, lose und innige, zaghafte und vertraute, fragwürdige und biedere, gingen umher, saßen in einsamen Laubenwinkeln, betrachteten die Wunder der Vergnügungsbuden, die Riesenschaukel, das Lachkabinett, den Zwergprinzen Mirko, oder eilten zur Wasserrutschbahn, um hier, innig umschlungen, den Schauer der jäh abstürzenden Tiefenfahrt ins aufschäumende Wasser zu fühlen, die so wohlig auf schaukelnder Fläche endete. — Aber der Höhepunkt des Nachmittags war doch die Preiskonkurrenz der Frauenschönheit. Man war sich nicht einig, wer gerade diese fünf Damen, die da oben auf der Terrasse des Pavillons gelassen und im Bewußtsein ihrer idealen Unbesiegbarkeit zur Schau standen, für die Wahl im Schönheitspreis erkoren hatte. Da saßen doch an den Familientischen liebliche Töchter der Stadt, die ganz andere Voraussetzungen für ein Parisurteil aufwiesen als jene fünf bemalten Heroinen. — Aber man drängte sich herzu, um prüfend und abwägend seinen Stimmzettel abzugeben. — Die Gebrüder Grimm belustigte das ungewohnte Schauspiel. Aber weniger aus Eifer, sich am Schiedsgericht zu beteiligen, als um in die Nähe eines Tisches zu kommen, woher zwei liebe Augen sie lockten, schoben sie sich durch das Gewühl der Terrasse zu.

Jetzt standen sie an der Stelle, die sie anzog.

Jeder von beiden fand, ohne daß hierüber ein Wort zu verlieren war, hier sei etwas Begehrenswertes für ihn aufgehoben. Und in der Tat, Elsbeth Pinnemann war ein allerliebstes Gebilde mit so schelmisch-sittigen Augen und obendrein zwei zärtlichen Grübchen auf den runden Wangen, daß man über Wilhelms Keckheit nicht einmal zürnen konnte, mit der er die eben erstandene Pfauenfeder schnell um Elsbeths Wangen spielen ließ. Sie war denn auch dem schlanken Fähnrich nicht übel gesinnt und sah mit gesenktem Kopf halb schmollend zu ihm auf. Nur Vater Pinnemann brummte etwas wie „Narrenpossen“ vor sich hin. Als nun aber gar noch auch Jakob sich nicht zurückhielt und einen Veilchenstrauß auf Elsbeths Schoß warf, da war es dem Alten zuviel der Huldigung für sein sittsames Töchterlein. — „Was sollen denn diese Albernheiten?“ begehrte er auf. „Da oben ist die Preiskonkurrenz. Wir sind doch hier nicht im Tingel-Tangel.“ — Jakob beeilte sich, dem erzürnten Herrn, in dessen Ton unverkennbar eine gemütvolle Saite mitschwang, seine spontane Handlung verständlich zu machen. Die Feier der Anmut läge in der Lust, er habe mit seiner Geste nur angedeutet, daß nicht ausgesuchte Schönheit, die prahlend ihren Anblick der Allgemeinheit darbot, den Preis verdiene, sondern die verborgene Lieblichkeit, die still wie das Veilchen — abseits der Konkurrenz — außer Konkurrenz sei.

Pinnemann, dem nichts Menschliches fremd und dem in der Beschaulichkeit seiner Drechslerwerkstatt ein Bild des Lebens aufgegangen war, wie es im harmonischen Zusammenklang in der Tiefe eines lächelnden Verstehens sich nicht jedem offenbart, nahm Gefallen an Jakobs ehrlicher Erklärung, und während Wilhelm sich um Mutters Gunst bewarb, verband den Alten und Jakob vertrauensuchende



Digitized by Google

Zwiesprache — Man schied endlich voneinander mit Händedruck und gegenseitiger Achtung und sagte sogar: „Auf Wiedersehn!“

In der nächsten Zeit war unter den engeren Kameraden der Gebrüder Grimm ein Staunen und Raunen. Die Freunde hielten sich gegen ihre Gewohnheit dem kameradschaftlichen Kreise fern, waren, sobald der Dienst es zuließ, spurlos verschwunden, und niemand erriet, wo sie ihre freie Zeit verbrachten. Man hatte sich zwar längst an ihre absonderlichen Einfälle gewöhnt. Der Märchendichtername, der auch hier aufgetaucht war, gab zu allem Sinn und Erklärung. Aber nur eines Rätsels Lösung war schwierig. Warum lagen täglich auf den Tischen der Stubengenossen allerhand Zigarren- und Zigarettenspitzen als Gaben der Gebrüder Grimm? Es waren schöne, nicht alltägliche Stücke darunter. Man ließ sich's gefallen und nahm das Geschenk als eine Art Trostspende für die Vernachlässigung der Kameradschaft. Aber die häufige Wiederholung ging doch ins Schrullenhafte. Bis ein Findiger auf die rechte Fährte kam.

In der Nähe der Kriegsschule in einer der stillen Seitenstraßen, wo der Lärm des Stadtgetriebes verebbte, wohnte der Drechslermeister Pinnemann, in dessen Laden die Spuren der Geschenke Jakobs und Wilhelms zu finden waren.

Wer mit Empfänglichkeit an dem kleinen Hause vorüberging, fühlte den Gruß der alten biederen Zeit, in der man noch mit Schnallenschuhen und spanischem Rohr gravitätisch einherschritt. Geranien und Gloxinien leuchteten von den Fensterbänken, und ein glückliches Mädchenantlitz schaute bisweilen aus der Blumenfreude hervor.

Den Bewohnern der Kriegsschule war dieser köstliche Schatz des alten Häuschens nicht unbeachtet geblieben, und als es sich traf, daß ein Aufpassen die Gebrüder Grimm im Laden des Hauses verschwinden sah, da war man sich im Kameradenkreise einig, daß der Besuch nicht etwa dem graubärtigen Alten galt, der wie ein listiger Kobold im Halbdunkel seiner Werkstatt hantierte.

Die Lösung traf indessen nicht ganz zu. Jakob und Wilhelm fühlten sich auch von dem alten Rübezahl mächtig angezogen. Seinem Töchterlein galt ihre Neigung, ihm selbst aber ihr Gemüt.

Er war ein Meister des alten Handwerks. In seinen Händen formte sich eine kleine Welt kunstvoller Gebilde: seltsame Pfeifenköpfe, Springer, Läufer, Bauern und Könige des Schachspiels, allerhand wundersame Figuren, deren Werden er mit tiefer Liebe betrachtete. Hier im heimlichen Reiche seiner Geschöpfe verbrachten die Gebrüder Grimm Stunde um Stunde und horchten auf den oft hinter neckischen Wendungen verborgenen Sinn seiner Lebensweisheit.

„Ich weiß ja, ihr Herren Schlingel,“ sagte er einmal, „ich weiß ja, daß ihr in meiner Zauberhöhle fremde Geister seid. Mein Zwergvolk hier ist nur Spielzeug für euch. Ihr sitzt euer Pensum bei mir ab, um mit meinem Aschenbrödel auf ein paar Tuschelworte zusammen zu sein. Aber merkt auf! Ihr zwei selbander werdet meinem Bravschnäbelchen nicht den Kopf verdrehen. Käme einer allein und wollte den Prinzen spielen, der das Aschenbrödel zum Tanze führt —, aber ein Paar solcher Märchenprinzen ist ungefährlich. Mit einem Zweigespann, wie ihr eines seid, mag mein Mädel herumkutschieren, wo und wohin es will.“

Und er litt es, daß sie Elsbeth im heimlichen Dämmer des Waldes spazierenführten, mit ihr auf Fluß und See im Boote ruderten und sie dann und wann unter Mutters Obhut zum Tanz im Bürgerparke trafen.

In Elsbeths Leben aber trugen sie Farbe und Licht.

Sie empfand die Freundschaft, mit der die beiden sie umgaben, wie ein wahrhaftes Märchen, aber sie war sich auch klar, daß dieses einmal klanglos zu Ende ging und dann eben nur als uraltes liebes Märchen aus holder Erinnerung herübergrüßte. Und doch schlich ganz leise ein pochendes Sehnen an ihr Herz, ganz leise und heimlich, das dem einen galt, dem, der ihr beim ersten Begegnen den Veilchenstrauß in den Schoß geworfen hatte.

Als die Kriegsschulzeit zu Ende ging, fragte Wilhelm: „Wie wollen wir es denn dieses Mal mit dem Abschied halten?“

„Wie du willst. Den Abschiedskuß überlasse ich dir.“

„Höre, Jakob. Wir kommen uns immer und immer ins Gehege, und du, das habe ich auch bei Elsbeth wieder bemerkt, bist doch immer der Liebling. Was soll daraus werden, wenn es einmal ernst wird?“

„Unsere Wege müssen sich trennen.“

„Das sagst du so. Aber wir müssen zur List greifen. Einander zuvorkommen, uns umschleichen, überrumpeln. Sonst heiraten wir am Ende noch ein und dasselbe Mädel!“ —

* * *

Zu keiner Zeit war im Offizierkorps des Regiments, bei den Unverheirateten, versteht sich, und unter diesen besonders den Jüngeren, ein so loser Drang, Feste zu feiern, wie seit jenen Tagen, als die neuen Leutnants, die Gebrüder Grimm, den Schauplatz betraten.

An den Kasinoabenden und überall da, wo die beiden sich zeigten, war die Laune losgebunden, kitzelte und wirbelte in Hirn und Nerven die Lust am Spaß, Witz und Humor. Der Übermut war sprungbereit. Sektstimmung lag im Blute. Man ließ den Teufel tanzen und tanzte dabei selbst nach der Flöte der Gebrüder Grimm, alt und jung, wie nach der Pfeife des Rattenfängers.

War es nicht, als ginge von diesen beiden neuen Leutnants ein geheimnisvoller Spuk aus, der sie alle verzauberte?

Selbst die Verheirateten wurden angesteckt, und die Damen des Regiments wetteiferten an geselligen Unternehmungen und bewarben sich um die Gunst des erfindungsreichen Freundespaares, das überall planend und gestaltend mitwirkte und seinen Zauberstab über die Geister schwang.

Der Winter verging in Tanz und Vergnügen. Man konnte von einem genialischen Treiben sprechen, soweit die strenge Zucht militärischer Erziehung nicht die Grenzen steckte.

Der Frühling zog ein mit seinen erhöhten militärischen Forderungen. Und das war gut.

„Ach, ich bin des Treibens müde“, sagte Jakob.

„Katzenjammer?“ fragte Wilhelm.

„Nein, weißt du, an wen ich gedacht habe?“

„Wie kann ich das wissen. Bald war es diese, bald jene, in die du verliebt warst, und die du mir wegzuschnappen versuchtest.“

„An keine von denen. Überhaupt, — dieser Winter. Wenn ich ausrechne, daß sich das im gleichen Kreise Jahr um Jahr wiederholt. Dann das Rekrutendrillen, immer dasselbe, Jahr um Jahr —“

„Um Gottes willen, Jakob. Das ist doch der Katzenjammer, wie er im Buche steht. Hast du vielleicht schon Absichten auf die Kriegsakademie? Oder hast du an den alten Rübezahl und das Aschenbrödel gedacht?“

„Nein. Aber an Irma.“

„Ah, Irma! Die Rose vom Seeschloß. Weißt du was, Jakob, wir werden ihr eine Karte schreiben.“

Und das geschah. In Versen natürlich. Nach einigen Tagen kam ein lieber Gruß an die Gebrüder Grimm zurück.

In den Hochsommertagen straffte sich der Dienst zu äußerster Spannung.

Gegen Ende des Rosenmonats wurde die Kunde einer grauenvollen Tat in die Welt geschleudert. Ein Fürstenpaar, hochgesinnt und liebenswert, war ruchlos ermordet worden, und im Hintergrunde lauerte das Grausen. Es kroch heran, näher und näher. Zweifel und Fragen, ge-

Digitized by Google

heimnisvolles Wissen und geschwätziges Prahlen, helle Zuversicht und sich windendes Zagen, und überall brütende Ungewißheit: Krieg oder nicht.

Da kam die Entladung, die Erlösung, der Jubel. Krieg!

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall."

Aus tausend Herzen brach das Weihelied hervor. Es pflanzte sich fort in der brandenden Menge, im Gewühl der Straßen und Plätze. Überall aus den Fenstern der Häuser drang es heraus, in denen sich Menschen in größerer Zahl zusammenfanden.

Und im Kasino, wo Jakob und Wilhelm im Kreise der Kameraden das letzte Glas vor großen Taten tranken, schwang sich die Siegessicherheit aus den aufgerüttelten Seelen, und „Deutschland, Deutschland über alles" und „Heil dir im Siegerkranz" schwoll zu den Heldenbildern hinauf, die stumm und ernst aus den Rahmen grüßten.

Drängende Tage verrannen, Tage voll Hast und Unruhe, aber planvoll bis zum letzten Zwirn bedachter Arbeit.

Jakob war an Stelle eines schwer erkrankten Kameraden zum Bataillonsadjutanten ausersehen.

„Und was machen wir mit Ihnen, Wilhelm?" fragte der Bataillonskommandeur. „Mir fehlt der Ordonnanzoffizier."

So blieben die Gebrüder Grimm auch in großer Stunde zusammen.

Nun rollte Zug auf Zug in endloser Reihe Tage und Nächte durch das Land, vollbeladen mit kostbarer wehrhafter Fracht. Und an jeden der unzählbaren Züge hing sich Hoffen, Sehnen und Bangen.

Aber denen, die drinnen saßen in den reiser- und blumengeschmückten Wagen, war die Seele weit aufgespannt.

„Ran an den Feind! Feuer auf den Frack!"

Ein Grüßen, ein Winken den wehenden Tüchern nach. Und immer von neuem auf jedem Bahnhofe ein Hurra und Händeschütteln.

Jakob und Wilhelms Fahrt ging in der Richtung nach dem Westen. Von dorther flogen in überraschend schneller Folge die Meldungen der ersten großen Siege. Man fürchtete fast, zu spät zu kommen. „Vielleicht gerade rechtzeitig zum Hurraschreien", meinte Wilhelm.

Wer konnte wissen, wieviel ihnen noch aufgespart war. Wieviel großes Erleben und Heldentum.

Was sonst ein Menschenalter an Erfahrungsreichtum kaum umfaßte, das drängte sich in einem Zeitraum von Monaten zusammen, eine Fülle gewaltiger Eindrücke, höchster Kraftentfaltung inneren Vermögens, Erschütterungen und Erhebungen von unerhörtem Antrieb. Das große Erleben war eine Zeit schneller Reife, ein Wachsen und Sprießen edelster Menschenwerte, eine überreiche Ernte des Lebens wie des Todes.

Und mitten in all der Wucht des Geschehens standen Jakob und Wilhelm, dem Ansturme trotzend und am allgemeinen Schicksal reifend.

Die Wochen unaufhaltsamen Vorwärtsstürmens waren vorüber. Der Krieg hatte Antlitz und Gebärde verändert. Nicht mehr mit keuchendem Atem schnob er wutstampfend voraus. Lauernd und böse saß er hart und fest, wühlte sich ins Erdreich, spie weithin Eisen und Feuer und hauchte ätzenden Giftatem aus.

Der tägliche Wechsel erregender Ereignisse war der Beharrlichkeit gewichen. Man richtete sich in der Gewohnheit des feldgrauen Daseins ein. Die kleinen Freuden und Zierden des Lebens traten wieder in ihre Rechte. Das Heim, das man schmückte, war der Unterstand.

Und in der baumstamm- und brettergefügten Höhlen-

Aug. Rupp, Saarbrücken, phot.

Wenn der Holder blüht.

Digitized by Google

wohnung der Gebrüder Grimm zog der alte Märchengeist wieder ein. In allen Schlachten, die hinter ihnen lagen, waren sie unversehrt geblieben.

Aber ein schmerzliches Ereignis stand ihnen bevor. Es galt, sich voneinander zu trennen. Jakob sollte an die freigewordene Stelle des Regimentsadjutanten treten, und Wilhelm war zum Kompagnieführer in einem von der Division neu aufgestellten Bataillon vorgeschlagen, das für den Osten bestimmt war.

Die Trennung fiel ihnen schwer. Besonders war es Jakob, in dem der Abschied schmerzhaft bohrte.

„Wie finde ich mich ohne dich in der Welt zurecht?" sagte er.

„Nur keine Bange nicht, lieber Jakob. Wer weiß, wozu es gut ist. Jetzt ist ja alles im Fluß, alles Umwälzung. Man wird im Krieg so etwas wie Fatalist. Es kommt alles, wie es kommen muß. Von nun an steht jeder von uns auf seinen eigenen zwei Beinen und nicht mehr auf vieren, wie bisher. Auf sich selber steht er da ganz allein, der Soldat nämlich. Und nun bedenke, jetzt darfst du auch alle die Dornröschen und Aschenbrödel für dich allein nur haben, und ich darf mir ohne Konkurrenz aussuchen, wer mir gewogen ist. Komm, trinken wir einen Kognak, einen gefangenen goldenen Sonnenstrahl. Prosit."

„Ja, man muß ans Heiraten denken. Eine Kriegstrauung. Nicht übel."

„Junge, daran habe ich auch schon gedacht. Aber wenn man zum Krüppel geschossen wird —"

„Man findet schon eine, die auch einen Krüppel nimmt."

Ein scharfes pfeifendes Zischen ging durch die Luft, ein wütender Krach folgte. Noch einer und noch einer.

„Der Franzose schießt Abschiedssalut", sagte Wilhelm.

Die Maschinengewehre setzten ein. Dann wieder und wieder die rücksichtslosen, energisch berstenden Granaten. Das Infanteriefeuer wurde lebhaft.

„Der Franzose will angreifen, scheint es", meinte Jakob.

Er öffnete die Tür und horchte.

Ein klingendes Sausen kam näher und näher, schwoll an zum klagenden Heulen und endete mit einem brüllenden Aufprall voll Haß und Grimm.

„Die Marie auf Socken schießt", sagte Jakob. Das war ein weittragendes Geschütz, dessen Abschuß wegen der Entfernung nicht zu hören war. Das Geschoß schlich hämisch leise heran und war plötzlich da.

Jakob und Wilhelm begaben sich zum Kommandeurunterstand.

Rote Leuchtkugeln stiegen empor. In der Luft war ein Zischen, Brausen und Heulen. Der Erdboden dröhnte. Die Granaten schlugen mit wildem Jubel ein, haushohe Fontänen von Dreck und Eisen emporschleudernd. Dazwischen das Salvengeschnarr des Kleinfeuers, das Plappern der Maschinengewehre.

Über den Gräben leuchteten grüne Raketen auf. Jauchzend sprangen sie empor und verkündeten, das Feuer nach rückwärts zu verlegen: Der Feind verzieht sich.

Der wilde Aufruhr flaute ab. Der Angriff war im Aufspringen erdrosselt. Wohltätige Ruhe und Entspannung lag über dem dunkelnden Gelände.

„Das war ein Witz vom Herrn Franzosen," sagte Wilhelm, „uns zum Abschiedstrunk noch künstlich Durst zu machen."

„Unsere letzte gemeinsame Arbeit. Bleib nur heil, wenn du ohne meine Aufsicht bist."

Später sagte der Bataillonskommandeur, als sie mit einigen Getreuen im Unterstande beim perlenden „Begeisterungs- oder Rührwasser" saßen:

„Jakob und Wilhelm. Klangvolles Namenpaar. — Märchenbrüder! Ihr meint, mit dieser Trennung sei auch das Märchen zu Ende. Hier in unseren Reihen wird es fortleben und treue Verbindung halten mit den Scheidenden, meinen beiden getreuen Eckarts, die immer das Bier in den Krügen gefüllt und das Tischleindeckdich bereithielten, den Wichtelmännchen, die unablässig bei heimlicher Arbeit waren und uns viele schwere Stunden erleichterten. Für euch aber wird das Märchen erst zu Ende sein mit dem Ereignis, das in der Regel das Ende beschließt, wenn der Prinz die Prinzessin heimführt. Ein volles Glas unsern Märchenprinzen und ihren künftigen Prinzessinnen!" —

* * *

In den ersten Wochen nach der Trennung flogen die Nachrichten und Grüße zwischen Osten und Westen ohne Pause her und hin. Wilhelm schrieb von Märschen und Kämpfen. Jakob war mit seinem Regiment an einer „windigen Ecke" eingesetzt und saß im „Schlamassel". Der Feind griff beharrlich an mit immer neuen wuchtigen Massen.

Der Briefverkehr zwischen den Freunden wurde spärlicher und schlief endlich ganz ein.

Auf einem Erkundungsgang, den der Regimentskommandeur in Jakobs Begleitung unternahm, wurden sie von einem feindlichen Feuerüberfall überrascht. Schrapnells platzten dicht über ihnen. Ein Zischen, ein Krachen in der Luft. Jakob knickte ein und fiel zu Boden. Ein Geschoßsplitter hatte seinen rechten Fuß dicht über dem Gelenk getroffen. Der Kommandeur half, den Notverband mit dem Verbandpäckchen anzulegen. Die begleitenden Melder trugen den Verwundeten zum nächsten Verbandplatz. Von dort holte ihn ein Krankenwagen ab.

Jakob hatte viel Blut verloren. Der Schienenverband, den der Bataillonsarzt für den Rücktransport angelegt hatte, war durchgeblutet und mußte im Feldlazarett erneuert werden. Von hier aus wurde Jakob zum Lazarettzug befördert, der ihn der Heimat zuführte.

Der Heimat zu! Er fuhr zwei Tage und zwei Nächte, bequem und behaglich, auf schwebendem Bette liegend, vorüber an weiten friedlichen Feldern, an deutscher Scholle, deutschem Fleiße, vorüber an reinlichen, vertrauten Dörfern, an Wäldern und Flußläufen, an Bergen, Wiesen und Heideland. Nirgends Zerstörung, Rauch und Trümmer. Überall stille, friedliche, fleißige Heimat.

Jakob sprach nicht viel mit den anderen Kameraden, die krank oder verwundet in demselben Wagen fuhren. Seine Gedanken verweilten bei den freundlichen Bildern, welche die vorüberziehende Landschaft in seine Träume wob.

Eine weiche Stimmung kam über ihn, liebkoste ihn wie eine zarte weiße Frauenhand. Sehnsucht war in ihm. Er dachte an Irma, an das Aschenbrödel, träumte von einer gütigen Fee, die ihn pflegte und liebte. Er hatte bisher Leiden und Krankheit nicht gekannt, hatte seit Jahr und Tag das Umfangen zartsorgender Hingabe nicht gefühlt. Eine Mutter, die jetzt mit aller Inbrunst weiblichen Samaritertums um ihn hätte sein können, besaß er nicht mehr. Und als beim Ausladen der Verwundeten auf dem Bahnhofe des Heimatlazaretts eine gütige alte Dame mit dem Ordensbande des Roten Kreuzes einen Rosenstrauch auf seine Trage legte, erfaßte er im Aufquellen heißer Dankbarkeit ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

Im Lazarett bezog er ein schlichtes Zimmer, dessen Raum in strenger Zweckmäßigkeit für ein Krankenbett, einen Kleiderschrank, Tisch, Sessel, zwei Stühle und die Waschgelegenheit ausgemessen war und nur noch so viel Platz hatte, um ärztliche Untersuchungen nicht zu beengen. Die sachgemäße Eintönigkeit der blaugrau gestrichenen Wände unterbrachen ein paar dem Stil einer Krankenanstalt angemessene Bilder. Auf dem Tische stand ein Strauß heiterer Wiesenblumen. Sonst war alles vermieden, was die einschläfernde Ruhe der Kranken zu verwirren geeignet war. Tiefe, kahle Stille.

Die Oberschwester trat ein, eine rundliche milde Dame von zutraulicher, aber wie nach Vorschrift bedachter, ernsthafter Güte. Sie richtete einige Begrüßungsworte an Jakob und munterte ihn auf, Geduld zu haben und auf schnelle Genesung zu hoffen. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Nr. 24 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(4. Fortsetzung.)

„Schscht", machte Ilse jetzt und lauschte. „Richtig, Pauli weint — Pauli ist aufgewacht. Sehr zur Unzeit, denn nun will sein Fräulein auch Mittagessen. Ich lauf mal herauf —" Sie lief die Treppe empor, die Herren folgten langsam. Terfalt erzählte von Winter und der Aufführung des „Parsival", die unter dem grausen Schatten des Mordes von Serajewo gestanden hatte.

„Winter wird die Störung besonders als peinlich für seinen Kunstgenuß empfunden haben", meinte Woltershausen. „Fandest du ihn verändert?"

„Gar nicht. Solch Mensch — in sich abgeklärt, weißt du, wie er sich einbildet, verändert sich in seinem Wesen selten. Ihm wird Christas Gesellschaft sehr wohl tun. Sie wird ihm beweisen, daß es nicht die schlechtesten Charaktere sind, die sich noch für unfertig halten und an sich arbeiten."

„Nun, eines Experimentes wegen wirst du doch nicht die Freundschaft mit ihm erneuert haben —"

Durchs Haustelephon kam Ilses Stimme; ihr Mann nahm den Hörer auf: „Seid ihr da? — Gut! Pauli will Onkel Hugo sehen, er soll heraufkomkommen —"

„Geh nur", sagte der Vater, ein klein wenig gekränkt, daß er übergangen worden war. „Kinder wollen immer etwas Neues — heute bist nun du es mal."

„Danke", antwortete Terfalt lachend.

Dann ging er nach oben. — Ilse hatte ein blondes Geschöpf in einem weißen Nachthemd auf dem Arm.

„Er will nicht schlafen, er hat Ihre Stimme gehört."

„Herrgott, und ich habe ihm nichts mitgebracht! Was hast du für 'n Onkel, Pauli — für Geld ist er wohl noch nicht empfänglich, Ilse?"

„Nein, aber sag: ‚Für Schokolade, Onkel Hugo, und wenn du wiederkommst, vergiß es nicht.'"

„Das Geldalter ist mir bequemer", verteidigte sich Terfalt und strich sachte dem Kleinen die blonden Löckchen ins Genick hinunter. „Er hat Ihre Haare, Ilse, und Ihre Augen — er ist überhaupt vollständig wie Sie —" er bückte sich vor und küßte das Kind auf die Wange. „Ich hab' den Jungen lieb, und ich wollte, es wär' meiner —" — „Ja, schade, daß Christa keine Kinder hat!" — „Die hätte ich nicht so lieb — Ihre Kinder hab' ich lieb!" — Sie sah ihm in die Augen und lachte: „Wenn man Sie nicht kennte, Terfalt! — Das war doch eben beinahe eine Liebeserklärung. Sie sind und bleiben doch ein Seeräuber." — „Ja, das wäre das Rechte für mich: nehmen, was ich will — mit Gewalt — und damit auf und davon gehen in alle Welt —"

Sie trug das

Ein Granattrichter als Badebecken.

Digitized by Google

Kind an das weiße Gitterbett zurück und legte es sanft nieder.

„Nun hübsch schlafen! Bis Fräulein kommt! Damit Onkel Hugo sieht, wie artig du bist!“

Das Kind blieb still liegen und sah ihnen mit großen Augen nach.

„Was wir nicht alles von den kleinen Dingern verlangen“, meinte Terfalt halblaut, als sie die Treppe hinabstiegen. „Viel mehr Beherrschung als von uns selbst: schlafen, wenn man nicht müde ist — warten, wenn man schon ungeduldig geworden ist.“

„Das Ganze nennt sich Erziehung“, sagte sie mit Betonung. „Davon kann ein Mensch nicht genug bekommen.“

Er lachte, damit sie merke, daß er sie verstanden habe.

„Sie unterschätzen mich oft, Ilse. Wenn Sie wüßten, welchen Zwang ich mir beständig auferlege —“

„Noch immer nicht genug“, beharrte sie, hielt zögernd ihren Schritt inne und sagte eilig: „Manchmal kommt es mir vor, als vergäßen Sie überhaupt, daß Sie verheiratet sind. Sie gehen vollständig über Christa fort, Sie sind in Ihrem Wesen gar nicht wie ein Ehemann.“

„Weil ich zeige, daß ich Sie liebe, Ilse?“ fragte er leise.

„Terfalt, Terfalt“, kam es beschwörend von ihren Lippen. „Richten Sie kein neues Unheil an! Sie haben Christas erste Ehe zerstört und sie in den Mund der Leute gebracht — wollen Sie sie von neuem unglücklich machen?“

„Sie würde es nicht mehr sein, wenn ich sie jetzt verließe. Aber es hätte keinen Zweck, nicht wahr?“ Kühn sah er ihr in die Augen.

„Sie Verräter Sie! Gottlob, daß man Sie nicht ernst zu nehmen braucht —“ sie lachte zwar, aber er sah, daß sie tief atmete und um ihre Beherrschung kämpfte.

„Kinder, kommt doch um Gottes willen zu Tisch! Ich falle fast um.“ Woltershausen stand unter der Tür des Eßzimmers und sah zu ihnen empor.

„Ja, du Armer! Verzeih nur, er war wieder so unausstehlich —“ sie deutete mit dem Kopf rückwärts nach Terfalt.

„Das ist gut! Mir wird eine Moralpredigt gehalten, das Sanfteste ist noch, daß sie mich ‚Verräter‘ schilt.“

Ilse drehte sich rasch herum und blickte ihn an: er hatte wirklich den Mut, vor ihrem Mann das zu wiederholen — — sie schüttelte stumm den Kopf.

„Es ist viel zu heiß zum Zanken — mich laßt in Ruh“, bat Woltershausen. Er hatte inzwischen den Straßenrock gegen ein bastseidenes Jackett gewechselt, deutete darauf und fragte Terfalt: „Willst du nicht auch eins?“ Und als dieser nickte: „Dann geschwind — hier, komm in die Garderobe.“

Er half Terfalt beim Umkleiden.

„Das ist vernünftig“, sagte Ilse, die schon am Tisch saß, als die beiden zurückkamen, „Willem weiß immer das Richtige. Dunkle Stoffe machen schon heiß, wenn man sie nur ansieht.“

Sie füllte die Suppe auf, ein Diener trug die Teller herum. Später zerlegte sie den Braten und sorgte dafür, daß die Herren gute Stücke bekamen.

„Ich mag Ihre hausmütterliche Art gern“, sagte Terfalt, unbekümmert um die Anwesenheit des Dieners. „Christa läßt alles vom Haushofmeister besorgen — es ist ja sehr fein, aber unpersönlich.“

Ilse runzelte die Brauen. „Mind the presence of the servants“, meinte sie vorwurfsvoll.

„Aber vorhin haben Sie mich erst ermahnt, an Christa zu denken.“

„Aber nicht, sie zu tadeln.“

„O bitte, ich wollte weder loben noch tadeln. Man kann doch jede Weise der Hausordnung verteidigen, sie ist Geschmacks- und Charaktersache.“

„Ich mache es, wie ich es von zu Hause gewohnt bin, das wird Christa auch tun.“

„Bewahre! Glauben Sie, daß mein Schwiegervater einen Haushofmeister hatte? Der war doch in einem pommerschen Nest Postdirektor — wenn ich Christa ärgern will, sage ich, er habe am Schalter gesessen.“

Ilse räusperte sich unwillig, ihr Mann lachte.

„Nehmen Sie doch ein wenig Rücksicht auf die Dienstboten“, bat die Hausfrau wieder auf Englisch.

„Weshalb nur?“ fragte er mit Unschuldsmiene dagegen. „Ich habe gewiß nichts gegen Christas Vater einzuwenden gehabt, ich kenne ihn gar nicht — er mag ja sehr nett sein.“

„Lebt er denn noch?“

„Natürlich, a. D. in Sachsen. Christa korrespondiert viel mit ihm.“

„Und Sie?“

Er goß sich ein halbes Glas Fachinger ein, sah in das klare Wasser und sagte ruhig: „Ich hasse Familie. Von vornherein habe ich mir ausbedungen, daß ich zu keinerlei Berührung mit ihr gezwungen werde.“

Woltershausen brummte etwas vor sich hin, das fast wie eine Billigung klang. Infolgedessen warf Ilse den Kopf zurück und bemerkte etwas hochmütig: „Es wird wohl auch auf die Familie ankommen —“

„Nein, durchaus nicht!“

„— und zweitens auf die Frau. Ich zum Beispiel hätte mich auf solche unerhörten Bedingungen nie eingelassen, überhaupt, ich möchte den Mann sehen, der es gewagt hätte, mir —“

„Ich zum Beispiel“, warf Terfalt furchtlos ein.

Nun traf ihn solch ein entrüsteter Blick, daß er und Willem laut auflachten.

„Nein,“ sagte Ilse kurz, „es wäre eher zum Weinen! Die arme Christa tut mir von Herzen leid, sie hat ohnehin kein leichtes Leben an Ihrer Seite — und nun auch noch diese Beschränkung —“

„Verzeihung“, unterbrach er sie ruhig. „Das ist ein Irrtum: Christa darf tun und lassen, was sie will, auch zu ihren Verwandten reisen oder sie zu sich bitten, sobald ich fort bin —“

„Welche Kränkung und welche Demütigung für sie!“ —

Ganz betroffen sah er sie an: „Nichts liegt mir ferner! — Und Sie irren sich: auch Christa faßt es gar nicht so auf —“

„Weil sie nicht klagt! Und Sie nicht bittet? Pfui, nein, Terfalt, diese Herzlosigkeit hätte ich Ihnen nie zugetraut.“

Sie hob die Tafel auf. Der Diener trug die Kaffeemaschine in einen Erker des kühleren Wohnzimmers. Da nahmen sie Platz.

„Na, nimm es dir nicht so zu Herzen“, tröstete Woltershausen, dem Terfalts Niedergeschlagenheit leid tat. „Man verdammt andrer Leute Schwächen ja immer leicht —“

Aber Terfalt war mit seinen Gedanken schon weiter: diese Frau würde sich seinen Wünschen oder Befehlen also widersetzt haben — das wäre erst recht ein Kampf gewesen, keiner gegen gesellschaftliche Vorurteile und Gesetze, wie bei dem mit Christa — die sich persönlich in alles gefügt hatte und noch fügte, wie er es bestimmte — nein, mit anderen Waffen würden sie fechten, Schritt für Schritt, um ihre Eigenart und ihren Willen. Wie ihn das lockte! — Ob sie auch harte Sträuße ausgefochten hatten, Willem und sie, ehe sie den Weg zueinander fanden? — Seine Augen gingen zwischen ihnen hin und her. Gedankenlos nahm er die Tasse aus Ilses Hand entgegen. Sie bereitete den Kaffee nach orientalischer Art: jede Portion einzeln in einem Messingkännchen über einer Spiritusflamme.

„Danke, danke“, sagte Woltershausen gutmütig für ihn.

Nein, Willem sah nicht aus, als habe er ihr viel eigenes Wesen entgegengesetzt. —

„Habt ihr eigentlich je Meinungsverschiedenheiten?“ fragte er ohne Übergang.

Sie sahen sich an und brachen in ein harmloses Lachen aus.

„Du bist köstlich, Terfalt! Eine Ehe ohne — die gibt's doch einfach nicht! Oder willst du etwa behaupten, du und Christa —“

Digitized by Google

Ungarische Rinderherde. Nach einem Gemälde von Richard P. Adam.

Digitized by Google

„Wir zanken uns nicht."

„Weil Christa nachgeben muß! Das hat sie mir selbst gesagt. Darum hat sie jeden Widerspruch längst aufgegeben."

Terfalt sah Ilse erstaunt an. „Bewußt, wollen Sie damit sagen, bewußt aufgegeben?" — Sie nickte. — „Ach bewahre! Christa hat gar keine Ansichten, sie ist froh, wenn ich ihr alles vorschreibe und für sie handle."

„Wenn Sie sich nur nicht stark irren, mein Lieber! Christa will Frieden, will Ruhe, aber niemand kennt Sie besser und sieht alle Ihre Handlungen genauer voraus als Ihre Frau. ‚In seiner Unruhe und Versteckheit ist Methode', hat sie mir erklärt. Und sie hätte längst den Schlüssel dazu gefunden und würde durch nichts mehr überrascht." Ilse lachte spöttisch. Es schien, als gönne sie Terfalt diese Niederlage.

„Das bildet sich Christa alles ein", warf Terfalt ein.

„So? Das ließe sich ja leicht einmal feststellen. Weiß sie zum Beispiel, daß Sie in Berlin und bei uns sind —?"

„Ich ändere meinen Reiseplan häufig", gab er ausweichend zurück.

„Sie haben es ihr also nicht gesagt", konstatierte sie. „Wollen wir wetten, daß sie Ihnen nach Berlin schreibt? —"

„Wir schreiben uns nicht oft. Sie wird ihren Brief gleich nach Grünholz richten —"

„Wetten wir, daß Christa Ihnen hierher Nachricht gibt?" Sie hielt ihm die Hand hin. Lächelnd und doch ein wenig ärgerlich schlug er ein.

„Woraus Sie das nur schließen können!"

„Frauen untereinander", sagte sie nur und sah ihn flüchtig an.

„Ja, nur Frauen verstehen sich vollständig — einem Mann gelingt das nie", sagte Willem behaglich. „Ein solch kompliziertes Geschöpf kann nur von einem ähnlich beanlagten erkannt werden. Aber nun sag mal endlich, Terfalt, wenn du nun ohne Christa reist und sie nicht mal ahnt, wo du Station machst: was hast du hier in Berlin zu tun?"

„Viel. Vor allem eine Aussprache mit Charlott. Sie will mit den Kindern während der Ferien fort — und auch wegen später habe ich mit ihr geredet."

„Charlotts Ältester bekommt mal Ihre Güter, nicht wahr?" fragte Ilse.

„Ja leider! Denn ich fürchte, er hat viel Brassertsche Art in sich. Daher habe ich auch meiner Schwester gesagt, daß Christa bis zu Maltes Volljährigkeit, selbst für den Fall, daß sie wieder heiratet, auf Grünholz wohnen und alles verwalten soll. Meine geliebte Schwester war natürlich tief gekränkt — ich weiß wohl, warum: sie würde doch am liebsten alles Karl Brassert in die Hände spielen. Und das fehlte gerade noch — der richtete die ganze Wirtschaft in ein paar Jahren — oder in noch kürzerer Zeit — zugrunde."

„Ist Christa damit einverstanden, daß sie Ihrem Erben quasi als Vormund vor die Nase gesetzt wird?"

„Darnach habe ich sie nicht gefragt."

„Aha! Also wieder eine Vergewaltigung."

„Kinder, Kinder", rief Willem, der sich von Herzen nach seinem Sofa sehnte. „Ihr streitet wieder um des Kaisers Bart. Wahrscheinlich treten doch all die Verhältnisse gar nicht ein, Terfalt ist jung und kräftig."

„Gewiß. Aber man soll beizeiten an alles denken. Und wenn es Krieg gibt —"

Willem lachte.

„— wenn es Krieg gibt", wiederholte Terfalt ruhig, „so trete ich selbstverständlich sofort wieder in die Marine ein. Du doch auch?"

Woltershausen nickte: „Wenn — ja — —"

„Halten Sie denn einen Krieg für möglich, Terfalt?"

„Für sicher, Ilse. Übrigens Winter auch."

„Das ist ja entsetzlich."

„Für euch Frauen, ja. Nach meiner Ansicht hätten wir schon längst losschlagen sollen, schon damals bei der Algecirassache. Das Zukreuzekriechen nutzt uns nichts, an unsere Friedensliebe glaubt niemand, schon nicht wegen der stetig wachsenden Rüstungen —"

„Dasselbe sagt mein Vater", bestätigte Ilse. „Aber ich glaube auch: wir sind auf der Hut — und sie werden sich die Köpfe blutig rennen, wenn sie uns überfallen wollen."

„Malt nichts an die Wand", schalt Willem. „Wer Fabriken sein eigen nennt, die im Bedarfsfall hauptsächlich Munition liefern sollen, muß auch einen Krieg gutheißen, aber — —"

„Pfui", rief Ilse heftig. „Wie kommst du nur zu solchen Verdächtigungen!"

„Gott, Kind," er erhob sich, beugte sich über sie und küßte ihren Scheitel, „ich bin zu müde, um jetzt für oder gegen einen Feldzug zu sein. Ich muß schlafen, Terfalt, verzeih, bleib ruhig sitzen! Soll ich dich nachher im Auto mit zur Stadt nehmen —?"

„Sollte ich noch hier sein, wenn du ausgeschlafen hast, so bitte ich darum."

„Also auf Wiedersehn! Ruh dich später auch aus, Ilse!"

„Soll ich gehen?" fragte Terfalt und machte eine Bewegung, als wolle er aufstehen.

„Bewahre! Ich lege mich ja nie nach Tisch hin, das weiß Willem auch. Es soll nur eine kleine Entschuldigung vor sich selbst sein — dabei ist es doch natürlich, daß die ungewohnte Arbeit ihn ermüdet."

Terfalt antwortete darauf nichts. Er fand Willems Arbeitsfieber zu überflüssig und war auch von vornherein davon überzeugt, daß er doch nicht viel erreichen würde.

„Sie mißtrauen Willems Eifer", meinte Ilse gekränkt.

Er lächelte nur. Wie sie seine Gedanken erriet!

„Vielleicht", sagte er plötzlich und sah sie an, „vielleicht sind wir heute zum letztenmal zusammen, Ilse! Ich habe auf Grünholz noch viel zu tun — für ein richtiges Abschiednehmen findet sich später am Ende keine Zeit mehr — alles, was ich Ihnen zu sagen habe, muß ich heute —"

Sie richtete sich aus ihrer bequemen Stellung empor, als müsse sie auch äußerlich Widerstand zeigen.

„Wenn Sie Willems Schlaf und meine Nachtischfaulheit benutzen wollten, um mir überflüssige Geständnisse zu machen —"

„Ach nein, Ilse," er legte beruhigend die Hand auf ihren Arm, „dazu ist es zu spät! Sie haben mir ja vorhin gesagt mir würde es nichts nützen, wenn ich auch von Christa fortginge —"

„Terfalt", bat sie dringend.

Er nickte. „Das soll jetzt also begraben sein! Aber nehmen wir nun einmal an, die Vorstellung, die mich beherrscht, würde Wirklichkeit: es käme Krieg — und die Welt brennte an allen Ecken und Enden, denn das wird geschehen, und all unsere Einzelschicksale hörten auf, von Bedeutung zu sein — ja, durch Krieg und Not und die Sorge um das Dasein unseres Reiches und Vaterlandes lockerten sich die Bande, die von einem zum andern führen —"

„Leid und Sorge binden, sie lösen nicht —"

„Wer weiß, wer weiß! — Ich denke mir, in solch einer gewaltigen Zeit besänne sich jeder auf sich selbst und würfe das Falsche und Unreine, das ihn hielte und bedrückte, von sich ab —"

„Im Gegenteil: wer hätte dann noch Muße, an sich selbst zu denken! — Alles muß ja gleichgültig sein, der Angst um das Ganze gegenüber!"

Er atmete schneller; immer wieder wich sie ihm aus! — „Ilse," er beugte sich vor und senkte seinen Blick in den ihren, „wenn der Krieg uns freimachte — Sie und mich — auf irgendeine Weise — würden Sie dann zugeben, daß Sie mich lieben?"

Nein, sie wollte nicht! Sie hatte ihren guten Willen gern, sie lebte behaglich mit ihm und den Kindern, diese Mann sollte sie nicht in eine Leidenschaft hineinziehen, die sie unglücklich machen mußte. Sie fürchtete sich davor.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Musik im Felde.

Von Walter Tiedemann. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen (7 von Gebrüder Haeckel, Berlin).

„Musika ist das beste Labsal einem betrübten Menschen", hat Martin Luther in einer seiner Tischreden gesagt. Nun ist der Soldat im Normalzustand allerdings durchaus kein betrübter Mensch, im Gegenteil, aber das Labsal der Musik mag er nicht missen. Sie hilft ihm über so manche Beschwerden hinweg, regelt den Rhythmus des Marsches, feuert die ermatteten Glieder an, reißt auf dem Schlachtfeld zum Kampfe hin und spendet vor allem, wenn der Soldat seinen eigenen Gedanken überlassen ist, dem Gemüt Nahrung.

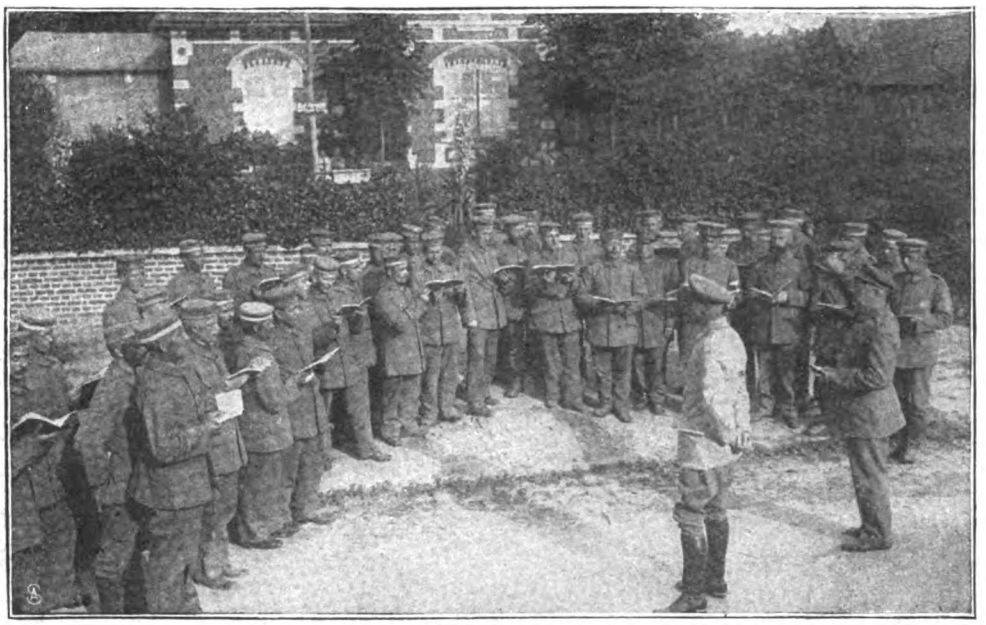
Für wie wichtig die Musik als Begleiterin des kriegerischen Handwerks betrachtet wird, geht daraus hervor, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern Militärmusik gab. Schon die römischen Heereskörper besaßen in ihren Tubabläsern eine bescheidene Art von Militärkapelle, und bei den berühmtesten Söldnertruppen des Mittelalters, den deutschen Landsknechten, gab es bereits richtige Musikkorps mit Trommeln, Pauken, Trompeten und Holzblasinstrumenten. Mit der weiteren Entwicklung des Heereswesens wurde dann auch der Militärmusik immer größere Beachtung gewidmet, und je mehr ihre instrumentale Besetzung an Umfang gewann, desto reicher bildete sich eine eigene, den besonderen Zwecken angepaßte Militärmusik aus. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Militärmusik, die doch etwas Begeisterndes, Hinreißendes haben soll, bei ihrer Hauptbetätigung, das heißt auf dem Marsch und im Feld, mit starken Mitteln zu wirken sucht, daß also den Blech- und Schlaginstrumenten die Hauptrolle zukommt. Am schärfsten äußert sich das in der sogenannten Janitscharenmusik. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die Militärmusiker sich auf gar nichts anderes als „Bumbum und Tschingdara" verstehen. Im Gegenteil, gerade die deutschen Miliärmusiker, ebenso die österreichischen, sind musikalisch so vielseitig gebildet, daß sie auch im Konzertsaal im Symphonieorchester hohen Ansprüchen genügen, und daß es unter ihnen eine erhebliche Anzahl ernststrebender Künstler gibt. Welcher Beliebtheit sich bei uns in der breitesten Öffentlichkeit die Militärmusik dank ihrer strammen Schulung und ihrem umfangreichen Spielplan erfreut, ist ja bekannt.

Gesangverein einer Landwehr-Sanitätskompagnie.

Die Freude an Gesang und Musik liegt dem Deutschen tief im Blut, sie begleitet den Mann im Waffenrock in die Kaserne, ins Feld und auf die blutige Wahlstatt. Fühlt der Soldat sich wohl, dann singt er, so gut oder so schlecht es geht, und ist er abgespannt oder in gedrückter Stimmung, dann braucht nur ein Lied angestimmt zu werden oder ein flotter Marsch zu ertönen, und die Lebensgeister erwachen wieder. Die

Militärkonzert für Mannschaften und Leichtverwundete hinter der Westfront.

Digitized by Google

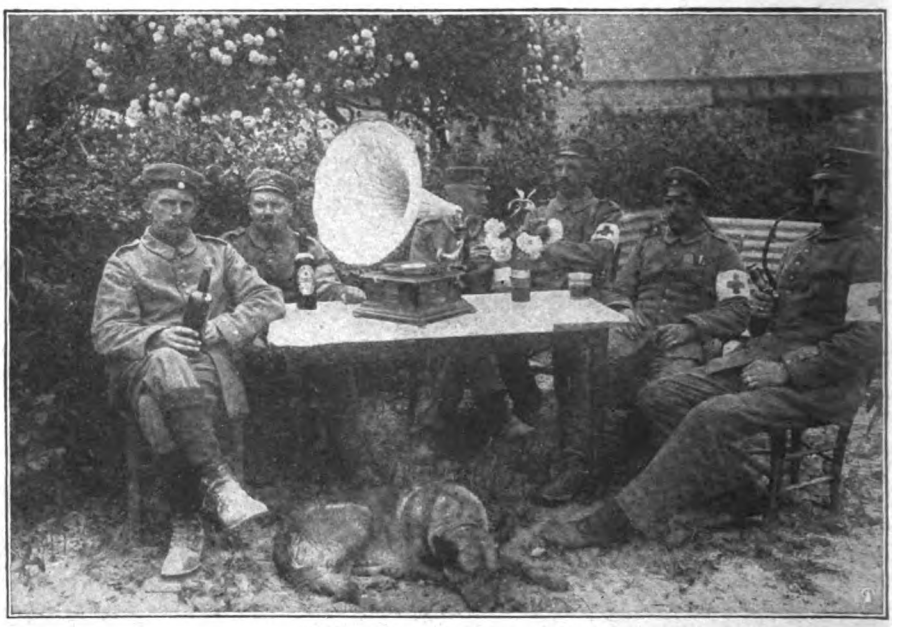


Gesangverein „Feldgrau" bringt dem Herrn Hauptmann ein Ständchen.

den Verfechtern der unverfälschten Reinheit des Volksliedes wider den Strich, aber der Soldat folgt darin seiner eigenen Laune, und häufig sind die von ihm beliebten willkürlichen Veränderungen im Text und Ton nicht ohne originellen Reiz.

Unsere Aufnahmen führen verschiedene Formen der musikalischen Betätigung im Felde vor. Da sehen wir z. B. einen Sanitäter-Gesangverein in voller Ausübung seines friedlichen Nebenberufs. Selbstverständlich gibt es zahllose Gesangvereine an unseren Fronten; man kann darauf wetten, daß im Menschengewühl manches westlichen Lagers das schöne Lied „Ich bin allein auf weiter Flur" ebensogern gesungen wird wie vielleicht in der Syrischen Wüste das nicht minder beliebte „Wer hat dich, du schöner Wald" . . . Dieser Gesangverein hier hat sich ein eigenes schmuckes Chorhäuschen gezimmert, an dem

Musik ist also im Leben des Soldaten von nicht zu unterschätzender psychologischer Bedeutung. Mit Recht wird deshalb bei der Ausbildung der jungen Mannschaften auch der Gesang nicht vernachlässigt; verständnisvolle Vorgesetzte sorgen dafür, daß gute Soldaten- und Volkslieder eingeübt werden und daß die Leute auch die Texte der meistgesungenen Lieder richtig kennen. Leider bringt der großstädtische Nachwuchs eine bedauerliche Vorliebe für platte Gassenhauer und sogenannte Operettenschlager in die Kaserne mit. Die Wandervogelbewegung der neuesten Zeit hat in dieser Hinsicht viel Gutes getan, sie hat wieder die Lust am echten deutschen Volkslied erweckt. Der Soldat singt die schönen alten Verse und Weisen gern, nur bekundet er einen merkwürdigen Hang, sie nach seinem persönlichen Geschmack umzumodeln. Eine besondere Vorliebe zeigt er für Potpourris, indem er die Verse und Melodien verschiedener Lieder zusammenlegt oder solchen Liedern, die ihm zu sentimental sind, plötzlich eine Wendung zum Ironisch-Humoristischen gibt. Das geht



Bei den Klängen des Grammophons.

Aufziehen der Wache in Grodno.

nicht einmal die Lyra am Dachgesims fehlt. Auf dem nächsten Bilde sehen wir, wie Leichtverwundete hinter der Front dem Vortrag einer Militärkapelle lauschen. Das ist ein Genuß, den unsere wackeren Krieger immer mit Freude und Dankbarkeit hinnehmen. Von den Klängen der Musik getragen, fliegen die Gedanken heimwärts zu den Lieben; von den bald heiteren, bald ernsteren Tönen gerührt, wird da manches rauhe Herz wieder weich.

Das dritte Bild zeigt abermals einen sehr stattlichen Mannschafts-Gesangverein, der soeben dabei ist, dem Herrn Hauptmann, vielleicht aus Anlaß seines Geburtstages oder sonst eines festlichen Ereignisses, eine vokale Huldigung darzubringen. Den Kapellen und Chören ist im Grammophon ein kräftiger Nebenbuhler erstanden, und läßt sein Schalltrichter auch nur Surrogatmusik ausströmen, so erfreut er sich doch bei den An-

Digitized by Google

spruchsloseren einer Beliebtheit, die mit der Anzahl der verfügbaren Platten wächst. Weiterhin folgt dann ein Bild aus dem inzwischen glücklich erledigten Osten: das Aufziehen der Wache in Grodno. Die Bevölkerung der besetzten Städte bringt dem kleinen militärischen Schauspiel immer lebhaftes Interesse entgegen, das Elektrisierende der Militärmusik verfehlt nirgends seine Wirkung, am allerwenigsten auf Kinder und junge Mädchen.

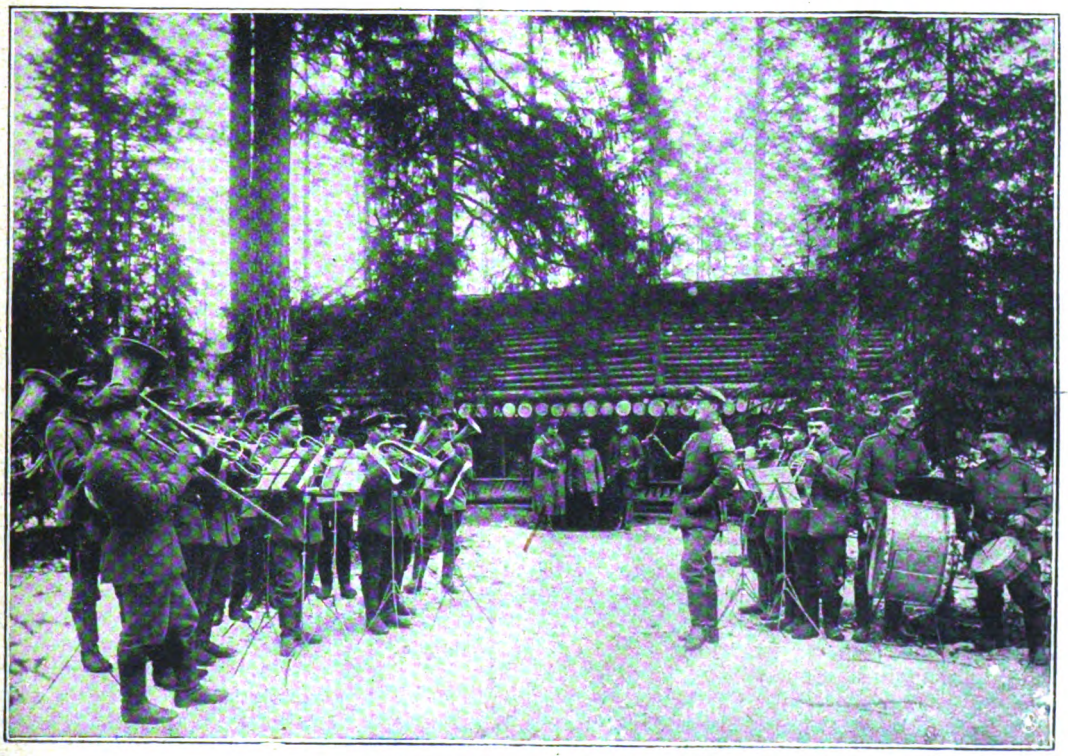
Auf dem nächsten Bilde ist ein Bahnhof der Ort der Handlung; Reservetruppen ziehen davon, und die Militärkapelle gibt ihnen zum Abschied mit ein paar munteren Stücken das Geleit. Dann sehen wir Infanterie auf dem Marsch, die Kapelle voran. Auf langen Märschen oder nach großen

Reservetruppen vor der Abfahrt.

Deutsche Infanterie auf dem Marsch.

Anstrengungen lernt der Soldat die Wohltat der Musik erst so recht kennen und schätzen. Verstaubt und beschmutzt, aufs äußerste ermüdet, voll brennender Sehnsucht nach Quartier und Ruhe, so wälzt sich manch Heerwurm auf endlos scheinenden Chausseen entlang. Den Leuten klebt die Zunge am Gaumen, der Blick hängt starr am Stiefelabsatz des Vordermannes. Längst sind die Gespräche verstummt, sogar den bewährtesten Spaßmachern fällt nichts mehr ein. „Singen!“ heißt es da. Und aus eingerosteten Kehlen erklingt ein Lied. Aber selbst „die Vöglein im Walde“, die „so wunderwunder-schön“ singen, sie wollen heute nicht recht, sie können nicht mehr. Das Lied kommt nur gequält und disharmonisch heraus. Da setzt, trotz eigener Ermüdung, die Kapelle ein. Ein flotter Marsch ertönt — und schon nach wenigen Takten fährt neues Leben in die Glieder, die Füße finden wieder festen Tritt, der Atem geht ruhiger, die Augen blicken geradeaus. Die Musik, das Wunder des Rhythmus, vollbringt die Verwandlung, sie rüttelt die erschlafften Nerven wieder auf.

Wenn es den Soldaten im Felde an Musikinstrumenten fehlt — Kapellen kann es ja an unseren Riesenfronten nicht überall geben —, dann suchen sie sich häufig in ihren Mußestunden das Nötige selbst zu verfertigen. Aus Zigarrenkistenholz, Metallfäden und Darmsaiten werden Geigen konstruiert,



Morgenmusik in einem Waldlager. Hofphot. Kühlewind

Digitized by Google

Die Regimentskapelle im Stahlhelm. Bild- und Film-Amt.

aus Blechgefäßen aller Art entstehen die wunderbarsten Blasinstrumente, aus Fäßchen Trommeln und Pauken, aus Weidenstäbchen Flöten. Der erfinderische Geist des Deutschen, der sich jeder Lage anzupassen weiß, bringt da die ergötzlichsten Improvisationen hervor, und wenn die Musik, die mit solchen behelfsmäßigen Ersatzinstrumenten verübt wird, vielleicht auch mehr laut und eigenartig als schön ist — was tut's? Es ist doch immerhin eine Art Musik, nur darf man nicht so anspruchsvoll sein, von ihr die Klangfülle und den melodischen Reichtum eines philharmonischen Orchesters zu verlangen.

Malaria oder Wechselfieber.

Von Dr. med. Hermann Stres.

Vor Ausbruch des Weltkrieges war die Malaria eine in Deutschland meist unbekannte Krankheit. Wir kannten sie fast nur als eine „Tropenkrankheit", als eine der vielen Gefahren, die unseren Pionieren im Ausland drohte, wir sahen sie daher naturgemäß in unseren Hafenstädten, die den Pulsschlag des überseeischen Verkehrs vermittelten, in größerer Häufigkeit, aber wir waren gewohnt, sie als „interessante Fälle" zu betrachten mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß uns daheim so etwas doch Gott sei Dank nicht passieren könne. Aber der Krieg hat uns, wie in vielem anderen, so auch in dieser Hinsicht darüber belehrt, daß die Zeiten unwiderruflich dahin sind, in denen es uns kühl bis ans Herz hinan lassen konnte, wenn „hinten fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen", und wir wissen heute, daß die Malaria eins von den Danaergeschenken ist, die der Krieg unsern tapferen Feldgrauen im Süden und Osten mit einer leider recht großen Freigebigkeit beschert hat. Es dürfte daher ein kurzer Überblick über das Wesen dieser gefürchteten, aber ihrer besonderen Eigenart wegen auch wieder sehr interessanten Krankheit, über die Art ihrer Verbreitung und die zu ihrer Verhütung getroffenen und zu treffenden Maßnahmen gewiß allgemein interessieren. —

Die Malaria, die in drei verschiedenen Formen vorkommt, besteht in einer Erkrankung des Blutes, hervorgerufen durch den Stich einer mit Malaria infizierten, also selbst an Malaria erkrankten besonderen Stechmückenart. Innerhalb zwei bis drei Wochen nach dem Mückenstich entwickeln sich im Blute des Gestochenen die von Laveran im Jahre 1880 entdeckten Malaria-Erreger so weit, daß der erste Fieberanfall, gewöhnlich unter heftigem Schüttelfrost und Störung des Allgemeinbefindens, auftritt. Diese Fieberanfälle wiederholen sich, falls keine entsprechende Behandlung eintritt, meist mit großer Regelmäßigkeit jeden zweiten oder dritten Tag, in manchen Fällen auch täglich, während in der Zwischenzeit das Wohlbefinden anfangs kaum gestört ist — daher der Name „Wechselfieber", weil Fieberanfälle und Wohlbefinden mit mehr oder weniger großer Regelmäßigkeit wechseln. Eine unmittelbare Ansteckungsgefahr für ihre Umgebung, wie wir sie bei den „ansteckenden" Krankheiten kennen, bilden jedoch diese Malaria-Kranken nicht, d. h. es erfolgt niemals eine Ansteckung von Person zu Person, wie etwa bei der Tuberkulose, bei Scharlach, Diphtherie usw. Die Malaria-Erreger bedürfen nämlich — in ähnlicher Weise wie z. B. der Bandwurm — zu ihrer weiteren Entwicklung eines sogenannten „Zwischenwirtes", d. h. eines anderen Tieres, in welchem ihre geschlechtliche Entwicklung weitererfolgt, und erst von diesem Tier aus (es handelt sich um die bereits oben erwähnte besondere Stechmückenart) erfolgt durch den Stich die Übertragung auf andere Menschen, vorausgesetzt, daß diese Mücke Gelegenheit gehabt hat, vorher an einem Malaria-Kranken Blut zu saugen. Aber nur diejenigen Malaria-Kranken können eine Infektion der Malaria-Mücke und damit indirekt eine weitere Verbreitung der Malaria verursachen, die die sogenannten „Geschlechts-" oder „Dauerformen" im Blute haben, was durchaus nicht bei allen Malaria-Kranken der Fall ist.

Das Auftreten von Malaria bzw. deren weitere Verbreitung ist also an drei Bedingungen geknüpft: 1) es muß die besondere Stechmückenart (Anopheles), die sich von der gewöhnlichen Mücke (Culex), charakteristisch unterscheidet, vorhanden sein, 2) es müssen Malaria-Kranke vorhanden sein, die die „Geschlechts-" oder „Dauerformen" im Blute haben, 3) es muß die für die Entwicklung der Malaria-Erreger in der Mücke notwendige Wärme vorhanden sein. —

Erst neuerdings ist es bei dem allgemeinen Interesse, das die Malaria für uns durch den Weltkrieg gewonnen hat, bekannt geworden, daß die Malaria-Mücke in fast allen Gegenden Deutschlands — wenn auch meist nur spärlich — vorkommt. In Friedenszeiten fehlten aber die Malaria-Kranken, an denen die betreffende Mücke sich infizieren konnte. Das ist durch den Krieg anders geworden; ein großer Teil unserer Feldgrauen im Osten und Süden hat die Malaria am eigenen Leibe kennengelernt. Das radikalste Mittel, ihre Einschleppung in die Heimat zu verhüten, wäre es nun freilich gewesen, wie aus vorstehenden Ausführungen ersichtlich, wenn man alle Malaria-Kranken so lange von der Heimat ferngehalten hätte, bis man ganz sicher gewesen wäre, daß sie keine Dauerformen mehr im Blute beherbergen und also der Malaria-Mücke keine Gelegenheit zur Infektion und Weiterverbreitung der Krankheit hätten geben können. Eine solche Maßnahme war aus leicht verständlichen Gründen aber undurchführbar, und so müssen wir uns wie mit so manchem andern, was uns der Krieg gebracht hat, leider auch damit abfinden,

Digitized by Google

daß durch die Tausende von Urlaubern usw. die Möglichkeit einer Infektion der Malaria-Mücken und damit eine der Hauptbedingungen für die Weiterverbreitung der Krankheit gegeben ist.

Da indessen die Malaria-Mücke in Deutschland, wie bereits hervorgehoben, meist nur spärlich sich findet und außerdem diejenige Außentemperatur, die für die Weiterentwicklung der Malaria-Erreger in der Mücke unbedingt notwendig ist, in unserem Klima nur in wenigen Monaten des Jahres vorhanden ist, so ist daraus schon ersichtlich, daß — wenn wir auch auf vereinzelte Fälle von Malaria in der Bevölkerung gefaßt sein müssen — für eine Epidemie, wie wir sie auf dem Balkan und in den Tropen kennen, bei uns glücklicherweise wesentliche Bedingungen fehlen.

Auch stehen wir der Verbreitung der Malaria keineswegs so machtlos gegenüber, wie es nach obigen Ausführungen scheinen könnte. Zunächst ist durch Einrichtung besonderer Speziallazarette für Malaria-Kranke die denkbar größte Gewähr für sachgemäße Behandlung sowie besonders für rechtzeitige Erkennung und Absonderung derjenigen Kranken gegeben, die für die weitere Verbreitung besonders gefährlich werden könnten. Ferner kann man durch hygienische Maßregeln, auf deren Bedeutung das Kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin lange vor dem Kriege schon hingewiesen hat,* die Mückengefahr bekämpfen, insbesondere durch möglichste Beseitigung von Sümpfen, Pfützen, Wassertonnen usw., die die Lieblingsplätze der im Wasser lebenden Mückenlarven bilden, sowie durch Vernichtung der in Kellern, Viehställen, Aborten usw. überwinternden Mücken und deren Brut mittels sorgfältiger Reinigung und Anstreichen mit Kalk. Endlich ist es wichtig zu wissen, daß die Malaria-Mücke nur nach Sonnenuntergang bis vor Sonnenaufgang fliegt und sticht, es empfiehlt sich also sehr, im Frühjahr und Sommer bis zum Herbst von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang die Fenster sorgfältig geschlossen zu halten, zumal wenn gleichzeitig Licht im Zimmer brennt, das die Mücken besonders anlockt, — oder aber einen Teil der Fenster durch Drahtgaze zu ersetzen und dadurch das Eindringen der Mücken zu verhüten.

Die Behandlung der Malaria wird uns, im Vergleich zu andern Infektionskrankheiten, wesentlich erleichtert dadurch, daß wir in dem Chinin ein Mittel in Händen haben, mit dem wir wie mit einem Zauberstab meist überraschend schnell die Krankheitserscheinungen beseitigen können — freilich leider zunächst nur die Krankheitserscheinungen, nicht etwa die Krankheit selbst. Auch ist zu beachten, daß das Chinin seine wohltätige Wirkung nur in der Hand des Arztes ausübt, da eine Reihe wichtiger Momente dabei zu beachten sind, wenn der Erfolg gewährleistet und nicht durch Scheinerfolge oder durch Mißerfolge mehr geschadet als genützt werden soll. Neben dem Chinin stehen uns noch eine Reihe weiterer moderner Heilmittel zur Verfügung. Schwere Begleiterscheinungen der Malaria, insbesondere das in den Tropen so sehr gefürchtete Schwarzwasserfieber, sind in unserem Klima überaus selten, doch ist die Malaria eine Krankheit, die von Zeit zu Zeit immer wieder Rückfälle hervorruft, deren Verlauf freilich bei entsprechender Behandlung je länger desto milder zu sein pflegt.

Es ist das besondere Verdienst des Instituts für Schiffs- und Tropenhygiene (des sogenannten „Tropenkrankenhauses") in Hamburg und seines Gründers und langjährigen Leiters Prof. Dr. Nocht nebst seinen bewährten Mitarbeitern, bereits im Frieden durch genaue Erforschung der Malaria die Grundlagen der modernen Malariabehandlung festgelegt zu haben, an deren weiterer Vervollkommnung gerade auf Grund der ungewöhnlich reichen Kriegserfahrungen unablässig weitergearbeitet wird.

*) „Die Mückenplage und ihre Bekämpfung". Herausgegeben vom Kaiserl. Gesundheitsamt, Berlin, Verlag von Jul. Springer. 1911.

Die Märchenbrüder.

Novelle von Wilhelm Josef Kaulbach.

(Schluß.)

Als sich die Oberschwester wieder entfernt hatte, erschien eine Ordonnanz, in militärischer Bestimmtheit über der dienstlichen Aufgabe die Stille des Krankenzimmers nicht achtend. Sie trug eine blaue Mappe mit Papieren.

„Wollen Herr Leutnant durchlesen und unterschreiben", sagte der Gefreite.

„Kaum angekommen und schon wieder dienstliche Unterschrift. Was soll ich denn unterschreiben?"

„Lazarettvorschriften und Garnisonbefehle."

„Mein Gott, hat das nicht Zeit? Ich werde mich nicht gegen die Gesetze vergehen, solange ich hier nichts anderes tue, als im Bett festliegen und schlafen. Ich bin müde. Ein anderes Mal."

„Ich habe Befehl, Herr Leutnant. Jeder neu Aufgenommene muß unterschreiben. Es steht nichts Besonderes drin in den Befehlen. Verhalten im Lazarett und auf der Straße, Verbote von gewissen Wirtschaften —"

„Das ist alles? Geben Sie her, wo soll ich unterschreiben?"

„Hier unter den übrigen Namen."

Jakob unterschrieb und gab das Blatt zurück.

„Wie viele Herren liegen denn hier?"

„Es sind jetzt zwölf, Herr Leutnant. Haben Herr Leutnant noch Befehle?"

„Nein, danke."

Die Ordonnanz klappte die Hacken zusammen und ging.

Jakob schloß die Augen und schlief ein. Er schlief und schlief, zwei Tage und zwei Nächte, fast ohne Unterbrechung. Er bemerkte es kaum, wenn die kleine, zierliche Schwester in der Tracht der Johanniterinnen hereintrat und ihm das Essen brachte, von dem er nur wenig aß. Er hatte sie nur flüchtig mit großen, beinahe erschrockenen Augen angesehen, gelächelt, ihr zugenickt und war dann wieder in schweren Schlaf versunken. In seine Träume trat fast regelmäßig, wenn die Schwester erschienen war, Irmas Bild. Nur einmal hatte er sie voll und lange angesehen. Das war im Operationssaal, als der Arzt den Verband erneuerte. Sie hielt ihm die Hand, weil sie glaubte, daß er Schmerzen litte.

Das ist Irma, wie sie jetzt aussehen wird, dachte er. Das Haar, das unter der Schwesternhaube hervorsah, war es nicht dasselbe Bernsteinblond von Irmas Haar? Dasselbe Blau der fröhlichen Augen, derselbe schüchtern erblühende Mund und die wundersame Farbe der Wangenrundung, die trotz Krankenhausluft die zarte Frische nicht verloren hatte? Ein Doppelspiel der Natur, sagte er sich und vergaß den Schmerz, den ihm der Arzt beim Untersuchen der Wunde bereitete.

„Fühlen Sie hier nichts?" fragte dieser.

„Ja, dort, wo Sie drücken."

„Wir müssen einen kleinen Einschnitt machen. Nicht wesentlich. Abszeßbildung. Wir machen's mit Chloräthyl. Sie spüren nichts."

Der Arzt prüfte Fußgelenk und Zehen auf die Beweglichkeit und sagte:

„Sie können froh sein, daß das Geschoß nicht etwas tiefer getroffen hat. Das Gelenk ist frei."

„Wie lange wird die Heilung dauern?" fragte Jakob.

„Unbestimmt. Bildet sich kein neuer Abszeß, vielleicht sechs, acht Wochen."

„Aber es wird doch wieder?"

„Gewiß. Ohne Folgen."

Nach etwa zehn Tagen war die Wunde rein.

Jakob lag vergnügt im Bette und las zigarettenrauchend die Zeitung. Aber er war nicht recht bei der Sache. Er legte die Zeitung aus der Hand und sann.

Es ist Irma, die zweite Irma. Wird Dornröschen jetzt auch wohl im Schwesternhäubchen Kranke pflegen?

Digitized by Google

Und er sann weiter. Wenn ich nun wieder auf meinen Beinen stehen kann, wieder hinausgehe an die Front, dann ist all das Liebe vorbei, das schöne Band mit der Heimat abgeschnitten —

Die Schwester trat ein.

„Guten Morgen, Schwesterlein", rief Jakob froh.

„Gut, daß Sie kommen, Schwester Waltraut. Sie bringen immer ein Stück Himmelsblau herein."

„Dieses Mal ist's nur eine Tasse Tee", sagte sie lustig.

„Erzählen Sie mir ein wenig. Geschichten aus dem Frieden. Aus Ihren Wäldern, von Ihrer Jagd, Ihren Fischteichen, von Ihren Enten und Hühnern, den Pferden und Landpartien, die Sie so drollig schildern." —

„Also. Es war einmal —"

„Ja, ja. So ist es recht. Wie Sie das sagen, erinnern Sie mich an ein Märchen, an das Märchen vom Dornröschen, als wären Sie es selbst, das Dornröschen."

Die Schwester errötete in leichter Verwirrung und gestand, daß ihr jemand schon einmal dasselbe gesagt hätte.

„So? Ganz dasselbe? Das vom Dornröschen?"

„Ja, etwas ganz Ähnliches", sagte sie, noch tiefer errötend, und um sich aus der Verstrickung der Verlegenheit zu befreien, entschied sie:

„Ich erzähle später das Märchen. Meine Mutter will mich heute besuchen. Es wird Zeit, mich zum Bahnhof zu rüsten."

Und nickend huschte sie aus der Tür.

Jakob griff zum Briefbogen und Tintenstift und schrieb:

„Mein lieber Wilhelm!

Es waren einmal zwei Landsknechte. Sie tranken aus einem Becher, schliefen unter einem Zelte, rauften sich mit gleichen Feinden und liebten dieselben Mädel. Sie waren so gute Kameraden, daß sie sich gegenseitig immer das Beste zuschoben und sich in der Liebe teilten, ohne daß Eifersucht sie zu entzweien vermochte.

Es geschah aber, daß das Fähnlein, unter dem sie dienten, sich in zwei Lager teilte. Der eine Landsknecht blieb bei der westlichen Kumpanei, der andere zog mit der östlichen fort. Nun war es, als habe sie bisher der Teufel zusammengeschmiedet, so daß ihnen in der vereinten Zweiheit kein Leid geschehen konnte und sie sich überall durchschlugen, denn nicht nur sechse kommen durch die ganze Welt, wie es im Märchen heißt. Als sie sich aber getrennt hatten, war der heilsame Zauber dahin. Eine feindliche Kugel traf den westlichen Landsknecht am rechten Bein, und er lag hilflos und kläglich da. Er jammerte nach einer guten Fei, die ihn trösten und pflegen sollte. Er war des Alleinseins satt. Und siehe da, als er so sinnend auf seinem Schmerzensbette lag, kam eine gute Fei und pflegte ihn. Es war eine barmherzige Schwester, Waltraute geheißen. Der Landsknecht aber verliebte sich in die Fei, denn sie glich einer holden Maid, die er in früheren Jahren liebgehabt hatte, und er gedachte, sie zu freien. Denn jetzt ist es die beste Zeit, sagte er sich. Der gute Kamerad, der Landsknecht im Osten, wird nicht durch Eifersucht geplagt; kennt er doch Waltraute nicht.

So steht es um den westlichen Landsknecht, und wenn er genesen, soll die Hochzeit sein.

Dein Jakob Grimm."

Jakob schrieb dann noch einige Briefe, an seinen Vater, seinen Kommandeur und ein paar Kameraden, denen er seine fortschreitende Besserung mitteilte, klingelte und übergab die Briefe der Ordonnanz zur Beförderung.

Am nächsten Morgen erwartete er mit Unruhe das Eintreten Schwester Waltrauts. Er war zu dem Entschluß gekommen, ihr Herz zu belauschen und sich ihr mutig zu erklären. Das Draufgehen im Sturm war gegenwärtig ja Zeitgewohnheit. Und hatte er sich einmal ihres Herzens versichert, so war der Gutsherr und Johanniterritter, ihr Vater, ohne Kampf zu überrennen.

Der Tag verstrich, ohne daß Waltraut kam.

Eine andere Schwester hatte die Pflege übernommen. Als die Erwartete auch am nächsten Tage ausblieb, wagte Jakob die Frage an die neue Schwester, ob dieser Tausch von Dauer sei.

„Die Anzeichen sprechen dafür", vernahm er. „Es ist fraglich, ob Schwester Waltraut wiederkommt. Mehr darf ich nicht sagen."

„Das klingt ja geheimnisvoll", sagte Jakob.

„Ist auch noch Geheimnis", flüsterte die Schwester und entschlüpfte.

Etwa sechs Tage, nachdem er die Mär an den Landsknecht im Osten gerichtet hatte, trat schmunzelnd, als sei er Hüter geheimer Botschaft, der Gefreite vom Dienst mit einem Briefe ein.

Jakob sah auf die Adresse und erkannte Wilhelms Handschrift. Aber er wunderte sich. Der Brief war hier im Lazarett abgestempelt. Wie war das möglich? Oder lag ein Irrtum vor. War es nicht Wilhelms Schrift? Und er las:

„Mein lieber Jakob!

Es waren einmal zwei Landsknechte. Sie tranken aus einem Becher, schliefen unter einem Zelt, rauften sich mit gleichen Feinden und liebten dieselben Mädel —"

Jakob las und las, er las seine eigenen Worte, Satz für Satz, denselben Brief fast bis zum Schluß, nur mit dem Unterschiede, daß die feindliche Kugel nicht den westlichen, sondern den östlichen Landsknecht und nicht das rechte, sondern das linke Bein getroffen habe.

Das Ende des Briefes aber von der Stelle an, bei der er gedachte, Waltraut zu freien, klang folgendermaßen aus:

„Denn jetzt ist es Zeit, das liebe Mädel im Sturm zu nehmen. Hatte es doch den östlichen Landsknecht gern. Und weil es ihn so liebte, hätte es sich nun und nimmermehr von dem westlichen Landsknecht wegschnappen lassen. Denn auch er war verwundet, und zwar am rechten Bein, und gelangte einige Wochen später als sein Kamerad aus dem Osten in die Pflege derselben guten Fee. Die beiden Landsknechte wußten aber selbst nichts voneinander und waren doch beide in die Fee verliebt. Bevor der aus dem Westen aber zuzugreifen vermochte, hatte der andere die Waltraute längst in seine Arme geschlossen und wird, wenn er genesen ist, Hochzeit halten.

Dein Wilhelm Grimm."

Jakob las das Ende noch einmal und zweimal.

Er begriff nicht, sann nach, wiederholte zum dritten Male und begriff noch immer nicht.

Da öffnete sich die Tür, und Wilhelm humpelte, das linke Bein schonend, am Krückstock herein.

Die Gebrüder Grimm waren zwei volle Wochen Nachbarn im Lazarett gewesen und hätten wohl noch länger ohne Wissen nebeneinander gelegen, wenn nicht das: „Es war einmal" geschrieben worden wäre, das Märchen von den beiden Landsknechten.

Wilhelm und Waltraute hieß das neue Märchen.

„Und jetzt, mein lieber Jakob, werden wir das letzte dichten. Das Ende weiß ich schon."

„Haben wir uns jemals aufs Dichten eingelassen? Haben uns nicht Kobolde und gute Geister immer geführt?"

„Und dich dieses Mal genasführt, Jakob. Das ist ihr gutes Recht, den Schalk zu spielen. Mit ihrer Hilfe ist es mir gelungen, was ich dir vorzeiten einmal vorschlug: zu umschleichen und zu überrumpeln. Ich sehe darin eine ausgleichende Gerechtigkeit."

„Schon gut, Wilhelm, ich habe den Nasenstüber verdient. Nun ist es also endgültig so weit, es ist Ernst geworden, unsere Wege trennen sich."

„Nur solange du allein in der Welt herumhumpelst. Die Gleichung, zwei zu einem, gibt eine Bruchrechnung. Übrigens geht das Humpeln schon recht gut, wie ich sehe.

Digitized by Google

Sollte sich nicht mehr als ein Grund finden lassen, daß wir uns in einen Wagen setzen und es machen wie Hafis, der Allweise:

Solang' man nüchtern ist:
Gefällt das Schlechte,
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte." — —

In der dämmrigen Spitzbogenecke des ehrwürdigen Ratsweinkellers saßen Jakob und Wilhelm bei einem edlen Jahrgang. Die Kobolde und guten Geister des Rheins und seiner Rebenhügel waren traumspinnend, wunschbeflügelnd und zukunftlösend am Werke. Sie woben aus zarten Fäden von Goldglanz, der mild in den Kelchen leuchtete, ein rosenbekränztes Bild.

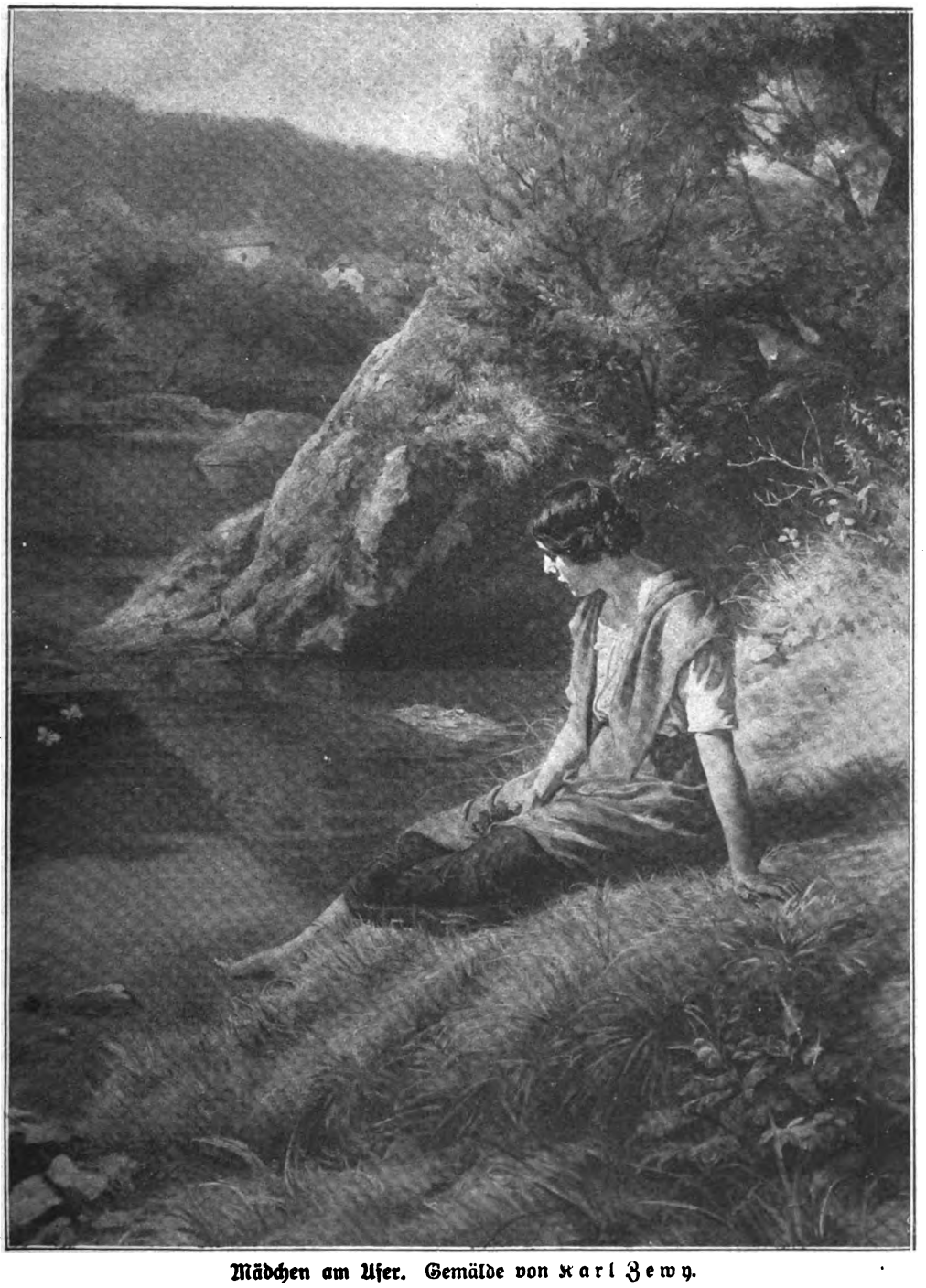
Jakob sah es genau, wie es zärtlich sich aus dem Rosenverstecke ihm zuneigte.

Da erhob er sein Glas und sagte: „Du hast recht, Wilhelm. Das letzte Märchen heißt: Jakob und Irma."

Die Verbilligung des Eigenheims.

Von Paul Hundt.

Das Wohnen im Eigenheim mit Garten war bisher im allgemeinen teurer als die Mietwohnung mit gleich vielen Zimmern im Mehrfamilienhause, und dieser Umstand ließ manchen Angehörigen der mit mäßigem Einkommen ausgestatteten Volksschichten, besonders des Mittelstandes, auf den Erwerb eines eigenen Häuschens verzichten. Zu den Zinsaufwendungen, Steuern und Unterhaltungskosten für das Gebäude müssen ja in der Regel noch die durch weitere Wege entstehenden Ausgaben (Fahrkosten für Vorortbahnen, Sohlenverschleiß, Zeitverlust usw.) hinzugerechnet werden, und am Geldbeutel spürt man das Wohnen im eigenen Hause zunächst am deutlichsten, — die Vorteile dieses Wohnens und auch die Erträge aus dem Garten wurden kaum beachtet und meistens gar nicht in Geld umgerechnet. Berücksichtigt man so die baren Aufwendungen allein, dann kommt man allerdings zu Ergebnissen, die vor dem Erwerb eines eigenen Heims zurückschrecken lassen. Doch auch dann, wenn alle Vorteile in Betracht gezogen wurden, ergab sich meistens für das Eigenheim eine höhere Mietsaufwendung als für die gleich große Zinshauswohnung, und diese Tatsache hatte ihren Grund in den Ansprüchen, die einerseits die Erwerber, andererseits die Baubehörden an dasselbe stellten. Was zunächst die letzteren anbetrifft, so hat man inzwischen immer mehr erkannt, daß die Bauordnungen der letzten Jahrzehnte auf die Eigenhausbauten nicht angewendet werden dürfen. Diese Bauordnungen sind auf das vielgeschossige Wohnhaus zugeschnitten. In ihnen waren die Rücksicht auf die Standfestigkeit und die Feuersgefahr bestimmend für die Stärke und die Beschaffenheit der Mauern und der Bedachung, für die Anlage und Art der Treppen, für die Abmessungen der Durchgänge usw., und weiterhin haben gesundheitliche Gründe die Bestimmungen über die Höhe der Geschosse, die Größe der Fenster und die Benutzung von Keller- und Dachräumen zu Wohnzwecken beeinflußt, Gründe, die besonders auch mit der schlechten Beschaffenheit der Stadtluft rechneten. — In Einfamilienhaussiedlungen liegen aber ganz andere Verhältnisse vor. Die Sicherheit des Nachbarhauses braucht die Stärke der Mauern, die Art der Bedachung usw. nicht mit zu bestimmen, die Feuersgefahr ist hier nicht die



Mädchen am Ufer. Gemälde von Karl Zewy.

Digitized by Google

gleiche wie im dichtbebauten Viertel, die gesunde Luft der Gartenbezirke samt der leichten Durchlüftung des Einzelhauses läßt niedrige Geschosse zu, usw. Schon sind zugunsten der Eigenheimbauten „Erleichterungen" in die Bauordnungen aufgenommen, — weil man eben eingesehen hat, daß mit dem Schema der Stadt da nicht auszukommen ist; und in der „Erleichterung" des Bauens wird in der nächsten Zukunft noch mehr geschehen müssen, denn noch manche unzweckmäßigen Bestimmungen sind vorhanden, und gerade sie verteuern das Eigenheim unnötig. Nicht von den städtischen Bauordnungen müßte bei der Festsetzung der Baubedingungen für Eigenhäuser ausgegangen werden, sondern von den ländlichen, da das Eigenheim dem Bauernhause näher verwandt ist als dem Stadthause. Es gilt also, die Ansprüche der Baubehörden auf dasjenige Maß zu beschränken, das dem Wesen des Einfamilienhauses in der ländlichen Umgebung entspricht, — dann wird einer der Umstände fortfallen, die bisher das Bauen und damit das Wohnen im eigenen Kleinhause verteuerten.

Die anderen Verbilligungen muß sich der Erbauer des Eigenheims selbst schaffen, indem er von den verkehrten Ansprüchen absieht, die noch vielfach an das Eigenhaus gestellt werden. Diese Ansprüche richten sich zumeist auf vier Dinge: Diele, Salon, Zentralheizung und Unterkellerung.

Die Diele ist für viele zum Kennzeichen des Eigenheims überhaupt geworden. Ohne sie ist die „Villa" keine Villa, wenigstens keine moderne. Im Grunde aber handelt es sich hier um die Ansprüche einer verkehrten Vornehmtuerei: Müllers haben eine Diele in ihrem Landhause, also müssen Schulzes auch eine haben. Aber abgesehen davon, daß ein Raum mit einer Treppe und einigen Türen, in dem Tisch und Sitzgelegenheiten stehen, noch keine Diele ist, — in ein kleines Einfamilienhaus gehört einfach keine Diele hinein. Nur in großen Einzelhäusern, wo ein Nebenflur zu den Wirtschaftsräumen und eine zweite Treppe vorhanden sind, hat sie Sinn. In kleinen führt so eine Auch-Diele nur zur Verteuerung des Baues; darum muß sich der erste Verzicht des Bauherrn auf diese unzweckmäßige Einrichtung beziehen. Der zweite geht auf den Salon. Auf diesen Luxusraum verzichten ja schon mehr und mehr auch die Stadtbewohner, darum wird es dem Eigenheimbesitzer nicht schwer werden, ohne ihn auszukommen. Ohnehin wird ja unser Leben fortan unter dem Zeichen der Einfachheit stehen, denn das Wohlleben vor dem Kriege, die großspurige Gesellschafterei werden nicht wiederkehren. Repräsentationsräume sind künftig für den einfachen Bürger nicht nötig, der Salon kann also vernünftigerweise ganz fortfallen. Mit jedem Zimmer aber, das der Bauherr weniger beansprucht, vermindert er die Kosten des Baues, und so bildet der Verzicht auf den Luxus-Salon ein wichtiges Mittel, das Wohnen im eigenen Heim zu verbilligen.

Als den dritten verkehrten Anspruch an das Kleinhaus nannten wir den auf Zentralheizung. Auch die Zentralheizung ist zum Stichwort geworden, ohne das mancher vom Eigenheim nicht reden zu können glaubt, und auch in diesem Punkte hat man es hauptsächlich mit Vornehmtuerei, mit dem Wunsche nach Repräsentieren zu tun. Nebenbei wirken auch falsche Vorstellungen von dem Werte dieser Art Heizung und ihrer Notwendigkeit sowie die Neigung zur Bequemlichkeit mit. In kleineren und kleinsten Einzelhäusern ist die Zentralheizung jedoch keineswegs notwendig und gar nicht wirtschaftlich. Wo nur ein oder zwei Zimmer geheizt zu werden brauchen, muß sie geradezu als Verschwendung bezeichnet werden. Im kleinen Eigenheim sind Einzelöfen, seien es Dauerbrenner, eiserne Füllöfen oder Kachelöfen, noch immer das zweckmäßigste, und kann der Erwerber eines solchen von weitergehenden Ansprüchen in dieser Hinsicht Abstand nehmen und sich mit dem Zweckmäßigen begnügen, so hält er die Baukosten niedrig und wohnt billiger, als wenn er den Luxus der Zentralheizung mitgemacht hat.

Endlich beansprucht die Unterkellerung des Hauses erhebliche Kosten. Auch hierbei gilt es, von alten Anschauungen abzukommen, insbesondere auch davon, ein Haus mit Kellergeschoß für schöner und vornehmer zu halten als eins, das „platt wie ein Bauernhaus auf der Erde steht". Hauptsächlich sind ja Gründe der Gesundheit maßgebend gewesen für die Gepflogenheit, die Stadthäuser zu unterkellern. Die unteren Wohnungen leiden dann weniger unter der Bodenkälte und Feuchtigkeit. Aber seitdem wir im Betonieren so vorzügliche Fortschritte gemacht haben, und nachdem es nun verschiedene Baustoffe gibt, die als Schutzmittel gegen Bodenfeuchtigkeit und Kälte verwendet werden, ist die Unterkellerung zu diesem Zwecke keineswegs mehr nötig. Auch der andere Grund, der für Stadthäuser die Unterkellerung fordert, nämlich die Knappheit und die hohen Kosten des Baugrundes, die das Erbauen von Ställen für Brennvorräte, besonderen Waschhäusern usw. verbieten, kommt für das Einzelhaus in der Gartensiedlung nicht in Betracht, wenigstens nicht in demselben Maße. Wohl ist in der Nähe der Städte auch der Siedelungsboden nicht so billig, daß es dem Erbauer des Hauses auf die Größe der bebauten Fläche nicht ankommen kann. Aber ein kleiner Stall hätte bei geschickter Ausnutzung des Bauplatzes wohl bei den meisten der bisher entstandenen Einzelhäuser errichtet werden können, und es ist doch keine Farge, daß die dünnen Mauern eines Stalles den zur Aufbewahrung von Holz und Kohlen nötigen Raum und die Waschküche billiger umschließen als die starken Hausfundamente nebst der gewölbten Kellerdecke. Wird also das Eigenheim auf eine Betonplatte gestellt und nur ein kleiner Keller zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln eingebaut, nebenbei aber ein Ställchen errichtet — das ja auch der Viehhaltung halber erwünscht ist —, so ergeben sich geringere Baukosten, als wenn das Haus ein „vorschriftsmäßiges" Kellergeschoß erhält. Das „vorschriftsmäßige" Kellergeschoß aus den Bauordnungen zu beseitigen, wo es noch nicht geschehen, wäre daher sehr nötig. Bei ihm vereinigen sich der Zwang der Behörden mit zu hohen Ansprüchen des Baulustigen zu unvorteilhaften Folgen für den Geldbeutel des letzteren. Sieht man aber die Unzweckmäßigkeit der vollständigen Unterkellerung ein, gewöhnt man sich ferner an die Schlichtheit des Eindrucks, den ein Häuschen ohne Kellersockel macht, und würdigt man außerdem die Annehmlichkeiten, die sich aus dem Wohnen zu ebener Erde im Garten ergeben, so ist man auf dem besten Wege, eine wertvolle Herabsetzung der Kosten für den Bau zu erreichen.

Was weiterhin noch die Baukosten niedrig hält, braucht hier wohl nicht näher besprochen zu werden: es ist Schlichtheit im Äußeren und Innern. Auf einen besonderen Punkt aber möchten wir noch hinweisen, nämlich auf den Vorteil der eingebauten Schränke. Raumausnutzung heißt bekanntlich das oberste Gebot, das der Baumeister des Einfamilienhauses befolgen muß, will er billig bauen. Bei der Raumausnutzung spielen eingebaute Schränke eine sehr wichtige Rolle. Jeder von ihnen vergrößert den eigentlichen Wohnraum, bzw. gestattet, den Raum etwas kleiner zu halten, als wenn mit aufzustellenden Schränken gerechnet werden muß, und außerdem bringt er gesundheitlichen Vorteil, weil er weder auf sich noch hinter noch unter sich Staub ansammelt. Angesichts der hohen Preise, die jetzt und künftig für Möbel aufgewendet werden müssen, ist besonders dann der Einbau von Schränken zu empfehlen, wenn der Bauherr sich erst die Möbel für das Haus beschaffen will.

Verminderung der Ansprüche an das Eigenheim — der Ansprüche der Baubehörde wie der des Baulustigen —, das ist eine der wichtigsten Vorbedingungen, die seinen Erwerb begünstigen. Bei der hohen Bedeutung des eigenen Hauses im Garten für die körperliche und sittliche Tüchtigkeit des Volkes ist es dringend notwendig, die Erkenntnis dieser Vorbedingungen in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Die Witwe.

Was flußentlang den stillen Wiesengrund
Zum Blühen wieder — Stern an Stern — getrieben,
War mir, von banger Not im Tiefsten wund,
Dein goldigwarmes, frühlingshaftes Lieben.
Ans Licht gewannst du manch verborgnes Pfund,
Das scheu dem Leben schuldig ich geblieben.
Uns wuchs aus Sehnsucht und Verlassenheit
Ein Glück — das süßeste: — Zweieinigkeit.

Wir hielten vor der Welt die Riegel zu.
Da rief der Tod — doch ist's, als seist gegangen
Von einem Zimmer nur ins andre du,
Als ob, von deiner Nähe noch umfangen,
In alter Kraft mein Tagewerk ich tu,
Durchwebt von grenzenlosem Deinverlangen.
Wie sollt' ich trauern, weil die Tür sich schloß?
Du bleibst in Ewigkeit mein Herzgenoß.

Anna von Weißhlen.

Digitized by Google

Nr. 25 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(5. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Was in Terfalts Gegenwart begann, Ilses Sinne zu beunruhigen, das wollte sie mit Gewalt ersticken. Sie versuchte, ihn offen anzusehen.

„Weshalb wollen Sie etwas in unsere Beziehungen hineindrängen, das ihnen gottlob bisher fehlte, Hugo? Ich bedaure Sie, daß Sie sich nicht mit dem begnügen wollen, was ich Ihnen bot: ehrliche Freundschaft."

„Ach, Freundschaft! Ilse! Zwischen zwei Menschen, wie wir beide es sind, kann es die nicht geben. Ich liebe Sie, ich bete Sie an — ich könnte alles zertrümmern, um Sie und um mich herum, weil ich Sie erreichen will — das fühlen Sie — und halten mich mit Freundschaft hin —"

„Sie irren. Ich empfinde nichts anderes für Sie —"

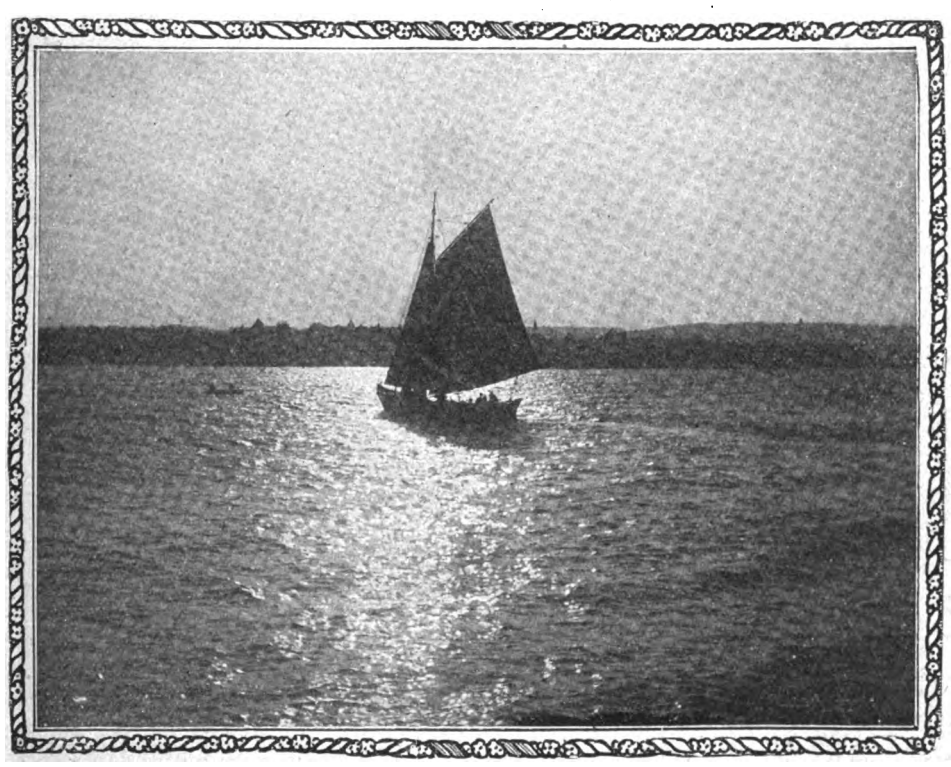
„Ilse!"

„— und ich will nicht — ich will nichts anderes von Ihnen haben." Sie war dunkelrot vor Aufregung geworden und klopfte mit ihrer Fußspitze auf den Boden.

„Sie überzeugen mich nicht! Ob Sie mir aber jetzt die Wahrheit sagen oder nicht, das ist einerlei! Ich will nur das eine wissen: ob Sie sich und Ihr Schicksal mir anvertrauen würden, wenn —"

„Sie sind ein schrecklicher Mensch", unterbrach sie ihn. „Und alle Welt hat recht, die vor Ihnen warnt! Sie sind ein treuloser Freund — und Sie danken es Willem schlecht — ja, nun muß ich es doch sagen: Sie danken es ihm schlecht, daß er allem Gerede und allem Vorurteil zum Trotz Ihnen sein Haus geöffnet hat! Er verteidigt Sie, er behauptet, der Makel, der auf Ihrer Ehre läge, sei durch den seltsamen Gegensatz in unseren gesellschaftlichen Anschauungen entstanden — nur, wenn Sie Christa im Stich gelassen hätten und Ihr Wort nicht gegeben, dann wären Sie ehrlos und zu verdammen gewesen. Nun hätten Sie Ihr Wort verpfändet — und als sich dann herausstellte, daß —"

„Ja, da war ich gerichtet", schloß er einfach ihren Satz. „Willem hat recht; ich bin ein Opfer der selbstverständlichen Anständigkeit. Wie er, so müssen alle rechtlichen Menschen denken — nur zugeben dürfen sie es nicht, da kaum einer von ihnen unabhängig ist. Willem ist es —"



Segler im Mondschein. Walt. Seegert, Berlin, phot.

Digitized by Google

„Wollen Sie vielleicht seine Vorurteilslosigkeit verkleinern?“ rief sie empört.

„Gewiß nicht. Aber es kann etwas kommen, zum Beispiel der Krieg, von dem ich träume, der wird mit diesen lächerlichen, widersinnigen Begriffen aufräumen — der wird sie wegfegen. Da wird es nur darauf ankommen, daß ein Mann ein Mann ist und Säbel und Flinte zu gebrauchen versteht — über all die kleinlichen Dinge wird man lachen und sie beiseiteschieben —“

„Und nach dem Kriege?“

„Nach dem Kriege? — Recht wie eine Frau sind Sie, Ilse — Sie wissen von sich und Ihresgleichen, daß die Woge der Begeisterung hinreißen kann, eine Zeitlang — und daß sie dann doch wieder die kleinen Seelen auf den Strand zurückwirft. Aber uns Männer nicht — sind wir einmal im offenen Wasser, so halten wir uns dort — dann gibt's kein feiges Zurückebben mehr —“

„Wollte Gott, es wäre wahr“, sagte sie fast feierlich.

„Ich glaube fest daran.“

Sie sah ihn überrascht an. Es lag so gar nicht in seiner Art, von idealen Dingen zu reden, sie hatte ihn für den nüchternst denkenden Menschen der Welt gehalten. Es stieg auch sofort ein Mißtrauen in ihr auf: wollte er sie bestechen — oder war es für ihn vorteilhaft, wenn sich die Ansichten zum Großen, Reinmenschlichen hin änderten? — Aber sie hütete sich, an den Ausgangspunkt ihres Gespräches zu rühren. Er selbst nahm den Faden wieder auf.

„Wollen Sie mich ohne Hoffnung entlassen, Ilse? Das Leben könnte wunderbar werden für uns beide —“

Sie fühlte sich schwach werden vor seiner Beharrlichkeit und entgegnete in halber Verwirrung:

„Wir wollen alles der Zukunft überlassen, Hugo! Was hätte es für einen Zweck, Pläne zu schmieden, wenn ein einziger Hammerschlag unser aller Schicksal zertrümmern kann?“

Gleich merkte sie, daß sie zuviel gesagt hatte; denn er nahm ihre linke Hand und küßte sie langsam und heiß. Sie ließ es geschehen. Im Herzen fühlte sie, daß sie mit ihren Worten und nun mit diesem Zulassen einen Treubruch gegen Willem begangen hatte. Aber sie begann sofort, sich vor sich selbst zu rechtfertigen und sich vorzureden, daß dieser hartnäckige Egoist sie nur in die Enge getrieben habe. Und daß ihre Entgegnung Deutungen genug zulassen könne, wenn sie je geprüft werden sollte. Da wurde sie nun ebenso unaufrichtig wie der Mann neben ihr, den man den „dunklen Ehrenmann“ nannte — weil er, um eine Frau zu retten, ein falsches Ehrenwort gegeben hatte.

Sie saßen stumm nebeneinander. Ilse sann darüber nach, wie es käme, daß auch sie im tiefsten Innern einen Widerwillen gegen seine Handlungsweise empfände, die doch vom menschlichen Standpunkt aus sogar dem Schroffsten erklärlich erscheinen mußte. Und er fühlte nichts als eine fremde, ihn tief erregende Glückseligkeit, als hätte sie ihn mit Liebkosungen überschüttet. Ihm war, als finge sein Leben erst jetzt an, und alles Geschehene, Ertragene wäre fortgefegt wie jedes vorher Gewollte und Durchgesetzte. Die Leidenschaft für Ilse erfüllte ihn gänzlich, und ohne Besinnen opferte er ihr schon in Gedanken sein Schicksal.

Als Willem von seinem Nachmittagsschlaf aufstand, fuhr auch schon das Auto vor die Tür.

„Fertig?“ fragte er den Freund.

Terfalt nahm Ilses beide Hände in die seinen, sah ihr in die Augen und sagte mit heiserer Stimme: „Leben Sie wohl — auf Wiedersehen!“

„Was für ein Abschied!“ rief Woltershausen vergnügt. „Du mußt doch immer Theater spielen, Hugo, das steckt dir im Blut.“

Ilse berührte dieser Tadel peinlich. Ihr Mann hatte treffend das Zwiespältige, Unergründliche im Wesen Terfalts gezeigt. Mochte er sie lieben — gut! Das wollte sie glauben. Aber, daß er dadurch besser, großmütiger würde, gewiß nicht. Sie fürchtete, ihm würde kein Mittel zu niedrig, kein Weg zu schmutzig sein, um zu ihr zu gelangen. Es war schade um den Menschen, zu dem irgend etwas sie hinzog, nicht nur Dank für seine schrankenlose Bewunderung. Sie wurde sogar vom Spiel der sich streitenden Triebe in ihm gefesselt, diesem Wunsch, vor der Welt wieder ehrenhaft dazustehen, und der Unfähigkeit, gegen eine neue Leidenschaft, die ihn in den dunklen Strom hinabdrücken mußte, zu kämpfen. Ihre Blicke hingen noch lange an den Spuren, die von den schweren Rädern des Wagens in den Sand gedrückt worden waren. Sie schalt sich selbst: weshalb galten in der Welt die geheimnisvollen, nie ganz zu ergründenden Naturen mehr als die schlichten, gradlinigen, leicht zu verstehenden, wie die ihres guten Willem? Unterlag auch sie diesem Reiz, der doch Erkennende eher abstoßen als anziehen sollte? Sie konnte sich nicht klar darüber werden. Aber sie dachte unausgesetzt an Terfalt und grämte sich darüber.

Spät abends kam ein Junge der Roten Radler vors Haus. Der brachte einen Rosenstrauß; daran hing ein Etui. Es enthielt ein wundervolles Platinarmband mit bunten Edelsteinen besetzt. Terfalt schrieb dazu:

„Sie haben Ihre Wette glänzend gewonnen: Christa hat in verschiedenen Berliner Hotels antelephoniert, bis sie mich gefunden hat. Sie hat vorausgesetzt, ich sei in Berlin und bei Ihnen. Sie teilt mir mit, daß sie mit Winter Hochtouren machen will, sie sind schon fort nach Tirol. Ich bin glücklich, daß Sie mich besiegt haben.“

Und daß Christa ihn durchschaut, das vergißt er dabei, dachte Ilse und schämte sich für ihn. Denn er schien sich nicht die geringsten Gewissensbisse darüber zu machen, daß er unaufrichtig gegen seine Frau gewesen sei. Und zu ihm sollte sie Vertrauen haben —? Seltsame Welt!

* * *

Christa Terfalt hatte Baron Winter keine Zeit gelassen, die Verabredung zu bereuen oder gar rückgängig zu machen. Sie traf sofort die Vorbereitungen zur Reise und ergänzte ihre Touristenausrüstung. München langweilte sie. Das Straßenbild war ihr nicht reich, nicht bewegt genug, und Freunde, die ihr durch Unterhaltung und Teilnahme ersetzt hätten, was sie vermißte, besaß sie in Süddeutschland nicht.

Winter erbot sich, ihr bei den Einkäufen zu helfen. Aber sie lehnte es ab: sie wußte genau, was sie nötig hatte, und holte sich die Einzelheiten aus den einschlägigen Geschäften zusammen. Es war seltsam, daß der Beschluß, ihrem Dasein in nächster Zeit einen Zweck zu geben — mochte er den Arbeitsbienen des Lebens auch noch so überflüssig erscheinen —, sie beide veränderte. Von Christa fiel das Träumerische, ewig Nachgiebige ab, und Winter wurde freier in Wort und Bewegung, als wirke schon jetzt die Bergluft auf ihn ein.

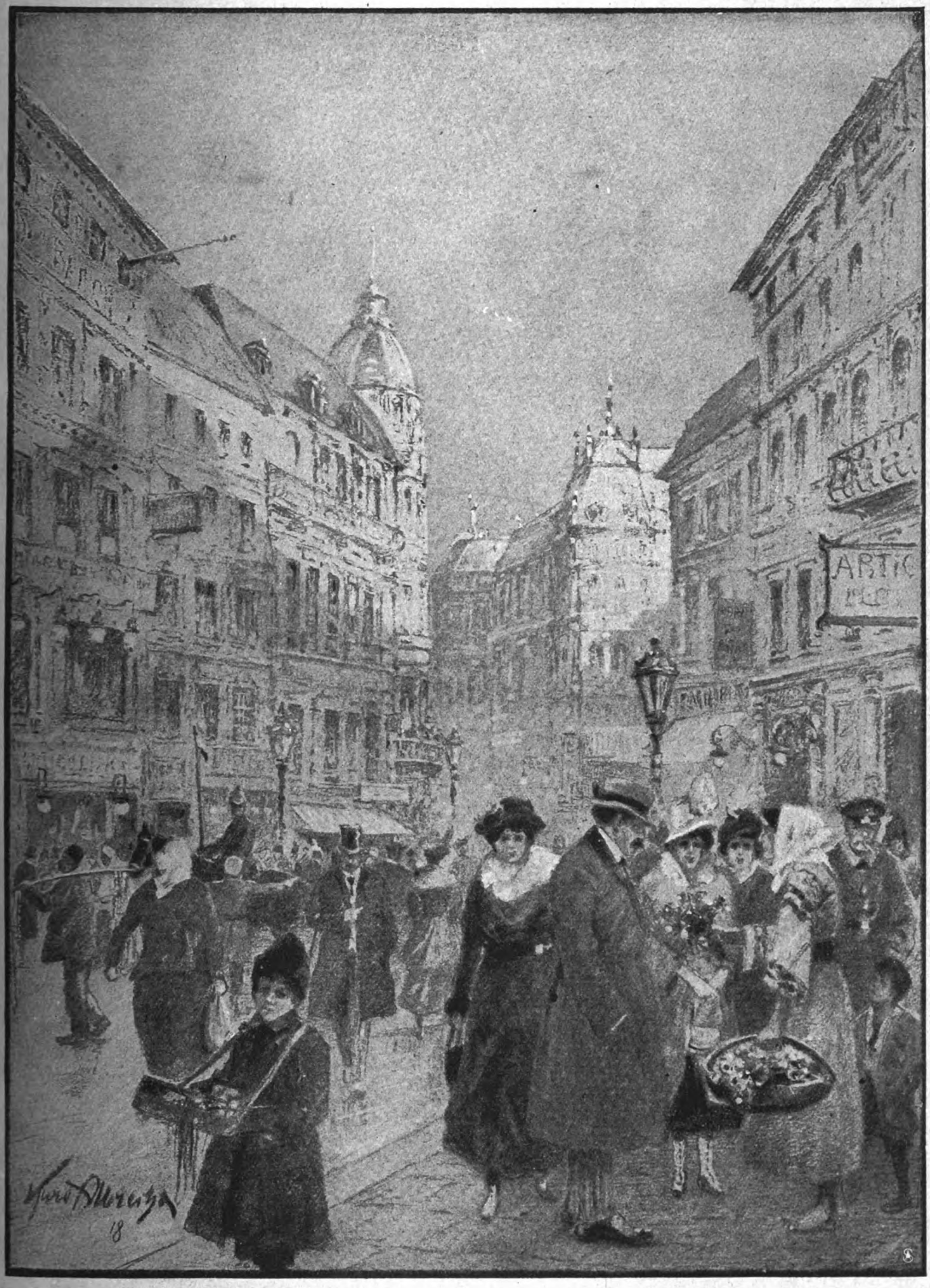
Freilich, als Christa am frühen Morgen des Reisetages in ihrem Auto vor seine Tür rollte, stand schon Winters Ehrfurcht einflößender Diener bereit, mit dem Handkoffer und dem Rucksack; sie dagegen hatte sich wenigstens den Rucksack selbst nach unten getragen, den gab sie nicht aus der Hand! Während der Chauffeur das Gepäck festschnallte, wobei diesmal der Diener nur vorsichtiger Handlanger blieb, trat Winter heraus.

Sie sah gleich, wie gut ihm der Sportanzug stand, wenn er ihr auch fast zu elegant schien, und ein wenig spöttisch fragte sie ihn: „Wie werden Sie nur allein auskommen?“ mit einer kleinen Kopfbewegung zum Diener hin.

Er lachte gutmütig. „Ja, die Zeiten haben sich arg geändert, meine Gnädigste! Früher wäre eine Dame mit Ihren Ansprüchen nie ohne Jungfer gereist —“

„Ach, meine Henriette war für die Fahrt nach Italien zu schwer“, meinte sie fröhlich dagegen. „Sie wissen, beim Auto geht es nach Lebendgewicht. Hugo hatte genau ausgerechnet, Henriette hätte geschwind zwanzig Pfund abnehmen müssen, und das wollte sie nicht. Das Mädchen für alles ist nun der Chauffeur geworden — und zumal dieser“,

Digitized by Google



Straßenbild aus Rumänien: Um 5 Uhr in der Calea Victoriei zu Bukarest.
Für die „Gartenlaube" gezeichnet von Kurd Albrecht.

Digitized by Google

setzte sie noch leiser hinzu. „Er fährt gut, aber wir sind nur seine Gäste."

Im selben Augenblick trat der Wagenführer an den Schlag, überzeugte sich, daß die Kissen und Schirme sicher untergebracht seien, breitete trotz Christas Widerspruch die Decke über ihre und Winters Knie aus und stopfte sie zu beiden Seiten fest.

„Gnädige Frau werden unnötig staubig", sagte er ruhig. „Und mein Wagen auch."

„Das ist Ihnen die Hauptsache!" Aber ihr heftiges Wort blieb ohne Antwort.

Er stellte sich vor die Maschine und begann anzukurbeln. Winter versuchte in all dem Geratter, seinem Diener noch Verhaltungsmaßregeln zu geben.

Mitten in seiner Rede schwang sich der Chauffeur auf seinen Sitz und fuhr davon.

Winter sah über diese Unbotmäßigkeit ganz verdutzt aus.

„Ja," sagte Christa beschwichtigend, „Pansell hat bei uns so werden müssen. Neben Hugos Willen kann kein anderer bestehen — dieser ist deshalb stärker geworden als der seine; sonst wäre er zerdrückt worden."

„Gestatten Sie," unterbrach Winter sie, der sich zurückgewandt und seinem Diener noch einmal beschwörend zugewinkt hatte, „wer ist denn der Herr? Ihr Mann oder —"

„Nein, in diesem Falle der da." Sie wies auf den von prallem, glänzendem Leder bedeckten Rücken des vor ihnen Sitzenden. „Hugo hat das auch erkannt und gibt nach. Manchmal ist es mir, als wäre es ihm ganz lieb, sich einmal vor jemand ducken zu müssen."

„Nun, wer eine Frau hat, ist doch nie unabhängig."

Sie lächelte nur. „Ich möchte Hugos Gesicht bei dieser Behauptung sehen. Er sei erst recht durch seine Ehe frei geworden — frei von allen Vorurteilen der Welt und ihren törichten Gesetzen, sagt er."

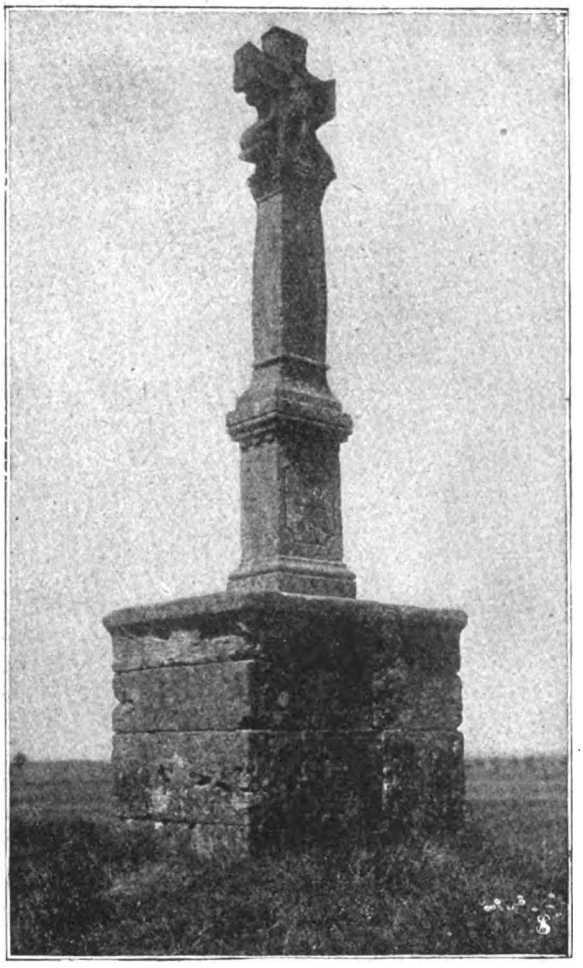
Winter machte unwillkürlich eine Bewegung, und sie fuhr fort: „Sie meinen, im Gegenteil: er habe den Sittengesetzen durch die Heirat mit mir nachgegeben? Das scheint so. Aber durch diese Handlung fühlt er sich von der menschlichen Gesellschaft losgekauft — nun geht er seinen eigenen Weg. Innerlich frei ist er durch das äußere Nachgeben geworden — wenn Ihnen diese Darstellung der Tatsachen nicht zu spitzfindig ist."

„Mir —? O nein! Begreifen kann ich sie schon. Wie aber stellen Sie sich zu dieser Auffassung?"

„Ich werde nicht gefragt — ich bin nie gefragt worden."

Ihm tat es leid, daß sie sich den ersten Morgen mit solchen Geständnissen trübten. Er hatte sich auch außerdem vorgenommen, nichts über sie und ihre Ehe zu erforschen. Ihre Beziehungen zueinander sollten nicht vertraulicher werden.

Sie merkte es ihm an, daß ihre letzten Worte ihn verstimmt hatten. Sie unterdrückte ihren Spott: die Menschen wollten die Wahrheit nur hören, wenn sie ihnen paßte.



Hochkreuz bei Clalle.

Die Kunstdenkmäler Walloniens.

Dann konnte der größte Heuchler zum Wahrheitsfanatiker werden. Aber im allgemeinen war ihnen das Versteckspielen bequemer. Auch sei es taktvoller, würden die meisten behaupten. Irgend etwas jedoch reizte sie, gerade mit diesem Mann über ihre Ehe zu sprechen. Sie hatte wenig Freunde, der Gewaltschnitt ihrer Scheidung hatte ihr Leben in zwei Hälften geteilt. Was drüben lag, war ihr fremd geworden, und sich im neuen Boden einzuwurzeln, dazu ließ Terfalt ihr kaum Zeit. Ihr Aufenthalt auf dem Lande umfaßte immer nur wenige Monate, und diese waren mit reichlicher Arbeit ausgefüllt. Mit den Nachbarn verband sie nur ein oberflächlicher Verkehr.

Oft ergriff sie ein Verlangen danach, aus den früheren Zeiten zu hören, ebenso, wie man jetzt ihre Stellung beurteilte, ob man ihr verziehen und ob man vergessen habe. Woltershausens waren ihr durch ihre Freundschaft schon wieder zu nahe gerückt, deren Augen sahen nicht mehr objektiv genug. Ihre materielle Unabhängigkeit brachte sie auch dahin, an alles einen anderen Maßstab zu legen. Winter aber war aus diesen Kreisen, um deren Urteil sie bangte. Auch schien er ihr in seiner Korrektheit wie eine lebendige Verkörperung der Ehrengesetze. Er, nein, er würde sich niemals wie Hugo zu einer verbotenen Leidenschaft haben hinreißen lassen — noch hätte er wohl die Kraft gehabt, aller Welt zu trotzen.

Sie hatte Hugo geliebt, nicht zum wenigsten um seiner rücksichtslosen Herrennatur willen, wenn diese sich nun auch oft gegen sie selbst wandte. Aber daß ihr Winters peinlich sauberes Verschließen gegen alles Unerlaubte, gegen alles vom Althergebrachten Abweichende und von der Gesellschaft Verschmähte Bewunderung abzwang, das gestand sie sich ein. Und seine Ansicht zu erfahren, wäre ihr deshalb wertvoll gewesen. Eine brennende Neugier regte sich in ihr, mochte sie auch hart gestraft werden, wenn er sie verdammte. Nun aber hatte sie Spielraum vor sich. Sie ermahnte sich zur Geduld, seine Arglosigkeit sollte nicht gestört werden — unvermutet eines Tages wollte sie ihn fragen. Dann konnte es kein Ausweichen für ihn geben. Es gelang ihr wieder, ein unverfängliches Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

„Da ist schon Kochel", rief sie einmal entzückt und deutete auf den malerischen kleinen Ort. Nach einer Weile tauchte auch der schöne See auf, als das Auto leicht die kleine Anhöhe genommen hatte, die sich vor ihn schiebt. Köstlich geformte Berge umschlossen die Fläche, und Winter, der inzwischen die Karte vor sich ausgebreitet hatte, deutete ihr den dreistündigen Weg an, den man im Winter zur Spitze des Herzogstandes hinaufwandert. Droben in der sonnigen Glasveranda des Wirtshauses wird gespeist und dann in vierzig Minuten von der Höhe wieder herabgerodelt.

„Daß Sie für solche einfachen Vergnügungen Sinn haben, das hätte ich nie gedacht! Und allein unternehmen Sie solche Ausflüge?"

(Fortsetzung folgt.)

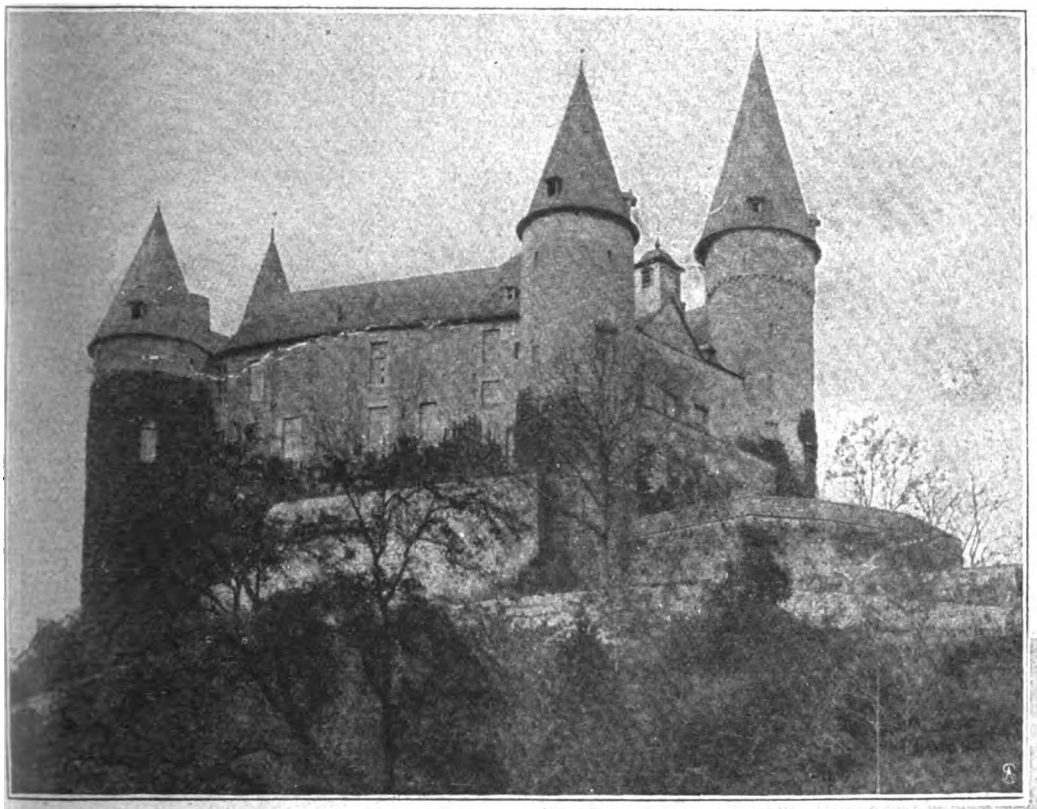
Digitized by Google

Die Kunstdenkmäler Walloniens.

Von Hugo Stobitzer — Mit 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Zwecks Vorführung eines Teilergebnisses deutscher Friedensarbeit, geleistet noch inmitten der Kriegsstürme und in fremdem Lande, hat sich vor kurzem am Sitze der deutschen Verwaltung des wallonischen Teiles des besetzten Belgien, zu Namur, eine Ausstellung aufgetan, eigen-, ja einzigartig und vielgestaltig, bedeutsam und beredt genug, daß sie selbst in dieser vom Sturmsang übermächtigen Zeitgeschehens durchwehten Gegenwart eingehendere Aufmerksamkeit beanspruchen darf.

Es handelt sich um eine etwa 600 Nummern umfassende Ausstellung künstlerischer Aufnahmen der wichtigsten mittelalterlichen Baudenkmale der vier wallonischen Provinzen Luxemburg, Lüttich, Namur und Hennegau: um ein „Kriegskind“ also, das zwar



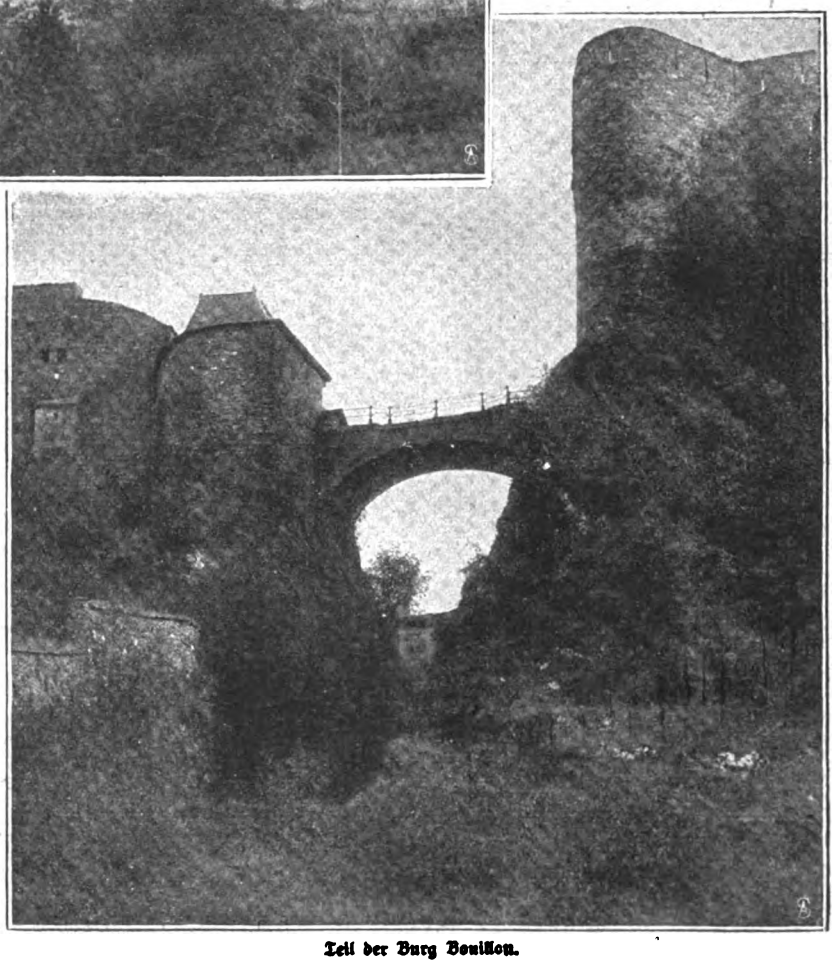
Schloß Celles.

gezeugt ist von dem großen, in Erfüllung harter Notwendigkeiten da und dort so vieles niederwerfenden großen Zerstörer, aus der Taufe aber bereits gehoben wird von jenem stillen, zielbewußten und wieder aufrichtenden Schaffen, das da im Zeichen „heil'ger Ordnung, segensreicher“ alsbald und allüberall dort einsetzte, wo mit den Siegen unserer deutschen Heldenheere auch deutsches Wesen mit seiner Freude an der Arbeit und am Schönen Fuß gefaßt hat, um nach dem Abzug der rauhen Kriegsstürme ihm Anvertrautes liebevoll zu betreuen und so — im möglichen Umfang und abseits des in anderen Gebieten durch den Willen unserer Gegner noch weiter tobenden Schlachtenlärmes — auch schon wieder die Brücken hinüber ins ersehnte goldene Land eines kommenden Kulturschaffens schlagen zu helfen.

Mit Rücksicht auf diesen größten Gesichtspunkt sei denn auch, ehe auf die Einzelheiten der Ausstellung eingegangen wird, einiges Wenige über die Grundlage gesagt, auf der sie zustande kam. Als solche darf — ganz allgemein — die deutsche Fürsorge für die Kunstdenkmale Belgiens angesprochen werden; jene Fürsorge also, die nicht nur beim Vormarsch unserer Heere jedwede Beschädigung dieser Objekte nach Möglichkeit zu vermeiden bestrebt war, sondern darüber hinaus — im Rahmen der deutschen Verwaltung des besetzten Gebietes — sich auch durch Bekämpfung zerstörender Zeiteinflüsse, Ausbesserung der trotz aller Vorsicht hier oder dort doch, indessen in ganz geringem Umfange, eingetretenen Schäden usw. betätigte. Aus dieser liebevollen Befassung mit der Sache erwuchs in weiterer Folge nun aber auch der Wunsch berufenster deutscher Kunstgelehrter, an den in Rede stehenden belgischen Kunstdenkmälern die Kunstforschung auch über den Krieg hinaus einen inneren Anteil haben zu lassen; bestehen doch zwischen jenen belgischen Kunstwerten und bestimmten deutschen Kunstformen — vornehmlich der deutschen Westgebiete — so innige und bedeutsame Zusammenhänge, daß sich manche der letzterwähnten Erscheinungen vollständig überhaupt nur bei Heranziehung der belgischen Denkmäler verstehen lassen.

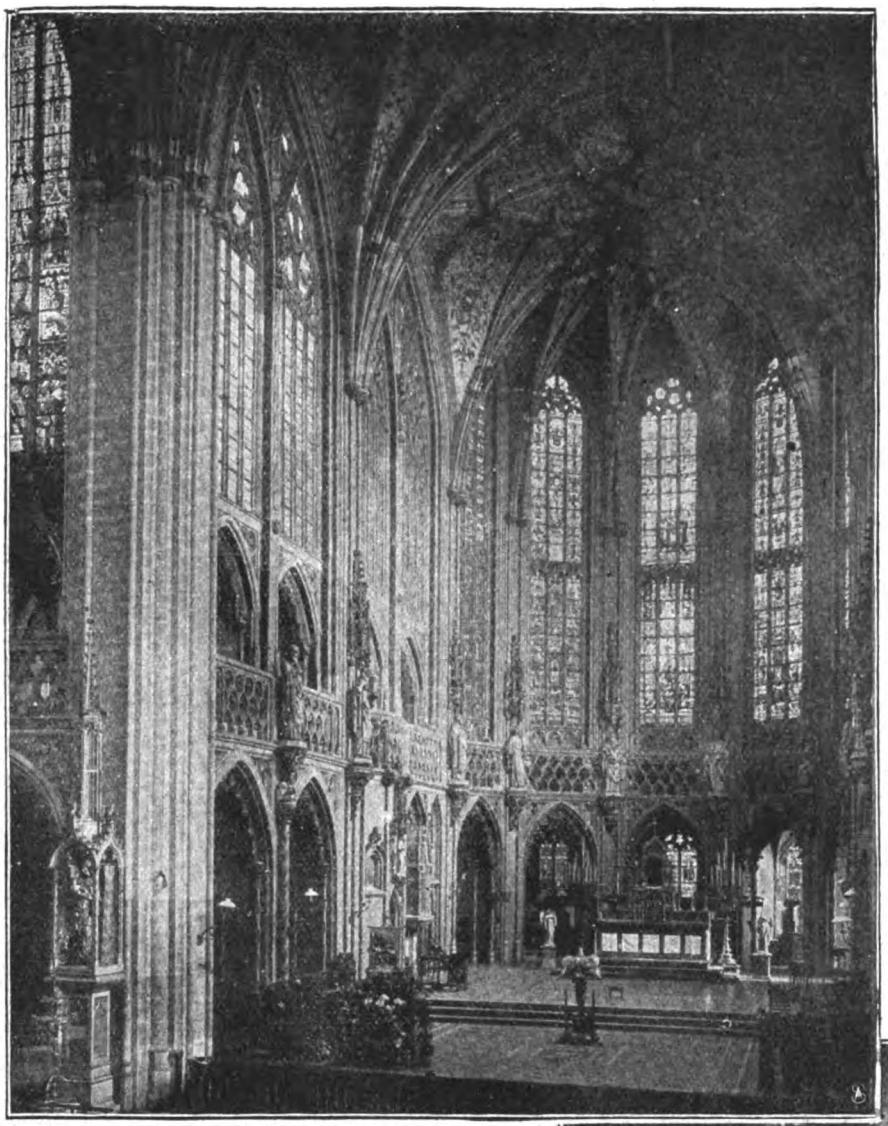
So wurde denn von genannter Seite eine Art „Kunstinventarisation“ angeregt, d. h eine künstlerische bildliche Aufnahme der mehrerwähnten Kunstwerte, und dieser Gedanke alsbald auch in die Tat umgesetzt, nachdem ihm einige deutsche Kunstfreunde, an erster Stelle S. M. der Kaiser, auch den nötigen finanziellen Rückhalt gegeben hatten.

Die bildliche Aufnahme geschieht nun in der Weise, daß für die „Inventarisation“ zwar von der zuständigen Stelle der Zentralverwaltung aus allgemeine, für das ganze besetzte belgische Gebiet gültige Richtlinien ausgegeben wurden, während die Ausführung der Arbeiten — nach Maß-



Teil der Burg Bouillon.

Digitized by Google



Chor der St. Jakobskirche in Lüttich.

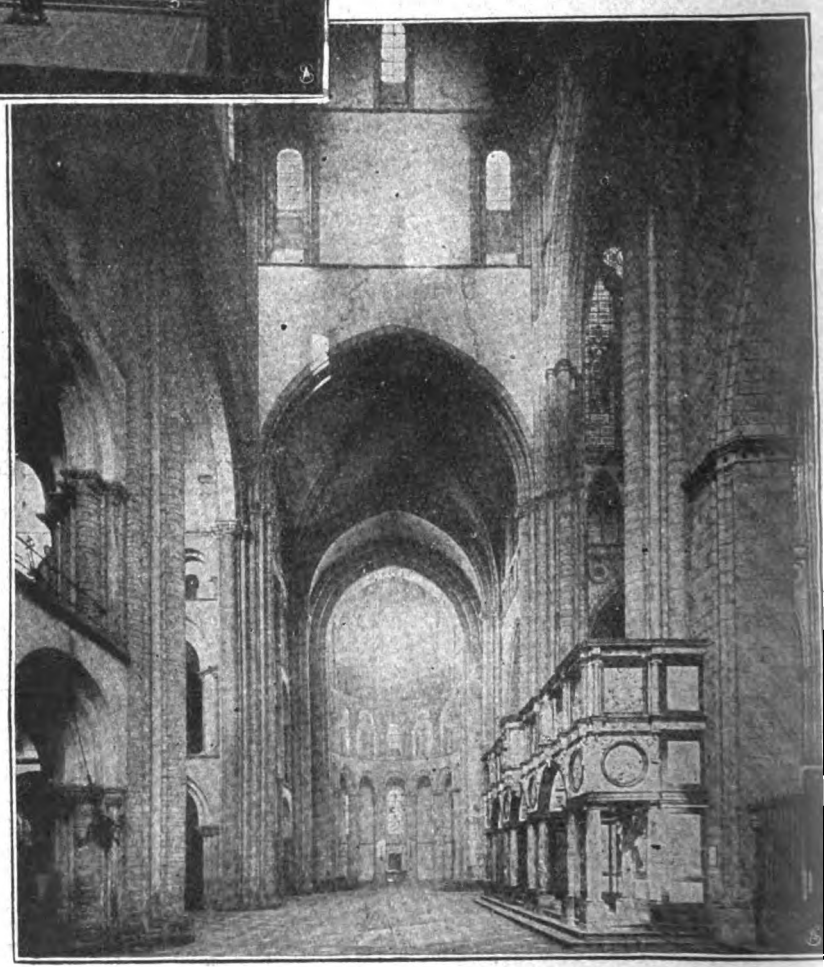
gabe der im Sommer vorigen Jahres erfolgten Verwaltungstrennung — unter Leitung der der deutschen Verwaltung zur Verfügung stehenden Architekten, im Land weilender und besonders dorthin berufener Kunsthistoriker usw. für die beiden Landesteile Flandern und Wallonien gesondert erfolgt.

Für die im wallonischen Landesteil geleistete Arbeit legt also nun die Namurer Ausstellung Zeugnis ab; in einer, wie gesagt, ebenso großen wie ansprechenden Form, wenn es — nach Lage der Dinge — in Wallonien auch nicht jene üppige, imposante und vielgestaltige Kunst ist, die sich in der andern Landeshälfte, im Flandern der vergangenen Tage, in früheren Jahrhunderten zu betätigen vermochte. Denn jenes Flandern sah mit seinen Handelshochburgen und seiner Städteblütezeit nicht nur selber die Brüder Van Eyck, einen Van der Goes und Memling werden und reifen, sondern vermochte sich dank seinem gewaltigen Reichtum auch viele wertvolle Kunsterscheinungen fremder Lande zu eigen zu machen. Hier in Wallonien dagegen lebt von altersher ein in harter Arbeit großgewordenes, vielfach von den Stürmen der Zeit derb angefaßtes Volk, dem bei seinem steten Kampf um Dasein und Fortbestand also wohl nur in ganz besonderen Einzelfällen große Mittel zur Weckung oder Nutzung der rein künstlerischen Zeiterscheinungen zur Verfügung standen.

Trotz alledem ist aber, um es zu wiederholen, auch das von der Namurer Ausstellung Gezeigte doch so wertvoll, vielgestaltig und schön, daß es liebevollster Betrachtung würdig erscheint; hat doch, weil mühsam der bescheidenen Scholle in nicht immer sonnigen Zeitläuften abgerungen und demgemäß bodenständig, manches wallonische Kunstdenkmal nach der rein kulturellen Seite hin vielleicht sogar mehr zu sagen als diese oder jene Kunsterscheinung Flanderns, die ja gewiß reicher und eindrucksvoller im Äußeren sich gibt, indessen insofern weniger bedeutsam sein dürfte, als sich Gleiches oder Ähnliches auch in Deutschland allüberall da findet, wo, wie in Nürnberg oder Ulm, in Augsburg und Danzig oder Lübeck mittelalterlicher Reichtum zu Hause gewesen.

Wenn wir uns nunmehr den Einzelheiten zuwenden, so sei zunächst bemerkt, daß die Namurer Ausstellung zwei Hauptgruppen umfaßt: Kirchliche Kunst und Profankunst; in der ersten Abteilung also Außen- und Innenarchitektur, bezw. -ausstattung von wallonischen Kirchen, ferner Grabdenkmale und Hochkreuze; in der zweiten Hauptgruppe aber Burgen und Schlösser, Brücken- und Festungsbauten sowie das Bürgerwohnhaus.

Welcher Abteilung, — nach dem höheren Wert und der Reichhaltigkeit — der Vortritt zu geben ist? Die Wahl dürfte schwer fallen. Und so lassen wir denn das Alter entscheiden; das Alter, nach dem gleichermaßen, wie als die Krone der Profankunst-Gruppe, zuvörderst zu Worte kommt Schloß Bouillon an der Semois, die bereits im 11. Jahrhundert errichtete Stammburg der gleichnamigen einstigen Herzöge von Niederlothringen. Mit ungeheurer Kühnheit in einer Landschaft größten Stiles aufgerichtete Türme und Zinnen, Brücken und Brustwehren vereinigen sich da zu einem Burgengebilde, das nicht so ganz zu Unrecht von vielen Kennern als der schönste Burgenbau Europas angesprochen



Innenteil der Kathedrale von Tournai.

Digitized by Google

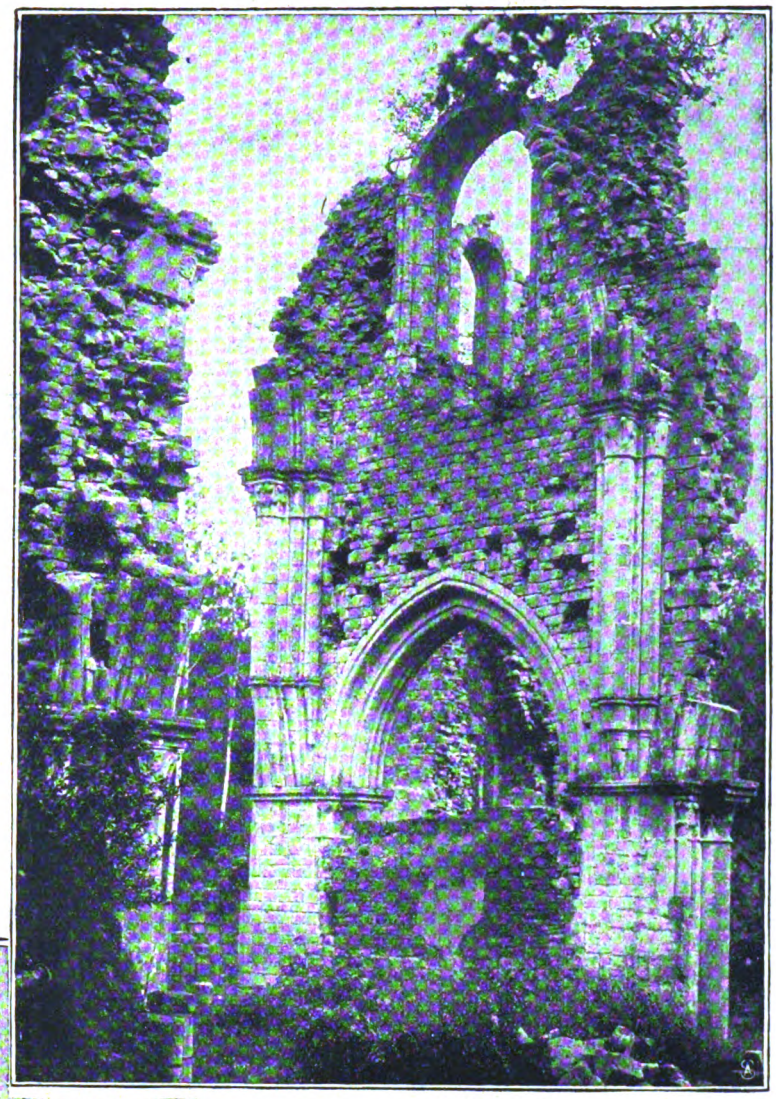
wird Geradezu unübertrefflich mutet insbesondere die einerseits Verteidigungszwecken, andererseits der Außenwirkung dienende Wahl des Standortes an, wie auch die Nutzung seiner natürlichen Bestandteile, als Schluchten und Höhen, Wald und Felsgestein.

Selbstverständlich nicht in gleichem Umfange eindrucksvoll immerhin aber höchst „feudal“ wirken daneben die andern Schlösser, die zum Teil in den ernst wuchtigen Formen der Renaissance, zum Teil mit einem in leichten, lichten Barock-Formen strahlenden Antlitz sich uns darbieten. Hier auf ragender Bergeshöhe, anderswo inmitten schützender Wasserfluten; beides bildet eine natürliche Staffage, die noch ein Übriges dazu beiträgt, um die schönen künstlerischen Formen der Bauwerke gebührend zur Geltung kommen zu lassen

Gleiches wird, durch meisterliche Verwertung landschaftlicher Vorzüge, vielfach auch erreicht bei den sogenannten „Fermen“, großen Land- oder besser Bauernhäusern, die, als eine Art befestigter Landsitze, zumeist eine kaum von Fenstern usw. unterbrochene Außenfront zeigen, im Innern aber eine ebenso weise Raumanordnung und Wohnlichkeit aufweisen wie die Räume alter Patrizierhäuser oder jener Kleinwohnhäuser, an denen sich eine beachtenswerte Bauökonomie, verbunden mit Sinn für Behaglichkeit und Wärme, mit Glück und Geschick betätigt hat

In der zweiten Hauptgruppe nun — kirchliche Kunst — bilden, um hier mit dem Kleineren zu beginnen, für jeden Kunstfreund wohl den Gegenstand ungetrübter Freude die mannigfaltigen Grabdenkmale und „Hochkreuze“ Unter den letzteren sind Flurkreuze zu verstehen, die etwa den ja auch in katholischen Gegenden Deutschlands allgemein vorkommenden Flurbildstöcken entsprechen Sie sind hauptsächlich aus dem fast allerwärts im Lande anzutreffenden Sandstein ohne die

Kirche St. Begge in Andenne.



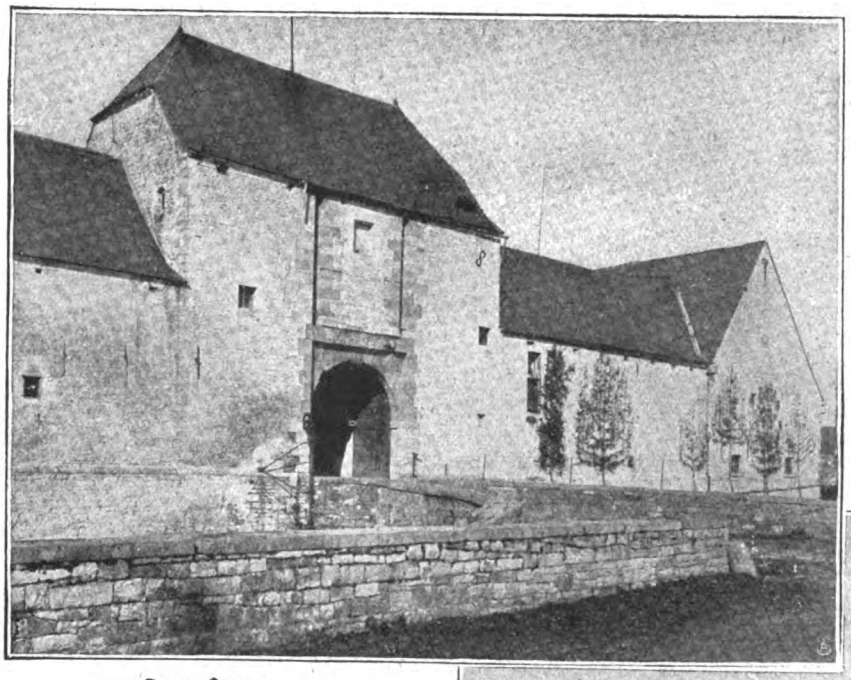
Klosterruine Orval.

Absicht besonderer Wirkung, dafür aber mit um so größerer Innerlichkeit gefertigt und weisen als auffallende, wohl aus der Römerzeit übernommene Eigentümlichkeit den Altartisch auf, d. h. einen in herben Formen gehaltenen Unterbau, der übrigens die Wirkung des meist mit gutem Blick in die Landschaft hineingestellten Males nicht unbeträchtlich steigert. Für die Grabdenkmale hat vielfach als Material Schiefer Verwendung gefunden; ein höchst spröder Stoff, den aber ungemeine Liebe zur Sache mit erstaunlicher Kunstfertigkeit zu meistern wußte.

Eine schon durch den Zweck und das bessere Material bedingte noch höhere Kunst durfte sich dann an den wundervollen Barockgestühlen aus St. Loup-Namur und der Klosterkirche zu Floreffe, an den herrlichen Reliquiarien und Prunkstücken des Kirchenschatzes der Namurer Kathedrale usw. versuchen — unter Erreichung über allen Geschmackswandel erhabener, tiefer Eindrücke, die sich indessen noch steigern beim Beschauen der Epitaphien oder prächtigen Altäre spätgotischer Herkunft aus Dorfkirchen des Hennegau und der Emaillebilder aus der Kirche zu Tournai.

Am wirkungsvollsten zeigt sich aber das Schaffen vergangener Jahrhunderte natürlich in den Gesamtaufnahmen der Außen- und Innenarchitektur wallonischer Gotteshäuser. Nicht groß, aber ungemein tief geben sich da zunächst die Dorfkirchen, vorwiegend Bauwerke ohne bestimmten Stil, aber in einer anmutigen Schlichtheit aufs glücklichste hineingestellt in Landschaft und nächste Umgebung. Wahrhaft Erhabenes aber, ja Erhabenstes sogar kommt zu Worte mit den Kirchen von St.-Hubert und Tournai, den Gotteshäusern von Charleroi und von

Digitized by Google



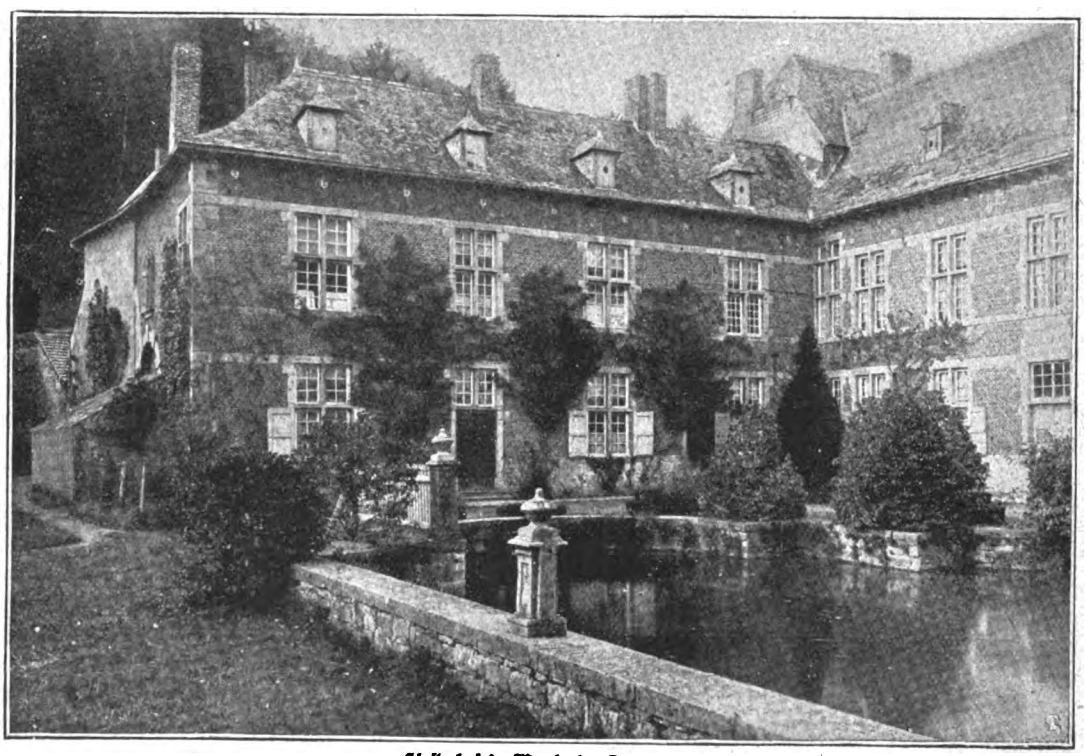
Ferme Loyers.

Dinant und in den wundervollen Kirchenbauten Lüttichs, die uns samt und sonders die schönsten Formen der Gotik oder aber auch ein schon an spätere Formen anklingendes, dabei aber streng-künstlerisches Äußeres oder Inneres zeigen.

Und dennoch möchten selbst diese herrlichen Gebilde noch nicht den Gipfelpunkt des Schönen darstellen; zu diesem empor geleiten uns vielmehr erst die Ansichten von den uralten Abteien Orval, Villers und Aulne, Bauwerken, in denen Mönche des um die Entwicklung des gotischen Stils ja besonders verdienten Zisterzienser-Ordens mit Refektorien und Kreuzgängen, mit Kirchen und Klosterhallen so viel von urdeutsch sich gebender Kraft und Kunst und Schönheit zusammengetragen haben, daß es schon der ganzen Roheit verlierter französischer Revolutionsbanden bedurfte, um diese Herrlichkeiten nach einem Dasein von mehr denn fünf Jahrhunderten in Schutt und Trümmer sinken zu lassen. Denn nicht etwa dieser Krieg und die von den „Barbaren" angeblich verübten „Kunstgreuel" waren es, die jene noch im Tode überwältigend hoheitsvollen Ruinen schufen, sondern es ist rein französische „Kulturarbeit", die — in ähnlichem Umfang wie ein Jahrhundert früher von Mélac drüben überm Rhein — 1794 hier auf damals österreichischem Boden geleistet worden ist!

Beenden wir mit diesem Hinweis unsere Wanderung durch die aus dem weiten Lande zusammengetragenen Schätze. Sie möchte, können diese Zeilen natürlich auch nur „Teile vom Teil" vorführen, gezeigt haben, daß es keineswegs ein Land „Utopien" ist, in dessen Gebiet deutsche Tatfreude

Dorfkirche in Saint-Pierre.



Klosterhof in Marche-les-Dames.

sich da begeben hat, sondern daß dort auf bisher nicht mit dem nötigen Zielbewußtsein und dem wünschenswerten Eifer begangenen Wegen außerordentlich Wertvolles gefunden wurde und noch zu finden sein dürfte. Denn es liegt auf der Hand, daß diese bisherige anregende Ausbeute die Schaffensfreude der geistigen Väter und Förderer des Werkes nur heben kann.

So darf denn also wohl auch die Allgemeinheit mit großen Erwartungen allem Weiteren entgegensehen; allem Weiteren, das sich mit dem schon Gewonnenen dann vereinigen soll zu einem zwar in Kriegsnöten geborenen, aber zur Mitwirkung an späterer friedlicher Arbeit berufenen großen deutschen Kulturwerk, würdig des deutschen Namens und der Größe der Zeit.

Digitized by Google

Wallenstein.

Kriegsnovelle von Karl von Berlepsch.

Er war von tollkühnem Wagemut und deswegen viel bewundert bei allen Kameraden. Während sie sich beim Gefecht stets hinwarfen, ging er trotz seiner Körperlänge aufrecht in der Schützenlinie umher und feuerte seinen Zug zum Draufgehn an oder flößte ihm Vertrauen und Ruhe ein. wie es gerade nötig war.

Denn das machte natürlich einen großen Eindruck auf die Leute, daß ihr „Vize" es stets verschmähte, sich zu decken. Ja sie hatten fast eine abergläubische Scheu vor ihm, denn sie hielten ihn für „fest", wie einst Wallenstein es in den Augen seiner Soldaten war. Und wer nicht weiß, was so ein bißchen Aberglaube tut, der war nicht im Kriege.

So ging der Vizefeldwebel und Offizieraspirant Fritz Wegmann durch die Reihen seiner „Untertanen" wie ein Heiliger fast.

Aber es war da einer in seiner Umgebung, der ihn besser kannte als die andern. Der hieß Lephard und wohnte stets in einem Unterstand mit dem Zugführer. — Dem Gefreiten Lephard hatte Wegmann einmal Einblick in sein Seelenleben verschafft.

An einem schönen Abend — soweit man in diesem Kriege eben von schönen Abenden reden kann — hatten die Truppen Rum empfangen, und bei dieser Gelegenheit hatte auch Wegmann, der sonst nie einen Tropfen Alkohol anrührte, sich mit Lephard zusammen einen Punsch geleistet. — Von seinem Tagebuch aufsehend, das er jeden Abend gewissenhaft nachtrug, sagte Fritz Wegmann plötzlich, als spräche er mit sich selbst: „Es ist mir noch immer gelungen" . . .

Als er nun merkte, daß Lephard zu diesem Satztorso eine Erklärung brauchte, ergänzte er zögernd: „Es ist mir noch immer gelungen, meine Hände rein vom Blut zu halten." — Dieses Bekenntnis hatte nun wiederum zur Folge, daß Lephard seinen Zugführer noch verständnisloser ansah.

„Herr Vizefeldwebel, dazu sind wir doch nicht in den Krieg gezogen, daß wir unsere Hände rein vom Blut halten" . . .

„Das ist ja auch nur so eine Dummheit von mir, daß ich mir einbilde . . . es trifft mich keine Kugel, solange ich noch keinen Menschen persönlich zur Strecke gebracht habe . . . eine Dummheit vielleicht . . . mag sein! —

Sie wissen, Lephard, ich wollte Pastor werden und hatte mein erstes Examen gemacht, als der Krieg kam. Ich bin ja nun ein guter Patriot, — aber ich kann es auch wieder mit meinen Grundsätzen schlecht vereinigen, Menschen mit eigener Hand umzubringen — ich würde das bis an mein Ende vor mir sehn, wenn ich . . ."

„Herr Feldwebel, das versteh' ich nicht! Wenn Sie die Menschen nicht umbringen, dann werden Sie von den Menschen umgebracht. Im Kriege ist das doch eigentlich Selbsterhaltungstrieb."

„Das schon, aber ich hab' es noch nicht nötig gehabt, einen wegen meiner Selbsterhaltung zu töten, und deswegen eben bin ich Gott dankbar. Und ich habe es bisher so halten können, daß ich dem Vaterlande gedient habe und meinem Gott . . . Denn immer, wo ich war, da ging es vorwärts, und da machten wir hundert Gefangene — keiner setzte sich zur Wehr. Es ging so auch. . . .

Aber ich will Ihnen was sagen, Lephard, — sprechen Sie mit niemand darüber, — es bleibt unter uns, verstanden? . . . Sie kennen mich ja im übrigen und wissen, daß ich kein Feigling bin." —

So ungefähr verlief die Unterhaltung zwischen dem Vizefeldwebel Fritz Wegmann und dem Gefreiten Lephard an jenem denkwürdigen Abend, als die Kompagnie Rum empfangen hatte.

Seitdem beobachtete Lephard oft den Vize von der Seite, wenn er im Graben stand und mit den Leuten redete. Er redete gut und überzeugend. Aber das überzeugendste war doch, wenn er plötzlich bei hellichtem Tage irgendwo aus dem Graben stieg, um sich zu überzeugen, ob das Drahthindernis während der Nacht gut gearbeitet worden war, und wenn die Kugeln ihm um den Kopf sausten wie aufgestörte Bienen nahe ihrem Bienenkorb, ohne daß eine einzige traf und stach.

Kein Zweifel; der Vize war fest, so fest, daß man auf ihn bauen konnte.

Aber der Gefreite Lephard wußte es anders. . . .

Jeden Abend vor dem Schlafengehen holte der ehemalige Pfarramtskandidat Fritz Wegmann sein Neues Testament aus dem Tornister und den letzten Brief seiner alten Mutter aus der Rocktasche. Seine alte Mutter wohnte in Memel, und Wegmann stand mit seinem Regiment bei Ypern. Es liegt das beides ziemlich weit auseinander. — Aber er tröstete sich: Je weiter wir auseinanderkommen, desto besser für Deutschland! — In den Schlammgräben von Ypern kam es zur Ruhe, wie man so sagt; die Engländer schossen mit Dumdum und beschränkten sich auf die Verteidigung.

Desto bewegter wurde es in der Nähe von Wegmanns Heimat. Zweimal hatte der brave Ostpreuße besonders eifrig in seinem Neuen Testament gelesen, zweimal waren die Russen wieder zurückgeworfen, und Memel hatte wunderbarerweise noch keines Feindes Fuß betreten, obgleich es so offen und greifbar dalag für Rennenkampf und seine Muschiks.

Sein Mütterchen hatte es verschmäht, wie so viele andere den Ort zu verlassen und sich hinter die Wälle von Königsberg zu flüchten. Frau Wegmann war eine tapfere Frau. „I nu nee," hatte sie gesagt, „wenn ich weggeh', dann steht mein Haus für Freund und Feind offen, und Soldateska bleibt Soldateska. Totschlagen werden sie mich schon nich, — nee, Jungchen, da mach' dir man keine Sorge!"

Aber er machte sich doch Sorge, und manchmal wurde er unruhig, wenn er drei Tage und länger keinen Brief aus Memel bekommen hatte. Dann sagte er wohl zu Lephard: „Meinst du wirklich, daß es so schlechte Menschen geben kann, die einer alten Frau was antun?" — Manchmal war der Vizefeldwebel Wegmann naiv wie ein Kind — — zu naiv!

Nachts.

Der Brunnen hat sich müd' gerauscht,
Verschlafen treibt das Mühlenwehr,
Die Birken haben ausgeplauscht,
Und auch der Nachtwind weiß nichts mehr.

Die Stadt ist stumm. Die Ferne schickt
Nur ab und zu ein spät Geräusch,
Das in dem Schweigen jäh erblickt.
Dann ist es wieder still und keusch.

So still und keusch. Sogar die Zeit
Ward schlummermüd und ging zur Ruh.
Ein Frieden, eine Einsamkeit . . .
Jetzt, heil'ge Stille, rede du.

Bruno Wunderlich.

Digitized by Google

Aber wenn er an solchen Tagen, wo er vor Sorge kaum etwas aß, durch den Graben ging, aufrecht wie immer, obgleich der Graben für seine Körperlänge nicht tief genug war, wenn er mit den Leuten redete und scherzte, dann war er wieder ein ganzer Mann, und Lephard bat es ihm in solchen Augenblicken innerlich ab, daß er kurz vorher nicht mit ihm einverstanden gewesen war.

Nun kam es sogegen das Frühjahr hin — genaue Zeit wußte man nicht mehr, die Tage waren ja alle gleich —, da las Wegmann zufällig die Nachricht, daß die Russen abermals in das geplagte Ostpreußen eingebrochen seien, diesmal in seinen nördlichsten Zipfel. Wilde Marodeurbanden, Reichswehr aus irgendeinem finsteren Winkel des unermeßlichen Landes, hatten das ungeschützte Memel überfallen und ausgeplündert. Schauderhafte Greueltaten waren an den unschuldigen Einwohnern verübt worden.

Das traf den Vizefeldwebel Wegmann wie ein Donnerschlag. Lephard war dabei, als er die Trauerbotschaft las. Er starrte auf das Papier und wurde kreidebleich. Keinen Ton sagte er, faltete das Blatt zusammen und starrte vor sich hin. Dann griff er wieder nach der Zeitung und faltete sie auseinander — „ob nicht noch irgendwo — irgendwo mehr stände davon".

Daran erkannte Lephard, daß es um Wegmanns Mutter ging, und fragte, ob die Russen wirklich da wären. Daß er mit dem Worte „da" nur Memel meinen konnte, war selbstverständlich, denn darum hatte sich bei ihnen beiden ja alles gedreht.

Wegmann sah ihn erschreckt an, als würde ihm nun erst zur Gewißheit, daß ein lebendiger Mensch derselben Ansicht sein konnte wie das bedruckte Zeitungspapier. —

In diesem Augenblick kam, fast wie gerufen, eine Gefechtsordonnanz gelaufen, die meldete: „Der Herr Hauptmann hat Alarm befohlen; die Engländer greifen an!" — —

Wegmann konnte zwei Tage und zwei Nächte lang nicht an Memel und nicht an seine Mutter denken, das hatten die Engländer zuwege gebracht.

Einen von den rostbraunen Halunken fing er selbst und führte ihn in seinen Unterstand. Der Khakimann ging behäbigen, wackelnden Schrittes vor ihm her, als wanderte er an Bord eines Steamers bei hohem Seegang. Auf einmal drehte er sich zu Wegmann um und sagte vertraulich:

„Do you know my friend, Mister Willright? He is prisoner of war in Germany."

„Sprich Deutsch, verfl. . . . oder ich hau dir den Schädel ein! Bildet ihr euch ein, die ganze Welt muß Englisch verstehn?" Das war das Letzte, was Wegmann so recht wußte, dann wurde er ohnmächtig und mußte ins Lazarett geschafft werden.

Sei es, daß die beiden Nächte in Nässe und Schnee das ihrige getan hatten, sei es, daß die Aufregungen dieser Stunden seine Kraft verzehrt — er fieberte und kam nicht recht zur Besinnung, die ganze nächste Nacht hindurch.

Immer sprach und schrie er von seiner Mutter, welche von einem großen, ungeschlachten Engländer verfolgt und mit dem Tode bedroht wurde.

Ein Soldat, der neben ihm lag und nicht schlafen konnte, hörte ihm eine Weile zu, aber es wurde ihm unheimlich, als der Vize plötzlich sagte: „Diese Hände sollen nicht mit Blut befleckt werden, und solange ich keinen ermordet habe, besitze ich eine Kraft Gottes, die mich meinen Soldaten erhält . . ."

Da rüttelte der Musketier neben ihm den Fiebernden und sagte: „Kamerad! Kamerad! Komm doch zu dir! Du bist hier ja in Sicherheit, dir tut niemand etwas, Kamerad . . ."

Am nächsten Morgen, als der Arzt revidierte und Wegmann den Puls fühlte, wachte der auf und sah ihn erstaunt an. Dann fragte er, ob man nicht wüßte, wie es seiner alten Mutter ginge. — „Ihrer Mutter geht es sicher besser als Ihnen, die ist doch daheim."

„Nein, die Kosaken haben sie mitgeschleppt — ich weiß es ganz genau!"

„Wo wohnt denn Ihre Mutter?"

„In Memel — die Russen haben Memel genommen."

„Beruhigen Sie sich; Memel ist schon zurückgenommen!"

„Unmöglich! Gestern oder vorgestern, oder wann's war, da habe ich's erst in der Zeitung gelesen, daß es genommen ist."

„Mein alter Junge, das ist schon lange her, da muß Ihnen ein ganz alter Schinken in die Hände gefallen sein. Die Russen haben nur einen Plünderungszug dahin unternommen. Sie sind wieder herausgeworfen."

„Schon lange her — ja, nun ist mir klar, warum ich seit vierzehn Tagen keinen Brief mehr von meinem Mütterchen bekam! — Lieber Doktor, können Sie mir einen Gefallen tun?"

„Gewiß, gern!"

„Telegraphieren Sie dringend an den Magistrat von Memel und fragen Sie an, wie es meiner Mutter, der Witwe Karoline Wegmann, geht! Ja, bitte tun Sie es."

„Ich will es versuchen! Aber nun legen Sie sich ruhig hin und schlafen Sie, verstanden!"

Wegmann seufzte tief und drehte sein Gesicht der Wand zu.

Der Arzt ging zu einem anderen Bett.

Als er dann das Krankenzimmer verlassen hatte, wurde es wieder ganz still.

Nein, es war nicht still. Die Fenster klirrten leise, und die Erde zitterte von der fernen Kanonade um die Hölle von Ypern.

Tak — tak — ging die Uhr an der Wand, endlos und immer weiter: tak — tak. — Wie konnten nur noch Uhren gehn in dieser Zeit? Wozu Uhren? —

Plötzlich hub in der Ecke eine heisere Grabesstimme an zu singen:

„Es ka — nn mir nichts ge — sche — hen,
Als was er hat er — se — hen . . ."

Dann brach sie plötzlich ab.

Und der kleine Franzose, der an der Wand gegenüber den Fenstern lag, wimmerte leise:

„O mon dieu — mon dieu!" —

* * *

Wegmann schlief zwei Tage und zwei Nächte lang wie ein Toter.

Als er wieder aufwachte, war der Krankenwärter um ihn beschäftigt. Den fragte er als erstes, ob noch kein Telegramm für ihn angekommen sei, ein Telegramm aus Memel?

„Aus Memel? — Nein."

„Wie lange habe ich geschlafen?"

„Sehr lange, Herr Feldwebel! — Es können wohl zwei Tage gewesen sein!"

„Aber jetzt bin ich wieder gesund — ich will aufstehn!"

„Erst muß der Chefarzt hier gewesen sein und es Ihnen erlaubt haben."

„Ich bin wirklich ganz frisch, ich will wieder zu meinen Leuten", sagte Wegmann und richtete sich auf. Sein Kopf war klar, aber er fühlte sich doch noch sehr matt.

„Was hat mir eigentlich gefehlt?" fragte er den Pfleger.

„Es waren wohl die Nerven."

„Ach was, Nerven!" — Mit einem Schwung war er hoch und auf den Beinen. „Wo sind meine Kleider?"

„Halt! Halt! So schnell geht's nicht! Legen Sie sich ruhig wieder hin! Ich hole gleich den Herrn Stabsarzt."

Widerwillig setzte er sich auf den Bettrand und sah sich um. — Wie merkwürdig! Er war allein. Nichts regte sich ringsum. Die fünf Betten waren leer, und er wußte doch ganz genau, daß noch mehr hier gelegen hatten. In der einen Ecke stand eine Tragbahre neben dem einen Bett. Und jetzt sah er, daß in dem Bett doch etwas lag: ein Körper, völlig zugedeckt. Wohl ein Toter. Und er erinnerte

Digitized by Google

sich schwach, daß der, welcher in dem Bett gelegen, kurz vor seinem Einschlafen gesungen hatte: „Es kann mir nichts geschehen."

Der Arzt trat ein mit dem Pfleger. Er streifte mit einem einzigen Blick den ganzen Raum und zeigte auf das verhangene Bett.

„Warum ist der Tote noch hier — er sollte doch schon vor einer Stunde ..." (Schluß folgt.)

Der Zweikaiser-Reichsbund.

Von Dr. Freiherrn von Mackay.

Im Hauptquartier an der Westfront, dort, wo die von Briten und Franzosen so gefürchteten militärischen Entscheidungen fallen, fand Mitte Mai eine Staatshandlung ersten Ranges statt. Die beiden Monarchen der Mittelmächte und ihre ersten Minister und Botschafter waren gemeinsam mit den Führern der Armee versammelt; zur Verhandlung stand die Befestigung und Vertiefung des Bündnisses auf den Grundlagen einer Militärkonvention und im Hinblick auf die durch den Krieg aufgeworfenen neuen politischen und wirtschaftlichen Machtfragen.

Das ist die scharfe, aller Welt vernehmbare Antwort auf all die in Paris und London gesponnenen Machenschaften, die den Zweck verfolgten, Mißtrauen zwischen die beiden Nationen, die seit 1879 zum Schutz der Ruhe Europas in sturmerprobter Waffengenossenschaft verbunden sind, zu säen und die eine von der anderen durch Sonderfriedensangebote abzusprengen. Europa steht gleichsam vor dem Abschluß der Odyssee zweier Völker und Staaten, die, von Natur brüderlich zusammengehörend, in jahrhundertlangen Irrungen und Wirrungen seltsamer Schicksalswege sich selber flohen, dann schließlich zaghaft sich die Hände reichten und nunmehr erkennen, daß ihr Schicksal unverbrüchlich verkettet, daß ihr Lebenslos eins ist. Und eben der Ort, wo diese endgültige Besiegelung des unlöslich gewordenen Zweikaiser-Reichsbundes stattfand, lenkt das Auge von selbst zu den nicht minder merkwürdigen geschichtlichen Hintergründen und Zusammenhängen des diplomatischen Vorgangs.

Die einstige Grafschaft Artois, der Hauptschauplatz des heutigen Völkerringens, ging im Beginn des 15. Jahrhunderts von Frankreich an Burgund über und umfaßte damals das heutige Gouvernement Pas de Calais, die Pikardie und Flandern, also das gesamte belgische und nordfranzösische Gebiet, um das sich seit Kriegsbeginn die Kämpfe im Westen drehen. Philipp der Gütige, der Herzog dieses Reiches, der Sohn Johanns des Unerschrockenen und der Margareta von Bayern, schloß 1420 in Troyes den berüchtigten Vertrag ab, wonach Frankreich an das englische Königshaus kommen sollte, kämpfte mit den Briten gegen Karl VII., verständigte sich dann mit diesem in einem Sonderfrieden und wußte durch geschickte Politik sein Reich so zu vergrößern, daß es mit dem Erwerb des Hennegaus und Hollands, Namurs, Brabants, Limburgs, Luxemburgs, von der Kanalküste, der Somme, Maas und Schelde im Norden bis zur Loire und Saône im Süden sich erstreckte.

Der äußeren Machtentfaltung entsprach die glückliche innere Entwicklung: die burgundischen Länder waren damals der Mittelpunkt der westeuropäischen, in den Wurzeln durchaus deutschen Kultur In den herrlichen gotischen Münstern, den

Ziegenherde am Abhang. Gemälde von Richard Eschke.

Digitized by Google

Rathäusern und Tuchhallen finden die deutschen Truppen auf dem blutig erkämpften Weg vorwärts noch allenthalben lautredende Zeugnisse dessen. Aber auch die Namen der Städte erinnern auf Schritt und Tritt daran, daß hier, und zwar bis zum Ausfluß der Somme ins Meer, in nicht weit zurückliegender Zeit allgemein die deutsche Zunge maßgebend war, die im Volksmund noch heute nachklingt: so in Dünkirchen, Gravelingen, Kammerich (Cambrai), Boonen (Boulogne), Kalles (Calais), Berck.

Blieb das Verhältnis zwischen diesem niederdeutschen Land und dem Deutschen Reich stets locker, so lag die Ursache vor allem darin, daß bei den Staufern durch die italienischen Kämpfe das Gewicht der nordwestlichen Grenzmarken zu sehr in den Hintergrund trat und daß später, unter den Habsburgern, der spanische Einfluß maßgeblich wurde; charakteristisch ist das Auftreten Albas, der mit dem Lutherischen das Deutsche verketzerte und bei der bluttriefenden Niederwerfung des Aufstandes der Niederlande (die damals, nachdem Karl V. Frankreich zum Verzicht auf das Lehnsrecht über Flandern und Artois gezwungen hatte, den burgundischen Kreis mitumfaßten) das gesamte flämische Schriftentum vernichten ließ (1569). Von da ab sank das burgundische und flandrische Land auf die Stufe eines Puffergebietes hinab, das der Gegenstand von Schachergeschäften der Nachbarmächte und der blutdurchtränkte Tummelplatz ihrer Kämpfe wurde; England aber war es, das aus der Feindschaft seiner seemächtigen Gegner an der Kanalküste den Hauptnutzen zog und damals den Grundstein seiner „unteilbaren Wogengewalt" legte.

Im Frieden von Campo Formio (1797) trat schließlich Österreich die niederländischen Provinzen ab, deren südlicher Teil, das heutige Belgien, an Frankreich fiel, erhielt dafür von den venezianischen Staaten Istrien, Dalmatien und das linke Ufer der Etsch einschließlich der Stadt Venedig und stimmte in geheimen Artikeln der Abtretung des linken Rheinufers zu. Damit und mit dem Untergang der Großmachtstellung Hollands war die entscheidende Verlagerung der weltpolitischen Schwergewichte für die Folgezeit vollzogen: Das Haus Habsburg hatte auf seine geschichtliche Sendung im Westen endgültig verzichtet, deren Erbschaft dem aufstrebenden preußischen Hohenzollernstaat zufiel.

Was das alte Deutsche Reich durch die Vernachlässigung des Schutzes seiner Grenzmarken an der Kanalküste preisgab, das hat hellseherisch schon Friedrich List ins Licht gestellt, wenn er in seinen geschichtlichen Erinnerungen darauf hinweist, wie die Vereinigten Niederlande dem deutschen Kaisertum des 16. Jahrhunderts mehr als alle Goldgruben der Erde und alle Gunst und Bullen der Päpste die Herrschaft der Welt zu Wasser und zu Land sichern mußten, sofern es nur die Natur dieser Kräfte erkannte und zu benutzen verstand; „als Regent der Vereinigten Niederlande, als deutscher Kaiser und als Haupt der Reformation habe Karl V. alle geistigen Mittel besessen, daß mächtigste Industrie- und Handelsreich, die größte See- und Landmacht zu gründen, die je bestanden habe". Tatsächlich aber wußte der deutsche Kaiser diese Kräfte nicht zu nutzen: er zersplitterte seine Macht in kirchlichen und legitimistischen Kämpfen, dachte nicht an die Schaffung einer Seemacht, welche „alle Segel von Dünkirchen bis Riga unter einer Flagge vereinigt haben würde", und noch weniger an eine systematisch und weitsichtig in Angriff zu nehmende überseeische Machtpolitik.

So zerrieb sich das Römische Reich deutscher Nation mangels der Wegweisung nach großen äußeren Zielen in inneren Kämpfen und spaltete sich in eine preußisch-norddeutsche und österreichisch-süddeutsche Machtgruppe. Aber eben damit vollzog sich wiederum eine eigentümliche Umkehrung im Krisengang der Schicksalsfrage, wie sie treffend Kjellén in seinem mit Recht gerühmten Werk „Die Großmächte der Gegenwart" beleuchtet, wenn er zeigt, wie Deutschland erst durch die Trennung von Österreich vor fünfzig Jahren befähigt worden sei, „entschlossen das Antlitz nach Norden dorthin zu wenden, wo die Meere, die Ausläufer des Atlantischen Ozeans, mit dem weltgeschichtlichen Preis in der planetarischen Konjunktur lockten". Das neugeeinte Deutsche Reich nahm das von den Kaisern des Reformationszeitalters vernachlässigte politische Erbe wieder auf: von der Donau den Blick wegwendend, suchte und fand es die Sterne kommender Weltmachtgröße in der Richtung, die der Rhein, dem Meer seine Wogen zuwälzend, verfolgt.

Zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern schien sich eine Art Arbeitsteilung zu vollziehen: jenes drängte auf dem Balkan vor, dieses steuerte von der Nordseeküste aus „der Zukunft, die auf den Meeren liegt", zu. Aber eben der Herrscher, der dieses Programm verkündete, war doch zugleich der eifrige Schrittmacher auf dem Weg nach Konstantinopel und Bagdad: So trat erstmals deutlich ins Licht, daß das Bismarcksche Wort von den Knochen eines pommerschen Grenadiers, welche für Balkanhändel zu schade seien, keine Geltung mehr hatte, daß die weltpolitischen Kraftfelder der beiden Mittelmächte eng miteinander verwachsen und nicht mehr zu trennen waren.

In der englischen und französischen Presse ist den Österreichern oftmals gleißnerisch-verlockend vor Augen geführt worden, wie sie, nachdem die russische Gefahr beseitigt sei, weiterzukämpfen und „für Preußens Machtehrgeiz die Kohlen aus dem Feuer zu holen" nicht die geringste Ursache hätten. Aber ein freier Blick und höhere Staatskunst kann mit solcher Kirchturmpolitik nichts zu tun haben. Die Maßstäbe, die für die Stiftung des Zweikaiserbundes vor vierzig Jahren maßgeblich waren, da es lediglich auf die Abwehr der vom Osten her drohenden Gefahr ankam, hat die große Weltkriegskatastrophe ungültig gemacht. Wider die Welt von Feinden, Haß und Raubluft, welche die Entente gegen alles, was deutsch heißt oder zur deutschen Sache hält, aufmarschieren ließ, kann Mitteleuropa als Friedenshort sich nur halten und bewähren, wenn es als eine Trutzburg, einheitlich nach allen Seiten hin zur Verteidigung organisiert, aufragt, wenn erkannt wird, daß all die großen weltpolitischen Probleme der Gegenwart gemeinsame Daseinsfragen sind, kurz, daß es für die Brudervölker zwischen Belt und Alpen, mögen sie weiter „nach innen vielgestaltig, jeder Stamm nach seiner Art" leben, nach außen, in der schwertgewaltigen Scharung um ein Panier, keine Beschränkung der gemeinbürgschaftlichen Haftung mehr geben kann.

Bereits vor fünfzig Jahren kündigte Moltke an, daß nicht der Dreizack Neptuns, sondern das Schwert vom Norden das Schicksal des Balkans regeln und die Fragen des Ostens lösen werde. Die Prophezeiung ist wunderbar in Erfüllung gegangen, und aus den Bedingungen, unter denen dies geschah, ergibt sich von selbst die weitere Forderung, daß gleichzeitig mit der Stärkung des Zweikaiser-Reichsbundes die Entwicklung des Vierbundes Hand in Hand gehen muß. Denn unanfechtbar hat der Weltkrieg die Wahrheit ins Licht gestellt, daß west- und osteuropäische Politik, Seegeltung und Orient nicht Gegensätze, sondern sich ergänzende Ziele der Weltmachtwerdung Deutschlands und Österreich-Ungarns sind, die erst durch die harmonische Unterordnung unter diese gemeinsamen Entwicklungsgesetze von den Zufälligkeiten und Launen der Kaperkriege und Ringbildungen seegewaltiger Mächte dauernd unabhängig gemacht werden können.

Wir kamen uns ehedem wie die Stiefkinder des sogenannten imperialistischen Zeitalters vor, dessen übergroße Weltreiche vom Charakter des britischen uns Licht und Atemraum in der überseeischen Welt zu nehmen schienen. Aber der Krieg hat uns mit den Schwierigkeiten doch zugleich die Vorteile einer solchen Zwangslage und rückständigen Entwicklung vor Augen geführt. Nicht durch Verfügung über den ungeheuren Erdenraum von dreißig Millionen Geviertkilometer und dessen gewaltige Menschenmassen und wirtschaftliche Kräfte hat Weltbritannien die Mittelmächte erdrosseln können, und nicht für London, für uns hat die Zeit gearbeitet. Nicht die erdumspannende Substanz Albions und nicht der durch Tyrannisierung der Neutralen erzielte Gewinn aller möglichen geraubten Machtmittel hat den Briten vor dem Zusammenbruch aller seiner Siegeshoffnungen zu retten vermocht.

Was im Dienst dieses einzig in der Weltgeschichte dastehenden Gerichts über die Kriegsbrandstifter Kampftüchtigkeit geleistet hat, soll gewiß in keiner Weise verkleinert werden. Aber unverkennbar bleibt doch, daß eine ausschlaggebende Voraussetzung des Triumphes die Massierung, die aufs äußerste angespannte Sammlung und Verdichtung aller politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte in engem Raum war. England ist seine Reichsweitläufigkeit zur Schwäche, den Mittelmächten ihre Reichsenge zur Stärke gleich einem Stahlblock geworden, der desto härter wird, je mehr er in Rotglühhitze gehämmert und unter Druck gesetzt wird.

Das ist das unvergleichliche und aus der natürlichen geographischen Lage geschichtlich gewordene Wesen der Macht des Zweibundes, die nun, in solcher Feuerprobe neu befestigt und unlösbar verschmiedet, frei und glücklich, als ein Friedenspfand aller Völker, von der Nordsee bis zum Indischen Meer sich entwickeln soll!

Digitized by Google

Der Kampf um Guemappe am 11. April 1917.

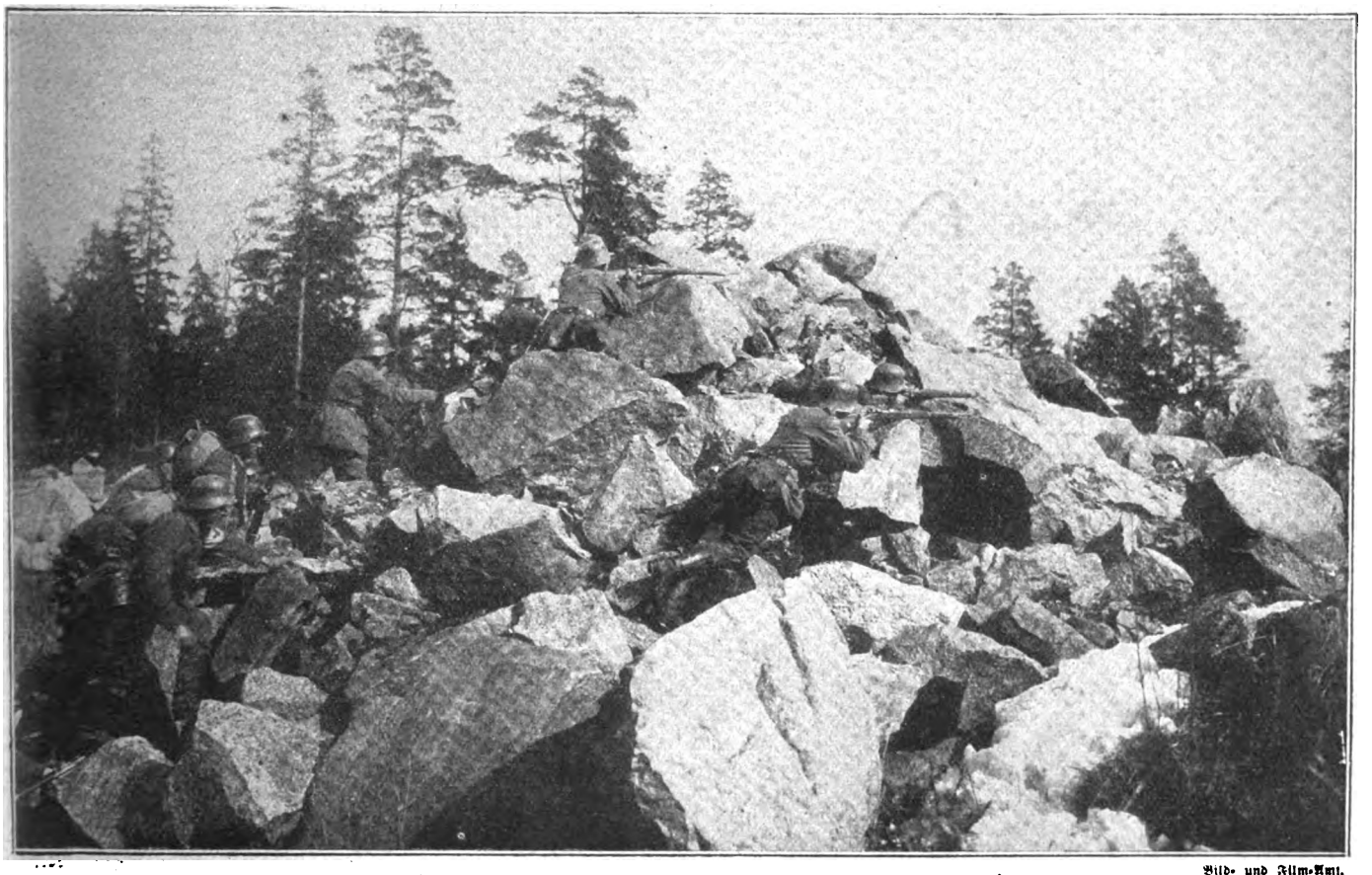
Von Hauptmann Karl Engelhardt.

(Schluß aus Nr. 19.)

Die Ausfälle in den einzelnen Zügen waren immerhin recht erheblich. Nur wenig mehr als die Hälfte der Mannschaften war noch kampffähig. Und es war erst 9 Uhr vormittags. Ein endloser Tag lag noch vor den ermüdeten Kämpfern. Erst mit Einbruch der Dunkelheit konnte man auf Auffüllung der schlimmsten Lücken hoffen. Und mancher zählte ab, wieviel Stunden bis dorthin noch verstreichen mußten. Aber viel Zeit zum Zählen wurde ihnen nicht gelassen. „Wat's dat?" schrie da und dort einer. Verblüffte Augen starrten nach der Chaussee. Gäule? Reiter? Eine ganze Menge? Das war doch nicht allenfalls Kavallerie? Aber bald war kein Zweifel mehr möglich: es war Kavallerie! Mit tadelloser Linksschwenkung — sie kamen aus Richtung Monchy — nahmen sie die Front nach Süden und jagten über die Straße. Direkt auf die Gewehre zu, die schon wieder an der Backe der Verteidiger lagen. Der Gewehrführer vom rechten M.-G. hatte erst seinen Augen nicht getraut. Waren die Kerle wahnsinnig oder betrunken? Gegen deutsche Infanterie anzureiten, von der auch nur ein Dutzend Gewehre noch intakt waren! Gut! wenn's ihnen Spaß macht. Nur würde der nicht lange dauern. Und der Ernst kam über die tollkühnen englischen Reiter wie ein Hagelwetter. Maschinengewehr und Gewehre hatten noch kaum ihre Arbeit recht begonnen, da war die stolze Reiterschar ein wildes Chaos. Reiter verschwanden aus den Sätteln wie weggeblasen. Führerlose Pferde jagten in Todesangst durcheinander; verwundete bäumten sich und brachen zusammen, preschten in verzweifelter Karriere davon. Kavalleristen rannten hinter ihnen her. Einer war gestürzt und hing mit dem Fuß noch im linken Bügel. Er klammerte sich mit beiden Händen am Steigbügelriemen fest und versuchte immer wieder vergeblich, sich aufzuschwingen, während das Pferd davonraste. Ein ganzes Teil Pferde lief in die Linie des Nachbarregiments hinein und darüber hinaus, um weiter hinten ergriffen zu werden. Ein Infanterist sprang auf, schwang sich auf ein vorübereilendes Pferd und galoppierte zurück, um den edlen Argentinier beim Regimentsstab abzuliefern, der in einer zerschossenen Ferme etwa ein Kilometer rückwärts lag, der später im englischen Heeresbericht mehrmals erwähnten Reiterfarm. Das Ganze hatte kaum fünf Minuten gedauert. Dann war alles vorbei. Das tapfere Reiterregiment war in den Tod gehetzt. Wie sich später herausstellte, hatte es vorher bereits mit gleichem Mißerfolg bei Monchy angegriffen. Nur damit im englischen Heeresbericht stehen konnte: „Auch unsere tapfere Kavallerie kam endlich wieder zum langersehnten Eingreifen." Die Sonne brannte nun heiß im Mittag und durchwärmte die ermatteten Glieder. Das feindliche Artilleriefeuer war, wie gewöhnlich, um diese Stunden etwas spärlicher geworden. Infanteriefeuer war verstummt. Das ganze Gefild lag wie lauernde wilde Tiere, im Urwald versteckt, zum Sprunge bereit. Aber der Sonnenball stand noch hoch. Der Nachmittag war noch lang. Durch die Kompagnie ging der von Trichter zu Trichter weitergerufene Befehl des Führers, eintönig wie der in jeder Straße wiederkehrende Ruf eines nächtlichen Wächters: „Munition sparen — Munition sparen — Munition sparen!" — — —.

Aber auch im Gefechtsstand dachte man an diese Gefahr, die die Taktik der Engländer immer wieder heraufbeschwor. Und die träg schleichenden Stunden hindurch wurde Packhülse um Packhülse mit Patronen durch die Kompagnien durchgegeben, von Trichter zu Trichter, geschoben, geworfen, mit ein paar schnellen Sprüngen weitergereicht. Bei jeder neuen Sendung atmete man in der vordersten Linie freier auf. Denn man kannte die Zähigkeit des Engländers. Es war nicht wahrscheinlich, daß er bis zum Abend Ruhe halten würde. Zuviel lag ihm an dem Besitz von Guemappe und daran, daß die Vorwärtsbewegung an dieser Stelle nicht zu lange aufgehalten wurde. Er wußte nur zu gut, daß die Widerstandskraft der deutschen Verteidigung mit jedem Tag, ja mit jeder Stunde zunahm. Was nützte ihm sein vielbesungenes Monchy, wenn er südlich davon nicht weiter kam?

Punkt 2 Uhr 30 schwoll das englische Artilleriefeuer aufs neue an. Sofort rieb man sich in den deutschen Granattrichtern den Halbschlaf aus den Augen. Die Sache ging wieder los. Zum Kuckuck, wenn die feindliche Artillerie nur weiter nicht zuviel Dusel hatte. Dann wollte man die Sache schon schmeißen. So-



Die abgeschlossenen Kämpfe in Finnland: Deutsche Truppen im Gefecht mit Roten Gardisten. Bild- und Film-Amt.

Digitized by Google

lange noch Leute da waren, die schießen konnten. Und die Maschinengewehre heil blieben.

Aha! Schon sprangen wieder da vorn die wohlbekannten, stoffüberzogenen, schieffitzenden Barbierbecken hoch und stürzten vorwärts. — „Langsam schießen —! Genau zielen —! Langsam —!“ erschollen die Stimmen der Führer. Genauigkeit mußte die Zahl ersetzen. Abermals ging der Tanz weiter. Und wieder und wieder wurden sie abgeschmiert. Trotz Schneid und Todesverachtung, die mußte man dem Engländer rückhaltlos zugestehen. Es sollte gezwungen werden. Was es auch an Verlusten kostete. Und er ließ nicht locker. Kein lauter Ruf, kein „Hurräj“ ertönte. Wortlos, lautlos griffen sie an, eine Welle nach der andern, viermal noch im Laufe von sechs Stunden. Und wortlos, lautlos hielten die Deutschen im Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer stand und erledigten eine Welle nach der andern, viermal noch im Laufe von sechs Stunden. Vergebens sprangen die englischen Führer ihren Mannschaften in großen Sätzen weit voraus, Kopf und Oberkörper vorgereckt, während der ausgestreckte rechte Arm nach dem Feinde wies und zu schreien schien: „Weiter — weiter — weiter!“ — Umsonst! Umsonst! Mit jeder Stunde, mit jedem Angriff wurde die Zahl der braven Verteidiger geringer. Aber was die Flinte noch gebrauchen konnte, kümmerte sich nicht um Tod und Gefahr, nicht um stumm niedersinkende Kameraden; das schoß, schoß. Langsam, wohlgezielt; mit stahlharten, glühenden Augen unter eisern zusammengezogenen Brauen. Sie fragten nicht: „Wieviel sind unser noch? Können wir's noch schaffen? Ist weiterer Widerstand gegen diese Überzahl, gegen diese Hydra, der für jeden abgehauenen Kopf zwei neue wachsen, nicht zwecklos?“ Sie fragten nichts, sie dachten nichts. Sie schossen nur und hielten. Hielten und schossen. Langsam und wohlgezielt. Solange und sooft noch drüben ein Tommy sprang. Hier und dort kamen Gruppen den Granattrichtern zu nahe. Da wurde die Flinte ins Granatloch gestoßen und die Handgranate abgerissen vom letzten und einzigen Mann, der in dem Trichter noch heil geblieben war. Zu vieren, fünfen, sechsen riß es die dicht angreifenden Engländer zu Boden. Nur ganz wenigen gelang es, bis in die deutsche Linie zu dringen. Und gegen diese wenigen sprang, was gerade in der Nähe und noch imstande war, die Flinte zu umspannen, heraus aus dem Granatloch und hieb und stach; nach vorwärts, nach rückwärts, nach rechts, nach links. Keiner der Tommies kam hinter die erste Linie des Bataillons.

Das linke Maschinengewehr war verstummt. Ein Granatsplitter hatte ihm den Leib aufgerissen. Aber der Gefreite des rechten Gewehrs hatte Glück mit seinem neuen Lauf gehabt. Unermüdlich hatte es seinen todbringenden Rosenkranz kreisen lassen; jede Patronenperle ein atemloses Stoßgebet für die Freiheit, für das Leben des haßumgierten, raub- und mordumlauerten deutschen Heimatlandes. Was braucht's der Worte; redet nicht, ihr Brüder! Schweigt und betet wie der Gefreite mit seinem Maschinengewehr im Granatloch vor Guemappe!

Presse-Photo-Vertrieb Paul Wagner.

Wohnstollen in den Abhängen eines Bahneinschnittes auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Kein Engländer war mehr zu sehen außer den unzähligen Toten, die das Feld bedeckten. Verwundete und Unverwundete hatten sich in die Granattrichter verkrochen. Nur kümmerlichen Resten war es gelungen, ihre Ausgangsstellung wieder zu erreichen. Das englische Artilleriefeuer hatte noch ein paarmal erbittert, wütend aufgeschrien und begnügte sich dann mit vereinzelten Steinwürfen wahllos ins Gelände. Die feindliche Infanterie war es auch müde geworden, zwecklos über Granatlöcher wegzuschießen. Es ging wie ein tiefes, schweres Atemholen aus müder Brust über das ganze Gefild.

Langsam, geduckt und mit eingezogenem Genick schlich die Dämmerung in langschleppendem, graublauem Gewande heran. In den Granattrichtern lehnten römerhelmbedeckte Köpfe an der Erdwand. Tote hatte man pietätvoll mit einer Zeltbahn bedeckt. Verwundete schliefen mit mühsam atmenden Lungen oder sahen mit großen, weit offenen Frageaugen, in denen schmerzliches Verlangen wie ein Opal schimmerte, zum mild blickenden Abendhimmel empor. Keiner gab einen Schmerzenslaut von sich. Wozu? Um die müden Kameraden zu stören? Man hatte seine Pflicht getan; man mußte warten.

Mählich sank die Nacht. Ein schwerer und bedeutsamer Tag lag hinter dem Bataillon. Seine Verluste waren nicht gering. Aber es hatte nicht einen Granattrichter von seiner Stellung verloren. Sie sprachen nicht viel darüber, die wortkargen Holsteiner. Aber tief im Herzen lebte jedem der Stolz: „Dat hew wi wedder dohn! Kommt nur ran an uns Holsteener, ji Tommies!“

Die Nacht war pechschwarz. Die harten, scharfen Blicke der Posten, unter ruhigen, unbewegten Stirnen, trieben sich wie Keile in die fast undurchdringliche Finsternis. Aber der Engländer hatte für diesen Tag genug. Die Nacht blieb ruhig. Ungestört konnten Tote und Verwundete geborgen werden. Ohne Verluste kam die geringe Verstärkung, die hinten entbehrt werden konnte, zur vorderen Linie und wurde auf die Granatlöcher verteilt. Auch der folgende Tag wurde weniger schwer. Die Angriffe, die folgten, machten, offenbar unter der Wirkung der schweren Verluste am Tage vorher, einen weniger kräftigen Eindruck und wurden restlos abgewiesen, trotzdem Artillerie- und Infanterieflankenfeuer sie unterstützten. Und als das Bataillon in der nächsten Nacht nach schweren, aufreibenden Tagen durch eine frische Truppe abgelöst wurde, konnte gemeldet werden: „Stellung restlos gehalten, wie sie besetzt wurde.“

Das Bataillon rückte ab. Dumpf stapften die Tritte durch den weichen Boden. Leise klirrten Waffen und Kochgeschirre, wenn die mühsam schreitenden Leute in der tiefen Dunkelheit aneinanderstießen. Kein Wort fiel. Aber kaum war die unmittelbare Kampfzone, in der unbedingte Stille befohlen ist, durchschritten, da erklangen schon wieder durch die leider nun recht kurz gewordene Gruppenkolonne des Bataillons erst halblaut, vereinzelt, dann immer lauter, allgemeiner frische, frohe Scherzlieder und schwermütig-sehnsüchtige Soldatenweisen. Und allen voran das gute, alte: „Die Vöglein im Walde, die singen so wunder-, wunderschön. — In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!“

Digitized by Google

№ 26 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(6. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Winter widersprach lebhaft: „Die Hauptsache bei solchen Partien ist ja gerade die gute Gesellschaft —"

„Also zu mehreren —?"

„Oft. Zuweilen auch nur zu zweien."

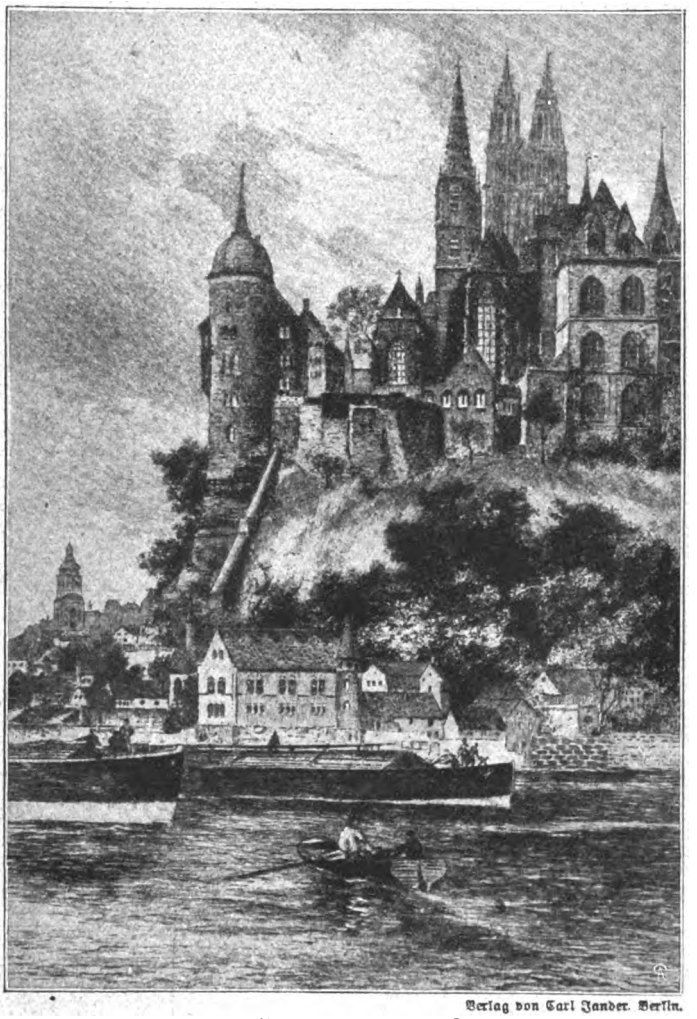
Christa wurde wider Willen etwas rot. Und ärgerte sich: was ging es sie an — aber taktvoll war seine Anspielung nicht.

Da sagte er ruhig: „Ich habe einen sehr guten Freund im Ministerium. Dessen liebste Erholung von der Bureauarbeit sind die Tage im Freien."

„Ja, Sie haben es bequem in München", warf sie schnell ein. „Sobald Sie wollen, haben Sie den herrlichsten Sport sozusagen vor der Tür."

Nein, sie wollte nicht in seine Geheimnisse eindringen, obgleich sie zu gern mehr von diesem Freund und seinen übrigen Bekannten erfahren hätte. Immer mehr kam es ihr vor, als wandle er im Gelobten Land, dessen Tür für sie ins Schloß gefallen war.

Die steilen Kehren überm Walchensee flog der Wagen empor, als gäbe es für ihn keine Anstrengung. Winter erzählte lustig von einer Partie in die berühmte Angerhöhle am Simetsberg, der sich am Seeufer erhebt, und der echten, unterirdischen Hochtour, die er an einem schönen Herbsttag mit seinem Freund dorthin unternommen hatte. Dieser habe natürlich photographiert, das müßten Amateurphotographen ja überall, und da seien sie im Rauch des wegen der völligen Dunkelheit nötigen Blitzlichts fast erstickt, hätten sich die Finger furchtbar verbrannt und zu allem völlig negative Negative mit nach Hause gebracht. „Aber herrlich war's doch", schloß er.



Verlag von Carl Jander, Berlin.

Die Albrechtsburg in Meißen.

Nach einer Originalradierung von Martin Schöne.

Wie sie sich in diesem Menschen geirrt hatte! — Weiter jagten sie in den warmen Sommertag hinein, bis in Scharnitz, an der österreichischen Grenze, Pansell die Formalitäten wegen der Überschreitung erfüllte und sich mit allen Papieren ins Zollhaus begab.

„Der Wagen kommt in einiger Zeit zurück, wahrscheinlich ohne Passagiere", sagte er als letztes zu den Zollbeamten, die höflich und bewundernd das Auto umstanden. — Winter sah Christa fragend an: was bedeutete diese Erklärung?

Sie winkte ihm beruhigend zu und flüsterte: „Es hat wohl irgendeinen praktischen Grund, daß er das angibt — er weiß schon, was er tut."

Digitized by Google

Es schien so. Denn nun ließ er sich Benzin einfüllen, verhandelte wegen des Preises und kurbelte sofort wieder an.

Sonderbar mag er sein, aber er fährt wenigstens glänzend, dachte Winter, als nun der Wald sie aufgenommen hatte.

Da gab es einen Ruck, so daß sie beide vorn überfielen. Das Auto stand.

„Aber Pansell!" rief Christa unwillkürlich vorwurfsvoll.

„Eine Banne, gnädige Frau!" In ernsten Augenblicken verließ ihn die Kraft, seinen sächsischen Dialekt zu unterdrücken. „Das rechte Vorderrad is es, der Reifen is hin."

„Dann gehen wir eine Strecke zu Fuß", schlug Christa vor und sprang geschwind aus dem Wagen. „Nach dem langen Sitzen tut etwas Laufen wohl."

Pansell hatte bereits einen furchtbaren Rock über den Ledermantel gezogen und hantierte voller Wut am Rad herum.

„Er macht das Auto selbst für jedes Unglück verantwortlich, ja, Pansell betrachtet jede ‚Banne' als besondere Niedertracht gegen ihn! Man bekommt wohl zu den Dingen, die Beruf oder Existenz bedeuten, ein sehr persönliches Verhältnis."

„Das soll man auch. Geht's Ihnen nicht ebenso?"

Sie zuckte die Schultern. „Ich bin zu wenig Besitzerin oder Herrin. Mir scheint alles nur geliehen. Und daß Hugos Güter einst in andere Hände übergehen werden, verleiht allem, was mir durch ihn gehört, noch mehr Provisorisches."

„Charlott' Brasserts Sohn wird sein Erbe sein, nicht wahr? Stehen Sie sich gut mit Ihrer Schwägerin?"

„Nicht sehr", gab sie ehrlich zu. „Charlott' kann ihr Schicksal nicht verwinden, sie sucht keinerlei Schuld in sich und ist bitter und überempfindlich geworden."

„Ja, hat sie denn schuld? Ihr Mann ist doch ein rettungslos dem Spiel Verfallener."

Christa nickte. „Das wohl. Aber sie war zu nachgiebig. Sie erkannte seit Jahren, daß dieser Mann sie und die Kinder ins Unglück stürzen würde, und ließ ihn gewähren."

„Weil sie ihn liebt!"

„Wenn ich Kinder gehabt hätte," sagte Christa ernsthaft, „so wäre mir ihr Schicksal über alles gegangen."

„Auch über das eigene?"

„Ganz gewiß." Sie seufzte tief. Wie in Gedanken verloren fuhr sie fort: „Wenn ich Kinder gehabt hätte, wäre ich Hugo nie gefolgt — sie hätten mich festgehalten."

Er antwortete nicht gleich. Der Wald stand zu beiden Seiten des Weges, die Süße des Sommertages umduftete sie, und die Stille legte sich beruhigend auf die Sinne.

„Wenn — wenn", sagte er endlich lächelnd. „Es ist doch schwer, nachträglich solche Behauptungen aufzustellen. Eine Leidenschaft, wie sie Hugo und Sie verband, kennt keine Rücksichten —"

„Sie müssen wissen, daß mein erster Mann und ich fast als Kinder geheiratet haben. Ich war achtzehn, er einundzwanzig. Konnte man da verlangen, daß er seiner Frau treu bliebe?"

„O ja — verlangen wohl! Aber es mag sich selten genug erfüllen. Die moderne Anschauung billigt dem Manne leider ohnehin zuviel besondere Rechte zu —"

„Die ganz moderne wieder nicht", widersprach sie lächelnd. „Die will endlich, endlich dieselbe Moral für beide Geschlechter."

„Ich halte dies für eine Utopie wie die Friedensbewegung. Menschen bleiben Menschen."

„Man sollte also nie versuchen, etwas zu bessern? Sich ohnmächtig in die traurigen Zustände fügen?! Und jeder von uns müßte doch helfen, daß sich die schuldvolle Qual der Menschheit verringert! Was hätte das Leben sonst für einen Zweck?"

„Wundervoll jung sind Sie noch!" Bewundernd sah er sie an.

„Ach, ich — Sie denken gewiß, ich selbst hätte dem Aufschwung der Menschheit geschadet statt ihm zu nützen —"

„Daran dachte ich gewiß nicht! Ich verstehe einen Aufschwung aber auch darunter, daß wir Menschen unser Gefühl über den Verstand setzen — und das haben Sie ja getan."

„Das habe ich getan", gab sie zu. Klang es nicht wie tiefe Schwermut aus ihren Worten? Und verstand sie, daß er ihr nur Trost spenden wollte? Denn ihm dünkte, jeder Weg müsse ins Unglück führen, der vom herkömmlichen, gesetzlichen abböge.

Sie waren mit raschen Schritten aufwärts gestiegen und sahen nun Seefeld vor sich liegen.

Winter zog die Uhr. „Wie wär's, wenn wir jetzt unsere erste Reisemahlzeit einnehmen würden? Den Kaffee trinken wir dann in Zirl."

Sie lachte. „Die Mahlzeiten werden also wieder unsere Schrittmesser sein — wie immer, wenn man mit Männern reist."

„Sind Sie denn gar nicht hungrig?"

„Doch. Tüchtig sogar. Aber von mir dürfen diese Vorschläge nicht ausgehen, das ist zu unpoetisch."

„Darüber ist die moderne Zeit auch hinweg — Appetit gilt für ein Zeichen der Gesundheit, und die wird jetzt doch ungeheuer hoch bewertet." — Froh wie zwei Kinder liefen sie auf das Wirtshaus zu, das ziemlich am entgegengesetzten Ende des Dorfes lag.

Christa knüpfte den grünen Schleier von ihrer Haube ab und band ihn an einem Fensterflügel fest, so daß er zur Straße hinaushing. „Mein verabredetes Zeichen mit Pansell!"

Sie saßen auch kaum hinter ihrem „Tellerfleisch", das einzige, was die Karte aufwies, und das sich als das übliche, noch harte Rindfleisch herausstellte, als durchs Dorf her die Hupe ertönte.

„Soll er nun auch gleich speisen?" fragte Winter.

Christa hob beschwörend die Hand. „Darüber läßt er sich gar keine Vorschriften machen. Er ist durchaus ein freier Mann. Und jede Einmischung nimmt er übel. Da uns an seiner guten Laune nun viel gelegen sein muß —"

„Allerdings, wir dürfen ihn nicht erzürnen, man riskiert Hals- und Beinbruch."

„Das weniger. Aber er erklärt eines Tages, er könnte nicht mehr fahren, das ist uns auch schon passiert."

„Und was tut Hugo dann?"

„Wir reisen mit der Bahn weiter. Bis Pansell seinen Bock erschlagen hat. Aber das dauert immerhin einige Zeit."

Winter amüsierte sich über den Gedanken, daß Terfalt, dieser Gewaltmensch, seinen Meister gefunden habe. Der Humor dieser Abhängigkeit von einem kleinen, dummen sächsischen Chauffeur versöhnte ihn mit manchem in Hugos Wesen. Der Löwe ließ sich großmütig von der Maus besiegen.

Pansell trat bald darauf ins Zimmer, grüßte stumm und setzte sich an einen entfernten Tisch.

Also doch — er wollte essen, diesmal war ihm die Zeit recht! Sie sahen sich mit verständnisvollem Lächeln in die Augen. Sie hörten ihn halblaut, aber scharf tadeln, daß so wenig Auswahl vorhanden sei. — Und was man ihnen nicht geboten, ihm geschah es: für ihn gab es noch eine Portion Kalbsbraten!

„Sehen Sie, er setzt sich durch", flüsterte Christa. „Er bekam auch einmal in Berlin ein Hinterzimmer im ‚Fürstenhof', weil ihn der Lärm des Potsdamer Platzes störte, uns hatte man es verweigert. Niemand wagt es, gegen ihn aufzutreten."

„Nun, ich möchte doch sehen —"

„Nein, nein", bat sie ängstlich. „Unsere ganze Tour könnte gefährdet werden."

„Wissen Sie, es ist eigentlich heimtückisch von Ihnen, mich den Launen dieses Mannes auszusetzen", meinte er halb ärgerlich.

Digitized by Google

Fröhliche Gesellschaft.
Gemälde von Bruno Flusbar

Digitized by Google

„Man leidet nicht darunter, solange man ihn nicht reizt", versicherte Christa warm.

Er mußte lachen. Da dünkte man sich nun einmal ganz frei, freute sich auf das ideale Reisen, das ein eigenes Auto gewährt, und war doch schon wieder gefesselt!

„Ja, so ist es immer: ‚Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben'", gestand sie zu. „Wir Irdenen, wie Max Pallenberg die Sterblichen so richtig im ‚Orpheus' nennt, sind zerbrechlich an Körper und Willen."

Pansell ging jetzt ganz nah am Tisch vorbei und sah seine Herrin mit bedeutungsvollem Blick an. Als er das Zimmer verlassen hatte, bat sie, man möchte zahlen und —

„Ich versteh' schon. Die Gebieterin von Savern gehorcht — der umgekehrte Schiller!"

„Nun, bei solchen gleichgültigen Dingen ist es doch einfacher —"

Er nickte. Aber er nahm sich vor, gelegentlich einmal Willen gegen Willen zu setzen. Gerade, weil Hugo mit seiner eisernen Starrköpfigkeit unterlag, hoffte er, mit seiner kühlen Überlegenheit zu siegen.

Christa neben ihm schwieg.

Gar zu schön begann sich nun, als sie erst Reith hinter sich hatten, das Gebirge vor ihnen aufzubauen. Allmählich senkte sich die Straße, das Inntal, von Sonnenglanz durchflossen, öffnete sich ihnen zu Füßen, und Winter wußte, daß die ungeheuer steile Abfahrt nach Zirl begänne.

Er klopfte Pansell auf die Schulter.

„Recht vorsichtig die Kehren nehmen, hören Sie, Pansell!"

„Der Herr braucht keene Bange zu ha'm — unser Herr hat se auch nich, wenn ich fahre."

Damit glitt er sausend bergab, pfauchte um die Ecken, gab schreiende Hupensignale und schien es nicht der Mühe wert zu halten, sich um die Furcht seiner Passagiere zu kümmern.

„Es geht herrlich", sagte Christa einmal. „Wenn etwas Gefahr dabei ist, macht es mir doppelt Spaß." Sie drückte sich behaglich in die Ecke.

Sie unterschätzt die Gefahr, dachte Winter. Er sah ganz sorgenvoll aus: wozu sollte man seine heilen Glieder aufs Spiel setzen, weil es diesem tollkühnen Menschen so paßte?

So viel Mut wie Hugo hat er nicht, überlegte die Frau an seiner Seite. Es tat ihr wohl, ihren Mann ihm vorziehen zu können. Denn innerlich, das meinte sie zu wissen, hatte Winter auch über ihn den Stab gebrochen.

„Wir wollten doch eigentlich in Zirl Kaffee trinken", sagte sie plötzlich.

Winter nahm ihre Worte als Befehl auf und klopfte wieder Pansell auf die Schulter.

„Die gnädige Frau wünscht in Zirl —"

„Nu sin wir schon vorbei", kam es über die Achsel zurück. „Ich möchte erst den Brenner nehmen, in Sterzing kann gnädige Frau sich dann ausruhen."

„O ja, in dem entzückenden Sterzing." Christa klatschte in die Hände. Sie betrachtete Pansells Erlaubnis entschieden als kostbares Geschenk! Und das mußte man ihr lassen: sie nahm alles mit offenen Sinner auf. Nicht, daß sie beständig zu ihren Gefühlen einen Kommentar gegeben hätte — nachdem in Winter der erste Eindruck, den sie nach der Aufführung des ‚Parsival' auf ihn gemacht hatte, durch das Beisammensein der nächsten Tage völlig ausgelöscht war, hatte er das fast gefürchtet. Aber er hörte nur tiefe, wie befriedigte Atemzüge und sah den stillen Glanz ihrer Augen. Diese Fahrt über den Brenner war ihr immer wieder ein Glück und ein Erlebnis an sich, wie es schließlich das Erobern eines jeden Berges ist. Aber von diesem hier erschloß sich doch noch eine weitere Welt. Tirol und die Alpen gehörten einem — und wenn man wollte, konnte man immer weiter und weiter fahren in die Pracht des Südens hinein.

„Am schönsten ist es doch im Frühjahr", meinte Winter. „Wenn die blühenden Obstbäume den unvergleichlichen Kontrast zu den Schneebergen abgeben."

Sie schüttelte leicht den Kopf: weshalb sich die Freude am Genuß beeinträchtigen? War nicht auch das leuchtende Grün gegen den blauen Himmel prächtig, verhießen die stark belaubten Reben der Weinberge nicht reiche Frucht und Ernte? Das Reife, Üppige des Sommers, man sollte es nicht unterschätzen!

„Und diesmal möchte ich es gar nicht anders haben. Der Segen ringsum gibt so viel Gewißheit, daß alles immer wieder blühen und tragen wird, unserem eigenen Alter zum Trotz. Und wenn wir es auch nicht mehr sehen, ewig wird die alte Erde prangen und jung sein."

„Bedrückt Sie das nie — daß wir unbarmherzig altern müssen?"

Sie verneinte. Ob sie das nicht nur jetzt sagte, um in Harmonie mit der Umgebung zu bleiben? Die Schönheit ringsum hatte so viel Frohes, Bejahendes — da schob man den Gedanken an den Tod wie etwas Unmögliches von sich fort.

Am Morgen vor seinem Spiegel hatte Winter sich geschmeichelt, daß ihm der Sportanzug gut stehe, und daß er sich noch zu den ansehnlichen, von Frauen begehrten Männern rechnen dürfe. Die Frau an seiner Seite, die sich hinstellte, als habe sie nicht gerade mit dem Leben, aber mit allen besonderen Erwartungen abgeschlossen, würde seine Anmaßung wohl lächerlich finden. Aber rechnete nicht jedes Menschen Dasein nach dem Wert, dem man ihm selbst beimaß? — Er reckte sich ein wenig empor: für ihn konnte noch vieles kommen! Er war ja ein Mann, dem standen ohnehin ganz andere Lebensmöglichkeiten offen als einer Frau, und er jedenfalls fühlte sich bereit, neue Wendungen nicht als Last, sondern als willkommene Anregung hinzunehmen. Sie träumten beide vor sich hin und wurden sich erst wieder ihres Beieinanderseins bewußt, als Pansell in die engen Straßen Sterzings einbog.

Christa sah mit hellen Augen um sich: immer wieder entzückten sie die „Lauben" mit ihren bunten Auslagen, die zierlichen Erker, die weit in die Straße vorsprangen und im Verein mit den schönen, alten Aushängeschildern recht den Typus eines Tiroler Städtchens abgaben. Pansell hielt ohne weiteres vor der „Alten Post". Die Wirtin trat heraus, begrüßte ihn und dann auch Christa als alte Bekannte.

Während sie noch miteinander plauderten, schnallte Pansell das Gepäck ab und ließ es von einem der zahlreichen Wirtsbuben ins Haus tragen.

„Ja, bleiben wir denn hier?" fragte Winter erstaunt. „Wollten wir nicht eigentlich heute noch bis nach Klausen?"

Christa wandte sich und sah Pansell fragend an.

„Gnädige Frau haben immer in Sterzing übernachten wollen", sagte er. „Es wäre doch auch schade, in die Dunkelheit hineinzufahren, der Weg nach Klausen is richtig hibsch."

„Wenn es Ihnen also recht ist, Baron. — Ich bliebe schon gern hier, die Frau Wirtin gibt uns gute Zimmer, nicht wahr?"

Sie wartete Winters Antwort kaum ab und ging an ihm vorüber ins Haus.

„Herrn Baron sein Gebäck is schon oben", bemerkte Pansell.

Winter nahm keine Notiz von ihm. Diese Eigenmächtigkeit ging denn doch zu weit. Solche Übergriffe von Untergebenen ließen sich eben nur nicht ganz einwandfreie Menschen gefallen. Die Flecken auf ihrem Wesen und ihrer Ehre färbten nach allen Seiten hin ab. —

Er blieb innerlich verstimmt trotz des Kaffees und Guglhupfes, wie es beides in dieser Vollendung nur in Österreich gibt, und trotzdem Christa dann einen Spaziergang über die Vallerbachpromenade in den Hochwald hinein vorschlug. Sie bemerkte seine schlechte Laune wohl, hoffte aber, sie allmählich zu entwurzeln. Statt dessen begann er plötzlich, als sie auf einer Bank saßen, mit einem direkten Angriff: „Hören Sie, gnädige Frau — ich muß mit Ihnen sprechen."

„Nun sind Sie unzufrieden mit mir, schon am ersten Tage", rief Christa klagend. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bei unseren Kriegshunden.

Von Hauptmann Heil. — Mit 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

Friederike Kempner, die wegen ihrer etwas verstiegenen Dichtungen unfreiwillig auflagenreiche „schlesische Nachtigall", sang einst:

„In den Augen meines Hundes
Liegt mein ganzes Glück . . ."

Sie übertrieb ein wenig, nach Dichterinnen Art, und doch würde mancher unserer Feldgrauen draußen, wenn auch vielleicht in prosaischerer Form, in dankbarem Gedenken an irgendeinen vierbeinigen Freund oder Retter aus Gefahr ähnlichen Gedanken Ausdruck geben.

Ist doch der Kriegshund jeglicher Art, vom gemeinen Dorfköter, der sich der Truppe während des Marsches anschließt, bis zum hochkultivierten Vorposten- und Sanitätshund, ganz abgesehen von seinen mehr oder minder entwickelten sonstigen Fähigkeiten, der Kompagnie wie dem einzelnen Manne ein allzeit willkommener, gerngesehener Spielkamerad und Sorgenbrecher.

Der Truppenhund kennt jeden Soldaten der Kompagnie, in deren „Revier" er sich heimisch gemacht hat, und auch der „zuschußloseste" von den Leuten hat ein Häppchen seines kargen Frühstücks für ihn übrig, ein gegenseitiges Freundschaftsverhältnis, das der Krieg durch die gemeinsame Gefahr oft in geradezu rührender Weise vertieft hat. So bringt oft im engen Unterstand nach heißem Waffengang das treue, zutuliche Wesen des Hundes eine nervenberuhigende Note von — wenn man so sagen darf — ethischem Wert in die vom wilden Ringen aufgepeitschten Gemüter der Kämpfer. Aber auch in der Muße der Ruhestellung, so gering diese auch sein mag, wie besonders auf dem Marsch, wo er durch sein lustiges Umhertollen im Gelände die ganze Truppe wohltuend von der Mühsal und Eintönigkeit ablenkt, wirkt der Soldatenhund, wie jeder gediente Mann weiß, oft Wunder in der Wiederherstellung der „Stimmung".

Soweit der rasselose „ungelernte Arbeiter" unter den Kriegshunden, der nie ermüdende Witz- und Kobold der Truppe, in den meisten Fällen eine wedelnde, zu allen Schandtaten aufgelegte „konzentrierte Hundeausstellung"

Ernster zu nehmen und in seinen Leistungen oft staunenerregend ist der in der Vollendung erst im Weltkrieg zur vollen Geltung und Entwickelung gelangte „richtiggehende" Kriegs- (Melde-) und der Sanitätshund.

Auch der Kriegshund ist, wie alles, schon einmal dagewesen. Bereits die Alten haben Kriegshunde gehabt, und zwar als Kampfmittel; ebenso benutzten Spaniens Konquistadoren bei der Unterjochung Amerikas und, nicht zu vergessen, die freundlichen Engländer bei der Schaffung ihres Kolonialbesitzes „Bluthunde", wenn auch nur zu rein brutalen Ausrottungszwecken und Menschenjagden.

In der deutschen Armee ist man nach ungünstigen Erfahrungen während des Krieges von 1870—71 erst wegen ihrer Bewährung

In der Sprechstunde des Stabsveterinärs

Verbinden eines am Kopf durch Granatsplitter verletzten Hundes.

im mandschurischen Feldzuge und auf Grund neuer Dressurmethoden zur Einführung von Kriegshunden geschritten, deren jedes Jägerbataillon im Frieden zehn bis zwölf führte. Man verwendet mit Vorliebe den deutschen Schäferhund, den Rottweiler, den Dobermannpinscher und den Ayredale-Terrier.

Die Vorposten- und Meldehunde sollen die Postierungen mit Hilfe ihres stark ausgebildeten animalischen Spürsinnes in ihrer Wachsamkeit unterstützen. Sie dienen bei Tag und Nacht zum Überbringen von Meldungen, wozu sie sich als flinklaufende „schlechte Ziele" gut eignen. Die hierzu erforderliche „Feuer-

Digitized by Google

Behandlung eines augenkranken Hundes.

festigkeit" wird ihnen durch besondere Methoden beigebracht Systematische Gewöhnung, die Treue, die ihnen von Natur innewohnt, instinktives Orientierungsvermögen, hochentwickelter Geruchssinn, die atavistisch überkommene Fähigkeit, sich unter Ausnutzung selbst der kleinsten Geländefurche und Deckung an das Ziel „heranzuschnüren", bringen erstaunliche Leistungen zuwege

Sie sind ferner geschult, niemals zu bellen, vielmehr nur durch ein minimales Knurren „Laut" zu geben und sich in der Ruhe immer kurz links hinter ihrem Führer zu halten. Naht Gefahr, so sträubt sich das Haar des Hundes, er zerrt an der Leine, aber — er schweigt. Die Nase, die kühle, kluge Nase, das Beste, was er einzusetzen hat, unablässig „am Feinde", lauert er, am Boden kauernd, weiteren Befehls. Was nützen ihm in Nacht und Graus die schönsten treuesten Augen! Witterung ist die Seele! Den Feind riechen (was allerdings bei den Russen, mit ihrem typischen „endemischen" Kohlgeruch nicht so schwer war) rechtzeitig melden, warnen, sich auszeichnen, ist sein ganzes Trachten. Die Gefahr, die dem Hunde wie seinem Führer auf Schritt und Tritt folgt, lernt er, sofern er nicht schon auf dem heimatlichen Schießplatz feuerfest geworden ist, allmählich gänzlich verachten

Ähnlich der Sanitätshund, dessen Leistungen, besonders was „Denkarbeit" anbetrifft, womöglich noch höher zu bewerten sind

Man muß die helle Freude dieser Tiere nach gelungener Suche sehen, muß sehen, mit welchem klugen Verstehen so ein braves Tier den gefundenen Verwundeten und den mit Anerkennung nicht geizenden Führer umwedelt, um sich zu sagen, daß nicht bloß der zu erwartende „Kosthappen", sondern auch ein gewisser anerzogener Ehrgeiz in ihm wirksam ist. — Was sind die vielgerühmten Leistungen der Rettungshunde der Brüder vom St. Bernhard mit all ihrem Eis und Schnee gegen die Rettungshilfe unserer braven Sanitätshunde unter der Leitung ihrer tapferen, in ihrem gefahr- und dornenvollen Dienst gänzlich aufgehenden Führer! Der deutsche Verein für Sanitätshunde zu Oldenburg, dessen Schirmherr der Großherzog Friedrich August selbst ist, hat bis Ende 1916 3200 Hunde und 2600 Führer ins Feld geschickt. Zahlreiche Melde- und Ausbildungsstellen sowie ein militärisches Ersatzdepot in der Heimat sorgen für den notwendig werdenden Nachschub. Tausende von Verwundeten — um Tote kümmert sich der Hund nicht, da

Vor dem Appell der in Lazarettpflege befindlichen Tiere.

Digitized by Google

er ihnen ohnehin nicht mehr helfen kann; Scheintote vermag er von ihnen instinktiv zu unterscheiden — sind in diesem Kriege durch Hunde gerettet worden, davon nahezu 2000, deren Auffindung, beispielsweise bei Verschüttungen, wie sie so häufig vorkommen, oder im dichten Unterholz, lediglich dem Spürsinn der vierbeinigen Retter zu verdanken war. Im Schnee sowie besonders im Gebirgskrieg, in der Dunkelheit und auf halsbrecherischen Pfaden haben die Tiere ganz Außerordentliches in der Auffindung und Rettung von Verwundeten geleistet, die andernfalls elend und unter den traurigsten Qualen zugrunde gegangen wären.

Bei der Fütterung der Hunde.

Ehre und Dank gebührt darum allen, die sich als Abrichter, Führer oder sonst durch materielle und geistige Förderung jeglicher Art um die große Sache der Kriegshunde verdient gemacht haben; es sei hierbei besonders auf das ungeheure Maß von Geduld und Langmut hingewiesen, das zur Dressur gehört, denn der geprügelte Hund leistet nichts. Da aber andererseits gerade das charaktervolle Tier einen sehr ausgeprägten Eigenwillen zu haben pflegt, so liegt auf der Hand, wie schwierig und zeitraubend es ist, in Güte diesen Willen sich so untertan zu machen, wie es im bitteren Ernst des Kampfgebietes notwendig ist. Hängt doch oft von einer an sich geringfügigen Unart des Tieres Tod und Leben desselben und seines unzertrennlich bei ihm weilenden Führers ab.

Während nun der Sanitätshund früher, sobald er einen Verwundeten gefunden hatte, diesem irgendeinen Gegenstand abnahm oder ein Grasbüschel ausriß und damit zu seinem Führer zurückkehrte, „verweist", wie es amtlich genannt wird, der Hund nach der neuen Dressur und entsprechend der „Dienstanweisung von 1916" nur noch ausschließlich mit dem sogenannten „Bringsel", einem ledernen, an seinem Halse hängenden, fingerartigen Gegenstand. Diesen nimmt der Hund, sobald er einen Hilflosen gefunden hat, in den „Fang" (Maul), kehrt so zum Führer zurück und „verweist" diesem, ihn an der Leine hinter sich herziehend, den Weg zur Fundstelle.

Oft, ja in den meisten Fällen ist der Weg zur Rettung so eines zwischen den kämpfenden Parteien zu Boden Gesunkenen ein in des Wortes verwegenster Bedeutung „dornenvoller". Zerfetzte Drahthindernisse mit ihren Stacheln sowie Laufgräben, Granattrichter mit Morast oder tückischer Eiskruste, Mauern, Zäune, Trümmerstätten, Wolfsgruben, Astverhaue sind zu überwinden, oft auch feindliches Feuer.

Da setzt es dann Wunden, Verletzungen, oder es werden auch Krankheiten und Schäden aller Art hervorgerufen. Sie zu heilen, die wertvollen Tiere wieder „k.v." zu machen und zu pflegen, dienen die überall hinter den Fronten eingerichteten „Hundelazarette", an ihrer Spitze das Sanitätshundelazarett zu Jena, das 83% der eingelieferten Tiere zu heilen pflegt.

In den gewöhnlich am Sitz der Sanitätshundestaffel eingerichteten „Kliniken", die mit allem Erforderlichen an Komfort und Heilmitteln, Operations- und Krankenstuben, Erholungsstätten und Krankenküchen versehen sind, herrscht die peinlichste deutsche Sauberkeit und Ordnung.

Dankbar und willig unterziehen sich die vierbeinigen Patienten der „Behandlung" durch den Herrn Veterinär, der ihre Schmerzen in humanster Weise genau so weit zu lindern sucht, wie es der Herr Stabsarzt bei den Menschen auch machen würde. Still und artig wartet in der Sprechstunde ein jeder zur Linken des Herrn Hundeführers, bis auch an ihn die Reihe kommt. Ja, es ist teilweise erstaunlich, wie verständig sich die Tiere oft auch selbst bei schmerzhaften Operationen benehmen.

Jeder hat seine „Box", an der Name und Verwundung oder Krankheit gewissenhaft verzeichnet sind; dazu, wo erforderlich, auch eine schöne, sauber gezeichnete Fieberkurve, zu der Schnauzl, bis über die Ohren verpflastert, nach beendeter Sprechstunde verständnisinnig emporblickt.

Über allem dem Guten aber, was menschliche Pflichttreue hier an dem besten Kameraden aus dem Tierreich tut, steht, nur dem geistigen Auge erkennbar, in leuchtenden Lettern das Bibelwort: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehs".

Steuern einst und jetzt.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Besteuert ist die ganze Welt
Und alles drum und dran;
Gewerbe, Handel, Gut und Geld,
Weg, Wasser, Weib und Mann.
Wem wäre nicht das Leben teuer,
Wofür man zahlt so hohe Steuer!
Besteuert ist der Bissen Brot,
Den man im Schweiß gewinnt;
Besteuert ist sogar der Tod,
Weil wir am Ziele sind. . . .

Mit diesen Versen machte einst Heinrich Hoffmann von Fallersleben seinem Unmut über die vielen Steuern Luft, die der „Racker Staat" von seinen Bürgern verlangt. Sicherlich aber hätte der Dichter, der sie in tiefem Frieden schrieb, in Kriegszeiten ganz anders gesprochen. Zu den harten Notwendigkeiten, die der Krieg mit sich bringt, gehört naturgemäß auch eine Vermehrung der Steuerlasten, die denn auch heute mit derselben Selbstverständlichkeit hingenommen werden wie so viele andere, schwere Kriegsopfer.

Während gegenwärtig wieder einmal im Reichstage neue Kriegssteuern zur Beratung kommen, sei daran erinnert, daß man in früheren Zeiten der Kriegsbedrängnis noch zu ganz anderen Steuer-Belastungen als den jetzt vorgeschlagenen seine Zuflucht nehmen mußte. In Wirklichkeit sind die Steuern und steuerähnlichen Abgaben aller Staatsbürger und Volksgenossen so alt wie der Staat selbst und wie alle Volksnatur und -wirtschaft überhaupt. Schon die alten Friesen mußten ihren „Klippschild" entrichten, zu dessen Erhebung ein Haus mit zwölf Fächern erbaut war. In dem vordersten saß der Erheber, im hintersten stand ein großes Becken von Erz, in das jeder Friese seinen „Pfennig" werfen mußte, und dieser mußte so schwer sein, daß ihn der Mann vorn beim Niederfall klingen hörte.

Das war bei den „freien Friesen". Wie ganz anders noch

Digitized by Google

bei den andern Volksstämmen in der langen Zeit der Leibeigenschaft, als nicht nur der Mensch mit seiner Arbeitskraft, sondern auch seine ganze Habe dem Grundherrn gehörte. Jahr für Jahr waren da zu bestimmten Zeitabschnitten außer persönlichen Dienstleistungen Naturalabgaben aller Art, meist in Gestalt von Hühnern, Eiern und dergleichen, zu entrichten. Starb ein Höriger, so zog der Herr seinem Erben zunächst einmal das „Besthaupt" — das beste Tier — aus dem Stalle, und hielt jener kein Vieh, dann hatte es wohl auch mit dem besten Bett oder mit einem „Totkäf'" sein Bewenden. Die Heiratserlaubnis unter Leibeigenen mußte ebenfalls jedesmal vom Herrn erkauft werden, besonders, wenn ein junges Mädchen nach einem anderen Hofe heiratete; dann mußte es ihm ein selbstgesponnenes Hemd oder einen Pelz („Kuppelpelz") darbringen; die Bauernmädchen des schwäbischen Klosters Sponheim mußten in solchem Falle dem Abt einen kupfernen Kessel geben, so groß, daß sie dahinein — sitzen konnten!

Das führt hinüber zu den symbolischen Zinsen, von denen Jakob Grimm in seinen Deutschen Rechtsaltertümern folgende lächerliche Fälle teils unmöglicher Art anführt: Einige lothringische Dörfer sollten alljährlich zu Pfingsten in das adelige Fräuleinstift zu Remiremont zwei große Schüsseln voll Schnee tragen. Einem Benediktinerkonvent war aufgegeben, das Herdfeuer mit Wasser zu dämpfen, den Wrasen in ihren Bettelsäcken einzufangen und vor den Landesherrn zu bringen. Ein kleiner österreichischer Baron mußte seinem Lehnsherrn regelmäßig an einem bestimmten Tage ein gewisses Maß voll Fliegen liefern, ein anderer alljährlich im Herbste einen Zaunkönig; anderswo mußten die Untertanen Blutegel fangen, und in einer alten Urkunde heißt es launig: „Wer widerspricht, schuldet hundert schwarze Schwäne und hundert weiße Raben."

Doch in der Regel sind Steuersachen nicht humorvoll, sondern bitterer Ernst. Besonders Kriegssteuern umfassen immer das ganze Land und Volk. In ihren ältesten Formen wurden sie allen Staatsangehörigen, ohne Ansehung des Besitzstandes der einzelnen, gleichmäßig auferlegt. Diese Reichskopfsteuer nannte man den „gemeinen Pfennig", der zuerst durch Beschluß des Reichstags zu Frankfurt im Jahre 1427 erhoben wurde, um Söldner gegen die Hussiten zu gewinnen. Darüber liest man in alten Hausbüchern, daß damit das Geldgeben in Deutschland aufgekommen sei, von dem man vorher nichts wußte, da man eben bislang immer nur Naturalien zinste. Auch späterhin wurde der gemeine Pfennig mehrfach ausgeschrieben, besonders im 15. und 16. Jahrhundert anläßlich der Türkenkriege, und noch im Jahre 1648, nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, in ganz Kursachsen.

Aber auch in friedlichen Zeitläuften wurden schon immer zur Deckung der Staatsbedürfnisse — und der Bedürfnisse der Landesherren — allgemeine Kopfsteuern erhoben; diese waren jedoch (freilich sehr roh) abgestuft. So mußten auf Beschluß des Landtags zu Dresden im Jahre 1488 alle Untertanen, Mann wie Weib, zur Tilgung der Landesschulden 2 vom Hundert ihres Vermögens, wofern sie aber nicht mehr als 25 Gulden besaßen, 4 Zinsgroschen zahlen. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (als König von Preußen Friedrich I.) verordnete gleich nach seinem Regierungsantritte am 14. Oktober 1688, daß alle Beamten 10 vom Hundert ihrer Besoldung als Steuer zahlen müßten, und am 8. Mai 1691 führte er ebenfalls eine Kopfsteuer ein, die alle Einwohner des Landes ohne Unterschied zu den Staatsausgaben heranzog. Nur die Geistlichen und die Lehrer blieben frei, die Offiziere mußten einen ganzen Monatssold auf dem Tische des Vaterlandes opfern, im übrigen hatte jeder Ärmste im Lande, jeder Hütejunge, jedes Gänseliesel 4 Groschen Beitrag zu leisten. Doch nahm auch der König selbst mit seinem ganzen Hofstaat an diesen unfreiwilligen Leistungen redlich teil, und zwar bestimmte der König für sich persönlich 4000 Taler, für die Königin 2000 Taler als Beitragshöhe, der Hofhalt des damals erst dreijährigen Kurprinzen (des späteren Königs Friedrich Wilhelm I.) wurde mit 1000 Talern, der der übrigen Prinzen, je nach dem Grade ihrer Verwandtschaft, mit Auflagen von 600, 400 und 300 Talern herangezogen.

Diese Erinnerung führt in jene mittelalterlichen Zustände zurück, in denen die Landesfürsten noch keine Zivilliste besaßen. In frühester Zeit, als sie auch noch keine festen Hofhaltungen hatten, befanden sie sich immer auf Reisen und waren bald hier, bald da in ihren Schlössern oder Burgen bei ihren Untertanen zu Gaste; sie weideten gewissermaßen ihr ganzes Land ab. Später wurde die Lieferung von Naturalien an den zum Teil weit entfernten Hof zur Unmöglichkeit. Deshalb berief beispielsweise der brandenburgische Landesherr im Jahre 1280 einen Landtag nach Berlin und setzte durch, daß die zum Kreise gehörenden Städte die alte „Bede" („Bitte", eine dem heute noch üblichen „Peterspfennig" ähnliche Abgabe) durch einmalige Zahlung ablösten und sich weiterhin zu einer jährlich zweimal, zu Walpurgis und Martini, regelmäßig zu zahlenden Steuer verstanden.

Das bare Geld befand sich während des ganzen Mittelalters zum weitaus größten Teile in den Händen der Juden, und so ließen Kaiser und Reich wie auch die unzähligen kleinen Landesfürsten kein Mittel unversucht, um auch diese Leute zu allerhand Steuerleistungen kräftig heranzuziehen: Die Juden mußten insgemein im ganzen Deutschen Reich den dritten Pfennig als Kronsteuer zahlen, und außerdem hatte noch jeder Jude, männlichen wie weiblichen Geschlechts, sobald er über zwölf Jahre alt war, einen Rheinischen Gulden zu entrichten. Unter der Regierung des Königs Friedrich I. von Preußen mußte jeder „Schutzjude" 100 Speziesdukaten zahlen.

In jenem Steuererlaß des ebengenannten Monarchen vom Jahre 1691 findet sich auch die auffällige Bestimmung, daß alle unverheirateten Frauen vom 20. bis zum 40. Lebensjahre noch einen Taler „extra verakzisen" sollten, — um sie zum Heiraten zu ermuntern. Aber — Gerechtigkeit muß sein —: die Hagestolze sollten sich ebenfalls nicht „ungemischt" ihres Einsiedlerdaseins freuen. In Niedersachsen z. B. wurde von alters her jeder Unverheiratete im Alter von 50 Jahren 3 Monaten und 3 Tagen diesem „Stande" angegliedert, und da er „wider Gottes Einrichtung und Gebot den Ehestand verschmähte", so nahm ihm das Gesetz das Recht, weiter über sein Eigentum frei zu verfügen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege ging man auch in andern Landesteilen den Junggesellen mit der vollen Schärfe des Gesetzes zu Leibe. Wer im Elsaß das 30. Lebensjahr unbeweibt überschritt und auf dreimalige Aufforderung des Magistrats innerhalb Jahresfrist nicht freite, mußte Prangerstehen, und obendrein nahm man ihm sein Vermögen in Beschlag und gab es erst wieder zurück, wenn der Pfarrherr die vollzogene Trauung bescheinigte. In Nürnberg mußte sogar schon jeder Mann von 26 Jahren und jeder Witwer, der sich innerhalb zweier Jahre nicht wieder verheiratete, drei Viertel seines Einkommens abgeben; tat er es nicht, so kam er in den Turm — bei viel Wasser und wenig Brot —, bis er sich eines „Besseren" besann. Im Hannoverschen wurde jeder Hagestolz von 42 Jahren auf öffentlichem Markte rasiert, so daß er kein Haar mehr auf dem Kopfe hatte. Die also Gezeichneten durften sich dann das Haar nicht wieder wachsen lassen, ehe sie sich vermählten, natürlich auch keine Perücke tragen; ihnen wurde in den Gasthäusern weder Speise noch Trank verabreicht und auf dem Markte nichts verkauft. Die ganze Maßregelung lief also auf eine Hungerkur hinaus, über deren Erfolge leider keine Berichte vorliegen.

Indessen, der Steuerfiskus, scharfsinnig, wie er nun einmal ist, ließ auch die Alten und die Jungen, die er glücklich unter die Haube gebracht hatte, nicht „ungeschoren". In Spandau wurde erst Mitte Februar 1916 die sogenannte Kinderwagensteuer aufgehoben; bis dahin mußte jeder, der mit einem Kinderwagen auf den Bürgersteigen fahren wollte, jährlich 1 Mark an den Stadtsäckel zahlen.

In Holland wurde im Jahre 1915 eine Vornamensteuer eingebracht. Die Holländer haben nämlich die Gewohnheit, ihren Kindern möglichst viele Vornamen, möglichst ebenso viele, wie „Ons Wilhelmintje" hat, zu geben; die vielen Vornamen bedingen dann ebenso vielseitige Tauf-, Konfirmations- und Hochzeitsgeschenke. Daraus läßt sich wohl allenfalls auch eine gute Steuereinnahme für die Allgemeinheit ziehen.

Das leitet nun von selbst zu dem überaus mannigfaltigen Kapitel der Luxussteuern aller Art hinüber; denn was der Steuerfiskus unter „Luxus" versteht, ist ein weites Feld. In Ost- und Westfriesland gab es früher — und gibt es zum Teil jetzt noch — eine Schornstein- und Fenstersteuer. Erstere schreibt sich daher, daß „eigentlich" ein jedes Haus — in der guten alten Zeit — nur eine Feuerstätte und somit nur einen Rauchfang brauchte; letztere führte dazu, daß die Holländer, um ihren Reichtum nach außen hin zur Geltung zu bringen, die blanken Spiegelglasfensterscheiben vor ihren Stuben mit einer Unzahl kostbarer Spitzenschleier verhingen.

Doch das Haus ist nur das äußerste Kleid des Menschen. Auch was ihn näher umgibt, wurde — und wird — mit Steuern ausgiebig belegt. In der Krinolinenzeit besteuerte man die „fischbeinernen Stöcke des Frauenzimmers" entsprechend der Weite ihres Umfanges; in Rom sah man jedoch bald wieder davon ab, als infolge dieser Maßnahme — der Kirchenbesuch des weiblichen Geschlechts auffällig nachließ. In Sachsen legte man schon im

Digitized by Google

Jahre 1694 eine allgemeine Steuer auf das Tragen von goldenen, silbernen und seidenen Kleidungsstücken, Hüten, Schuhen, Perücken und den Gebrauch von Kutschen. In Preußen ahmte das der steuerfreudige König Friedrich I. alsbald in allen Stücken nach. Auch hier wurden neben Schuhwerk und sonstiger Fußbekleidung aller Art, bis zu den Strümpfen, für die ein Groschen pro Stück zu zahlen war, besonders die Allongeperücken und die hohen Hauben der Frauen (Fontangen) hoch besteuert; den vierten Teil des Einkaufspreises mußten die glücklichen Besitzer zahlen, und da eine gute Perücke nicht unter 2- bis 300 Talern zu haben war, sprang für den Staat ein Erkleckliches dabei heraus. Gerade diese Steuer gab Anlaß zu vielen ärgerlichen, unangenehmen Auftritten. Die Perückenträger mußten ihre Steuermarke immer bei der Hand haben, sonst rissen ihnen die Akziser ihren Kopfschmuck auf offener Straße herunter. Auch die Karossen wurden zu derselben Zeit besteuert, weil sie, wie es in der betreffenden Verordnung hieß, das Steinpflaster ruinierten. Mit derselben Begründung hat man im Jahre 1910 in einem schlesisch-russischen Grenzstädtchen eine — Gänsedreckſteuer eingeführt. Der Durchzug von durchschnittlich 8000 russischen Gänsen täglich verursachte dort in jedem Herbst nicht nur unerträglichen Schmutz, sondern auch ebenso unwillkommene Kosten; da half sich denn die Stadtverwaltung damit, daß sie für jede durch die Stadt geführte Gans einen Pfennig für die Straßenreinigung erhob.

Sonnenlied.

Ach Sonn', liebe, liebe Sonne,
So scheine doch, schein'!
Ich halt' meine kleine Gundel
In die Strahlen hinein!
Dann hat sie goldne Kleidlein,
Goldne Strümpflein, goldne Schuh'!
Auf dem Köpflein
Das Schöpflein
Leuchtet golden dazu!

Ach Sonn', liebe, liebe Sonne,
Ich bitte dich fein:
Schein' auch meiner kleinen Gundel
Ins Herzel hinein!
Daß wie Gold ihre Liebe,
Daß wie Gold ihre Treu,
Daß im Leben
Sie wie eben
Stets ein Goldkindchen sei!

Irmgard Spangenberg.

Das Klavierspielen wollte man in Danzig kurz nach Ausbruch des Weltkrieges, um die erhöhten Ausgaben, die er mit sich brachte, zu decken, besteuern, dergestalt, daß für jeden Flügel jährlich 20 Mark, für jedes Pianoforte 12 Mark entrichtet werden sollten; nur diejenigen, die ihre Musikinstrumente zur Ausübung ihres Erwerbes brauchten, sollten von dieser Kriegssteuer frei bleiben. Das Karten- und das Würfelspiel hat man schon im 18. Jahrhundert bei uns und in vielen andern Ländern besteuert, und namentlich auch die Lotterie, der die Staaten alljährlich große Einnahmen verdanken.

Bedenklicher erschienen allezeit die Steuern auf Nahrungs- und Genußmittel. Schon während des Dreißigjährigen Krieges wurde, im Februar 1628, durch Beschluß des Landtages zu Torgau, in ganz Sachsen ein Pfennig von jedem Pfund Fleisch erhoben. Beim Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges wurden außer einer allgemeinen Landsteuer — vom Schock Groschen zwei Pfennige — noch besondere Steuern für alle Getränke erhoben; für den Eimer Landwein waren fünf Groschen, bei fremden Weinen zehn Groschen, für das Faß Bier (zu sechs Eimern) ein Taler zu zahlen. Die erste Biersteuer wurde bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch den damaligen Fürsten Albrecht von Anhalt ersonnen und durchgeführt, worüber Bühlau in seinen „Denkwürdigen Geschichten und Menschen" folgendes lustige Geschichtchen erzählt: Besagter Fürst reiste bald nach Ostern 1413 zum Kaiser und erwirkte sich von ihm das Recht, für jedes Fuder des damals weit und breit versandten Zerbster Bitterbieres, das aus seinem Ländchen ging, zwei böhmische Groschen „Geleitgeld" zu erheben. Als die Braueigner das erfuhren, erhoben sie sofort Einspruch und schickten dem Kaiser zwei ihrer Leute bis Konstanz nach, der sie freundlich anhörte, bedauerte, daß sie ihm so weit hätten nachreisen müssen, und ihnen ihre alten Gerechtsame und Freiheiten bestätigte. Aber der Fürst ließ nicht locker, und so mußten die beiden Braumeister später dem Kaiser auch noch einmal nach Schlesien nachreisen — ohne daß aber ihre Mühe der trinkfrohen Welt etwas genützt hätte. — Kaffee- und Tabaksteuern wurden in vielen Staaten gleich mit diesen neuen Errungenschaften selbst eingeführt, besonders in Preußen. Die Kontrolle war um so leichter, als der Geruch unschwer auf die Spur derjenigen Missetäter führte, die diesen Genüssen insgeheim fröhnten. So entwickelte sich, namentlich in Potsdam und Berlin, die berüchtigte „Kaffeeriecherei" durch Steuerbeamte unter Friedrich dem Großen, der das Kaffeeverbot zum Schutze des einträglichen heimischen Brauereigewerbes besonders streng handhabte; nur die Adeligen, die höheren Beamten und Geistlichen durften damals ihren Kaffee ungestraft zu Hause brennen und bekamen besondere „Brennscheine" dazu ausgestellt. In Preußen mußte auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch jeder, der Kaffee, Tee, Schokolade trinken wollte, einen Erlaubnisschein für 2 Taler jährlich lösen.

Trotz alledem und alledem erfreuen sich immer noch die Bewohner einiger kleiner deutscher Ortschaften und Städte vollkommener Freiheit, wenigstens von kommunalen Abgaben. Das gleiche gilt aber auch von allen Universitätsprofessoren, — aus dem Grunde, daß sie nicht etwa bei Annahme von Berufungen durch steuerfiskalische Bedenken eingeengt sind. In Rostock sind außerdem noch sämtliche Personen vom Adel und die Angestellten der mecklenburgischen Stände von den kommunalen Steuerlasten befreit, und die Bemühungen, gleiches Maß für alle anzuwenden, sind bis jetzt ergebnislos geblieben.

Digitized by Google

Wallenstein.

Kriegsnovelle von Karl von Berlepsch.

(Schluß)

Der Arzt besann sich, gab dem Pfleger einen Wink, ohne den Satz zu vollenden, und ging auf Wegmann zu. Mit einem frischen, freundlichen Ton sprach er dann zu dem auf seinem Bettrand Sitzenden: „Na, und wir wollen aufstehn?"

Er fühlte Wegmann den Puls, nickte und sagte: „Na ja, das scheint ja wieder in Ordnung. — Und nun wollen wir Ihnen zunächst mal was zu essen geben!"

Wegmann schlüpfte in die Pantoffeln, die ihm der Wärter brachte, und ging in dem sauberen, gestreiften Kittel hinter dem Doktor her ins andere Zimmer. Als die Tür aufging, sah er, daß noch drei Leute dort am Tische saßen.

Er hielt den Arzt am Arm fest.

„Bitte, Herr Doktor, noch einen Augenblick! — Haben Sie meine Bitte erfüllt?"

„Ja, ich habe ein Telegramm geschickt — aber es ist noch keine Antwort da — kann wohl auch noch nicht da sein."

„Es müßte da sein", sagte Wegmann mit großer, ruhiger Bestimmtheit.

„Warum müßte? — Warten Sie mal! — Vorgestern mittag ist es abgegangen, oder in der Nacht, das weiß ich natürlich nicht. Gestern morgen ist es in Memel gewesen. — Na, und da wird's ja wohl noch so ein bißchen drunter und drüber gehen. Der Magistrat hat sicher viele solcher Anfragen zu beantworten. . ."

Wegmann sagte nichts mehr. Er setzte sich an den Tisch zu den andern, aber er aß sehr wenig.

Heimlich schlich er sich danach wieder aus dem Zimmer, denn die Anwesenheit der Kameraden war ihm unerträglich.

Er ging hinaus vor die Tür. Eine seltsam weiche, belebende Luft schlug ihm entgegen.

Der Himmel war grau und wolkenschwer, die Ferne dunstig. Am Horizont zog sich eine lange, fein gezeichnete Pappelreihe, eine überaus malerische Kulisse, hin.

Der Frühling war in die flandrische Ebene gekommen. und die tiefen Wolken suchten sehnsüchtig die verlangende, feuchtwarme Erde zu küssen.

Der Frühling war über Flandern gekommen, ohne daß er, Wegmann, es merkte und wußte.

In Memel würde es noch nicht Frühling sein, ganz gewiß nicht. —

Bum — pom — bum — pom . . . wie ein Gong, eine tönende Pauke, kam vereinzeltes Geschützfeuer herüber. Schräg gegenüber stand der scheußliche Stumpf einer Hausruine, die Straße war tief von Schlamm. Eine Kolonne kam träge herangerollt. Die schweren Pferde versanken bis über die Gelenke im Morast, die Räder hüpften polternd über die Steine, die in der grauen Schlammasse verborgen lagen wie unterseeische Klippen, um Mensch und Tier zu Fall zu bringen, die darinnen wateten. Die Lenker lasteten gleichgültig wie die Säcke auf den dampfenden Tieren. . .

Hatte denn all das keine Seele . . . keine Seele? —

Eine dumpfe, törichte Weise ging ihm durch den Kopf und ließ ihn nicht wieder los — ein wildes französisches Lied, das er vor ein paar Wochen bei Lille von einem französischen Grammophon gehört hatte:

Vive, vive la Carmagnole,
Vive le son du canon!

* * *

Wegmann meldete dem Chefarzt, daß er ganz gesund sei und zur Front wolle. Der Chefarzt ließ ihn gehen.

Der Gefreite Lephard begrüßte den rückkehrenden Wegmann stürmisch, überschüttete ihn mit Fragen, wie es ihm ergangen. Wegmann antwortete kaum.

Die schneidend scharfen Geschosse knallten über den Graben hin.

Wegmann sah nur nach der Post. Er fand nicht, was er suchte.

An der Lehmwand stand, die Mündung mit einem Lappen geschützt, ein prächtiges, neues Gewehr. Sein Lauf war so blank und funkelte verführerisch.

Wegmann nahm es in die Hand und fragte, woher es stamme.

Lephard sagte ihm, es sei eine Fernrohrbüchse. Jede Kompagnie habe vier erhalten. Jäger und gute Schützen sollten sich ihrer bedienen, um bei Tage Engländer abzuschießen. Er erklärte die Zieleinrichtung. Wegmann wog das Gewehr in der Hand, legte an, setzte wieder ab.

Dann sagte er gedankenvoll: „Nicht wahr, Lephard, es gibt Notwehr im Kriege."

„Aber der ganze Krieg ist doch Notwehr!"

„So." Und nach einer Pause:

„Hören Sie, Lephard, ich möchte das neue Gewehr wohl mal probieren. Bleiben Sie hier, falls Befehle kommen sollten. Ich gehe durch den Graben und bin in einer halben Stunde wieder hier."

Es wurde dies in einem so befehlerischen Ton gesprochen, wie ihn Lephard bei seinem Vize kaum je vorher gehört hatte. Mit dem Vize mußte etwas vorgegangen sein, während er fort war. Er hatte nicht mal nach dem Testament gefragt, das ihm Lephard aufbewahrt hatte, als sei es ein Heiligtum.

Als Wegmann mit der Fernrohrbüchse fortgegangen war, bat Lephard einen guten, zuverlässigen Kameraden, seinen Posten im Unterstand zu übernehmen, und schlich selbst durch den Graben dem Vizefeldwebel nach, um zu sehen, was es gäbe. Denn sein verändertes Wesen flößte ihm die größte Besorgnis ein.

Wegmann ging durch den Graben und sah nicht rechts noch links, sprach auch keinen seiner Freunde an, wie sie's sonst von ihm gewohnt waren. Sein starrer Blick war nach innen gekehrt.

An der Stelle, wo es zu den Horchposten hinausging, blieb er einen Augenblick stehen, spähte nach rechts und links und schlüpfte hastig durch den engen Gang der Lehmwände in den Zickzackweg, der ganz niedrig und schlammig war.

Zeitweise konnte der Feind ihn einsehn. Da hieß es sich bücken und katzenartig vorwärtsspringen bis zur nächsten Deckung.

Der Peitschenknall der Geschosse fuhr dicht über ihn hin, so nahe seinem Ohr, daß er wie betäubt war. In seinem Kopfe summte es höhnisch:

Vive, vive la Carmagnole,
Vive le son du canon . . .

Das war ja wohl das Blutlied der französischen Revolutionäre, als sie den König von Frankreich zum Schafott schleppten . . .

Dort, wo die Schützenlöcher grinsten wie die Fensterhöhlen zerschossener Häuser, dort war die Vorpostenstellung. Niemand saß jetzt darin. Die Posten waren am Tage zurückgezogen. Er war jetzt allein, ganz allein und auf sich angewiesen. Recht so! Er wollte dem Feinde Auge in Auge gegenüberstehn. Die feindliche Stellung war da nur noch 300 Meter entfernt.

Mit einem letzten Satz war er bei dem Schützenstand und lehnte keuchend an der Schulterwehr. Vorsichtig schob er den Kopf vor den Sehschlitz.

Drüben, fast greifbar nah, starrten ihn die Schießscharten der Engländer an, und es war ihm, als bewegte sich eben

Digitized by Google

jetzt etwas hinter der einen Scharte.

Tief atmend bohrte er die gierigen Augen in jene Stelle, wo er die Bewegung gemerkt hatte. Dann schob er leise, leise die Mündung seines Gewehres durch den Sehschlitz. Das Fernrohr richtete sich fast von selber ein. Er sah das Fadenkreuz der Zielvorrichtung und brachte den Mittelpunkt auf die Schießscharte des Engländers. Es war ganz still. Er sah angestrengt durch das Fernrohr, alle seine Sinne waren gespannt. Die feindliche Scharte war ihm, durch die Vergrößerungsgläser gesehen, bis auf zehn, auf fünf Meter nahegerückt, unheimlich nah! Und da — —

Er sah, daß in der viereckigen Öffnung des Erdwalles ein Gesicht war — nein, nur ein Auge, ein großes, gemeines, feindlich blickendes Auge! Es glotzte ihn an, genau so wild und unversöhnlich, wie das seinige nun blicken mochte.

Und er nahm seine ganze Kraft zusammen.

Das Auge hatte eine faszinierende Wirkung, es sah ihn an, ihn ganz allein, es mußte ihn erkennen und aufs Korn nehmen. . .

War es denn wirklich ein Menschenauge, oder war es nicht die schwarze Öffnung des auf ihn gerichteten Gewehrlaufes? . . .

Ohne daß er es wußte, hatte er abgezogen.

Dumpf tönte der Schuß.

Am Wiesenbach. Jos. Ulrich phot.

Und im selben Augenblick sah er, wie drüben sich ein paar Menschenarme in die Luft warfen . . .

„Herr Feldwebel, ducken! Zum Donnerwetter, fort von dem Sehschlitz!“

Ein betäubender Knall zersprengte ihm den Kopf — er hörte nichts mehr. In seinen Ohren sang nur eine tolle, blutrünstige Melodie: Vive, vive la Carmagnole...

Der Gefreite Lephard hatte seinen Vize gerade noch zur rechten Zeit vom Sehschlitz fortgezogen. Als Wegmann wieder begriff, was vor sich ging, als er fühlte, daß ihm nichts geschehen, außer, daß das rechte Ohr ihm summte, hörte er, daß Lephard sagte:

„Bravo! Der ist erledigt!“

Das Wort „erledigt“ begriff er freilich noch nicht so recht. Aber er folgte doch ganz betäubt dem guten Lephard, der den Willenlosen durch den niedrigen Laufgraben hinter sich her in die Kompagniestellung schleppte. Er ging auch willig weiter mit, bis sie wieder im Unterstand angekommen waren. Da stand ein Telephonist, der überreichte dem Vizefeldwebel Wegmann einen Fernspruch, der also lautete:

„Bin wohl und munter, mach dir keine Sorge!
Mutter.“

Der ehemalige Pfarramtskandidat Fritz Wegmann nahm sein liebes Neues Testament zur Hand. —

Die Not der höheren Schule.

Von Professor Dr. Gerhard Budde.

Unter diesem Titel ist in der ersten Hälfte des verflossenen Jahres von dem Berliner Oberlehrer Rommel eine Schrift veröffentlicht worden, die sich nicht bloß an Schulmänner, sondern an alle Kreise der Gebildeten wendet. Sie ist in der Presse mehrfach besprochen worden, aber es ist mir bislang keine Besprechung zu Gesicht gekommen, die die grundsätzliche Frage klar und entschieden herausstellt, um die es sich bei dem Problem der deutschen höheren Schule handelt, wie denn überhaupt diese grundsätzliche Frage, die doch schließlich allein entscheidend sein kann, in den Erörterungen über die höhere Schule immer wieder von seiten der Schulmänner durch Erwägungen eines Fachinteresses und von seiten anderer Kreise durch politische, soziale und berufliche Gesichtspunkte zurückgedrängt wird.

Und gerade durch diesen Umstand ist die Notlage der höheren Schule in erster Linie veranlaßt. Er hat zur Folge, daß der Blick immer wieder von der Hauptsache abgelenkt und deshalb kein Einigungspunkt gefunden wird für die Ansprüche und Anforderungen, die von den verschiedenen Seiten an die höhere Schule gestellt werden. Wenn dieser Einigungspunkt gefunden werden soll, dann muß erst einmal Klarheit und Übereinstimmung herrschen über die Aufgaben, die die höhere Schule innerhalb unseres modernen nationalen Staates zu erfüllen hat, und zugleich über das pädagogische Wertverhältnis dieser Aufgaben zueinander.

In seinen „Erläuterungen“ zu der neuen Prüfungsordnung für die Oberlehrer weist der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Reinhardt aus dem preußischen Kultusministerium der höheren Schule drei Aufgaben zu, eine wissenschaftliche, eine humanistische und eine gestaltende; und er vertritt die Meinung, daß alle drei Aufgaben für die höhere Schule gleichen Wert haben, betont aber in den Einzelausführungen besonders die wissenschaftliche Auf-

Digitized by Google

gabe. Noch viel stärker tritt bei Rommel diese wissenschaftliche Aufgabe und damit die Vorbereitung auf das Hochschulstudium als oberste und wichtigste Aufgabe hervor.

Diese Vorrangstellung kann aber die wissenschaftliche Aufgabe, die „gelehrte" Bildung an den höheren Schulen aus äußeren und inneren Gründen nicht mehr beanspruchen. Aus äußeren Gründen deshalb nicht, weil heute nur noch ein Teil der Schüler der höheren Schulen zur Hochschule strebt, ein anderer, nicht geringer Teil aber sich für Aufgaben des praktischen Lebens vorbereitet. Das gibt auch Rommel zu, wenn er sagt: „War der höheren Schule ursprünglich nur die Aufgabe gestellt, für die ‚gelehrten' Berufe vorzubereiten, so hat sie nach und nach immer mehr ihr ursprüngliches Wesen ändern müssen. Der Aufschwung unseres gesamten Wirtschaftslebens, die allmähliche Umgestaltung eines Agrarstaates in einen Industriestaat, die Entwicklung vom Kleinstaat zur Weltmacht und sonstige Veränderungen einschneidender Art bedingten eine Verschiebung des Zieles der Schulbildung. Die Zahl der eine tiefere oder breitere Vorbildung erfordernden Erwerbszweige hat sich gegen früher vervielfacht; für sie alle soll die höhere Lehranstalt den Weg bis zur Spezialvorbereitung, zum Teil sogar bis an ihre Schwelle bereiten." Wenn aber nur ein Teil der Schüler der höheren Schulen ein Hochschulstudium erstrebt, ein anderer, nicht geringer Teil andere Ziele im Auge hat, dann darf die höhere Schule ihre Lehrplangestaltung nicht in erster Linie von den Bedürfnissen der Hochschule abhängig machen, weil sie sonst nur einem Teil ihrer Schüler gerecht wird. So steht eine vorwiegend philologisch orientierte Schule, wie es unsere höhere Schule mit ihrem starken fremdsprachlichen Unterricht, wie es ganz besonders das Gymnasium ist, schon mit der Entwicklung unserer innerpolitischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Widerspruch.

Sie widerspricht aber auch — und damit komme ich auf die inneren Gründe zu sprechen — allgemeinen pädagogischen und nationalen Forderungen. Vom Standpunkt der Pädagogik aus muß verlangt werden, daß jede Schule, auch eine höhere Schule, als ihr oberstes Ziel eine geistig-sittliche Persönlichkeitsbildung, also eine humanistische Bildung hinstellt und anstrebt, und daß hinter dieses Ziel jede Art von Berufsbildung, zu der auch die gelehrte Bildung gehört, die zum Zwecke einer Anstellung im staatlichen Organismus betrieben wird, zurücktritt. In dieser Zielsetzung sind sich alle Führer der deutschen Erziehung einig gewesen; sie wurde auch von den neuhumanistischen Begründern des Gymnasiums vertreten, und sie ist erst später unter dem Einfluß der pädagogischen Theorie Hegels aufgegeben worden. Erst in dieser Zeit hat in der höheren Schule, und zwar zunächst im Gymnasium, die wissenschaftliche Aufgabe oder die gelehrte Bildung die Führung erhalten; seit dieser Zeit hat jene aufgehört, in erster Linie eine humanistische Anstalt zu sein, und ist sie zu einer „Gelehrtenschule" geworden.

Diese Vertauschung der Rollen zwischen der humanistischen und der wissenschaftlichen Aufgabe muß aber vom pädagogischen Standpunkte aus als ein Fehlgriff bezeichnet werden, durch den das richtige Verhältnis zwischen der höheren Schule und ihren erzieherischen Aufgaben zugunsten einer bloß gelehrten Bildung verschoben und damit auch ihre Verbindung mit dem allgemeinen Leben gelockert worden ist, das von jeder Schule in erster Linie Menschenbildung und erst in zweiter eine Berufsbildung fordern muß.

Weil wir aber jetzt im Besitze einer nationalen Kultur sind, die alle für die Menschenbildung erforderlichen pädagogischen Kräfte in sich enthält, und weil die pädagogischen Kräfte einer nationalen Kultur sich immer und überall bei sonstiger Gleichwertigkeit wirksamer erweisen als die jeder fremden, die auf anderen Voraussetzungen beruht und aus einem anderen allgemeinen Volksempfinden erwachsen ist als die völkische, so werden wir die Menschenbildung in erster Linie auf der Grundlage unserer nationalen Kultur erstreben müssen. In dieser Beziehung werden wir also trotz des gleichen Zieles einen anderen Weg einschlagen müssen als die Neuhumanisten, die das Griechentum in stark überschätzender Verklärung sahen und die noch nicht mit einer solchen nationalen Kultur rechnen konnten, wie sie uns jetzt für die Jugendbildung zur Verfügung steht. Wenn wir heute noch in der Jugendbildung einer fremden Kultur vor der nationalen den Vorzug geben, so tun wir damit dieser unrecht, und wer denjenigen, der ihr auf diesem Gebiete zu ihrem Rechte verhelfen will, einen Chauvinisten schimpft, beweist dadurch nur, daß ihm in diesem Punkte das rechte nationale Selbstbewußtsein fehlt, an dem wir Deutschen ja niemals Überfluß gehabt haben, das aber hoffentlich der Weltkrieg in der wünschenswerten Weise steigern wird.

Wenn Freunde einer national-humanistischen Bildung dieser Hoffnung Ausdruck geben, was doch selbstverständlich ist, dann ruft man ihnen von gewissen Seiten verächtlich zu, sie nützten die „Konjunktur" aus. Als ob es nicht eine unverzeihliche Unterlassungssünde von denen wäre, die eine solche Bildung aus innerster und ehrlichster Überzeugung für die wichtigste halten, und die glauben, daß die bestehenden höheren Schulen sie nicht hinreichend gewährleisten, wenn sie für die Verwirklichung ihrer Forderung nicht die Zeitumstände ausnützten.

Wie sagt Luther in seinem Sendschreiben vom Jahre 1524? „Liebe Deutsche, kaufet, weil der Markt vor der Türe ist; sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist."

Nun behaupten allerdings manche, daß unsere höheren Schulen, selbst das Gymnasium mit seinen 124 fremdsprachlichen Stunden, denen 26 deutsche Stunden gegenüberstehen, „deutsche" Schulen seien, weil alle ihre Lehrfächer zur Erfüllung nationaler Bildungsforderungen beitrügen. Das kann aber doch in Wirklichkeit vor allem der fremdsprachliche Unterricht nur ganz nebenbei und gelegentlich machen, und wer da meint, mit solchen Abfällen den nationalen Bildungsforderungen gerecht zu werden, scheint den Wert und die Tiefe unserer nationalen Kultur doch gewaltig zu unterschätzen. Sie kann nicht so nebenher pädagogisch ausgeschöpft werden, sie erfordert vielmehr eine eingehende und durchaus selbständige Behandlung; diese kann aber nur dem deutschen und dem Geschichtsunterricht zufallen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß die anderen Lehrfächer dazu nicht auch mit beitragen könnten. Aber die eigentliche Aufgabe lösen können sie nicht, sie können vielmehr nur gelegentlich die Lösung der Aufgabe unterstützen. Wer das bestreitet, ist blind, oder er verschließt absichtlich die Augen gegen unbestreitbare Tatsachen.

Ein „tiefes Verstehen deutschen Wesens, deutscher Kultur und des deutschen Menschen", wie es Rommel als Endpunkt, zu dem aller Unterricht der höheren Schule hinführen soll, hinstellt, kann nur eine höhere Schule erzielen, die bewußt und entschieden einen selbständigen, nationalen Gegenständen gewidmeten Unterricht in den Mittelpunkt ihres Lehrplanes stellt. Über diese Tatsache helfen keine Schlagwörter und keine höhnischen Verketzerungen der Freunde einer deutsch-humanistischen Bildung hinweg; diese beweisen höchstens, daß den Gegnern wirklich überzeugende Gegenargumente fehlen und sie sich nun an Schlagwörtern schadlos zu halten versuchen, die aber gottlob auf keinen sachlich denkenden Beurteiler Eindruck machen.

Es ist so, und es bleibt dabei, daß „die Not der höheren Schule" nicht eher behoben werden wird, als bis diese entschlossen und zielbewußt eine deutsch-humanistische Bildung als ihr oberstes Ziel nicht bloß verkündet, sondern auch durch entsprechende Gestaltung ihrer Lehrpläne tatsächlich erstrebt. Solange dies nicht geschieht, wird diese Schule nicht das richtige Verhältnis zu unumstößlichen Grundforderungen der Pädagogik und zu unserem nationalen und sozialen Leben gewinnen. In dem Mißverhältnis, das zwischen diesem und der höheren Schule zurzeit noch besteht, liegt die eigentliche Ursache der „Not der höheren Schule". Was man vielfach als deren Ursachen und Gründe anführt, sind nur Symptome einer durch dieses Mißverhältnis bedingten, tiefer liegenden krankhaften Erscheinung, die einer der weitestblickenden, vorurteilslosesten und erfahrensten Schulmänner unserer Zeit, der im Juni 1917 verstorbene langjährige Vortragende Rat im preußischen Kultusministerium Dr. Adolf Matthias, in seiner Schrift „Krieg und Schule" mit den von einem edlen Zorn erfüllten treffenden Worten charakterisiert: „Wir haben kaum ein Seitenstück eines solchen Vorganges in der Geschichte, daß ein eigenartiges Volk mit einem solch stolzen Besitz an eigener Sprache und Poesie ein geistiges Joch fremder Kultur so willig auf sich genommen hat, und daß es ohne erheblichen Widerstand und ohne lautes Murren bei den Fremden in die Schule gegangen ist und auf die Herrschaft eigenen Volkstums und eigener Sprache im eigenen Schulhause vollkommen verzichtet hat."

Solange wir nicht den Mut haben, dieses „geistige Joch" mit einem entschlossenen Ruck abzuschütteln, indem wir in den Lehrplänen der höheren Schule den nationalen und ethischen Fächern die Vorrangstellung geben und die fremdsprachlichen gelehrten Fächer entsprechend zurückdrängen — nicht etwa beseitigen, woran kein besonnener Vertreter einer deutsch-humanistischen Bildung denkt — wird uns keine Schulreform und keine Schulkonferenz von der „Not der höheren Schule" befreien. Hic Rhodus — hic saltal

Digitized by Google

Nr. 27 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(7. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Winter nahm ihre Hand und küßte sie. „Wie würde ich mir erlauben — vor allem: was könnte ich wohl an Ihnen zu tadeln haben?" Das klang so ehrlich, daß sie dankbar aufatmete. — „Nein, aber dieser Pansell —" sie wollte ihm in die Rede fallen, er ließ es nicht dazu kommen. „Er verdirbt mir das Vergnügen an unserer Tour", sagte er schroff. „Mir liegt es nicht, in dieser Art über mich befehlen zu lassen. Es ist ja fast, als ließe der Mann seine Launen an uns aus."

„O nein, o nein — was er vorschlägt, ist meistens ganz praktisch."

„Mag sein. Aber wir fahren doch in der Hauptsache zu unserem Vergnügen, nicht zu seinem." — Christa senkte den Kopf.

„Hugo hat ihn so werden lassen", sagte sie gequält.

„Ich weiß, aber wir wollen dieser Tyrannei keinen Vorschub leisten." — „Ja aber dann —" sie sah die ganze Reise gefährdet, am liebsten hätte sie geweint.

„Man braucht nur ein einziges Mal zu zeigen, daß man nicht gewillt ist, sich von ihm auf der Nase herumspielen zu lassen."

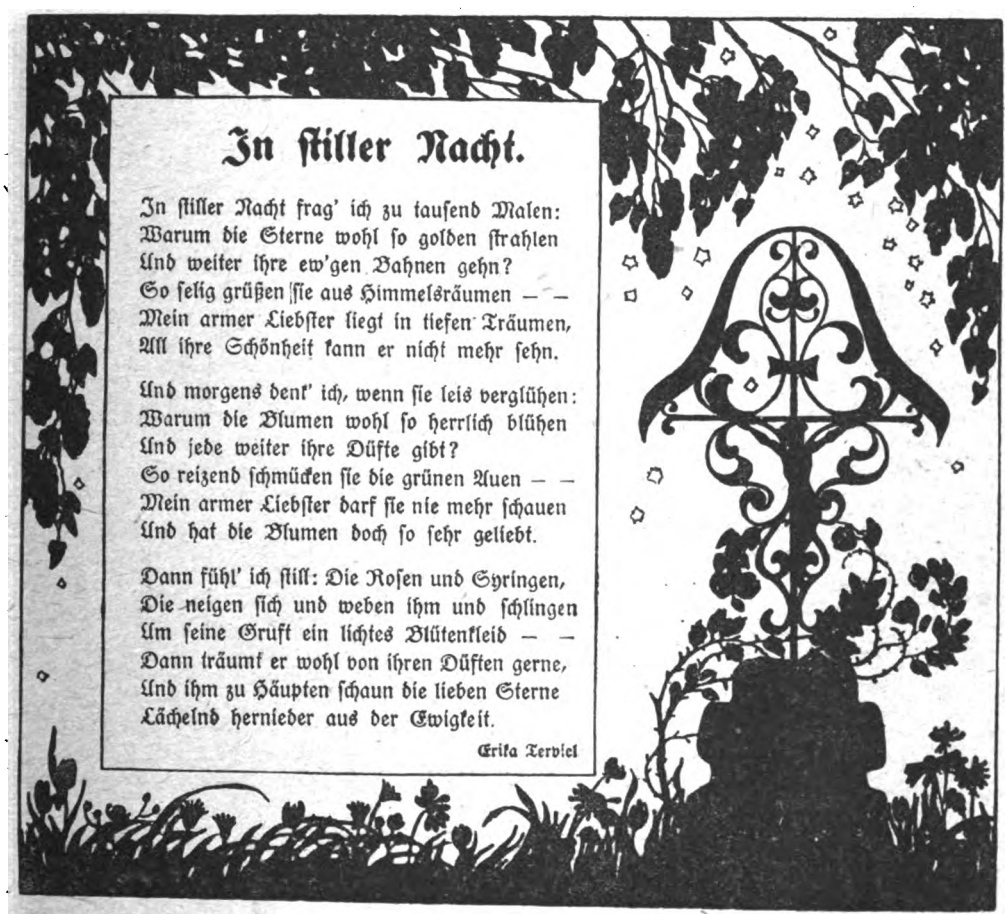
„Das hat Hugo auch versucht. Dann war immer was am Auto kaputt und er nicht imstande, es gleich in Ordnung zu bringen — jedesmal haben wir dafür gebüßt." —

Winter sann nach. „Gut, kommen wir ihm also zuvor!"

„Das heißt? Sie wollen ihn doch nicht etwa fortschicken?"

„Wie würde ich mir so etwas gestatten! Ich bin doch Ihr Gast — aber in Ihrem und Hugos Interesse handeln — das möchte ich schon."

„Da bin ich begierig."



In stiller Nacht.

In stiller Nacht frag' ich zu tausend Malen:
Warum die Sterne wohl so golden strahlen
Und weiter ihre ew'gen Bahnen gehn?
So selig grüßen sie aus Himmelsräumen — —
Mein armer Liebster liegt in tiefen Träumen,
All ihre Schönheit kann er nicht mehr sehn.

Und morgens denk' ich, wenn sie leis verglühen:
Warum die Blumen wohl so herrlich blühen
Und jede weiter ihre Düfte gibt?
So reizend schmücken sie die grünen Auen — —
Mein armer Liebster darf sie nie mehr schauen
Und hat die Blumen doch so sehr geliebt.

Dann fühl' ich still: Die Rosen und Syringen,
Die neigen sich und weben ihm und schlingen
Um seine Gruft ein lichtes Blütenkleid — —
Dann träumt er wohl von ihren Düften gerne,
Und ihm zu Häupten schaun die lieben Sterne
Lächelnd hernieder aus der Ewigkeit.

Erika Terviel

Digitized by Google

Er lächelte. „Wollen Sie mir vertrauen?“

„Gewiß, ja. Aber —“

„Dann ist es gut. Können Sie morgen früh um fünfeinhalb Uhr mit dem Rucksack bereitstehen?“

Sie nickte. Aber leicht war ihr nicht ums Herz. Und das wurde noch schlimmer, als sie am Abend nach der Mahlzeit im Gastzimmer Winter zu Pansell sagen hörte: „Bitte seien Sie morgen um fünfeinhalb Uhr bereit!“

Pansell starrte ihn an. „So früh mag die gnädige Frau nicht aufstehen.“

„Bitte um halb sechs Uhr also“, wiederholte Winter nur.

Christa hatte während dieses kurzen Zwiegespräches nicht aufgeblickt. „Ist er schon fort?“ fragte sie leise und blätterte die Zeitung um.

Erst als sie erfuhr, daß er wirklich das Zimmer verlassen hatte, atmete sie auf.

„Aber da sein wird er nicht“, behauptete sie.

„Wir werden ja sehen.“ Er verabschiedete sich heiter und siegesgewiß von ihr.

Und richtig: als sie noch beim Frühstück saßen, hörten sie, wie Pansell unter lauten Verwünschungen das Auto aus dem engen Torweg ins Freie zu bringen versuchte. Winter trank in aller Ruhe seinen Kaffee aus, dann half er Christa den Rucksack um die Schultern hängen und trat mit ihr zusammen vor die Tür.

„Pansell, wir haben unsern Plan geändert, die gnädige Frau und ich — wir machen eine Hochtour. Bleiben Sie hier, bis ich Ihnen eine Depesche sende, wohin Sie uns mit den Koffern nachzukommen haben.“

„Wohin wird das sein?“ fragte der Chauffeur.

„Wahrscheinlich nach Meran“, sagte Christa voreilig, die von Winter beim Frühstück in seinen Plan eingeweiht worden war.

Pansell nickte, wandte sich zurück, um zu sehen, ob das Tor noch geöffnet sei, und begann rückwärts zu fahren, ohne sich um die beiden Fortwandernden zu kümmern.

Winter schluckte alles nieder, was er gern gesagt hätte. Aber er wollte diesen Burschen schon zähmen!

Es würde ein heißer Tag werden, das fühlten sie schon nach kurzer Zeit.

„Ja, wir hätten vielleicht noch eher aufbrechen müssen“, meinte Winter.

„Oder“, sagte Christa zaghaft, „Pansell hätte uns gern bis Mareit bringen können. Wir können doch auf der Landstraße marschieren!“

Winter schlug sich vor den Kopf. „Daß ich daran nicht gedacht habe! Und welche Zeitersparnis! Weshalb haben Sie das nicht vorgeschlagen? — Soll ich umkehren und ihn holen?“

„Nein, nein, lassen Sie es jetzt nur“, lehnte sie eilig ab, als fürchte sie neue Verwicklungen. „Wir haben ja den ganzen Tag vor uns und werden es schon schaffen. Ich hätte mich nie getraut, Ihnen dreinzureden“, fügte sie nach einer Weile lächelnd hinzu. „Ich bin es nicht gewohnt, einen Willen zu äußern —“

„Aber ich bitte Sie,“ unterbrach er sie bestürzt, „Sie haben doch zu bestimmen, nicht ich! Ich füge mich doch selbstverständlich Ihren Wünschen!“

Sie bewegte nur leicht das Haupt. Am ersten Tage hatte er das Amt des Führenden an sich gerissen! Und der alte Argwohn regte sich in ihr, ob er sich Damen seiner Kreise gegenüber wohl auch gleich soviel Rechte angemaßt hätte? Es war traurig, daß sie nie von diesen Vorstellungen frei wurde, sie begannen ihr das Leben zu verderben. Vielleicht konnte sie ihn durch ihr kameradschaftliches Beisammensein am besten davon überzeugen, daß auch „solche Frauen“ — Frauen, in deren Leidenschaft man einen Makel sah, sonst einwandfrei sein könnten. Bei aller Zutraulichkeit mußte sie streng die Schranke innehalten, denn ihr war, als habe sie nicht nur für die eigene Ehre, sondern für die aller ihrer schlechtbeleumundeten Geschlechtsgenossinnen einzutreten. Das gab ihrem Willen wieder etwas Beschwingtes und machte ihren Gang leicht und froh.

„Sie gehen glänzend“, sagte Winter einmal. „Aber dieses Tempo können Sie gewiß nicht bis zum Abend bewahren.“

„Wir werden es ja sehen“, gab sie heiter zurück. „Wenn die erste böse halbe Stunde überwunden ist, bis Herz und Knie die gewünschte Elastizität haben, kommt die Glanzperiode des Touristen, wie Sie wissen! Ich hoffe, ich kann sie ausdehnen, solange es verlangt wird!“

Winter machte heimlich einen Überschlag: es war genug, was er ihr zumutete, aber schließlich konnten sie die Partie unterbrechen, wenn es bis zum Becher hinauf zuviel für sie werden würde. Vorläufig allerdings lief sie ihm den Rang ab. Und wie sie alles genoß! Endlich begegnete ihm eine Frau, die nicht blind durchs Gebirge eilte, um womöglich Baedekers und Purtschellers Zeitangaben zu schlagen. Auch konnte sie sich leicht orientieren und vor allen Dingen die Berge wiedererkennen, auf denen sie einmal gewesen war. Im allgemeinen wollte er von Hochtouristinnen nicht viel wissen:

„Denn es gibt genug Frauen, die gut klettern und steigen können und doch nicht das geringste Unterscheidungsvermögen besitzen“, beharrte er, als sie lachte. „Denen ist jeder Berg recht, und sie behalten keine andere Erinnerung an ihn als vielleicht an die Menschen, die sie in der Hütte oder am Gipfel getroffen haben, und denen irgendein für eine Frau auffälliges Merkmal anhaftete. Es ist bedrückend, wenn man eines göttlichen Morgens auf einem Berge mit einer selten klaren Fernsicht gedenkt und eine Frau sagt dann: ‚Ach ja, neben mir saß damals die Dame, die solche häßlichen Stutzen anhatte, wissen Sie wohl noch?‘“

„Sind Sie so oft mit Frauen gewandert, um aus reicherer Erfahrung sprechen zu können?“ fragte Christa etwas listig.

„O doch! Ich habe mich auch öfters Partien angeschlossen, die in dieselbe Bergkette wollten wie ich — aber ich habe fast immer gefunden, daß den Frauen der rechte Natursinn fehlt. Nein, wirklich,“ denn Christa wollte ihn entrüstet unterbrechen, „ein Bewundern mit abgegriffenen Worten sagt doch gar nichts! Die rechte Zuneigung zum Gebirge müßte es ihnen nahelegen, es wirklich kennenzulernen — seine Entstehung und seine geologischen Verhältnisse ein wenig zu studieren — nichts von alledem! Sie laufen herauf und herunter und ahnen kaum, ob sie im Ur- oder im Kalkgebirge waren —“

„Sie sind unbarmherzig gegen uns“, warf Christa ein.

„Sie — Sie sind eine Ausnahme, gnädige Frau! Auch in dieser Hinsicht. Und“, setzte er etwas zögernd hinzu, „ich habe Ihnen eigentlich viel abzubitten. Denn nach unserer ersten Begegnung hielt ich Sie für die typische, hübsche, elegante und oberflächliche Dame der Gesellschaft.“

Christa atmete schneller, er gab es also zu, er hatte sie auf das taxiert, was Männer gewöhnlich unter einer Frau mit einer Geschichte verstehen. Sie hielt es für besser, nicht zu antworten.

Winter betrachtete sie von der Seite: war sie beleidigt?

Aber nun wandte sie sich ihm zu und schlug vor, in Ridnaun, das schon ganz fern der Welt in einem engen von Wald eingeschlossenen Tal lag, die erste Rast zu machen. Er war einverstanden: ruhte man sich hier bei tüchtiger Mahlzeit aus, so brauchte man sich auch kaum mit anderem Proviant als etwas Schokolade und Brot zu beschweren.

„Zu welch sonderbaren Zeiten man speisen kann, wenn es sein muß“, sagte Christa lachend. „Wer in der Stadt von uns verlangte, um neun Uhr früh solche Portionen von kaltem Braten und Rührei zu essen, den würden wir auslachen. Wir machen uns überhaupt zu sklavisch von den eingebürgerten Gewohnheiten des täglichen Lebens abhängig; ich finde es so nett, einmal alles umzustürzen.“

Digitized by Google

Vor dem Kirchgang.

Gemälde von Walther Firle.

Digitized by Google

Das widersprach aber Winters Art; für ihn war das gleichmäßig aufgezogene Dasein das erstrebenswerteste. Nur für die Tage im Freien, die eben eine andere Lebensweise geboten, ließ er eine Ausnahme gelten. Sonst empfand er jede Unregelmäßigkeit als etwas Zigeunerhaftes. Seine Korrektheit erstreckte sich also auch auf die allereinfachsten Formen der Lebensführung: der Reiz kam sie an, ihn aus der Schablone herauszuschütteln. Sie hätte sehen mögen, wie er sich benähme, wenn ihm zum Beispiel plötzlich alle Existenzmittel geraubt wären und er gezwungen würde, das Leben eines bescheidenen Bürgers zu führen. Ohne Diener, ohne elegante Wohnung und die Möglichkeit, seinen überfeinerten Bedürfnissen nachzugehen. Hugo würde in solchem Fall mit kräftiger Hand in den Zügel greifen und sich nicht auf die Erde setzen lassen — Winter wäre sicher unfähig, sich zu helfen. Doch sie wußte wohl, daß ihre nicht gerade frommen Wünsche sich kaum je erfüllen würden. Es gehörte wieder zum Bilde seiner Korrektheit, daß er nicht spekulierte, sondern sein Geld fest und zu guten Zinsen angelegt hatte. Schließlich blieb ihm auch immer noch die Pension, um ihn vor dem Zwang, eine Arbeit zu ergreifen, die ihm nicht behagte, zu retten und ihn doch nicht zur Klasse der Bedürftigen herabsinken zu lassen. Ganz unangreifbar in seiner Tadellosigkeit kam er ihr vor, und das stachelte ihre Ungeduld.

Ein schöner Talweg durch blühende Wiesen brachte sie zur romantischen Burkhard-Klamm. Allmählich begann der markierte Steig sich zu heben, und von der berühmten Oberen Agls-Alm aus kostete es schon einige Mühe, ehe sie die Grohmannshütte, die in der Hauptsache ein Proviantdepot birgt, erreichten. Aber vor der Hütte breiteten sich die mächtigen Abstürze des Übeltalferners aus, der das Ridnauntal verriegelt. Seine ungeheure Ausdehnung ist immer wieder überwältigend, und Christa, der die Stubaieralpen überhaupt noch unbekannt waren, stand stumm vor dem wunderbaren Anblick der Riesenschneeflächen.

„Det jinge fein zum Rodeln", sagte in diesem Augenblick eine laute weibliche Stimme aus einer Gruppe von Touristen, die von Schneeberg heraufgekommen sein mochten.

Winter trat ächzend zur Seite: konnten denn die Menschen nicht ihre banalen Empfindungen für sich behalten?! Statt vor der Größe der Natur Schweigen zu lernen, legten sie sofort ihren kleinen Maßstab an und zogen alles zu sich herab. — Christa folgte ihm, nachdem sie lange still vor dem Gletscher gestanden hatte.

„Ich bedaure Sie, lieber Baron", meinte sie lächelnd. „Ihre Hyperästhetik unterliegt dem Angriff jedes Spießbürgers. Man sieht, auch zuviel künstlerisches oder vielmehr ein zu überfeinertes Empfinden kann vom Übel sein. Mich schützt meine derbere Natur davor, mich von einem unbedachten Wort aus der Stimmung reißen zu lassen."

„Ob diese Leute denselben Weg machen wollen wie wir?" fragte er statt jeder Antwort dagegen.

Christa wandte sich um: „Sie sind in die Hütte gegangen, wohl zum Frühstücken. Wenn wir gleich weitermarschieren, holen sie uns keinesfalls ein."

„Dann bitte vorwärts!" Ganz ängstlich klang seine Stimme.

Sie lachte wieder. Hugo in seiner unerschütterlichen Art, dem nichts den Weg oder die Laune verlegen konnte, stand vor ihr. Sie fühlte, wie fremd ihr innerlich dieser Mann sei. Und sie kam sich stark neben ihm vor. Das mußte ein Abglanz von ihres Mannes Wesen sein.

Ziemlich schweigend stiegen sie weiter, beide nicht mehr voll so harmloser Freude wie am Morgen. Ab und an standen sie still, und Winter bezeichnete ihr die Berggruppen, die den steilen Weg flankierten und in endlosen Überschneidungen den Horizont umsäumten. Ein Paradies für Hochtouristen tat sich vor Christas Augen auf. Denn ein stattlicher Gipfel erhob sich neben dem andern und wäre ohne viel Mühe von hier leicht zu besteigen gewesen. Sie erreichten, nach knapp anderthalb Stunden, oben schon wieder eine Hütte in geradezu himmlischer Lage; Christas leicht beginnende Müdigkeit war daher ein willkommener Grund zum Rasten.

„Wenn Sie es wünschen, schließen wir hier in der Teplitzer Hütte schon die Tagesarbeit ab", schlug Winter vor.

Aber davon wollte Christa nichts wissen: was man sich einmal vorgenommen hatte, mußte man, noch dazu bei günstigem Wetter, auch durchführen. —

„I trau em net", meinte zwar der Wirt und sah kopfschüttelnd zum Fenster hinaus. „Heut' mag si's halten, aber morgen —"

„Sehn Sie, da ist es besser, wir gehen", rief Christa eifrig.

„Freili, ob's herunten einschneien oder heroben, des bleibt si's Gleiche, Freilen."

Fräulein? Winter betrachtete sie lächelnd: ihrer Figur nach allerdings konnte man sie dafür halten. Der Kleiderrock war schon seit Ridnaun überm Rucksack durch die Riemen gezogen, und in den knappen, dunklen Tuchbeinkleidern wirkte sie sehr jung. Trotzdem ließen sich gerade die einfacheren Leute selten in dieser Hinsicht täuschen.

„Ah — Sie tragen keinen Trauring?" fragte er plötzlich überrascht.

Christas Gesicht überzog sich rot. „Wie ärgerlich," sagte sie, „nun habe ich doch vergessen, ihn anzustecken — ich wollte es, besonders mit Rücksicht auf Sie, tun", sie neigte den Kopf vor ihm, etwas spöttisch lächelnd. „Damit Sie nicht in einen falschen Verdacht kämen!"

Wie diese Frau ihn durchschaute! Wirklich war sein erster Gedanke gewesen, daß es für ihn peinlich werden könne, wenn man Christa nicht für eine verheiratete Frau hielte.

„Hugo und ich, wir tragen unsere Trauringe nie", sprach sie weiter. „Das Symbol der Treue scheint mir überflüssig nach meinen Erfahrungen. Es schützt weder, noch —"

„Der Ring soll in der Hauptsache die Würde der verheirateten Frau und die des Ehemannes andeuten", sagte Winter fast strenge und belehrend. „Mehr in ihn hineinzulegen, bleibt dem Empfinden des einzelnen, besser noch: seinem Geschmack überlassen."

Nun seufzte Christa. „Da stehen der ‚Wilde Freiger' und die Geißwandspitzen und die köstlichen zwei Feuersteine direkt vor der Fensterscheibe — und noch soviel andere Berge, die ich heut' zum erstenmal sehe! Und nun wollen Sie mir ein Privatissimum über einen unserer zahlreichen Gebräuche lesen, dem wie den meisten längst der volle Inhalt fehlt?!"

„O bitte!" Winters Stimme klang entrüstet, und ebenso sah er aus.

„Dem der Inhalt fehlt", wiederholte Christa ruhig. „Ich glaube nicht, daß ein moderner Mensch durch den Anblick seines Trauringes von einem Fehltritt zurückgehalten werden würde. Und mir widerstrebt es, das sichtbare Zeichen einer so persönlichen Angelegenheit, wie die Ehe es ist, zu tragen."

„Aber, aber", der Baron tat, als wanke alles um ihn her. „Der Ring ist, rein äußerlich genommen, das anerkannte Unterscheidungsmerkmal der Eheleute vor den anderen Sterblichen Verzeihen Sie, aber es kommt mir fast zynisch vor, sich über diese Bestimmung hinwegzusetzen."

Christa bekam einen herben Zug um den Mund. „Sie sind der Mann der Form, ganz wie ich Sie mir im ersten Augenblick unserer Bekanntschaft vorstellte, lieber Baron. Ich aber mag keine Form, wenn ich nicht mehr davon überzeugt bin, daß ich ihre hohe Bedeutung erfüllen könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schöne Giebel.

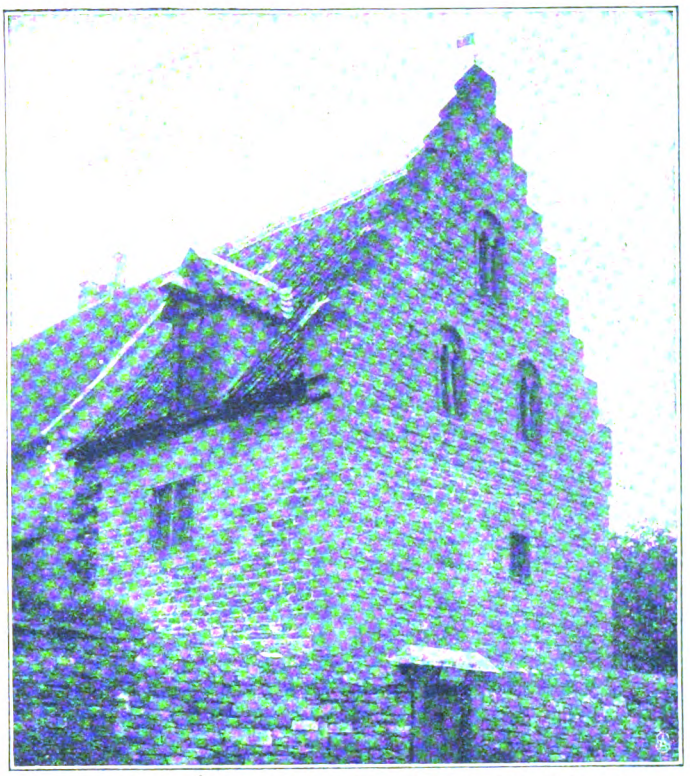
Von Fritz Mielert. — Mit 12 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Ausdrucksvolle oder schöne Gesichter zieren die Menschen, schöne Giebel die Bauten. Nun sind ja Bauten und Menschen in der Länge zwei sehr unterschiedliche Dinge, und ein Betrachten von Häuser- oder Kirchengiebeln gehört wegen der damit verbundenen Mühe des Aufblickens nicht gerade immer zu den angenehmsten und bequemsten Kunstgenüssen, zumal wenn der und jener Giebel in eine etwas zu drangvolle Gasse oder eine Platzenge hineingequetscht ist und sein Zierat in gar zu ätherischen Höhen sich verliert. Da nun aber anerkanntermaßen ein schöner Giebel doch ein wirklich sehr beschauenswerter Gegenstand ist und in unserm kulturreichen Vaterlande ein Heer von Baumeistern der verschiedensten Jahrhunderte mit Fleiß darauf bedacht war, Bürger- und Bauernhäuser, Schlösser und Kirchen mit solchem Schmuck zu versehen, und da trotz aller Feuersbrünste vergangener Zeiten und aller Stürme des Unverstandes und der

Häuser am Sand in Lüneburg.

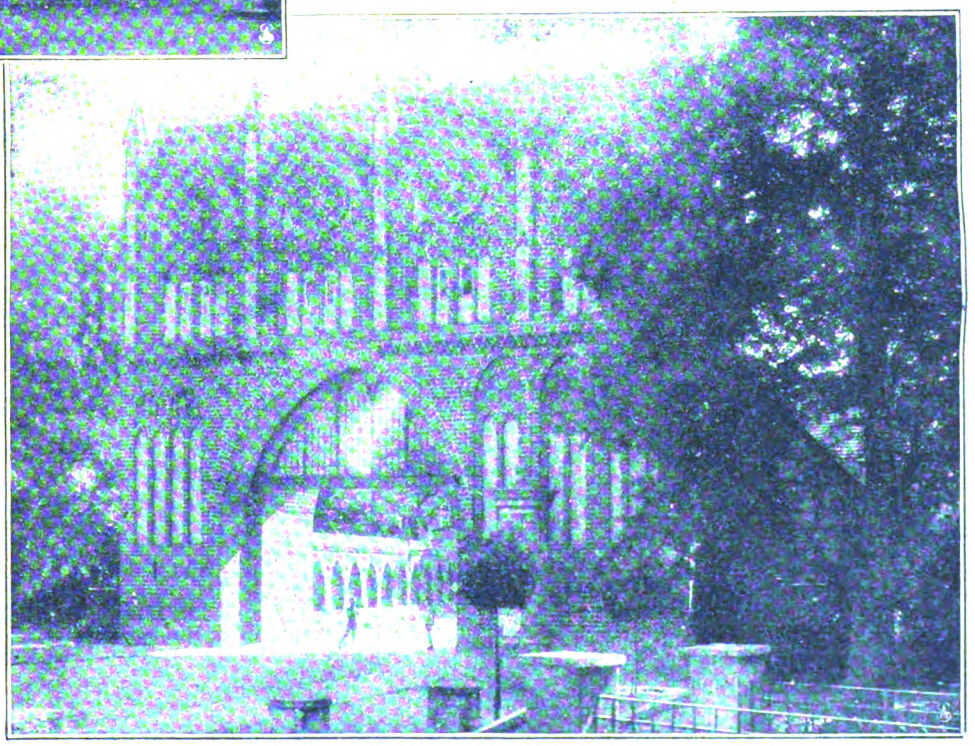
Erneuerungsgelüste sich eine außerordentliche Zahl solcher prächtiger Sachen in Stadt und Land erhalten hat, so ist es gar nicht unnütz, einmal darüber etwas zu sagen und eine kleine Blütenlese dieser Giebel im Bilde vorzuführen.

Aus den Zeiten des romanischen Baustils scheint sich nicht viel Derartiges erhalten zu haben. Als Beispiel mag ein sehr altes, dem 12 Jahrhundert entstammendes Haus in der Stadt Soest (Westfalen) gelten, das die charakteristischen Merkmale der romanischen Bauten aufweist. Die aus grauen Steinen zusammengesetzte Wand geht in einen abgestuften Dreieckgiebel über, der drei rundbogige, durch zierliche, glatte Rundsäulen mit schwellenden Kapitälen gegliederte Fenster enthält. Es sind die gleichen Fensterformen, die man auch an den romanischen Kirchtürmen Westfalens und anderer deutscher Gaue antrifft. In der Folgezeit, besonders nachdem der gotische Geschmack den Halbbogen und damit die nach unten drückende Beengung aufhob, war auch Bahn gebrochen für eine reichere Belebung und Ausgestaltung der Giebel. An den Kirchen,



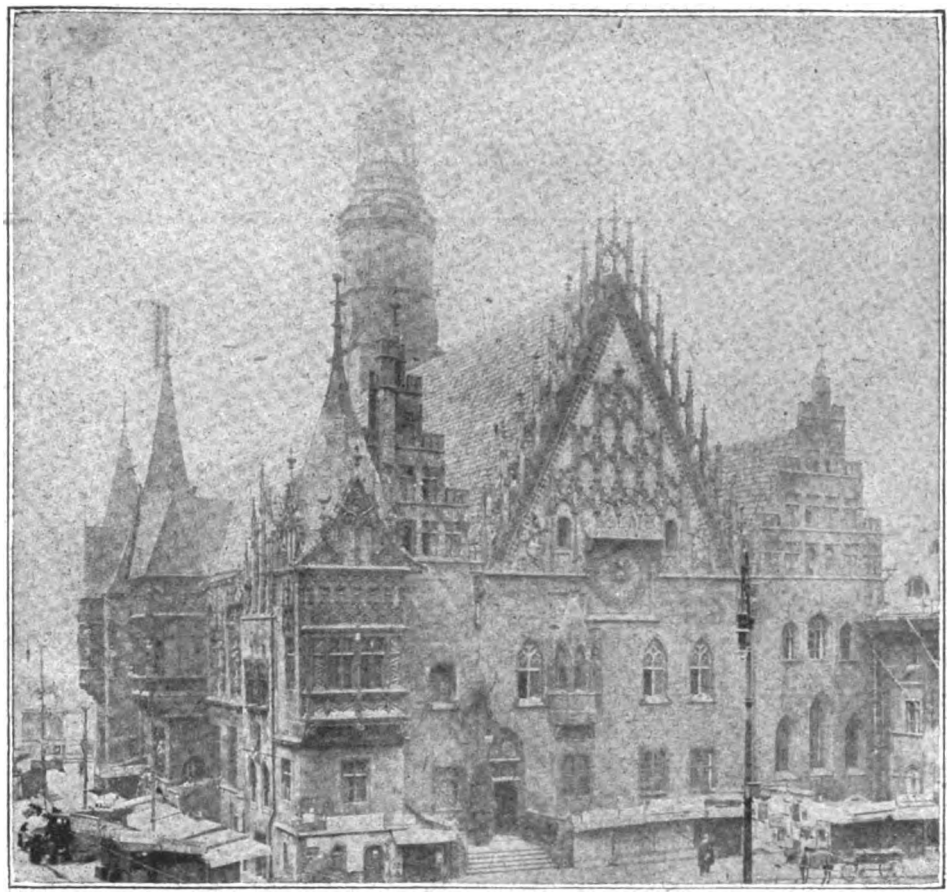
Romanische Giebelform an einem alten Hause in Soest (Westfalen).

ganz gleich ob sie aus Hausteinen oder Ziegeln errichtet wurden, wuchsen Prachtgiebel von immer schmuckhafterer Art auf, und von den Kirchen sprang die Lust, die Bauten mit schönen Giebeln zu bekleiden, sozusagen die steinernen Gebilde mit duftigen Blüten zu bekrönen, auf die Rat- und Bürgerhäuser über. Die Fürstenschlösser blieben natürlich nicht zurück, und auch die Häuser des Landadels folgten bald dem löblichen Beispiel.



Ziergiebel am Treptower Außentor in Neubrandenburg (Mecklenburg).

Digitized by Google



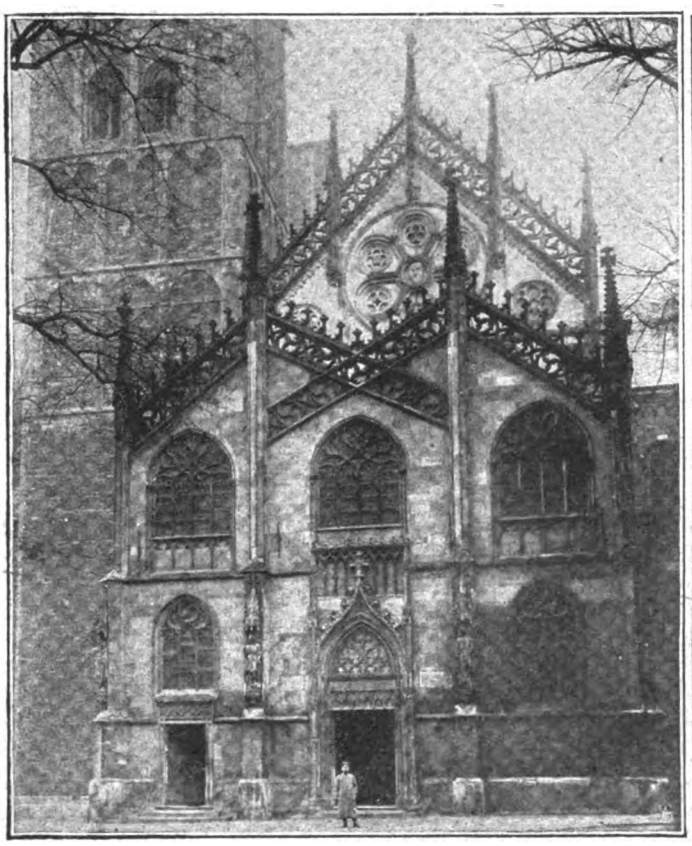
Ostgiebel des Rathauses zu Breslau.

falls schmuckreichen Fläche des Tores stehen. Namentlich wenn die Sonne über die Kanten dieser himbeerroten und gedämpft weißen Pracht des lebendigen Maßwerks und die Blendnischen und Pfeilertürmchen spielt und bläuliche Schattenlichter sich verklärend über die ziervollen Flächen legen, dann wirkt die Glut und Klarheit der Farben mit einem förmlich orientalischen Glanz.

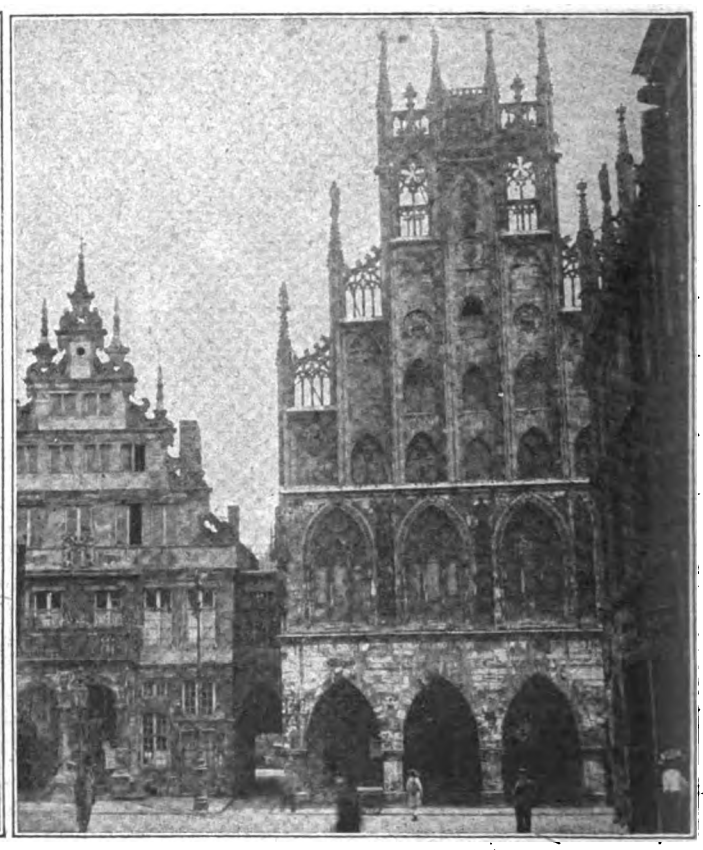
Von wesentlich anderer Art sind die gotischen Giebel der Häuser von Lüneburg und den benachbarten Städten. Hier herrscht eine entschiedene Teilung der Flächen durch Senkrechte und Horizontale in rechtwinklige Felder als Grundtyp vor. Aber das sichere Schönheitsempfinden, das wir so oft an unsern Altvorderen bewundern, regelt auch hier die Giebelgestaltung. Meist, wenn auch nicht durchweg, nehmen die Felder nach obenhin an Höhe und Breite ab, die Fenster und Blendnischen werden kleiner, ohne daß aber dadurch der Giebel selbst dürftiger erscheinen würde. Eine besondere Schmuckweise haben die Häuser Lüneburgs und verwandter Orte an ihren Wandflächen, vornehmlich aber an den Giebeln: aus dunkelglasierten Backsteinen zusammengesetzte wulstartige Girlanden, die sich zwischen den Fenstern zu Rundkränzen umlegen.

Nur sparsam wandte die norddeutsche Ziegelgotik bekalkte Flächen zur Füllung und Hervorhebung von Friesbändern, Sockeln und Blendnischen an. In Schlesien, wo sich die Technik des Ziegelbaues mit jener des Hausteins begegnet, wird schon ausgiebiger davon Gebrauch gemacht. Ja, hier findet förmlich eine Umkehrung der Grundsätze statt, wie dies an dem großen gotischen Ostgiebel des Rathauses zu Breslau sehr deutlich vor Augen tritt. Von dem bekalkten Grunde des Dreieckgiebels hebt sich gotisches Fialenwer

Zu welch herrlichem Ausdruck es auch die norddeutsche, noch recht wenig bekannte Backsteingotik gebracht hat, zeigen uns viele namhafte Werke, wie etwa die eine prächtige Augenweide bietenden Stadttore Neubrandenburgs. An ihnen ist die Bekrönung der hausartigen Außentore in eine Reihe von gleich großen Giebeln aufgelöst, die in organischem Zusammenhang mit der unteren, gleich-



Prachtgiebel am Dom zu Münster.



Alte Stadtwage und Rathaus in Münster.

Digitized by Google

ab, zwischen dem, heut nur sehr verblaßt, alte Malereien sichtbar sind. Diese Malereien verschwinden am Erkergiebel der Ostseite völlig zugunsten des sehr reichen und schon von Vorahnungen der Renaissance durchklungenen gotischen Stabzierats.

Die Hausteingotik verzichtet ganz auf die Ausfüllung ihrer Wandflächen mit Malereien. Sie läßt die Farbe des Steines wirken und hebt sie durch eine mehr oder weniger reiche Verbrämung mit breiten Giebeleinfassungen aus durchbrochenen Zierschranken und einer Füllung der Flächen mit prachtvollen Fenstern. Solchergestalt sind die Giebel am Dome zu Münster. Über einem von blumenhaft feiner Steinbalustrade umfaßten Giebel wachsen schlanke, im Giebelfelde wurzelnde Fialen empor. Als Belebung dienen eine große, eigenartig schöne Fensterrose mit einem Kopf in der Mitte sowie zwei kleinere Radfenster. Damit aber nicht genug, stellt sich vor diesen Giebel noch ein zweiter, niedrigerer Vorbau als prachtvolle Kulisse. Er bildet eine dreiteilige Wand mit zwei Giebeln, beide von einer breiten Steinbalustrade eingesäumt, die sich dort, wo die Giebel aneinanderstoßen, bandweise kreuzt. Durch dieses wechselvolle Auf und Nieder der geschmückten Bänder und Giebel wird ein höchst reizvolles Spiel der Linien hervorgerufen, das durch die schöne Belebung der Flächen natürlich noch fesselnder wirkt.

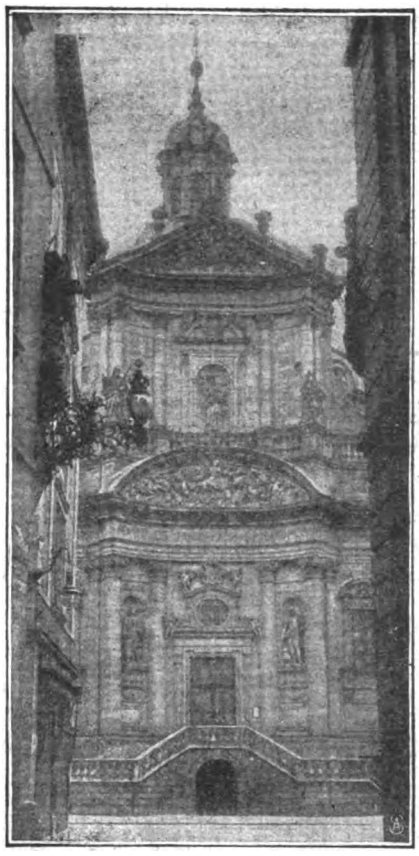
Was jedoch die blühende Gotik an dem Giebel des Rathauses in der gleichen Stadt Münster geschaffen hat, steht schlechtweg unübertroffen da. Es ist Eigenart im höchsten Grade. Ein groß abgestufter Treppengiebel ist in senkrechte Felder geteilt, und diese sind mit spitzbogigen Fenstern, in große Radnischen gestellten und polychromierten Wappenbildern und einzelnem Figurenwerk geschmückt. Doch dies allein wäre noch nichts Besonderes. Aber wie durch zerbrechlich fein dünkendes Gestäbe eine elegante, flüssige Fassung und Silhouettierung der Giebelstufen wie des Giebels überhaupt geschaffen wurde, und wie man besonders die oberste bekrönende Stufe durch zwei prächtige Fenster, eine Steinbalustrade und bewundernswerte Fialen, Kreuz-

Bindinghaus am Garküchenplatz in Frankfurt a. M.

Spätrenaissancegiebel an der Burgstraße in Nürnberg.

Altes Kämmereigebäude in Neisse.

Digitized by Google



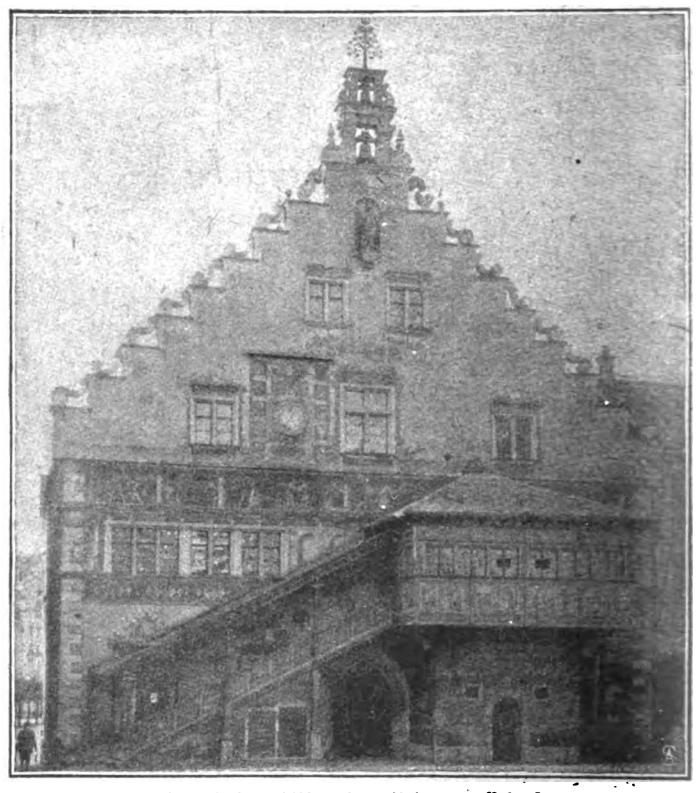
Westgiebel der Neumünsterkirche in Würzburg.

blumen und Krabben ausgeschmückt hat, dafür kann es nur Worte höchster Bewunderung geben. Ein anmutiger Einfall des Baumeisters war es überdies, auf die Kreuzblumen der Fialen Cherubim und andere luftgewohnte Gestalten zu setzen.

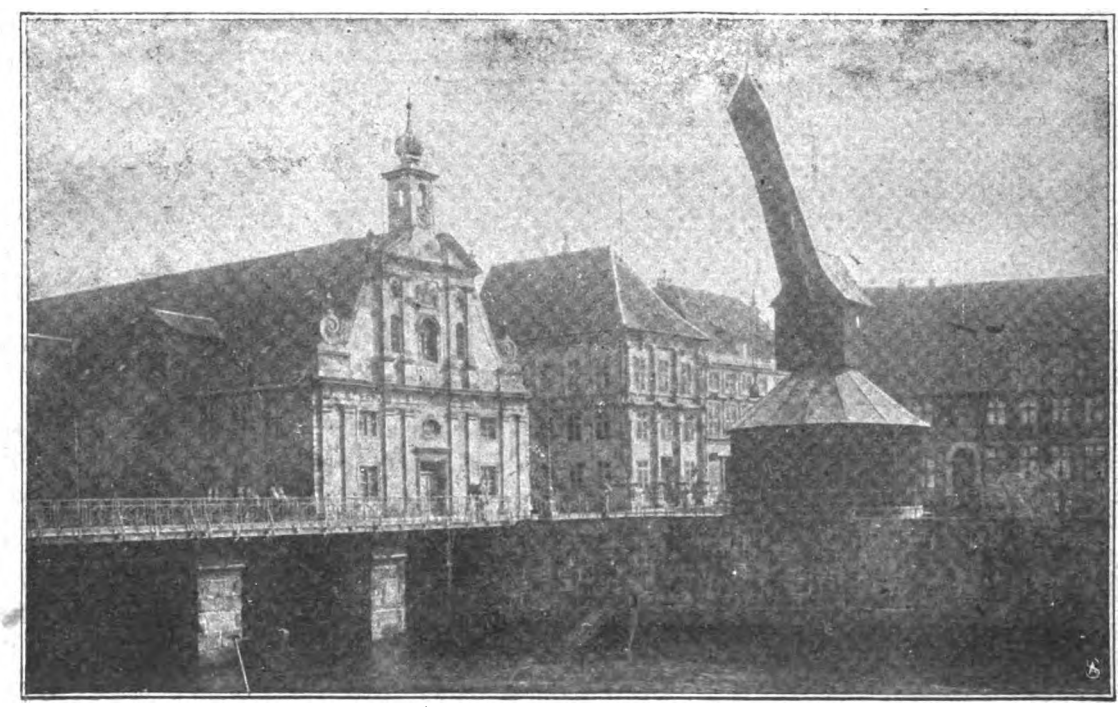
Wenn auch von anderem Geist beseelt, so ist die dem Rathaus in Münster benachbarte Alte Stadtwage mit einem um nichts weniger schönen Giebel bedacht. Es ist ein Barock, das in seinem Gepräge ebenso persönlichen Ausdruck atmet wie die Gotik des Rathausgiebels. Fast wird man angesichts des merkwürdigen Horngeschnörkels und der sonderlichen Fialen darauf an die Pagoden Indiens erinnert. Man liebte schon in der Renaissancezeit derartiges Geschnörkel an den Giebeln und konnte sich nicht genug tun, sie bald nach außen oder gleich Schafbockhörnern nach innen gebogen anzubringen, oft auch beide Bewegungen zu verbinden, wie dies an dem abgebildeten Patrizierhaus in der Burgstraße zu Nürnberg der Fall ist. Eine auf einem Globus daherrollende und tänzelnde Fortuna krönt den hohen Giebel, in dessen Mitte außerdem noch durch alle vier Giebelgeschosse sich erstreckende reiche Pilaster eine Art flachen Erker vortäuschen — eine originelle, selbst im erkerreichen Nürnberg nicht häufig zu beobachtende Verzierungsweise eines Giebels.

Ungemein reich ausgestaltet ist der Giebel am alten Kämmereigebäude zu Neisse, an dem das ganze Giebelfeld, das nur vier Fensterpaare aufweist, restlos mit Skulpturen und Malerei überkleidet ist. In rotwandigen Rundnischen stehen allegorische Gestalten, und wo die breiten Pilaster und starken Konsolen ein Plätzchen freilassen, beleben Girlandenmalerei und eine stattliche Reihe von Büsten alttestamentlicher, klassischer und mittelalterlicher Helden und Kaiser die Flächen. Reizend wirkt dieser Giebel im Verein mit der übrigen, im gleichen Sinne geschmückten Hausfläche, und auch das in der Barockzeit hinzugefügte große Madonnenbild im Medaillonrahmen paßt sich ausgezeichnet in die frischbunte altväterische Pracht

An einfachen Bürgerhäusern belebt vielfach nur Malerei die alten Häusergiebel, aber wie überraschend, ja märchenhaft sich manche solcher Giebel ausnehmen können, das beweist das Bindinghaus in Frankfurt am Main. Hier ist das steile, hohe Dach mit Schiefer gedeckt und wirft auch eine Schieferkappe über das oberste dreieckige Giebelfeld. Nach unten hin wächst sich dieses verbreiternd aus und ist mit großen, lebhaften Malereien,



Rathaus (erbaut 1422—36) in Lindau am Bodensee.



Kaufhaus beim alten Kran in Lüneburg.

die den Grundgedanken „An Gottes Segen ist alles gelegen" veranschaulichen, vollständig bedeckt. Was sich nun an diesem bemalten Giebel, an dem nur eine ganz volkstümliche Kunst die Hand geführt hat, besonders reizend macht, ist die Art, wie die unregelmäßig großen Fenster in die Malerei sich hineinstellen. Doppelt schön ist alles anzusehen, wenn der sprühendblaue Lichtdunst der Vormittagssonne, von den fischschuppenartig blitzenden Schiefern ausgehend, einen feinen Schleier über die phantastisch schöne Giebelzier wirft.

Die Fassaden- und Giebelmalerei ist jedoch in Mitteldeutschland nur vereinzelt anzutreffen,

Digitized by Google

In der Schwemme.

Gemälde von J. W. v. d. Heide

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

dagegen in Oberbayern eine besonders in der barocken und der späteren Zeit stehende Regel. Zu einer besonderen Ausschmückung der Giebel war vornehmlich bei den Landhäusern wenig Gelegenheit gegeben, da die Dächer und mithin auch die Giebel sehr flach sind. Was ihnen aber an Höhe abgeht, ersetzen sie durch eine um so bedeutendere Breite, und der Lust an heiteren Farben ward an den hellen Giebelwänden mit viel Liebe, oft auch mit nennenswertem Geschick gehuldigt, und fast nie fehlt eine reiche gemalte Umfassung und Bekrönung der die Giebel durchbrechenden Fenster.

Eine Augenweide besonderer Art bildet auch das Rathaus zu Lindau am Bodensee. Unten ein prächtiger Erker, an der Wand daneben reichste Gemäldepracht, am Giebel aber, der einstmals auch mit Malereien bedeckt gewesen zu sein scheint (Spuren hiervon sind noch zu erkennen), fesselt die drollige Ausschmückung des Stufensaumes den Blick: Wie eine Serie seltsamer Amphibien (mancher Weidmann mag aber vielleicht auch an seine treppauf trottenden Dackel denken) ringeln und schlängeln sich diese Gebilde im Gänsemarsch bis hinauf zur obersten Stufe, die ein zweistöckiges, mit Glocken behangenes Baldachintörlein bildet, auf das ein wackerer Kunstschmiedemeister ein stattliches Eisenbäumchen mit zweiköpfigem Adler und einer Krone gepflanzt hat.

Maßvoller gibt sich das norddeutsche Barock, das gewöhnlich auf jedwede Ausschmückung durch die Hand des Malers verzichtet und auf eine lebhafte Gliederung der Giebelfläche beschränkt erscheint. Unter den Hunderten von Beispielen, die sich hierfür böten, sei das altertümliche Kaufhaus zu Lüneburg genannt, dessen Giebel mit seinem Türmchen ausgesprochen malerisch wirkt, wozu allerdings die stimmungsvolle Umgebung nebst dem alten, mit grünem Kupferdach gedeckten Kran wesentlich beiträgt.

Vergleichsweise wollen wir anschließend hieran den die Üppigkeit mitteldeutschen Barocks entfaltenden Giebel der Neumünsterkirche zu Würzburg anführen, bei der in antikisierender Weise mit betontem Renaissancegeschmack neben gediegener Einzelausschmückung vor allem auf einen prächtigen Aufbau viel Kunst und Sorgfalt verwendet wurde. Und zum Schlusse sei ausdrücklich hervorgehoben, daß ferner nicht nur das Rokoko, sondern später auch die oft als kalt und nüchtern geschmähte Empirezeit manch vorbildlich schönen Giebelbau geschaffen hat.

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

Die kleine siebenbürgische Stadt Bistritz, schon nahe an der bukowinischen und rumänischen Grenze gelegen, hieß in alten Zeiten Nösen, und mag dieser Name auch schon lange aus dem öffentlichen Gebrauche verschwunden sein, noch heute sagen die sächsischen Bauern der Umgegend: Mer go ze Niesen. Die Stadt liegt in einem ganz flachen Tal zwischen wenig hohen Bergen, die sie ringsum, bald näher, bald ferner gerückt, umgeben. Über diesen Ring ragen an der Nord- und Ostseite einzelne Spitzen oder ganze Gebirgszüge empor, die bis tief in den Sommer hinein schneeweiß gegen den blauen Himmel stehen, die Gipfel der Rodnaer Berge, das seltsame Kuhhorn, das die Ungarn Ünökö (Kalbenstein) heißen. Der mächtige Henyul liegt davor, ein sonderbarer Berg, der bald niedrig, bald um das Doppelte höher erscheint, je nachdem die Luft klar oder nebelig ist. Aber noch merkwürdiger ist der Burgberg, den als mons castris schon die Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert kennen. Man sieht auf den ersten Blick, daß hier einmal eine gewaltige Burg in Trümmer gesunken sein muß und im Laufe der Jahrhunderte von Wald überwachsen wurde, so deutlich hebt sich von seiner Kulmlinie ein ziemlich steil geböschter Hügel ab.

Von diesem Burgberg handelt die einzige Geschichte, die aus der Vergangenheit der Stadt erzählt wird und des Festhaltens wert ist. Ein alter Chronist, der Ebel oder Lebel hieß, ein Humanist zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und später evangelischer Prediger in Tekendorf, hat sie in seinen Denkwürdigkeiten etwa siebzig Jahre nach den Geschehnissen noch aus dem Munde der Söhne und Enkel aufgezeichnet, aber seine Handschrift ist verlorengegangen, und der sächsische Historiker, der zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts sie noch vorliegen hatte, mag nicht alles richtig aufgefaßt haben; denn vor den Urkunden halten manche Züge nicht stand, die er uns überliefert. Auch mag schon Ebel mehrfach Sagenhaftes berichtet haben. Und seither hat geradezu jedes Geschlecht etwas an dem Stoffe weitergedichtet, die beiden letzten allerdings nicht mehr. Zuviel Fremde sind seit etwa fünfzig Jahren in der Stadt ansässig geworden, ein großer Teil davon Rumänen. Aber auch die Einheimischen haben viel von ihrem Sachsenbewußtsein verloren. So hört man nur von den alten Leuten die Geschichte des Burgbergs erzählen, wie sie ihnen in der Jugend in noch echter Sachsenzeit Großväter und Väter erzählt haben.

Man versteht die Geschichte aber auch nur recht aus jenem Sachsenbewußtsein heraus. Man muß dazu wissen, daß die Sachsen nicht als Hörige, sondern als Freie und Adelbürtige nach Siebenbürgen gekommen sind, daß die ungarischen Könige sie berufen haben, damit sie die Wüste — „desertum“ sagen die Urkunden — zu einem fruchtbaren Lande umschüfen und eine Schutzwehr seien gegen die asiatischen Horden jenseit der Karpathen, die immer wieder räuberische Einfälle machten. Gar in der Türkennot wurde oft und oft die Hilfe der Sachsen angerufen; sie hatten den ersten Ansturm auszuhalten und bauten ihre Kirchen darum zu wahren Festungen um, in denen sie ausharren konnten, bis der Feind abzog. Die Sachsen hatten keine anderen Herren über sich als den König, und der war ihnen zumeist ein gnädiger Fürst, der ihre Verdienste zu schätzen wußte und sie rühmte und bereitwillig die alten Freiheiten bestätigte.

So bildeten die Sachsen den dritten Stand im Lande neben dem Adel und Szeklern und waren auf den Reichstagen ebenso wie die beiden andern durch Sendboten vertreten. Unter ihren Freiheiten war die oberste die, daß auf ihrem Grunde kein Fremder gegen ihren Willen Besitz erwerben durfte, während es ihnen unverwehrt war, Güter auch außerhalb des Sachsenlandes zu übernehmen.

Wie die Szekler hatten auch die Sachsen ihre besonderen Königsgrafen. Diese Grafen waren hohe Beamte, denen einzig oblag, der königlichen Kammer die Steuern und sonstigen Gefälle richtig abzuführen. Über ihr Amt hinaus hatten sie keine Befugnis und wechselten oft, je nach der Gunst oder Ungunst ihres Fürsten.

Nun aber ritt ein Bote in Nösen ein, der nichts Geringeres bei sich trug als den Brief über die Ernennung Johanns von Hunyad zum erblichen Grafen von Bistritz. Der Sendling war ein ganz junger Mann, der kaum erst den Titel Literatus erworben hatte, und kam sich darum doppelt wichtig vor. Zwei gut bewaffnete Knechte begleiteten ihn. Sie hatten die letzte Nacht auf dem Schlosse in Bethlen verbracht, aber es war Hochsommer, und so waren sie bestaubt und müde. Der Literat, der hier unbekannt war, ließ sich darum nach dem Kloster der Predigermönche weisen, um dort Herberge zu suchen und sich ein wenig zu erfrischen, ehe er Richter und Rat aufsuchte und den Brief übergab.

„Was bringt Ihr uns, Herr?“ fragte der Knabe, an den er sich um Auskunft gewandt hatte.

„Einen Erbgrafen“, sagte der Literat von seinem Pferde herab, wie man eben tut, wenn man noch zu jung ist, um ein wichtiges Geheimnis bewahren zu können.

Daher kam es, daß die Stadt in Aufregung versetzt wurde, noch ehe sie die Botschaft selbst erfahren hatte.

Der Propst des Klosters erfuhr sie übrigens so ausführlich, als hätte er das Siegel von dem Briefe lösen dürfen. Und der Literat, bei gutem Heidendorfer Ausbruch immer gesprächiger werdend, erzählte noch gar mancherlei vom Hofe.

Digitized by Google

„Ihr wisset, hochwürdiger Vater," sagte er, „unser König Ladislaus ist ein dreizehnjähriger Knabe, und wer ihn sieht in seinem gelben Haar, hält ihn noch für ein Kind. Aber er hat Euch das Latein inne wie kaum unsereiner und ist in allen Wissenschaften trefflich bewandert. Das kommt daher, weil ein ausgezeichneter Italiener, Aneas Silvius Piccolomin mit Namen, sein Lehrmeister gewesen ist. So ist er wohl ein Kind von Ansehen, aber ein Jüngling von Geist, und es war wohlgetan, ihn mündig zu erklären. Und sehet gleich, wie weise er den Mann, der bisher Verweser seiner ungrischen Länder war, zugleich ehrt und seines Amtes entsetzt, indem er ihn zum erblichen Grafen dieses Gaues der äußersten Mark macht."

„Ja," sagte der feiste Propst, „Herr Johann von Hunyad wird hier ein kleiner König sein, aber nicht der König des Königs, wie er's war und noch lange zu bleiben hoffte. Und wie nimmt er es auf, Laurentius?"

„Soviel man sieht, heiter und gelassen."

„Und wer, meint man, hat ihm das eingebrockt?"

„Das weiß niemand."

„Aber man wird doch munkeln?"

„Das wohl, hochwürdiger Vater. Aber wer kann es verantworten, solche Reden weiterzutragen?"

„Die Verantwortung fällt auf den ersten. Und der bist du sicherlich nicht. Nun? Ich will wissen, ob ich recht rate."

„Man nennt Herrn Michael von Szilagy, den Schwager des gnädigen Herrn."

Der Propst lächelte. „Inimici maximi semper proximi. Herr Michael von Szilagy möchte wohl selbst gerne rex regis werden . . ."

Unterdessen war das Gerücht von dem Erbgrafen schon durch die ganze Stadt gelaufen. Erst nur auf den zwei Beinen des Knaben durch die Gassen, dann von Haus zu Haus auf minder hurtigen. Dennoch wußte es am späten Nachmittag, als der junge Literat dem Richter zunächst seine private Aufwartung machte, nicht nur der, sondern jeder bis zum Knecht des Büttels herab.

Noch konnte man nichts Genaues wissen, schon jetzt aber erkannte man die Gefahr, die darin für das Gemeinwesen lag, wenn ein so hohes Amt bei einem Manne und fernerhin bei einem Geschlechte blieb. Alle waren beunruhigt, und schon gegen den Unbekannten erhob sich finsterer Ingrimm. Wenige waren Philosophen genug zu sagen, es sei erst abzuwarten, wie sich alles fügen werde.

Richter war damals Ulrich Thümmel, ein vermöglicher Bürger, Kürschner von Beruf. Er schien auf den Sendboten schon gewartet zu haben, denn er empfing ihn ausgehfertig in einer leichten dunkeln Schaube. Gleichwohl nötigte er ihn, währenddessen er zu den Ratmannen und dem Notarius schicken wollte, zu einem Glase Wein; ein schöner Glaskrug von venezianischer Arbeit stand bereit.

Es kam kein Gespräch zustande. Das lag vielleicht an der Luft. Denn es war ein schwüler Tag gewesen. Während der Viertelstunde, die der Richter mit dem Literaten beisammensaß, überzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken, so daß der Fremde die Befürchtung aussprach, es werde ein Gewitter losbrechen.

Der Richter stand auf und blickte hinaus. Er kannte den Himmel seiner Stadt gut genug.

„Nein," sagte er ruhig, „das Wetter ist ferne."

Dennoch begannen, als sie aus dem Tor traten, schwere Tropfen zu fallen. So beeilten sie sich, unter das „Gestümpel", die Laubengänge, zu kommen, die rings um den Marktplatz liefen. Da war es ganz dunkel.

Plötzlich trat hinter einem der breiten Pfeiler ein alter Pharöner — so nannte man in der alten Zeit die Zigeuner — in gebückter Haltung und auf seinen Knüttelstock gestützt auf die beiden zu und streckte die magere Hand um eine Gabe aus. Aber sei es, daß der Richter seiner absichtlich nicht achtete, sei es, daß er, zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, ihn nicht bemerkte, er schritt an ihm vorbei, ohne ihm eine Münze darzureichen.

Da rief der Pharöner böse in seinem gebrochenen Walachisch hinter ihm her:

„Nu mune! Nu mune!"

Der Richter hielt unwillkürlich einen Schritt lang an, und im Weitergehn hörte er immer wieder den seltsamen Ruf. Was mochte er bedeuten? Man wußte, daß die Pharöner die Gabe der Wahrsage hatten, und das Volk war noch zu kurz im Lande, als daß man das Ungewöhnliche solches Wissens als alltäglich hingenommen hätte. Jedenfalls wagte man nicht, sie mit ganzer Strenge zu verfolgen und gab ihnen willig die kleine Gabe, womit sie sich begnügten, als Zoll, damit sie einem nicht Unheil anwünschten.

Was bedeuteten die Worte des Pharöners? Bedeuteten sie: „Nicht morgen, nicht morgen?" Dann hieß es heute tun, was getan werden mußte. Bedeuteten sie: „Nicht treiben", so hieß das: bedacht sein, das Werk nicht überstürzen. Aber auch das lief im Grunde auf dasselbe hinaus. Jedenfalls drohte dem gemeinen Wesen Gefahr. Es galt, fest zu bleiben und seine Freiheiten zu verteidigen.

Der Richter schritt fester aus. Es klang hart auf den Steinfliesen der Lauben. Den jungen Literaten in seinem feinen modischen Schuhwerk hörte man nicht.

Als sie in den großen Ratsaal traten, waren etliche der Ratmannen schon angekommen, andere verspäteten sich. Es war auch in dem Saale trotz der breiten Fenster so dunkel, daß die Kerzen in den Leuchtern angesteckt werden mußten. Ihr Schein fiel auf Gesichter voll Ernst und Spannung. Es wurden nur gleichgültige Reden gewechselt. Der Reihe nach sprachen sie, der Höflichkeit zu genügen, ein paar Worte mit dem Sendling, sie ebenso förmlich wie er selbst, der sich durch jede Silbe zuviel etwas zu vergeben meinte, als sei er hier der leibhafte Vertreter der Majestät.

Nachgerade wurde es, noch ehe alle beisammen waren, draußen wieder so hell, daß die Kerzenflammen in dem grellen Spätnachmittaglichte gänzlich verschwanden.

Da sagte Georg Eyben, einer der Ratmannen, gerade als der Notarius als letzter eintrat und somit der Brief übergeben werden sollte: „Löschet die Lichter aus; sie sind nicht mehr nötig."

Man tat es. Der und jener nahm es sinnbildlich.

Die Gesichter blieben undurchdringlich. Gleichwohl vermeinte der stolze Sendbote einen gewissen Ausdruck von Trotz und Widersinn darin ersichten zu können und nahm darum, als er jetzt mit einer vorbereiteten Rede das Pergament mit dem roten Siegel der Hofkammer in des Richters Hände legte, eine hochmütig überlegene Miene an, die ebensowenig unbemerkt blieb.

Der Richter entgegnete mit förmlichen Worten, entfaltete den Brief und überflog ihn dabei, dann reichte er ihn dem Notarius hin, damit er ihn verdolmetsche. Denn wohl verstanden mehrere der Ratmannen, obgleich nur Gewerbs- und Handelsleute, von der Schule her noch genug Latein, aber die Sprache des Rates war die deutsche, und auch die Worte des Königs hatten hier deutsch gesagt zu werden.

Der Notarius, Johann Parth mit Namen, las die Urkunde erst einmal genau durch, dabei schon überlegend, welche Worte er beim Dolmetschen nehmen sollte. Alle blickten ihn an, als könnten sie schon aus einem Zucken der Mundwinkel oder der Augenlider den Namen des ihnen zum Erbgrafen gesetzten Herrn lesen. Man hatte längst verschiedene Vermutungen ausgesprochen. Der eine meinte, nur Herr Johann Gräf von Weingarten werde es sein; der hatte seinen heimischen Besitz verkauft und sich ganz zu dem ungrischen Adel geschlagen, schrieb sich auch seit damals Gereb de Vingarth. Der andere dachte an Herrn Michael Szekely, ein dritter an Herrn Stefan von Hedersa, die beide ebenfalls sehr hoch in der Gunst des Herrn von Hunyad standen, ein vierter an den Herren Dominicus von Bethlen, weil der ganz in der Nähe

Digitized by Google

sein Schloß besaß. Auch die Herren von Bethlen stammten aus sächsischem Blute, erinnerten sich aber kaum noch selbst daran, geschweige, daß sie daran hätten erinnert sein wollen. An Herrn Johann von Hunyad dachte niemand. Man glaubte ihn noch den allmächtigen Gubernator des Reiches. Es weilte seit Jahren zumeist außer Landes, und kam er zurück, so hielt er sich auf seiner stolzen Burg Vajda Hunyad, die seinem Geschlechte von König Sigismund dem Brandenburger verliehen worden war und ihm den Namen gegeben hatte.

Aber jetzt verdolmetschte der Notarius mit seiner herben, etwas kränklichen Stimme den königlichen Brief und nannte eben jenen Herrn Johann von Hunyad.

Schwüler Sommertag. Gemälde von Willy Brandes.

Man hörte den Namen mit ernstem Schweigen an, nur ein einziger erhob den Ruf, der Müller Martin Kretschmer:

„Es lebe der neue Graf von Nösen!"

Auch die andern riefen nun dasselbe.

Der Brief wurde zu Ende verdolmetscht, und dann ging man auseinander.

Der Höflichkeit halber hatte man den jungen Literaten für den Abend in den Ratskeller geladen. Er hatte zu kommen versprochen und erschien auch, aber er blieb nur kurz, indem er große Ermüdung von der langen Reise vorschützte. Kaum waren die Männer allein, so begannen sie die neue Sachlage zu besprechen.

Man saß in der schön getäfelten Trinkstube bei dem warmen Lichte der großen Hirschgeweihampel und hatte in kostbaren Köpfen den feinblumigen Heidendorfer vor sich. Daß man den unbehaglichen Gast los war, schuf Befreiung wie von einer Last. Die Stimmung hob sich.

„Gar klug habt Ihr, Meister Martin, den Ruf ausgebracht", wandte sich einer an den Müller. „Als neuer Graf von Nösen mag uns der Hunyader wohl willkommen sein, als Erbgraf nicht, so hohes Verdienst er haben mag und so sehr wir ihn als billig denkend kennen."

Das war die Meinung aller. Immer wieder lobte man den Müller.

Er, vom guten Wein erwärmt, nahm das Lob mit einer gewissen Selbstgefälligkeit entgegen. „Ja, der Müller mahlt nicht nur reines Mehl", sagte er.

Im Grunde war man mit der Wahl zufrieden, soweit sie die Person des Erbgrafen betraf. Nicht nur das: es schmeichelte der Bürgerschaft nicht wenig, daß der unzweifelhaft bedeutendste Mann des Landes, ja des ganzen Reiches ihr oberster Herr, ihr Vertreter vor der Welt sein sollte. Der Glanz seines Namens fiel auf sie, und die Stadt, die man bis jetzt nur wegen ihres Schiefers, ihrer Rauch- und Lederwaren, ihrer Filzhüte kannte, würde alsbald allenthalben als die Stadt Herrn Johanns von Hunyad genannt. Der und jener begann auszumalen, welchen Vorteil man davon haben konnte. Man sah voraus, der Graf werde nicht mehr auf seiner Ahnenburg bleiben, sondern die ziemlich in Verfall geratene Nösener Burg wiederherstellen lassen und nun hier hausen.

„Jedenfalls wird der rechte Eckturm gänzlich zu erneuern sein", sagte Georg Eyben, der von Beruf Baumeister war, und entwarf mit dem Fingernagel auf der Tischplatte einen gefälligen Riß.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Von der Kirsche.

Von C. Schenkling.

„Kirschen kaufte er den Kleinen" —, nämlich der Hussitenführer Prokop, als ihm die hungernden Kinder Naumburgs die Aufhebung der Belagerung der Stadt abbettelten. So wenigstens heißt's in dem alten Volksliede. Die Historiker haben freilich nachgewiesen, daß die Vogelwiese vor den Toren der Stadt gar nicht von „Lanz' und Spieß'" der Hussiten gestarrt habe und daß somit die Saalestadt ihr Kirschfest zu Unrecht feiere. Dessenungeachtet bietet die mehrtägige Feier des Festes noch jetzt nicht nur den Kindern der Stadt ein großes Vergnügen, sondern auch die Alten lassen es sich nicht nehmen, die Kirschfesttage auf der Vogelwiese zu verbringen, „wo man's Geld in'n Zelten läßt".

Die Kirsche scheint es überhaupt mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen. Nach der durch Plinius mitgeteilten Tradition soll nämlich Lukullus die Kirsche im Jahre 64 v. Chr. aus der an der pontischen Küste gelegenen Stadt Kerasos nach Rom gebracht und damit Europa beschenkt haben, während in Wirklichkeit schon 3000 Jahre früher, also in der Bronzezeit, Süßkirschen in Europa verzehrt worden sind, wie die Funde von Kernen in den Pfahlbauten der Schweiz, Ungarns und Norditaliens bezeugen. Lukull, der große Feinschmecker, brachte jedenfalls eine besonders vortreffliche Sorte von den Gestaden des Pontus mit. Wie der in fast alle Sprachen übergegangene Name Kerasos, Kersa verrät, dürfte allerdings die Heimat der Kirsche in jener Gegend zu suchen sein. Für Italien erwähnt bereits Diphilus Siphnius, ein Zeitgenosse des Königs Lysimachus, dessen Reich sich auch über Vorderasien erstreckte, rote milesische Kirschen, deren diätetischer Eigenschaften er besonders gedenkt. Ferner besaß Italien eine Verwandte dieser Art, die Vogelkirsche oder rote Waldkirsche, deren Früchte aber bis dahin nicht veredelt waren, sich vielleicht auch nicht veredeln ließen. So mag die Kirsche, die Lukullus an der pontischen Küste kennen lernte und mit der er Italien beglückte, eine größere, edlere und saftreichere Kulturform der Sauerkirsche gewesen sein. Nachdem die Frucht einmal bekannt und beliebt geworden war, mag die Art vielfach aus Asien bezogen und auf die einheimischen wilden Bäume gepfropft worden sein, so daß eine Menge Varietäten, darunter die köstlichsten und feinsten, erzeugt wurden. Ein besonderer Vorzug der Kirsche ist ja, daß sie so früh, schon mitten im Sommer, reift und in der heißen Zeit ihren erfrischenden Saft spendet, wenn die übrigen Früchte noch im Rückstande sind.

Aus einer Gegend mit harten Wintern stammend, konnte dieser Fruchtbaum auch durch das ganze mittlere Europa bis in den Norden dieses Weltteils hinein weiter wandern. So ist denn die Kirsche hundert Jahre nach ihrer Einführung in Europa schon bis an die Rheinufer vorgedrungen, gedeiht in Belgien, ist sogar schon jenseit des Kanals bekannt. Ja, in den Alpen und jenseit derselben trägt der Baum aromatischere Früchte als am Gestade des Mittelmeeres, wo ihm unter Einwirkung der See das Klima zu gleichmäßig milde ist. Tirol, die Schweiz, der Oberrhein sind jetzt reiche Kirschenbezirke, in welchen es dem Baum besonders wohl ist.

Wir sprechen heute schlechtweg von Kirschen, süßen und sauren. Die Bezeichnung kommt indes eigentlich nur jenen großen, farbenprächtigen und zuckerhaltigen Früchten zu, die der stattliche Süßkirschbaum trägt, während der kleinere, sich durch rutenförmig herabhängende Zweige charakterisierende Sauerkirschbaum, der oft Strauchform annimmt, Weichseln zeitigt. Es ist indes nicht gesagt, daß die Früchte der Bäume dieser Gruppe einen sauren Geschmack hätten. Hierher gehören nämlich auch die rote Oranienkirsche, die rote Maikirsche, die Herzkirsche, Weichsel- und die Herzogskirsche, die gleich den Ammern süßsäuerlich schmecken, während freilich die spanische Weichselkirsche, die Nonnenkirsche und die Lotkirsche geradezu sauer schmecken.

Die Lukullus-Kirsche, wie dem alten Schlemmer zu Ehren die Frucht einmal genannt werden soll, tritt also jetzt in vielen Spielarten auf. Die Gewissenhaftigkeit der Gärtner hat natürlich für jede derselben einen besonderen Namen geschaffen. Nach Form der Frucht, Farbe des Fleisches und der Schale lassen sich die Sorten in zwei Hauptgruppen unterbringen. Herzförmige Früchte mit weichem, nicht saurem Fleische zeitigen die schwarze Maikirsche, auch Ochsenherz genannt, die rotgesprenkelte Blutherzkirsche und die Perlkirsche. Die rote Glanzkirsche hat farblosen Saft; ebensolchen Saft haben die gelbe oder weißgelbe Schwefelkirsche, die goldgelbe Herzkirsche und die Wachskirsche. Sämtliche Arten bilden die Gruppe der Herzkirschen. Etwas brüchiges, knackendes Fleisch haben die rundlich-herzförmige Herz- oder Knorpelkirsche (schwarz mit purpurschwarzem Fruchtfleisch und blutrotem Saft), die rotgelbe Knorpelkirsche und die Zuckerkirsche. Gelb oder blaßgelb und gänzlich ungerötet von Aussehen mit farblosem Saft sind die Wachskirsche und die Bernsteinkirsche. Die „Natten" genannten Kirscharten gehören zu den echten Weichseln; eine ihrer wertvollsten, weil wohlschmeckendsten und saftreichsten Art ist die sogenannte Ostheimer Kirsche.

Überaus mannigfaltig ist die Verwendung der Früchte. Sie werden als Tafelobst verspeist, sind gedörrt und eingemacht für Gesunde und Kranke eine erquickende Kost und werden auch zur Bereitung von Kompott, Kuchen, Torten, Gelee und Marzipan verwandt. Ferner benutzt man sie zur Herstellung von Kirschsaft, Kirschessig, Likören, von Kirschwein, Kirschbranntwein, endlich zum Färben von Flüssigkeiten.

Wie man in der Schweiz und im Schwarzwald aus einem Teil der Ernte das bekannte Kirschwasser (Kirschgeist) destilliert, so gewinnt man in Dalmatien, Triest und Venedig aus der Maraska, einer Sauerkirsche, den Maraschino rosolio, der an Feinheit seinen ungarisch-serbischen Nachbar, den aus der Pflaume gewonnenen „Sliwowitz", bei weitem übertrifft.

Um Baseler Kirschwasser zu gewinnen, bedient man sich der kleinen schwarzen Tal- oder Waldkirsche. Die völlig reifen Früchte werden sorgfältig gereinigt, von den Stielen befreit und dann, ohne weiteren Zusatz, in aufrechtstehende Fässer getan, in denen man sie zerstößt und dann der Gärung überläßt — ohne jedoch die Fässer luftdicht zu verschließen, damit die sich entwickelnde Kohlensäure entweichen kann. Um dem Kirschsaft den angenehmen Geschmack der Kerne zu geben, wird ein Teil der Kirschen vor der Gärung mit den Kernen zermalmt und dieser Brei als oberste Lage in dem Gärfasse verwendet, wobei zugleich das Öl der Kerne die gärende Masse vor dem Sauerwerden schützt.

Bis vor gar nicht so langer Zeit befand sich in Süddeutschland, in der Schweiz und im Elsaß in jedem Hause ein einfacher Destillations-Apparat, um die Obstweine für den Hausgebrauch zu gewinnen. Zwetschenbranntwein, Kirschwasser und Heidelbeergeist waren hochgeschätzte und teuer bezahlte Handelsartikel, die ihren Weg durch Händler sehr bald bis weit hinaus in die Welt fanden und sich z. B. an der Seine und Loire unter ihrem deutschen Namen „Kirsch", „Quetsch" (Kätsch) längst das Ehrenbürgerrecht erworben haben. Wie das heuer steht, ist nicht bekannt; jedenfalls wurden die Gäste im Jahre 1870 nicht ermittiert.

Sache der deutschen Destillateure ist es, Propaganda zu machen für inländisches Produkt. In nicht allzu ferner Zeit wird dann zum Vorteil des einzelnen wie des ganzen Vaterlandes der Liebhaber eines feinen Tropfens seinen „Kirsch" anstatt des Kognaks verlangen. Nicht mehr wird Frankreich ein Monopol haben für seinen Kognak, dessen gute Eigenschaften ja durchaus nicht bestritten werden sollen, sondern die Millionen, die dafür nach Frankreich wanderten, kommen unserem Obstbau zugute und eröffnen eine neue Quelle des Wohlstandes.

Daß die zermalmten Kerne das Kirschwasser vor dem Sauerwerden bewahren, ist begründet in dem Vorhandensein von Blausäure, die in den Früchten aller Prunus-Arten (die Kirsche gehört botanisch zur Gattung Prunus-Pflaume) enthalten ist. Auch das Kirschwasser der Apotheken, das nicht zu verwechseln ist mit dem Schwarzwälder (Baseler) Kirschwasser, wurde aus den mit Kernsteinen zerquetschten schwarzen Kirschen destilliert. Mit dem aqua cerasorum nigrorum wären wir auf die Verwendung der Kirsche in der Heilkunde gekommen. Dioskorides berichtet: „Die Kirschen selbst, auch frisch genommen, machen offenen Leib, trocken aber stillen sie den Stuhlgang. Das Kirschengummi, mit einem gemischten Trank (Wein und Wasser) genommen, heilt chronischen Husten, macht eine gesunde Farbe, scharfes Gesicht und guten Appetit. Mit Wein getrunken, ist es denen heilsam, die an Blasensteinen leiden." Die schola Salernitana aber lehrt:

Der Kirschen schale den magn fegt,
Der Kern des steines wentag legt,
Der safft macht dir ein gut geblut;
Die drey gehn auß den Kirschen gut.

Digitized by Google

Stefan Kirmaier, der Flieger.

Von Rittmeister Georg Freiherrn von Ompteda. — Mit einem Porträt.

In der Luft, in seinem Reiche, habe ich Oberleutnant Kirmaier zuerst gesehen. Die Begegnung war seltsam genug. Am 21. Oktober 1916 fuhren wir in der gewaltigen Sommeschlacht, unweit Bapaume, durch einen Hohlweg, als es über unseren Köpfen wie Flügelrauschen klang und ein Flugzeug neben uns landete. Es kam von blutiger Arbeit, die wir von der Erde aus, gleichsam als Zuschauer in einem Drama, verfolgt hatten. Was geschehen war, mag jener, der die Hauptrolle spielte, nämlich Oberleutnant Kirmaier, selbst erzählen. Er schreibt darüber einem Freunde: „Vorgestern erwischte ich einen Engländer. Wir waren alle vormittags gegen 10.30 am Start, da erscheint ganz plötzlich ein Geschwader von 17 englischen Flugzeugen über dem Platz. Alles rennt Richtung Unterstand. Ich denke mir, in der Luft ist es sicherer, und sause los. Das Geschwader fliegt weiter landeinwärts, Richtung Cambrai, bewirft einen Bahnhof und kommt mir nun entgegen. Ich bin 2500 Meter. Links von mir, etwas tiefer, ein einzelner Engländer, der besonders gewissenhaft geworfen hatte. Über mir etwa in 3000 Meter eine enggeschlossene Gruppe von 6 Flugzeugen. Ich habe natürlich den einzelnen im Auge, fliege zunächst, als das Führerflugzeug zum Angriff auf mich eine Leuchtpistole abschießt, scheinbar in eine andere Richtung. Sobald sie mir nahe kommen, werfe ich meine Maschine herum auf das einzelne Häschen. Meine schnellere Maschine holt ihn ein. Eine Reihe mit beiden Maschinengewehren tadellos gezielt, da saust er schon ab über den linken Flügel; ich hinterdrein, denn hinter mir rattert es gefährlich. Im Sturz fiel der Beobachter heraus. Die Maschine sauste in einen Acker nahe bei unserm Flugplatze. Der Führer ist verwundet und hat sich durch den Sturz beide Beine gebrochen."

Kampfflieger Oberleutnant Kirmaier. W. Sanke, Berlin.

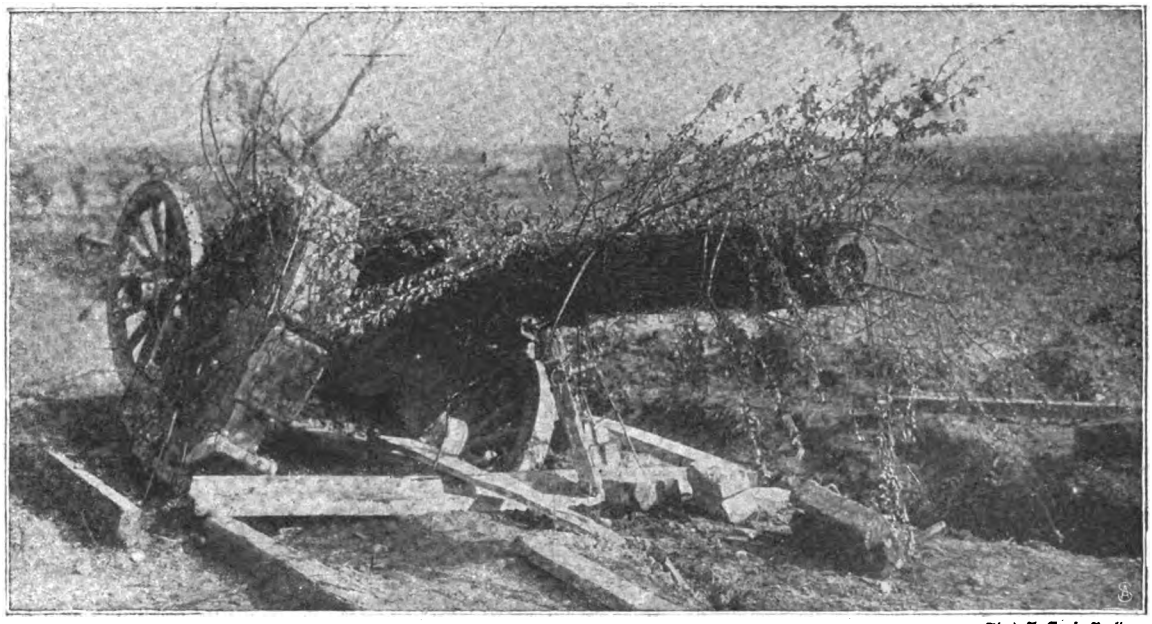
Der Sieger stand vor uns, schlank, hager, bartlos, freundlich lächelnd, als sei der eben bestandene Kampf auf Tod und Leben nichts Besonderes gewesen. Da nun das abgeschossene Flugzeug nicht weit entfernt liegen konnte — wir hatten seinen grausig schnellen Weg zur Erde gesehen — nehmen wir Kirmaier im Auto an die Stelle mit. Schon von weitem ward an der Straße Noreuil—Bault eine Ansammlung Feldgrauer erkennbar. Querfeldein fuhren wir darauf zu: Da lag der Engländer wie ein krankgeschossener Riesenvogel, scheinbar nicht allzuarg beschädigt. In Wirklichkeit war durch die Wucht des Aufprallens — obwohl der Motor sich nicht eingegraben hatte — alles eingeknickt und gebrochen. Namentlich am Führersitz, der leer war, denn man hatte den schwerverletzten englischen Flieger bereits fortgetragen, während man den in großer Höhe herausgeschleuderten Beobachter noch nicht gefunden hatte. Das Boot war nach links gesunken, die Stützen der Tragdecks gebrochen; die rechte Seite schien weniger gelitten zu haben. Es war ein wundersames Kriegsbild: Unter dem blauen Herbsthimmel, in den hinein die Engländer ihren Linien zu geflohen waren, die Dörfer grau in gelbe Stoppelfelder gebettet, von grünen Streifen der Zuckerrüben durchzogen. Rings um den erledigten Feind aber die braven Landser, von einem herbeigeeilten Feldgendarmen, hoch zu Roß, im Abstand gehalten — nicht anders als etwa bei einem Unglücksfalls im tiefsten Frieden. Gegen die dunkle Baumreihe der nahen Straße stand gelbglänzend das Wrack mit seiner großen blauweißroten Kokarde. Und der rote Punkt in der Mitte darin schien sich überall zu wiederholen, denn aus dem Gewirr zerrissener Spanndrähte leuchtete das frische, noch hellrote Blut der Engländer, das alles wie mit feinem Sprühregen überkleidet hatte. Unvergeßlich: auf der linken zerkrachten Tragefläche zwei beblutete Karten, ein rotgetränktes Taschentuch und ein blutiger Pelzhandschuh, als sei es der Fehdehandschuh, den deutschen Fliegern hingeworfen, den nun Oberleutnant Kirmaier, allein gegen siebzehn, aufgenommen hatte.

Er stand unbeweglich neben seinem Opfer und las das aufgemalte: „Rhodesia Nr. 1" links am Beobachtersitz. Sein ruhiges, scharfes Auge glitt die feindliche Maschine ab, während er sagte: „Net aus Neugier, nein, um zu lernen. Ich muß wissen, ob ich gut abgekommen bin, wo die Schüsse sitzen." Sie waren überall verstreut, durchsiebt das Boot, am Führersitz Loch um Loch, allein im linken Tragdeck 47 Kugelspuren. Auch der Sieger wies übrigens eine schwere Wunde auf, längst vernarbt, aber doch kenntlich genug: am 27. Oktober 1914, also knapp zwei Jahre vorher, hatte er, noch als Infanterieoffizier, bei Combres einen Schuß durch Backe und Mund bekommen. Da der Kiefer völlig zerschmettert war, hatte ihm ein kunstvoller Arzt ein Stück Rippe entnommen und sie ihm an Kiefers Stelle eingesetzt. Eine gewisse Sprachschwierigkeit war freilich geblieben. Sie trat zutage, als er auf meine Bitte, einen Augenblick still zu stehen, damit ich eine Aufnahme machen könnte, erwiderte: „Aber i bin net rasiert!" Das war des Mannes, der eben aus dem schweren Luftkampfe kam, einzige Sorge!

Als wir Oberleutnant Kirmaier in seinem Standquartier absetzten, ward uns eine denkwürdige Begegnung: die Herren der Jagdstaffel, der er angehörte, kamen eben vom Essen. Unter ihnen ein kaum mittelgroßer Schlanker — dick ist bei ihrem Leben kein Flieger — — Hauptmann Boelcke. Ein einfacher Mann, der den Pour le Mérite besaß, aber hier nicht trug, und nichts aus sich zu machen schien. Er beglückwünschte Kirmaier zum neuen Luftsiege und ließ sich jede Einzelheit des Kampfes erzählen, wobei er knappe Fragen dazwischenwarf.

Den nächsten Abend verbrachte ich als Gast bei den Fliegern, und da hat mir Kirmaier manches erzählt aus seinem Leben, von seinen Wünschen, seiner Arbeit. Aus allem sprach ein ganzer Mann nicht allein — das ist am Ende doch jeder, der die sichere Erde verläßt, um dort oben über den Wolken, ganz allein auf sich, sein Herz, sein Auge angewiesen, den Feind anzugreifen — nein, auch ein zarter Mensch, in dessen Seele noch andere Dinge lebten als nur die harte Kriegsarbeit. Vor allem zeugten seine Worte von einer hohen Auffassung des Offiziersberufes, einem eisernen Pflichtgefühl, einer brennenden Vaterlandsliebe. Am 8. Juli 1889 zu Lachen bei Memmingen geboren, war er ein engster Landsmann eines anderen bekannten bayerischen Fliegers, des Leutnants Mulzer, eines Memmingers, der nach 10 Luftsiegen den Fliegertod gestorben ist. Nach dem Besuch des Progymnasiums in Memmingen und des Gymnasiums St. Stefan in Augsburg trat Stefan Kirmaier als Fahnenjunker beim 8. bayerischen Infanterieregiment in Metz ein und wurde nach Besuch der Kriegsschule in München am 27. September 1912 Offizier. Es war ihm vergönnt, mit seinem Zuge den ersten feindlichen Flieger in diesem gewaltigen Kriege abzuschießen. Einen Franzosen. Am 4. August 1914 bei Batilly. Der damalige Infanterist hat wohl nicht geahnt, daß auch er einmal dort oben beschossen werden würde, aber die schwere Verwundung, die ihm, zuerst wenigstens, den dienstlichen Verkehr erschwerte, legte ihm den Gedanken nahe. Freilich nicht so bald, denn das Krankenlager dauerte lange: Ende Oktober 1914 verwundet, ließ er sich am 1. Oktober 1915, noch nicht

Digitized by Google



Leere Drohung: Scheingeschütz, zur Verschleierung von Truppenbewegungen hinterlassen. Phot. A. Groß, Berlin.

einmal gänzlich ausgeheilt, zur Fliegerabteilung nach Schleißheim befehligen: einer von jenen Männern, bei denen der Geist Sieger ist über den Leib. Wir brauchen solche Leute, aber wir haben sie auch, Gott sei Dank.

Als Kirmaier uns von dem zuerst schweren Wege zu seinem jetzigen Beruf des Fliegers erzählte, gedachte er mit strahlenden Augen eines Besuches der Kaiserin im Lazarett in Metz. Sie hat freundlich mit ihm gesprochen — er aber, dem der Kopf im Verband lag, konnte nicht antworten, und das Bild des hilflosen jungen Offiziers hat die hohe Frau und Mutter so gerührt, daß sie ihm am nächsten Tage eine Blume an sein Schmerzenslager schickte mit folgenden einfachen Worten, die des späteren Fliegers Freunde noch heute bewahren:

„Ehe ich abreise, möchte ich Ihnen mit herzlichem Gruß den kleinen Erikastock senden. Gott wolle bald Ihre Schmerzen lindern und Sie mit der Zeit wiederherstellen. Er gebe Ihnen Kraft, diese schwere Prüfung zu ertragen. Ich habe selbst sechs Söhne vor dem Feinde, kann daher als Mutter mit Ihnen fühlen.

Ist die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Das wünscht Ihnen von Herzen im Gebet zu Gott

Ihre mitfühlende
A-Viktoria
I. R.

den 7. November 1914
Metz.

Wie Oberleutnant Kirmaier mir von der ihm nahegetretenen Güte der Kaiserin voll Wärme erzählte, so sprach er auch warm in neidloser Bewunderung von Boelcke. Daß dieses nicht Redensart oder Maske gewesen ist, geht aus einer Stelle in einem seiner Heimatsbriefe hervor, wo er schreibt: „Du kannst dir keinen Begriff machen von diesen Kämpfen. Bei gutem Wetter Flugzeuge in Menge bis 6000 Meter Höhe Die Engländer weit überlegen an Zahl. Dagegen haben wir wunderbare Maschinen. Boelcke schießt fast bei jedem Fluge einen ab. Es ist kaum zu beschreiben, mit welcher Kühnheit dieser Mann angreift. Vorgestern sind wir zusammen in 500 Meter Höhe einem Engländer nachgestoßen. Boelckes Angriffe sind wunderbar für einen Kenner. Nach kurzen Augenblicken fällt der Gegner auch schon sehr oft brennend. Er schießt nämlich tadellos, und das ist auch einer seiner Hauptvorteile beim Angriff. Auf jeden Fall habe ich wieder sehr viel von ihm gelernt."

Ja, er war ihrer aller Lehrer, Boelcke, der wie ein Meteor aufging und wie ein Komet am Kriegshimmel hinzog, um in die ewige Nacht zu tauchen, der aber gleich solchem Stern seinen Schein noch lange am Horizonte stehen läßt, während sein Körper längst dahin gegangen ist. Und als Boelcke an jenem unglücklichen 28. Oktober, eine Woche nach unserer Begegnung, abstürzte, durch einen Unglücksfall — denn keine Feindeshand hat ihn gefällt — trug sein Nachfolger in der Führung der Jagdstaffel in sein Tagebuch nur die einfachen erschütternden Worte ein: „Nachm. 5 Uhr, Hauptmann Boelcke starb den Heldentod im Luftkampf." In Kirmaiers letztem Brief heißt es darüber: „Unser Hauptmann Boelcke ist tot. Du kannst Dir kaum denken, wie schwer es uns, seine Staffel, getroffen hat. Ich will Dir von den letzten Tagen erzählen. Am 26. abends schoß ich zuerst mit Boelcke einen Engländer ab; sein 40. Dann schoß ich allein einen ab, brennend über Grandcourt, dann schoß Boelcke mit mir einen ab, den ich bis Le Translon auf 200 Meter herabgedrückt hatte. So hatte ich meinen 6. und 7. Die nächsten Tage mußte ich ins Bett wegen Erkältung. Am 28. telephoniert es nachmittags kurz nach 5 Uhr an: Hauptmann Boelke ist abgestürzt. Unfaßbar, entsetzlich. Soll ich erzählen, wie wir verfuhren, diesen allgeliebten, großen Mann, diesen prächtigen Menschen und Freund als Leiche heimbrachten? Im Luftgefecht stieß er mit einer deutschen Maschine, die ebenfalls den Engländer verfolgte, zusammen; es riß ihm ein Teil des Tragdecks heraus. In flachen Spiralen ging er anfangs herunter; aus 500 Meter Höhe stürzte er senkrecht ab. Ein furchtbares Geschick, aber der schönste Tod für den größten deutschen Flieger: der Fliegertod mitten im Luftgefecht über dem Feind, unbesiegt durch den Gegner, dem Schicksal erlegen."

Oberleutnant Kirmaier übernahm nun als Ältester die Führung der Jagdstaffel, der übrigens auch Richthofen angehörte. Er hielt an Boelckes Sarge im Namen der Flieger die Abschiedsrede. Am Tage darauf schoß er über Courcelette seinen 8. Gegner ab. Alles das steht in diesem letzten Briefe, der da endet mit den Worten: „Ein frohes gesundes Wiedersehen!"

Stefan Kirmaier, der Flieger, ist bald darauf von einem Fluge gegen den Feind nicht zurückgekehrt. Wir kennen sein Schicksal nicht. Seiner hohen — beim Flieger darf man wohl sagen: der höchsten — Pflicht folgend, stieg er wohlgemut, kampfesfroh auf und ward in den Wolken seinen Kameraden, seinen Freunden, seinen Lieben, seinem Vaterlande entrückt. Keiner meldete seinen Tod, niemand weiß sein Grab. Sein getreuer Bursche, der Gefreite Michael Kraus, seinem Herrn von Herzen zugetan, schreibt darüber: „Herr Oberleutnant startete am 22. 11. nachmittags 2 Uhr mit mehreren Herren als Führer zu einem Jagdfluge. Ein ziemlich schöner Tag mit teilweisen Wolkenschichten, so daß bald die ganzen Flugzeuge unsern Augen entschwanden. Nach einer Stunde kehrten auch schon die ersten wieder zurück, dauernd auf ihren Führer wartend. Leider vergebens, denn bis jetzt ist auch noch keine Meldung von irgendeinem Abschuß oder von einer Landung hinter der feindlichen Linie eingetroffen. Die ganze Abteilung trauerte schwer um ihren schneidigen Führer, der nun 11 Flugzeuge zur Strecke gebracht hatte. Am 22. vormittags erhielt er telegraphisch die hohe Auszeichnung, das Kreuz der Ritter des Hausordens von Hohenzollern, zugesandt. Hatte an diesem Tage noch eine große Freude, und voller Begeisterung ging's von neuem ans Werk."

Nun ist ein Jahr und mehr vergangen: Stefan Kirmaier, der Flieger, ist nicht zurückgekehrt, und keine Nachricht über ihn drang zu uns, so muß man ihn also verloren geben. Darum können nun diese Zeilen zu seinem Gedächtnis hinausgehen in die Öffentlichkeit. Mit ein paar Worten, gewonnen aus des verschollenen Fliegers eigenen Aufzeichnungen, mögen sie noch vervollständigt werden.

Sein Tagebuch, übrigens nur ein Bruchstück, das gerade über seine erfolgreichste Zeit schweigt, macht offensichtlich keinen Anspruch auf „Stil" und „Literatur". Um so eindringlicher aber redet es in seiner Schlichtheit und Ursprünglichkeit, gibt es doch Fliegertaten und Lufteindrücke aus erster Hand. (Schluß folgt)

Digitized by Google

№ 28 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(8. Fortsetzung.)

Copyright 1918 by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Winter starrte sie an: eine Frau, die den Mut hatte, so etwas offen zu sagen — freilich, die war aus einer anderen Welt als aus der seinen!

„Die ewige Treue, die man schwört, hält man sie denn je?“ fragte Christa, als spräche sie mit sich selbst. „Sind wir überhaupt imstande dazu? Unsere Neigungen wechseln, uns selbst unbewußt, unter dem Einfluß unserer Umgebung und der eigenen Entwicklung. Das spüren wir allen Kunstwerken und der Musik gegenüber. Und gerade für Menschen, die sich auch ändern, wie wir selbst, sollte unsere Liebe unverrückbar sein?! Ich finde, starke Persönlichkeiten, die ihre Zeit voll miterleben, müssen sich daher stets ‚auseinanderlieben‘, möchte ich sagen. Denn sie werden viel mehr zur Resonanz der ganzen Umwelt als die schwächeren Naturen, suchen und finden immer neue Beziehungen zwischen sich und dem Dasein und all seinen Erscheinungsformen und setzen sich unaufhörlich mit allem auseinander. Davon muß auch ihre Liebe betroffen werden.“

„Das hieße,“ warf Winter ein, „daß Sie höchstens an die Beständigkeit der Liebe von Durchschnittsmenschen glaubten —“

Christa nickte. „Die Weltgeschichte gibt mir recht. Je größer die Menschen waren und je glühender die Leidenschaft, die sie gaben und entfachten, um so sicherer war ihre Liebe nur eine Frage der Zeit.“ Sie sann einen Augenblick nach. „Sogar Hugo schon mit seiner durchaus nicht genialen, aber doch starken Persönlichkeit könnte kaum in der Liebe zu einer einzigen Frau Genüge finden. Man muß das nur erkennen, um den Menschen gegenüber gerecht zu bleiben.“

„Kavalier-Ersatz.“ Rest Schlegel, Köln, phot.

„Sie bauen ihrer Schwäche bequeme Brücken“, sagte er verächtlich.

Sie lächelte leise. „Das scheint mir unser einziges Amt hienieden, lieber Baron. Nie zu verdammen und in den Abgrund zu stoßen, sondern die Fallenden zu stützen.“

„Wenn es aber auf Kosten des eigenen Ehrgefühls geschieht! Man ist es sich selbst schuldig—“

„Ich bin mir gar nichts mehr schuldig“, sagte Christa da mit fester Stimme und erhob sich. „Ich habe

Digitized by Google

gelernt, über mich selbst hinwegzuschauen und fühle mich frei genug, alles das gelten zu lassen, was mir aus der menschlichen Natur heraus erklärlich scheint — mag es auch oft zu meinem Schaden sein."

Sie trat vor die Hütte und griff nach dem Pickel, der nach Bergsteigersitte draußen bleiben mußte. Winter zahlte: sie hatten beschlossen, einfach gemeinsame Kasse zu machen und am Schluß der Reise die Kosten zu teilen. Aber er wußte kaum, was er tat: nie hätte er es für möglich gehalten, daß eine Frau im Ernst solche umstürzlerischen Vorstellungen haben könnte! Wenn die Gesellschaftsordnung sich lockerte und die bestehenden Sitten aufgehoben wurden, so mußte sich das vor allem an der Frau rächen, die des Schutzes am meisten bedurfte, ja, für die er eigentlich in all seinen verzwickten Formen geschaffen worden war. Glaubte Christa allein, sich unabhängig machen zu können —?

Aber er fühlte, daß er nicht sprechen konnte, ohne an die Vergangenheit zu rühren. Und das wollte er auf alle Fälle vermeiden. Wie sie, ausgeruht und frisch, vor ihm aufwärtsstieg, die paar Minuten über den Hangenden Ferner entlang und dann auf dem großartig angelegten Karl-Vogl-Weg weiter, mußte er immer denken, welche Schicksale diese Frau schon zu tragen gehabt hatte. Aus einer unglücklichen Ehe hatte Terfalt sie befreit, wahrscheinlich wider Willen. Denn wäre seine Liebe die große, heilige gewesen, auf die Winter sein Leben lang in fast kindlicher Hoffnung wartete, so hätte er es sicher vermieden, die Frau, der sie galt, in soviel Unglück zu stürzen. Entweder wäre er stark genug gewesen, sie vor sich selbst zu bewahren, oder er hätte sie in korrekter Weise, nicht erst, um der Gesellschaft eine Genugtuung zu geben, zu seiner Frau gemacht. So hatten sie sich beide über alles hinweggesetzt; und ihm schien es daher, als hätten sie eines leichtsinnigen Spieles wegen Ehre und Ruf fortgeworfen: eine heilige Liebe würde andere Wege gewandelt sein!

Christa ahnte ungefähr, was in seinem Schweigen lag; er unterbrach es selten. Als sie auf den Übeltalferner übertraten und die in den Schnee gestampften Spuren benutzten, schritt er ihr voran und half ihr mit Ratschlägen soviel als möglich.

Christa folgte sorgsam seinen Worten. Und es dauerte nicht lange, so standen sie wieder auf Felsboden und begannen die letzte Stunde ihres Tagewerkes, wie Winter tröstend sagte. Sie war recht mühsam, nicht nur, weil sie sich einer langen Kette anreihte, sondern weil sie auch steil in die Höhe führte. Das Kaiserin-Elisabethhaus winkte ihnen von der Höhe des Bechers herunter, als sei es mit der Hand zu greifen. Und doch schien, mit dieser angenehmen Täuschung durch die klare Bergluft, die Entfernung zwischen ihnen fast noch zu wachsen statt abzunehmen. Einmal setzte sich Christa erschöpft auf eine Felsplatte nieder und sagte: „Ich kann nicht mehr."

Das ehrliche Geständnis gefiel ihm. „Ich habe Ihnen doch zuviel zugemutet", meinte er. Sie atmete tief ein und aus und ließ es sich gefallen, daß er ihr den Rucksack von den Schultern nahm. Aber daß er ihn ihr tragen wollte, wie er vorschlug, das gestattete sie nicht. Sie knöpfte sich jetzt auch trotz seines Widerspruches den Rock wieder um die Hüften, um „menschenmöglich" in die Hütte zu kommen. Das fand er überflüssig, weil es ihr noch das letzte, sehr steile Wegende erschweren mußte.

„Ich mag durchaus keine Kritik herausfordern", widersprach sie. „Man sieht ohnehin schon unvorteilhaft genug aus." Und sie setzte sich auch noch den Hut auf die allerdings etwas aufgelöste Frisur.

Winter schluckte alle Liebenswürdigkeiten, die ihm auf der Zunge lagen, nieder. „Jetzt sind Sie aber wirklich salonfähig", sagte er nur. „Kein Mensch könnte darauf kommen, daß Sie eine fast zwölfstündige Wanderung hinter sich haben!"

„Nur ich selbst weiß es bestimmt", sagte sie leise seufzend und setzte langsam trotz des nahen Zieles einen Fuß vor den andern. Oben, vorm Haus, saßen Touristen und sahen ihnen entgegen. Winter ärgerte sich ein wenig, daß sie so als vollständig geschlagene Ritter einrücken sollten.

„Ich gehe voran und bestelle Quartier, es scheint sehr voll zu sein", sagte er kurz entschlossen. Und mit raschen Schritten machte er sich davon.

Männer, dachte Christa, Männer! Ihnen geht doch der gute Eindruck über alles — auf einer Schwäche lassen sie sich zu ungern ertappen.

Sie beeilte sich gar nicht und ließ lächelnd das etwas spöttische Bewillkommenshallo der Touristen über sich ergehen. Glücklicherweise fand sich noch ein unbesetztes Zimmer für sie, während Winter zu seinem aufrichtigen Schmerz mit mehreren Herren zusammenwohnen mußte. Das war ein Seite der Hochtouristik, die er haßte und in die er sich gar nicht hineinfinden konnte.

Deshalb blieben auch seine Mienen anfangs recht unglücklich, als er endlich mit Christa zu ausgiebiger Mahlzeit im geräumigen Eßzimmer Platz nahm. Sie hatte erst voll Wissensdrang das Haus besichtigt, dem eine kleine Kapelle, die höchstgelegene Europas auf 3203 m Höhe, angebaut worden ist.

„Seltsam," meinte sie und hob den Blick zu den schönen Bildern von Defregger, Kaulbach und Compton empor, mit denen die Wände des Speiseraumes geschmückt sind, „das Haus ist mit echt norddeutscher Sorgfalt von der Sektion Hannover eingerichtet. Ein streng protestantisches Asyl, sollte man nach seiner Herkunft denken. Und in seinem Schutz eine katholische Kapelle!"

„Die Geistlichkeit Tirols verlangt, daß die Führer am Sonntag die Messe hören, ehe sie auf eine Tour gehen" belehrte Winter sie. „Und es ist rührend und ein schönes Zeugnis der brüderlichen Gesinnung, daß sich während des ganzen Sommers alte und junge Pfarrer genug finden, die den Aufstieg am Sonnabend nicht scheuen und hier oben ihres Amtes walten."

„In den Bergen hört der Streit der Konfessionen also auf", sagte Christa träumerisch. „Es ist der eine große Gott, der uns all diese Wunder bescheert!"

Draußen sank die Sonne und überflammte noch einmal die Firnen mit goldenen Gluten.

Die Touristen kamen herein, es war kalt geworden und im großen, grünen Kachelofen wurde ein tüchtiges Feuer angezündet. Man saß dicht gedrängt nebeneinander und besprach die Aussichten für den folgenden Tag. Christas Augen hingen an den langsam zu Schatten versinkenden Riesen, die in reicher Kette das Haus umstanden und all begehrte Ziele bildeten. Morgen früh würde eine unruhige Menschenwelle an ihre Hänge schlagen und bis zu ihren Gipfeln hinaufbranden. Immer wieder tönten die Namen Sonnklarspitze, Wilder Freiger, Zuckerhütl, Botzer, Schwarzwandspitze an ihr Ohr. Sie wurden zuletzt ein leerer Schall, mit denen sich kaum noch ein Begriff verknüpfte.

„Auf welchen Berg wollen denn eigentlich wir?" fragte sie plötzlich den Baron.

Er zuckte die Achseln. „Mir scheint alles fraglich, denn sehen Sie, es beginnt zu schneien — der Wirt in der Teplitzer Hütte hatte recht, ‚ihm' nicht zu trauen, dem Wetter."

Auch die anderen Touristen waren aufmerksam geworden, und Zweifel und Klagen wurden laut: war man nun da heraufgestiegen, um hier gefangenzusitzen?!

Christa befragte Winter mit den Augen: Blühte ihnen das gleiche Schicksal? Ein längerer Aufenthalt in der vollen Hütte kam ihr nicht gerade verlockend vor. Ihn deuchte es unerträglich — in der Zwangslage, mit Fremden zusammen schlafen zu müssen.

Digitized by Google

Reiche Ernte Gemälde von Richard B. Adam.

Digitized by Google

„Ja, ich bedaure Sie", sagte sie lächelnd. „Man käme dahin, wenigstens für Bergtouren die Ehe für das einzig Mögliche zu halten" — er hob erschreckt die Hände — „nein, Sie haben recht, das wäre zu teuer erkauft. Übrigens findet Hugo auch, daß man grade nach anstrengenden Partien vollständige Ruhe und Einsamkeit nötig hat. Wo es sich machen läßt, telephoniert er immer zu den Hütten hinauf und läßt zwei Zimmer für uns zurückbehalten. In die Verlegenheit, sie mit anderen teilen zu müssen, kommen wir daher selten, weil er ja mit Vorliebe auf abgelegene Gipfel geht, nicht auf solche Ausflugsorte wie diese hier." Sie blickte lachend in die Runde, auf die lebhaft plaudernde Menschheit, die in der fast sicheren Voraussicht, den nächsten Tag auf alle besonderen Kraftanstrengungen verzichten zu müssen, die Mäßigkeitszone durchbrach und in Wein und Tabak schwelgte.

Christa brannten die Augen von dem Rauch. Sie trat mit Winter noch eine Weile vor die Tür, aber ein eisiger Sturm jagte sie bald wieder hinein. Aus der kleinen Kapelle leuchtete still das ewige Licht, wie ein Funken Liebe, der in Schnee und Eis hinaufgetragen war.

Am nächsten Morgen klopfte Winter erst spät an ihre Tür und riet ihr, ruhig weiterzuschlafen, da ein Schneesturm jede Tour unmöglich mache. Christa drückte sich sehr zufrieden unter die Decke und fand, es sei nicht schlecht, durch höheren Willen einmal von neuen Mühen entbunden zu werden. Aber ihre Gedanken wanderten doch. Die gingen zu Hugo und fragten, ob es ihm wirklich so gleichgültig sei, daß sie mit einem Fremden, nicht mit ihm, in die Berge gegangen wäre. Früher, in den goldenen Tagen ihrer Liebe, hatten sie sich einmal versprochen, nie ohne einander Bergtouren zu machen. Denn beim gemeinsamen Wandern waren sie sich des großen Gefühls, das über ihr Schicksal entschieden hatte, bewußt geworden, und der erste Rausch der Zusammengehörigkeit blieb unzertrennlich von den tiefen Eindrücken der stolzen Natur ringsum. Weil ihr Bund auf heiligen Höhen geschlossen worden war, schien er ihnen beiden die Ewigkeit in sich zu tragen. Aber sie hatten wohl verkannt, daß alles Menschliche allmählich zerbricht und sich Gefühle nicht in ihrer Reinheit und Größe erhalten wie die Firnen. Ob sie darunter gelitten hatten? Sie sann nach. Die Änderung war allmählich gekommen, vielleicht ihnen beiden anfangs unbewußt. Sie, die Frau, hatte wohl zuerst gemerkt, daß sich ihre Beziehungen leise, wie von selbst, einer Wandlung unterzogen. Hugo blieb aufmerksam und ritterlich, aber er begann bald, nur seinem eigenen Willen zu folgen und nach ihm zu handeln. Sie klammerte sich an ihn und verdoppelte ihre Liebe und Fürsorge. Da begann er sie mehr und mehr von sich abzuschütteln. Er war nicht der Mann, wie sie es schon Winter zu erklären versucht hatte, den eine einzige Leidenschaft für sein Leben fesseln konnte. Sie wurden immer mehr zu Kameraden, die hauptsächlich das Interesse für seine Güter zusammenhielt. Da allerdings, das wußte sie, vertraute er ihr wie niemand sonst und erkannte in vollstem Maße ihre Kenntnisse und ihre Umsicht an. Als dann Ilse in sein Leben trat, ja, da war seine schrankenlose Liebe für die Frau seines Freundes fast keine Untreue mehr gegen die eigene zu nennen. Was sie einst verbunden hatte, das war für ihn längst untergegangen und erloschen.

Christa schauerte zusammen. Mehr vor innerer Kälte als vor dem Luftzug, der trotz der geschlossenen Fensterläden über ihr Gesicht hinfuhr. Immer wiederholte sich das Schicksal: der Mann ging seines Weges, die Frau blieb einsam zurück. Sie war nun schon so sehr daran gewöhnt, außerhalb seines Lebens zu stehen, das nur noch Ilse umkreiste, daß ihr Winters gleichmäßige Liebenswürdigkeit schon wie eine Wohltat vorkam. Und ein klein wenig hatten sich die Eitelkeit und der Ehrgeiz der Frau in ihr geregt: ihrem Manne zu zeigen, daß sie andern liebenswert — nein, das war zu viel, so empfände Winter sicher nicht für sie! — aber, daß sie noch anziehend und einer guten Freundschaft würdig erschiene. Schmerzlich dachte sie, daß Hugo sich kaum darüber Rechenschaft geben würde. Das kleine Mittel mußte seiner Gleichgültigkeit gegenüber versagen. Wahrscheinlich würde er sich freuen, daß sie ein paar angenehme Tage oder Wochen verbrachte, und ihr die Abwechslung gönnen. Aber keine Erinnerung mehr an ihr einstiges Gelöbnis würde in ihm auftauchen. Ob sie mit Winter die Sehenswürdigkeiten einer Großstadt genoß, in ein Seebad mit ihm gefahren wäre oder nun mit ihm im Gebirge herumstiege, das würde ihm keinen Unterschied machen. Sie durfte sich amüsieren — er glaubte an ihre Treue mit der Sicherheit, die ein Besitz verleiht, den man zu schätzen lange aufgegeben hat. So war Christa Terfalts Liebe nun gestaltet, um die sie einst Ruf und Ehre aufgegeben hatte.

„Sie sehen doch blaß und müde aus", bemerkte Winter, als sie spät am Vormittag den Speisesaal betrat. „Der Ruhetag wird Ihnen guttun; ich fürchte nur, es wird sich noch um einen zweiten handeln."

Draußen sanken die Flocken in stetem dichten Fall nieder, und von all den verheißungsvollen Bergen war auch nicht die kleinste Nasenspitze zu sehen. Die Stube war voll Menschen, die das Beste aus der ärgerlichen Lage zu machen versuchten und lasen oder Karten spielten. Christa trank ihren Kaffee, dann zog sie eine kleine Handarbeit aus einer Tasche. Winter war sehr erstaunt: eine Hochtouristin mit einer Stickerei, das war etwas ganz Neues! Nicht nur ihm — auch von den andern Tischen warf man Christa spöttische Bemerkungen zu. Aber sie ließ sich nicht erschüttern.

„Hugo ist an solchen Tagen ungenießbar", erklärte sie. „Er kann sich nie dareinfinden, daß sich seinem Ungestüm Schranken entgegensetzen. Ich lasse ihn schelten oder tun, was er mag, und sitze still bei meiner Arbeit, damit er doch immer ein Ziel hat, an dem er seinen Zorn auslassen kann."

„Sie sind von einer göttlichen Ruhe ihm gegenüber, gnädige Frau."

Sie sah ihn mit klaren Blicken an.

„Er war immer der Gebende von uns beiden. Das Wenige, was ich für ihn tun kann, ist, ihm seine Eigenart zu lassen."

Wie weit sie da wohl die Grenze zöge! Er sah träumerisch auf ihre eifrig beschäftigten Hände: daß doch jeder Mensch seinem Schicksal so viele Konzessionen machen mußte! Auch diejenigen, die sich einbildeten, es einmal bezwungen zu haben. Es nahm Rache und drückte die Widerspenstigen nur fester dafür ins Joch. Wozu sich dann erst auflehnen? Immer weniger meinte er begreifen zu können, daß eine Leidenschaftt auch ihn aus seiner Bahn zu reißen vermöchte. Das konnte seiner Ansicht nach nur ungezügelten Naturen begegnen. Und doch war Christa trotz ihrer Heiterkeit von gleichmäßigem, beinah abgeklärtem Wesen und verlor nie, auch nicht, wenn sie müde oder überanstrengt war, ihre Beherrschung. Er wurde schließlich ganz irre und fühlte, daß sein Grundsatz, nach dem er die Menschen einfach in moralische und unmoralische einteilte, nicht genügte: es mußte doch wohl einige Zwischenstufen geben!

Die nächsten Tage hatte er Zeit, seine Beobachtungen fortzusetzen. Ein furchbarer Schneesturm umbrauste das Haus und vergrub es fast in weiße Dünen. Wie auf einer Insel, von der Welt abgeschlossen und jeder Bewegungsmöglichkeit beraubt, hockten die Touristen beieinander. Die meisten fanden sich in ziemlich erfreulicher Weise mit der auf die Dauer bedrückenden Lage ab. Einige aber klagten und schalten unaufhörlich und machten alle möglichen Zufälle oder auch ihre Begleiter für das tatenlose Sitzen in der Hütte verantwortlich: Weshalb waren sie grade hier heraufgestiegen und hatten sich zu dieser Dummheit überreden

Digitized by Google

lassen — sie beabsichtigten eigentlich eine ganz andere Partie, die natürlich viel erfolgreicher ausgefallen sein würde?! — Nur die Mahlzeiten brachten noch eine friedliche Stimmung und der Abend auch oft gemeinsame Gespräche. Christa aber war in gleichmäßiger guter Laune. Niemand konnte ahnen, daß es ihr nicht ganz ungelegen kam, einen ungläubigen Thomas von seinen Vorurteilen zu überzeugen. Sie schien weder unter Langeweile noch vom Stillsitzen zu leiden und nahm die Unbequemlichkeiten des einfachen Logis wie die allmählich eintretenden Mängel der Verpflegung ohne Murren hin.

„Gott sei Dank, daß man von solchen Dingen nicht abhängig ist", sagte sie zu Winter, der stark unter den Entbehrungen litt und es nicht verhehlte. „Man muß doch, besonders als Sportsfreund, dahin kommen, das alles in den Kauf zu nehmen."

Er schüttelte den Kopf: er fürchtete, nie gleichgültig dagegen zu werden, die körperliche Reinigung auf das Äußerste beschränken zu müssen, wie es in dem gemeinsamen Schlafraum und bei den einfachen Waschtischen geboten war.

„Hurra! Nun sind die Ferien da!"

„Allerdings, darin bin ich ja Ihnen gegenüber im Vorteil", gab Christa lachend zu. „Der Schnee hat glücklicherweise die übrigen Touristen, z. B. die Berliner, die den Gletscher zum Rodeln wollten, an der Grohmannshütte zurückgehalten, und ich bin Alleinherrscherin meines Zimmers geblieben. Müßte ich es aber mit einer anderen Frau teilen, so würde mich das auch nicht stark bedrücken — ich habe schon einmal auf dem Kreuzeckhaus mit einer Schlangentänzerin zusammen übernachtet, und wir haben uns sehr gut unterhalten."

„Frauen haben eine größere Anpassungsfähigkeit als wir", meinte er. „Ich glaube nicht, daß ich zum Beispiel zu einem Schwerathleten in das richtige Verhältnis treten könnte."

„Bedauerlich für Sie! Und wie das Leben ist, wird es schon keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um Sie eines Bessern zu belehren."

„Wünschen Sie mir das?"

Sie nickte: „Ich habe immer das Gefühl, als steckten Sie wie ein Taschenkrebs in einer fremden Schale. Ich möchte Sie eines Tages frei werden sehen."

„Nein. Sie irren: Ich bin in der Schale angewachsen. Es hieße, mich von meinem Innersten trennen, wenn man eine andere Form von mir verlangte."

„Sie finden sich also vollkommen ausgeglichen?"

Er sann nach, zögernd gestand er zu: „Natürlich gibt es auch bei mir noch Unebenheiten, aber im ganzen habe ich wohl meine Lebensart und meine Anschauungen in Übereinstimmung gebracht."

Gegen diesen Wall von Selbstbewußtsein schien es ihr zwecklos anzurennen.

Am vierten Tage ertrug er es nicht länger. Der Wind hatte etwas nachgelassen, der Schnee schlug nicht mehr an die Fenster, sondern fiel sachte nieder. (Fortsetzung folgt.)

Berliner Ferienspielplätze.

Von Emma Stropp. — Mit 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff, Berlin.

Lust, Sonne und Spiel — welchen Einfluß diese drei Weggenossen einer glücklichen Jugend auf die körperliche und seelische Entwicklung unserer Kinder besitzen, hat die neueste Zeit in vollem Maße anerkannt. Besonders in den Großstädten ist man bemüht, die ungünstigen Lebensbedingungen, unter denen die Mehrzahl ihrer Kinder aufwächst, dadurch auszugleichen, daß man in engerem oder weiterem Umkreise Spielplätze anlegte, zu deren regelmäßigem Besuch die Kinder durch die Schulbehörden und Lehrkräfte angehalten werden.

„Wer will der Erste sein?"

Die Stadt Berlin hat in dieser Beziehung besonders großzügige Einrichtungen geschaffen und dabei nicht nur die Wiederherstellung geschwächter Kinder ins Auge gefaßt, sondern sie sucht auch dem Verfall der körperlichen Kräfte gesunder durch geeignete Maßnahmen vorzubeugen. Auch diese letztere Aufgabe ist ja, zumal in den gegenwärtigen Zeiten, sicherlich von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, denn der kindliche Organismus bedarf wegen geringerer Widerstandsfähigkeit einer besonders umsichtigen gesundheitlichen Fürsorge.

Digitized by Google

Freiwillige vor!

schattigem Laubdach zu ruhen und ein einfaches Mahl einzunehmen, um dann, braungebrannt, in wohliger Müdigkeit wieder heimzukehren in die oft so düsteren Wohnstätten ihrer Eltern.

Auch in diesem Jahre werden trotz der Verkehrsschwierigkeiten diese Halbtagsausflüge und Ferienspiele veranstaltet, zu denen sich die Jugend auf bestimmten Schulhöfen versammelt, um in Begleitung von Lehrern und Lehrerinnen und in vorbestellten Straßen- oder Eisenbahnwagen die Fahrt „ins Grüne" anzutreten.

Außerdem ist aber auch dafür gesorgt, daß auf einigen näher gelegenen Spielplätzen eine größere Zahl von Kindern den ganzen Tag verbringen kann, wo sie von morgens neun Uhr bis abends um sechs willkommene Gäste sind. In Lichtenberg wurde zum Beispiel der große schattige Garten einer jetzt nicht im Betriebe befindlichen Gastwirtschaft gemietet, in dem täglich dreihundert Kinder während der Ferienzeit aufgenommen werden. Sie erhalten dort des Morgens Tee, mittags eine Suppe, als Vesperbrot Kaffee und eine Schnitte und werden von den die Aufsicht führenden Lehrern und Lehrerinnen zu heiteren Spielen und allerlei anregenden

Da es nun aber nicht möglich ist, die 250000 Berliner Schulkinder (von den Vororten ganz abgesehen), die sich danach sehnen, ihre Schulferien in der freien Natur verleben zu dürfen, in Ferienkolonien unterzubringen, so hat man im Weichbilde der Stadt nicht weniger als fünfzehn große „Innenspielplätze" angelegt, zu denen sich neun „Außenplätze" im Grunewald, in Blankenfelde, Buch, Hohenschönhausen und anderen Vororten hinzugesellen.

Auf ihnen wurde im Jahre 1917 über 47000 Schulkindern Gelegenheit geboten, in freier Luft nach Herzenslust zu spielen, unter

Spiele im Freien: Jäger und Hund.

Staffettenlaufen.

Beschäftigungen, die von behaglicher Ruhe unterbrochen werden, angehalten.

Es ist ein freundlicher Anblick, diese Großstadtknaben und -mädchen auf einem derartigen Spielplatz zu beobachten, wie sie in heiterem Jugendübermut sich tummeln, ihre Kräfte in Turnspielen messen und die Mädchen sich in zierlichen Reigen drehen. Barfüßig und braungebrannt sind sie, mit leuchtenden Augen geben sie sich diesen Spielen hin, und man möchte sie fast für Landkinder halten, wenn nicht um so manchen jungen Mund ein ernster, wissender Zug eingegraben wäre, wenn nicht schmale Schultern und blasse Lippen daran mahnten, daß Bleichsucht und Blutarmut nur zu sehr unter ihnen verbreitet sind, von anderen ernsteren Leiden nicht zu sprechen.

Aber vergessen ist alles Kinderleid und alles häusliche Elend, vergessen sind Mutters Sorgen und Mühen und die eigenen, nicht immer leichten Pflichten, wenn es mit den Kameraden auf den

Digitized by Google

Spielplatz geht, wo Jugendlust ungehemmt zum Ausdruck kommen darf

Was das für diese Kinder bedeutet, kann nur der ermessen, der Einblick in die großstädtischen Verhältnisse gewonnen hat, der weiß, wie die Berliner Kinder von der Natur abgeschnitten sind durch einen mehr als fünf Kilometer betragenden Vorortring, den zu überschreiten die eigenen häuslichen Verhältnisse nur in den seltensten Fällen gestatten Wie diese Einengung möglich war, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden; die Baulpekulation, von der auch städtische Behörden nicht immer freizusprechen sind, zeitigte schwere Unterlassungssünden und führt auch jetzt noch dazu, daß in neu angelegten Stadtteilen mehr Wert auf Schmuckplätze als auf die so viel notwendigeren Spielplätze gelegt wird.

Die Stadt Berlin aber sucht in weitausschauender sozialer Fürsorge die jetzt nicht mehr auszuschaltenden Mängel ihrer Anlage durch Einrichtung von großen Spielplätzen an geeigneten Stellen auszugleichen, ebenso wie sie dafür Sorge trägt, daß möglichst viele Kinder in Ferienkolonien oder auf dem Lande untergebracht werden. So konnte sie im Vorjahre nicht weniger als 68000 Kinder aufs Land senden und außerdem die oben genannte hohe Zahl von 47000 Kindern auf Spielplätzen körperlicher Kräftigung zuführen.

Die dafür ausgegebenen sehr ansehnlichen Summen tragen reichen Zins Abgesehen davon, daß Gesundheit das höchste Kapital darstellt, das einem Menschen mitgegeben werden kann, ersparen sie, in die Zukunft wirkend, der Stadt und dem Staate hohe Aufwendungen für Krankenbehandlung, vorzeitig zu zahlende Invaliditätsrenten und ähnliche Unterstützungen Also auch vom nüchtern praktischen Stand-

Beim Ballwerfen.

Tanzspiel der Mädchen.

punkt betrachtet, besitzt die Weiterentwickelung des Spielplatzwesens eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, die sich in diesen Kriegsjahren noch gesteigert hat.

Es ist daher zu wünschen, daß der Einrichtung von Spielplätzen in allen Großstädten dauernde Aufmerksamkeit geschenkt und daß die dafür notwendigen Mittel, trotz aller Kriegslasten, zur Verfügung gestellt werden.

Inzwischen aber wird unsere Jugend auf den jetzt bestehenden Plätzen auch in diesem Jahre sich froher Ungebundenheit erfreuen. Möchten recht viele Großstadtknaben und -mädchen auf ihnen in Luft und Sonne, auf Wald und Wiese oder in schattigen Gärten eine ungetrübte, glückliche Ferienzeit verleben!

Beim Reihe-Ziehen.

Digitized by Google

Das Fremde in unserer Sprache.

Von Dr. Wilhelm Sander.

Ganz ohne fremden Einfluß ist wohl keine Sprache der Erde geblieben. Der Verkehr der Völker untereinander führte zum Geben und Nehmen nicht allein so mancher Erzeugnisse menschlicher Arbeit, sondern auch der Wörter. So besitzt denn auch unsere Muttersprache an fremden Bestandteilen eine beträchtliche Fülle. Das Heysesche Fremdwörterbuch umfaßt 907 Seiten, während das Deutsche Wörterbuch von M. Heyne im Vergleich mit jenem nur 2000 Seiten enthält. Den stärksten Einfluß auf das Deutsche hat von alters her die lateinische Sprache ausgeübt, ihr folgt die französische; geringer ist die Beisteuer anderer Sprachen, z. B. des Griechischen, Italienischen, Englischen, Slawischen u. a. zu unserem Sprachgute.

Verschieden ist die Art und Weise, wie unsere Sprache die Fremdlinge aufgenommen hat. In älterer Zeit sind die fremden Wörter der eigenen Bildungsweise so angepaßt, daß sie wie deutsche Wörter erscheinen und nur dem Gelehrten noch als Ausländer erkennbar sind; wir nennen diese Art fremder Wörter Lehnwörter. Mit dem Ausgange des Mittelalters hat die eigentliche Periode derselben ihr Ende erreicht. Was darauf an fremdem Gut zu uns gekommen ist, hat sein ausländisches Aussehen mehr oder weniger stark bewahrt und ist deshalb jedermann als solches kenntlich; das sind die Fremdwörter im engeren Sinne.

Bezeichnend für diese, namentlich die aus dem Lateinischen oder dem Französischen stammenden, ist dem Deutschen die ungewöhnliche Betonungsweise. Wir betonen nämlich im allgemeinen die Stammsilbe, als den wichtigsten Teil eines Wortes, vergleiche: Raum, räumlich, Räumlichkeit, geräumig; geben, vergeben. Im Lateinischen dagegen wechselt der Akzent seine Stelle: pástor, pastórem; ámat, amáre; häufig steht er nach der lateinischen Betonungsregel auf der vorletzten Silbe. Fiel nun, wenn ein Fremdwort zu uns kam, die Endung ab, was sehr häufig geschah, so stand der Ton dann auf der letzten Silbe. Daher haben so viele dem Lateinischen entstammenden Fremdwörter Schlußsilbenton, z. B. Subjéct(um), Senát(us), Magistrát (us), extrém(us), intérn(us), perféct(us). Das Französische betont aus demselben Grunde wie die deutschen lateinischen Fremdwörter meist die letzte Silbe; darum haben unsere französischen Fremdlinge auch Endsilbenbetonung. Ja, diese ist geradezu ein Kennzeichen des Fremden und wird nicht selten auch dann angewandt, wenn sie in der Fremdsprache, der das betreffende Wort entnommen ist, gar nicht begründet ist. Die Mehrzahl der Deutschen spricht Motór, obwohl es im Lateinischen mótor heißt, und obgleich zahlreiche Fremdwörter auf or längst mit Stammsilbenbetonung bei uns üblich sind, wie Dóktor, Pástor (hannoversch ist Pastór), Proféssor, Réktor. Auch Fremdwörter, die weder dem Lateinischen noch dem Französischen entstammen, nehmen jene Betonungsweise an, z. B. Parlamént, das aus dem Englischen stammt. Dieselbe Neigung zeigt sich auch bei nichtlateinischen Eigennamen, wie Herodót (griechisch Heródotos), Hedin, und sogar bei deutschen, offenbar fremd anmutenden Namen, z. B. Böcklin (was aber falsch ist, denn der Maler selbst betonte seinen Namen auf der ersten Silbe), Varél (Stadt in Oldenburg), während andererseits das nicht gebildete Volk die Fremdwörter in seiner Weise auf der Stammsilbe akzentuiert, wie Boúllion, Télephon, Uniform, was bei einzelnen viel verwandten und bekannten Fremdwörtern allgemein Brauch geworden ist, wie bei Leútnant, Kárneval.

Zweitens sind bezeichnend für die Fremdwörter die Endungen selbst. So ion in Instruktion, Konfusion, Nation; aille in Bataille, Kanaille; eille in Bouteille, Reveille; ie in Sympathie, Telegraphie; ier in Barbier, Tapezier. Übrigens sprechen wir diese Endungen nicht so wie die Franzosen; wir sprechen z. B. elje, ihr; wir nasalieren das o nicht in französischer Weise, und es ist pedantisch, wenn man die korrekte fremde Aussprache mit Peinlichkeit pflegt und fordert. Solche Anpassung an unsere Aussprache ist vielmehr ein Schritt auf dem Wege zur Einbürgerung der Fremdwörter.

Halbe Fremdwörter könnte man solche Wörter wie drangsalieren, halbieren, stolzieren u. a. nennen. Hier haben wir nämlich, mit Hilfe der französischen, um die deutsche Nennformendung en vermehrten Infinitivendung ier, von deutschen Stämmen neue Wörter gebildet. Dafür gibt es auch sonst noch Beispiele. So geht die Endung ei in Jägerei, Reederei, Schießerei auf französisch ie, lei in mancherlei, vielerlei auf lio, er in zahlreichen Wörtern wie Lehrer, Sänger, Schreiber u. a. auf lateinisch arius zurück. Die eben genannten Wörter auf ei usw. dürfen wir schwerlich noch Fremdwörter nennen, auch nicht halbe Fremdwörter. Aber sie verdanken letzten Endes ihren Ursprung doch fremdem Einflusse.

Das tut nun auch die Menge jener in früherer Zeit zu uns gelangten Wörter, die wir als Lehnwörter zu bezeichnen gewohnt sind. Sie sind nur durch gelehrte Forschung als von Hause aus fremde Bestandteile der deutschen Sprache zu erkennen. Ihr Aussehen, ihre Bildungsweise, ihre Betonung, ihre Endungen gleichen völlig deutschem Brauche. Sie sind zum Teil so früh von uns aufgenommen, daß sie die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache mitgemacht haben, z. B. die sogenannte zweite Lautverschiebung, eine eigentümliche, nach bestimmten, von Jak. Grimm erkannten Gesetzen vollzogene Umgestaltung der K-, P-, T-Laute, die im fünften Jahrhundert begann, bis etwa zum siebenten Jahrhundert dauerte und das Hochdeutsche von anderen Mundarten trennte. Wie in deutschen Wörtern nach der Lautverschiebung z. B. aus k ein ch, p ein pf, t ein z wurde (vgl. Dik [das Niederdeutsche bewahrt den alten Lautstand]: Teich, plegen: pflegen, Tid: Zeit), so auch in Lehnwörtern, z. B. fructus: Frucht, pilum: Pfeil, tegula: Ziegel.

Und ebenso haben Lehnwörter vokalischen Wandel mitgemacht, so den von i zu ei, ú zu au. Vgl. mîn: mein, hûs: Haus mit vinum: Wein, mûrus: Mauer. Solche Beobachtungen geben uns die Möglichkeit, festzustellen, wann ein Lehnwort zu uns gekommen ist, und damit auch, wann der durch dasselbe bezeichnete Gegenstand den Deutschen bekannt wurde.

Die Anzahl der Lehnwörter ist geradezu Legion, ich gebe noch einige Beispiele: Kirsche (cerasa), Pfirsich (persicum), Essig (acetum), Trichter (traiectorium), Fenster (fenestra), Speicher (spicarium), Kessel (catillus), Tisch (discus), kaufen (cauponare), Zins (census), Müller (molinarius), Schuster (aus Schuh-sutor), Kirche (griech.: kyriakon), Pfingsten (griech.: pentekoste), Teufel (griech.: diabolos), opfern (offerre), predigen (praedicare), segnen (signare), Brief (breve), schreiben (scribere), Zettel (cedula) u. v. a.

Nicht selten haben wir im Deutschen Lehn- und Fremdwort nebeneinander, beide auf ein und dasselbe fremdsprachliche Wort zurückgehend; z. B.:

Lehnwort:	Fremdwort:	Ursprung:
Banner	Panier	banière
Feier	Ferien	feriae
Kerker	Karzer	carcer
Orgel	Organ	organum
Pacht	Pakt	pactum
Staat	Etat	status, état
dichten	diktieren	dictare
prüfen	probieren	probare
turnen	turnieren	tourner.

Gleich dem allgemeinen Leben zeitigt das der Sprache oft ganz merkwürdige Erscheinungen, zu denen ich die sogenannten Rücklehnwörter zählen möchte. Das sind Wörter, die einer fremden Sprache entstammen, in welche sie aber selbst einmal als fremde Bestandteile aus derjenigen Sprache eindrangen, in die sie später umgeformt zurückkehren. Vergleiche:

Rücklehnwort:	Fremde Sprache:	Deutscher Ursprung:
Biwak	bivouac	Beiwacht
Boskett	bosquet	Busch
Eklat	éclat	Schlag
Etappe	étappe	Stapel, Staffel
Garde	garde	althochdeutsch: warta
Loge	loggia	Laube
Robe	robe	Raub
Schwadron	escadron	Geschwader
Spion	espion	spähen
Eduard	Edouard	Edward
Louis	Louis	Ludwig.

Lehnwort und Fremdwort werden aus fremden Sprachen bei uns eingeführt; ihr ausländischer Ursprung verrät sich entweder sofort, wie bei diesem, oder ist durch sprachliche Forschung festzustellen, wie bei jenem. In beiden Fällen aber haben wir es mit tatsächlich fremden Wortgebilden oder Silben zu tun. Es gibt aber auch deutsche Wörter, die durch und durch deutsch sind und doch fremdem Einflusse ihr Dasein verdanken. Das sind Übersetzungen fremder Wörter. Aus älterer Zeit nenne ich

Digitized by Google

folgende: barmherzig (ahd. armherzi) für misericors; Vorhersager für propheta, ahd. santa (d. i. die Gesendete) für missa (später Lehnwort: Messe); ahd buohfaz für bibliotheca; aus jüngerer Zeit: eingefleischt für incarnatus, Pflegling für alumnus, Volksherrschaft für democrateia. Neuerdings haben durch die Verdeutschungsbestrebungen diese Bildungen reichen Zuwachs erfahren, z. B. Drahtbericht, Freistaat, Kraftwagen für Telegramm, Republik, Automobil u. v. a.

Auch Redensarten sind bisweilen durch Übersetzung entstanden, so: den Hof machen für fair la cour, Rechnung tragen für tenir compte, auf dem Laufenden sein für être au courant. Ja sogar fremde Satzfügungen haben bei uns Einlaß gefunden, wie vereinzelt der Akkusativ mit Infinitiv, der im Teuerdank (erste Ausgabe 1517) sich findet: „nym die zu den gesellen dein, den du weist verschwiegen sein", und den Lessing einmal anwendet: „Die Theaterstücke, die er so vollkommen nach dem Geschmacke seines Parterres zu sein urteilte." Erhalten hat sich diese Konstruktion im Deutschen nicht. Ebensowenig die Nachahmung des lateinischen Ablativus absolutus, wie sie Schiller hat: „Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen" oder: „Das geschehen, hänge die Entscheidung vom Könige ab." Mit Präposition, entsprechend dem post urbem conditam („nach der gegründeten Stadt"), bildet Goethe „nach aufgehobenem Kloster", und Jak. Grimm „nach dem abgeschüttelten Joch der Römer".

Wir sehen, wie stark der fremde Einfluß auf unsere Muttersprache gewesen ist. Um so mehr sind wir daher verpflichtet, das Undeutsche aus derselben zu tilgen, wie das ja auch schon seit Jahren mit Eifer betrieben wird. Und wenn es in sprachlich begründeten und vernünftigen Grenzen geschieht, dann wird jedermann damit einverstanden sein. Denn wer seine Muttersprache nicht achtet, ist nicht wert, ein Deutscher zu heißen; ihm sagen Schenkendorfs Worte nichts, in deren Lob wir aus Liebe zur deutschen Sprache einstimmen:

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht."

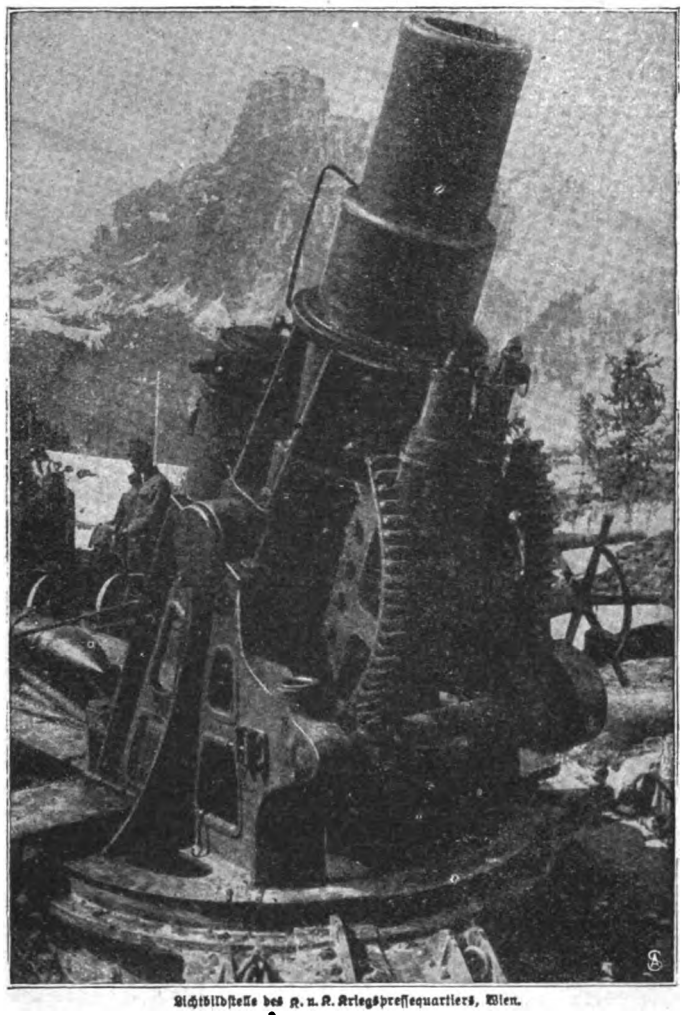
Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(1. Fortsetzung.)

Der kluge Müller lächelte für sich hin. Aber auch er dachte, ob es nicht angezeigt sei, ein Rad mehr in sein Werk einsetzen zu lassen. Der Mehlbedarf werde sich gewiß erhöhen. Nicht anders erwartete Petrus Hertel, der Vorgänger Ulrich Thümmels als Stadtrichter, Förderung für seine Silberarbeiten und ingleichen Lederer und Huterer und jeder Gewerbsmann für sein Geschäft. Dem Tuch- und Teppichhändler Nikolaus Gröschel wirbelte der Kopf. Um den Geschmack aller der Herren zu befriedigen, die sich um den Hof des Erbgrafen sammeln würden, mußte er das Erlesenste zu bieten wissen. Am besten wars, er reiste, wie in jüngern Jahren, selbst und traf die Auswahl. Aber wohin sollte er reisen? Man trug jetzt bernisches, nürnbergisches, kölnisches, ypernsches, französisches und polnisches Tuch. Sollte er nun nach der Lombardei, nach Deutschland, Holland, Frankreich oder Polen? Und gar die Teppiche! Sicherlich war Herr Johann ein Liebhaber von persischem Knüpfwerk. So hätte er nach Smyrna reisen müssen. Der Wein hatte ihn jugendlich-abenteuerlustig gemacht. Er begann von Smyrna und den Türken zu reden, ungeachtet, daß man über ihn lachte. — Aber selbst der ernste, besorgte Ulrich Thümmel sah die Zukunft nicht mehr so düster. Und seinerseits dachte er an die weißen Suben der ungarischen Herren und überschlug, wieviel feine Lammfelle er lagern hatte und ob sein Geselle wohl geschickt genug sei, die Wappen in buntem Leder auszuschneiden und aufzunähen.

Am nächsten Tage suchte der Sendling den Richter in der Amtsstube auf und erhielt zum Abschied als Ehrengabe zehn Denar in Silber. So zog er mit seinen zwei Reisigen wieder ab. — Der Richter hatte seine Sicherheit schon jetzt verloren. Anders sah sich die Sache am nüchternen Tage an als am Abend beim Wein. Er hatte den Brief vor sich. Die und jene Wendung verstand er bei seiner geringen Kenntnis des Lateinischen nicht ganz, aber das war es nicht, was ihn so lange auf die künstlichen Schriftzeichen blicken ließ. Er erwog, was zu tun war. Fest bleiben, vom König das Recht begehren, fordern, daß der Titel Erbgraf falle, daß hier das Wort hereditarius gestrichen werde, dieses Wort, das so leicht dem ganzen Gau zum schweren Verhängnis werden konnte. Das wäre das Richtige gewesen. Aber dagegen stand die Person des Erbgrafen, des Mannes, der sechs Jahre lang allmächtiger Gubernator des Reichs gewesen war, des ruhmreichen Feldherrn gegen die Türken. Und legte man schon dem König den Einspruch vor, war es möglich, daß er die Ernennung rückgängig machte? Tat er dies aber nicht, so hatte man sich den Grafen zum Feinde



Lichtbildstelle des k. u. k. Kriegspressequartiers, Wien.

Österreichisch-ungarischer 30,5-Zentimeter-Mörser in den Pustertaler Alpen.

Digitized by Google

für immer gemacht, vielleicht auch die Nachfolger aus seinem Geschlechte. So blieb nicht andres übrig, als schleunigst eine Gesandtschaft an Herrn Johann von Hunyad zu schicken, um ihn zu bitten, die alten Freiheiten des Gaus und der Stadt zu bestätigen.

Der Gedanke, daß sie hier, wo sie im Rechte waren zu fordern, bitten sollten, trieb ihm das Blut zu Kopfe. Er stand auf und trat an das offene Fenster. Da stand vor ihm der starke Kirchturm, altersgrau, an vielen Stellen ausgebröckelt, aber noch unwankbar. Er ward ihm Sinnbild für die Bürgerschaft. Sie hatte ganz so wie dieser Turm gar manche Ungunst der Zeiten erfahren, aber noch war Kraft in ihr genug, dem Wetter zu trotzen, das wider sie heraufzog.

Es gab nicht nur das eine, das er erwogen hatte, es gab auch noch ein anderes. Sich an die Bundesgenossen zu wenden und mit ihnen vereint gegen den unrechtmäßigen Titel Einspruch zu erheben. Waren die drei Stände des Landes, die Szekler, der Adel und die Sachsen, vor nun fast zwanzig Jahren auf dem glorreichen Tag von Kapolna umsonst zusammengetreten, hatten sie umsonst auf das heilige Kreuz beschworen, für ewige Zeiten einander brüderlich zu schützen, und wenn der König die Rechte des einen Teiles verletze, gebeugten Knies vor ihn hinzutreten und ihn anzuflehen, das Unrecht aufzuheben? Jetzt konnte sich zeigen, ob damals ehrlich geschworen worden war.

„Nu mune!" hatte der Pharöner ihm nachgerufen. Ja, nicht morgen, sondern heute mußte man sich entschließen, aber auch nichts übereilen, sondern alles sorgsam erwägen.

Im Rat brachte der Richter erst den einen Plan, dann den andern vor, und er hatte richtig erwartet, daß alle dem zweiten zustimmen würden. Mißlang der, so konnte man immerhin auch noch eine Gesandtschaft an Herrn Johann von Hunyad selbst senden.

Daraufhin berief man die Gräfen der einzelnen Dorfschaften zum kleinen Geding. Außerdem schickte man an die Stadt Rodna besondere Botschaft. Nun war Rodna ehemals wegen seines Silberbergbaus die erste Stadt des Gaues gewesen, und war sie auch von den Mongoleneinfällen vor jetzt zweihundert Jahren so schwer betroffen worden, daß sie ihren früheren Wohlstand nicht wieder erreicht hatte, so bewahrte sie doch ihre große Erinnerung noch wohl und sah darum scheel auf das immer reicher aufblühende Nösen. Deshalb ließen Richter und Rat von Rodna antworten, sie wollten nichts gegen den vom König eingesetzten Erbgrafen unternehmen, allerdings auch nichts dagegen tun, wenn die andern gegen den Titel Einspruch erhöben. Abgeordnete würden sie zu dem Gedinge nicht senden.

Die Gräfen von den Ortschaften kamen alle. Sie wußten, worum es sich handelte, aber als sie auf der Stadtwiese rings um die uralte Eiche, die dort stand, versammelt waren, legte ihnen der Richter das Ganze noch einmal ausführlich dar: Nicht in Feindschaft wider Herrn Johann von Hunyad, den sie alle verehrten, und nicht im Aufruhr wider den König, dem sie alle schuldige Ergebenheit entgegenbrächten, wollten sie die Sachsen der zwei und der sieben Stühle und die des Burzenlandes angehn, sondern nur, um dem alten Rechte Geltung zu schaffen, das von der Majestät gewiß nicht mit Absicht gekränkt worden sei, sondern nur aus Unkenntnis der königlichen Kammer. Der Richter schloß mit Worten der Treue gegen den König, denen alle mit lauten Zurufen beipflichteten.

Als dann die Antwort der Stadt Rodna bekanntgegeben wurde, erregte das gerechten Unwillen unter den Gräfen. Ein Gemurr erhob sich, und darüber erscholl die Stimme Engelbrechts von Treppen, der breit und groß unter den Vordersten stand:

„Às dat saksesch?"

Und da alles mit Hohn und Ingrimm verneinte:

„Ach mächt se schu saksesch Dart libren!"

Und seine mächtige Gestalt schien noch um eine Spanne zu wachsen. Und die andern scharten sich um ihn, als wolle man sogleich gegen Rodna aufbrechen. Gerade in diesen Gräfen vom Lande lebte noch die alte Freude am Männerkampf, der das rote Blut aus den vollen Adern zapft. Gut, daß man zu dem kleinen Geding ohne Waffen gekommen war!

„Silentium! Silentium!" rief der Herold.

Man stand wieder ernst-schweigend.

Einstimmig wurde beschlossen, Boten an die Sachsen der anderen Gaue zu senden und dem Rat von Nösen die Wahl zu überlassen.

So reiste der Teppichhändler Nikolaus Gröschel nach Hermannstadt und zu den sieben Stühlen; er dachte zugleich, sich nach den neuen Stoffen und Teppichen, die etwa eingetroffen waren, umzusehen. Denn die Hermannstädter Tuchlauben hatten im ganzen Lande Ruf. Ebenso wollte Meister Petrus Hertel, der ins Burzenland ging, nicht versäumen, in Kronstadt bei den Gold- und Silberschmieden vorzusprechen, und er erwog, ob er den Rückweg nicht über Hermannstadt und Klausenburg nehmen sollte, deren Kunstarbeiten in Edelerz neben den Kronstädtischen als die schönsten galten. Zu den zwei Stühlen nach Mediasch und Schelk sandte man den Ratssekretarius Stefan Bertram, einen noch jungen Mann, der aber in ähnlichen Geschäften schon erprobt war.

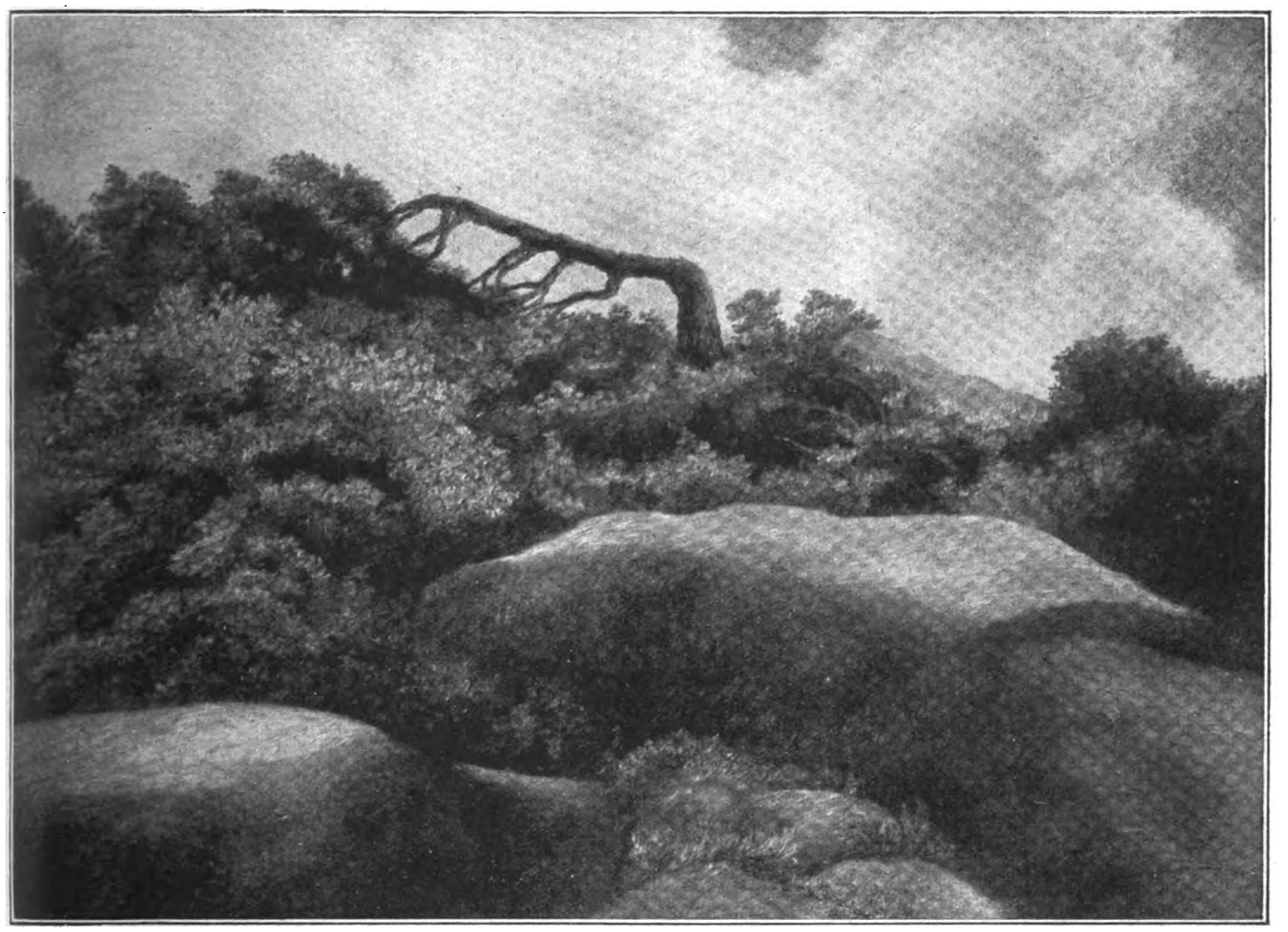
Das Ergebnis war, daß Meister Gröschel mit mehreren Tuch- und Teppichballen und Meister Hertel mit einer ganzen Mappe voll Entwürfen heimkam. Sonst brachten beide nur halbe Worte mit. Man beklagte, daß die Nösener in ihrem Recht gekränkt waren, sah aber keinen Anlaß darin, sich mit ihnen gemeinsam an die beiden anderen Stände zu wenden. Es mochte ja sein, daß auch ihnen einmal Erbgrafen eingesetzt wurden, und sie waren dieserhalb auch wirklich beunruhigt; aber eben jetzt sei der Fall zu ungünstig, der Erfolg völlig ausgeschlossen. Herr Johann von Hunyad gehörte selbst dem Adelstande an; der Adel werde darum nichts gegen ihn unternehmen wollen, und was die Szekler betreffe, so würden die sich wie gewöhnlich an die Entschlüsse des Adels halten. Ganz ähnlich antwortete man in Mediasch und Schelk dem Ratssekretarius, dessen ganze Beredsamkeit dort verloren gewesen war.

Die Reise des Teppichhändlers hatte mehrere Wochen gedauert. Als er endlich wieder in Nösen eintraf, hatte Herr Johann von Hunyad schon Herrn Michael Székely von Szent-Ivan, den Bruder seines Schwagers Johann Székely, und Herrn Stefan von Hedersa zu Kastellanen der Burg und Vizgrafen eingesetzt, und schon wurde das Haus in der Ungargasse, das Krongut war, für sie instand gesetzt.

Dieses Haus hatte einstmals einem gewissen Balthasar Clausenburger gehört und trug daher die Buchstaben B. C. auf seinem steinernen Türstock; allgemein hieß es danach das Haus B. C. Da nun darunter noch A. D. 1342 eingemeißelt war, zeigte das Schild alle vier ersten Buchstaben des Alphabets und die vier ersten Zahlen. Man hob gerne solche Spiele des Zufalls als merkwürdig hervor.

Das Haus B. C. war im Laufe der Jahre, weil die letzten Grafen von Nösen nicht hier gewohnt hatten, sondern auf ihren Schlössern geblieben waren, arg verfallen. Die Krone hatte sich darum nicht gekümmert, die Stadt keine Ursache und kein Recht dazu gehabt. Das Schindeldach war zerfressen und zeigte an vielen Stellen die Sparren, die sich auch schon bedenklich zu senken begannen. In den Fenstern waren viele Scheiben ausgebrochen, da niemand die Bleifassungen, die etwa zermürbt waren, nachgebessert hatte; auch mochte dann und wann, wenn die Knaben mit Schleudern nach den Spatzen schossen, ein Stein fehlgegangen sein und einen Butzen getroffen haben. Zudem waren alle Fenster blind bis auf das eine im Erdgeschoß, wo der alte Wärtel hauste. Im Innern war von den Wänden die Tünche abgeblättert; in das Holz und in die Stoffe der Möbel hatten sich Würmer und Motten eingenistet.

Digitized by Google



Granitblöcke. Gemälde von Luise Thiersch-Patzki.

Nun ließen sich die beiden Kastellane jeder einen Halbteil des Hauses nach ihrem Wunsche neu tünchen und einrichten. Meister Gröschel kam mit seinen Neuigkeiten eben zurecht. Die Herren wählten sich das Schönste und Teuerste und stimmten ihn dadurch, wenigstens was ihren Geschmack betraf, leicht genug zu ihren Gunsten.

Ganz so gab es auch für die Baumeister, für die Tischler und Zimmerer und viele andere Handwerker mancherlei Verdienste. Und alle erwarteten sie noch viel mehr, sobald die Kastellane dauernd in der Stadt ihren Aufenthalt nehmen würden.

Ein Teil der Bürger schien sich mit dem Erbgrafen zu dieser Zeit bereits versöhnt zu haben; man sah nur Vorteile, keinen Nachteil. Anderen aber stach es ins Herz, daß die Nösener von den übrigen Sachsen in so wichtiger Sache verlassen worden waren, und sie nährten mit dem Unwillen darüber ihre Sorge. Wenn schon kein Einspruch gegen den Erbgrafentitel erhoben ward, sollte man sich doch die alten Freiheiten für jetzt und alle Zukunft bestätigen lassen. Es ging auf den Herbst zu, und es konnte bald schlechtes Wetter eintreten. Wollte man noch in diesem Jahr die Sendfahrt unternehmen, so mußte das bald geschehen. Sie drängten dazu, während die Unbesorgten zu warten rieten, bis Herr Johann von Hunyad selbst nach Nösen käme.

Es traf sich gut, daß er, seit kurzem in seine Heimat zurückgekehrt, jetzt in Klausenburg weilte, wo er ein ansehnliches Haus besaß. Dahin waren es nur zwei Tagereisen. Da konnte niemand die Länge des Weges zum Vorwand nehmen. So wurde die Fahrt beschlossen, und man wählte die Boten. Es waren dies der gegenwärtige Richter Ulrich Thümmel, der des verflossenen Jahres Petrus Hertel und der Baumeister Georg Eyben, der Sekretarius Stefan Bertram und der Notarius Johann Parth. — Diese fünf Männer, begleitet von einer stattlichen Anzahl von Knechten, ritten eines Tages in hellem Frühsonnenschein aus der Stadt auf Heidendorf zu, und noch hatten sie den freundlichen Ort nicht erreicht, als ihnen die beiden Kastellane, die eben auf die Hasenpirsch zogen, in die Quere kamen, beide mit der Armbrust in der Hand und die Knappen mit der Hundekoppel hinter sich.

„He, wohin, ehrsame Meister?“ rief Herr Stefan von Hedersa auf Ungrisch.

„Wir reiten zu Herrn Johann von Hunyad nach Klausenburg“, antwortete der Richter auf Deutsch.

„Und was wollt Ihr bei ihm?“ fragte Herr Michael Székely, auch er auf Ungrisch.

„Ihm unsere Aufwartung machen“, erwiderte der Richter, wieder auf Deutsch.

„Szerencsés utazás (Glückliche Reise)!“ rief Herr Stefan, und Herr Michael wiederholte es. Zugleich aber gaben sie ihren Knappen das Zeichen, die Hunde loszulassen, und die mochten den Hasen wittern, der jenseit der Straße dahinsprang; sie flogen ihm nach mitten in den Reiterzug, den Pferden zwischen den Beinen durch, so daß das eine bäumte, das andre sich in Lauf setzen wollte, ein drittes stehen blieb, somit eine heillose Wirre entstand.

Die beiden Herren standen drüben und lachten aus vollem Halse, die Knappen lachten mit.

Das Ganze konnte Zufall sein und mußte als solcher hingenommen werden, unter sich aber legten es die Nösener als böse Absicht aus. Und lange noch hörten sie hinter sich — denn sie hatten, rasch wieder geordnet, sich in Trab gesetzt — das Lachen der beiden Herren, hörten es aus dem lustigen Hufschall ihrer Pferde heraus, als zwischen ihnen und jenen schon der Ort lag. (Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Der Vorstoß an die Marne.

Deutsche Truppen passieren den Kirchplatz in Cormicy.

In scharfem Vorstoß haben unsere Truppen — die beiden Armeen v. Boehn und Fritz v. Below — die Marne erreicht. Reims ist von drei Seiten — von Osten, Norden und Westen — abgesperrt, und die Bahnlinie im Marnetal, einer der wichtigsten Verkehrswege der feindlichen Heere, liegt unter dem beständigen Feuer unserer Batterien, die vom Nordufer der Marne aus das Marnetal in fünfundzwanzig Kilometer Länge beherrschen.

Von unseren Batterien zermalmte feindliche Stellung beim Fort de Pinon.

Z Phot. vom Bild- und Film-Amt.

Feldlazarett mit verwundeten Deutschen und Franzosen vor dem Schloß Pinon.

Wieder fielen in den vier ersten Junitagen gegen fünfzigtausend Gefangene, gegen fünfhundert Geschütze, Tausende von Maschinengewehren und unermeßliche Kriegsvorräte des Feindes in unsere Hände. Wir stehen auf demselben Boden, den die Armee v. Kluck bereits im August 1914 erreicht hatte, in bedrohlicher Nähe von Paris. Die Franzosen, die diesmal die Hauptleidtragenden waren, erklären bereits, von den Engländern, die ihnen keine Hilfe leisten konnten oder wollten, im Stich gelassen zu sein, und die Engländer deuten bereits an, daß ihnen die Verteidigung französischen Bodens nicht die letzte Aufgabe des Krieges sei. Beide Freunde aber fürchten gleichmäßig, daß der nächste Stoß Hindenburgs sich noch einmal gegen die französische Front oder einmal wieder gegen die englische Front richten wird, das heißt, sie sind noch immer im unklaren darüber, ob Hindenburgs nächstes Ziel Paris oder der Kanal sein wird. Hindenburg aber sagt ihnen immer wieder, daß ihm um Geländegewinn gar nicht, sondern um die Vernichtung des Gegners zu tun und daß es ihm ganz gleichgültig ist, ob er sein Ziel vor Paris oder am Kanal erreicht. Und Schlag folgt auf Schlag! Wo der nächste fallen wird, wissen wir ebensowenig wie Engländer und Franzosen. Aber wir sehen mit Genugtuung, daß sie sich für alle Fälle vorbereiten. Die Engländer verkürzen ihre Front, um sich stärker zu machen, und die Pariser fliehen in Scharen aus Paris. Und Lloyd George und Clemenceau erklären, daß die Lage ernst sei.

Digitized by Google

Nr. 29 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

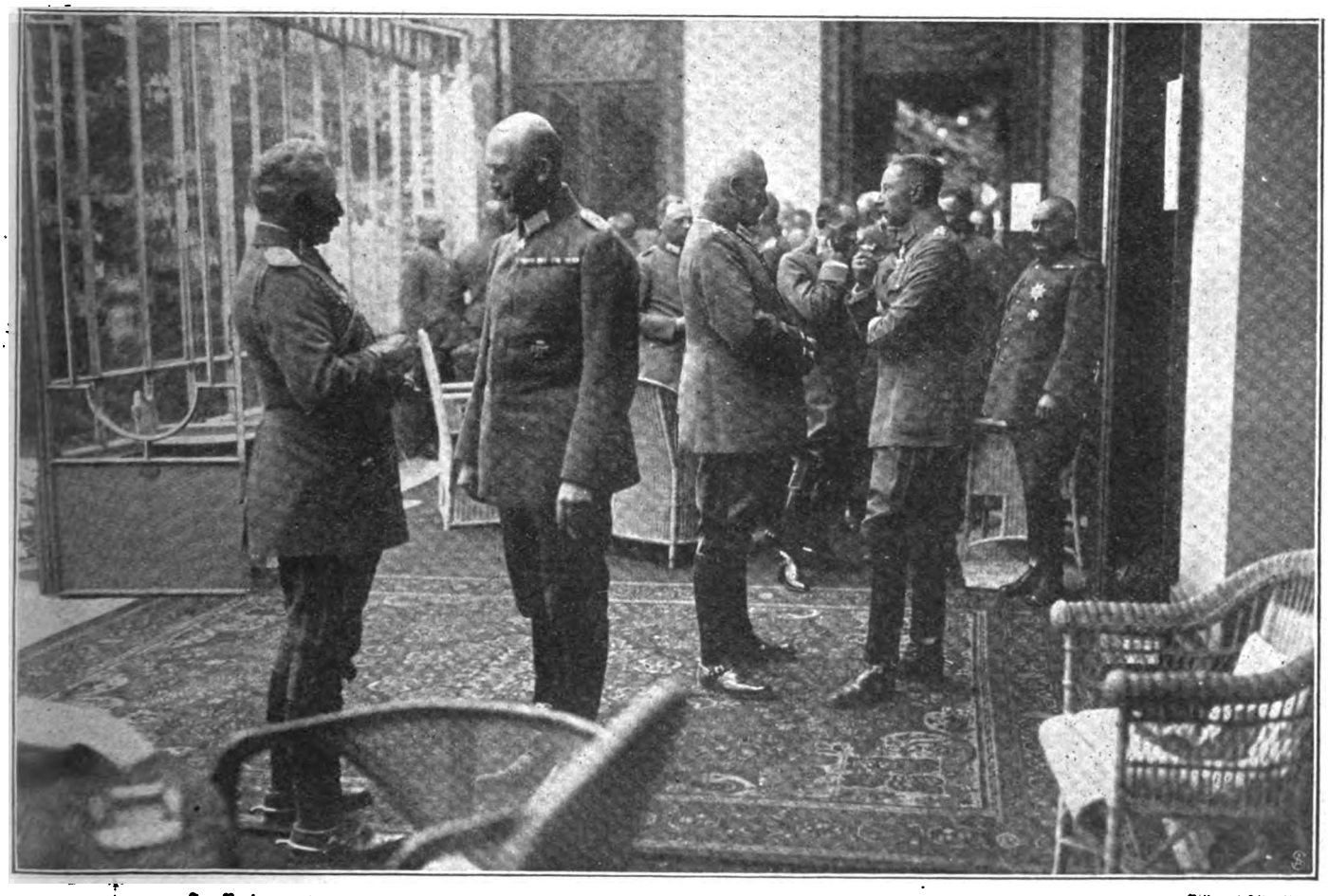
Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(9. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Winter klopfte um sechs Uhr an Christas Tür. „Wenn wir doch gingen", schlug er vor. „Das Barometer ist gestiegen. Haben Sie Mut?"

Den hatte sie schon. Und es schien auch ihr fast leichter, sich ins Tal zu wagen, als noch länger in der vollen Hütte zu bleiben. Allgemein fand man sie leichtsinnig und war sicher, daß sie wieder umkehren müßten: aber sie ließen sich von einem der miteingeschneiten Führer begleiten und machten sich auf den Weg. Ein aufreibender Kampf war's gegen den Wind an, der hier draußen noch tüchtig pfiff, bis zur Schwarzwandscharte und über einige Gletscher abwärts, über die sich allerdings im Sitz abfahren ließ.



Im Vordergrund von links: der Kaiser, Oberstleutnant Bauer, Generalfeldmarschall von Hindenburg und Kronprinz Wilhelm. Bild- und Film-Amt.

Die Feier des 30jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers im Großen Hauptquartier.

Digitized by Google

Allmählich verwandelte sich der Schnee in Regen und durchnäßte sie tüchtig. Aber als sie gegen zehn Uhr die berühmte Timmels-Alm erreichten, auf der fast nur Pferde gepflegt werden, klärte es sich auf, und sie saßen eine Weile am Bach, der die Wiesen durchrauscht, und gönnten sich Ruhe und Frühstück. Langsam traten die Berge hinter den Schleiern hervor und schienen sie etwas spöttisch zu grüßen.

„Gott sei Dank", sagte Winter aus tiefstem Herzen. „Wie genieße ich die Befreiung! Endlich wieder Luft und Licht! Die Armen, die dort oben noch gefangensitzen!"

Einzelne Pferde kamen heran und ließen sich von Christa streicheln. Der häufige Besuch von Touristen hatte sie zutraulich gemacht. Winter entließ den Führer, der gleich wieder zum Kaiserin-Elisabeth-Haus zurückkehrte. Um durchs Passeier zu wandern, war er ihnen wirklich nicht nötig! Noch einmal wandten sie sich den Bergen zu, deren Namen Christa alle Tage ins Ohr gedrungen waren: nun wurden sie ihr erst zu einem Begriff!

„Schade," meinte sie, „daß wir um so viele Gipfel gekommen sind. Ich hätte so gern vor Hugo ein wenig geprahlt."

„Ich trete für Ihre Leistungen trotzdem ein, sie waren glänzend", sagte Winter warm. „Der Abstieg bei diesem Wetter war gewiß keine Kleinigkeit — und einige Stunden haben wir noch vor uns."

Wie fast immer im Gebirge wuchsen sich „einige Stunden" zu beinahe einem Tage aus. Das Passeier zog sich in endloser Länge hin, und auf die steilen, steinigen Wege brannte unbarmherzig die Sonne nieder.

„Recht angenehme Kontraste", sagte Christa fröhlich, während sie nachmittags um drei Uhr auf einer schattigen Altane im Dorf Moos Kaffee tranken. „Den ganzen Lauf der Jahreszeiten macht man an einem Vormittag durch: strengen Winter in der Höhe, Frühlingsregen am Fuß des Berges, Sommerhitze im Tal —"

„Und Herbstfreuden wird uns schon Meran schicken", beendete er ihren Satz. Etwas unruhig sah er dann auf die Uhr: „Ja, wenn wir das Auto in Sankt Leonhard noch erreichen wollen —"

„Ich bin bereit." Christa erhob sich. Sie verschwieg ihm, wie weh ihr die Füße und Knie taten. Was half's? Weiter mußte man doch.

Es kamen ein paar sehr bittere Stunden, trotzdem sie die prachtvolle neue Straße entlang führten, die streckenweis aus dem Fels gesprengt und abwechselungsreich genug durch schattigsten Wald oder über blühende Wiesen gelegt worden ist. Aber bei ermüdetem Körper verlieren Augen und Seele die Kraft, Naturschönheiten zu genießen, und Christa sank endlich vollkommen erschöpft vor dem Posthaus in Sankt Leonhard auf eine Bank nieder. Winter aber gab geschwind ein Telegramm an Pansell auf, das ihm befahl, so schnell wie möglich mit dem Auto nach Meran zu kommen; denn sein Verlangen nach seinem Koffer war unbeschreiblich groß.

„Morgen früh schon können wir alles haben, was unser Herz ersehnt", versuchte er Christa aufzumuntern. „Nehmen Sie nur ein recht heißes Bad gleich nach unserer Ankunft, dann verfliegen die ‚Bergschmerzen' am schnellsten.

Sie nickte ihm dankbar zu. Und bei der schönen Fahrt im Autobus, der glücklicherweise fast leer war, da die Touristen noch ängstlich in den Hütten ausharrten, erholte sie sich bald wieder. Die Luft war mild und warm, und nach den langen Tagen in Eis und Schnee empfand sie den Anblick der köstlichen, subtropischen Vegetation Südtirols als doppelt wohltuend. Die Trauben hingen schon schwer in den Weingärten, die Lasten der Obstbäume begannen sich zu färben — der wunderbare Reichtum des gesegneten Tales legte sich beruhigend auf die Nerven.

„Wie haben Sie sich Pansell gegenüber ausgedrückt?" fragte Christa plötzlich einmal während der Fahrt, von geheimem Argwohn ergriffen.

„Nun, lange Höflichkeitsformen telegraphiert man ja nicht! Ich habe ihn einfach herbeordert."

Christa schwieg. Wäre sie nicht so müde gewesen, so hätte sie lieber die Depesche selbst aufsetzen sollen. Pansell würde gleich wissen, wer ihr Urheber sei!

Abends, nach erfrischendem Bad und nachdem sie ihr Äußeres, sogut wie möglich, durch die Schätze aus dem Rucksack aufgebessert hatten, saßen sie sich im Palast-Hotel gegenüber. Winter hob sein Glas und stieß es an Christas: „Auf die beste und liebenswürdigste Kameradin, die man sich nur wünschen kann", sagte er.

Sie errötete vor Freude: es war ihr erster Erfolg bei ihm, das fühlte sie, und niemals hätte sie ihm soviel offene Herzlichkeit zugetraut.

Fröhlich besprachen sie alle Einzelheiten ihrer zum Teil mißglückten Partie — denn der einzige Gipfel war ja der Becher geblieben! Trotzdem waren es doch schöne Tage gewesen; in der Erinnerung kam ihnen nun schon das Zusammengepferchtsein im Kaiserin-Elisabeth-Haus ganz lustig vor. Aber doch: wenn Winter sich ausmalte, er säße auch heute noch dort oben statt hier unten mit ihr im schönen Eßsaal — Grauen durchschüttelte ihn! Christa lachte ihn aus und neckte ihn mit seinen überfeinerten Ansprüchen: Hugo war anders, der fand sich in alles hinein, ohne je ein Wort darüber zu verlieren.

„Hugo scheint mir doch das Ideal eines Ehemannes zu sein", sagte er ein wenig gekränkt.

„Eines Ehemannes, nein! Aber eines Mannes gewiß", widersprach sie fest.

Er sah sie fragend an.

„Ja, das ist doch zweierlei! Fast möchte ich behaupten — wahrscheinlich gegen die Mehrheit der Menschheit — daß das Vorbild eines Ehemannes und das eines Mannes sich kaum je decken können. Denn die Tugenden, die wir als höchste männliche preisen: Mut, Unbestechlichkeit, Treue gegen sich selbst — sie alle sind in der Ehe fast unbrauchbar: sie verlieren ihren Zweck und sind damit entwurzelt. Männer gewinnen selten durch die Heirat an Charakter."

„Und die Frauen?" forschte er weiter, obgleich er durchaus nicht überzeugt von ihrer Behauptung war.

„Die blühen auf und entwickeln sich und ihre besten Eigenschaften erst im festen Hafen. Alles andere, was sich die Frau erobert, kann ihr immer nur unvollkommenen Ersatz bieten! — Die Liebe zum Mann und zu Kindern bringt ihr Wesen zur Reife. Unsere Verstandes- und Herzensgaben sind unauflöslich mit der Liebe zur Familie verquickt, wir sind und bleiben in der Hauptsache Mütter. Während sich ein Mann sehr gut ohne die Bestimmung zu einem Vater denken läßt! Wie z. B. Sie und Hugo. — Woltershausen dagegen ist schon ganz in der Sphäre des Hauses untergegangen."

„Der war niemals anders!"

„Daher eignete er sich also besonders zum Familienvater. Und wurde dazu ausersehen."

„Und Hugo?" wollte er feststellen. „Ein Ehemann — und doch kein Vater? Welchen Platz in der Weltordnung weisen Sie diesen Zwittergeschöpfen an?"

„Denselben wie uns kinderlosen Frauen: wir haben unsern Beruf verfehlt." Wie voll Traurigkeit ihre Stimme bei diesen Worten wurde, und ebenso ihre Augen!

„Verzeihen Sie," bat er, griff nach ihrer Hand und küßte sie, „ich wollte Sie gewiß nicht kränken."

„Nein, nun muß ich aber dies glückliche Beieinandersein doch stören", rief eine Stimme, und vom Nebentisch erhob sich eine recht stattliche ältere Dame. „Liebe Frau von Terfalt, entsinnen Sie sich meiner — Gräfin Malzberg — wir waren mal in Kairo bei Shepheard zusammen —"

„Gewiß", entgegnete Christa höflich, aber ohne die lebhafte Freude der andern zu erwidern. Sie erhob sich halb und fragte: „Wollen Sie bei uns Platz nehmen? Mein Reisekamerad, Baron Winter —"

Digitized by Google

„Ach, Sie kenne ich auch, von irgendwoher“, fuhr die Gräfin fort. „Wenn man wie ich ſtets auf Reiſen lebt, kennt man die halbe Welt! War es nicht in Rapallo — oder in Antibes — da waren Sie nicht?! Alſo vielleicht —“

„Ich will Ihnen helfen: im guten, deutſchen Seebad Scharbeutz war es — gar nicht in einem eleganten ausländiſchen Ort. Ich liebe nämlich die Oſtſee mit ihren herrlichen Buchenwäldern über alles, obgleich es ja als feiner gilt, fremde Küſten aufzuſuchen.“

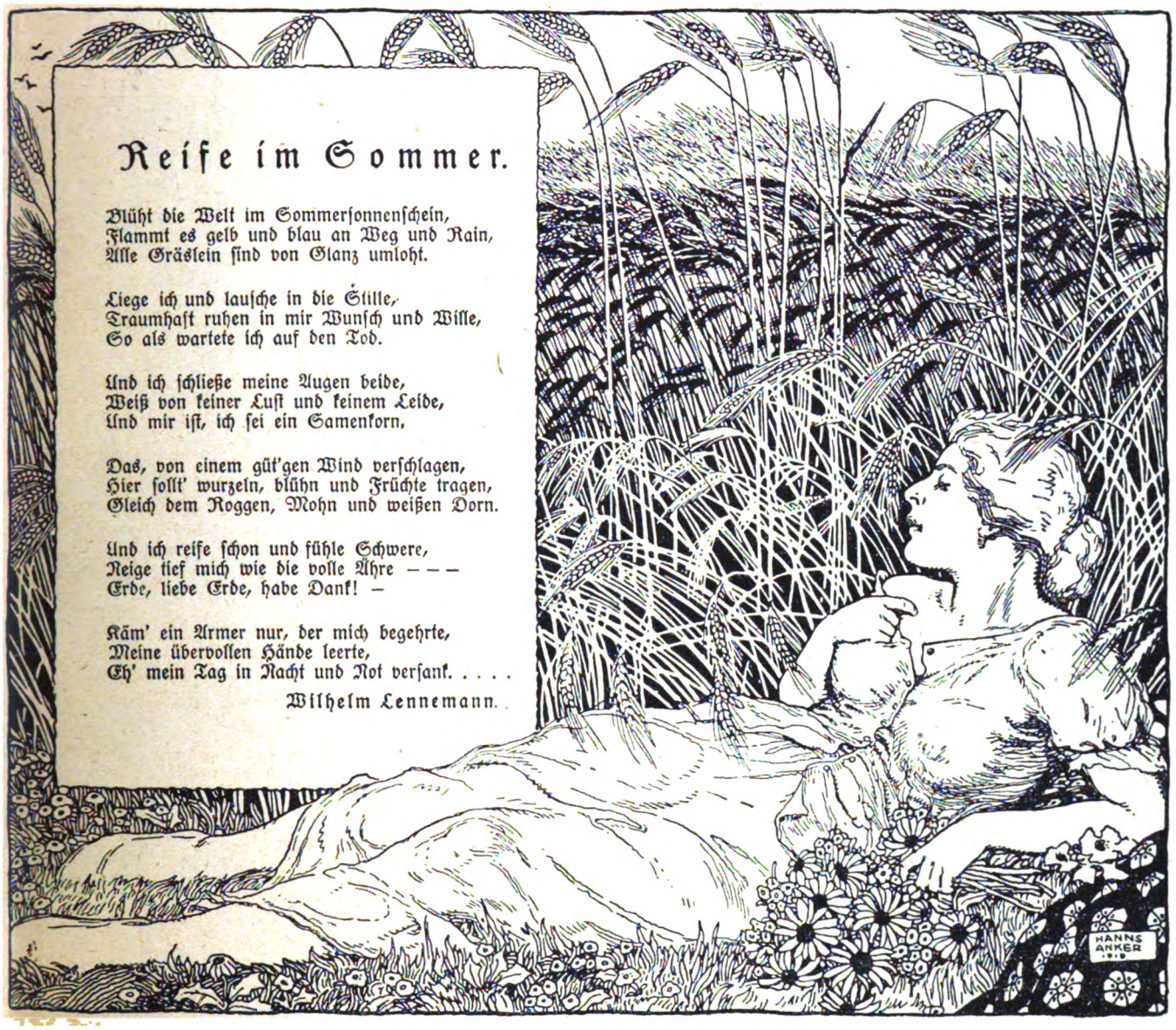
„Nun, jedes zu ſeiner Zeit“, beſchwichtigte Gräfin Malzberg ihn gnädig. „Ich habe auch dann und wann

„Das Auto mit unſern Koffern kommt erſt morgen früh“, gab Chriſta unwillig zur Antwort. „Auf die Berge ſchleppt man nichts Überflüſſiges mit, Gräfin!“

„Beſonders nicht, wenn man ſo tapfer ſeinen Rucksack ſelbſt trägt“, ſagte Winter voll Anerkennung.

Chriſta lächelte ihm zu. Sie verſtand ſeine ritterliche Aufwallung: ſie in Gegenwart der Angreiferin zu loben.

„Ich habe auch einmal im Leben eine Bergtour gemacht“, erzählte die Gräfin. „Auf den Brocken. Wir fuhren mit einem Wagen hinauf und übernachteten oben, um den Sonnenaufgang zu erleben. Aber ich habe nur noch die



patriotiſche Anwandlungen, beſonders wenn meine Kaſſe etwas mager iſt. Aber nun ſagen Sie mir, Liebſte, was treiben Sie hier? Und wo iſt Ihr Mann?“ — Aufmerkſam ſah ſie von einem zum andern.

Chriſta gab ihr eine kurze Erklärung: Terfalt habe auf ſeine Güter zurückmüſſen und ihr eine beſondere Ferienzeit in München gönnen wollen. Die nütze ſie nun aus, um mit Baron Winter ein paar Hochtouren zu machen.

„Sieh da! Die moderne Welt! Solch ein hübſches Frauchen überläßt Ihr Mann ſich ſelbſt —?“

„Nein, mir, Gräfin“, ſchob Winter feſten Tones ein.

Sie verneigte ſich lächelnd. „Ein guter Kavalier, ſicherlich! Nun, wir Alten müſſen uns erſt an den Umſchwung der Sitte gewöhnen!“ Sie muſterte Chriſta. „Und noch immer im Sportanzug —!“

Erinnerung an kalte Betten und ſchrecklich viel Unruhe am früheſten Morgen — als wir aufſtanden, war alles vorüber und das Haus leer von dieſen lärmenden Leuten, gottlob!“

„Wie unhöflich auch von der Sonne, ſo früh aufzugehen“, meinte Chriſta ſpöttiſch.

„Ach, die Sonne! Um die haben wir uns nicht weiter gekümmert“, ſagte die Gräfin ſorglos.

Chriſta und Winter ſahen ſich an und lachten hellauf. Das war ein Beweis mehr für die alte Dame, daß dieſe Kameradſchaft — oder Freundſchaft — doch bereits Formen angenommen habe, Formen, die — —

„Ich muß mich verabſchieden“, ſie erhob ſich und reichte Chriſta die Hand. Dann fiel ihr etwas ein: „Bleiben Sie längere Zeit hier, liebe Frau von Terfalt?“

„Das hängt vom Wetter ab“, ſagte Chriſta.

Digitized by Google

Und von den Leuten, dachte Winter.

„Nun ich meine nur: wenn Sie gelegentlich ein Plätzchen im Auto für mich frei hätten —! Die Straßburgs sind in Bozen, ich möchte sie einmal aufsuchen —"

„Gewiß gern", versicherte Christa etwas heuchlerisch.

Infolgedessen aber sprach die Gräfin auch Winter ihre Freude über die Begegnung aus, obgleich sie bestimmt in ihm den Urheber dieser „Escapade" sah, die ja nur einen Eheskandal zur Folge haben konnte! Die arme, liebe Christa war nicht sehr begabt, die ließ sich wieder in ein neues Abenteuer hineinlocken.

Die Zurückbleibenden wußten ungefähr um den Gedankengang der Forteilenden. Nicht mehr ganz so froh nahmen sie noch einmal Platz.

„Wenn sich die Menschen doch nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern möchten", schalt Winter. Christa merkte ihm an, wie peinlich ihm die ganze Szene gewesen war.

„Aber es ist doch selbstverständlich, daß sich Leute, die nichts vom Sport verstehen, über unser Beisammensein wundern werden! Sie sollten das nicht so schwer nehmen."

In seiner Seele aber blieb ein Stachel zurück. Sein Lebenlang hatte er es vermieden, bei irgend etwas betroffen zu werden, was außerhalb der gesellschaftlichen Sitte stand. Und wenn es nun nicht gerade mit Christa gewesen wäre! Er hörte förmlich alle Welt, diesmal verkörpert durch die dicke Gräfin Malzberg, sagen: „Die Katze läßt das Mausen nicht." Als entspräche das der innersten Natur einer Frau, die auch nur ein einziges Mal sich über die Sitte hinweggesetzt hat. Freilich, bis dahin hatte er ebenso gedacht, daß es für eine Frau mit einer Vergangenheit keine Wiederherstellung ihrer Ehre gäbe und daß auch jede Hemmung gegen Schlechtes in ihr aufgehoben sei. Aber wenn sie nun Christa angreifen würden — um seinetwillen! Alles empörte sich in ihm. Dieser Ungerechtigkeit wollte er entgegentreten mit allen Mitteln. Und mußte sich doch sagen, daß es ein Kampf gegen Windmühlenflügel sein würde. Denn Gerüchte sind nicht zu fassen noch umzubringen. Das beste wäre es also, sie führen morgen mit dem Auto nach München zurück — vielleicht konnten sie die Gräfin zuerst nach Bozen bringen. Um ihre Gunst zu erhalten, lohnte sich der kleine Umweg schon. Christa würde seine Beweggründe vielleicht wieder falsch deuten und sich einbilden, er fürchte die üble Nachrede für sich selbst. Gut, mochte sie dabei bleiben!

Als er am nächsten Morgen zum Frühstück erschien, saß Christa schon am Tisch. Halb ärgerlich, halb lustig sah sie ihm entgegen. Schweigend reichte sie ihm ein Telegramm. Da drahtete dieser Pansell wahrhaftig, das Auto habe einen Motordefekt, der eine ausführliche Reparatur nötig mache, er fahre deshalb nach München zurück. Die Koffer seien als Eilgut befördert und müßten bereits in Meran sein. So ein Bursche — Winter knirschte mit den Zähnen.

Thomas Rowlandson: „Soziale Verkommenheit" (aus „Miseries of Social Life").

Die Spottzeichnung als politisches Kampfmittel Englands vor hundert Jahren.

„Wir wollen lieber gleich selbst zum Postamt gehen und nach unserm Gepäck fragen," sagte Christa. „Welch ein Glück, daß man in Österreich die Handkoffer mit der Post schicken darf!"

Winter gab seiner schlechten Laune nach. „Ihr Talent, in allem nur das Angenehme zu sehen, ist großartig, gnädige Frau! Dieser Pansell hatte doch schon seinen Plan fertig — erinnern Sie sich, daß er an der Grenze sagte, das Auto käme bald leer zurück?! Er hat eben keine Lust gehabt, mit uns oder mit mir eine Reise zu machen."

„Vielleicht", gab Christa ehrlich und betrübt zu. Sie sann eine Weile nach, dann sah sie dem Baron voll in die Augen: „Wer weiß, wozu alles gut ist — Sie haben recht, ich bin ein wenig Fatalistin, aber nur zur angenehmen Seite hin!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Spottzeichnung als politisches Kampfmittel Englands vor hundert Jahren.

Von Dr. Georg Malkowsky. — Mit 6 Abbildungen nach alten englischen Karikaturen.

Die Ähnlichkeit der politischen Zustände und der sich aus ihnen ergebenden kriegerischen Ereignisse am Anfange des 19. Jahrhunderts mit denen unserer Zeit ist augenfällig. Nur die Rollen haben gewechselt, die Gruppenbildung der Mächte hat sich geändert. Als allgemeiner Feind erschien damals Frankreich, als Vorkämpfer der Gegenpartei England, später Rußland, Spanien und die gesamten europäischen Staaten mit wenigen Ausnahmen. Das erste Kriegsziel, die Befreiung der Völker vom napoleonischen Drucke, war wenigstens für England schon seit dem Beginn des Jahrhunderts hinter den wirtschaftlichen Interessen zurückgetreten. Es galt vor allem, einen gefährlichen Gegner im Kampfe um die Beherrschung der Meere zu beseitigen. Auch die Kriegsmittel waren ähnliche. England blockierte mit seiner überlegenen Seemacht die Häfen und schnitt die Zufuhren ab, Napoleon antwortete unter Vergewaltigung der Neutralen mit der Kontinentalsperre. Schon als erster Konsul hatte er von der Befreiungsphrase in seinen Proklamationen reichlich Gebrauch gemacht. „Wir werden den Krieg als großmütige Feinde führen, wir bekämpfen nur die Tyrannen." Später als Kaiser rief er den Spaniern zu: „Spanier, euere Nation ging unter, ich habe euere Leiden gesehen und werde ihnen Linderung bringen . . . ich will mir dauernden Anspruch auf eure Liebe und eure Dankbarkeit erwerben. . . Spanier, seid voll Hoffnung und Vertrauen." Diesem Phrasengeklingel setzten die Engländer den nervenerschütternden Trommelschlag der Spottzeichnung entgegen. Illustrierte Wochenschriften gab es damals noch nicht, aber die farbigen oder mit der Hand kolorierten Kupferstiche wurden von London aus in Hunderttausenden von Flugblättern über den ganzen Erdkreis verbreitet, wühlten mit ihren drastischen Motiven und deren plakatartigen Darstellungen die Leidenschaften auf und erwiesen sich als die wirksamsten Bekämpfer des französischen Imperialismus. Wenn es den Engländern gelang, für den Kampf gegen ihn Europa in ein waffenstarrendes Lager zu verwandeln, so war dieser Erfolg nicht zum geringsten Teile ihren Karikaturisten zu verdanken, deren drastische Flugblätter den Kontinent überschwemmten.

Das Rüstzeug für diesen mit geistigen und künstlerischen Waffen geführten Kampf hatte jenseit des Kanals Meister Hogarth geschmiedet und zunächst gegen die verrottete Gesellschaft des eigenen Landes mit gewaltiger Wirkung angewendet. Sein „Weg einer Dichterin", „Das Leben eines Wüstlings", „Die Heirat nach der Mode", „Fleiß und Faulheit" und die vielen gegen politische Personen und Systeme gerichteten Flugblätter wirkten wie reinigende Gewitter. Ein einziges satirisches Porträt, wie das des Hochverräters Lord Simon Lovat, brachte dem Künstler in wenigen Tagen eine Summe von 20 000 Mark ein. Die Händler konnten der Nachfrage nicht genügen, man riß sich um das Blatt und hing es mit grimmigem Behagen wie ein warnendes Schreckbild in seinen Wohnräumen auf. Die Stärke Hogarths lag nicht allein in dem Schaffen derbcharakteristischer Typen, sie bewährte sich vor allem in dem Erfassen einer Persönlichkeit in ihrer ganzen Eigenart, in dem maßvollen Hervorheben und Übertreiben ihrer besonderen körperlichen Qualitäten und in der energischen Verwendung der so entstandenen Konzeption unter satirischem Gesichtswinkel Ein glänzender Zeichner,

Thomas Rowlandson: „Der Antiquar".

James Gillray. „Jack Teerjack bogt den Bürger Franzmann nieder".

Digitized by Google

hielt er sich stets an die natürliche Erscheinung, aus der er folgerichtig mit wenigen Linien das komische Element zu entwickeln wußte.

Dem Beispiele des Meisters folgte das Dreigestirn der Karikaturisten Thomas Rowlandson, James Gillray und George Cruikshank. Was sie von Hogarth übernommen hatten, war nicht der künstlerische Stil, sondern der sittliche Ernst, mit dem sie Schäden ihrer Zeit aufdeckten und dem befreienden Lachen preisgaben. Der verrottete Hof Georgs III. und des Prinzen von Wales, das wüste Leben der bevorzugten Stände, die Genußsucht bürgerlicher Kreise und das Elend des niederen Volkes boten dem Griffel des Karikaturisten dankbare Motive, die er, von keiner Zensur behindert, von der Anteilnahme der besseren Elemente getragen, in voller Freiheit ausgestalten konnte. Die Weltmachtpolitik Frankreichs unter Führung Napoleons vereinigte dann ihre propagandistische Kraft in einem gemeinsamen Zielpunkt. Flammender Haß, unauslöschlicher Grimm spricht aus jedem ihrer meist kolorierten Flugblätter. Bald mit empfindlichen Nadelstichen, bald mit niederschmetternden Keulenschlägen gehen sie dem Gegner zu Leibe und gewähren auch dem Niedergerungenen keinen Pardon. Damals wie heute tritt dabei eine gewisse inhaltliche und formale Brutalität zutage, die um der Wirkung willen keine Roheit des Motivs und der Technik scheut und rücksichtslos alle, auch unkünstlerische Mittel anwendet, um ihren Leidenschaften aufwühlenden Zweck zu erreichen. Manche dieser in großem Format wiedergegebenen Blätter wirken wie die Plakate, die den Bänkelsängern als Anschauungsmaterial für ihre Schilderung von Mordtaten und Brandstiftungen dienen. Dabei liegt über allen doch stets unverkennbar ein Abglanz künstlerischer Auffassung und reifen Könnens. Rowlandson, Gillray und Cruikshank blieben auch in ihren Flugblättern Maler und Zeichner von hohen Graden. Ihre Blätter sind selten geworden und werden als Denkmale erschütternder Ereignisse in der Weltpolitik an der Grenze zweier Jahrhunderte von Liebhabern und Sammlern, von Museen und Bibliotheken hoch eingeschätzt.

James Gillray: „Glatteis vor Humphreys Kunstladen".

Die englische Karikatur stand am Anfange des vorigen Jahrhunderts auf einer Höhe der Vollendung, die später nie wieder erreicht worden ist. Ihren Hauptvertretern ist eine strenge zeichnerische und malerische Schulung gemeinsam. Besonders vorteilhaft für die Leistungsfähigkeit ihrer Technik war der Umstand, daß sie nicht nur zeichneten, wie es wohl heute ausnahmslos der Fall ist, sondern mit gleicher Meisterschaft den Grabstichel führten, ätzten und kolorierten. So entstanden Arbeiten von einheitlicher Wirkung, die stets die Eigenart des Meisters, seine Handschrift verrieten.

Der satirischen Sittenschilderung Hogarths am nächsten steht Thomas Rowlandson (1756—1827), ja er übertrifft sein Vorbild in den besten seiner Arbeiten durch ein künstlerisches Maßhalten, das ihn vor geschmacklosen Übertreibungen bewahrt. Rowlandson hatte in Paris und London eine vorzügliche Ausbildung genossen und erwarb sich schon in jungen Jahren als Bildnis-, Landschafts- und Marinemaler einen gewissen Ruf. Seine Vorbilder waren keine geringeren als Reynolds, Gainsborough und Romney. Die Schmälerung des väterlichen Vermögens durch verunglückte Spekulationen, die Möglichkeit schnellen Erwerbes und seine handfertige Art des Schaffens führten ihn dem Gebiet der satirischen Zeichnung zu, die sich zunächst mit den politischen und moralischen Zuständen des eigenen Landes beschäftigte. Er fand für seine Flugblätter in dem Drucker Holland (London) einen verständnisvollen Verleger und erzielte mit ihnen einen reichlich lohnenden Absatz. Seine Hauptvorzüge waren flott umrissene, großzügige Linienführung und fein abgetönte, von ihm selbst ausgeführte Kolorierung, wobei ihm seine tüchtige Durchbildung als Aquarellmaler zu Hilfe kam. Eines seiner künstlerisch besten Blätter ist der „Antiquar". In Schnallenschuhen, Gamaschen, Kniehosen, langschößigem Rock und Perücke, den Dreispitz unter dem Arm, hat sich der Altertümler einer Mumie genähert, zu deren Füßen eine Sphinx und ein zerbrochener Krug ruhen. Durch ein Doppellorgnon betrachtet der interessierte Liebhaber das rätselhafte Objekt seiner Forschung und fährt erschrocken zurück, als ihm aus den Hüllen die grinsenden Züge eines bebrillten Kollegen, der vor einigen tausend Jahren gelebt haben mochte, entgegenstarren. Es handelt sich hier also um eine witzige Verspottung der rückwärts gewandten, sich in die graueste Vorzeit verlierenden Altertümelei, die auf Vorgänger stößt, wo sie solche kaum vermuten konnte. Dieses sowie das ebenfalls beigefügte Blatt aus der Serie „Miseries of Social Life" sind für die weniger satirisch zugespitzte als breit humoristische Art der Typen- und Sittenschilderung Rowlandsons kennzeichnend. Eine Schar geschwollener Emporkömmlinge des Mittelstandes hat sich mit den aufgeputzten Gattinnen um die reichbesetzte Tafel versammelt. Das Mahl nähert sich seinem Ende, die weiblichen Tischgenossinnen haben sich nicht, wie sonst in England üblich, entfernt, und die Männer sich und dem schweren Portwein überlassen, sondern haben sogar ihren unmündigen Nachwuchs hereinbeordert, der nun lärmend, blasend und trommelnd die Tafel umrast, hier einen würdigen „Cityman" am Zopfe zupfend, dort den Rest eines Glases leerend oder eine Flasche umstürzend. In breitem Goldrahmen aber schauen die Bilder der Großeltern Mr. und Mrs. Wohlerzogen (Wellbreed Esq.) auf die entartete Nachkommenschaft herab. Die Lebensauffassung der Vorfahren ist durch die Kamingarnitur angedeutet: zwischen den Füllhörnern rechtlich erworbenen Reichtums die von den Göttinnen der Anmut getragene Uhr in Gestalt einer Weltkugel, die wohl angewendete Zeit andeutend.

Die Arbeiten James Gillrays (1757—1815) umfassen den ereignisvollen Zeitraum vom ersten Grollen des revolutionären

Digitized by Google

George Cruikshank: „Bonapartes Aufstieg und Ende".

Erdbebens bis zum Zusammenbruch des französischen Imperialismus. Für seine künstlerische Manier bestimmend war der Umstand, daß er seine Lehrjahre bei einem Kupferstecher zubrachte und somit seine Arbeiten schon beim Entwurf auf die ihm vertraute Technik zuschnitt. Er begann wie Rowlandson mit der Sittenschilderung à la Hogarth, um dann zur politischen Karikatur überzugehen und im Kampfe gegen den Welteroberer seine schärfsten Waffen rücksichtslos zu gebrauchen. Von umsichtigen und geschäftsgewandten Verlegern, wie J. Kent, Brown, Holland, Fores und schließlich Mrs. Humphrey, unterstützt, gewann er einen ungeheuren Einfluß auf die Masse des Volkes. Besonders vor den Schaufenstern der letzteren Druckerin und Verlegerin drängte sich die Menge um die Auslagen seiner neuesten Karikaturen, wie er es selbst auf einem seiner besten Blätter geschildert hat. Seine letzten Lebensjahre brachte er in geistiger Umnachtung im Irrenhause zu, wo er 1815 gestorben ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen Spottzeichnungen einzugehen, in denen der Künstler die Sittenverderbnis des Hofes und der bevorzugten Stände, die Verblendung des Volkes, die verfehlte Politik der Regierung geißelte. Nachdem er die Anfänge der Französischen Revolution als befreiende Tat freudig begrüßt hatte, wurde er nach dem Königsmord und dem darauf folgenden Blutrausch ihr erbittertster Gegner und sah schon 1798 aus ihr die Diktatur und den welterobernden Imperialismus aufsteigen. Eines seiner wirksamsten Blätter, das aus diesem Jahre datiert ist, stellt dar, wie die „Teerjacke" (John Bull), nach der nord-

George Cruikshank: „Der Zug des Schurken nach der Insel Elba".

Digitized by Google

afrikanischen Küste vorspringend, den „Bürger Franzmann“ niederboxt im Streit um die Weltherrschaft, den in unseren Tagen England, die ganze Welt hinter sich herschleifend, erneut führt. Diesem drastischen Blatt — das Band um den Matrosenhut John Bulls trägt schon damals die prahlerische Inschrift „Britannia rules the waves“ — folgte eine ganze Serie ähnlicher Darstellungen, die im Anfange den Diktator und Kaiser als Riesen vorführen, um ihn schließlich als grotesken Zwerg enden zu lassen. Der Zeichenstift James Gillrays kämpfte unerbittlich gegen die Feder der Proklamisten und Pamphletisten Napoleons und erdrückte sie unter der Last seiner Spottbilder, die in der ganzen Welt reißenden Absatz fanden.

Mit George Cruikshank (1792—1878), dessen Schöpfungen nicht immer von denen seines nicht minder begabten Bruders und Mitarbeiters Isaac Robert zu trennen sind, beginnt der Niedergang und Verfall der englischen Karikatur, die erst in den eleganten Zeichnern des „Punch“ eine Art Wiedergeburt feierte. Cruikshanks Spottbilder versetzen dem besiegten Löwen den Eselstritt und verlieren schon dadurch an Großzügigkeit und sittlicher Würde. An Handfertigkeit ist er seinen Vorgängern ebenbürtig, aber es fehlt seinen Zeichnungen der Sinn für künstlerisches Maßhalten. Er will zu viel sagen und verliert sich in wortreiche Bei- und Inschriften, die erklären sollen, was der Stift nicht auszudrücken vermag. Bluttriefend stürmt Napoleon, von seinen Legionen gefolgt, der Erdkugel nach, die ihm ein gekrönter Teufel aus den Wolken entgegenhält, um nach der Schlacht bei Leipzig, vom Tode gehetzt, mit Siebenmeilenstiefeln zu fliehen und zitternd, von den Schatten seiner Opfer geängstigt, von Teufeln umtanzt, von einem Skelett sein Grab aufwerfen zu sehen. Und wenn auch die Bourbonen und ihre Anhänger in der Karikatur „Der Zug nach Elba“ nicht gerade glimpflich fortkommen — sie lärmen um ihn her wie die Gassenjungen und suchen ihrer mangelnden Größe durch hohen Kothurn zu Hilfe zu kommen — so berührt doch das Schleifen des besiegten Riesen mit zerrissenen Strümpfen und umgekehrt angeschnallten Sporen zur Überfahrt im Boote des Teufels wie ein plumpes Zerrbild. Nachdem Cruikshank durch den Sturz Napoleons sein dankbarstes Motiv verloren hatte, wurde er zum temperamentlosen Illustrator Walter Scotts und Dickens' und gelangte als solcher zu einem Ruf, den die Nachwelt kaum bestätigen und anerkennen dürfte, während seine 1832 in drei Heften veröffentlichten humoristischen Skizzen noch immerhin Spuren seiner großen Begabung verraten.

Der englischen Karikatur am Anfange des vorigen Jahrhunderts vermochte die deutsche Künstlerschaft nichts Gleichwertiges zur Seite zu stellen. Selbst Meister Schadow brachte es mit seinen Spottbildern auf Napoleon nur zu einer schwächlichen Nachahmung seiner Vorbilder jenseit des Kanals: Es fehlte wohl die stärkste Triebfeder, der grimmige Haß gegen den Todfeind. Man atmete auf, als man sich von ihm befreit sah, aber man mochte seinem Riesenmaß die Anerkennung nicht versagen. Wenn auch die moderne Künstlerschaft dem Weltkriege gegenüber nicht das erforderliche Maß von schöpferischer Leidenschaft aufzubringen vermochte, so dürften ähnliche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugt haben. Und doch wäre uns wohl manche üble Erfahrung erspart geblieben, wenn man dem Beispiele der englischen Karikaturisten gefolgt wäre und die propagandistische Wirkung des zeichnerischen Flugblattes in den Dienst der guten Sache gestellt hätte. Mit schlechten, künstlerisch minderwertigen Mitteln haben unsere Feinde eine Welt gegen uns aufgehetzt, die für uns zu gewinnen war, wenn man rechtzeitig der heuchlerischen Lüge die ungeschminkte satirisch umrissene Wahrheit entgegengehalten hätte. Das ist versäumt worden, und der Ernst des Riesenkampfes, den wir durchringen, wird ohne groteskes Gegenbild in die Weltgeschichte übergehen.

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(2. Fortsetzung.)

Als die Boten nach Klausenburg kamen, erfuhren sie, daß Herr Johann von Hunyad vor wenigen Tagen die Stadt verlassen und sich nach seiner Burg begeben habe. Da berieten sie sich, ob sie umkehren oder nach Vajda Hunyad reiten sollten.

Der Frühherbst war wunderbar golden. Das entschied. Ja, sie wollten nach Vajda Hunyad reiten.

Die Straße führte erst über hügeliges Gelände mit schönen Laubwäldern, die noch in vollem Grün standen. Man hatte sich nicht zu Unrecht mit bewaffnetem Geleit versehen. Es kam in der Tat zu einem Geplänkel mit Stegreifrittern, die hier auf Kaufleute lauerten. Aber das frischte nur den Mut auf. Die Wegelagerer verzogen sich schleunig, als sie die andern vorbereitet sahen.

Dann kam man in das schöne Miereschtal. Da fingen die Bäume schon an zu gilben. Dürre Blätter wehten auf die Reiter herab. Größere Sachsenstädte lagen auf dem Wege: Straßburg, Weißenburg, Mühlbach, Broos. Man ward überall mit großer Freundlichkeit empfangen und um Ziel und Ursache der Reise befragt. Ja, nach Vajda Hunyad ritt man, um sich die Freiheiten bestätigen zu lassen? Man erinnerte sich, daß man vor etlichen Monden um Beistand in dieser Sache angegangen worden war und fragte nach anderem. Bedauerlicherweise hatten sie nicht eingreifen können. Die guten Speisen und trefflichen Weine, die man den Gästen vorsetzte, hatten einen bitteren Beigeschmack. Mit Mühe hielten die Nösener Anspielungen und offene Vorwürfe zurück.

Sie kamen gegen Vajda Hunyad. Es gab keine stolzere Burg in dem Burgenlande. König Sigismund der Brandenburger hatte sie dem Vater Herrn Johanns geschenkt, aber Herr Johann selbst hatte ihr die vier neuen Ecktürme gegeben, ihre Mauern schier zum Doppelten erhöhen lassen und sie im Innern gänzlich umgestaltet. Er hatte auf der Romfahrt König Sigismunds die Burgen und Schlösser der Lombardei und der Romagna gesehen, und die nahm er zum Vorbild, als er nach langem Dienste außer Landes zum Gubernator ernannt worden war und daran denken konnte, sich einen Wohnsitz für die Tage des Alters zu schaffen.

Noch hatte er nur selten dort weilen können, jetzt aber war er, so meinte er, für lange hier eingekehrt. Die aufgezwungene Muße hätte ihn freilich nach kurzer Zeit mit Ingrimm erfüllt, aber es fügte sich gut, daß ein beträchtlicher Teil der Burg noch nicht vollendet war, und da sah man ihn, den ewig Rastlosen, bei den Arbeitern stehen und mit den Parlierern die Pläne durchnehmen, und ganze Stunden saß er mit den Werkmeistern in seiner Stube und ließ sich erklären und ordnete Änderungen an.

So trafen ihn auch die Nösener Bürger bei ihrem Eintritt in die Burg abseits unter den Arbeitern. Er trug ein schlechtes, verschabtes Gewand, eine Mütze wie die Parlierer und schien einer von diesen zu sein; aber seine hohe Gestalt, das herrschende Auge zeichneten ihn vor allen aus. Wenn kein anderer, so mußte er der kunstreiche Baumeister sein, der mit der Hand, die er ausstreckte, wie ein Feldherr über seine Leute gebot. Aber der Sekretarius Stefan Bertram, der ihn einmal am Hofe des Königs gesehen hatte, erkannte ihn gleich und wies ihn seinen Genossen.

Alle schwangen sich aus den Sätteln und übergaben die Pferde ihren Knechten. Sie wandten sich mit ehrerbietigem Gruße gegen Herrn Johann, aber der nickte nur leicht und blieb weiter bei seinen Arbeitern. Der Kastellan empfing die Bürger, führte sie in die Burg und wies ihnen ihre Gemächer an.

Alsbald rief man sie zu einem Imbiß und hieß sie dann sich für die Aufwartung bei dem gnädigen Herrn bereit halten.

Die Fenster ihrer Zimmer gingen in den Burggarten, der jetzt in seinen letzten Blüten stand, in weißen, roten und

Digitized by Google

blauen Astern, gelben Ringelblumen und hohen Stockmalven mit gefüllten großen Rosen.

Da saß ein Knabe im hellen Sonnenschein, der sein rötliches Haar zu wahrem Golde machte, und las in einem Buche; aber plötzlich sprang er auf und schwang sich die schmale Treppe zur Warte empor, klomm auf eine Zinne und lag da lange, nur in das weite Land blickend, in weiß Gott was für Gedanken.

Als die Nösener am späten Nachmittag zum Burgherrn beschieden wurden, stand dieser Knabe zur Linken, zur Rechten aber der ältere Sohn. Das war Ladislaus, der künftige Erbgraf von Nösen. Während sich in den Zügen des Jüngeren das Mischblut der Szilagyer verriet — er hatte ein wenig asiatische Augen und nicht so frische Farben —, war Ladislaus ganz dem Vater ähnlich. Ja, so mußte Herr Johann in gleichen Jahren ausgesehen haben, schlank und mit blonden Locken. Jetzt war er etwas beleibt geworden, sein kurz gehaltener Vollbart schon reichlich ergraut. Die Söhne waren italienisch gekleidet, er jedoch trug sich ungrisch, den Kalpak mit Reiherstutz und Agraffe, den Dolman mit dem hohen, steifen Kragen, das Haar geschoren. Er hatte gern bei solchen Gelegenheiten seine Söhne bei sich, damit sie an seinem Beispiel lernten. Mit ihm war es ähnlich gehalten worden.

Herr Johann von Hunyad hielt sich wie ein Fürst: er saß in seinem kostbaren Armstuhl, der eine Staffel über die Dielen erhöht war, und blickte ernst und doch gütig auf die Abgesandten nieder, deren Sprecher nun in wohlbedachter lateinischer Rede ihm die Bitte vortrug, daß er die Freiheiten des Gaues als dessen Erbgraf bestätigen möge. Er hatte sich bislang um seine Erbgrafenschaft nicht viel gekümmert, jetzt aber flammte wie ein verhaltener Funke die Erkenntnis in ihm auf: Man kam zu ihm wie zu einem Könige. Er war, so überlegen kalt er zu erscheinen wußte, leidenschaftlich und und beweglich. Er hätte jetzt die Hand seines Sohnes, des älteren, der sein Ebenbild war, drücken mögen und ihm sagen: Sieh, das ist der Beginn, du wirst nach mir nicht nur Erbgraf eines Gaues sein, sondern gekrönter Herrscher dieses ganzen Landes.

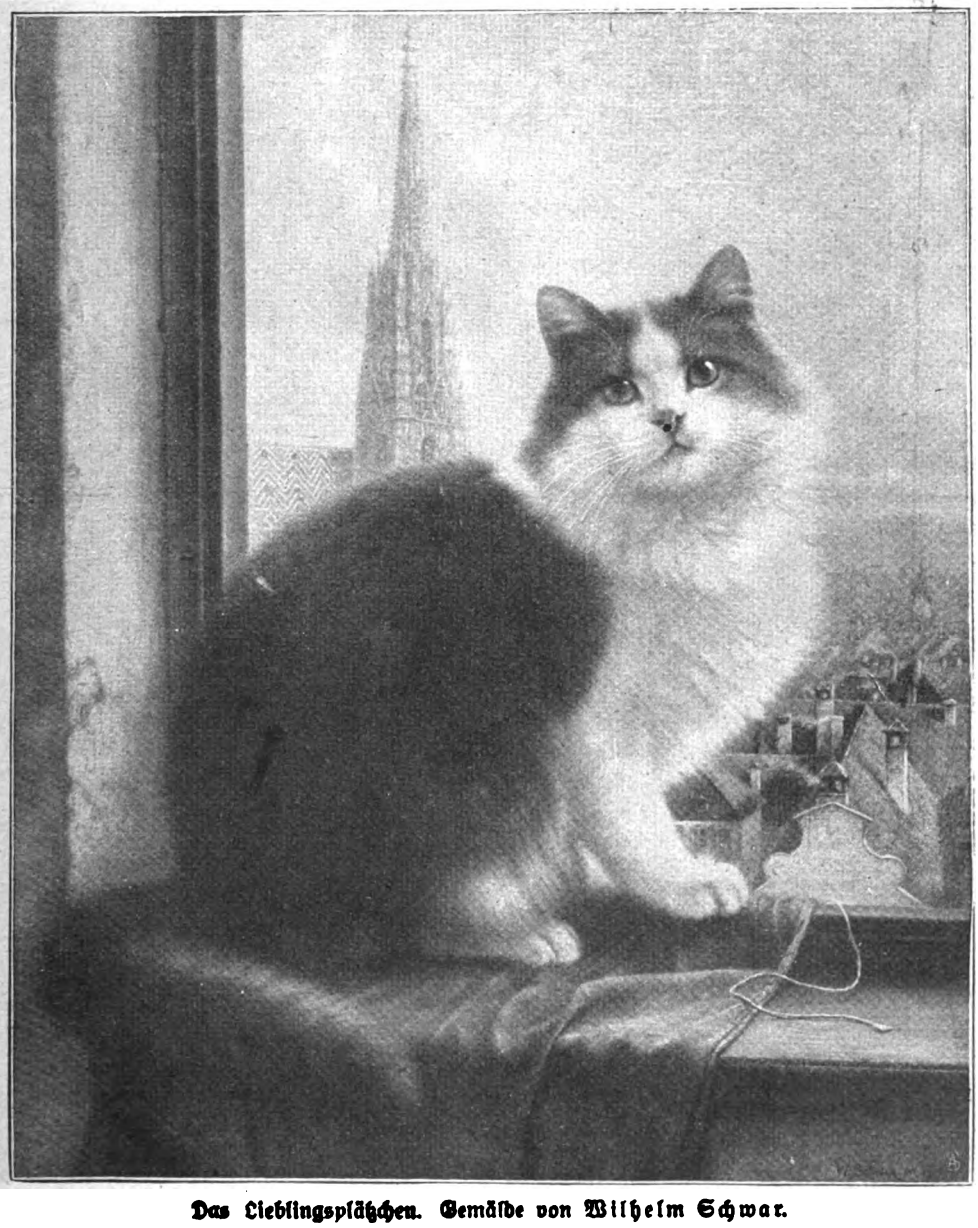
Er dämmte die Erregung zurück und antwortete ruhig und gemessen. Die Bürger von Nösen möchten seines Wohlwollens versichert sein; er werde selbst kommen und ihre Urkunden prüfen. Bis dahin solle niemand sie in ihrem Freitum stören dürfen.

In Gnaden entließ er sie.

Am Abend speisten sie mit ihm am Tische. Da redete er mit ihnen in deutscher Sprache. Er hatte jetzt nur den älteren Sohn bei sich. Auch der sprach Deutsch. Seine Schönheit, seine freundliche Art gewannen ihm die Herzen aller.

Mit Bangen waren die Nösener eingeritten, in freudiger Zuversicht ritten sie aus. Sie hatten scharf genug beobachtet. Herr Johann von Hunyad hatte sich wie ein freier Fürst gehalten, der keinen noch größeren Herrn über sich hat. Eben darum aber bauten sie auf seine Worte. Sie sprachen darüber und fanden sich in ihren Ansichten einig. Es war der Vorteil des Erbgrafen, seine Bürger in ihren Rechten zu schützen, damit sich ihr Gemeinwesen ungehindert entfalten konnte; ihr Wohlstand war zugleich der seine. Und wie schon einmal in froher Weinstimmung nährten sie auch jetzt die besten Hoffnungen.

Ein feiner Regen begann zu rieseln; sie hüllten sich fest in ihre dichten Schauben, denn die Feuchte drang bis ins Mark. Die Landschaft war ganz vernebelt. Man unterschied kaum die nächsten Hügel, alles andere war graues Gebrau, als wären die Wolken auf das Land gesunken und lasteten da in ihren walmigen Massen. Die Wege waren, je weiter man kam, von früherem Regen aufgeweicht; kein heller Hufklang erscholl, die Pferde wurden müde und kamen kaum noch vorwärts. Die Reiter kehrten sich nicht daran. Sie trugen gute Botschaft. Je näher sie ihrer Stadt kamen, um so übler wurde das Wetter. Oft mußten sie neben der Straße reiten, weil sonst die Pferde zu tief im Morast versanken. Eines der Pferde brach ein Bein und mußte getötet werden. Sie ließen es



Das Lieblingsplätzchen. Gemälde von Wilhelm Schwar.

Digitized by Google

liegen, und der Knecht hockte zu einem andern auf. Man hatte sich für eine so lange Fahrt nicht vorgesehen. Es ward, als man ins Bergland kam, so kalt, daß man der Pelze bedurft hätte. Der Notarius, etwas schwächlich von Natur, bekam einen häßlichen Husten, der ihm das Reiten überaus beschwerlich machte. In Lochnitz war er so elend, daß sie ihn im Hause des Gräfen zurücklassen mußten, so kurz auch der Weg noch war.

Und nach allen diesen Mühsalen erwartete sie in Nösen mancherlei Leidiges.

Schon am ersten Tage meldeten sich beim Richter eine ganze Zahl von Bürgern, die über Herrn Stefan von Hedersa und Herrn Johann Székely, die Vizgrafen, Klage führten, weil sie ihre Schuldigkeiten nicht bezahlten. Der eine hatte ihnen Fleisch für die Küche geliefert, der andere seine Gesellen bei ihnen arbeiten lassen, der dritte Fuhrdienste getan. Schier jede Zunft hatte einen Meister gesendet. Und überdies beschwerten sie sich über die hochmütige Behandlung, die sie erfahren hätten; die Herren schienen sie für Hörige zu halten, schimpften und fluchten und bedrohten sie sogar mit Mißhandlungen.

Ulrich Thümmel hatte Mühe, jeden einzelnen zu besänftigen und ihn zum Versprechen zu bringen, er wolle vorderhand Geduld bewahren. Er erzählte von Herrn Johann von Hunyad und wie gütig er die Bürger empfangen habe. Er werde selbst kommen und die Urkunden der Stadt und des Gaues bestätigen. Bis dahin sollten sie in ihrem Freitum ungekränkt bleiben. Es handle sich nur um Übergriffe der beiden ungrischen Herren, denen des Landes Art und Weise noch nicht bekannt sei. Herr Johann von Hunyad werde sie gewiß in ihre Grenzen weisen. Ihr Übermut müsse bis dahin ertragen werden, so gut es eben ging.

Die Meister zogen unwillig ab. Der Richter blieb in schwer bedrückter Stimmung zurück. Während der ganzen langen Heimfahrt, frierend und durchnäßt, hatte er seine Zuversicht bewahrt, jetzt, wo er auf dem Heimatboden stand, schwand sie ihm. Was nutzte es auch, wenn der Erbgraf ein gnädiger Herr war und die Freiheiten bestätigte, seine Vizgrafen jedoch sich daran nicht kehrten und ganz nach ihrer Willkür hausten? Der Weg zu dem Herrn war weit, ach, wahrlich weit!

Allmählich wurde man wieder ruhiger. Man hoffte, daß die beiden Herren doch einmal zahlen würden, und um ihre Kundschaft nicht zu verlieren, lieferte man ihnen noch weiter. Man lernte ihre groben Worte als Gepflogenheiten hinnehmen und wartete auf den Erbgrafen, der alles ins gleiche bringen sollte. Denn er hatte den Sendboten ausdrücklich das Freitum der Stadt bis zu seiner Ankunft zugestanden. Über ihn und seinen Sohn, der ihm in der Würde nachfolgen sollte, verbreitete man alles, was jene Sendboten erzählt hatten. Nicht wenige hätten da nicht ungern die erbliche Grafschaft in ein Fürstentum ganz unabhängig vom Reich umgewandelt gesehen. Jedenfalls warteten alle auf Herrn Johann von Hunyad mit Sehnsucht, und kaum wurden im neuen Jahre die Wege wieder gangbar, so erhoffte man von Woche zu Woche sein Kommen.

Und mitten im Frühling kam er. In den Gärten hinter den Häusern blühten die Obstbäume und über der Stadt wölbte sich der blaueste Himmel. Als man des Zuges ansichtig wurde, meldeten es die Stadttrompeter mit einem fröhlichen Haynal vom Turme. Der Richter und die zwölf Ratmannen harrten des Erbgrafen auf der Stadtwiese unter der alten Eiche. Die Stadtherolde in ihren Wappenröcken, die Vertreter der Zünfte mit ihren bunten Fahnen standen ingleichen bereit.

Auf sie zu zwischen hellgrünen Angern und blühenden Hecken kam in langsamem Trabe der Reiterzug, weißleuchtend von den blendenden Suben der ungrischen Herren, blitzend von dem blanken Waffengeschmeide, den Spangen, dem Zaumzeug der Rosse. Als er schon ganz nahe war, teilte er sich, und ein stattlicher Reiter auf einem schwarzen Eisenschimmel ritt voran. Seine Suba war reicher gestickt als die der andern, und sein Wappen war das Hunyadische: der schwarze Rabe im blauen Feld. Alle wußten, es war der Erbgraf selbst.

Die Fanfare der Herolde empfing ihn. Das Gold ihrer Drommeten war in dem schmetternden Schalle und ergoß sich rings über das ganze Land. Das Volk, das sich in festlichen Kleidern abseits gesammelt hatte, begann zu jubeln und schwieg erst, als Herr Johann von Hunyad knapp vor dem Richter, der etwas vorgetreten war, sein Roß anhielt. Die beiden Vizgrafen ritten rechts und links an den Erbgrafen heran, die andern ungrischen Herren blieben eine Pferdelänge zurück.

Der Richter begrüßte den Erbgrafen in einer lateinischen Rede, die in angemessener Weise die Hoffnungen der Bürgerschaft aussprach. Der Notarius hatte sie in sein bestes Latein gekleidet, und jedesmal, wenn er in den Zügen des Grafen etwas wie Beifall zu bemerken glaubte, nahm er es für sich.

Herr Johann von Hunyad antwortete wohlwollend, aber zurückhaltend. Wie in dem Thronsessel seiner Burg, bewahrte er auch jetzt auf dem Pferde fast vollkommene Reglosigkeit und suchte auch sein Pferd dazu zu zwingen. Aber das feurige Tier schnaubte und warf seinen Kopf mit der dicken Mähne, die in viele Zöpfe geteilt und mit roten Bändern durchflochten war, ab und zu ein wenig empor, und über den Hals bis unter die schwer bestickte, steife Schabracke liefen Schauer auf Schauer.

Nur wenige verstanden genau, was der Erbgraf sagte; gleichwohl merkte man schon jetzt, daß er nicht so reiche Gnade zu spenden geneigt schien, wie man erwartet hatte. Es erhoben sich, als er seine Rede schloß, wieder Zurufe, aber sie klangen, schien es, nicht mehr so jubelnd.

Dann ritt der Erbgraf mit seinem Geleite in die Stadt und nahm in seinem Hause bei den Vizgrafen Wohnung.

In dieser Zeit erwog Herr Johann den Gedanken, sich und seinem Geschlechte hier eine Burg als Herrschsitz zu gründen. Vajda Hunyad war zu abgelegen, wenn er mehr als nur dem Namen nach Herr dieses Gaues sein sollte. Zugleich auch reizte es ihn, jetzt, wo er mit seiner Väterburg fast am Ende des Geplanten war, die arg zerfallene Burg auf der Höhe dieser Stadt neu aufzubauen. Die Räume im Hause B. C. waren ihm zu enge, die Luft zu stickig. Er war die freie Luft des Feldlagers oder seiner ragenden Feste gewöhnt.

Auf der Burg oben gefiel es ihm. Er stand auf einem Söller, dessen Zinnen zur Hälfte ausgebrochen waren, und ließ die Augen über die Landschaft schweifen. Die Vizgrafen standen neben ihm und mußten ihm die weißen Berge mit Namen nennen.

Das war der Czibles, das die Rodnaer Gebirge, der sonderbare krumme Gipfel dort der Ünökö . . .

„Hat dieser Berg nicht auch einen deutschen Namen?“ fragte der Erbgraf.

„Nein, der hat keinen andern.“

Und sie nannten ihm die Berge rings um die ganze Landschaft.

Herr Johann von Hunyad sagte: „Man sieht weit hier von dieser Burg.“

Ja, das war sein Gau. Er hatte für einen Augenblick ein stolzes Glücksgefühl und zugleich ein Gefühl der Genugtuung. Der Szilagyer hatte ihm Ungutes zugedacht, aber ihm zum Guten verholfen. Es war doch mehr, der erste Herr in einem kleinen Lande zu sein, als der zweite in einem großen Reiche.

Ja, er wollte hier seine neue Stammburg bauen.

Noch an demselben Abend berief er den Meister Georg Eyben zu sich und beriet bis tief in die Nacht mit ihm. Er hatte etwas vom Künstler in sich, nahm jede Idee sofort auf, sah, was der Baumeister mit wenigen Strichen aufzeichnete, sogleich wie leibhaft und gab selbst Anregungen.

Digitized by Google

Immer wieder schellte er dem Diener und ließ die Lampe nachfüllen.

Meister Georg Eyben hätte in diesen Stunden tiefer in die Seele des Erbgrafen blicken können als je einer; alle seine Absichten lagen ihm offen. Aber er war zu sehr von dem eigenen Überschwange erregt; denn jetzt wurde ihm die kaum erhoffte Aufgabe zuteil, ein großes, ein ewiges Werk zu schaffen. (Fortsetzung folgt.)

Spinnrad und Webstuhl.

Von Zoë v. Reuß.

Motto: Erhabne Meisterin Not,
Gelehrige Schülerin Armut! (Herder.

Zu dem drückenden Mangel an Rohstoffen, Erz, Baumwolle, Gummi usw. in unserm Vaterlande hat sich allmählich auch der Mangel an Gespinststoffen gesellt, wie Wolle, Hanf, Flachs und andere. Die massenhaft eingeführte, bequeme Baumwolle hatte in den letzten Jahrzehnten die Anbaufläche des Leins (Geschlechtsname für ungefähr zehn Gespinstpflanzen, darunter auch des Flachses, linum usitatissimum) bereits stark beschränkt. Besonders der Mittelstand, der hauptsächlichste deutsche Kulturträger, bevorzugte die Baumwolle aus Nützlichkeitsgründen. Ihre Gewebe waren praktisch, erschienen oft sogar fein und elegant und stellten sich doch billiger als andere.

Nur einige Auserwählte dachten nicht so. Die Trousseaus der Prinzessinnen wie die Ausstattungen der Goldtöchter der Hochfinanz und Kunst umschlossen auch in der Gegenwart wahre Schätze der edelsten deutschen Gespinstpflanze. Freilich war viel ausländisches Produkt dabei, namentlich irisches, da irische Leinwand als besonders vornehm und elegant galt. Und daneben waren es die reiche Bäuerin und ihre junge bräutliche Magd, welche der reinflächsernen Leinwand den Vorzug gaben, weil sie die Dauerhaftigkeit des sogenannten Hausmacherleinens kannten und wohl schon selbst erprobt hatten. Denn noch vor dreißig bis vierzig Jahren war es Sitte, den Gesindelohn auf dem Lande teilweise in einem bestimmten Anteil an der von der Herrschaft für sich selbst angebauten Flachsfläche auszuzahlen und damit die junge Häuslichkeit der ländlichen Arbeiterfamilien erzieherisch gleich auf eine solide Grundlage zu stellen.

Im nördlichen Deutschland wird der Flachsanbau stärker betrieben als im südlichen. Niederschlesien, Hannover und Westfalen sind die bevorzugtesten Landstriche. Es sind aber keineswegs diese Gegenden allein, in welchen die uralte deutsche Kulturpflanze gedeiht. Und darum muß der Ruf an ganz Deutschland ergehen: Baut wieder mehr Flachs! Und daneben auch gleich an die deutschen Frauen die Mahnung: Lernt wieder spinnen und weben, wie es eure Großmütter und Urgroßmütter taten! Im Flachs und Hanf und in der noch vorhandenen Schafwolle sind uns Rohstoffe gegeben, welche geeignet sind, den Mangel an praktischen Bekleidungsstoffen, über den die Welt klagt, mindestens zu beschränken.

Laßt sie vorläufig ruhen, die feinen, eleganten, leider oft augenverderbenden Handarbeiten, welche allerdings euer Heim schmücken, aber an erster Stelle doch dem Luxus und der Mode dienen, seltener der wahren Kunst! Am Spinnrad und Webstuhl aber ist jetzt durch die Länge des Krieges ein Feld geschaffen, auf dem ihr dem allmählichen, aber sicheren Verfall der häuslichen Ordnung und einer Verminderung des bürgerlichen Wohlstandes begegnen könnt.

Laßt sie nicht an Ausdehnung gewinnen, die Lücken im Wäschespind, zumal der Weg vom Flachsacker bis zur Rolle schneeiger Leinwand eine lange, mühevolle Reise ist. Es hängen viele Schweißtropfen an den Flachsfäden, ehe die Spinnerin ihren Faden netzt und ihr Rädchen schnurren hört!

Nachdem die Aussaat des Leins im Frühling, meist Mitte Mai, geschehen ist, kann man in guten, mehr feuchten Jahren Ende Juli mit der Ernte beginnen. Das Wachstum pflegt dann aufzuhören, während sich die Stengel gelblich färben. Die Flachspflanzen werden hierauf mit den Wurzeln ausgerauft, in Bündel gebunden und zum Austrocknen des Saftes aufgestellt. Dann werden sie ein Woche lang „in die Röste gebracht", d. h. in Tau oder in einen Bach gelegt, möglichst in den Sonnenschein. Das Wasser erweicht den holzartigen Stengel und läßt die Faser heraustreten. Dann kommt er auf die „Brake" (hölzernes Instrument), woselbst er mit einem Holzschlegel weichgeklopft wird. Später folgt das Hecheln, durch welches die Fasern in einzelne Fäden zerrissen werden, duftig und leicht wie Seide. Nun erst gelangt das Produkt, in größere und kleinere Pakete gebunden, genau abgewogen, auf den Schoß der Spinnerin, die den Flachs auf weißer Schürze ausbreitet und wieder auflockert, um ihn dann, mit buntem, spruchverziertem Seidenbande umschlungen, auf dem Spinnrocken zu befestigen.

Das Spinnen ist nicht schwerer zu erlernen als das Maschinenähen Doch tut man gut, erst das Flachsspinnen tüchtig zu üben, ehe man zum Wollespinnen übergeht. Notwendig — täglich mehr — ist eins wie das andere!

Intelligente Landwirte haben, in weiser Voraussicht, die Anbaufläche ihrer Gespinstpflanzen in diesem Jahre bereits erweitert. Blaublühende Flachsfelder werden, besonders in der Gegend von Ülzen (Hannover), das Auge des Touristen und Feldspaziergängers häufiger als früher erfreuen. Auch die Schafzucht, die jahrzehntelang vernachlässigt wurde, weil sie wenig einträglich war (durch den massenhaften Import ausländischer Wolle, besonders aus Australien), hebt sich wieder und verspricht eine bessere, zum häuslichen Verspinnen geeignete Qualität. Auch hochgeschossene Hanffelder sieht man mehr als früher. Und daneben ist, in der Not der Zeit, die gering geachtete Brennessel getreten. Sie wird, ähnlich dem Hanf, hauptsächlich zu gröberen Geweben verwertet, wie Packleinwand, Scheuertuch, oder zu Bindfaden, Stricken und Tauen benutzt. Die Haltbarkeit muß erst noch erprobt werden.

Es würde sich sicher empfehlen, die Handarbeitslehrerinnen auch zu einem anleitenden Unterricht im Spinnen und Weben zu veranlassen bei Gelegenheit ihrer Wanderkurse. Der selbstgeerntete Flachs wird der weiblichen Jugend ganz von selbst Lust zum Spinnen machen. Die Handweberei müßten die Lehrerinnen natürlich zuvor von einem wirklichen Weber erlernen. Sie ist nicht schwer und wird im deutschen Norden, vorzüglich in Alt-Hannover, noch heute vielfach von der Mutter auf die Tochter vererbt. Fast auf jedem größern, mit den gebräuchlichen Pferdeköpfen geschmückten Gehöft gibt es noch einen Webstuhl, auf dem das einfache Hausmacherleinen und die derben, halbwollenen Stoffe eigenhändig verfertigt werden.

Das Weben ist eine Tätigkeit, mit der die Herstellung eines Stoffes, durch regelmäßige Verschlingungen rechtwinklig sich kreuzender Fäden, bezweckt wird. Die Fäden (Aufzug, Kette) sind in einen Rahmen (Webstuhl) eingespannt, durch den der Handwerker sein Werkzeug (Schiffchen, Schütze), das die Querfäden (Einschlag) umfaßt, leitet. Muster sind freilich dabei ausgeschlossen. Es handelt sich eben nur um Leinwand oder auch dauerhafte, wärmende Wollstoffe, wie sie besonders Leinenaufzug und Wolleinschlag liefern.

Wer zum Weben weder Lust noch Neigung empfindet, mag sein Gespinst ruhig einem Handweber überlassen, deren sich in den Orten der deutschen Mittelgebirge, Riesengebirge, Erzgebirge, besonders Eichsfeld und Rhön, noch viele vorfinden, denen die Baumwolle und die jetzt vielfach stillstehenden Maschinenwebereien das ohnehin karge Brot noch geschmälert haben. Sie werden erfreut sein, wenn das vermehrte häusliche Spinnen ihnen besseren Verdienst in Aussicht stellt.

Auch der heißersehnte Frieden wird schwerlich etwas daran ändern, selbst wenn, wie zu erwarten steht, die Maschinenwebereien wieder mit Hochdruck arbeiten werden. Durch Erfahrung belehrt, wird man erkennen, wie nützlich es ist, gegen alle Eventualitäten durch eigene Kraft und Geschicklichkeit gesichert zu sein. Der Mangel an Stoffen aller Art ist auch viel zu umfassend, um schnell behoben werden zu können.

Aber auch die Arbeit des Spinnens selbst wird sich Freunde erworben haben. Sie vereinigt ein Ausruhen des Geistes mit einer nützlichen Tätigkeit der Hände, ähnlich dem Stricken. Der Faden wird fein und immer feiner werden, bis sich das Flachsmaterial zu einer Elle Leinen durch den Ehering des Gatten ziehen läßt. Ein deutsches Gretchen am Rocken, dessen Haar so blond wie sein versponnener Flachs, dazu das schnurrende Rad, das mit dem schnurrenden Kätzchen ein zweistimmiges Lied singt — es ist ein Etwas, das geeignet ist, die Phantasie des Dichters zu befruchten! Und ein Pfund Flachsfäden, die als Brabanter Spitzen nach Deutschland zurückkehren, besitzen einen höheren Wert als gemünztes Gold!

Digitized by Google

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

A. Groß, Berlin, phot.

Deutsche Handgranatenwerfer mit Stahlpanzer in vorderster Stellung.

Es gibt keinen unbedingten Fortschritt — alles bewegt sich im Kreise. Auch die Kriegstechnik. Stahlhelme und Stahlpanzer der Kürassiere haben wir lange als einen überflüssigen Rest der ritterlichen Panzerung des Mittelalters angesehen, den die so Geschmückten am besten zu Hause lassen, wenn es Ernst wird, und das Ausräuchern des Feindes für eine Kampfmethode, von der man sich einen gewissen Erfolg versprechen konnte, solange es galt, ihn in einer geschlossenen und durch Sturm uneinnehmbaren Burg zu überwältigen, die aber allen Wert verloren hatte, seitdem nicht mehr ein paar Dutzende kampferprobter Männer sich messen, sondern Hunderttausende sich im Felde gegenüberstehen. Und doch, als dieser Weltkrieg Millionenheere auf die Beine brachte, sind der Stahlhelm und der Stahlpanzer wieder zu Ehren gekommen, und auch der Wert des Ausräucherns ist wieder erkannt worden. Der Stahlhelm wurde zuerst von allen sich bekämpfenden Heeren wieder eingeführt, und, wie unsere Leser aus dem Bilde der deutschen Handgranatenwerfer in einem Unterstand ersehen, haben wir dem Kopfschutz auch den Brust- und Bauchschutz folgen lassen. Nicht mehr viel unterscheidet sich einer dieser gewappneten Handgranatenwerfer von einem gepanzerten Sankt Georg, und wir können nur wünschen, daß sie alle ebenso unverwundbar sein möchten wie der Heilige, der den Drachen bezwang, trotzdem dieser Gift und Feuer spuckte. Mit dem Spucken von Gift und Feuer haben in diesem Kriege die Engländer angefangen. Es lag kein Grund vor, es ihnen nicht nur nachzumachen, sondern sie womöglich

Bild- und Film-Amt.

Deutsche Munitionskolonne (Mannschaften und Pferde mit Gasmasken ausgerüstet) beim Passieren eines vergasten Waldstückes.

darin zu übertreffen, und unsere Gasbomben und Flammenwerfer sollen ihnen ja jetzt erfreulicherweise tatsächlich überlegen sein. Als Abwehrmittel gegen diese Ausräucherungsversuche kam dann die Gasmaske in Gebrauch, die auch erhebliche Verbesserungen gegen die nassen Tücher aufweist, mit denen sich die Mannen einer berannten Burg gegen das Ausräuchern zu schützen versuchten. Daß die Mannschaften nicht nur sich, sondern auch die Pferde mit Gasmasken versehen, erscheint uns etwas Neues, ist aber doch bloß ein selbstverständlicher Fortschritt der Verteidigungsmittel gegenüber dem vervollkommneten Angriffsmittel, — die Wirkung einer Gasbombe ist ja auch intensiver als der Qualm, den ein angezündeter Haufe von nassem Reisig entwickelte. Die moderne Kriegführung kehrt mit der Anwendung dieser Angriffs- und Abwehrmittel wieder auf einen Punkt zurück, den man längst überwunden glaubte.

Bild- und Film-Amt.

Die Zertrümmerung der Fochschen Reserven: Gefangene Franzosen warten auf den Abtransport.

Digitized by Google

Nr. 30 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(10. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgesetzt, nicht verdeutschen. Die Red.

„Ich finde,“ fuhr Christa fort, „Tirol ist so überlaufen, man scheint seinen Bekannten nicht ausweichen zu können“ — aha, dachte Winter, auch ihr sind Begegnungen peinlich — „ich las vorhin, ehe Sie kamen, in der Kurliste: bis wir all den Leuten, die uns hier anreden werden, erst den Zweck unsrer Reise auseinandergesetzt haben, brauchen wir viel Zeit. Ich schlage deshalb vor, wir gehen hier fort.“

Winter nickte, denn sie würde ja nun vorschlagen, nach München zurückzukehren.

Aber sie sagte ruhig: „Wie wär's mit der Schweiz? Ich wünsche mir schon lange ein paar tüchtige Touren; und nachdem ich gestern meine Lehrlingsprobe gut bestanden habe, dürfen Sie's schon mit mir wagen.“

Das gewiß. Aber er kam sich doch wie gefangen vor. Am einfachsten wäre es gewesen, ihr zu antworten: ‚Ich fühle mich der eigentümlichen Lage nicht gewachsen, ich habe die Unannehmlichkeiten unterschätzt.‘ Aber auch sie empfand sie ja, und wenn sie ihr nicht so groß erschienen, um ihnen vollständig aus dem Wege zu gehen, so durfte er doch als Mann keinesfalls vor ihnen die Flucht ergreifen.

Christa nahm seine Einwilligung als selbstverständlich an: im Grunde genommen war es doch einerlei, in welchem Land sie Touren machen würden, und die nächsten Wochen hatte er ihr gewidmet. Sie plauderte in glücklichster Stimmung weiter, während er die neuesten Zeitungen durchflog. „Dieser schreckliche Mord in Serajewo bildet noch immer den Ausgangspunkt aller politischen Betrachtungen“, sagte er. „Österreich wird sich doch entschließen müssen, von Serbien Zusicherungen zu verlangen, daß die großserbische Propapanda aufhört.“

„Wird Serbien die geben wollen?“

Winter zuckte die Achseln. „Wenn ihm nicht ein mächtiges Reich den Rücken stärkt, wird es sich wohl dazu entschließen müssen. Sonst allerdings — —“ Er schwieg vielsagend.

„Sie glauben doch nicht an einen Krieg?“ fragte Christa erschrocken. „Dann hätte ja Hugo recht —

Er beruhigte sie. Vorläufig wollte doch niemand die Verantwortung auf sich laden. Denn entstünde ein Brand im Osten, so könne er sich zu einem Flammenmeer über ganz Europa entfalten. Man würde jedenfalls das Äußerste tun, um dem vorzubeugen.

„Ich meine, jeder Staat müsse Angst vorm andern haben“, meinte Christa naiv. „Und darauf vertraue ich.“

Winter war zwar nicht ihrer Ansicht, aber er dachte, es sei besser, sie nicht unnötig zu beunruhigen. Wenn der Krieg wirklich käme, müßte ja auch sie das größte Opfer bringen und ihren Mann hergeben.

Als sie am kleinen Tisch vorbeigingen, an dem die Gräfin Malzberg Verheerungen in Kipfeln und Marmelade anrichtete, blieb Christa stehen und sagte herzlich:

In der Bucht.

Mummeln, drum Libellen-Anmut huscht...
Sanfte Ufer, traulich grün umbuscht.

Entlein schläft, den Kopf im Flügel tief,
Und im Wald ein erstes Käuzchen rief.

Frösche quarren unterm Brückensteg —
Mückenschwärme tanzen überm Weg.

Fern der letzte Dampfer mit Geschnauf,
Landwärts wacht ein Kranz von Lichtern auf...

Wag' ich mich auf weite Wasserbahn?
Ungeduldig schwankt im Schilf mein Kahn.

Zu verlassen gilt's die sanfte Bucht!
Sehnsucht, bist du Stärke oder Flucht?

Dumpfe Flügel lasten allzuschwer ....
Sterne will mein Herz — und Sturm — und Meer!

Margarete Bruch.

Digitized by Google

„Ich bedaure sehr, daß ich Sie nicht um die Freude Ihrer Gesellschaft bitten darf, Gräfin! Unser Auto hat leider einen Schaden und muß in die Werkstatt, wir reisen deshalb mit der Bahn weiter — —"

„O bitte, bitte", lehnte die Gräfin mit kühlem Gesicht ab. „Es war ja auch nur ein Vorschlag, eine romantische Idee von mir! Leben Sie also wohl, und noch recht vergnügte Tage."

Sie reichte Christa die Hand, Winter bekam nur einen Gruß. Diese ganze Geschichte mit dem Auto war natürlich nur eine Finte gewesen, um den Schein zu erwecken, Herr von Terfalt wisse um Christas Tun — und da hatte sie in aller Unschuld den beiden nun eine Falle gelegt — man sah wieder: Lügen haben kurze Beine!

„Sie glaubt mir nicht", sagte Christa betrübt.

Winter lachte. „Einer so komplizierten Frau wie dieser Gräfin Malzberg ist Ihre Darstellung viel zu einfach. Trösten Sie sich damit: Wenn man die Welt nicht belügt, belügt sie sich selbst!"

* * *

Christa schrieb:

„Du wunderst Dich vielleicht — aber nein, Du wirst Dich nicht wundern, weil Du gar nicht mehr an uns gedacht hast! Daher die kurze Tatsache, daß wir nicht mehr in Tirol, sondern in der Schweiz sind. Ich hatte solch eine Angst vor der Völkerwanderung zu allen Hütten hinauf, denn im Juli sind ja die norddeutschen Ferien. Auch bildete ich mir ein, wir würden in der Schweiz weniger Bekannte treffen. Das ist nun ein Irrtum, wir sprachen bereits viele auf der Reise hierher, und Winter hat eine seltsame Art, einfließen zu lassen, daß wir auf Dich warteten oder einer Begegnung mit Dir entgegenführen! Ich muß immer über dieses durchsichtige Manöver lachen, aber ich füge mich darein. Ich bin nur gespannt, ob er je den Mut finden wird, mit mir darüber zu reden, weshalb er das tut. Vorläufig ist er noch weit davon entfernt. Männer sind im allgemeinen viel feiger vor den gesellschaftlichen Satzungen als wir Frauen — ich wenigstens fühle nicht die geringste innere Nötigung, mich vor andern oder vor mir selbst wegen unseres Beisammenseins zu rechtfertigen, mir genügt, daß Winter ein vortrefflicher Bergsteiger und ein ebenso guter Führer ist. Wir haben schon von Luzern aus ein paar leichtere Touren gemacht, zum Trainieren; natürlich allein. Durchs Engelberger Tal auf den Titlis z. B. In Interlaken bummelten wir mit der Bergbahn zur Schinnigen-Platte hinauf — nun lachst Du! So herkömmlich mag Dir das scheinen — und doch ist es immer wieder schön! Unser Ehrgeiz trug uns auch weiter, zum Faulhorn hinauf; und nach Mürren, um das Schildhorn zu besteigen. Nun wirst Du wissen, was sich anschloß, Du brauchst ja nie die Karte zur Hilfe zu nehmen, während die Tiroler und Schweizer Berge sich in meinem Hirn zu einer eignen Reliefkarte gestaltet haben, auf der eben nur ich mich zurechtfinde. Wie Du ferner bestimmt annehmen wirst, haben wir nicht die Bahn benutzt, so schön ihre Anlage ist und so verlockend bequem. Wir nahmen zwei Träger und wanderten über die Rottalhütte zur Jungfrau hinauf. Gletschertouren sind mir nicht lieb; aber Winter hat zuweilen eine große Überzeugungskraft und setzte voraus, ich würde mich später schämen, besonders auch es tief bereuen, wenn ich als anständige Hochtouristin solch einen vornehmen Berg anders als in Nagelschuhen betreten hätte. Daß wir darauf das Finsteraarhorn gleich noch mitnahmen, ist selbstverständlich. Wir stiegen ins Wallis hinunter, entließen dort die Träger und landeten wie gewöhnliche Durchschnittsreisende mit der Bahn in Genf.

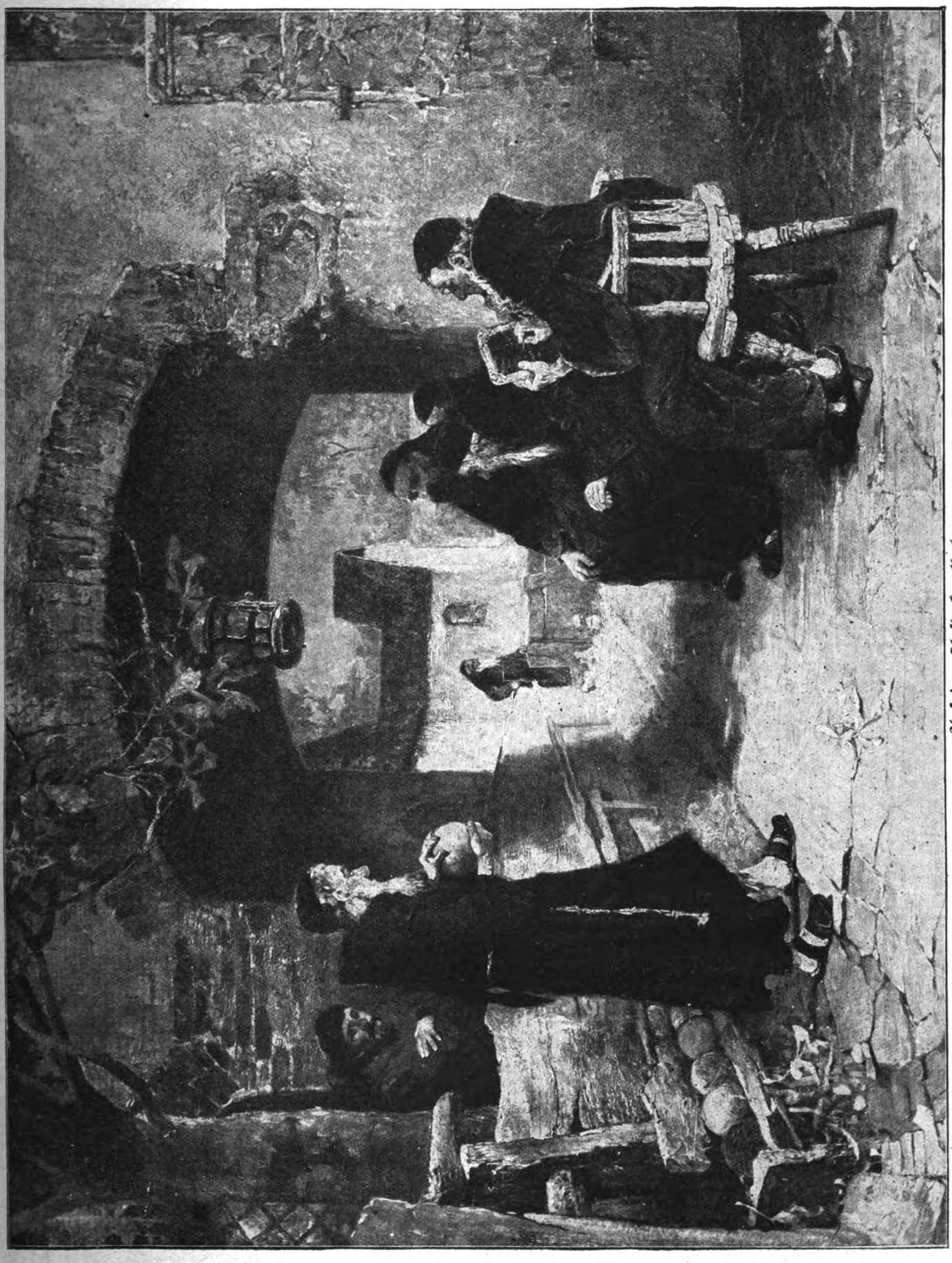
Ich weiß nicht, ob es Dich interessiert zu hören, wie Dein Freund Winter in den Bergen und draußen in der Natur ist. Mir hat es Spaß gemacht, aus dem müden, von geistigen Genüssen übersättigten Menschen ein zweites Ich kriechen zu sehen. Es fragt sich allerdings, welches das echtere ist! Mir scheint nun dieses, das selbst bei allen Wechselfällen, wie schwierige Hochtouren sie öfters mit sich bringen, standhält. Er ist heiter, liebenswürdig, unbefangen und — geduldig. Die ersteren Eigenschaften fehlten ihm vollkommen, als ich ihn an jenem Abend kennenlernte — die letzte macht mir natürlich besonderen Eindruck. Ein Mann — und geduldig! Ich habe vollständig vergessen, daß es diese Zusammenstellung geben kann. Dir liegt sie nicht — und Alfons hatte wohl ein Recht dazu, mich unerträglich zu finden. Wenigstens von dem Moment an, wo ich Dich sah! Winter hat eine wohltuende Art, mir darüber fortzuhelfen, wenn meine Kräfte körperlich oder geistig vor übergewaltigen Anstrengungen versagen. So daß ich meistens nach kurzer Rast die Kraft finde, allen Ansprüchen zu genügen, die lange Gletschertouren auch an den trainiertesten Menschen stellen. Das bin ich ja auch in diesem Jahr nicht einmal. Du wolltest lieber in Italien bleiben, weil Dich die politische Konstellation interessierte. Ob Du noch immer so fest an den Krieg glaubst —? Seit Deiner Depesche mit der Erlaubnis, wir dürften zusammen ins Gebirge, habe ich nichts mehr von Dir gehört. Ich habe an die Postämter geschrieben, die ich Dir nach unserm ersten Plan als Stationen für postlagernde Sendungen angab. Aber sie haben mir nichts geschickt. Das soll kein Vorwurf gegen Dich sein, gewiß nicht. Du bist kein geübter Briefschreiber und wirst viel in Ordnung zu machen haben, nach der langen Abwesenheit. (Wie sieht es in den Warmhäusern aus? Versprechen die Trauben eine Ernte? Ich bekomme doch etwas Heimweh, wenn ich an all das denke, was meins ist durch Dich. Und mir schon deshalb lieb.)

Wir bleiben nicht lange in Genf, es ist heiß. Ich komme nur des Abends an die Luft. Winter hat mich überredet, mit ihm ins Chamounixtal zu gehen. Mich lockt das ganz Neue, Unbekannte. Da wir uns nun doch so weit vorgewagt haben — weiter als es im alten Volkslied heißt: ‚Nie soll Liebe sich von Lieb' — In die Weite wagen — Als sich blühend in der Hand — Läßt die Rose tragen' — ist es ja nur noch ein Katzensprung. Deine Einwilligung setze ich voraus — Dir wird es einerlei sein, ob ich noch eine Tagereise weiter von Dir entfernt bin. Die Rose muß doch auf dem langen Weg verwelken — —." Sie hatte einige Blätter in den Brief gelegt, die schwarz und trocken aussahen und doch süß dufteten.

Als Terfalt so weit gelesen hatte, sprang er auf. Seit dem Morgen lag der Brief auf dem Schreibtisch, flüchtig hatte er die Briefmarke besehen. „Aus der Schweiz" gemurmelt. Die Lektüre ersparte er sich bis zum Nachmittag. Für so viele Bogen, wie der Umschlag anscheinend enthielt, mußte man sich Zeit lassen. Nun griffen ihm Christas Zeilen ans Herz, es lag etwas Seltsames in ihnen: eine Mischung von Heimweh und stiller Klage. Sie ging dabei immer weiter und weiter von ihm fort, ließ sich von dem ihr fremden Mann leiten, und ihm kam es vor, als entglitte sie ihm. Und wolle ihm entgleiten — — weil sie wohl fühlte, daß er so gut wie gar nichts mehr für sie empfand.

Er starrte vor sich nieder und dann auf die Bogen, die am Kopf das Bild eines stattlichen Hotels trugen, das geschmacklos von allerlei Arabesken umrahmt war. Boote und Schwäne schaukelten sich dicht vor den Terrassen im Wasser, und Möwen, so groß wie Gänse, hatten sich auf den Kaigittern niedergelassen. In dieser Umgebung sollte er sich nun Christa vorstellen — auf irgendeinem dieser Balkons saß sie und schrieb an ihn — nein, da war sie auch jetzt nicht mehr, er schob den Bogen fort, zog ihn doch gleich wieder zu sich heran und legte die Hand auf die Zeilen, als könne er sie dadurch festhalten. Der Brief war fünf Tage alt, inzwischen mochten sie längst abgereist sein. Sie hatte recht: er dachte nicht viel an sie. Kopfüber hatte er sich vom ersten Moment an in die Arbeit gestürzt. Mit dem Verwalter ging er Abend für Abend die Wirtschaftsbücher durch — um jeden

Digitized by Google



Auf der Klosterfegelbahn.
Gemälde von Heinrich Schlitt.

Digitized by Google

Scheffel Korn, um jedes Klafter Holz wußte er Bescheid. Seine Fürsorge erstreckte sich bis auf die Hühner- und Entenzucht, die der Mamsell unterstand — von jedem Ei verlangte er Abrechnung. Sie sollten nicht glauben, wenn er auch lange fortgewesen sei, daß er irgendeine Nachlässigkeit übersehen würde; ebenso genau entsann er sich, was er für Neuordnungen vor seiner Abreise bestimmt hatte — weh dem, der ihnen nicht nachgekommen war! Trotz aller Strenge aber war sein Regiment nicht ungerecht, oft erstaunte er sogar seine Leute durch selbstverständliche Hinnahme irgendeines Mißerfolges. Er bemühte sich nämlich zu unterscheiden, was auf ihr Verschulden und was auf ungünstige Witterungsverhältnisse zu schieben sei. Im allgemeinen durfte er auch zufrieden sein. Die Ernte versprach mehr als mittelmäßig zu werden, die Kartoffeln standen noch besser, alles Jungvieh war herrlich gediehen. Merkwürdigerweise drängte er trotzdem auf frühzeitigen Verkauf. Der Verwalter riet ihm, nichts zu übereilen: die Ernte auf dem Halm zu verkaufen sei zwar sicher, könne aber ' ch nie einen so hohen Preis erzielen wie das ausgedroschene Korn. Terfalt schüttelte ungeduldig den Kopf; aber er fand es noch nicht an der Zeit, seinen Untergebenen von den Befürchtungen zu sagen, die sein Tun bestimmten. Nichts sollten sie bei ihm vorfinden, wenn sie wie Heuschrecken über die nahe Grenze hereinbrächen. Denn daß sie kommen würden, die russischen Banden, das erschien ihm täglich sicherer nach der politischen Zuspitzung und ergriff ihn wie eine fixe Idee. Manchmal, wenn er von den Ställen und Scheunen übern Hof zum Schloß zurückging, war es ihm, als sähe er dunkle Scharen durchs Tor reiten und das Haus umgeben — Flinten schwangen sie, Schüsse knallten, und sein Ohr fing fremde, wilde Laute auf. Dann stand er wie gebannt still, die Vision so klar vor seinem inneren Auge, daß sein Herz zu klopfen aufhörte.

„De Harrchen is nicht so recht bei Sinnen", raunten sich die Leute zu. Er mußte ihnen auch immer seltsamer vorkommen mit seiner inneren Unrast und dem Arbeitsfieber, das er auch auf sie zu übertragen suchte. Wer im Leben hatte denn je gehört, daß man schon im Juli begann, Gemüse einzumieten —? Und wie versteckt, an was für unbequemen Plätzen legte er nicht die Vorratsstellen an! Die Mamsell heulte tagelang in der Küche, so gekränkt war sie. Denn alles Obsteinkochen hatte der Herr verboten, unter dem Vorwand, er und die gnädige Frau würden den nächsten Winter nicht zu Hause sein. Mit der monatelangen Abwesenheit der Herrschaften rechnete man doch stets — nein, sie faßte dies Verbot als ein Mißtrauensvotum auf — und das nach soviel Jahren treuen Dienstes! Unter Tränen stellte sie die Batterien ihrer leeren Weckgläser wieder in die Speisekammer zurück. Noch tiefer schnitt es ihr ins Herz, daß die Speckkammer fast geleert wurde. Da hatte sie nun all die großartigen, selbstgestopften Würste und Preßköpfe, die Schinken und Speckseiten gehütet und war stolz gewesen, der gnädigen Frau noch soviel Vorrat übergeben zu können; nun ließ der Herr einfach den Herrn Schlachtermeister aus der kleinen Nachbarstadt kommen und verkaufte ihm gerade das Allerbeste und -feinste; sogar die schönen, im Weck gekochten Leberpasteten mußte sie herausrücken. Terfalt musterte, was noch geblieben war: trockene Vorderschinken und Bauernwürste, so hart wie Knüppel. Dazu nickte er, als sähe er schon irgend jemand sich an dem Zeugs die Zähne ausbeißen. In diesen Tagen kam auch der soviale Weinreisende aus Wiesbaden im einzigen Landauer des Nachbarstädtchens aufs Gut gefahren. Alle Leute auf dem Hof begrüßte er mit Hutschwenken und einem frohen Zuruf. Denn er war hier so gut wie zu Hause und erschien so regelmäßig wie der Storch und die Schwalben. Gewöhnlich übernachtete er im Dorfwirtshaus und war abends nach dem glänzenden Geschäft, das er abzuschließen pflegte, nicht geizig mit ein paar Freirunden. Diesmal fuhr er nach einer knappen Stunde wieder davon mit so verdrossenen Mienen, daß er einfach über die Leute fortblickte, als seien sie Luft. Aber was ihm passiert war, grenzte auch schon ans Unbegreifliche, Unerhörte: nicht eine Flasche, geschweige denn ein einziges Faß Wein hatte er dem Schloßherrn aufschwatzen können! Allen Angeboten hatte der fest widerstanden mit der Begründung, er habe leider noch viel zuviel im Keller; dann hatte er gefragt, ob die Firma nicht geneigt sei, den ganzen Bestand — er hatte dem Reisenden die Liste hingereicht — gegen angemessene Ermäßigung zurückzunehmen! Und das war nicht einmal im Scherz gemeint gewesen, er war immer wieder auf das Angebot zurückgekommen und hatte, als der schmerzlichst enttäuschte Vertreter des Hauses energisch auf die Unmöglichkeit solch eines Handels hinwies, ruhig bemerkt: „Nun gut — so werde ich selbst nach Wiesbaden schreiben! Ich möchte einmal meine Keller bis auf den Grund ausgeräumt haben."

Daß es mit ihm nicht richtig sei, glaubte nun auch der Weinreisende zu wissen und vermutete außerdem noch die Geschäftstüchtigkeit eines Konkurrenten hinter dieser Ablehnung. Die Dorfleute, die einen Mißerfolg ihres alten Freundes witterten, begannen sich zuzuraunen, der Herr müsse Verluste gehabt haben, ungeheure wohl, denn weshalb würde er sonst die Ernte verschleudern und das in den Wäldern geschlagene Holz, das noch naß war, abfahren lassen? Einer wollte gehört haben, er sei da unten am Meer gewesen, in einem weißen Schloß, aus dem kein Mensch lebend herauskäme, bis er nicht seinen letzten Pfennig hergegeben habe; andere, die sich einbildeten, etwas von Börsenspekulationen zu verstehen, erzählten, er habe all sein Geld in Papiere gesteckt, mit denen man jetzt gut und gern den Kessel in der Brennerei heizen könne — und das Gut sei so überschuldet, daß bald die Fideikommißverwaltung einschreiten und ihn entmündigen würde. Wenn es auch genug Vernünftige gab, die das alles für unberechtigtes Gerede hielten, so blieb doch etwas von den Gerüchten haften. Auch daß die gnädige Frau diesmal nicht einmal für die Sommermonate nach Hause käme, schien ihnen nun im Zusammenhange mit den Geldsorgen des Herrn zu stehen. Ganz gewiß, etwas stimmte da nicht! Bis jemand als sicher erfahren hatte: die gnädige Frau sei im Auto mit einem andern auf und davon gefahren. — Dies berührte sie tief. Scheu und doch mitleidig blickten sie auf den Herrn: das Los hatte er nicht verdient! Er konnte Unbotmäßigkeiten gegenüber hart bis zum Äußersten sein, aber seine Gerechtigkeit tastete niemand an. Und die Frau — wer hätte das gedacht! So nachgiebig schien sie dem Herrn gegenüber, und doch wieder achtete er ihren Rat und ließ ihre Meinung gelten. Das wußten sie wohl, denn ihre Wünsche wanderten erst durch das helle Wohnzimmer Christas, ehe sie vor dem Schreibtisch des dunkelgehaltenen Arbeitsraumes des Herrn standen und Form annahmen. Christa half ihnen, das auszudrücken, was sie meinten, und verstand es, ihre Forderungen ins rechte Maß zu rücken. Nein, wenn die Frau nicht wiederkäme, das wäre wirklich arg! Den Herrn danach zu fragen, wagte aber doch niemand.

Längst hätte Terfalt merken müssen, daß die Leute sich noch mehr von ihm zurückhielten als sonst, wäre er nicht so von dem Gedanken beseelt gewesen, zu bergen und beiseitezuschaffen, soviel nur ging, ohne sich doch eine Blöße zu geben — denn irrte er sich in der Auffassung der politischen Lage: wie würde man dann in der Nachbarschaft über seine Schwarzseherei und seine Furcht lachen! Die Dinge haben sich auch in der Weltgeschichte selten nach feststehenden Linien vollzogen; wie oft werden sie nicht durch unvorhergesehene Ereignisse eingedrückt oder verzerrt. Das Geheimnisvolle, mit dem Terfalt daher sein Tun umkleidete, lenkte ihn selbst davon ab, auf seine Umgebung zu achten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

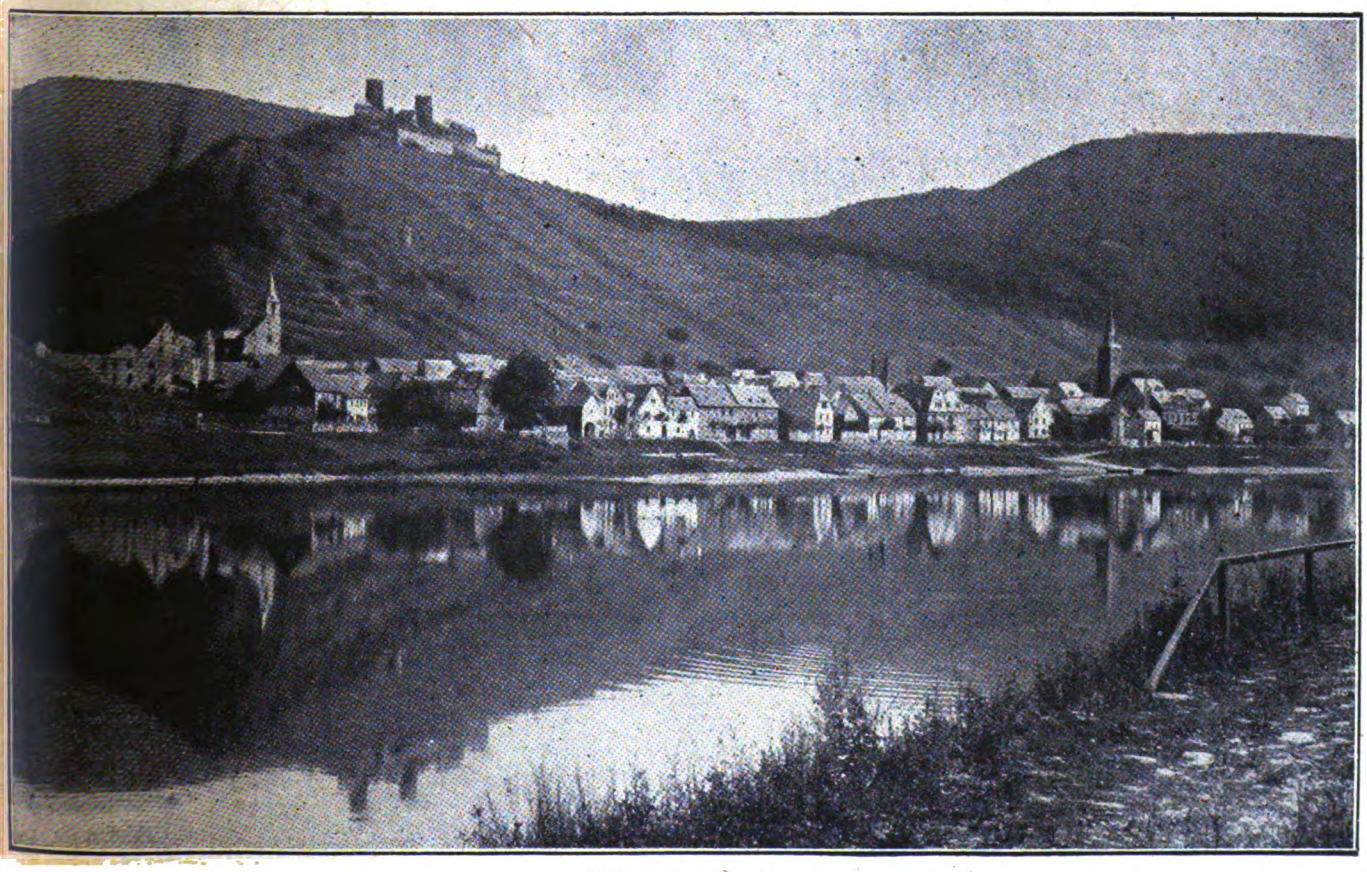
An der Untermosel.

Von Louise Schulze-Brück. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hermann Groß in Bonn.

Fast jeder Deutsche sah wohl schon den deutschen Rhein, den vielgeliebten, vielbesungenen, sagenumwobenen. Aber wer von den vielen lernte wohl die Mosel kennen, die lieblichste Tochter des Rheines? Und doch ist diese anmutigste Flußlandschaft Deutschlands es vor allen andern wert, gekannt und was das gleiche ist, geliebt zu werden, denn die Mosel muß jeder lieben, der sie kennt. Diese Lieblichkeit prägt sich vielleicht am stärksten in den Bildern aus, welche die Untermosel bietet, die Gegend an der Flußmündung, wo die Höhen noch nicht so steil emporragen, der ganze Charakter der Landschaft rein idyllisch ist. Es wirkt geradezu verblüffend, wenn man vom lauten Rhein, von seiner mit unzähligen Schiffen belebten, majestätischen, breitströmenden Fläche, von seinen menschenerfüllten Städten nun in das stille grüne Moseltal kommt. Strömt der Rhein in mächtigen Wellen, die ständig neu aufgewühlt werden durch die Schaufelräder der langen Schiffszüge, so ist die samtgrüne Fläche der Mosel so glatt, daß sich die stillen Dörfer an ihren Ufern, die Wald- und Rebenberge, die Wolken am Himmel getreulich darin spiegeln, bis in die kleinste Einzelheit hinein. Und diese Spiegelungen sind nicht der kleinste Reiz dieser entzückenden Landschaft, denn wenn an klaren Abenden die niedergehende Sonne den Fluß in ein goldenes Band wandelt, so heben sich von solchem köstlichen Grunde die Rosenwolken des Himmels, die Uferhäuser der Dörfer, das Grün der Berge so herrlich ab, daß dieses Farbenspiel seinesgleichen nicht hat in deutschen Gauen.

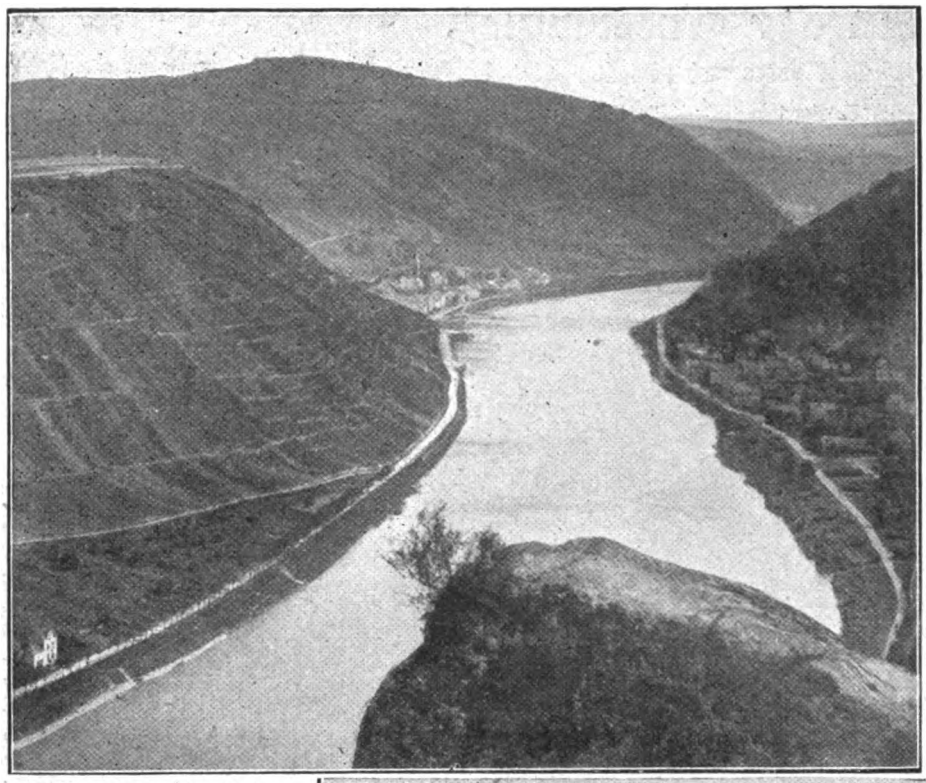
Der Moselauf bei Oberfell und Kattenes.

Der Lauf der Mosel geht in unzählig vielen, meist sehr kurzen Krümmungen. So bildet er eine stets wechselnde Reihe von Bildern, deren jedes doch vom andern verschieden ist. Kurz hinter der Moselmündung schon beginnt der Weinbau der Mosel, der die Berge in unzählig viele hochgemauerte Terrassen gliedert, auf denen man die Moselwinzer und -winzerinnen fast zu jeder Jahreszeit mit rastlosem Fleiß ihre schwere Arbeit tun sieht. Freilich nicht der Winzer sentimentaler Bilder mit bändergeziertem Hut und einem Theaterwams, und noch viel weniger die Winzerin mit Samtmieder und Weinlaub im Lockenhaar, sondern die



Alken mit Burg Thurant.

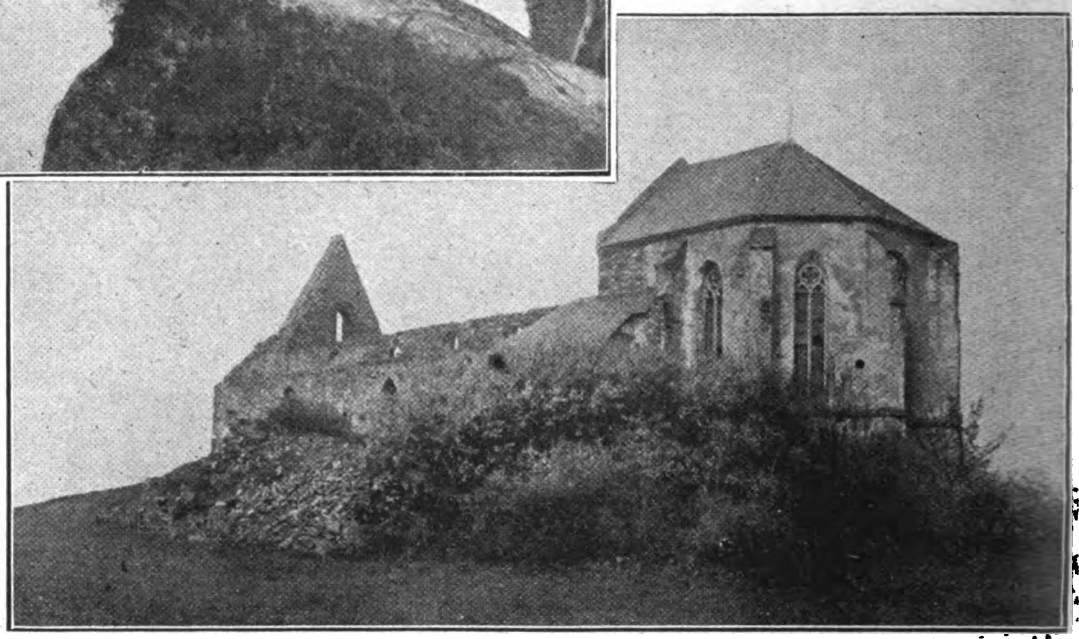
Digitized by Google



Blick vom Ausoniusstein auf das Moseltal

Burschen in derber Arbeitskleidung und die Mädchen ebenso, dabei beide mit derben Nagelschuhen, damit sie im steinigen Geröll des abschüssigen „Wingerts" stehen können.

Und schwer ist die Winzerarbeit, schwerer wohl als jede andere Arbeit der Bebauung der Erde, und oft ist der Lohn eines ganzen Jahres solch saurer Arbeit gerade groß genug, um das trockene Brot des Winzers zu bezahlen. Jetzt freilich hat der Krieg mit zwei heißen Sommern und Kriegspreisen dem Winzer zwei lohnende Jahre beschert, die ihn aber — das muß man bedenken — für mehr als zehn Mißjahre entschädigen müssen. Denn außer dem Jahre 1911 gab es an der Mosel über zehn schlechte Jahre. Und das ist hier darum besonders schlimm, weil der Ackerbau auf das Allernotwendigste beschränkt ist. Das enge Tal der Mosel läßt selten Raum für den Acker. Hoch auf dem Berg, oftmals gar auf der andern Moselseite, haben die Moselaner ihre Felder und Wiesen, die sie nur eben mit Mühe und Not bebauen können, denn der Weinbau fordert gebieterisch ihre ganze Arbeitskraft. Und trotz aller Mühe, trotz aller Enttäuschung liebt der Moselwinzer seinen Weinberg über alles. Er erträgt lieber Enttäuschungen, Fehlschläge und jede Not, als daß er vom Weinbau läßt. Sein Wein ist ihm Lebensinhalt und -zweck, sein Weinberg sein liebstes Kind, mag es noch so oft ein ungeratenes sein, und wenn er freit und heiratet, so gilt die erste Frage beider Teile der Zahl der „Stöck" — der Weinstöcke nämlich —, die der oder die Auserkorene ihr eigen nennt.



Kirchenruine auf dem Bleidenberg.

Uferstraße an der Untermosel in Alken

Genügsam, fleißig, sittenstreng ist der Moselaner, war es wenigstens bis vor dem Kriege in hohem Grade. Man muß nur hoffen, daß keine Wendung zum Schlimmen mit dem Wohlstand vom „Kriegswein" hier eintritt. — Hier ist uralter Kulturboden. 1700 Jahre wird die Rebe hier schon gepflanzt:

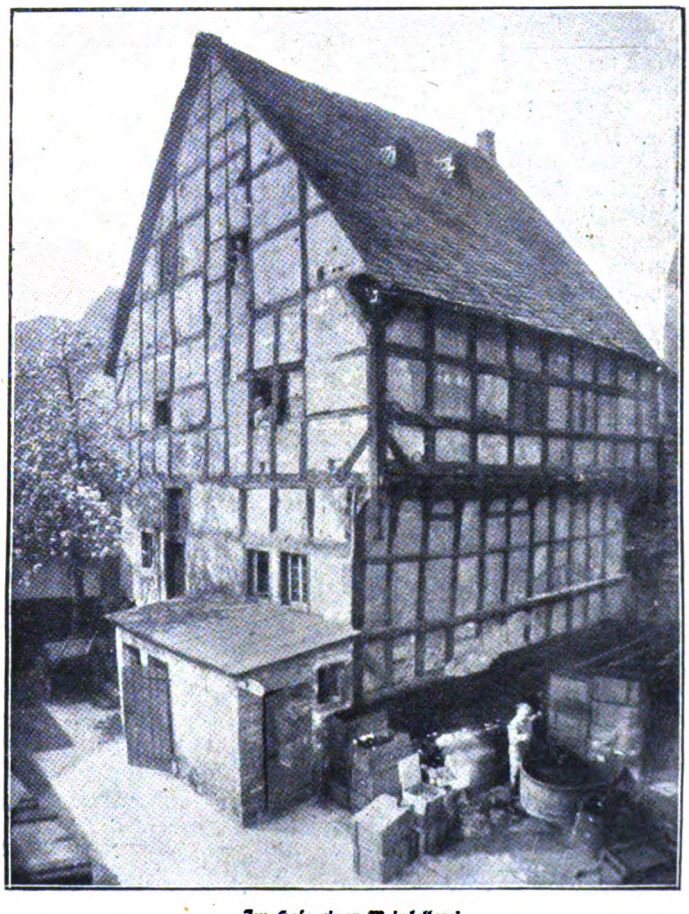
Digitized by Google

sie rankte sich, mit Rosen vermischt, schon um die Villen der Römer, die hier, von der Kaiserstadt Trier sich ausbreitend, ihre Ansiedlungen hatten. Als man in Germaniens Gauen noch die Bären jagte und tierfellbekleidete Germanen aus Stierhörnern Met und Bier tranken, ließ sich hier schon der Römer auf polster belegten Marmorbänken des Bacchus duftende Gabe kredenzen. Aus dem Acker wirft noch heute der Pflug oft genug „Heidenköpfe" (römische Münzen), und in mancher Familie kommt der römische Typus, besonders bei den Männern, noch verblüffend rein zum Ausdruck, was um so auffallender ist, als der keltische Einschlag in der Moselbevölkerung, die kleine etwas eingebogene Nase, ebenfalls noch sehr deutlich sichtbar ist. Der Menschenschlag ist kein schöner. Wohl sind die jungen Moselanerinnen oft sehr niedlich, aber das vergeht recht schnell. Unter der schweren Arbeit altern Männer und Frauen früh, obgleich man viele gesunde alte Leute sieht.

Ein Moseldorf zur Zeit der Obstbaumblüte.

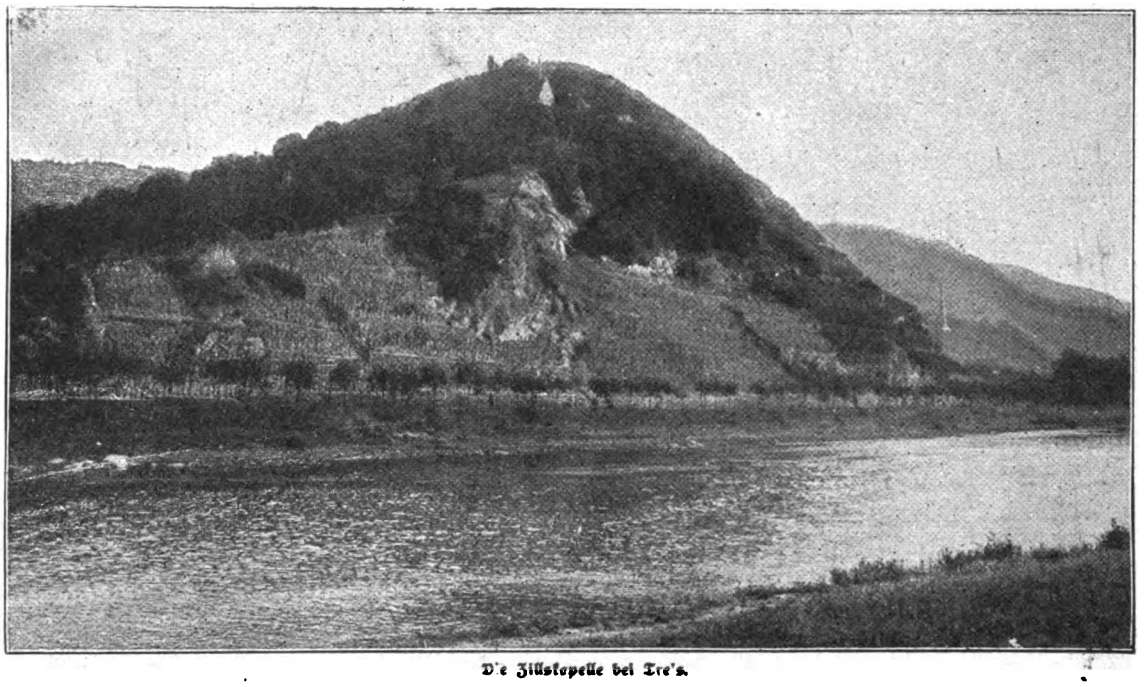
Die Moseldörfer liegen ganz entzückend am schmalen Ufersaum. Wo noch größeres Vorland dem Fluß abgerungen ist, da stehen sie in einem wahren Hain von Obstbäumen, schauen mit den hellen Fenstern ihrer jahrhundertealten Fachwerkhäuser, die reich mit lustig blühenden Blumen bestellt sind, fröhlich auf Fluß und Berge und bieten in ihren engen Gäßchen, in denen die Giebel der Häuser sich traulich zueinander neigen, dem fremden Wanderer reizende Einblicke in die winkeligsten Höfe und blühend-üppigsten Gärten. Zur Blütezeit ist solch ein Dorf in seinem Obstwald wie ein Märchendorf. Alle Kinder haben Blumen-

Dorfgasse in Kobern.



Im Hofe einer Weinkellerei.

Digitized by Google



Die Zillskapelle bei Trier.

sträuße in den Händen, und des Sonntags hört man noch hier und da die alten schlichten Lieder und Volksweisen. Und vor den Häusern sitzen die alten Leute im Feiertagskleid und erzählen sich von den Zeitläuften. Und im Herbst, da kommt die andere große Feierzeit der Mosel. Wenn die Weinlese mit ihrem Gewimmel und Getriebe vorüber ist, wenn die großen, gelben Ochsen vor den weirädrigen Karren, die auch noch aus Römerzeiten stammen könnten, den Segen eingebracht haben, dann bedecken sich die Weinberge wie mit einem Riesenteppich aus Gold und Scharlach. Der Weinstock scheint in seinem Herbstlaub noch einmal all die Sonne zurückstrahlen zu wollen, die er im Sommer so reichlich empfing. Kein Königsmantel kann prächtiger sein, als dieser es ist. Wenn man um diese Zeit auf die Berge steigt und von oben herabschaut auf das Tal, auf die Windungen der Mosel, deren man von hier oben oft mehrere überschaut, wenn dann der Fluß im schimmerndsten Grün alle diese Farbenpracht widerspiegelt, dann ist es, als gehe ein goldener Rausch über das ganze Moseltal, ein Funken und Glänzen, das nicht seinesgleichen hat.

Seit vier Jahren steht das Moseltal mehr im Zeichen des Krieges als jede andere Landschaft unseres Vaterlandes, mit Ausnahme etwa der Ostprovinzen.

Möge der fünfte Herbst endlich der Friedensherbst sein!

Das Gespenst des Wirtschaftskrieges.

Von Heinz Manthe-Boppard.

Wenn man es auch noch nicht öffentlich zugibt, so ist doch schon in weiten Kreisen unserer Gegner die Gewißheit verbreitet, daß Deutschland mit den Waffen nicht niederzuringen ist. Der Beweis dafür liegt in den lauten Rufen nach einer Fortführung des Weltkrieges auf wirtschaftlichem Gebiete, um durch die Lähmung des deutschen Handels und der Industrie das zu erreichen, was die militärische Kraft fast der ganzen Welt nicht vermochte, indem man uns für Jahrzehnte den Weltmarkt verschließt.

Stellen wir uns nun einmal auf den Standpunkt, es gelänge England, denn dieses ist die Seele des Wirtschaftskrieges, einen derartigen Abschluß des Krieges zu erzielen, daß es den Ausschluß Deutschlands vom Welthandel erstreben könnte. Welche Aussichten hätte dann England in einem solchen Kampfe?

Deutschlands Einfuhr betrug 1913: 10 770 Millionen Mark und die Ausfuhr 10 096 Millionen Mark. Diese Summen sind nun zu zerlegen, und zwar so, daß wir die aus Europa kommende Einfuhr mit 5889 Millionen Mark und die nach Europa gehende Ausfuhr mit 7677 Millionen Mark absondern. Wir haben dann 55 Prozent der Einfuhr und 75 Prozent der Ausfuhr Deutschlands festgestellt. Diese Umsätze ergeben sich dank der Mittellage Deutschlands aus dem Handel mit solchen Staaten, die Deutschland benachbart sind, die außerdem wirtschaftlich in so engen Wechselbeziehungen zu uns stehen, daß sie nicht ohne eigenen schweren Schaden in einen Wirtschaftskrieg gegen Deutschland eintreten könnten. Und ein Teil von ihnen wäre für den Fall des Widerstandes seiner Lage wegen militärisch nicht zu diesem Kriege zu zwingen. — Es belief sich 1913 unsere

	Einfuhr aus: in Millionen M.	Ausfuhr nach: auf
Österreich-Ungarn	827	1105
Schweiz	213	536
Belgien	345	551
Niederlande	333	694
Dänemark	192	284
Schweden	224	230
Norwegen	82	162
Bulgarien	9	30
	2225	3592

Diese Handelswerte mit den uns umgebenden besetzten und neutralen oder verbündeten Ländern, einschließlich der hier nicht in Anrechnung gebrachten Werte für die besetzten Teile Rußlands, betragen etwa 25 Prozent bzw. 40 Prozent der deutschen Ein- und Ausfuhr. Zudem erhöhen sich die Zahlen noch um 74 bzw. 98 Millionen Mark des Handels mit der Türkei, die wir ja auch ohne englisches Hindernis erreichen können. Alle diese Gebiete also sind — keine Änderung des gegenwärtigen Zustandes vorausgesetzt — keine Teilnehmer am englischen Wirtschaftskriege.

Nun setzt aber der Brite voraus, daß ihm seine jetzigen europäischen Verbündeten, die an unser Wirtschaftsgebiet rühren, in seinem Kampfe gegen den deutschen Handel Gefolgschaft leisten. Das ist jedoch mehr als fraglich. Denn das würde bedingen, daß England alle bisher von uns gelieferten Waren ersetzen und die bisher an uns verkauften übernehmen könnte. Dazu ist aber die schon vor dem Kriege aufs äußerste angespannte englische Volkswirtschaft nicht in der Lage, wenn sie vielleicht auch den einen oder anderen Posten zu übernehmen vermag. Es handelt sich dabei um folgende Werte:

	Einfuhr aus: in Millionen M.	Ausfuhr nach: auf
Rußland	1424	880
Rumänien	80	140
Serbien	10	19
Italien	318	394
Frankreich	584	790
	2416	2223

Diese Werte ergeben, mit den oben angeführten, 50 Prozent des deutschen Außenhandels, die also aus praktischen Gründen für England höchstens zum allerkleinsten Teile faßbar sind.

Wie steht es nun mit dem Überseehandel? Auch dieser ist noch lange nicht völlig englischer Willkür ausgeliefert. Ein Wirtschaftskrieg der angelsächsischen Seemächte gegen Deutschland würde uns für 600 Millionen Mark Baumwolle, für 225 Millionen Mark Kaffee entziehen. Aber diese Bestände würden den Erzeugern liegenbleiben oder die feindlichen Märkte derart überschwemmen, daß eine schwere Schädigung der beteiligten Erzeuger, Händler und Industriellen die Folge wäre. Unsere

Digitized by Google

Baumwolle und Kaffee erzeugenden Verbündeten hätten davon den Vorteil: neue Handelsbeziehungen würden sich anknüpfen und so den bisherigen Lieferern große Summen auch über die Dauer des Krieges hinaus verlorengehen.

Zudem würde die so schnell in Blüte und Frucht geschossene deutsche Ersatzstoffindustrie den größten Nutzen davon haben. Ferner bliebe eine große Menge Geldes bei uns im Lande und diente damit der Stärkung unseres Wirtschaftslebens. Die erwähnte Ersatzstoffindustrie ist auch in der Lage, uns unabhängig zu machen von indischer Jute, von Kautschuk und ähnlichen Dingen, die wir bislang aus Gewohnheit für unentbehrlich hielten. Und je abgeschlossener wir wären, um so größer müßte der Anreiz für unsere Industrie sein, Ersatzmittel zu finden, denn die Absatzmöglichkeit würde steigen. Auch wenn Uncle Sam mit John Bull gehen sollte, würden wir das ertragen und versuchen, ohne sein Kupfer und ohne sein Petroleum fertig zu werden. Ohne Zweifel haben wir ja vor dem Kriege Verschwendung mit Kupfer getrieben. Es ist in vielen Fällen durch andere Metalle zu ersetzen. Und unsere eigenen Gruben, verbunden mit denen von Serbien und Kleinasien, können uns, wenn sie einmal gründlich aufgeschlossen sind, eine ganze Menge des wichtigen Metalls liefern. Je mehr wir außerdem in Ausnutzung unserer Wasserkräfte zur elektrischen Beleuchtung übergehen, je mehr wir, auf unsere Zechenbezirke gestützt, zur Ferngasversorgung schreiten, um so entbehrlicher wird das amerikanische Petroleum. Für Kraftzwecke können uns Galizien, Rußland und nach dem Bukarester Frieden besonders Rumänien Öl genug liefern.

Kurzum, wenn wir bedenken, wie wir uns jetzt schon bei unserer Abgeschlossenheit und Gebundenheit durchhelfen, so dürfen wir über unsere Einfuhr beruhigt sein für die Zeit, in der wieder alle Volkskräfte dem wirtschaftlichen Leben zur Verfügung stehen.

Wie aber ist es mit unserer Ausfuhr bestellt? Auch hier können wir in Ruhe dem Kampf entgegensehen. Die erhöhte Abnahme von den Staaten des uns umgebenden Ringes bedingt wieder eine stärkere Ausfuhr nach diesen. So läßt sich mancher Ausfall wieder einbringen durch eine Verschiebung der Absatzgebiete. Hinzu kommt aber noch der zwingende Bedarf von deutschen Waren. Wir haben glücklicherweise eine Reihe von Erzeugnissen, die auch unsere Feinde, England eingeschlossen, nötig brauchen. Wir erinnern nur an die Fabrikate der optischen, der chemischen, der Arzneimittel-Industrie. Hier dürfte der Bedarf an wirklicher Qualitätsware eine Lücke reißen in den Ring, den englische Hitzköpfe um Deutschland legen wollen.

Dem angelsächsischen Wirtschaftskriege können wir also beruhigt entgegensehen. Er besteht ja zunächst nur auf dem Papier der feindlichen Hetzpresse und in den kindischen Volksreden der Staatsmänner, die sicher einmal der erwachenden Einsicht ihrer Völker zum Opfer fallen werden. Und dazu steht auch praktisch der Durchführung ein grundlegendes Hindernis entgegen. Das ist die Unfähigkeit Englands, mit einem Schlage seinen Handel um die Hälfte des deutschen zu vermehren; das bringen Englands Industrie und Handel nicht fertig — schon nicht aus dem rein äußerlichen Grunde des Mangels an Schiffsraum. Zudem würden den britischen Kaufleuten recht beträchtliche Geschäfte verlorengehen. Das mögen die Ausweise über den deutsch-englischen Handel von 1913 zeigen. Es bestand damals in Deutschland eine

	Einfuhr aus:	Ausfuhr nach:
	(in Millionen Mark)	
England	876,1	1438,2
Gibraltar, Malta, Cypern	1,5	4,0
Britisch-Asien	608,0	170,5
Britisch-Afrika	330,1	112,1
Britisch-Amerika	80,0	63,2
Britisch-Australien . . .	296,1	88,5
	2191,8	1876,5

Das sind gewaltige Summen, und mancher Kaufmann anderer Nationalität würde gerne das englische Erbe antreten. Fraglich ist es außerdem, ob die englischen Dominien so ohne weiteres die Politik ihres Mutterlandes mitmachen würden.

Und selbst wenn die Feinde, wie Wilson mit dem großen Munde gesagt haben soll, uns zehn Jahre oder länger vom Weltmarkte ausschließen wollten, — die praktische Durchführung würde manche Mängel aufweisen. Ein Welthandelsstaat mit der Kaufkraft Deutschlands läßt sich nicht durch papierene Erklärungen einfach aus dem Geflecht des friedlichen Welthandels herausreißen, dafür ist er zu sehr mit ihm verwachsen. Den schwersten Schaden würden unsere Feinde haben. Uns aber würde, wie wir sehen, ein ansehnlicher Teil unseres Handels gar nicht abzuschneiden sein. Und vernichtend ist unser Wirtschaftsleben überhaupt nicht zu treffen, denn 50 Prozent unseres jährlichen Volkseinkommens von 40 Milliarden Mark fließen aus der einheimischen Erzeugung, d. h. aus unserer Landwirtschaft und unserem Bergbau. Das ist eine sichere Grundlage. Dazu kommt auch noch, daß vorläufig noch Hindenburg und Ludendorff das Wort haben. Sie werden uns einen Frieden erstreiten, der solchen feindlichen Plänen so ungünstig wie möglich ist.

Überhaupt wird, wenn einmal Frieden geschlossen ist, die Leidenschaft staatsmännischer Volksverführer wohl bald der kühlen Überlegung des rechnenden Kaufmannes weichen. Dieser aber dürfte in manchen Fällen anders entscheiden als jetzt Wilson, Lloyd George und Konsorten. Immerhin aber muß Deutschland zur Zeit des Friedensschlusses so stark dastehen, daß auch der Versuch eines Wirtschaftskrieges aussichtslos erscheint. Das muß das Ziel jedes Deutschen sein, und darum muß jeder an seinem Platze sein Bestes tun, diesen Frieden zu erreichen.

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(3. Fortsetzung.)

Von da an war Herr Johann von Hunyad ein anderer. Er hatte sich bisher den Bürgern ferngehalten, jetzt ging er, einfach gekleidet, in die Gassen, trat zu dem und jenem Meister in den Laden ein und sprach mit ihm einige gnädige Worte. Er fühlte sich als der Herr und zugleich als der Vater dieses Volkes und freute sich, als er es in gutem Gedeihen und ehrbar sah.

Unter dem Gestümpel streckte ihm ein Pharöner die Hand entgegen. Er legte einen ganzen Denar darein.

Der Pharöner ergriff die Finger, ehe sie sich zurückzogen, und blickte in die Linien der Handfläche.

„Herr," sagte der Pharöner auf Walachisch, „du bist der Vater eines Königs."

„Ich habe noch einen Sohn."

Der alte Pharöner lächelte: „Ich weiß, ich weiß."

„Was ist mit dem?"

„Frag' einen andern, Herr."

„Nein, sag' es. Wenn ich dem Guten glauben soll, muß ich auch das Schlimme wissen."

„Er wird frühe sterben, teuerster Herr; aber du wirst nicht über ihn weinen."

„Sag' mir noch mehr."

„Ich sehe nicht mehr."

„Hier hast du noch einen Denar."

„Ich nehme ihn nicht, denn ich kann dir nichts mehr sagen."

Der Erbgraf ließ den Denar fallen, damit ihn aufhebe, wer etwa wolle. Er hatte ihn verschenkt, somit war er nicht mehr sein. Er ging und blickte sich nicht um, wer ihn aufhob.

Ein Sachsenknabe bückte sich nach dem Geldstück und reichte es dem Pharöner, der es von ihm, als einem neuen Geber, annahm.

Herr Stefan von Hederfa, der den Erbgrafen eben begleitete, hatte sich umgewendet, um zu sehen, was mit dem Denar geschah. Er erkannte den Knaben. Es war der Sohn seines Nachbars, des Müllers Martin Kretschmer. Freilich, die Leute saßen im Gelde wie im Mehl.

Herr Johann von Hunyad trat in keinen Laden mehr ein. Die Worte des Pharöners wollten ihm nicht aus dem Sinn.

Digitized by Google

Am Nachmittag ritt er zu den schwarzbraunen Zelten hinaus, scheinbar aus bloßer Neugier, insgeheim aber in der Hoffnung, neue Wahrsagungen zu hören.

Die Leute, ganze Familien, traten, als sie die Reiter nahen hörten, aus den Zelten, schmutzig und in Lumpen, aber mit großen, fremdartig geformten Ringen in den Ohren und an Schnüren um den Hals.

Einer der Pharöner war noch höher als der Erbgraf. Sie nannten ihn ihren Wojwoden. Er redete besser Walachisch als die andern. Der Erbgraf sprach ihn an.

Nach etlichen tastenden Fragen sagte er geradezu:

„Wisset ihr um die Zukunft?"

Der Wojwode blickte stolz und frei: „Da du so offen fragst, Herr: ja, einige von uns wissen einiges. Wir haben das heilige Feuer aus unserer Heimat mitgebracht, und solange wir dieses haben, gewähren die Dewla (Götter) uns diese Kenntnis."

„Nur euch?"

Der Pharöner erriet seinen Wunsch.

„Bruder Wojwode," sagte er, ohne auf die Frage zu antworten, „tritt in mein Zelt, aber nur du allein."

Die Begleiter, die dem Erbgrafen folgen wollten, mußten auf seinen Wink zurückbleiben.

Im Zelt war es nach dem hellen Lichte draußen ganz dunkel. In einer Ecke blinkten in einem kupfernen Gefäß glühende Kohlen.

Der Pharöner brachte das Gefäß herzu und stellte es auf die Erde.

„Ist dies das heilige Feuer?"

„Ja, es brennt seit ewigen Zeiten. Wenn es erlischt, ist es tot. Man muß anderes holen, das noch brennt. Und wir nehmen alles Feuer daraus, das wir brauchen, sei es zum Bereiten unserer Speisen, sei es zu unseren Schmiedearbeiten."

„Und dieses Feuer . . .?"

„Setze dich, Bruder, an die Erde und blicke in die Kohlen."

Der Erbgraf folgte.

Der Pharöner warf irgendwelche Körner in die Glut. Ein eigentümlicher Duft begann sich zu verbreiten. Blaue Rauchbänder stiegen auf und wanden sich wie Schlangen und legten sich gleich solchen um ihn, der jetzt die Augen gar nicht mehr von den roten Feuerpunkten hätte abwenden können.

Allerlei Gestaltungen erhoben sich, undeutlich erst, dann immer klarer. Eine mächtige Burg erstand, ganz von ferne gesehen, weit größer und stolzer als Vajda Hunyad. Dann wechselte das Bild. Ein Knabe saß in Mantel und Krone auf dem Thron. Aber auch diese Erscheinung war fern oder doch schleierhaft, so daß sich die Gesichtszüge nicht erkennen ließen. Plötzlich lag ganz nahe die Leiche eines Jünglings mit blutigem Halsstumpf.

Ein wilder Schmerz krampfte ihm das Herz zusammen, er riß die Augen mit Gewalt auf, um den Toten zu erkennen, und sah wieder die ruhigen Kohlen in dem Kupfergefäß vor sich, dann das Zelt und den pharönischen Wojwoden, der riesengroß über ihm stand.

Als der Erbgraf aus dem Zelte trat, war er bleich und schien um Jahre gealtert. Nur allmählich gewann er seine Farbe wieder. Er sagte niemand, was er geschaut hatte.

An einem der nächsten Tage verließ er die Stadt und zog wieder nach Vajda Hunyad. Er hatte den Befehl gegeben, daß die Burg hergestellt und ausgebaut werde. Herrn Michael Székely und Herrn Stefan von Hedersa hatte er zu ihren Kastellanen eingesetzt, den Nösener Bürgern aber zugesagt, daß er ihre alten Freiheiten in aller Form bestätigen werde.

Die Kammern hoher Herren arbeiten selten rasch, und in der des Erbgrafen saß der Literat Laurentius, der den Nösenern nicht eben gewogen war; das Abschiedgeschenk mochte ihn zu wenig bedünkt haben. So brauchte die Urkunde fast drei Monate, bis sie ausgestellt war.

Der Erbgraf gewährte darin den Nösenern, damit ihr Wohlstand und ihre Zahl nicht abnähmen, in alle Zukunft den Genuß der alten Freiheiten, den Besitz des Siegels, die Leistung des Waffendienstes unter eigenem Banner in der von König Sigismund dem Brandenburger bestimmten Zahl. Sie sollten die Tage der sieben Stühle und des Adels besuchen dürfen wie früher, doch solle das dem Erbgrafenamt keinen Eintrag tun. Kein ungrischer Richter solle mehr Befugnis haben als bisher. In Streitfällen sollten sie auch jetzt noch an die sieben Stühle berufen, auch selbst ihren Pfarrer wählen dürfen. Die Steuern sollten dieselben bleiben wie unter König Sigismund und die Abgaben an den Erbgrafen nicht über die damalige Summe, sechzig Mark, erhöht werden.

So waren der Stadt und dem Gau die alten Freiheiten wieder bestätigt worden, aber aus Gnade, und waren somit ein Recht von heute, das Ungnade jederzeit umstoßen konnte.

Seit Ostern war an Stelle Ulrich Thümmels der Müller Martin Kretschmer Stadtrichter. Schier war Meister Ulrich froh, daß die Schrift nicht schon unter ihm angelangt war. Er las aus den Worten vielleicht mehr heraus, als darin lag. Die andern nahmen sie ohne Bedenken hin. Die alten Freiheiten waren wieder verbrieft, und damit gab man sich völlig zufrieden.

Der neue Richter hatte es ausgesprochen, als er die Urkunde dem Rate vorgelegt hatte, aber gerade er erfuhr schon in der nächsten Folge an sich selbst allerlei Widerwart. Er besaß schöne starke Pferde, und es war sein Stolz, sie vor den hoch mit Kornsäcken beladenen Wagen zu sehen, wie sie die Muskeln anspannten, und wie die Last, je schwerer sie war, ihre Kraft nur noch erhöhte. Diese Pferde hatten die beiden Vizgrafen längst mit Neid gesehen. Nun verlangten sie, der Müller solle sie ihnen zum Bau der Burg bereitstellen.

Das war gänzlich gegen die gewährleistete Freiheit. Der Müller trat vor die beiden Herren und sagte es ihnen. Sie bestanden auf ihrer Forderung. Er war fürwahr kein jähzorniger Mann, aber er konnte auch hitzig werden, wenn er sich im Rechte wußte und darin verkürzt werden sollte. Mit Mühe hielt er heftige Worte zurück.

Die Vizgrafen schienen sich an seiner Wut zu weiden. Sie ließen ihn eine Weile reden, dann hießen sie ihn einfach fortgehen. Er könne die Sache ja vor Richter und Rat bringen, fügten sie einigermaßen spöttisch hinzu.

Es blieb ihm, obwohl er selbst der Richter war, nichts anderes übrig, als den Ratmannen den Verhalt vorzulegen. Unterdessen aber führten die Knechte der Vizgrafen die Pferde aus dem Stall und übergaben sie dem Parlierer, daß er sie nach Bedünken zur Arbeit verwende.

Im Rat erregte es wohl mächtigen Zorn, als der Müller die Gewalttat, die man längst kannte, berichtete. Man beschloß, eine Beschwerde an den Erbgrafen zu schicken.

„Nun, Herr Richter, was habt Ihr im Rate ausgerichtet?" fragte Herr Michael Székely, als er andern Tags den Müller von ungefähr begegnete.

„Der Rat hat eine Beschwerde an den Herrn Erbgrafen beschlossen", sagte der Müller so ruhig, wie er vermochte.

„Wir werden uns gewiß dem Beschluß des Herrn Erbgrafen fügen", erklärte der Ungar mit scheinbarer Billigkeit. „Warten wir die Entscheidung ab. Bis dahin bleibt es dabei. Der Bau der Burg ist befohlen. Wir müssen dafür sorgen, daß sie gebaut wird."

Die Entscheidung über die Beschwerde traf nicht ein, eine neue wurde eingesandt. Daraufhin freilich kam der Bescheid, daß die Bürger nicht zur frondienstlichen Beistellung von Pferden verhalten werden könnten, daß sie viel mehr dafür angemessenen Entgelt verlangen dürften.

Als das Schreiben verdolmetscht wurde, sagte der Müller bitter: „Das läuft leider Gottes auf dasselbe hinaus. Denn

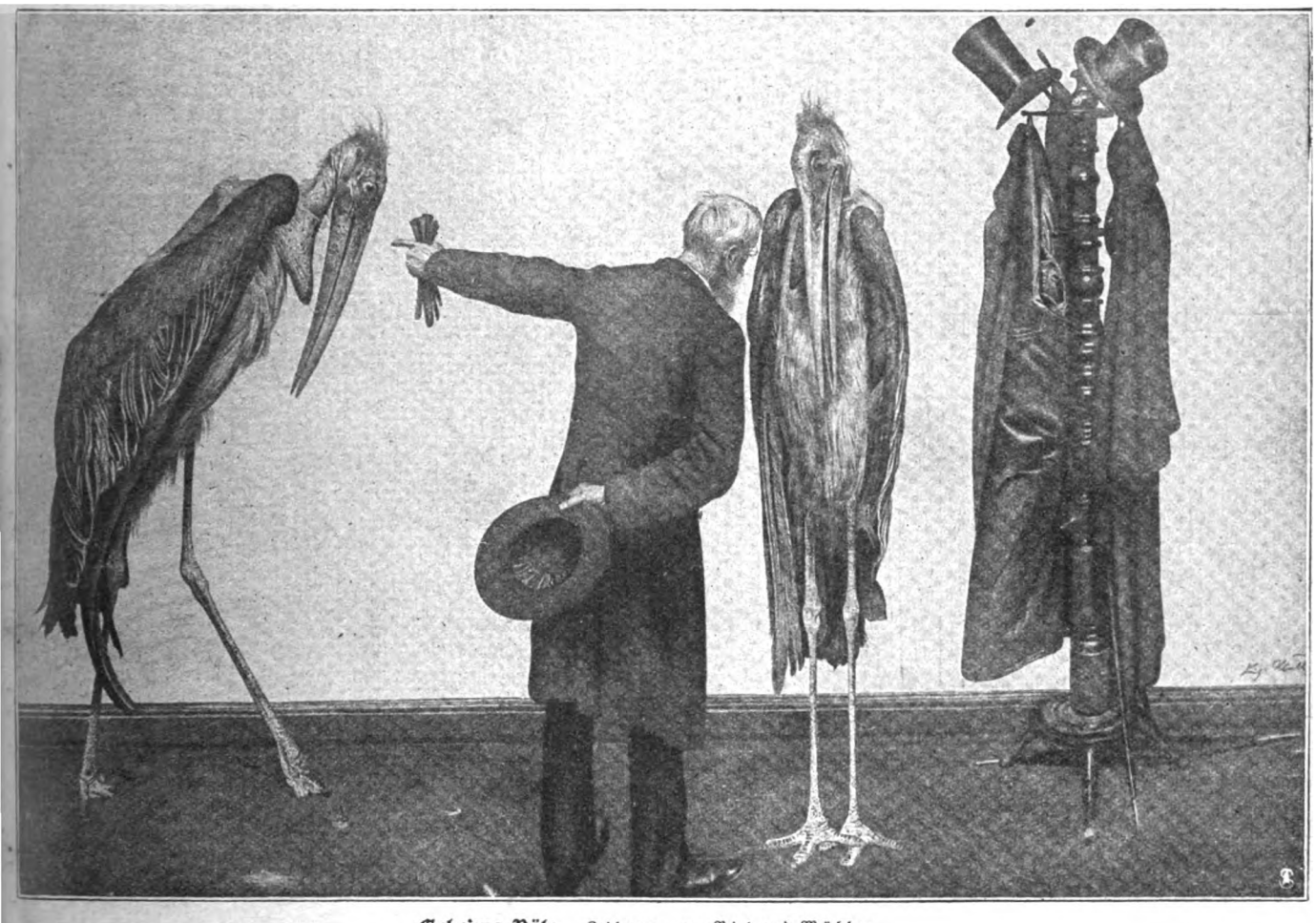
Digitized by Google

verlangen kann ich jetzt wohl für meine Pferde, was ich will, aber bekommen werde ich das Geld am Sankt Nimmermehrstag Und sie schinden mir meine schönen Pferde zu alten Gurren herab."

Er hatte so unrecht nicht Die beiden Vizgrafen pflegten nichts zu bezahlen Aber die Klagen gegen sie hatten gleichwohl aufgehört Wenn keinen andern Vorteil, so hatte man den davon daß sie einen in Frieden ließen, solange sie einem schuldig waren Man erkaufte sich so ihr Wohlwollen und schrieb die Beträge einfach statt in das Einnahme- in das Ausgabebuch zu den Kosten des Betriebes Alles das aber wurde ein Ende haben, wenn die Burg vollendet war und der Erbgraf selbst hierherkam und alles regierte

Meister Georg Eyben war fast der einzige, der in diesen Glut uber ihn aus· er meinte durch Feuer zu reiten Vor seinen Augen begann es zu flimmern, und für Augenblicke waren Berg und Burg und Himmel wie aus Gold. Sein Herz schwoll von Dankbarkeit Wie hatte doch auch er das Schlimmste von dem Erbgrafen gefürchtet, und wie hatte der gnädige Gott seine Besorgnis in Segen gewendet!

Die Predigermonche der Stadt hatten schnell die veränderten Umstände erkannt Sie traten an Richter und Rat heran, ihnen ihren Besitz in Nösen und in der Umgebung zu bezeugen Sie wollten, wenn es etwa nötig ward, eine Urkunde in der Hand haben Der Propst sagte das natürlich nicht offen, aber die Nösener waren klug genug, die wahre Ursache doch zu erkennen Und da machten sie es mit den Mönchen nicht anders, als die erbgräfliche Kammer es



Geheime Räte. Zeichnung von Richard Müller.

Zeiten erhobenen Hauptes und heiter-stolz einherging. Sein Werk gedieh Auf der freien Höhe wuchs es stark und schön gegen Himmel. Wenn er des frühen Morgens aus der Stadt den Weg emporritt und dann auf dem Bau schon die Arbeiter wie eilige dunkle Ameisen sich regen und bewegen sah, da war er von großer, wundersamer Freude erfüllt. Er ritt langsamer und langsamer, um dieses Gefühl voll zu genießen. Und blickte er zurück: was waren die armen Häuser dort unten im Flachland, die er bisher gebaut hatte? Kaum daß sie um eine Handbreite über das krause Gewimmel der andern ragten, und je höher er kam, um so mehr verschwanden sie darin Hier aber reckte sich vor ihm die Burg, die er halb wüste vorgefunden hatte. Wohl, er baute nicht alles aus eigenem Geiste, aber das Ganze in seiner Vollendung war doch seine echte Schöpfung: sein waren die edeln Linien, die sich schon aus weiter Ferne auf dem blauen Grunde zeichneten, sein die Gestaltung, die Ordnung, die Schönheit.

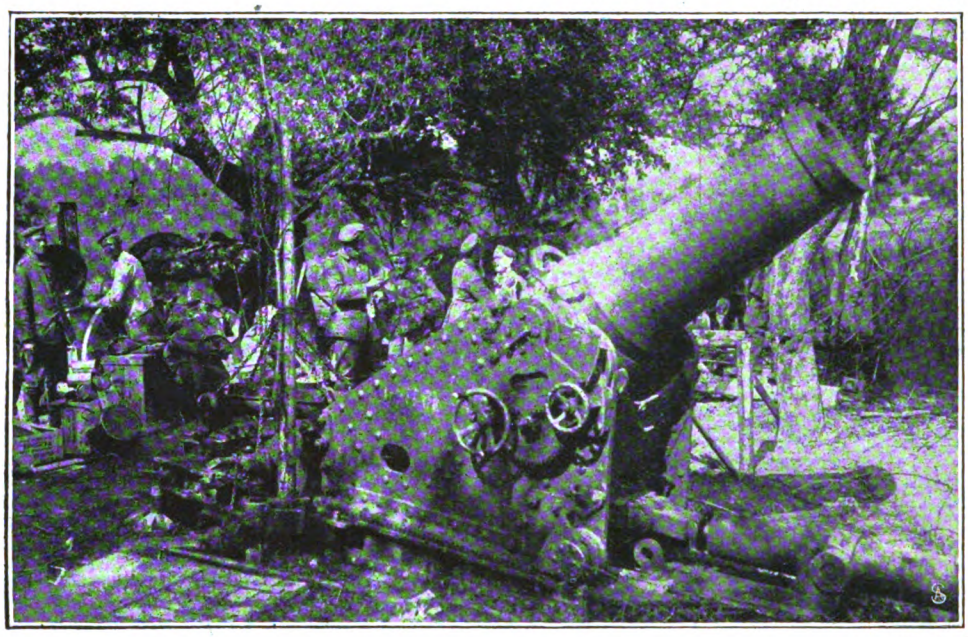
Die Sonne strömte von Osten her ihre ganze sommerliche

mit ihnen machte. Sie schoben die Ausstellung der Urkunde immer wieder hinaus. Mochte der feiste Propst darüber die Schwarzsucht kriegen.

Der Richter selbst, sonst ein frommer Mann, freute sich in dem Gedanken, wie sich die Mönche ärgern mußten. Aber als nun das liebe Weihnachtsfest nahte und er Einkehr bei sich hielt, sagte er sich, daß es schlecht, daß es gottlos sei, weil man Übles litt, andern ebenfalls Übles zuzufügen. Es galt vielmehr, in Demut das Böse zu ertragen, als gerechte Prüfung für seine mancherlei Sünden. Dann mochte Gott wohl die Zuchtrute wieder von einem nehmen. In den letzten Monden war er schlimm genug gestraft worden. Zwei von seinen schönen, glänzenden Pferden waren gänzlich zuschanden gerackert worden. Jetzt, wo keine Steine mehr gefahren werden konnten, standen sie im Stall, mager und häßlich, und sahen ihn aus ihren verquollenen roten Augen traurig an. Nein, all das Leid durfte das Herz nicht verhärten, sonst verhärtete sich auch Gott, und der Züchtigung war gar kein Ende. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Erbeutete Batterie von französischen 28-Zentimeter-Mörsern beim Dorf Mareuil. Bild- und Film-Amt.

gewehre in unsere Beutesammelstellen zurückgeführt. Überdies jedoch fielen den deutschen Siegern allenthalben zahlreiche Kanonen und Maschinengewehre nicht nur völlig unversehrt in die Hände, sondern auch mit allem Zubehör, mit Richtmitteln, Protzen, Bespannungen und namentlich mit reichster Munitionsausstattung, so daß dieses Kampfmaterial von unseren Truppen unmittelbar in Gebrauch genommen werden konnte Außerdem aber hat, dank der Schnelligkeit unseres jeweiligen Vordringens, die Entente auch das gesamte eingebaute Material an Holz, Draht, Eisen, Beton, Telephongerät, Feldbahnen mit gefüllten Depots, Zeltlagern, Baracken und dergleichen innerhalb des Kampfgebietes eingebüßt Es ist klar, daß dieser Verlust allein sich auf Milliarden beziffern muß und daß die Neubeschaffung solcher Materialmassen hohe Anforderungen an die Kriegsindustrie der Entente und indirekt an ihren Schiffsraum stellt, an dessen ständiger Verringerung unsere U-Boote weiterhin wacker arbeiten.

Schwerer noch als der Raumverlust, den unsere Westoffensive bish r den Gegnern kostete, wiegt die gewaltige Einbuße an Menschen- und Kriegsmaterial, die sie binnen weniger Monate erlitten. Aus einer Anfang Juli von der Obersten Heeresleitung veröffentlichten Zusammenstellung ging hervor, daß bis dahin seit dem Beginn unserer Angriffsschlachten (21. März) nicht weniger als 191454 Gefangene über unsere Sammelstellen abtransportiert wurden. Bei dieser Summe handelt es sich übrigens lediglich um die unverwundeten Gefangenen; unter Einrechnung der verwundeten und kranken dürfte die Gesamtzahl das zweite Hunderttausend beträchtlich übersteigen. Nicht minder bedeutend war die sonstige Kriegsbeute; wurden doch bis 1. Juli 2476 Geschütze und 15024 Maschinen-

Bild- und Film-Amt

Vom Vorstoß zwischen Montdidier und Noyon: Abwehr feindlicher Gegenangriffe in rasch ausgeworfener Deckung.

Sturmtrupp in Ruhestellung. A. Groß, Berlin, phot.

Auch unser Vorstoß zwischen Montdidier und Noyon hat dem Feind abermals eine schwere Schlappe zugefügt, was um so bemerkenswerter ist, als diesmal nicht in dem Maße, wie bei unseren bisherigen Schlägen, das Moment der Überraschung mitsprach. Denn die Franzosen waren auf einen Angriff an dieser Stelle vorbereitet und hatten rechtzeitig Reserven herangezogen; wenn sie trotzdem vollständig geworfen wurden und dann in Gegenangriffen sich erfolglos verbluteten, so stellt dieses Ergebnis der Stoßkraft und Zähigkeit unserer Truppen ein neues ruhmvollstes Zeugnis aus.

Digitized by Google

Nr. 31 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

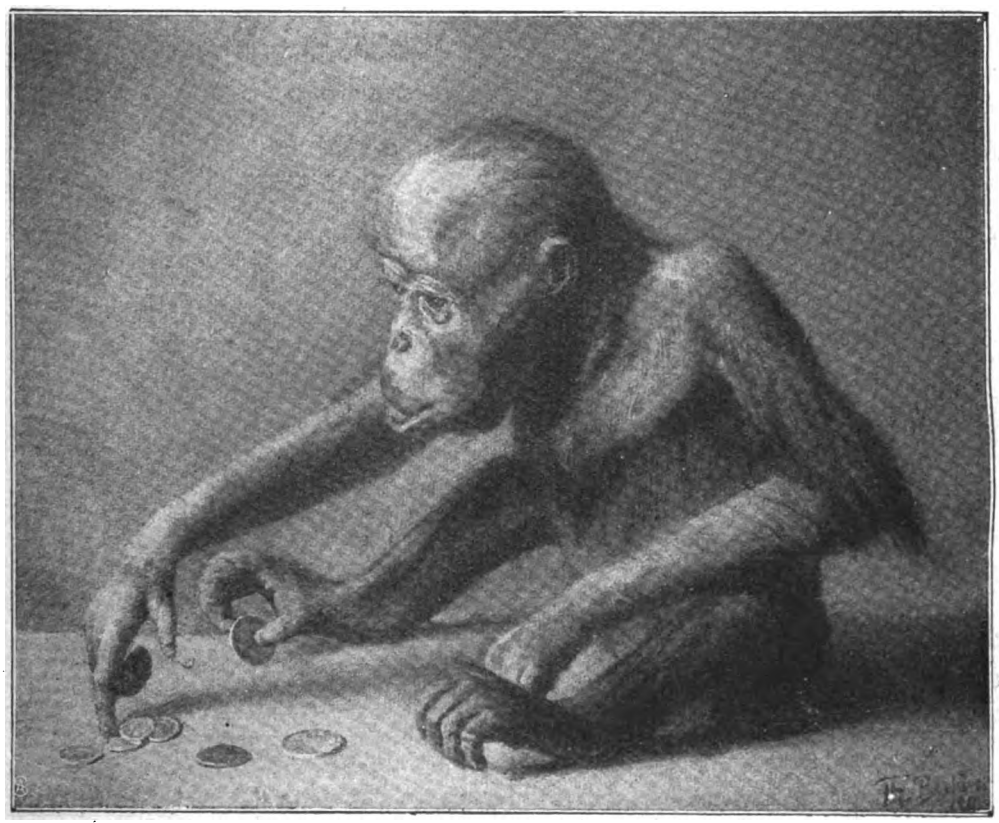
Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(11. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Christas Brief weckte ihn. Ihm kam es vor, als habe er in einem Traum gelebt. Draußen ging das Leben weiter, es war Sommer, die Menschen reisten und genossen ihre Ferienzeit, nur er spann sich in düstere Vorahnungen ein. Im Augenblick dünkte es ihn lächerlich, daß er allein sich einbilden wollte, die Konstellation der Weltenlaufbahn zu kennen; es gab doch wahrlich Klügere, Weitausschauendere als ihn. Zwar fiel ihm sofort sein letztes Gespräch mit seinem Freunde in Rom ein, einem alten Diplomaten, der stets für einen Phantasten angesehen wurde, bis die Tatsachen ihm recht gaben — — aber was wollte schließlich seine Meinung sagen? Auch er konnte doch irren. Wenn der vorsichtige Winter, der damals seine Bedenken geteilt und beschlossen hatte, nicht weit von München fortzugehen, sich mit Christa nun sogar noch über die Schweiz hinauswagen wollte, waren sicher in aller Welt die Bedenken zerstreut. Warum aber hatte er dann Christa alleingelassen? Weshalb mußte sie heimatlos umherstreifen? Vielleicht hätte eine andere Frau die vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit voll genossen, Christa aber neigte gar nicht dazu. Er hatte einfach über ihren Kopf fort beschlossen und ebenso, ohne sie zu fragen, sie Winter anvertraut. So recht zu genießen schien sie diese ihr aufgedrängte Freundschaft nicht — oder — — war der Brief nicht ehrlich? Sie wollte ihn doch nicht täuschen — — Er überlas ihn noch einmal, Wort für Wort. Anfangs glaubte er, sie schilderte ihm, daß sie durch ihn in eine seltsame Lage gekommen sei, aber nein: „ich muß immer über dieses durchsichtige Manöver lachen", während Winter, dieser korrekte Steifbock, sich also veranlaßt fühlte, den Leuten etwas Sand in die Augen zu streuen. Ja, zum Donnerwetter,



Affenspiel. Gemälde von Theodor Breidwiser.

Digitized by Google

wenn Winter nicht über die Schwelle hinwegtreten konnte, die zwischen der Selbstverständlichkeit einer Handlung und ihrer Anerkennung durch die Gesellschaft liegt, wenn er immer wieder stolperte und wahrscheinlich von Anfang an gewußt hatte, daß seine unbiegsamen Knochen ihn nicht hinüberbringen würden, weshalb reiste er dann mit Christa umher? Mit diesen halben Entschuldigungen machte er natürlich alles viel schlimmer. Man kann immer nur für eine Sache mit Erfolg eintreten, wenn man selbst in innerster Seele von ihr überzeugt ist.

Ihn ergriff eine Wut gegen diesen „lahmen Zeitgenossen", wie er ihn schalt, mochte er auch ein noch so gewandter Hochtourist sein. Bei Christa war die Liebe zum Sport ausschlaggebend, das wußte er ja. Sie ging geduldig mit bis auf den höchsten Gipfel. Diese Selbstverständlichkeit in all ihrem Tun hatte ihm immer so gut gefallen — d. h. er machte sich eigentlich erst jetzt klar, wie wohltuend ihre Ruhe und Ausdauer unterwegs gewesen seien. Eigentlich hatte er ja auch nie gewollt, daß sie mit einem andern in die Berge ginge — ob sie dieses Versprechen wohl vergessen hatte — —

Nein. Aber in ihrer Feinfühligkeit hätte sie nie mehr daran gerührt. Was gilt auch ein Versprechen, wenn es von einem Teil nur noch als lästig empfunden wird? Seltsam, die Entfernung machte sie ihm begehrenswert. Er sah einen Moment zu dem schönen Porträt hinauf, das Albert von Keller von ihr gemalt hatte. Aber die lebendige Christa war anmutiger und gar nicht so voll Launen wie das überfeinerte Geschöpf da oben in dem Gewirr von durchsichtigen Stoffen, Pelzen und Spitzen. Christa selbst hatte damals gemeint, die späteren Geschlechter würden nach diesem Aufwand einen guten Begriff von der Zeit bekommen, die bei Optimisten dann auch wohl „die goldene" hieße. Aber er hatte darauf bestanden, daß sie in großer Aufmachung im Bilde festgehalten würde.

Das beste wäre, er reiste ihnen nach, löste Winter von dem ihm fatalen Posten als Reisebegleiter ab und befreite Christa. Aber aufs Geratewohl — wer wußte, ob sie nicht ihre Pläne geändert und eine andere Richtung eingeschlagen hatten! Soviel Beweggründe konnten dabei maßgebend sein: die Witterungsverhältnisse, Christas Befinden oder irgendeine ihnen genehme Gesellschaft, der sie sich anzuschließen wünschten. Auch, wie weit das Auto sie bringen konnte — merkwürdig, vom Auto erwähnte Christa gar nichts — hatte sie aber nicht in einem früheren Brief von einem Staatsstreich erzählt, den Pansell wieder begangen haben sollte? Er hatte nicht weiter darauf geachtet. Christa wußte, daß er es nicht gern hatte, wenn über seine Untergebenen Klage geführt wurde. Mit wem er nicht zufrieden war, den entließ er. An die Herrenlaunen Pansells hatte er sich gewöhnt und sie wegen seiner vortrefflichen Dienste in Kauf genommen. Wenn er selbst sich dareinfand, hätte er es sehr übel vermerkt, wenn Christa dem Chauffeur gegenüber nicht nachgiebig gewesen wäre. Nun fiel ihm ein, daß er gestern oder vorgestern in der Posttasche einen Brief mit Pansells Handschrift gesehen hatte.

Er klingelte: der Diener sollte sofort fragen, wer in diesen Tagen Nachricht von Pansell bekommen hätte.

„Die Mamsell", war die Antwort.

„Mamsell soll sofort heraufkommen und den Brief mitbringen."

Sie erschien, hochrot vor Zorn, die große, weiße Schürze zitterte von ihrer Erregung.

„Was schreibt Ihnen Pansell und woher?"

„Ich hab' keine Geheimnisse nich mit ihm. Herr Baron können ja lesen — —"

„Ach was." Plötzlich griff er doch nach dem Brief: eine bayerische Marke, Poststempel München. -- „Seit wann ist Pansell wieder in München?"

„Seit er aus Tirol fortgefahren is."

„Wann war das ungefähr?" Er unterdrückte schlecht seine Ungeduld.

Sie rechnete: „Er schreibt mich alle Woche 'mal — drei Briefe habe ich wohl gekriegt —"

„Mit diesem?"

„Nein, ohne — nein, mit — nein, ich weiß es doch nicht genau, Herr Baron."

Was half das auch alles? Das Auto, das hätte ihr noch eine Art von Herrenrecht geben können; vielleicht auch ein Stückchen Heimat. Dann wäre doch immer sie die Bestimmende gewesen, nun war sie ganz von Winter abhängig.

„Weshalb ist Pansell nicht bei der gnädigen Frau geblieben?" herrschte er die arme Mamsell an.

„Da war wieder was intwei an, Herr Baron. Ans Auto. Da kann kein Mensch nich zu —" ihr Ton war geladen mit Empörung.

„Ich kenne diese Schäden", sagte der Herr wegwerfend. „Er entdeckt sie immer, wenn sie ihm passen," — Mamsell ballte heimlich die Fäuste — „es ist ganz unerhört, daß er die gnädige Frau im Stich gelassen hat und in München herumsitzt."

Sie zuckte unmerklich die Achseln: das mußte der Herr doch schon seit mehreren Wochen wissen durch die gnädige Frau — weshalb hatte er dann nicht längst eingegriffen?!

„Er weiß wohl selbst nich, was er soll — erst war ja das Auto intwei", beharrte sie.

„Seine Adresse?"

Sie diktierte langsam: „Herr Chauffeur Willy Pansell, München, Karlstraße, bei Schmalzbaur, Rückgebäude, links, Null —"

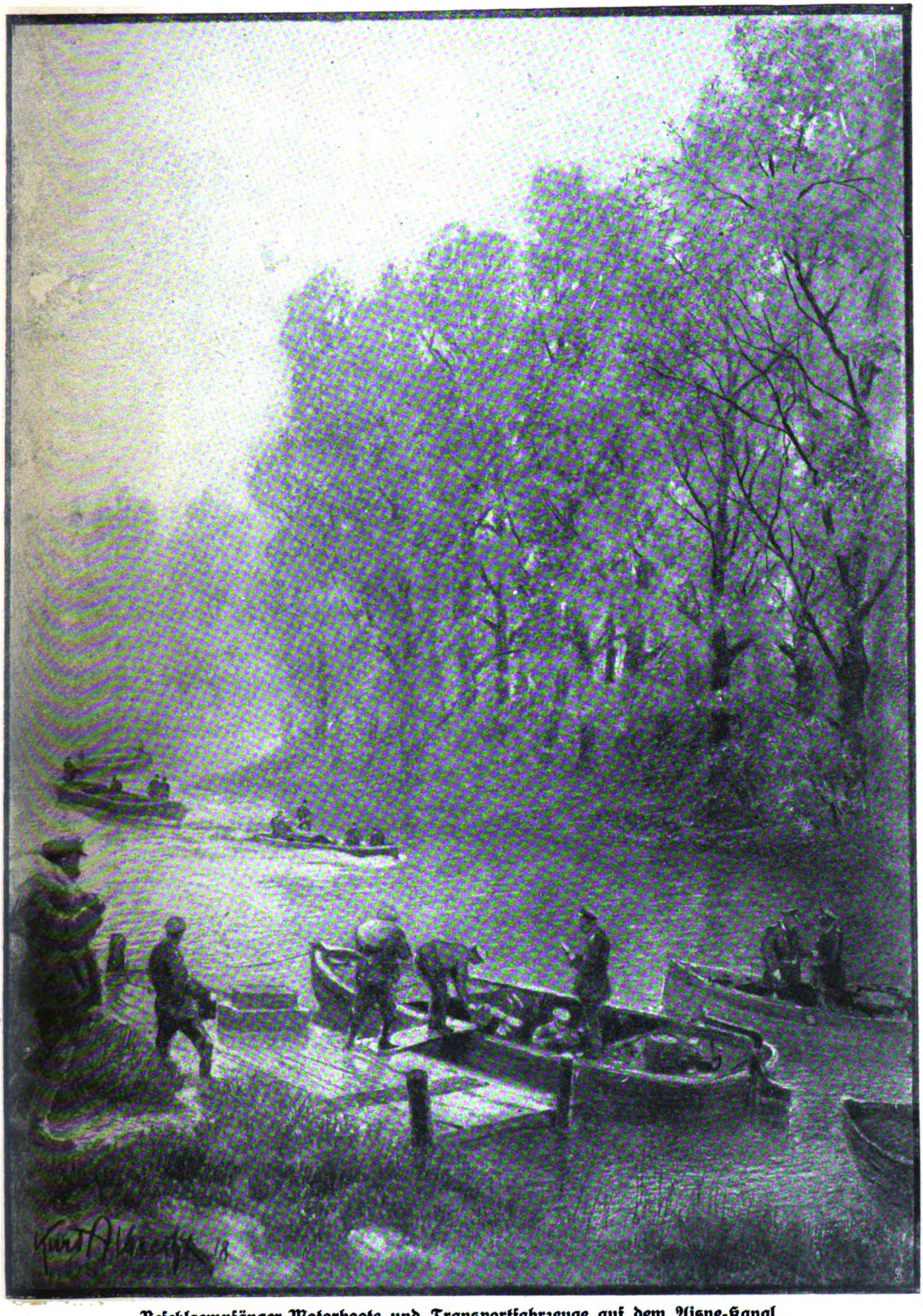
„Was soll Null?"

„Das bedeutet in München Petärre, hat mich Pansell erklärt."

„Also schreiben Sie ihm sofort — nein, lassen Sie nur —" er winkte mit der Hand, trat an den Schreibtisch und nahm den Hörer ans Ohr. Mamsell hörte ihn noch sagen: „Fräulein, bitte, nehmen Sie ein Telegramm auf —" dann drückte sie sich mit ihrem Brief aus der Tür.

So! Wenn er ihr nun das Auto nachsandte, das natürlich längst in Ordnung war, so wußte sie doch, wie besorgt er um sie sei. Das einfachste wäre am Ende gewesen, er führe ihr selbst nach. Aber ehe er in München ankam, vergingen wieder Tage, und es wurde immer schwerer, ihre Spur zu finden. Irgend etwas Ungemütliches, fast als wolle er sie unvermutet überfallen, läge ja auch darin, wenn er ihnen folgte. Er verwarf den Gedanken deshalb wieder. Ins Chamonixtal waren sie gegangen, das hieß soviel wie: auf den Montblanc. Nun suchte er doch die Karte heraus, die zwischen unzähligen Spezialkarten im „Gebirgsschrank" lag, und überlegte: ja, er hatte recht gehabt, Pansell auf die französische Seite, nach Chamonix, zu schicken. Den schweren Abstieg nach Italien hinunter würde Winter kaum mit Christa wagen — — Täte er es dennoch, eine Unruhe ergriff ihn, so wäre das gegen alle Verabredung — ihm war es doch nicht eingefallen, seine Frau dem Freund zu solch halsbrecherischen Touren zu überlassen! Nein, nein, sie würden nach Chamonix zurückgehen, und Pansell konnte, falls er sie dort nicht mehr traf, leicht erfahren, wohin sie sich gewendet hatten. Arme kleine Christa! Wie geduldig sie sich in seine Bestimmung, ihn nicht nach Hause begleiten zu dürfen, gefügt hatte! Jeder Mensch, sogar er selbst, empfand es dabei doch wohltuend, nach langer Abwesenheit in die eigenen vier Wände und sein eigenes Bett zurückzukommen. Aber er hatte es nicht gewollt. Er nährte die Kriegsgedanken in sich, er glaubte immer fester an den Ausbruch von Feindseligkeiten, und die ungemütlichen Nachrichten der letzten Tage gaben ihm recht. Denn die Note, die Österreich-Ungarn endlich an Serbien richtete, um den Zusammenhang zwischen dem furchtbaren Mord in Serajewo und der von der serbischen Regierung geduldeten großserbischen Bewegung darzulegen

Digitized by Google



Befehlsempfänger-Motorboote und Transportfahrzeuge auf dem Aisne-Kanal.

Nach einer Zeichnung unseres auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Kurd Albrecht.

Digitized by Google

und um Abstellung dieser Umtriebe zu fordern, war als erstes von Serbien durch den Beginn der Mobilisation beantwortet worden. Daraufhin hatte die österreichische Regierung, da die nach der gestellten Frist von achtundvierzig Stunden eingetroffene Antwort in keiner Weise befriedigen konnte, die diplomatischen Beziehungen abgebrochen. Das war am 25. Juli geschehen. Tags zuvor hatte Rußland erklärt, daß es unmöglich bei diesem Konflikt gleichgültig bleiben könne — und die ganze Welt wartete nun atemlos, ob sich diese Spannung, die auch in die Verhältnisse zwischen Österreich und Rußland und Deutschland und Rußland überzugreifen begann, noch einmal friedlich lösen lasse.

Terfalts Gedanken kehrten von den verwirrenden, schweren politischen Ereignissen zu seinem kleinen Einzelschicksal zurück: Wenn der Verlauf der Dinge ihm auch recht gab, ausschlaggebend war ihm in München doch nur der Wunsch gewesen, Ilse Woltershausen allein zu sehen. Inzwischen waren ein paar kurze Nachrichen zwischen ihnen hin- und hergewandert — Willem hätte keine Zeit mehr für Privatbriefe, schrieb Ilse, und sie übernähme es deshalb, ihm zu antworten. Er merkte, welchen unpersönlichen Ton sie anschlug, und ihm war nichts anderes übrig geblieben, als in ihre Zeilen das hineinzulegen, was er hören wollte: daß sie sich nach ihm sehne und daß er bald wiederkommen möchte. Schöne, heiße Träume hatte er gesponnen, sobald er eine kleine goldgeränderte Karte von ihr in der Hand hielt — Briefe schrieb sie niemals —, und Hoffnung und Begehren freiesten Lauf gelassen. Ilse — er sah sie vor sich in dem weißen Kleid, wie sie bei ihrer letzten Begegnung in der stechenden Mittagsglut im Schatten der Pergola gesessen hatte: so kühl und ruhig und überlegen und all seinem Drängen gegenüber, das er schlecht mehr verhehlen konnte, die Sicherheit der großen Dame entgegenstellend. Wie ihn das reizte! Daß sie sich teils hinter Förmlichkeit, teils hinter offenscheinender Vertraulichkeit verbarg. Im Augenblick war wieder jede Erinnerung an Christa ausgelöscht — —

Das Telephon läutete. Er hob den Hörer ab. „Berlin hat angemeldet, Herr Baron — ich stelle gleich die Verbindung her."

Berlin! Sein Herz sagte ihm, daß Ilse ihn sprechen wolle. Nun sollte sie ihre Stimme hören, und dies undefinierbare Etwas, das nur das lebendige Wort geben kann, rückte sie ihm nahe, ganz nahe. In gebeugter Haltung, mit gespannten Sinnen, blieb er am Schreibtisch stehen.

Es läutete stark und lange. Er hielt den Hörer gegen das Ohr. „Hier Ilse Woltershausen —" „Hier ich — das heißt Hugo Terfalt", verbesserte er lachend. Eilig und ängstlich kam ihre Stimme aus der Ferne zu ihm.

„Hören Sie, Hugo, heute früh kam eine Karte von Christa, sie will mit Winter auf den Montblanc —"

„Also wie ich annahm —"

„Ja — und Willem und ich sind in größter Sorge um sie —"

„Aber weshalb denn?" Nun da Ilse mit ihm sprach, schien ihm Christas Schicksal wieder nebensächlich.

„Wissen Sie ihre Adresse?" kam es von der andern Seite dringend zurück.

„Nein, keine bestimmte. Ich habe aber eben auf gut Glück Pansell mit dem Auto hinter ihnen hergejagt."

Ein befreiendes „Gott sei Dank" klang bis zu ihm, so daß er verwundert fragte: „Aber weshalb ängstigen denn Sie sich?! Gegen Christa als Bergsteigerin kann man doch nicht mißtrauisch sein —"

„Wo soll Pansell sie treffen?"

„In Chamounix, denke ich."

„Wie, auf der französischen Seite?" Ganz gegen ihre Gewohnheit schrie sie durchs Telephon.

„Sprechen Sie noch?" fuhr das Fräulein vom Amt dazwischen.

„Ja, lassen Sie uns ungestört", entgegnete er schroff.

Jetzt sagte Ilse rasch und als habe sie vorher mit Willem überlegt, was sie ihm mitteilen solle: „Man glaubt hier mit Bestimmtheit an einen Krieg mit Rußland — Willem hört es von allen Seiten — und daß dann Frankreich neutral bleiben wird, scheint so gut wie ausgeschlossen."

Hugo Terfalt konnte trotz des Ernstes der Mitteilungen ein Lächeln kaum unterdrücken: sie glaubten wohl, er verfolge die Ereignisse in diesen von Unheil geschwängerten Tagen überhaupt nicht — und dann kam es ihm mit etwas altmodischem Dünkel stets überflüssig vor, wenn Frauen von Politik schwatzten.

Aber als sie nun fortfuhr: „Und denken Sie doch, wenn Christa und Winter auf französischem Boden sind, falls der Krieg ausbrechen sollte", da flog er förmlich zusammen. Herrgott, wo hatte er denn nur seine Gedanken gehabt, er, der sich einbildete, jede seiner Handlungen genau abzuwägen! Kein einziger Faden vom Ausbruch des Weltkrieges bis zu Christas Geschick in der Fremde hatte sich ihm gezogen, und doch wäre es nur natürlich gewesen, wenn die Vorstellung, daß sie bei dem sich drohend zusammenziehenden Ungewitter draußen unbeschützt sei, ihn maßlos gequält hätte. Er konnte gar kein Wort für das finden, was er sich selbst vorwarf, noch für das, was nun zu geschehen habe.

„Glauben Sie, daß Christa und Winter unterwegs gewarnt werden könnten?" fragte Ilse nach kurzer Pause, in der sie wohl vergeblich auf seine Antwort gewartet haben mochte. „Denn es wäre doch schrecklich —"

„Sie werden doch auch Zeitungen lesen", tröstete er sich und sie schnell.

Sie schien nicht seiner Ansicht. „Christa schreibt nur, sie freue sich rasend auf die Partie; daß irgendwelche Hindernisse eintreten könnten, scheint sie durchaus nicht in Betracht zu ziehen."

Das Fräulein vom Amt erlaubte sich die Mahnung, daß ein zweites Mal drei Minuten verstrichen seien.

„Gleich, gleich, Fräulein. Ilse," sagte er hastig, „ich kann für Christa jetzt nichts weiter tun. Ich muß mich auf Pansells Findigkeit verlassen. Und ich muß hierbleiben, bis es losbricht — ich komme dann sofort nach Berlin, um von dort aus meine Eingabe zu machen."

Er denkt jetzt auch hauptsächlich an sich, fuhr es ihr so scharf durch den Sinn, daß sie fast fürchtete, der Draht müsse die unausgesprochenen Worte an ihn weitergeben.

„Wir sehen uns jedenfalls, vermutlich schon in ein paar Tagen —"

„Das fürchte ich auch —"

„Also leben Sie wohl. Tausend Grüße an Willem und Dank für Eure treue Sorge um Christa."

Die recht wenig genutzt hat, dachte sie, als sie den Hörer anhing.

Ja, um Gottes willen, Christa! In welche fatale Lage konnte sie kommen! Ob denn diese Schlafmütze von Winter keine Zeitungen las? Hatte er nicht damals in München sogar gesagt, er wolle in der Nähe bleiben, um auch parat zu sein? Waren das nur Redensarten gewesen, begleitet von diesem gewissen schöngeistigen Lächeln, daß alles, was an Unfrieden und Unruhe oder gar an Krieg erinnert, am liebsten doch von sich abschieben möchte? Oder ob — ob sie beide so glücklich waren, daß sie alles um sich vergaßen?

Wenn das der Grund war, daß sie immer weitere Entfernungen zwischen sich und die zivilisierte Welt legten, wie er im Zorn vor sich hinmurmelte, dann war alles gleich, mochte der Krieg sie auf fremdem Boden überraschen, mochte man sie gefangennehmen, Christa wäre ihm doch verloren!

Ein seltsamer Schmerz durchzuckte ihn. Das Ende jeder Liebe, würden die Philosophen sagen; das vorauszusehende unglückliche Ende dieser in Sünde begonnenen Liebe, würden die frommen Leute behaupten. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Flieger über Berlin.

(Die Reichshauptstadt aus der Vogelschau)

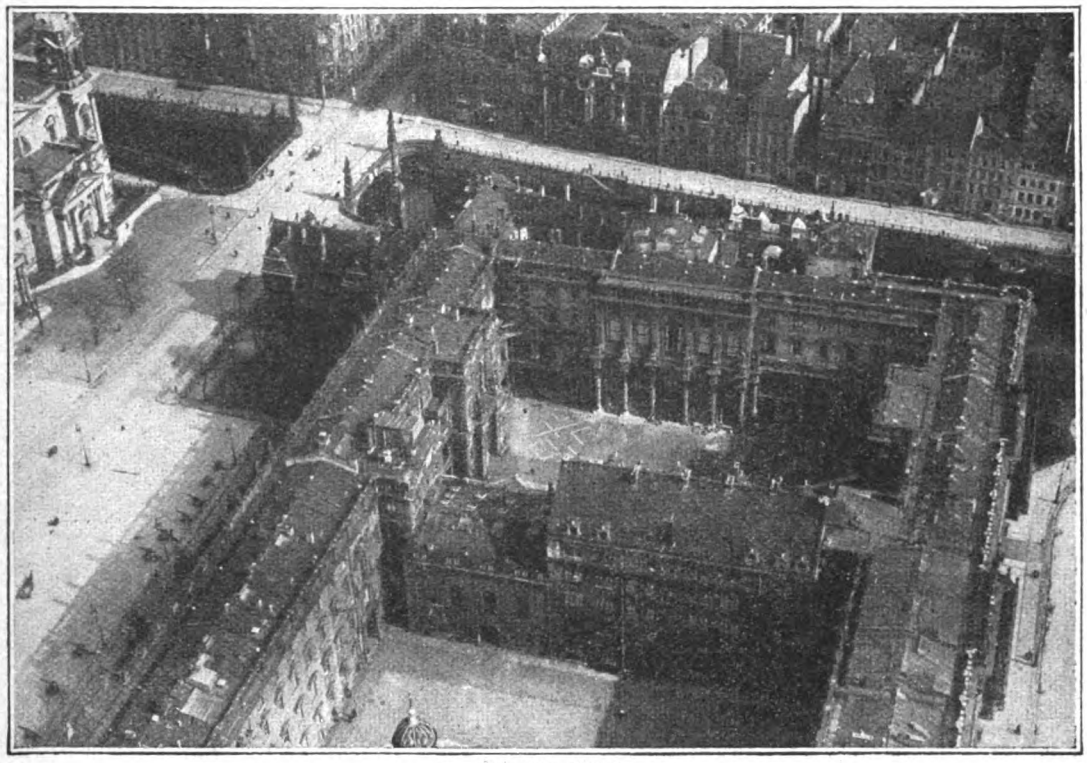
Von Leutnant F. Bergner — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen vom Flugzeug aus.

„Sind Herr Leutnant fertig?“ — „Ja, Emil es kann losgehen Frei — Vollgas“

Wie ein Pfeil saust unser braves Flugzeug über den grünen Rasen Wenige Augenblicke später schweben wir mehrere hundert Meter hoch über unserm Flugplatz. Gottsei Dank— mal wieder raus aus dem öden Schreibkram 'raus aus der kalten feuchten Bureauluft in die schöne, warme Frühlingssonne!

Der Propellerwind ist großartig geeignet, um Aktenstaub, trübe Gedanken und was sonst alles eines Erdenmenschen Gemüt bedrücken mag, fortzublasen Wie warm es heute ist! Wenn ich an meine Winterflüge in Rußland denke — das ist ja nun, Gott sei Dank, überstanden Der Höhenmesser zeigt 1500 Meter, das genügt, um im Falle einer Motorstörung noch irgendwo in dem Häusermeer ein stilles, ruhiges Plätzchen zu finden, wo unsere „Kiste“ ohne allzu großen Bruch gelandet werden kann.

Doch nun Rechtskurve und auf nach Berlin. Wir haben heute mit der Sicht großes Glück. Meist lagert ein dicker, schwarzer Dunst über der Stadt. Heute aber ist es sehr klar. Ganz andere Eindrücke empfängt der Flieger von einer Großstadt als der Erdenmensch. Der Flieger hört nichts von dem nervenverbrauchenden Lärm des Straßenverkehrs; die großen Plätze, die langen, prächtigen Straßenzeilen mit den schönen Schaufenstern, die bunten, eilenden Menschen und die sonstigen hauptsächlichsten Merkmale einer Großstadt, wie Kirchen, Theater, elegante Gefährte, — nichts von alledem sieht der Flieger. Warum? Nun, wer in 2000 Meter Höhe über Berlin dahingleitet, der faßt mit einem Blick die ganze Millionenstadt. Soweit das Auge schaut — Häuser, Häuser, Häuser. Die Straßen, mögen sie noch so belebt sein, erscheinen bei der ersten flüchtigen Betrachtung wie ausgestorben. Und doch glaubt jeder Mensch, der den Flieger sieht — und der Berliner hat schon einen sicheren Blick im Finden von Fliegern am Himmel —, daß er sicher auch von dem da oben gesehen wird. Nein, zunächst lenken sich die Blicke eines Menschen immer auf die auffallenden Gegenstände seiner Umgebung. In einem Blumengarten sieht man zuerst die Rosen und zuletzt die Veilchen. Ob freilich der Vergleich zwischen Veilchen und dem Berliner nicht zu



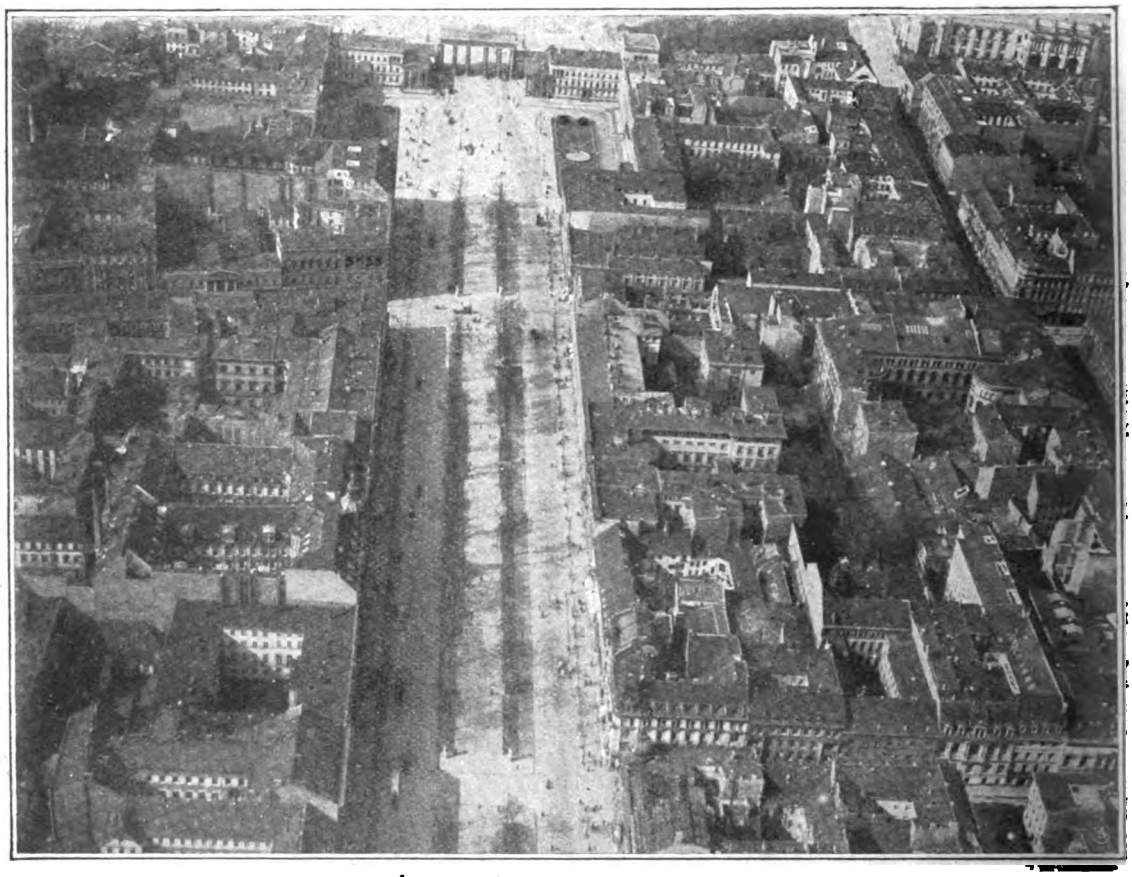
Königliches Schloß.

Der Dom.

Digitized by Google

gewagt ist, will ich der Beurteilung anderer überlassen

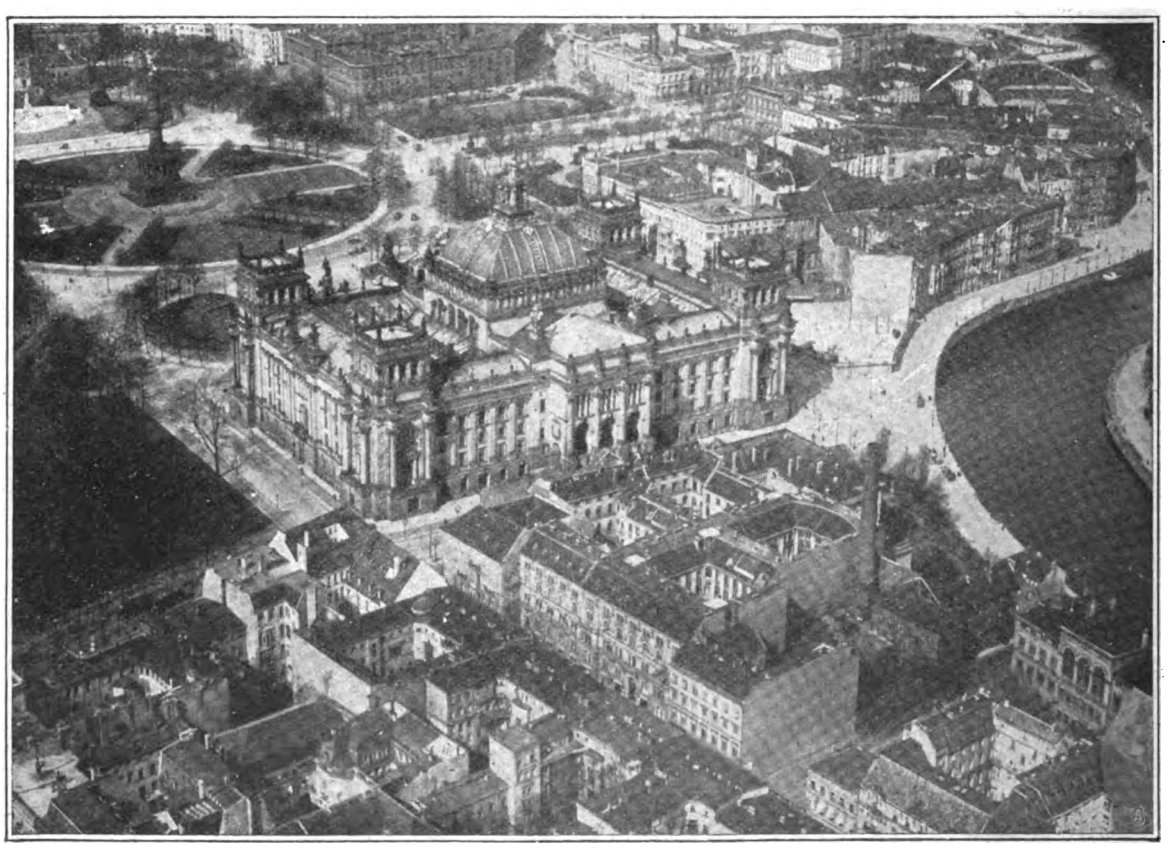
Da leuchten z. B. aus dem großen Häusermeer die grünen Inseln unserer schönen Parkanlagen, und mitten durch die Stadt zieht die Spree wie ein silbernes Band. Das etwa sind die ersten Eindrücke von Berlin. Dann faßt das Auge im Mittelpunkt der Stadt das Kaiserschloß mit seinem leuchtenden grünen Dach und daneben den Dom. Wie ein mächtiger Recke liegt das Schloß umgeben von seinen Getreuen und macht, aus der Luft gesehen, einen gewaltigen Eindruck, obwohl Berlin gewiß eine große Anzahl von Gebäuden aufweist, die man rein äußerlich als auffallender als das Schloß bezeichnen könnte. Mir ist bei allen meinen zahlreichen Flügen immer wieder zuerst das Schloß in die Augen gesprungen. Dann blinkt als nächster Ruhepunkt für das Auge aus dem Grau des Häusergewirrs die goldene Reichstagskuppel hervor.



Unter den Linden.

Aber nur kurze Zeit bleibt uns im Flugzeuge, um Bauschönheiten und andere Eindrücke auf uns einwirken zu lassen. Jetzt geht es an die Arbeit. Heute sollen wir uns auf einem Gebiete betätigen, das uns neu ist, aber viel Freude gemacht hat. Wir haben nämlich Werbezettel für die Kriegsanleihe abzuwerfen. Ich hatte in meiner Abteilung 20 000 Postkarten im Tiefdruck hergestellt mit einem Gruß aus dem Flugzeug „C. 5213“. Hoffentlich haben recht viele mit Erfolg ihr Ziel erreicht!

Inzwischen sind nun auch andere Flugzeuge aufgestiegen, und wir haben uns an verabredeter Stelle zum Geschwader vereinigt. Flugweg und Flughöhe waren vorher besprochen und die Leuchtkugel-Signale für vorkommende notwendige Abänderungen verabredet worden. Außer meinen Werbezetteln habe ich auch meine Lichtbildkammer (photographische Kamera) mitgenommen. Damit wir unseren Zweck erfüllen können, müssen wir sehr tief fliegen. Also Gas weg und weiter herunter! Die Häuser wachsen immer mehr, und der Gesichtskreis wird zusehends kleiner. Wir sind nur noch 500 Meter hoch. Nun treten auch Einzelheiten mehr hervor. Man bemerkt den Straßenverkehr, denn jetzt hat das Auge weniger Ablenkungen. Kirchen und einzelne Gebäude treten hervor. Die Stadtbahnzüge begegnen sich, und dann mischt sich wie zum gegenseitigen Gruß der schnee-



Reichstagsgebäude.

Digitized by Google

Blumenmarkt in Brüssel.

Digitized by Google

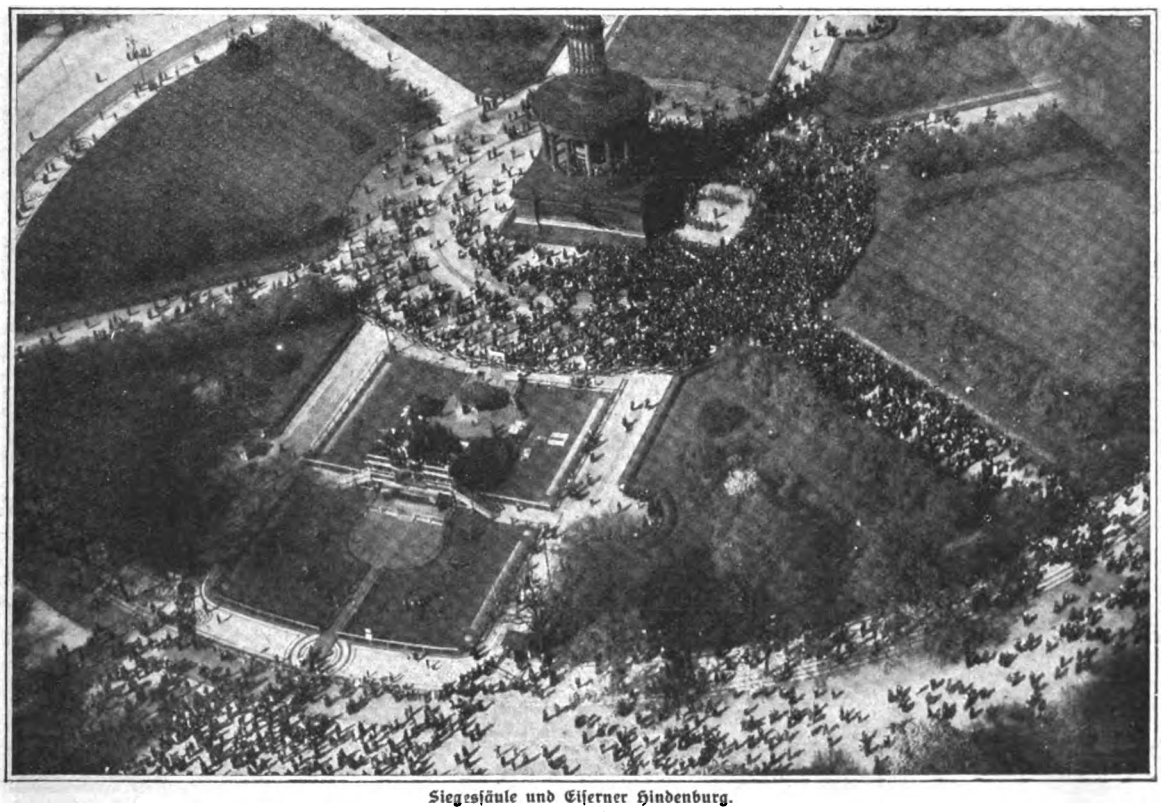
Digitized by Google

Brandenburger Tor und Pariser Platz.

weiße Dampf der beiden Lokomotiven. Jetzt kommen wir in die Böenzone über der Stadt. In so geringer Höhe muß der Führer mächtig aufpassen, denn da schaukelt der „Kahn" ganz gewaltig.

Noch sind die Menschlein winzig klein und alle schwarz — in Höhen über 400 Meter kann man keine bunten Kleider und Blusen sehen. Aber schon aus 150 Meter vermag man die Gesichter einzelner Menschen zu erkennen. Inzwischen sind wir bis 100 Meter tief gegangen. Das Geschwader ist tadellos zusammengeblieben, und das war nicht so leicht, denn es sind verschiedene Flugzeugarten mit ungleichen Geschwindigkeiten. Da muß der Führer durch Kurven und Motordrosseln versuchen, mit den langsamer fliegenden Kameraden auf gleicher Höhe zu bleiben. In nur 50 Meter Höhe umkreisen wir Schloß und Dom. Im Lustgarten spielt eine Militärkapelle vor Tausenden von Menschen. Wie in einem Ameisenhaufen krabbelt alles schwarz durcheinander. Das ist also eine schöne Gelegenheit, meine Werbekarten für die Kriegsanleihe loszuwerden. Zu je 100 Stück zusammen fasse ich sie und fange mit dem Abwerfen der Zettel an. Hui, hat sie der Propellerwind gefaßt und jagt sie einige hundert Meter wagerecht nach rückwärts in unsere alte Flugbahn. Nur wenige Augenblicke sehe ich meine Zettelchen tanzen und wirbeln, dann werden sie zu kleinen Pünktchen und verschwinden im Nichts. Im Lustgarten wird es lebendig. Die Menge sieht die Fliegergrüße und stürzt sich auf den Gruß, der von oben kommt. Die Gartenaufseher waren sicher nicht allzusehr erfreut, denn der schöne Rasen mußte auch seinen Tribut zur Aufbringung der Kriegsanleihe zahlen.

Das Führerflugzeug fliegt jetzt nach dem Brandenburger Tor; also hinterher. Immer nur 50 Meter hoch, wehe, wenn der Motor aussetzt; ich schiele nach dem Tourenzähler — alles gut, nur nicht daran denken! Mit 170 Kilometer Geschwindigkeit sausen wir dicht über den Häusern entlang. Da hat man keine Langeweile. Es heißt Zettel abzuwerfen und zu photographieren. Ich sehe mir die Menschen an. Jetzt erkennt man Gesichter und auch die bunten Blusen. Rot fällt fast ebensosehr auf wie Weiß. Winzig sieht das Brandenburger Tor aus. Am „Eisernen Hindenburg" ist ebenfalls Konzert. Auch hier beginnt alsbald eine wilde Jagd auf unsere Zettel. Eigenartig wirkt die Siegesallee, wie abgezirkelt sind die Abstände der Denkmäler. Der Reichstag und die Siegessäule leuchten im Frühlingssonnenschein. Ich sehe heute erst richtig die schönen Figuren auf dem Dach und die herrlichen Wandverzierungen. Wir sind in gleicher Höhe mit der Kuppel. Aus 2000 Meter



Siegessäule und Eiserner Hindenburg.

Digitized by Google

Höhe wäre von solchen Einzelheiten nichts zu erblicken. Weiter geht dann unser Geschwader über den im Frühlingskleide lachenden Tiergarten nach dem Zoo. An der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche flattern die letzten Zettel hinunter, und dann geht's nach Hause. Wir steigen nud sind in wenigen Minuten wieder 3000 Meter hoch.

Abermals faßt das Auge mit einem Blicke das ganze graue Häusermeer von Groß-Berlin, ringsum den grünen Gürtel der Gartenvororte und dann die herrlichen Seen. Man muß eben die Reichshauptstadt nur richtig sehen, um alle ihre Schönheiten würdigen zu können!

Ich ziehe Vergleiche mit den großen Städten unserer Gegner, die ich auch so, aber in weniger friedlicher Absicht überflogen habe, — Berlin bleibt Berlin! Aus alter Gewohnheit schaue ich nach der Bomben-Abwurfvorrichtung. Ach so, die ist leer. Das wäre wohl für die Herren Engländer ein lang ersehnter Triumph: Bomben auf Berlin! London und Paris haben ja schon gründlich erfahren, was es heißt: „Feindliche Flieger über der Stadt!“ Viele Menschen denken übrigens, daß der Flieger es bei Bombenangriffen sicher gerade auf ihre eigene Person abgesehen habe; aber das ist natürlich höchst irrig. Denn der Zweck, dem Gegner zu schaden, wird nicht dadurch erreicht, daß man friedliche Bürger angreift, sondern die lohnendsten Ziele sind Bahnanlagen, Rüstungsindustriewerke und Munitionsfabriken. Solche großen Komplexe fallen dem Flieger auch zuerst ins Auge. Es denkt kein Flieger daran, seine wertvollen Bomben zu verschwenden, um ausgerechnet Herrn Mixpickle seine neue Villa einzuwerfen. Das wäre etwa das gleiche, als wenn jemand mit einem 42-cm-Mörser nach Spatzen schießen wollte.

Aber keine Angst — solange unsere Kameraden an der Front Richthofens Geist und Hindenburgs und Ludendorffs Führung haben, kommt kein feindlicher Flieger nach unserem lieben, schönen Berlin!

Eine in Vergessenheit geratene deutsche Delikatesse.

Von Max Thielemann.

So unzeitgemäß es wohl auf den ersten Blick erscheinen mag, gegenwärtig, in einer Zeit schwierigster Lebensverhältnisse und allgemeiner Knappheit selbst der unentbehrlichsten Nahrungsmittel, von Delikatessen zu reden oder zu schreiben, so muß doch zugegeben werden, daß die letzteren auch heute noch nichts von ihrem Werte an küchentechnischer und auch hygienischer Bedeutung eingebüßt haben. Eher ließe sich wohl das Gegenteil behaupten, wenn man berücksichtigt, welche wichtige Rolle die Geschmacksnerven in der Ernährungsweise des Menschen spielen und daß ihre Anreizung und Befriedigung eins der ersten Gebote der Ernährungstheorie ist.

Daß diesen Forderungen gegenwärtig nur in seltenen Fällen nachgekommen werden kann, ist deshalb, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, bedauerlich, und schon aus diesem Grunde sollte jede Gelegenheit wahrgenommen werden, auch heute noch erreichbare und von unseren Vorfahren hochgeschätzte Leckerbissen wieder der Vergessenheit zu entreißen, in die sie im Laufe der Jahrhunderte nach und nach gerieten.

Gewiß, in einem Teile Süddeutschlands wird jene Delikatesse, von der hier die Rede sein soll, noch geschätzt und verzehrt, aber den nördlich der „Mainlinie“ wohnenden Stammesgenossen ist sie als solche unbekannt, und die meisten von ihnen würden sie wohl voll Widerwillen zurückweisen: sie, diesen fast in allen deutschen Gauen von unseren Altvordern hochgeschätzten Leckerbissen, die auf verschiedenste Weise zubereitungsfähige Weinbergschnecke.

Die größte, beinah Hühnereigröße erreichende Spezies der in Deutschland weitverbreiteten Arten der Schnirkelschnecken wurde schon im Mittelalter in besonderen „Schneckengärten“ gezüchtet, eine Erfindung, die man übrigens bereits im Altertum kannte und als deren Begründer uns Plinius den Fulvius Lupinus nennt, der um 50 v. Chr. bei Tarquinii in Etrurien die ersten Gehege dieser Art schuf und darin Schnecken nach einem von ihm erprobten Verfahren mästete. Welche Arten von ihm dazu herangezogen wurden, läßt sich nicht mehr feststellen. Auch in zeitgenössischen Berichten über die berühmten und noch mehr berüchtigten „Gastereien“ werden nur Purpur- und Stachelschnecken, einige in den wärmeren Meeren lebende Arten, genannt, die beispielsweise auch Macrobius, ein Zeitgenosse des Plinius, bei der Beschreibung einer Pontifex-Mahlzeit des Lentulus erwähnt, die dieser zur Feier des Antritts seines Priesteramtes gab. Sie bildeten hier den Abschluß des zweiten Ganges, der sich aus Lazarusklappen, süßen Gienmuscheln, Meerasseln, Feigenschnepfen, Koteletten von Reh, Schweinswildbret und Hühnerpasteten zusammensetzte. Jedenfalls konnten die von Fulvius Lupinus gezüchteten Schneckenarten nicht mit der Weinbergschnecke identisch sein, da letztere nur in Mitteleuropa heimisch ist.

Die ersten in Deutschland zur Schneckenzucht eingerichteten Gärten wurden von den Mönchen angelegt, und von den Klöstern aus, die ja von jeher der Kochkunst liebevolles Interesse entgegenbrachten, verbreitete sich dann die Liebhaberei für Schneckengerichte derart über ganz Deutschland, daß ihr selbst die Reformation keinen Abbruch zu tun vermochte; denn noch lange nach derselben, während des ganzen 17. Jahrhunderts, zählten Schnecken in jeder Zubereitung zu den Leckerbissen der Herrentafel.

Damals wurden auch in Niederösterreich, das ebenfalls die Vorliebe für Schneckengerichte übernommen hatte, Schneckengärten angelegt, während sie in Ungarn erst im Jahre 1860 durch den Pomologen Siebenfreud eingeführt worden sind. Die Führung auf diesem Gebiete jedoch errang Schwaben, das sich während des 18. Jahrhunderts nach und nach zum Hauptproduzenten von Schnecken entwickelte und am Ausgang desselben von Ulm aus nicht nur Wien, sondern auch Italien mit diesem Handelsartikel versorgte, bis Vorarlberg und die Schweizer Kantone Appenzell, St. Gallen, Graubünden und Zürich ihm das Geschäft streitig zu machen begannen.

Zwar wurden im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts noch 400 Tonnen zu je 10 000 Stück gemästeter und eingedeckelter Schnecken von Ulm aus die Donau abwärts jährlich exportiert, aber die Ausfuhr dieser einst so stark begehrten Delikatesse ging doch immer mehr zurück. Und obgleich die „schwäbischen Schnecken“ auch heute noch in Wien hoch geschätzt und dementsprechend gekauft werden, so ist doch von dem einst so blühenden Handel nur noch wenig übriggeblieben, seit ihm eine Wandlung des allgemeinen Geschmackes den Todesstoß versetzte.

Norddeutschland, das seinerzeit die Schneckenkost entschieden ablehnte und damit auch allmählich Österreich und den Süden beeinflußte, verharrt heute noch auf diesem Standpunkt und überläßt es nach wie vor der einzigen Domäne der Schneckenzucht in Deutschland: Schwaben, die Weinbergschnecke als Leckerbissen zu hegen und zu verzehren.

Auch die Kriegszeit, die doch manche wildwachsenden und früher übersehenen Schätze der Natur beachten und werten lehrte, hat es nicht vermocht, diese einst hochbegehrte Delikatesse unserer Altvordern wieder der Vergessenheit zu entreißen und der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Damit geht aber dem übrigen Deutschland ein Nahrungsmittel verloren, das wohl dazu dienen könnte, nicht nur jetzt, sondern auch später manche Lücke auf dem Lebensmittelmarkt zu füllen, zumal da die Unkosten und Mühe für eine rationell betriebene Schneckenzucht verhältnismäßig gering sind und auch einen befriedigenden Gewinn für Züchter und Züchterinnen abwerfen könnten, falls der Absatzmarkt für dieses so nahrhafte und gesunde Fleisch gesichert erscheint.

Dieses dürfte aber wohl erst dann möglich sein, wenn das Vorurteil gegen diese „Fleischspeise“ nach und nach bekämpft und ihr wieder der Platz auf der deutschen Tafel eingeräumt würde, der ihr nicht nur in geschmacklicher, sondern auch in ernährungstechnischer Hinsicht zukommt. Ob unsere heutige, so spartanische Kriegsküche der besonderen Eigenart dieser wildwachsenden ehemaligen Delikatesse voll gerecht zu werden vermag, dürfte allerdings von manchen bezweifelt werden, aber das „große Umlernen“ in küchentechnischer Hinsicht hat ja schon mit mancher herkömmlichen kochkünstlerischen Gepflogenheit gebrochen, die noch aus jener seligen Zeit stammte, in der es hieß: „Man nehme. . . .“

Aus diesem Grunde müßten denn auch gegenwärtig diejenigen Feinschmecker, die an die Geschmacksrichtung ihrer Altvordern wieder anzuknüpfen wünschten, auf eine Zubereitungsweise der Schnecke verzichten, die damals beliebt war und auch einen Schiller, der die Vorliebe für Schneckenkost aus seiner Heimat mitbrachte, zu entzücken vermochte. Nach den Mitteilungen einer

Digitized by Google

befreundeten alten Dame, deren Vorfahren zu Schiller in Beziehungen gestanden, verschaffte er selbst seiner Lotte die Rezepte zu einigen seiner Lieblingsspeisen von Schnecken, deren eines jene Dame aus ihrem alten Familienrezeptbuch zur Verfügung stellte: „Nimm vor jede Person 20 Stück Schnecken, spüle und koche sie, befreye sie von ihrem Gehäuse, ihrem schwärzlich Häutlein, dem Ring um ihren Leib und dem vorderen Spitzlein. Alsdann reibe sie tüchtig mit Salz ein, brühe sie nochmals mit kochendem Wasser und wiege sie nebst der gleichen Menge von gut geräuchertem, saftigem Schinken. Nun dünste das Gemenge mit 20 Loth Butter, füge Pfeffer und Zwiebel in notwendiger Menge bei, daß es gantz hertzhaft schmecket, fülle reichlich Fleischbrühe von Huhn oder Taube auf und verdicke die Suppe mit drey bis vier Eidottern, so man zuvor mit Mehl dicklich verrührte." Aber auch in gebratenem Zustande und als pikant schmeckender Schneckensalat durften sie auf dem Schillerschen Tische nicht fehlen. Außer diesen Zubereitungsarten schwang sich die deutsche Küche des 18. Jahrhunderts noch zu Schneckenpasteten, Schneckenklößen, ja sogar zu gespickten Schnecken auf, die, wie der Kuriosität halber mitgeteilt sei, „am Spieße gebraten wurden".

Anders die französische Küche, die, nach Angaben eines Fachmannes auf kochkünstlerischem Gebiet, mehr Wert auf die Beigabe von Schalotten, Tomaten, Gemüsen und allerlei Würzkräutern legte, aber auch andere Zubereitungsweisen kennt, nach denen die Schnecken z. B. mit Knoblauchbutter geröstet und zu Sauerkraut gegeben oder mit Kapern und Sardellen, in Buttersauce gedünstet, gereicht werden, bei denen aber gleichfalls, wie bei der Küchentechnik der deutschen Kochkunst früherer Zeiten, die Butter keine zurückhaltende Rolle spielte.

O temporal Doch wird wohl unter dem Druck der Kriegsverhältnisse auch der französische Gaumen eine weniger fette Zubereitungsweise als die im Frieden gewohnte „goutieren" müssen, wenn er seiner Vorliebe für Schnecken frönen will, die so stark war, daß allein Paris rund 400 000 Kilogramm jährlich verbrauchte. Allerdings sind in diese Menge auch andere Schneckenarten inbegriffen, da der Franzose für seine Liebhaberei nicht nur die Weinbergschnecke, sondern auch die große schwarze Nacktschnecke (in diesem Falle zu einer schmackhaften Schneckensuppe) verwendet. Auch in England wird die gewöhnliche Gartenschnecke zur Suppenbereitung verbraucht, und man verwendet somit allenthalben die von der Natur freiwillig gespendeten Werte, die man bei uns in Deutschland ungenutzt verkommen läßt.

Vielleicht besinnt man sich aber noch rechtzeitig auf dieses gesunde Fleisch, das unbeachtet, oder vielmehr verachtet, auf den Böden unserer Auen, Weinberge und Gärten herumkriecht, und sucht es durch entsprechende Pflege zu vermehren und dem Volksganzen nutzbar zu machen. Gedeiht doch die Weinbergschnecke bei entsprechender Pflege schon im kleinsten „Schneckengarten", der ein mindestens zehn Geviertmeter großes, mit dicht schließenden Bretterwänden oder engmaschiger Drahtgaze abgezäuntes und mit ebensolcher Gaze abgeschlossenes Stück Land, innerhalb eines mit schattigen Hecken umgebenen Gartens, darstellt. In diesem muß der Boden, wenn nicht kalkhaltig, durch Unterharken von zerstoßenem Mauerschuttkalk „verbessert" werden und mit niederem Graswuchs und krautartigen Pflanzen bestanden sein, dem bei dürrem Wetter durch die Brause die zum Gedeihen der Schnecken unumgänglich notwendige Feuchtigkeit zugeführt werden muß. Werden die Tiere dann noch reichlich mit allerlei Pflanzenabfällen, wie Kohl- und Salatblättern, Fallobst, Möhren usw., gefüttert und, wenn möglich, mit Weizenkleie gemästet, dann dürfte der Erfolg nicht ausbleiben, vorausgesetzt, daß der Anfänger, wie jeder andere Züchter auch, den Lebensverhältnissen dieser „Kleintiere" Rechnung trägt.

Das aber sind selbstverständliche Forderungen, wie auch anzunehmen ist, daß bei entsprechender Zubereitungsweise die ehemalige Delikatesse unserer Altvordern auch ein „Gaumenkitzel" der heutigen Generation werden könnte, wenn diese sich von dem alten Vorurteil befreit, das deutschderb heißt: „Wat de Bur nich kennt, dat fret hei nich!"

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(4. Fortsetzung.)

Der Richter betrieb nun die Ausfertigung der Urkunde über den Besitz der Mönche eifrig; aber bis alle Einzelheiten festgestellt waren, verging doch noch eine geraume Weile, und unterdessen trat schon eine neue Angelegenheit an Richter und Rat heran, so daß die Mönche noch weiterhin warten mußten. Erst auf mehrfaches neuerliches Drängen erhielten sie endlich das Schriftstück.

Die neue Angelegenheit war überaus heikel. Der Rat von Klausenburg, der in wichtigen Fällen an den von Nösen als seinen Oberhof zu berufen hatte, legte folgenden Sachverhalt vor: Der deutsche Stadtbürger Michael Hauenschild beanspruche das Rückkaufsrecht an dem Hause, das sein unlängst verstorbener Vater dem Ungarn Christian Ravas verkauft hatte. Klausenburg war wie Nösen eine deutsche Stadt und hatte von König Sigismund dem Brandenburger im Jahre 1409 ausdrücklich das gleiche Freitum wie die übrigen sächsischen Städte zugestanden erhalten, wenn sie auch nicht in einen der bestehenden Gaue oder Stühle einbezogen ward, mehr zu ihrer Ehre, als um ihr daraus Nachteil zu schaffen. Anders jedoch als Hermannstadt und die meisten sächsischen Orte hatte Klausenburg den Ungarn nicht verweigert, sich, zunächst außerhalb der Mauern seiner Burg, anzusiedeln und Handel und Gewerbe zu treiben. Eine ganze Ungergasse war so entstanden. Aber der Ungarn wurden nachgerade so viel, daß sie eigene Rechte in der Stadt zu begehren anfingen. Schon kauften sie Häuser innerhalb der Mauern und blieben in deren Besitz unangefochten. Als sie aber einen eigenen Pfarrer und Sitz und Stimme im Rat verlangten, sahen die deutschen Bürger, daß sie am Ende ganz aus ihrem Eigentum verdrängt werden würden, wenn das so fortging. Wo sich nun ein Anlaß bot, trachteten also die Deutschen, ihre alten Rechte zu wahren. In diesem Sinne forderte Michael Hauenschild das von seinem Vater verkaufte Haus um den billigen Preis zurück.

Der Klausenburger Rat entschied, daß der Sohn ein Recht an dem angestammten Besitz habe, und daß der Ungar verbunden sei, das Haus wieder herauszugeben, indem man sich darauf berief, daß die Sachsen des Landes keinem Herrn als dem König untertan seien und auf ihrem Grund und Boden dulden oder nicht dulden könnten, wen sie wollten.

Der Ungar verlangte darauf, daß die Sache dem Oberhof vorgelegt werde.

Sterben.

So wird es sein: Ich geh' versonnen
Durch mein geliebtes Heimattal,
Mein Blick trinkt seine Wälderwonnen
Und Blütenpracht zum letztenmal.

Ich grüße meine Heimaterde
Und all die Gottesherrlichkeit
Mit einer letzten Dankgebärde —
Nun, Bruder Tod, bin ich bereit.

Von neuen Wundern Kunde bringend,
Ergreifst du leise meine Hand
Und führst mich, eine Weise singend,
Hinüber in das andre Land.

Bruno Wunderlich.

Digitized by Google

Der Fall war klar. Der Klausenburger Rat hatte ganz nach der bestehenden Ordnung entschieden. Man hatte keine Ursache, das Urteil umzustoßen.

Aber noch ehe man die Urkunde darüber fertig hatte, ließ Herr Michael Székely den Richter zu sich entbieten.

„Herr Richter," sagte er zu ihm, „wie ich höre, will der junge Hauenschild das Haus meines guten Freundes Ravas in Klausenburg zurückhaben. Er hat dazu einen etwas sonderbaren Weg gewählt. Ich will Euch nur sagen, daß mein Freund das Haus von dem alten Hauenschild gekauft und voll bezahlt hat und daß er darin bleiben will."

„Herr Vizgraf," antwortete der Richter ehrerbietig, „der Rat von Nösen als Oberhof kann nichts anderes entscheiden, als daß der Rat von Klausenburg das Recht hat, in solchen Fällen nach eigenem Gutdünken zu beschließen. Ist einem Teile das Urteil nicht nach dem Sinn, so kann er sich ja von uns noch an den Obersten Hof in Hermannstadt wenden."

Herr Stefan von Hedersa trat ein. „Will er?" fragte er den andern Vizgrafen.

„Wiederholt, Herr Richter, was Ihr mir gesagt habt, damit auch Herr Stefan Eure Antwort höre", sagte Herr Michael in seiner verbindlichsten Weise.

Herr Stefan ließ den Richter nicht ausreden. „Was, ihr Hunde," schrie er, „ihr wollt gegen unsern Bruder entscheiden, wollt ihn aus seinem Hause herausprügeln? Wisset ihr nicht, daß euer Erbgraf ein Ungar ist, der es nicht leiden wird, wenn ihr auch nur dem geringsten Ungarn ein Haar krümmt? Sehet gerade Ihr Euch vor! Ihr habt noch vier Paar sehr schöner Pferde im Schopfen, und im Gelde sitzet Ihr wie im Mehl. Und was die andern betrifft, glaubt Ihr, man habe nicht Mittel, euch kirre zu machen? Wir sprechen hier im guten mit Euch. Lasset es nicht dahin kommen, daß man schlimm mit Euch rede. Geht jetzt und überlegt Euch den Fall. Unser Freund Ravas wird in seinem Hause bleiben."

Der Richter wollte erwidern, aber Herr Stefan hatte einen Ochsenziemer in der Hand und fing an, den zu wippen. Da ging er, damit das Unheil nicht noch größer werde und der Rat nicht zu allem noch die Schmach erdulde, daß sein Richter ins Gesicht geschlagen worden sei.

Ach, was für Tage waren über die Nösener gekommen! Wie lange sollte das noch so fortgehen? Wann endlich war die Burg vollendet und kam der Erbgraf selbst?

Es war nichts anderes zu machen: Das Klausenburger Urteil konnte nicht bestätigt werden. Der Richter erwog, welche Form man der Antwort geben sollte; er zog den vorigen Richter, Ulrich Thümmel, und den Notarius bei. Denn sie wollten auch die Klausenburger nicht kränken. Am Ende beschloß man, die Klausenburger an Hermannstadt als den Obersten Hof zu verweisen, selbst aber sich weder für noch dagegen zu erklären. Damit hatte man wohl die Angelegenheit sich am schicklichsten vom Halse geschafft.

Dies im Rate durchzusetzen, kostete einige Mühe. Denn etliche Ratmänner, die bisher noch nichts von der Willkür der Vizgrafen zu leiden gehabt hatten, bestanden darauf, daß den Klausenburgern klar Recht gegeben werden müsse.

Wohin käme man noch, riefen manche, wenn man die Ungrischen sich in die Gemeinwesen einnisten ließ? Es war an der Zeit, jeden einzelnen abzuwehren, mochte er für sich noch so ungefährlich scheinen oder sein.

Die so sprachen, hatten recht, aber der Müller dachte an seine elenden abgeschundenen Gäule und an Herrn Stefan mit dem Ochsenziemer in der Hand. Ach, was für Zeiten, was für Zeiten!

So wurden die Klausenburger mit Worten, die nicht kalt und nicht warm waren, an den Hermannstädter Rat verwiesen.

Da, eben in diesem Jahre, fiel Konstantinopel in die Hände der Türken, die letzte Vorburg des Christentums im Osten, die ein großes türkisches Heer festgehalten hatte. Als die Kunde nach Siebenbürgen kam, wußte ein jeder, was sie bedeutete. Jetzt würden sich die Türken mit doppelter Gewalt auf die sächsischen Städte werfen, und, wie einstmals vor den Petschenegen, Kumanen und Tataren, hatten sie jetzt wieder Schutz und Trutz der ganzen westlichen Christenheit zu werden. Viele Orte im Süden hatten schon ihre Kirchen mit gewaltigen Mauern umgeben, worein sich in Not und Gefahr flüchten ließ.

Der Adel auf seinen einsamen Kastellen, der vielleicht schon willens gewesen war, den Bund von Kapolna zu vergessen, vermied jetzt, den Sachsen Anlaß zu Klagen zu geben. Er überhob sich nicht mehr, verurteilte alle Gewalttätigkeiten, die sich der oder jener gegen sächsisches Land und sächsische Leute erlaubte. Die Sachsen fühlten gut, wie wert sie nun waren. Und in diesem Gefühl begingen sie selbst dieselben Übergriffe, die jene begangen hatten. Die Grafen und Wojwoden mußten immer wieder mahnen, sie sollten adliges Gut nicht stören.

Die Nösener jedoch hatten noch keine Mauer. Wohl, bis der Feind alle die Burgen im Süden brach, waren sie sicher, und er würde sie niemals brechen. Trotzdem verlangten sie die Mauer. Der Rat beschloß den Bau, aber die Vizgrafen maßten sich das Recht der endgültigen Entscheidung an, und sie wiesen auf die Burg hin, die auf der Höhe immer stärker wuchs. Die war Schutz genug. War die Stadt bedroht, so konnten die Bürger dort oben Zuflucht suchen und sich verteidigen.

Die Abordnung wurde dringlicher.

Herr Michael Székely blieb verbindlich. Herr Stefan von Hedersa lachte.

Die Bürger zogen in ohnmächtigem Ingrimm ab. Aus dem Hof kläffte die Hundemeute, die die Eindringlinge witterte, aber wohl auch gehetzt ward, hinter ihnen her.

Gleichwohl kam es auch im Nösener Gau zu einzelnen Vergeltungen. Die Bauern von Mettersdorf besaßen eine schöne Gemeindehut hinter dem Walde, die gegen das Gebiet von Bethlen offen war. Dort hatten die Hörigen von Bethlen seit einigen Jahren geruhig ihr Vieh weiden lassen. Nun kamen die Mettersdorfer, prügelten die Hirten und nahmen den Stier und fünf Kühe als Pfand.

Das wurde als Überfall und Raub dargestellt. Die Vizgrafen entschieden die Sache dahin, daß der Gräf von Mettersdorf und fünf Schöffen auf dem Marktplatz von Nösen unter dem Pranger ausgepeitscht werden sollten, und nur mit einer ungewöhnlich hohen Buße konnten sie sich von dieser Schmach lösen. Nichtsdestoweniger kamen von der erbgräflichen Kammer strenge Warnungen, die, ungerechtfertigt, wie sie den Mettersdorfern und dem ganzen Gaue erschienen, nur Verbitterung schufen.

Indessen war schon das ganze Land unruhig geworden. Es rüstete sich zur Verteidigung. Der Mönch Johannes Capistranus reiste im Deutschen Reiche, in Ungarn, in Polen und Siebenbürgen umher, allenthalben den heiligen Kreuzzug wider die Muselmanen predigend, den der Papst entboten hatte. Überall bildeten sich Heerhaufen, die nur des Aufrufs warteten.

Johannes Capistranus kam auch nach Vajda Hunyad. Er war unschön, war etwas verwachsen und hatte den vorstehenden Unterkiefer der meisten Hochschultrigen, aber seine Augen waren lebendiges Feuer.

An einem schwülen Spätsommerabend mit glutroten Wolken erschien er auf der Burg, ein Franziskaner in vernutzter Kutte, nur von einem Laienbruder begleitet.

Herr Johann von Hunyad wollte ihn nicht sehen. Er sei krank, ließ er sagen. Der Mönch ließ antworten, er habe das Heilmittel. Herr Johann von Hunyad gab keine Botschaft weiter.

Der Italiener sprach mit dem Kanonikus, Herrn Johann Vitez, der die Söhne des Grafen unterrichtete. „Was ist mit dem Herrn?"

„Ich weiß es nicht", sagte der Greis.

Digitized by Google

In Urgroßmutters Kleid.
Gemälde von Julie Wolfthorn.

Auch die Söhne wußten es nicht.

Herr Johann von Hunyad war seit dem Tage in Nösen, da ihm das heilige Feuer des Pharönerwojwoden die Zukunft gezeigt hatte, düster und traurig. Er ließ nicht mehr bauen; er vertrug das Gewimmel und den Lärm nicht. Mit niemand sprach er über jenes Gesicht. Die Söhne wollte er bald den ganzen Tag bei sich haben; bald hieß er sie sogleich wieder fortgehen, wenn er sie gerufen hatte. Sie wußten nicht, was der Vater wollte. Er sprach mit ihnen nur über Alltägliches, zumeist aber schwieg er, und sie wagten dann nicht zu reden. Sie saßen und schauten zu Boden; der Blick des Vaters ruhte stark auf ihnen; sie fühlten es.

Capistranus blieb auf der Burg, er konnte warten. Der Erbgraf hatte seiner schon vergessen. Schier den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in den Abend, verharrte der Mönch in der Kapelle. Denn einmal mußte Herr Johann doch beten kommen. Aber er schien nicht mehr zu beten.

Eines Morgens kam er, noch in seinem Nachtrock, und betete lange. Eisengraues Frühlicht drang irgendwoher in den dunklen, kalten, niedrig gewölbten Raum. Der Goldzierat des Altars begann dämmerhaft zu blinken; die ewige Lampe glomm freischwebend wie ein naher roter Stern.

Der Mönch trat an den Grafen heran und berührte seine Schulter.

„Johannes, steh auf!“ sagte er leise, doch zwingend. „Rüste dich zum Streit. Gott hat dich berufen. Was zögerst du?“

Herr Johann schüttelte die Hand von sich und stand nicht auf.

Da erhob der Mönch seine Stimme zu einer gewaltigen Strafrede über den Grafen. „Wie soll der allmächtige Gott nicht die Fackel in ein Haus werfen, wo man ihm nicht dient, wo man sich die Ohren verschließt, wenn er mit mehr als Donnern redet? Siehe, er hat die Fackel in des Türken Hand gegeben, dir aber hat er die Kraft verliehen, diesem in den Arm zu allen und die Fackel zurück in dessen eigenes Haus zu schleudern. Als ich kam, stand der Himmel in roter Glut zum Wahrzeichen, daß die Brandfackel schon ihren schreckhaften Schein über unsere Lande wirft.

Ich Törichter nahm es für den Abglanz deines Zornes und Mutes. Nun sehe ich, daß du kalt und grau bist wie diese Kapelle. Aber noch brennt hier ein Funke als heiliges Feuer, und siehe, ich werfe mich nieder vor dem allmächtigen Gott, ich ringe die Hände um dich, daß er meinen Lippen die Gewalt gebe, den kleinen Funken anzufachen zu weithin aufglänzender Lohe. Sei du mit uns, Herr, und wir wissen, daß Gott mit uns ist, und wir tragen seine Fahnen zum Sieg. Du warst der Schrecken der Heiden, werde es noch einmal. Dir winkt ewiger Ruhm in dieser Welt und in jener. Siehst du den goldenen Kronenreif, der dir winkt? Auf, Hunyader, steh auf, gürte dein Schwert um!“

Herr Johann stand auf; in seiner ganzen Größe stand er über dem Mönsch auf den Fliesen.

Sein Antlitz war von dem fahlen Lichte grau wie Stein, die Augen lagen tief.

„Mönch,“ begann er langsam, „du redest von einer Krone. Ich weiß, daß sie meinem Hause winkt, aber ich soll sie mit dem Blut des einen Sohnes bezahlen. Ich höre deinen Ruf nicht, ich will ihn nicht hören. Mein Herz ist nicht bereitet. Ich verstehe Gott nicht. Geh darum und predige andern. Hier bist du unnütz.“

(Fortsetzung folgt.)

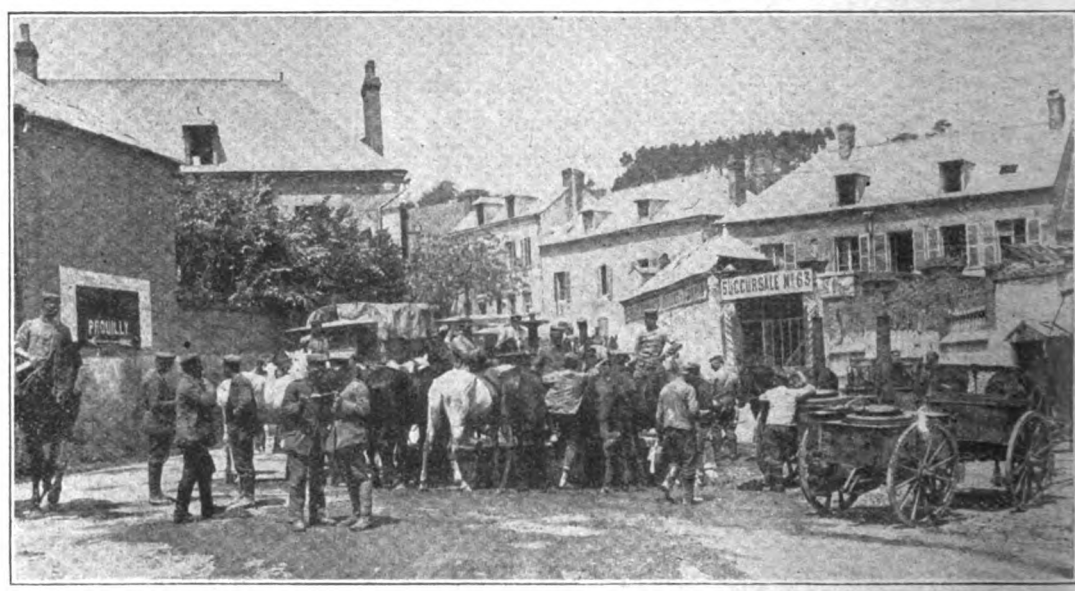
Digitized by Google

Zeitchronik.

Sultan Mehmed VI.,
der neue Kaiser der Osmanen.

Die befreundete Türkei ist von einem schmerzlichen Verlust betroffen worden — nach längerem schweren Leiden starb im 74. Lebensjahr und im 10. Jahr seiner Regierung der Großsultan Mehmed V., Kaiser der Osmanen. Als sein Nachfolger hat sein Bruder, Prinz Wahid eddin, unter dem Namen Mehmed VI. den Thron bestiegen. Der neue Sultan steht im 58. Lebensjahr und ist in Deutschland nicht unbekannt, da er während des verflossenen Winters als Gast unseres Kaisers in Berlin und im Großen Hauptquartier weilte. Er ist der vierte unter den Söhnen des verstorbenen Sultans Abdul Medjid, die nacheinander zur Herrschaft berufen wurden nach dem Artikel 3 der türkischen Staatsverfassung, welcher bestimmt, daß das ottomanische Sultanat mit Einschluß des islamitischen Kalifats nach dem Ableben eines Herrschers jedesmal auf den ältesten Prinzen des Hauses Osman, nicht auf den ältesten Sohn des verstorbenen Sultans, übergeht. Wie alle türkischen Prinzen hat er sehr zurückgezogen gelebt und ist erst in den allerletzten Jahren, nachdem er durch den Selbstmord des Prinzen Jussuf Izzeddin der nächste zur Thronfolge Berufene geworden war, mehr an die Öffentlichkeit getreten. Mehr als dieser natürliche Tod des uns befreundeten Beherrschers der Türkei, der nichts an den türkisch-deutschen Beziehungen ändert, hat der gemeine Mord, dem der deutsche Gesandte in Moskau, Graf v. Mirbach-Harff, zum Opfer fiel, die Gemüter erregt. Seinen Zweck, den kaum geschlossenen Frieden zwischen Rußland und den Mittelmächten zu brechen und uns zu nötigen, militärische Kräfte vom westlichen Kriegsschauplatz nach dem Osten zu werfen, hat dieser tückische und niederträchtige Meuchelmord nicht erreicht, da die augenblicklichen Machthaber Rußlands nicht zögerten, sofort den Beweis dafür zu liefern, daß die Anstifter der Tat nicht bei ihnen, nicht einmal in Rußland, sondern in England zu suchen sind. Englisches Geld ist eifrig an der Arbeit, um Rußland in einen neuen Krieg mit Deutschland zu hetzen, ohne Rücksicht darauf, daß ganz Rußland nicht nur kriegsmüde, sondern auch ganz unfähig ist, von neuem in den Krieg mit den Mittelmächten einzutreten.

Graf Wilhelm von Mirbach-Harff, der in Moskau ermordete deutsche Gesandte.
Phot. A. Matzdorff.



Am Brunnenplatz in Trigny bei Fismes (Champagne).
Phot. D. Bloom.

Maschinengewehrtransport zur vordersten Stellung
Phot. A. Groß.

Digitized by Google

№ 32 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.** mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

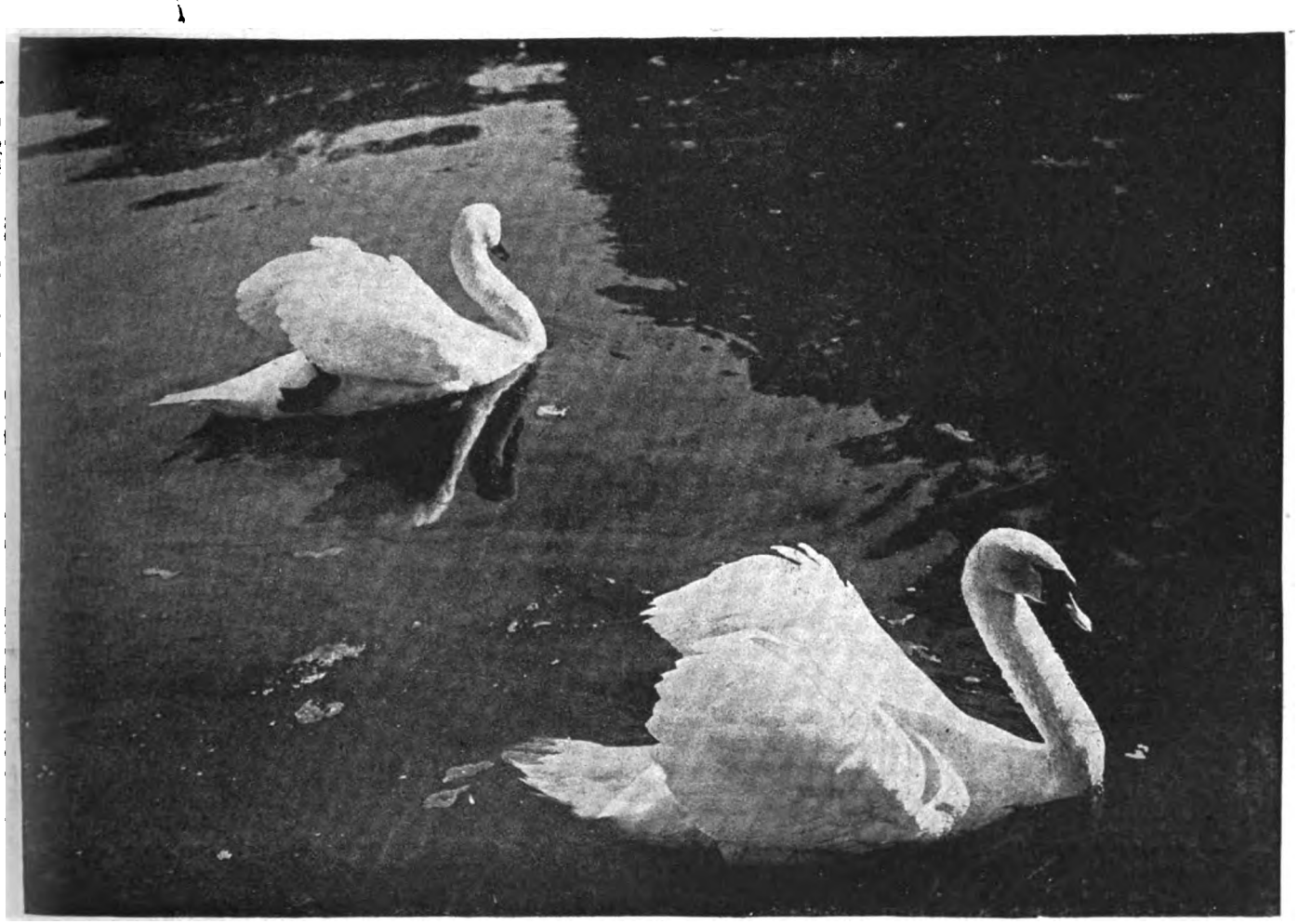
(12. Fortsetzung.)

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Argwöhnisch und unwillig griff Terfalt nun noch einmal nach Christas Brief und las ihn Zeile um Zeile durch. Jede bekam einen anderen Klang. Erhob sie die versteckten Vorwürfe nicht als Entschuldigung des eigenen Tuns?

Über den Rand der Bogen sah er fort und biß sich in die Unterlippe: Christa im Arme eines andern, Christa hingebend an der Brust dieses feinen Burschen, der am Ende nach kavallersmäßiger Auffassung eine Art vergeltender Gerechtigkeit darin sah, ihm anzutun, was er selbst einem andern getan hatte.



Schwäne. G. Mercker Charlottenburg. phot

Digitized by Google

Die Finger krallten sich ihm unwillkürlich. Aber nein: als er die Frau in leidenschaftlicher Liebe, gegen die sie beide lange tapfer kämpften, an sich gerissen, war er nie davor zurückgebebt, nun die Konsequenzen seines Tuns tragen zu müssen. Er hatte Christa geschützt, solange es ging. Sein Ehrenwort war ihm nicht zu schade dazu gewesen. Und daß er diese selbstverständliche Pflicht erfüllt hatte, kostete ihm die Existenz, kostete ihm die gesellschaftliche Stellung, ja fast das Heimatsrecht — denn daß er nach der Aufdeckung seiner Schuld im Vaterlande noch weiterleben wollte, das hatten sie ihm nicht vergessen und vergeben können. Es sagt sich so leicht: „Räum' dich aus dem Weg, du bist ehrlos" — seine Vernunft, seine ganze Lebenskraft hatten sich gegen die starren Vorurteile aufgelehnt. Er trat mit der Frau, die nur ihn noch hatte im Leben, vom Schauplatz ab; für die Gesellschaft blieben sie tot.

Wenn jetzt Krieg käme — wenn er noch einmal beweisen könnte, was in ihm steckte — ach, es kam gewiß unter diesen Millionen nicht auf die Kraft des einzelnen an, aber auf seinen besten Willen, darauf, daß er sein Leben, sein Schicksal bedenkenlos hingab, daß er für das Land, das von ihm als Menschen nichts mehr wissen wollte, wieder ein Untertan, ein Sohn wurde wie jeder andre — wenn sie ihn würdig fanden, die Waffe zu tragen und das Heiligste zu verteidigen — ja, dann, dann durfte er hoffen, daß sie verzeihen würden, die den Stab über ihn gebrochen und ihn verdammt hatten! Krieg! Eine Reinigung würde es sein — heraus aus dem engen, dunklen Jammer, hervor hinter den Wällen, die sie sich selbst vor Luft und Licht bauten — der große Aderlaß, den die Natur für nötig fand, immer wieder am Körper der Menschheit vorzunehmen, der würde erstarrte Vorurteile und dickflüssig gewordene Anschauungen aus den überfüllten Organen herausspülen. Und käme er zurück, so sollte grade Christa den Platz neben ihm behaupten; die Wiederherstellung seiner Ehre würde endlich auch sie auf festen Boden stellen. Dann brauchten sie während der dunklen Wintermonate, weil sie die Einsamkeit fürchteten, nicht mehr in fremde Länder zu flüchten und lose, überflüssige Bekanntschaften mit gleichgültigen Menschen anknüpfen. Neue Freunde konnte man sich dann gewinnen und mußte in der Heimat nicht der Gast sein, sondern der Herr und der Wirt — —

Christa, ach Christa! Wäre sie nur hier neben ihm, daß er ihr das alles hätte sagen können — wie ein Alp müßte es auch von ihrer Seele fallen. Nein, diesen Traum, der ihm schon fast zur Wirklichkeit wurde, den zerstörte sie ihm nicht freventlich durch ein häßliches Liebesspiel. Wenn sie auch nie darüber gesprochen hatten: Christa wußte, wie er innerlich unter der Ausschließung aus seinen Kreisen litt — niemals würde sie auch nur das Geringste tun, was ihn in den Augen der Menschen noch mehr herabsetzen konnte. Er schätzte ihre Zurückhaltung und ihre Vorsicht — wie lange hatte es nicht gedauert und wieviel Entgegenkommen war nicht erst von Ilses Seiten nötig gewesen, ehe sie sich wirklich in offener Freundschaft hingab! Nun, das wußte er wohl, war kaum ein Geheimnis mehr zwischen den beiden, und Ilse sagte ihm oft in ihrer herben Art, daß er seiner Frau in keiner Weise wert sei. Vielleicht wollte sie auch damit andeuten, daß sie niemals Christas Vertrauen hintergehen würde — —

Solch eine Frau besaß er und solche Freunde! Ein Zittern der Freude durchlief ihn —

Das Telephon rief ihn in den hellen Tag zurück. Wieder ein Ferngespräch. Aus Heringsdorf — —

Diesmal war's Charlott'.

„Nicht so laut und nicht so schnell", bat er als erstes.

„Hör' doch besser zu", lautete ihre verdrießliche Entgegnung. Und trotz seiner Mahnung sprach sie atemlos weiter: „Denke dir, Karl war hier. Gestern, ganz plötzlich. Er hat Abschied von uns genommen, Abschied, verstehst du?"

„Ja."

Er hörte sie tief seufzen. „Es war furchtbar, Hugo — ich ertrage es auch nicht! Ich habe heute Nacht schon nicht geschlafen, und wenn das wirklich wahr wird, was er meint — du verstehst mich, Hugo?"

„Gewiß, Charlott'. Und ich fürchte, Karl hat recht."

Wie ein Kind bat sie auf der andern Seite: „Ach sag' es doch nicht — es kann und kann nicht sein! Dann habe ich niemand mehr auf der Welt", sie weinte.

„Und deine Kinder, Charlott'?"

„Ja, gewiß, sei nicht böse — aber es ist nicht dasselbe! Und dich habe ich auch noch —"

„Ich ginge doch mit, Charlott', selbstverständlich —"

„Du?! Als was denn —"

Ihre grausame Naivität tat ihm nicht mehr weh. „Als was man mich einstellt, ganz gleich —"

„Noch einen Augenblick, Fräulein", hörte er sie sagen. „Ja, Hugo, ich will lieber doppelt zahlen, aber ich muß dich noch einen Augenblick sprechen. Denn wie gut Karl mit mir und den Kindern war, das glaubst du gar nicht! Er hat den Kindern alles gekauft, was sie wollten —"

Hoffentlich gegen bar, dachte der Schwager ungerührt.

„Und mit mir war er so liebevoll! Wir haben alles wegen der weitern Erziehung der Kinder besprochen — er findet, Malte soll nicht erst Offizier werden, sondern gleich Landwirt, wegen Grünholz —"

„Da hat er recht, Charlott'!"

„Siehst du, so verständig ist er geworden!" Triumphierend klang ihre Stimme und gleich fast verlöschend: „Aber, wenn er fortgeht —"

„Ängstige dich nur nicht, Charlott'. Und wer weiß, vielleicht wird alles später besser, und ihr könnt euch häufiger wiedersehen."

„Hugo, ist das dein Ernst?"

„Gewiß. Vertrau nur darauf. Noch eins: hast du denn auch Geld genug?"

„Doch, danke. Von deiner Bank."

„Laß dir sofort noch sechshundert Mark kommen, Charlott'. Telegraphisch. Falls ihr eher abreisen wollt —"

Er kannte sie zu gut: sie würde doch noch einmal versuchen, diesen Mann zu sehen, von dem ihre Seele nicht lassen konnte.

Die törichte, gute Charlott'! Böse sein konnte er ihr nie lange, obgleich es ihm doch nicht recht sein durfte, daß sie mit den Kindern in das elegante Bad gegangen war. Nicht nur der Kosten wegen, sondern auch, weil die Kinder mit unerhörten Ansprüchen heranwuchsen. Ihre Liebe zu Mann und Kindern entschuldigte zwar vieles, konnte aber leider nicht alles gutmachen. Später, wenn er zurückkäme, wollte er sich fortan selbst um Maltes Erziehung kümmern. Sonst sollte Christa es tun, man mußte Charlott' das Recht überm Kopf fortnehmen. Zu ihrem und des Sohnes Besten. Christa würde da ebenso verständig, aber auch ebenso unbeeinflußt handeln wie er selbst.

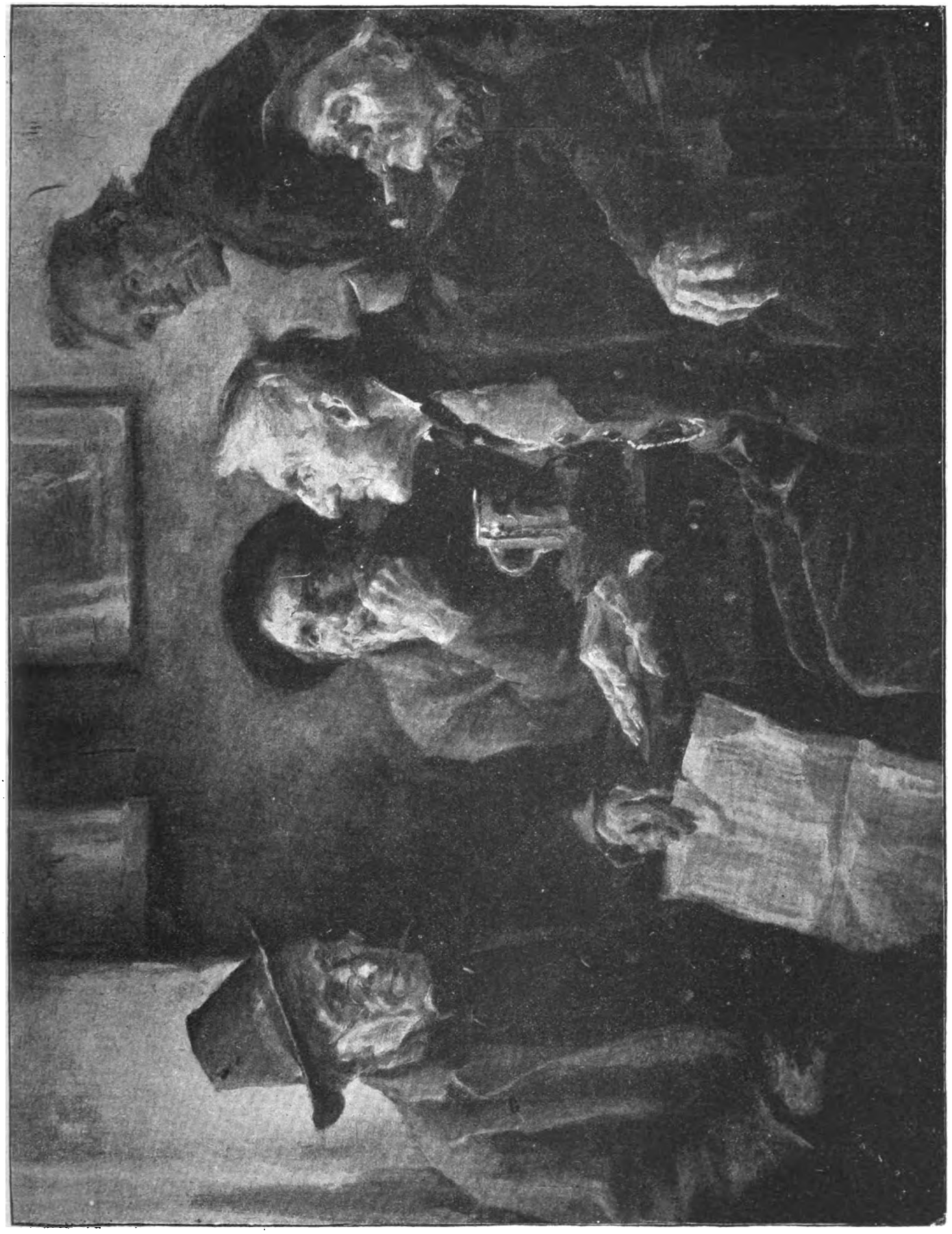
Wie ihr Name ihm auf die Lippen trat, fiel ihm ein, wie unerreichbar sie gerade in diesen Tagen für ihn sei. Er hielt es nicht länger im Zimmer aus — draußen — die Arbeit sollte ihn von der Sorge um sie ablenken. Sie fiel jetzt grausam über ihn her.

* * *

Winter hatte als Standquartier Saint-Gervais ausersehen, ein entzückend gelegenes kleines Dorf, in dem sich nur harmlose Nichtstuer zur Luftkur aufhielten. Ernstere Kranke blieben unten im Schwefelbad gleichen Namens, das sich in die Abhänge des Montjoie-Tales schmiegt.

Christa schien ein klein wenig schwermütig. Sie mochte Winter nicht gestehen, daß sie zum erstenmal für längere Zeit von ihrem Mann getrennt sei und daß ihr sein vollständiges Schweigen so naheging. Es war, wie sie gefürch-

Digitized by Google



Dorfpolitiker. Gemälde von Hans Best

Digitized by Google

tet hatte: wieder, wie einst in sie, hatte er sich kopflos in Ilse Woltershausen verliebt, und daß er keine Gegenliebe fand — denn sie meinte Ilses sicher sein zu können — reizte ihn natürlich noch mehr. Winter bemühte sich ehrlich darum, sie aufzuheitern. Er merkte ja, daß sie unter der Vernachlässigung Terfalts litt. Sie direkt zu trösten, das nahm er sich nicht heraus — nur sie abzulenken, das wollte er versuchen. Diesem Wunsch entsprang auch sein Vorschlag, mit ihm auf den Montblanc zu gehen. Anfangs zeigte sie sich sehr erfreut, auch ein wenig stolz, daß er ihr solche Leistung zutraute — nun lag eine stille Müdigkeit über ihr.

So ein Prachtmensch, dachte er oft, weshalb kann nun sie nicht glücklich sein? Fällt da einem Terfalt in die Hände, der es schon in den Kadettenjahren mit Treue nicht genau nahm und mindestens drei schönen Kielerinnen zur selben Zeit auf Tod und Leben den Hof schnitt (was doch gegen jeden Brauch gewesen war!), und unsereinem, der immer noch auf die große Liebe seines Lebens wartet, kommt solch eine Frau nicht in den Weg! Und wenn Terfalt nun im Ernste wieder einer neuen Leidenschaft nachjagte, so sollte sie bestimmt in ihm einen guten Freund finden, der ihr vor Gott und aller Welt beistehen würde. Die Wochen steten Zusammenseins hatten ihn diese Frau gründlich kennen gelehrt. Nie war sie etwas andres gewesen als ein vortrefflicher Kamerad, der Anstrengungen, Genuß und Ruhetage in gleich köstlicher Laune mit ihm teilte. Daß ein weibliches Wesen sich bei solch starken Proben auf ihre Kraft und Geduld überhaupt so bewähren könne, hätte er nie für möglich gehalten. Sie klagte nicht, wenn sich ihr nach langen Gletschertouren trotz allen Salben und Schleiern die Haut vom Gesicht löste. Sie setzte die unkleidsame Sonnenbrille ebenso ruhig auf wie den verbogenen und farblosen Leinenhut, den man aufgerollt im Rucksack bei sich führte, ein Vorzug, den er besonders lobte, während sie nur lachend gemeint hatte, es wäre herrlich, wenn sich alle Hüte auf diese Weise transportieren ließen. Kein einziges Mal hatte sie die Frage gestellt — er hatte wohl darauf geachtet — wenn sie sich wieder einer menschlichen Behausung näherten: „Wie sitzt meine Frisur?" Nein, in der sicheren Voraussetzung, daß sie doch zerzaust und wild um den Kopf aussehen müsse, weigerte sie sich sogar bei solchen Gelegenheiten, in den Taschenspiegel zu sehen, den er stets bei sich trug — sie besaß gar keinen.

„Schönheit und Bergsteigen vertragen sich nicht miteinander", behauptete sie.

Und dabei fand er doch, daß ihr der dunkle Ton, den ihre Hautfarbe allmählich annahm, vorzüglich stände und sie jung und frisch aussähe wie ein Mädchen von zwanzig Jahren. Aber er legte seine Bewunderung nur in seine Blicke hinein, er hätte es nicht richtig gefunden, dieser Frau, die ihm anvertraut war, den Hof zu machen. Oft zwar überkam ihn jetzt Ungeduld, und er haderte mit seinem Schicksal: da war nun endlich eine Frau, die ihm alles verkörpert hätte, was er in Gedanken mit der verknüpfte, die ihm genügen sollte. Ihr Schicksal aber hatte sie einen Weg geführt, auf dem er nicht folgen konnte. Er kannte sich zu gut und meinte daher zu wissen, daß er nie über den Makel, den sie durch ihre Vergangenheit auf sich geladen hatte, hinwegkommen würde.

Ewig schade — ein zerrissener Schleier hing vor ihrer Seele und zeigte den Neugierigen mehr, als man von einer Frau wissen durfte. Jedenfalls zuviel von der, die seinen Namen tragen sollte.

Trotz dieser Betrachtungen konnte er sich nicht verhehlen, daß er mit Grauen an den Tag dachte, an dem ihr Alleinsein aufhören würde. Der Termin rückte natürlich näher, wenn Christa begann, Sehnsucht zu bekommen oder sich zu langweilen. Daher traf er möglichst schnell die Vorbereitungen zu der längeren Tour und setzte es voraus, daß sie mit allem einverstanden sein würde. Eben hatte er mit dem Führer gesprochen, der sie begleiten sollte, und trat zufrieden in die Glasveranda, in der Christa noch beim Frühstück saß.

„Alles in Ordnung", rief er fröhlich und küßte ihre Hand. „Heute nachmittag brechen wir auf!"

Christa sah ihn ernsthaft an.

„Was ist Ihnen?" fragte er überrascht. Sie hielt ihm eine Zeitung hin. „Lesen Sie doch, bitte! Die Ereignisse überstürzen sich — wir haben nicht aufgepaßt — ich weiß gar nicht, wo hatten wir denn nur unsre Augen und Ohren —"

Er hätte antworten können: ‚Ich habe mich nur mit Ihnen beschäftigt, alles andere war mir dagegen gleichgültig', aber was er las, entsetzte ihn geradezu. Plötzlich nahmen die Kriegsgerüchte, die in all den Wochen nicht zum Schweigen gekommen waren, drohende Gestalt an. Serbien hatte also sofort, nachdem es Österreichs Note empfangen hatte, die Mobilisation begonnen — das war vorläufig seine einzige Antwort auf die Forderung gewesen, daß die Regierung der großserbischen Bewegung ein Ende bereiten und die des Mordes am Thronfolgerpaar Schuldigen bestrafen solle. Die Zeitung war ein paar Tage alt, — vom 23. Juli datiert.

„Hier — weiter!" Christa reichte ihm ein anderes Blatt. Es enthielt Serbiens ausweichende Antwort, zugleich Rußlands amtliches Communiqué, daß es in einem österreichisch-serbischen Konflikt unmöglich gleichgültig bleiben könne. Und das, trotzdem Österreich der russischen Regierung mitgeteilt hatte, daß seine Maßregel Serbien gegenüber nur eine Defensive sein würde und es an keine Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Balkan denke! Die nächsten Blätter enthielten die Unterredungen der deutschen Botschafter in London, Paris und Petersburg mit den betreffenden Regierungen über die Gefahr der beginnenden russischen Mobilisation für den Weltfrieden. Denn bereits waren die ersten Nachrichten über russische Mobilmachungen nach Berlin gelangt. Zwar hatte der russische Kriegsminister sein Ehrenwort gegeben, daß noch keine Mobilmachungsorder ergangen sei: man träfe nur Vorbereitungsmaßregeln, um die Österreich benachbarten Militärbezirke zu mobilisieren, falls die serbische Grenze von Österreich überschritten würde.

„Redensarten und Lügen", stieß Winter hervor — er überflog die nächsten Zeitungen, die Greys Vorschlag zu einer gemeinsamen Konferenz enthielten, der sich aber Deutschland wie Österreich-Ungarn ablehnend gegenüber verhalten mußten, da es nicht angängig war: „die österreichische Regierung vor ein europäisches Gericht zu zitieren".

„Was nun?" fragte Christa.

Winter zuckte die Achseln. „Alles steht auf des Messers Schneide — aber es ist kaum mehr anzunehmen, daß eine gütliche Vereinbarung zustandekommt — auch Frankreich scheint schon seine Vorbereitungen zu treffen —"

„Wir sind also in Feindesland", sagte Christa leise. Sie sahen sich in die Augen — die Schwere und Unsicherheit ihrer Lage kam ihnen plötzlich zum Bewußtsein.

Winter beugte sich vor — erst jetzt fiel ihm auf, daß die Veranda leer sei: waren die übrigen Gäste heute zeitiger aufgestanden, oder hatte man sich vor ihnen zurückgezogen?

„Gehen Sie hinauf," sagte er nach kurzem Besinnen, „bereiten Sie alles vor, genau wie wir es verabredet hatten. Verlassen Sie das Zimmer nicht, ich will inzwischen überlegen, wie wir uns retten können. Ich muß über die Grenze und zurück — natürlich so schnell wie möglich."

„Der Führer", warf Christa mahnend ein.

„Ich habe bisher nur Französisch mit ihm gesprochen, und er scheint mich für einen Engländer zu halten, denn er sagte, er habe im vorigen Jahr auch einen Mister hinaufbegleitet. Lassen wir ihn also dabei! Und nun guten Mut, liebe, gnädige Frau, ich bringe uns schon glücklich hinüber." Er küßte ihr die Hand und sah sie zuversichtlich an.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Nord-Anatolien.

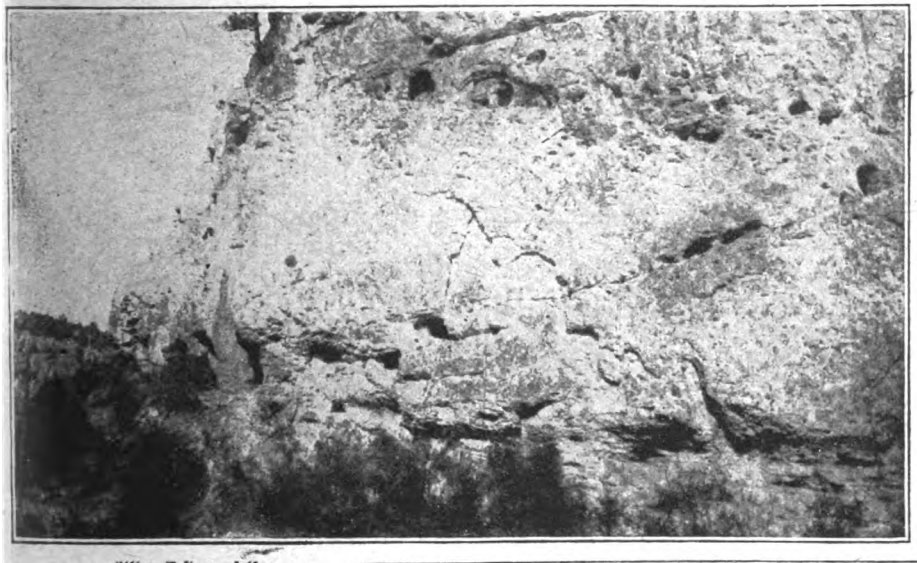
Von A. Kuberka. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Gering ist trotz des Krieges die Zahl der Deutschen, die ihr Weg in jene fruchtbaren, von hohen Bergen umsäumten Ebenen, von reißenden Gebirgsbächen durchfurchten Täler und die verkehrsarmen Berge vulkanischen Charakters von Nord-Anatolien geführt hat. Im Gebiet des Ulutschai wie im Norden von Angora ragen der Felsen kahle Häupter, in früheren Kulturepochen zu starken, weit ins Land hinausschauenden Festungen verwandelt, trotzig zum Himmel empor. Ihr dürftiges Gewand sind Kiefern und Tannen, die immer mehr der unbarmherzigen Axt des Kohlenbrenners oder Muhadjirs zum Opfer fallen oder, durch das mit Vorliebe an den Stämmen angezündete Feuer der Hirten und Nomaden hohlgebrannt, von selbst umstürzen. Dort, wo Axt und Feuer ihr Vernichtungswerk bereits vollbracht hatten, haben Regen und Wind die Erdkrume und damit alle Vegetation verschwinden lassen. Nackte Felsen treten gleich Totenköpfen hervor und bieten oft ein bizarres Bild. Die im Sonnenschein glitzernden, stellenweise massenhaft vorkommenden Gipskristalle erhöhen den nicht zu bestreitenden Reiz auch einer solchen Landschaft. Ein landschaftlich hervorragend schönes Bild bietet der Abstieg vom großen Ilgas (2350 m) nach Süden sowie das von hohen Felsen eingeschlossene, schmale Tal des im Tekke entspringenden, nordwärts zum Ulutschai über gewaltige Geröllhalden eilenden Baches.

Die heutigen Wege, soweit man von solchen sprechen kann, folgen den Resten alter Heerstraßen nach Norden und Osten. Granitene Wegweiser in Zylinderform mit lateinischer und griechischer Inschrift, hier und dort herumliegende Säulenschäfte, jetzt zu Walzen oder Grabsteinen verwendet, sind die alten Marksteine römischer und byzantinischer Kulturarbeit. — Am Tage selbst bringt das Geheul der die Dörfer umschleichenden Wölfe die Hunde in Aufregung, die sich dann in ein liebliches, in den Tälern weit widerhallendes Konzert auslöst. Nachts lassen sich die Schakale vernehmen. Riesige Schäferhunde bewachen zahlreiche, auf den teilweise ausgedehnten Steppen weidende Herden von breitschwänzigen Schafen und Angoraziegen, die uns die geschätzte Mohairwolle, hier „Tiftik“ genannt, liefern. — In den Lüften zieht der weiße Geier seine ruhigen Kreise. Hier und dort jagt der Schlangenadler. An den Halden sucht paarweise, laut rufend, der Kolkrabe. Stellenweise entfachen Scharen von Wildenten, Gänsen und schweren Trappen, auch Kranichen, die Passion des Jägers. Ganze Gesellschaften von Störchen, auf ihrer Reise nach Norden begriffen, haben haltgemacht und stolzieren, unbekümmert um menschliche Beobachtung, Nahrung suchend in der Nähe der Quellen umher.

In den Ebenen liegen Dörfer und Gehöfte nicht weit voneinander. Im Hochland werden sie seltener und ärmer, und man glaubt beinahe nach Afrika versetzt zu sein. Das Grau der ungebrannten Ziegel läßt die Hütten sich

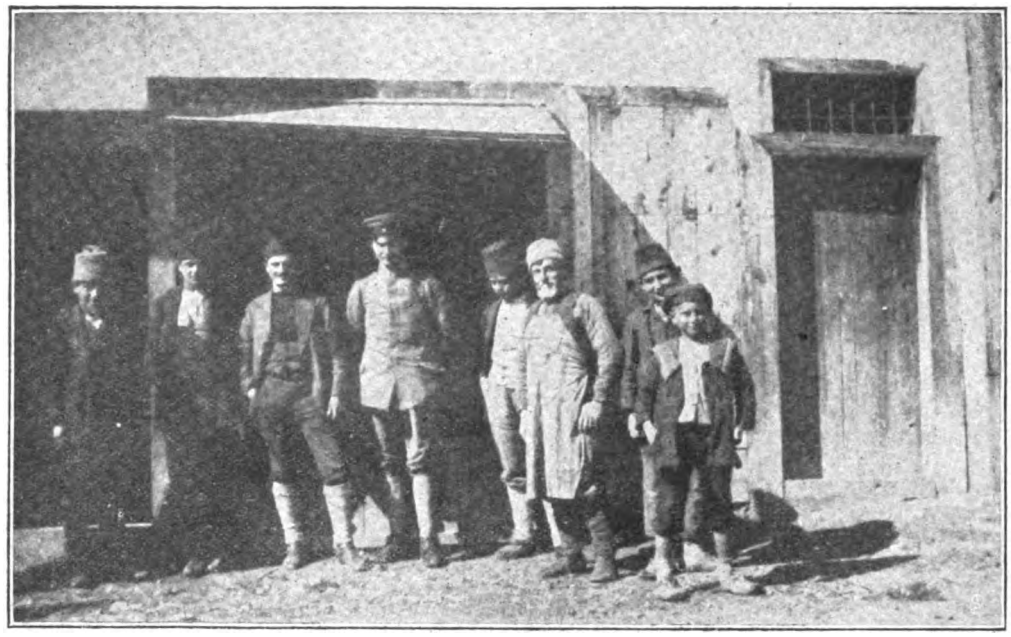
Unterwegs in Nord-Anatolien.



Alter Festungsfelsen.

Typus einer Wohnhütte.

Digitized by Google



Anatolier mit ihrem deutschen Quartiergast.

mit dem Erdboden verschmelzen. Die Häuser einzelner Städtchen scharen sich malerisch um alte, auf hohen Hügeln erbaute Burgen, von denen freilich zumeist nur noch Ruinen übrigblieben. Ein Segen für das Land sind die zahlreichen Quellen. Ihr gutes Wasser wird in Rohrleitungen oder mittels ausgehöhlter Baumstämme seit alters her an die Straßen geleitet und erquickt durch seine Frische Mensch und Tier.

In gleicher Weise, wie die Natur dem Durstigen das Wasser spendet, erfreuen die Anatolier den müden Reisenden durch ihre übergroße Gastfreundschaft. Die Sitte erfordert es, daß die gerade anwesenden männlichen Dorfbewohner beim Herannahen von Gästen in Reih und Glied sich aufstellen, der Imam am linken Flügel, dann die anderen nach Amt, Würden und Alter bis herab zu den Knirpsen. Es folgt die Begrüßung, dann die Unterbringung der Pferde und Wagen. Den Gästen selbst wird beim Muchtar (Schulzen), der gewöhnlich auch der Wohlhabendste des Ortes ist, ein Zimmer zur Verfügung gestellt, falls nicht, wie auf den großen Gütern, ein besonderes Gästehaus (Müssafirhane, nicht zu verwechseln mit Wirtshaus) vorhanden ist. Für ihre Bequemlichkeit wird aufs beste gesorgt. Die Sitte gebietet, dem um Unterkunft bittenden Reisenden solche zu gewähren und ihn einmal mit Speise und Trank unentgeltlich zu versorgen. Doch die Gastfreundschaft geht noch über solche Vorschrift

Marktleben in Bolu.

hinaus: Das Beste, was der Wirt zu geben vermag, wird auf einem niedrigen, runden Tisch aufgetragen, an dem sowohl der Wirt als auch die Gäste in Hockstellung Platz nehmen, um den jeweiligen Gang gemeinschaftlich aus derselben Schüssel zu verzehren. Vor und nach dem Essen wird Wasser und Seife gereicht.

Da in jene Dörfer des Hochlandes im allgemeinen wenig Kunde von der Außenwelt dringt, so wird das Gespräch während der Mahlzeit recht lebhaft, zumal sich nach und nach die anderen Dorfgrößen einfinden und es anscheinend als ihre Pflicht erachten den Gesprächsstoff nicht versiegen zu lassen Kriegs- und Friedensaussichten, Ernte und Aussaat werden eingehend besprochen Alle

Straßenverkehr am Markttag

Digitized by Google

Sorgen, die den Bauer bewegen, trägt er dem Gaste vor und nimmt seinen Rat dankbar an. Die Unterhaltung geht so lange weiter, bis die Müdigkeit der Gäste den Gastgeber sich höflich zurückziehen läßt.

Wie überall, so gibt es auch dort jetzt nur wenige Männer, und in der Ebene wie auf den Bergen ist es fast ausschließlich die tatkräftige anatolische Frau, die wir hinter dem Pfluge schreiten und die Felder bestellen sehen. Äußerst einfach leben die Leute. Ihre Hütten haben in der Regel zwei mit dem allernotwendigsten Gerät ausgestattete Zimmer. Von Möbeln ist gar keine Rede. Ein Kamin oder ein kleiner Ofen und eine der Sitzgewohnheit angepaßte, wagerechte Holzpritsche, die zwei Seiten des Raumes in Anspruch nimmt, mit Decken oder Teppichen belegt ist und auf der nachts das Bettzeug ausgebreitet wird, dienen allein der Bequemlichkeit.

Dorfbewohner in Erwartung einer photographischen Aufnahme.

Eine Schar Neugieriger vor dem Unterkunftsgebäude eines türkischen Arbeiterbataillons in Kastamuni.

Die von uns aufgeschlagenen Feldbetten erregten allgemeine Bewunderung.

Unsere Reise fiel gerade in die Zeit der deutschen März-Offensive im Westen. Wir konnten mit Erstaunen feststellen, wie lebhaft das Interesse und das Verständnis der Einwohner für diese kriegerischen Geschehnisse war und wie große Freude selbst dort die Bekanntmachung des deutschen Bombardements von Paris auslöste. Mackensen und Hindenburg sind ihnen vertraute Namen. Sobald sich einer von uns auf der Straße zeigte, wurde er sofort von alt und jung umringt, ein Stuhl und ein Täßchen Kaffee waren flugs zur Stelle, und es begann ein lebhafter Meinungsaustausch. Die eben geschlossene Freundschaft wurde dann durch eine photographische Aufnahme besiegelt. Auf die Psychologie des Volkes wirft folgende Begebenheit ein Schlaglicht: Ein deutscher Offizier, von der unentwegten Kinderschar gefolgt, geht durch die Straßen eines Kreisstädtchens, in dem von der Küste des Schwarzen Meeres dorthin verpflanzte Griechen untergebracht sind. Mit einem Male sagt ein Mädchen zu ihrem widerstrebend mitgehenden Brüderchen: „Komm doch, sieh dir den Mann an, so etwas hat es noch nicht gegeben!“

Türkisches Arbeiterbataillon auf dem Marsch

Digitized by Google

Jedes Kreisstädtchen hat an einem bestimmten Tage der Woche seinen Markt, zu dem die Landleute und die reisenden Kaufleute ihre Waren, auf Eseln, Pferden und Wagen verpackt, herbeitransportieren. Bedeutendere Umschlagsplätze sind Safranbolu (Reis, Leder, Tiftik, Getreide), Kastamuni, (Mehl, Lederwaren, Wolle, Baumwolle), Tschangry (Reis, Eier, Wolle, Honig, Gewürze) und Bolu (Viehmarkt). Diese Märkte bieten ein gar buntes Bild, und es wird dabei, besonders in Safranbolu, viel Ware umgesetzt. Dort wird von der griechischen Bevölkerung auch ein vorzüglicher Traubenwein (Safranbolu-Gran-Köi), als einziger weit und breit, hergestellt.

Ein Zentralplatz für den Handel ist die Stadt Kastamuni, Verwaltungssitz des Generalgouverneurs der gleichnamigen Provinz, Exzellenz Atif-Bei, der auch vorzüglich Deutsch spricht. Der Ort liegt im schmalen Tal des Kastamunitschai eingebettet, und der Reisende erblickt von weitem nur die auf hohem Felsen stehende Burgruine, bis er, an den Abhang des Gebirgszuges gekommen, plötzlich die ganze Stadt zu seinen Füßen sieht. Ein frischer Zug, ausgehend von dem rührigen Generalgouverneur und seinem Stab, weht hier durch das öffentliche Leben. Sehr rege ist das Interesse für die deutsche Sprache. Man mag sich unser Erstaunen vorstellen, als wir dort, wo wir es am allerwenigsten vermuteten, in der türkischen Mädchenschule, beim Eintritt von der Hälfte der Schülerinnen unter der Leitung von Frau Poppe mit „Heil Dir im Siegerkranz" und „Deutschland, Deutschland über alles" begrüßt wurden. Erwähnenswert ist das für die dortigen Verhältnisse vorbildlich eingerichtete Krankenhaus und die neue Gewerbeschule, in der Waisenknaben in der Steinhauerei, Schlosserei und Klavierfabrikation unterwiesen werden. Letztere liefert ein durchaus brauchbares Instrument mit gutem Klang.

Die Notwendigkeit des Straßenbaues ist jetzt militärischerseits erkannt worden. Zu diesem Zwecke werden Arbeiter-Bataillone zusammengestellt und in die Hauptverkehrsgebiete entsandt. Eine unserer Abbildungen zeigt das Leben vor dem Ausmarsch eines solchen Bataillons aus Kastamuni, eine andere dieselbe Truppe beim Einmarsch in Kaledjik.

Hohenzollernscher Bauernschutz.

Von Dr. Paul Boettticher.

Mit der längeren Dauer des Krieges sind immer mehr ländliche Besitzungen in die Hand von Personen übergegangen, die dem landwirtschaftlichen Gewerbe bisher ferngestanden haben. Durch Kriegsgeschäfte reichgewordene Leute erstreben den Erwerb von Landbesitz, teils um ihre gesellschaftliche Stellung zu heben, teils, weil ihnen diese Anlage von Kapital unter den heutigen Verhältnissen besonders vorteilhaft erscheint, teils auch, um die Erfassung von Kriegsgewinn durch die Kriegssteuer zu erschweren. Der Mangel an Nahrungsmitteln, dessen Beseitigung noch nicht abzusehen ist, hat gleichfalls zu einer starken Nachfrage nach landwirtschaftlichen Grundstücken geführt. Da auf der andern Seite viele Landstellen durch den Tod ihres Besitzers verwaist sind, so ist mancher alte landwirtschaftliche Besitz an Nichtlandwirte veräußert worden. Das Eingreifen der Spekulation hat eine ungesunde Verteuerung des ländlichen Besitzes zur Folge. Wenn unsere Bauernsöhne aus dem Felde heimkehren, werden sie die hochgetriebenen Preise für den ländlichen Besitz nicht aufzubringen vermögen. Der ländliche Grund und Boden aber darf kein Gegenstand der Spekulation werden, denn sonst ist der Bauer die längste Zeit Herr seiner Scholle gewesen.

Als einen ersten Schritt zum Schutz des Bauernlandes im Kriege ist die Verordnung zu begrüßen, die der Bundesrat kürzlich über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken erlassen hat, wonach die Auflassung von land- und forstwirtschaftlichen Grundstücken bei einer Größe von mehr als fünf Hektar von der Genehmigung der zuständigen Behörde abhängig ist. Die Genehmigung darf unter anderem versagt werden, wenn ein zum Betrieb der Landwirtschaft bestimmtes Grundstück an eine Person übergehen soll, die die Landwirtschaft weder jetzt noch früher im Hauptberuf ausgeübt hat. Der Krieg zeigte, wie abhängig Staat und Volkstum davon sind, daß der heimische Boden sachgemäß bewirtschaftet wird. Deshalb muß von jedem, dem ein Stück dieses Bodens anvertraut ist, erwartet werden, daß er es sachgemäß nutzt.

Durch die Bundesratsverordnung wird auch dem sogenannten Bauernlegen ein Damm gesetzt. Vielfach kaufen oder pachten Nichtlandwirte selbständige Besitzungen zusammen und vereinen sie zu einem Betriebe oder legen benachbarte Bauernstellen einem größeren Betriebe zu und durchkreuzen damit die Bestrebungen der inneren Kolonisation, die dahin zielen, den kleinen und mittleren Besitz zu mehren und in seinem Bestand zu festigen. Denn neben der Förderung der inneren Kolonisation und der Ausdehnung des bäuerlichen Besitzes kommt es doch vor allem darauf an, daß der Bauernstand dort, wo er besteht, durchaus in seinem Besitzstand erhalten bleibt.

Diese einsichtsvolle Agrarpolitik hat ein geschichtliches Vorbild in den Maßnahmen hohenzollernscher Landpolitik, deren schöner und großer Plan am wirksamsten in dem von Friedrich Wilhelm I. erlassenen Verbot des Bauernlegens hervortritt. Aus diesem Verbot ist dann der in Preußen lange wirksam gewesene „Bauernschutz" herausgewachsen.

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts suchten die preußischen Könige der Verringerung des Bestandes an Bauern in ihrem Staate Einhalt zu tun. Ihre Landpolitik verfolgte das Ziel, zunächst die Zahl der Stellen und den Umfang des dazu gehörenden Landes durch Maßregeln der Gesetzgebung festzuhalten und womöglich die Zahl der Bauern zu vermehren. „Der Inhalt dieser Gesetzgebung" — so bemerkt Knapp in seinem Werke „Die Bauern-Befreiung" — „läßt sich kurz als Schutz des Bauernlandes und des Bauernstandes bezeichnen: des Bauernlandes, damit es nicht weiter den herrschaftlichen Gütern, seien es nun Privatgüter oder Domänengüter, einverleibt werde; des Bauernstandes, damit für ihn stets die Zahl der Stellen mindestens ebenso groß bleibe, weshalb es auch verboten war, Bauerngüter zusammenzuschlagen, d. h. aus mehreren Bauerngütern eins zu machen."

Das erste Edikt, worin der Grundsatz des Bauernschutzes ausgesprochen wird, wurde von dem ersten preußischen König am 22. November 1709 erlassen. Doch hatte dieser erste Versuch zunächst keine rechte Wirkung, ebenso das von seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., bald nach seinem Regierungsantritt unterm 29. Juni 1714 wiederholte Edikt. Es war zunächst mehr eine Mahnung darin enthalten als ein förmliches Verbot. Erst im letzten Lebensjahr dieses für den inneren Ausbau des preußischen Staates maßgebenden Königs erging unterm 14. März 1739 der bekannte Befehl, „daß kein Landesvasall, von den Markgrafen an bis auf den geringsten, er sei, wer er wolle, einen Bauern ohne gegründete Raison und ohne den Hof sogleich wieder zu besetzen, aus dem Hofe werfe".

Diese ersten Maßnahmen betreffs des Bauernschutzes sind zunächst mehr polizeilicher als privatrechtlicher Natur. Ob dieser oder jener Bauer auf der Stelle saß, kam weniger in Betracht, wenn nur die Stelle überhaupt besetzt war. Aber durch diese polizeiliche Maßregel wurde die Absicht des Bauernschutzes zunächst am wirksamsten durchgeführt: „Es war nicht nur und blieb verboten, auf ungesetzliche Weise, sondern es war ebenso verboten, auf privatrechtlich-gesetzliche Weise Bauerngüter dem herrschaftlichen Gute einzuverleiben oder sie zusammenzuschlagen, etwa durch Kauf, mit voller Entschädigung und klarer Zustimmung des bisherigen Inhabers."

Vollen Ernst mit dem Bauernschutz aber machte Friedrich der Große, indem er das Werk seines Vaters aufnahm und das erneuerte Verbot auch wirksam durchführte, zuerst für das neuerworbene Schlesien und dann überhaupt für die ganze Monarchie (1749). Besonders nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges sorgte der König mit Strenge und Nachdruck für die Durchführung dieser Landpolitik. Wo ein Bauerngut im Laufe des Krieges zum Herrschaftsgut eingezogen war, mußte es herausgegeben und ebenso wie die wüste liegenden Stellen vom Gutsherrn neu besetzt werden. Hatte ein Bauer mehr als eine Stelle inne, so fand Trennung und gesonderte Besetzung statt.

Der Grundsatz des Bauernschutzes kann in Preußen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als gesichert gelten und hat auch den letzten und vielleicht heftigsten Anstoß zum Bauernlegen abgewehrt, der nach 1763 durch den technischen Aufschwung des herrschaftlichen Gutsbetriebes gegeben wurde. Während damals in den Nachbargebieten Preußens von neuem

Digitized by Google

die Bauern massenhaft der Gutsherrschaft anheimfielen, war im preußischen Staat die räumliche Ausbreitung der Rittergüter auf Kosten des Bauernlandes nicht angängig. Dabei war es keineswegs die Absicht des Königs, den vorhandenen adligen Besitz und dessen Inhaber wirtschaftlich zu schwächen. Er legte vielmehr ein großes Gewicht darauf, daß der Adel, aus dem fast ausschließlich die Offiziere und auch die höheren Beamten hervorgingen, in einem ausreichenden Grundbesitz eine sichere und dauernde Stütze behielt. Deshalb verbot er auch den Übergang adliger Güter in bäuerliche oder bürgerliche Hände.

Die Politik des Bauernschutzes in Preußen beruhte auf volkswirtschaftlichen und militärischen Gründen. In der Landbevölkerung steckte das Arsenal der Wehrkraft. Aus den Bauernsöhnen (nur solchen, die daheim entbehrlich waren) nahm man am liebsten die Rekruten, da sie etwas zu verteidigen hatten und am besten dem an körperliche Kraft und Ausdauer hohe Anforderungen stellenden Waffendienst gewachsen waren. Und wenn in den Manövern Truppen einquartiert werden mußten, so boten die zahlreichen und allgemein verbreiteten Bauernhöfe bessere Gelegenheiten als die mehr vereinzelten Gutshöfe.

Der Schutz des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes durch die preußischen Könige beruhte aber, wie gesagt, auch auf volkswirtschaftlichen Gründen. Mit politischem Blick hatten Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. gegenüber den damaligen allgemeinen Bestrebungen nach Bevölkerung („Peuplierung") des Landes den Kern aller Heimatpolitik erkannt: die Erhaltung und Stärkung der selbständigen, erwerbstätigen Schichten des Volkes. Wenn man mehr Einwohner wollte, so waren nicht Menschen überhaupt, sondern Menschen, die zu leben haben, gemeint. Selbst wenn doppelt oder dreimal so viele „kleine Leute" an Stelle der Bauern getreten wären, würde dies keine „Bevölkerung" des Landes im Sinne Friedrichs des Großen gewesen sein.

Während des achtzehnten Jahrhunderts ist somit der Schutz des Bauernlandes und des Bauernstandes, d. h. die Grenze für die räumliche Ausdehnung der herrschaftlichen Güter auf Kosten des Bauernlandes und die Aufrechterhaltung der gegebenen Zahl von Bauernstellen, wirklich erreicht und festgehalten worden, bis der Grundsatz des Bauernschutzes durch die Bauernbefreiung (Edikt vom 9. Oktober 1807) durchbrochen wurde.

Der König tritt nun persönlich mehr zurück. Die von ihm ernannten Minister haben während ihrer Amtsführung den vorwaltenden Einfluß. Die neue Lehre der wirtschaftlichen Freiheit, des Waltenlassens der Erwerbsinteressen, hatte auch in dem preußischen höheren Beamtentum Wurzel geschlagen. Die von Herrn v. Schön entworfene Verordnung vom Jahre 1808 legte die erste Bresche in die alte polizeiliche Maßregel des Bauernschutzes, indem sie den gesetzlich bestehenden Zwang zur Wiederherstellung zugrunde gegangener (besonders durch den Krieg 1806-7) und erledigter Bauernstellen lockerte. Zwar wollte Freiherr vom Stein die Einziehung von Bauernland lediglich dann zugegeben wissen, „wenn der Gutsherr unvermögend ist, die devastierten Höfe wiederherzustellen oder zu erhalten"; die von Herrn v. Schön entworfene Verordnung spricht jedoch von Bauernhöfen überhaupt, nicht nur von devastierten. Und in diesem weitergehenden Sinne ist sie dann auch von der Verwaltung ausgeführt worden. Durch die Deklaration von 1816 wurden schließlich die Gutsherren von der Zwangsverpflichtung, die Stellen mit bäuerlichen Wirten besetzt zu halten, ganz befreit. Der alte Grundsatz des (polizeilichen) Bauernschutzes war damit gänzlich aufgegeben.

Dieses voreilige und bedingungslose Aufgeben des Bauernschutzes war einer der Mängel in dem an und für sich sehr segensreichen Werke der Bauernbefreiung. Der Freiherr vom Stein hatte noch versucht, dem unter dem Vorwand des freien Wettbewerbs ermöglichten Auskaufen der Bauerngüter einen Riegel vorzuschieben. Doch die Dogmen der englischen Freihandelsschule, wonach auch der Acker eine Ware sei, die man zu Markte tragen könne und müsse, kamen, zumal nach Steins Ausscheiden, in der Verwaltung mehr und mehr zur Geltung. In bitterem Unmut schreibt der Freiherr in seinem sogenannten Testament: „. . . So erhalte man einen sittlichen, achtbaren, selbständigen Bauernstand, wo er noch vorhanden ist, bilde ihn, wo er fehlt, und untergrabe nicht jenes, verhindere nicht dieses, wie es durch die neuere Gesetzgebung anno 1811 und 1820 über die bäuerlichen Verhältnisse geschieht."

Steins Wille war gewesen, daß das Auskaufen der Bauerngüter nur unter Beschränkungen und mit Zustimmung der Staatsbehörden gestattet sein solle. Der Freiherr hatte das sichere Gefühl, daß ein kräftiger Bauernstand die festeste Stütze des Staates, der Kern der Wehrkraft ist. Was vor hundert Jahren dem „Bauernbefreier" als politisches Gebot erschien, das gilt auch heute noch, ja, mehr als je. Daß der bäuerliche Ackerbesitz nicht kapitalistischer Übermacht zum Opfer falle, daß wieder ein Bauernschutz nach der Art alter hohenzollernscher Landpolitik in zeitgemäßer gesetzlicher Gestaltung aufgerichtet werde — das ist die Absicht und der Inhalt der oben erwähnten Bundesratsverordnung. Bei diesen von einer einsichtsvollen Agrarpolitik getragenen Vorschriften ist nur das eine bedauerlich, daß sie erst im vierten Kriegsjahre kommen und wegen der damit verbundenen bedenklichen Störung erworbener Rechte nicht mit rückwirkender Kraft ausgestattet werden konnten. Immerhin ist zu erwarten, daß eine verständnisvolle Handhabung durch die zur Ausführung berufenen Behörden noch manches Unheil von unserere Volkswirtschaft abwehren und die Gesetzgeber veranlassen wird, die sich bewährenden Leitgedanken der Verordnung in die spätere Friedenszeit zu übernehmen.

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(5. Fortsetzung.)

Und Herr Johann schritt an dem Mönch hinweg, und da ihn der am Rock ergriff, riß er sich frei und schritt weiter.

Am selben Tag noch ritt er mit seinen Söhnen zur Bärenjagd weit ins Gebirge. Er blieb da bisweilen wochenlang aus. Capistranus verließ die Burg.

Nach zwei Tagen schon kehrte der Erbgraf zurück. Er hatte keine Lust am Weidwerk.

Der Herbst fiel früh ein. Ganz plötzlich wurden alle Bäume gelb, und die Luft ward so leicht und dünn, als sei die engende Wölbung gänzlich hinweggeschwunden.

Herr Johann sah seinen jüngeren Sohn im Baumgarten auf der Mauer liegen. Die Kappe hatte ihm einen Reifen in die Locken gedrückt, und da glänzte nun das Haar.

Der Hunyader glaubte an Zeichen. Das war ihm eines. Er wich vom Fenster zurück; mit Mühe bezwang er sich, daß er nicht hinsank. Denn nun wußte er, Ladislaus werde den frühen grausigen Tod erleiden, und Ladislaus war sein Liebling.

Er konnte von da an seinen Sohn nicht sehen, ohne daß er seine ganze Brust wie voll Tränen fühlte. Er meinte, den Sohn an sich ziehen zu müssen, daß er ihn festhalte, ihn berge vor seinem Schicksal. Aber er konnte nichts sagen.

Es ward Winter. Man saß in dem großen Saal vor dem offenen Kamin.

Eines Abends meldete der Kastellan dem Grafen pharönische Spielleute. Er ließ sie kommen. Er hatte die beiden Söhne bei sich. Matthias saß ferner vom Feuer; es brannte ihm zu sehr auf der Haut. Der Vater war nahegerückt; es schien ihm jetzt immer kalt zu sein. Ladislaus hatte sich zu ihm gesetzt, als fühlte er, was ihn bewege.

Die Pharöner stellten sich im Dunkel auf. Sie hatten italienische Instrumente, Geigen und Altgeigen, eine Gambe und ein Zymbalum. Sie spielten die Weisen, die sie selbst sangen oder die sie von den Leuten auf dem Lande, den Walachen, Slawen und Madjaren, hatten singen hören. Denn sie brauchten ein Lied nur einmal zu hören, so spielten sie es nach.

Aber sie spielten dies alles in ihrer fremden Art, so daß man das Lied kaum noch kannte. Und sie spielten ohne abzusetzen, gingen von einem Lied ins andere über, ohne

Digitized by Google

daß der Primas, soviel man merkte, es angab, nur wie in geheimnisvollem Einverständnis.

Sie hatten mit heitern Tänzen begonnen, wie sie in den Tscharden, den Heidekrügen der Tiefebene, getanzt werden, Tänzen in zuckenden, harten Rhythmen; aber dann sang eine zitternde hohe Geige lang ausgehaltene Noten und das Zymbal klang darein, daß die Töne gleichsam tropften. Erst waren es Goldtropfen, dann Tränen, aber zuletzt Blut. Unsagbarer Schmerz, der sich keine Erlösung weiß.

Aber knisternde Flammen begannen zu steigen, es funkelte und blitzte, und plötzlich, Schauder erweckend, brach der prasselnde Brand aus, himmelhoch, ein Sturm, der über die ganze Welt schlägt und sie einschlingt. Doch nur kurze Zeit. Und jetzt der dumpfschwere Schritt fernen Fußvolkes, der auf der Baßgambe gerupfte Takt zu einer unendlich sich wiederholenden, aufreizenden Melodie . . .

Und immer der dumpfe, schwere Schritt unzähliger Scharen, Mann für Mann gerüstet, und darüber die hohen, breit entfalteten Fahnen . . .

In dieser Nacht — denn er ließ die Pharöner bis tief in die Nacht hinein spielen — entschied sich Herr Johann von Hunyad, dem Rufe Capistrans zu folgen. Seine Söhne aber wollte er mit sich nehmen, daß er sie nahe habe und mit seinem Schutze decke.

Als man im Lande hörte, daß der Hunyader ein Heer gegen die Türken rüste, eilten die Tausende zu seinen Fahnen, Madjaren, Szekler, Sachsen, Walachen. Wer in Nösen trachtete man, sich für alle Fälle zu sichern.

Eine neue Gesandtschaft ging nach Vajda Hunyad und brachte Klagen und Bitten vor. Herr Johann hörte sie gnädig an und ließ eine Schrift aufsetzen, wonach die Vögte weder über die Bürger noch die Bauern auf dem Lande Gewalt haben sollten, nicht über ihre Wälder, Wiesen, Weingärten, Maße und Gewichte. Mit dieser Urkunde zog die Gesandtschaft wieder heim. Ingleichen jedoch wollten sich auch die beiden Vögte sichern, und auch ihnen zeigte sich der Erbgraf gnädig und schenkte ihnen durch eine Urkunde das Haus B. C. in Nösen.

Nun waren die Nösener im selben Fall wie die Klausenburger mit ihrem Streit um das Haus des verstorbenen Hauenschild. Etliche im Rate verlangten, man solle sofort Einspruch gegen die Besitznahme erheben. Das Haus war Krongut, somit nicht persönliches und vergebbares Eigentum des Grafen.

Dem war wohl gewiß so. Aber der Graf war jetzt Erbgraf und somit das Haus sein tatsächliches Eigentum über seinen Tod hinaus geworden. Man könnte höchstens das erlangen, daß der Schenkung ein anderer Wortlaut gegeben wurde, und hätte durch eine Beschwerde die Vizgrafen, nachdem man sich schon einigermaßen mit ihnen vertragen gelernt hatte, nur neuerdings gereizt. So ließ man es beim Hin- und Widerreden im Rate bewenden und kam zu keinem Entschluß.

Und bald erfüllten größere Schicksale die Welt und ließen die kleinen der engbegrenzten Heimat zurücktreten. Sultan Mohammed bedrohte Belgrad, die Festung Johanns von Hunyad, und umschloß sie in raschem Vordringen zu Lande und zu Wasser. Aber der Hunyader, der alte Türkensieger, machte einen Ausfall, erstürmte das Lager des Feindes und schlug ihn zurück.

Die Freudenbotschaft ging in alle Lande aus, aber ihr folgte in drei Wochen die Trauerkunde vom Tode des Hunyaders.

Er starb nicht als Held in der Schlacht oder an den im Kampfe erhaltenen Wunden, sondern eine schleichende Krankheit hatte sich seiner bemächtigt und machte ihn kleinmütig und elend.

Johannes Capistranus war viele Stunden des Tags bei ihm und sprach ihm zu.

Der Kranke lag in einem dunkel-verhangenen Zimmer, hatte allerlei Mixturen neben sich und zog von Zeit zu Zeit die Klingel nach dem Mohren, den er hier zum Diener hatte, schickte ihn aber stets wieder fort, wenn er kam. Auf des Freundes Worte schien er nicht mehr zu hören.

Capistranus sagte: „Johannes, Freund, Bruder, was für ein böser Geist hat dich ergriffen? Bist du noch der Held, der in die Schlacht stürmte? Bist du auch nur der trotzige Mann, der an mir — damals in der Kapelle, als ich ihn auf Knien anflehte — hart und groß vorüberschritt? Wach' auf, werde wieder du selbst!"

Und mit andern Worten sagte er immer wieder dasselbe. Stundenlang aber redete er nichts, sondern saß nur bei ihm und blickte auf ihn nieder, dessen Augenhöhlen auch noch im allgemeinen Schatten so tief waren, dessen Mund sich dann und wann wie zu Worten öffnete und doch nicht sprach.

Täglich zweimal zur bestimmten Stunde erschienen beide Söhne im Krankenzimmer. Sie begrüßten den Vater, fragten nach seinem Ergehen, erhielten kurze Antwort und gingen wieder.

Der Franziskaner sprach mit dem Leibarzte des Grafen, einem gelehrten spanischen Juden. Er verlangte die volle Wahrheit.

„Die volle Wahrheit?" sagte der Jude. „Hier habt Ihr sie, Eminenz. Euer Freund wird sterben. Ich gebe ihm noch Tage zu leben, Gott gibt ihm vielleicht Wochen."

Capistranus hatte die Antwort im voraus gewußt. Auch er kannte die Vorboten des Todes von den vielen Sterbebetten, daran er gestanden hatte. Aber er wollte sicher gehen.

„Johannes," sagte er darauf zu dem Kranken, „willst du nicht mit deinen Söhnen sprechen?"

Herr Johann erhob sich etwas in den Kissen. Er zog wieder die Klingel.

„Mein älterer Sohn soll kommen", sagte er auf Türkisch, das er ein wenig sprach, zu dem Mohren. Aber ehe der noch an der Türe war, widerrief er sich: „Nein, hol' den jüngern."

Capistranus zog sich zurück, damit Vater und Sohn allein waren.

Matthias, dreizehnjährig, mit den etwas harten Zügen, trat ein, verneigte sich und fragte nach dem Begehr.

Der Vater sah ihn ein Weile lang an. In seinem Innern fragte er: ‚Gott, warum kann es nicht Ladislaus sein?' Er bezwang sich und rief den Sohn an sein Bett.

„Matthias," begann er, „vergiß, daß du ein halber Szilagyer bist. Sei ein ganzer Corvinus. Präge dir wohl ein, wessen Stammes wir sind. Es gibt gar manche im Lande, die uns verachten, weil wir nicht mit König Arpad hierhergekommen sind. Sie verachten uns aus Unwissenheit. Denn sind sie durch König Arpad Herren geworden, so sind wir es um Jahrhunderte länger. Mein Vater hieß Wuk und war der Sohn eines serbischen Fürsten. Er mußte als Jüngling flüchten, weil sein Oheim, Radul, ihm nach dem Leben trachtete, um dem eigenen Geschlechte Herrschaft und Besitz zu sichern, die er für den Neffen verwaltete. So kam er hierher, schuf sich durch seine Taten und seine Gaben einen neuen Namen, erwarb sich die Gnade beim König und erhielt Vajda Hunyad und die Wojwodschaft über die Walachen des Hunyader Gaues und blieb im Lande. Aber unser Wappen mit dem Raben führen wir noch aus der Zeit, da wir über die Serben nördlich der Karpathen Fürsten waren. Denn dort saßen sie, ehe der byzantinische Kaiser Heraklius uns rief und wir mit unseren gotischen Mannen und dem serbischen Heervolk nach Illyrien zogen. Wir sind Goten von Stamm, und es gibt keinen edleren Stamm in der Welt als diesen, seit die Griechen und Römer tot sind. Matthias, sei ein Gote. Und zu welchen Höhen auch das Schicksal dich führe, vergiß das nicht: Du bist kein Knecht, der durch Fortunas Gunst auf ihrem Rade hochgekommen ist, du stehst, und wenn du König wärst, nur dort, wo dir zu stehn gebührt. Ich sage das dir allein. Verschließ dein Wissen, aber bewähre es. Ich weiß dich zu

Digitized by Google

Großem bestimmt, und darum sage ich dir das. Knie jetzt nieder, daß ich dich segne. Denn ich werde sterben."

Matthias kniete nieder, die Lippen geschlossen, tränenlos, die strengen Züge vor Erregung angespannt, daß sie noch härter erschienen, und so legten sich ihm die Hände des Vaters auf das Haar. Er schauerte. Dem Vater war es, er fühle er den Kronenreif unter den Fingern.

Wieder lag der Kranke tagelang stumm. Auch jetzt noch schellte er oft dem Mohren, schickte ihn aber immer wieder ohne Auftrag weg.

Es ging mit ihm zu Ende. Der Franziskaner erteilte ihm die Sakramente.

Die Söhne knieten am Fuße seines Bettes und beteten, Capistranus kniete an seiner Seite, der Arzt und mehrere Diener hielten sich entfernter im Zimmer. Es dauerte vom späten Nachmittag bis tief in den Abend. Man zündete die Kerzen an.

So starb der Hunyader.

Sein Leichnam wurde im Dom zu Weißenburg beigesetzt, die Söhne blieben in Belgrad.

Das war bekannt, und so beeilten sich die Nösener, eine Gesandtschaft an Ladislaus, ihren neuen Erbgrafen, zu senden, ihm zu huldigen und ihn um die Bestätigung der alten Freiheiten zu bitten. Man hatte dieselben Männer gewählt, die vor etlichen Jahren Herrn Johann auf Vajda Hunyad aufgesucht hatten und die der junge Herr vielleicht noch kannte. Er kannte sie und zeigte sich ihnen sehr günstig.

Der Trauer um den Vater wegen trug er sich schwarz, und sein Gesicht war ernst und dabei blaß und etwas leidend. Der Tod des Vaters war ihm sichtlich nahegegangen. Man schloß auf sein gutes Herz. Er ließ die Urkunde ausfertigen, unterzeichnete sie und verabschiedete die Bürger in Gnaden.

Sonntagmorgen in der Rheinpfalz. Dr. Gustav Krehbiel, Regensburg, phot

Einmal glaubte man, er sei schon hinübergeschlummert, aber dann setzten Atem und Herzschlag wieder ein, und selbst ein Schimmer von Bewußtsein kam zurück. Er winkte den älteren Sohn zu sich.

Capistranus ließ ihn an seine Stelle. Die Hand des Sterbenden tastete nach dem Sohne — denn die Augen mochten schon erblindet sein, wie groß sie auch starrten — und legte sich zärtlich um seinen Nacken, schloß sich wie zum Schutz darum.

Ladislaus fühlte die kalten Finger, ein jäher Schauder faßte ihn, und er hätte fliehen mögen, um diesem kalten Griffe zu entrinnen; doch er konnte, durfte nicht von der Stelle.

Aber des Vaters Lippen bewegten sich, ohne daß man einen Laut vernahm, und da sagte er dem Sohne alles, was er ihm in diesen Tagen des gewissen Sterbens hatte sagen wollen, all seine Liebe und all sein Leid.

Daheim erzählten sie ihre Beobachtungen, und da war keiner, der nicht einen besonderen Zug zu berichten wußte. Einig war man im Lobpreis, und auch das hatten alle bemerkt, daß der junge Erbgraf sich ihnen gegenüber ganz als Fürst gehalten hatte. Belgrad und mehrere andere befestigten Orte waren zu der Zeit in seiner Hand; er war ein Mann von großer Macht. Es mochte ihm nicht schwer sein, sich unabhängig zu machen. Wer konnte wissen, was für Pläne diese jugendliche glatte Stirn verbarg? Nur eine Sorge befiel dabei die Bürger: daß ihr Fürst — denn so und nicht nur Erbgraf nannten sie ihn schon unter sich — Belgrad zur Residenz machen könnte, statt die Nösener Burg zu seinem Wohnsitz zu nehmen. Und Georg Eyben betrieb darum um so eifriger den Bau, damit der Herr bei dem Besuch, den er in Aussicht gestellt hatte, ihn schon vollendet finde. Und recht ihm zur Freude wuchs das Werk immer stolzer empor.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Wechsel im Auswärtigen Amt.

Staatssekretär von Kühlmann hat sich veranlaßt gesehen, seinen Abschied zu nehmen, sehr zur Erleichterung aller, die den berechtigten Wunsch haben, daß staatsmännische Reden von deutscher Seite einigermaßen die gleiche Energie bekunden, mit der unsere kämpfenden Truppen den Feinden täglich zu Leibe gehen. Zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Gesandte in Christiania, Konteradmiral a. D Paul von Hintze, ausersehen. Wie die Laufbahn Herrn von Kühlmanns ist auch die des neuen Staatssekretärs des Auswärtigen Amts ein Beweis dafür, daß man bei der Besetzung hoher diplomatischer Posten mit alten Überlieferungen gebrochen hat und nach dem Tüchtigsten sucht, — Herr von Kühlmann war ebenso bürgerlicher Herkunft, der Sohn eines Eisenbahnunternehmers im Orient, wie Herr von Hintze, der am 13. Februar 1864 geborene Sohn eines Kaufmanns in Schwedt a. O., bürgerlicher Herkunft ist. Er trat am 20. April 1882 in die Marine ein, gehörte als Oberleutnant dem Torpedoversuchskommando an, wurde 1898 dem Chef des Kreuzergeschwaders in Ostasien als Flaggleutnant beigegeben und war dann bis 1901 Admiralstabsoffizier. 1903 wurde er Marineattaché für die nordischen Reiche mit dem Sitz in Petersburg und 1908 Militärbevollmächtigter am russischen Hofe, dann Gesandter in Mexiko, in China und schließlich in Norwegen. Über seine Zeit als Gesandter in Mexiko und China laufen allerhand Erzählungen herum, die Herrn von Hintze als einen Mann von außerordentlicher Geistesgegenwart charakterisieren Sicher ist, daß er den Engländern bereits als ein gefürchteter Gegner galt, als in Deutschlands Öffentlichkeit noch wenig von ihm die Rede war, — das läßt viel von ihm erwarten. Sicher ist auch, daß der neue Mann der Entente höchst unwillkommen ist, weil sie ihn, im Gegensatz zu Herrn von Kühlmann, für einen starken Mann hält. Also soll er uns um so willkommener sein. Und wenn er mit der Stärke alle Listen des listenreichen Odysseus vereint, wie ihm die Engländer nachsagen, so freuen wir uns dieser neuen Waffe, die ihm bei seinen diplomatischen Geschäften sehr zu Hilfe kommen könnte. Er hat übrigens bereits früher zeitweilig im Auswärtigen Amt gearbeitet, jedenfalls aber auf seinen verschiedenen diplomatischen Posten im Ausland während des Weltkrieges ein Geschick bewiesen, das bei unseren Gegnern mehrfach starkes Unbehagen hervorrief.

Der Kaiser im Gespräch mit Konteradmiral von Hintze. Phot. Eug. Jacobi, Metz.

Phot. Carl Transfeld, Hamburg (Vertrieb A. Groß, Berlin)

Erbeutetes französisches 28,5 cm-Eisenbahngeschütz bei Château-Thierry

Digitized by Google

№ 33 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer".

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2.50 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **40 Pf.**
mit „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **30 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **60 Pf.**

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(13. Fortsetzung.)

„Was liegt an mir", entgegnete Christa ruhig und erhob sich. „Aber Sie müssen über die Grenze und nach Deutschland — das versteh' ich! Ich beneide Sie fast darum, was Ihrer harrt — was bedeuten wir Frauen?! Nehmen Sie also bitte gar keine Rücksicht auf mich —".

Er lachte. „Sie glauben wirklich, ich würde Sie einfach im Stich lassen?"

„Hugo fände das nur richtig. Jetzt handelt es sich um andres —"

„Ach Hugo", unterbrach er sie, und sie hörte wohl den leisen Ton der Mißachtung in seiner Stimme. „Sein Urteil ist mir gleichgültig! Ich verlasse Sie nicht, und damit gut!"

Er küßte ihre Hand und sah sie an. Herzliches, warmes Empfinden sprach aus seinem Blick — und was sie gewollt hatte: ihn davon zu überzeugen, daß auch eine Frau, deren Schicksal durch verbotene Leidenschaft eine neue Wendung erhielt, anständigen Charakters sein kann, das hatte sie erreicht. In diesem Augenblick fühlte sie es.

Noch vor wenig Stunden hätte mich das sehr glücklich gemacht, dachte sie, während sie die Treppe hinaufstieg. Nun kam es ihr kleinlich vor, daß sie sich je dieses Ziel gesteckt hatte. Und doch, wie seltsam es war! Mit diesem Mann, in dem sie anfangs mit richtigem Instinkt den geschworenen Feind gewittert hatte und den zu entwaffnen ihr von besonderem Reiz gewesen war, befand sie sich nun in einer Lage, die ihre Interessen immer näher aneinanderrückte. Aus normalen, ruhigen Verhältnissen heraus waren sie in ein Abenteuer geraten, das besonders für Winter von bösesten Folgen sein konnte. Die Gemeinsamkeit des Handelns und Wollens, die bei all ihren schwierigen Bergpartien die Grundlage gewesen war, mußte sich noch verdichten, kein alpiner Ehrgeiz war zu befriedigen, nicht eine anerkannt schwierige Traverse zu machen oder ein unzugänglicher Gipfel zu erreichen — jetzt galt es ihre Befreiung, vielleicht ein Ringen um ihr Leben. Denn wer wußte, wohin die vermeintliche Erfüllung ihres Revanchegedankens die verhetzte französische Bevölkerung führen konnte?!

Christa hielt immer wieder zerstreut beim Zusammenpacken und Aussuchen ihrer Gegenstände für den Rucksack inne. Jetzt dachte sie an Hugo, der ja mit Sehnsucht diesem Krieg entgegensah — und vielleicht hoffte, durch eine mitleidige Kugel von dem Los an ihrer Seite befreit zu werden. Mechanisch strich sie die Kleider glatt, die sie in den Koffer gelegt hatte: Kam er glücklich zurück, so

Teterower Brunnenfigur.
Skulptur von Wilhelm Wandschneider.

Digitized by Google

wollte sie ihm die Freiheit wiedergeben. Das sollte ihr Kriegsopfer sein, sie wollte ihm das beim Abschied sagen. Ihre Hände blieben auf der weichen Seide liegen, sie sah vor sich hin. Wie kleinlich sie auch in dieser Beziehung gewesen war! — Mußte erst der Krieg kommen und sie aufwecken und ihr den richtigen Weg zeigen? Der Mann an ihrer Seite war lange nicht mehr glücklich; er sehnte sich fort von ihr, zu einer andern. Sie wußte das und ließ ihn sich verzehren. Es war allerdings kaum anzunehmen, daß seine Freiheit ihn Ilse Woltershausen näherbringen würde — aber er litt dann doch nicht länger unter der Vorstellung, gebunden zu sein. Vielleicht vergaß und überwand er eher, wenn er sich ohne Rücksicht auf sie seiner unglücklichen Liebe hingeben konnte.

Sie schloß den Koffer. All das ließen sie zurück, sie würde nichts davon wiedersehen. Es war gut so — die Episode war beendet. Sie mußte wieder einen neuen Lebensabschnitt beginnen.

Sie überwand sich so weit, nicht mehr an ihr eigenes Schicksal zu denken. Wenn sie nur erst deutsche Luft atmete, wenn sie wußte, wie die Stimmung jenseit der Alpen sei — voll Begeisterung und Zuversicht, oder voll Angst und Sorgen? Jeder einzelne brachte nun sein Opfer, es war niemand, der unberührt bleiben konnte — und sie — ja, sie wollte mit Hugo auch ihr Glück hingeben — —

Wider Willen tropften ihr die Tränen über die Wangen. Es klopfte. Ein Kellner erschien und brachte ihr ein gutes Frühstück. Der Herr habe es so angeordnet, da Madame ein bißchen leidend sei.

Er sah sich im Zimmer um, während er das Tischtuch ausbreitete und Besteck und Speisen vom Tablett nahm. Die Herrschaften reisten also doch ab?

„Wir machen eine Partie", entgegnete Christa harmlos.

Das Gepäck bliebe wohl zurück?

Selbstverständlich. Man gehe doch nur mit einem Rucksack auf die Berge. Sie lachte.

Er schwenkte die Serviette. Madame sei aber doch wohl Deutsche? Man höre es am Akzent. Und der Herr Engländer?

„Das hört man doch auch am Akzent", behauptete sie statt einer Antwort.

Er nickte. Madame wüßte wohl, daß man den Krieg erwartete?

„Vernünftige Leute erwarten ihn nicht, sondern fürchten ihn."

Er lachte auf. „Wir fürchten ihn nicht, nous autres Français, Madame — die Deutschen hätten wohl eher Grund dazu."

„Merkwürdig," sagte Christa, „gestern sprachen Sie doch noch so gut Deutsch! Sie sind wohl Elsässer?"

Er bekam einen roten Kopf. „Das Vaterland ist da, wohin einen das Herz zieht", entgegnete er pathetisch.

„Das ist richtig. Und Deutschland braucht nur Leute, die es im geeigneten Augenblick nicht verleugnen."

Der Kellner tat, als habe er ihre Worte nicht verstanden, und verschwand. Sie aber hatte ein bißchen das stolze Gefühl, über das sie selbst lachen mußte, als habe sie eben in Deutschlands Namen gesprochen und einen Treulosen von der Tür gewiesen.

Kaum hatte sie gegessen, als Winter erschien.

„Bis auf die Minute habe ich alles berechnet", flüsterte er. „Vorausgesetzt, daß Sie nicht versagen —"

Die
Kolonialkriegerspende!

Der Helden sind viele, die in diesem furchtbarsten aller Kriege den unauslöschlichen Dank des Vaterlandes verdient haben. Wohin wir den Blick lenken: in Schützengräben, die vom Trommelfeuer zerschossen sind, auf eisigen Berggipfeln, wo der ewige Schnee sein Leichentuch über so manchen Gefallenen breitet, in den Schlammsümpfen Flanderns, überall werden Taten verrichtet, für die wir, denen sie zugute kommen, nicht genug danken können.

Eine Schar aber wird allgemein zu wenig genannt, obwohl sie vielleicht von allen das Gewaltigste leistete: In unseren Kolonien haben deutsche Männer die deutsche Ehre bis zuletzt verteidigt, auf verlorenem Posten haben sie ausgeharrt, trotzdem die gewaltige Überzahl der Feinde jeden erfolgreichen Widerstand unmöglich erscheinen ließ.

Als der Weltkrieg ausbrach, hatte man in Deutschland, im Vertrauen auf die Kongo-Akte aus dem Jahre 1885, nie damit gerechnet, daß der Kampf auch auf die Schutzgebiete ausgedehnt werden würde. England hat es nicht gewollt! England wollte unsere Kolonien! Hohnlachend warfen puritanisch-fromme Hände die Fetzen der Kongo-Akte in die Luft. Aber wenn unsere Gegner erwartet hatten, daß der Raub unserer Kolonien ein leichtes Spiel sein würde, so sahen sie sich gewaltig getäuscht. Wir wissen aus englischen Berichten, daß gegen Ostafrika allein bereits mehr als 300,000 Mann ins Feld geführt werden mußten und daß England dieses Unternehmen schon mehr als 6 Milliarden gekostet hat; und noch hält sich der unvergleichliche Held Lettow-Vorbeck mit seinen tapferen weißen und farbigen Getreuen unbesiegt im portugiesischen Ostafrika!

Was diese Schar an Anstrengungen und Entbehrungen ertragen hat, wird eine spätere Zeit erst voll zu würdigen wissen. Allen den tapferen Kämpfern in den deutschen Kolonien, die vorn am Feind und hinter der Front ihren Mann gestanden haben, gilt es, des ganzen deutschen Volkes Dank abzutragen. Da, wo die staatliche Fürsorge nicht ausreichen kann, muß private Wohlfahrt helfen. Um die nötigen Mittel zusammenzutragen, hat die amtlich verwaltete Kolonialkriegerspende die Genehmigung erhalten, in ganz Deutschland Werbebriefe zu versenden und Opfertage abzuhalten.

Gebe jeder so viel, wie seine Mittel erlauben!

Digitized by Google

Sie hob abwehrend die Hand. „Ich kann alles tun, was Sie verlangen.“

„Aber Sie sehen erschreckend blaß aus“, stellte er fest.

„Mich erregen selbstverständlich die Kriegsnachrichten“, wich sie aus. „Man kann sich kein Bild von daheim machen und ist doch mit allen Gedanken dort! Und wer weiß, wen man noch trifft, bis man zurück ist —“

„Wenn alles gut geht, können wir in zwei, drei Tagen über der deutschen Grenze sein“, versicherte er etwas zu optimistisch.

Sie wußte, daß das kaum möglich sein könne, verstand aber, daß er sie trösten wolle, und nickte tapfer zu seinen Worten.

In der Halle standen alle bereit, die auf ein Trinkgeld der Abreisenden hofften. Auch der abtrünnige Kellner war dazwischen. Christa trat auf ihn zu, reichte ihm nachlässig ein kleines Geldstück und sagte auf Deutsch: „Das ist nur von dem Herrn. Denn es würde Ihnen ja peinlich sein, von mir etwas annehmen zu müssen.“

Er versteckte seine Wut unter einem höhnischen Grinsen.

„Sie haben also die Feindseligkeiten bereits eröffnet“, meinte Winter lachend, als sie draußen waren.

„Erst 'mal mit unseren eignen Landsleuten! Verzeihen Sie! Es mochte nicht klug sein, aber diesem Burschen mußte ich noch eine Lehre geben.“ Nun schloß sich ihnen der Führer an. Winter gab ihm beide Rucksäcke, denn man wollte die Montblancbahn nach Bionnassay hinauf benutzen. Als sie ein paar Minuten auf den Zug warten mußten, trat der Führer an sie heran und fragte, bis wann er wohl zurück sein könne. Winter tat, als berechne er die Tour, und erwiderte: „In drei oder vier Tagen. Weshalb wollen Sie das wissen?“ — „Ich bin Alpin, Mister — ich habe meine Einberufungsorder bekommen und muß mich in fünf Tagen zur Territorialarmee stellen.“

Sie blieben ruhig. Nur ihre Herzen schlugen: Es war Ernst! Hier erhielten sie die erste sichere Bestätigung, daß man sich in Frankreich auf den Krieg vorbereitete.

„Bis dahin können Sie zurück sein.“

Der Mann trat dankend zur Seite.

Winter beugte sich zu Christa nieder, er fühlte das Zittern ihres Körpers.

„Fürchten Sie nichts, Christa! Ich rette uns!“

Sie hob ihre wunderbar klaren Augen zu ihm empor. „Ich denke nur an Deutschland,“ sagte sie sanft, „nur an Deutschland! Daß man es aus seinem Frieden reißen will und es verheeren und demütigen! Ströme von Blut sollen fließen — unsere Jüngsten und Schönsten und Besten sollen wir hergeben — o du mein Gott, warum — warum?“ Verzweifelnder Jammer klang aus ihrer Stimme.

„Es kann der Beste nicht in Frieden leben“, zitierte er ernsthaft. „Einsichtige behaupten, daß dieser Krieg mit langer Hand vorbereitet wurde. Und daß sie in dem ihnen gegeben scheinenden Moment wie eine Meute von allen Seiten über uns herfallen.“

„Werden wir gerüstet sein?“ — Er lächelte sie trostvoll an und streichelte ihre Hand. „Wissen Sie noch, wie an jenem Abend, als wir uns kennenlernten, Hugo und ich uns vermessen haben, ‚parat‘ zu sein?! Ich bin es nicht, mich haben ein Paar Augen in die Irre — Verzeihung! — in die Fremde gelockt. Aber Hugo und Willem

Lettow und seine Schützen.

Der Schakal bellt, die Nacht ist kühl,
Das Mondlicht geistert auf Busch und Bühl,
In den Halmen der Steppe raunt der Wind, —
Manch schlecht verharschte Wunde schrinnt. —
Er kauert, eng an den Boden geschmiegt,
Wie jeder Soldat auf Anstand liegt;
Ob Weißer, ob Schwarzer, hier gilt's nicht mehr,
Hier gilt: Wer hält noch ein Gewehr,
Und wer ein Geschoß in die Kammer steckt,
Mit dem einen Feind er zu Boden streckt.
Ob Offizier oder Korporal,
Ob jung oder alt — hier ist es egal:
Lettow und seine Schützen!

Vom schwarzen Fieber abgezehrt,
Hager gleich einem Rassepferd,
Hochblütige Zucht, kerndrahtig und hart,
Das ist so preußischen Adels Art!
Dreimal verwundet und dreimal am Tod,
Tage und Nächte bei Wasser und Brot!
Doch Lettow ist vorn, und Lettow führt, —
Seine Hiebe sind's, die England spürt!
Sein Kopf gilt drüben zehntausend Pfund
Dem, der ihn bringt, tot oder wund.
Doch Lettow ist mehr als englisches Geld,
Der Lettow ist ein preußischer Held, —
Lettow und seine Schützen!

Vier Jahre schon hält sich die kleine Schar,
Die einst eine stattliche Truppe war.
Kein Kaiserlob und kein Tagesbericht
Den Braven Trost und Stärkung spricht,
Kein Funke aus der fernen Welt
Hinüber zur kämpfenden Heimat schnellt:
Wir halten — ihr wißt's — wir halten aus,
Und käme auch keiner mehr nach Haus, —
Zwei Wochen vielleicht, zwei Monde vielleicht,
Solange das leidige Pulver noch reicht,
Bis die letzte Faust in den Rasen sank:
Die Pflicht unser Lohn, der Tod unser Dank! —
Lettow und seine Schützen!

Der Schakal bellt, die Nacht ist kühl,
Das Mondlicht geistert auf Busch und Bühl,
Es scheint ganz hell auf ein englisch Blatt,
Das man bei den Toten erbeutet hat.
Da steht's! — Er muß ganz nahe schaun —
Ja, da steht's — und er will seinen Augen nicht traun, —
So schrieb der Feind: „Drei Jahre und mehr
Hat uns der Lettow kreuz und quer
Stets an der Nase herumgeführt!
Goddam! — doch — Ehre, wem Ehre gebührt!
Sein Kaiser traf die rechte Wahl,
Er ernannte den Lettow zum General.“. . .
Lettow und seine Schützen!

Karl von Berlepsch.

Digitized by Google

Woltershausen und Millionen, Millionen anderer — die stehen mit einem Schlag da, bereit beim ersten Alarmruf. Sie dürfen auch nicht einen Augenblick zagen, auch nicht schwanken in Ihrem Glauben, Christa — es wäre ein Verrat an den Menschen und an der großen Sache."

Schweigend saßen sie nebeneinander. In ihrer Seele war der Widerhall der gewaltigen Ereignisse, die sich fern von ihnen zu dieser Stunde vielleicht schon vollzogen und Gestalt angenommen hatten. Und vor ihren Augen breitete sich im Glanz der Nachmittagssonne die erhabenste Landschaft aus, als wolle sie einen würdigen Hintergrund für ihre Gedanken bilden. Der Wald stieg noch immer mit ihnen empor, schloß sie in dämmrige Schatten ein und trat plötzlich zurück, um strahlend in Luft und Licht getauchte Ausblicke in reizvollste grüne Täler oder auf starre, schneebedeckte Riesen zu gewähren. Der Kontrast zwischen der reichen, fruchtbaren Anmut und den glitzernden toten Gletscherwänden war immer von neuem überwältigend. Und alles schien noch schöner, noch vollendeter und erfüllte mit unfaßlicher Sehnsucht, als bringe die Natur in stillem Gebet ihre Köstlichkeiten Gott dar und flehe um Schutz und Gnade. Jetzt erst war es ihnen, als seien ihre Augen geöffnet worden und ihre Sinne fähig, das Wunderbare ringsum richtig zu erfassen.

Einmal sagte Christa: „Wären wir gestern oder vorgestern hier heraufgefahren — halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen — es wäre nur ein schönes Bild gewesen, wie so viel frühere auch. Nun hat es Leben bekommen — nicht wahr, das vergessen wir nicht?"

„Nie." Schmerzlich klar wurde ihm, wie gleich sie empfanden, diese Frau und er. Nah aneinandergerückt waren ihre Seelen.

Bei Bionnassay verließen sie die Bahn. Der furchtbare Gletscher warf sich von hier oben zerrissen und zerklüftet ins Tal, als habe er in ohnmächtiger Verzweiflung einen letzten Kampf gegen seine Fesselung gekämpft. Nur eine Kraft besiegte ihn und hielt ihn mit eiserner Faust nieder. Das war der Frost, dessen wahres Reich erst auf den Höhen beginnt.

Sie stiegen die gut anderthalb Stunden zum Chalet-Hotel de Tête Rousse gemessenen Schrittes über den ungefährlichen, spaltenlosen Glacier de Tête Rousse aufwärts, und nun ging doch leise das Gespräch zwischen ihnen hin und her über die Weltenwende. Denn als solche konnte dieser Krieg gelten, blieb er nicht auf seinen eigentlichen Herd beschränkt. Kam der Führer in ihre Nähe, so sprachen sie Englisch. Er selbst pfiff und sang und vermaß sich dann und wann kühner Heldentaten. Über das Gebirge würden sie steigen, eh' noch die Deutschen sich besinnen könnten, und Straßburg, Metz, „Ambourg" — er nahm es mit der geographischen Richtung nicht so genau — all diese Städte würden sie in die Tasche stecken, noch ehe sie in Berlin einrückten.

Christa war diese offen feindliche Gesinnung lieber als die verräterisch feige des Elsässer Kellners. Es wäre fast unnatürlich gewesen, wenn der Mann anders empfunden hätte. Nur als sie ihn direkt fragte, weshalb er solchen Haß gegen die Deutschen hege, antwortete er: „Sie haben 1870 unsere kleinen Kinder ermordet und alle Pendulen fortgenommen. Das müssen wir endlich rächen — ja — und Elsaß-Lothringen zurückgewinnen." Das letzte Ziel schien aber doch erst in zweiter Linie zu kommen. Als man sich dem Hotel näherte, schrie der Führer einigen Arbeitern entgegen, daß es nun bald losgehe. Sie schüttelten stumm die Köpfe und sahen nicht grade begeistert aus. Aber er eilte sofort auf sie zu und machte ihnen mit großer Beredsamkeit klar, daß es keinen günstigeren Augenblick geben könne als den jetzigen, um endlich Revanche zu nehmen. Revanche für was? 1870 — das lag ihnen entschieden zu weit zurück, die Geschehnisse jener Zeit waren diesen jungen Menschen schon historisch geworden.

Winter freute sich, daß die Aufmerksamkeit des Führers von ihm und Christa abgelenkt wurde. Denn er hatte an einem Tisch drei Touristen entdeckt, die ihm Deutsche zu sein schienen. Sie saßen schweigend vor ihrem Bier und sannen entschieden über ihre höchst peinliche Lage nach.

Winter trat zu ihnen heran und redete sie auf Englisch an. Wie er vorausgesetzt, kamen sie von einer Tour auf den Montblanc zurück und waren nach zweitägiger Abwesenheit wohl ebenso von den bestimmt auftretenden Kriegsgerüchten überrascht worden wie er in St.-Gervais. Christa verstand seinen Blick und bat den im Zimmer weilenden Wirt, ihr die Zimmer zu zeigen.

„Meine Herren," sagte Winter rasch und leise, sobald sie allein waren, „ich bin Deutscher wie Sie — Marine-Offizier a. D. — wir müssen uns retten. Mein Plan ist bereits fertig — ich bin aber durch die Begleitung der Dame an eine feste Marschroute gebunden —"

„Was sollen wir tun?" fragten sie atemlos, die Köpfe zusammensteckend. „Ringsumher ist Feindesland —"

Ganz kurz an der Hand seiner Karte, die er seiner Brusttasche entnahm, zeigte Winter ihnen den Weg. „Ruhen Sie sich ein paar Stunden aus," schlug er vor, „und dann vorwärts! Ich muß mit den Kräften der Dame rechnen."

Sie boten ihm an, mit ihm zusammenzubleiben. Er schüttelte den Kopf. „Das wäre ein unnützer Zeitverlust! Am Ende brächten wir uns dadurch alle fünf in Gefahr. Wie ist es mit Ihren Geldverhältnissen?"

Sie zogen ihre Brieftaschen heraus und machten gemeinsame Kasse: Natürlich forderte der Riesenumweg große Extrakosten — — es würde kaum reichen —

Winter überdachte den eignen Bestand: Christa hatte sicher auch noch etwas Geld bei sich. Ein paar Hundertmarkscheine konnte er immerhin noch entbehren.

Sie sträubten sich anfangs, aber er sagte überzeugend: „Es ist meine Pflicht, Ihnen so schnell als möglich nach Deutschland zurückzuhelfen, wie es die Ihre ist, jede, aber auch jede Unterstützung dazu anzunehmen."

Sie tauschten die Karten mit ihm aus und schüttelten ihm stumm die Hand: ihrer aller Herzen waren zu voll für überflüssige Worte. Als der Wirt wieder eintrat, saß Winter allein am Tisch, über die Karten gebeugt.

„Wo sind die Deutschen hin?" fragte jener gespannt.

„Ich glaube, sie ruhen sich aus", entgegnete Winter gleichgültig, kaum aufblickend. „Sie sind müde — haben ja eine tüchtige Tour hinter sich."

„Um so besser, wenn sie nicht mehr laufen können", triumphierend klang seine Stimme. „Die ersten hätten wir also in der Falle."

„Wieso denn?"

Der Wirt trat dicht an ihn heran. „Eben", flüsterte er, „habe ich die Nachricht bekommen, mein Herr, telephonisch aus St.-Gervais: Es ist Krieg — Krieg — wir haben ihn erklärt —"

„Oh!" machte Winter ungläubig. „Wer denn — wem denn?! Ein Märchen!"

„O nein," vor Eifer ließ er jede Vorsicht fallen, „man hat mir vom Postamt unten offiziell mitgeteilt, daß unsere Patrouillen bereits die deutsche Grenze überschritten haben — he! Wir werden doch nicht warten, bis diese Bande, die ja doch den Krieg will, uns zuvorkommt!" Er neigte sich vor und flüsterte wieder: „Seit gestern nachmittag ist bereits die Mobilisierung der gesamten französischen Armee und Flotte angeordnet worden —"

„So, so", machte Winter kühl und besah das Mundstück seiner Pfeife. „Und was bezweckt man eigentlich mit dem Krieg? Ich verstehe gar nicht, weshalb man Land und Handel in solche Gefährnisse stürzen kann —"

Aus dem Munde des Wirtes brach voll Wut und Haß ein ganzer Strom von Anklagen gegen Deutschland, das keinen andern Zweck kenne, als die französische Nation zu vernichten. War nicht schon 1870 der Anfang gemacht worden?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jungvieh auf der Weide.

Junges Leben im Bauernhofe.

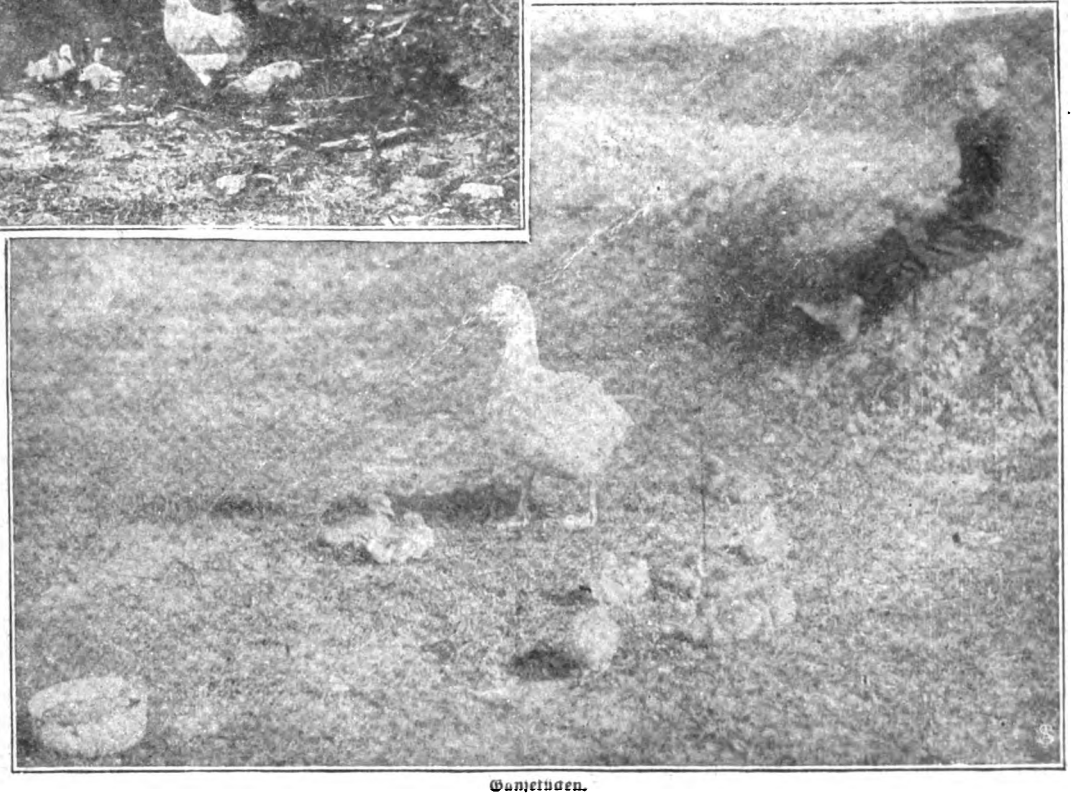
Von G. S. Urff. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Die Sorge um die Ernährung seines Viehes hat dem rechten Bauer von jeher beinahe mehr am Herzen gelegen als die Erhaltungspflicht seiner eignen Familie. Die Menschen finden ihre Nahrung gewissermaßen so nebenher: Soviel sie brauchen, fällt in einem gut bewirtschafteten Bauerngehöft noch immer ab. Aber das Vieh beansprucht eine solch große Futtermenge, daß mit jedem Ar Feld oder Wiese gerechnet werden muß. Das war schon vor dem Kriege so. Und durch den Krieg sind die Verhältnisse wahrlich nicht besser geworden. Es gehört eben ein scharfer Bauernverstand dazu, um der Schwierigkeiten Herr zu werden. Auch in dieser Hinsicht gebührt den deutschen Bauern höchstes Lob. Gar mancher von ihnen hat es verstanden, seinen Viehbestand nicht nur auf der alten Höhe zu erhalten, sondern ihn sogar noch zu vermehren. Mag auch das Stückgewicht zurückgegangen sein, so ist doch der Nachwuchs so zahlreich, daß der Mangel an Gewicht vielfach wieder ausgeglichen wird. Soviel erscheint sicher: Wenn heute Frieden eintreten sollte, so würde der Viehbestand in Deutschland in wenigen Jahren wieder auf der alten Höhe sein.

Blicken wir einmal hinein in ein mittleres Bauerngehöft, wie solches ja für die Ausnützung des Kulturbodens die vorteilhafteste Bewirtschaftungsart darstellt. Mögen auch die jungen Männer im Felde stehen, so geht doch alles seinen gewohnten Gang weiter. Der Vater, die Mutter, die erwachsenen Töchter sind in die Lücken getreten. Sie sind von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt und kennen und verlangen nichts Besseres.

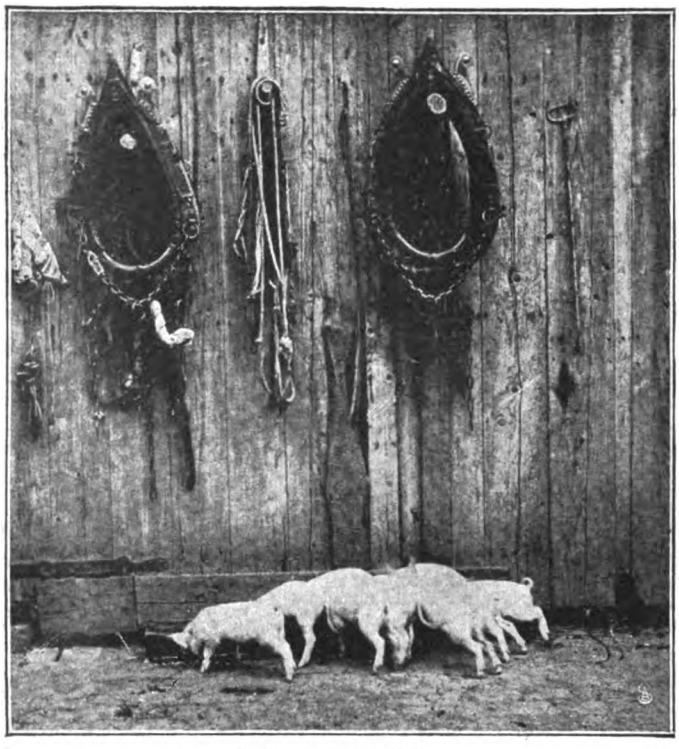
Wenn wir die Eingangstür neben dem großen Hoftore öffnen, so fällt uns zunächst das Federvieh in die Augen. Da wimmelt es von jungem Leben in allen Ecken und Winkeln. Die Gänseküken sind schon zu stattlichen Vögeln herange-

Stiefkinder
(Glucke mit jungen Entchen).



Gänsevolk.

Digitized by Google



Im Kampf um das Futter.

einer Wasserlache ist für das gute Gedeihen der Enten unerläßliche Bedingung. Eine Schwierigkeit in der Entenzucht ergibt sich aus der geringen Brutlust der meisten Entenmütter. Für den Geflügelhalter bedeutet dies allerdings einen wesentlichen Vorteil, indem die Legelust der Enten durch das Brutgeschäft nicht unterbrochen wird. Und eine gewissenhafte und mit solcher Pflicht wohlvertraute Brüterin findet sich leicht unter den oft allzu brutlustigen Hennen. Es ist rührend anzusehen, mit welcher Hingabe sich dann später die Gluckhenne ihrer jungen Enten-Stiefkinder annimmt. Wie sie sie mit einem wahren Heldenmut gegen Feinde und alle vermeintlichen Angreifer verteidigt, wie sie sogar ihre natürliche Wasserscheu überwindet und ihre Pflegebefohlenen immer wieder an den Bach führt und sorgenvoll deren ihr so unfaßbares Verhalten beobachtet.

Einer der größten Feinde einer solchen Entenmutter auf einem mir bekannten Bauerngehöft war Blande, ein prächtiges Schaflamm, das frei auf dem Hofe herumlief und seine Nase in alles

Saugende Ferkel.

wachsen und haben ihre jugendliche Behendigkeit bereits etwas abgelegt. Sie sitzen auf dem Pflaster herum in der Nähe des Dunghaufens, haben aber ein scharfes, wachsames Auge für alles, was irgendwo abfällt und etwa für ihren Schnabel geeignet erscheint. Sie kennen nur die einzige Pflicht im Leben, Fett anzusetzen. Gar manchem Städter würde bei ihrem Anblick schon jetzt der Mund wässern. Aber bis zur Weihnachtszeit ist noch ein langer Weg. Die jungen Gänse müssen noch viel schwerer werden und — teurer dazu!

In der Fetterzeugung wird die Gans von einem anderen Hausgeflügel noch übertroffen, von der Ente. Die Entenhaltung nimmt deshalb in Deutschland von Jahr zu Jahr zu. Die Ente ist ganz und gar nicht wählerisch in ihrem Futter und daher sehr leicht zu mästen. Außerdem sind manche Enten sehr fleißige Eierleger, und die Enteneier lassen sich im Haushalt vorzüglich verwerten. Das alles sind Gründe, die gewiß für eine vermehrte Anzucht der Enten sprechen. Nur das Vorhandensein irgend-

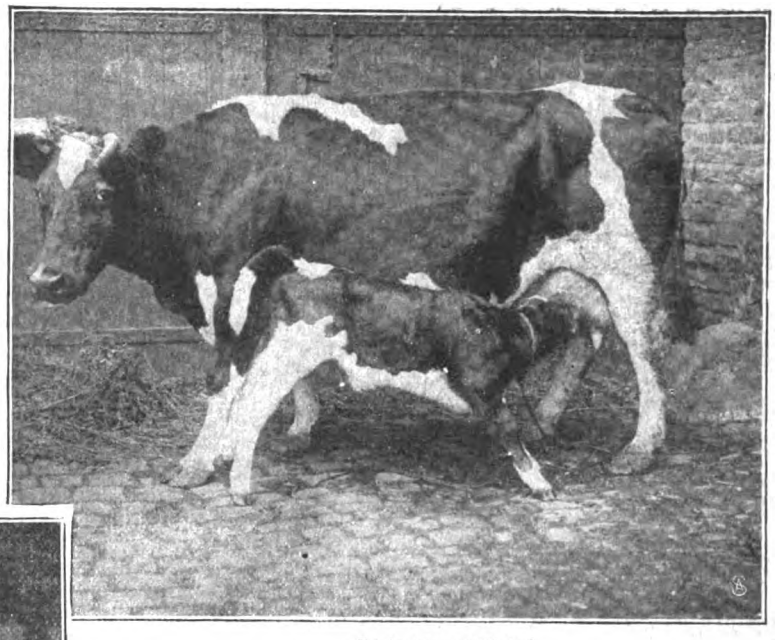
Weidende Schafe und Lämmer.

steckte, sogar in den großen Kasten, der der Entenmutter und ihrer Brut als Nachtherberge diente. Da konnte Blande denn darauf gefaßt sein, daß ein scharfer Schnabelhieb seine Zudringlichkeit bestrafte. Aber es machte sich offenbar nicht viel daraus. Denn sobald man der Henne die Tür öffnete, daß sie mit ihrer Familie den Auszug halte, stand Blande bereit, um den spielenden Kampf von neuem zu beginnen. Im übrigen war Blande ein reizendes Geschöpf. Selbst kahl geschoren sah es in seinem sprossenden Flaum allerliebst aus, und von der sprichwörtlichen Dummheit war bei ihm auch nicht die Spur zu bemerken. Es zeigte eine große Anhänglichkeit an den Menschen, lief seinen Freunden, wenn es sie kommen sah, entgegen und folgte ihnen wie ein Hündchen, nahm auch eine Zurechtweisung verständnisvoll und gehorchend hin. Immer aber zeigte sich eine oft an Übermut grenzende Fröhlichkeit in allen seinen Bewegungen. — Ein paar Schafe sollten heute auf keinem Bauernhofe fehlen.

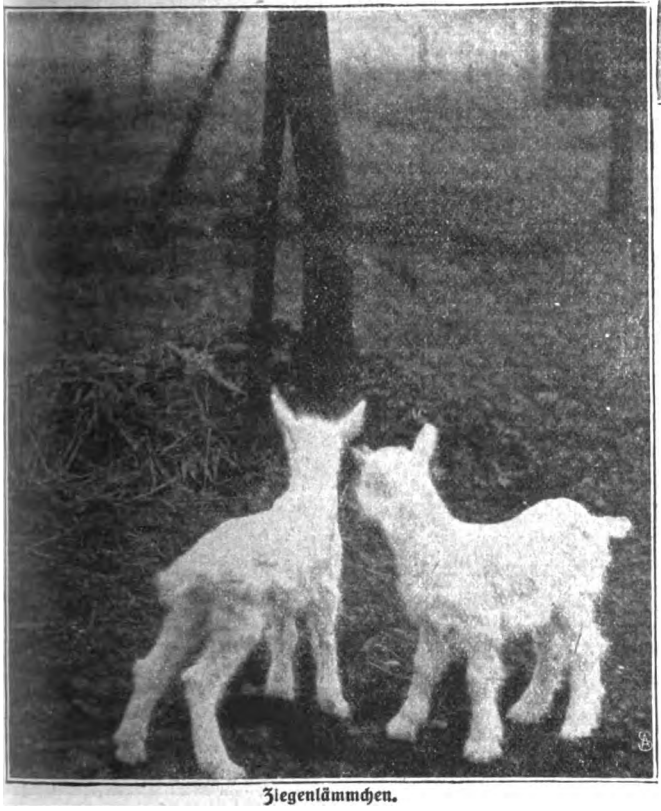
Digitized by Google

Wie viele Ödländereien liegen immer noch ungenutzt, die eine vorzügliche Schafweide abgeben würden. Würde dann noch auf allen mittleren und großen Bauerngütern der Flachsbauzwang eingeführt, dann wären wir in Deutschland aus einer großen Schwierigkeit heraus. Der Kleider- und Wäschemangel würde, wenn auch nicht ganz behoben, so doch wesentlich gemildert werden.

Viel schneller als die Wertschätzung des Schafes hat sich die Erkenntnis vom Werte der Ziege durchgesetzt. Heute hält sich auch der Großbauer, der früher nur mit Verachtung auf die „Kuh des Armen" blickte, eine mehr oder weniger große Anzahl Ziegen. Denn eine solch ergiebige Milchquelle, wie sie die Ziege bietet, kann man sich in der gegenwärtigen Zeit nicht entgehen lassen. Dazu ist die Ziegenmilch sehr gesund und nahrhaft und, bei sauberer Haltung der Tiere, auch sehr schmackhaft. Allerdings muß man sich an den Geschmack



Ein durstiges Kälbchen.

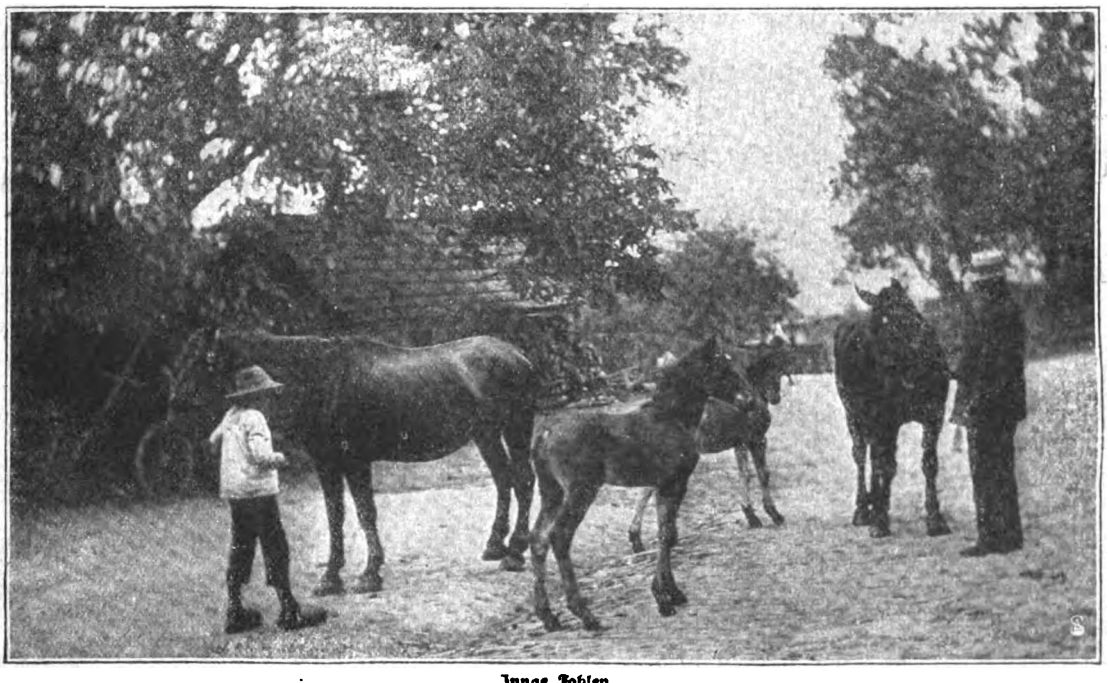


Ziegenlämmchen.

erst gewöhnen. Daneben hat die Ziegenmilch den großen Vorteil, daß sie nicht beschlagnahmt ist. Man kann also mit ihrer Hilfe manchen Bedarf befriedigen, für den die Kuhmilch nicht verwandt werden darf. Der Milchliebhaber sind doch auf dem Bauernhofe gar zu viele, nicht nur unter den Menschen. Die Milch bildet nun einmal für alles Jungvieh unter den Säugetieren die natürlichste Ernährung. Die Vollmilch der Kuh muß in möglichst großem Umfang für die menschliche Ernährung bereitgestellt werden. Für viele der Jungtiere auf dem Bauernhofe ist auch die vollhaltige Ziegenmilch noch zu wertvoll. Sie müssen sich deshalb mit der Abfallmilch begnügen. — Dies gilt in erster Linie von den jungen Schweinchen. Die Mutterschweine haben bei den heutigen Futterverhältnissen nicht mehr die Kraft, ihre Jungen längere Zeit zu säugen. Deshalb müssen die Ferkelchen frühzeitig entwöhnt werden. Nun ist aber die große Freßlust der immerhin noch empfindlichen Tierchen schwer zu befriedigen. Namentlich auch deshalb, weil dem Züchter überall Verbote im Wege stehen, dieses oder jenes Nahrungsmittel zu Futterzwecken zu verwenden. So gestaltet sich die Heranzucht der jungen Ferkel recht schwierig. Und doch tut uns ein guter Schweinebestand schon wegen des großen Fettmangels so bitter not.

Unter der Milchnot hat selbst das junge Kälbchen zu leiden, dem doch wohl zuerst das Anrecht auf die Milch seiner Mutter zustehen sollte. Immer mehr ist die Zeit gekürzt worden, in der das Kalb im uneingeschränkten Genuß der Muttermilch bleiben darf. Jetzt dürfte man nun wohl an der unteren Grenze angelangt sein, wenn man nicht dazu übergehen will, das Säugen ganz abzuschaffen und an seine Stelle das Tränken zu setzen. Eine gute Milchkuh gibt mehr Milch, als das Kalb zu seiner Ernährung gebraucht. Mithin wäre das völlige Ausmelken der Kühe in Verbindung mit dem Tränken der Kälber durchaus zeitgemäß.

Das wertvollste Jungvieh, das der Bauernhof heute beher-



Junge Fohlen.

Digitized by Google

bergt, das sind die Fohlen. Ein gesundes Fohlen ist heute schon bald nach der Geburt seine 2000 Mark wert. Kein Wunder, daß der Bauer der Heranzucht der Pferde seine größte Aufmerksamkeit zuwendet. Sie ist nicht leicht, aber mit der nötigen Sorgfalt und Erfahrung gelingt sie doch meist, um so mehr, als das junge Fohlen in der Verwendung seiner besten Nahrung, der Muttermilch, keinen fremden Mitbewerber zu fürchten braucht. So wächst das muntere Tierchen heran zur Freude seiner Pfleger, und mit berechtigtem Stolze wird sein Besitzer es dereinst der Heereskommission zur Musterung vorführen.

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(6. Fortsetzung.)

Da erfüllte sich des jungen Hunyaders Geschick. Die Feinde seines Hauses hatten nicht nur erreicht, daß die Reichsverweserschaft nicht ihm übertragen wurde, was man erwartet hatte, sondern den jungen König Ladislaus bestimmt, sich alle festen Plätze, die jener befehligte, von ihm übergeben zu lassen. Im November kam der König selbst nach Belgrad, in seinem Gefolge der Reichsverweser, Ulrich von Cilli, der grimmigste Feind der Hunyader. Nun hatte Ladislaus von Hunyad kurz vorher ein Schreiben Ulrichs an dessen Schwiegervater, den serbischen Fürsten Georg Brankovitsch, aufgefangen und daraus entnommen, daß ihm und seinem Bruder der Untergang geschworen sei. Ladislaus bittet den Grafen Ulrich zu sich, er zeigt ihm den Brief, und es kommt zum Zweikampf. Ulrich fällt.

Darauf läßt der König die beiden Hunyader gefangensetzen, verläßt Belgrad, wo er sich nicht mehr sicher fühlt, und kehrt nach Ofen zurück. Ladislaus wird hingerichtet, Matthias hat keine Schuld und scheint ungefährlich, er sitzt den ganzen Tag über den Büchern und läßt sich nicht einmal durch den Tod seines Bruders von seinen Studien abhalten. Man wird ihn in ein Kloster stecken, und er wird einmal Abt oder Bischof werden.

Die Nösener betraf der Tod des jungen Erbgrafen noch schwerer als der des Hunyaders selbst. Der erste, der ihn erfuhr, war Georg Eyben, der Stadtrichter dieses Jahres. Er war eben auf seiner Burg gewesen und ritt heim. Der Spätnovembertag war hell und ungewöhnlich warm. Der leichte Schnee auf den Äckern glänzte. Über den Stoppeln bedeckte er nur die Erde, so daß man bloß die gelben Halme sah, und die waren heute schimmerndes Gold. Es war angenehm zu reiten.

Die Burg war so gut wie vollendet. Mochte der junge Erbgraf morgen kommen, er konnte einziehen. Wohl, er befand sich zur Zeit in der Gewalt des Königs Ladislaus, der aber würde ihn gewiß freigeben, und dann würde er kommen. Und der Baumeister sah ihn über das hügelige Gelände emporreiten. Morgen war es, und die Sonne stand hochstrahlend über ihm und seinem stolzem Gefolge von bunten Rittern und Knappen. Das Land war gelb von reifen Saaten, ein heller, jubelnder Hajnal scholl vom Turm herab, aber hier oben verklang er, so daß man auch die Vögel hörte, die in der blauen Luft hingen und tirelierten. Und schon nahm das Auge die einzelnen Ritter wahr und erkannte den blonden Jüngling, der an der Spitze ritt auf schneeweißem Roß, in weißer Suba mit dem Raben im Wappenbild. Er war fast schon ein voller Mann, zwar noch bartlos und zart von Gesicht, noch schlank und mit frauenhaft schmalen Händen, aber seine Augen und seine Lippen waren fest, und er zwang das Roß, das viel zu ungefüg schien für seine Gestalt, nach seinem Willen, so daß es umsonst den gewaltigen Kopf warf, umsonst die Nüstern blähte. Willkommen, willkommen, heia gottwillkommen, du unser junger Erbgraf, du unser Fürst, unser König, der Stolz Siebenbürgens und die herzinnerste Hoffnung deiner treuen Sachsen!

Meister Georg breitete ihm in Gedanken Teppiche auf die Straße, die er geritten kam.

Und unten in der Stadt wartete seiner der Geheimbote mit dem Brief über den grausigen Tod des Jünglings.

Tränen stürzten ihm aus den Augen, als er die Nachricht las, ungeachtet, daß der Bote dabei stand; nicht viel, so wäre er hingesunken. Ihm war, die ganze Welt um ihn sinke in Trümmer, in Trümmer zumal seine Burg, und er läge darunter, von all den schweren Steinen zu Tode getroffen, und müsse da elendlich verderben.

Auch viele andere weinten. Gar manche wollten an den Tod des jungen Hunyaders überhaupt nicht glauben, sagten, er sei in Wirklichkeit gar nicht hingerichtet worden, sondern werde nur verborgen gehalten, und die Zeit müsse kommen, da er plötzlich mitten unter ihnen stehen und sich ihnen offenbaren werde.

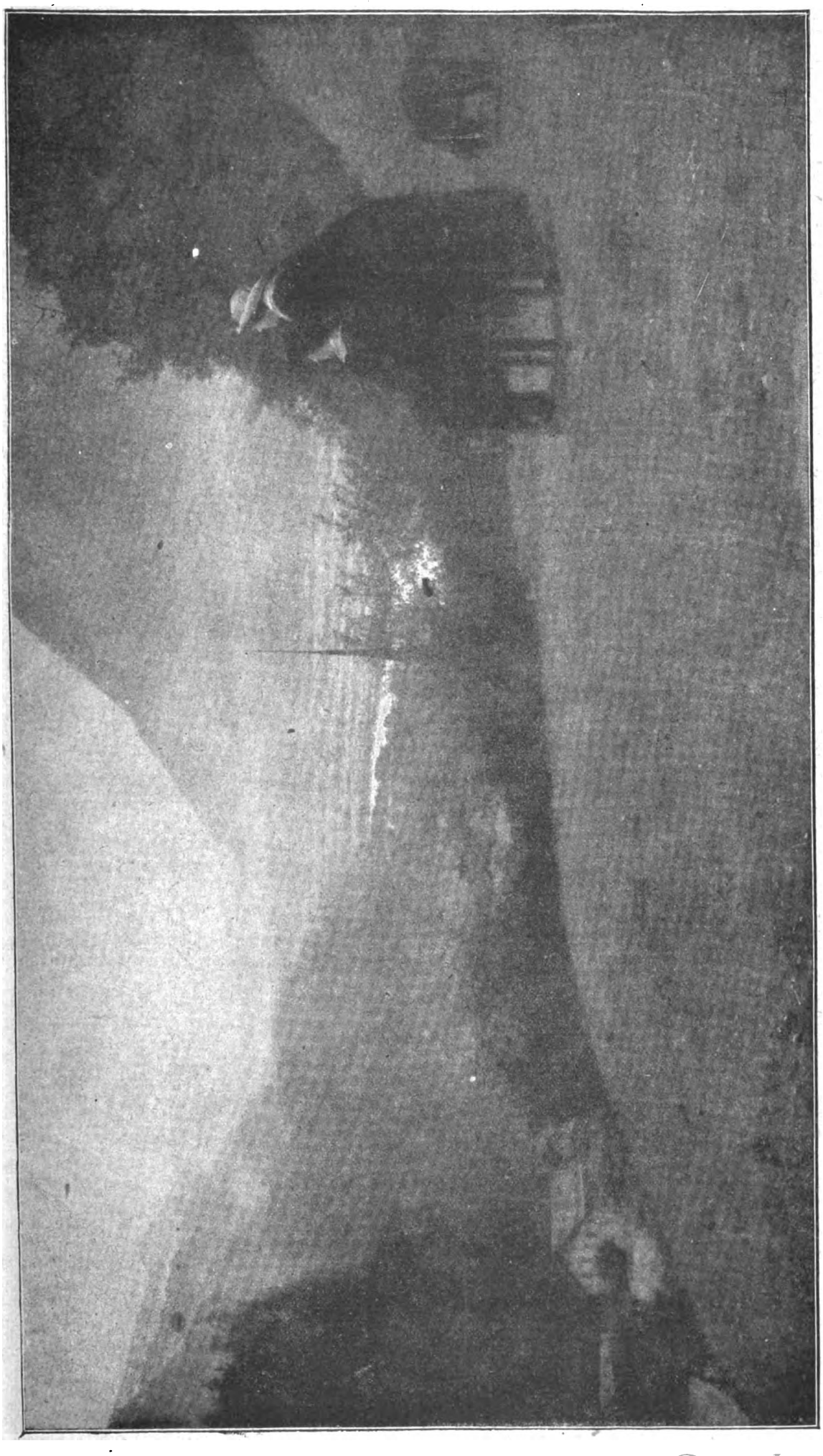
Das hielt die Einsichtigen nicht ab, sogleich eine Abordnung an König Ladislaus nach Ofen zu senden. Aber dort befand sich in der königlichen Kammer jener Literat Laurentius, dessen erste Sendung die mit dem Briefe über die Ernennung des Hunyaders zum Erbgrafen von Bistritz gewesen war. Er hatte seinen Weg gemacht. Von der königlichen Kammer, wo er begonnen hatte, war er mit anderen an die Kammer des neugeschaffnen Bistritzer Erbgrafentums abgegeben worden; die war wieder von der königlichen Kammer neuerdings aufgenommen, und der Literat hatte bei diesen Veränderungen immer einen Vorteil für sich zu erlangen gewußt. Er war auch jetzt noch keine Persönlichkeit von Einfluß, dazu fehlte ihm die Begabung; aber er saß an ziemlich wichtigem Platze und wußte gut, daß von seinem Wohlwollen oder Übelwollen der schnelle oder langsame Gang so mancher Angelegenheit abhing. Er war freilich im Irrtum, wenn er meinte, er sitze unmittelbar am Rade Fortunas und seine Hand sei es, die das ganze Rad treibe oder stillestehn mache. Er sah nicht weiter als bis zu den vier Wänden seiner Schreibstube, mochte er auch von dem bescheidenen Platz am Kopistenpulte zu dem am Vorsteherpulte befördert worden sein. Und es tat nichts zur Sache, ob sich diese Schreibstube auf Vajda Hunyad, in Belgrad oder in Ofen befand. Immer hatte sie nur zwei kleine Fenster, die auf einen Hof gingen und gegenüber eine Mauer mit andern Fenstern hatte, ohne daß man tiefer als einen Schritt hineinsah.

In dem Hirn dieses Schreibers nun hatte sich mit der Zeit geradezu ein Haß gegen die Nösener herausgebildet, sei es, weil sie ihn noch in seinen simpeln Anfängen gekannt hatten, was ja für manche Leute Grund zum Haß genug ist, sei es, daß er nachträglich von ihnen verlangte, sie hätten ihn schon damals so empfangen und mit Geschenken ehren sollen, als wäre er der großmögende Sekretarius von heute.

Die Bitte der Nösener um Bestätigung ihrer Freiheiten nahm naturgemäß ihren Weg in die Abteilung des Sekretarius der ehemaligen erbgräflichen Kammer, in deren Bereich sie gehörte. Daher kam der Bescheid, daß die Urkunde über die angebliche Gewährung jener Freiheiten zunächst von dem zuständigen Konvent in Kolosmonostor beglaubigt werden müsse, ehe die Bitte weitergeleitet werden könne.

So wandten sich Georg Eyben als Stadtrichter und Johann Parth als Stadtnotarius an den Konvent und erlangten durch ihre freundlichen Beziehungen zu den dortigen Sekretären, daß die Echtheit ihres Freibriefes vom Jahre 1453, die gar nicht zu bezweifeln war, rasch genug bestätigt

Digitized by Google



Abend im Inntal. Gemälde von Adolf Schlabitz.

Digitized by Google

wurde. Die Bestätigung trug als Datum den 31. Januar 1457 eingezeichnet, und wenn auch nicht an diesem Tage, so doch in derselben Woche noch wurde sie den beiden Nösenern eingehändigt.

Es waren in Kolosmonostor allerlei Gerüchte in Umlauf gewesen: Herr Michael Szilagy von Horogszeg sammle ein Heer gegen König Ladislaus, um den gewaltsamen Tod seines Neffen zu rächen und — fügten einige hinzu — sich selbst zum König von Ungarn zu machen. Diese Gerüchte beschäftigten den Baumeister und den Notarius während ihres Heimrittes.

Der Notarius fühlte sich wieder recht angegriffen. Er hatte die beschwerlichen Fahrten erst nach Ofen und jetzt nach Kolosmonostor mitten im Winter gegen die Bitten der Seinen daheim, gegen den Rat seines Arztes einzig und allein um des Wohles der Stadt willen mitgemacht, weil eben kein anderer die Sache des gemeinen Wesens so gut und mit solcher Kenntnis aller Einzelheiten hätte vertreten können. Jetzt sah er, daß die Mühe vergebens gewesen war. Und das war ihm bitter und ließ ihn sich noch hinfälliger fühlen. Denn wenn wirklich der Szilagyer König wurde, mußten alle Schritte von neuem unternommen werden. Und stand er auch nur im Krieg mit König Ladislaus, so war nicht daran zu denken, sich die Freiheiten von diesem bestätigen zu lassen. Ja, schon was bis jetzt unternommen worden war, mochte ihnen von dem Szilagyer als Feindseligkeit gegen ihn angerechnet werden. Denn Siebenbürgen betrachtete er allen Anscheines als sein rechtliches Eigentum. Der ungrische Adel dort stand schier ohne Ausnahme zu ihm, die Szekler gingen mit dem Adel, und die Sachsen waren in der Minderzahl und mußten sich fügen. War dem aber so, dann stand eine Zeit neuer schwerer Prüfungen bevor für alle Sachsen, für die Nösener aber insbesondere. Sie waren den Vizgrafen völlig ausgeliefert, wenn es keinen rechtlichen Erbgrafen gab, an den sie im Notfalle sich wenden konnten. Am besten wäre es gewesen, sich gleich jetzt an Herrn Michael von Szilagy zu wenden. Aber das ging wieder nicht an, weil vielleicht doch König Ladislaus Sieger bleiben konnte. So waren Nichthandeln und Handeln gleich gefährlich, und es gab nur das eine: sich mit den Vizgrafen vertragen, so gut es eben gehen mochte. Ward aber der Szilagyer Herr des Landes, dann Gnade den Sachsen! Der Adel war ihnen längst neidisch und lüstern nach ihren schönen, wohlbestellten Feldern, nach ihren blühenden Städten, nach ihren stattlichen Männern und Jünglingen, die sie gerne zu Frönern und Heervolk haben mochten. Für sich selbst zwar brauchte er nichts zu besorgen. Der ungrische Adel, selbst nur selten des Schreibens und Lesens kundig, hatte not an geschulten Leuten. Sogar ein Laurentius kam bei ihm hoch und hatte jetzt eine Stellung inne, daß er, der Stadtnotarius, beiseitetreten mußte, wenn jener des Weges daherkam. Wahrlich, um sich selbst sorgte er nicht. Ihm war es nur um sein Volk zu tun.

Und er saß auf seinem Pferde und hustete in dem stolzen Bewußtsein, sich für seine Stadt und sein Volk mit diesen abscheulichen Sendfahrten noch den Tod zu holen.

Auch Meister Georg ritt schweigend und in Gedanken. Seit dem Tode des jungen Erbgrafen kam bei ihm keine rechte Freude mehr auf. Es war ihm, als habe er seine Burg umsonst oder gar für einen Unwürdigen gebaut. Fast hegte er eine gewisse Feindschaft gegen sein Werk, wollte es nicht sehen, wenn er in der Stadt war, nicht die Augen dahin wenden, und hätte jetzt am liebsten gehabt, daß es während seiner Abwesenheit abgebrochen worden wäre, damit er es niemals wieder erblicke, damit es wie ausgetilgt sei aus dem Gedächtnis aller und auch aus seinem.

Auch er dachte an die Zukunft der Stadt und sah deren Freitümer ebenso bedroht wie der Notarius. Anders aber als dieser, der schwächliche, kränkliche Mann, hoffte er, der Gesunde, auf die Kraft seiner Sachsen, und daß sie den Gefahren männlich begegnen und sie bezwingen würden. Und er sagte sich: dieser Gedanke allein hielte ihn aufrecht, daß er nicht zusammenbrach, wo nichts anderes mehr seinen Sinn erfüllte.

So kamen sie, kaum je und dann ein paar nebensächliche Worte wechselnd, in die Nähe der Stadt. Man mußte schon die Burg sehen können. Aber der Baumeister hielt beharrlich den Kopf gesenkt und blickte nicht auf.

Endlich tat er es doch, und da — war die Burg nicht da, völlig von der Höhe verschwunden. Er wußte gut, daß es Blendwerk war, daß es nur Blendwerk sein konnte; aber doch befiel ihn ein Schrecken, und dieser Schrecken sagte ihm, daß er doch an seinem Werke hing, daß es ihm mehr war als Wohl und Wehe seiner Stadt, seines Volkes; und wie nun allmählich die Umrisse aus dem Wolkendunst, der den Bau verhüllt hatte, hervortraten, begann es in seiner Brust wie von geheimen Quellen zu strömen, und er hätte vor Dank mitten auf dem Wege hinknien mögen, weil sein Werk, der Traum seines Lebens, doch noch stand. Und er konnte seine Augen nicht davon wenden und freute sich an jeder Einzelheit, die nach und nach sichtbar wurde.

Das ganze Jahr verging in Bangen. Alles war unsicher. Es konnte nichts für die Freiheiten der Stadt unternommen werden. Der Szilagyer sammelte in der Tat ein Heer, und man sagte, es belaufe sich schon auf fünfzehntausend, ja zwanzigtausend Mann. Sachsen waren nur wenige darunter, Verlorene, die in ihrem eigenen Volke nichts mehr zu erhoffen hatten. Umsonst warben allerorten die ungrischen Adligen und sächsische Überläufer von früher für den Aufruhr; nicht eine einzige Stadt folgte den Versprechungen. Aber jedes Regiment fehlte, und so war man vielfach der Willkür einzelner Machthaber preisgegeben. Und deren Übermut wuchs, je klarer es ward, daß König Ladislaus zu schwach sei; man erzählte sich schon, er fühle sich in Ofen nicht mehr sicher und wolle flüchten. So erwartete man, daß in kurzer Zeit der Szilagyer völlig Herr des Landes sein und sich dann zum König wählen lassen werde.

In Nösen schalteten die Vizgrafen ganz nach ihrem Bedünken, ohne irgendeine Person, irgendein altes Recht zu achten. Aber wo man des großen Schlages harrte, empfand man die vielen kleinen Stiche, die der Tag brachte, weniger und ertrug sie schon mit der Stumpfheit eines verprügelten Tieres.

Die beiden Herren sagten sich lächelnd, sie hätten die störrischen Sachsen doch endlich mürbe gemacht. Aber auch sie harrten zu sehr des großen Ereignisses, als daß sie besonders neue Bedrückungen und Demütigungen ersonnen hätten. Ganz klein sollten diese stolzen Bürger erst werden, wenn ihr Bruder Szilagy wirklich König und sie hier seine allmächtigen Vögte waren.

König Ladislaus fand es geraten, sein Land zu verlassen. Er begab sich nach Prag; den jungen Matthias nahm er mit sich.

Er hatte sich erst wenig um ihn gekümmert, jetzt aber auf der Flucht ließ er den blassen Knaben herzubringen und sich an seine Seite setzen. Er hatte eine Art Bedürfnis, jemand bei sich zu haben, der ebenso unglücklich war wie er.

König Ladislaus hatte die Reise zu Pferde begonnen, hatte jedoch das lange Reiten nicht ertragen — er war etwas schwächlich von Natur — und sich darum einen der Packwagen zurechtrichten lassen. Da saß er auf einem schlechten Sitze, gerüttelt und geschüttelt, und hatte sich eng in seinen Mantel gehüllt.

Es war Herbst. Es ging durch große Wälder. Das viele abgefallene Laub rauschte einförmig unter den Tritten der Pferde . . .

Matthias saß schon lange neben ihm, ohne daß er das Wort an ihn gerichtet hätte. Sie waren ungefähr gleichaltrig, aber Ladislaus war höher von Gestalt und schmächtiger, heller blond und von zarteren Farben. Der Wagen schwankte so stark, daß der König mit einemmal heftig an seinen Gefangenen anstieß. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Geheimnis der „Neuen Sterne".

Von Hans Mühlhausen.

Das Erscheinen neuer Sterne gehört zu den wunderbarsten und eigenartigsten Begebenheiten am Himmel. Plötzlich und unvermittelt leuchtet am nächtlichen Firmament ein Stern auf an einem Ort, wo vorher Dunkel herrschte oder ein weltenfernes unscheinbares Sternchen seinen bescheidenen Weg zog. Seltsam lodert er auf und überstrahlt oft für kürzere Zeit die hellsten Fixsterne; doch allmählich verblaßt er wieder und sinkt schließlich zurück in die Nacht, aus der er kam.

Dieses jähe Aufflammen hat etwas Unheimliches, wie das Ausbrechen eines Brandes, der seine Schreckensfackel weithin leuchten läßt. Während wir so gerne die Unwandelbarkeit der ewigen Sterne über uns in Gegensatz bringen zu dem Werden und Vergehen auf unsrer Erde, läßt uns diese Erscheinung Vorgänge ahnen, die mit elementarer Gewalt das Sein oder Nichtsein von Welten in Frage stellen. Sind doch alle die Sterne, die wir am Himmel sehen, Fixsterne, ähnlich unserer Sonne, doch oft noch bedeutend größer als diese. Was für gewaltige Katastrophen müssen sich in den Tiefen des Weltenraumes abspielen, wenn aus diesen unermeßlichen Entfernungen bis zu uns eine so auffallende Lichtveränderung sich bemerkbar macht. Bereits der berühmte Forscher Newton sprach daher die Ansicht aus, daß es sich tatsächlich um Weltenbrände handeln müsse, und die späteren Forschungen haben seinen Vermutungen viel Wahrscheinlichkeit gegeben, wenn auch das Geheimnis der „Neuen Sterne" noch lange nicht als gelöst betrachtet werden kann. — Der neue Stern, der augenblicklich die Welt der Astronomen beschäftigt, ist in der Nacht zum Sonntag 9. Juni zum erstenmal bemerkt worden. Ohne beobachteten Übergang ist er als Stern von 0,8 Größe urplötzlich aus dem Dunkel des Weltenmeeres aufgetaucht. Im Sternbild des Adlers stehend, erhielt er den Namen Nova Aquilae III, da er der dritte „Neue Stern" ist, der in diesem Sternbild erschien. Einige Tage leuchtete er auffallend hell und überstrahlte mit seinem Glanz den bekannten wunderschönen Hauptstern im Adler, den Atair. Aber bereits nach wenigen Tagen war der Höhepunkt des Phänomens überschritten, und der Stern begann zu verblassen. Bald blieb er in seinem Licht bedeutend hinter dem funkelnden Atair zurück, und in nicht allzu ferner Zeit wird der Stern wieder zurücktauchen in das geheimnisvolle Dunkel. Leider waren die Beobachtungsmöglichkeiten bei dem anhaltend bedeckten Himmel so schlechte, daß noch wenig positive Ergebnisse über das Wesen dieses Neulings vorliegen. Und wir müssen uns zunächst an die wissenschaftlichen Resultate halten, die sich bei Beobachtung ähnlicher Erscheinungen früher ergeben haben.

Die ersten, die uns Berichte vom Aufleuchten neuer Sterne überliefert haben, sind die Chinesen. „Gaststerne" nannten sie in sinniger Weise diese nur vorübergehend strahlenden Himmelslichter, die sie mit ehrfürchtigem Staunen betrachteten. Weiterhin erfahren wir von einem Stern im Jahre 173 n. Chr. Stark glitzernd funkelte dieses rätselhafte Licht und erlosch nach 8 Monaten.

Als König unter den „Neuen Sternen" gilt noch bis auf den heutigen Tag der Gaststern, der im November 1572 von dem dänischen Astronomen Tycho Brahe entdeckt wurde. So blendend war der Glanz dieses unbekannten Himmelslichtes, daß der berühmte Forscher, der ihn eines Abends beim Überschreiten des zu seinem Laboratorium gehörenden Hofes sah, seinen Augen nicht trauen wollte. Er rief, ganz verwirrt von diesem unerwarteten Anblick, Arbeiter herbei, die ihm bestätigen mußten, daß er nicht träume. Dieser herrlichste Edelstein des Himmels hatte ein so strahlendes Feuer, daß er durch die nächtlichen Wolken schien und sogar bei Tage um Mittag zu sehen war.

Jahrhunderte lang galt das Auftauchen neuer Sterne als ein außerordentlich seltenes Ereignis. Und gewiß sind so auffallende Erscheinungen, die den bloßen Augen sichtbar werden, wie sie jüngst wieder der Junistern bot, nicht alltäglich. Aber wir wissen jetzt, seit photographische Platten über jeden Himmelsabschnitt dem Astronomen gewissermaßen ein genaues Inventar des Himmels geliefert haben, daß unter der Anzahl der Sonnen im Weltall solche Ereignisse viel häufiger vorkommen, als man gemeinhin annimmt. Nur daß es sich meist um so ungeheuerlich ferne und darum lichtschwache Objekte handelt, daß sie nur dem Astronomen interessant sind. Aber es vergeht wohl kein Monat, ohne daß in den uferlosen Tiefen und Weiten des Weltenmeers, — von dem wir sicher nur den geringsten Teil zu sehen imstande sind — sich solche katastrophalen Vorgänge ereignen.

Hofphot. G. Schwarz, Berlin.

Männlicher Studienkopf. Gemälde von Rembrandt.

In neuerer Zeit hat die Spektralanalyse uns über das Wesen der „Neuen Sterne" ganz eigenartige Offenbarungen gebracht. Das Farbband, das mit seinen untrüglichen Aufzeichnungen Kunde gibt, was für Material in der Glut der Sonnen brennt, wurde bei der Erscheinung des neuen Sterns, der im Jahre 1866 im Sternbild der Krone aufleuchtete, zu Rate gezogen. Welche Überraschung erlebte da die Gelehrtenwelt, als der Stern deutlich zwei übereinandergelagerte Spektra zeigte, eins mit dunklen und eins mit hellen Linien. Offenbar handelte es sich um einen glühenden Körper — ähnlich unserer Sonne — und um einen zweiten gasförmigen. — Wie ließ sich diese epochemachende Erkenntnis besser deuten, als daß es sich hier um zwei Weltenkörper handelte, die, durch eine großartige Katastrophe aufeinandergestürzt, beide in heftige Glut versetzt worden waren.

Seither sind viele ähnliche Beobachtungen gemacht worden; fast immer ergab sich das gleiche Bild. Bis sich durch die neuesten Forschungen an dem „Neuen Stern" im Perseus im Jahre 1911 eine anderweitige Perspektive auftat. Eine sehr fein gelungene photographische Platte wies um den Stern das Vorhandensein eines Nebels auf, der sich in späteren Aufnahmen als konzentrisch vergrößert zeigte. Nun vermutet man, der Stern könnte in eine Wolke feinst verteilter kosmischer Materie eingetreten sein, die den Stern in hohe Glut versetzte. Diese Glut nun wieder teilte sich der ganzen Wolke mit und kam uns in einer plötzlichen riesenhaften Vergrößerung des Sterns zu Gesicht.

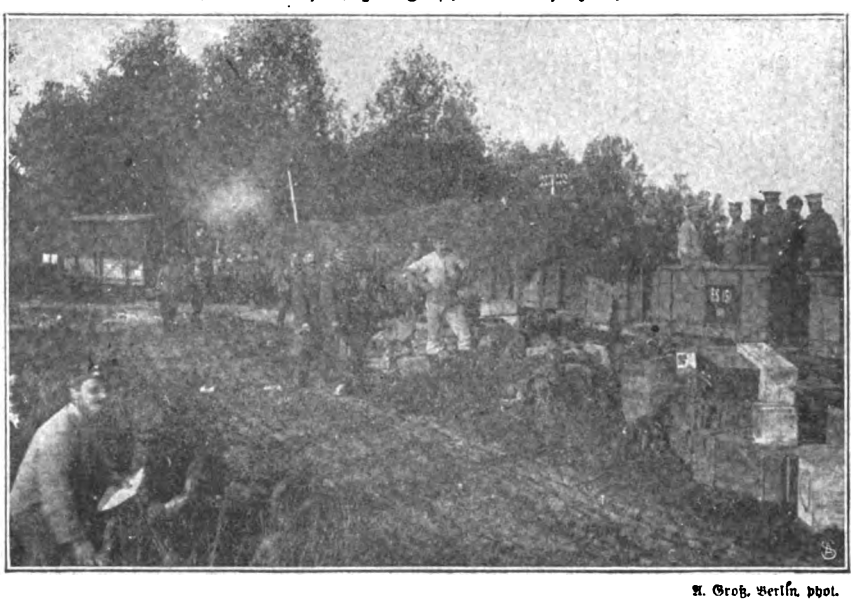
Vielleicht, daß in anderen Weltgegenden bessere Sichtverhältnisse geherrscht haben in den Tagen des Glanzes und Abstiegs der Nova Aquilae III, und daß es den Gelehrten gelingt, wenigstens einen Teil der Schleier zu lüften, die noch die Geheimnisse der „Neuen Sterne" verhüllen.

Digitized by Google

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Der verwundete Feind gilt nicht mehr als Feind, sondern er ist nur noch ein Hilfsbedürftiger, dem jedwede nach den Gesetzen der Menschlichkeit zu leistende Fürsorge nicht versagt werden darf. Diesen Grundsatz haben wenigstens wir „Barbaren" uns zu eigen gemacht, und wir handeln danach, obwohl uns genugsam bekannt ist, daß auf seiten unserer Gegner das gleiche — wie man doch meinen sollte: selbstverständliche — Verhalten keineswegs die Regel bildet. Denn aus zahllosen einwandfreien Zeugnissen wissen wir, daß namentlich die Franzosen dem Schicksal wehrloser Gefangener und insbesondere auch verwundeter Gefangener gegenüber nicht nur äußerste Gleichgültigkeit, sondern in vielen Fällen eine derartig gefühlsrohe Grausamkeit bewiesen haben, daß solch unwürdiges und unmenschliches Verhalten allein schon genügen müßte, um dieses Volk des selbstgefälligen Beinamens der „ritterlichen Nation" für immer zu entkleiden. In unseren Lazarettstätten jedenfalls erfährt der verwundete oder erkrankte Feind (oft genug zu seinem Erstaunen, da er durch lügenhafte Schauermären auf etwas ganz anderes gefaßt war) eine so menschlich-fürsorgliche Behandlung, wie die Umstände es nur irgend gestatten, und so sehen wir denn auf dem einen unserer Bilder, das einen Zwischen-Verbandplatz für Leichtverwundete veranschaulicht, gefangene Franzosen in ihren flachen Stahlhelmen gemeinsam mit einer Schar deutscher Feldgrauer auf den Weitertransport warten. Gilt während und nach Beendigung der Schlacht die Hauptsorge den Kämpfern selbst und ihren Wunden, so wird dann bei der Aufräumung des Kampffeldes auch das massenhaft verstreute Kriegsmaterial in besondere Obhut genommen; alles irgendwie Brauchbare wird sorgsam gesammelt und in den Beutesammelstellen aufgestapelt, die es nach Sichtung und Prüfung der Wiederverwendung zuführen. Es handelt sich um gewaltige Werte, die erneut nutzbar gemacht werden.

Von den Kämpfen in der Champagne: Zwischen-Verbandplatz dicht an der Front. Bild- u. Film-Amt



A. Groß, Berlin, phot.

Verladen von abgeerntetem Getreide auf einer Kleinbahn im besetzten Nordfrankreich.

Aufgestapeltes Kriegsmaterial in einer Beutesammelstelle.

Max Wipperling, Elberfeld, phot.

Digitized by Google

Nr. 34 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(14. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

„Ich habe mich nie viel um Politik gekümmert“, sagte Winter. „Mir will scheinen, jedes Land hätte Raum genug für seine Ausdehnung und genügende Absatzgebiete für seine Industrie. Denn ich für meinen Teil glaube nur noch an Kriege aus wirtschaftlichen Interessen.“

Ach! Da war der Herr aber schlecht unterrichtet! Ordentlich Mitleid empfand der Wirt mit ihm. Sie in Frankreich hatten andre Ideale als materielle! Sie lebten seit über vierzig Jahren nur ihren Revanche-Gedanken! Und das großmütige England hatte doch lange versprochen, sie bei der Ausführung ihrer Rache zu unterstützen, und ebenso sicher konnten sie sich auf Rußland verlassen. Wer sich ihnen dann noch anschließen würde, er lächelte vielsagend: er habe so seine Vorstellungen davon! Aber es sei nicht gut, sich im voraus etwas zu versprechen, was noch nicht ganz fest —

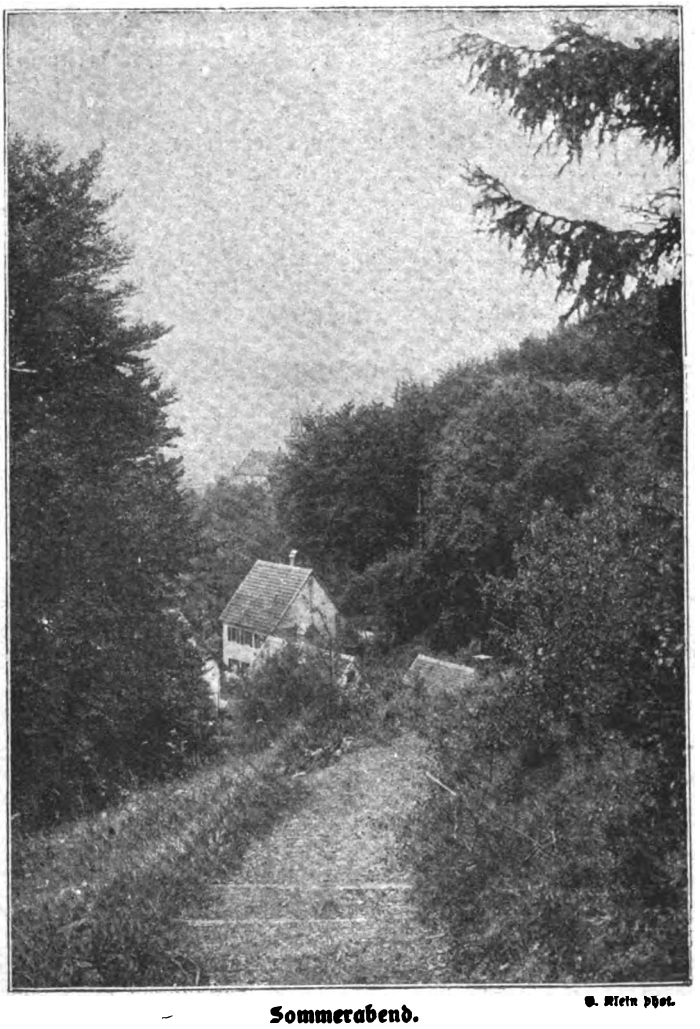
Italien, dachte Winter besorgt, er meint Italien! Was ja auch Hugo prophezeite! Aber das wird sich nicht so schnell entschließen. Entweder wird es abwarten, wem sich der Sieg zuneigt — oder wer ihm am meisten für seine Teilnahme zahlt. Am Egoismus und an der Käuflichkeit des teuren Bundesgenossen auch nur einen Augenblick zu zweifeln, kam ihm nicht in den Sinn. Wer die Italiener so gut kannte wie er, gab sich keinen frommen Täuschungen über sie hin.

— „Es ist sehr drollig,“ sagte der Wirt, „daß nun ich hier oben auf den Bergen wohl die ersten deutschen Gefangenen mache! Ich sperre die drei Herren einfach ein — morgen kommt eine Gesellschaft mit zwei Führern vom Montblanc zurück, die können sie gleich nach St.-Gervais herunterbringen.“

„Zwei gegen drei“, warnte Winter.

„Oh! Ich bin auch noch da! Übrigens ist einer der Führer auch Alpin wie der Ihre — dem wird es ja einen Hauptspaß machen —“

Winters Faust ballte sich unwillkürlich. Dieser Kerl! Dessen ganze Teilnahme am Krieg sicher nur im Hetzen und Schimpfen bestehen würde —! Zu gern hätte er ihm in sein spitzbübisches Gesicht geschlagen. — Aber er überwand sich und bat, der Dame zeitig eine gute Mahlzeit ins Zimmer zu bringen. Mitten in der Nacht wollten sie aufbrechen, da sollte sie bis zuletzt ungestörte Ruhe haben.



Sommerabend. O. Klein phot.

Digitized by Google

Der Wirt verstand das wohl. Und er wurde immer liebenswürdiger, je reichlichere Bestellungen auf Proviant der Herr für unterwegs machte. Die Deutschen, die waren anders — die nahmen die einfachsten Sachen mit, um sich nicht zu beschweren! Sie äßen unterwegs nur das Nötigste, behaupteten sie.

„Sie sind als Sportsleute gut in Form und beherrschen sich", warf Winter ein.

Daß er für diese Gesellschaft, die doch Schuld an aller Unruhe auf Erden sei, noch Partei nähme —! Das sähe dem vornehmen, gerechten Engländer ähnlich!

Dann endlich eilte der Wirt hinaus. Nun schliefen die drei Deutschen sicher ganz fest — —

Winter klappte sein Buch zusammen und ging mit jener Unverfrorenheit, die Engländern nun 'mal eigen zu sein pflegt, hinter ihm her, seine Pfeife rauchend, die Hände in den Taschen. Er sah noch grade, wie der Wirt an den beiden Türen horchte, die in die Zimmer der deutschen Herren führten, geschwind eine Kette von einem Türgriff zum andern legte und ein Vorlegeschloß anbrachte. Denn die verruchten Deutschen hatten die Schlüssel nach innen genommen und abgeschlossen.

„Sie flüstern", meinte er leise. Aber nein, er hatte sich doch wohl getäuscht. „Die ersten Kriegsgefangenen", sagte er stolz. „Ich werde es nach St.-Gervais hinunter telephonieren."

Winter ging nach draußen und ums Haus herum spazieren. Es war noch hell genug, um ihn zu erkennen. Er merkte auch, daß man ihn von den Fenstern aus beobachtete. Er warf die Hand mit gespreizten Fingern in die Luft, als verscheuche er ein Insekt, dann schob er die Mütze mit drei Fingern gerade. Um acht Uhr, dann mußten sie sich auf den Weg machen. Ungeniert schlenderte er weiter und fand bald, was er suchte: eine Leiter. Die zog er heraus, trug sie an einen Schuppen, stieg aufs Dach und suchte ringsherum die Berge mit dem Fernglas ab. Die Leute waren an die Eigentümlichkeiten und Selbstherrlichkeiten der englischen Gäste so gewöhnt, daß sie kaum einen Blick, noch ein Wort dafür fanden. Wenn jemand glaubte, von dem niedrigen Schuppen besser sehen zu können, mußte man ihm sein Vergnügen lassen! Als er herunterstieg, ließ er die Leiter draußen stehen, — daß ein Engländer etwas wieder in Ordnung brächte, erwartete ja ebensowenig jemand.

Kurz vor acht Uhr ließ Christa, als ihr die Abendmahlzeit auf ihr Zimmer gebracht wurde, den Wirt zu sich rufen. Sie habe die Absicht, bis um ein Uhr, die Stunde des Aufbruchs, zu schlafen — mitten in der Nacht wolle sie ihn natürlich nicht stören — und so bat sie ihn schon jetzt, aus dem Rucksack allerlei Überflüssiges bis zu ihrer Rückkehr zu bewahren. Was sie unterwegs nötig habe, würde der Herr oder der Führer für sie tragen.

Sie kamen in ein lebhaftes Gespräch über den bevorstehenden Krieg: Daß er nun Tatsache sei, erzählte er auch ihr mit Wichtigkeit und Begeisterung und ließ sich lange über die Chancen für jede Partei aus. Christa faltete krampfhaft die Hände unterm Tisch ineinander: er durfte nicht merken, wie die Nachricht sie erschütterte. Daß Frankreich mit einem Handstreich Deutschland überrumpeln würde, daran könnte man ja nicht mehr zweifeln, hörte sie. Wie lange hatte man nicht auf diesen Tag gehofft — wie glänzend war nicht alles für ihn organisiert!

Mit Christas Besteck markierte er die Grenzlinie und die Einfallspforten; Madame könne sich überzeugen, daß an ein Zurückwerfen der Vorwärtsstürmenden nicht zu denken sei! Sie nickte und dachte dabei: Armes Frankreich! Verblendet wie immer und sich von vornherein mit schönen Redensarten betäubend. Dieser Mann war ein rechter Repräsentant der ganzen Nation, die auch ihre guten Eigenschaften andern durch ihre Selbstbewunderung zuwidermacht. Aber er war entzückt von Madames verständnisvoller Teilnahme, obgleich — obgleich es ja fast natürlich sei, denn man wußte ja, was man von dem treuen, selbstlosen England zu hoffen habe — —

Christa sah das Bild vor sich, über das sie sich stets geärgert hatte und dem doch gerade in deutschen Offiziershäusern sooft ein Ehrenplatz eingeräumt wird, das aus dem Chinafeldzug bekannte: „Germans to the front!" Die Deutschen hatten in diesem Ruf und in der Zubilligung, ihnen den Vortritt im Angriff zu überlassen, eine volle Anerkennung ihrer Tapferkeit und militärischen Überlegenheit gesehen — Christa fand von jeher nichts darin als die übliche englische Feigheit und die Geschicklichkeit, durch irgendein Mittel andre für sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Damals hatten sie der deutschen Eitelkeit geschmeichelt und sich dadurch schlau im Hintergrund halten können. Ob es diesmal ihren neuen Verbündeten besser mit ihnen ergehen würde? Etwas vergaß die Menschheit ja immer wieder: daß ein Schlechter, Treuloser sich stets gleichbleibt und gegen alle verräterisch handelt. So würde auch Frankreich wohl noch manche Enttäuschung erleben.

„Wir sind ganz ruhig, unsrer Sache absolut sicher", schloß der Wirt. „Die Stunde der Befreiung für die ganze Welt von diesem giftspeienden Drachen hat geschlagen!"

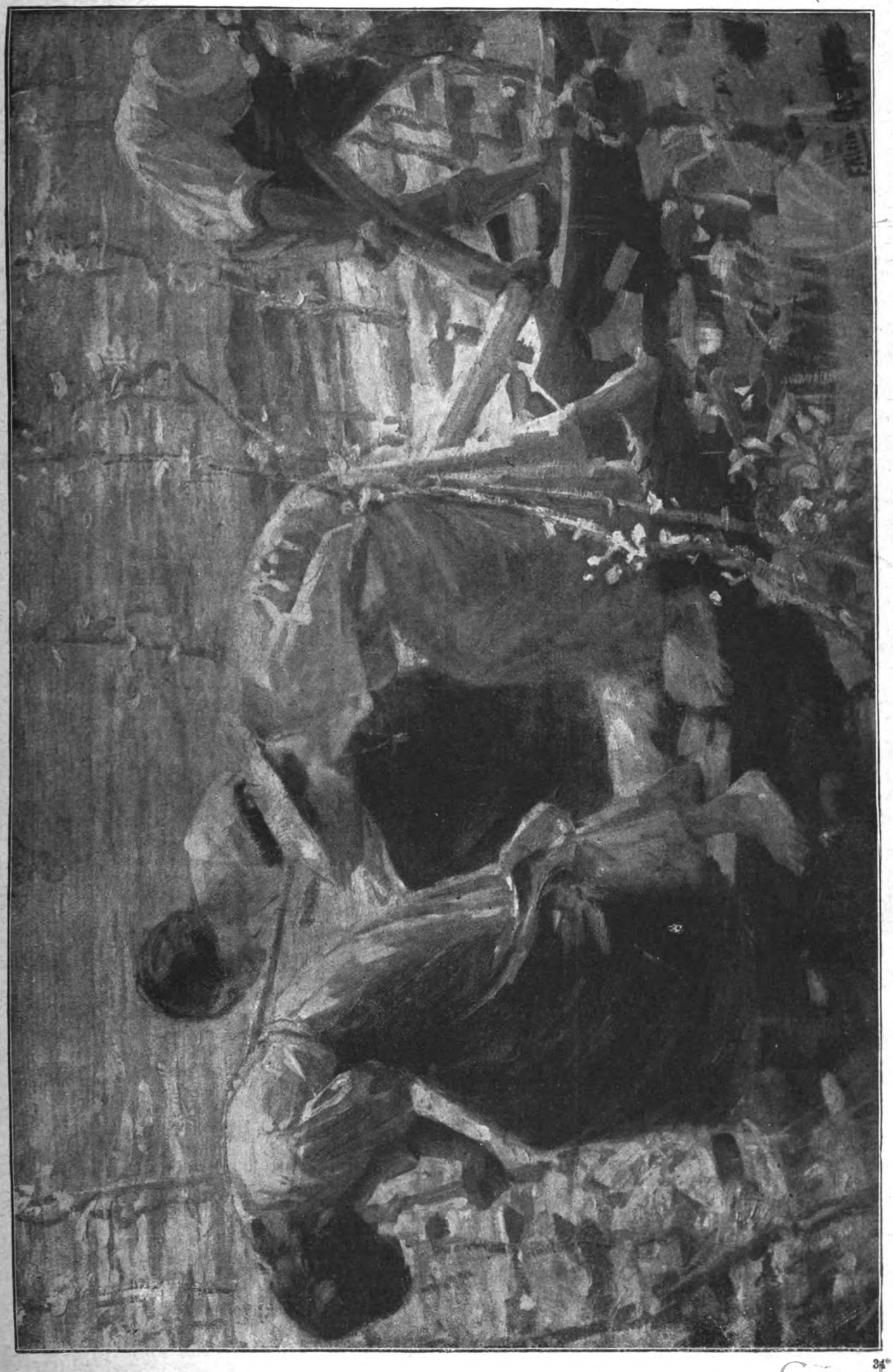
Deutschland, Deutschland, dachte sie in brennender Ungeduld, bei dir sein, zu dir stehen dürfen, und sie begriff die Qualen derer, die ein grausames Geschick in dieser Zeit vom Vaterlande fernhalten würde. Sie — sie wollte, sie mußte zurück! Und gehorsam legte sie sich aufs Bett, wie Winter es gewünscht hatte, um wenigstens körperlich zu ruhen, wenn Gedanken, Befürchtungen, Sehnsucht ihr auch keinen Schlaf gönnten.

Um acht Uhr stand Winter hinterm Schuppen, erspähte einen Moment, wo man in der Küche lebhaft für die bevorstehende Abendmahlzeit hantierte und die Kellner mit der Serviette für alles noch einmal die Gläser blankrieben. Es dunkelte schon stark, als er die Leiter ans Haus trug und ein Steinchen gegen eine Fensterscheibe warf. Mit raschem, lautlosem Griff öffnete man oben. Die Leiter reichte nicht ganz hinauf bis zum ersten Stockwerk, einer nach dem andern maß die Entfernung und ließ sich gewandt vom Fensterkreuz hinab, während Winter mit starken Armen den Stoß parierte und die Leiter festhielt. So leise wie möglich setzten sie die Nagelschuhe auf. Noch einmal drückten sie ihm die Hand, und wortlos wies er ihnen, wie sie am schnellsten außer Seh- und Hörweite gelangten. Ihre Gestalten verschwanden rasch und lautlos. Still, mit zusammengebissenen Zähnen, sah er ihnen nach, etwas wie ein Gebet stieg in ihm auf, daß diese drei prachtvollen jungen Burschen sich glücklich durchbrächten bis zur Heimat! Das große Gefühl der Gemeinschaft und Brüderlichkeit — in dieser Stunde wurde es auch in ihm geboren.

Dann stieg er selbst die Leiter empor, reckte sich und stieß mit einem Stock das Fenster fest zu. Wenn man auch kaum vor morgen früh nach den jungen Deutschen sehen würde, so war doch Vorsicht geboten. Daß sie hungerten und dürsteten, betrachtete der Wirt wohl als gelungenen Anfang ihrer Gefangenschaft! Nun kamen sie selbst an die Reihe. Wenn Christa nicht versagte, mußte es gelingen! Noch einmal verabredete er alles genau mit dem Führer. Der Mond war im Zunehmen, auf sein Licht hoffte er für die ersten Stunden. Den Proviant, ebenso ihre Windwesten und Regenmäntel verteilten sie in ihre beiden Rucksäcke, mehr brauchte man ja nicht für die Tour.

Dann legte auch er sich nieder. Aber auch er konnte es nicht verhindern, daß seine Pulse schlugen und Sorgen und Ungeduld in ihm kämpften. Trotz seiner Bemühungen, nur an des Vaterlandes Schicksal zu denken, verließ ihn doch keinen Augenblick das Bewußtsein, daß die Rettung aus Feindesland zugleich den Verlust Christas für ihn bedeute. Einen Augenblick nur — er hätte ihn vor seinem höchsten Richter verleugnen mögen! — überfiel ihn der Plan, mit Christa fortzubleiben — wer hätte in den Kriegsaufregungen

Digitized by Google



Pflugziehende Frauen. Gemälde von Friedrich Klein-Chevalier.
(Ausgestellt in der Großen Berliner Kunstausstellung zu Düsseldorf 1918.)

Digitized by Google

nach dem einzelnen Paar geforscht oder sich um sie gekümmert?!

Hugo gewiß nicht. Für den erschloß die Stunde der Gefahr das Tor, vor dem er solange bettelnd gestanden hatte. In die Schleusen strömte es von abgestauten Wassern, die erst jetzt wieder nötig wurden. Die große Woge hob ihn empor aus der Tiefe und trug ihn an die Oberfläche.

Und Winter kannte ihn zu gut. War er erst an seinem Platz, so würde er sich binnen kurzem Anerkennung und Auszeichnung durch seine Tüchtigkeit verschaffen. Dann fiele der letzte Schatten von ihm — und endlich, endlich würde man vergessen! Auch Christa verzeihen. — — Bitterkeit stieg in ihm auf, daß eine Frau wie sie nach uralten Gesetzen verurteilt worden war. Er selbst hatte sich zu ihrem Richter aufgeworfen. Und nun — der glücklichste Mensch wäre er geworden, wenn er sie hätte an sich fesseln können! Aber wie feige wäre es gewesen, die Situation auszunutzen. Persönliche Konflikte durften jetzt weder ihn noch Hugo von der Pflicht fernhalten. Alles mußte zurücktreten hinter der einen großen Aufgabe: dem Vaterland zu dienen. Also galt es nur ihre Rettung auf neutrales oder gar freundschaftliches Gebiet hinüber. Neue Unruhe erwachte in ihm, ob er auch die beste Weise gewählt habe — die beste Weise, Christa hergeben zu müssen — welch ein Hohn, welch ein Widersinn in allem! Nur das eine blieb bestehen in diesem Chaos: die Sorge und die Liebe für Deutschland. —

Der Mond warf silbernes Licht in seine Augen. Da sprang er auf, es war halb ein Uhr. Traum und Wirklichkeit hatten sich ihm verschmolzen — nun begann der Weg zur Befreiung. Er mußte ruhig sein, ganz ruhig. Es galt vielleicht ihr Leben, seins und Christas. — —

* * *

Der Telegraph durchzuckte das ganze Reich, bis in die fernsten Winkel. Was er sprach, löste die Spannung aus, die seit Tagen aller Herzen fast zum Zerreißen erfüllte: Krieg gab es! Allem Hoffen, daß noch ein gütlicher Ausgleich zustande käme, war ein Ende gemacht, aber auch der Furcht. Mußte es sein, dann vorwärts! Kein Bedauern mehr und kein Jammern, nur ein festes, trotziges Sichfügen in die Lage.

Hugo kam von einem Ritt durch die Felder nach Hause. Innerlich nahm er täglich Abschied von seinem Besitz. Ein seltsames Gefühl war's doch, sich zu sagen: Du siehst alles vielleicht heute zum letztenmal — wirst nie mehr durch den Wald reiten, die Bäume, von denen du selbst erst wenige, die meisten die vor dir aufgezogen haben, grünen nicht mehr für dich — dein Wild wird ein anderer schießen, ein anderer sich am Segen deiner Fluren freuen. — Wenn alte Leute starben und jüngere an ihre Stelle traten, so war es der natürliche Lauf der Dinge. Auch ihnen mochte das Herz voll Schwermut sein, aber sie mußten sich sagen, daß die Strecke Weges, die der Herrgott jedem nur zuerteilt, zurückgelegt worden sei. Er aber stand erst in der Mitte, nur wenig erst neigte sich der Pfad abwärts und führte wohl noch in geheimnisvolle Fernen. Ihm kam es vor, als habe er noch unendlich viel und Wichtiges zu tun, als dürfe es nicht sein, daß man ihn schon abberiefe. Irgend etwas war unerfüllt geblieben. Hatte er zu wenig Glück erfahren, zu wenig Liebe gegeben, war es, weil ihm Kinder versagt blieben, die seinen Willen und seine Arbeit weitergetragen hätten? Ach, solange hatte er sich doch schon mit der Vorstellung abgefunden, daß Malte von Brassert sein Nachfolger werden würde. Darin sah er sogar etwas wie eine ausgleichende Gerechtigkeit. Denn schließlich war Charlott' bei der Erbschaft doch benachteiligt worden, wie es bei Majoraten nicht anders zu sein pflegt. Nun kamen dafür ihre Kinder an die Reihe. Und alles war so gesichert, daß der leichtsinnige Vater dem Besitz nicht gefährlich werden konnte. Deshalb war ja auch Charlott' nur eine Rente ausgesetzt worden. Wie sie leiden mochte, wenn dieser Mann in den Krieg zog. — Arme Schwester! Viel Glück hatte die Liebe ihr nicht gebracht, und doch hatte sie sich und ihre Seele rückhaltlos immer von neuem hingegeben. Also war auch das nicht das Letzte, das Erfüllung-Gebende: aus tiefstem Herzen, unter Aufgabe des eigenen Ich, zu lieben. — Was mochte es sein, was ein Leben zu einem vollendeten gestalten konnte? Ein paarmal, im Beginn der heißen Leidenschaft zu Christa, da war auch er wunschlos glücklich gewesen. Wenn sie im Gebirge umherwanderten, nur auf sich angewiesen, allein in der köstlichen Stille, und ihr Glück nicht zu verbergen brauchten. Später war die Schuld gekommen, all die Leiden für Christa, häßliche Prozesse, sein Abschied — und als sie sich endlich vor aller Welt besaßen, da war von ihrem Glück ein gut Stück verloren. Es hatte seinen Schimmer eingebüßt, war alltäglich geworden und durch die Gewohnheit bald eine Last.

Resignation überkam ihn, wenn er so weit gedacht hatte. Vielleicht erlitte auch seine Leidenschaft zu Ilse einst dasselbe Los — schon in diesen Tagen war es so merkwürdig still in ihm geworden. Sehnsucht empfand er zwar noch nach ihr. Aber wenn er dachte, sie hätte seinem Werben bei seinem letzten Besuch in Berlin nachgegeben, und er wäre nun in die heftigsten Konflikte verwickelt, wie damals um Christa, und alles diesmal noch verschärft, weil er selbst eine Frau besaß und Willem sein bester großmütigster Freund war, der ihn auch in den prekärsten Lebenslagen nie im Stich gelassen hatte, dann fühlte er sogar eine Art Erleichterung, daß sie standhaft geblieben war. Wie unwürdig, ja wie unmöglich, wenn sich auch jetzt wieder ein Skandal an seinen Namen heftete, wo er um Wiederaufnahme in die Marine zu bitten haben würde. Er, der Unstete, Unabhängige, sah darin diesmal eine Fügung, die gegen seinen Willen das Bessere für ihn erwählt habe.

Vorm kleinen Dorfwirtshaus, das zugleich auch der Posthalterei diente, stand eine Gruppe von Bauern. Der Wirt, auf der Treppe, erklärte ihnen etwas und deutete mit seinem dicken Finger von Wort zu Wort einer an die Wand befestigten Bekanntmachung.

„Was ist los?" fragte Hugo begierig.

Die Gruppe öffnete sich und gab seinem Pferd den Weg frei. Alle zogen die Mützen, auch der Wirt, und er las mit halblauter Stimme: „S. M. der Kaiser hat um 5 Uhr nachmittags die Mobilmachung des gesamten deutschen Heeres und der kaiserlichen Marine befohlen."

Da zog auch er den Hut. Eine Weile herrschte Schweigen.

„Leute," sagte er dann, „was unser Kaiser tut, ist wohlgetan! Ein Hoch auf ihn und auf Deutschland!"

Sie stimmten mit ihm ein, Tränen in den Augen, im Tiefsten bewegt.

„Und nun", sprach er weiter, „wißt ihr alle, was ihr zu tun habt. Und wer nicht gleich mitausrücken muß oder will — ich melde mich natürlich heute abend noch — der sorge für sein Gut und das seines Nachbars so gut und so lange, wie's geht! Ihr wißt, was ich fürchte: daß uns die Russen überschwemmen werden hier oben in unserm ungeschützten Eck — vielleicht war meine Vorsicht überflüssig, und ihr könnt später weiter über sie lachen wie bisher. Aber ich sage euch noch einmal: Zieht alle bei der ersten Alarmnachricht mit so viel Lebensmitteln für euch und so viel Futter fürs Vieh auf dem Leiterwagen, wie ich euch geraten habe, davon. Wartet nicht, bis sie euch hier überfallen. Und sie werden kommen! Lebt wohl — auf Wiedersehen, mag Gott uns glücklich zurückführen."

Einer nach dem andern trat stumm heran und reichte ihm die Hand: Der da mußte selbst mit hinaus, der nächste schickte Söhne und Brüder — unbeteiligt blieb kein Haus und keine Kate im Dorf. Besonders warme Zuneigung hatte nie zwischen ihm und seinen Leuten bestanden, jetzt fühlten sie doch die Zusammengehörigkeit und das gemeinsame bittere Weh, das der Abschied von der Scholle brachte.

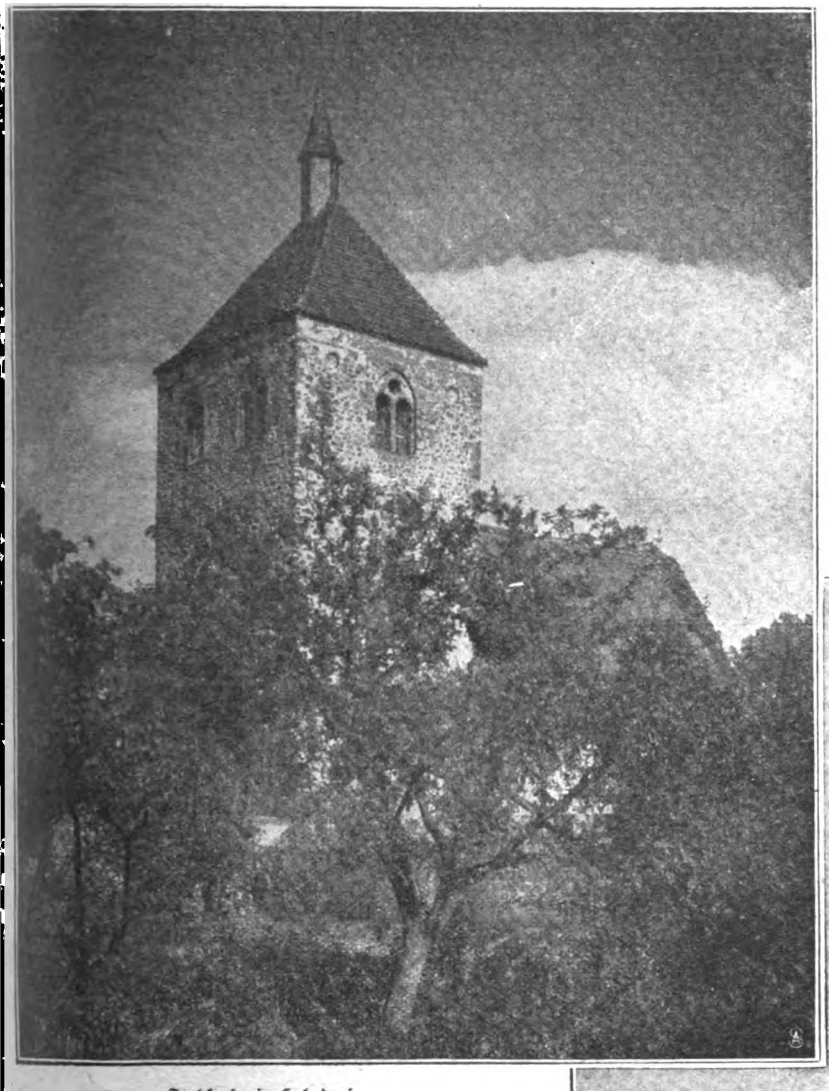
(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Prignitzer Dorfkirchen.

Von Dr. A Hellhoff. — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Nicht nur die Gelehrten schreiben Geschichte. Auch Ereignisse tun es in den sichtbaren Spuren, die sie hinterlassen. Kirchenbauten gehören zu diesen Zeugen alter Zeit.



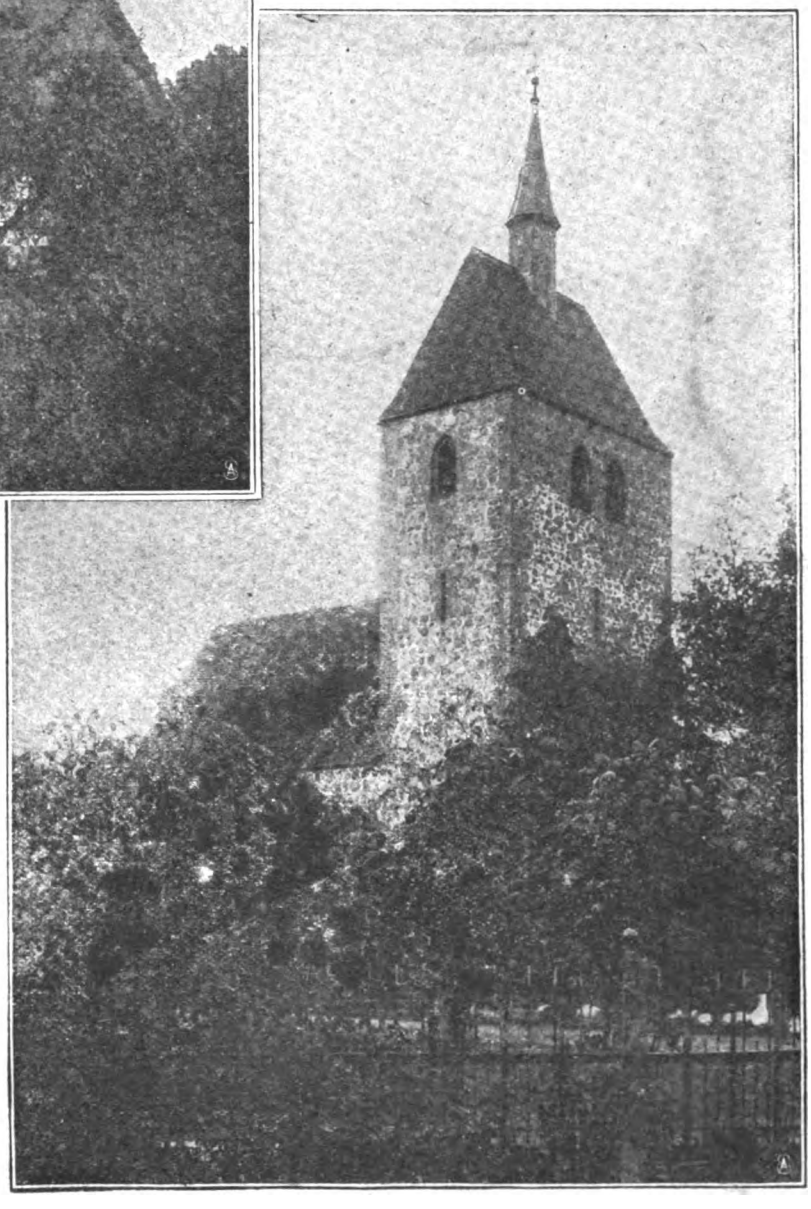
Trutzkirche in Kuhsdorf.

Der ländliche Kirchenbau hat andere Voraussetzungen als der städtische, und zwar um so mehr, je älter er ist. Die Unsicherheit machte sich in den Städten hinter Mauer, Wall und Graben weniger fühlbar, auch flossen die Geldmittel reicher. Die Stadtkirchenbaumeister begegneten daher schon in alter Zeit keinem Hindernis, wenn es sich darum handelte, dem religiösen Empfinden entsprechend das Gotteshaus in das denkbar feierlichste Gewand zu kleiden. Auf dem flachen Lande aber war Sengen und Brennen alltäglich. Da konnte das Gotteshaus kein Prachtbau sein, sondern wurde zum Nutzbau. Seine Mauern wurden stark, die Kirche wurde zur Trutzkirche, in der die bäuerliche Gemeinde beim Nahen des Feindes Schutz suchte. Ernste, düster und schwerfällig in dem Lande liegende Klötze sind daher vielfach die ländlichen Kirchen, die der gleichen Zeit entstammen, in der die heitere Gotik in den Städten blüht.

Die Prignitz ist reich an solchen Trutzkirchen. Ein wuchtiges Bild gibt die Kirche zu Kuhsdorf bei Pritzwalk ab. Ihr Turm hat neun Fuß starke Mauern und bot in seinem Innern Raum für die ganze Gemeinde. Er ist mit Schießscharten ausgestattet und gewährte ausreichenden Schutz gegen streifende Banden.

Als ein in den Formen gefälligeres Muster für Prignitzer Trutzkirchen kann die Kirche zu Reckenlin bei Pritzwalk gelten. Ihre kriegerische Bestimmung zeigt sich in den deutlich unterhalb der Glockenfenster sichtbaren Schießscharten. — Diese aus Granitfindlingen erbauten Kirchen weisen in die Zeit des 12. Jahrhunderts hin, wo das Deutschtum mit dem Schwerte das Christentum in die Landesteile trug, für die sich seit Mitte des 14. Jahrhunderts der Name Prignitz einbürgerte und in denen neben anderen die Städte Perleberg, Pritzwalk und Wittstock entstanden. Aber so schmucklos und ernst diese Kirchen aus der ältesten christlichen Zeit unserer Mark sind, so würdig und feierlich muten sie auch an. Mögen sie noch lange trotzen! — Ein Wunsch, den man für viele ländliche Kirchen der späteren ruhigen Friedenszeit kaum hegen kann.

Da erscheinen seit dem 17. Jahrhundert dürftige Fachwerkbauten, so ärmlich, daß sie das religiöse Empfinden beleidigen. Bei ihnen ist schon viel geschehen, wenn sie wenigstens in der äußeren Form noch den Kirchenbau erkennen lassen, wie beispielsweise die Kirche zu Schönebeck bei Dannenwalde und zu Kreuzburg bei Perleberg.



Kirchturm mit Schießscharten in Reckenlin.

Digitized by Google

Fachwerkkirche mit hölzernem Glockenturm in Kreuzburg.

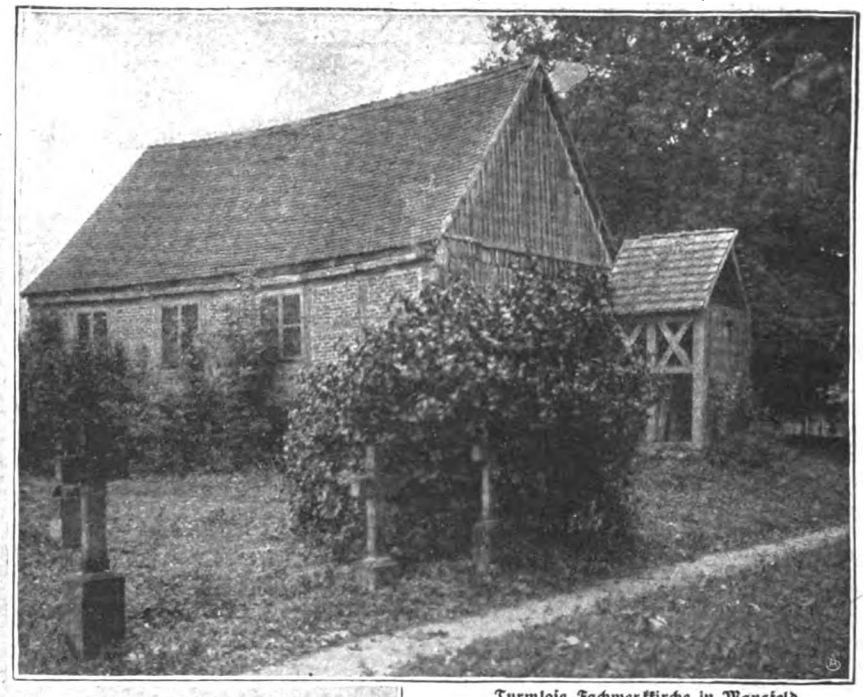
Dagegen läßt die Kirche zu Mansfeld bei Putlitz nur aus ihrer Umgebung, dem Kirchhof und dem abseitsstehenden Glockenstuhl, den flüchtigen Beschauer erkennen, daß er eine Kirche vor sich hat. Und doch ist die Kirche zu Mansfeld nicht etwa eine vereinzelte Form, sondern ebenso wie alle bisher beschriebenen Kirchen nur ein Beispiel für eine starke Gruppe.

Der Prignitzer Bauer muß fürchten, daß diese Art, dem Herrn Häuser zu bauen, in geistige Verbindung mit der Ver-

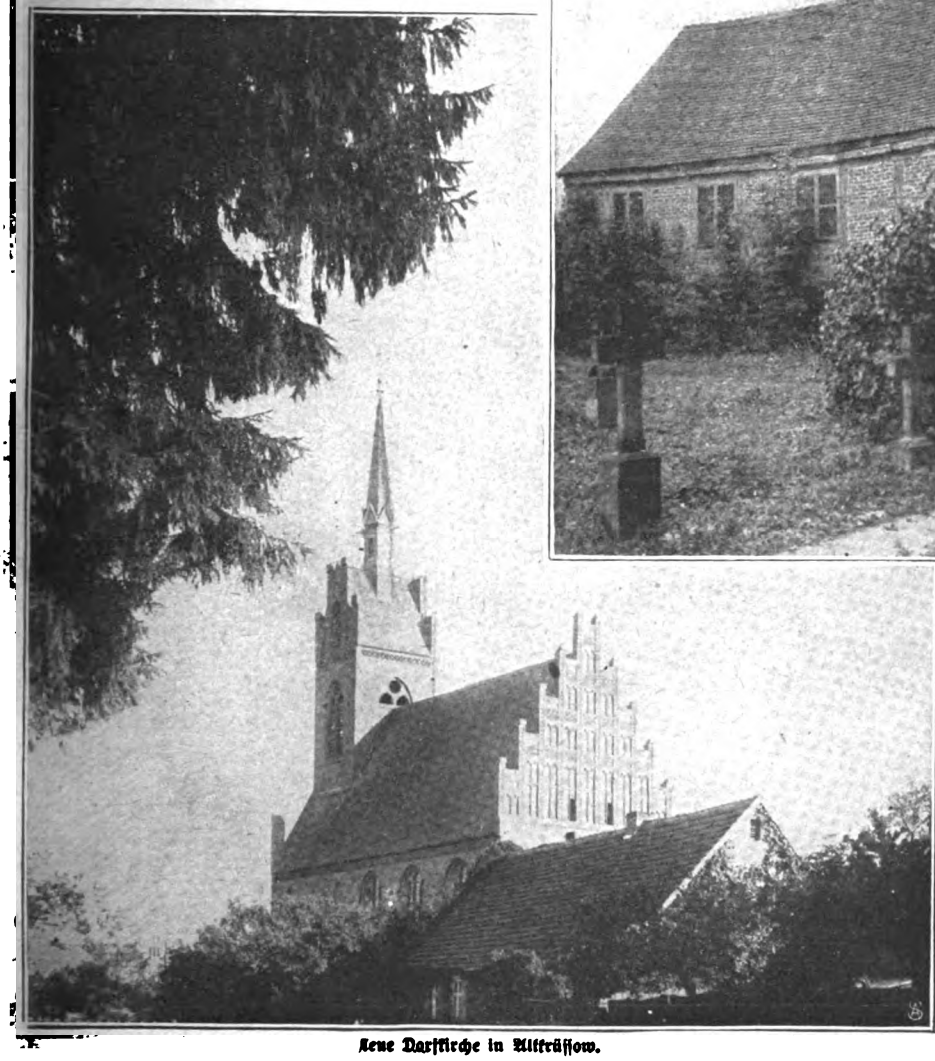
Fachwerkkirche in Schönebeck.

Digitized by Google

knechtung des Landes unter dem Adel gebracht wird, die erst mit der Bauernbefreiung zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihr Ende erreichte. Es ist zu hoffen, daß sein



Turmlose Fachwerkkirche in Mansfeld.



Neue Dorfkirche in Altkrüssow.

schon seit Jahrzehnten festgegründeter im Kriege jetzt noch erheblich gewachsener Wohlstand in dem Bauern den Sinn für ein würdiges Gotteshaus erstarken läßt, wofür denn auch bereits Anzeichen zu erkennen sind.

Einen schönen Anfang hat die Gemeinde zu Altkrüssow schon vor einer langen Reihe von Jahren gemacht. Der reich verzierte Backsteingiebel ihrer Kirche ist zwar nur eine peinliche Nachahmung des Westgiebels der Kapelle des Klosters zum Heiligen Grabe bei Techow, gibt aber dadurch nichtsdestoweniger dem Leser den Anblick eines der schönsten Stücke Prignitzer Baukunst.

England, Rußland und die Murmanküste.

Von Dr. C. Mühling.

Der Weltkrieg wäre längst zu Ende, wenn unsere Feinde nicht gerade in den Augenblicken, in denen sie durch eine schwere militärische Niederlage, durch das Mißlingen einer diplomatischen Aktion oder durch irgendeine andere herbe Enttäuschung für den Frieden reif waren, das Glück gehabt hätten, durch eine neu erblühende Hoffnung wieder aufgerichtet zu werden. Freilich müssen wir anerkennen, daß sich auch in diesem Falle Verdienst und Glück verkettet haben. Denn die Staatsmänner, welche die Zügel der Regierung in den uns feindlichen Ländern führen, haben jedesmal die ihnen neu erstehende Hilfe mit großer Meisterschaft dazu benutzt, die Siegeszuversicht ihrer Völker zu beleben, indem sie durch eine Propaganda von niemals dagewesener Ausdehnung und Wirksamkeit jede Hoffnung in eine Gewißheit verwandelten und jedes Versprechen wie eine schon erfolgte Leistung erscheinen ließen.

Auch als die größte Enttäuschung sie traf, die sie in diesem Kriege erlitten haben, als die von ihnen nicht vorhergesehenen Folgen der russischen Revolution, zu deren Ausbruch sie aus Mißtrauen gegen den Zaren sehr wesentlich beigetragen hatten, sie der Millionenheere ihres östlichen Verbündeten beraubten, da erschien fast gleichzeitig zu ihrer Hilfe ein neuer Kämpfer auf dem Schlachtfeld, — Amerika, dessen militärische Leistungen zwar die des verlorenen Bundesgenossen schon deshalb nie ersetzen werden, weil seine Heere uns nicht zum Zweifrontenkrieg zwingen können, das aber durch die finanzielle Hilfe, die es ihnen leistete, von ungeheurer Bedeutung wurde. Länger als ein Jahr hat es gedauert, bevor eine namhafte amerikanische Armee auf französischem Boden stand, aber während dieser Zeit der Vorbereitungen haben die Staatsmänner und die Zeitungen der Entente durch jene sich auf maßlose Übertreibungen stützende Siegeszuversicht, die sie auch nach den größten Fehlschlägen immer wieder und immer lauter verkündeten, die Widerstandskraft ihrer Völker aufrechterhalten.

Im Frühling dieses Jahres, ungefähr ein Jahr nach der amerikanischen Kriegserklärung, begann man aber einzusehen, daß die amerikanische Hilfe bei dem immer deutlicher werdenden Mißverhältnis zwischen Versprechen und Leistung nicht einmal zur Nährung der Siegeszuversicht, geschweige denn zur Vertreibung der deutschen Heere aus den von ihnen besetzten Gebieten und zur endgültigen Niederwerfung Deutschlands ausreichen würde. Immer lebhafter wurde die Forderung erhoben, den unentbehrlichen verlorenen Bundesgenossen an der Ostfront wiederzugewinnen. Man versuchte zu diesem Zweck zunächst, die Bolschewiki, die man nach dem Abschluß des Friedens von Brest-Litowsk mit den wütendsten Schmähungen überhäuft hatte, durch gütiges Zureden zu neuem Eingreifen zu bewegen. Diese Bestrebungen gingen von Amerika aus, wo man das gewaltsame Vorgehen gegen Rußland, zu dem die japanische Hilfe nicht entbehrt werden konnte, solange wie möglich hinauszuschieben versuchte. Wilson versprach, die Sowjetregierung anerkennen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen zu wollen, wenn sie sich nur wieder dem „Kampf für Freiheit und Recht"

Digitized by Google

anschließen würde, und auch in England schlug man freundlichere Töne gegen die abtrünnigen Friedensapostel im Kreml an. Aber die Bolschewiki, deren Daseinsberechtigung aufgehört hätte, wenn sie Rußland in einen neuen Krieg verwickelt haben würden, lehnten alle diese Anerbietungen ab. So entschloß man sich denn, den Versuch zur Beseitigung der Bolschewiki in der Hoffnung zu unternehmen, daß die ihnen feindlich gesinnten Parteien sich zum Kriege entschließen würden, wenn man die diplomatische und militärische Verbindung mit ihnen hergestellt und durch Taten bewiesen hätte, daß ein wieder in den Krieg eintretendes Rußland auf die wirksamste Unterstützung der Entente rechnen könne.

Zuerst erscholl wiederum der Ruf nach der japanischen Hilfe. Er wurde am lautesten in Frankreich erhoben, fand in England wenigstens ein schwaches Echo, wurde aber in Amerika mit dem größten Mißtrauen vernommen. Da auch Japan selbst sehr wenig geneigt war, im Interesse seiner Bundesgenossen durch eine gefährliche und kostspielige Unternehmung für sich selbst lediglich Ergebnisse zu erzielen, die es auch auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen erzielen konnte, so wurde gleichzeitig unter der Führung Englands der andere Weg beschritten, auf dem man zu einer Verbindung mit den den Bolschewiki feindlichen Elementen der russischen Bevölkerung gelangen konnte. Dieser zweite Weg führte über das nördliche Eismeer. Während die Versuche, Japan endlich zum aktiven Eingreifen in den Krieg zu bewegen, durchaus nicht aufgegeben und durch die Unterstützung der tschechisch-slowakischen Bewegung und aller gegenrevolutionären Bestrebungen in Rußland in jeder Weise gefördert wurden, griff man zugleich vom hohen Norden Rußlands in die inneren Verhältnisse des Landes ein. Englische, serbische und amerikanische Truppen landeten an der Murmanküste, jenem langgestreckten, an guten, durch den Golfstrom immer vom Eise freigehaltenen Häfen reichen Felsenstrand, der schon während des ganzen Krieges die einzige dauernde Verbindung zwischen Rußland und seinen westlichen Verbündeten ermöglicht hatte.

Die Art, wie diese Landung vorbereitet wurde, ist geradezu typisch für die Methoden, deren sich die Engländer stets bei ihren Welteroberungsplänen bedient haben. Sooft sie ihren Fuß auf ein Stück Erde setzen, das ihnen zur Vervollständigung ihrer Herrschaft über die Meere unentbehrlich erscheint, dann suchen sie immer den Schein zu erwecken, daß sie von unterdrückten Bevölkerungen zur Befreiung gerufen worden sind. Auch an der Murmanküste mußte zunächst diese Aktivlegitimation zum Einschreiten geschaffen werden. Das war in diesem Falle nicht ganz leicht. Denn das hinter der Murmanküste liegende Gebiet, die Halbinsel Kola und das an Finnlands Ostgrenze stoßende Ostkarelien mit seinen beiden Seen, dem Onega- und dem Ladoga-See, ein Gebiet, das nur um ein Drittel kleiner ist als das Königreich Preußen, ist nur von 200 000 weit von einander wohnenden Bauern bevölkert; der größte Teil des Landes ist im Besitz des Staates und der Klöster, und diese dünn gesäte Bevölkerung setzt sich aus Großrussen und Finnen zusammen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß sie sich, wenn man sie auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes über ihre Staatsangehörigkeit entscheiden ließe, für die Angliederung an das neuerstandene finnische Staatswesen entschließen würden, zu dem diese Gebiete geographisch und wirtschaftlich immer gehört haben.

Aber es ist natürlich in jedem Lande möglich, wenn die erforderlichen Geldmittel in reicher Fülle zur Verfügung stehen, eine kleine Minderheit von Personen zu finden, die den Ruf nach Befreiung so laut erschallen lassen, daß sie die durch eine geschickte Preßpropaganda vorbereitete und englischen Edelmutsbeteuerungen allzu willig glaubende Welt für die Mehrheit hält. Und so gelang es denn englischer Bestechung, am 24. Mai in Petrosawodsk, der kleinen am Onegasee und an der Murmanbahn gelegenen Hauptstadt des südlichen Ostkareliens, eine Versammlung von Abgeordneten der Sowjets zustande zu bringen, die nach einem in London ausgearbeiteten Vorschlag beschloß, die „Eismeer-Onega-Republik" zu begründen, die außer der Halbinsel Kola ein Gebiet umfassen soll, das im Osten vom 38. Längengrad, im Süden vom Südufer des Onegasees und dem Flußlaufe des Swir und im Westen vom Ostufer des Ladogasees und der finnischen Grenze umschlossen wird. Diese Republik, so wurde beschlossen und durch die ganze Ententepresse als Willen des ostkarelischen Volkes verkündet, wird sich der russischen Föderation zwar anschließen, aber gleichzeitig in ein enges wirtschaftliches Bündnis mit England treten und England das Recht einräumen, für die militärische Verteidigung der Republik zu sorgen. Diese militärische Verteidigung sei aber sofort in höchstem Grade notwendig, weil die junge Republik von den in Finnland stehenden deutschen Heeren bedroht sei, und England habe ein um so größeres Recht, sie sofort in die Wege zu leiten, weil die großen Lager an Kriegsmaterial, die an der Murmanküste und in Archangelsk während des Krieges im Interesse des russischen Bundesgenossen aufgehäuft worden seien, sonst in die Hände der Deutschen fallen würden.

So war die Aktivlegitimation für die militärische Besetzung der Murmanküste geschaffen. Es war klar, daß die Sowjetrepublik, zu der jene Gebiete gehören, das englische Eingreifen wie eine Kriegserklärung betrachten würde. Deshalb suchte man sie, bevor man zur Tat schritt, durch feindliche Maßregeln einzuschüchtern, die das Völkerrecht in unerhörter Weise verletzten und den verhaßten Häuptern der großrussischen Regierung beweisen sollten, daß man sie nicht im geringsten fürchte. Anfang Juni veranstaltete man in England Zwangsaushebungen unter den dort lebenden Russen zur englischen Armee und kümmerte sich nicht im geringsten um den gegen diese Vergewaltigung eingelegten Protest des russischen Ministers des Äußeren. Um die Mitte des Juni wurden alle in englischen und amerikanischen Häfen liegenden russischen Schiffe beschlagnahmt. Der Protest Tschitscherins gegen diese neue Gewalttat wurde mit der Berufung auf den russisch-englischen Vertrag von 1916 beantwortet, der England ermächtigte, russische Schiffe zu Kriegszwecken zu benutzen, aber doch nur so lange gültig sein konnte, wie Rußland am Kriege teilnahm. Wie bitterer Hohn mußte es angesichts dieses durch solche Maßregeln zwischen der Sowjetregierung und England geschaffenen Verhältnisses klingen, wenn Robert Cecil am 2. Juli auf die vom Abgeordneten King im Unterhause an ihn gerichtete Frage, ob England oder die Verbündeten der russischen Sowjetregierung maritime oder militärische Unterstützung angeboten hätten oder anbieten würden, um Rußland die Häfen der Murmanküste gegen Finnland und Deutschland zu erhalten, antwortete, daß eine Aufforderung der Sowjetregierung zu militärischem Beistand in London wohlwollende Erwägung finden werde. An diesem Tage lagen bereits zwei englische Schiffe in den Murmanhäfen, und in Kandalakk, der an der westlichen Spitze des Weißen Meeres gelegenen Station der Murmanbahn, war ein Zug mit Engländern, Franzosen und sowjetfeindlichen Russen eingetroffen.

Schon am 17. Juni hatte Tschitscherin in einer Note an die Ententevertreter Verwahrung gegen das Verbleiben von Kriegsschiffen kriegführender Staaten in den nördlichen Häfen Rußlands eingelegt. Das Organ der Sowjetregierung, die Iswestija, veröffentlichte eine ganze Reihe von Artikeln gegen die Versuche der Entente, Rußland wieder in den Krieg zu verwickeln, Artikeln, deren Heftigkeit sich steigerte, bis sie am 2. Juli in einer „Letzten Warnung" gipfelten, in der es heißt: „Alles das, was die Alliierten unternehmen, verfolgt nur den Zweck, Rußland in einen neuen Krieg zu stürzen, ohne dabei im geringsten die Vorbereitung zu einem solchen und noch weniger den Willen des russischen Volkes zu berücksichtigen. Die Urheber dieses Abenteuers mögen bedenken, daß sie sich bei der Verwirklichung ihrer Pläne an dem verzweifelten Widerstand des revolutionären Rußlands stoßen werden." Auch die Presse der skandinavischen Länder griff nun in diesen Streit ein. Die schwedische Lanskronposten erklärte z. B., daß die Operationen Englands an der Murmanküste dem Wunsche entspringen, Rußland daran zu hindern, ans Meer vorzudringen, was stets die Politik Englands gewesen sei.

Aber man kümmerte sich in London nicht um diese papiernen Proteste Rußlands und der Neutralen. Am 11. Juli hatten englisch-amerikanische Truppen schon den nördlichen Teil der Murmanbahn bis Kem besetzt, und die Befehlshaber der Ententestreitkräfte erließen gemeinsam mit den bestochenen Sowjets in Petrosawodsk eine Proklamation, in der die Besetzung des Gebietes durch Ententetruppen mit der Notwendigkeit des Schutzes des Ententeeigentums gegen Deutsche und Finnen, mit der Bitte der Einwohner um Hilfe gegen finnische Angriffe und mit der Absicht begründet wurde, die Eismeergebiete dem zurzeit ohnmächtigen Rußland zu erhalten. So verhüllte nach altenglischer Überlieferung die scheinheiligste Heuchelei die Absichten dieser Unternehmung, die eine Verbesserung der ungünstigen Kriegslage bezweckte.

In Wirklichkeit jedoch greift diese jüngste Unternehmung Englands weit über ihre nächstliegenden Ziele hinaus. Wie aus Cypern, wie aus Ägypten, wie aus Gibraltar und Malta wird England auch aus jenen Gebieten seine Truppen nie mehr zurückziehen, wenn sie nicht gewaltsam hinausgeworfen werden. Eine neue Zwingburg an einer wichtigen Weltverkehrsstraße soll zur Abschließung Rußlands vom Weltverkehr dort oben entstehen, das Netz, mit dem der englische Imperialismus die Weltmeere umschließt, soll um ein Gebiet geschlungen werden, das von seinem Einfluß bislang unberührt war.

Digitized by Google

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(7. Fortsetzung.)

„Verzeih', wenn ich dir wehgetan habe", sagte Ladislaus.

Matthias lächelte und sagte etwas Verbindliches. Er dachte an die Hinrichtung seines Bruders. Das Lächeln kam nicht bis in seine Augen.

Der König erwiderte seine Worte gleich verbindlich, und so kamen sie ins Gespräch. Sie redeten von ihren Studien wie Schulknaben, fragten einander aus und erzählten gewisse Eigenheiten ihrer Lehrer. Ladislaus rühmte seinen Aeneas Sylvius, Matthias seinen Johannes Vitez. Sie tauschten ihre Meinungen über Dichtwerke aus, die sie gelesen hatten. Ladislaus liebte am meisten den Virgil, Matthias den Ovid. Ladislaus zog die Dichtkunst den Wissenschaften vor, Matthias trat für die Wissenschaften ein. Sie begannen einen langen Disput darüber und würzten ihre Ausführungen mit vielen Zitaten aus den Alten. So prunkten sie voreinander, und Ladislaus ward dabei heiter und vergaß sein elendes Gefährt und den schlechten Weg, und stieß der Wagen einmal gar zu sehr, so scherzte er darüber.

Die Nacht verbrachten sie in einer slowakischen Bauernhütte, die mit noch ein paar andern ein kleines Dorf bildete. Es war kalt. Ein Feuer wurde in der Mitte angezündet. Der Bauer, ein uralter Mann, durfte in der Hütte bleiben und hatte das Feuer quick zu halten. Draußen regnete es langsam und stetig. Es klang wie leises Knistern.

König Ladislaus hatte den Mantel abgelegt und stand vor dem Feuer. Er streckte sich etwas. — Matthias sah ihm in die Augen. — „Wie Ihr meinem Bruder ähnlich seid, Herr!" sagte er. Der Pfeil war wohl gezielt, und er traf.

Der junge König sank in sich zusammen; seine Augen wurden hilflos, schienen nahe am Weinen.

„Ich wollte, ich wäre er!" sagte er traurig und trat in den Winkel zurück, wo sein Lager bereitet war. Als er glaubte, daß der andere schon schlafe, weinte er wirklich, und das tat ihm wohl. —

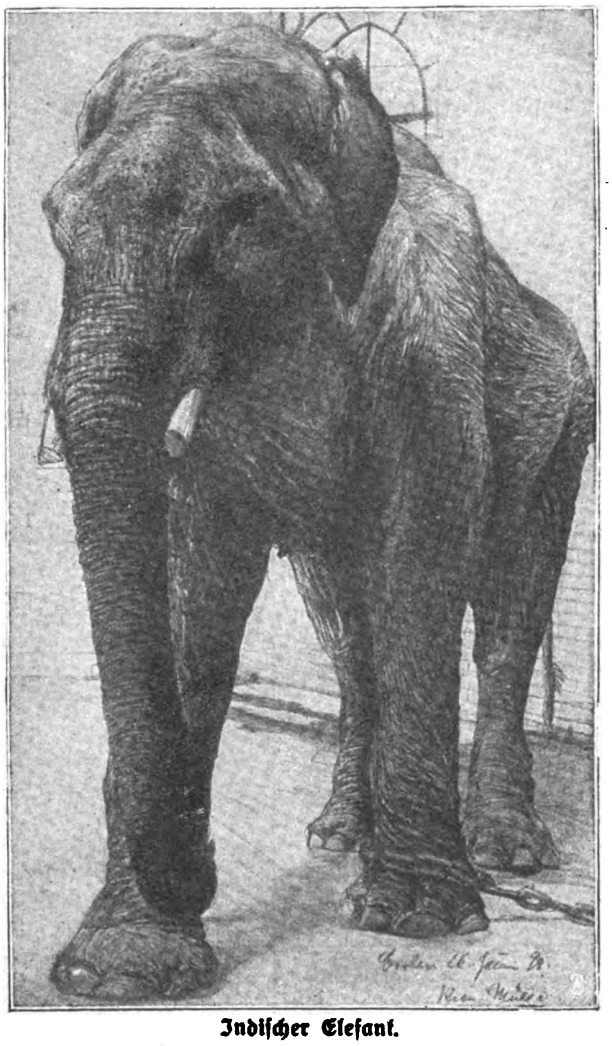
An einem trüben Novembertag starb König Ladislaus in Prag. Matthias wurde von dem neuen Böhmenkönig Georg von Podiebrad übernommen. Er war in den letzten Wochen viel mit König Ladislaus beisammen gewesen, und da man munkelte, der König sei an Gift gestorben, so sagten etliche, Matthias habe es ihm beigebracht. Aber der junge Hunyader saß auch jetzt nur über seinen Büchern.

Zu dieser Zeit war Herr Michael von Szilagy der Herr über den größten Teil von Ungarn. Es war an ihm, sich zum König wählen zu lassen. Viele erwarteten es, manche forderten es. Ihm selbst aber schwindelte vor seinem Triumph, und das eben jetzt, wo er ihn so nahe sah wie eine reife Frucht, danach er nur zu greifen brauchte. Er hatte so oft mit großen Worten dargetan, er kämpfe nur für den jungen Matthias, daß er sich dadurch gebunden erachtete; er, den kein Gewissen band, hatte sich mit seinen hohlen Worten gebunden.

Während die Prälaten und Magnaten in Ofen auf der Burg zusammentraten und die Adelschaft auf dem Rakosfelde der Wahl harrte, sie zu bejubeln oder abzulehnen, zog Herr Michael mit seinem Heer nach Pest, und er ließ dort Galgen und Blutgerüste aufstellen und jeden von seinen Feinden, den er in seine Gewalt bekam, kurzerhand hinrichten. Da kamen die Prälaten und Magnaten alsbald zu der Erkenntnis, daß es für das geliebte Vaterland keinen bessern König gäbe als den so reich begabten Sohn des großen Türkensiegers. Und einhellig wählten sie ihn zum König, und die Adelschaft bejubelte die Wahl endlos. Zugleich aber wurde Herr Michael von Szilagy zum Reichsverweser auf fünf Jahre gewählt.

Der junge König war noch in Prag bei König Georg; an den wurde eine Gesandtschaft gesandt, damit er ihn freigebe. Eine andere Gesandtschaft ging zu Friedrich von Österreich, in dessen Besitz noch von Albrecht von Habsburg her die ungrische Krone, die Krone des heiligen Stephan, sich befand; sie war fünfundzwanzig Jahre außer Landes gewesen und sollte nun zurückgeholt werden.

Herr Michael indessen trachtete dem Ziel, das er doch schon verpaßt hatte, weiter vorzuarbeiten. Er machte Herrn Nikolaus von Ujlak zum Wojwoden von Siebenbürgen und Herrn Stephan Garai zum Palatin, und die hinwieder besetzten alle Stellen, die sie vergeben oder worauf sie Einfluß nehmen konnten, mit ihren Geschöpfen. Jetzt mochte die Puppe nur kommen und am Ende auch noch sich krönen lassen! Herr Michael strich sich lachend seinen asiatischen Schnurrbart.



Indischer Elefant.
Zeichnung von Richard Müller.

In der letzten Januarwoche war Matthias zum König gewählt worden, schon Mitte Februar zog er in Ofen ein. Er kam ohne Gepränge, in bescheidener Tracht, wie er sie als Gefangener getragen hatte, und sprach mit jedem, mit dem kleinen Landadligen, mit dem Bürger, dem Bauer. Er wehrte den großen Huldigungen, aber vor ihm her lief das Gerücht von seiner Leutseligkeit und Güte.

Unter der Geistlichkeit gewahrte er einen Greis, der Tränen der Freude in den Augen hatte. Es war Johann Vitez, sein alter Lehrer. Matthias trat vor allem Volke auf ihn zu, neigte sich vor ihm, der vor ihm niederknien wollte, fing ihn in seinen Armen auf und küßte ihn auf beide Wangen.

Dieser Johann Vitez, jetzt zur Bischofswürde erhoben, wurde sein erster Ratgeber.

Digitized by Google

„Vater," sagte er zu ihm, „du hast mir immer die Nachahmung der Alten empfohlen. Laß mich deinen Rat befolgen. Der alte Michael von Szilagy hat meinen Vater zum Erbgrafen von Bistritz gemacht, als er ihn von Ofen weghaben wollte; ich will jetzt den Szilagyer zum Erbgrafen von Bistritz machen."

So wurde Herr Michael unter höchst ehrenden Ausdrücken nach Siebenbürgen geschickt. Ein ansehnlicher Heeresteil wurde ihm belassen; denn seine Aufgabe war auch, das Land gegen etwaige Einfälle der Türken zu schützen.

Unnennbaren Ingrimm im Herzen, zog Herr Michael nach Siebenbürgen ab. Er ging zunächst auf seine Burg Hermannstadt, und dorthin beschied er die Vizgrafen, damit sie seine Weisungen empfingen. Er gab ihnen gar keine, erging sich nur in wahllosen Schmähungen gegen den König und ließ durchblicken, daß er selbst wenigstens Herr von Siebenbürgen sein müsse. Wehe jedem, der sich wider seine Herrschaft erhob, wider sie nur zu murren wagte! Es gab genug Holz hier zu Galgen und Blutgerüsten, mehr als sonstwo in der Welt.

Die Vizgrafen sagten sich: Jetzt, stolze Sachsen, ist eure Zeit gekommen. Herr Michael ist jetzt König im Lande, und wir sind seine Grafen.

Sie begingen in wenigen Wochen mehr Gesetzwidrigkeiten und Ungerechtigkeiten als vorher in Monaten, und das sichtbare Zeichen dafür war, daß sie an der Westseite der Stadt, knapp an der Stadtwiese, einen festen Turm erbauen ließen, um eine Besatzung dareinzulegen, wie sie offen verkündigten. Wieder mußten die Bürger mit ihren Pferden dazu frohnen, aber auch mit ihren Knechten und Söhnen.

Martin Kretschmer war damals Richter der Stadt; zu Ostern sollte ihm Ulrich Thümmel folgen. Die beiden Meister saßen jetzt oft beisammen und berieten sich, was in solchen Zeiten zu tun sei. Es war unmöglich, eine Botschaft an den König zu senden, weil sie sofort von den Knechten des Szilagyers abgefangen worden wäre, der Szilagyer selbst aber hatte die Nösener seinen Vögten preisgegeben; von ihm war keine Gerechtigkeit zu erwarten. Auch Meister Martins ältester Sohn mußte an dem Bau des Turmes fronen. Das war zur besonderen Schmach für die Stadt ausgedacht. Wer einen Sohn über sechzehn Jahre hatte, mußte ihn zum Bau schicken oder sich mit schwerem Gelde lösen. Ihn aber, den Stadtrichter, hatten sie mit Hohn hinweggeschickt.

Der Bau ging so rasch vonstatten, daß am Gründonnerstag das Gleichenfest war. Die Mauern waren mit buntgeschmückten Tannenbäumchen geziert, vom Kirchturm wurde ein lustiger Haynal geblasen, die Stadtmusikanten standen auf der Wiese und spielten auf, und die beim Bau gefront hatten, sollten tanzen.

Die Vizgrafen hoch zu Roß hielten unter der Eiche und warteten, die Männer und Burschen standen da in festlicher Kleidung, aber keiner wollte zu tanzen beginnen.

„Werdet ihr tanzen, Hunde!" schrie Herr Stefan von Hedersa, ritt hin und hieb denen, die zunächst standen, mit der Reitgerte über den Rücken; er lachte, wie sie davonsprangen.

Es schien einigen daraufhin doch angezeigt, zum Tanz anzutreten, und die übrigen mußten nun auch mittun. So tanzten sie einen Sächsischen, während die beiden Herren unter der Eiche immer wieder auflachten und mit den Gerten bald nach diesem, bald nach jenem wiesen, der ihnen gar zu drollige Sprünge zu machen schien.

Als alles tanzte, ritt Herr Michael Székely hinzu und warf Silberstücke unter die Leute, wie es Gepflogenheit der ungrischen Herren war, wenn sie zu ihren Hörigen kamen und vor ihnen getanzt wurde.

Als sich niemand nach den Geldstücken bückte, kam auch Herr Stefan heran und schlug die Burschen und Männer über die Köpfe, damit sie das Geld aufhöben. Da bückten sie sich. Wieder lachten die beiden Herren.

Aber ein junger blonder Bursche, der gar fein herausgeputzt war, bückte sich nicht. Das war der Sohn des Richters und Müllers. Herr Stefan kannte ihn gut. Der hatte damals unter den Lauben den Denar aufgehoben und dem Pharöner gereicht. Warte, Söhnchen, heute sollst du dich noch schön bücken lernen!

„Heda, du Taugenichts," rief er hinüber, „was bückst du dich nicht um den Denar, der vor dir an der Erde liegt? Wirft man dem Hunde einen Brocken hin, daß er in die Luft schnobere und weggehe?"

Herr Michael sagte seinerseits: „Heb nur das Geld auf. Es ist deine Löhnung. Du hast doch gerade so fleißig gearbeitet wie die andern, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, heißt es in der Schrift."

So höhnten sie reihum. Aber der Bursche stand da, die Wangen brennend, die Augen unter den halbgesenkten Lidern blitzend, und rührte sich nicht. Er war kaum sechzehn Jahre alt, aber groß und stark für sein Alter.

Da riß Herrn Stefan die Geduld. Er ritt hinzu, damit er den Burschen mit seiner Gerte so zerschlage, daß er am Ende winselnd bat, das Geldstück aufheben zu dürfen. Es kam nicht dazu. Der Junge, gewohnt mit Pferden umzugehen, griff in die Zügel und riß im nächsten Augenblick Herrn Stefan aus dem Sattel. Und eine solche Wut war über ihn gekommen, daß er den Ungarn, wie er ihn jetzt unter seinen Händen hatte, erwürgt hätte, wenn ihm nicht die andern in den Arm gefallen wären.

So wurde Herr Stefan gerettet und konnte wieder aufsitzen, aber er winkte sogleich dem andern Vizgrafen und ritt mit ihm zur Burg hinauf.

Erst jetzt kam allen zu Bewußtsein, was geschehen war, und da es nun einmal geschehen, mußte weiter gehandelt werden. Es gab keinen Einhalt mehr. Wenn je, so war es jetzt an der Zeit.

Der Rat trat zusammen. Meister Kretschmer war zu erregt, Meister Ulrich Thümel übernahm den Vorsitz. Es gab nichts zu beraten. Die Burg mußte gebrochen werden, sonst wurde eben die Stadt gebrochen.

Meister Georg Eyben saß unter den Ratmannen. Seine Burg stürzte in Trümmer, er sah es. Aber sie mußte stürzen. Es galt die Freiheit aller. Und er sagte:

„Ich habe die Pläne der Burg gemacht; ich kenne alle ihre Kammern, alle Zugänge, alle ihre Schwächen. Ich will sie euch angeben."

Die Irtenträger wurden sogleich zu den Meistern, die Irtengesellen zu den Gesellen gesendet, damit sie alle Zünfte zu den Waffen riefen. Und alsbald füllte sich die Stadt mit Männern und Jünglingen, die zu den Rüstkammern eilten und mit Waffen, mit Schwertern, Hellebarden, Spießen, Streitkolben, Morgensternen, Armbrüsten zurückkehrten.

Zugleich wurden Boten in die Dörfer zu den Gräfen geschickt. Noch am selben Abend kamen sie, hoch unter ihnen Gräf Engelbrecht von Treppen. Wer nicht Kriegswaffen hatte, trug Axt, Sense oder Heuzinke. Schon waren Hunderte beisammen, und sie wurden zu Tausenden.

Noch immer erwartete man neue Scharen. Die sich bis dahin gesammelt hatten, brachen in den Fronturm ein und zündeten oben aus dem Gerüstwerk und den bänderbehangenen Bäumchen ein großes Feuer an, das hinaufleuchten sollte zu denen in der Burg, die sich mit ihren Knechten dort feige hinter den starken Türen verkrochen und zittern mochten, wenn sie hier die gewaltige Heerschar sahen; die Gewaffen warfen Blitze in die Nacht.

Andere hatten ihre Wut gegen das Haus B. C. gewendet und waren dort eingebrochen, hatten Fenster und Türen und die Einrichtung zerschlagen und die Teppiche zerschnitten und zerrissen. Man wollte das Haus in Brand stecken, aber die Besonnenen rieten davon ab, weil eine Gefahr für die Nachbarhäuser daraus entstehen konnte.

Am morgigen Tag schon sollte die Burg angegriffen werden. Es war der schwarze Freitag. Fürwahr, ein schwar-

Digitized by Google

zer Freitag sollte es für die Zwingherren droben werden. Man schlief kaum. Ein stetiges Brausen und Murren von den vielen Menschen erfüllte die Stadt.

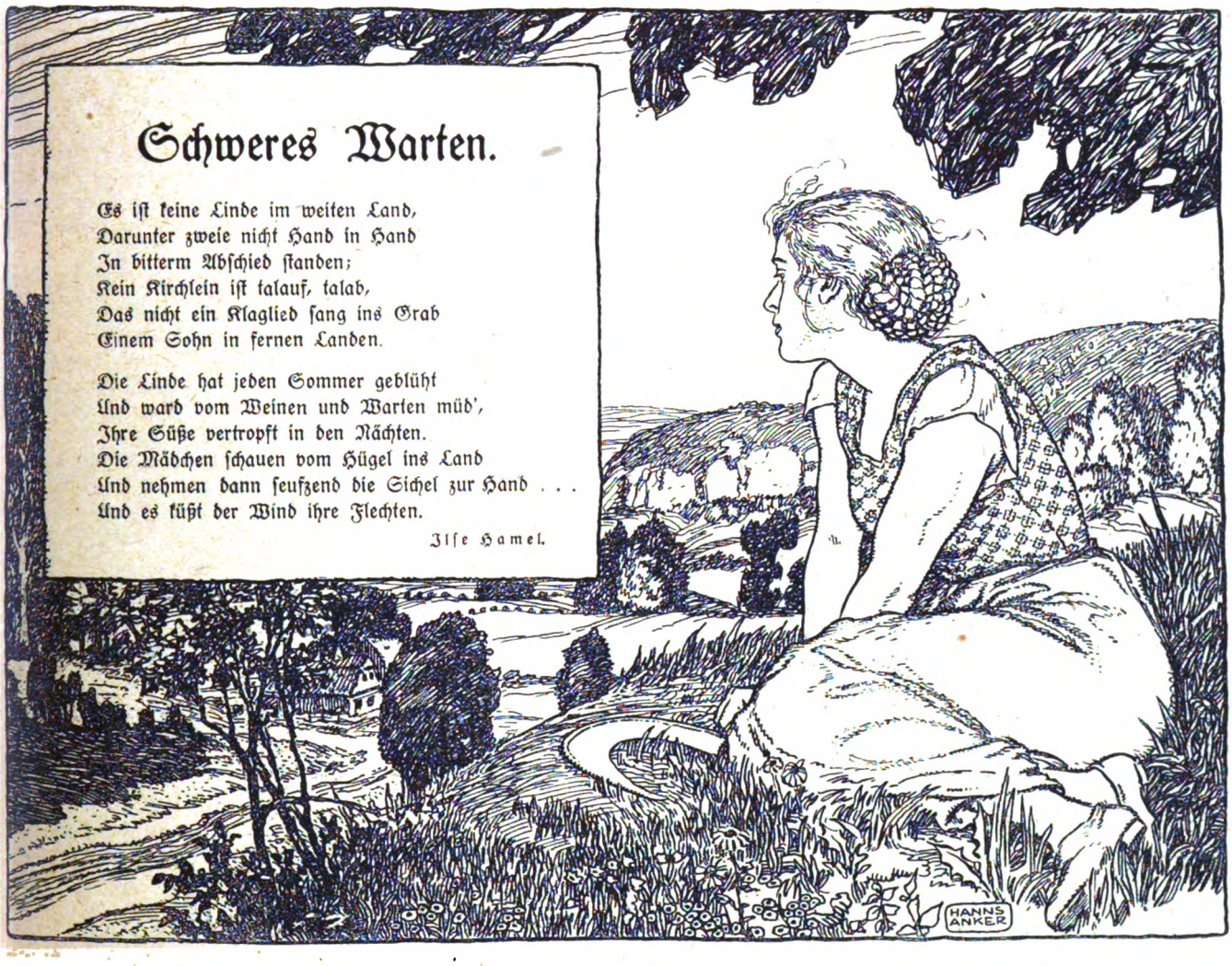
Und am Morgen, früh, als kaum der Tag zu grauen begann, zog man aus. Meister Ulrich Thümmel war der Führer, aber Meister Georg Eyben hatte die Stelle angegeben, wo die Burg am schwächsten war, und Meister Kretschmer rief die Leute auf. Sein junger Sohn war unter den Vordersten, dort auch Gräf Engelbrecht von Treppen. Auch die Meister Petrus Hertel und Nikolaus Gröschel und die andern Ratmannen sah man bei ihren Abteilungen. Nur die hinfälligen Greise und die waffenunfähigen Knaben waren daheim geblieben und außerdem die Schreiber. Sonst gab es keine Männer in der Stadt.

Man nahm den Weg nicht gerade auf die Burg zu, sondern seitlich, damit man sie von hinten anfalle.

nur schlecht beikam. Es gab unter ihnen nur wenig Verwundete, keinen Toten.

Am Tor aber stand schon Gräf Engelbrecht und hämmerte mit einem ungeheuren Klotz, der sein Kolben war, auf die Bohlen und Riegel los, und das Holz krachte und brach ein, und da ergriff er mit seinen Händen die eisernen Beschläge und riß sie ab, als wären sie Zunder. Und er als erster trat in die Burg.

Da war kein Knecht mehr zu sehen. Alle mußten sich in den Turm geflüchtet haben, denn von dorther kamen jetzt Pfeile und Kugeln in einem wahren Hagelschauer. Den Sachsen sprang das Blut aus den Wunden, der und jener stürzte, aber man wich nicht zurück. Die draußen drängten nach, und schon klomm man auf die Zinnen und Warttürme und drang in die Räume ein und war dort sicher. — Die ganze Burg mit Ausnahme des Turmes war in den



An einer vorbestimmten Stelle trennten sich die Scharen, damit sie von verschiedenen Seiten andrängten, und man wendete allerlei Listen an, um den Feind darüber zu täuschen, daß man seine schwächste Stelle kenne.

Ehe es zum Angriff ging, wurde noch Imbiß gehalten und dann gebetet. Alle waren voll Mutes und Zuversicht.

Der Graben um die Burg war viel zu schmal. Man hatte umsonst die Brücken aufgezogen. In kurzer Zeit waren Bäume gefällt und roh zubehauen, und der Gräf Engelbrecht mit noch ein paar starken Männern warf die Stämme hinüber auf das Steinwerk, und das war die Brücke. Umsonst schossen die Verteidiger aus den Luken Pfeile und Kugeln und warfen Steine und goßen heißes Öl und Pech herab. Bei dem großen Tor hielten sich die Angreifer gut gedeckt in sicherer Ferne, das kleine Tor aber, wo die Brücke geschlagen war, lag so, daß man den Angreifern

Händen der Sachsen. Man beratschlagte, was zu machen sei. Der Turm stand noch aus alter Zeit; er war ungemein stark. Meister Eyben kannte seinen Bauriß nicht, auch nicht die Stelle, wo er angegriffen werden konnte. Man dachte daran, Feuer anzulegen, aber die Flammen hätten ihm keinen Schaden zugefügt und nicht seine innersten Kammern betroffen. Es war nahe an Mittag. Das beste war, die Verteidiger auszuhungern.

Und in Gedanken daran hatte man seinen Vorrat hervorgeholt und begann ganz gemütlich zu verzehren, was man sich für den ersten Bedarf eingesackt hatte.

Plötzlich aber schrie einer von einer Warte aus:

„Feurio! Feurio! Es brennt in der Stadt!"

Viele eilten hinaus auf die Wälle, ungeachtet der Gefahr. Und schon sausten wieder Pfeile und Steine herab und erhöhten noch die Verwirrung. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gefangenen-Austausch.

Die lange Dauer des Krieges, die große Zahl der Gefangenen und nicht zuletzt wohl die Ernährungsschwierigkeiten, die in allen Ländern Europas den Kriegführenden den Wunsch nahelegen, eine Anzahl unnützer Esser abzustoßen, haben zu der Abmachung geführt, die Gefangenen auszutauschen. Nach dem in Bern zwischen der deutschen und der französischen Regierung getroffenen Abkommen sollen bei einer Mindestdauer der Gefangenschaft von achtzehn Monaten kriegsgefangene Offiziere in der Schweiz interniert, Unteroffiziere und Mannschaften unmittelbar in die Heimat entlassen werden, und zwar ist für die Reihenfolge der Tag der Gefangennahme entscheidend. Austausch und Internierung sollen sich grundsätzlich Kopf um Kopf vollziehen; nur für die an Zahl verhältnismäßig geringen Klassen der mehr als 45 Jahre alten Kriegsgefangenen und der mehr als 40 Jahre alten Familienväter mit mindestens 3 Kindern konkte aus Gründen der Menschlichkeit von dem Austausch Kopf um Kopf abgesehen werden. An deutschen Kriegsgefangenen, die sich achtzehn Monate in französischer Gefangenschaft befanden, kamen zur Zeit des Abkommens etwa 2000 Offiziere und 120,000 Mann in Betracht. Selbstverständlich wird der Abtransport so großer Zahlen von Kriegsgefangenen viele Monate in Anspruch nehmen. Kriegsgefangene, die zur Zeit des Abkommens am 15. April 1918 bereits in der Schweiz krankheitshalber interniert waren, wurden, sofern sie vor dem 1. November 1916 in Feindeshand gefallen waren, unverzüglich entlassen. Das zweite wesentliche Ergebnis der Berner Verhandlungen waren Bestimmungen über die Entlassung derjenigen Zivilpersonen, die während des Krieges in Deutschland oder Frankreich interniert waren. Solche Personen können auf ihren Wunsch ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht das Land, in dem sie zurückgehalten wurden, verlassen und an ihren früheren Wohnsitz zurückkehren. Am 20. Juli traf der erste Transport des großen Austausches — 750 Mannschaften und Unteroffiziere — in Konstanz ein und marschierte auf den Kasernenhof, wo die offizielle Begrüßung durch die dazu erschienenen Fürstlichkeiten, hohe Offiziere und Beamte erfolgte. Besonderen Anteil an dem günstigen Verlauf und dem Erfolg der Berner Verhandlungen hat die schweizerische Regierung, unter deren Leitung die Beratungen stattfanden. Die Schweiz hat sich damit von neuem unvergängliche Verdienste erworben, indem sie ein Werk der Menschlichkeit förderte, das Hunderttausende unglücklicher Opfer dieses Krieges befreien und ihren Angehörigen wiedergeben wird.

Erfreulicherweise sind inzwischen auch mit Großbritannien und mit Italien ähnliche Vereinbarungen getroffen worden, bei denen im ersteren Falle die niederländische, im zweiten abermals die schweizerische Regierung als Mittlerin diente

Appell im Austauschlager für Kriegsgefangene in Konstanz

Im Lazarett der Konstanzer Austauschstelle.

Austauschgefangene bei einer Plauderstunde im Hofe. (Phot. von P. Diese, Meersburg a. B.)

Digitized by Google

Nr. 35 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf.
mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

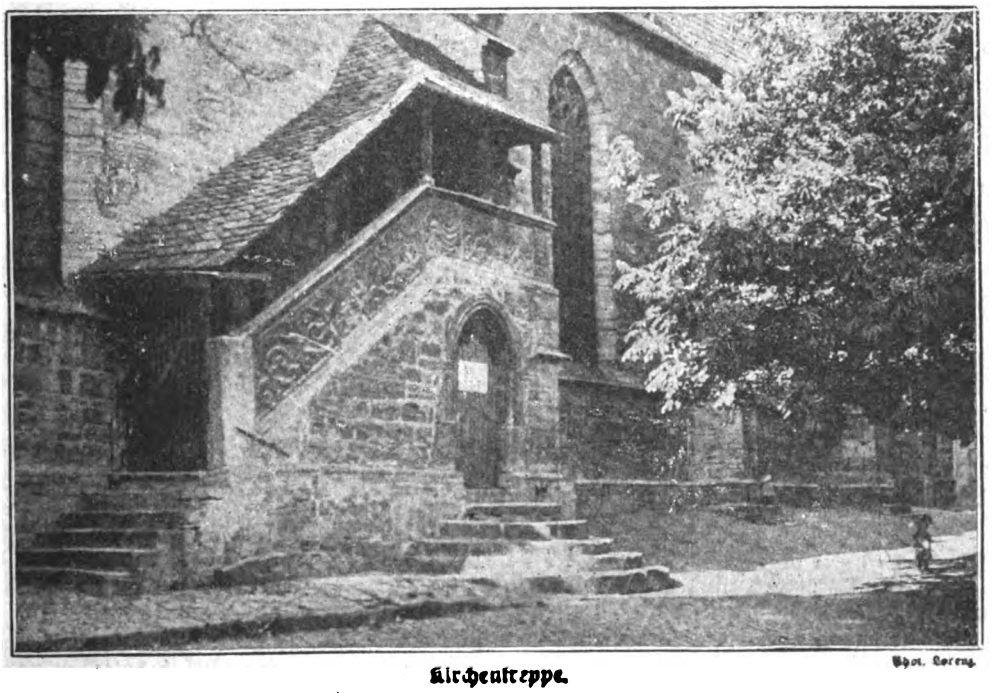
(15. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Terfalt ritt durchs Dorf weiter. Überall standen weinende Frauen, die Kinder verstört um sie herum. Immer wieder hielt er das Pferd an und sprach sanft und tröstend auf sie ein, ermahnte sie zur Umsicht und zu schnellem Handeln, wenn's nötig sei, und verhieß ihnen Hilfe und Zuflucht, wie's auch kommen mochte.

„De Harr is so godt“, flüsterten sie hinter ihm her. Wie ein Vater war er.

Herrgott! Hätte er sie doch schützen können, sie alle, die seine Familie ausmachten! Es war eine entsetzliche Vorstellung, die Frauen, Greise und Kinder nur beschützt von älteren Männern zurücklassen zu müssen. Mit Gewalt mußte er die Gedanken abwenden und sah doch wieder, wie er in den Hof einbog, wie immer in der letzten Zeit, die Schar zotteliger Gesellen auf kleinen Pferden, die von allen Seiten um das Schloß drängten. Wie Schatten huschten sie in der zunehmenden Dämmerung hin und her. — Aber was war das? Heute hörte er auch und hielt unwillkürlich das Pferd an: Das Spukbild nahm Gestalt an, es war lebendig geworden — schrie und fluchte aus heiseren Kehlen, und da oben auf der Freitreppe standen der Verwalter und ein paar Diener und kämpften gegen die Horde um den Eintritt. Er ritt vorsichtig näher: Eine Streifpatrouille schien es zu sein, die erste, die sie vorgeschickt hatten. Von Nordosten, durch den Park mußten sie gekommen sein. Sie mochten sich auch nicht sicher und stark genug fühlen, um ganz als Herren aufzutreten. Hugo riß die Pfeife an die Lippen — der Pfiff gellte über den Hof und ins Dorf, Rufe wurden laut in den Ställen, von allen Seiten stürzten die Knechte herbei. Die auf den kleinen Pferden machten kehrt und rissen die Flinten in die Höhe. Terfalt ließ ihnen keine Zeit. Er war schon heran und sprach auf sie ein, daß man keinen Krieg gegen Zivilisten führe. Die Knechte mit den Geräten, die sie gerade hatten finden können oder in der Hand hielten, drängten nach — wenn es galt, wollten sie mit dem Herrn um ihr Leben kämpfen. Aber der Anführer übersah die ungleiche Situation und daß sie in der Minderzahl seien, ihm schien die Unterwürfigkeit nicht geheuer — er schrie ein Kommandowort, riß sein Pferd herum und jagte ums Schloß, den Weg durch den Park zurück, den sie gekommen waren. Alles ging blitzschnell, ein Kosak wurde bei der Flucht



Kirchentreppe.

Digitized by Google

rücksichtslos von den Kameraden aus dem Sattel gestoßen und erhob sich hinkend, während sein Pferd in langen Sprüngen den andern nachsetzte. Die Knechte fingen den Abgestürzten ein und hielten ihn lachend fest. Für den Augenblick war Ruhe, aber Terfalt wußte wohl, daß es nur ein Scheinfrieden sei. Morgen oder heute nacht noch würden sie in größerer Zahl zurückkommen, und dann Gnade allen Gott!

„Sperrt den Kerl ein," befahl er kurz, „seine lieben Landsleute werden ihn schon befreien! Und dann vorwärts, Kinder, vorwärts — ohne Aufenthalt! Jede Minute kann euer Leben kosten — der Krieg ist erklärt — macht, daß jeder an seinen Platz kommt!"

Er sprang vom Pferd, stürzte in sein Zimmer und nahm aus dem Geldschrank, was er sich an Papieren bereitgelegt hatte. Ganz flüchtig streifte sein Blick noch einmal den Raum und die Halle, als er zurückeilte — nun war alles gleichgültig — mochten sie zerstören, zertrümmern — nur die Menschenleben retten und dann wieder Front zum Feinde nehmen!

Auf dem Hofe war man in voller Arbeit. Jeder wußte genau, was er zu tun hatte. Das Vieh, soweit es nicht draußen weidete, wurde herausgelassen und hinten an die Leiterwagen gebunden. Schweine und Hühner wurden ihrem Schicksal überlassen. Hugo hatte genau die Bespannung der Wagen bestimmt. Im Vorbeireiten sah er, wie die Leute ihre Sachen und die Säcke mit dem Futter aufwarfen und ein Knecht nach dem andern sich auf den Bock oder auf den Sattel des Handpferdes schwang. Nur ein Ziel gab es — die Station! Und wer nicht mehr befördert werden konnte, sollte versuchen, per Achse die nächste Stadt zu erreichen. Von dort aus würde man weitersehen. Als Hugo durchs Dorf ritt, war auch hier schon dieselbe Aufregung. Der erste Überfall hatte genügt, um sie zur Flucht anzutreiben, und Hugo beflügelte die Vorbereitungen durch seinen Ruf: „Sie kommen! Eilt euch — rettet euch!" Die Frauen schleppten aus den Häusern, was ihnen das Wertvollste dünkte. Große Ballen Bettzeug, Arme voll Leinen und Wäsche — die Bilder, Uhren, Kleidungsstücke, alles wurde durcheinander auf die Wagen geworfen, bis die Männer eingespannt hatten.

„Nicht zu lange aufhalten, vorwärts!" schrie Hugo ihnen wieder zu. Er jagte von einem Haus zum andern, bis endlich die Alten, die Frauen und die Kinder aufgeladen waren, der Zug sich in Bewegung setzte und ein Wagen nach dem andern in die Dorfstraße einbog.

Es war keine Zeit mehr zum Fluchen und der Empörung darüber Ausdruck zu geben, daß nicht einmal die Kriegserklärung abgewartet worden war, als sie schon wie Wölfe in die Hürden brachen. Was konnte man schließlich von der ungezügelten, wilden Bande anderes erwarten! Der Krieg konnte ihnen nur ein willkommener Vorwand sein, um jeden Schein von Zivilisation fallen zu lassen.

Mein Haus mögen sie zerstören, dachte Hugo. Aber an den materiellen Genüssen, auf die sie besonders rechnen, werden sie nicht viel Freude haben. Eine letzte Schadenfreude darüber durchfuhr ihn — nun endlich mochte auch Mamsell einsehen, weshalb er ihr so streng jedes Einkochen verboten hatte.

Die Nacht war lebendig. Auf allen Wegen, die in die Landstraße mündeten, knarrten Räder, tönte das anfeuernde „Hüh-hüh" der Bauern, brüllte das an die Fuhrwerke angebundene Viehzeug. Kinder weinten, und Frauenstimmen beschwichtigten sie. Hie und da leuchteten Laternen fern über den Feldern, da wußte man's: Wieder hat jemand seine Heimat verlassen und versucht, sich und sein bißchen Habe zu retten. Wie ein Strom des Leides flutete es durch das Dunkel, kaum gesehen und doch von allen gespürt. Was das hieß: alles aufgeben, für das man gearbeitet und gesorgt hat, das den Inhalt des ganzen Lebens ausmachte! — Losgelöst von allem trieben die Leute vorwärts, ohne Ahnung, wohin sie geraten, wo sie landen würden. Nur fort, erst mal fort! Die Luft war getränkt von stillen Klagen, ab und zu rauschte ein weicher, warmer Wind durch die Bäume am Wege. Der ließ dennoch alle erschauern. Ihnen war, als sänge er ein Abschiedslied.

Hugo Terfalt war schon an der Station, als die ersten Wagen eintrafen. Er half mit abladen und hatte bereits vorher durch den Vorsteher alle leeren Wagen und Loren, die sich nur irgendwo in den Schuppen und auf den toten Gleisen vorfanden, heranschieben lassen. Nun ging's ans Einladen, der Reihe nach. Die Ungeduldigen wurden zur Ruhe ermahnt, die Vorwärtsdrängenden zur Ordnung. Und unaufhörlich mußte er trösten. Immer klarer wurde es den Unglücklichen, daß sie auf keine Schonung ihrer Wohnstätten und ihres Besitzes zu hoffen hatten.

In dem ersten Zug, der abgelassen wurde, fuhr auch Terfalt dem Westen zu. Keine Minute durfte er, wie die übrigen Militärpflichtigen, verlieren. Das erste Opfer, die Heimat dem Feinde auszuliefern, hatte auch er gebracht. Ob das Vaterland nun seine Dienste annehmen würde? Er klammerte sich an den Gedanken. Wenn nicht — wie sollte er die Schmach überleben? Was seinem geringsten Knecht gestattet wurde, was allen zustand, die keine entehrende Strafe erlitten hatten, würde man das ihm dennoch verweigern? — Sein Herz zitterte vor Qual — das Verhängnis, das er durch seine Willkür heraufbeschworen hatte und das er trotzdem, wenn man ihn aufs Gewissen fragte, noch einmal auf sich laden würde, das schien sich erst jetzt in seiner ganzen Schwere auf ihn zu legen. Was wären die übrigen Folgen — sein Abschied, seine Stellung außerhalb der Gesellschaft — gegenüber dieser Entscheidung gewesen? Jetzt erst hatte man die Macht, ihn vollständig zu vernichten. Würde man barmherzig sein?

* * *

Mitten in der Nacht erwachte im Wirtschaftsgebäude des Schlosses Grünholz der junge Wirtschaftseleve. Er war erst seit dem Herbst in seinem Beruf und besaß noch keine starke Widerstandsfähigkeit gegen die an ihn gestellten körperlichen Anstrengungen. Die Leute auf dem Gut neckten ihn zu gern mit seinem festen Schlaf, dem er unweigerlich nach längerem Aufenthalt in der frischen Luft verfiel. Auch an diesem Abend war er, vom Felde kommend, wo er beim Roggenschneiden Aufsicht gehabt hatte, direkt ins Bett gekrochen. Nun hörte er vom Hof herauf seltsamen Lärm, fremde Stimmen, eine fremde Sprache und eine Unruhe wie von vielen Menschen und Tieren. Er fuhr ins Beinkleid, das neben seinem Bett auf dem Stuhl lag, und lief in Pantoffeln zur Tür hinaus und beugte sich vor, übers Treppengeländer —: Wie eine Vision stand da auf der Mitte der Treppe eine Riesengestalt vor ihm, ein bärtiger Kerl mit einer hohen Pelzmütze auf dem Kopf und einem Gewehr über der Schulter — das riß er nun geschwind herab. Aber der immer todmüde Eleve war schneller als er: Er jagte ins Zimmer zurück, zog die Tür hinter sich zu, drehte den Schlüssel um und sprang ans Fenster. Hier hinten im Küchengarten war es noch dunkel und still. Ohne Besinnen sprang er aus dem ersten Stockwerk hinunter, fiel in ein weiches Beet, taumelte zwar ein bißchen beim Aufstehen, floh aber ohne Besinnen mit nackten Füßen, denn die Pantoffeln hatte er schon im Zimmer verloren, durch den Garten und in den Wald hinein. Nachdem er ein Stück gelaufen war, kletterte er auf einen Baum. Der Mond stand zwar hinter Wolken, aber unheimliche Feuer erhellten ihm die Umgegend genug. Schloß Grünholz brannte, und im Dorf flammte ein Haus nach dem andern auf. Aber er hörte weder Not- noch Angstschreie, nur die Schweine, auf die man entschieden Jagd machte, quiekten mörderlich. Er sah auch keine anderen Gestalten als nur die Sihouetten von Soldaten vor dem Flammenmeer. Sie hatten sich also aus dem Schloß und dem Dorf gerettet und ihn vergessen! Und in seinem festen Schlaf hatte er von all dem nichts gehört. In seiner Verlassenheit und Angst liefen ein paar

Digitized by Google

Tränen über seine runden Knabenwangen, auf deren guten Zustand Mamsell besonders stolz gewesen war. Dann machte er sich klar, was er tun müsse. Fangen durften sie ihn auf keinen Fall; er war zwar erst siebzehn Jahre alt und nach Friedensbegriffen noch nicht felddienstfähig. Aber die Feinde würden ihn natürlich doch so behandeln und ihn töten oder wegschleppen — und er, er wollte dem Vaterland dienen! Bisher hatte er sich bei Kriegsgesprächen sehr vorsichtig verhalten und seine Teilnahme noch ganz ungewiß gelassen. Er schliefe auch doch mitten in der Schlacht ein, wurde dann behauptet. Das würde man jetzt schon sehen, für ihn gab's gar keinen Zweifel mehr, ob er mit in den Krieg gehen solle oder nicht. Dieser Riesenkerl auf der Treppe, der seinen Schlaf so rücksichtslos gestört hatte, zeigte ihm den einzig möglichen Weg, den es für ihn geben konnte.

An dem Menschen wollte er Rache nehmen! Er mußte also versuchen, sich auf eigene Faust durch die Russen zu schmuggeln und wieder zu Deutschen zu kommen. In jener Nachtstunde erschien dem jungen Eleven das ebenso selbstverständlich wie leicht. —

Nach ungefähr drei Wochen tauchte beim Bezirkskommando einer ostpreußischen Stadt eine menschliche Gestalt auf, die man erst längere Zeit baden und dann rasieren und ihr die Haare schneiden lassen mußte, um glauben zu können, daß sie wirklich bisher der siebzehnjährige Eleve des Barons von Terfalt auf Grünholz gewesen sei. Mit bloßen Füßen, in Nachthemd und Hose hatte er sich drei Wochen lang in den Wäldern vor den Russen verstecken müssen und sich von Wald- und Feldfrüchten genährt. Mamsells Wangenpracht hatte bedeutend abgenommen, dafür waren seine Augen lebhaft und scharf geworden. Das lange und feste Schlafen hatte er sich auf der steten Flucht abgewöhnen müssen. Er bat dringend, ihn gegen die Russen zu verwenden, und in Anbetracht seines tapfern Durchhaltens wurde der Siebzehnjährige der Ostarmee eingereiht. Er zog mit Begeisterung gegen „den Riesenkerl mit der hohen Pelzmütze" ins Feld!

* * *

Mit Genehmigung von Könyves Kálmán, Ungar. Kunstverlags-A.-G., Budapest

Heimkehr von der Maisernte. Gemälde von Hugo Poll.

„Ja, das geht leider nicht anders wegen des Steinfalles, Madame", meinte der Führer tröstend, als Christa um ein Uhr nachts die Treppe herunterkam.

„Ich weiß", gab sie zurück. „Und ehe wir uns einer Gefahr aussetzen, ist es doch einfacher, ein paar Stunden zeitiger aufzustehen."

„Madame hat Mut! Und Energie! Von französischen Damen läßt sich das nicht oft behaupten."

Er blieb während des ganzen Weges voll Bewunderung für ihre Leistungen.

Winter trieb ihn tüchtig an, die Stufen noch nachzuschlagen, die sie im Gletschereis vorfanden.

„Es ist sehr vorteilhaft für uns," sagte der Führer einmal, „daß gestern verschiedene Partien hinübergegangen sind."

Digitized by Google

Winter wußte wohl, wer die letzte gewesen sei, doch entgegnete er nichts. Aber sie stiegen nach des Führers Meinung doch zu schnell; gewöhnlich ließen sich die Bergsteiger auf dieser langen Tour viel Zeit. Der Herr schien aber Angst wegen der mit Sonnenaufgang wachsenden Steingefahr zu haben und war deshalb für rechte Eile. Und die Dame verlangte auch keinen Moment der Erholung; leichtfüßig und sicher, ohne eine Spur von Furcht zu zeigen, trat sie von Stufe zu Stufe, die oft weit genug auseinanderlagen. Nicht ein einziges Mal war das Seil für sie mehr als eine „moralische Hilfe" — sie verließ sich nie darauf. In jedem Augenblick beherrschte sie ihre Kraft und Geistesgegenwart. Stunde reihte sich an Stunde — des Mondes halbe Scheibe, die ihnen ihr Licht lieh, erblaßte, und violette Tinten färbten den Horizont.

„Bis die Sonne aufgegangen ist, sind wir oben," flüsterte Winter Christa zu.

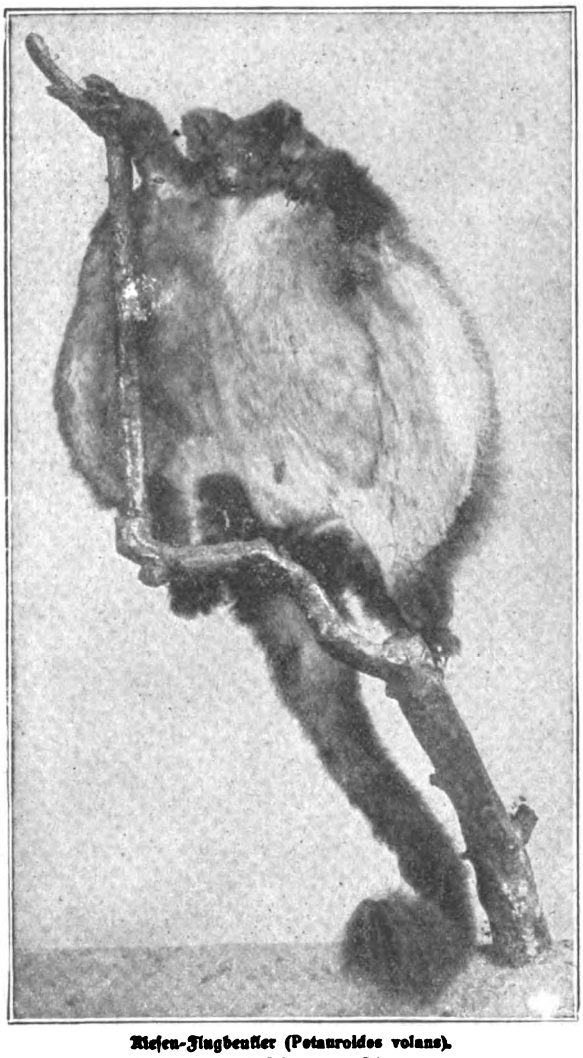
Sie nickte ernsthaft. Es war wie ein Symbol: mit der Sonne oben — in Freiheit! Auf der Höhe des Eiscouloirs begann es zu flimmern, die Augen taten weh beim Hinaufschauen. Winter riet ihr, die Schneebrille zu nehmen. Nein, nur keinen Aufenthalt machen, vorwärts, vorwärts!

Kleine Steinchen und Sand lösten sich und flogen schon dann und wann über die steile Fläche auf sie herab; dann fluchte der Führer: Ja, die heißen Tage, das sei eine Plage! Und die Saison ohnehin so kurz! Er hieb unermüdlich in den Schnee, der von Viertelstunde zu Viertelstunde weicher wurde.

„Madame sollte ausruhen", schlug er vor. Ihm selbst war warm geworden.

Nein, sie wollte nichts davon hören! Noch knapp eine Stunde, dann sei man am Gipfel des Dôme du Gouter, da wolle man eine längere Rast machen. Der Führer sah nicht, daß sie mit Winter einen Blick austauschte: Wenn sie nur erst dort wären! — Gegen 5 Uhr waren sie oben. Der Führer suchte nach einem zum Sitzen geeigneten Platz und seilte sie ab. Während er mit einem leisen Fluch den Rucksack abwarf, zog Winter das zu Schlingen aufgerollte Seil heran und ließ Christa sich darauf niedersetzen. Sie biß die Zähne aufeinander und blickte sehnsüchtig vor sich hin. — „Ruhe", bat er. „Ruhe! Und Geduld! Jetzt kommt alles darauf an!"

Da Madame sehr erhitzt sei, ließ er sich vom Führer Mäntel und Windwesten aus dessen Rucksack geben. Auch er zog die schützenden Kleidungsstücke an. Und dann kam das Frühstück. Es gab kein Weigern: Christa mußte tüchtig essen. Madame hatte es wirklich verdient, sagte der Führer schmeichelnd. So eine großartige Bergsteigerin sähe man selten! Und zum letzten Ende Wegs — bis zum Gipfel nach seiner Taxe noch gut anderthalb Stunden, denn so frisch wie am Morgen sei man doch nicht mehr! — müsse sie erst wieder Kraft sammeln!



Riesen-Flugbeutler (Petauroides volans).
Fallschirmkünstler der Tierwelt.

„Oh, ich bin ganz gewiß frisch", beteuerte Christa ängstlich.

Winter legte die Hand auf ihren Arm. „Eine halbe Stunde Rast, die ist nötig", bestimmte er und sah ihr in die Augen.

Sie begriff ihn nicht: Wie konnte er angesichts der nahen Rettung soviel Ruhe aufbringen?!

Wandte er sich jetzt nicht, gemächlich dabei schmausend, dem Führer zu und sagte, es sei doch lustig, hier oben halb in Frankreich, halb in Italien zu sein?!

„Über den Gipfel des Dôme du Gouter geht nämlich die italienische Grenze", erklärte er Christa. „Mit ein paar Schritten ist man drüben." Er sprang auf — während er an Christa vorübertrat, deutete er mit den Augen hinüber. Sie verstand ihn und erhob sich nach einer Weile gleichfalls.

Inzwischen hatte Winter einen kleinen Disput mit dem Führer angefangen. Sie waren ein Endchen beiseitegetreten, wo sich eine noch bessere Aussicht bot, und drehten Christa den Rücken zu. Gegenseitig erklärten sie sich die Höhenzüge ringsum. Aber war das nun dort der große St. Bernhard oder doch der Grand Golliaz, der ihn mit seinem höheren Gipfel verdeckte?

Winter behauptete das letztere. Er nahm sein Glas ab und reichte es dem Führer, um ihn zu seiner Ansicht zu bekehren. Und deutete ihm genau die Lage der nächsten Berge an: die Aiguille d'Argentière, den Mont Dolent, die Aiguille du Géant, dann mußte der Grand Golliaz kommen — —

Leise trat er hinter ihn zurück und eilte zu Christa, die ihn erwartete. Den Rucksack warf er sich über eine Schulter, raffte das Seil empor, ergriff Christa am Arm, um sie zu halten, und jagte mit ihr zur italienischen Seite hinüber. Nach dreißig bis vierzig Schritten hielt er inne und blickte sich um: Der Führer stand wirklich noch immer mit dem Glas auf derselben Stelle und suchte den Horizont nach bekannten Bergen ab. Da legte er das Seil um Christa, verknüpfte es kunstgerecht und wand es sich in weiten Schlingen um die Hand. Sie faßten es kaum: Befreit — gerettet! Und es war keine Zeit, sich anders als durch einen stummen Blick darüber zu äußern. Nun vorwärts — langsam und ruhig! Christa schritt voran, und sie begannen den Abstieg über den Glacier du Dôme — nach Italien hinunter!

„Aber, Herr, Sie gehen ja verkehrt! Was machen Sie denn nur! Noch anderthalb Stunden bis zum Gipfel sind's! Hinauf müssen wir, nicht hinab", schrie der Führer plötzlich von oben.

Winter und Christa blieben stehen, Winter drehte sich lachenden Gesichtes zurück. „Wir sind schon auf richtigem Wege, Führer", rief er hinauf. „Nach Italien hinunter wollen wir — wie Sie sehen, wandern wir schon auf italienischem Gebiet!"

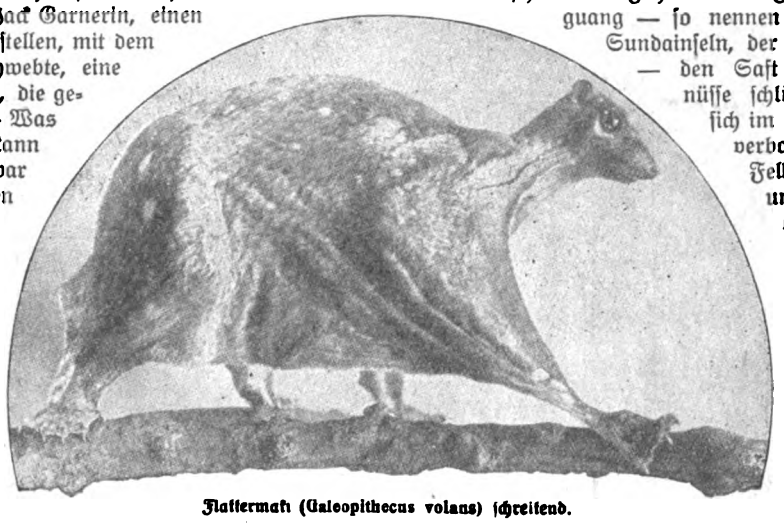
(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

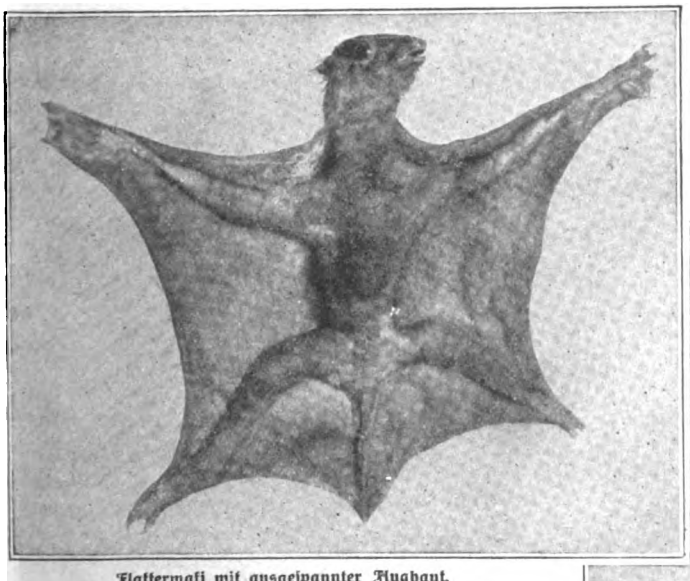
Fallschirmkünstler der Tierwelt.

Von Dr. Bergner. — Mit 11 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers.

In den Aufzeichnungen des Malers Leonardo da Vinci findet sich neben flugtechnischen Ideen auch der Entwurf eines Fallschirms, jener uns heute so selbstverständlich dünkenden Vorrichtung, die es ermöglicht, aus großen Höhen ungefährdet die Erde wieder zu erreichen. Doch erst im Jahre 1797 gelang es dem Luftschiffer Jack Garnerin, einen brauchbaren Fallschirm herzustellen, mit dem er tausend Meter tief herabschwebte, eine damals beispiellos kühne Tat, die gewaltiges Aufsehen erregte. — Was aber diesem unerschrockenen Mann zum ersten Male glückte, war gleich so manchen anderen Erfindungen (es sei hier nur der Photographenkamera und ihres unübertrefflichen Vorbildes, des Auges, gedacht) im Reiche der Natur schon längst vorhanden. So haben baumliebende Tiere Schwebehäute ausgebildet, mit denen sie im Gleitflug überraschend schnell dahinsegeln, und schrittweise läßt sich noch an ihnen des Fallschirms Werdegang beschreiben. — Schwache Hautfalten, wie sie gewisse Affen, z. B. der auf Madagaskar zum Vogelfang abgerichtete Indri, zeigen, mögen wohl den Ausgangspunkt gebildet haben, während die den Flattermaki ganz umsäumende Flughaut die beste Ausbildung des Fallschirms bei den Tieren darstellt. Fast möchte es so scheinen, als ob dieses seltsame Geschöpf den Übergang zu den Fledermäusen verkörpere, und doch ist es mit ihnen nicht zu



Flattermaki (Galeopithecus volans) schreitend.



Flattermaki mit ausgespannter Flughaut.

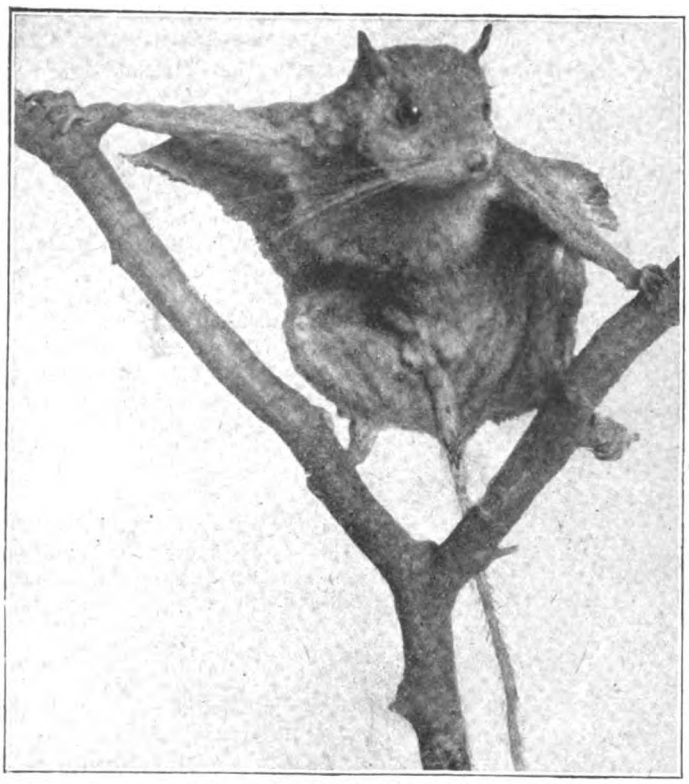
vergleichen, da seine Flughaut nicht, wie bei jenen Handflatterern, im Unterarm und den gleichfalls mächtig verlängerten Fingern ihre Stütze und Beweglichkeit findet. Zudem ist sie auch beiderseits mit dichtem, seidenglänzendem Pelz bedeckt, der unserem katzengroßen Tiere den weiteren Namen „Pelzflatterer" eintrug. Seiner Bezeichnungen sind überhaupt gar viele, — ein Zeugnis dafür, welche Mühe das in so vieler Hinsicht rätselhafte Wesen dem Forscher machte.

Die einen hielten es für einen Affen oder gar ein Raubtier; andere wieder stellten es zu den Fledermäusen, bis genaue anatomische Untersuchungen schließlich dazu führten, es den Insektenfressern anzugliedern, obwohl es sich von Früchten nährt. Das Gebiß, in derlei Fragen sonst rasch entscheidend, gibt hier mit seinen breiten, kammartigen unteren Schneidezähnen, wie sie sich bei keinem Tiere sonst finden, nur neue Rätsel auf, doch wird diese sonderbare Bildung mit der Ernährung eng zusammenhängen. Man glaubt denn auch, daß die wie Zinken eingeschnittenen Zähne einen Filter bilden, wenn der Kaguang — so nennen ihn die Eingeborenen der Sundainseln, der Molukken und Philippinen — den Saft der Bananen oder Kokosnüsse schlürft. — Am Tage hält er sich im Astgewirr und Blätterdickicht verborgen, wobei die Farbe seines Felles, das mit den hellen, unregelmäßigen Flecken auf olivfarbenem oder braunem Grunde der Baumrinde ähnelt, ihn manchem Späherblick entzieht. Die Füße dicht genähert, hängt er, in seiner Flughaut wie in einem Beutel ruhend, vom Ast herab, so daß selbst kletternde Raubtiere ihn höchstens in die Pfoten beißen können. Wenn aber die in den Tropen rasch zunehmende Dämmerung naht, klettert er gewandt mit seinen scharfen Krallen, durch die dem Leibe angeschmiegte Flughaut kaum behindert, bis zu den höchsten Baumwipfeln. Nach einem Schwung ins Weite wird der Fallschirm dann entfaltet, und wie ein Geisterspuk, laut wimmernd oder widerlich aufkreischend, schwebt das im Mondlicht noch größer, noch unheimlicher erscheinende Tier in mehr als 60 Meter Gleitflug durch die laue Nacht.

An Größe und Gewandtheit steht ihm der Riesenflugbeutler am nächsten. Gleich einem Fürstenmantel umwallt die außen dunkelbraune, innen weiße Flughaut den schmucken, listig dreinschauenden Burschen. Zwar reicht sie nur vom Ellbogen bis zur Hinterzehe; dafür dient aber auch der freibleibende buschige Schwanz als Steuer, und von Wipfel zu Wipfel durchmißt das muntere Tier in mächtig fördernden Gleitsprüngen den Urwald, der ihm Knospen, junge Sprossen, saftige Früchte in verschwen-

Beuteleichhorn (Petaurus sciureus) im Sprung.

Digitized by Google

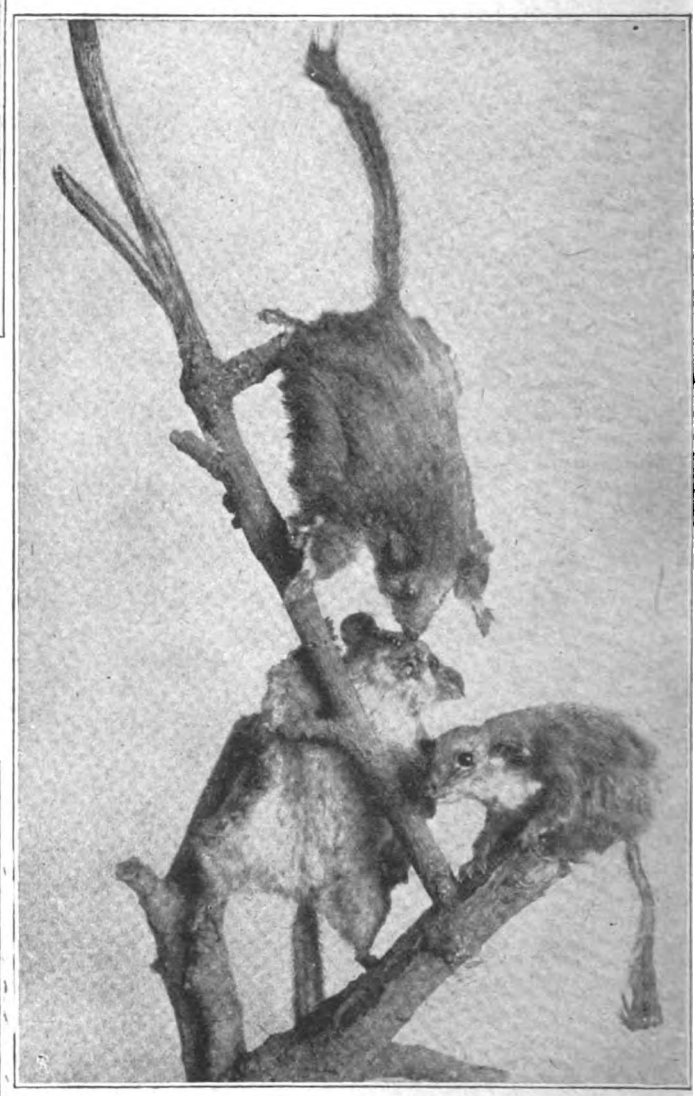


Schuppen-Flughörnchen (Anomalurus).

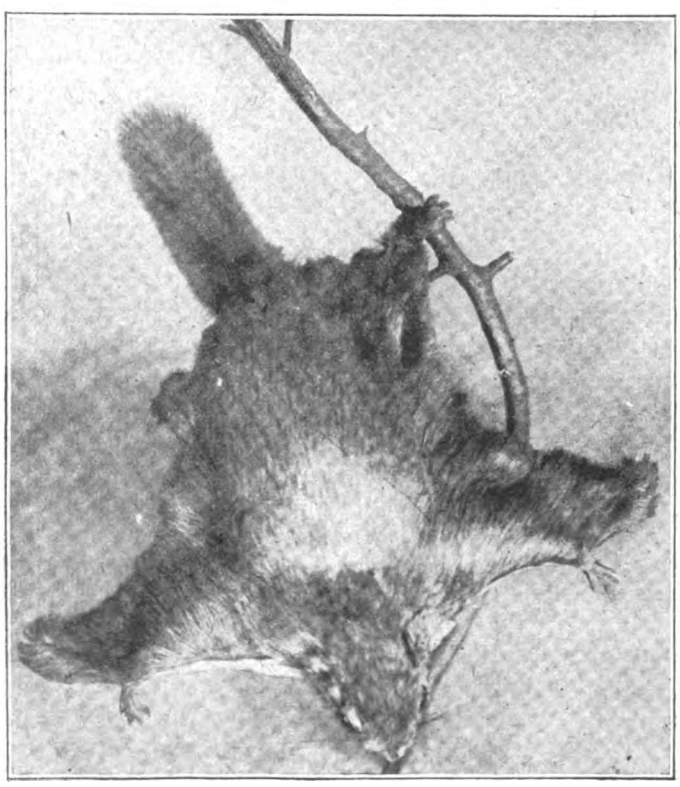
derischer Fülle bietet. Das erste Morgengrauen aber scheucht ihn zurück in seine Baumhöhle, wo ihm nur der nach seinem delikaten Fleische lüsterne Australneger nachzustöbern weiß. Rasch zugreifend, packt er den Schläfer an dem langen Schwanze, und ehe das erschreckte Tier noch seine Zähne und die scharfen Krallen brauchen kann, wirbelt er es im Kreise herum und zerschmettert ihm den Schädel am Baume.

Ohne des findigen Negers Hilfe, der im Aufspüren des Riesenflugbeutlers von Jugend auf geübt ist, wird es dem Europäer nur selten gelingen, ihn lebend zu bekommen. Viel leichter glückt das bei dem Beuteleichhorn, einem allerliebsten Tier, das mit bewundernswerter Sicherheit dank seiner Flughaut von den Wipfeln mächtiger Eukalyptusbäume, deren honigspendende Blüten das Leckermaul besonders anziehen, zum nächsten Stamm herabschwebt. Ganz überraschend ändert es dabei oft noch die Richtung durch geschickte Wendung seines buschigen Schwanzes, am Ende der Flugbahn in leichtem Bogen sich hebend, um den Anprall abzuschwächen. Ein äußerst bewegliches Geschöpf in der Luft, das aber auf der Erde alle Sicherheit verliert und unbeholfen zu dem nächsten Baum hinkriecht, den es dann hurtig und gewandt erklettert. Am Tage aus seinen Schlupfwinkeln gescheucht, wo es zur Kugel eingerollt der Ruhe pflegt, macht es, vom Sonnenglanz geblendet, bald einen Fehlsprung, so daß es auf dem Boden landet, wo es trotz allen Kratzens und Beißens leicht gefangen werden kann.

Ein Zwerg, jedoch ein großer Fallschirmkünstler, beschließt die Gruppe: die Beutelmaus, die ihres lustigen Treibens wegen in der Wissenschaft den Namen Acrobates führt. Das niedliche Geschöpf, in Form und Farbe unserer Hausmaus ähnlich, läßt



Oben Weibchen, darunter zwei Männchen.
Spielende Beutelmäuse (Acrobates pygmaeus).



Europäisches Flughörnchen (Sciuropterus russicus volans).

sich leicht zähmen. Es wird deshalb auch in Australien gern im Zimmer gehalten, wo man sich an den Kletterkünsten und munteren Schwebflugsprüngen des zutraulichen Tieres erfreut.

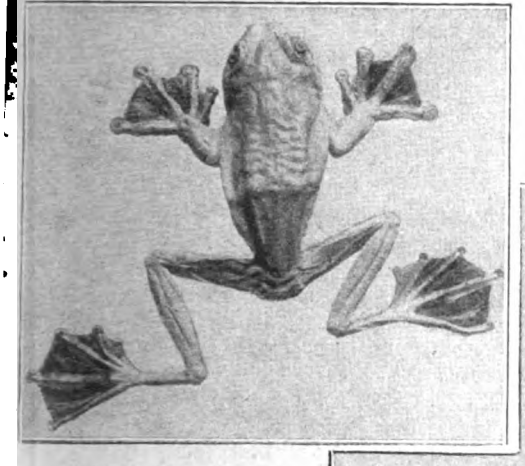
Doch nicht allein in jenen fernen Ländern gibt es solche Fallschirmtiere; einen Vertreter wenigstens hat auch Europa aufzuweisen, nämlich das Flughörnchen, das sich von den russischen Ostseeprovinzen bis nach Sibirien hin findet. Es liebt besonders Birkenwälder, von deren Stämmen sich sein fahlbraunes, unten weißes, im Winter aber silbergraues Fell kaum abhebt. Gleich unserm Eichhörnchen sitzt es aufrecht auf schwankem Zweige und knabbert Sämereien oder zarte Sprossen, die es gar zierlich in den Pfötchen hält. Wie seine großen dunklen Augen aber schon verraten, erwacht es erst nach Sonnenuntergang zu frischem, frohem Leben. Dann huscht es munter an den Stämmen hin, Sprünge wagend, um die selbst

Digitized by Google

unser Eichhorn den viel kleineren Nager wohl beneiden könnte. Dabei ist dessen Flughaut noch verhältnismäßig kurz; der platte Schwanz vergrößert aber seine Fläche und dient zugleich als Steuer. Verwandte Arten dieses Zwerghörnchens leben auch in Nordamerika.

Eine besonders merkwürdige Art, das Schuppenflughorn, mag noch Erwähnung finden. Es ist von Kamerun bis Sansibar verbreitet. Seinen Sondernamen trägt es deshalb, weil dachziegelartig übereinander lagernde Hornschuppen unter der Wurzel

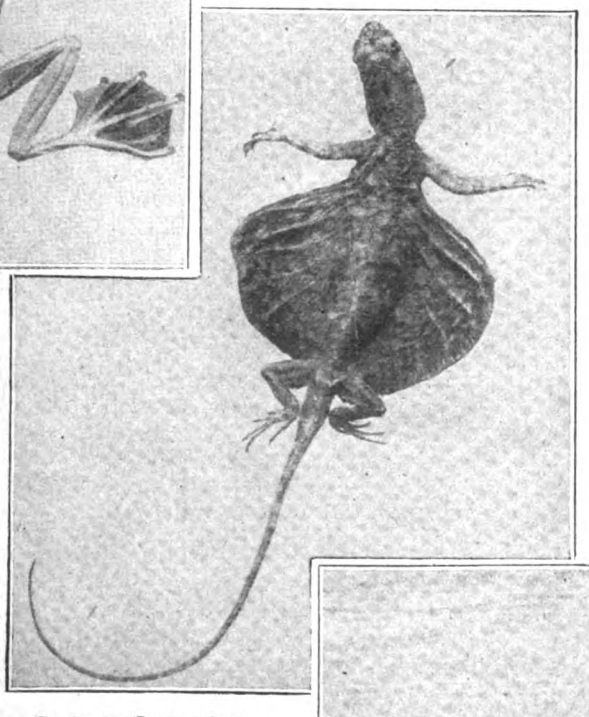
Taguan (Pteromys leucogenys).



Flugfrosch (Rhacophorus Reinhardtii).

seines langen, dicht behaarten Schwanzes stehen, die dem Tier beim Klettern jedenfalls als Stütze dienen. Ein weiteres absonderliches Merkmal läßt unser Bild erkennen: daß nämlich eine Knorpelstange hier die Flatterhaut am Ellbogen noch stützt.

Die meisten Flughörnchen, darunter auch die größten, die Taguane, die mit ihren ausgespannten, selbst den Unterschenkel noch verbindenden Fallschirmen weit mehr als ein halbes Meter klaftern, leben im südlichen Ostasien und auf den anschließenden Inseln, wo sozusagen alles fliegt, selbst Eidechse und Laubfrosch. Von den Baumechsen steht der Flugdrache, der mit den furchterregenden Drachen oder Lindwürmern der Sage freilich nur den Namen teilt, in seiner Körperbildung ganz eigenartig unter allen Wirbeltieren da. Fünf oder sechs verlängerte freie Rippen stützen nämlich hier den halbkreisförmigen, zusammenklappbaren Fallschirm. In etwa 25 Arten leben diese seltsamen Tiere im Malaienarchipel auf Palmenwipfeln oder in den Kronen mächtiger Urwaldbäume. Dem Ast mit ihrem platten Leibe angeschmiegt, im Blätterschatten flechtenbedeckter Rinde täuschend ähnlich, lauern sie funkelnden Blickes auf Insekten; in jähem Sprunge schnellen sie dann vorwärts, um gleich darauf mit ihrer Beute zum nächstgelegenen tieferen Ast zu segeln, wobei der lange Schwanz zur Gleichgewichtserhaltung und zur Steuerung dient. Wahrhaft verblüffend leuchtet jetzt der orangerote Fallschirm mit der hübschen schwarzen Gitterzeichnung auf,

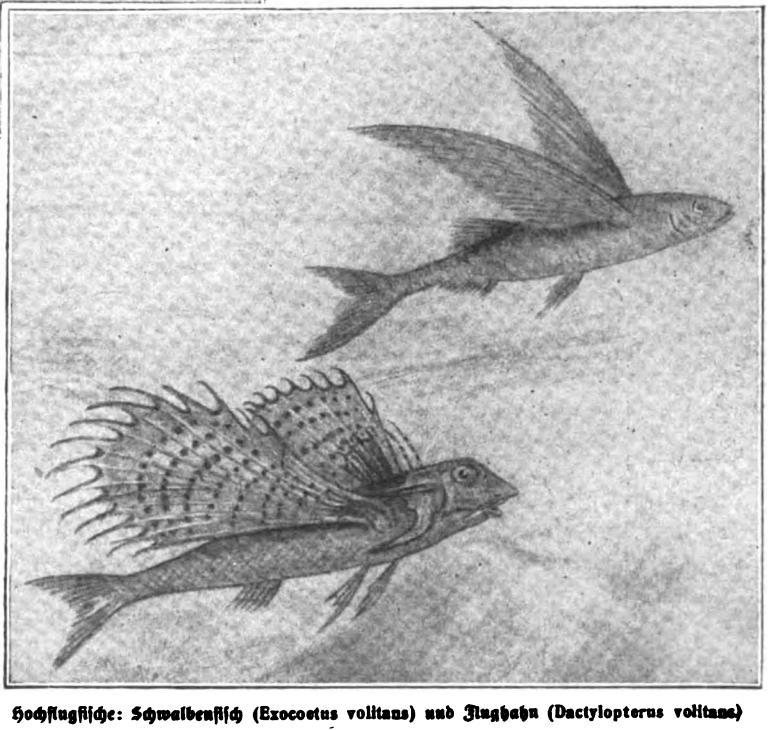


Flugdrache (Draco volans).

um mit dem grün- oder braun-metallisch schimmernden Rücken, dem aufgeblähten gelblich-roten, beim Weibchen blauen Kehlsack und den rosenroten oder gelben Seitenwammen im Sonnenglanz ein herrliches Farbenspiel zu bieten, das freilich wenigen Beschauern nur zuteil wird, da unser Flugdrache ja auf hohen Bäumen lebt.

In ähnlich raffinierter Weise hat sich der Flugfrosch seinen Existenzbedingungen angepaßt. Bei ihm sind es die Spannhäute der langen Zehen, die sich derartig entwickelten, daß sie die Wucht des Sturzes bei einem Fehlsprung sehr wohl hemmen können. Die Ruderfrösche, wie man sie auch treffend bezeichnet, leben, außer in Indien und auf den Sundainseln, auch in China, Japan und auf Madagaskar, der Heimat so manchen absonderlichen Tieres. Dort hausen sie auf Bäumen, wie unser Laubfrosch, ihr Verwandter, oft mit den Saugballen der Zehen an den Blättern haftend, denen sie in ihrer Färbung überraschend gleichen.

Selbst in den untersten Klassen der Wirbeltiere, bei den Fischen, ist das Bestreben, sich in die Lüfte zu erheben, unverkennbar. Nicht weniger als 50 Arten zählen die sogenannten Hochflugfische, die namentlich in wärmeren Meeren das Auge des Reisenden entzücken. Bald hier, bald da schnellt einer dieser azurblauen, silberbäuchigen Flieger



Hochflugfische: Schwalbenfisch (Exocoetus volitans) und Flughahn (Dactylopterus volitans)

Digitized by Google

aus den Wogen, um mit den großen, oft eigentümlich schwirrenden Flossen eine Strecke weit dahinzusegeln, von anderen überholt, die, neckisch spielend oder vor einem grimmen Raubfisch flüchtend, allenthalben der Flut entsteigen. Schwärme, die oft nach hunderten, wenn nicht nach tausenden zählen, heben sich in mächtigem Ansprung fünf bis sechs Meter aus schaumsprühenden Wogenkämmen, um in prächtigem, über 100 Meter langem Gleitflug in ihr Element zurückzusinken, beim Einfallen oft noch die Richtung ändernd, während neue Schwärme aufsteigen, verfolgt von blendend weißen Möwen und anderen Seevögeln, die alle Fluggewandtheit aufbieten müssen, um die rasch dahinschießende Beute zu erhaschen. Es ist dies eines der wundervollsten Naturschauspiele, das jedem, der es gesehen, unvergeßlich bleibt.

So macht im Mittelmeer der Schwalbenfisch mit seinen spitzen, flügelartigen Flossen, die leicht beweglich auf gelenkigen Knochen stehen, seinem Namen alle Ehre. Unter propellerartigen Schlägen des tiefgegabelten Schwanzes nimmt er, die langen Brustflossen dem Leibe angeschmiegt, schräg aufwärts seinen Anlauf, um dann die Schwingen, möchte man fast sagen, zu entfalten und nun — je nach der Kraft des Schwunges — dicht über dem Meeresspiegel in wellenförmigen Bewegungen über die Wogen zu setzen oder in längerem, höherem Fluge, meist dem Winde entgegen, wie eine Schwalbe durch die Luft zu gleiten, oft nach dem Eintauchen gleich wieder aus dem Wasser schnellend, wobei der untere längere Lappen der Schwanzflosse dem Flug die Richtung gibt.

Ganz ähnlich schweben auch die Flughähne, die noch größer, vor allem aber schwerer als die Schwalbenfische sind, deren Schwimmblase die halbe Leibeshöhle füllt. Dafür sind beim Flughahn aber auch die von fast körperlangen Strahlen gestützten Brustflossen noch umfangreicher. Der im Mittelmeer häufige Flughahn ist mit seinem hellblauen, dunkel marmorierten Rücken, dem rosenroten Bauch und den rötlich-silberglänzenden Seiten ein prächtig gefärbtes Tier, dessen breite, fächerförmige Flossen auf dunklem Grunde tiefblaue Flecken zeigen. Sie klaftern häufig über ein halbes Meter, sind demnach wohl geeignet, den schweren, förmlich gepanzerten Fisch zu tragen.

In allen Klassen der Wirbeltiere finden sich also einige Vertreter, die „höher hinaus“ wollen. Von baumlebenden Klettertieren (wenn schon von anderen Formen) mögen denn auch die Flugechsen der Vorwelt, ebenso die Vorfahren unserer Fledermäuse, ja selbst die Vögel ihren Ausgang genommen haben. Wie bereits die Reste des im Kalkschiefer von Solnhofen gefundenen Urvogels, des rabengroßen Archaeopteryx, es nahelegen, der nicht nur an den Füßen, sondern auch an den Flügeln starke, zum Klettern dienende Krallen besaß. Der Entwicklungsweg von ihm bis in unsere historische Zeit zeugt von der unerschöpflichen Gestaltungskraft der Natur.

Die Türkei als Weltmarkt.

Von Franz Carl Endres, Kaiserl. osman. Major a. D.

Die Welt und das, was von ihr zu erwarten ist, nüchtern betrachten, nicht das eigene Phantasiebild zur Ausgangslage seiner Folgerungen machen, sondern nur auf denjenigen Tatsachen den Bau von Zukunftsmöglichkeiten errichten, die wirklich feststehen, — das sind Forderungen politischer Einsicht, denen wir Deutsche noch immer nicht hinreichend entsprechen. Selbst die Erfahrungen des Weltkrieges haben uns von einem durchaus falschen Optimismus noch nicht geheilt, wenngleich eine Besserung des deutschen Träumers stattgefunden hat. Der Optimismus ist etwas ganz Unentbehrliches in der Ausübung einer Handlung. Da gilt es frisch zu handeln und den Erfolg vertrauensvoll erwarten. Aber im Kalkül, in der Berechnung, in der Erwägung ist der Optimismus nicht am Platz — hier hat nur sachlichste Nüchternheit Berechtigung, und besser ist es, zu schlecht rechnen und angenehm enttäuscht werden, als zu gut rechnen und dann nicht nur unangenehm enttäuscht werden, sondern in jeder Hinsicht auch noch Verluste haben.

Wir Deutsche neigen, durch einzelne Erzeugnisse unserer im ganzen sehr ungleichmäßigen Orientliteratur verführt, dazu, dem Orient gegenüber einen zu großen Optimismus an den Tag zu legen. Gerade derjenige, der ein aufrichtiger Freund der Türkei ist, darf nicht so optimistisch sein. Freund sein heißt wahr sein!

Man hört oft den Satz: „Die Türkei wird nach dem Kriege in der Lage sein, die uns verlorengegangenen Weltmärkte zu ersetzen.“ Das wird vertrauensvoll geglaubt, und — was noch schlimmer als dieser Glaube ist — es werden schwerwiegende politische und wirtschaftliche Folgerungen aus diesem grundfalschen Satze gezogen.

Stellen wir zunächst fest, was die Türkei uns vor dem Weltkriege als Markt bedeutete. Die Gesamteinfuhr Deutschlands im Jahre 1913 hatte den Wert von rund 11 600 Millionen, davon kamen aus der Türkei Waren für 80 Millionen. Die deutsche Einfuhr aus der Türkei betrug demnach nur 0,7 Prozent unserer Gesamteinfuhr. Die Gesamtausfuhr Deutschlands war im gleichen Jahre rund 11 000 Millionen; nach der Türkei gingen hiervon Waren im Werte von rund 113 Millionen. Die Ausfuhr nach der Türkei betrug demnach nur 1,21 Prozent der Gesamtausfuhr. Man kann daher ohne Übertreibung sagen, daß die Rolle der Türkei als Weltmarkt für uns ganz nebensächlicher Natur war. Stellen wir uns nun vor, daß die Produktionskraft der Türkei durch den Krieg ganz beträchtlich gelitten hat und daß andererseits der Bedarf der Türkei nach dem Kriege an eigenen Produkten zweifellos sehr hoch sein wird, so geht aus diesen beiden Tatsachen ohne weiteres hervor, daß die Ausfuhr der Türkei im ganzen nach dem Kriege zunächst noch geringer sein wird als im Frieden.

Nun könnte man aber sagen (und es ist auch behauptet worden), daß dafür Deutschland den Handel, der bisher von der Türkei mit den Ententestaaten gepflogen wurde, nach dem Kriege übernehmen werde und dadurch die Ziffern für Ein- und Ausfuhr seines türkischen Handels beträchtlich werde in die Höhe schrauben können. Diesem Optimismus hat der türkische Großwesir schon einen Riegel vorgeschoben, als er offiziell verkündete, daß Deutschland auf keinerlei Vorrechte im Handel mit der Türkei nach dem Kriege rechnen dürfe. Entscheidend werden demnach der gezahlte Preis für türkische und die Güte und Billigkeit für deutsche Ware, also Faktoren der rein kaufmännischen freien Konkurrenz, für den Anteil der Türkei am deutschen Welthandel bleiben. Selbst wenn wir eine fast undenkbare Verschiebung des türkischen Marktes zugunsten Deutschlands um 100 Prozent annehmen, so sind erst 1,4 Prozent der Einfuhr unseres Friedensbedarfs und 2,42 Prozent unserer Ausfuhr durch die Türkei gedeckt. Dabei ist gar nicht berechnet, daß auch unser Bedarf nach dem Kriege in die Höhe schnellen wird, die genannten Zahlen also an relativer Bedeutung noch verlieren.

Von einem Ersatz verlorengegangener Weltmärkte durch die Türkei kann demnach nicht im entferntesten gesprochen werden. Trotzdem aber wäre es falsch, wenn wir uns nun gar nicht um die Hebung unseres Handels mit der Türkei bekümmern wollten. Die Binsenwahrheit, daß wenig immer noch mehr ist als nichts, wird nur allzuoft vergessen.

An sich sind die Grundlagen unserer Handelsmöglichkeiten mit der Türkei sehr günstig. Die Türkei liefert im wesentlichen nur Rohstoffe und benötigt in der Hauptsache nur Feinprodukte. Ganz gleich liegt unser Bedarf und unser Hauptausfuhrinteresse. Soweit besteht demnach die Möglichkeit gegenseitiger Ergänzung. Betrachten wir aber nur zwei Rohstoffe als Beispiel, so werden wir sofort feststellen können, daß die gegenseitige Ergänzung eben nur eine Möglichkeit, aber noch lange keine Tatsache darstellt. Die gesamte Jahresproduktion der Türkei an Getreide beträgt nur etwa 5 Millionen Tonnen, während Deutschland 20 bis 25 Millionen hervorbringt! Da die Türkei mit ihren 5 Millionen selbst nicht auskommt, kann sie kein Getreide an uns ausführen. Die Baumwollausfuhr betrug in der Türkei 1913 34 000 Tonnen. Der Bedarf Deutschlands aber betrug im gleichen Jahre 477 000 Tonnen. Wenn die gesamte türkische Baumwollausfuhr, die gleich nach dem Kriege wahrscheinlich weniger als im Jahre 1913 betragen wird, nach Deutschland gehen sollte (was aber sicher nicht der Fall ist), so wäre noch nicht der zehnte Teil des bisherigen Friedensbedarfes, vielleicht nicht einmal der zwanzigste Teil des Bedarfs der ersten Jahre nach dem Kriege gedeckt.

In dem Augenblick also, in dem man mit Zahlen rechnet und alle allgemeinen Redensarten beiseite läßt, beginnen sich die Erwartungen zu vermindern. Freilich sind Möglichkeiten vorhanden, die Produktionskraft der Türkei zu heben, aber diesen Möglichkeiten stehen fast ebenso starke Hindernisse und Schwierig-

Digitized by Google

Der Vertrag
Gemälde von Wilhelm Roegge.

Digitized by Google

keiten entgegen. Wer nur mit Möglichkeiten rechnet und ihre Summe einfach addiert, kommt ganz selbstverständlich zu berückend schönen Ergebnissen, an denen nur das eine, allerdings Entscheidende, auszusetzen ist, daß sie falsch sind.

Vor dem Kriege waren nur etwa 10 Prozent des Gesamtbodens der Türkei angebaut. Dieser Anbau ist im Kriege nicht vermehrt worden. Im Gegenteil, er hat sich auf etwa 3 Prozent der Gesamtfläche verringert. Im kommenden Frieden muß also die Bewirtschaftung ganz gewaltig gesteigert werden, um nur erst einmal wieder den Friedensstand zu erreichen. Schon diese Steigerung wird ihre größten Schwierigkeiten am Menschenmangel finden. Zudem fehlen bisher geeignete Methoden der Düngung (da der Mist bei dem großen Holzmangel des Landes als Beheizungsmaterial verwendet wird), der Beackerung (Hackpflüge, keine Eggen) und der Getreidebehandlung (keine Strohverwendung, unrationelles Dreschen). Die vorweltlichen Methoden können nicht von heute auf morgen aufgegeben werden. Auch sind die Besitz- und Grundeigentumsrechte nicht modern gestaltet, die Steuerverhältnisse sind verwirrt, und sechs Siebentel aller Steuern lasten auf dem an sich armen Bauern. Dazu kommen die Gefahren des Klimas, die in dessen Unregelmäßigkeit und in der großen Trockenheit liegen, und die Gefahr jener ungebetenen geflügelten Gäste des Orients, der Heuschrecken, die ganze Quadratmeilen bebauten Landes so kahl abfressen, daß nicht ein Blättchen, nicht ein Halm, nicht ein Gräschen übrigbleibt.

Trotzalledem ist das Land so fruchtbar, daß meist reicher Erntesegen sich häuft. Da aber tritt eine zweite Schwierigkeit ein, die für alle Produkte des Landes gilt und unüberwindbar ist: der Mangel an Eisenbahnen und Straßen. Zwischen der Linie Angora—Aleppo einerseits und der russischen Grenze andererseits erstreckt sich ein riesiges Gebiet Kleinasiens, das auf ¼ Million Quadratkilometer Fläche nicht einen einzigen Schienenstrang aufweist. Das von Eisenbahnen durchzogene übrige Anatolien weist auch nur zwei Süd-Nord-Linien auf, von denen die eine, die anatolische Bahn, Adana über den Taurus und Konia mit Konstantinopel verbindet, während die andere vom Südosten Smyrnas über Smyrna nach Panderma am Marmarameer führt. Was bedeuten zwei Eisenbahnlinien für diese weiten Gebiete! Die Straßen sind im allgemeinen so schlecht, daß man kaum auf ihnen fahren kann. So kommt es, daß in manchen Gegenden Tausende von Tonnen Getreide verfaulen, weil man sie nicht abtransportieren kann, während andere Gegenden bittersten Hunger leiden. Erst die Erschließung des Landes durch Bahnen wird die Vorräte des Landes beweglich machen und wird den Bauern den Vorteil vor Augen führen, der darin liegt, mehr anzubauen, als man für sich selbst und die nächste Nachbarschaft braucht. Die türkische Regierung hat schon große Projekte für Bahnneubauten ausgearbeitet, aber abgesehen davon, daß im Orient Projekte noch lange nicht tatsächliche Ausführung bedeuten, dauert auch der Bau, selbst wenn mit deutscher Hilfe gebaut wird, Jahrzehnte, so daß die Notlage des Verkehrs in der Türkei gerade in den Jahren unmittelbar nach dem Kriege, wo der Bedarf am allergrößten sein wird, unbehoben fortbestehen wird.

Die höchste Steigerung der türkischen Produktion bedeutet für die Eigenschaft der Türkei als deutscher Markt nichts, wenn nicht gleichzeitig die Transportmöglichkeiten ganz gewaltig vergrößert werden. Hier haben die Transportkosten entscheidende Bedeutung. Denn der Preis der Rohprodukte in Deutschland setzt sich zusammen aus dem Ankaufspreis am Ernteort und aus der Höhe der Kosten für den Transport bis nach Deutschland. Seetransporte allein kommen für Massengüter in Frage. Es handelt sich für die Türkei demnach um zweierlei: um die Möglichkeit, ihre Güter so billig an die Häfen zu bringen, daß sie hier noch weltmarktskonkurrenzfähig verladen werden können, und um die Frage der Häfen an sich. Je mehr Häfen die Türkei hat, desto kürzer werden die wegen ihrer hohen Tarife für den Verkauf von Ware nicht vorteilhaften Eisenbahntransporte. Auch hier fehlt der Türkei noch fast alles. Sie hat nur im ganzen zwei Häfen: Konstantinopel-Haidarpascha (nebenbei bemerkt, viel zu klein) und Smyrna. Alle anderen sogenannten Häfen sind offene Reeden, die bei Sturm meist verlassen werden müssen und das Verladen und Ausladen der Güter mit Leichtern notwendig machen, was viel Zeit und noch mehr Geld kostet. Auch in dieser Hinsicht also sind große Reformen notwendig, die jedenfalls mehrere Jahrzehnte zu ihrer Durchführung brauchen.

Der Riesenarbeit, die in der Türkei zu leisten ist, um das an sich fruchtbare Land zu einem einigermaßen in Betracht kommenden Weltmarkt zu machen, stemmt sich aber — und das ist nicht das kleinste Hindernis — der Mangel an modernen Beamten und die ganze Psyche des Osmanen entgegen. Auch eine brauchbare Beamtenschaft braucht Menschenalter, bis sie „betriebsfähig" geschaffen ist. Sie wird aber auch in der Zukunft im Orient nicht zu schaffen sein, solange nicht das Prinzip der Arbeit dort als ein Lebensprinzip eingeführt ist. Nur durch eine naturgemäß ganz langsam vor sich gehende Umwandlung der Weltanschauung aus dem Beschaulichen in das Tätige, aus dem Fatalismus in den fröhlichen Kampf mit dem Schicksal kann eine Umwandlung des Beamtentums und der Gesamtpsyche des Orientalen angebahnt werden.

Ob diese Entwicklung aber möglich sein wird, ist ein Problem, an dessen Lösung wir im Rahmen dieses nur ganz kurz orientierenden Aufsatzes weder herangehen wollen, noch können. Als praktisches Endergebnis steht die Forderung fest: Betrachten wir den näheren Orient niemals als einen Ersatz für verlorengegangene Weltmärkte! Nicht „anstatt der Welt den Orient" heiße das Motto, sondern „in der Welt auch den Orient!"

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(8. Fortsetzung.)

Nun wurde es allen offenbar: In der Stadt brannte es, und es brannte schon an vielen Stellen. Das waren keine Feuer, die durch irgendeinen Zufall entstanden waren, das war der Feind in der Stadt. Man schrie es einander zu. Und von oben erscholl das Hohngelächter der Belagerten, das die Vermutung bestätigte. Es war ihnen gelungen, um Hilfe zu senden, und das war ein Obrist Herrn Michaels von Szilagy mit tausend Mann Soldtruppen.

Noch wußte man nichts, sah nur, daß der Feind in der Stadt war und daß etwas geschehen mußte. Man ließ eine Besatzung in der Burg zurück, und die übrigen jagten der Stadt zu. Hinter ihnen her flogen vom Turm Pfeile und Schleudersteine; man achtete nicht, ob jemand getroffen wurde, jagte nur weiter.

Die Reiter Herrn Michaels waren in der Stadt, nur erst sie. Jetzt, da die Sachsen ankamen, wandten sie sich zur Flucht. Aber sie wußten, daß das Fußvolk schon kaum eine Stunde weit von der Stadt sein mußte.

Die Sachsen hatten sich wieder geteilt. Die Hauptschar verfolgte den Feind, aber viele waren in der Stadt zurückgeblieben und löschten die Feuer, die an allen Ecken gelegt waren. Und außerdem hatten die Reiter noch vielerlei Greuel und Schandtaten verübt. Die Straßen waren voll Geschrei und Klage.

Unterdessen stieß die Hauptschar mit den Soldtruppen zusammen, und es kam zu einer erbitterten, grausigen Schlacht. Mehrmals schwankte die Wage des Sieges. Und einmal, als der Gräf Engelbrecht mitten unter den Feinden stand und rings um sich die Köpfe zerschmetterte, schien sie sich schon ganz den Sachsen zuzuneigen. Aber ein Pfeil traf den Recken ins Auge, und aufbrüllend sank er zusammen, und die Hand, die um sich griff, bekam einen Knecht an der Gurgel zu fassen und erwürgte ihn.

Mehrere Stunden dauerte der Kampf. Erst die plötzlich einbrechende Nacht setzte ihm ein Ende. Die Nösener waren geschlagen. Die meisten zogen sich in die Stadt zurück, andere flüchteten weiter und zogen in ungeordneten Haufen über Wallendorf hinauf auf den Hügel und bargen sich dort in Schluchten und Höhlen.

In der Stadt rauchten und glosten noch die Brandstätten.

Digitized by Google

Während der Nacht umzingelte der Feind die Stadt, und am Morgen war sie in seiner Hand. Eine kleine Schar befreite die Burg und brachte die Belagerer gefangen mit. Die Vizgrafen ritten als Sieger ein. Sie hatten schon Kunde, daß ihr Haus verwüstet war, so ritten sie zum Rathaus und dort im großen Saale ließen sie sich die vornehmsten Gefangenen vorführen. Man brachte den Stadtrichter Martin Kretschmer, seinen Nachfolger Ulrich Thümmel, den Baumeister Georg Eyben und mehrere Ratmänner.

Die Vizgrafen hatten sich für ihre Stühle in der Eile eine Staffel machen lassen. Sie saßen nebeneinander hohnlächelnd. Sie sprachen nur Ungrisch. Ein Dolmetsch mußte ihre Worte und die Antworten übersetzen, wenn einer nicht Ungrisch verstand oder nicht sprach. Auch Lateinisch wollten sie nicht verstehen.

„Wer ist euer Anführer gewesen?" fragte Herr Stefan. „Du vielleicht, Stadtrichter? Nein, du warst es nicht. Du, Mehlsack, bist viel zu dumm dazu. Du warst es, Meister Kürschner. Nun wohl, aus deinem Fell wollen wir ein Meisterstück machen. Und du, Baumeister, hast den Riß verraten. O sächsische Dickköpfe, euer Verstand ist kurz! Es liegt auf der flachen Hand, was ihr so heimlich ausgeheckt habt. Wir wissen alles, und hätte man es uns nicht zugetragen, wir wüßten es ebenso gut. Wir wollen auch nicht geheimtun. Ihr drei werdet erst die Hände, dann die Köpfe verlieren. Es ist nicht schade darum. Sie waren nicht viel wert. Aber es geht alles nach der Ordnung. Worauf es hinausgeht, wißt ihr jetzt, aber den Prozeß wollen wir doch ein wenig in die Länge ziehen, damit ihr auskostet, wie es ist, wenn man in einem Turme steckt und der Belagerer unten sich berät, ob er einen ausräuchern oder aushungern soll, und sich unterdessen die guten Sachen schmecken läßt, die er sich mitgenommen hat."

Die Nösener hatten schon jetzt ein kurzes Verhör zu bestehen, und Tag für Tag nahm man sie vor, zu keinem andern Zweck, als sie zu verhöhnen. Und in ihren Kerker gab man ihnen nur so viel Brot und Wasser, daß sie nicht vor Hunger und Durst wahnsinnig wurden.

Einzelne Haufen streiften die ganze Gegend ab und brachten täglich versprengte Aufrührer heim. Die Bauern hatten sich zum großen Teil in ihre Ortschaften gerettet und ihre Waffen sogleich vergraben; wenn man kam, fand man sie wie gewöhnlich bei ihren Arbeiten. Aber den und jenen verriet eine Wunde, die er sich nicht selbst durch einen fehlgegangenen Axthieb zugefügt haben konnte, die auch nicht von einem Hufschlag oder einem Ochsenhorn herrührte, wie er vorgab. War der Führer der Streifwache übelwollend, so nahm er ihn gefangen.

Die etwa hundert Leute, die sich auf den Henyul geflüchtet hatten, sammelten sich alsbald und errichteten dort eine regelrechte Verschanzung, die erst nur gegen die Wildschweine, Bären und Wölfe hatte schützen sollen, aber dann so verstärkt wurde, daß sie auch einem Angriff des Feindes standhalten konnte. Man lebte von dem Wild, das es da reichlich gab. Das Brot ging schon nach wenigen Tagen aus. So mußte man Boten in die Pörfer hinuntersenden und bekam dorther Brot, aber auch die Nachricht von dem Geschick der Stadt.

Die Meister Petrus Hertel und Nikolaus Gröschel hatten sich hier herauf geflüchtet. Sie gehörten nicht zu den Mutigsten. Noch weniger wollten sie Märtyrer werden. Sie beschlossen, das Land für so lange zu verlassen, als sie da nicht sicher waren. Unschwer fanden sich ein paar jüngere Leute, die mit den beiden Meistern gingen.

Auch andere entschlossen sich, das Land zu verlassen, sei es, daß sie der Abenteuerdrang überkam, sei es, daß sie sich allzusehr vor der Strafe fürchteten. Die letzten, die noch zurückgeblieben waren, verstreuten sich in die Dörfer und hielten sich dort unter den Bauern, bis sie ohne Gefahr zurückkehren konnten.

In Nösen hatten die drei Meister, die als Anführer des Aufruhrs galten, noch unzählige Vernehmungen zu bestehen. Es war immer nur dasselbe: Verhöhnung und Ausmalung ihrer Todesstrafe. Man hielt sie bald getrennt, bald tat man sie zusammen. Und da saßen sie dann an der Erde in dem dunklen Gefängnis, das nur von hoch oben Licht bekam, und sprachen meistens kein Wort. Was sie einander zu sagen hatten, wußte jeder. Sie waren darauf gefaßt, zu sterben; ihre Seelen waren zum Tode bereitet, sie hatten sich oft und oft geprüft und die Zuversicht gewonnen, der ewige Richter werde sie ohne allzu schwere Sünde finden, so daß sie des himmlischen Paradieses würdig waren. Ihr Herz sagte ihnen, daß sie ihre Pflicht für Stadt und Volk getan hatten, und das mußte allen ein Stolz sein, auch ihren Allernächsten.

Bis in den April hinein verzog sich der Urteilsspruch. Die beiden Vizgrafen fanden es doch nicht geraten, die drei Nösener kurzweg hinrichten zu lassen. Sie hatten nicht das Recht über Leben und Tod, und auch der Erbgraf hatte es nicht, sondern nur der König, und solange der Erbgraf nicht selbst König war, wollten sie es mit dem rechtmäßigen König nicht verderben. Dem jedoch die Angelegenheit vorzulegen, scheuten sie sich, weil dann manches zur Sprache kommen konnte, was besser unberegt blieb. So begnadigten sie die drei Bürger, den vorigen Stadtrichter zum Verlust der linken Hand, den jetzigen, Ulrich Thümmel, zum Verlust der rechten, den Baumeister zum Verlust des rechten Auges. Und da sie ihnen das Urteil verkündigten, sagten sie:

„Du, Müller, verlierst die linke Hand, weil sie nicht gewußt hat, was die rechte tut; du, Stadtrichter, verlierst die rechte, weil du bei allem die rechte Hand gewesen bist. Der aber, der für euch ausgespäht hat, der soll das rechte Auge verlieren."

Die drei Männer hörten das Urteil schweigend an. Es mochte ja wirklich für gnädig gelten, wo der Verstümmelung der Tod hatte folgen sollen.

Sie wurden unter den Lauben hin zu dem Gerüste geführt, das auf dem Marktplatz unter dem Pranger errichtet war. Die Vizgrafen hatten dafür gesorgt, daß genug schaulustiges Volk da war. Die Sachsen hielten sich in ihren Häusern. Aber man hatte die Walachen und die Pharöner aufgeboten, und die füllten den ganzen Markt.

Als der Richter unter den Lauben dahinschritt, sagte ein Pharöner, der sich da an einem Pfeiler gehalten hatte, so nahe an seinem Gesicht, daß ihn der Atem des Mannes streifte: „Nu mune."

Jetzt verstand er die Wahrsagung: „Keine Hand", hatte das seltsame Wort bedeuten sollen. Er wandte sich nach dem Pharöner mit traurigem Blick, jener sagte ruhig:

„Am spus." (Ich hab' es gesagt).

Und so schritt er den schmerzlichen Gang weiter, hinter ihm die zwei andern. Ein Wundarzt verband die Stümpfe und legte eine Salbe auf die blutige Augenhöhle.

Andere Bürger wurden mit schweren Bußen an Geld und Besitz gestraft. Und die Bedrückungen nahmen kein Ende. Viele verkauften da ihr Eigentum um ein Geringes und verließen die Stadt. Nösen verödete. Wo früher zwanzig, dreißig Meister einer Zunft gearbeitet hatten, gar manche mit vielen Gesellen, da arbeiteten bald nur zwei, drei. Da hiermit auch die Steuern sanken, versuchten die Vizgrafen selbst mit guten und schlimmen Mitteln, die Bürger zum Bleiben zu zwingen. An die Stelle der Sachsen hatten sich Walachen in die Häuser gesetzt. Die Vizgrafen verachteten die Walachen noch mehr als die Sachsen, und da sie sahen, wie unerschöpflich sie sich vermehrten, begannen sie von ihnen zu befürchten, daß sie durch ihre bloße Überzahl dereinst die Ungarn bezwingen würden. Sie machten ihnen Schwierigkeiten im Erwerb von Besitz wie bei der Ausübung irgendeines Handwerkes oder Gewerbes. Aber die Walachen waren zähe; sie drängten ohne Unterlaß nach, und schon hatten sie ein eigenes Viertel, das sich uferlos gegen die Felder hin ausbreitete. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Fleischversorgung des Heeres.

Zerteilen der Schweine im Schlachthaus einer Korpsschlächterei.

Die Riesenaufgabe, Millionenheere, wie sie sich im Weltkriege gegenüberstehen, mit allem Notwendigen zu versehen, ist von der deutschen Heeresleitung musterhaft gelöst worden. Ihre Schwierigkeiten wachsen natürlich, je weiter die Armeen sich von der Heimat entfernen, je weiter sie in Feindesland vordringen, je mehr sich die Entfernung des Verbrauchers von dem Mittelpunkt der Versorgung vergrößert. Das Vorrücken unserer Feldgrauen hat diese Aufgabe also nicht erleichtert, sondern erschwert. Denn solche Massen von Kriegern sie müssen aus der Heimat versorgt werden. Das Bereithalten des notwendigen Fleischbedarfs scheint unter den vielen Notwendigkeiten des Nachschubs die am schwierigsten zu lösende Aufgabe zu sein. Denn das Fleisch frisch für den Verbrauch zu liefern, ist nur möglich, wenn die lebenden Tiere möglichst nahe an die Front gebracht werden. Das erfordert die Ansammlung von Heerden Schlachtviehs auf dem Kriegsschauplatz, die Anlage großer Schlachthöfe fast angesichts des Feindes und die Verarbeitung der geschlachteten Tiere in möglichster Nähe der kämpfenden Heere. Trotzdem werden keine der bewährten Maßregeln unterlassen, um unsere Feldgrauen vor dem Genuß des Fleisches erkrankter Tiere zu bewahren.

Soldaten als Trichinenbeschauer.

Viehsammelplatz einer Feldschlächterei im Westen.

8 Phot. von Gebrüder Haekel, Berlin

Digitized by Google

Stefan Kirmaier, der Flieger.

Von Rittmeister Georg Freiherrn von Ompteda.

(Schluß aus Nr. 27.)

An einem Karfreitage (denn Feiertage gibt es im Kriege nicht mehr, wo man ewig eingespannt ist in die schwere Pflicht), am 21. April 1916, ist der werdende Kampfflieger zum erstenmal an die Front geflogen. Er findet für diesen bewegungsvollen Augenblick nur die kurzen Worte: „In 1000 Meter Höhe hängen lichte Wolken. Wir fliegen über Ham—Nesle—Foucaucourt—Péronne zurück. Ich suche angestrengt nach feindlichen Flugzeugen. Die Schützengräben sind sehr gut erkennbar. Wir werden nicht beschossen." Doch nicht immer war es so ruhig, denn am 20. Mai trägt er ein bei Gelegenheit eines Sperrefluges: „Ich werde heftig vom B. A. K. an der Straße südlich Belrupt beschossen. Ein Schrapnell platzt dicht neben dem rechten Tragdeck (4000 Meter hoch). Eine Schrapnellkugel dringt durch beide unteren Rumpfholme."

Dann mehren sich die kurzen Bemerkungen über Treffer, die er abbekommen hat; immer sind sie nur gewissermaßen technisch gefaßt, indem er angibt, wo der Schuß sitzt. Zur Erklärung muß einer Auffassung entgegengetreten werden, die häufig wiederkehrt: als käme es im Luftkampfe nur darauf an, sich bis zum Angriff zu „verstecken", dann unvermutet niederzustoßen, und so könne man den Gegner sozusagen im Schlafe abwürgen, ohne eigene Gefahr. Solche Anschauung der schweren und ernsten Sache, die immer jeder Luftkampf bleibt, hieße denn doch unseren tapferen Fliegern unrecht tun. Wenn man die durchlöcherten Flugzeuge unserer Boelcke, Richthofen, Schaefer usw. nach ihrer Landung gesehen hat, ist man eines besseren belehrt. Aber wie bekanntlich des Seemanns Feind nicht das offene Meer ist, sondern die Küste, so ist der des Fliegers (es sei denn, er würde beschossen), nicht die Luft, sondern die zu große Nähe der Erde. So wird auch Kirmaier das Landen bisweilen zum Verhängnis, aber er meldet es getreulich mit all der knappen Anschaulichkeit, die sein Tagebuch auszeichnet: „18. Juli. Trübes Wetter. Nachmittags sind mehrere Flieger gemeldet. Da Leutnant G. Ladestörung hat, will ich mit Maschine 79 starten. Sie schiebt nach rechts ab, neben die Startbahn. Ich gebe stark links Seitensteuer, dadurch kommt sie in einen Linksdrall, aus dem ich sie nicht mehr aufrichten kann. Kurz vor dem Aufprall drücke ich auf den Knopf. Sie kracht zusammen. Da sie schon etwas raucht, mache ich, daß ich hinauskomme. Fahrgestell weg; Rumpf gebogen; Motor beschädigt."

Abgeschossenes feindliches Flugzeug.

Die Gabe, scharf zu sehen nicht allein, sondern das Geschaute dann als Bild im Gedächtnis zu behalten, tritt hervor, wenn Kirmaier erzählt, wie er einen feindlichen Fesselballon abgeschossen hat, und auch das Menschliche leuchtet warm aus den Schlußworten: „2. Juli. Ich fliege Richtung Douaumont über den Wolken. 2200 Meter. Über einer Wolke, Richtung Verdun, sehe links unten 3 Fesselballone. Ich stelle den Motor ab und gleite auf den ersten zu. Auf etwa 2000 Meter fange ich zu schießen an. Das linke Maschinengewehr versagt nach wenig Schüssen . . .' Ich fliege nun näher hin, auf etwa 800 Meter, und rattere dann mit dem rechten Maschinengewehr los. Die Sprengpunkte bilden direkt eine weiße Wolke vor dem Fesselballon. Das Maschinengewehr schießt auffallend rasch. Ich sause in der Linkskurve an dem Ballon vorbei. Ich sehe Rauch aus ihm kommen, also brennt er. Hinein in eine Wolke. Ohne Kompaß, bloß nach Gefühl drehe ich nach Nordost, komme hängend auf dem linken Flügel aus der Wolke hinein in ein tolles B. A. K.-Feuer. Ich bin noch 1200 Meter hoch. Mein Motor macht 1120 Touren. Ein Zylinder setzt aus. Ich drücke, dauernd Kurven, Richtung auf ein zusammengeschossenes Fort. Endlich komme ich über die Linie in 1000 Meter. Mit aussetzendem Motor, bei starken Böen, komme ich noch auf den Platz. . . . Ein Zündkabel gerissen, durch den Propeller ein Schuß. Ich fahre mit Auto zum Kasino. Dort schon die Meldung, daß ein französischer Fesselballon bei Belrupt abgeschossen sei. Von allen Seiten Glückwünsche. Bald kommt die Meldung: ein deutscher Fokker mit einem französischen Großkampfflugzeug zusammengestoßen und über Damloup abgestürzt. Nach bangem Warten wird es zur Gewißheit, daß es Leutnant N. ist. Das ist eine traurige Beigabe zu dem Erfolge." — Er erhielt den für den ersten abgeschossenen Fesselballon gestifteten Ehrenbecher. Übrigens hatte Oberleutnant Kirmaier, der an diesem Tag schon zweimal aufgestiegen war, damit seinen Ehrgeiz noch nicht erschöpft: 8 Uhr 5 Minuten abends startet er noch einmal und landet erst 10 Uhr 15 Minuten, wie er schreibt, bei „tadellosem Wetter". 4 Uhr 30 Minuten nachts hat er wieder Dienst, und 7 Uhr 30 Minuten startet er mit seinem 160er. Bei Unwetter landend, sieht er beim Ausschweben unter sich einen Wassertümpel, zieht an, die Räder kommen aber trotzdem ins Wasser, die Maschine überschlägt sich. Mit dem Kopf im Wasser schnallt er sich eiligst los, krabbelt heraus. Der Propeller ist zerfetzt, das Seitensteuer eingedrückt.

In den nächsten Tagen greift er immer wieder Fesselballone an. Auf zwei stößt er am 12. Juli hinab, hat jedoch Ladehemmung und muß ablassen. Wie einfach klingt es, wenn er da schreibt: „Äußerst heftig beschossen. An einem Caudron 100 Meter vorbei." In Wirklichkeit muß man sich das deutsche Flugzeug in den Wolken und dem Prasseln platzender Schrapnelle denken, und auf Rufweite zieht da ein feindlicher Flieger vorüber. Wer hätte sich vor wenig Jahren solch feierlich gewaltiges Leben über den Wolken träumen lassen! Schon drei Tage darauf greift er einen Fesselballon an über Fromeréville: er beginnt zu rauchen, und eine Woche darauf schießt er einen ab bei Tré-le-Sec vor dem Deutschen Kronprinzen. Das, was ihn jedoch vor allem in Anspruch nimmt, ist der Kampf mit dem gegnerischen Flugzeuge. Seine kurzen Beschreibungen sind zwar natürlich nicht stilistisch durchgefeilt, dazu hat ein Flieger wirklich keine Zeit, dafür aber von höchster Bildkraft. Es ist, als erlebte man das Auf und Nieder eines solchen Luftkampfes mit, jenes hier im wahrsten Sinne: „Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt".

So schreibt er am 25. Juni: „Unter der Wolkendecke (Wolkenhöhe 2200 Meter) kein deutsches Flugzeug, dagegen französische Doppeldecker. 6 Uhr 20 Minuten etwa beschoß ich einen Farman über Fleury, der auf Verdun abschwenkte. Da sah ich einen Caudron, der etwa über Fort Moulainville Richtung Haudiaumont flog. Ich beschoß ihn auf nächste Entfernung (in 800 Meter Höhe — 240 Patronen). Er drehte, nachdem er ziemlich lange geradeaus geflogen war, scharf ab. Mein Motor hatte schon während des ganzen Niedergleitens geknallt. Nun schaue

Digitized by Google

Sprengstücke italienischer 42-cm-Geschosse. Phot. Berl. Illustr.-Gesellschaft.

ich auf den Tourenzähler: 1100, dann auf den Höhenmesser: 600. Da suche ich nach der Front. Noch weit ab eine Ortschaft. Das muß L. sein. Ich steuere mit meinen 1100 Touren mit knallendem Motor darauf zu. In etwa 400 fliege ich über die Ortschaft, reguliere dauernd das Benzin, da — funktioniert plötzlich der Motor wieder. Ich steige auf 1200 Meter und suche den Caudron: nicht zu sehen."

Ein andermal fliegt er im Geschwader: „17. Juni. Geschwaderflug. Führer: Hauptmann Vogt. Im ganzen 4 Doppeldecker, dazu 2 Fokker (Hauptmann Boelcke, der sich über Fort Vaux anschließt, und Unteroffizier Büssing). In 3500 Meter Höhe fliege ich als Höchster über die Front bei Vaux über Fleury-Verdun-Nord. Dicht östlich Verdun stößt ein Nieuport auf mich herunter. Ich gehe in eine scharfe Linkskurve und bringe meinen Beobachter dauernd zum Schießen. Da kommt von hinten Boelcke und knattert los. Der Franzose sauft senkrecht ab. Boelcke hinter ihm drein. Es ist ein herrliches Bild!" — Am Tage darauf hat er den ersehnten Fokker 100 P.S. bekommen und nutzt ihn sofort aus: „18. Juni. Nachmittags starte ich 6 Uhr Richtung Sivry-Bras. Ich komme in 2200 Meter über die Wolken und befinde mich direkt in einem Nieuport-Geschwader (7 Apparate). Einer stößt gleich herunter. Alle anderen beginnen zu knattern. Ich sause wieder in die Wolke zurück. Dann gehe ich wieder hoch. Über Vaux kreise ich. Südlich von mir das Nieuport-Geschwader. Es kommt aber keiner mehr. Sie ziehen sich allmählich über Verdun zurück. Das war mein erster Flug über dem Feind mit Fokker 100 P.S."

Und jeden Tag fast gibt es in dieser heißen Zeit, die sie alle — er klagt einmal darüber — todmüde macht, einen Luftkampf. Wie stolz mag dem alten bayerischen Infanteristen, der den Sturm aus eigener, blutiger Anschauung kennt, zumute gewesen sein, als er am 23. Juni, nachdem ihn ein Nieuport angegriffen, dem er den Laden vollschießt und der kippt, schreiben kann: „Unten wütet ein tolles Trommelfeuer. Das bayerische Leibregiment stürmt Thiaumont."

Oberleutnant Kirmaiers ganze Seele hängt am Soldatenberuf. Wenn er davon und von den Kameraden spricht, wird seine sonst sachliche, knappe Sprache wärmer, so wenn er — leider oft genug — meldet, daß einer seiner Freunde den Fliegertod gestorben sei. Am 27. Juli ist er bei der Beisetzung des durch Kopfschuß gefallenen Leutnants Bräutigam und sitzt danach zum Totenmahl mit seinen alten Freunden Oberleutnant Illing und Oberleutnant Kraft zusammen. Am 30. sind sie durch einen Morane abgeschossen, und unter dem 2. August steht in Kirmaiers Tagebuch: „Ein sehr trauriger Tag. Ich fahre nachmittags zur Begräbnisfeier von Oberleutnant Illing und Kraft. Im Friedhof bei Mont ruhen die beiden als echte Freunde, wie sie es immer waren, nebeneinander. Der Tod dieser beiden Offiziere von so hoher Offiziersauffassung, wie ich sie selten kennengelernt habe, hat mich sehr ergriffen. Die stolze Rede jenes Hauptmanns vom Leibregiment, die richtig den Geist dieses Regiments, den stolzen Soldatengeist, zum Ausdruck brachte, werde ich nie vergessen."

Die hohe Offiziersauffassung, von der Oberleutnant Kirmaier hier spricht, war ihm selbst eigen; sie spiegelt sich auch in seinen Briefen wider: die Pflicht gegen das Vaterland. Daneben versinkt alles andere. Einem vertrauten Freunde, dem er alles sagt, schreibt er aus dem Felde: „Hier vergehen einem die Liebesgefühle." Und dennoch ist er jung und ist Mensch. Eine ferne Sehnsucht zittert in ihm, wenn er sagt: „Seit meinem Abmarsch habe ich kaum mehr so ein liebes Ding gesehen. . . . Darum, wenn du in Liebe schwelgst, denke mal an uns Darbende, grüße sie schön von uns." Aber solange ihn die schwere Pflicht in der Not des Vaterlandes bindet, will er nicht auf Urlaub gehen: alle Gedanken, die damit zusammenhängen, schüttelt er ab. Ein Wort von Boelcke, den er neidlos bewundert, führt er an: „Ein Flieger muß leicht und frei sein. Er kann kein Blei an den Füßen haben."

Ein einziges wiederholt sich immer wieder in seinen Briefen: Wenn es einmal die Lage erlaubte, und er käme doch auf Urlaub, so will er in die stille Größe und Reinheit der Alpen, der bayerischen Berge, die er bei klarstem Wetter aus den gewaltigen Höhen seiner Flüge gleich einem fernen glücklichen Lande zu sehen vermeint.

Jetzt aber noch steht er mitten im schweren Kampf, den er so scharf schildern kann, wie nur ein Erleben es möglich macht: „9. August. Vormittags fliege ich über Verdun. Ein Nieuport stellt sich in Höhe 3800 Meter. Nach kurzem Kampf gibt er Tiefensteuer. Ich stoße nach, kann ihn aber nicht mehr ins Visier bringen. Abends starte ich Richtung Toter Mann—Fleury. Dort sehe ich einen Voisin, dem sie Warnungsschüsse vorlegen. Ich fasse ihn von hinten, suche möglichst nahe heranzukommen und warte, bis er die Front erreicht. Ich bin bis auf etwa 100 Meter, da dreht er eine Kurve. Ich vermag nur wenige Schüsse abzugeben, da bin ich an ihm vorbei und tiefer. Er feuert hinter mir her. Ich suche Richtung Douaumont wieder Höhe zu gewinnen, da sehe ich drei Nieuports über mir. Ich drehe bei, da kreisen sie mich ein und stürzen von drei Seiten sehr geschickt auf mich herunter. In der Kurve kracht es vor mir, Benzin spritzt mir ins Gesicht, der Motor stottert. Ich nehme Zündung und Gas weg. Sturzflug Richtung Azannes. In 900 Meter Höhe probiere ich den Motor wieder. Er macht noch 1160 Touren und kracht dauernd in den Auspuff. Aus dem Fallbenzinbehälter strömt dauernd Benzin. Meine Brille läuft an. Ich suche nach Notlandungsplatz, erreiche aber noch Sivry. Die Landung geht glatt. Schuß durch Fallbenzinbehälter und durchs Ansaugrohr."

Wir wollen Abschied nehmen von Stefan Kirmaier, dem Oberleutnant und Flieger, mit ein paar letzten Worten aus dem abgebrochenen Tagebuche, das er hinterließ. Zu ihrem besseren Verständnis sei jenen gesagt, die nie in so einer „Kiste" gesessen haben, daß der Flieger versucht, sich der Beobachtung des Gegners zu entziehen, indem er sich zwischen die Sonne und das von ihr geblendete Auge des Feindes bringt. „4. August: Bei einem Fluge in 3000 Meter Höhe überrascht mich plötzlich der Morane. Ich erhalte trotz angestrengter Aufmerksamkeit M.-G.-Feuer im Rücken. Ich kurve links und sehe ihn nach rechts wegsausen. Er fliegt auffallend schnell Richtung Etain, geht dort auf einen deutschen Doppeldecker herunter. Ich behalte ihn dauernd im Auge. Er will im Schutze einer Wolke Richtung Haudiaumont über die Front. Ich fasse ihn etwa über Fresnes. Er macht eine steile Kurve, so daß ich nicht zum Schuß komme. Da erhalte ich M.-G.-Feuer von oben. Ein doppelmotoriger Caudron ist etwa 200 Meter schräg über mir. Ich fliege Richtung Sonne, um Höhe zu gewinnen."

Heute ist er, der der Sonne entgegenflog, wohl oben, hoch droben angelangt.

Digitized by Google

Nr. 36 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“.

Zu beziehen ohne „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2.50 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 40 Pf. mit „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 30 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 60 Pf.

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(16. Fortsetzung.)

„Aber weshalb denn? Was wagen Sie denn nur?“

Winter nickte ihm in gutmütigem Spott zu. „Ich bin Deutscher, daß Sie's wissen! Ich wage jetzt alles, um in meine Heimat zu kommen. Behalten Sie das Glas zum Andenken, und im Gepäck der Dame liegt das Geld für Sie bereit, der Wirt soll's Ihnen geben. Das Übrige überlassen wir ihm. Gott befohlen — auf Wiedersehen — vielleicht auf dem Schlachtfeld!“

Der Mann blieb fassungslos stehen: Da hatte er, ein Alpin, nun selbst einem Feind zur Flucht verholfen! Sacré nom du coeur! Das durfte er ja nicht einmal erzählen, um nicht noch wegen seiner Dummheit verspottet zu werden! Zurückholen konnte er den Herrn auch nicht und ihn zum Gefangenen machen. Der würde sich nicht ohne weiteres ergeben, noch war daran zu denken, ihn allein über den Gletscher zurückzutransportieren. Den mußte er laufen lassen! Im ersten Augenblick wollte er ihm das Fernglas nachwerfen, aber es war schade drum! Eine kleine Entschädigung war für diese Enttäuschung nur billig! Ja, diese Deutschen — rechte Halunken! Er rief Winter und Christa ein paar herzliche Verwünschungen zu, die sie aber kaum mehr verstanden. Dann begann auch er seinen Weg nach Hause.

Was sie in der Nacht und am Frühmorgen geleistet hatten, war nur ein Kinderspiel gegen die Ansprüche, die nun dieser zerklüftete Gletscher an sie stellte. Schritt um Schritt mußte Christa mit dem Pickel sondieren, ob nicht eine Spalte sich tückischerweise unterm Schnee verbärge, in die sie hinabgestürzt wären. Wirklich brach sie ein paarmal ein, und Winter hatte seine ganze Kraft und Geschicklichkeit nötig, um sie wieder herauszuziehen. Vor Überanstrengung, bis sie dann wieder auf festem Schnee stand, wäre sie am liebsten in Tränen ausgebrochen. Aber sie schluckte sie tapfer hinunter; sie durfte nicht schwach werden, denn ihr Tagewerk war noch lang. Bis zum Abend mußten sie ihr bestimmtes Ziel erreichen.

Als sie nach fünf Stunden vor der kleinen, primitiven Schutzhütte, der Cabane du Dôme, des italienischen Alpenklubs anlangten, war sie so erschöpft, daß sie sich vor der Schwelle niederwarf, noch ehe Winter seinen Mantel für sie ausbreiten konnte. Leider war die Hütte verschlossen, und sie mußten sich damit begnügen, sie als äußeres Merkmal eines Rastplatzes zu betrachten. Was sich im Rucksack noch an Proviant vorfand, war auch nicht mehr viel. Doch hatte Christa beim ersten Frühstück auf dem Gouter du Dôme heimlich einiges aufgespart, das ihnen jetzt sehr zugute kam, soviel Winter auch darüber schalt. Christa fielen die Augen wider Willen zu, und er ließ sie in der warmen

Pferdezucht an der Front.

Digitized by Google

Sonne eine Weile schlafen. Was sie jetzt an Zeit verloren, holten sie nachher schon wieder ein, tröstete er sich.

Es war wunderbar hier oben. In kristallener Weiße standen die Bergketten ringsum vor einem samtweichen blauen Himmel. Unendlichen Frieden atmete die stille Natur aus, die nur von der Sonne ein Scheinleben erhielt. Schwer, fast undenkbar war es, sich vorzustellen, daß bis hier hinauf vielleicht das Echo der Geschütze hallen würde, deren Stimmen in den von reichem Sommersegen erfüllten Tälern sprechen sollten. Wie wilde Tiere wollten die Menschen übereinander herfallen. Konnte nichts mehr sie zurückhalten — mußten sie sich gegenseitig das Herz aus der Brust reißen?

Auch Christa würde leiden. Um einen andern. Er fühlte ja täglich mehr, wie unlösbar sie zu Hugo gehörte. Wie bedrückt war sie von seinem rücksichtslosen Schweigen! Doppelt zart, doppelt empfindlich hätte er in ihrer Seele für sie sein müssen, die mit ihm die Verurteilung der Welt trug!

Es war, als hätte Christa seine Gedanken empfunden. Sie öffnete die Augen und setzte sich aufrecht hin.

„Wir haben uns noch gar nicht unserer Errettung gefreut", sagte er herzlich und streckte ihr die Hand hin. „Ich gratuliere, gnädige Frau, daß Sie der Gefangenschaft entronnen sind."

„Ja, ich bin nun frei", antwortete sie mit seltsamer Betonung und hielt seine Finger unbewußt fest. „Soviel Erkenntnis hat mir die Kriegsnot auch schon abgerungen."

„Was heißt das?" fragte er erschrocken.

Das Alleinsein mit ihm in dieser Weltferne, auch wohl die gemeinsame Angst und Gefahr lösten ihr die Zunge. Ganz offen, wie zu einem nahen Freund, konnte sie sprechen: Daß sie eingesehen habe, Hugo die Freiheit zurückgeben zu müssen.

„Aber Sie lieben ihn doch?"

Ernsthaft entgegnete sie: „Ja — und weil ich ihn liebe, muß es so geschehen."

Er atmete schneller, es flimmerte vor seinen Blicken. Sie lieferte ihm ihr Geheimnis aus — ein anderer vielleicht hätte die Stunde wahrgenommen, um ihr von einer neuen, beglückenden Liebe zu sprechen. Er konnte das nicht — noch immer war sie seinem Schutz anvertraut. Und seinen eigenen Wünschen entgegen bat er: „Sie dürfen jetzt Hugo nicht beunruhigen, sein Herz nicht beladen. Lassen Sie alles beim alten bis nach dem Kriege!"

Sie antwortete nicht.

Bis nach dem Kriege, dachte er, während er ihr auf die Füße half. Ein bittres Lächeln trat um seine Lippen. Wer wußte, was geschehen würde — wer zurückkam, war der Sieger!

In langen, an Monotonie und Anstrengung gleich reichen Stunden, die sie kaum mehr zählten, stiegen sie über den endlosen Glacier de Miage ab. Zuweilen traten sie vom verharschten Schnee in das zerklüftete Geröll der Moräne über, aber schließlich war für die müden Füße der Gletscher immer noch dem Fels vorzuziehen. Am kleinen grünen Combalsee, der bescheiden zu Füßen des Glacier du Miage liegt, machten sie wieder für längere Zeit halt. Denn nun war das Ärgste überstanden; das wilde, unwegsame Hochgebirge hörte auf, und ein kleiner Fußsteig sollte sie weiterleiten. Gewiß erfüllen Gebirgswege durchaus nicht immer die Erwartungen, die man im allgemeinen mit dem Begriff eines künstlich angelegten Steiges verknüpft. Sie steigen auf und ab, sind steil, steinig, führen oft durch Wasser, auch über Schnee oder schlüpfrige Grashalden und verlieren sich zuweilen vollständig zwischen Geröll und Schutt. Aber dann und wann gestatten sie auch ein bequemeres Ausschreiten, das den Füßen und Knien Erholung gewährt, und vor allem: man weiß, sie bringen zur Nähe der Menschen zurück! Die sie gewöhnlich fliehen, die Bergsteiger, da gerade ihnen die hehre Einsamkeit des Hochgebirges das Verlockende ist, in diese Nähe suchten nun auch Christa und Winter möglichst rasch zu gelangen. Es drängte sie, von den Ereignissen, die sich jetzt überstürzen mußten, zu hören und nah, ganz nah bei Deutschen zu sein, um mit ihnen dasselbe zu empfinden und zu durchleben.

Das schöne Val Veni durchschritten sie, fast ohne Gefühl mehr für das, was sich ihren Augen an Großartigem bot. Erst als der Wald begann und nach und nach die vom Schnee ermüdeten Augen auch auf grünen Wiesen und goldgelben Feldern ausruhen konnten, mäßigten sich ihre Schritte. Es tat so wohl, wieder menschliche Arbeit an den Kulturen zu spüren — wie ein feindliches Gebiet lag diesmal das tote Hochgebirge hinter ihnen!

Spät in der Nacht kamen sie in dem kleinen Dorf Entrèves an, das am Ausgang des von der klaren Doria durchströmten Val Ferret liegt. Winter suchte geschwind Quartier im Wirtshaus, in dem schon alles schlief. Aber einerlei, wie sie untergebracht wurden: die schweren Bergstiefel von den Füßen streifen, liegen, sich ausstrecken können, welch ein Hochgenuß! Bei beiden machten sich die ungeheuren, fast vierundzwanzigstündigen Anstrengungen geltend: sie fielen in tiefsten Schlaf, sobald sie in den Betten lagen.

Aber die innere Unruhe trieb sie zeitig heraus. Man schien hier noch kaum etwas vom Ausbruch des Krieges zu wissen, oder verschwieg es mißtrauisch. Ein Wagen sei leider auch nicht zur Stelle, behauptete der Wirt, der Christa hatte Deutsch sprechen hören. Winter hätte ihr gern die Fahrt gegönnt, aber sie lachte darüber: Was bedeutete denn eine knappe Stunde Wegs bis Courmayeur, von wo aus sie den Autobus bis Aosta nehmen wollten, gegenüber den gestrigen Strapazen?!

„Ich führe nicht, selbst wenn Sie uns den Wagen geben würden, der in der Remise steht", sagte sie vergnügt zum Wirt.

Ja, diese Deutschen — nicht totzukriegen! Er hatte damit gerechnet, sie würden ihn überreden wollen und einen höheren Preis bieten. Aber wenn die Signora mit dem alten Wagen vorliebnehmen würde, der Weg sei doch zu schlecht, fast unmöglich für eine Dame. Das fanden die Italiener ja immer, auch bei den besten Chausseen. Sie schüttelte nur den Kopf, und er sah ihnen ergrimmt nach, wie sie heiter am Ufer des Flusses entlang wanderten, der aus zwei munteren Bächen zusammenfließt und noch den alten klassischen Namen Dora Baltea trägt. Immer weiter nach Osten würde sie die Straße im Flußtal führen, sogar die Bahn von Aosta aus war dem natürlichen Lauf des Stroms entlang angelegt.

Das sprudelnde Wasser neben ihnen schien sie förmlich mit fortzureißen und anzutreiben!

„Wenn wir heute abend noch Mailand erreichten," überlegte Winter, als sie auf der Brücke standen, die zum kleinen Schwefelbad La Saxe hinüberführt, und einen Augenblick in den Strudel unter sich hinabsahen, „so könnten wir übermorgen in München sein. Ich muß Ihnen nun aber eine Eröffnung machen. Wie Sie wissen, habe ich den drei jungen Deutschen die Möglichkeit gegeben, ebenfalls über Mailand nach Haus zu kommen — an Bargeld besitzen wir mit dem, was auch Sie noch bei sich haben, nur so wenig, daß wir die ganze Reise dritter Klasse machen müssen."

„Wie feierlich Sie das sagen!" Sie lachte. „Ist denn das ein Unglück?"

„Nein. Aber eine fatale Zugabe. Es ist mir besonders peinlich, auch Sie dieser Unbequemlichkeit aussetzen zu müssen."

Das war nun wieder er, typisch er! Eben waren sie aus Feindesland entkommen und sahen die Möglichkeit, nein die Gewißheit vor sich, in wenigen Tagen Deutschland zu erreichen, nach dem alles in ihnen rief, und da fand er es der Mühe wert, solch eine Gleichgültigkeit auch nur zu erwähnen! Sie hätte die Reise im Packwagen oder auf

Digitized by Google

In Erwartung des Stierkampfs. Gemälde von Ignacio Zuloaga.

Digitized by Google

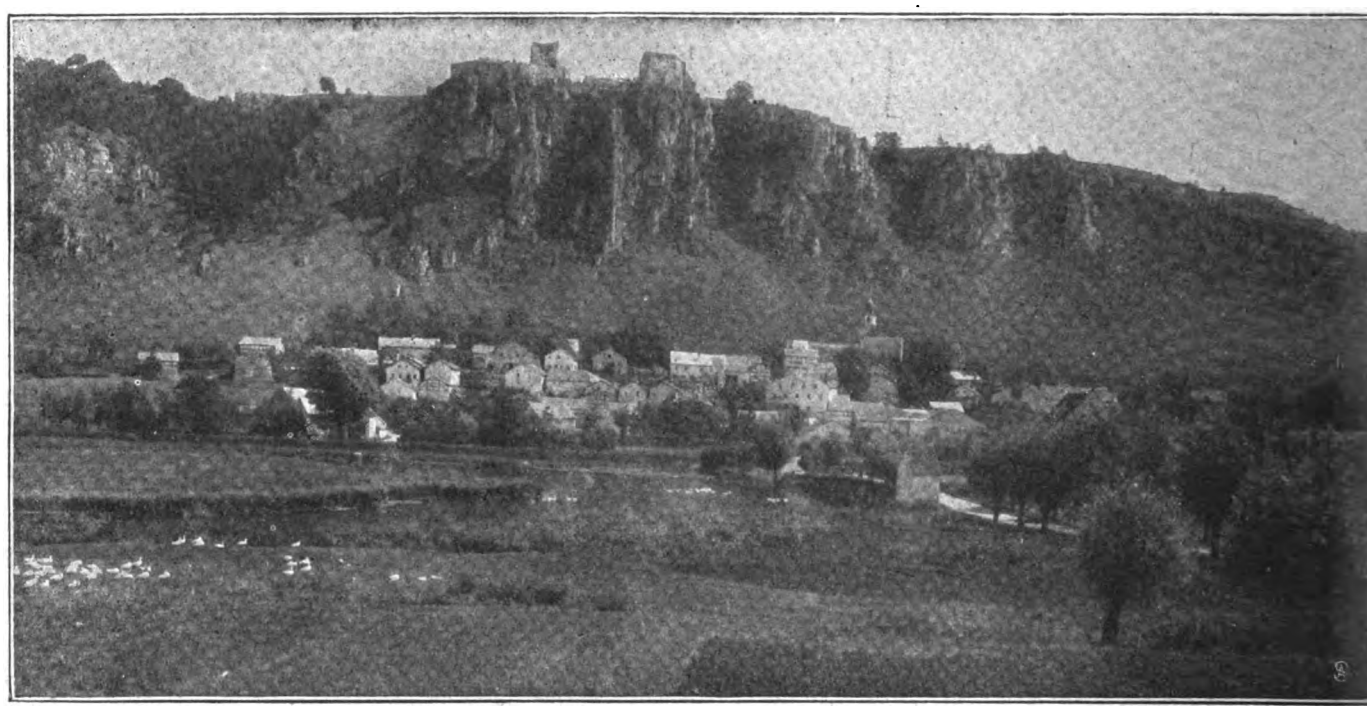
einem Puffer hockend gemacht, wenn's darauf angekommen wäre! Daß seine Sorge in diesem Fall auch ebensogut seiner eigenen Person galt wie ihr, das fühlte sie heraus. Stolz dachte sie an Hugo. Vielleicht war er noch verwöhnter als Winter, da sich sein Leben ja in einem weit größeren Stil abspielte. Und dennoch war er weit unabhängiger von allen Äußerlichkeiten und Bequemlichkeiten. Hugo hätte in dieser Stunde, da sie endlich den Platz erreichten, der sie wieder mit der Welt verband, vor Erregung geschwiegen oder andere Worte gefunden. Es war doch enttäuschend, daß ein Mensch auch in ernsten Lagen nicht über sich selbst hinauswachsen konnte! Sie fühlte sich Winter wieder fremd werden, sobald sie ihn mit ihrem Mann verglich.

Still wanderte sie neben ihm in das schöne, reiche Dorf hinein, das in der hellen Morgensonne doppelt freundlich aussah. Sie musterten die Gasthäuser und waren gerade im Begriff, zu fragen, von welchem denn der Autobus abführe, als in einem Garten ein Mann aufsprang, der

aus, es dirigierte ihn wirklich nach Chamounix — aber diesmal, zum erstenmal, war des Chauffeurs Selbständigkeit von bestem Nutzen gewesen. Denn vorsorglich hatte er von Christas Gepäck einen kleinen Koffer mitgebracht und sich ebenso für alle Fälle von Winters Diener eine Handtasche mit Wäsche und einen Anzug geben lassen. Winter fühlte sich für diese Umsichtigkeit aufrichtig dankbar und bat dem selbstherrlichen Menschen manches im Herzen ab. Pansells Gunst aber hatte er keineswegs errungen; er lehnte jedes anerkennende Wort mit dem Bemerken ab, daß er nur seine Pflicht erfüllt habe.

Christa war strahlend. Sie fragte unaufhörlich nach Grünholz — von woher Pansell doch nur durch Mamsells nicht sehr entfaltete schriftstellerische Künste Nachricht erhalten hatte — und überflog immer wieder von neuem Hugos Depesche.

Merkwürdig, dachte Winter gekränkt, während er sich zum Umkleiden in das Gasthauszimmer verfügte, das Pan-



Im Tal der Allmühl: Arnsberg an der Allmühl.

dort an einem Tisch gefrühstückt hatte, und auf die Straße zu ihnen hinauseilte.

„Gnädige Frau!"

„Pansell!" sie streckte ihm beide Hände hin, vor Aufregung und Freude traten ihr die Tränen in die Augen.

„Nu ja — der Herr schickt mich —"

Hugo! Er hatte an sie gedacht, sich um sie gesorgt!

„Nu nee: nich grade nach Italien! 'en Telegramm hab' ich nach München gekriegt, ich sollt' in die Schweiz machen, nach Chamounix, um die Herrschaften vom Montblanc 'runter zu erwarten. Ich bin gleich los, ich glaube, es is das letzte Auto, was sie noch 'rausgelassen haben aus Deutschland, und es war schon sehr schwierig — und in der Schweiz, vorgestern abend, hab' ich denn gehört, daß der Krieg richtig erklärt worden is. Da hab' ich mir überlegt, daß der Herr Baron sicher nicht nach der französischen Seite mehr absteigen würden, weil se ihn da doch festkriegen — un da bin ich denn auf gut Glück statt nach Chamounix nach Courmayeur gefahr'n. Und daß ich recht hatte, hab' ich gewußt: schon gestern abend, da sind nämlich drei deutsche Herren hier durchgekommen und haben gleich nach Aosta weitergemacht — und sie lassen den Herrn Baron und die gnädige Frau schön grüßen!"

Also auch sie gerettet! Christa und Winter schüttelten sich froh die Hände. Pansell zog Hugos Telegramm her-

sell auch für ihn bestellt hatte, eine Frau ist doch nie zu berechnen! Alles, was ich in diesen Wochen und besonders in den letzten Tagen für sie getan habe, ist vergessen und überflügelt durch das kurze Telegramm ihres Mannes! Der sie mit einem ihr Fremden sich allein überläßt und in die Welt schickt, weil sie ihm grade unbequem war! Was gilt ihr das nun?! Er schickt ihr das Auto nach — und ihr Herz fließt über voll Dankbarkeit! Seufzend stieg er in die Badewanne.

Diesmal bekam Pansells Auto keinen Unfall. Ihm eilte es ja auch: der Herr mußte sicher den Wagen sofort abliefern, und er selbst wollte sich beim freiwilligen Automobilkorps melden.

Ob er nicht gedient habe? fragte Winter.

„Nee, niemals. Wir Kinder aus den Industriegegenden sind geene Riesen — wir machen's mit der Enerchie."

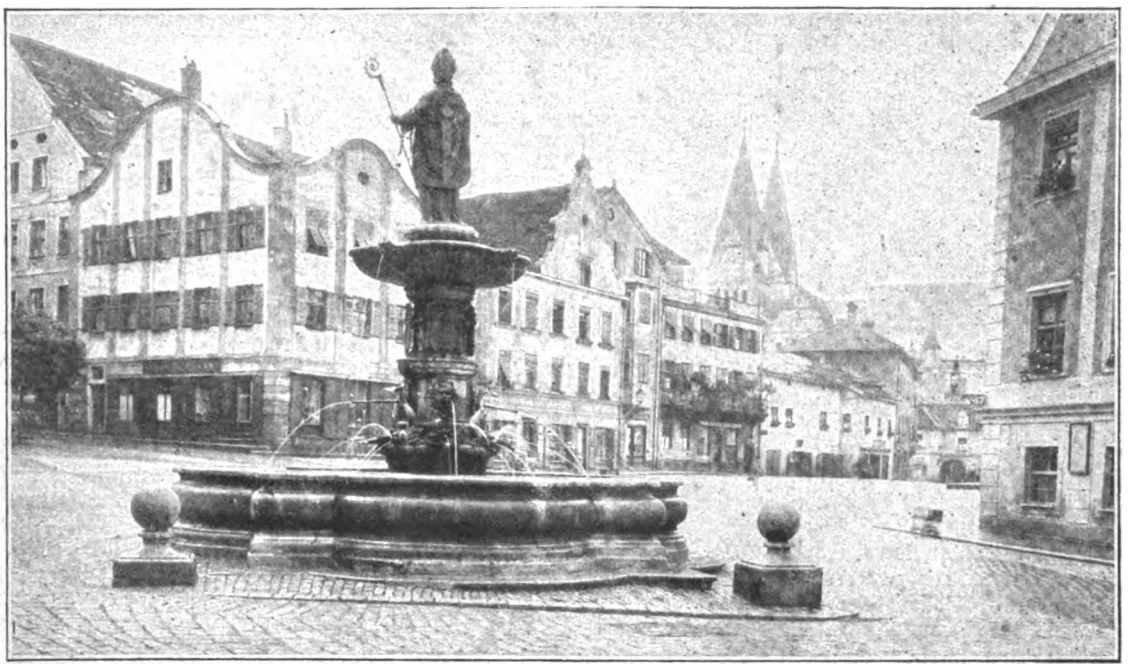
Deshalb steuerte er auch trotz der inneren Unruhe mit fester Hand. Auf prachtvoller Straße flogen sie dahin: gebadet, umgekleidet, in der beglückenden Vorstellung, daß nun nichts mehr sie aufhalten könne! Im Augenblick gab das alles zusammen solch ein Hochgefühl, daß die große Aufregung über den Krieg etwas darüber zurücktrat. Und unmerklich verschob sich wieder das Verhältnis zwischen Christa und Winter. Auf Touren war sie von ihm abhängig gewesen, hier war sie die Herrin. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Im Tal der Altmühl.

Von Fritz Mielert. — Mit 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Mögen Tausende auch für die großen, die gewaltigen Ströme schwärmen, ich lobe mir die kleinen mehr Ihre Ufer sind nur auf Rufweite voneinander geschieden, hüben und drüben liegen Städtchen und Dörfer, Kirchen und Burgen, die sich in den Wassern in treulichster Buntheit widermalen, und die Berge und Bäume grüßen sich von Ufer zu Ufer in fast traulicher Zwiesprache So sind die Täler des Mains und der Fulda, der Werra, der Lahn und ungezählter anderer die deutschen Gaue bewässernder Flüsse, deren Schönheit so liebreizend ist, und die man doch gar oft fast ganz übersehen hat. Welche Fülle von Anmut in diese Täler gebannt ist und welche oft geradezu einzigartigen Schätze Kunst und Natur hier geborgen halten, das ahnen und wissen nur die wenigsten. Ein kleines Beispiel, was eines dieser „unberühmten" Täler zu bieten vermag, soll eine flüchtige Streife durch einen Teil des bayerischen Altmühltals erweisen.



Der Marktplatz zu Eichstätt mit dem Willibaldbrunnen und den Domtürmen

Unbeachtet wie eine schöne, aber fremde Seele, die man, ohne mit ihr bekannt zu werden, im Vorübergehen schaut, blicken die Reisenden des Zuges Frankfurt—München in die eigenartige Alpschönheit des Altmühltals, wenn es der Schienenstrang bei Solnhofen und Pappenheim durchzieht. Und doch, wie reich lohnte sich das Aussteigen und Verweilen, das gemütliche Dahinschlendern von hier nach Eichstätt und darüber hinaus bis nach Kipfenberg, wenn nicht gar noch weiter.

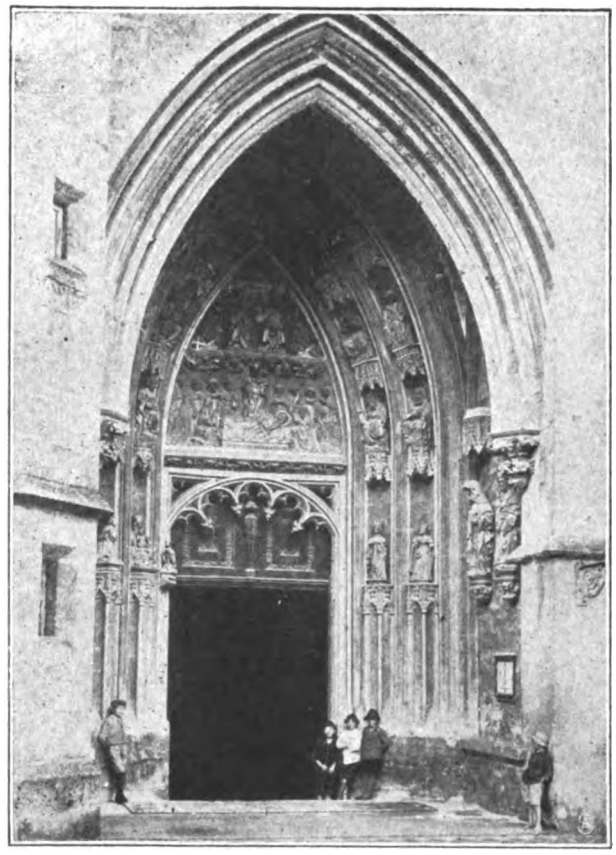
Kulissenreich, voller einzelner Felsmassen, die sich ins Tal vorschieben und den Zug durch Tunnel und hallende Gassen zwingen,

An der Altmühl in Eichstätt

Digitized by Google

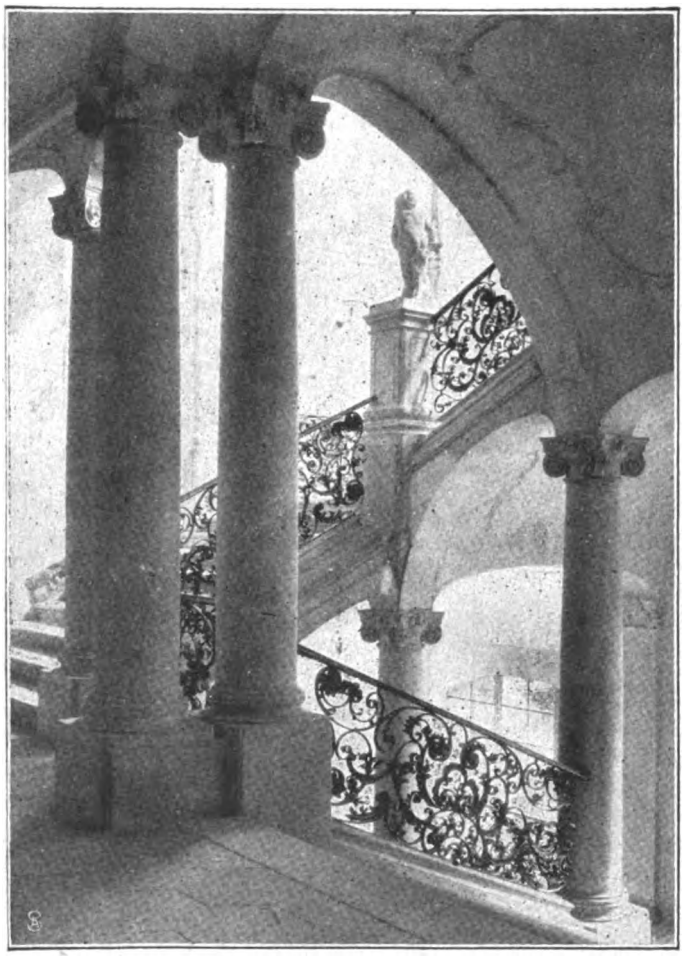
so stellt sich das Tal bei Solnhofen dar. Reich ist es auch an grünen Bergwiesen und Waldungen, die gewaltige Schattenkreise werfen. Hart unter Wiesen und Bäumen liegt das Kirchlein des heiligen Sola, altersgrau und ungemein stimmungsreich. Das Grab des sagenhaften Gefährten Winfrieds ist dicht bei der Kirche in einer Ruine geborgen, die in ihrer Altchristlichkeit noch heidnisch-korinthische Kapitäle schmücken. Oberhalb des Ortes dräut und bäumt sich eine wilde Bergwelt, die der Steinbrüche. Es ist, als ob Titanen hier die Erde zu tiefen Kesseln gehöhlt und zu grotesken Schotterhalden getürmt hätten. Mitten drinnen die Schieferbrüche, deren Platten seit Senefelders Erfindung hauptsächlich zu Lithographietafeln verarbeitet werden. Ein Hinabsteigen in die Brüche ist so phantastisch wie selten sonst ein anderer Gang in die Unterwelt, und ein Schauen von der Höhe hinab in die Bruchkessel mit ihren senkrechten Wänden gemahnt uns an die wilden Cañons der mexikanischen Riesenberge.

Wie unterschiedlich dagegen das laubfrische Pappenheim mit seinem Waldmantel! Hier spielt das Dämonische gar nicht und die Romanze nur mit einem einzigen geharnischten Verslein hinein in die sonst nur von lyrischen Idyllen erfüllte Welt des breiten Talgrundes. Der romantische Beiklang kommt von der Burg der Pappenheimer, die es seit 902 bewohnten, eines uralten, berühmten Geschlechts, das seit dem Dreißigjährigen Kriege weltbekannt geworden ist. Vier alte Kirchlein nisten im Städtchen, alle bemerkenswert, teils durch ihre Kunstschätze, teils durch ihr malerisches Äußere. Die größte Kirche ist zwischen den Häusern an die Straße gebaut wie irgendeine der Bürgerbaulichkeiten; neben ihr wendet das alte Pappenheimsche Stadtschloß seine malerische Front mit Giebeln und Türmen und blumenreichen Fenstern der Straße zu.



Nordportal am Eichstätter Dom.

Die Altmühl liebt fürwahr die Abwechselung. Denn wenige Kilometer weiter, und wir sehen uns von einem ganz anderen absonderlichen Bilde umringt, einem uralten Marktflecken, der in und um einen wild von allerlei Gestrüpp und Blumen wie kleinen Bäumen überwachsenen Felsen sich schart und drängt. Der kleine Ort, Dolnstein ist sein Name, ist noch heut zum großen Teil von einer Mauer umfriedet, und die Häuschen drücken sich so mittelalterlich und schütter an den mürben Fels, wie die eigenartigste Phantasie es sich nur zu erdenken vermag. Wenn die Sonne das Gewirr von buntem und weißem Gemäuer, unregelmäßigen Türchen und Fensterlein, Dunghaufen, Gartenzäunen, Obstbäumen, Ruinengemäuer und Blumengebüsch bescheint, wirkt das Ganze wie eine Ausgeburt sich vollauslebender Malerromantik. Und dazu stimmt die Menschheit. Auf steinigen, kalkigen Wegen Weiber mit roten Kopftüchern, die



Treppenhaus des einstigen Bischofspalastes in Eichstätt.

Zierstule im Mortuarium des Eichstätter Doms.

Digitized by Google

Mondnacht auf dem Darss bei Prerow.

Gemälde von Kurd Albrecht.

Digitized by Google

Digitized by Google

wenn sie die Gänse von der Weide heimtreiben, im Gehen Strümpfe stricken, oder ein Bäuerlein mit rundem Filzhut und kurzärmeliger Jacke, der sein gelbweißes Rindergespann leitet; ein behäbiger Metzgermeister, der vor seinem blumenumblühten Häuschen steht, an dem zwei fruchtbeladene Birnbäumchen Schildwach und Gabenspender in einer Person sind.

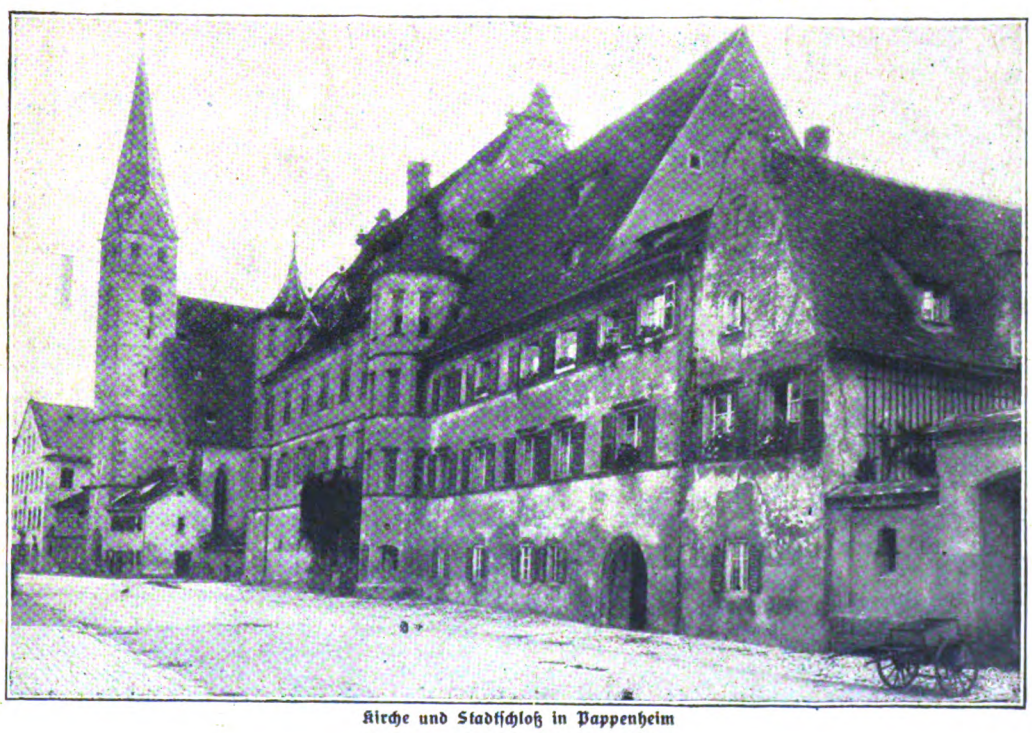
Aber die Krone aller Altmühlorte ist und bleibt doch Eichstätt, die bischöfliche Stadt mit ihrem malerischen Marktplatz und dem schönen Willibald-Brunnen darauf.

Blick auf Solnhofen im Altmühltal.

Pappenheim an der Altmühl.

Wer über ihn hinweg nach der Altmühl schaut, sieht die grünen Talwände zu beiden Seiten aufragen und an ihnen, fast wie in Südtirol, weiße Alpenhäuschen mit breiten Flugdächern und grünen Fensterläden, ein wahrhaftiges oberbayrisches oder tirolisches Weihnachtskrippenbild. Und wie malerisch auch die Häuser und Türme an der Altmühl sich reihen, die alle die hellen Grundfarben mit den bunten Fenster- und Baumtupfen darin so neidlos prächtig widerstrahlt!

Der Eichstätter Dom in seiner kalkweißen Wucht ist nicht gerade ausgesucht schön. Trotz seiner Bavariasäule, seiner malerischen Ecken und Winkel und des großen gotisch-bunten Prunkportals gibt es doch noch viel prächtigere Bauwerke dieser Art in Deutschland. Auch das Innere vermag wohl nicht besonders zu fesseln. Aber eines hat diese Gottesburg über dem Willibaldsgrab doch, das sie aus der reichen Prachtkette deutscher Dome als einzig heraushebt: das Mortuarium, die Gruft der Domherren mit ihrem herrlichen Säulenschmuck! Auf zwei Säulen stützt sich der mit vielen kostbaren Epitaphen, Wandaltärchen, Grabplatten und Kruzifixen gezierte Raum. Aber die zwei Säulen sind einzigartiger als alle anderen Raritäten zusammen. Oder



Kirche und Stadtschloß in Pappenheim

Digitized by Google

Kipfenberg.

voll blendend weißer und rosiger Lichtströme. Und neben den hohen Kirchenfassaden und den palastartigen Häusern kleine verknusperte Häuschen, in denen der arme Holzhacker und seine Frau aus dem Hexenmärchen noch heut zu wohnen scheinen.

Weiter unterhalb Eichstätts, auf das von drüben her die stolze Willibaldsburg wie ein zweites Heidelberger Schloß herabgrüßt, breitet sich Pfünz, eine echt bayrische Dorfidylle, in deren unmittelbarer Nachbarschaft man ein ausgedehntes Römerlager aufgedeckt hat. Und noch etwas weiter abwärts an der Altmühl, an der die Dörfer alle etwa eine halbe Stunde weit auseinander liegen, überrascht Arnsberg mit seiner prächtigen Alpwand. Das Örtchen selbst steckt voller malerischer Winkel; zuoberst thront das Kirchlein an schrägster, felsdurchwachsener Wiesenlehne und so dicht unter der Felswand, daß es scheinen will, als möchte das Kirchlein den Berg hinaufstürmen. Auf den Felsen aber, die ungeheuer zerrissen und zerklüftet sind, hockt Burggemäuer, das einst ein römisches Kastell, später ein Ritternest gewesen, heut aber das Heim eines Bauern ist. Man hat hier das ziemlich seltene Beispiel, daß, während anderwärts die Ritter in der neueren Zeit zu Tale gestiegen sind und sich des Lebens zwischen Bürgern und Bauern erfreuen, hier der Bauer aus dem Tale hinaufstieg, in des Ritters Haus sich heimisch gemacht hat, doch, wie ich der Vollständigkeit und des „Milieus“ halber noch erwähnen will, ohne ritterliche Herrschgelüste sein Korn und seinen Kohl baut und ohne jedweden Ehrgeiz im ehemaligen Burghof seinen Dunghaufen breitet. Von eigenartigem Reiz ist es, zwischen den Klippen hinabzuschauen: An der einen Seite sieht man einen nadelspitzen Fels aufzücken und zwischen ihm und dem großen Massiv klemmt ein Steinblock, der im Fall in den Spalt geraten ist.

Zum Schluß sei dem benachbarten Städtchen Kipfenberg noch ein Blick gegönnt. Auch dieser Ort ist eine Perle des Altmühltals, wunderschön bewaldet und gleichfalls mit einer Burg gekrönt, die von allen Seiten her eine malerische Augenweide bietet. Wer unbedingte Ruhe und ungeminderte Harmonie der Formen und Farben sucht, wer in einer Welt des Biedermeierzaubers und der Moritz von Schwindschen Szenerien und Gestalten sich ergehen und an ihnen Herz und Sinne laben will, mag die Treppengäßchen von Kipfenberg durchstreifen und auf den Garten- und Waldwegen, die das Städtlein umkränzen, lustwandeln. Sicherlich bekommt er Neigung, hier zu verweilen oder auch, wenn er das Wandern liebt, sich aufzumachen und den übrigen Teil des Altmühltals nach ähnlichen köstlichen Wundern der Vergangenheit zu durchforschen. Er wird sich in seinem Hoffen nicht betrogen sehen.

wo gäbe es in deutschen Landen Säulen, die die Steinmetzen so schön und eigenartig zugleich gestaltet hätten? In leichter Schraubenwindung führen um den Schaft hohe, schmale Rippen, zwischen die sich schönes Ast- und krauses Blattgerank mit Spruchbändern legt. Auch die Ausklänge nach oben und unten sind beachtenswert genug, alles insgesamt aber ein Ruhmesdenkmal der bayrischen Kunst des 14. Jahrhunderts, wie das 18. Jahrhundert im benachbarten bischöflichen Palast in seinem Treppenhause ein Meisterwerk geschaffen hat, das sich den besten seiner Zeit beigesellen darf. Die duftigen Stukkaturen, die reizenden Putten und nicht zuletzt das in seinem kräftigen Dunkel vom Hell der Wände sich abhebende überaus ziervolle Geländer sind blütenhaft fein.

Überhaupt ist Eichstätt, das nur etwa 8000 Einwohner zählt, ein ganz besonders anmutiges Städtchen, da in seine altgoldene Schönheit die neue Zeit noch sehr wenig hineingepfuscht hat. Neben breiten Herrenstraßen engwinklige Armeleutegassen, hier stolzvornehme Patrizier- und Domherrenhäuser mit blinkenden Türgriffen, Glockenzügen und spiegelnden Kristallglasscheiben, dort alte Wirtshäuser mit schmiedeeisernen buntgoldenen Schildern, Marienstatuen und Hausaltärchen. Hoch ragt die Walpurgiskirche aus den Häusern auf, ein himmlisches Eden heitersten Kirchenrokokos

Die Völker und ihre Arbeit.

Von Prof. Dr. Otto Gramzow.

Durch ihre Arbeit weisen sich die Völker über ihre Eigenart aus. Die Gegenstände der Arbeit und die äußere Arbeitsart sind großenteils bestimmt durch die Natur des Landes, das ein Volk bewohnt. Die innere Art der Arbeit, der in ihr waltende Geist, ist in der Wesensanlage eines Volkes begründet. In der Art, wie ein Volk arbeitet, offenbart sich seine Kraft, die Festigkeit und Bestimmtheit seines Willens, seine Ausdauer, sein Ordnungssinn und seine Gewissenhaftigkeit.

Die Arbeit ist längst zur Hauptform des Kampfes ums Dasein geworden. Sie trat schon früh an die Stelle des ursprünglichen Nahrungserwerbs, der im Erlegen von Tieren und Ernten von Früchten bestand, die der Mensch nicht gesät und nicht gepflegt hatte. Die Sorge um die Ernährung ist die hauptsächlichste Kraft, die alles geschichtliche Geschehen veranlaßt und forttreibt. Wenn auf einer begrenzten Erdscholle die Bewohnerschaft sich so stark verdichtet hat, daß sie sich nicht mehr darauf zu ernähren vermag, so tritt diese Bewohnerschaft in eine Ausbreitungsbewegung (Expansion) ein.

In alter Zeit bestand diese Expansion vornehmlich in Wanderung. Der Boden des heutigen Griechenland, der von etwa 2 600 000 Menschen bewohnt ist, trug vor den Perserkriegen mindestens 3 000 000 Bewohner. Darum begegnen wir in jener Zeit einem ausgedehnten Besiedlungsprozeß der Küsten Kleinasiens und der Inseln des Mittelmeers durch die Griechen. Drang zur Expansion infolge Nahrungsmangels lag auch den kriegerischen Unternehmungen der Römer zugrunde. Nahrungsmangel bedeutet für die Völker keineswegs nur Hunger im buchstäblichen Sinne. Die Menschen wollen sich nicht nur erhalten, sondern möglichst angenehm und unter den denkbar günstigsten Umständen erhalten. Deshalb führen nicht selten das Streben nach Überfluß und der Hang zur Üppigkeit in eine Ausbreitungsbewegung hinein. Eine Expansionsperiode stellte auch die Völkerwanderung dar. Die Fruchtbarkeit und schnelle Vermehrung der alten Germanen sind uns geschichtlich bezeugt. Sie sahen sich gezwungen, sich fortgesetzt neues Land für die Erhaltung ihrer überschüssigen Zahl zu erschließen.

Es kam der Zeitpunkt, wo die Menschen aufhörten, nur für den Eigenbedarf zu arbeiten. Ihre Kunstfertigkeit hatte sich entwickelt. Sie stellten Gegenstände her, deren sie selber nicht bedurften, sondern die sie gern an andere abgaben, um dafür Dinge einzutauschen, die ihnen fehlten. So entstand der Handel. Er griff später über von Volk zu Volk. Er wurde international und

Digitized by Google

damit eine neue Form der Ausbreitungsbewegung. Mit ihm war die Notwendigkeit von Wanderung und Auswanderung überwunden. Er ermöglichte eben die Ernährung einer Zahl von Menschen, die sich von den Erträgnissen des eigenen Bodens nicht erhalten konnten, durch Einfuhr von Nahrungsmitteln gegen Ausfuhr von Erzeugnissen der Kunstfertigkeit.

Mit dem internationalen Handel verband sich von selbst die Arbeitsteilung. Jedes Volk, das sich erfolgreich an diesem Handel beteiligen wollte, mußte versuchen, besondere, von andern Völkern begehrte Erzeugnisse herzustellen. Aber das Fortschreiten der Arbeitsteilung gelangte an einen Punkt, wo eine solche Teilung nicht mehr möglich war, daß der Wettbewerb mit gleichen Erzeugnissen anderer Völker vermieden werden konnte. So wurden Völker zu „Konkurrenten auf dem Weltmarkte". Damit nahm die friedliche Arbeit selbst den Charakter eines Wettkampfes an. Sieht sich ein Volk in der Verwertung seiner Arbeit und dadurch in seiner Erhaltungsmöglichkeit ernstlich bedroht, so ist der Gegensatz zum konkurrierenden Volk da. Leicht entladet er sich in die Form des Krieges. Der Krieg ist der Versuch, den bedrohlichen Wettbewerb mit Waffengewalt zu unterdrücken.

Dieser Weltkrieg ist geradezu ein Musterbeispiel für die geschilderte Entwicklung. Er hat seine Wurzeln vornehmlich in dem für die Engländer unerträglich gewordenen Konkurrenzkampf mit Deutschland. Dem Volk der Kapitalisten und Makler war es zu unbequem, sich noch weiter zu der energischen Arbeit aufzuraffen, die nötig gewesen wäre, um der deutschen Konkurrenz mit Erfolg begegnen zu können.

Der Krieg ist ebenfalls nur eine Form des Kampfes ums Dasein, also in seinem Grundwesen der Arbeit aufs engste verwandt. Darum erreicht die Arbeit nicht selten denselben Erfolg wie der Krieg. Sie unterjocht und beseitigt Völker. Oft genug sind faule, schlaffe, niedergehende Völker von fleißigen und kräftigen einfach hinweggearbeitet worden. Kriegerisch siegreiche Barbarenstämme, die sich nach Eroberung sehr ertragreicher Landstriche einem Genußleben hingaben, wurden von den unterworfenen Völkern aufgesogen, als besondere Volkseinheiten zum Verschwinden gebracht. Beispiele dafür bieten aus der Geschichte der Völkerwanderung die Vandalen in Nordafrika, die Lombarden in Oberitalien und die Goten in Spanien. Andererseits hat später das Germanentum die Slawenstämme zwischen Elbe und Oder und darüber hinaus durch seine überlegene Arbeitsart von der Tafel der Geschichte weggelöscht.

Die Zukunft jedes Volkes ist in seinem Arbeitsleben begründet. Für jedes große Volk der Gegenwart ist Kolonisation zur Notwendigkeit geworden. Kolonisation bedeutet nicht nur Besitz und Verwaltung von Kolonien um der Rohstoffe willen, sondern sie ist Herrschaft durch Arbeit, die zugleich die Bevölkerung des zu kolonisierenden Landes allmählich mit emporführt zur Höhe der Kultur. Dadurch wird dieser Bevölkerung ein Teil der Wesensart des herrschenden Volkes aufgeprägt. Das Geheimnis kolonisatorischer Erfolge enthüllt sich, wenn man die Arbeitsart des kolonisierenden Volkes richtig erkennt. Als Kolonisator ist das englische Volk bisher unübertroffen. Die Eigenschaften, die es zu seinen kolonisatorischen Erfolgen geführt haben, besitzt es noch in unvermindertem Grade. Es sind dieselben Eigenschaften, die es in diesem Kriege befähigt haben, eine ungeahnte Widerstandskraft zu entfalten. Wenn wir das rückhaltlos bei unserm Todfeinde anerkennen, so leisten wir uns selber den größten Dienst. Wir werden bereitwillig, zu lernen und uns die Erfahrungen der Engländer zunutze zu machen.

Sieghafte Arbeitserfolge haben nicht nur zähe Ausdauer, sondern auch Organisationsfähigkeit zur Voraussetzung. Wer organisieren will, bedarf eines klaren Überblickes über vorhandene Möglichkeiten und weiter Voraussicht auf den Lauf der Entwicklung, die man auf bestimmter Grundlage und mit bestimmter Richtung einleitet. Schwächliche Bedenklichkeit, Zimperlichkeit, ängstliches Besorgtsein um das Urteil der Welt sind schlimmste Hemmungen eines Volkes, das sich Zukunftsaufgaben stellt, oder dem solche Aufgaben von der Weltlage einfach aufgedrungen sind. Das muß unser Volk endlich klar erkennen, wenn es die ihm zugewachsenen nationalen Aufgaben lösen will. Es besitzt alle Eigenschaften für eine große Zukunft. Aber seine tausenderlei Bedenklichkeiten, sein Streben nach übergroßer Gerechtigkeit gegen die Mitbewerber und seine Neigung zur Parteibildung sind so bedenkliche Wesenszüge, daß sie seine ausgezeichneten Anlagen als Arbeitsvolk aufheben können. Zur Organisation und damit zum Arbeitserfolg gehört eben auch unbedenkliche Unterordnung unter den leitenden Willen, der selbst in allen Fragen bestimmt und großzügig sein muß.

In der Art zu arbeiten und in dem Verhältnis, in das sich ein Volk bewußt zur Arbeit setzt, erscheint die Volkspersönlichkeit. Denn es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Arbeit ebenso eine persönliche Angelegenheit des Volksganzen wie des einzelnen ist. In Sprichwörtern offenbart sich die Arbeitsmoral des Volkes. In Liedern von der Arbeit und in solchen, die bei gewissen Arbeiten gesungen werden oder in denen einzelne Berufe sich bespiegeln, schafft es sich eine poetische Verklärung seiner Arbeit. Es sei nur erinnert an die Erntelieder, die mit mancherlei poetisierenden Erntebräuchen verknüpft sind und sich in vielen Gegenden Deutschlands bis heute erhalten haben. Jede Arbeit verlangt Ansehen und Ehre.

Wenn der Kampf der Waffen zu Ende sein wird, dann ist es unserem Volk bestimmt, den Kampf in Form der welterobernden Arbeit wieder aufzunehmen. Erziehung zur Arbeit ist deshalb in erhöhtem Maße die Losung des Tages. Nicht nur eine Arbeit zu können und möglichst vollkommen zu leisten, ist zu lernen, sondern auch die Anleitung zur Freude an der Arbeit muß gegeben werden. Die rein geistige Arbeit schließt den Genuß an ihr für alle die mit ein, die für solche Arbeit und deren Verstehen geschaffen sind. Aber auch die Arbeit, die hauptsächlich die Hand in Anspruch nimmt oder Leib und Geist gleichzeitig, kann und soll Freude und Genuß gewähren. Sie erfreut den Arbeitenden hauptsächlich durch Größe und Vollkommenheit der Leistung.

Die richtige Erziehung zur Arbeit muß früh beginnen. Früh müssen dem werdenden Menschen angemessene Arbeiten auferlegt werden. Später muß ein volkswirtschaftliches und weltpolitisches Verstehen das Verhältnis zur Arbeit vergeistigen. Das hat ein planvoller staatsbürgerlicher Unterricht zu vermitteln. Weniger auf die Kenntnis der Verfassungen von Reich, Staat und Gemeinde kommt es an, als vielmehr auf das Wissen um die großen Zusammenhänge in Volks- und Weltwirtschaft. Natürlich kann solche Unterweisung nicht systematisch, sondern nur in anschaulichen Einzelbildern aus dem Wirtschaftsleben der Völker gegeben werden.

Jeder geistig vollwertige Deutsche, auch der ungelernte Arbeiter, kann Wert und Wichtigkeit seiner Arbeit einsehen und sich als ein Glied innerhalb der großen menschlichen Zusammenhänge begreifen lernen. Gelangt er dazu, so wird er dessen inne, daß er in demselben Maße wirtschaftlich bedingt und eingeengt ist, als sein Volk wirtschaftlichen Schranken untersteht. Er sieht ein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen können, und daß es hienieden kein Paradies und kein Schlaraffenland gibt. So wird er bewahrt vor übertriebenen und unerfüllbaren Forderungen, und das um so mehr, wenn er begreift, daß die zur Leitung nötige geistige Tätigkeit ebenfalls schwere, anstrengende Arbeit ist. In der Arbeit kann und muß der Zusammenschluß aller Volksschichten und Einzelpersonen gefunden werden. Das richtige Verhältnis des einzelnen zur Arbeit dämmt den Parteigeist ein und erlöst von Parteischablone und Parteiknechtschaft.

Die Bürger von Nösen.

Historische Erzählung von Otto Hauser.

(Schluß.)

Und Herr Stefan und Herr Michael begannen sich alt zu fühlen. Sie waren nicht mehr die lustigen Reiter und Jäger von einst. Nur noch der Wein machte ihnen Freude, und sie wurden kahlköpfig und dick. Mehr und mehr auch kamen sie zur Einsicht, daß die Sache des Königs besser war als die des Erbgrafen; Herr Michael von Szilagy verband sich mit seinen Freunden, dem Palatin Stefan Garai und dem Wojwoden von Siebenbürgen Nikolaus von Ujlak, dem alten Freunde der Hunyader, und sammelte im geheimen ein Heer. König Matthias erfuhr von den Um-

Digitized by Google

trieben, setzte den Wojwoden ab und warf seinen Oheim in den Kerker.

Da priesen die beiden Vizgrafen ihre kluge Voraussicht und bekannten sich laut zu König Matthias, und da der König unzählige Beispiele seiner Gerechtigkeit gab, trachteten sie ihm nachzueifern und ließen von ihren Bedrückungen ab. Der König erwies sich ihnen gnädig, bestätigte ihnen den Besitz des Hauses B. C. und schenkte ihnen noch überdies das Terra Chiger genannte Krongrundstück in der Nähe der Stadt.

Sie verfochten jetzt die Sache der Nösener. Als eine Steuer ausgeschrieben wurde, kamen sie bei der königlichen Kammer darum ein, daß in Ansehung der eingetretenen Verringerung des Wohlstandes der Stadt diese Steuer erlassen werden möge. Der König willfahrte ihrem Ansuchen. Sie fühlten sich als Wohltäter der Stadt, bekamen viel Ehrendes gesagt und antworteten in deutscher Sprache. Da der König mit den Deutschen Deutsch sprach, glaubten auch sie es tun zu dürfen.

Sie maßen sich noch größeres Verdienst bei. Als der ungrische Adel und die Szekler gesehen hatten, wie strenge der König mit dem Erbgrafen und dem Wojwoden verfahren war, hatten sie für ihre Freiheiten zu fürchten begonnen, hatten auch den Sachsen ihre Befürchtungen einzureden gewußt und waren mit ihnen in Mediasch zu einer Tagfahrt zusammengekommen, den vor vierundzwanzig Jahren zu Kapolna geschlossenen Bund zu erneuern. Sie sprachen in der Urkunde, die sie aufsetzten und beschworen, von dem König ganz in Ausdrücken der schuldigen Ehrerbietung, aber jeder wußte, daß der Bund gerade gegen ihn gerichtet war. An dieser Tagung nun hatten die Nösener nicht teilgenommen. Auf die Einladung hatten sie mit ähnlichen Worten geantwortet, wie ihnen geantwortet worden war, als sie sich an die Städte der andern Gaue gewendet hatten. Das Verdienst hieran hatten die Vizgrafen nicht allein, alter Groll sprach mit.

Herr Michael von Szilagy war vom König wieder freigegeben und selbst in seinem Erbgrafentum belassen worden, schon aber plante er neuen Aufruhr gegen seinen Neffen. Er knüpfte mit den Verbündeten von Mediasch an und trug in der Erwartung der baldigen Heerfahrt seiner Stadt Nösen auf, ihm vier gute Filzhüte zu schicken. Als man ihm jedoch die überbrachte, hatte ihm der König, der über alles unterrichtet war, eben mit höchst ehrenvollen Worten eine Gesandtschaft an den Sultan aufgetragen. Herr Michael nahm die Hüte gleichwohl entgegen. Er dachte, in Istambul den Sultan für sich zu gewinnen, und dann konnte er die vier Hüte noch sehr wohl brauchen.

Aber Herr Michael kam aus der Türkei nicht wieder zurück. Man erzählte sich, er sei dort enthauptet worden. Niemand weiß, welcher Art der Brief war, den er dem Sultan übergeben hatte.

Jetzt war der König selbst der Erbgraf von Bistritz. So sollte eine Abordnung an ihn gesendet werden, auch ihn um die Bestätigung der alten Freiheiten zu bitten. In diesem Jahr war Georg Eyben Stadtrichter. Man wählte ihn und die Ratmannen Ulrich Thümmel und Martin Kretschmer. Der Notarius Johannes Parth sollte sie begleiten. Aber schier in letzter Stunde wurde der Notarius so ernstlich unpaß, vielleicht am meisten von der Aufregung, einen solchen stolzen Tag noch zu erleben, daß der Sekretarius Bertram an seine Stelle treten mußte.

Und so traten sie in Szikszo, wo er sich damals eben befand, vor den König. Der Sekretarius hatte den Freibrief vom Jahre 1453 mit, er hielt ihn entfaltet, damit der König gleich die starken Schriftzüge seines Vaters sehe, und er hatte, ein wohlberedter Mann, eine Ansprache vorbereitet, die gewiß den Beifall des gelehrten Königs finden sollte. Aber der König blickte nicht auf die Urkunde und gab ihm kein Zeichen, zu beginnen, sondern fragte nur voll Verwunderung auf lateinisch:

„Was ist das für eine Stadt, die an mich Einhändige und Einäugige sendet?"

Da stürzten die Nösener ihm zu Füßen und streckten die Hände und Armstümpfe gegen ihn, und unter Tränen, die sie nicht zurückzuhalten vermochten, riefen sie:

„Domine, miserere nobis!"

Der König winkte ihnen, aufzustehen.

„Berichtet!" sagte er auf deutsch.

Und Meister Ulrich Thümmel berichtete dem König allen Unglimpf, den sie erlitten hatten, und ihre Erhebung gegen den Erbgrafen. Sie hatten eine solche Frage erwartet und sich vorbereitet. Die lateinische Rede blieb ungesprochen.

Des Königs Züge wurden noch strenger, als sie für gewöhnlich waren; er bewegte manchmal die schmalen, blassen Lippen, aber er sprach nichts, bis der Nösener geendet hatte. Dann sagte er die Bestätigung des Freibriefes zu und verhieß, selbst in seine treue Stadt Nösen zu kommen.

Die Urkunde über die Bestätigung wurde schon in den nächsten Tagen ausgefertigt und unterschrieben; die Nösener konnten sie mitnehmen. Zugleich aber beauftragte der König seinen Sekretär Laurentius, genau zu erforschen, wie es sich mit der Nösener Angelegenheit verhielt.

So kam der ehemalige junge Sendbote, auch jetzt noch ein junger Mann, aber in den zehn Jahren Kanzleidienst doppelt älter geworden als andere, in die Stadt, die seinen Anfang gesehen hatte, zurück. Er fand die seinem Range schuldige Aufnahme und nahm die Ehrungen mit Gefühlen befriedigter Eitelkeit geschmeichelt entgegen.

Er verblieb mehrere Monate in der Stadt. Man sah alsbald, daß er sich den Vizgrafen fernhielt und schloß daraus, er werde zugunsten der Bürger berichten. Auch aus anderen Anzeichen merkte man das. Dem war in der Tat so. Der Bericht fiel so aus, daß die beiden Vizgrafen noch nachträglich ihr Amt verloren. Herr Petrus von Zob wurde zum Kastellan und Herr Sigismund Ramocha von Szeretfa zum Vizgrafen ernannt. Einen Erbgrafen ernannte der König zuvörderst nicht.

Man hatte ihn seinem Versprechen nach erst Monat für Monat erwartet. Aber größere Sorgen beschäftigten ihn. Er hatte Krieg mit Friedrich von Österreich, den abtrünnige Magnaten zum König von Ungarn erwählt hatten; die Türken brachen im Süden ein und eroberten ganz Bosnien. Mit seinem königlichen Kriegsvolk allein, der schwarzen Legion, war er, noch ehe das Heer des allgemeinen Aufgebotes gesammelt war, gegen den Kaiser aufgebrochen und hatte ihn, anfänglicher Niederlagen nicht achtend, besiegt. Georg Podiebrad von Böhmen vermittelte den Waffenstillstand, der Papst erwirkte von Friedrich die Rückgabe der heiligen Stephanskrone. König Matthias aber weilte damals schon im Süden und focht gegen die Türken; erst als er Bosnien wieder zurückerobert hatte, kehrte er heim und ließ sich nun in der alten Krönungsstadt Stuhlweißenburg zum König krönen.

Das nahmen die Nösener wieder zum Anlaß, eine Abordnung an Matthias zu senden, damit er nun als gekrönter König noch einmal ihre Freiheiten bestätige; aber mehr als dies galt ihnen, den König zu bewegen, in ihre Stadt zu kommen. Mit der Huldigung brachten sie ihm diese Bitte vor. Er wiederholte sein Versprechen.

Im hohen Mai kam er. Wieder standen der Rat und die Zünfte zum Empfang auf der Stadtwiese, und die Herolde prangten in ihren vielfarbenen Röcken, und vom Turme herab scholl der Haynal. Das Land war grün. Das Korn stand schon brusthoch und blühte. Von den Bäumen leuchteten die roten Kirschen. Der Himmel war tiefblau, nur wenige große, schneeweiße Wolken glitten dahin, als seien es große Fahnen, die, vom leichten Wind in der Höhe rund gebläht, an unsichtbaren Stangen langsam geschwungen wurden.

Die Tage seiner Anwesenheit waren ein einziges Fest. Jeder Tag brachte einen neuen Gnadenbeweis. Hier, wo

Digitized by Google

das Regiment eines Szilagyers so viel Elend angerichtet hatte wollte er als Hunyader walten und Segen auf Segen verleihen; und mochte man jener Bedrückungen noch bis ins vierte Glied trauernd und schauernd gedenken, so sollte man seinen Namen preisen bis ins tausendste Glied

Man bat daß alle, die die Stadt verlassen hatten, zurückkehren durften ohne Strafe. Er gewährte es. Man wollte eine Mauer haben, wie sie andere Sachsenstädte schon besaßen. Er gab die Erlaubnis, sie zu bauen Man wollte allen Grund auf seinem Gebiet allein besitzen; man begehrte, die Krongüter einzulösen, das Haus B.C., die Terra Chiger. Auch das gewährte er. Man wurde kühner: man wollte auch die Burg selbst besitzen. Matthias zögerte, dann aber willigte er ein. „Aber zum Gedenken an meinen großen Vater soll die Burg stehenbleiben", sagte er. Man drang in ihn, die Erbgrafenwürde aufzuheben und die Stadt unmittelbar unter die Krone zu stellen. „Wir wollen sehen", sagte er lächelnd, wie ein Vater, der seine Kinder allzuviel auf einmal verlangen sieht und ein Geschenk, das er schon bereit hat, noch zurückhält. Aber im Gespräch bei der Tafel über einem Glase Heidendorfer Ausbruch fing er selbst davon an

Beim Nachtisch.
Gemälde von Claus Meyer.

„Da alle sich gegen mich verschworen, habt ihr zu mir gehalten." sagte er, „das soll euch unvergessen sein Ich habe nicht nur Wunden zu schließen, ich habe auch zu danken. Und ich möchte danken wie ein König Wohl denn, ihr sollt keinen anderen Herrn über euch haben als mich, und wer jemals eure Freiheiten kränkt, gegen den sollt ihr ohne Hochverrat die Waffen ergreifen und ihm Widerstand leisten dürfen. Ihr führet die Waffen im Dienste des Rechtes und der Gerechtigkeit."

Man rief ihm zu als Matthias dem Gerechten. So hörte er sich gerne nennen.

Am letzten Tage trat eine Abordnung vor ihn und sagte. „Herr König, du hast uns Gnade über Gnade gewährt Gewähr uns, ehe du von uns gehst, noch eine, die größte. Du hast uns die Burg einzulösen gegeben, aber noch soll sie ragen und ein Zeichen und Sinnbild unserer Knechtschaft sein und vielleicht einem künftigen Tyrannen dienen, uns neuerlich zu knechten. Herr, unsere Stadt soll mit einer Mauer gefestigt werden, überlaß uns, Herr, die Burg, daß wir aus ihren Steinen die Mauer bauen zum Trutz wider unsere Feinde, die auch deine Feinde sind."

Der König wehrte ab „Nicht heute, kommt mir nicht heute mit dieser Bitte."

Aber als im nächsten Jahre eine Abordnung dem König noch einmal die Bitte vortrug — es war in Ofen —, da gewährte er sie. Und alsbald begannen Lastwagen den Burgberg hinaufzufahren, und erst in die Zinnen und dann in Türme und Mauern wurden Lücken gebrochen. Aber der Bau war so gewaltig, daß man von unten aus noch lange nicht die Umrisse zerstört sah. Nur wer sehr gute Augen hatte, erkannte, daß er wie angenagt war. Allmählich aber sah man es auch von unten da fehlte ein Türmchen, dort brach von einem Söller täglich mehr ab.

In dieser Zeit sagte Meister Georg oft zu sich „Oh, hätte man mir doch beide Augen genommen, daß ich nicht den Untergang meines Traumes, meines Stolzes, meines Namens ansehen müßte!" Aber niemals redete er zu einem andern darüber auch nur ein Wort Er war noch oftmals Richter und wirkte mit seinem ganzen Eifer für das Wohl des gemeinen Wesens Es war, als wolle er sich solcherweise einen andern Namen für die Zukunft schaffen. Denn Baumeister war er nicht mehr, sondern betrieb die von seinem Schwäher ererbte Lederei, ein Gewerbsmann wie andere.

Durch zehn Jahr aber, heißt es, fuhren die Wagen bergauf und zutal, und unterdessen wuchs unten aus den Steinen der einstigen Zwingburg die Schutzwehr für Bürgertugend und Bürgerfleiß.

Digitized by Google

Ein gefallener Fliegerheld.

Am 10 August ist der zur Zeit erfolgreichste der deutschen Kampfflieger, Oberleutnant Löwenhardt, gefallen. Nur Rittmeister Freiherr Manfred von Richthofen übertraf ihn in der Zahl seiner Siege, selbst der große Lehrmeister unseres Fliegerkorps Hauptmann Bölcke hat nicht so viele Gegner niedergerungen wie Oberleutnant Löwenhardt. Wie Bölcke ist auch Löwenhardt nicht von einem Feinde besiegt worden, sondern einem unglücklichen Zufall, dem Zusammenstoß mit einem unserer Flugzeuge, zum Opfer gefallen. Noch an seinem Todestage schoß er das 52 und 53. Flugzeug ab. Erich Löwenhardt war ein Sohn des verstorbenen Breslauer Urologen Dr. Löwenhardt. Kaum siebzehnjährig, trat er als Primaner der Hauptkadettenanstalt Lichterfelde bei Ausbruch des Krieges als Fähnrich in das Infanterie-Regiment Nr. 141 in Graudenz ein, machte die Schlacht bei Tannenberg, Vormarsch und Rückzug vor Warschau und die Schlacht bei Lodz mit und wurde im Oktober 1914 auf dem östlichen Kriegsschauplatz verwundet. Im September 1914 wurde er Offizier, und am 15. Oktober erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Dann nahm er an dem Karpathenfeldzuge als Führer eines Schneeschuhtrupps teil und erhielt dabei das Österreichische Verdienstkreuz 3. Klasse mit der Kriegsdekoration für besondere Tapferkeit beim Bergen Verwundeter und außerdem im Mai 1915 das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Im Sommer 1915 war er als Jäger beim Alpenkorps in den Dolomiten und machte den Feldzug in Serbien mit, wo er sich eine Erkrankung zuzog Nach seiner Genesung ging er zur Fliegertruppe über und war zunächst Beobachter von April bis Herbst 1916 Dann wurde er zum Flugzeugführer ausgebildet und kam im März 1917 zur Jagdstaffel Richthofen, in der er sich so auszeichnete, daß ihm im April d. J. der Hohenzollernsche Hausorden und im vorigen Monat der Pour le Mérite verliehen wurde. Wenige Tage vor seinem Tode war er in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste zum Oberleutnant befördert worden Am 10. August war Löwenhardt an der Spitze seiner Staffel um 11,30 Uhr vormittags zu einem Jagdfluge aufgestiegen. Kurz nach 12 Uhr mittags entspann sich in 2500 Meter Höhe über ein heftiger Luftkampf zwischen ihm und einem englischen Kampfeinsitzer, in dessen Verlauf Löwenhardt seinen Gegner bis auf 1500 Meter herunterdrückte. Der Engländer versuchte über die Linien durchzubrechen, wurde aber von Löwenhardt wieder auf unser Gebiet zurückgedrängt und zum Absturz gebracht. Im Verlauf dieses Kampfes erfolgte der Zusammenstoß Zu den Immelmann, Bölcke, Richthofen hat sich nun Löwenhardt gesellt als leuchtendes Vorbild für die jungen Helden der Fliegertruppe, in denen der Geist der Gefallenen lebendig bleibt und weiter wirkt. — Ein friedlich anmutendes Kriegsbild, — die deutschen Soldaten und französischen Landbewohner bei der Heuernte im besetzten Nordfrankreich Es steht in eindrucksvollem Gegensatz zu den von der Entente in Massen verbreiteten schamlosen und gemeinen Machwerken, die den deutschen Soldaten Frauen schänden, Kinder verstümmeln und wehrlose Greise morden lassen. Und die Wahrheit wird siegen!

Berl. Ill.-Gesellschaft

Kampfflieger Oberleutnant Löwenhardt †

Deutsche Soldaten und französische Landbewohner bei der Heuernte im besetzten Nordfrankreich Phot Gebr. Haeckel Berlin

Digitized by Google

Nr. 37 **Die Gartenlaube** 1918

Illustriertes Familienblatt Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**
Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

Durch das Tälchen, das von Osten her nach Leutenberg, dem auf der Strecke Saalfeld-Lobenstein gelegenen Schwarzburg-Rudolstädtischen Bergstädtchen, einmündet, kam eine alte bäuerliche Frau daher. Sie trug den Korb auf dem Rücken, dazu einen Laufstock mit scharfer Zwinge in der Hand. Oben auf den Bergen lag viel Schnee, da waren die Wege weiß und glatt, hier unten dagegen war alles zertaut, und das Braun der Fahrstraße trat zutage.

Die Frau war siebzig Jahre alt, groß gewachsen, stämmig gebaut, mit vollem, immer noch straffem Gesicht, das eine wächserne Farbe hatte und keinen kleinsten Anhauch von Röte zeigte. Es war die alte Magd vom Bauern Kämpf, oben in Eppendorf. Man rief sie Ef mit langer Dehnung, etwa so, als ob dem F ein doppeltes E vorangesetzt sei. Es war eine Abkürzung von Genoveva und hatte mit dem Namen unserer Altermutter nichts gemein. Ef brachte den Butterkunden ihrer Dienstherrschaft frische Ware.

Die Bäuerin, die Mutter des Bauern, die sich diese Erholungsgänge zur Stadt sonst nicht nehmen ließ, hatte den Kopf eingebunden, denn das Reißen plagte sie.

Wo die Magd hinkam, erzählte sie, daß sie sozusagen heute am Lichtmeßtage ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum feiere. Zwanzigjährig sei sie zum Großvater des jetzigen Bauern in Dienst gekommen. Unter drei Herren und drei Frauen habe sie im selben Hause fünfzig Jahre gedient.

Man wußte, daß sie im Altenteil war, das heißt, daß sie ihr Stück Gnadenbrot empfing bei bescheidenen Dienstleistungen. Ganz plötzlich, vor nun fünf Jahren, war sie spach geworden, beinkrank, als Rückstand ihrer drei Wochenbetten, die sie lediger-weise während ihrer Dienstzeit durchgemacht hatte. Ihre Kinder, drei saubere Mädle, waren, gleich nachdem sie zur Welt gekommen, in Pflege gegeben worden, hatten späterhin geheiratet und ihr Enkelkinder beschert. — Wo nun die Ef von ihrem

Franz Warnke, Neukölln, phot.

Am Dorfteich.

Digitized by Google

Jubiläum erzählte, wurde ihr neben dem Glückwunsch, der ihr wohl gebührte, eine Herzensstärkung dargereicht, zumeist ein süßes Likörlein.

Davon wurde die alte Dienstmagd allmählich heiter.

Die Sonne schien. Das enge Tal mit den gletschergrünen Wassern der Sormitz lachte. Der Himmel war blau, die Berge glänzten weiß und blank, und die Fichtenwälder, die weit herab reichten, waren von Wegen und Blößen durchzogen, die ebenfalls das Schneekleid trugen.

Oben auf dem Schloßberg thront schwarzschopfig die Friedensburg, zu ihren Füßen ist das Städtlein hingelagert, blank, sauber, mit seinen einmündenden Tälern des Ilmbaches, der Lemnitz und Wilschnitz, des Kiesbaches und Herschbaches. Schmiedebach, Rodabach, Hirschbach, Schafbach, Kandelbach springen herzu. In harten Windungen, über allerlei Schotter zwischen enggerückten Bergen fließen die einen zu Tale, während die andern gemach daherkommen im Wiesengrund, in großen Schleifen.

Hier unten trägt das ganze Leben den allgemein städtischen Zuschnitt, oben auf den Bergen ist die Buntheit. Da horchen die Menschen noch in die Märchenwelt vergangener Tage zurück, wähnen sich noch Herren und Beherrscher von jeglichem Geschaffenen, dem Baum zum Beispiel, dem sie in der Christnacht das Fruchttragen befehlen.

Die alte Ef war auf ihrem Heimweg schon tief ins Eppendorfer Tälchen eingedrungen. Der Weg stieg. Bald wurde er eisglatt, und sie mußte ihren Stock aussetzen.

Endlich hatte sie die 300 Meter, die das Dorf höher als die Talsohle lag, überwunden und sah es vor sich zwischen den flachen Wellungen der weißen Felder. Große schwarze Lappen Fichtenwaldes zipfelten in die leuchtend weiße Atlasspannung hinein.

Es hatte in der vergangenen Nacht bei hohem Schneepolster ein wenig geregnet, Frost war gefolgt und hatte eine einheitlich blumenweiße, wunderbarste Glasur geschaffen. Die Sonne schien auf den Spiegel, lange Strahlen in Gold und Silber schossen über die Fläche.

Die Ef war stolz darauf, daß sie im besten Gehöft des Dorfes in Diensten stand. Sie war aber auch darauf stolz, daß ihr Bauer an Intelligenz der erste war.

Sie kam auf den Hof. Rechts lagen Wohnhaus und Viehställe, gegenüber Schuppen und Scheune, zur Linken die Unterfahrt für die Wagen und abermals Ställe, die neuen, musterhaft gebauten Schweineställe, alle Baulichkeiten schwarz eingedeckt und mit Schiefer bekleidet. Ordnung, Wohlstand, Sauberkeit.

Mit Dünkel und körperlichem Unbehagen trat die Magd ins Haus. Zur Bäuerin sagte sie: „Ich wiß nich, von was mir so schwer is. Von den Beinen kommt's net her. Das druckt mich allerwegen." Darauf erzählte sie von den Likörchen und daß heute ihre fünfzigste Lichtmeß sei.

„Ei ja, freilich", antwortete die Bäuerin heiter. „Er hat's mir schon kundgetan, er denkt an alles. Freilich wird er dir was zuwend." Sie sprach von ihrem Sohn, dem Bauern, der mehr denn vierzigjährig war und seit zehn Jahren Witwer nach kurzer Ehe. Sie selbst war sechzig Jahre alt, immer noch braunhaarig.

Jetzt saß der Schelm in ihrem Gesicht, als sie weiter zur Ef also sprach: „Ja, das is e schönes bißchen Zeit, die wir aufenander angewiesen waren. Ich weiß bloß net, hast du die größere Geduld mußt aufwend oder ich. Wie ich herkommen bin, da warst du net daheim, du warst bei deinen Leuten im Wochenbett."

Ef nahm den Anstoß nicht übel. „Menschen müssen sein", sagte sie.

„Wahr ist's! Leg' dich e bißchen nieder. Das war nix für dich heute, der Weg."

Die Magd tat nach den Worten der Frau, legte und ruhte sich. Am Abend war sie dann wieder wohl und voller Neugier auf die Zuwendung.

Da die Ef dem mit beigewohnt hatte, wie der Bauer auf die Welt gekommen war, da sie ihm als kleinem Buben manch liebes Mal die Nase geputzt und ihm gelegentlich auch einmal die Hosenrückseite ausgeklopft hatte, so war es zwischen ihnen beim Du geblieben und beim Ruf durch den Vornamen, was den Respekt keineswegs ausschloß. Denn den wußte sich Karl Kämpf zu wahren.

Als seine Frau gestorben war, hatte er es wüst mit der Arbeit getrieben, um seinen Schmerz zu betäuben. Dabei hatte er, es war beim Aussägen der Streuäste gewesen, einen bösen Sturz von einer hohen Fichte herunter getan, auf Waldboden, der mit Steinen besät war. An einem tischhohen Burschen, zur Hälfte in der Erde gelagert, hatte er ein paar Rippen und einen Oberschenkel gebrochen. Das hatte ihn wieder zahm gemacht.

Ein Aufmerker war zurückgeblieben: — zügle dich, Bauer! Im Bein gab es eine Schwäche, die ihn warnte, nichts zu übertreiben, auch in der Brust setzte etwas ein Ziel.

Kämpf war mittelgroß, nicht besonders stämmig gebaut, dunkelhaarig. Seine Gesichtsfarbe war bleich. Er trug ein Schnurrbärtchen und sah jünger aus, als er war.

Als die Abendkost auf dem Tische stand, hielt er seinen Leuten eine Ansprache, die sich auf die fünfzigjährige Dienstzeit der Ef bezog. Dabei überreichte er der alten Magd ein Geldgeschenk von sechzig Mark. Der jungen Magd und dem Knecht, die mit am Tische saßen, sagte er, sie sollten der Ef nachgeraten an Treue, Fleiß, Gehorsam und Ehrlichkeit. Da er im gewöhnlichen Verlauf der Tage ein schweigsamer Mensch war, so war die Auszeichnung für die Jubilarin eine um so größere. Er hatte Bier holen lassen, die Frau hatte Ersprießliches an Eßwaren aufgetragen.

Ach, und die Ef war eine dumme Weibsperson bei ihren siebzig Jahren. Mehr als alle Ehrungen hatte ihr der Blick des Bauern gegolten, dieser ganz unbäuerliche Blick, der nur warm war. Nichts Nur-Freundliches lag darin, nichts von bloßer Billigung, wie er auch Ochs und Pferd traf, die ihre Schuldigkeit getan hatten. Kämpf hatte die alte Magd nicht etwa angesehen wie ein Bündel Knochen, welken Fleisches und verrunzelter Haut, das zur Blütezeit nutzbar in seinen Diensten gewesen war, nein, er hatte sie angesehen als den Menschen.

Kämpf war in die Schenke zur Gemeinderatssitzung gegangen, der Knecht rodelte draußen mit seinen Genossen auf einer Bahn, die mit starkem Gefälle mitten durch das Dorf führte; man hörte das polternde Gelächter der dahersausenden Burschen. Die Magd war in der Dorfstube mit dem Spinnrad.

Und in der Wohnstube zwischen Tisch und Ofen saßen die Bäuerin und die Ef. Ihre Spinnräder schnurrten wie zwei große Katzen, mit einem Nebenton, der wie das Tacken einer Uhr klang und vom Rad der Ef herrührte, das schon ein wenig ausgelaufen war.

Als sie etwa zwei Stunden in sachter Andacht mit Alltagsrede so gesessen hatten, holte die Frau einen warmen Punsch zur Feier des Tages. Der löste die Lippen. Und sie sprachen nun mit gehobenen Herzen stimmungsvoll von allen Todesfällen des Hauses, demjenigen des Großvaters und der Großmutter, dem des Mannes der Bäuerin und der Frau des Bauern. Pomp und Einfalt der Gedanken redeten sie, Frömmigkeit und heidnischen Aberglauben. Ihre Augen wurden feucht, ihre Lippen zitterten.

Und dann sprachen sie vom Vieh, von den beiden jungen schönen Stieren Hans und Jakob, die sie großgezogen hatten. Auch von den Kindern der Ef und deren Vätern redeten sie.

Ihre räuberischen Bürschen waren im Herzen der Ef ein klein wenig verblaßt; aber die Erinnerungen an das Vieh waren frisch und jung geblieben — an das kräftigfeuchte Schnopern, wenn sie in den Stall gekommen war, an das Kopfwenden und den menschenklugen Blick.

Durch den Blick des Viehs kam die Ef auf die Augen

Digitized by Google

Ruhestündchen im Grünen.

Riegla Perscheid phot.

Digitized by Google

des Bauern zu sprechen. Sie sagte: „Bloß — was der Karl for schöne Augen hat."

„Ja, das glaube ich", antwortete die Mutter als Zustimmung.

Die Ef sprach weiter: „Er ist doch noch jung, er könnte doch wieder heirot."

Die Mutter gab die nämliche Antwort wie das erstemal. Es war ländliche Rede und drückte mehr als bloßes Einverständnis aus. „Die Augen", fügte sie hinzu, „hat er von seiner Großmutter, das war auch so enne Schwarze. Der ihre Augen finkelten (funkelten) ebenso fein." Und sie spitzte die Lippen ein wenig mit leisem schelmischen Herausprusten. Sie war füllig ohne Übermaß, und das paßte gut zu ihrem Temperament, das lebendig, aber ohne Stacheln war. „Wenn du amal achtzig wirst, Ef, da nehmen dich die Mannsleut auch noch ein. Ich kann's eigentlich net hab (leiden); aber zu dich paßt's. Es kommt alles auf den Ohnstand an, den ma hat. — Jetzt hast du aber mein Gläsle beim Wickel, deins ist leer." Und als die Ef betroffen tat: „Trink nur, ich gönn's dir."

So trank die Ef auch noch das Glas der Frau, den warmen Punsch, der, ob seine Kraft gleich mäßig war, ihr doch zu schaffen machte.

Ihre Hände ließen den Faden sinken, ihr Kopf nickte.

Die Frau rüttelte sie. „Gieh schlofen. Leg dich ins Bette." Und die Ef folgte.

Während der Schlaf an ihre Sinne herantrat, dachte sie, ohne dabei den Tod zu streifen, an ihr Leichenbegängnis, das sie von ihrer Dienstherrschaft empfangen würde, wie Bauer und Bäuerin ihr zugesagt hatten. Sie dachte an alle Ehrungen ihres toten Leibes. Davon wurde sie ganz wach und setzte sich auf.

Eine große Unruhe ging in ihr um, ein Gefühl der Beklommenheit packte sie. Sie brauchte Hilfe — jemand, der nach ihr sah — und wollte klopfen — um eins von unten heraufzurufen. —

Aber der Griff nach der Lehne des Stuhls, der vor ihrem Bette stand, endete im Leeren: die alte Magd fiel um.

* * *

Die Ef hatte einen Schlaganfall gehabt mit halber Lähmung des Körpers und kleiner geistiger Verstörung. Auch ihre Zunge lallte ein wenig, und Pauline, die Bäuerin, mußte wohl aufmerken, wenn sie die Anliegen der Kranken verstehen wollte.

Die kriegte einen Anfall hartnäckiger Familiensehnsucht, der bequem für ihre Dienstherrschaft war; denn man konnte eine Hilfe bei der Pflege der alten Magd wohl gebrauchen.

Der Bauer spannte also den Schweißfuchs vor den Rennschlitten und fuhr ab. Der Schlitten war hübsch, mit grünem Lackanstrich und pelzgefüttertem Schutzleder, das Pferd war wohlgepflegt mit langem vollen Schwanz und flatternder Mähne. Der Schlitten flog, die Schellen klangen, der Bauer in dem Gefährt sah wie ein Herr aus.

Der Weg führte über sanfte Wellungen, wo flache Buchten die Stellen der Täler einnehmen, durch schwarzdachige Ortschaften, die sich zärtlich in die Buchten eindrücken, durch Zipfel schwarzen Fichtenwaldes. Der Blick in die Weite war frei, wie über ein Nichts flog er über die Talrinne der Sormitz hinweg, zu dem leichtgewellten Oberland des jenseitigen Uferrandes, über die schwarzen Fichtenwipfel drüben und über die Ortschaften mit ihren schwarzen Dachungen und schwarz eingedeckten Kirchtürmen, die ihren weisenden Finger nadelspitz zum Himmel strecken.

Dazwischen weiß leuchtende Schneefläche so hüben wie drüben — eitel atlasblanker Schimmer.

Als er das dritte Dorf von seinem Wohnorte aus erreicht hatte, wich sein Pferd gemach von der Mitte der Straße ab und hielt vor einem stattlichen Bauerngehöft an. Das tat es stets. Wurde es ihm doch von seinem Herrn nie verwehrt, und war es doch vor Jahren sogar immer dazu von ihm angehalten worden. Es war das Bauerngut, daraus Karl Kämpfs Frau hervorgegangen war.

Kämpf rührte die Leinen, das Pferd solle weitergehen. Eine Stunde später fuhr er bei der Witwe Säuberlich, der dritten Tochter der alten Ef, vor.

Die Säuberlich hatte zwei wohlgeratene Mädchen, die achtzehnjährige Laura und die sechzehnjährige Franzette. Mit der Kleinen saß sie am Kaffeetisch, als Kämpf eintrat. Sie hatte ein halbes Haus und ein Stück Feld zu eigen. Die älteste Tochter war im Sommer im Dienst gewesen, jetzt lernte sie das Nähen bei der Lehrerfrau.

Sie wurde geholt, Kämpf hatte sie zwei Jahre lang nicht gesehen. Sie war ein straffes, blondes Mädelchen.

Es wurde ihr mitgeteilt, daß die Großmutter krank geworden sei, und daß sie zur Pflege mit nach Eppendorf solle. Rasch packte sie ihre Sachen zusammen.

Die Stimme, die dem Bauern antwortete, klang gedämpft, der Tonfall des Gehorsams war ihr eigen, als ob das Mädchen keiner Auflehnung kundig wäre. Über all der raschen Bereitwilligkeit und kindlichen Freundlichkeit lag jedoch, wie auch über dem Wuchs, etwas Verhaltenes, Zurückgedämmtes, und war doch alles lauter, klar und ohne Hinterhalt.

Sie stiegen in den Rennschlitten und fuhren ab. Laura saß neben dem Bauern sittsam auf ihrem Platz, ernsthaft wie eine Puppe.

Darüber lächelte Kämpf. Das Lächeln war ein seltener Gast in seinem Gesicht und hatte noch keine breiten Wege ausgetreten.

Als sie ihn lächeln sah, strahlte das Dirnlein ihn an. Das freute den Mann.

Er rührte die Leinen, das Pferd sollte besser laufen, und machte sie auf die atlasblanke Schneepracht aufmerksam. Als sie eine höchste Stelle erreicht hatten, zeigte er ihr auch den weiten Rundblick und ließ sie die Kirchtürme zählen.

Ein Dorf tauchte auf. Sie fuhren ein.

Der Schweißfuchs — er hieß Max — wich wieder von der Straßenmitte ab und hielt an. Die Schwiegereltern kamen beide zum Hofe heraus. Die Frau war eine Tatkräftige, Lange, der Mann war klein.

Während Kämpf mit den Alten sprach, streifte sein Blick das kindliche Mädelchen neben ihm, ihre rundliche Straffheit, ihre junge Haut, ihr sonnenblondes Haar.

Der Schwiegervater war ein mageres Bäuerlein, das ein wieses, drolliges Spielzeugköpfchen auf seinen abfallenden Schultern trug. Das Köpfchen sah aus, als wäre es geschnitzt. Und es war schwärzlich von Bartstoppeln überwischt, als habe es lange in Ungnade in den Ecken umhergelegen. Die Schwiegermutter hatte breitere Züge.

Wohin es denn gehe? fragten die Alten. — Ei, ei, die Ef sei krank? — Einen Schlagfluß habe sie gehabt? — Helbert komme doch wieder nach Bucha, ob Kämpf die Ef nicht hinschaffen wolle? Als er neulich in Saalfeld gewesen sei, habe er zweihundertfünfzehn Patienten zu beraten gehabt. Der mache doch Wunderkuren mit Gebet und Bestreichen und Verordnungen. Ein Fräulein sitze daneben und schreibe auf. — Oder sie sollten sie nach Zwickau zur Hergut schaffen — zu der Spiritistin — jawohl, Kämpf glaube nicht daran — aber — —

Kämpf sagte: „Wir haben den Physikus da gehabt. Das wird am Ende das Sicherste sein."

Der Schwiegervater knurrte: „ Wie eins mag. Du bist ungläubig wie Thomas. Was sagt er denn wegen dir? Die Ef ist abgelabt, die kann net mehr arbeit — aber du —"

„Ich habe ihn nicht befragt", antwortete Kämpf. „Das ist ein bißchen Beinschmerz und ein bißchen Brustkrampf. Das muß man laßt geh, das kuriert sich mit der Zeit selbst."

„Wenn's das nur titt."

„Man muß net so wichteln (wichtig tun)."

„Ist das net der Säuberlich ihr Mädle?" fragte die Schwiegermutter.

Digitized by Google

„Ja, die Älteste. Die Ef muß ein bißle Aufsicht haben."

Kämpf reichte die Hand, und die Fahrt ging weiter.

Wenn er die Leinen auf eine bestimmte Weise dem Pferderücken auffallen ließ, verdroß es das Tier und es schwenkte ungeduldig den Schweif wie eine breite, lange, hellweiße Fahne. Er machte dem Dirnlein den Spaß und sah seine Freude.

„Ach, der lange Schwanz! Und so dick! Der schleift doch balde nach!"

„Dein Zopf macht es ebenso."

„So lang ist er net."

„Ich glaube doch."

„Und so dick auch net."

Er lächelte über ihre Kindlichkeit. In seinem bleichen Gesicht glänzten die schwarzen Augen.

Sie fuhren durch Kiefernwald. Als sie herauskamen, sahen sie von der feinsten Pracht eines weißsilbernen Himmels einen Kirchturm sich abheben. Er stieg dickviereckig von unten auf und war durch drei Etagen nach oben verschmälert. Eine Kuppel folgte, nach der Kuppel ein Laternchen und als Krönung abermals eine Kuppel. Der Turm war kein Aufreiter, er war seiner Kirche vorgestellt.

Rundherum schiefergedeckte Häuser eines kleineren Dorfes. Es war Eppendorf.

* * *

Im Hause des Bauern Kämpf war es immer vorbildlich hergegangen, bei strafferer Zucht gegen Knecht und Magd, als in den anderen Höfen üblich war. Denn da lag dem Knecht zumeist die heitere Arbeit ob, das Hantieren mit dem Pferde zum Beispiel, während der Bauer die andere Arbeit versah.

Max, der Schweißfuchs, aber war ein eigensinniger Geselle fremden Handgriffen gegenüber, während er dem Bauern wie ein Hündlein folgte. Demzufolge blieb er in der Pflege seines Herrn, und dem Knecht fiel das Ochsengespann zu.

Die Bäuerin dagegen mußte sich den Gepflogenheiten der Mägde fügen, die keinen Augenblick länger ihre Hände rührten, als es die Hausfrau selber tat.

Sie selbst waren zurückhaltender. Wenn die Hausfrau schon das Feuer schürte, zogen sie erst ihre Röcke über die Köpfe, und wenn sie abends im Schweinsstall ihren letzten Besuch abstattete, ergingen sich die Mägde sorglos mit ihren Burschen, oder steckten schwatzend, singend oder lästernd mit ihren Freundinnen zusammen.

So lief das Leben Tag um Tag dahin.

Jetzt war das ganze Haus von Gefälligkeit und Jugend angefüllt.

Gleich am ersten Morgen, als die Frau Feuer anmachte, hatte ihr eins Zureichungen getan. Sehr rasch lernte Laura jedweden Dinges Standplatz wie auch die Gepflogenheiten der Menschen kennen. Am zweiten Morgen dampfte das Wasser bereits, als die Hausfrau in die Küche kam.

Die alte Ef sagte zu ihrem Enkelkinde: „Hol dem Karl sei Bier — mach! Du mußt dich e bißchen um ihn reg — daß er auch seine Socken (Hausschuhe) hat. Du mußt e bißchen um ihn beflissen sein, wenn er do=e is."

Laura tat, wie ihr geheißen wurde. Eine Blume blühte im Hause. Eine Lebensfreude war vorhanden. Sie trat sacht zu, warf keine Türen, polterte mit keinen Kochtöpfen. So eifrig ihre Hilfe war, so leise war sie zugleich.

Und das Gesicht strahlte in heller Freundlichkeit und in gutem Willen.

Die Ef aber stammelte mit ihrer lallenden Zunge, die ihren Wünschen nicht folgen wollte: „Ich brauch dich itze nicht — — Geh du nur dem Karl zur Hand beim Vieh." Sie lag, und die Lähmung lockerte ein wenig ihre Bande an Geist und Körper.

Gleich schlüpfte die Schlauheit hervor, die himmlische Schlange.

Es war am Donnerstag, dem Markttag unten in Leutenberg. Die Frau hatte wieder den Kopf eingebunden, darum sollte Laura die Butter zu den Kunden hinunterschaffen.

Kämpf, der auch zur Stadt wollte, nahm sie mit. Sie schlugen einen Fußweg ein.

All diese Tage hatte die Sonne heiß und frühlingshaft ungeduldig an der gleißenden Glasur des Schneepolsters genagt, ihr eifriger Kuß hatte schrundige Stellen und weite glitzernde Schuppenstrecken zurückgelassen.

Ein Wunder hatte sie seitlich an der Böschung vollbracht, die steil zum Fichtenwalde aufstieg. Sie hatte feinste Kleinarbeit geleistet, in Zollhöhe die Schneeoberfläche modelliert zu frei hochstehenden, jungfräulich-zarten Moos-, Gras- und Pflanzenbildungen, die dicht zusammenrückten wie der Bestand auf einer frühlingshaft sprießenden Wiese.

Laura wies mit dem Finger, Kämpf, ob er gleich bis dahin schweigend neben ihr hergegangen war, merkte auf.

Nun duckte sich das Mädle und versuchte zu pflücken. Aber die weißen Grashälmchen, Moosbäumchen und Blattschäftchen schmolzen ab unter ihren zufassenden Fingern.

Der Bauer lächelte. Sie hatten ein Kind im Hause. Die Mutter hatte es ihm schon gestern gesagt: „Das ist grad itze, als hab ich a Mädle."

Und er empfand auch väterlich. Bei frühem Kinderfegen in seiner Ehe hätte er bald eine Tochter in Lauras Alter haben können.

Er öffnete sein Messer, löste ein Stücklein der Schneeschicht ab und reichte es dem Mädchen dar. Die trug das weiße Wundergärtlein auf ihrer ausgestreckten Handfläche und redete zutraulich zu ihm von den kleinen Gewächslein, und wie es doch möglich gewesen sei, daß sie sich bildeten.

Kämpf betrachtete gutmütig und sagte: „Das hat sie mit ihren scharfen Zähnen gemacht, die Sonne." Vollständig kurzweilig wurde ihm der Weg.

Immer noch trug das Mädle das kleine Gartenwunder auf ihrer Handfläche.

Aber der Grund und Boden war schon zusammengetaut zu einer dünnen Kruste, auf der die Schäftchen, Hälmlein und Bäumchen allmählich knickten und sanken, verwässerten und abtropften.

„Jetzt muß ich's wegtun", sagte sie, schwenkte ihre Hand und trocknete sie am Taschentuche.

Sie waren in den Fahrweg eingebogen und überholten den jungen Knecht, der einen Ochsen, welcher in Farbe und Statur nicht zu seinem Arbeitskameraden paßte, hinab zum Markte führte.

Der Knecht hatte den Herrn Verschiedenes zu fragen. Als er fertig damit war, hielt er sich zur Laura, die ein paar Schritte zurückgeblieben war.

Er bandelte mit allen Mädles an mit Kußabsichten. Darum horchte der Bauer zurück, denn er wollte die Laura in keine Leichtfertigkeiten verstrickt wissen.

„Geh vorauf", sagte er zum Knecht. Der trieb sein Tier an.

Heimwärts hatte er ein anderes Tier am Strick, statt des roten, langbeinigen ein stämmiges, falbes mit weißer Blesse. Das gleichmäßige Gespann gab nachher beim Verkauf besseren Preis.

Auch Laura war wieder unterwegs. Sie federte neben einer schönen, stillen, alten Frau einher, die als einziges Kind einen Taubstummen hatte.

Mann und Frau hatten alles an den Sohn gewandt. In Hildburghausen hatte Huldreich Franke acht Jahre lang die Taubstummenschule besucht und war als ein geweckter Mensch zurückgekommen, der sich zwischen allen Einrichtungen der fortgeschrittenen Zeit zurechtfand. Nicht nur, daß er von den Lippen der Menschen ablas, was sie redeten, und daß er Bruchstücke von Worten stammelte, mit denen er sich wohl verständlich machte, nein, er war ein intelligenter Bauer bei Viehaufzucht und Landwirtschaft.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die „Monroe-Doktrin" in Theorie und Praxis.

Von Heinz Manthe-Boppard.

In seiner berühmten Januarbotschaft von 1917 an den Senat schlug Wilson mehr im Tone eines philosophierenden Professors als eines nüchternen Politikers der Menschheit vor: „Mögen sich die Völker einmütig die Doktrin des Präsidenten Monroe als Doktrin der Welt zu eigen machen, daß kein Volk danach streben sollte, seine Regierungsform auf irgendein anderes Volk zu erstrecken, und daß es vielmehr jedem Volke — dem kleinen sowohl wie dem großen und mächtigen — freistehen sollte, seine Regierungsform und seinen Entwicklungsgang ungehindert, unbedroht und unerschrocken selbst zu bestimmen."

Hiernach wäre also der Kern der Lehre Monroes der, daß jedes Volk sein eigener Herr ist, — kein anderes Volk hat in seine Angelegenheiten einzugreifen, wie es auch selbst darauf verzichtet, dieses hinsichtlich anderer Völker zu tun. Es ist klar, daß bei allgemeiner Befolgung dieser Lehre von einem Kriege nicht mehr die Rede sein könnte. Und wenn Wilson als Vertreter der Union Lehrmeister und Arzt der Welt sein will, so muß sein Land die Segnungen dieser Doktrin doch wohl in erster Linie erfahren haben. Die Geschichte der Union muß uns also in der langen Zeit seit 1823, wo Monroe seine Lehre verkündete, reichliche Anhaltspunkte geben für die Handhabung und die segensreichen Wirkungen der Doktrin.

Doch sehen wir zunächst, was Monroe mit der Doktrin meinte und warum er sie erließ. Die Doktrin vom 2. Dezember 1823 lautet in der Hauptsache: „Es ist für angezeigt erachtet worden, als ein Prinzip, in dem die Rechte und die Interessen der Vereinigten Staaten auf dem Spiel stehen, zu verkünden: Daß die amerikanischen Kontinente infolge der freien und unabhängigen Staatsform, die sie angenommen haben und aufrechtzuhalten gewillt sind, von jetzt an nicht mehr als Gegenstand für künftige Kolonisierungspläne von seiten irgendeiner europäischen Macht betrachtet werden dürfen. . . . Wir schulden es deshalb der Offenheit und den zwischen der Union und jenen Staaten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen, zu erklären, daß wir jeden Versuch von ihrer Seite, ihr Regierungssystem auf irgendeinen Teil dieser Erdhälfte auszudehnen, als gefährlich für unseren Frieden und für unsere Sicherheit betrachten müßten. In die Angelegenheiten der Kolonien oder abhängigen Gebiete irgendeiner europäischen Macht haben wir uns nicht einzumischen und werden wir uns nicht einmischen. Aber bezüglich derjenigen Regierungen, die ihre Unabhängigkeit erklärt haben und aufrechterhalten, und deren Unabhängigkeit wir als auf gebührender Überlegung und gerechten Grundsätzen beruhend anerkannt haben, können wir eine Einmischung von seiten irgendeiner europäischen Macht, zum Zwecke, sie zu unterdrücken oder in irgendeiner Weise ihr Schicksal zu bestimmen, nicht anders wie als Offenbarung einer unfreundlichen Haltung gegen die Vereinigten Staaten auffassen."

Der Zweck dieser Note war zunächst defensiv: Rußland ging damals mit dem Plane um, Alaska weit nach Süden hin auszudehnen; Spanien versuchte, seine vor kurzem verlorenen amerikanischen Kolonien wiederzugewinnen und die noch verbliebenen, namentlich Kuba, fester an sich zu schließen.

Frühzeitig hat man dann die ganze Lehre auf die kurze Formel gebracht: „Amerika den Amerikanern!" Das ist hinsichtlich des Wortlautes nicht ohne weiteres richtig, garantiert er doch geradezu die bestehenden Kolonien der Europäer und will er doch nur die Veränderungen anerkennen, die „auf gebührender Überlegung und gerechten Grundsätzen" beruhen. So die Theorie! In der Praxis aber kamen die amerikanischen Ausleger schon früh dazu, die Monroe-Doktrin zu der Folgerung zu führen, daß allein der Bestand einer europäischen Kolonie in Amerika schon eine Bedrohung der Union und deshalb zu beseitigen sei. Dabei kam es dann nur noch darauf an, was man zu Amerika rechnete, ob man sich nur auf das Festland beschränkte, oder ob man auch die Inseln in mehr oder weniger weiter Entfernung vom Festlande hinzurechnete.

Sehen wir nun, wie sich im einzelnen die praktische Handhabung der Monroe-Lehre gestaltete. Am klarsten läßt sie sich für die ältere Zeit beleuchten an Hand einer kurzen Betrachtung der kubanischen Frage. Schon 1823 hatte ein Politiker der Union davon geschwärmt, daß eine Beherrschung des Golfs von Mexiko das „Maß unseres politischen Wohlbefindens vollmachen" würde. Kuba erschien ihm „als die wünschenswerteste Zugabe zu unserem Staatensystem". Eine starke Partei betrieb die Erwerbung der Insel Kuba. Und als 1848 von den Spaniern ein Kaufantrag abgelehnt wurde, da begannen sich durch dieses vom nationalen Standpunkte aus doch so verständliche Verhalten die Amerikaner bedroht zu fühlen! Sie erließen ein Manifest, in dem es hieß: „Selbsterhaltung ist das erste Gebot der Natur. Unsere Vergangenheit verbietet uns, die Insel ohne Zustimmung Spaniens zu erwerben, es sei denn unter dem Zwange eines Naturgesetzes. Dann aber wären wir nach jeder menschlichen und göttlichen Satzung berechtigt, die Insel den Spaniern zu entreißen." Das ist echt amerikanisch: Philosophie zur Verdeckung irgendwelcher nicht ganz sauberer Absichten!

Das „Naturgesetz der Selbsterhaltung" war derart stark in seiner Wirkung, daß die Amerikaner — natürlich ohne daß die Regierung amtlich etwas davon wußte — 1850 und 1851 Revolten in Habanna verursachten. Als nun aber die Spanier sich wehrten, da war die Entrüstung in der Union gewaltig, und in Scharen meldeten sich Freiwillige gegen das böse Spanien. Wahrscheinlich waren alle diese Biedermänner der Ansicht, hier handele es sich um eine Rebellion mit „gebührender Überlegung und gerechten Grundsätzen". Erst als England und Frankreich energisch wurden, steuerte die amerikanische Regierung dem gern gesehenen Unfug. Empörend aber war es, daß die Gerichte die Leute freisprachen, die bei der ersten Revolte mitten aus dem Frieden heraus die Ruhe und die Sicherheit eines anderen Staates gestört hatten, — und Monroe hatte erklärt, die Union werde sich nicht in die Angelegenheiten der Kolonien einer europäischen Macht mischen! Ein solches Verfahren ist eben nur beim Amerikaner möglich und begreiflich. Es handelt sich da um ein geschichtsloses Volk, das keine Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen hat und mit fast kindlich anmutender Naivität seinem natürlichen Begehren Folge gibt.

Noch mehrfach wurde mit Spanien über den Ankauf von Kuba verhandelt, noch mehrfach auch der billigere Weg der Revolution versucht, um in den Besitz des wertvollen Eilandes zu gelangen. Während einer solchen Revolution flog 1898 vor Habanna der amerikanische Panzer „Maine" in die Luft, ein Ereignis, an dem die Spanier durchaus unschuldig waren. Damit aber war auch die ganze Selbstbeherrschung der Yankees in die Luft geflogen. Das ganze Land widerhallte von Kriegsgeschrei. Und der Präsident Mac Kinley, ein klassischer Vertreter diplomatischen Naturburschentums, ergriff die willkommene Gelegenheit zum Kriege, in dem Spanien bekanntlich kläglich unterlag. Kuba ging ihm verloren. Da aber konnte man wieder sehen, wie die Union nach der Lehre Monroes lebte: Keineswegs wurde ja Kuba annektiert, lediglich ein selbständiger Staat wurde daraus gemacht, aber ein Staat unter amerikanischem Schutz, der jetzt sogar auf Wunsch der Union mit uns Krieg führen muß.

So handhabte in diesem Falle die Union die Lehre von Monroe. Und wer Zeit und Lust hat, sich in einige andere Kapitel amerikanischer Außenpolitik zu vertiefen, um deren Methoden zu studieren, dem empfehlen wir die mexikanische Frage, die Panama-Kanal-Angelegenheit usw. Überall wird sich ergeben, daß Monroes Lehre von jeher so gedehnt wurde, wie es gerade paßte.

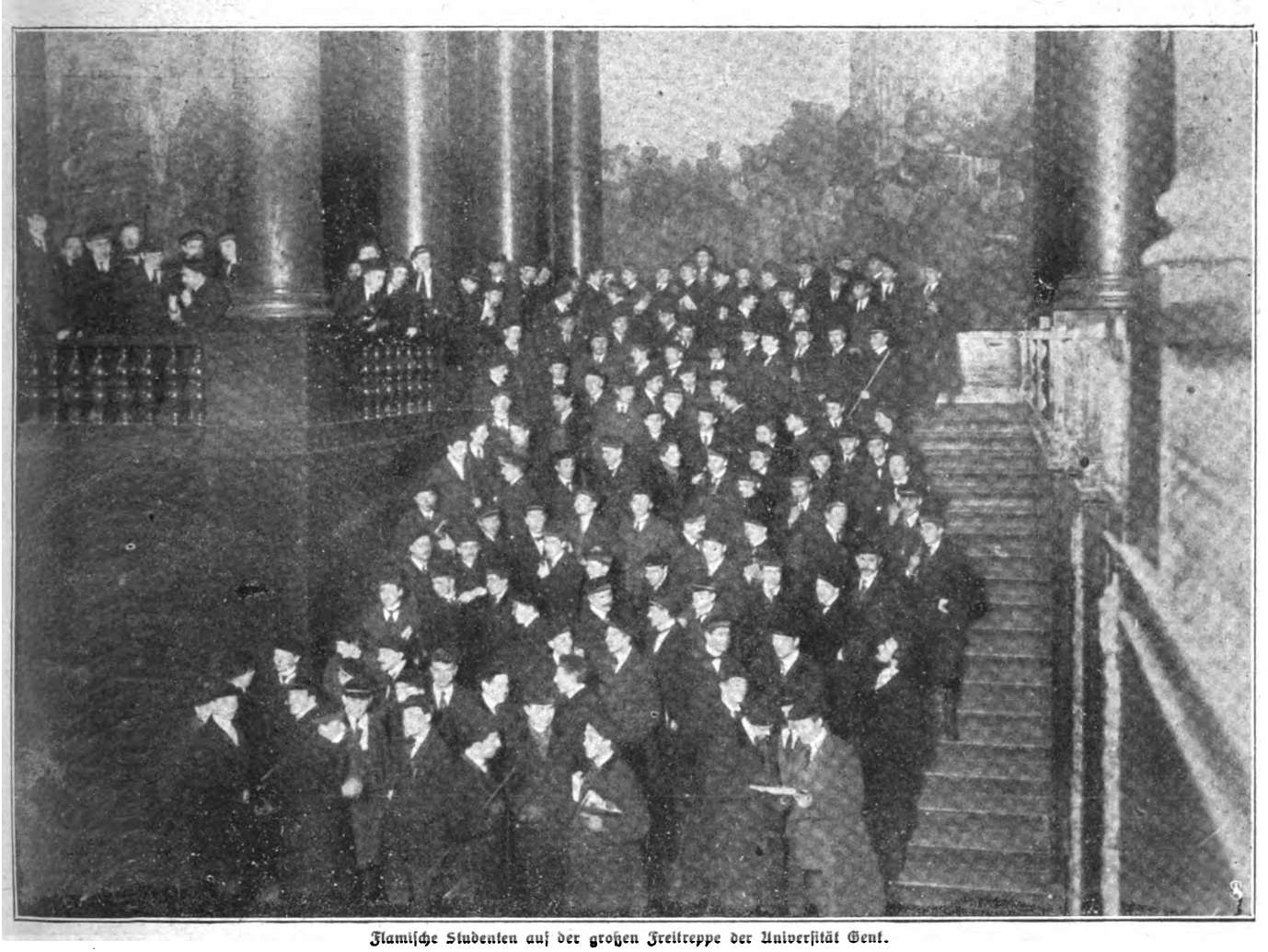
Auch jetzt wird von Wilson, der sich offenbar unter die größten Politiker seines Volkes zählt, Monroes Geist beschworen. Die Union mischt sich in europäische Angelegenheiten, schreitet also weit über den Rahmen Amerikas hinaus. „Unbehindert, unbedroht und unerschrocken", sollte jedes Volk seine Regierungsform und seinen Entwicklungsgang bestimmen können, so wünscht es Wilson im Sinne Monroes. Haben wir Deutsche je etwas anderes gewollt? Niemals! Hätte sich darum Wilson nicht stets besser an andere gewandt? An die Serben, die jahrelang nach habsburgischen Landen gierten? An die Russen, die lüsternen Auges nach den Meerengen von Konstantinopel und Gallipoli schauten? An die Franzosen, die vierzig Jahre lang Rache brüteten gegen ihren deutschen Nachbarn? An die Briten, die, nicht zufrieden, daß fast alle Erdteile ihr Joch trugen, einen Bund des Neides und Hasses gegen das aufstrebende Deutschland stifteten? Hier war Gelegenheit, die Segnungen der Monroelehre zu preisen. Das wäre ein Messen mit gleichem Maße gewesen. Aber wenn das einmal wieder geschieht, wenn das gleiche Recht wieder für alle in der Welt gilt, dann ist der Krieg zu Ende. Denn wir Deutsche kämpfen ja nur für dieses erhabenste aller Kriegsziele. Wenn Amerika nur den Amerikanern gehören soll, unseretwegen auch im weitesten Sinne, so wollen wir wenigstens gleicherweise, daß Deutschland deutsch sei!

Digitized by Google

Die flamische Sprache und die Universität Gent.

Von Bodo Wildberg. — Mit 3 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

Gent, die weltberühmte, an einem halben Dutzend freundlicher Wasserläufe gelegene weiträumige Stadt, hat durch die Neubelebung und Stärkung, die seiner Hochschule im Schutze deutscher Macht zuteil geworden ist, seine alte Bedeutung als Mittelpunkt des flamischen Volkslebens wiedergewonnen. Weit hinter der Front liegt es in verhältnismäßiger Ruhe und Sicherheit. Die letzten Wellen des Geländes verklingen hier in der Ebene. In den Flüssen, den Kanälen, die Gent zu einer Ansammlung von Inseln machen, spiegeln sich gotische Kirchen und barocke Giebelhäuser. Wir werden öfter an Ostseestädte erinnert, als es etwa in Holland der Fall ist. Das festliche Stadthaus, schroff in eine spätgotische und in eine Renaissancehälfte geteilt, spricht vom hohen Glanz der Stadt in alten Tagen, da Karl V. sein Gent



Flamische Studenten auf der großen Freitreppe der Universität Gent.

über Paris stellen, es zu einer Art Hauptstadt Europas machen wollte. Die uralte grimmige Grafenburg, die den Gentern selbst viele Jahre lang durch Häuserwerk verdeckt und so in Vergessenheit geraten war, schaut seit einigen Jahrzehnten wieder über die Wasser, und eine Menge neuer prächtiger Straßen ist entstanden, die aber die Grenzen, die Gent im 16. Jahrhundert schon hatte, kaum überschreiten dürften.

Hier in Gent also ist die flamische Universität aus der früheren französischen Staatsuniversität entstanden, die bis zum Jahre 1830 allerdings niederländisch war, aber damals das Lateinische als Vortragssprache gebrauchte. Die Gründung Belgiens war wie für den ganzen flamischen Stamm, so insbesondere für die Genter Hochschule ein unheilschwangeres Ereignis.

Damals ließen sich die Flamen ihre nationale Genter Hochschule nehmen, für die, wie J. Boonen erwähnt, sogar wallonische Stimmen eintraten. Der neugeschaffene belgische Staat gab sich sofort daran, das ganze Verwaltungs- und Unterrichtswesen französisch zu machen. Das Land sollte einheitlich werden. Den germanischen Niederlanden wollte man eine romanisierte Südhälfte entgegensetzen, die wie eine Filiale Frankreichs aussah. Nach dem ersten Rausch der Neugründung fand der flamische Volksgeist zu sich selbst zurück. Empört über den Zwang, die höheren Studien in einer fremden Sprache zu betreiben, stellten die jungen Flamen die gerechte Forderung auf, man möge ihnen eine Hochschule in ihrer Sprache geben, und das Volk stand in dieser Empfindung geschlossen hinter dem Studententum. Die Wallonen besaßen zwei staatliche und zwei freie Universitäten, die Flamen keine einzige. Und nach der Verfassung sollten beide Volkheiten gleichberechtigt sein. In den vier Fakultäten entfielen im Jahre 1911 auf hundert Studierende 85 Flamen. Im ganzen konnte auf mindestens 2000 Hörer für eine flamische Universität gerechnet werden. Gent, das mehr ist als eine Handelsmetropole, das durch seine Lage wie durch seine geschichtlichen Überlieferungen so recht die Metropole des Flamentums ist, das außerdem schon eine flamische Akademie der Wissenschaften in seinen Mauern barg, Gent war der einzig mögliche Sitz der Hochschule Flanderns.

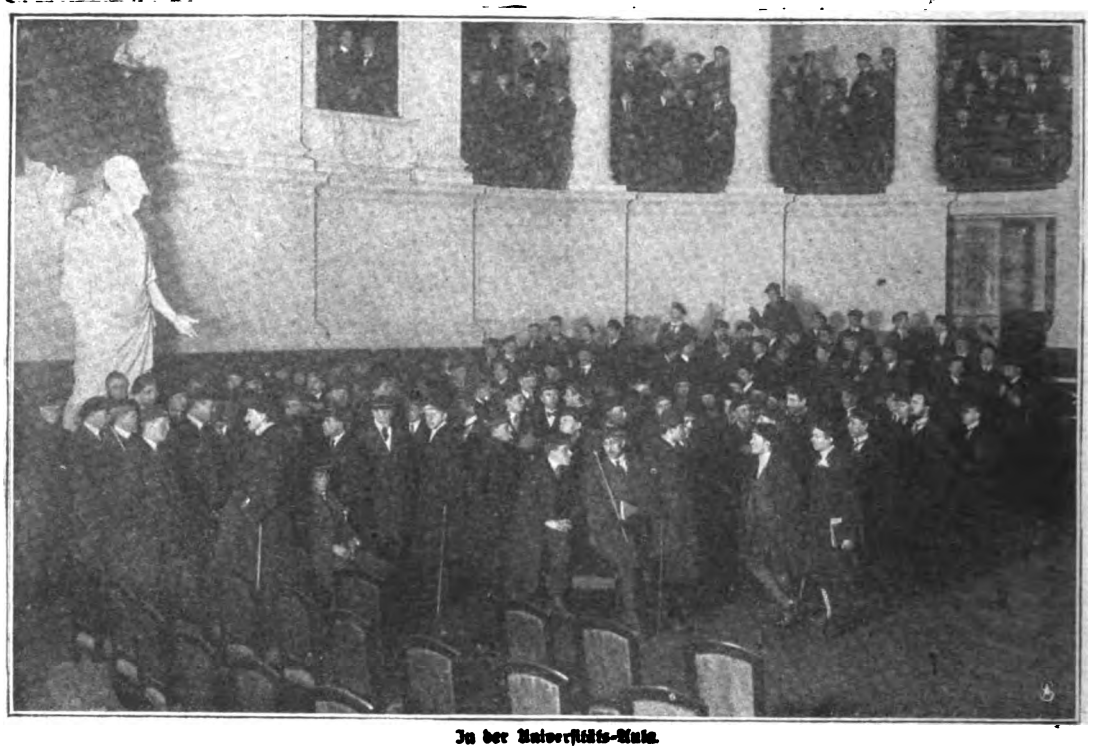
Der Verfranzung der Flamen ist durch die neue Ordnung der Dinge Einhalt geboten worden. Eine Bewegung, die Belgiens Anschluß an Frankreich im Auge hatte und deren dunkle Verzweigungen in die Vorgeschichte des Weltkrieges hinübergreifen, ist zum Stehen gekommen. Schon einige Zeit vor Kriegsausbruch wurde die Umwandlung der Genter Hochschule in eine flamische Universität offiziell vorbereitet; aber es ist fraglich, ob sie sich ohne die deutschen Siege hätte aufrechterhalten können. Die Französlinge waren unablässig an der Arbeit.

Bei der akademischen Feier am 3. November 1917 verlieh der deutsche Generalgouverneur der Genter Universität die Rechte einer juristischen Person und überwies ihr ein Kapital von vier Millionen Frank zum Ausbau ihrer zu Forschungen und Unterricht notwendigen Institute.

Die Verwandtschaft zwischen flamischer und deutscher Sprache

Digitized by Google

ist so eng, daß erstere im angrenzenden deutschen Gebiete fast überall verstanden werden kann. Sie gehört zum reichverzweigten niederländischen Sprachstamm. Niederländisch ist ein etwas weiterer Begriff als „flamisch“; denn flamisch ist zwar auch niederländisch, aber letztere Benennung umfaßt auch das Holländische, dem sich die flamische Schriftsprache so innig genähert hat, daß beide zusammen nur eine, eben die niederländische Sprache bilden. Mundartlich und stammlich unterscheiden sich die Flamen von den Batavern auf mannigfaltige Weise, aber sie fühlten sich doch alle als Niederländer, bis die Umwälzung von 1830 die vergessene Bezeichnung „Belgier“ (eigentlich „Belgen“) für die Südniederländer allgemein üblich machte.



In der Universitäts-Aula.

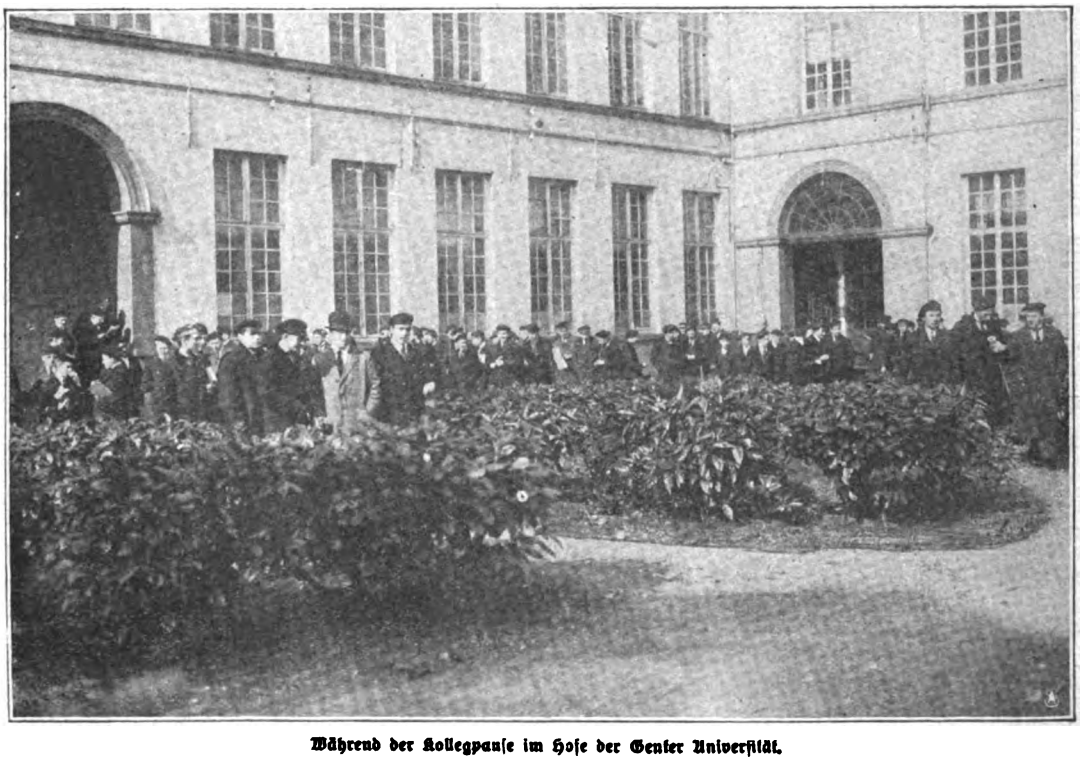
Die flamisch-niederländische Sprache ist eine geschichtliche Abzweigung des niederdeutschen und somit auch des gemeindeutschen Sprachstamms. Darin unterscheidet sie sich z. B. vom Friesischen, das seine besondere Wurzel hat und neben dem Deutschen selbständig emporgewachsen ist, so daß die Germanisten es als eine germanische Sprache nichtdeutscher Herkunft zu behandeln geneigt erscheinen. Anders steht es mit dem Flamischen. Es wuchs uns nicht zu; es ist vormals ein Teil von uns gewesen, der gewaltsam losgelöst wurde.

Die Geschichte der flamischen Sprache ist ebenso wie die des flamischen Volkes eine Leidensgeschichte. Fern dem Herde der ihr verwandten hochdeutschen Sprache war sie der Wahlsprache so vieler Westeuropäer, dem Französischen, räumlich zu nahe gerückt. Die burgundische Herrschaft führte dieses ein als Sprache des Hofs und der höfisch Gebildeten. Unter der österreichischen Regierung (seit 1714) nahm die Gegnerschaft gegen Habsburg einen französischen Charakter an, und jene beging den Fehler, der Sprache Frankreichs Zugeständnisse zu machen, indes es doch gute reichsdeutsche Politik gewesen wäre, die Volkssprache zu fördern. Aber man wollte diese niederdeutschen Erblande vom Reiche getrennt halten und besorgte so nur die Geschäfte des welschen Feindes. Eigentlich verwelscht wurde Flandern erst durch die große Umwälzung in Frankreich. Den Heeren der Republik folgte ein Beamtenheer. Und diese bureaukratische Vorherrschaft des Französischen ging in das neugebildete Belgien über. Ja, das Französische war bis vor kurzem ausschließlich Gerichtssprache, so daß ein Flame, der nur seine Sprache verstand, hilflos den schlimmsten Rechtsverdrehungen ausgeliefert sein und seine gerechte Sache verlorengeben mußte.

Wo ist das reinste Flamisch zu Hause? Es ist hier im kleinen derselbe Streit wie in der Frage, wo das maßgebende Hochdeutsch gesprochen wird. Und wie im weiten Reiche der Sitz der führenden Mundart sich im Laufe der Jahrhunderte verschob, so geschah es auch in den Niederlanden. Er wanderte von Westen nach Osten. Brügge war einst auch in der Umgangssprache tonangebend. Später kam Brabant an die Reihe, dann Gent, Antwerpen, auch das heute verwelschte Brüssel.

Man redet wohl von einer Y-Sprache und einer Ei-Sprache. Die letztere hat gesiegt; Holland hat sie literarisch ausgebildet. Das Niederfränkische verdrängte die Redeweise des „Y-Lands“, das heute noch „y“ und „ij“ wie im Deutschen als „i“ klingen läßt. Aber solche Abstufungen haben heute ihre partikularistische Bedeutung verloren.

Namen wie Willems, Conscience und andere erinnern uns daran, wie sehr das Flamische in so vielen Kriegsjahren seine kulturelle Stellung zu wahren vermocht hat.



Während der Kollegpause im Hofe der Genter Universität.

Digitized by Google

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(17. Fortsetzung.)

Christa fühlte sich ganz ruhig. Ihr Ton Winter gegenüber war sicherer, sie hatte auch mit Pansell die Reiseroute gleich besprochen und legte sie ihm nur kurz dar, ohne nach seiner Meinung zu fragen. Zu den zweihundertsechzig Kilometern von Courmayeur bis Locarno würden sie sieben Stunden gebrauchen. Also konnten sie um sechs Uhr nachmittags dort sein, und Pansell hatte genügend Zeit, um frisches Benzin einzunehmen. In der Nacht ging's über den Sankt Gotthard weiter — am nächsten Abend hoffte man in München zu sein.

„Sehen Sie — hier!" Christas zarter, weißer Zeigefinger — nicht einen einzigen ihrer gepflegten, nicht eben kurzen Nägel brach sie sich bei den gewagtesten Klettertouren ab — zeichnete ihm auf der Karte in rasender Eile den Weg vor: „Über Aosta nach Ivrea — freuen Sie sich auf diese Fahrt! Sie ist herrlich, immer an der Dora Baltea entlang — über Biella und Gattinara zum Orta-See, über Pallanza am Lago Maggiore entlang bis nach Locarno! Haben wir es verdient, daß wir in solcher Zeit noch soviel Schönes sehen?!"

Verdient oder nicht — noch einmal nahm ihre Seele auf, was sich an Glanz und Schönheit vor ihnen hinbreitete. Durch fruchtbare Täler, die von mächtigen Pyramiden wie verriegelt erschienen, glitt der Wagen. Immer neue Bäche und Ströme gesellten sich aus reizvollen Seitentälern dem Lauf der Dora zu. Wasserfälle rauschten mit silbernem Klang und leuchtenden Fluten von den Höhen herab, alte Burgen sonnten ihre efeuumsponnenen Mauern, und oftmals noch wandten sie sich und sandten dem Montblanc einen Gruß zu, der mit hehrer Stirn über das ganze Bild dominierte. War es denkbar, daß vielleicht auf Jahre hinaus dem aufnahmefähigen, sehnsuchtsvollen Herzen der Deutschen all diese Schönheiten verschlossen bleiben sollten, wenn sich der Bundesfreund wirklich als falsch und verräterisch erwiese —?

„Hugo zweifelt nicht daran", sagte Christa mit einem weisen kleinen Ausdruck. Das hieß soviel, daß auch sie von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt sei. „Darum wird es wohl ein Abschied auf lange, lange sein!"

„Auch zwischen uns", er konnte sich nicht enthalten, ihre Hand zu nehmen und zu küssen. „Wollen Sie mir versprechen, Christa, daß Sie diese Wochen als eine der guten Erinnerungen im Herzen behalten, auf die man sich in schweren Zeiten gern besinnt?"

Sie wurde rot und versuchte, die Hand fortzuziehen. Wenn Pansell etwas von diesem sentimentalen, ihr unerklärlichen Geständnis hörte —!

„Fürchten Sie nichts, Christa! Ich muß dem Schicksal dankbar genug sein, das mich einmal solche Zeit mit Ihnen genießen ließ! Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß ich soviel Verständnis, soviel gleicher Empfindung bei einem andern Menschen begegnen könnte! Es ist, als hätte mir der Himmel noch eine letzte Gunst bezeigt, eh' es nun in den Krieg geht."

„Sie werden wiederkommen", sagte sie hastig.

Er lächelte nur. „Soll ich es mir wünschen?" fragte er nach einer Weile. „Wer das gelobte Land gesehen hat und es nicht erreichen kann, für den ist der Tod das beste."

„Nein, nein" — sie legte die Hand auf seinen Arm. „So dürfen Sie nicht denken, nicht in solch pessimistischer Stimmung hinausziehen — wer weiß, was die Zukunft noch für Sie birgt! War nicht schon dieser Sommer an schönen Überraschungen reich?!"

„Durch Sie — nur durch Sie!"

Was sollte sie dagegen sagen? Sie fürchtete sich vor seinen nächsten Worten. Ganz still saß sie da, unwillkürlich auch die körperliche Trennung zwischen sich und ihm vergrößernd. Hatte sie einmal gewünscht, ihn sich zu erobern, mehr als nur höfliche Verehrung von ihm zu empfangen —? Sie konnte sich nicht

Querpfeifer.
Gemälde von Richard Hoelscher.

Digitized by Google

darauf besinnen — alles war so gleichgültig gegen den Entschluß, von Hugo zu lassen, der immer fester in ihr wurde.

„Wenn Sie nun wieder die Uniform anziehen, wird das Leben in neuem Lichte vor Ihnen liegen", sagte sie endlich sanft. „Was Sie heute noch sehnlichst wünschen, muß neben den großen neuen Aufgaben verblassen. Wir können jetzt alle nur den einen Standpunkt einnehmen: unser Ich dem Vaterland unterzuordnen."

Er nickte stumm. Sie sprach nicht von dem eigenen Opfer; nur damit Hugo freier, ungeteilter, von keinen bedrückenden Vorstellungen gehemmt, seiner Pflicht folgen könne, brachte sie es ja. Sie wollte dem Vaterland durch Entsagung dienen.

Durch den warmen Tag, an den höchsten Schönheiten der Erde vorbei, fuhren sie nun doch mit schwerem Herzen. Dem hoffnungsvollen Aufatmen am Morgen folgte die drückende Mittagsstimmung. Die Sonne zog ihre unverrückbare Bahn am Himmel: hatte sie kein Erbarmen für die gefolterte Menschheit? Was sah sie drüben, jenseit der Alpen? — Begeisterung, Jubel, Vertrauen auf Kraft und Ordnung und doch heimlich zuckende Herzen, Tränen, die an den Lidern verbrannten, weil sie nicht fließen durften, zum Abschied ineinandergekrampfte Hände — ein Weh, das um so tiefer schnitt, je mehr es sich vor der Welt verbergen wollte. Immer schweigsamer wurden sie beide. Und der kleine Wagen jagte die Straßen auf- und abwärts, als trieben ihn die unruhvollen Gedanken seiner Insassen zur Eile an.

Abends, in Locarno, auf dessen typisch italienischem Marktplatz es von aufgeregten Menschen wimmelte, hörten sie, daß bereits russische Patrouillen und Truppenteile die deutsche Grenze überschritten hätten. Christa wurde blaß.

„Sie fürchten für Ihre Leute und Grünholz?" fragte Winter teilnehmend.

Sie atmete tief und schloß die Augen. „Was zu retten war, wird Hugo ermöglicht haben."

Hugo — er war der Fels, an den sie sich auch jetzt klammerte.

* * *

Als Terfalt zu Ilse Woltershausen ins Zimmer trat, hatte sie den Abschied von ihrem Mann noch kaum überwunden. Am selben Morgen war er nach Wilhelmshaven gefahren, wohin seine Mobilmachungsorder ihn berief. Ilse sah Hugo mit verweinten Augen entgegen. Die Kinder spielten neben ihr.

Das Bild rührte ihn. Es sah ihr so wenig ähnlich, Halt bei andern Menschen zu suchen. Nun nahm sie ihre Zuflucht zu den Kleinen.

Er küßte ihr die Hand. Wieder stürzten ihr die Tränen über die Wangen.

„Mein guter Willem", sagte sie bange. „Ich kann es noch gar nicht fassen, daß er fort ist! Wir lebten so still und glücklich für uns und hatten so gar keinen Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen oder in der Welt zu glänzen — da muß nun dieser entsetzliche Krieg uns trennen! Wer weiß auf wie lange — und wer weiß, ob nicht für immer!"

Tröstend streichelte er ihre Hand. Die Kinder hörten mit ihrem Spiel auf. Der Ältere, Pauli, lief zur Mutter und schmiegte sich an sie. Vorwurfsvoll sah er zu Hugo hinüber:

„Hat er heute Holade mitbedingt, Onkel Hugo, Mammi?"

Hugo schlug sich an die Stirn und tat verzweifelt.

„Kinder vergessen nie", sagte Ilse unter Tränen lachend. Dann tröstete sie beide: „Das nächste Mal bestimmt, Pauli! Nicht wahr, dann denken Sie dran —?" Sie nickte ihm verständnisvoll zu.

„Das nächste Mal —!"

Er wiederholte es mit schwerer Stimme. Ein Schauer durchflog sie. Ihre durch den Kriegsausbruch und den Abschied von Willem überspannten Nerven gaben fast nach. Sie schloß die Augen: sah noch einmal die Menschenwoge die Linden entlangziehen, sich und Willem im Auto dazwischen — erlebte noch einmal, wie der Wagen gestürmt wurde, sich Leute auf die Trittbretter und das zurückgeschlagene Verdeck, sogar zu ihnen hineinschwangen und sie Schritt vor Schritt, wie getragen vom Strom, langsam vors Schloß rollten. Da war der Kaiser auf den Balkon getreten und hatte zu seinem Volk gesprochen, das in dieser Stunde zu ihm drängte — und Jubel, Begeisterung — Jammer, alles so eng ineinandergemischt, daß man die Gefühle nicht unterscheiden konnte, brandeten an den alten Mauern hoch, bis zu den Füßen und dem Herzen des Mannes, der die ungeheure Verantwortung des Krieges auf sich laden mußte. Was für Eindrücke — welch unvergeßliche Augenblicke! Sie löschten mit ihrer Stärke fast alles aus, was ihr bis dahin im Leben als Höchstes gegolten hatte: die Stunde, da Willem ihr seine Liebe gestand, die ihrer Trauung und die dritte, da man ihr Pauli in den Arm legte — — Sie drückte das Kind an sich, das noch neben ihr stand. Nun waren sie allein — die Unendlichkeit des Schicksals lagerte sich um ihr ferneres Dasein. Sie sprach zu Hugo leise von dem großen Erlebnis. Und er berichtete von dem ersten feindlichen Überfall auf Grünholz. Wie mochte es jetzt dort schon aussehen —? Unruhig sprang er auf.

„Und Christa?"

„Ich habe ihr Pansell mit dem Auto nachgeschickt — mehr konnte ich für sie nicht tun. Winter muß ja blind gewesen sein, daß er die deutlichen Kriegszeichen der letzten Zeit nicht verstanden hat!"

„In der Nähe einer Frau, die man liebt, vergißt man vieles."

Er starrte sie an und lachte auf. „Wollen Sie mich eifersüchtig machen?"

„Das wäre schön, wenn ich es könnte."

„Christa — Christa denkt an keinen andern!"

„Bisher wohl nicht. Aber ein unbeschäftigtes Herz ist leicht empfänglich."

„Um Winter zu lieben, dazu hat sie zuviel gesunden Menschenverstand."

„Glauben Sie, daß Sie jeden Vergleich aushalten?"

„Nein, ich weiß, daß ich Willem gegenüber unterliege", sagte er kühn.

„Immer und in jedem Fall", gab sie zur Antwort. „Ich würde es meinem Mann nie verzeihen, wenn er mich so abschöbe, wie es Ihnen mit Christa in München beliebt hat. Nein, noch mehr: einen Mann, der solcher Rücksichtslosigkeit fähig wäre, hätte ich nie lieben, geschweige denn heiraten können."

„Sie sind hart, Ilse. Christa kannte mich gut, als wir unsre Ehe schlossen. Sie hat es dennoch gewagt."

„Sie konnte es auch, denn sie ist Ihnen in allem überlegen. Ich wäre an Ihrer Seite zugrunde gegangen."

„Christa — mir überlegen?" Ganz fassungslos wiederholte er das.

„Ja, glauben Sie denn, in der Ehe gäben Verstand oder Bildung den Ausschlag —?! Da sind es einzig und allein die Herzenseigenschaften, die den Sieger bestimmen." Und als schlösse sie die Kette ihrer Vorstellungen, fügte sie hinzu: „Darum allein ist auch Willem in unsrer Ehe der Überlegenere."

Er betrachtete sie nachdenklich. Ob sie ehrlich sprach —? Immer wieder war es ihm ja ein Wunder, daß diese schöne, geistig hochstehende Frau sich Willem Woltershausen hingegeben hatte, dessen Charakter- und Geisteseigenschaften sich mit dem einfachen Prädikat „gutmütig" erschöpfen ließen. Nun wollte sie ihm weismachen, daß gerade diese Gutmütigkeit ihm die Oberhand gäbe!

„Ich habe noch nie die Empfindung gehabt, daß Willem in diesem Hause die erste Rolle spielt", spottete er.

Digitized by Google

Sie sah voll zu ihm auf. „Pfui, Hugo! Vor Willem müssen Sie die Waffen strecken, es gibt keinen treueren Freund als ihn. Sein erstes Wort war, als die Mobilisationsorder herauskam: ‚Gottlob, nun hat Hugo Chancen!'"

„Ich taste doch sein gutes Herz nicht an, Ilse! Nur seine Mannhaftigkeit."

„Wir brauchen nicht alle Tyrannen."

„Nein! Aber im ganzen befinden Frauen sich wohler unter ihrer Hand."

„Christa —?" fragte sie mit einem spitzbübischen Ausdruck.

„Daß Sie Christa durchaus in eine unglückliche Ehe hineinreden wollen! Bitte, unterstützen Sie sie nicht darin. Unsre Ehe hat sich genau so entwickelt wie alle normalen Ehen — d. h., ich finde an und für sich ja überhaupt die Einrichtung anormal —"

„Das sollte ein Mensch von Kultur nicht sagen —"

Er seufzte. „Das schlimmste ist, daß diese sogenannte Kultur all unsre Begriffe verwirrt hat. Einziger Schutz der Familie, der Frau und der Kinder sei die Ehe, hieß es früher. Wenn jetzt die Frauen es durchsetzen, daß die illegalen Kinder den rechtmäßigen gleichgestellt werden, hört die Ehe immer mehr auf, den ebengenannten Zweck zu erfüllen! Und nur das eine kann ich nicht begreifen: daß die Frauen selbst durch eine Unterstützung dieser Forderung ihre eigenen Interessen schädigen!"

Hamsterfang. W. Ruge phot.

„Wir sind gerecht", sagte sie mit Nachdruck. „Wir denken nicht an die eigene Stellung — die der Kinder und ihre Rettung geht uns über alles. Sie haben den meisten Anspruch auf die Zukunft. Und ich hoffe, daß der Krieg, der die Dinge einmal wieder auf ihren richtigen Wert bringen muß, noch mit vielen andern Vorurteilen, als dem gegen die unehelichen Kinder, aufräumen wird." Sie sah ihn bei den letzten Worten wieder an, so daß er ihre Beziehung wohl verstand.

„Wenn Sie wüßten, Ilse, wie gleichgültig es mir im Grunde genommen ist, wie der und jener über mich denkt! Nur weil eben die Mehrheit die Macht hat und ich auf ihre Anerkennung angewiesen bin, beuge ich mich dem Urteil!"

„Was haben Sie also getan?"

„Mich sofort zur Verfügung gestellt. Ich weiß, daß ich nur als Matrose genommen werden kann, aber ich hoffe, daß wenigstens das geschieht."

Sie blickte besorgt vor sich hin. „Welch Konflikt für Sie, Hugo! Denken Sie doch, wenn Sie unter das Kommando irgendeines Kameraden von früher kämen!"

Er zuckte die Achseln. „Das wäre mir nicht im geringsten peinlich, ich werde bei keinem Befehl mit der Wimper zucken. Disziplin duldet keine Empfindelei."

„Willem mußte sich am zweiten Mobilmachungstag melden — weiß Gott, was über ihn beschlossen ist!" Sie drückte sich das Tuch an die Augen.

„Ich will heute mittag nach Kiel fahren", sagte er. „Ich bleibe einfach da, bis sie mich verwenden."

„Und Christa?" fragte sie plötzlich. „Was haben Sie für Nachrichten von ihr?"

„Gar keine", er ging im Zimmer auf und ab. „Aber ich denke, Winter wird sich mit ihr schon irgendwohin auf neutrales oder freundschaftliches Gebiet gerettet haben."

Die Aufregungen der letzten Tage hatten seiner Sorge um Christa den Boden entzogen.

„Man könnte Sie um Ihren Optimismus beneiden", sagte sie spöttisch. „Und wo soll Christa sich während des Krieges aufhalten?"

Er stand still: ja, daran hatte er wirklich noch nicht gedacht! „Das mag sie selbst entscheiden. In München oder in Berlin, das wird ihr das liebste sein —"

„Sie kann bei mir bleiben", schlug sie vor.

Er konnte nicht ja und nicht nein sagen: Die Vorstellung, die Frauen beieinander zu wissen, machte ihn verwirrt. Wie sollte er einer gedenken, ohne der andern, wie ihnen schreiben, ohne eine in der andern zu verletzen —?

„Christa mag das entscheiden", wiederholte er. Sie lächelte leise: er war gefangen. — — —

Ein Auto flog in den Garten hinein. Sie schraken beide empor: alle Kraftfahrzeuge waren vorläufig mit Beschlag belegt, wer durfte jetzt noch eins benutzen? Eine einzelne Dame saß im Wagen: Christa — —

Hugo stürzte zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, Ilse hinter ihm her. Die Kinder blieben über den gewalttätigen Aufbruch entsetzt und heulend auf dem Teppich sitzen.

„Christa —!"

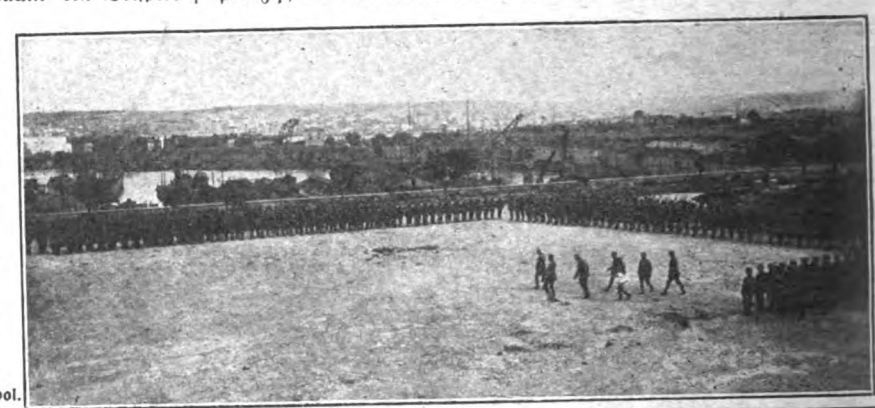
Sie stieg aus, hielt ihm die Wange zum Kuß hin und umarmte Ilse. Dann wandte sie sich dem wartenden Chauffeur zu.

„Pansell hat sich telegraphisch aus München angeboten," erklärte sie ihrem Mann, „er fand heute auch in Berlin schon seine Order vor. Und das Auto muß auch sofort abgeliefert werden, wir sind schon aus München nur auf unsre Papiere hin freigegeben. Also leben Sie wohl, Pansell, noch einmal vielen, vielen Dank — er hat uns nämlich aus Italien abgeholt, Hugo, aus eigener Überlegung — und auf glückliches Wiedersehen!" Sie schüttelte ihm die Hand und schritt mit Ilse dem Hause zu. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Von den Kriegsschauplätzen.

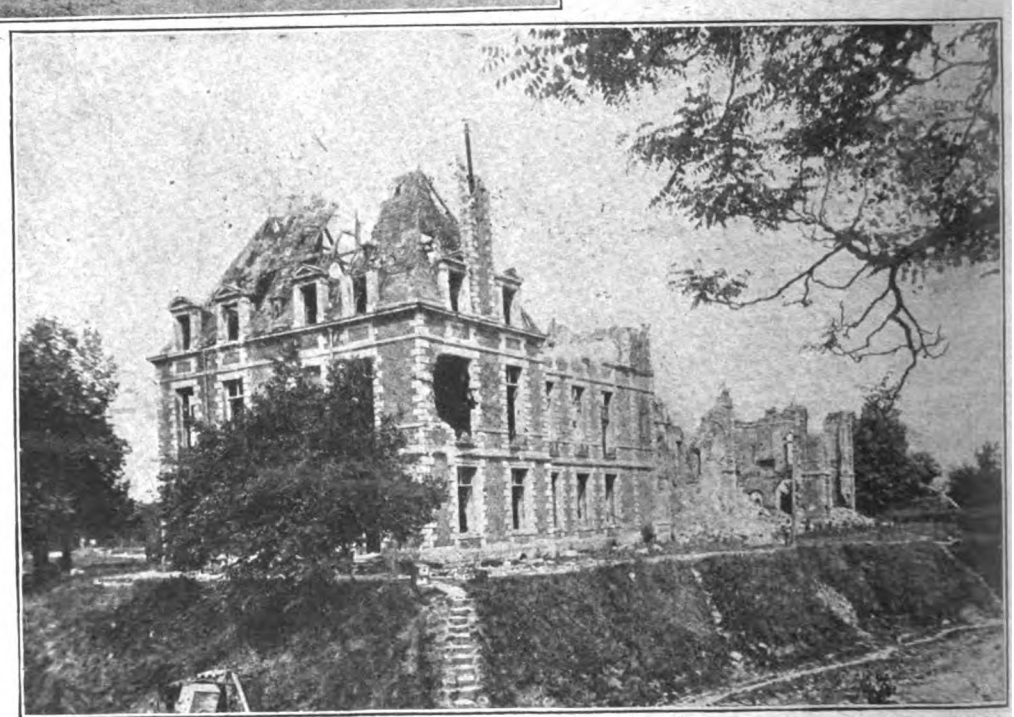
Während auf dem westlichen Kriegsschauplatz der Kampf heftiger als je tobt, haben sich im Osten Zustände entwickelt, für die man in der Geschichte der Vergangenheit kaum ein Beispiel finden wird. Unsere Feldgrauen sind weit bis in das ehemalige große Rußland hinein aus Feinden die Hüter der Ordnung geworden, die große Schichten der Bevölkerung dort, wo sie noch nicht stehen, herbeisehnen, um zu endlicher Ruhe zu gelangen. In Sebastopol halten unsere Heerführer eine Parade über die deutschen Truppen ab, die sich von einer Parade zu Friedenszeiten kaum unterscheidet, und aus den ehemaligen Bundesgenossen der Russen, aus Engländern, Franzosen und Japanern, sind Feinde geworden, die an der Murmanküste und in Ostsibirien in das Land eindringen und die Beamten der gegenwärtigen russischen Regierung kurzerhand niederschießen. Diesem Prinzip des Zerstörens bleibt die Entente auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz treu. Französische und englische Geschütze richten auf französischem Boden größeres Unheil an als die deutschen, und wenn sich allmählich ein breiter Gürtel von Ödland, in dem nicht einmal mehr Ruinen an ehemalige Ortschaften erinnern, zwischen Deutschland und Frankreich legt, so ist das der Entente eigene Schuld Auch das Schloß Tilloloy, Clemenceaus Privatbesitz, ist auf diese Weise zu einer traurigen Ruine geworden, aus dunklen Gewinnen erbaut, denen der in alle Börsenskandale Frankreichs verwickelte dunkle Ehrenmann sein Vermögen verdankt, ist das Schloß jetzt ein Opfer des Krieges geworden, den sein Besitzer mit allen Mitteln schürt und zu verlängern bemüht ist — Der erste Ritter des Ordens Pour le Mérite, der nicht Offiziersrang hat, ist der Vizefeldwebel Paul Höhne. Nicht nur den Marschallstab, sondern auch den höchsten preußischen Kriegsorden **trägt also fortan jeder deutsche Soldat in seinem Tornister, und wessen Verdienst groß genug ist, dem ist keine Auszeichnung mehr unerreichbar. Ein demokratisches Prinzip, das man nur loben kann.**



Deutsche Parade in Sebastopol.

Bild- und Film-Amt phot.
Deutscher Soldatenfriedhof in Mazedonien.

Vizefeldwebel Paul Höhne. C. Böhlert phot.



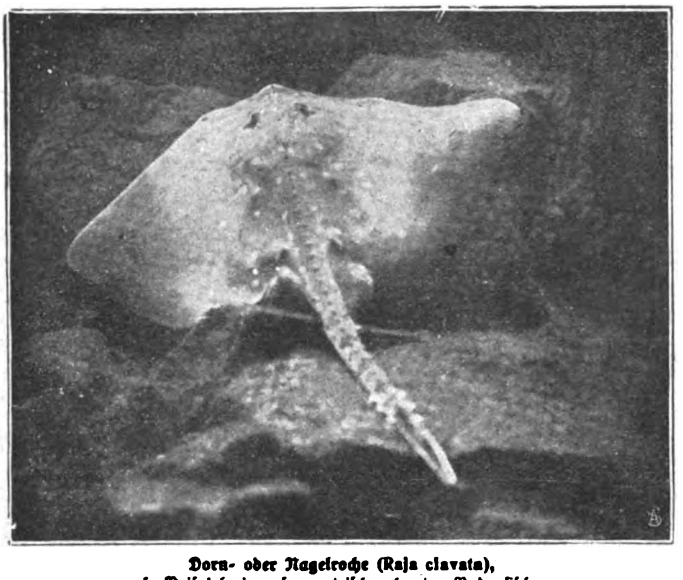
Clemenceaus Privatbesitz, Schloß Tilloloy.

Digitized by Google

Charakterbilder aus der deutschen Tierwelt: Der Flunder.

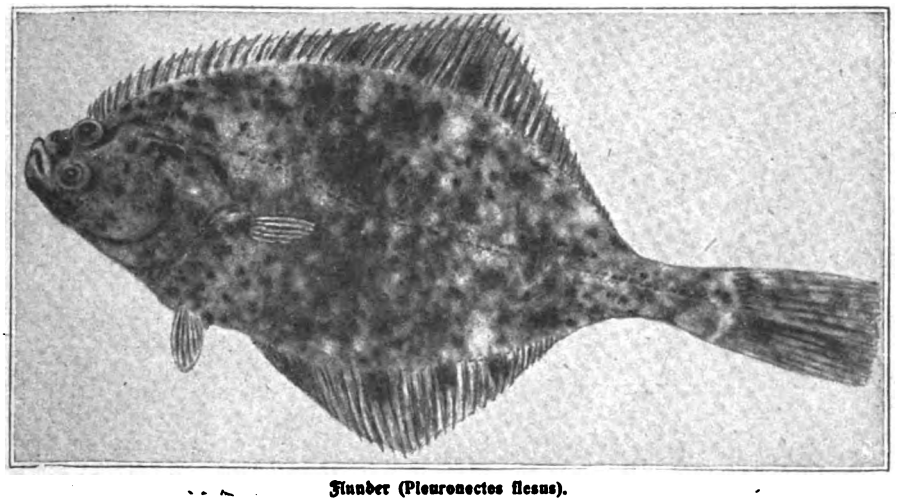
Von Julius R. Haarhaus. — Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dr. G. Grimpe und Wolfgang Haarhaus.

Wenn irgendwo, so wird in der Werkstatt der Schöpfung nicht nach Schema F gearbeitet; es scheint vielmehr, als liege für die Natur ein besonderer Reiz darin, gelegentlich von einem bewährten Wege abzugehen und die Lösung einer Aufgabe, die ihr längst auf die zweckmäßigste Weise gelungen ist, nun einmal mit völlig neuen Mitteln zu versuchen. Ein klassisches Beispiel hierfür sind die Plattfische, als deren bekanntesten Vertreter ich heute den Lesern der „Gartenlaube" den Flunder vorführen möchte. — Jeder, der Fische nicht bloß vom kulinarischen Standpunkt aus zu betrachten pflegt — ein Standpunkt übrigens, der auch seine Berechtigung hat, da uns gerade das Reich der stummen Wasserbewohner neben gewaltigen Mengen volkswirtschaftlich bedeutsamer Nahrungsmittel die köstlichsten Delikatessen beschert! — wird sich bei der Betrachtung eines Steinbutts, einer Seezunge oder eines Flunders schon darüber gewundert haben, daß diese Fische, was bei Wirbeltieren sonst unerhört ist, durchaus unsymmetrisch gebaut sind und mit ihrer Querköpfigkeit und Schiefmäuligkeit wie Karikaturen, wie Zerrbilder eines Lachkabinetts wirken. Es liegt auf der Hand, daß es sich hier um eine etwas gewaltsame Anpassung an besondere Lebensbedingungen handelt, an den Aufenthalt in seichtem Wasser und die Anschmiegung an den Nahrung wie Schutz gegen Feinde bietenden Untergrund, — eine Anpassung, die den genannten Geschöpfen so viele Vorteile bot, daß sie um dieser willen leichten Herzens auf die ästhetischen Vorzüge einer normalen Gestalt verzichten konnten.



Dorn- oder Nagelroche (Raja clavata), als Beispiel eines symmetrisch gebauten Bodenfisches.

Die Familie der Plattfische oder Schollen ist, im erdgeschichtlichen Sinne gesprochen, noch sehr jung, was sich schon darin verrät, daß alle dazu gehörigen Arten im Jugendzustande vollkommen regelmäßig gebaut sind und sich von anderen Jungfischen durch nichts unterscheiden. Die Querköpfigkeit muß also von jedem Individuum erst erworben werden — ein glänzender Beweis für die Richtigkeit des biogenetischen Grundgesetzes, demzufolge jede Tierart im Einzelwesen den Entwicklungsgang der ganzen Art durchzumachen hat oder doch in seinen Hauptzügen andeutet. Nun steht jedoch den Plattfischen eine andere, und zwar uralte, Gruppe von Bodenfischen, die Ordnung der Rochen, gegenüber, und es sieht beinahe so aus, als hätte die Natur vergessen, wie sie bei der Erschaffung dieser ebenfalls höchst seltsam gestalteten Fische einst vorgegangen war.



Flunder (Pleuronectes flesus).

Wollen wir den Bau der Plattfische recht verstehen, so müssen wir zunächst einen Blick auf die Rochen werfen. Auch sie leisten in der Abflachung des Körpers alles mögliche, aber sie sind bei der Umwandlung aus Fischen, die „auf der hohen Kante" schwimmen, zu flachen Scheiben mit wellenförmiger Fortbewegung ganz und gar symmetrisch geblieben, d. h. bei ihnen entspricht die rechte Körperhälfte genau der linken, und sie halten an dem alten Wirbeltiergrundsatz, auf dem Bauche zu liegen und den Rücken nach oben zu wenden, strikt fest. Sie sind nur „in die Breite gelaufen" und haben sich zu mehr oder minder rhombischen Flächen umgestaltet; ihre stark vergrößerten Brustflossen umsäumen den ganzen Vorderkörper bis zum Kopf und sogar diesen mit, während die Rückenflossen nach dem Ende des pfriemenförmigen Schwanzes zu verschoben sind und die in Lappen geteilten Bauchflossen den mantelartigen Saum des flachen Leibes nach hinten zu vervollständigen. Dabei sind die Augen ganz folgerichtig auf den First des Kopfes, das Maul und die Kiemenspalten auf die Unterseite gerückt.

Die Plattfische dagegen, die neuerdings den bezeichnenderen Namen „Seitenschwimmer" führen, schwimmen und ruhen einfach auf der Seite, und zwar von dem Augenblick an, wo sie sich diese Lebensweise anzugewöhnen beginnen, immer auf derselben. Ein solches, sagen wir einmal: widernatürliches Benehmen kann nicht ohne schwerwiegende Folgen auf die Weiterentwicklung des Körpers bleiben, und in der Tat machen die Fische eine Metamorphose durch, die von weitgehendem Einfluß auf alle wesentlichen Organe ist. Infolge mangelnder Belichtung wird die dem Boden zugewandte Seite, die „Blindseite", farblos, während die andere, die „Augenseite", nicht nur eine lebhafte, mehr oder minder dunkle Fleckenzeichnung erhält, sondern sich auch durch Beschuppung, stärkere Entwicklung der Flossen und bessere Ausbildung der Knochen vor jener auszeichnet. Das Auge der Blindseite, das, wenn es auf den Boden gedrückt würde, ja als Sehorgan wertlos wäre, begibt sich mit seiner Umgebung, wozu auch das Nasenloch gehört, auf die Wanderschaft und rückt, den Kopf des Fisches gründlich verzerrend, auf die Augenseite, und die entsprechende, allerdings schon etwas verkümmerte Brustflosse marschiert in umgekehrter Richtung bis zum Körperrande, wo sie dann freiliegt und an den Schwimmbewegungen teilnehmen kann.

Dieser anatomischen Umgestaltung des Fisches entspricht der Wandel in seinen Lebensäußerungen: er, der in seiner Jugend ein planktonisches Leben führte, hat sich jetzt mit einer neuen Technik der Fortbewegung vertraut machen müssen und schwimmt nun als horizontal liegende Scheibe, bei der die ehemaligen Vertikalflossen (Rücken- und Afterflosse) und in gewissem Sinne auch die Schwanzflosse in der Hauptsache zur Vergrößerung der Körperfläche und ihrer motorischen Kraft dienen. Schwimmt der Fisch schnell, so beschränkt sich die Bewegung auf ein wellenförmiges Spiel der Rücken- und Afterflosse oder gar auf kräftige Schläge der Schwanzflosse.

Digitized by Google

Auffallenderweise ist bei jeder Plattfischart eine bestimmte Seite zur Augenseite geworden, und individuelle Abweichungen von dieser Regel gehören zu den größten Seltenheiten. Nur der Flunder macht eine Ausnahme: bei ihm kommen nahezu ebenso viele links- wie rechtsäugige Exemplare vor. Unser Bild zeigt ein Stück, bei dem die linke Seite zur Augenseite geworden ist.

Zur Beobachtung in der Gefangenschaft eignet sich der Flunder wie kaum ein anderer seiner Verwandten, da er in bezug auf Nahrung wenig wählerisch und überdies von einer erstaunlichen Zählebigkeit ist. Ein Exemplar, das ich lange Zeit in einem Seewasseraquarium gehalten hatte und dann ganz unvermittelt in ein Süßwasserbecken setzte, vertrug diesen plötzlichen Übergang nicht nur ohne alle Beschwerden, sondern nahm in dem neuen Lebenselement auch an Umfang und Gewicht bedeutend zu.

Das erste, was wir an einem gefangenen Flunder bemerken, ist seine Fähigkeit, die Farbe seiner Augenseite der des Bodens anzupassen. Dieser Farbwechsel kommt dadurch zustande, daß sich die Farbzellen in der Haut des Fisches unter Einwirkung bestimmter Nervenreize ausdehnen oder zusammenziehen, wobei man natürlich nicht an einen vom Tiere beabsichtigten Vorgang denken darf. Grundbedingung ist nur, daß die Augen des Fisches in normaler Weise funktionieren: ist der Fisch blind, so behält er auf dem hellsten Sande wie auf dem dunkelsten Schlamm- oder Steingrunde seine Neutralfarbe. Daß sich die Farbzellen unter dem Einfluß des Lichtes entwickeln, kann man experimentell leicht nachweisen, wenn man junge Flunder in einem Glasgefäß ohne Bodenbedeckung hält und dieses so aufhängt, daß das Licht auch von unten Zutritt hat. In diesem Falle färbt sich die Blindseite genau so wie die Augenseite.

Aber der Fisch begnügt sich keineswegs damit, die Farbe seiner Umgebung so täuschend „nachzuahmen", daß man schon genau zusehen muß, um ihn in seiner Ruhelage zu entdecken: er braucht auch noch die Vorsicht, sich in den Untergrund einzubetten und durch einige Bewegungen seines Flossenrandes die Oberseite mit Sand, Schlamm und kleinen Steinchen zu bedecken, so daß nur noch die lebhaften, metallisch glänzenden Äuglein, die teleskopartig emporgeschoben werden können und sich wie die des Chamäleons unabhängig voneinander im Kopfe drehen, wahrzunehmen sind. Während Fischaugen sonst im allgemeinen den Ausdruck des Stumpfsinns oder, wie die mancher Raubfische, den der Bosheit zeigen, scheinen die des Flunders eine gewisse Pfiffigkeit zu verraten, ein Eindruck, der durch das schiefgezogene Maul noch verstärkt wird. In den alten Volkssagen der Küstenbewohner spielt der Flunder denn auch die Rolle des leichtfertigen Spötters, dem zur Strafe für seine gegen heilige Personen ausgestoßenen Lästerungen oder für respektloses Gesichterschneiden das Maul schief stehengeblieben ist.

Sicherlich aber zeichnet sich unser Fisch kaum durch besondere geistige Fähigkeiten aus. Wozu sollte er ihrer auch bedürfen? Der Kampf ums Dasein wird ihm ja durch die ihm von der Natur bescherten Schutzvorrichtungen recht leicht gemacht, und bei dem Reichtum des seichten Wassers an Krebstierchen, Schlangensternen, Würmern und kleinen Muscheln ist sein Tisch immer aufs beste gedeckt. Er darf sich deshalb auch häufiger als andere Fische ein Ruhestündchen gönnen, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Nahrungsaufnahme bei ihm hauptsächlich in der Zeit der Dämmerung erfolgt. Flunder, die ich in der Gefangenschaft zu beobachten Gelegenheit hatte, wurden gewöhnlich bei Sonnenuntergang lebhaft, suchten eifrig den Grund ihres Behälters ab und erhoben sich, wenn sie merkten, daß ich Regenwürmer ins Wasser warf, bis zu beträchtlicher Höhe über den Boden, um die Leckerbissen im Falle zu erhaschen.

Wie die meisten Seitenschwimmer, unternimmt auch der Flunder periodische Wanderungen, die ihn jedoch nie in so bedeutende Meerestiefen führen wie beispielsweise die Scholle. Zur Verrichtung des Laichgeschäftes sucht er vor allem salzreicheres und wärmeres Wasser auf, hält sich dabei jedoch nach Möglichkeit in der Nähe der Küste und wandert, wenn die Zeit der Fortpflanzung, die in die Monate Januar bis Mai, hauptsächlich aber in den Februar fällt, vorüber ist, in salzärmeres oder gar süßes Wasser zurück. Seine Jugend verbringt der Fisch nämlich in den Flüssen, in denen er bis zu ihrem Mittellauf emporsteigt und die er erst mit Eintritt der Geschlechtsreife wieder verläßt, um seinen Aufenthalt in der See oder im Brackwasser der Hasse zu nehmen. Nach dem Laichen erfolgt dann auch bei vielen alten Stücken die Rückwanderung in die Ströme, und sie sind dann wenigstens in deren Unterlauf so häufig, daß die Fischer sie für Standfische des Süßwassers halten und als „Elbbutt", „Weserbutt" usw. in den Handel bringen. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich der Flunder in bezug auf das Wandern wie der Aal verhält, der ja auch im Salzwasser zur Welt kommt, dann aber die Flüsse hinaufsteigt und den größten Teil seines Lebens im Süßwasser verbringt, während umgekehrt andere Fische, wie z. B. der Lachs, die Flüsse nur aufsuchen, um dort zu laichen.

Von dem Süßwasserleben der Flunder ist in Laienkreisen im allgemeinen wenig bekannt, und ich selbst hatte mich vor Jahr und Tag an der pommerschen Küste schon eingehend mit Flunderbeobachtungen beschäftigt, bevor ich den Fisch, und zwar in der nächsten Umgebung der Stadt Dessau, auch als Bewohner des Binnenlandes kennenlernte. Ich stieß dort bei einer an einem trüben Maitage unternommenen Studienwanderung durch das berühmte Biberrevier am Ufer der Mulde auf einen Angler, der mir seine im Verlauf weniger Stunden gemachte Beute zeigte und, als ich mein Erstaunen über die vielen darunter befindlichen Flunder äußerte, versicherte, daß er alljährlich um die Pfingstzeit keinen anderen Fisch so häufig zu fangen pflege wie gerade diesen.

In früheren Zeiten, wo allerdings das Wasser der Flüsse noch nicht so stark verunreinigt war wie heute, scheinen die Flunder, oder „Platteisen", wie man sie damals nannte, ihre Wanderungen landeinwärts noch weiter ausgedehnt zu haben. Nach alten Mitteilungen waren im 16. Jahrhundert die Fischer des mainzischen Gerichts Ostheim verpflichtet, alljährlich eine bestimmte Anzahl dieser Fische an die Kellerei Aschaffenburg abzuliefern, und noch im Jahre 1566 wurden „sechs Zahlen" Platteisen (eine „Zahl" = 220 Stück) von Worms aus an die Hofküche in Darmstadt geschickt, jedenfalls ein Beweis dafür, daß damals der Flunderfang am Oberrhein noch ergiebig war.

Solange man noch nicht wußte, daß alle Plattfische zu ihrer Fortpflanzung des Salzwassers bedürfen — und diese Kenntnis verdanken wir erst der Forscherarbeit der Königlich Preußischen Biologischen Anstalt auf Helgoland und ihres verdienstvollen Leiters Friedrich Heincke —, war man davon überzeugt, den Flunder in Teichen züchten zu können. Daß er in Teichen, die reich an kleinen Lebewesen sind, prächtig gedeiht, steht außer Zweifel; die Behauptung aber, daß er sich darin auch fortpflanzte, kann nur auf Selbsttäuschung beruhen, und wenn in solchen Teichen wirklich einmal junge Flunder gefunden worden sein sollten, so sind sie ohne Frage durch Wasservögel, die ja in der Verbreitung der Fischfauna Erstaunliches leisten, dorthin verschleppt worden.

Für die Küstenbewohner und seit etwa zwei Jahrzehnten auch für die binnenländische Bevölkerung ist der Flunder von nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Bedeutung. Der feinste unter den Plattfischen ist er freilich nicht, und wenn man ihn, wie es mir vor annähernd dreißig Jahren in einem inzwischen zu einem Modebade herangewachsenen rügenschen Fischerdorfe erging, in gekochtem, gebackenem, geräuchertem oder mariniertem Zustande wochenlang bei jeder Mahlzeit vorgesetzt bekommt, so legt sich die Sympathie, die man dem auch auf der Schüssel so drollig aussehenden Querkopf anfangs entgegenbringt. Als wohlfeiler Fisch ist er nicht zu verachten, und ich habe in den bösen Zeitläuften der letzten Jahre oft genug eine Mahlzeit fetten Räucherflunder zum Abendbrot gewünscht.

Kurz vor Kriegsausbruch soll sich der Ertrag des Flunderfanges in der Ostsee jährlich auf 9 Millionen Kilogramm im Werte von 1½ Millionen Mark belaufen haben. Man darf gespannt darauf sein, zu erfahren, welchen Einfluß die Kriegsereignisse auf den Flunderbestand unserer Küstengewässer gehabt haben. Dem Fisch wird nämlich nachgesagt, daß er nicht nur gegen ungewöhnliche meteorologische Erscheinungen, wie z. B. anhaltende Stürme, sondern auch gegen starke Geräusche wie Geschützdonner ungemein empfindlich sei. So berichtet Bock, infolge der Beschießung Memels durch die Russen im Jahre 1757 seien die Flunder aus den dortigen Gewässern größtenteils verschwunden, und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, nach der Seeschlacht zwischen Dänen und Engländern auf der Reede von Kopenhagen (1801) und nach dem Bombardement dieser Stadt (1807), waren sie bei Eckernförde selten und deshalb sehr teuer geworden. Flunderfreunde werden sich vielleicht mit dem Gedanken trösten dürfen, daß es in diesem Kriege in allen Meeresteilen unserer Halbkugel gehörig gekracht hat, und daß es den nützlichen Fischen, wenn sie sich wirklich mit der Absicht, auszuwandern, getragen haben sollten, schwerlich geglückt sein würde, einen ungestörteren Aufenthalt zu finden als die Gewässer unserer deutschen Waterkant.

Digitized by Google

Nr. 38 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt — Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(1. Fortsetzung.)

Der Taubstumme ging auch zum Kegelschieben und spielte seine Kartenpartie. Seine Augen waren klug und gut. Etwa im gleichen Alter wie Kämpf, war er mit diesem befreundet. Die Familien seines Vaters und seiner Mutter hatten seit Generationen ineinander geheiratet. Der Preis hierfür waren seine verkürzten Sinne.

Er stand vor seinem Gehöft, als die Frauen daherkamen, und neckte die Laura, ob sie ihren Handel gut abgemacht habe.

Sie verstand ihn. Ja — ja — das habe sie wohl.

Es war merkwürdig, wie sie den Stummen einwertete. Sie nahm ihm von seinem Bauerngewicht und gab ihm Schätze des Mitleidens dafür. Ja, sie gab ihm von aller Wärme ein wenig mehr als anderen Leuten — darunter eine kleine drollige Mütterlichkeit, die ihn betreute.

Der Februar schritt weiter vor, und die Sonne blieb weiter beim heißen Scheinen. Dadurch sank die Schneepolsterung mehr und mehr zusammen und braune Erdstellen traten zutage. Regen kam dazu. Nun reckten sich die Bäume und warfen ihre Zweige weit aus. Ihre Haut dehnte sich und nahm bräunlichen Schimmer an. Knospen drängten heraus.

Auf den Feldern ging der Pflug, in großer Wolke kamen die Stare dahergezogen. —

Am Waldbach. — H. Donalies phot.

Die Bäuerin hatte mit der Laura gesprochen, ob sie als Magd bleiben wolle. Die Arbeit der Ef fiel aus, man konnte eine Kraft noch gebrauchen. Die Bäuerin selbst merkte, daß sie mehr, als ihrem Körper lieb war, gearbeitet hatte. Hier und da zupfte und riß es, und mitunter stellte sich eine Schwäche ein, der sie nachgeben mußte.

Es wurde noch immer gesponnen. Die Räder standen bereit, dasjenige der Laura trug Flachs, das der Bäuerin Werg.

Wenn es die Zeit hergab, saßen sie auch am Tage nieder und spannen. Dann erzählte die Hausfrau wohl von allerlei Erlebnissen, eigenen und fremden. Sie erzählte vom Nachbar Franke, er habe nicht geheiratet, weil er keine Stummen in die Welt habe

Digitized by Google

setzen wollen. Er habe einer Frau die Angst ersparen wollen, daß sie ihre Augen auf ihr Kind hefte, ob es ihre Stimme höre, die Angst, daß sie auf das Lallen des Kindes warte, auf die Bildung der Sprache, auf sein Krähen und Jauchzen!

„Der ist hart," sagte sie, „bei dem gibt's keine Ausrede: man kenn net. Der verlangt, daß jedes soll sich bezwingen. Der hat ene Gerechtigkeit, daß man sich fürchten kann. Es büßt eins ein Glied ein, itze ist das Glied wag. Er will die Freude nicht abgestellt ho; aber das Klagen mag er net leiden. Manchmal kuckt er den Kindern zu, wenn sie spielen. Dabei lacht er. ‚Das kann doch aber nicht echt sein. Ach, der hat Verstand, das glaube ich."

Am andern Tage traf Laura den Nachbar. Sie drehte ihm das Gesicht zu und lachte ihn an wie ein Kind, bot die Tageszeit und errötete.

Franke war groß, ohne Bart, mit dunklem Haupthaar. Er sprach mit ihr.

Sie hielt ihm das Gesicht hin, daß er von ihren Lippen ablesen solle. Sie bemutterte ihn auch wieder, der mehr denn zwanzig Jahre älter war als sie.

Er lachte dazu. Denn er sah, daß alles ohne Aufdringlichkeit war. Ohne seiner Bauernwürde oder ihrem Mädchenanstand zu nahezutreten. Eine so Unkecke, natürlich Zutrauliche hatte er noch nicht gesehen. Sein Kinn war vorgebogen, sein Gesicht schmal und gebräunt.

„Ach, der is heiß," sagte die Bäuerin von ihm und lachte schelmisch, „wenn den die Wut amal packt, alsfort geht er auf seinen Hof und spält (spaltet) Holz. Da fliegen aber die Splitter. Der muß seine Armkraft reg, daß er wieder ins Gleichgewicht kommt. Ich denke drum, der muß sehr drunter leiden, daß er nicht aufpoche kann mit Worten. Es erleichtert doch, wenn ma sich hört."

Im Verlauf der täglichen Arbeit gibt es immer einmal eine Pause zum Schwätzen, sei es beim Frühstücken, sei es beim Kartoffel- oder Futterschneiden.

Und die Bäuerin redete gelegentlich gern.

Sie gab ihre Urteile ab und streute ihren verschiedenen Samen aus — zur Tüchtigkeit in der Arbeit, zum sittsamen Verhalten, zu Bescheidenheit und Sparsamkeit.

Auch die Ef erzog. „Du mußt Paulinen alles vom Maule ablesen", sagte sie. „Aber die Hauptperson, das ist Karl. Den mußt du schone, daß er sich nix braucht ranschaff. An seinen Rock hängt e Knupf, den fädel mal a bißle an. Mach, mach! Ach, der war gaut (gut) auf seine Frau. Der ist immer einsichtig gewast. Da is nie e bieses Wort gefallen. Der war wie e Bursch, so lief der hinter ihr drein." Ihr wachsfarbenes Gesicht belebte sich im verschmitzten weiblichen Eifer.

Sie redete ihrem Enkelkind den Karl Kämpf sozusagen in die täglichen Gedanken hinein. Dasselbe tat aber die Hausfrau, ohne es zu wollen, mit dem Stummen.

Nun hatte die Laura an diesen beiden bäuerlichen Männern zwei ihr Zugehörige, für die sie mütterlich und kindlich zugleich empfand — für den Stummen jedoch um einen Herzschlag wärmer als für den, dem keiner seiner Sinne verkürzt worden war.

Natürlich wollte sie beiden Freude bereiten, stellte sich vor den handgroßen verstockten Spiegel in ihrer Kammer und schnitt vorn ein wenig von ihren Haaren ab, so daß ihr kurze, lockere, blondgelbe Fähnchen zu beiden Seiten gegen die Schläfen tanzten.

Die Hausfrau schalt: „Das will ich net hab. Das schickt sich net for a Mädle, wie du bist. Das wird wieder wachsen geloßt."

Als nun die Laura ob der Schelte weinte, und gerade als sie mit dicker, bekümmerter Stimme ihr „Wie ich soll . . ." demütig mühsam herausbrachte, kam der Stumme in die Stube.

Er hörte von dem Verbrechen, nahm das Mädle in Augenschein und sagte mit seiner armen verkümmerten Stimme: „Aber warum denn nicht?" Das gefalle ihm gerade wohl, ja, vielleicht müsse sie sogar noch ein paar Härchen mehr dazu abschneiden.

Und kaum daß er diesen Weisheitsspruch mit Zeichen und halben Worten von sich gegeben hatte, trat auch Kämpf durch die Tür.

Er sah den Aufruhr, wurde unterrichtet und beaugenscheinigte seinerseits. „Warum soll sie das net tragen?" lautete seine Entscheidung. „Das sieht doch feiner aus als zuvor." Und die heiter-starke Frau ließ vom Zürnen ab, deckte die Hand über den Mund und lachte über die beiden Mannsbilder, die sich vor das Mädle aufgepflanzt hatten und es zu beruhigen trachteten.

Lauras Gesicht war errötet. Die Flamme lief bis hinauf in das helle Gelbhaar und hinab in den Jackenausschnitt. Sie schlang ihre Hände ineinander, als ob sie eine mit der anderen festhalten müsse. Dabei wagte sie ihre Augen nicht aufzuschlagen. Die Lippen zitterten, die Mundwinkel hingen, vereinzelte Tränen krochen hervor und wurden von den brandrotheißen Wangen weggetrocknet.

Der Stumme berührte das Mädchen, es solle aufmerken. „Net weinen."

Nun drehte Kämpf sich ab.

Die Stube hatte vier Fenster, zwei nach dem Hof und zwei nach der Straße zu gelegen. An diesen beiden Seiten liefen auch die Bänke hin. Der lange Tisch stand davor.

Jetzt war er mit Eßwaren besetzt. Butter, Brot, ein Teller mit Wurstenden, fingerlang, wie die Bauern sie zurechtzuschneiden pflegen, und ein Napf mit Schmierkäse luden zum Zulangen ein.

An den beiden Freiseiten des Tisches waren etliche Holzstühle untergeschoben. Außerdem gab es als feststehende Sitzgelegenheit noch die Ofenbank. Abgesehen von drei Spinnrädern, die in der Ecke standen, bildeten der Tisch, die Stühle, die Bänke die gesamte Einrichtung der Stube. Vor den Fenstern waren Rouleaus. Über dem Tisch hing eine Lampe von der Decke herab.

Kämpf und Franke waren die vermögendsten Bauern von Eppendorf. Sie bedurften jeder dreier Hilfskräfte, um den Forderungen ihres Anwesens gerecht zu werden. Auch Louis — sie sprachen das S am Ende mit — arbeitete gelegentlich bei ihnen, ein kurzer, weißhaariger und wüstbärtiger Mensch, seines Zeichens Stromer, der zu den Erntezeiten auftauchte, Kost und reichliche Schnapsgabe begehrte und den Lohn anstehen ließ, um ihn bei knappen Zeiten abzuheben.

Der Knecht und die Magd waren auch in die Stube gekommen. Sie setzten sich an den Tisch und aßen.

„Setz' dich auch", lud die Hausfrau den Stummen ein.

Er schüttelte den Kopf. Nachdem er seine Angelegenheit, die ihn hergeführt, mit dem Bauern abgeredet hatte, ging er heim.

Kämpf hatte auf dem Hofe gearbeitet, er trug an den Füßen holzharte Lederschuhe und auf dem Oberkörper eine braunwollene Jacke, unter der man vorn am Halse das hellgemusterte Barchenthemd sah. Dazu die blaue Arbeitsschürze.

Laura wartete auf einen Blick, da sie noch immer des Trostes bedürftig war; aber er saß mit am Tisch und sah sie nicht an.

Nachher scharwerkte er draußen weiter, zimmerte ein Zäunchen über den einen Schweinestand, darin er drei lustige, quiekende Schlingle hatte, die aufstiegen.

Der Bauer in Eppendorf ist immer mit Arbeit belastet. Nach der wüsten Hatz des Sommers und Herbstes kommt der geruhsamere Winter, der aber auch seine Plage hat. Da ruft die Arbeit in der Forst, das Aussägen und Fällen. Dann die Vorarbeiten zu Frühjahr und das Scharwerken an den Gebäuden.

Der Mann geht wenig ins Wirtshaus. Das Vieh verlangt seine Pflege. Die Ofenbank ladet zum Niedersitzen

Digitized by Google

Dämmerung. Gemälde von Carl Rappstein

Digitized by Google

ein. Die Zeitung will gelesen werden. Und die Frau mag das Wirtshausgehen nicht leiden. Religiös und abergläubisch, sind die Eppendorfer überzeugt von den Möglichkeiten der Beherzung, und ein Teil ihrer sucht Erbauung und Sensation bei einer Spiritistin, die jährlich mehrmals nach Eppendorf kommt, wie eine Freundin daselbst aufgenommen wird und ihre Anhänger über Fragen der Ewigkeit im Sinne eines anständigen Charakters unterrichtet. Die religiöse Unruhe der Thüringer ist groß. Unter den mancherlei Sekten, die Fuß im Thüringischen zu fassen gewußt haben, sind es die Methodisten, deren Lehre in den Ortschaften des Eppendorfer Umkreises, ohne Eppendorf selbst zu berühren, Boden gewonnen hat.

Wie der Bauer immer im Dienste der Arbeit steht, so ist auch die Bäuerin Knechtin ihres Anwesens. Aber ihr Geist hat auch seine Nahrungszufuhr zur Heiterkeit. Da sind in erster Reihe als kleine Aufrüttler die Leutenberger Markttage, die auf den Donnerstag fallen und ihr die Abwechslung eines Stadtbesuches bringen, sodann die Spinnstubenabende im Winter.

Die verheirateten Frauen besuchen einander „zur Nacht", nach Verabredung oder Einladung, mit ihren Spinnrädern, und im Hause der Mädles, gleichviel ob sie Mägde oder Töchter sind, tritt die Licht- oder Dorfstube zusammen. Die Eppendorfer sind nicht für raschen Wechsel: so viele erwachsene Mädles im Hause sind, so viele Wochen hintereinander hat die Hausfrau der Lichtstube Quartier zu geben. Zweimal im Winter hat sie auch für Atzung zu sorgen.

Als nun an diesem Tage die Mädles ihre Spinnräder nahmen und zur Lichtstube gingen, wobei die junge Magd, ein lebenshungriges Ding von neunzehn Jahren, gierig vorauflief, traf es sich, daß Laura im Küchenflur am Bauern vorüberkam. Dabei sagte er sachten Tones: „Komm net so spät — —" und es lag kein Befehl in seinen Worten.

Sie ging freudevoll dahin, ganz mit Brauheit angefüllt.

Dicht vor dem Wirtshaus, wo die Dorfstube zusammenkam, wartete der junge Knecht.

„Willst du net erscht a bißle mit mich laufen?" fragte er sie.

„Ich hab's eilig", gab sie zurück.

„Wegen dem bißle Spinnen?"

„Ich spinn net bloß a bißle, ich schick mich."

„Ja, du bist ene Brave", sagte er böse. „Mach! Komm!"

Er vertrat ihr den Weg.

„Laß mich vorbei", sagte sie. „Ich därf das nicht." Er packte und küßte sie. Sie jedoch stieß ihn zurück und entschlüpfte in die Lichtstube.

Die Spinnerinnen plaudern und erzählen. Nachher singen sie. Es ist kein kreischender Dorfmädelgesang, der aufsteigt. Der Lehrer pflegt die Stimmen der jungen Mädle und übt ihre Lieder mit ihnen ein. So schwebt der Gesang wie etwas Buntes über dem geheimnisvoll eintönigen Schnurrton der Räder.

Am Donnerstag und Dienstag gesellen sich die Burschen dazu.

Jetzt schlagen ihre jungen Grunzstimmen im Hausgang auf. Sie puffen sich, lachen, poltern gegen die Stubentür und treten ein. Ei, was verstehen sie sich auf die Unterhaltung und das Necken! Der junge Knecht vom Bauern Kämpf hat eine Flasche Selterwasser in der Tasche. Die öffnet er bis zum Zischton und schließt sie wieder. Und den Zischton verstärkt er mit seiner Stimme. Darauf lachen sie und freuen sich ihrer Jugend und ihres Witzes.

Und dann geht er darauf aus, einen Wocken zu rauben, auf daß der Faden abreiße. Denn das betroffene Mädle muß mit einem Kuß die Einlösung bewerkstelligen.

Aber sie sind alle auf ihrer Hut. —

Er sah trotzköpfig zur Laura hinüber, die einen wunderbaren Faden spann. Sie griff ihn fein zusammen, strich ihn und geleitete ihn. Vor der üblichen Zeit stand sie auf, nahm ihr Rad und sagte, daß sie heim müsse.

„Warum?"

Sie hätten es so bestimmt.

„Wer denn?"

Sie antwortete: „Die Ef ist doch auf mich angewiesen."

Sie ging. Hinterher polterte es, und der junge Knecht sagte zu ihr: „Ich geh mit."

Schnell sprang sie aus dem engen Hausgang hinaus ins Freie. Aber er war gleich wieder neben ihr und suchte sie in eine Ecke zu treiben.

Daß er dreist war, wußte sie. Darum sprang sie hurtig weiter.

Und dann wurde ihr Hilfe durch ein paar Männer, die auf der Dorfstraße daherkamen und der verliebten Verfolgung ein Ende bereiteten.

Einer von ihnen war der Stumme. Er hatte im mondlichen Licht so Flucht wie Verfolgung mitangesehen, packte jetzt den Burschen bei der Schulter und warf ihn weg — wie man einen alten abgenutzten Topf oder einen Kadaver wegwirft oder etwas sonst Unbrauchbares.

Der Bursch heulte auf. Er fühlte noch lange den Handgriff, sah auch seine Spuren in der Gestalt von blauen Flecken am Schultergelenk und spürte die Folgeerscheinungen des Falles als Quetschungen an der Körperseite, die den Anprall auf Erdboden und Steine hatte aushalten müssen. Aber sich deswegen mit Wort oder Tat an den Stummen heranzumachen, wagte er nicht.

Einer der Bauern hatte einen sich kugelnden Gegenstand von der Erde aufgenommen. Es war Lauras Netzbecher zum Anfeuchten der Finger beim Spinnen. Er war zerdrückt, und der Stumme, der geschickt in allerhand Basteleien war, nahm ihn an sich, er wolle ihn zurechtbiegen.

Er saß damit bei der Lampe, als die Mutter aus der Spinnstube im Schultheißenhause heimkam.

„Was hast du denn do-e?" fragte sie.

„Lauras Netzbecher." Er erzählte.

„Das is e billiges Dingelchen bloß."

Der Sohn nickte. „Du hast doch den noch von der Großmutter."

„Ja."

„Gib ihr den."

Die Frau stutzte. Der Netzbecher der Großmutter war ein fein gebogenes Kupferkesselchen, ein Erbstück! Sie sah, wie der Sohn bei ihrem Stutzen errötete.

Sie gingen am Abend immer gemeinschaftlich in die Ställe. Der Sohn sah nach dem Pferd und dem Rindvieh, die Mutter brachte den Mastschweinen und den Ferkeln eine letzte Futtergabe. Heut zitterten der Frau die Hände, während sie das Futter mischte. Ein Leid kam dahergezogen.

* * *

Mußte es denn ein Leid sein? Konnte nicht im Gegenteil etwas Gutes daraus hervorgehen? Das Herz der Frau hatte in dem, was ihrem Sohne zur Lebensfreude mangelte, so viel gelitten, daß ihre Anschauungen einen Wandel erfahren hatten. Geld und Besitz machten in ihren Augen nicht mehr allein den Menschen aus, sie rechnete nicht mehr nur nach der Kopfzahl des Viehs, das jemand besaß, wenn sie seinen Wert bestimmen wollte. Und doch stand der eigene Besitz ihr da wie eine Person mit Rechten.

Sie dachte an Laura — die nur das Enkelkind der Ef war — leer, wie man so spricht, wenn eins keine Mitgift im Beutel hat — und jung —

Wenn ihr Sohn das Mädle heiraten würde — und die junge Frau würde ihm Kinder gebären — wohlgebildete, gesunde, nicht mit dem Gebrechen der Taubheit behaftete —. Er würde Freuden genießen. — Und warum sollte der junge, gesunde Körper der Mutter das Gebrechen nicht aus der Welt schaffen können? Die alte Frau Christine Franke lag in ihrem Bett, seufzte, weinte, hoffte, betete.

Am andern Morgen putzte sie das Kupferkesselchen, ging damit auf das Kämpfsche Gehöft und sagte zur Laura:

Digitized by Google

„Hier, das schickt dir Huldreich, den Netzbecher. Deiner wird wohl a bißle schief bleiben." Sie überreichte ihn. „Er stammt von seiner Großmutter her. Einer anderen hätte er den net verehrt. So, du besuchst mich einmal! Du kommst ‚zur Nacht' und bringst dein Spinnrad mit. Da weise ich dir meinen Flachs oben in der Kammer. Huldreich ist doch noch in den Jahren, daß er heiratet — da wird die junge Frau mal ihre Freude dran haben. Ich wollt mich ja auch freue — ich krieg's ein bißchen leichter, und man hat seine Unterhaltung."

Sie beobachtete das Mädle, während sie sprach. Laura sah die Mutter des Stummen mit gehorsamen, heiligen Augen an.

Als die alte Frau geendigt hatte, hob ein schweres Atemzüglein des Mägdleins Brust, und es sagte mit folgsamer Artigkeit sein kleines gedämpftes „Ja".

Es war aber merkwürdig, dies Ja hörte sich niemals dumm oder einfältig an, auch nicht nach einem Kriecher und Nackenducker. Es hatte vielmehr in seiner Bravheit etwas durchaus Erheiterndes, verbürgt Verträgliches: man hörte den Hausfrieden heraus.

Am Abend desselben Tages schrieb sie insgeheim einen Brief an ihre Mutter. Trug ihn in den Briefkasten und wartete mit unruhigem Herzen, was erfolgen werde.

Ein Paket kam für sie an. Sie packte ein grobes Laken aus, das unebenes Gespinst zeigte. Aber sie tat es heimlich.

Kam sich plötzlich selbst hinter die Ungerechtigkeit und erzählte der Hausfrau von ihrem Vorhaben.

Das Siebelaken (Sälaken), das die Mutter ihr auf ihr Bitten geschickt hatte, war von ihrem ersten Gespinst gewebt worden. Sie, die Laura, war damals ein Kind von sieben Jahren gewesen. Frankes drüben hatten von ihrem Acker seitlich vom Schloßteich in den letzten zwei Jahren schlechte Ernte gehabt. Darum wollte sie, auf Grund des geschenkten Netzbechers — —

Die Hausfrau verstand: sie wollte Frankes ihr Siebelaken schenken. Das war viel. Denn das erste Gespinst von Kinderhand bringt Segen. Und der Bauer läßt es allemal zum Siebelaken weben, weil die Körner, die daraus gesät werden, eine gute Ernte bescheren sollen.

Darum verschenkt man ein solches Laken auch nicht. Das Mädle nimmt es mit in die Ehe.

Sie schwieg. Man bindet mit der Nachbarschaft nicht an. Aber sie schalt zu ihrem Sohn wegen der Undankbarkeit.

Der sagte: „So etwas spricht ma net. Das macht jeder nach seinem Dafürhalten. Da gibt's keine Vorschrift."

Und in dem ungemütlichen Haus ging das Mädle bedrückt einher, bereitwillig, ohne Schmollgesicht.

Als sie am Abend bei den Nachbarn eintrat, saß der Bauer auf der Ofenbank. Flugs stellte sie ihr Spinnrad nieder, setzte das Netzbecherlein auf ihre Hand und zeigte es ihm so. Das Netzbecherlein sei jetzt ihr Eigentum, er solle es einmal betrachten. Keine Befangenheit war in ihr.

Er sah sie an, wie sie vor ihm stand im Lampenlicht. Sein Auge maß sie ab, das Straffe und das Hübsche.

Sie drehte sich, trug das kleine Gerät auf seinen Platz, kehrte zu ihm zurück und reichte ihm das Siebelaken. Es sei von ihrem ersten Gespinst gewebt worden, sie schenke es ihm. Ihre gedämpfte Stimme verwickelte sich ein wenig. Es sei wegen seines Ackers am Schloßteich, der schlecht zugetragen habe.

Der Stumme stand auf. Ernst schaute er in das Dirnlein hinein.

Er straffte seinen Körper, denn er fühlte, wie es durch seine Adern raste.

Hierüber wurden seine Augen wärmer, als sie im gewöhnlichen Verlauf der Tage zu schauen pflegten.

Das Mädle aber strebte zu ihm hin.

Er nahm das Sälaken entgegen. Reichte ihr die Hand. Und behielt ihre Hand.

Während er noch so stand und sie ansah, trat die Mutter in die Stube.

Es war ihm recht, das eins da war, dessen Anwesenheit ihn zügelte.

Er blieb aber daheim, setzte sich an den Tisch und sah zu, wie die Frauen spannen.

Laura war würdig wie eine reife Bäuerin. Das brachte ihn zum Lächeln. Sie sah drollig aus, als müsse eins sie auf das Knie nehmen, und als müsse sie geküßt werden. Und gedrückt. Ganz in die Arme eingesponnen.

Er hielt eine Zeitung in der Hand, legte das Blatt nieder, stand auf und ging aus der Stube.

Spät kam er heim.

Kein Spinnrad schnurrte mehr. Die Bäuerin saß auf der Ofenbank, ihr Kopf war nach vorn genickt, ihre Augen geschlossen.

Sie erwachte. Ohne Frage, wo er so lange gewesen sei, ohne Vorwurf, warum er sie so lange habe warten lassen, stand sie auf und ging mit ihm in die Ställe.

Da sie ein wenig Schlaf vorweggenommen hatte, hielt sie sich nachher in der Kammer wach. Hörte aus der Nachbarkammer, wo ihr Sohn schlief, wie die Bettstelle knarrte. Unruhig warf er sich umher.

Der Kummer klopfte bei ihr an. Sie war die Mutter.

Was das heißt, eine Mutter sein, als solche zu leiden und fürzusorgen — das wußte Christiane Franke. Der Himmel hatte ihr die Tugenden dazu mitgegeben, ein festes gehorsames Herz und eine gute Trostsprache, die meist nur im Stillesein bestand. Eine stetige Kraft ging von ihr aus und tat das Ihrige an Aufrichtung.

Am nächsten Morgen sah die Mutter ihren Sohn verstohlen an. Sein bartloses Gesicht hatte fahle Hautfarbe, sein Mund war eingezogen.

Als sie allein in der Stube waren, sagte sie zu ihm: „Man freut sich allemal, wenn man die Laura sieht. Aber sie tut einem doch leid, sie könnte sich was einbild. Die hält sehr über dich. Die möchte dir wohl nähertrete. No ja — sie ist a bißle jung; aber das macht doch nix aus. Da würde man vielmehr seinen Spaß dran haben. Und sie ist frisch. Da gibt's amal gesunde Kinder. Du kannst dir's leisten — da sollteſt am Ende zulangen. Wenn sie auch nix zubringt an Geld."

Der Sohn antwortete nichts. Er stand vor der Mutter und sah auf ihre Lippen.

Sie hielt ihn fest, er solle weiter hören; aber er schüttelte den Kopf, machte sich frei und ging aus der Stube. Sein Gesicht war beherrscht, sogar ein Lächeln zeigte sich auf seinen Zügen; aber sein Schritt klang schwer, als ob seine Sohlen von Eisen wären.

Der Tag war warm wie ein Maientag. Die Sonne stach. Nach Osten zu zeigten sich Gewitterköpfe, die höher rückten.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnbildliche Besitzübertragung und Besitzergreifung.

Von Reinhold Grasgreiner.

Wenn heuzutage ein Rathaus oder eine Kirche oder eine Schule fertiggebaut ist, dann überreicht wohl der Baumeister dem Bürgermeister oder dem Pfarrer oder dem Lehrer in feierlicher Form den Schlüssel zu dem vollendeten Gebäude. Beim Kauf einer Ware übergibt manchmal der Käufer dem Verkäufer eine kleinere Summe Geldes oder eine bestimmte Münze als sogenanntes Angeld. Nach langem Handeln und Feilschen beim Viehkauf legen nicht selten, wenn Käufer und Verkäufer handelseinig geworden, beide gegenseitig die rechte Hand ineinander, und der Mittelsmann „schlägt durch". Überreichung des Schlüssels,

Digitized by Google

Erlegung des Angeldes und gegenseitiges Handreichen mit „Durchschlag" sind sinnbildliche Formen, um Besitzübertragung und Besitzergreifung als endgültig vollzogen, als nicht mehr rückgängig zu machen darzustellen.

Wie derartige Bräuche nach verschiedenen Gegenden wechseln, so hatten sie auch zu verschiedenen Zeiten nicht die gleiche Form. Erfolgte ehemals durch „Neubehandigung" die Aufnahme eines jungen Gelsenkirchener Bauers in die Zahl der vollgültigen Bauern der Gemeinde, so wurde gelegentlich seines ersten Dienstes bei einer besonderen Zusammenkunft über dem Neuling feierlich die Dorffahne geschwungen, worauf er dann, umgeben von seinen Hörigen, bei einem sich anschließenden Biergelage einen kräftigen Trunk nahm mit den Worten:

Op Huafes (Hofes) Gerechtigkeit!
Op Herren und Frauen Gesundheit!
Un op de mine!

Dieser Brauch des Fahnenschwenkens erinnert an den uralten altsächsischen Vorgang bei der Belehnung eines Vasallen durch den Herzog mittels der roten Herzogsfahne.

Zur feierlichen Einführung eines Geistlichen in sein Pfarramt im Dorf Eickel (bei Bochum) im Jahre 1564 verfaßte der erzbischöfliche Kölnische öffentliche Notar folgenden amtlichen Bericht: „. . . . daher habe ich endesunterschriebener Notar, indem ich den Bitten, der Ermahnung und der Wiedervermahnung, wie es sich geziemet, folgen und den vorhinerwähnten Briefen gehorchen wollte, ihn durch die Berührung der Hörner des Altars, durch die Übergabe des Meßbuches und der Meßbekleidung sowie des übrigen Schmuckes eben jenes Altars zum Real- und Aktualbesitz der erwähnten Vikarie eingeführt und ihm dieselbe übergeben und assigniert (schriftlich angewiesen) und zu diesem Ende die gewöhnlichen Feierlichkeiten angewendet".

Gleichzeitig erhielt dieser Eickeler Vikar außer dem Amt auch seine Wohnung unter besonderer feierlicher Zeremonie zugewiesen. Der öffentliche Notar, „Geistlicher in der Diözese Köln", berichtet darüber weiter: „Darauf ging ich sogleich mit jenem nach dem zur Wohnung erhaltenen Hause der erwähnten Vikarie, im Dorf Eickel gelegen, der endesunterschriebenen (mitgehenden) Zeugen und führte ihn auf gleiche Weise durch die Berührung des Hausschlosses, indem niemand mit ins Haus ging, und durch Übergabe des auf dem Herde über dem Feuer hängenden Pendels in den Real- und Aktualbesitz dieses Hauses, indem ich wie vorhin in allem und dem einzelnen die gewohnten Feierlichkeiten anwendete."

Während Übertragungen in der Regel unter Zeugen vorgenommen wurden, haben wir hier ein Beispiel dafür, daß die beiden Zeugen, darunter „der Wächter und Küster in der Kirche zu Eickel", gerade bei dem wichtigen Vorgang im Hause nicht zugegen sein durften.

Diese Art der Besitzübertragung und Besitzergreifung hat sich Jahrhunderte hindurch erhalten. So berichtet noch 1723 ein Notar über einen Vorgang in Dortmund: „Habe requiriertermaßen (auf Ansuchen), in Gegenwart berufener Zeugen, in die Behausung mich verfügt und unter dem üblichen Zeichen der Besitzergreifung und -übertragung das Feuer in der Küche ausgegossen, das Haal (die Haile, den Kesselhaken) über dem Feuer auf- und niedergeschürzet und ein Stück von dem Türpfosten geschnitten."

Im Amt Bochum in der alten Grafschaft Mark wurden Verkäufe und Verpachtungen bei „brennender Kerze" oder „fallender Kerze" vorgenommen. Die Bauern versammelten sich um einen Tisch, auf dem eine brennende Kerze stand. Nun folgten Kauf- oder Pachtgebote. Bot niemand mehr, so löschte zum Zeichen des Zuschlages der Dorfbürgermeister oder dessen Stellvertreter die Kerze aus und schrieb das Letzt- und Höchstgebot mit Kreide auf den Tisch oder mit Tinte in ein Gemeindebuch. Die anwesenden Bauern setzten wie zur zeugeneidlichen Erhärtung die Mütze auf den Kopf. Die Bedeckung des Hauptes deutete die Würde des freien Mannes an und war ein uralter, mit dem Femgericht in Beziehung stehender geheiligter Brauch.

In einer Verkaufsurkunde aus dem Jahre 1486 werden aus den Bauernschaften des alten Kirchspiels Eickel beim Verkauf einer Kornernte „Weinkaufsleute" genannt. Diese Bauern waren beim Verkauf Zeugen und erhielten als Entgelt für ihre Zeitversäumnis infolge ihrer Anwesenheit einen freien Trunk Weins. Ohne Anwesenheit der Weinkaufsleute wäre der Verkauf nicht rechtsgültig gewesen. So war hier der Weintrunk das Sinnbild der rechtskräftigen Besitzübertragung und Besitzergreifung.

Ein anderes sinnbildliches Zeichen war ein Kirchenglockenzeichen oder ein „Kirchengeschall" mit nachfolgender öffentlicher Ausrufung. Im Jahre 1577 wurde an einem Sonntag auf Befehl der Fürstäbtissin von Essen durch Kirchengeschall mit öffentlicher Ausrufung der Verkauf der Eichelmast in der essendischen „Gewalt" (Herrschaft) Carnap an der Emscher bekanntgegeben; jeder, der gesonnen sei, die erschienenen „Eckern" oder Eicheln im Carnaper Holz zu kaufen, habe am nächsten Mittwoch am Hof zu Carnap zu erscheinen und „der Gebühr darum zu handeln". Wenn auch dieser Kirchengeschall für die Pächter oder Käufer noch nicht die Besitzübertragung oder Besitzergreifung selbst besiegelte, so bereitete er diese doch vor. Die Äbtissin aber, indem sie Kirchengeschall mit öffentlicher Ausrufung in der Kirche zu Essen vornehmen ließ, bekundete damit dem Herzog von Cleve gegenüber, daß sie von den Eicheln Besitz ergriffen habe, wie ein sich anschließender Streit zwischen den beiden Staatshäuptern zeigt.

Ähnlich dem Kirchengeschall war die (wohl mit einem Kirchengeschall verbundene) „Ansagung und Ausrufung nach verkündigtem Gottesdienst" durch den geschworenen Fron eines Oberhofes. 1542 wurde in den Kirchen des Amtes Bochum an drei Sonntagen, je zwei Wochen auseinanderliegend, durch den Hofesfron bekanntgemacht, daß jeder, der Anspruch auf ein näher bezeichnetes Gut zu haben vermeine, sich melden solle; geschehe das nicht, so seien später alle „Forderungen, Rechte oder Beerbungen an dem Gut" ungültig. Als sich nach drei Jahren noch niemand gemeldet hatte, erklärte der Mann, der das Ausrufen veranlaßt hatte, das Gut als sein rechtliches, unanfechtbares Besitztum, indem er sich ausdrücklich auf jenes dreimalige Ausrufen stützte.

Bei Besitzübertragungen und Besitzergreifungen von Feldstücken spielten früher „Halm, Hand und Mund" eine bedeutsame Rolle. In einem Schiedsvertrag von 1568 heißt es: „verglichen und inmaßen Hand, Halm, Mund unwiderruflich übergeben". In einer anderen Urkunde steht: „Wir verzichten mit Hand haltend (den Halm), mit Munde sprechend" Beim Verkauf von Grundstücken begaben sich nämlich Käufer und Verkäufer auf das Feld, wo der Verkäufer einen Halm aufhob, den er mit der Hand hielt, indem er mit dem Munde die Verkaufsübertragung dazu sprach, um ihn dann dem Käufer zu übergeben.

Auch zogen mancherorts beide Männer einander beim Bart, und damit war die Besitzübergabe durch den Verkäufer und die Besitzergreifung durch den Käufer in aller Form fest und unverbrüchlich ausgedrückt. Die Verprügelung eines oder mehrerer Jungen beim alljährlichen Grenz- oder „Schnat"-Gang mag mit dem Ziehen des Bartes eine innere Beziehung haben.

Sogar Städte und Dörfer gingen unter ähnlichen Förmlichkeiten von der Hand des einen Landesherrn in die des andern über. Noch 1806, als Volkmarsen und Koglenberg vom Großherzog von Hessen an den Prinzen von Oranien übergeben wurden, heißt es in dem amtlichen Übergabebericht: „Nachmittags gegen 2 Uhr begaben wir uns sodann auf den Koglenberg, und wurde davon der Besitz mittelst Übergebung eines Stückes Mauer, Rasen und Zweiges vom Großherzoglichen Herrn Bevollmächtigten übertragen und von der andern Seite durch Ansichnehmung dieser Zeichen ergriffen."

Sowohl die weltliche wie die kirchliche Dichtkunst mittelalterlicher Jahrhunderte verschmähte es nicht, Anleihen bei den Formen der Besitzergreifung zu machen. Ein Minnesänger des 13. Jahrhunderts singt beseligt:

Meine Hände falt' ich ihr;
Geruhet sie's, so soll ich gahn
Und soll es mit Kuß empfahn;
Mit ihren Gehren (Zwickel, hier: Falten des Kleides)
Soll's sie selber lehen mir.

Es war nämlich nicht ungewöhnlich, daß der Lehnherr bei Übertragung des Lehnsitzes dem Vasallen die Hand gab und dann des Vasallen Hand in einen Teil seines eigenen Kleides einwickelte, worauf beide, Lehnherr und Vasall, einander küßten.

Dem Dichter des aus Anlaß der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges entstandenen Liedes

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen . . .

schwebte offenbar, wenn auch die Hände sich falten sollen bei dem mit dem Munde gesprochenen und aus dem Herzen kommenden Dankgebet, der damalige Brauch der Besitzergreifung „mit Handen und Munden in der besten Forme und Wyse, als wontlick und recht is" vor. Und in der Tat handelte es sich ja auch um eine Besitzergreifung: um die des lang- und heißersehnten Friedens.

Digitized by Google

Allerlei Volksmusik.

Von Fritz Miesert. — Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen (zumeist vom Verfasser).

Welches Menschenvolk die erhebenden Wirkungen der Musik zuerst an sich verspürt hat, wird heut wohl niemand mehr ergründen können. Daß aber die Musik zu den allerältesten Kulturbetätigungen der Menschheit gehört, ist ganz gewiß. Es gibt kein auf noch so tiefer Kulturstufe stehendes Volk, das nicht seine Lieder und Musikinstrumente hätte.

Eine eigentliche liedhafte Melodie hat sich bei den einzelnen Völkern je nach der musikalischen Veranlagung erst mehr oder weniger spät entwickelt. Das allerälteste uns bekannte Volk, das einen wirklichen Kunstgesang und entsprechend. Musikschöpfungen hervorbrachte waren die Griechen. Alle anderen Völker des Altertums, sogar die kulturell so hochstehenden Babylonier und Ägypter hatten vermutlich nur Rezitativgesänge, wie sie noch heute bei den slawischen Völkern des Balkans und im türkisch-arabischen Orient allgemein verbreitet sind. Und doch liegt auch in diesem rezitativen Gesange, der einen Stimmumfang von höchstens 4 bis 5 Tönen umfaßt, eine Art gebundener musikalischer Kraft, die sehr wohl begeisternd und packend auf die den Sängern seelenverwandten Zuhörer wirken kann. Für viele der in den Ländern hochentwickelter musikalischer Empfindung aufgewachsenen Menschen wird natürlich solch völkischer Urgesang etwas Seelenloses, Eintöniges besitzen. Aber trotzdem vermögen auch die zur einsaitigen Gusla gesungenen südslawischen, vornehmlich montenegrinischen Heldengesänge, zumal wenn man ihre Sprache versteht, bei aller Eintönigkeit der Melodien eine starke suggestive Gewalt auszuüben, und das gleiche ist bei den verwandten melancholischen Gesängen der Beduinen der Fall. Auch hier gewinnen Gesang und Musik, so ureinfach sie sind, durch die Umgebung und ihren Inhalt Farbe und Charakter. Wie mit der beduinischen, so ist es mit jeder anderen völkischen Naturmusik, mit jener der innerafrikanischen Neger, der Polynesier, der Asiaten, wie der Indianer und Eskimos. Bei jedem Volke malt sich im Gesang und der begleitenden Instrumentalmusik wie im Tanz, die ja alle drei zusammengehören und auch bei den Naturvölkern oft vereint werden, der Grundzug der Landschaft und des aus ihr geborenen Volkes wider. Wie selbst die chinesische Melodik, wenn auch uns durchaus wesensfremd bleibend, so doch eigenartig und anhörenswert sein kann, hat uns K. M. von Weber bewiesen, der sie in seiner „Turandot"-Musik zu Ehren bringt. Aber noch reizvoller und den Volksliedern der Germanen sowohl in der Innigkeit und Zartheit der Melodien wie in deren schönheitsvollem Wechsel verwandt, sind manche indianische und sogar polynesische Gesänge, besonders die Dakota- und Ketschua-Indianer sowie die Samoaner haben wunderschöne und auch unserm Gefühlsempfinden durchaus verständliche Melodien.

Serbischer Guslaspieler

Nicht minder eigenartig und unterschiedlich ist die Entwicklung der Musikinstrumente. Ja, man kann an den Musikinstrumenten der heute die Erde bewohnenden Naturvölker beinahe alle Entwickelungsphasen dieser Instrumente verfolgen. Gibt es doch australische Stämme, die über den Uranfang der Trommel noch nicht hinausgegangen sind, die also das Tierfell (das des Opossums) einfach zwischen die Knie spannen und darauf schlagen.

Trommel und Pfeife sind jedenfalls die allerältesten Musikgeräte und es gibt wohl kein einziges Erdenvolk, das trommelartige Instrumente nicht kennen würde. Gleiches gilt von der Pfeife und Flöte, deren Urbild der ausgehöhlte Menschen- und Tierknochen gewesen sein mag. Der Mensch, der aus dem Knochen das Mark sog, ward dabei durch einen Ton überrascht, den er dann absichtlich nachahmte. Auf die unendlichen Varianten der Pfeifen und Flöten, die in der heutigen Querflöte und der Klarinette ihre größte Vervollkommnung erreicht haben, braucht hier nicht eingegangen zu werden, aber erwähnt sei die eigenartige Verbindung von Trommel und Pfeife bei den baskischen Volksmusikanten. Diese bedienen beide Instrumente zugleich und wissen trotzdem mit nur einer Hand und einem Schlägel auf der über den Arm gehängten Trommel die kunstgerechtesten Wirbel zu schlagen.

Ägyptische Straßenmusikanten in Luxor

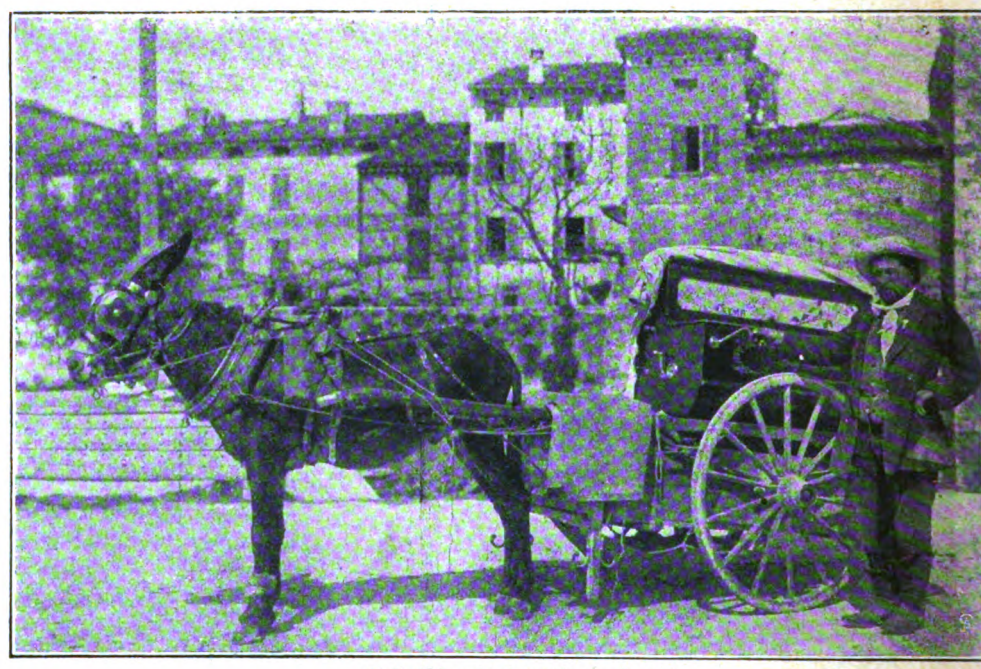
Einen ähnlichen Entwicklungsgang wie die Flöten haben

Digitized by Google

Baskische Volksmusikanten, Trommel und Pfeife zu gleicher Zeit bedienend.

auch die metallenen Blasinstrumente durchlebt. Ihre Urbilder kann man bei den „wilden" Völkern noch heute antreffen, so bei den Südseeinsulanern die Riesenmuscheln und Tierknochen, bei den Sudanesen die Flaschenkürbisse, bei verschiedenen Negerstämmen Antilopenhörner, Elefantenzähne usw. während bei den Indern eigentliche metallene Blasinstrumente schon seit Menschengedenken bekannt sind.

Überaus mannigfaltig ist die Geschichte der Zupf- bezw. Saiteninstrumente. Der Ahne aller Gitarren, Mandolinen, Lauten, Zithern und Harfen ist durchaus nicht so friedlich wie seine Epigonen; es ist der mit der Sehne bespannte Bogen und der Pfeil. Der abgeschossene Pfeil brachte die entspannte Bogensehne zum Schwingen; Tändelei mit dem Bogen, ein Streichen mit dem Pfeil über die Bogensehne mögen schon frühzeitig die „musikalische Veranlagung" dieser Kriegswaffe dargelegt haben.



Italienisches Zembalo (Straßenklavier).

Andalusische Zigeuner, zum Gitarrespiel in die Hände klatschend und tanzend.

Irgendein tüchtiger Kopf spannte dann eine Sehne über den ausgehöhlten, halben Kürbis oder eine noch nicht bezogene Trommel, und das Urbild der heute so unendlich mannigfaltig gestalteten Saiteninstrumente und auch der Violine war da.

Die bekanntesten Saiteninstrumente sind wohl Harfe, Gitarre, Laute, Mandoline, Zither, Balaleika und Zimbal oder Hackbrett. Als Heimat der sehr alten Gitarre ist Spanien anzusehen. Bei uns wurde sie erst seit Ende des 18. Jahrhunderts eingebürgert. Vielleicht noch älter ist die Laute, die aus der Rebeba der Araber entstand und von den letzteren nach Spanien und somit nach Europa gebracht wurde. Sie ward in Deutschland schon frühzeitig heimisch, galt als das Hauptinstrument aller ritterlichen und nichtritterlichen Sänger, verschwand zwar seit Beginn des 18. Jahrhunderts aus Deutschland, gewann aber in der neuesten Zeit hier wieder, besonders bei dem wanderlustigen Jungdeutschland, große Beliebtheit. In Italien führte seit dem Mittelalter die Mandoline, die zierliche Schwester der Laute, die Alleinherrschaft, während in ähnlicher Weise die Balaleika, ein gitarreartiges Instrument mit flachem Schallkörper, das russische Nationalinstrument wurde. Wann die Zither entstand, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß sie von böhmischen Bergleuten nach Tirol gebracht wurde und bald im ganzen Alpengebiet eine außerordentliche Verbreitung erlangte. Das Zimbal der Ungarn hat nur einen begrenzten Geltungskreis. Es kann aber als der Vorläufer der bekannten Spinette und somit der Klaviere betrachtet werden. Eine eigenartige Abart des Zimbals in Klavierform beherrscht die Straßenmusik in allen italienischen Ländergebieten. Man fährt es wie die Drehorgel auf einem Karren durch die Straßen und setzt es durch eine Kurbel in Tätigkeit.

Der Ursprung der Violine verliert sich im Dunkel der Geschichte.

Digitized by Google

Für Europa scheint die arabische Rebeba auch das Urbild der Violine zu sein, denn die ältesten deutschen Violinen führen die Bezeichnung Rubebe und Ribechino, je nach der Größe Um das Jahr 1200 taucht das Wort Geige auf, jedenfalls von dem althochdeutschen giga und dem mittelhochdeutschen gigeln abgeleitet, was beides soviel wie Hin- und Herzucken und Zittern bedeutet. Die Violine machte in ihrer Form verschiedene Wandlungen durch, ehe sie die heutige Form, die seit etwa 1600 unverändert geblieben ist, erhielt. Auch der Bogen war zuerst mehr oder weniger kurz und stark gewölbt und bekam erst seit dem 18. Jahrhundert seine jetzige Gestalt.

Wir müssen uns leider versagen, auf dieses Gebiet wie auch auf die zum Teil prächtig ausgebildete Volksmusik bei den einzelnen Völkern Europas näher einzugehen, und wollen nur daran erinnern, daß die Schweden leidenschaftliche und sehr geschickte Violinspieler sind und daß bei ihnen unter dem Volke förmliche Wettspiele im Geigen unter großem Zulauf veranstaltet werden Noch weit bekannter aber sind die ungarischen Zigeuner wegen der Meisterschaft ihres Geigenspiels wie auch ihrer überraschenden Geschicklichkeit im notenlosen Zusammenspiel Desgleichen kann ich nur flüchtig erwähnen, daß als die trefflichsten Meisterer der Blasinstrumente die Italiener gelten und daß man selbst unter den einfachen Dorfmusikanten im Lande der Zitronen häufig eine wahrhaft verblüffende Virtuosität antrifft. Kurz sei auch der weitverbreiteten einsaitigen Gusla der Südslawen, die dem Urbild der arabischen Violine, also der Rebeba, verwandt ist, gedacht und die eigenartige Tatsache erwähnt, daß die im spanischen Volke übliche Begleitung von Gesang und Musik durch Handeklatschen und Kastagnettenklappern seine Wurzeln gleichfalls

J. Alb. Schwarz, Berlin phot.

Wendischer Geiger und Dudelsackpfeifer im Spreewald

im Orient hat, überdies aber auch bei Negern und anderen Naturvölkern gebräuchlich ist.

Nicht vergessen aber wollen wir den Dudelsack, dessen Geltungsbereich sehr ausgedehnt ist. Dieses Urbild der Orgel war schon den Juden und Griechen bekannt und im Mittelalter eines der beliebtesten Musikinstrumente in ganz Mitteleuropa, in Deutschland unter dem Namen Sackpfeife bekannt Heutzutage findet man den Dudelsack fast nur in slawischen Ländern, bei uns z B auch im Spreewalde und in der Lausitz Außerdem ist er das Nationalinstrument in Schottland und behauptet bei den schottischen Regimentern sich einen Ehrenplatz im Orchester Zur Erklärung der Spielweise dieses Instrumentes, das, zu einer größeren Zahl vereint, durch seine halb melancholische, halb frische Klangart wirkt, diene folgendes Die Melodie wird auf einer Schalmei geblasen, wobei aber zwei andere mit dem Sack verbundene Schalmeien, die sogenannten Stimmer oder Hummeln mit zwei oder drei Grundtönen ununterbrochen mitsummen, also die Melodie grundieren Das Mittönen der Hummeln wird bewerkstelligt, indem der Bläser zuerst Luft in den ledernen Sack bläst und aus diesem, ihn mit dem rechten Arm an den Körper drückend, die Luft sparsam in die Hummeln treten läßt

Zum Schluß sei bemerkt, daß neben den Pauken, die besonders im mittelalterlichen Deutschland bei allen Festlichkeiten sehr „tonangebend“ waren, die verschiedenen Schlaginstrumente, namentlich die Becken, naturgemäß zu den einfachsten, aber eben deshalb auch zu den ehrwürdigsten aller Instrumente gehören; ihre Urformen trifft man noch jetzt im Orient in derselben Gestalt an, wie sie uns von der davidisch-jüdischen Tempelmusik bekannt sind

Schwedische Violinspieler vom Lande bei einem Wettgeigen.

Zeichn.-photographisches Archiv, Berlin-Friedenau.

Digitized by Google

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1916.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(18. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich bestehend, nicht verdeutschen. Die Red.

Hugo besprach noch schnell einiges Geschäftliche mit Pansell. Er hatte die Reiseunkosten zum Teil aus eignen Mitteln gedeckt und der Herr Baron habe sie ihm in München ersetzt. Winter, wie kam er dazu, für das Auto zu zahlen?!

„Wo ist denn der Herr Baron?"

Er habe noch einiges zu ordnen gehabt und dann sofort abreisen wollen: „Die gnädige Frau bestand aber auf schneller Weiterfahrt."

Und das Gepäck?

Zum Teil noch in München, nur ein paar kleine Koffer im Hotel Continental abgegeben.

„Will die gnädige Frau dort wohnen?"

Pansell zuckte die Achseln. „Wir haben uns gar geene Zeit nich gelassen — gleich durch und hierhergemacht."

Er kurbelte den Motor an. Der Abschied war kurz. Irgendwie fühlte sich Hugo verstimmt und Pansell gekränkt: Der Herr schien wohl zu finden, daß er nur grade seiner Pflicht genügt habe! Nun gut — auf Dank durfte man bei dem nicht rechnen. Da war die gnädige Frau schon anders!

Er fuhr zum Tor hinaus, ohne sich umzusehen. Hugo wollte ihm noch zurufen, wohin die Papiere über das einbezogene Auto gesandt werden sollten, da war er schon fort! Aber er würde ja auch das so zuverlässig besorgen wie sonst alles. Pansell mußte fühlen, wie er ihm vertraute.

Ilse rief ihn an, als er am Eßzimmer vorübergehen wollte. Sie ließ schnell ein Frühstück auftragen, Christa hatte noch keinen Bissen genossen, und es war vorläufig alles so schwierig, ohne die eingeschulten Diener. Die waren samt Gärtner und Chauffeur schon seit dem Tage der Mobilmachung fort.

„Christa wäscht sich und macht sich in meinem Ankleidezimmer etwas zurecht — bleiben Sie nur schon hier! Übrigens: ich finde, sie sieht angegriffen aus trotz der dunkelgebrannten Haut!"

„Sie hat mich noch kaum ihr Gesicht sehen lassen."

Ilse schwieg. Irgend etwas Fremdes war im Wesen der Freundin. Eifersucht —? War es ihr peinlich, ihren Mann bei ihr zu treffen — hatte sie es nicht als selbstverständlich angenommen, er würde bei ihr sein?

Sie gab Anordnungen durchs Sprachrohr in die Küche. „Alle meine Mädchen, die so männerfeindlich waren und nie heiraten wollten, jammern nun — denn jede läßt einen Schatz ins Feld ziehen", sagte sie. „Man kann gar nichts mit ihnen anfangen."

„Frauen sind alle zu sehr Gefühlswesen", dozierte er.

Christa kam herein und hörte noch diese Worte. Sie klangen ihr wie eine Verurteilung.

„Nun laß dich ansehen und dann erzähle", rief Hugo und hielt sie an den Oberarmen fest. „Ihr müßt ja eine abenteuerliche Tour hinter euch haben!"

„Daß du das Auto schicktest," sagte sie langsam und blickte ihm in die Augen, „das war zu fürsorglich von dir! Erst als ich den guten Pansell sah, fühlte ich mich ganz gerettet."

Sie setzten sich an den Tisch, und während Ilse ihr die Speisen auflegte, begann sie zu erzählen. Hugo war mit allen Sinnen dabei, bei dieser Flucht über den Gletscher und dem anstrengenden Abstieg — Ilse aber fühlte immer einen Unterton heraus: was verschwieg Christa, oder was machte den Bericht so matt?! Sie sprach mechanisch, als sei ihre Seele von ganz andern Gedanken als den geschilderten Vorgängen bewegt.

„Und Winter?" fragte Hugo zuletzt. „Wie findet er sich damit ab, in den Krieg zu müssen?! Alles Rohe, Gewaltsame ist doch seinem Ästhetizismus zuwider!"

Christa sah ihn groß an. „Winter hat keinen andern Gedanken mehr als den Krieg. Er kann die Stunde kaum erwarten, wo er an den Feind soll — genau wie jeder andre Mann in Deutschland!"

So! Und bei ihm war das durchaus nicht selbstverständlich!

„Er ist ein andrer, als er uns scheint. Draußen, beim Sport, kommt erst seine wahr Natur heraus."

„Du trittst ja sehr warm für ihn ein."

Christa antwortete nicht, und Ilse konnte nun endlich ihren Vorschlag anbringen, daß die Freundin während des Krieges bei ihr bleiben solle. Hugo hielt den Kopf gesenkt und vermied es, seine Frau anzusehen: er war also nicht dafür! Die Blicke der beiden Frauen kreuzten sich, noch einmal blitzte volles Verständnis zwischen ihnen auf. Dann sagte Christa: „Ilse versteht es, daß ich mich noch nicht binde, nicht wahr — alles ist so überwältigend — man kann noch keine festen Pläne machen. Aber ich danke dir von Herzen für dein Angebot, Ilse —" sie drückte ihr die Hand. Und einen Augenblick hatte sie die Vision, daß sie in diesem schönen, stillen Hause neben der mitfühlenden Frau und den lieben Kindern die bevorstehende schwere Zeit verbrächte. Aber selbstsüchtige Wünsche durften sie nicht über die Wahrheit hinwegtäuschen.

Bald nach dem Frühstück erhob sie sich. Es war begreiflich, daß sie sich nach Ruhe sehnte.

„Ich begleite dich natürlich", sagte Hugo. „Willst du im Continental bleiben?"

„Vorläufig."

„Sie hat keine Heimat mehr, die Arme — deine Heimat soll bei mir sein", rief Ilse impulsiv aus und zog sie an sich.

Einen Augenblick versagte Christa fast die Kraft. Ganz gebrochen lag sie an Ilses Brust. Aber sie mußte sich beherrschen und Ruhe genug haben, um Hugo zu besiegen.

Ilse sah ihnen nach, als sie durch den Garten gingen. Da war ein Geheimnis, das sie nicht ergründen konnte, so sehr sie sich auch Mühe gab.

Sie fanden endlich einen Wagen, der sie aufnahm. Die Untergrundbahn fuhr noch nicht in den Grunewald hinaus, die Elektrische verabscheute Hugo. Still saßen sie nebeneinander.

„Die arme Ilse", sagte er einmal. „Sie grämt sich doch sehr um Willem."

Daß auch Christa ähnlich empfinden könne, nahm er gar nicht an!

Die Fahrt kam ihnen beiden sehr lang vor. Der dicke Kutscher überanstrengte sein Pferd nicht.

„Ich komme noch mit dir hinauf", sagte Hugo, während er den Kutscher bezahlte. „Mein Gepäck ist schon am Lehrter Bahnhof, ich fahre nachher direkt hin — eine gute halbe Stunde ist noch Zeit."

Sie saß schon im Lift, als er ihr nachkam.

„Ilse hat recht, du siehst angegriffen aus", bemerkte er, als der Fahrstuhl in die Höhe stieg.

„Die Anstrengungen machen sich hinterher bemerkbar — das ist immer so!"

„Am besten wäre es, du bliebst ein paar Tage fest im Bett liegen, dabei erholst du dich stets am besten. Ich könnte an deine Jungfer telegraphieren — soviel ich weiß, ist sie nach Stettin zu Verwandten geflohen."

„Laß sie nur vorläufig dort", bat sie und schloß die Zimmertür auf.

Mit raschem Blick sah er sich um: „Du hast nur ein Zimmer —? Nein, das geht nicht — ich bestelle dir sofort zwei hübsche Räume mit Bad —" er eilte zur Tür, um zu klingeln.

Digitized by Google

Sie wehrte ihm. „Wer weiß — vielleicht reise ich noch heute weiter —“

„Ja, wohin denn —?“

Sie hatte keine Ahnung gehabt, daß er so fragen könne, und sagte aufs Geratewohl hinaus: „Wohl nach München zurück.“

„Dort hast du doch niemanden, Christa, hier sind Ilse und Charlott' — ja du, zu Charlott' mußt du unbedingt gehen, womöglich noch heute — ich sprach sie nur telephonisch. Offen gestanden, ich wage mich nicht hin — gegen ihre Verzweiflung ist ja Ilses gar nichts —“

„Ich werde zu ihr gehen. Und sie zu trösten versuchen. Aber nun — du hast nur noch wenig Zeit, nicht wahr?“ — Er hatte auf seine Uhr gesehen und nickte. — „Also dann, ohne Umschweife, Hugo: ich kann nicht mehr mit dir leben, ich muß von dir fortgehen.“ — Er starrte sie an. „Das sagst du mir heute, im Moment des Abschieds?“

Ihre Wangen brannten heiß. „Gerade jetzt, ehe du in den Krieg gehst. Unter all dem Neuen, Spannenden hast du keine Zeit rückwärts zu denken, und wenn du dann wiederkommst, ist schon alles — alles Peinliche überwunden. Und du bist frei.“

Ein andrer hätte herausgehört, daß es sich für sie nur um seine Freiheit handle. Er aber fragte mit geballten Fäusten: „Also doch Winter — du liebst Winter?!“

„Ja.“

„Oh, ihr Frauen! Und dieser Elende, dieser Schuft —“

„Halt!“ gebot sie. „Er ahnt nicht, daß ich ihn liebe — ich glaube auch — das heißt, ich fürchte, daß er keinerlei wärmere Gefühle für mich besitzt —“

„So, das fürchtest du!“ Er lachte auf. „Aber heiraten wollt ihr doch nach dem Krieg?“

„Ich gebe dir mein Wort, daß nicht die geringste Verständigung zwischen uns herrscht —“

Ehrenwort einer Frau, dachte er höhnisch.

Er lief im Zimmer auf und ab. „Und was soll nun werden, Christa?! All unsere Vereinbarungen — ich habe mich doch darauf verlassen, daß du für Malte die Güter verwaltest, wenn ich nicht wiederkomme —“

„Rechne doch damit nicht“, bat sie angstvoll.

„Ach, sei jetzt nicht sentimental! Den größten Schmerz tust du mir an, ganz kalt sagst du mir ins Gesicht, daß du mich verlassen willst — und ob ich zurückkomme oder nicht, darum handelt es sich jetzt nicht! Aber was soll aus den Gütern werden?“

„Wenn du mir dein Vertrauen trotzdem schenken willst, Hugo, so brauchst du an deinen Bestimmungen nicht das Geringste zu ändern. Ich kann deine Frau bleiben und deinen Namen tragen, bis nach dem Kriege — wenn du es wünschst, lassen wir uns dann scheiden.“

„Ich — und es wünschen! Entschuldige, du bist nicht normal — es geschähe doch nur deinetwegen!“

Sie antwortete nicht, er beobachtete sie. Plötzlich stand er dicht vor ihr, sie hatte die Augen niedergeschlagen. — „Sieh mich an,“ gebot er herrisch. „Weshalb geschieht dies alles?“

Sie sah ihn an, Tränen hingen an ihren Lidern. — „Weil ich Winter liebe!“

„Christa —!“

„Es ist so,“ sagte sie stockend, „es war ein Verhängnis. Aber du sollst nicht darunter leiden.“

„Du bist göttlich naiv, Christa, mit einem Schlag reißt du unsere ganze Existenz ein, aber leiden soll ich nicht.“

„Du bist jung genug, um dir ein neues Glück zu suchen —“

„Ach, ich habe es satt — Weiber, Weiber“, stieß er heraus. „Daß auch du mich im Stiche ließest, nie hätte ich das für möglich gehalten!“

Sie horchte mit verhaltenem Atem, ob nicht ein Ton der Klage, des Kummers aus seinen Vorwürfen klänge — nichts — seine Eitelkeit litt wohl darunter, daß sie ihm zuvorgekommen.

„Gut, ich muß jetzt fort“, er hatte wieder die Uhr herausgerissen und befragt. „Ich schreibe dir aus Kiel — über alles Geschäftliche —“

„Ich könnte auch zu dir kommen“, schlug sie vor.

Er sah mit gerunzelter Stirn vor sich hin. „Ich weiß nicht, ob das geht — weiß nicht, ob du die Erlaubnis erhältst — überhaupt, mir fällt jetzt ein: Ich habe mich doch freiwillig gemeldet, will von unten herauf dienen, nur damit du wieder eine Stellung in der Gesellschaft haben sollst —“

(Fortsetzung folgt.)

Mönchsguterin. Gemälde von Richard Nitsch.

Digitized by Google

E. Eberhardt, Osnabrück, phot.

Hofatelier Elvira, München, phot

Kronprinz Rupprecht von Bayern und seine Braut, Prinzessin Antonie von Luxemburg und Nassau.

Das neue Heim der ukrainischen Gesandtschaft am Kronprinzen-Ufer in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 39 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt ✻ Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918

„Wir ziehen unsere Lebensstraße!“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(2. Fortsetzung.)

Keine Sorge: der Nonnenberg, wie ein Eisbrecher vorgelagert, wird das Wetter schon zerteilen und es zwingen, nach Norden und Süden weiterzuziehen.

Franke war in seiner Forst beim Streuäste-Aussägen. Seine Fäuste arbeiteten wie die eines Riesen. Er stieg in die Bäume und sägte.

Der Knecht kam und half. Seine Säge war an einer Stange befestigt und diente dazu, die von unten erreichbaren Äste auszuschneiden.

Es knackte, raschelte, brach. Der Wagen wurde beladen, der Knecht fuhr die breite Fracht heim.

Auf dem Hofe standen schon die Hauklötze mit den kleinen Beilen bereit, und die Frau und die Magd begannen gleich die Arbeit. Der Nadelwuchs wurde in grifflange Zweiglein zerhackt, die zum Einstreuen des Viehs verwandt wurden, das Holzgerippe wurde zu Brennholz zerkleinert. Franke sah umher. Sein Auge war scharf. Nichts entging ihm, keine Bewegung des Unterholzes, kein aufsteigendes Staubwölkchen, kein Schatten, keine Farbe, keine Linie, die von der Landschaft abwich und das Nahen eines Lebewesens verkündet hätte.

Er rechnete, wie lange der Knecht fortbleiben würde, und löste seine inneren Widerstände. Das Blut brauste stechend durch seine Adern, daß sie anschwollen, in seiner Stirn hub ein Hämmern an, zentnerschwere Fäuste eines Riesen drückten ihm die Brust zusammen.

Er bückte sich, seine Glieder gaben nach. Den Oberkörper vorgebückt, kniete er auf dem Erdboden, und seine Atemzüge röchelten.

Er rang gegen seine Wünsche. In ihm war ein Gewaltiger, der ihm die Ehe verbot und die Vaterschaft verwehrte, ein vorbildlicher Moralist, der kein Dieb und Wegelagerer und Verstümmler sein wollte.

Dabei einer, der voller Zärtlichkeit war.

Ein dumpfer Ton erreichte sein Gehirn. Er hob den Kopf — die Luft war dunkel geworden.

Während er aufsprang, zackte es über die Bäume in brennender Helle. Wenig später rollte es schwerfällig und hart daher, fraß sich in den verkrüppelten Gehörrest ein, der ihm verliehen war, und verklang. Ganz schwach nur war der Ton, der in der Stille, die sein Leben umgab, erwachte. Aber ihm graute davor. Er lief an den Rand des Holzes, sah den Blitz durch die Wolken reißen, hörte den Donner kurz

Weinlese am Rhein: Beim Öffnen des Feldtores.

Digitized by Google

und herrisch ihm auf dem Fuße folgen, als ob er ihn überholen wolle, starrte zum Himmel hinauf —

Bis das Feuer der Blitze allmählich matter wurde, langsamer die Schrift ihrer Flammensprache, und bis in größeren Abständen die mürrische Scheltstimme des Donners folgte.

Seine verkrampften Hände lösten sich. Mit der Stirn gegen den Baum gelehnt, die Augen geschlossen, fühlte er, wie der Regen herniederstürzte.

Auf seinem Hofe daheim lag ein Buchenstubben, ein gewaltiger Bursch mit beinstarken Wurzeln, den er unlängst mit seinem Pferde hereingeschleift hatte. Ehe das Viehfüttern begann, nahm er ihn vor. Er hörte das Geräusch seiner Axtschläge, wie er vorher den Donner gehört hatte.

Auch Kämpf hörte das Dröhnen. Er wußte, der Nachbar trug etwas aus. Und es ging ihm im Kopfe umher, was es sei.

Etwa der Aufruhr, den das Gewitter in ihm hervorgerufen hatte? Oder — er dachte an Liebessache mit dem Enkelkind der Ef. Darüber trat eine Abschätzung ein, als seien dem Stummen allerlei Rechte abzusprechen.

Mit dem Mädle verfuhr er ein wenig kürzer, nicht unfreundlicher und nicht ungerecht. Aber Laura merkte doch, daß sie ihrer beiden Herzmänner verlustig gegangen war.

Eines Morgens kam der Wanderschuster. Ob es ihnen passe?

Ja, jawohl, er könne bleiben.

Die Bäuerin hatte eine Stunde zu schaffen, bis sie alles zu seinem Bedarfe herzugetragen hatte.

Seinem Stuhl, auf dem er arbeiten sollte, legte sie einen Sack auf, der zum Kreis geschlossen wurde, und schob eine Fußbank herzu, so daß die Sitzgelegenheit ungefähr derjenigen seines heimischen Arbeitsmöbels, des Schusterschemels, entsprechen mochte. Sie brachte die Lederabschnitte und weichte sie in einem Eimer mit Wasser ein, brachte den gesponnenen Hanf zum Faden, ein wenig Fett für den Pfriem, Wachs, Sauborsten, die Schwärze, die sie mit Eisen und Sprit auf den Ofen stellte.

Der Schuster packte seine Tasche aus. Es klirrte und kollerte auf der Tischecke von Handwerkszeugen; Hammer, Pfriem, Raspel, Zange, Messer wurden zurechtgeschoben, die Holzstifte in Wasser eingeweicht, Metallstifte, Spannriemen, Pech, Schnitte, Leisten an das Tageslicht gefördert.

Die Bäuerin brachte die Stiefel des Bauern, die geflickt werden sollten, dazu die ihrigen. Der Schuster begutachtete, setzte sich in sein Sacknest und begann seine Kur.

Er war ein Kahlkopf, sackig beleibt, nicht ohne Fleiß. Seine Meinung paßte er an; aber in bezug auf die Kost hatte er seinen eigenen Willen.

Kein Junger mehr, sein Gesicht hatte Falten. Seine derbe Unterlippe hatte die Vorherrschaft über die Oberlippe davongetragen, die sie bis dicht unter die Nase hinauf verwiesen hatte, so daß der gelbweiße Schnauzbart wie eine Sammlung von Spießen hervordräute.

Die Reparaturen wurden erledigt, andere Hilfsbedürftige wurden ihm zugetragen. Da stand das Schuh- und Stiefelzeug vom Knecht und der Magd und der alten Ef, klobige Gesellen, grau und schief von schlechter Pflege.

Die Augen des Bauern musterten die Versammlung. Als Laura in die Stube kam, sagte er ihr: „Hole deine Schuhe auch.“ Und er lächelte, als er recht behielt. Denn nun brachte sie erst ihre Schuhe daher, die derb, aber wohlgehalten waren.

Zugleich langte der Schuster nach den neuen Patienten, betrachtete sie, indem er die Oberlippe in die Naslöcher schob, und sagte mit Blinzeln: „Da werden mer dir müssen enen richtigen handgroßen Flicken drauf schmeiß. Langt denn das Leder auch dafor?“

Das Mädle errötete. Die Wangen hoben sich und zwängten die immer strahlenden Augen ein. Mit ihrer gedämpften Stimme antwortete sie: „Wir könnten doch am Ende eine Handbreit ansetz.“ Und sie war förmlich stolz auf ihren kleinen Scherz.

Kämpf lächelte wieder.

Der Schuster aber sagte zu ihm, kaum daß das Mädle aus der Stube war: „Die kann sich behelf. Das is a schön's Mädle. Die möcht ich auch um mich leiden.“ Und er sah gerieben füchsisch aus, als er dem Bauern nachschaute, der ebenfalls die Stube verließ.

Zur Bäuerin sagte er ein wenig später: „Du hältst jetzt zwei Mägde, das ist recht, da kannst du a bißchen auf dich denk und kannst den Mädlen mal einen Tändelsprung zuloß. Wo ist denn die Gouvernante her?“

„Das ist doch das älteste Mädle von der Ef ihrer dritten Tochter, von der Säuberlich.“

„Schau — — von der Ef — —“

„Ja.“

„Otterbiss'g (scharfzüngig) ist das Mädle net.“

„Nä, das würd ich ihr net zulaß.“

Der Schuster seufzte: „Wie sieht denn deine Bratwurscht heuer? Kann man die net mal kennenlernen?“

„Du denkst alsfort ans Essen“, antwortete die Frau, und die Schelmerei hielt wieder Umzug in ihrer Lippengegend.

„Ja, ich muß mich a bißle aufbesser, ich hab's karg gehabt. Ich komme von deinen Schwiegerleuten.“

„Die haben's doch aber in Mitteln.“

„Heh! Die sind rückhaltend. Der Mann is a bißle power (hinfällig) itze, da hat sie ihm a paar Eier gesotten. Ich hab gedacht, der Feiertag fängt an. Aber es war nix. Riechen habe ich aber doch därfen.“

Die Frau prustete los. „Sie haben dir wohl Käs vorgesetzt?“

„Schmierkäs, jawohl!“

Der Hammer klopfte, der Pechdraht rasselte, die Handwerkszeuge klapperten, wie sie der Schuster hin und her schob. Zuletzt pustete er, als pfeife er durch die Lippen, mit dem Luftzug nach oben in Richtung der Nasenlöcher.

Als am zweiten Tage das Frühstücken, das die Stelle des Mittagsmahles einnahm, vorüber war, schlurrte und taumelte die Ef herein zur Ofenbank.

Da fing der Schuster gleich eine Unterhaltung an. Er fragte die Ef, warum sie net geheiratet habe.

Ach, sie habe net gemocht.

„Zuspruch hast du aber doch gehabt?“

„Ei jawohl“, antwortete Ef, den habe sie gehabt.

„Da langt man doch am Ende zu, wenn man drei Kinder hat.“

Sie habe das net braucht mach. Ihr mittelster Bursch, der habe vor ihr auf seinen Knien gelegen, der habe sie durchaus wollen heiraten.

„Ist das der, wo der Vater von der Laura ihrer Mutter ist?“

„Na (nein), das ist der net. — Der Vater von der Laura ihrer Mutter — das ist der dritte gewast. — Der mittelste, das war der Vater von meiner Franzette, wo den Geschirrführer hat. — Heh! Der is vör mich hingekniebelt und hat gebitt und hat alles angelobt!“

„Da hätteſt du ihn sollen aufheb.“

„Heh!“

„Du hätteſt ihn aufheben sollen.“

Die Ef antwortete: „Ich ho net gemocht. Um den hätte man sich immerfort müßt absorg.“

„War er krank?“

„Na (nein).“

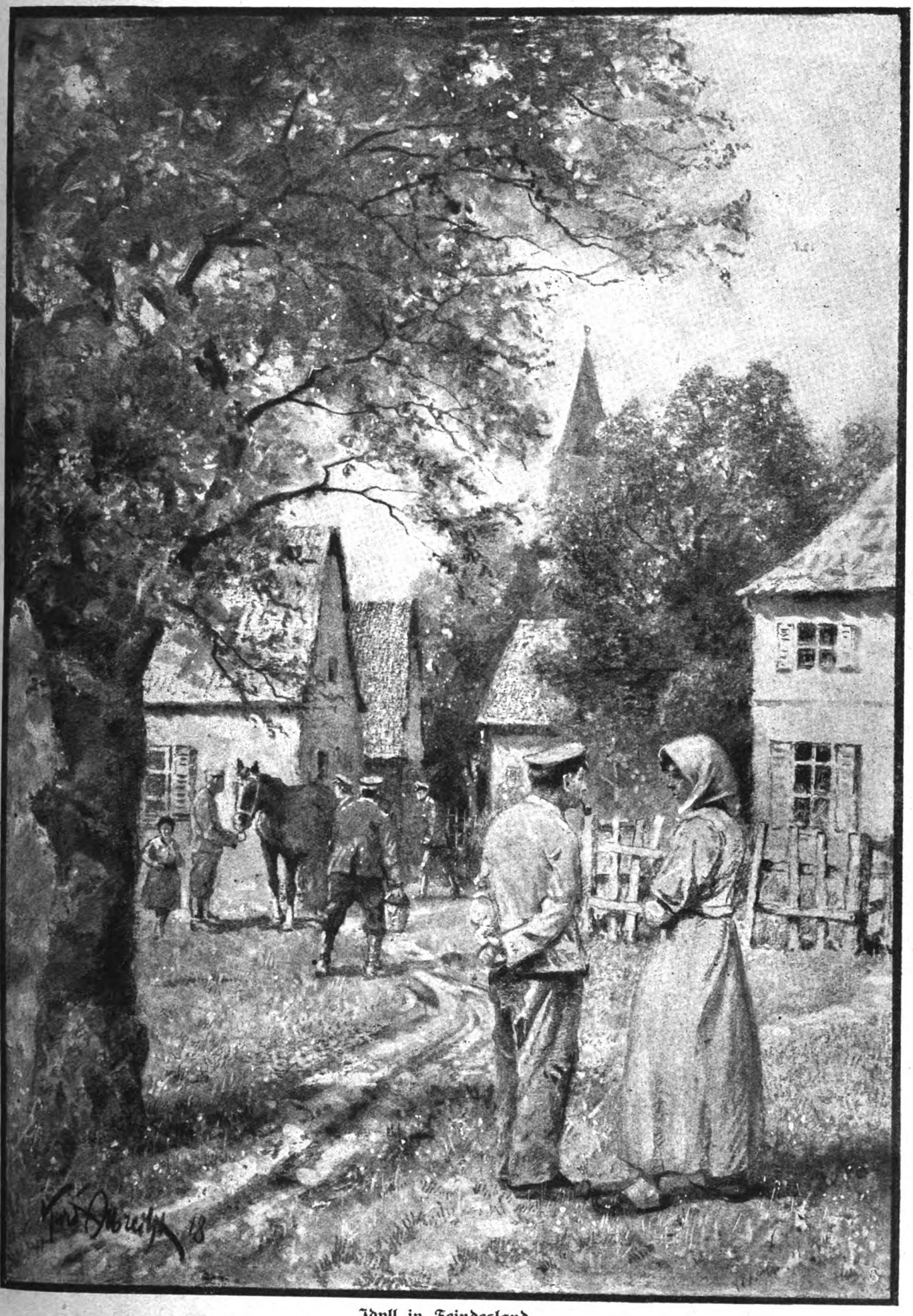
„Warum denn?“

„Er war leicht.“

Die Stimme der Ef qualmte und stolperte, der Schuster aber redete seinen Strich, als ob er ein Verhör anstelle. Er rückte die Brauen hoch, drehte seine Arbeit und sah mißmutig aus.

„A Gläsle Bier,“ sagte er, „das könnt mer itze gerade

Digitized by Google



Idyll in Feindesland.

Nach einer Zeichnung unseres auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Kurd Albrecht.

Digitized by Google

gebrauchen. Durscht hätt ich." Darauf kehrte er wieder zur Ef zurück.

„Hat er was angestift?"

„Er hatte gemaust. Er hat müssen sitzen." — Nach einer langen Pause mühsamen Nachsinnens rüttelte die Ef ihren großen Kopf. „Das war ein Glücke, daß ich mich net ho laßt beleckre von den Burschen. Nune habe ich meine Ehre wenigstens behalten."

Ihre Ansicht über die Ehre teilte der Schuster, denn er sagte: „Das ist richtig, das ist fotal, wenn eins brummen muß, das ist kein Lob for die Familie, die dazu gehört." Das Kinderkriegen ledigerweise nahm er nicht schwer, hier draußen im Umgang mit der Natur, wo alles zum Fruchttragen drängte.

Laura kam in die Stube, setzte sich ans Spinnrad und trieb das Rädchen. Nun zog der Schuster seinen Rücken gerade, rückte sich ein wenig und sah zum Mädle hinüber.

Hämmerte und ließ den Pechdraht schwirren.

Die drei Personen, die in der Stube waren, bildeten gewissermaßen ein Dreieck, die Ef von der Ofenbank aus, der emsige Schuster aus der Fenstergegend und die Spinnerin auf einem Stuhl, den sie in die Stube hineingeschoben hatte. Inmitten dieses Dreiecks aber stand die marode Stiefelparade, das verbeulte, harthäutige, krumme, schmutzgraue Gesindel, dem der Schuster die sauberen, derben Schuh des Mädles entnommen hatte, um ihnen ein zärtliches Rüsterlein beizubringen.

Kämpf kam herein, nahm das Bild in sich auf und sagte zur Laura: „Reich ein bißchen zu!" worauf sie das Spinnrad zur Seite stellte.

Sie ging ihm zur Hand, sacht, behende. Er sah nach ihren seitlichen Haarsähnchen, die sie für ihre beiden ruchlosen, reifen Mannsbilder, die sich von ihr gewandt, abgeschnitten hatte.

Seine Mutter sagte zu ihm: „Die Laura ist talent, die hat die Mannsleut alle am Bändel. Hast du's net gemerkt mit dem Netzbecher? Da stackte Franke doch dahinter. Und der Schuster reckt sich oo grade, wo er sie sieht, und will Eindruck machen. Vollends der Knecht schmißt und stoßt alles, was er erwischt."

Kämpf winkte, er wolle nichts hören. Er holte das Siebelaken hervor. Am andern Morgen sollte das erste Sommerkorn dem Erdboden übergeben werden.

Vom Beginn des Morgens an war sein Schritt dann härter als an anderen Tagen, er drückte auch die Türen stärker ins Schloß, als es sonst seine Gepflogenheit war, und seine Stimme klang lauter, kürzer und herrischer.

Und jetzt fuhr ein Donnerwetter auf den Knecht herab.

Danach auf die Magd.

Er fuhr auch dem Schuster über das Maul, der eine Auskunft von ihm begehrte.

Der warf seine Handwerkszeuge untereinander und schwieg. Richtig, es wurde gesät! Es war der Tag im Jahre, an dem Kämpf keine Nachsicht kannte.

Der Herr säte, ernst war sein Auge, fest war sein Mund geschlossen, stetig war sein Schritt, im gleichen Rhythmus vollzog sich die Bewegung der Hand, der Griff in das Siebetuch nach der Frucht und der Schwung des Säens, der die Körner dem Acker aufstreute. Wie ein großer, gewaltiger Herr und Prediger schritt er dahin. Der Himmel war blau mit weißen Wölkchen, die heiter darüberzogen.

Max, der Schweißfuchs, der vor die Egge gespannt war, ging nach Befehl, trotzdem der Knecht die Leinen führte. Ein Ruck der Zügel ärgerte aber das Tier, darum warf es den Kopf und wollte abbiegen.

Das Auge des Herrn sah alles. Er schalt. Aber sein Schritt ging ohne Stocken weiter.

Als er den Feldsaum erreicht hatte, blieb er stehen und sah nach der Zäumung. Obgleich der Knecht seiner Handgriffe acht hatte, traf ihn ein Verweis des Herrn.

Max hob den Kopf und sah ungehalten aus.

„Vorwärts!"

Was fiel dem Herrn eigentlich heute ein mit seiner kurzen Rede! — —

Bei jedem Rechtsschritt die Aussaat, bei jedem Linksschritt der Griff in das Siebetuch.

Unten an der Fahrstraße tauchte Laura auf. Sie sah den Bauern strengen Auges daherkommen, und nun stolperte ihre Zunge, als sie ihren Auftrag ausrichtete.

Der Herr hatte kurze Antwort.

Darüber verfärbte das Mädle sich ängstlich.

Es glitt um die Bauernlippen, als wollten sie lächeln, und die Worte kamen umgänglicher zur Beruhigung des ängstlichen Kindes.

Freilich war der Zauber damit gebrochen.

Großvater und Urgroßvater hatten ihn schon ausgeübt zu ihren Zeiten. Kämpf hatte ihn als alte Gepflogenheit weitergeführt — dem Korn und dem Acker zu zeigen am ersten Säetag, wie der Herr seine unfolgsamen Dienstboten behandelt. Aber er tat es nicht als ein Abergläubischer, Enger, sondern als ein Anhänglicher, der nach Gleichnissen geht und dessen fragende Stimme auf Antwort lauscht, die nicht immer von Menschenmunde zu kommen braucht.

Auch den andern fielen wieder die gelassenen Worte zu, vor allen Menschen aber dem Schweißfuchs, weil er der Anhänglichste war. Und diesem Vorgehen lag abermals ein Stück Heidentum zugrunde. —

Der Schuster sagte zur Bäuerin, scheinbar ohne jeden Zusammenhang: „Man hat die Mittel net mehr zum Kopfverdrehen, bei so anen Fräulein, wie deine Gouvernante ist; sonst — —"

Sein Gesicht sah wieder füchsisch aus. Er kramte sein Handwerkszeug in die Tasche und setzte sich an den Tisch, wo die Bäuerin allerlei aufgetragen hatte.

Es galt eine letzte Kost, denn der Schuster wanderte.

Während er ein Stück Speck herunterschnitt, sagte die Frau: „Vier Täge bist du hiergewast. Das macht acht Mark. Nune gib deine Auslagen an."

Der Schuster rechnete, und die Hausfrau legte das Geld auf den Tisch.

Der Mann drehte den Kopf danach. Schwieg und sah merkwürdig beredt aus.

Das deutete die Hausfrau auf ihre Weise.

„Das Stückle Bratwurscht," sagte sie, „wenn epper was übrigbleibt, kannst du dir einpacken."

Er nickte, hielt sich an die anderen guten Gaben, damit das Bratwurstende unverkürzt bleibe.

Die Bäuerin sah ihn danach die Dorfstraße hinabpilgern. Er ging geraden Leibes, indem er langsam seine Füße aussetzte. Er wartete auf irgendeinen Anruf, der ihn zum Eintreten und Bleiben veranlassen würde.

Pauline trat auf die Straße und schaute weiter hinter dem wandernden Schuster drein.

Richtig, da hinten schoß ein verbeulter langer Bauer daher.

Sie sah, daß der Schuster sich gegen den Bauern sträubte. Daß er überlegte. Daß er endlich nachgab.

Prustend stand sie da. Erschaute mit ihren lachenden Augen den Stummen auf der Straßenseite gegenüber und winkte ihm zu.

„Heh! Hast du den Schuster gesieh? Der Hartmann hat ihn eingefangen. Da wird er meine Bratwurscht können gebrauch. In so aner sauhaftigen Wirtschaft tät ich aber net arbeiten."

* * *

Das Wetter war eingeroſtet, es hielt zwischen Winter und Frühling und rührte sich nicht von der Stelle. Die Bäume standen geduldig und warteten. Wann kommt der große warme Wühlwind, der die Luft durchpeitscht, am Walde aufspringt, hoch oben brausend daherfährt, ohne daß unten am Wegrand die zusammengerollten Winterblätter

Digitized by Google

sich regen, der mit einem Kopfsprung zur Erde schießt, aufwirbelnd und vor sich herjagend, was er erwischen kann in der vollen Bahn seines breiten Atems?

Eines Nachts kam er mit hundert tollen Geräuschen dahergezogen, mit Grunzen, Pfeifen, Rasseln, Schnarchen, Brüllen. Er kam mit Johlen, Heulen, Weinen und den merkwürdigsten Klopf-, Krach- und Klappertönen. Er wühlte in den Waldbäumen und knickte ihre Schäfte, er raste zur Attacke heran, renkte Läden aus, pflückte Dachplatten ab.

Und er schreckte das Vieh!

Da stiegen die Menschen aus den Betten, zündeten ihre Laternen an und gingen in die Ställe.

Als im Osten fahl die Morgenrötung, aus Rosenrot und Grau gemischt, sich vollzog, sprang der Wühlwind noch daher, die Luft war feucht und die dicken schwarzen Wolkenmassen hingen in zerfetzten Lappen tief herab, wurden von den Bergen gegriffen und in die Klüfte gezogen, wo der Nadelwald sie festhielt. Dann kam Regen tagelang und nach dem Regen der Friede. Das Erdreich atmete auf, dehnte sich und war fröhlich. Die Wiesen bedeckten sich mit dichtem jubelnden Frühlingsgras, Schlüsselblumen legten gelben Schimmer darauf, Gänseblumen wischten weiß darüber hinweg wie Schneeschleier, und die Sumpfdotterblume zog grelle goldgelbe Ränder an den Grabenborden. Die Fruchtbäume, die an den Wegen und im Verlauf der Felder stehen, hielten das Grün zurück und jagten die Knospen hinaus, und die Knospen schlossen sich zu Blüten auf, so daß es weiß und rosenweiß auf den Zweigen lastete.

Sie legen Erdäpfel, Kämpf pflügt. Laura will ihr weißes Tuch frisch um den Kopf binden; aber der Wind bläst dagegen und leidet es nicht. Das Tüchlein bläht sich wie ein Segel. Und des Mädles Gesicht lacht mit vollen, feuchten Lippen und strahlend eingezwinkten Augen über den Unfug, und das Kind sträubt sich gegen den Wind, der mit ihm spielen will. — Kämpf sieht es. In seine schwarzen Augen tritt das Lächeln und macht sie rührend gütig. Man sieht in Schatzkammern, in denen Spinnweb keinen Raum hat. Dagegen erwartet man Tische mit köstlichen Geschenken.

Das Dorf hat drei Teiche, viereckige Wasserlöcher, den Dorfteich, den Mittelteich und den Schloßteich.

Der Mittelteich liegt am Dorfende, der Schloßteich noch ein wenig weiter hinaus.

Der Dorfteich liegt etwa inmitten des Dorfes. Hier holen die halbwüchsigen Jungen und Mädchen und die Kindermädchen mit den Gießkannen das Wasser zum Begießen der Gartenbeete, hier spülen die Bauern ihre Sackwäsche und dergleichen unheilke Dinge. Enten und Gänse üben ihre Schwimmkünste hier.

Vor Feuersnot schütze der Herrgott das Dorf Eppendorf! Im Dorfteich und Mittelteich geht zum Sommer das Wasser ein, wenn die Hitze an den Fäden trinkt, die ihnen Zufluß spenden. Den Wasserläufchen, die sich auf dem feuchten Bocksberg ansammeln und hier und da zutage treten, wird das nämliche Schicksal zuteil. Nur der Eppenbach, der hinab zur Sormitz eilt, führt noch ein kläglich wasserarmes Dasein weiter. Aber sein Rauschen und Sprudeln ist zum Flüstern und müden Klappern geworden, das dünn und schläfrig erklingt, und er läuft nur, weil er muß, weil sein Bett kein Ruhebett ist, sondern eine Springrinne, in der es vom Berg hinab zum Tale geht.

Ein einziger öffentlicher Brunnen mit beschränktem Wasserreichtum ist im Dorfe. Aber fast eine jede Wirtschaft hat in Küche oder Keller ihr eigenes Pümplein aufgestellt, das einem allerkleinsten Quellchen, ehe es ans Tageslicht gelangen kann, sein Wasser entreißt. —

Mit der Ef geht es bergab. Die Frauenlist will einschlafen. Die Laura freut sie nicht, und das Vieh freut sie nicht. Sie treibt auch nicht mehr, daß dem Herrn sein Recht werde. Sie sitzt in der Sonne am Hause, und in ihrem Kopfe webt verdämmernder Nebel. Also hebt das große Träumen an.

Was macht das junge Volk heut abend am Walpurgis? — Vielleicht klatschen die Burschen ein bißchen mit den Peitschen. Die Mädle aber bleiben in den Häusern.

Walpurgis haben die Burschen freie Bahn, da gehören ihnen die Wege und die Beute. Wehe dem Dirnlein, das sich draußen blicken läßt. Alles ist Hexe und wird gegriffen.

Es waren ein paar unartige Bursche im Ort, der Kämpfsche Knecht darunter, die die andern ansteckten, sie wollten die Hexen ausklatschen. Sie fanden sich auch mit ihren Peitschen zusammen, als die abendliche Arbeit getan war. Alle waren sie frisch gescheitelt und gewaschen. — Vorlaut maßten sie sich Gerichtsbarkeit an. — Man müsse den Bauer Hartmann verängstigen, sagten sie, er sei ein Mistfink. Die Schweine hätten Zutritt zur Stube; die Gänse, Hühner, Enten gingen aus und ein. Wenn der Hofhund nicht wäre, der auf Ordnung halte und das Viehzeug von dannen jage, würde bald der Bauer selbst nicht mehr in seine Stube eintreten können.

Sie stellten sich ein und klatschten los. Es waren zwölf Burschen. Gleich zwölf Pistolenschüssen knallten ihre zwölf Peitschenschläge. Die zwölf Richter hatten sich um das Gehöft verteilt. Die Rouleaus vor den Fenstern der Wohnstube saßen unordentlich, man konnte den ganzen Raum übersehen.

Das, was die Burschen wahrnahmen, stachelte ihre Tatkraft auf. Der Hund schoß heulend unter dem Tisch hervor, mit schlenkernden Beinen bewerkstelligte der Bauer seinen Abstieg vom Höllenstein, die Hühner flatterten. Und mit verstörtem Gesicht kam die Schwester aus der Kammer gelaufen.

Sie hielt das Mittelmaß mit Größe und Leibesfülle. Ihre Intelligenz, die fest versargt war ohne Auferstehungsvermögen, schickte ab und zu einen schwachen Blitz ihres Lebens herauf. Ihr Wille aber zu Tat und Gehorsam war nicht anzufechten.

Unter der trübbrennenden Lampe, die schmutzig von der Decke herabhing, standen die beiden Jammergestalten, die lange, verbeulte, aufsässige des Bauern neben der kürzeren, willfährigen seiner Schwester, beide bebend, ganz mit törichter Furcht erfüllt, was sich draußen zutrage.

Dabei wußten sie, daß Walpurgis war.

Aber das Peitschenknallen, das knatternd ineinander überfloß, war zu einem durchdringenden Ton von höllischer Beschaffenheit angewachsen, der mit Verwüstungen in den Gehörgängen und Gehirnkammern drohte und Ängste entfesselte, die zu Bildern und Vorstellungen ausarteten. Die beiden geschwisterlichen Schmutzfinken waren denn auch allen Ernstes überzeugt, daß die Hölle ihr Haus umzingle und Schädigung oder Raub der beiden Inwohner im Schilde führe.

Der Bauer holte schlotternden Leibes die Bibel herbei, schlug auf, wie sich's traf, setzte sich an den Tisch, faltete die Knochenfinger vor dem Gottesbuch und las. Seine Stimme

Trost.

Leise strich mir deine Hand
Über Stirn und Haar.
Ahntest du, was ich empfand? —
Daß ich glücklich war? — —

Als du fielst, war ich gefaßt.
Man verstand mich kaum;
Doch des Schmerzes graue Last
Blieb mir nur ein Traum.

Eines fühle ich noch jetzt.
Wie es damals war:
Bebend strichst du mir zuletzt
Über Stirn und Haar.

Hans Heidsieck (im Felde).

Digitized by Google

war ungelenk, verquetscht. Die Schwester hatte sich dazugesetzt, ihre Stirn war hilflos gefaltet.

Indessen erhob sich draußen ein donnerähnliches Geköse, das an Schaurigkeit das Peitschenknallen übertraf. Das Hartmannsche Gehöft lag hinter dem Dorfteich, den eine Anzahl der unartigen Burschen, aufgestachelt durch die Angst der Belagerten, mit breiten, hölzernen Mistpatschen schlug.

Der Hartmannsche Nachbar kam heraus und schalt. Aber unbekümmert nahm das Aufprallen seinen Fortgang.

(Fortsetzung folgt.)

Die Börse.

Von Kommerzienrat A. Moser.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte"

kann man mit Recht von der Einrichtung der Börse sagen.

Leider ist es in den letzten Dezennien üblich geworden, alles Ungünstige, was auf dem großen Markt der Effektengeschäfte vorfällt, der Börse zur Last zu legen und damit im gesamten Volk eine recht ungünstige Meinung über die Börse, eine Voreingenommenheit gegen sie zu erzeugen, welche sich bei den Behörden und Parlamenten in drückenden Gesetzen, Überwachungen usw. geltend macht, die sich nicht nur, wie sie gedacht sind, gegen die einzelnen Börsenbesucher richten, sondern ungewolltermaßen fast jeden Deutschen schädigen.

Dies kommt dem letzteren allerdings nicht sehr zum Bewußtsein, da kaum eine zweite Organisation im großen Publikum so unbekannt ist wie die Börse. Trotz der vielen gelehrten Abhandlungen der Professoren, der mannigfachen Aufklärungsversuche der beteiligten Kreise ist es bisher nicht gelungen, das Verständnis für die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Börse in weite Kreise des Volkes zu bringen.

Und doch hängt jeder, der Kapital gesammelt hat, mit dem Wohl und Wehe der Börse eng zusammen. Vor dem Kriege schätzte man das deutsche Volksvermögen auf 300—400 Milliarden, das jährliche Einkommen auf 40 Milliarden, die jährlichen Ersparnisse auf etwa 3 Milliarden Mark. Diese letzteren müssen, da die Zeiten, wo die Leute ihr bares Geld in die Strümpfe steckten, vorbei sind, wieder angelegt werden. Dies kann in Darlehen an andere oder durch Erwerb von Hypotheken, zum weitaus größten Teil aber durch Anlage in Effekten (Wertpapieren) geschehen. Die Einzahlung in die Sparkassen ist nur eine Zwischenstufe, denn diese Kassen müssen, um die Zinsen an die Sparer zahlen zu können, doch ihrerseits auch wieder Hypotheken oder Effekten ankaufen.

Jede Anlage in Effekten wird durch die Börse vermittelt. Denn wenn auch in kleinerem Maße der Bankier das Begehren seiner Kundschaft direkt aus seinen Beständen vermittelt, so ist doch dieses nur ein Glied in der Kette, und schließlich muß dieser Bankier seine Bestände durch Ankauf an der Börse immer wieder ergänzen.

Die Börse — wir haben in Deutschland etwa 10 Effektenbörsen, mit denen wir uns hier lediglich beschäftigen; es gibt auch Getreide-, Zucker-, Baumwoll-, Metall- und andere Börsen — ist nun der Zentralpunkt, der Ort, an welchem täglich, namentlich während der Börsenzeit, andauernd die Aufträge aus allen Teilen des Reichs (in Berlin besonders auch von den Provinzbörsen) zusammenströmen, um dort ihre Erledigung zu finden. Und die Aufgabe — eine absolut notwendige volkswirtschaftliche Aufgabe — der Börse ist es, dafür zu sorgen, daß für jedes Effekt, das z. B. ein Mann in Buxtehude verkaufen will, ein Käufer da ist und für jedes Effekt, welches jemand in Kyritz kaufen möchte, ein Verkäufer. Dies geschieht einmal dadurch, daß, wie schon gesagt, an der Börse die verschiedensten Aufträge zusammenfließen, daß also z. B. dort gerade jemand 5000 Mark Preußische Consols kaufen will, die ein anderer aus einer anderen Stadt zum Verkauf beordert hat, und umgekehrt. Zum anderen aber, was natürlich weit öfters vorkommt, daß es Bankiers und Makler, die sogenannte Kulisse, gibt, welche Effekten, die gerade angeboten sind, kaufen oder solche, die verlangt sind, abgeben, um in einigen Tagen oder Wochen das Geschäft durch Verkauf oder Kauf wieder auszugleichen.

Denkt man sich dies nicht mit 5000 Mark Preußischen Consols, sondern in größtem Maßstabe mit Hunderten von Wertpapieren und Millionen von Beträgen, so hat man das innere Wesen, aber auch die absolute Notwendigkeit und Wichtigkeit der Börse für jedermann erkannt.

Zu erwähnen ist noch die lebhafte Tätigkeit der Börsenbesucher in der Arbitrage, d. h. dem Ausgleich der Kursverschiedenheiten an den einzelnen Börsen Deutschlands und namentlich zwischen diesen und den Börsen des Auslandes. Ganz besonders im Kriege hat sich dieser Zweig des Börsenhandels als notwendig für die Valutaverhältnisse unseres Landes erwiesen, ebenso der Geschäftsverkehr in Devisen (ausländische Wechsel), welcher an den Börsen, namentlich in Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. in größtem Umfange betrieben wird.

Die Haupttätigkeit aber ist und bleibt der Umsatz der riesigen Mengen von Wertpapieren. Dem seit 1871 dauernd steigenden Reichtum und der fortschreitenden Industrialisierung Deutschlands ist es zu verdanken, daß die deutschen Börsen, an der Spitze die Berliner, trotz der eingangs erwähnten Beschränkungen der Gesetzgebung, immer mehr erstarkten.

Zwei getrennte Gebiete von Wertpapieren sind es, die an den Börsen umgesetzt werden — wir sprechen stets von der Zeit vor dem Kriege —, einmal festverzinsliche Werte, Staats- und andere Anleihen, Pfandbriefe usw. — Fonds genannt — und Anteile von Eisenbahnen, Banken und Industrieunternehmungen, welche im Gegensatz zu ersteren, die eine sich nicht verändernde, aber nur mäßige Verzinsung (Rente) abwerfen, schwankende Erträgnisse (Dividenden) verteilen. Nur dadurch, daß jedermann sich an unsern größten Aktienunternehmungen durch Übernahme beliebiger Beträge beteiligen kann, ist es und war es überhaupt denkbar, diese Gesellschaften erst zu schaffen, und nur durch die an der Börse täglich gegebene leichte Kaufs- und Verkaufsmöglichkeit aller Beträge — mögen sie groß oder klein sein — wird eine solche sehr wünschenswerte Betätigung unserer wohlhabenden Bevölkerung allgemein erst ermöglicht.

Diese Tatsache hat ihr ungemein Gutes und Notwendiges im Interesse der industriellen Entwicklung unseres Vaterlandes, hat aber auch seine großen Gefahren. Denn nicht alle Aktiengesellschaften entwickeln sich günstig oder gleichmäßig. Es kommen nach guten Jahren schlechte Zeiten; die Kurse gehen herunter, es tritt ein allgemeiner Niedergang (Baisse) an der Börse ein oder auch ein spezieller Kurssturz in einem einzelnen, schlecht verwalteten Effekt — und dies ist dann teilweise die Ursache des Hasses gegen die Börse, welche für alle getäuschten Hoffnungen verantwortlich gemacht wird.

Nicht unerwähnt wollen wir auch unter den Börsenbesuchern die Spekulanten lassen, d. h. Leute, welche mit kleinem Einsatz große Posten Effekten erwerben und bei den unvermeidlichen Schwankungen natürlich ihre Ersparnisse leicht verlieren und durch dann notwendig werdende Zwangsverkäufe, welche Kursrückgänge verursachen, viele mit ins Unglück reißen.

Es kann eben nicht oft genug davor gewarnt werden, daß kleine Kapitalisten für ihre Anlagen das große solide Gebiet der Rentenpapiere verlassen und sich auf das wogende Meer der Dividendenwerte begeben.

Zur Vervollständigung unserer Schilderung der Börse erwähnen wir noch, daß der Verkehr sich in zweierlei Formen, dem Geschäft auf baldige Lieferung (per Kasse) und auf Zeit (per Ultimo) teilt. Die spekulative Tätigkeit findet lediglich auf dem letzteren Gebiete statt, wo Käufer wie Verkäufer bis Ende des laufenden Monats — durch Prolongation auch länger — Zeit haben, sich für die gekauften Effekten das Geld zur Abnahme zu besorgen oder die verkauften Effekten an anderen Plätzen oder durch Rückkäufe sich zu beschaffen. Seit Kriegsbeginn ist der Ultimohandel und jede spekulative Tätigkeit untersagt. Die ungeheuren, bei uns vorhandenen Geldmittel sollen in der Hauptsache der Unterbringung unserer Kriegsanleihen dienen, werden aber auch naturgemäß in anderen Renten und in Anteilen unserer glänzend prosperierenden Aktiengesellschaften angelegt.

Durch die Börse allein war es, namentlich in den ersten Kriegsjahren, dem Publikum möglich, zwecks Beteiligung an den Kriegsanleihen seine Industriepapiere abzustoßen. Dies konnte zum Glück meistens mit Nutzen geschehen. — Wir hoffen zuversichtlich, daß bald uns ein ehrenvoller Frieden beschieden sei, der auch den deutschen Börsen ihre Bewegungsfreiheit wiedergibt und ihnen dadurch die Möglichkeit schafft, in dem vielgestaltigen Organismus unseres Wirtschaftslebens ein wesentliches und notwendiges Glied zu bilden.

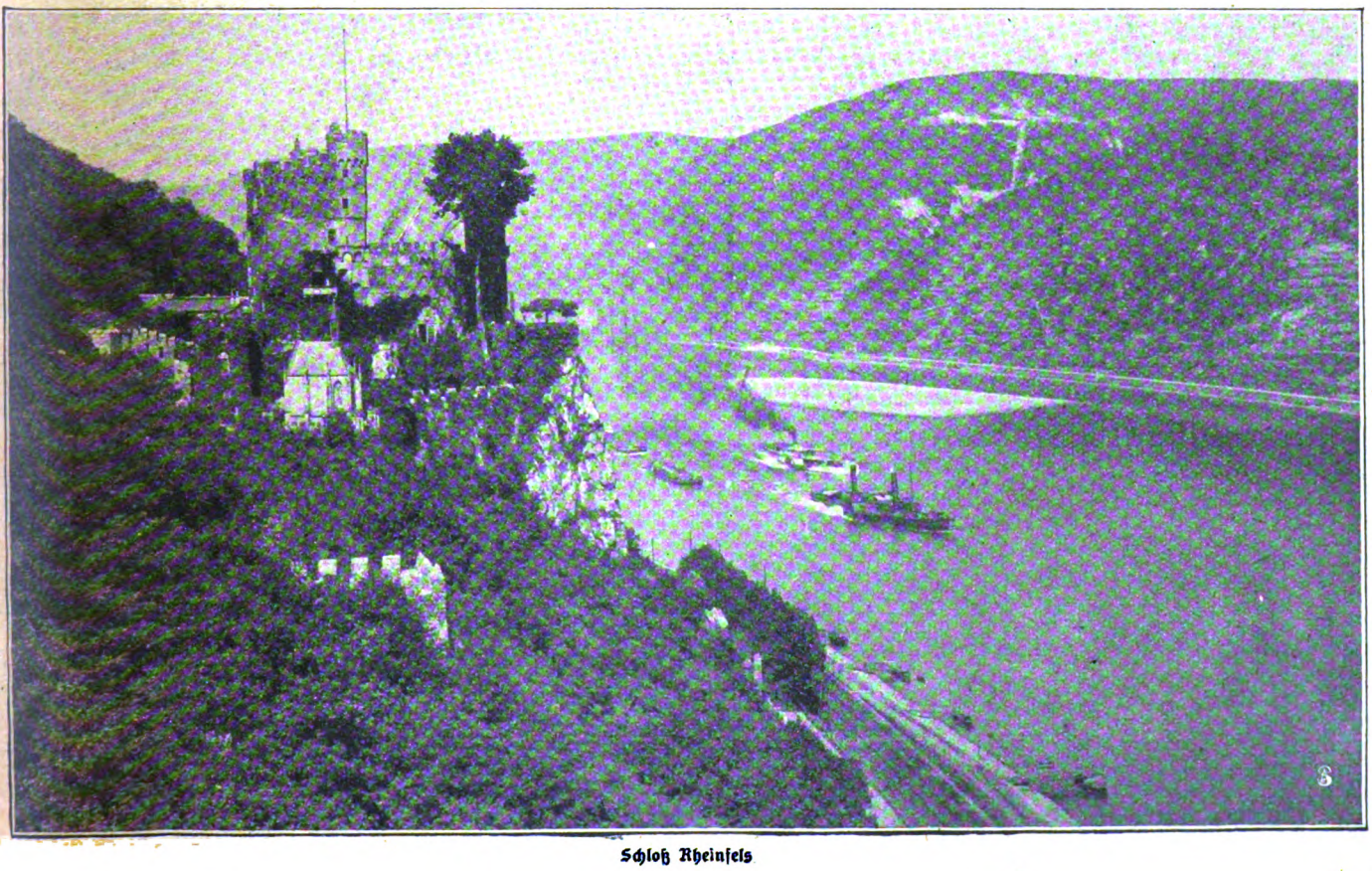
Digitized by Google

Einzug der Winzer in die Weinberge am ersten Tage der Öffnung der Feldtore

Weinlese am Rhein.

Von Louise Schulze-Brück — Mit 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Conrad Hünich Charlottenburg

Wenn alle Jahresernte längst in die Scheunen gebracht ist, in der Mitte des Oktober, beginnt die Ernte der kostbarsten Gabe der deutschen Erde, — die Weinlese. Gern läßt man die Traube bis zur allerletzten Zeit am Stock hängen. Denn spät erst setzt die sogenannte Edelreife ein, der höchste Grad der Vollendung, wo die Traube kaum mehr genießbar für den Esser ist, ihr Saft aber der höchste Genuß für den Trinker. Die Weinlese ist der Schluß eines Jahres schwerster Arbeit für den Winzer, und wie das Arbeitsjahr oft genug vergebliche Mühe war, weil ein „gutes Jahr" eine Sache des Zufalls ist und hauptsächlich vom Wetter, daneben aber auch von einem Dutzend anderer Faktoren abhängig ist, so ist der Verlauf der Weinlese auch ein Zufall. Strahlt goldene Oktobersonne vom blauen Herbsthimmel, hängen die Trauben zahlreich und in guter Beschaffenheit an den oft schon fast blattlosen Stöcken, dann ist die Lese eine Freude. Dann ziehen Leser und Leserinnen in die Weinberge, nachdem



Schloß Rheinfels

Digitized by Google

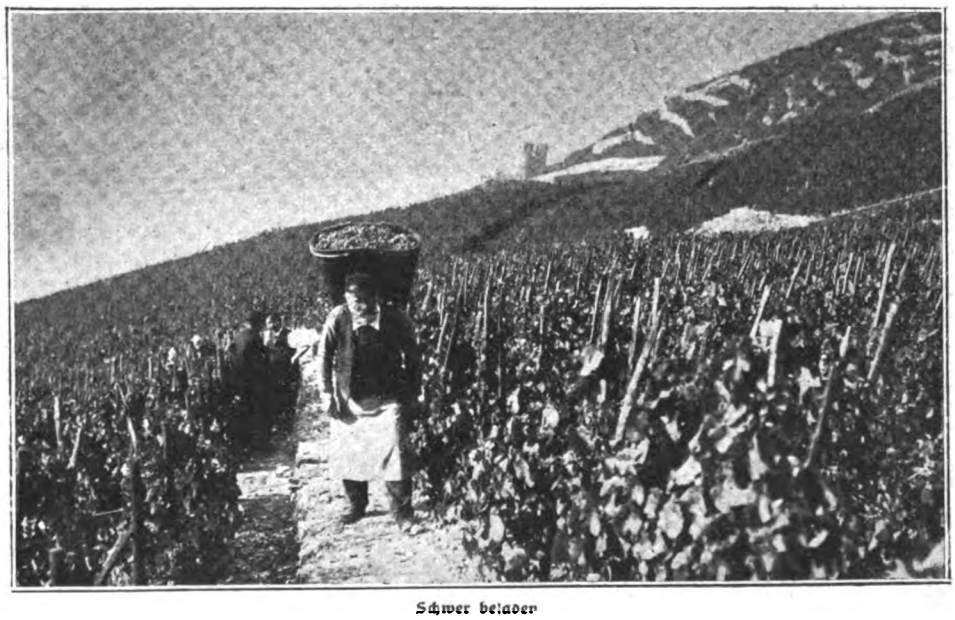
die Tore der Besitzungen, die die letzte Zeit geschlossen waren, damit kein Unberufener die Berge betreten kann, geöffnet wurden. In Friedensjahren zog oft Musik dem frohen Zug voraus, hell klang der Winzerinnen Gesang weit über die Berge, und fröhlich ging's an die Arbeit, die freilich auch schwer genug ist, weil der Zuckergehalt der Traube die Hände bald ganz steif macht und das „Abtragen" der geschnittenen Trauben in hölzernen Rückenkörben die steilen Treppen der hohen Weinberge hinab auch kein Kinderspiel ist. Musik und Gesang gibt es freilich nicht mehr, nur hier und da klingt ein Mädchenchor über Berg und Fluß. Aber er singt nicht die alten, frohen Lieder, und wehmütig klingt das „Röslein, Röslein, Röslein rot" auch beim Heimweg in die Feierabendstille hinein, wo früher Winzer und Winzerinnen Arm in Arm mit hellem Jauchzen in die frohen Dörfer einzogen. Freilich, auch in den letzten Friedensjahren war die Lese nicht fröhlich, außer im gesegneten Herbst 1911. Gar zu viele Mißjahre mußte der Winzer erleben; die Schädlinge des Weinstockes Peronospora und Oïdium, Blattfallkrankheit und Schimmelpilz hausten übel, und Heuwurm und Sauerwurm vollendeten das Unheil.

Beim Traubenpflücken.

Es gibt ein altes Winzersprichwort „Der Winzer kann versinken, aber nicht ertrinken", will sagen, er kann wohl durch Mißjahre sehr zu Schaden kommen, aber nicht ganz untergehen. Vor dem Kriege aber schien es, als ob dieses Sprichwort zuschanden werden sollte, der rheinische, besonders aber der Rheingauer Winzer war dem „Ertrinken" nur zu nahe. Der Klein- wie der Großwinzer, der Weingutsbesitzer konnte manchmal kaum die Kosten der Lese aus seinen Weinbergen herauswirtschaften, während die hohen Summen, die sie alljährlich in ihren Besitz hineinstecken mußten, Jahr für Jahr ungedeckt blieben. Unverkauft lagen oft die Weine ganzer Jahrgänge im Keller des Kleinwinzers, während auf den Weinversteigerungen, auf denen die naturreinen Weine der Großweingutsbesitzer alljährlich versteigert werden, oft mehr als die Hälfte des Weines „zurückging", das heißt vom Besitzer zurückgezogen werden mußte, weil sie die Taxe, die niedrigste Forderung des Besitzers, nicht erreichten. Die Hypotheken wuchsen bis in die höchsten Blattspitzen des Weinstockes, und mancher Besitzer hätte gern seinen Weinberg verkauft, wenn jemand ihn hätte haben mögen. Die Großwinzer, deren Besitz sich durchschnittlich zu normalen Zeiten nur mit 3 bis höchstens 5 v. H verzinst, waren in ebenso schlechter Lage wie der Kleinwinzer.

Die Winzergenossenschaften im Rheingau verkrachten nach und nach in großer Zahl, und das vermehrte schließlich die unglückliche Lage der haftenden Winzer bis aufs Aeußerste. Der Krieg schien dem Winzer den letzten Stoß zu geben. Denn zunächst kaufte nun erst recht niemand den Wein, und dem Winzer fehlte das doppelt notwendige bare Geld fast völlig.

Dann kam das gesegnete Jahr 1915. Aber es brachte dem Winzer selbst wenig Freude; zu niedrigsten Preisen mußte er seine Trauben oder seinen Most oder auch den fertigen jungen Wein an den Händler oder den Zwischenhändler verkaufen, um nur einmal zu barem Geld zu gelangen, und das Jahr 1916, das ein Fehljahr war, brachte ebenfalls wenig Wandel. Erst der wunderbare 17er erlöste den Winzer aus seiner üblen Lage, denn inzwischen setzte jenes Steigen der Preise ein, das wir jetzt miterleben, und das in den letzten Monaten ins Ungemessene ging. Aber an diesem Steigen trägt der Winzer die wenigste Schuld. Auch seinen 17er verkaufte der Kleinwinzer noch wenn auch zu sehr guten, so doch keineswegs zu Wucherpreisen; der Großwinzer freilich konnte auf den Versteigerungen sehr hohe Preise erzielen, denn Handel und Spekulantentum rissen sich um seine Weine, die zu einem Spekulationsobjekt geworden waren. Inzwischen sind aber auch die Kosten der Bewirtschaftung für den Winzer selbst um das Vielfache gestiegen, und die Schwierigkeiten wachsen bergehoch. — So ist dem Winzer der Verdienst, den er an seinen Weinen hat, noch am meisten zu gönnen. Der 17er hat auch den Namen „Hypothekenlöscher" erhalten, und dieser Name allein erzählt Bände. Jeder Jahrgang des Rheinweins erhält seinen charakteristischen, oft mit sehr viel Humor oder scharfem Witz gewählten Namen. — In diesem Jahr wird die kostbare Frucht mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen



Schwer beladen

Digitized by Google

werden. Wird sie doch nahezu mit Silber (da es kein Gold mehr gibt) aufgewogen. Da würde der Weinbergsbesitzer es sicher gern sehen, wenn Leser und Leserinnen tüchtig sängen. Denn „singender Mund ißt keine Trauben", hieß es schon in Friedenszeiten. Und wenn nach getaner Tagesarbeit die Kelter bis tief in die Nacht hinein knirscht und der kostbare Saft unablässig in die Bütten rinnt, dann wird er noch weniger Müdigkeit kennen als früher.

Die Lesezeit ist für jung und alt eine Zeit angestrengtester Arbeit. Denn die kostbare Frucht muß gekeltert werden so schnell als möglich, weil der Saft oft schon gärt, noch ehe er mit der Traube gepreßt ist. So wird beim Kleinwinzer wie beim Großbesitzer unablässig gearbeitet, beinahe Tag und Nacht. In den kleinen, engen Höfen, wo man noch mit der Handkelter arbeitet, wie in den großen Betrieben, wo die Maschine geht, regen sich alle verfügbaren Kräfte, solange es eben nötig ist. In langen Zügen fahren Abend für Abend die „Bütten", gefüllt mit der „goldenen Traube", die aber jetzt keine goldene Traube

Ein Trunk.

Roter Rheinwein.

den Gärkellern jenen schönsten Klang für das Winzerohr, das regelmäßige Kluck — kluck — — kluck — kluck des gärenden Weines, wobei jedes Faß merkwürdigerweise einen anderen Ton hat. Und während im Kelterhaus noch die Kelter geht, reift hier der Most schon der Vollendung zu und erfordert die sorgfältigste Behandlung, bis er zu Wein geworden ist.

Ist die Lese vorüber, so gab es in Friedenszeiten fröhliches Schlußfest. Ein echtes Winzerfest hat sich nur noch an der Mosel erhalten, im weingesegneten Winningen, aber am Rhein feiert man doch das letzte Faß mit allerhand Mummenschanz, mit einem großen Mahl für die Leser und Leserinnen mit Musik und Tanz, wenn das Jahr gut war.

Hoffen wir, daß die Zeiten bald wiederkommen, in denen die Lese in Fröhlichkeit gefeiert werden kann.

mehr ist, sondern ein durch die Traubenmühle meist schon gemahlener, unansehnlicher Brei auf den schönen Straßen dem Rhein, den heimischen Dörfern zu, wo sie schon ungeduldig in der Kelter erwartet werden. Dann beginnt ein emsiges Ausschöpfen, Verwiegen, Einschütten in die Kelter. Und dann läuft der gekelterte Saft in die Fässer, wo er nun gären und brausen und sich entwickeln soll zu edlem Wein. Schon am Tage nach dem Keltern hört man oft in

Der „Rüdesheimer Berg".

Digitized by Google

Die große Woge.

Copyright by Brust Kolb's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1916.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

19. Fortsetzung.)

Die Berner „Copyright“-Schutz [illegible] gesetzlich [illegible] nicht verbrauchen [illegible]

„Es ist viel schöner,“ sagte Christa schnell, als habe sie sich auf diese Wendung vorbereitet, „wenn dieser Zweck nun dabei fortfällt und du nur dem Vaterlande dienst, ohne jede Eigenabsicht — —“

„Da hast du recht“, überlegte er langsam.

„Siehst du! Und wegen des übrigen sei unbesorgt! Wir sind doch keine Feinde, sondern die besten Freunde. Ich mache alles genau so, bis aufs Tüttelchen, wie du es haben willst, Hugo, verlaß dich auf mich. Nur eine Bitte habe ich noch — —“

„Nun?“ Er hielt ihre leis zuckende Hand in der seinen.

„Daß ich trotzdem nach Grünholz darf, sobald es nur geht. Ich will alles wieder mit aufbauen und einrichten helfen, auch im Dorf — nichts sollst du vermissen, wenn du zurückkommst! Und es kann doch keine schönere Aufgabe für mich im Kriege geben —“

Als er noch zögerte, schloß sie:

„Deshalb wollte ich nicht zu Ilse. Ich kann nicht untätig sein. Du sollst auch nicht sagen, daß ich dich sonst im Stich gelassen hätte. Und für die Leute wäre es das beste.“

„Du wirst sie sicher zu sehr verwöhnen.“

„Kann man ihnen genug Liebe antun, nach dem, was sie erlitten haben?“

„Gut!“ Es schien ihm doch, als brächte er ein Opfer. „Geh hin! Dann weiß ich auch, daß du gut aufgehoben bist.“

Sie nickte lächelnd: die zertrümmerte Heimat stand vor ihrer Seele, die sie aufbauen wollte, um sie ihm und einer anderen zu überlassen — —

„Ich habe Grünholz immer über alles geliebt, Hugo. Wäre es nach mir gegangen, so hätten wir es kaum je verlassen.“

„Und wenn ich wirklich nicht wiederkomme, Christa, willst du dann dort bleiben, bis zu Maltes Volljährigkeit?“

„Es bleibt alles beim alten, Hugo. Sei du ganz ruhig. Ich handle nur in deinem Sinn.“

Aber ihn verlassen, das wollte sie doch —? Er hatte Tränen in den Augen, als er sich nun beugte und sie küßte. Der erste Kuß seit ihrer Rückkehr und zugleich der Abschiedskuß! Ihre Lippen brannten lange und fest auf den seinen.

„Christa —“

„Du mußt fort“, drängte sie.

Er nickte und griff nach seinem Hut. „Auf Wiedersehen denn!“

„Auf Wiedersehen — Gott schütze dich!“

An der Tür küßte er ihre Hand. Sie blieb ruhig stehen, ganz ruhig. Der große Traum von Liebe war ausgeträumt — er hatte sich in alles ohne Kampf hineingefunden und seine Freiheit angenommen. Die Täuschung war ihr gelungen.

„Ja, es ist mir gelungen“, sagte sie vor sich hin und ließ sich in einen Sessel fallen. Die Abspannung kam nach der furchtbaren inneren Erregung. Sie konnte nicht weinen, nicht jammern. Sie starrte vor sich hin auf einen Punkt des Teppichs.

Unten setzte sich Hugo in einen Wagen und fuhr davon. Was hatte Christa doch gesagt —?

Nur das eine tauchte immer wieder in seinem Gehirn auf: Daß sich nun kein persönlicher Nebenzweck mehr damit verbände, wenn er seine Dienste dem Vaterlande anböte. Die große Woge riß ihn nach oben, er trat aus der einsamen Dunkelheit wieder hinaus in Luft und Licht — er durfte gleichberechtigt neben den andern stehen. Das war an sich Glücks genug. Und er brauchte nun nicht mehr zu denken: Ob sie mich befördern, ob sie mich doch noch wert erachten, wieder den Offiziersrock zu tragen? Ihm selbst war es gleichgültig, ob das geschähe. Christas wegen hätte er es gewünscht. Sie wollte nicht seine Frau bleiben, hatte nicht mehr den Ehrgeiz, an seiner Seite eine gesellschaftliche Stellung zu gewinnen — gut also. Gut! Wie ein Alb fiel es ihm von der Brust. Er wollte kämpfen und seinen Mann stehen. Aber er wartete nicht mehr auf eine Extrabelohnung, eine neue Anerkennung seiner persönlichen und militärischen Eigenschaften. Wie wohl das tat!

Der D-Zug nach Kiel war überfüllt, und doch strömten noch an jeder Station jüngere und ältere Männer in die Wagen, um ihr Ziel irgendwo im Norden zu erreichen. Ganz Deutschland schien unterwegs zu sein und sich in diesen einen Zug zu ergießen. Aber so sah's auf jeder Bahnlinie aus, und seit zwei Tagen rollten unaufhörlich vom Norden zum Süden und von Ost nach West und zurück die Militärzüge hin und her in unabsehbarer Folge, wie ein Band ohne Ende.

Man sprach um Hugo her von den ersten Kriegsereignissen. Alle drängten und sehnten sich, an den Feind zu kommen: in die Front, in die äußerste Front! Jeder Pulsschlag getrieben von Kampfeslust und Kampfesmut, jedes Herz im Takt Aufopferung und selbstverständliches Sichaufgeben durch die Adern jagend. Ganz still saß er dazwischen, und immer froher, immer glücklicher wurde er. So frei innerlich wie seit Jahren nicht. Nicht, seit man ihm den schlichten Abschied um Christas willen gegeben hatte.

Christa hatte ihn erlöst. Rücksichtslos wie die andern warf auch er sich in die Schranke. Wußte sie, was sie ihm getan hatte? War es das, was sie wollte?

Er grübelte darüber nach, bis sie in den Kieler Bahnhof einfuhren und er noch vom Wagenfenster aus die grauen Kolosse liegen sah, aus deren Schloten es in grauen Wirbeln in die Luft stieg. Eine dieser schwimmenden Festungen wollte vielleicht auch ihn aufnehmen, eine bescheidene Nummer unter Tausend und aber Tausenden sollte er werden — niemand würde von ihm und seinem Schicksal wissen, noch sich darum kümmern. Nur der Mann war etwas wert, seine rein körperliche Kraft und sein Mut. Nach den Ureigenschaften wurde wieder gemustert — was Kultur und Zivilisation um sie herumgehängt hatten, fiel ab wie mürbes Zeug.

Er ging in ein Hotel, um abzuwarten, was man über ihn beschließen würde. Das war eine harte Aufgabe. Denn um ihn her war ein Strom von unabläßiger Tätigkeit. Angriffsbereite Schiffe fuhren ins Meer, Truppen in unabsehbaren, sich stetig erneuernden Scharen schritten in diesem Rhythmus, in dem ein Widerhall ihrer Kraft und ihrer Disziplin liegt, durch die Straßen zum Bahnhof — und wie das Größte bereit war und ohne eine Sekunde der Zögerung seinem Zweck dienstbar gemacht werden konnte, so umfaßten Fürsorge und Ordnung auch die kleinsten, scheinbar unwichtigen Dinge. Nie hätte man ein besseres, getreueres Bild der deutschen Gründlichkeit haben können wie in diesen großen Kriegstagen. Und diese Ruhe in allen Bestimmungen gab dem bangsten Herzen Sicherheit. Man war gewappnet, das ganze Land glich einem Soldaten in tadelloser grauer Ausrüstung: nichts fehlte, nichts war zuviel!

Alles atmete, alles fühlte um Terfalt her nur Krieg. Und er meinte, er sei trotz seiner brennenden Teilnahme an jedem Ereignis doch ausgeschaltet, solange auf ihn keine, wenn auch noch so kleine Rolle fiele.

Eines Tages traf er unvermutet auf Winter. Der war natürlich schon in Marineuniform und mit einem Auftrag von Wilhelmshaven herübergesandt. Er sprach rascher als

Digitized by Google

sonst, war lebhafter in Bewegung und Gang und schien den in seinen Kunstgenüssen aufgehenden Menschen abgestreift zu haben.

„Christa hat recht — du bist ein anderer geworden", sagte Hugo, ihn betrachtend.

„Christa!" Ungestüm kam ihr Name über seine Lippen. Dann brach er ab.

„Ja, ich muß dir noch danken — du hast sie ja großartig gerettet! Wie ein Drama klang ihre Beschreibung von eurer Flucht — sie schildert dich als wahren Helden!"

Trotz des Lobes hörte Winter Spott oder einen heimlichen Ärger aus den Worten heraus.

„Komm, laß uns schnell zusammen frühstücken", schlug er vor.

Sie traten in das schöne Hansa-Hotel ein, das hart am Hafen liegt. So konnten sie das unruhvolle Leben auf den Schiffen und den am jenseitigen Ufer liegenden Werften und Docks gut beobachten.

Winter versuchte, das fortzuräumen, was sich in des Freundes Seele an Argwohn festgesetzt zu haben schien.

„Ich beneide dich um deine Frau", begann er ruhig. „Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß eine Dame sich von allem Angewöhnten und Angelernten so frei machen und einfach nur Mensch sein könnte. Ich sage dir offen: Ich verstehe alles, was geschehen ist — um diese Frau festzuhalten, hätte ich auch meine Existenz hingeworfen!"

„Wirklich?" fragte Terfalt hart. „Auch wenn du, wie ich jetzt, in solch einer Zeit ausgeschaltet bliebest — wenn sie dir auch jetzt, in Kriegsnot, nicht verzeihen, daß du einmal ihre Gesetze verletzt hast?"

Winter legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Da zog draußen ein Regiment vorüber, zur Bahn. Sie erhoben sich und blickten über die Schutzgardinen fort. Die Musik spielte, Rosen leuchteten von den Gewehrmündungen, die jungen Gesichter strahlten — Sieg oder Tod! Was galt es ihnen! Deutschland über alles!

Die beiden Herren setzten sich wieder hin, nachdem sie mit Hand und Augen hinausgegrüßt hatten. Die Bewegung verschlug ihnen anfangs die Rede.

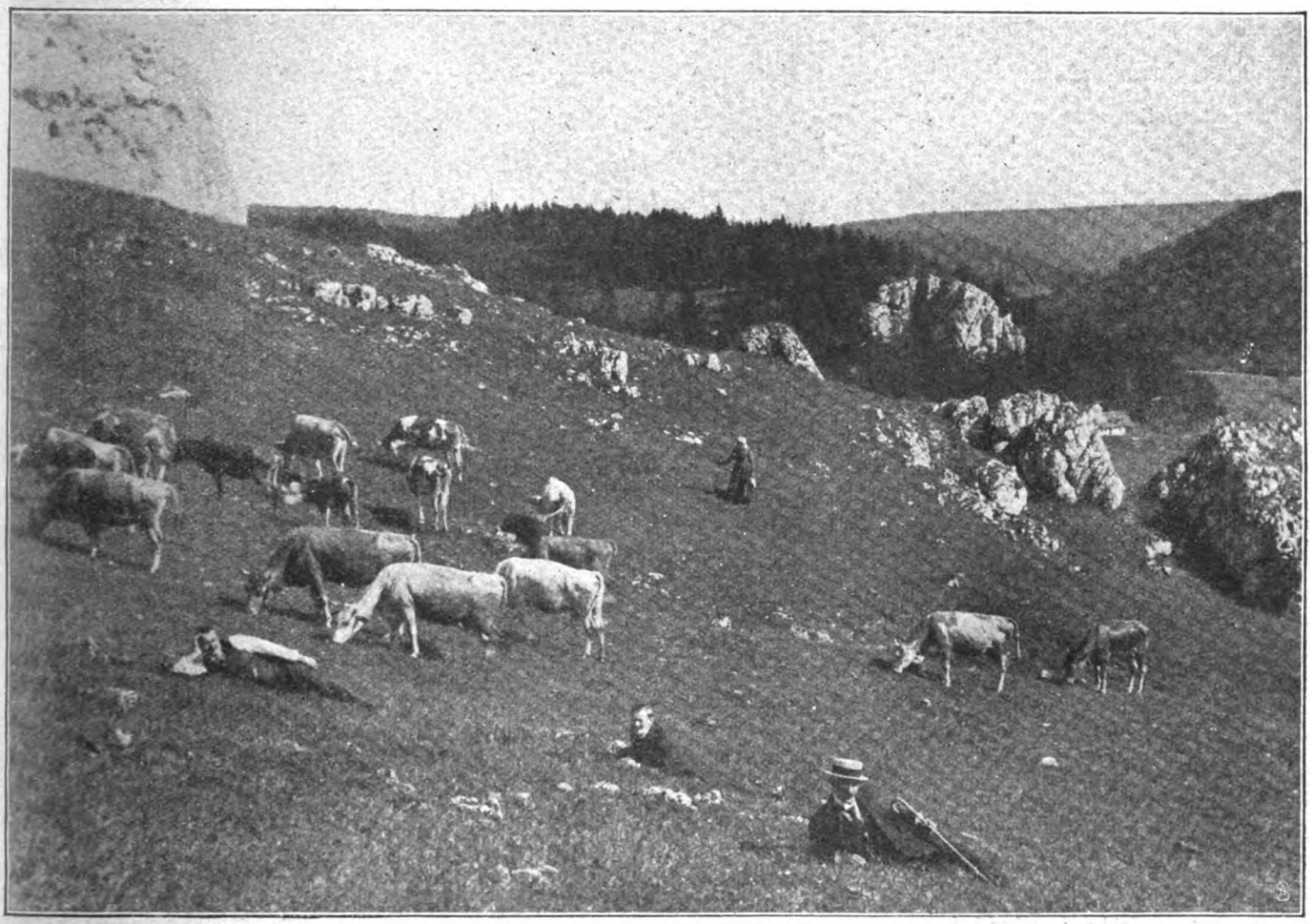
„Und nicht mittun dürfen", sagte Terfalt vor sich hin und stieß sein Glas auf den Tisch. „Herr, mein Gott, es ist ärger als Todesstrafe!"

„Es kommt", beschwichtigte Winter ihn. „Sei nur geduldig!"

„Sagst du das, um mich zu trösten, oder —?"

„Nein, ich weiß mehr. Und Bestimmtes, Terfalt. Wir sprachen gestern im Kasino darüber."

„Wie ist die Stimmung? Dafür oder dagegen?"



Am alpinen Steig bei Regensburg. Gustav Krebbiel, Regensburg, phot.

„Daß man dir Gelegenheit geben will, dich zu rehabilitieren! Natürlich ist man dafür."

„Von wem hängt es denn noch ab?"

Winter zögerte ein wenig. „Das Gesuch muß von der maßgebenden Stelle unterstützt werden; unsere Billigung oder Verneinung, die des Offizierkorps nämlich, kommt erst in zweiter Linie in Frage."

„Und da hapert's also, schon bei der ersten Instanz?"

„Es ist noch gar nichts entschieden, beruhige dich doch."

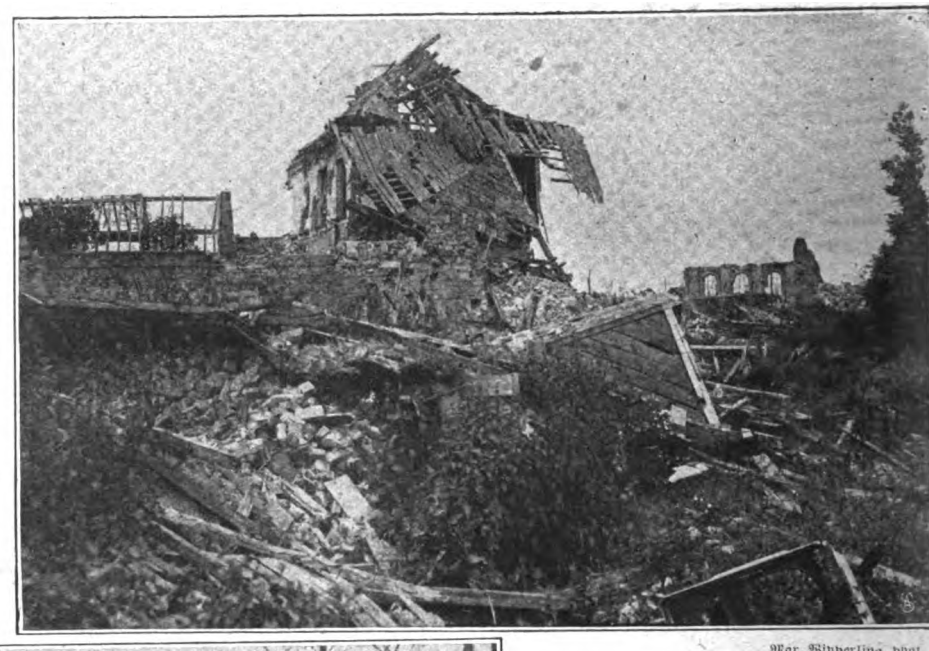
Terfalt lag ein Fluch auf den Lippen. Es war so entsetzlich, sich vorzustellen, daß man auch jetzt nach dem Buchstaben urteilen wollte. Konnte es irgendeinen Menschen geben, der noch zögerte und es am Ende verhinderte, daß ein Reuiger zeigen wollte, wie sehr er doch am Vaterland hinge?

Hatte er damals gesündigt, so war es an ihm selbst gestraft worden. Sie hatten, seiner Meinung nach, kaum das Recht, ihn deshalb noch unwürdig zu finden, das Reich gegen äußere Feinde zu verteidigen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Gewinn der Entente.

Die deutschen Unglücksraben, die zu krächzen begannen, als die Verlegung unserer Front im Westen nach rückwärts begann, werden sich wahrscheinlich entschließen, den Schnabel zu halten, wenn sie einmal in Ruhe darüber nachdenken, welcher Art das Gelände ist, das wir der Entente überlassen haben, und aus welchen Gründen unsere Heeresleitung zu dem Entschluß gekommen ist, den durch unsere Frühjahrsoffensive geschaffenen vorspringenden Bogen unserer Linie aufzugeben und wieder zu einer geraden Linie zurückzubiegen. Daß wir einer gewaltigen Übermacht im Westen gegenüberstehen, ist klar. Daß unsere Heeresleitung unsere Kräfte nach Möglichkeit zu schonen beabsichtigt, hat sie oft genug und lange bevor sie die Front zurückverlegte, klar und deutlich ausgesprochen. Wie der Streifen eroberten



Max Wipperling phot

Trümmerfeld von Chaulnes

Max Wipperling phot

Schloßruine im Walde von Les Loges.

Landes, den wir jetzt aufgegeben haben, aussieht, mögen sich die Leser an unsern Bildern klarmachen, — Trümmerhaufen, die keiner Katze Deckung gewähren, verwüstetes Land ohne Wege und Stege, mit zerstörten Brücken, kaum passierbar. Das lag hinter unseren Linien, — aller Nachschub an Truppen, Proviant, Munition und Kriegsmaterial mußte durch diese Wüste mit grenzenlosen Schwierigkeiten an die vorderste Front geschafft werden. Jetzt liegt die Wüste vor unseren Linien. Die Schwierigkeiten, die vor kurzem noch wir hatten, hat jetzt der Feind. Die Entente ist wieder — oder doch beinahe wieder — so weit, wie sie vor unserer Frühjahrsoffensive war, — das heißt, sie steht vor der unlösbaren Aufgabe, unsere Siegfriedstellung einzudrücken. Diesen Erfolg hat sie mit einer ungeheuren Anzahl von Toten und Verwundeten, zerschossenen Panzerwagen und verlorenen Flugzeugen bezahlt, in wochenlangen blutigsten Kämpfen unseren Schritt für Schritt sich zurückziehenden Nachhuten abgerungen, während unsere Frühjahrsoffensive mit verhältnismäßig geringen Verlusten unsererseits dem Feinde in kaum acht Tagen eine blühende Provinz entriß und fast eine halbe Million seiner Streiter kampfunfähig machte. Bei unserer Offensive wie bei der Offensive der Entente waren die weitaus größeren Verluste an Menschen und Material auf seiten der Entente, und das Resultat für die Entente ist der Wiedergewinn eines toten Geländes, das, hinter unseren Linien liegend, uns, vor unseren Linien liegend, dem Feinde eine starke Behinderung der Kampfkraft bedeutet. Den zahlenmäßig überlegenen Gegner zermürben aber ist Hindenburgs erprobte Taktik. Auch in diesen Sommermonaten hat sie sich trotz der Aufgabe eroberten Gebiets trefflich bewährt. Daß man in Paris, London und Washington jubelt, ist begreiflich; denn Leute, die an Niederlagen gewöhnt sind, mögen in einem Scheinerfolg einen Sieg sehen. Uns aber gibt der bisherige Verlauf des Krieges den Maßstab für die klare Beurteilung der jeweiligen Kriegslage

Ein Trümmerfeld. Max Wipperling phot

Digitized by Google

Nr. 40 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt — Begründet von Ernst Keil 1853

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je 40 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 80 Pf.
Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 3 **Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 50 Pf.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(3. Fortsetzung.)

Bis doch endlich den Burschen der Unfug lange genug gewährt hatte. Denn das gestrafte Geschwisterpaar lag mit den Köpfen beinahe auf den Händen, die Schultern hochgezogen.

Jetzt sprang die Schwester auf, als wolle sie weglaufen, wankte, fiel um.

„Heh, sie wird schon wieder aufstehen! Heute ist Walpurgis! — Die Burschen zogen ab, auf die nahen Höhen, die das Dorf umgeben. Mit großer Kunst schwangen sie wieder ihre Peitschen.

An Walpurgis müssen die Mädle hübsch in den Häusern bleiben. Da haben die Burschen freie Bahn und freies Recht. Da dürfen sie die Hexen greifen, die sie finden. — War da die Kämpfsche Magd, das schäkerlustige Dirnlein, das ein Abenteuer suchte. Als das Peitschenknallen sich wieder dem Dorf näherte, matt schon im Klang, schlüpfte das Dirnlein zum Hause hinaus, ein Bettlaken übergehängt. — Heh! Wer sucht da Gebalge auf Walpurgis? Was ist das für eine zuchtlose Wegwerferin? Ein wenig vertraulich will man die Mädle schon haben; aber den Abstand sollen sie innehalten.

Hexen ausklatschen! — Die Pistolenschüsse knallen wieder! Vor dem Mädle, daneben, dahinter. — Das Ding will zur Rechten ausweichen; aber da verfällt es dem Bereich der einen Peitschenschnur. — O weh, das schmerzt! — Warte, das soll noch besser schmerzen! — Sie versperren ihr den Rückgang und jagen sie. Das Dorf bleibt hinter ihnen.

Draußen die Felder liegen im Halblicht, das beständig wechselt. Denn die Wolken machen eine Windfahrt. Sie reisen über den Himmel an dem Mond und den Sternen vorüber.

Der Mond leuchtet in einem stolzen Kranz von Perlmutter und Rotgold und durchstrahlt die an ihm vorüberziehenden Wolken mit breiten Lichträndern, denen er morgenrotgoldige Säume anheftet. Ein feierliches, geheimnisvolles Licht fällt zur Erde hernieder. Es ist dunkel nnd hell, es verschleiert und enthüllt. Durch das dunkelhelle, geheimnisvolle Licht treibt der Walpurgiszug.

Unser Feldmarschall!

(Zu Hindenburgs 71. Geburtstag am 2. Oktober)

Gott schnitt uns einen Recken
Aus deutschem Eichenholz,
Der Feinde Not und Schrecken,
Des Deutschen Reiches Stolz,

Gefürchtet und bewundert,
Vom Niedern unberührt,
Ein Mann, wie sein Jahrhundert
Nur einmal ihn gebiert.

Er strahlt in seiner Stärke
So ruhevoll verklärt,
Daß sich an seinem Werke
Ein ganzes Volk genährt.

Und ob die Welt erschüttert
Aus ihrer Bahn entgleist,
Von Ewigkeit umwittert
Bleibt sein Beharrungsgeist. —

Wir aber wollen halten
Um deines Namens Ehr
Vom Land der deutschen Balten
Bis hin zum Schwarzen Meer:

Das Werk, das du geschaffen
Und das du hegst und liebst,
Das schützt dein Volk in Waffen,
Bis du ihm Frieden gibst.

Karl von Berlepsch.

Digitized by Google

Es fährt dem Dirnlein durch den Kopf, daß es ins Dorf zurückmüsse zu seinem Schutze, und es kehrt sich um. Feindliche, fremde Gesichter sieht es im Kreise. Fäuste packen es, drehen es zurück, stoßen es weiter. Es sieht, wie die Burschen tolle Sprünge machen, hört sie pfeifen und johlen. Fühlt ihre Griffe. Einer kitzelt das Mädle, und es schreit auf. Da fassen auch die andern Burschen zu.

Und das Dirnlein kreischt. Grell zieht es durch die Nacht dahin, gurgelnd, ächzend. — —

Kämpf war im Gasthof gewesen, wo die Bauern lachend und schwerfällig beisammengesessen und von der Maßregelung der Schmutziane, des Bauern Hartmann und seiner Schwester, Notiz genommen hatten.

Gerade als es ihnen Zeit zum Einschreiten geschienen, waren die Burschen abgezogen. Von weit her, wie eine sachte Begleitmusik zur bäuerlichen Rede, hatte sich das ferne Peitschenknallen hören lassen.

Es war dann nähergekommen, aber schon ein wenig müde, als habe der jugendhafte Übermut lange genug gedauert. War wieder aufgeflammt. War wieder abgezogen.

Kämpf stand auf, um heimzugehen. Er kam vor die Wirtshaustür, stellte sich hin und sah zum Himmel hinauf wegen der Wetteraussichten.

Just, als er seine Augen zurückwandte, ging ein anderer Bauer vorüber und bot ihm den Abendgruß.

„Sie kriegen's hinte nicht satt", fügte er hinzu und wies nach der Richtung des Peitschenknallens.

„So ist's", sagte Kämpf.

„Itze jagen sie deine Magd."

„Meine Magd?"

„Ja — sie war auf der Gasse, draußen." Das war schon ein wenig zurückgesprochen.

Kämpf stand einen Augenblick wie ein steinernes Bild. Er dachte an Laura, die nichts von dem Unfug des Hexenausklatschens wissen mochte, davon, daß es, wörtlich genommen, für die Mädle von Eppendorf nicht rätlich war, sich auf der Gasse blicken zu lassen. Er lauschte hinaus.

Der Wind strich sanft, ab und zu blies er ein wenig schärfer daher.

Und jetzt — der Unterschied war so stark, als werde eine dreifache Tür geöffnet, die jeden Laut, der jenseits geboren wurde, zum dumpfen Flüstern erstickte — jetzt trug der Wind auf breiter Welle das Gellen eines Angstschreies herzu.

Alle andern Gedanken des Bauern waren ausgeschaltet neben dem einen zum Hindern. Das Herz hämmerte, der Atem stockte. Wild sprang der Mann dahin. Er hörte jetzt nichts weiter als das heftige Brausen des eigenen Blutes. Nach einer Weile jedoch stieß abermals ein Schrei an sein Ohr, ein ächzender, gurgelnder, gewissermaßen kurz abgehackter, dem Stille folgte.

Er war dem Schauplatz der Unarten, der in einer Buchtung ziemlich weit zum Dorfe hinaus sich befand und der Fahrstraße abgelegen war, schon ziemlich nahe gekommen. Allmählich unterschied er auch die Gruppe der Burschen, dicht zusammengedrängt, wie einen schwarzen Klumpen. Der Mond stand tief unter Wolken, die Landschaft zeigte schwarze Massen auf dunklem Grunde, die Fahrstraßen liefen als helle Bänder zwischen den Äckern hin. Jeder Schatten war ausgelöst.

Kämpf rief, seine Stimme gab rauhen Klang. Er rief: „Hoh! — Hoh! —" Er warnte: Hier kommt jemand, der Einspruch erhebt. „Hoh! — Hoh!"

Das Verhalten der Burschen hatte etwas Betroffenes, als sei irgend etwas vorgefallen, das sie ratlos mache. Sie wandten sich nach dem Rufer und Daherpolterer um.

Dann war der Mann herangekommen und machte sich mit scharfen Griffen eine Gasse. Das Mädle, das die Burschen gejagt hatten, lag ohnmächtig vor ihm auf dem Erdboden.

Kämpf bückte sich — er sah in ein fahles Gesicht. Mit stierem Blicke sah er darauf nieder.

Dabei hielt ein Glücksgefühl Einzug in seine Brust, das ihm mächtig zu schaffen machte.

Was denn? Was war hier vorgefallen?

Die Burschen richteten vor seinen Augen das Mädle auf. Zwei von ihnen hielten es aufrecht bei beiden Schultern. Sie führten das schwankende Dirnlein heim, wo es die Hausfrau in Empfang nahm.

Als die junge Magd im sicheren Hafen war, fing sie an zu wehklagen und zu zetern.

Aber die Frau sagte kurzen Tones: „Marsch mit dich ins Bette. Wenn der Herr heimkommt, der dischkuriert sonst noch. Ich will dich net mehr seh heute und net hören. Immer vorwärts! Du bist vorwitzig. Deine Mutter hat dich nicht strenge gehalten. Das fehlt itze."

Sie wartete dann auf ihren Sohn, hielt vergeblich Ausschau nach ihm und schlüpfte ein wenig zu Frankes hinüber, um das Geschehnis mitzuteilen. Die lauten Burschen waren in ihren Heimstätten oder in der Schenke verschwunden, das Dorf lag ruhig da unter dem besternten nächtlichen Himmel, über den rauchdünne Wolken zogen.

Kämpf kam daher. Als er in sein Haus eintrat, öffnete Laura die Stubentür. Bei ihrem Anblick überfiel ihn ein Taumel. Kreideweiß wurde sein Gesicht. Der Gedanke, daß nicht sie es gewesen war, die er draußen in den Händen der Burschen vorgefunden, und der als Dankgedanke nicht von ihm gewichen war, bestürmte ihn aufs neue. Er faßte ihre Hände und streichelte sie.

Dann zog er fest das ganze junge Mädelsding an sein Herz und küßte es. Küßte erst hart, dann ganz weich mit zuckenden Lippen, und sie fühlte, daß auch seine Arme zitterten.

Das ergriff und umschnürte sie.

Wie ihr Blick aber seinen Augen begegnete, seinen glänzenden, schwarzen, feucht schimmernden Augen, wie er seinen Mund streifte, der ihr zulächelte, wie er wahrnahm, daß der Mann, der ihrer begehrte, unnatürlich bleich aussah, — da war ihr junges Herz all seinen Wünschen untertan.

Er hatte sie in die Stube geführt. Hier stand sie vor ihm mit fiebernden Wangen.

Er forderte, sie solle ihn ebenfalls küssen, und sie folgte gern seinen Worten.

Ihr Kuß mit vollen, weichen, feuchten Lippen war rasch und ungelenk. Und er lächelte, weil sie es nicht besser verstand, und freute sich dessen.

Kein Schauer neuer Küsse überflutete sie. Kämpf schaute nach ihren kleinen jugendlichen Schönheiten, ihrem hellen, ehrlichen Mädlesgesicht, dem dicken, langen Zopf von blonden, blanken Haaren, den blauen Augen, die ihn anstrahlten, und es wurde wundervoll heiter, gerührt und stille in ihm. Er hatte etwas Artiges, Liebes, Sauberes gefunden, das er in sein Leben verpflanzen durfte zur Freude und Verschönerung seiner Tage.

Die Haustür klappte. Die Mutter kam heim.

Als sie in die Tür trat, faßte Kämpf das Mädle bei der Hand und führte es ihr zu.

„Hier bringe ich dir meine künftige Frau!" — — Und Pauline stand verdonnert, ohne ein Glied bewegen zu können.

Als die Gedanken endlich wieder zur Arbeit bereit waren, lagen sie unter dem Zwang der Gewohnheit, daß ihr Sohn der Herr war, den Jahresläuften entwachsen, wo er nach ihrem Geheiß verfahren mußte.

Sie sah das Mädle an, wie es mit seinem jungen, kurzen, kräftigen Wuchs, der von kommendem Wachstum kündete, gehorsamsbereit ihr entgegenkam, so heilig-freundlich, daß das Lächeln ohne ihr Wollen sich über ihr Gesicht ausbreitete.

Aber ihre Rede klang dennoch ein wenig säuerlich.

Sie sagte: „Sieh bloß an — du willst hier Frau

Digitized by Google

Im Schimmer. Gemälde von Robert E. Stübner
(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Königl. Glaspalast.)

Digitized by Google

werre — —." Und die Worte standen da wie etwas Breitgestelltes, das man anfassen und von einem Platz zum andern rücken kann.

Das hörten indessen die beiden Verlobten nicht heraus.

Wohl aber stutzte die Mutter ob der Antwort, die ihr wurde: „Wie ich soll — — —"

„Wir wollen schon aufeinander halt", sagte sie rasch und reichte dem Mädchen die Hand. „An mir soll's net liegen." Und nun wurde das Lächeln ganz echt, beinahe wieder voller Schelmerei, als sie die Puppenernsthaftigkeit des jungen Kindes gewahrte. „Ich will amal die Ef struwiere", sagte sie und ging aus der Stube.

Ein wenig Atem schöpfen! Einmal rundum denken!

Sie trat in ihre Schlafkammer ein, setzte sich auf den Bettrand und jammerte los. Rief einen ganzen Haufen böser Möglichkeiten daher als Gefolgschaften des Verlöbnisses unten: — Wenn! — wenn! — wenn! — Löste damit den allgemeinen Schrecken in einzelne Bestandteile auf, die sie durch das Pumpenwerk des Stöhnens und Seufzens aus ihrem Innern herausbeförderte.

Schließlich ging sie zur Ef und sagte: „Hör amal an, was der Karl alsfort gemacht hat: er will heiraten — die Laura. Du bist weltwitzig, du hast nachgeholfen mit deine verliebten Reden. Freilich wird euch das paß. Ihr habt nix. Was der Laura ihre Mutter ist, die hat a halbes Haus. Was soll sie davon hertun? Die können gar net antreten gegen uns. Und das will man eigentlich nicht, daß man so absteigt."

Sie sprach sich aus. Stellte die Sache hin, wie sie war, im Hinblick auf den Besitz. Und der spielt eine große Rolle beim Bauern.

Eine Kuh mehr zählt schon mit, ein Pferd ist eine Wichtigkeit. Kämpfs waren große Leute, Säuberlichs, die Verwandtschaft der Laura, waren ganz geringe im Verhältnis zu ihnen.

Wenn eine Bäuerin wie Pauline Kämpf eine Frau von dem Vermögensumfang und dem Vornehmheitsgrad der Witwe Säuberlich trifft, gönnt sie ihr kaum das Sie, sie nennt sie Du von Hause aus. Die Säuberlich aber, in Anerkennung des Übergewichts, wird ihr ganz gewiß das Sie nicht vorenthalten.

Danach gerechnet ging Karl Kämpf keine ebenbürtige Ehe ein. Bedachte man aber — und das tat die Mutter —, daß sie die Hoffnung auf seine Wiederverheiratung bereits aufgegeben hatte, und daß demzufolge der Hof eines Tages in fremde Hände würde übergehen müssen, dann war die Heirat, die den gerechten Erben bescheren sollte, als Glück aufzufassen.

Außerdem stand ihr die Person des Mädles mit Fleiß und Verträglichkeit wohl an.

Zu diesen beiden Punkten der Ablehnung und Willkommenheißung gesellte sich noch ein dritter Punkt, der im Zeichen nagender Sorge stand. Auf ihre Anrede: „Sieh bloß an — du willst hier Frau werre — —" hatte das Mädle geantwortet: „Wie ich soll — —"

Der Trost sprach vom gehorsamen Herzen des Kindes, davon die ganze Ausdrucksweise ein wenig angenommen habe. Aber das Erschrecken hatte doch eine kleine Wunde gerissen.

Ef saß aufrecht in ihrem Bett. Die Auseinandersetzung der Frau über den Standes- und Vermögenstiefstand der Ihren hatte ihr nicht wehegetan.

Jetzt nun wollte sie teilnehmen, schauen, mit dabei sein. Sie wuchtete sich herum und versuchte, ihre Beine aus dem Bett zu schieben.

Die Hausfrau half. Der Stock der Ef klapperte in der Kammer und auf den Treppenstufen. Und dann stieß Pauline die Tür zur Wohnstube auf und sah die großartig-feierliche Herrichtung.

Über das obere Ende des Eßtisches war ein weißes Tuch gedeckt, ein Blumenstock vorzeitig blühenden Geraniums von rotlachender Farbe war mitten draufgestellt, dazu eine Flasche Wein mit vier Gläsern. Laura rückte noch zurecht, Kämpf stand mit einem Lächeln versteckten Wohlgefallens daneben.

Das Nette gefiel ihm. Aber er hielt sich in reifer, männlich-bäuerlicher Zucht und beteiligte sich nicht. Sie jedoch fühlte den Abstand seiner größeren Wichtigkeit und war ein wenig scheu, als sei er noch der Herr für sie. Ihre Schämigkeit aber, die voller Lächeln war, stürmte gegen sein Herz, es solle aufspringen und seinen Rosengarten sehen lassen.

Nun kam die Ef herein, humpelnd, schleifend, mit der ungehorsamen Gesichtshälfte, die ihre Form nicht änderte, und die tot neben der anderen bestand. Das Gehirnlein war vollends übel daran, es wollte aufflackern, sank aber gleich wieder zum Schlaf zusammen.

Sie saß auf der Ofenbank und faselte von den beiden jungen Stieren, vom Schnopern ihrer feuchtkalten Nasen, dem treuherzigen Blick ihrer Augen, dem sanften, dumpfen Brummton ihrer Stimmen. Sie hatten empfunden, wie die Menschen empfinden. Sie waren ungebärdig und trotzig gewesen, sanft, kummervoll, zutraulich, voller Zuneigung und Dankbarkeit.

Die Hängelampe brannte. Ef und Pauline saßen auf der Ofenbank, das große, wachsfahle, stumpfe Gesicht neben dem verschmitzt-beweglichen, der schwerfällig-widerspenstige Körper neben dem behaglichen, vollen, der ein wenig versackte, aber doch wachsam war.

Kämpf und Laura saßen auf der Fensterbank neben dem Tisch, eine Handbreit Raum war zwischen ihnen. Kämpf fühlte sich glücklich. Es wühlte auch ein wenig in ihm. Das Bräutchen lächelte mit Kinderlippen.

Sie tranken und stießen an. Pauline fing an von der Zukunft zu reden.

Darauf sagte Kämpf: „Das überlege ich noch."

Am andern Morgen bestimmte er, daß die Hochzeit in etwa vier Wochen stattfinden solle, ehe die Heuernte ihren Anfang nehme. Bis zur großen Ruhepause im Winter wollte er nicht warten aus Ordentlichkeit. Denn er wollte die Laura im Hause haben; aber es sollte keine üble Nachrede daraus entstehen.

Er sah bleich aus, der Warner in der Brust sprach also zu ihm: „Bauer — dies sinnlose Laufen gestern, samt der mörderischen Angst, die du ausgestanden hast, sie taugen dir nicht. Schritt und Herzschlag seien gemach, ohne ungebührliches Toben!"

Man sah ihm an, daß er sich krank fühlte.

Das erbarmte die Braut, und sie kam daher und umsorgte ihn. Und er erschaute mit leisem Lächeln, daß sie ihre Flirrhärchen an den Schläfen wieder gekürzt hatte.

* * *

Die Männer überlegten, was dem Bauern Kämpf an Ehrungen zu seiner Hochzeit zu erweisen wäre. Da er kein Bursch mehr war, verbot sich der Aufbau einer Ehrenpforte. Einige gab es sogar, die bei seinen reifen Mannesjahren von jedem Überschwange absehen wollten. Man setze ein paar Tannen, punktum.

Aber da kamen sie bös bei den Weibern an. Drei Abende lang saßen sie im Gasthof und wanden Girlanden und Kränze. Sie waren ihrer zehn Weiber, drei Winderinnen und sieben Zureicherinnen, die das Mahlbeerkraut zu kleinen Büschchen zurechtstrichen.

Nachdem sie etwa zwei Stunden arbeitsam gesessen hatten, stellte sich Pauline ein mit einer stattlichen Kanne leichten Punsches und einem großen Teller zurechtgeschnittenen Kuchens. Zwei Stengelgläser gingen wieder und wieder rundum, und die Weiber tranken.

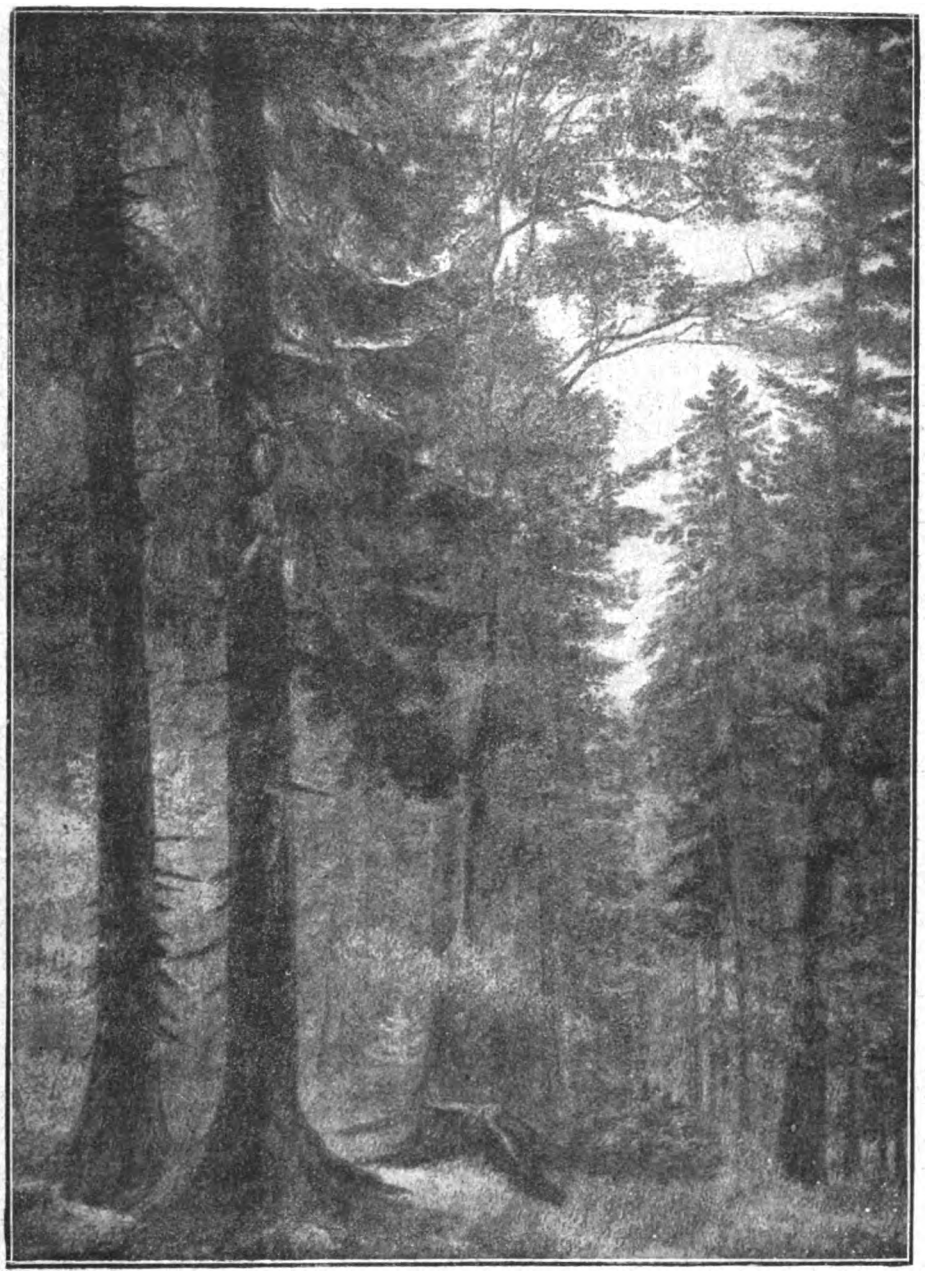
Die Burschen kamen, setzten sich an den großen Wirtstisch, bestellten Bier und ulkten. Sie faßten sich beim Stirnhaar und balgten sich im Sitzen. Neben ihren Grunz-

Digitized by Google

stimmen hörte man mit Schelten und Witscheln die hellen Kinderstimmen der jungen Gänse unter dem Ofen.

Den Hochzeitseinzug hatte man gar nicht erst „ins Maul genommen". Was würde die Säuberlich ihrem Mädle denn mitgeben können!

Aber am nächsten Morgen sah man, daß Kämpf zwei Pferde vor seinen neuen Ackerwagen legte, den Schweißfuchs Max und das Frankesche Pferd, und von dannen fuhr. Und am Nachmittag brachte er den Hochzeitskram samt der Braut dahergefahren.



Morgenstimmung im Walde.
Gemälde von Luise Thiersch-Patzki.

Freilich, bei einer echten Bauernbraut sind am Ende mindestens vier Wagen erforderlich, um die Aussteuer heranzuschaffen: Breitgerückt und allen sichtbar die Möbel, wie Sofa, Schränke, Betten, Stühle, Tische, sodann die viele Wäsche, die Leinwand, die Kleider und die Flachsvorräte, darauf das Wirtschaftszeug nebst dem Spinnrad und die Koch- und Eßgeräte, die Böttcherwaren, Stutze und Stunzen, und die hohen, schweren Säcke mit Getreide.

Laura Säuberlich brachte von allem ein wenig herzu, eine hübsche Stubeneinrichtung mit einem breiten Sofa von rotem Plüsch, das ihr Kämpf geschenkt hatte. Die Pferde trugen buntbebänderte Sträuße am Zaumzeug. Auf dem roten Pracht- und Paradesofa saß die Jungfer Braut mit ihrer Schwester, beide Mädle in bloßen Köpfen. Eigentlich soll die Schwester der Mutter den Platz neben der Braut einnehmen. Aber da die drei Schwestern, die Kinder der Ef, in bezug auf ihr Herkommen keine große Sprache führen durften, da sie auch durch ihre Heiraten nicht sonderlich hoch im Range gestiegen waren, so war es schon besser, es wurde von ihnen abgesehen. Nun saßen die beiden hellen, jungen, blonden Gesichter vor dem roten Plüsch der Sofarückwand und bereiteten allen, die sie sahen, eine Augenweide.

Am meisten sah sie Karl Kämpf. Er ging neben dem Wagen. Und wenn er auch nicht sehr zu den beiden thronenden Mädlen hinaufsprach, so hob er doch ab und zu die Augen in warmer Liebe, ehrbar, besitzsicher und voll heimlichen Wohlgefallens.

Als sie im Ehehaus angelangt waren, wurde die Putzstube eingeräumt. Das Sofa wurde zwischen die Fenster an die Wand gestellt, der Platz davor fiel dem Luxustisch zu. Darauf wurden die Schränke gerückt, die Betten eingeschichtet, Wäsche und Kleider einquartiert.

Sodann sagte das Mädle ade, stieg mit der Schwester auf den kleinen Holperwagen, der ihr bißchen Böttcherzeug und dergleichen dem Hauptwagen nachgefahren hatte, und kehrte in das mütterliche Anwesen heim.

Der Bräutigam verblieb auf seinem Besitz und wartete auf das Setzen der Ehrentannen, das zur Nacht erfolgte und bei dem er, als die Sache nicht klappen wollte, hilfreich Hand anlegte.

Die dörfliche Mode hier oben schreibt vor, daß die Brautleute am Polterabend nicht beisammen sind. Jedes sitzt in seinem Anwesen und empfängt seine Ehrungen im Rahmen des Herkommens, das zumeist aus heidnischer Wurzel aufblüht und von unerhörter Buntheit der Entfaltung ist.

Im Kämpfschen Wohnorte sollten Scherben der neuen Ehe Glück bescheren, im Wohnort der Familie Säuberlich fiel dieses Amt den Splittern zu.

Hier kamen die Burschen mit dicken Knütteln und schlugen das welke Scheunentor ein.

Ihre Hiebe dröhnten und hagelten, und die alten Leute, mehr vielleicht noch als die jungen, warteten mit Frohlocken auf die kreischenden Töne des Splitterns. Je mehr das Holz dann barst und brach, je tiefere Risse ihm also die Knüttel der Burschen schlugen, und je mehr die Mädels vor dem Poltern und Dröhnen lachend die Ohren zuhielten, um so wichtiger und genußfroher nickten die Alten, als wäre den Löchern mit den starrenden Holzsplittern die Gabe verbürgterer Glücksbringerschaft beschieden als etwa dem Anstand und Charakter der beiden Menschen, die die

Digitized by Google

Ehe miteinander eingehen wollten. — Vor der Einfahrt in den Hof steht die Ehrenpforte, breitgerückt, so daß ein Fuhrwerk bequem hindurchfahren kann, vor der Haustür stehen die Tannen, in deren Mitte der buntbebänderte Mooskranz hängt.

Laura Säuberlich ist von Burschen und Mädlen geehrt worden, wie sich's gebührt: Der Ehrenpfortenbau sieht prächtig aus. Dick ist die Umwicklung der Stecken und Bogen, die die beiden hohen Seitentannen verbinden und dem Aufbau das pfortenmäßige Aussehen und die Krönung verleihen; munter wächst aus dem mittelsten der Bogen das Ehrentannel auf, um und um mit schmalen bunten Bänderchen beflattert, eng schlingt sich die Girlandenumwicklung um die abgeschälten Schäfte der Tannen, die bis zur Pfortenhöhe hin ihr Zweigwerk haben hergeben müssen.

Neun Kränze zieren den Pfortenbau. Da sind zu unterst die beiden Moskränze nebst dem Paketerkranz, der aus künstlichen Blättern und Blumen hergestellt ist und von dem die schöne, lange, rosa Seidenbandschleife herniederweht, dann folgen im Abteil zwischen den Stecken vier Kränze von Mahlbeerkraut, denen sich, nun wieder um ein kleines Stockwerk höher, im Mittelbogen zwei ebensolche Kränze anschließen. Und all diese selbstgewundenen Kränze, die grauen Moskränze wie die grünen Mahlbeerkränze, zeigen ein Geblühe von weißen und brennendroten Blüten, selbst angefertigt aus Seidenpapier.

Und sieht alles stolz und strahlend schön und voller Freude aus, ohne jeden spielerischen Anklang.

In der unteren Stube sind die Bursche und Mädle bei Punsch und Kaffee, in der oberen Stube ist die Jungfer Braut zwischen den Gästen.

Die Frau Pate sagt ihr: „Freu dich bloß auf morgen, wenn der Pastor über euch den Segen wird sprech. Die Burschen haben es gelobt, sie schießen die ganze Kerche zusammen. Verschrick dich net. Vorsatzens Selma hat hell aufgeschreit, die färcht sich gerne. So feege därf man aber nicht sein."

Laura Kämpf erschrak nicht. Und es wurde viel an ihrem Hochzeitstage geschossen, zuerst dreimal beim Segen, sodann weiter im Verlauf des Nachmittags, bis das Ehepaar auf den Wagen stieg. (Fortsetzung folgt.)

Über litauische Volkspoesie.

Von Dr. Trunzer.

Die Ereignisse im Osten, die nunmehr doch immerhin einen gewissen Abschluß erreicht haben, vor allem aber der kaiserliche Erlaß der Selbständigkeitserklärung Litauens haben auch dem Volke der Litauer besonderes Interesse zugewendet. Ein ethnographisch gebildeter Feldgrauer, der auf seinem Kriegspfade mit den Litauern in Berührung kam, nennt sie die Altbayern des Ostens. Sowohl der kräftige Bau des breitschultrigen litauischen Bauern, der sozusagen mit beiden Füßen auf der Erde steht, als auch die tiefe Frömmigkeit mit Brevier und Rosenkranz fordern zu diesem Vergleiche heraus. Die Ähnlichkeit der beiden an Nervenkraft wie Urwüchsigkeit gleich starken und prächtigen Volksstämme zeigt sich auch noch darin, daß, wie der echte, urwüchsige Altbayer, so auch der starke Litauer gerne an des Tisches Freuden sich ergötzt. Er schlägt auch hier eine tüchtige Klinge und versteht gründlich das Pokulieren. Wohl im Kausalnexus damit findet sich beim Altbayern und beim Litauer der starke Hang zum Prozessieren mit der bekannten Halsstarrigkeit und Dickköpfigkeit, die dem Advokaten gar nicht so unlieb sind. Erwähnt sei auch noch die farbenfrohe Tracht der bildsauberen litauischen Bauernmädchen, — ganz wie bei den oberbayerischen Dirndln.

Neben den vielen Ähnlichkeiten und Äußerlichkeiten erinnern an die bayrischen Berge vor allem die kurzen litauischen Volkslieder, die „Dainos". Diese kleinen, bald launisch und spöttisch, bald traurig und wehmütig klingenden Liedchen gemahnen sofort beim Hören an die Gstanzeln und Schnadahüpfeln der bayrischen Bergbewohner.

Es gehört zum Begriff der Volkspoesie, daß sich Land und Leute in ihr widerspiegeln. Wie aus den Homerischen Gesängen uns der Duft des Meeres anweht, so zeichnen die Dainos die litauische Landschaft. Es ist nur eine Skizzierung, und prunkende Farben fehlen, wo nicht Mannigfaltigkeit, sondern eher eine gewisse stille Einförmigkeit stimmungsvoll wirkt. Vielleicht wird die Stimmung am stärksten von dem Einförmigsten berührt, weil sie dann, rein und ohne Mischung verschiedener Eindrücke, in der Anschauung voll und ohne Rest aufgeht: Meer, Heide, Düne, Wälder, was kann es Stimmungsvolleres geben!

So rühmen die Dainos die Schönheit des litauischen Dorfes. Hier im „grünen" Dörfchen hört man die Hähne krähen und die Hunde bellen. Geflochtene Zäune scheiden die getrennt voneinander liegenden Gehöfte. Schon von weitem künden das Dorf die in der Sonne blinkenden Fenster, was an Lenaus „Heideschenke" erinnert. Im Hofe steht der schlanke Ahorn oder eine grüne Linde, doch liebt der Litauer auch die Eiche und die Birke. In der Hecke wächst die Hasel, und auf dem Obstbaum reift der rote Apfel; grüner Hopfen rankt sich empor, und unten am Boden gedeiht die Raute, die Lieblingspflanze des litauischen Mädchens, mit der symbolischen Bedeutung der Myrte, und blühen Rosen, Lilien, stolze Päonien, dem Litauer ein Bild jugendlicher Lebenskraft, die duftigen Geschlechter der Majorane, Thymiane, blauer Augentrost und Nelken aller Art.

In den Dainos hat auch jede Landschaft einen ganz bestimmten Jahreszeitencharakter, ja die Tagesstunde oder das Wetter werden häufig angegeben, um die Stimmung zu charakterisieren, in die wir uns zu versetzen haben. Wir hören die Hähne krähen am frühen Morgen, auf einem Hof beginnend und auf allen Höfen des Dorfes erwidert. Daneben läßt sich auch das Wiehern der Pferde am Rautengarten hören, und die Amsel singt auf der Birke vor dem Kammerfenster in den dämmernden Morgen hinein. Oft sind mit feinstem und innigstem Naturgefühl Wetter und Stimmung des Herzens in Harmonie gebracht. Natürlich erhalten auch die Jahreszeiten ihren poetischen Ausdruck. Nicht freilich so wie in der Poesie der deutschen Minnesänger. Denn selbstloser und naiver steht der Litauer der wechselnden Natur gegenüber, und stiller fügt er sich dem ewig Wiederkehrenden, Unabänderlichen. Wir finden in seiner Poesie nicht die Häufung der Klagen über die böse Winterzeit; denn Sommer und Winter sind ihm gleichmäßig eine Zeit der schweren Arbeit, die er als etwas Selbstverständliches still verrichtet. Doch hat der litauische Frühling, wenn er auch viel später erwacht, seine süßen Wonnen, wie uns viele Frühlingsdainos zeigen. Schöne Wunder blühen draußen auf der Flur und im Walde; die Nachtigall singt, der Kuckuck ruft, und was die Liebende auch denken und fühlen mag, Blumenduft und Vogelsang drängen sich hold zwischen ihre Gedanken und Gefühle. Unter der heißeren Sonne des Sommers verklingen die Frühlingslieder, es wird stiller. Aber immerhin hat auch der Sommer eigene charakteristische Töne. Der glühende, trockene Hochsommer wird gemalt, wie die Teiche im Dorfe ausgetrocknet sind und die Fische darin starben. Es könnte befremden, daß Herbst und Winter so wenig besungen werden. Aber der Naturmensch steht dem kalten Winter, mit dem er um seine Existenz kämpfen muß, nicht so stimmungszugänglich gegenüber wie wir andern, und in der Stimmung des Unbehagens schweigt die Poesie.

Wie prägt sich nun das Dasein des Litauers in den Dainos aus? Innerhalb der beiden uralten, poetischen Beschäftigungen bewegt sich sein Leben: Er ist entweder Ackerbauer oder Fischer; daneben, wie es dazu gehört, Hirte und Schiffer. In heiliger Frühe geht der Landmann auf seinen Acker am Birkenwäldchen, spannt die grauen Ochsen in das Joch und zieht die Furche. Das Korn wird in die Erde gesät, und bald wechseln gelbe Getreidefelder mit grünen Wiesen. Die Sensen erklingen, die Ähren fallen, und die Mädchen binden die Garben. Auch auf der Wiese ertönt das Wetzen der Sense, und das tauige Gras liegt in Schwaden. Oder das Mädchen melkt die Kühe vor Tagesanbruch, und der Bursche füttert die Rosse im Stall. Er führt sie dann zur Tränke an Fluß oder Teich und trifft da zusammen mit dem Mädchen, das Wasser holt oder Wäsche spült. Diesem liegt es auch ob, den Garten zu pflegen. Sie sät Rauten, Nelken und Majoran, beschneidet die Äste und jätet die Beete. Um den grünen, hochgerankten Hopfen hat der Mann sich zu kümmern, und wenn das [illegible] Bier geraten soll, muß er ihn sorgfältig behandeln. Der

Digitized by Google

Gute Beute.

Gemälde von Carl Zimmermann.

Kunstbeilage der „Gartenlaube“

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Flachs hat sich schon gebräunt, und wieder ist es das junge Mädchen, das ihn auf hartem Acker ziehen muß. So spiegelt sich in den Dainos das litauische Bauernleben in Feld und Haus ab.

Aber auch von heimlicher Liebe singen die Dainos. Dunkle Augen und blonde Haare werden mit Vorliebe besungen. Auch von Untreue wissen die Dainos zu singen. Das Motiv des kranken, sterbenden Mädchens, der „sterbenden Blume", gehört zu dem Schönsten und Zartesten in der litauischen Poesie. Das Motiv ist ja an und für sich so rührend, daß die Dichter aller Nationen es sich nicht haben entgehen lassen. Die Ansichten über die Ehe jedoch sind in den Dainos ziemlich bitter. Das erklärt sich aus den Verhältnissen. Das junge litauische Paar lebt nur selten im eigenen Heim, sondern meistens mit den Eltern zusammen, und so ist die Trauer und Furcht des litauischen Mädchens vor der Hochzeit ganz natürlich. Viele Dainos beziehen sich auch auf das schöne Verhältnis, das zwischen Kindern und Eltern besteht, wo der Sohn dem Vater im Felde hilft und die Tochter der Mutter an die Hand geht für die Wohlfahrt und das Bestehen des Hauses. Der Familiensinn, die Familienliebe nimmt im Gemüt des Litauers eine hervorragende Stelle ein. Um so ergreifender sind die Klagen der von den Eltern verlassenen Waisenkinder, und die „Waisendainos" gehören zu dem Innigsten und Zartesten, was die litauische Poesie hervorgebracht hat, denn die litauische Volksseele zeigt sich hier in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe.

Zweck und Ziel dieser literarischen Skizze war es, den Stoffkreis der litauischen Dainos im großen und ganzen zu durchmessen, und wir möchten nicht verfehlen, am Schlusse noch darauf hinzuweisen, daß schon Goethe an litauischer Volkspoesie großes Gefallen fand. Er bewies es beispielsweise dadurch, daß er eine Daina, das Lied eines armen, einfältigen litauischen Mädchens, in sein Singspiel „Die Fischerin" aufnahm. Es sind nicht große Dinge, die in den Dainos behandelt und besungen werden. Aber was sind denn große Dinge? Welthistorische Perspektiven, welterschütternde Vorgänge finden wir nirgends in diesen Liedchen. Wem aber das ewig Menschliche in einfacher Naturform, die beharrende Naturgestalt unseres Geschlechtes, „die substantiellen Lebensformen, in deren Schoß das Subjekt noch unentschlossen ruht, diese einfachen und unmittelbaren Formen, welche das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart verbinden" (Hehn), als etwas Großes erscheinen, der findet es in den Dainos.

Ein Blick auf Marokko.

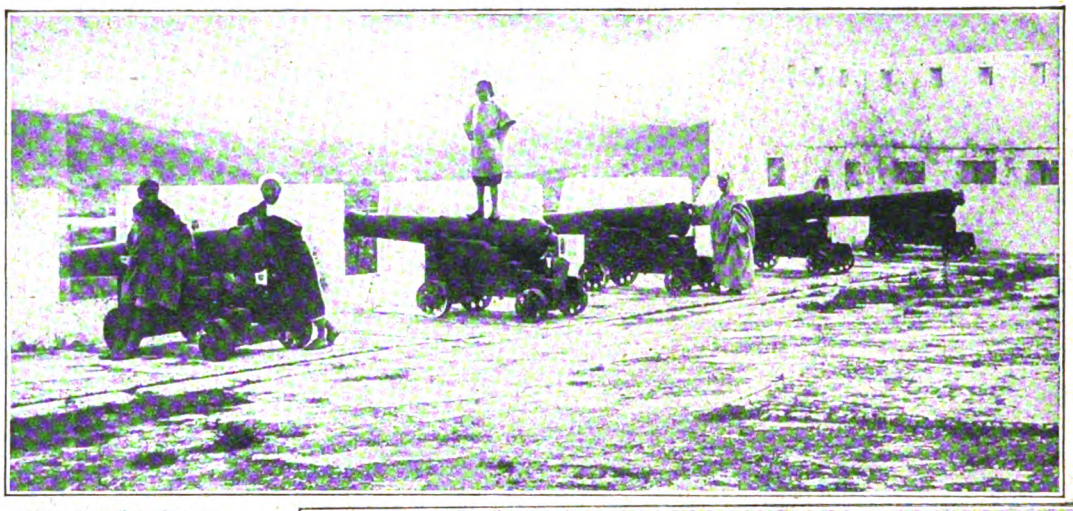
Von Victor Ottmann. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Gebrüder Haeckel, Berlin.

Zu den mehr oder minder farbigen Hilfsvölkern, die der vielgestaltige Feind gegen uns aufbietet, gehören auch Marokkaner. Was mögen sich die von der afrikanischen Sonne gebräunten Gesellen wohl denken, wenn man sie, ohne lange zu fragen, zu Schiff nach Europa befördert und auf den Schlachtfeldern einem „Feinde" entgegenwirft, der ihnen und ihrem Volk niemals auch nur das geringste zuleide getan hat? Denn solange es jenseit der Säulen des Herkules an der Straße von Gibraltar einen selbständigen maurischen Staat gab, hat Deutschland stets in Frieden und Freundschaft mit ihm gelebt; deutsche Forscher und Kaufleute haben das ihrige getan, um dem marokkanischen Sultanat zu wirtschaftlichem Aufschwung zu verhelfen, ohne Eroberungspläne zu verfolgen, und noch in neuester Zeit, im Jahre 1905, hat Kaiser Wilhelm bei seinem Besuch in Tanger in nicht mißzuverstehender Weise die volle Souveränität des Sultans und die Notwendigkeit der Unabhängigkeit Marokkos betont. Aber es sollte anders kommen. Frankreich, das in Nordafrika schon von jeher, und zwar ohne zwingende wirtschaftliche Notwendigkeit, lediglich aus imperialistischem Drange, eine rücksichtslose Unterjochungspolitik betrieben und Algerien und Tunesien verschluckt hatte, verstand es, von England begünstigt, auch noch Marokko einzustecken, während Spanien, das weit eher ein Anrecht darauf gehabt hätte, mit ein paar wenig bedeutenden Küstenplätzen vorlieb nehmen mußte. Zu schwach zu erfolgreichem Widerstand, sah sich das einst so hochstehende, aber durch die Unfähigkeit seiner Herrscher und durch Mißwirtschaft arg heruntergekommene Volk der Marokkaner gezwungen, die gründlich verhaßten Franzosen als neue Gewalthaber und Ausbeuter anzuerkennen, und ebenso gezwungen nehmen sie nun auch am Kampf gegen die Deutschen teil, von denen sie nie etwas anderes als größtes Wohlwollen erfahren hatten.

Sanddünen in der marokkanischen Wüste

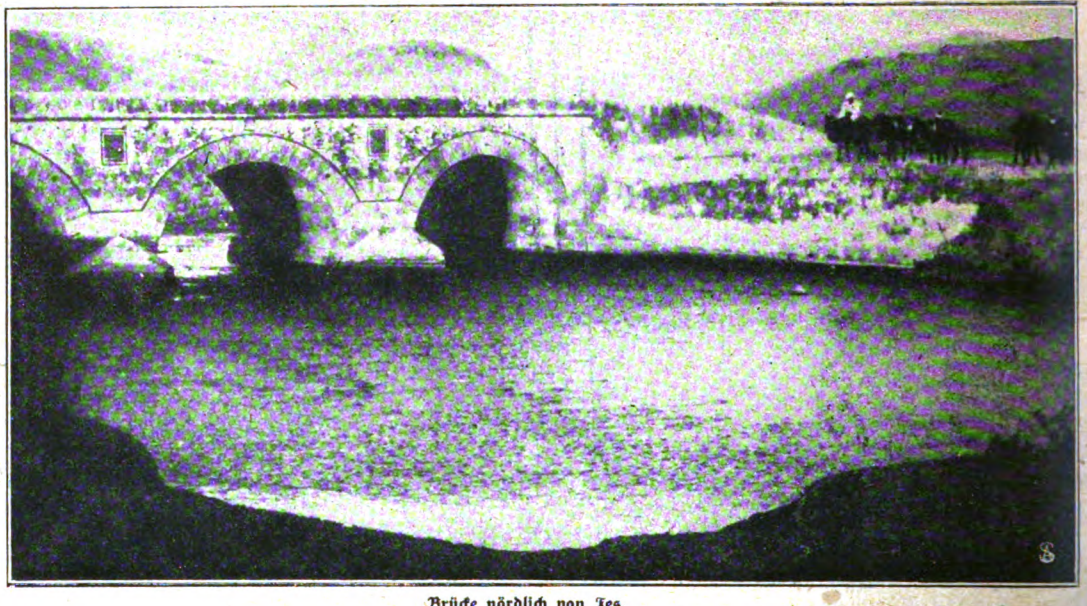
Landungsbrücke in Tanger.

Digitized by Google



Altes Kastell in Tetuan.

In der legendenhaft schönen Zeit vor dem Kriege, als stolze deutsche, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattete Schiffe alljährlich Scharen von Erholungsreisenden nach den Küsten des Mittelmeeres entführten, haben Tausende unserer Landsleute Gelegenheit gehabt, wenigstens einen flüchtigen Blick auf Marokko zu werfen und den bedeutendsten Hafen- und Handelsplatz des Landes, Tanger, kennenzulernen. Schräg gegenüber vom Felskoloß von Gibraltar, wo der Brite mit der ihm eigentümlichen Ungeniertheit die Rolle des Mittelmeerkontrolleurs spielt, liegt die weißschimmernde maurische Stadt mit ihren würfelförmigen Häusern und flachen Dächern. Und wenn dann der Dampfer auf der Reede festmachte und die Eingeborenen in ihren Booten das Schiff umschwärmten, mochte es manchem, der dieses exotische Treiben zum erstenmal sah, angesichts der nicht eben vertrauenerweckend aussehenden, aus rauhen Kehlen krächzenden Burschen etwas unbehaglich zumute werden. Aber hinter dem Lärm und den wilden Gebärden steckte nur die Sehnsucht nach irgendeinem leichten kleinen Verdienst, einem Backschisch, und der Reisende hatte in Tanger nichts zu befürchten. Aus der Sichtweite der Torwachen durfte er sich freilich nicht entfernen, denn die schützende Gewalt des Kaid und seiner Soldaten hörte unweit der Stadtmauern auf; draußen schweiften die in ewiger Fehde mit der Obrigkeit lebenden Kabylenstämme, und es empfahl sich nicht, ihr Revier ohne ganz besondere Sicherheitsmaßregeln zu betreten. Daß sich diese Verhältnisse seit Beginn der Franzosenherrschaft und seit Kriegsausbruch gebessert haben sollten, ist höchst zweifelhaft: man hört im Gegenteil von geradezu anarchischen Zuständen in ganz Marokko und davon, daß die Franzosen sich dort nur mit Hilfe eines starken Truppenaufgebots behaupten können.



Brücke nördlich von Fes.

Zwiebelverkäufer auf dem Markt in Tanger.

Tanger entzückt den Besucher durch eine Fülle reizvoll fremdartiger Szenerien, durch das ungemein lebhafte Treiben in seinen engen, gewundenen Gassen.

Am buntesten geht es natürlich auf den Märkten und in den Basaren

Digitized by Google

Durchqueren einer Furt.

nisches Leben in voller Echtheit und Ursprünglichkeit kennenlernen will, darf eine Reise ins Innere des Landes und den Besuch der Hauptstadt Fes nicht scheuen. Das Reisen in Marokko ist noch immer ein sehr langwieriges, strapaziöses und ziemlich gefährliches Unternehmen. Zwar planen die Franzosen große Eisenbahnbauten, Schienenstränge sollen das ganze Land durchziehen, ja man denkt sogar an eine Untertunnelung der Straße von Gibraltar und die nicht mehr allzu ferne Möglichkeit, im Schlaf- und Speisewagen von Paris nach Fes und weiter nach Marrakesch, der südlichen Hauptstadt Marokkos, zu fahren. Aber das wird wohl noch ein Weilchen dauern. Die Franzosen haben in Algier während mehrerer Menschenalter im Verkehrswesen herzlich

Marktleben in Alkassar.

zu. Der Orientale hat immer Zeit, furchtbar viel Zeit, und er geht deshalb beim Einkaufen und Feilschen mit umständlichster Gründlichkeit zu Werke. Hervorragende Erzeugnisse des maurischen Kunstgewerbes würde der Fremde auf diesen Märkten vergeblich suchen. Das einst so hoch entwickelt gewesene Handwerk, das besonders in Metall- und Lederarbeiten Vorzügliches geleistet hat, ist ebenso heruntergekommen wie die maurische Baukunst, die in der alten Blütezeit der Maurenherrschaft in Südspanien so Wundervolles geschaffen hat wie das

Marokkanische Frauen, einen Festzug erwartend.

wenig geleistet, und es ist deshalb nicht anzunehmen, daß sie in Marokko in kurzer Zeit Größeres erreichen werden.

Es ist gerade, als ob die Natur alles aufgeboten hätte, um Marokko so unzugänglich wie möglich zu machen. Im Norden, am Mittelmeer, versperrt die steile, unwirtliche Felsenküste des Rif, noch bis in die neueste Zeit hinein der unangreifbare Hort eingeborener Piratenstämme, das Land wie eine Mauer und gewährt der Schiffahrt nur an einigen Stellen, in Tanger und den beiden spanischen Hafenplätzen Ceuta und Melilla, notdürftig Zutritt. Nicht minder ungünstig ist die flache und

Märchenschloß der Alhambra, den Alkasar von Sevilla und die Kathedrale von Cordoba. — Tanger ist freilich schon zu sehr von europäischen Elementen durchsetzt, als daß man es als eine rein marokkanische Stadt bezeichnen könnte. Besser hat sich das südöstlich von Tanger unweit der Küste gelegene Tetuan seinen nationalen Charakter bewahrt. Von den 40 000 Einwohnern Tetuans entfällt ein Viertel auf eingeborene Juden, die in einem eigenen, abgeschlossenen Stadtteil wohnen. Wer marokka-

Die Neustadt von Melilla, entstanden seit 1905.

Digitized by Google

sandige, von anhaltenden heftigen Winden bestrichene atlantische Küste im Westen. Da die hier liegenden Plätze, wie Arasch, Rabat, Casablanca, Mogador, Agadir, eigentliche Hafenanlagen kaum besitzen und die Schiffe wegen der Untiefen weitab vom Lande vor Anker gehen müssen, kommt es oft vor, daß sie wegen der Stürme und der heftigen Brandung wochenlang nicht imstande sind, Ladung zu löschen oder zu übernehmen. Im Innern des Landes erschweren zahlreiche Hindernisse den Verkehr. Die im allgemeinen sehr wasserarmen, oft ganz ausgetrockneten Flüsse verwandeln sich in der Regenzeit zu reißenden Strömen, die um so schwieriger zu überwinden sind, als es Brücken nur in geringer Anzahl gibt. Für den Straßenbau haben die Sultane nicht das geringste getan. Kunststraßen kennt man in Marokko nicht, es gibt nur schwer erkennbare Pfade. In den gebirgigen Gegenden ist ein Vorwärtskommen oft kaum möglich, und im Süden des Landes, dort wo es ohne feste Abgrenzung allmählich in die Sahara übergeht, erschweren hohe Sanddünen den Marsch ganz außerordentlich. Da Wagen bei der Wegelosigkeit nicht vorwärts kämen, reist man zu Pferd, Maultier oder Esel oder geht zu Fuß. Gasthäuser gibt es nicht, nur leere Unterkunftsstätten; der Reisende muß also alles zu seiner Verpflegung Nötige mitnehmen. Dazu kommt noch das Räuberunwesen. Kein Wunder also, daß der gewöhnliche Marokkaner überhaupt nicht reist und dieses zweifelhafte Vergnügen dem überläßt, der, wie der Kaufmann, von Berufs wegen darauf angewiesen ist.

Die Marokkaner, deren Kopfzahl auf etwa 6 bis 7 Millionen geschätzt wird, bilden keine einheitliche Rasse, sind vielmehr stark gemischt. Verhältnismäßig am reinsten haben sich die Araber erhalten, die früher als Eroberer ins Land gekommen sind und nun teils als Nomaden umherziehen, teils in der Stadt, wo man sie Mauren nennt, als Beamte und Kaufleute leben. Etwa die Hälfte der Bevölkerung entfällt auf die altansässigen Berber, ein Hamitenvolk, das sich dort, wo es seine Rassenreinheit bewahrt hat, durch kräftigen Körperbau und gute Eigenschaften auszeichnet. Ein starker Einschlag von Negerblut hat auf die Berber vielerorts sehr ungünstig eingewirkt. Unter den schon in alter Zeit seßhaft gewordenen Fremdvölkern nehmen die im Mittelalter aus Europa eingewanderten Juden mit einer Kopfzahl von etwa 150 000 den ersten Rang ein. Landessprache ist das Arabische, Religion der Islam. Das Bildungswesen, überhaupt die ganze geistige Kultur, läßt infolge einer jahrhundertelangen Mißwirtschaft so ziemlich alles zu wünschen übrig, dementsprechend nimmt auch die Frau in Marokko eine bedauernswert niedrige Stellung ein. Ob nun gerade die Franzosen dazu berufen sind, das gut veranlagte, nur arg vernachlässigte Volk wieder in die Höhe zu bringen, darf man nach den mit französischer Kolonialkultur bisher gemachten Erfahrungen billig bezweifeln.

Die große Woge.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1913.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

Der Journal-Copyright-Roman, der in gekürzter Fassung auch in unserem Blatte erscheint.

(Schluß.)

Winter zuckte die Achseln. Diese „sie", von denen Terfalt in begreiflicher Empörung so nichtachtend sprach, hatten aber die Macht in Händen. Es half nichts, sich gegen sie aufzulehnen. Terfalt hörte ihm mit verbissenem Grimme zu: Diese Tadellosen, Unversuchten, die ihren glatten Weg gegangen waren — Winter war auch so einer! Korrektheit ersetzte ihnen das Gefühl, Vorsicht jede Leidenschaft.

Nun nannte Winter Christas Namen und fragte, wo sie während des Krieges zu bleiben gedenke.

„Christas Heimat ist bei mir zu Hause", sagte Terfalt hart. „Sie geht sobald wie möglich nach Grünholz zurück."

„Allein — in die Einsamkeit — und Unsicherheit?"

„Die Russen werden kaum zurückkommen. Und wenn —" er zuckte die Achseln, „eine Frau gehört auf ihren Platz."

Winter wurde langsam rot. Terfalt sah es mit Erstaunen, dann mit grausamer, triumphierender Befriedigung.

„Christa kennt ihre Pflichten — als meine Frau hat sie mich zu vertreten." Scharfe Betonung lag auf dem letzten Satz.

Und nach dem Kriege gab sie ihn frei! Das ganze Martyrium der Frau breitete sich vor Winter hin: Für das Seine sorgen, bis er wiederkam — dann still ihrer Wege gehen.

Terfalt empfand ein grausames Vergnügen darin, den andern fühlen zu lassen, wie unzertrennlich Christa von ihm sei. Täglich besuche sie seine Schwester Charlott', erzählte er, und wolle sie und die Kinder später mit sich nach Grünholz nehmen. Den Gedanken, nach München zu gehen, habe sie vollständig aufgegeben. Was solle sie auch dort, jeder gehöre jetzt in seine engere Heimat.

„Ich hatte ihr meine Wohnung zur Verfügung gestellt", warf Winter ernsthaft ein. „Mein Diener und der Koch sind vorläufig noch nicht eingezogen."

„Sehr freundlich! Aber das wäre mir doch nicht lieb gewesen."

Winter sah ihn befremdet an. „Es war nichts als ein selbstverständliches Angebot. Einer hilft doch jetzt dem andern."

Christa in Winters Möbeln, ganz in seiner Umgebung lebend, seine Bücher lesend — immer mehr würde sie dies ja in ihren Wahn hineintreiben, daß sie ihn liebe. Seltsam, kein Wort hatte sie ihm davon gesagt — vielleicht, um ihn nicht darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Liebe doch heimlich erwidert würde —? Man brauchte ihn ja nur anzusehen, wie er vor sich hinstarrte, Gedanken und Seele von ihr erfüllt.

„Daß Woltershausen fort ist, wirst du wissen", sein Ton klang kühl.

Winter schreckte auf.

„Ich war bei seiner Frau — die arme Ilse bemüht sich, gefaßt zu sein. Schließlich ist er doch immer der Vater ihrer Kinder."

Winter sagte nichts.

„Christa hat mich dort getroffen, das war unser erstes Wiedersehen", erzählte er weiter.

Winter dachte daran, wie Christa gelitten haben mußte, ihn dort zu finden. Sie liebte ihren Mann, der Abschied von ihr in München hatte ihm keinen Zweifel darüber gelassen. Es war der Schluß der glücklichsten Zeit seines Lebens gewesen, und er wußte, sie konnte sich nie wiederholen. Die Harmlosigkeit zwischen ihnen war gestört. Nur durch einen Blick, durch ein einziges Wort in letzter Stunde — da hatte sie verstanden. Blaß war sie geworden, von einem leichten Schwindel ergriffen. Eine andere Gefahr, als die das Hochgebirge barg, war ihr nahe gewesen. Und wenn er selbst sich nicht mit eiserner Kraft bezwungen hätte, sie, im Chaos ihrer Gefühle und in ihrer Trauer über die vollständige Vernachlässigung durch ihren Mann, wäre am Ende schwach gewesen. Sie hatte ihm noch einmal stumm die Hand gereicht, es war besser, sie begegneten sich nicht mehr.

Daran dachte er, als er nun von Terfalt Abschied nahm. Sahen sie sich draußen wieder, vorm Feind, so war vorläufig auch ihre Stellung zueinander verändert. Aber Terfalt konnte alle Ehren zurückgewinnen und wieder gleichberechtigt mit ihm werden. Und der Krieg und die Freude am Sieg, an dem er nicht zweifelte, konnten alles forträumen, was sich nun an Entfremdung zwischen ihnen auftürmte. Dann würde er vielleicht auch Christa wieder ruhig gegenübertreten können. Sie wiedersehen — wenn auch an der Seite und als den Besitz eines andern, das war die einzige Hoffnung, die ihn wünschen ließ, glücklich zurückzukommen.

Digitized by Google

„Lebe wohl, Terfalt — möchte sich dir bald dein heißer Wunsch erfüllen!"

Er war bewegt.

„Ich danke dir", sagte Terfalt und drückte ihm die Hand. „Aber wir wollen nicht mehr an unser Einzelschicksal denken — wenn wir nur siegen, wenn wir nur siegen!"

Gottlob, er wächst doch über sich hinaus, dachte Winter.

Dann nahm ihn seine Pflicht gefangen und ließ ihm keinen Augenblick mehr Zeit zum Grübeln. Das Vergangene ging unter — nur die Gegenwart lebte!

Terfalts aber bemächtigte sich die alte Unruhe, sobald er allein war. Er wanderte durch die Straßen nach Düsternbrook hinaus, am alten grauen Schloß des Prinzen Heinrich vorbei. Die Steinmauern schlossen es sonst völlig von der Welt ab, nur grüne, volle Baumwipfel grüßten hinüber — heute stand das Tor weit geöffnet, und Ordonnanzen, Offiziere, Autos drängten in den Garten hinein und wieder hinaus. Es war ein unablässiges Kommen und Gehen, Spannung und Eifer auf allen Gesichtern, Eile im Gang, kaum beherrschte Aufregung der Bewegungen.

Terfalt musterte das alles mit fast feindlichen Blicken und fühlte doch sein Herz heißer und heißer schlagen. Er mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht zu schreien: Sie bereiteten sich vor, sie gingen an den Feind, sie planten, sie wußten vielleicht schon — und er war ausgeschaltet!

Jemand grüßte ihn. Terfalt sah erst hin, als der andre den Schritt hemmte.

„Ilsendorf — du!"

„Ja, Terfalt — ich! Bin seit Monaten unterwegs, kam gerade zum richtigen Moment an. Aber weißt du das Neueste —?"

„Wie sollte ich! Ich weiß doch nichts."

Der andre sah ihm in die Augen und sagte mit vor Wut und Gram halb erstickter Stimme: „England hat uns den Krieg erklärt!"

Terfalt taumelte. England! Es war unfaßlich — durfte nicht sein.

„Doch, doch!" Ilsendorf gab ihm kurz die Daten. „Und du," fragte er dann, „was wird mit dir?"

Wieder mußte Terfalt sagen, wie so unzählige Male in diesen Tagen, wenn er Bekannte traf: „Ich weiß nicht, ich warte noch."

Wenn ein Mensch ahnte, was ihn diese paar Worte kosteten!

„Gut Glück, mein Junge", sagte Ilsendorf warm. „Unser Jahrgang geht nicht unter, wir waren doch alle Glückskinder. Woltershausen und ich sind beim selben Geschwader — also, wir warten auf dich!"

Sie warteten auf ihn. Es war mehr als bloße Redensart, das fühlte er wohl. Es mochte ihnen scheinen, daß er genug gebüßt habe. Aber wenn man ihn nicht nötig hatte? Es strömte ja in Millionen zum Heer und zur Flotte — am Morgen waren die sechshundert Schiffsjungen, halbe Kinder noch, mit einem Schritt vorgetreten, um sich als Freiwillige anzubieten; Männer in vollster Kraft verließen ihre Arbeit und Frau und Kind, Greise und Veteranen drängten sich zu den Waffen. Man brauchte ihn nicht. Das war die Größe dieser Bewegung der Massen, daß sie dennoch die Unwürdigen, Ehrlosen ausschied, daß nur der Reine und Makellose das Schwert führen durfte. Eine Ehre war es, für das Vaterland einzutreten — kein Opfer!

Er bog von der Chaussee ab, die zwischen ihren herrlichen, dichtschattenden Bäumen hindurch den wunderbaren Ausblick auf den Kieler Hafen gestattete. Aber ihm tat es weh, die grauen Schiffe liegen zu sehen und die rastlose Tätigkeit an Bord. Das Wasser wimmelte von Pinassen und Motorbooten, die Botschaft brachten und holten, die Flaggen wehten ungestüm im Winde aus, als ahnten sie von den kommenden Dingen — und ab und an löste sich aus dem scheinbaren Chaos ein Koloß und zog stolz und vornehm seine Bahn. Dann drangen Musikklänge an Terfalts Ohr und Hochrufe von den Tausenden, die an den Ufern entlang standen. Begeisterung umfing ihn wie eine glühende Welle, und der Jammer um all das sich opfernde Heldentum riß an seinem Herzen.

Nein, er ertrug es nicht länger! Er jagte die einsamen Wege des Gehölzes auf und ab. Seine Hände krampften sich zusammen und öffneten sich wieder, Stöhnen drang aus seiner Brust. Die Schmach tötete ihn fast. Ja, Tod — das war das Beste, das Einzige! Er wollte lieber gehen, sich leise davonmachen, als untätig zusehen müssen. Christa würde das verstehen — o ja — sie war die einzige, die ihn voll begriff. Sie würde gleich wissen, weshalb er es getan, und vielleicht nur denken: Weshalb ist es nicht schon lange geschehen? Niemand hatte jetzt Zeit hinzublicken, wenn ein Ehrloser aus dem Leben ging; jetzt, wo die Tapfersten und Besten fielen und Ströme von Tränen um sie fließen würden. Was galt da er? Noch weniger als sonst. Und Christa würde wissen, daß er sich aus der Schmach herausgerettet hatte. . .

Er wandte sich und ging nach Hause zurück. Er sah nicht mehr rechts und links, er hatte keinen Anteil mehr an dem allen — sie hatten ihn ausgeschlossen — er mußte fort. Sich auslöschen. Vergessen werden. Untergehen.

Und alles war geordnet und Christa da, die seinen Willen bis zum Tüpfelchen erfüllen würde. Für sie und Charlott' und die Kinder war aufs beste gesorgt. Niemand brauchte ihn mehr.

Von seinem Tisch leuchtete ihm in der hellen Nachmittagssonne ein Brief entgegen. Er sah ihn von der Schwelle aus. Sein Herz schlug in seltsam langen Schlägen: Gaben sie ihm noch die Gewißheit? Es wäre fast nicht nötig gewesen.

Er war so schwach, daß er sich beim Lesen hinsetzen mußte. Und er las zwei-, dreimal, bis er verstand: Sein Kaiser begnadigte ihn, sein Gesuch war erfüllt, er durfte als Kriegsfreiwilliger eintreten. Er durfte — man verzieh — man gedachte seiner — auch in dieser Zeit. — — .

Er lachte auf, und dann weinte er. Er sank vom Sessel in die Knie, lehnte den Kopf an die Tischkante und weinte, weinte. Die Tränen spülten die Härte von seinem Herzen, seine Verzweiflung, seine Wut und seinen Gram. Er wurde in die Höhe getragen, empor aus der Erniedrigung, der Schmach — die große Woge riß ihn aus den Untiefen und bettete ihn auf ihren klaren Wassern. Was die Jahre an verbissenem Leid in ihm angehäuft hatten, löste sich wie durch ein Wunder. Er konnte an Ilse denken, ohne ihrer noch zu begehren, er dachte voll Zärtlichkeit an die Freunde, die sein Schicksal mit ihm getragen hatten: — der gute Woltershausen, Winter, der ihm noch heute so viel Erbarmen gezeigt hatte, Ilsendorf, der auf ihn warten wollte. Oh, wie reich er war — wie er endlich, endlich sich allen guten Gefühlen in ihm ohne Rückhalt hingeben konnte! Christa sollte kommen und die letzten Tage bei ihm sein, bis er fortmußte — er sah die Freude in ihren Augen, hörte ihre Stimme, die vor Bewegung dunkel klingen würde, — sie sollte versuchen, ihm jetzt noch ins Gesicht zu sagen, daß sie ihn nicht mehr liebe! Auslachen würde er sie. Mit einem Schlage erkannte er auch, was sie gewollt hatte: ihm die Freiheit zurückgeben, damit er Ilse —. Ach, Dummheit, hineingerannt hatte er sich in diese Liebe, weil er unbefriedigt gewesen war. Nun brauchte er nicht mehr Versteck vor sich und anderen spielen, offen lag sein Weg wieder vor ihm da. Neugeschenkt war er sich und dem Leben — neugeboren für den Krieg! Mochte dies neue Dasein nur nach Wochen oder Tagen zählen, er durchlebte es als ein Freier, ein Ehrlichgewordener. Leben und Tod — er streckte die Arme aus: Beide wollte er an sich reißen in letzter, heißer Bewegung. Denn der Tod brachte ihm das Leben, und das neue Leben war dem Tod geweiht. Er war auserwählt worden unter den Berufenen — und noch einmal stand er da auf der Mittagshöhe des Daseins. Er durfte es opfern!

Digitized by Google

Der Hetman der Ukraine.

Auf der großen Trümmerstätte, in die Rußland zusammenstürzte, sind viele Persönlichkeiten aufgetaucht, deren Namen wir vorher nie gehört hatten und die plötzlich eine Bedeutung auch für uns erlangten. Ein einziger Mann ist unter ihnen, der von Anfang an begehrte, nichts von dem bereits Zerstörten noch weiter zu zerstören, sondern zu erhalten, was sich noch des Erhaltens lohnte, und wiederaufzubauen, was wiederhergestellt werden mußte. Dieser eine Mann ist der Hetman der Ukraine, Skoropadski. Als er jungen und unreifen Schwärmern, die die Unabhängigkeit der Ukraine erklärt hatten, die von schwachen Händen gehaltene Staatsgewalt entriß und als erwähltes Oberhaupt des neugeschaffenen Staates selbst die Lenkung des Staatswagens übernahm, hegte er die feste Überzeugung, daß die Selbständigkeit der Ukraine nur durch politische und wirtschaftliche Anlehnung an die Mittelmächte erhalten werden könne und daß für die innere Gesundung des Landes der Respekt vor dem Eigentum eine unumgängliche Notwendigkeit sei. Auf Grund dieses offen verkündeten und ehrlich durchgeführten Programms ist es Hetman Skoropadski gelungen, die Ukraine vor dem Schreckensregiment zu bewahren, das in Rußland immer noch wütet und mehr Opfer fordert als unter der Herrschaft der Romanows, und dem Lande die schwersten Erschütterungen zu ersparen. Pawlo Skoropadski ist 1873 in Wiesbaden geboren, wo seine Eltern, der Gutsbesitzer Peter Skoropadski und seine Gattin, geborene Migraschewskaja, zum Kuraufenthalt eingetroffen waren. Er wurde im Petersburger Pagenkorps erzogen und trat danach in das vornehme Leib-Garde-Kavallerie-Regiment ein. Er machte den Krieg gegen Japan mit und stand im Kriege gegen uns an der Spitze des russischen 34. Armeekorps. Am 19. Oktober 1917 wurde er von den aus der Ukraine kommenden Kosaken zum Hetman des ukrainischen Kosakenheeres gewählt. Seine Gemahlin, eine geborene Durnowo, ist vollkommen deutsch erzogen, und auch der Hetman selbst hat so häufig in Deutschland gelebt, daß er die deutsche Sprache vollkommen beherrscht. Sein kürzlicher Besuch im Deutschen Großen Hauptquartier und sein Empfang durch unsren Kaiser haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß der Hetman den engen Anschluß der Ukraine an Deutschland als notwendig erkennt. Seiner kraftvollen und klugen Persönlichkeit wird es zweifellos gelingen, auch die kleinen noch widerstrebenden Kreise seines Machtbereichs von dieser Notwendigkeit zu überzeugen.

General Skoropadski, der Hetman der Ukraine.
Spezialaufnahme anläßlich seines Besuches in Berlin.

Erntefest in der Ukraine. Phot. Nömhild.

Digitized by Google

Nr. 41 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt ✱ Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(4. Fortsetzung.)

Kämpf ging sacht und sinnierlich einher. Eine Blume blühte in seinem Hause.

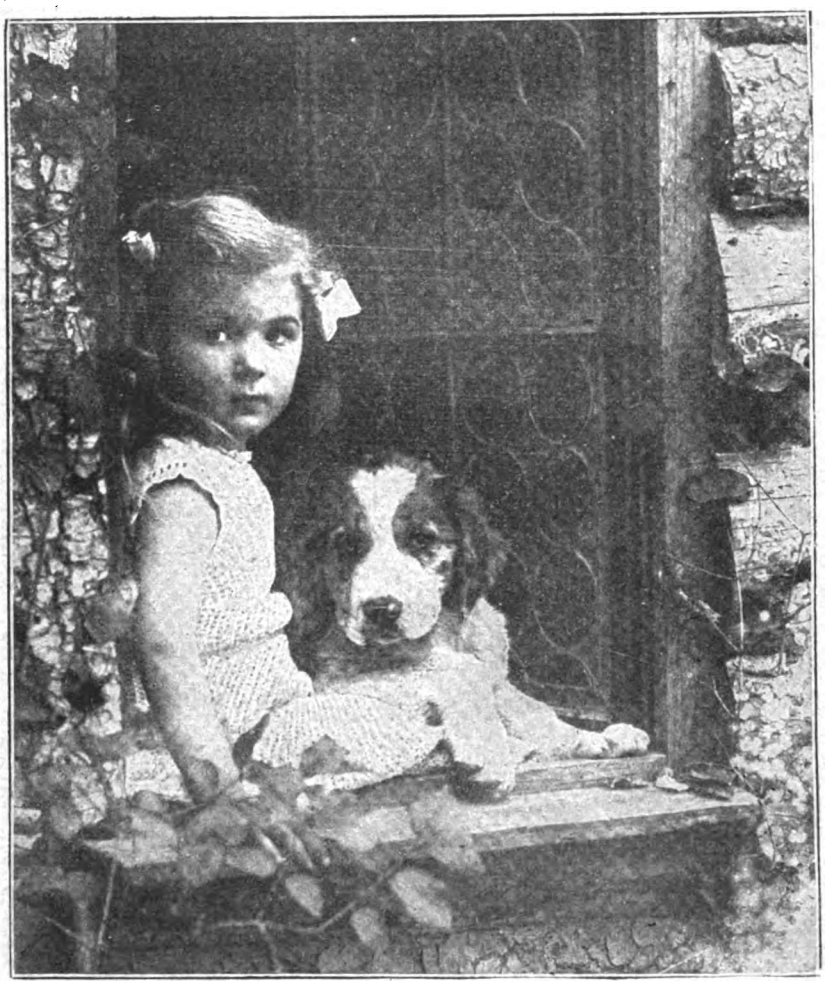
Er hatte Freude an der jungen Frau, an ihrem Respekt, ihrer Zutraulichkeit, ihrer Bravheit. Er sagte: „Wenn dir etwas Freude macht, sollst du es dir kaufen, wenn du in die Stadt gehst mit Butter.“

Als sie heimkam, hatte sie richtig im Gelde gewüstet. Dem Mann brachte sie fünf Zigarren mit und der Mutter ein Tütchen mit saurem Zucker. Für sich selbst nichts. Nein.

Kämpf ging aus und ein. Durch die Stubentür, als suche er etwas. Nichts fiel ihm ein, was er dem Kindweibchen an Gefälligem hätte tun können. Da stellte er sich zuletzt neben sie hin, nahm ihre Hand und hielt sie ein wenig, so daß ihrer beider Wärme verschmolz.

Er war so dankbar, daß sie keine Übertriebenheiten von ihm begehrte, die ihm nicht entsprochen haben würden, und daß sie sich der Mutter anschloß. Nun saßen sie alle, alle, alle im Blumengarten.

Weihnachten zog die junge Magd, das schäkerlustige Dirnlein, heim zu ihrer Mutter, die krank geworden war, und eine neue Magd rückte an ihre Stelle.



Am Fenster. Gebr. Haeckel, Berlin, phot.

Der Eppendorfer Ziehtag fällt sonst auf Lichtmeß. Die junge Magd hieß Mandeline auf Antrieb ihres Vaters, da sie das fünfzehnte von ihrer Eltern Kindern war. Der Vater, indessen verstorben, hatte eine Bauernwirtschaft kleinen Umfanges besessen. — Mandeline war eine Schlanke, ganz Schnellgliedrige, die in ihrer Kindheit mehr Jungen verprügelt hatte, als ihr selbst von ihnen Schläge zuteil geworden waren. Bei einer dieser Prügeleien war sie zu Fall gekommen und war ohnmächtig am Boden liegengeblieben. Eine Anzahl Menschen hatte sich gleich auf der Unfallstätte eingefunden, darunter der Vater, der

Digitized by Google

sein Mädle mit zitternden Händen vom Erdboden aufgehoben hatte — just als das erste Lebenszeichen ihre Glieder wieder zu regen begann.

Mandelines kaum erwachter Blick war aber nicht auf die Vatersorge, sondern auf ihren Widersacher gefallen. Sie war aufgeschnellt und hatte im gleichen Atemholen dem Jungen, der mit im Kreise gestanden, eine Ohrfeige eindringlichster Güte heruntergehauen. Lange noch hatten die Bauern, allemal unter dröhnendem Lachen, davon erzählt.

Heute nun, bei zwanzig Jahren, war Mandeline zahmer. Sie war ein sehr schönes Mädchen, braunhaarig mit grauen Augen und dunklen Brauen, das Gesicht klein und wach — eine Feste, Flinke, Heitere und zur Arbeit Willige.

Sie war eine ganz andere als die junge Frau. Aber sie mochten sich gegenseitig leiden und taten kameradschaftlich miteinander, wennschon die eine höher als die andere im Range stand.

Im täglichen Verkehr mit ihrer Magd wurde die junge Frau ein wenig straffer, es war sogar beinahe, als ob sie wachsen wolle.

Im Wachstum jedenfalls war ihre Verehrung für ihren Mann begriffen. Karl Kämpf war sonder Fehl für seine Frau: Was er sagte und tat, war gut und gerecht.

Zwar hätte sich Laura gern einmal in ganz starker Männerliebe von ihm herzen lassen, bis ihr der Atem verginge. Solchen Überschwang jedoch betrieb Kämpf nicht. Er führte das kleine, sachte, zutrauliche Weibchen in keine süßduftende Rosenlaube.

Aber ob er gleich keine Verliebschaft mit ihr einging, so behandelte er sie doch ganz fein. Er saß, bildlich gesprochen, mit ihr auf dem Bänkchen vor der Tür in Sonne und milder Luft — in Spätsonne. —

Um Ausgang Januar starb die Ef.

Pauline hatte zuvor gewußt, wie das Krankenlager ausschlagen würde; denn die alte Magd hatte sich an einem Scheidetage niedergelegt, damals, als der Schlaganfall sie niedergeworfen hatte. Montag, Mittwoch und Freitag sind Scheidetage.

Jetzt trat die Ef nun ihre Himmelswanderung an als eine Glückliche.

Sie hatte ihre Aufgaben alle gelöst, indem sie dem Leben drei Kinder geboren hatte, ohne Anstand und Ansehen dabei einzubüßen, und ihrer Weiberlist war es gelungen, zwei Herzen zu vereinigen, deren Liebeswege weit auseinanderlagen.

Es war ein großes Begräbnis. Die Bauern machten einen Feiertag und folgten dem Sarge nach. Arbeitsdienstboten wie die Ef, die ihren Feierabend, wenn es die Arbeit gebot, vom Tagesschluß bis weit hinein in den Abend hinausschoben, gab es wenige heuer.

Außerdem war sie die Großmutter der jungen Kämpf.

Die Schulkinder sangen, der Pfarrer sprach. Die Frauen machten wehmütige Gesichter und weinten ein wenig. Kämpfs hatten gebraten und gebacken wie für ein Ebenbürtiges.

Späterhin bekam die Ef auch einen Grabstein. Und dann blieb sie in guter Erinnerung. Denn Pauline führte sie häufig im Munde, ebensowohl aus wirklicher Anhänglichkeit wie auch als erzieherlich wirkendes Vorbild für die jüngeren Jahrgänge.

Den Tagen der Wehmut und des Schmerzes folgten Tage der Heiterkeit. Franzette Säuberlich, die Schwester der jungen Frau Kämpf, hatte einen Schatz angeschafft, den die Mutter nicht anerkennen wollte. Seit der Heirat ihrer Ältesten war sie gewachsen um Haupteslänge, und ein dörflicher Tischler, der nicht viel mehr als sein Handwerkszeug sein eigen nannte, schien ihr als zweiter Ede (Schwiegersohn) nicht annehmbar.

Aber Franzette setzte ihren Kopf durch, die Heirat fand statt, dem halben Hause wurde eine Werkstatt angebaut, und sie hatten schließlich, mit oben und unten, alle Platz im Hause, samt den Kindern, die sich im Verlauf der Jahre in rascher Folge einstellten.

Tags darauf, nachdem der Leib der Ef der Mutter Erde war übergeben worden, kamen die Schwiegerleute, die Eltern der verstorbenen ersten Frau Kämpf.

Der Mann sagte, wenn man so untauglich geworden sei wie die Ef, dann sei es recht, daß man marschiere. Wenn eins bloß noch Aufwartung gebrauche — und bloß noch koste.

Er zählte auf: den Arzt, die Apotheke. Dann sprach er auch vom Raum, den sie eingenommen habe, von Bett und Kammer. Ließ auch die Kost nicht unerwähnt und das bißchen Gewaschene, Hemd und Rock und Bettbezug, Handtuch und Schürze. Ja, da sei nun aufgeräumt. Mit seinen abfallenden Schultern am mageren Körperlein, mit seinem rotbackigen, scharfnasigen Spielzeugsköpflein stand er da, ließ seine Blicke fliegen, und es war ihm gleich, daß die junge Frau, die Enkeltochter der Ef, mit in der Stube war und seine Worte hörte.

Seine Frau, die auf dem Stuhl oben am Tische saß und auf jedes Knie eine Hand gelegt hatte, braunhäutig und knallrotbackig wie ihr Mann, warf aus Gerechtigkeit ein: „Sie war itze freilich alt, da gibt eins nach (kann eins nicht mehr)."

Pauline wollte die Schwiegerleute nicht an die junge Frau erinnern. Es war immerhin möglich, daß noch Vorteile für Kämpfs von ihnen abtropften.

Aber sie sagte doch: „Das kann ich net erhorch, wenn eins auf ein Altes garschtig ist, nein, das hätte ich net gekonnt, ihr das vorschmeiß, ihr Stückle Gnadenbrot. Das hat sie auch alles zuvor verdient."

Kämpf lächelte nur. Seine Schwiegerleute waren ein bißchen schnurrig. Die schätzte man am besten nach ihrem Holz ein, wie den Baum nach seinem Holz. Zierätliches ging nicht hervor aus ihnen.

Er fragte nach Ochs und Kuh und führte den Alten in die Ställe. Der war unten in der Stadt gewesen wegen einer Streitsache mit seinem Knecht, den er für Unachtsamkeiten am Lohn verkürzen wollte. Aber der Amtsgerichtsrat hatte ihn ablaufen lassen.

Indessen sagte die Alte zur Hausfrau: „Nu paß aber amal auf — Franke will doch heiraten, dem Rosamund Frech seine Tochter in Thimmendorf. Frechs stacken drinne, die können net viel hergab. Nune will das Mädle net ran, die hat ihren Burschen. Aber die Alten lassen nicht nach."

Pauline antwortete: „Er ist stumm — das wird ihr freilich nicht paß."

Am Abend trat die junge Frau auf den Hof, hob ihr Haupt und schaute zum Himmel hinauf.

Der junge Mond leuchtete, die Sterne glänzten. Der ganze Himmel sah andachtsvoll aus, als könne nichts Schlechtes unter ihm sich zutragen, als müsse alles, was der Menschen Herzen bewege, Eintracht und Liebe sein.

Laura kam auf die Dorfstraße. Sie sah Licht drüben im Frankeschen Hause und huschte hinüber.

Ein Frühlingstag trat in die Stube. Einer von denen um Ausgang Mai, der noch nicht Sommer ist — von Stille ganz angefüllt — von Friedvollem und dennoch Werdendem.

Franke kam aus der Küchenkammer. Willkommen. Wie es gehe.

Gewissenhaft gab sie Auskunft. Darauf führte Christiane, die Mutter, wieder das Wort.

Als sie auf eine Minute hinausgegangen war, sagte Laura zum Stummen: „Was macht denn deine Braut — kommt sie balde einmal?"

Er antwortete: „Gut! Gut!" Ja, sie komme bald.

Er sah auf ihre Lippen, die schwiegen. In ihren Augen gewahrte er etwas Befangenes. Er merkte, daß ihr etwas leid tat. Seinetwegen.

Digitized by Google

Auf dem Feldweg. Gemälde von Willy Brandes.

Digitized by Google

Als er mit der Mutter allein war, fragte diese ihn nach dem Verlöbnis. Nun winkte er mit der Hand, es eile nicht.

* * *

In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts lebte in Eppendorf ein Zimmermann mit seinem Weibe.

Die Frau war ausgestattet mit allen Tugenden, die ihr zukamen: Sie wußte ihre Rede zurückzuhalten, wenn Höhergestellte ihre Ansichten kundtaten, ohne daß sie bauchkriecherisch dadurch geworden wäre, sie stahl nicht, faulenzte nicht, lebte in der Furcht Gottes und versuchte, ihren Mann zu stützen, der ein Säufer und Tagedieb war.

Nach längerer Ehe geschah es, daß sie sich Mutter fühlte. Zu gleicher Zeit aber waren ihre Verhältnisse die denkbar schlechtesten. Ihr Hauswirt hatte dem arbeitsträgen Manne die Wohnung aufgesagt, und die Bauern zogen gegebenen Falles statt seiner eine andere Hilfskraft heran.

Aber die Bäuerinnen ließen die Frau nicht verderben. Als sie einem zarten, rabenhaft schwarzhaarigen und schwarzäugigen Knäblein das Leben gegeben hatte, versorgten sie die Wöchnerin mit Suppen über den dritten Tag hinaus (wo sie wieder ihr Bett verließ), dem geschwächten Leibe zu Nutz und Liebe und wegen ihrer ganz einwandfrei redlichen Gesinnung.

Daß auch der Ehemann von der Verpflegung Nutzen zog, hatten sie vorausgesetzt und nahmen es mit heiterem Lächeln hin. Denn der charakterlose Zimmermann war nebenher kein ganz Unebener.

Schön war er nicht, ein Schwarzer, Kurzer, Struwwelhaariger, beinahe ein wenig Hochschulteriger. Aber er hatte Witz und verstand, Faxen zu machen. Tanzte, daß es nur so stob und federte. Und wenn es keinen Branntwein auf der Welt gegeben hätte, und wenn die Bratwürste und Speckseiten frei auf den Bäumen gewachsen wären zu beliebigem Gebrauche, und wenn für etwelche Frechheiten und Tücken der Amtsgerichtsrat Wachsmut, die oberste richterliche Behörde unten im Städtchen, das gehörige rein versöhnliche Verständnis gehabt hätte: dann hätte das Leben um diesen seinen schwierigen Sohn beruhigter seine Tagesschritte weitersetzen können.

Als das Knäblein glücklich zur Welt gekommen war, legte sich der Zimmermann hinter den Ofen und war krank mit seinem Weibe. Er aß und trank die Wochenkost wie sie, er schlief wie sie. Und als sie sich aus dem Bett herausschleppte und schleichenden Schrittes ihr Arbeitsleben wiederaufnahm, legte er sich in das Bett hinein mit Hose und Wams, um seine Mühsal eines Lebens ohne Besitz auszuruhen.

Trotz all seiner Faulheit, die nur an eigene Entfaltung dachte, hatte er seinem Weibe dennoch etwas Erbauliches angetan, als es in Schmerzen und Schwäche daniederlag: er hatte ihr die schönste Musik gemacht. Er war nämlich ein Meister auf seiner Mundharmonika, die er immer in der Westentasche trug.

Mit der Musik hatte er zugleich auch seines Sohnes Eintritt in das Leben gefeiert, wie auch sich selbst, der er der Vater des rabenmäßig schwarzen Knäbleins war.

Während er ruhte, schmiedete er seine Pläne, die sich um die Bezwingung des ihm feindlichen Lebens drehten.

Ins Werk setzte er sie damit, daß er sich zum Schultheißen begab und demütig bei ihm anfragte, ob der Schultheiß meine, daß er, der doch nur ein ganz Geringer sei, es wagen dürfe, einen Großen, den Bauern Kämpf zum Beispiel, für seinen kleinen Sohn als Gevatter zu bitten. Seine Haltung war derartig seinem Range angemessen, daß der Schultheiß wohlwollend seiner Rede beistimmte, was zur Folge hatte, daß ihm selbst ein Patenbrief zugestellte wurde.

Außer ihm gelangten noch drei Bauern, die reichsten des Ortes, zu der gleichen Ehre. Sodann lud er dem Herrgott ein wenig Verantwortlichkeit auf. Er gab seinem schwarzen Räblein derartig gottgehörige Namen, daß die Absicht, der Herr der Heerscharen möge das Seine tun zur Wohlgestaltung des jungen Lebens, deutlich zu spüren war. Der Rufname des kleinen Erdenbürgers lautete Lebegott, die drei Nebennamen waren Traugott, Fürchtegott, Liebegott. Der Vatersname war Beinschläger.

Am Tauftage des Räbleins — es war ein Sonntag — ergab sich, daß keiner seiner Paten auf Teilnahme an der heiligen Handlung sich eingerichtet hatte, jeder hatte sich vielmehr auf den andern verlassen. Bei Kämpfs war keiner daheim als Pauline, die eben ihre Haare kämmte, als der Pastor eintrat, um seine Taufzeugen zusammenzusuchen, bei Frankes war nur Huldreich, der junge Taubstumme, zur Stelle, der damals neunzehnjährig war, der Schultheiß stand vor dem Spiegel und rasierte sich.

Aber der Pastor nahm sein Zeugenmaterial, wie er es fand.

Als das Knäblein in die Schar der Christen aufgenommen worden war, zogen Beinschlägers heim, der Mann in all seinen Hoffnungen getäuscht, was Wein, Braten und Goldgabe anbelangte, die Frau ergeben wie immer und dankbar eingedenk der Unterstützungen, die ihr bereits geworden waren.

„Ich mein immer, sie werden die Zehnmarkstückle noch schick", sagte der Vater des Kindes, zog die Socken (Hausschuhe) an, hängte den Rock an die Wand und schlüpfte in die schmerzenlindernde Bettstatt hinein, allwo er sich einwühlte und an Stelle der versagten Genüsse seiner riesengroßen Faulheit pflegte.

Die Zeit des Abendimbisses mochte vorüber sein, als die Tür sich auftat und die Mägde mit den Gaben ihrer bäuerlichen Herrschaften dahertraten. Sie brachten Speck, Schinken, Wurst, Eier, Butter und Gepökeltes. Dazu die Geldspende. Der Schenkwirt, der auch zu den Paten gehörte, schickte aus mildem und lustigem Herzen ein Fläschchen Likör.

Kaum hatte das Niederlegen der Gaben seinen Anfang genommen, als auch der Hausherr auf der Bildfläche erschien, die Hände hinter den Hosengurt geklemmt, die Haare abstäubend, die Augen voller Leckerheit, als wollten sie aus ihren Höhlen herausstreben.

Mit zwei Griffen schaffte er Raum, zog den Korken aus der Schnapsflasche und schenkte ein.

„Ball muß sein", sagte er, indem er die Mundharmonika zwischen die Lippen klemmte.

Tanzerlich sprang er daher, packte das erste Dirnlein in den Arm und drehte sich mit ihr. Dazu jauchzte er, und die Mädle kreischten, und es kam wirklich etwas wie ein richtiger Ball zustande, mit Eß- und Trinkpausen. Heißa!

Die Stube sah ärmlich aus; aber über den Tisch war ein weißes Tuch gedeckt wegen der Feierlichkeit des Tauftages. Auf diesem weißen Tuch suchte die Beinschläger Ordnung zu halten, indem sie allgemach abtrug und die guten Nahrungsmittel in der Kammer verstaute. Das Geld hatte der Ehemann eingesteckt.

Nachher reichte sie ihrem Kinde die Brust. Dazu saß sie auf einem niedrigen Schemel. Die Mädle waren gerade aufgebrochen, und der Zimmermann stand mitten in der Stube, kurznackig, struwwelhaarig und ein bißchen wüst, in bloßen Strümpfen und blies vor sich hin auf seiner Mundharmonika.

Die Frau betrachtete ihn. Sie ging keinerlei Besinnlichkeiten nach, etwa derjenigen, warum sie, die ein sauberes, fleißiges Mädchen gewesen, den Tunichtgut geheiratet hatte, sie betrachtete nur sein Habit, wie lange es noch vorhalten werde.

Sie blieben noch sechs Jahre in Eppendorf. Danach zogen sie ab.

Die Paten des kleinen Lebegott sagten, daß er sich bei seiner Konfirmation melden solle, dieweil er das Gewand von ihnen erhalten werde. Aber die Zeit ging hin, und er stellte sich nicht ein.

Ein paar Jahre hatte die kleine Familie noch in den Ortschaften des umsichtlichen Umkreises gewohnt, dann war

Digitized by Google

sie den Eppendorfern ganz aus den Augen gekommen. Ein Metzger trug herzu, daß der Zimmermann gestorben sei, und daß es der Frau gut ergehe, sie halte eine Kuh. Daß die Beinschläger eine Kuh halte, wollten aber die Bauern nicht glauben.

Die Jahre versanken. Seit der Geburt des Lebegott Traugott Fürchtegott Liebegott Beinschläger waren ihrer mehr denn dreiundzwanzig ins Land gegangen, als eines Tages ein frischer, junger Mensch nach Eppendorf kam. Er war rank, von mittlerer Körpergröße, schmalköpfig, mit voller Unterlippe. Die Nase sprang vor, die Augen waren schwarzsamten. Schwarz war das Haar und tief in das Gesicht hinein gewachsen, braunflaumig war die Haut, rotflaumig die Wangenfarbe. Der Blick der Augen war neugierig ohne Übertreibung, das ganze Kerlchen war wach bis in die Zehenspitzen. Nichts Ungehöriges an ihm.

Wie er so durch das Dorf daherging und Umschau hielt, hatte er aber doch etwas von einem jungen Raben an sich auf dem Beutezuge.

Bei Kämpfs trat er ein. Er warf seine Augen nach der jungen Frau und lachte, nach der Magd drehte er sich um. Pauline hatte indessen schon von ihm erfahren, wer er war.

Lebegott Beinschläger kam nicht, um ein Gewand zu empfangen, wie ihm zur Konfirmation versprochen worden war, er suchte einen Dienst.

„Den kannst du bei uns net hab," sagte Pauline, „der Wirt hat auch seine Leute alle vollzählig, Franke auch." Dann gab sie Adressen an, sämtlich ein wenig von Eppendorf abgelegen.

Sie ging zu ihrem Sohn und sagte: „Dem Zimmermann seiner ist da. Das ist eine Überraschung — dem Beinschläger sein Sohn. Er sucht einen Dienst als Knecht. Aber da möcht ich net rantret. Man hat net das Zutrauen wegen seinem Vater, und er sieht auch net vertraulich aus, der hat seine Fänge. A paar Mark wirst du ihm aber doch müssen geben."

Kämpf kam in die Stube. Der fremde Rabe sah die Hausfrau an; aber es war nichts Arges in seinem Blicke. Er schaute nach der jungen Magd, und seine Augen wollten nicht ablassen.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Peters zum Gedächtnis.

Von Dr. Paul Leutwein. — Mit einem Porträt.

In der Nacht vom 10. zum 11. September ist der als Persönlichkeit ausgeprägteste und hochstrebendste unserer kolonialen Bahnbrecher, Dr. Carl Peters, in der Heilanstalt Woltorf bei Peine dahingegangen. Der sehnlichste Wunsch des Verstorbenen, das endgültige Schicksal seiner ostafrikanischen Gründung noch zu erleben und selbst mitschaffend bei der großen Endabrechnung des Krieges gestalten zu helfen, ist unerfüllt geblieben. Aber er hatte wenigstens den Trost, sich noch von der ungemeinen Lebenskraft seiner Schöpfung überzeugen zu können und ihre Verteidigung in den Händen Lettow-Vorbecks zu wissen, eines Mannes, der an rücksichtsloser Energie und Zähigkeit des Willens ihm gleichwertig ist. — Carl Peters wurde am 27. September 1856 als Sohn eines Pastors zu Neuhaus a. d. Elbe geboren. Für seinen Lebensgang ist es gewiß von Bedeutung gewesen, daß der Vater dieses begabteste seiner Kinder in der alten Pflanzstätte welfisch-aristokratischen Geistes, der Klosterschule zu Ilfeld, erziehen ließ. Aber entscheidend für die Laufbahn des Mannes wurde doch erst der mit Unterbrechungen dreijährige Aufenthalt im Hause seines in England hochangesehenen Onkels, des Musikhistorikers Carl Engel in London, von 1880 bis 1883, der ihn die Wesensunterschiede der deutschen und englischen Lebensführung erkennen ließ. Weit davon entfernt, dadurch wie so viele Deutsche ein blinder Bewunderer des Angelsachsentums zu werden und, wie es in diesem Falle so nahelag, ja ihm sogar angeboten wurde, durch Naturalisation im Angelsachsentum aufzugehen, reifte in ihm nur der eine Gedanke, die erworbenen Kenntnisse seinem deutschen Volke nutzbar zu machen. Aus der Überzeugung, daß die freiere Persönlichkeit des einzelnen der eigentliche Vorzug des Angelsachsen vor dem Deutschen sei, und daß dieser vornehmlich durch die gewaltige Kolonialpolitik Englands erworben war, ergab sich die Folgerung für Carl Peters von selbst.

Hofphot. Möbius.

Dr. Carl Peters †,
der Begründer Deutsch-Ostafrikas.

Die Rückkehr nach Deutschland verwandelte den Entschluß zur Tat. Im März 1884 gründete Carl Peters die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation". Im Herbst schiffte er sich nach Sansibar ein, und am 19. November 1884 hißte er zum ersten Male die deutsche Flagge auf ostafrikanischem Boden. Am 27. Februar 1885 wurde ihm für seine Erwerbungen der erste kaiserliche Schutzbrief in der deutschen Geschichte verliehen. Nun ging es rüstig vorwärts. Am 2. April 1885 wurde zur wirtschaftlichen Fundierung und Nutzbarmachung der Erwerbungen die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Carl Peters und Genossen" gegründet, die schon im folgenden Jahre in die heute noch bestehende „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" umgewandelt wurde. Nicht lange hat Carl Peters die Leitung der Gesellschaft in der Hand gehabt, aber sämtliche Erwerbungen, insbesondere die der heutigen ostafrikanischen Küste von der Umbamündung bis zum Kap Delgado, sind von ihm persönlich durchgesetzt. Gerade dieser für Deutschlands koloniale Zukunft so wichtige Drang nach weiterer kolonialer Ausbreitung war es, der seine vorsichtigen Genossen ängstlich stimmte und den Rücktritt des Gründers herbeiführte. 1889 begegnen wir dem Unermüdlichen wieder auf der Fahrt nach Sansibar zur Durchführung der deutschen Emin-Pascha-Expedition, mit dem Grundgedanken, bei dieser Gelegenheit den Machtbereich unseres Reiches über den Nil bis zu Emin Paschas Äquatorialprovinz auszudehnen. Unter Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten, die so packend in seinem Buche „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition" geschildert sind, gelang es dem kühnen Kolonisator, riesige Gebiete dem Deutschen Reiche anzugliedern. Es war wahrhaftig nicht Peters' Schuld, wenn von allen seinen Erwerbungen nur ein stattlicher Torso, das heutige Deutsch-Ostafrika, im deutsch-englischen Vertrage von 1890 für Deutschland gesichert wurde. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte sich Deutschland schon damals ein einheitliches, weites ostafrikanisches Kolonialreich gesichert und es zu einem unüberwindlichen Bollwerk für alle Gelüste feindlicher europäischer Nationen umgeschaffen.

So hat Peters von Anfang an die weltpolitischen Zukunftsnotwendigkeiten des deutschen Volkes erkannt, wie sie erst in der Gegenwart durch den Zwang des Weltkrieges der deutschen Öffentlichkeit, und auch da noch nicht einheitlich, offenbar geworden sind. Aber freilich ein Englandkenner und scharfer Kopf wie Peters war nie auch nur einen Augenblick im Zweifel, daß man deutscherseits nicht gleichzeitig Weltpolitik treiben und mit England freundschaftliche Beziehungen, gipfelnd in einer Art „Kolonialehe", wie der amtliche Ausdruck lautete, unterhalten könne. Es war nur eine logische und realpolitische Folgerung,

Digitized by Google

wenn Peters immer für eine Anlehnung an Rußland eingetreten ist. Denn dieser sogenannte Stürmer und Dränger kannte zu genau die furchtbare Kraft des Angelsachsentums, um nicht zu wissen, daß Deutschland es nicht ungestraft gleichzeitig mit dem russischen und dem englischen Weltreich verderben dürfe. „Die Politik des Drei-Kaiser-Bündnisses, oder aber, wenn es sein mußte, auch nur das Doppelbündnis mit Rußland," hat er geschrieben, „war die natürliche Rückendeckung für eine deutsche Kolonialpolitik."

Ich will das Lebe Carl Peters' nicht weiter zeichnen. Auf glänzenden Aufstieg folgte ein Niedergang, verursacht durch kleinlichen Haß seiner Gegner und häßlichen Undank des deutschen Volkes. Peters ist indessen nie so ungerecht gewesen, die Schuld nur bei seinen Gegnern zu suchen. Er sah wohl, daß in seiner angelsächsisch gewordenen Art, sich zu geben, den deutschen Verhältnissen gegenüber Hemmungen lagen. Das hat, wie immer wieder betont werden muß, die natürliche Tragik eines seiner Zeit weit voraus geeilten Mannes noch erhöht. Stets ist ihm jedoch eine nicht geringe Zahl von Freunden treu geblieben, mehr und mehr verstärkt durch die neue Generation, der die Scham über die schmähliche Behandlung dieser wahrhaft bedeutenden, für die deutsche Sache so hoch verdienten Persönlichkeit das Blut in die Wangen trieb. Als endlich Anfang 1914 unter ihrem Einfluß sich die Erkenntnis des Carl Peters zugefügten bitteren Unrechts durchsetzte, da war es für die Lebensarbeit des Vielgeprüften zu spät. Zu spät auch für die deutsche Politik, der er aus freiwilliger Verbannung von London aus über ein Jahrzehnt im roten „Tag" so treffliche Ratschläge, so richtige Mahnworte zugerufen hatte.

Auch im Kriege hat Carl Peters die Rolle des weltpolitischen Eckart des deutschen Volkes mit treuer Gewissenhaftigkeit gespielt. Längst schon körperlich leidend, aber geistig von unberührter Frische, eine noch immer bezaubernde Persönlichkeit, hat er in den letzten Jahren wie einst in den Tagen seines Glanzes zahlreiche jüngere Politiker für sich und seine Lehren gewonnen. Oftmals, so hat er mir gestanden, habe ihm der Gedanke, in einer Schar von politischen Vertretern der Gegenwart und Zukunft Deutschlands fortzuleben, Trost gewährt.

Peters wird aber nicht nur fortleben in der Geschichte und im Andenken seiner Freunde. Ein gütiger Gott hatte ihm die Gabe des Wortes verliehen, wie kaum einem anderen. Seine Werke, so scharf durchdacht in Inhalt und Aufbau, sind in der Leichtigkeit des Stils und der Schönheit der Sprache ein reiner Genuß. Sie werden sich noch lange im Bücherschatz des deutschen Volkes erhalten, und zumal die Schriften „England und die Engländer", „Zum Weltkrieg" und „Zur Weltpolitik" werden immer für den Außenpolitiker wertvolle Quellen der Belehrung bleiben. So hat das Schicksal selbst gewissermaßen einen versöhnlichen Schimmer auf die Tragik dieses Lebens geworfen. Und was im Leben Carl Peters' das höchste war, eine starke und freie Persönlichkeit zu sein, das klingt dem Leser mahnend hervor aus allem, was er geschrieben. Und niemals kam diese Mahnung mehr zur richtigen Zeit als heute, da das so wenig nationalkräftige und politisch geschulte deutsche Volk immer wieder unzeitigen Regungen der Schwäche zu unterliegen droht.

Dieses „Sei dir selbst getreu" des toten Kolonisators, der stets ein Mann, eine selbstsichere Persönlichkeit gewesen ist, nehme sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zu Herzen. Nur wer sich selbst aufgibt, unterliegt, denn er gerät dadurch in unlösbaren Widerspruch mit seiner eigenen Natur. So schließe ich mit dem Goethewort:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

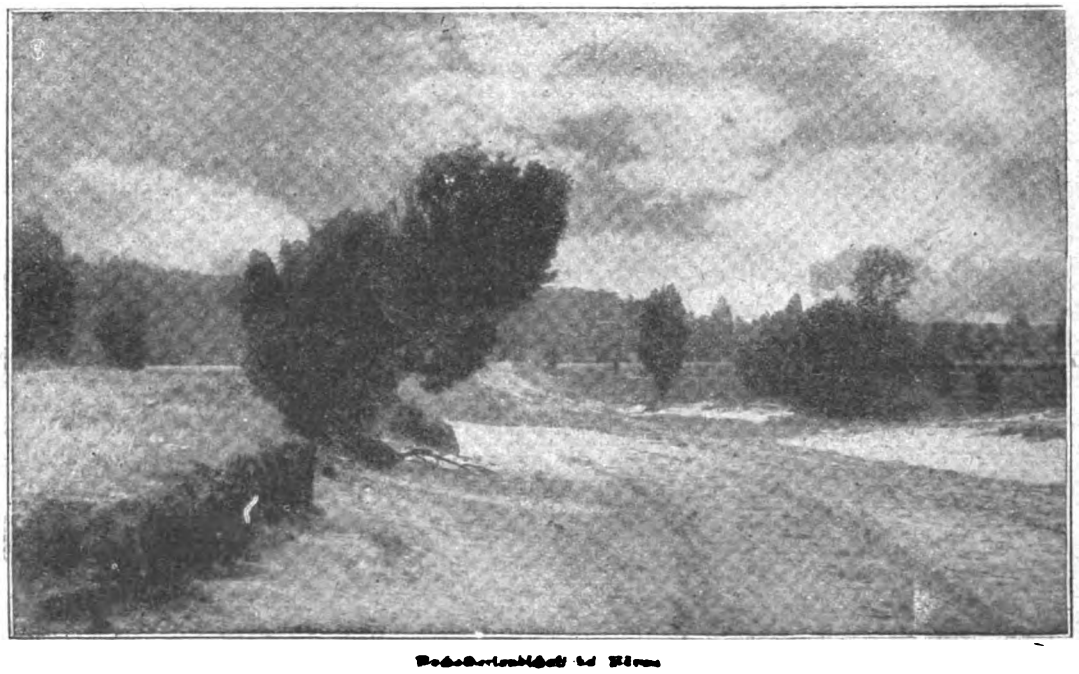
Aus der Lüneburger Heide.

Von Wilhelm Hochgreve. — Mit 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen (davon 7 von R. Oters, Hamburg).

Mit dem Namen der Heide ist für viele, die sie nicht kennen, der Begriff der Unfruchtbarkeit und Öde und damit der Reizlosigkeit verknüpft.

Wer aber auf die erste Heidewanderung die Augen und das Herz des Naturfreundes mitbringt, sieht verwundert und entzückt, wie bunt und lebendig diese „Öde" ist, sieht staunend, daß die Heide nicht eine unendliche, flache und eintönige Sandwüste ist, in der nur einige düstere Kiefern und hungrige Birken das Dasein fristen sollen.

Die Lüneburger Heide, in Vorzeiten ein dichtes Waldgebiet, hat heute noch ausgedehnte Wälder aus allen Baumarten, zumeist zwar Kiefern, aber auch weite Laubholzmischbestände und darunter Eichen von mächtigem Umfang, in deren hohlen Armen der Edelmarder schläft und Spechte aller Größen und aller Farben brüten, in deren knorrigem Astgewirr der Schwarzstorch sein Nest baut und der Habicht horstet. Wir sehen Hügel, die sich bis 170 m hoch (wie der Wilseder Berg, um den sich seit 1911 ein großer Naturschutzpark dehnt) erheben und in die Füchse und Dachse ihre Baue graben, wir finden sanfte Talschnitte, durch die sich liebliche Flüßchen winden, die von zahllosen Moorgräben mit mattbraunem Wasser gespeist werden. Von der Aller und der Weser her steigen in diese gesunden Wildwasser, die kein Fabrikabfluß vergiftet, die keine Uferregulierung schändet, Hechte, Aale, Aalquappen, Weißfische, Goldbarsche und viele andere hinauf, und ihnen folgt der Fischotter, der im freigespülten Wurzelwerk der Ufererlen seinen Bau anlegt. Der Eisvogel, dies Juwel am Waldwasser, ist hier kein seltener Gast. Im Juni rudert hier die Stockente mit ihrem reizenden, im Uferschilfneste ausgekommenen Schose, und wenn Aller und Weser und die Seen und Teiche zwischen ihnen im Eise starren, beleben zahllose Wildenten den noch offenen Heidefluß, und auch der Fischreiher holt sich dann hier seine Nahrung.



Wo die Heide flach und waldfrei ist, ist sie gleichfalls nicht öde und leblos. Hier ist der Tummelplatz

Digitized by Google

des prächtigen Birkhahnes, und überall im Sande läßt sich Rot-, Reh- und häufig auch Schwarzwild spüren. Sehen wir hier auch nur einige alte Föhren, deren dichter Behang den Boden berührt und bei lebhaftem Wind den Sand fegt, so erfreut das Auge bald eine Wacholdergruppe, zuweilen gar ein ganzes Wacholderwäldchen; denn der Wacholder ist neben der Birke der Charakterbaum der Lüneburger Heide. Infolge der regellosen Anordnung seines buschigen, schon vom schwächsten Winde bewegten Zweigwerks und seines häufig riesenhaft massigen Umfanges vermag dieser immergrüne Baum besonders in der Dämmerung gespensterhaft zu wirken. Birken finden wir vereinzelt und in Gruppen überall und an allen Heidewegen, diesen von Wagenrädern und Schafen ausgearbeiteten Sandrinnen, zu denen sie gehören, wie etwa die Obstbäume zur Landstraße. Ich glaube, die alten Heidjer wählten die Birke zum Wegesaum nicht nur ihrer Bescheidenheit wegen und weil sie am nächsten zur Hand war, sondern auch darum, weil ihre hellen Rindenflecke im Dunkel den unsicheren Weg weisen. Sie sind in der freien Heide schutzlos den Stürmen ausgesetzt und daher fast alle wie von Riesenfaust nach Südosten herübergedreht, wohin auch die langen Strähnen ihrer Zweige neigen.

Alte Schafställe in der Gegend von Wörme.

Dorfstraße in Schierhorn mit altem Steinwallschutz.

Diese Birkenheidewege führen an kleinen Dörfern vorbei, wo sie zu beiden Seiten häufig mit Steinwällen aus Splittern von Findlingen eingefaßt sind, öfters aber noch an alten Katen oder Einzelgehöften vorüber, die meist von mächtigen Eichen beschattet sind. Wir haben hier den Urtypus des niedersächsischen Bauernhauses vor uns mit dem großen Tor in der Frontgiebelwand und Mensch und Vieh unter einem Dach, dem dicken, vermoosten Strohdach, das

Ein mit Ochsen bespanntes Heidefuhrwerk

Digitized by Google

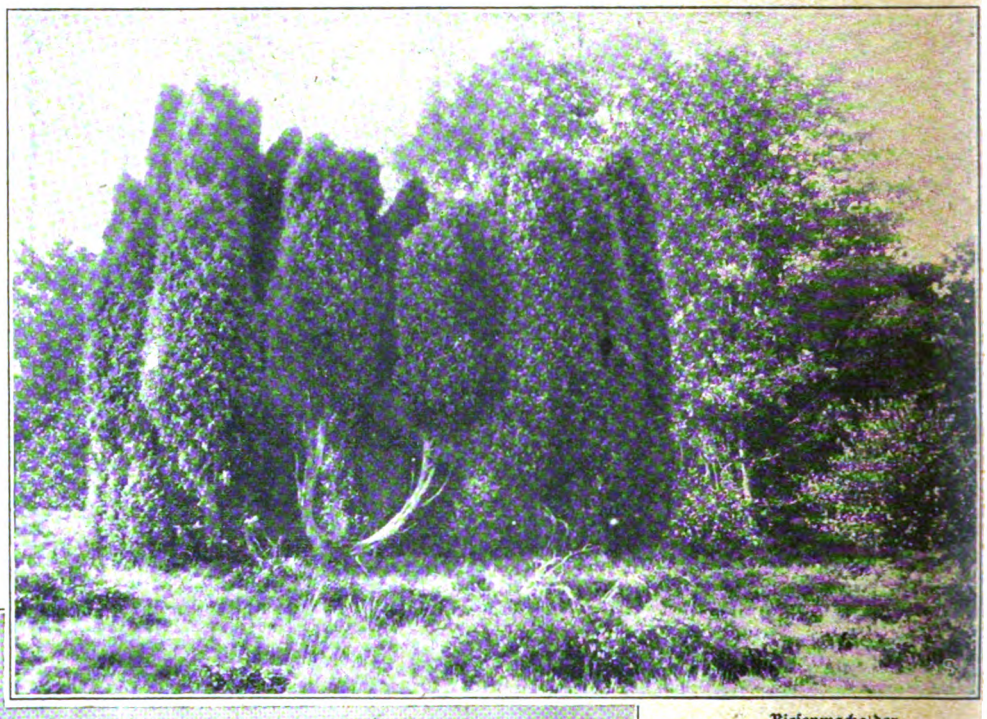
Heidebirken im Sturm.

alten, verwilderten Schafställen Schutz finden.

Die Schaf- und Schnuckenzucht stand früher in der Lüneburger Heide in höchster Blüte, und von vielen Seiten werden die umfangreichen freien Heideflächen der Schafzucht zur Last gelegt. Die Schafe und Schnucken halten ja auch alle jungen Bäume unter der Schur, hemmen ihr Wachstum und verhindern leicht das Hochkommen ganzer Waldungen. Außerdem sollen die Schäfer, um frische Weide zu schaffen, Meilen im Geviert dem Feuer preisgegeben haben. Heidebrände sind besonders gefährlich, da nicht nur die lebende, von der Sonne ausgetrocknete Flora, sondern auch die torfige Oberschicht des Bodens dem Feuer Nahrung bietet. Wochen-

statt des Schornsteins ein Rauchloch hat und das alte Sachsenwahrzeichen, zwei Pferdeköpfe, trägt.

In diesen Häusern haust ein schlichter, stiller, fleißiger und zäher Menschenschlag, der in Jahrzehnten dem kargen Heideboden fruchtbare Ackerflächen abgerungen hat, wo er Roggen, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln, Steckrüben und (vornehmlich zu Düngungszwecken) Lupinen baut, die alle hier gut gedeihen. Neben den Ackerstücken umgeben das Gehöft ausgedehnte Weidekoppeln, auf denen das Vieh grast. Manche Heidjer haben große Schaf- und Schnuckenherden, die bis in den Winter hinein auf den weiten freien Heideflächen und in den bis 50000 Morgen umfassenden Mooren weiden, wo sie nachts gegen die hier eigentümliche starke Abkühlung in den



Riesenwacholder
beim Edelsitz Grevenhof an der Luhe.

Alte Kieler auf der Höhe von Wilsede

lang glimmt und schwelt die große Brandstätte weiter, nachdem Gras, Binsen und Heidekraut aufgezehrt sind und von Wacholdern, Kiefern und Birken nur noch die verkohlten Stämme übrig sind.

Ihren Brennvorrat holen die Heidjer sich aus den Wäldern und aus den Mooren, wo im Frühjahr Torf gestochen wird, der bis zum Hochsommer ausgetrocknet ist und der dann eingefahren wird, um im Herde die Kohle ganz zu ersetzen. Da der Heidebauer Kornbau nicht viel treibt und da infolgedessen an

Digitized by Google

Stroh gewöhnlich Mangel herrscht, haut er als Ersatz für Streu die Heide mitsamt der oberen vermoosten Wurzelerdschicht in Plaggen ab, läßt sie trocknen und fährt sie dann ein. Die Frau mit dem Ochsengespann auf einem unserer Bilder ist mit dieser Arbeit beschäftigt, und auch vor der alten Kate (Bild nebenstehend) erkennen wir einen solchen Heideplaggenstreuhaufen, der dort aufgeschichtet und zum Schutz gegen den Wind mit Birkenknüppeln belastet wurde. — Neben dem Ackerbau und der Viehzucht spielt in der Heide die Bienenzucht eine große Rolle. Fast jedes Gehöft hat einen Bienenstand, und mancher Heidjer fährt daneben noch zur Zeit der Heideblüte Dutzende, auch Hunderte von Bienenkörben ins weite Moor hinaus, wo er in Mulden und Senkungen niedrige, ziegelgedeckte Bienenstände versteckt angelegt hat. Wenn die Heide rot ist und Sonne und Windstille für einen guten Flugtag sorgen, dann brodelt's über dem Blütenmeer, und Millionen der fleißigen kleinen Sammler tragen reichen Segen in die Stöcke des Imkers.

Alte Kate in dem Heidedorf Schülern.

Bescheiden sind die Heideleute, aber sie kennen auch keine Not. Wenn am Abend aus der Ulenflucht die Schleiereule huscht und vom Pferdeschädel im Dachgiebel der Kauz die Nacht ankündigt, dann liegt der Heidjer schon in den bunten Kissen seines schlichten Bettverschlages, und das Gefühl friedvoller Geborgenheit spiegelt sich auf seinem glatten, wetterharten Antlitz. Da hinten in der stillen Heide ist Frieden und Zufriedenheit.

Was ein Wartbote ist.

Humoreske von Michael Kohlhaas (Fürstenfeldbruck).

Was ein Wartbote ist? Ein echter und rechter Wartbote? Der Bürgermeister von Gutratszell wüßte es genau, aber er ist nicht gut fragen. Er wird grob dabei. Nun ja, ein Wartbote ist eben ein Wartbote, und gekommen ist die ärgerliche Geschichte ganz einfach so:

Der langjährige Nachtwächter von Gutratszell, der Kleinhäusler und Holzschuhmacher Simon Unterseher, war gestorben, und die Nachrede ging allgemein dahin: So ein Nachtwächter wie der Simerl kommt nimmer, und wenn wir auch hundert Jahr' herwarten. Hundert Jahre! Nicht einen Tag kann ein Dorf wie Gutratszell ohne Nachtwächter sein. Jetzt, in der unsicheren Kriegszeit, wo so mancher beim Tag seine Augen nach fremdem Gut spazierengehen läßt, das er in der Nacht abzuholen gedenkt, jetzt noch weniger als vordem.

Und so beschloß denn auch alsbald der Gemeindeausschuß, daß sogleich ein neuer Nachtwächter aufzustellen sei. Aber wer? Wohl hatten sich etliche arme Schlucker um die magere Stelle beworben, indes, der eine war zu alt, der andere zu krank, der dritte zu unbeliebt und der vierte für einen solchen Vertrauensposten zu oft schon eingesperrt gewesen. Und doch: ein Nachtwächter mußte her. Also wiederum Ausschußsitzung und Beschluß: Im regelmäßigen Wechsel, im Turnus von Woche zu Woche, obliege den Haus- und Hofbesitzern der Nachtwächterdienst, und wehe dem Dickkopf, der sich weigere. Es weigerte sich aber keiner, und ohne Widerrede ging des seligen Simerl Mantel und Spieß Woche über Woche von Haus zu Haus.

So kam die Reihe auch an den Bürgermeister, und wie es immer gewesen seit jenem Unglückstag in Paradies, auch hier sprach sie, die Bürgermeisterin: „Also wirklich und wahrhaftig, so weit hat's komme müasse mit uns! Und so ebbes muaß i derlebe!"

„Ja was denn um dr Gottswille?" sagt darauf er, der Bürgermeister. „Wenn d'r schon 's Maul auskegle willst, nacher sag doch wenigstens, warum!"

„Warum? Als ob's da no frage brauchet."

„I woiß von nix."

„Daß du, der Erscht in der Gmoind, den Letzte vorstelle, daß du, der Burgemoischtr, en Nachtwachtr mache willst, und daß i, d' Burgemoischtre, e sötige Schand derlebe muaß."

„'s ischt Gmoindbeschluß und trifft en jede!"

„'s ischt e Spitzbuaberei von deine Feind und bleibt e ewige Schand."

Und wie immer seit jenem Unglückstag im Paradies: Der Bürgermeister rief zuletzt den Basili Gogorow in die Stube herein, seinen Kriegsgefangenen, und der Basili Gogorow kam, und der Bürgermeister sprach: „Basili," sprach er, „du muaßt heut nacht für mi nachtwache. Verstehst? Durchs ganze Dorf umenand. Nunte bis zur Mühl und nauf bis zu Kirch und Pfarrhof. Verstehst? In dem Mantel da" — er half dem Basili hinein — „und mit dem Spiaß da" — er gab ihn dem Basili in die Hand — „und mit dem Schlüssele da, verstehst, zum Gmoindarrest, wenns d' ebbe oin derwische tätst von unsrer Landplag, en Schermauser zum Beispiel, den verfluachte Hennediab, der si wieder emal bei uns da rumtreibe soll Verstehst?"

Und der Basili verstand alles. „Weil Wachtmachter

Digitized by Google

Simerl tott, maustott", sagte er. „Tette Simerl mit machtnachten."

„Und wenn i zfriede bin mit dir, nacher. . ."

„Nacher?"

„. . . kriagst zur Extrabelohnung Speck und Bier."

„Und Schmalznudle", fügte die Bürgermeisterin von sich aus bei.

„Ah! Woll, woll. Basili serr maken zufrieden. Basili alles für gute Herr und gute Madam."

„Braver Basili!" sagte der Bürgermeister und klopfte ihm auf die Schulter, und der Basili trat sein Amt an.

Er hatte vor drei Jahren die Sache seines Vaterlandes verlassen, als in den Karpathen der Proviant drei Tage lang ausblieb, und hatte die Sache des Bürgermeisters von Gutratszell zur eigenen gemacht, als der ihm erklärte: „Arbeit viel, aber Essen au viel bei mir." Und er wird auch als Nachtwächter seinen Mann stellen. Dafür bürgt schon der Speck, der ihm über alles geht, und das Bier, bei dessen bloßem Namen er schon die Augen verdreht. Braver Basili!

Und so schritt er als Nachtwächter die Straße hinab.

Über dem Dorf lag eine Nacht, wie sie der Frühling liebt für das geheime Werden unter lauem, regungslosem Dunkel, das kein Stern durchzittert und kein Mondstrahl auffeucht.

Eine solche Nacht liebte aber auch der Franzose Eugène Peltain, sonst Zuschneider in einem jener berühmten Modehäuser des Boulevard Beaumarchais zu Paris, derzeit jedoch landwirtschaftlicher Mitarbeiter der Müllerswitwe Anastasia Rumpler zu Gutratszell. Und er liebte und ersehnte eine solche rabenschwarze Nacht nicht bloß, nein, er rutschte in ihr sogar mit der seinem Stande eigentümlichen Beweglichkeit den ganzen ausgedehnten Dachfirst der Mühle entlang, rittlings, bis vor zum Blitzableiter, um daran sich herabzulassen, spurlos das Weite zu gewinnen und für immer die Anastasia Rumpler mit der goldenen Freiheit zu vertauschen. Denn das ist ja das Göttliche am Frühling, daß er weckt und treibt und trennt und verbindet und in dunklen Zusammenhängen die überraschendsten Lösungen findet. Nur darum stand, als der feine Boulevardschneider, vom Blitzableiter niedergleitend, wieder die Mutter Erde berührte, die uns alle nährt, der vierschrötige Bauer Basili Gogorow mit seinem Nachtwächterspieß da, legte dem leichten Franzosen seine schwere Russenhand auf die Achsel und sagte gütig, doch bestimmt: „Halt!"

Vergebens berief Eugène Peltain in seiner wortreichen und schnellfüßigen Muttersprache sich auf das russisch-französische Bündnis, auf die heilige Einigkeit, auf die Kameradschaft, auf seine Sehnsucht nach dem schönen Frankreich, nach seiner kranken Mutter, nach seinem unvergleichlichen Paris — der Basili sagte nichts als „Halt!", drehte den Bundesgenossen um und eskortierte ihn zum Gemeindehaus. Dort sperrte er den Arrest auf, stieß den Schneider hinein und sperrte wieder zu. Der Franzose fluchte dem ganzen, großen, heiligen Rußland.

Der Basili aber schritt wieder die Dorfstraße hinauf, stand hier und dort still, horchte, schritt weiter und kam so bis zur Kirche hinauf und zum Pfarrhof. Im Keller brannte Licht und flackerte hin und her, — und ein Licht in einem Keller zu dieser ungewöhnlichen Stunde, das hin und her flackert wie eine arme Seel', so ein Licht hat noch jeden guten Nachtwächter angezogen, und der Basili war einer der besten.

Die arme Seele aber war der Privatdozent Doktor Johannes Borkmüller, der an der Sankt-Georgs-Universität zu Zwickburg die neueren Sprachen lehrte und augenblicklich im Pfarrhofkeller ältere Weine auswählte und die ausgewählten Flaschen in seinen Rucksack einpackte. Als Vetter des Pfarrherrn hatte er in Gutratszell die Ostertage verbracht und als zerstreuter Gelehrter bei seiner Abreise wohl den Pfarrhofschlüssel mitgenommen, den Wein jedoch, den der scharmante Pfarrer der Base Borkmüller zugedacht, dagelassen. Da war er noch einmal den weiten Weg von der nächsten Bahnstation zurückgelaufen, packte das köstliche Geschenk ein und machte sich, um die Nachtruhe des Hauses nicht zu stören, mit behutsamer Geräuschlosigkeit davon. Klinkte leise, leise die Haustür zu und stieg, wie schon bei seiner Rückkunft, wo er das Gartentor, entgegen dem Hausbrauch, verschlossen gefunden hatte, wiederum über den Gartenzaun, dabei auf Hose und Rock die Sorgfalt eines mustergültigen Hausvaters verwendend.

Nun wäre gewißlich ein Dozent für neuere Sprachen, der mit hochgewölbtem Rucksack und pfleglich gerafften Rockschößen einen Gartenzaun überklettert, schon am lichten Tage eine ungewöhnliche Erscheinung, um Mitternacht vollends kann er nur den Eindruck erwecken: Heilige Mutter Gottes von Kasan! Da geht dir ja leibhaftig dieser Galgenvogel von einem Schermauser ins Garn! Na warte, dir will ich! Du sollst mir mal aufkommen für Speck und Schmalznudle — „Halt!" Und schon hält der Basili dem Herrn Doktor Borkmüller den Spieß unter die Nase, als ob der dran riechen soll, und es nützt dem also Überraschten gar nichts, daß er schreit: „Was wollen Sie denn? Ich bin der Doktor Borkmüller." Er ist in diesem Fall einfach der gottverfluchte Schermauser, und was der Basili will, das sind Schmalznudle, Speck und Bier.

„Doktor Borkmüller von der Sankt-Georgs-Universität zu Zwickburg. Wer sind S i e ?"

„Ik sei Pozilei. Vorrwärts marrsch!"

„Doktor Johannes Borkmüller, Privatdozent für neuere Sprachen."

Statt jeder Erwiderung stupft der Basili ihn ganz einfach mit seinem Spieß ein wenig in die Waden, und da fängt ein jeder zu marschieren an, ob er nun für neue oder alte Sprachen Privatdozent ist. Und so auch der Doktor Borkmüller, hinter sich den hochgewölbten Rucksack und hinter dem Rucksack den Basili, der fest entschlossen ist, beim geringsten Fluchtversuch die vor ihm herwandelnde Landplage durch und durch zu stoßen. Gott sei Dank, es kommt nicht so weit, denn der Gescheitere, was ja schließlich dem Basili gegenüber einer leicht sein kann, gibt nach, und der Doktor Borkmüller schreitet voran.

So kommen sie zum Gemeindearrest, und der Basili sperrt wieder auf, und der Eugène Peltain — wie eine wilde Hummel surrt er heraus. Saust aber nur an den Vetter Borkmüller hin, den eben der Basili hineinschubsen will ins Loch, und wird so in seinem ungestümen Freiheitsdrang abermals aufgehalten. Dafür stemmt er sich jetzt unter der Kerkertür mit verdoppelter Wut gegen dieses neue Hindernis an, will es zur Seite schieben und geifert und kreischt dazu, wie nur ein rabiater Franzos es kann. Der Basili seinerseits aber benutzt das Hindernis als Deckung und Sturmbock, spreizt sich solcherweise mit seiner ganzen Russenbeharrlichkeit gegen den Druck von innen und erklärt dazu mit einer unter den obwaltenden Umständen rühmenswerten Gelassenheit: „Luderfranzos, nix heraus!"

So pressen die Vertreter zweier großen Kulturvölker mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften auf den schlichten deutschen Gelehrten in ihrer Mitte, und da sie ihm schier die Seele aus dem Leib quetschen und er sich keiner Schuld bewußt ist, so schreit er fortwährend: „Ich bin der Doktor Borkmüller. Privatdozent Doktor Johannes Borkmüller. Lassen Sie mich aus!"

Schon recht und kein Zweifel: Hätte er auf einem deutschen Philologentag, ja, in einer internationalen Hochschullehrer-Versammlung diese Erklärung abgegeben, man hätte seine Anträge mit Achtung entgegengenommen; aber hier, wo ein russischer Bauer, ein französischer Schneider und im übrigen nur die äußerste Finsternis seine Zuhörer waren, hier gab man sehr wenig darauf, schob und drückte lediglich an ihm herum und drückte und schob, bis daß

Digitized by Google

endlich auch hier die französische Volkskraft sich als zu schwach erwies, dem russischen Druck nachgab und dem Basili Gogorow aus Kasan gestattete, die schwere Eichentür hinter seinen Opfern zuzuwerfen und abzusperren. Braver Basili!

Schon schlich er wieder zwischen den Häuserreihen dahin, als fehle noch etwas zur vollen Zufriedenheit seines Herrn. Das Nachtgewölke war jetzt zerrissen, einzelne Sterne blinkten durch das Wolkenloch, und ein breiter Mondstrahl band an den Himmelsfrieden das schlafende Dorf. Nur im Gemeindearrest war immer noch keine Ruhe.

„Wie konnten Sie sich unterstehen," zeterte der Franzose seinen unsichtbaren Mitgefangenen an, „mir gerade in dem Augenblick mit Ihrer vermaledeiten deutschen Schwerfälligkeit in die Quere zu kommen, wo mir Ruhm und Freiheit winkten?" Auf französisch schrie er es, und merkwürdig: Wie oft hatte Doktor Borkmüller seinen Hörern ans Herz gelegt, doch ja Gelegenheiten zur Konversation mit Ausländern nicht aus dem Wege zu gehen, sie vielmehr aufzusuchen und, wo immer sie sich böten, beherzt zu benutzen. Hier bot sich ihm selber eine und — er schwieg. Schwieg, bis daß in aller Frühe der Bürgermeister kam, die Strecke zu besichtigen. Da freilich kündigte Doktor Borkmüller in flammender Empörung seine sofortige Beschwerde zur Kreisregierung, ja, zum Minister an, und des Bürgermeisters Gestammel und Entschuldigung waren Worte in den Wind.

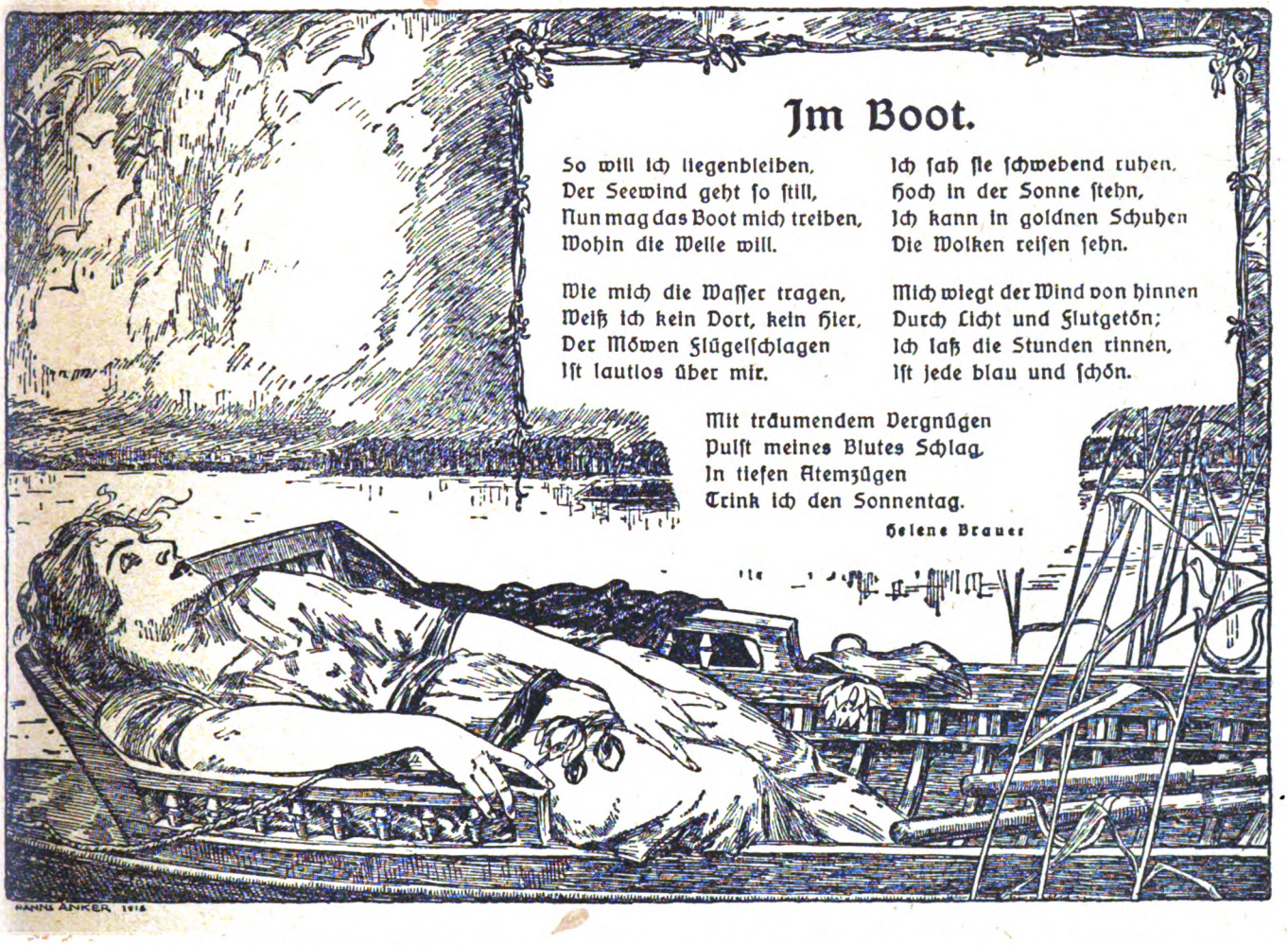
Schon tags darauf lief bei ihm eine Anfrage des Bezirksamts ein: „Wieso kommt es, daß in Gutratszell der Nachtwächterdienst von einem russischen Kriegsgefangenen versehen wird? Antwort umgehend!"

Statt der Antwort ging der Bürgermeister um. In Haus und Stall, durch Feld und Wald, rast- und friedlos und, wo er ging und stand, sich kratzend hinterm Ohr.

Nach acht Tagen kam ein Wartbote, das heißt: ein Mann, der sich einmal von Amts wegen auf Kosten eines andern toll und voll essen darf, wie nie zuvor und vielleicht niemals wieder. Ein Mann, den die Wirtsleute, in deren Gaststube er warten muß, stopfen; er, der Wirt, mit Bier und Zigarren und sie, die Wirtin, mit ihren Guttaten von der Küche her. Kurz, ein Mensch, der etwas vertragen kann. Und worauf er wartet, das ist nicht das Gefühl der Sättigung, denn das kommt nie, und ist auch nicht, wenn's etwa gerade regnet, ein heiterer Himmel, denn das Wetter ist ihm egal, und ist schon ganz gewiß nicht die Parlamentarisierung Deutschlands, denn davon weiß er nichts, sondern ist ein simples Schreiben, ein Bericht, eine Aufstellung irgendeines säumigen Landbürgermeisters, dem der Bezirksamtmann Monitorium über Monitorium schicken kann, ohne im geringsten seine Weltanschauung zu erschüttern: es pressiert nit.

So ein staatlicher Nimmersatt und amtlicher Toll und Voll kam also, um die bürgermeisterliche Lebensauffassung durch den überzeugendsten Gegenbeweis, den am eigenen Geldbeutel fühlbaren, zu widerlegen, acht Tage darauf nach Gutratszell und wartete beim Stiefelwirt auf des Bürgermeisters Antwort an das Bezirksamt. Bis sie fertig war, zehrte er an den Vorräten des Stiefelwirts, an dem Vermögen des Bürgermeisters, an des Basili Gogorow Extrabelohnung. Dem Stiefelwirt ließ er noch einen kleinen Bestand für den nächsten Tag; auch den Bürgermeister konnte er, so imposant zuletzt die Zeche sich ausnahm, nicht arm essen; nur den braven Basili hat er endgültig um die Schmalznudle, den Speck und das Bier gebracht. Armer Basili!

Wißt ihr jetzt, was ein Wartbote ist, und warum der Bürgermeister von Gutratszell grob wird, wenn einer danach fragt?



Digitized by Google

Thronwechsel in Anhalt.

Hofphot. Hartmann

Der neue Regent Prinz Aribert.

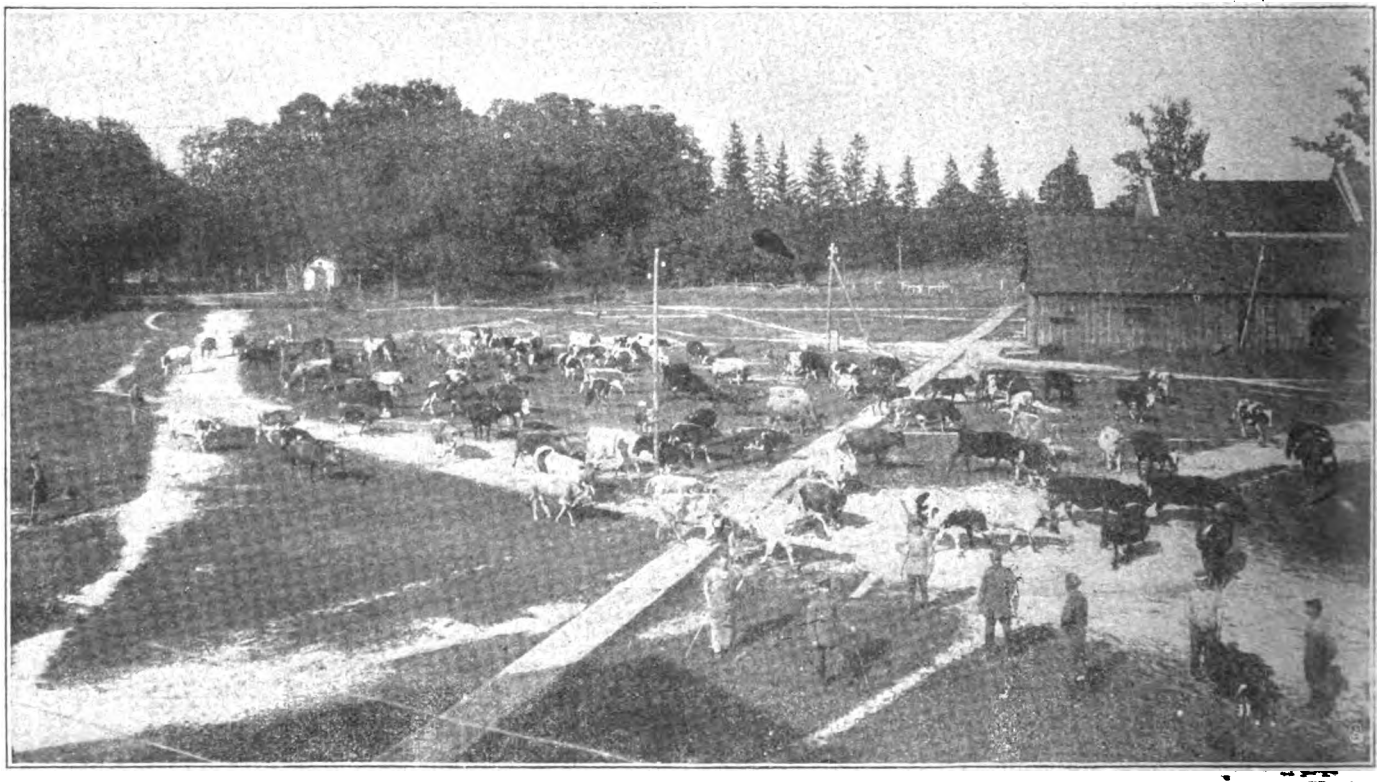
Hofphot. Hartmann.

Der junge Herzog Joachim Ernst.

Hofphot. Hartmann.

Herzog Eduard von Anhalt †.

Zum zweiten Male innerhalb kurzer Frist hat das Herzogtum Anhalt seinen Landesherrn verloren. Als am 21. April auf Schloß Ballenstedt am Harz der kinderlose Herzog Friedrich II., ein namentlich um die Förderung der Musik und der Bühnenkunst in seiner Residenz Dessau hochverdienter Fürst, nach einer Regierungszeit von vierzehn Jahren die Augen schloß, gelangte sein nächstjüngerer Bruder, der 57jährige Prinz Eduard, auf den Herzogsthron der Askanier. Aber nach wenigen Monaten schon, am 13. September, ist nun auch er in Berchtesgaden durch eine schwere Blinddarmentzündung dahingerafft worden. Herzog Eduard, der aus Anlaß seines Regierungsantritts zum Generalmajor à la suite des 1. Garde-Dragoner-Regiments ernannt worden war, war bekanntlich der Schwiegervater unseres sechsten Kaisersohnes, des Prinzen Joachim von Preußen, der seit 11. März 1916 mit der gegenwärtig zwanzigjährigen Prinzessin Marie Auguste von Anhalt vermählt ist. Außer dieser Tochter sind der Ehe des Herzogs Eduard mit Luise Prinzessin von Sachsen-Altenburg noch drei Söhne entsprossen, deren ältester, der nunmehrige Herzog Joachim Ernst, am 11. Januar 1901 geboren ist, also ein Alter von erst 17 Jahren zählt. Im Mai d. J. wurde er zum Leutnant à la suite des Anhaltischen Infanterie-Regiments Nr. 93 ernannt. Für die Dauer der Minderjährigkeit des Herzogs hat sein Oheim, des verstorbenen Herzogs Eduard jüngster Bruder Prinz Aribert, die Regentschaft des Herzogtums übernommen. Prinz Aribert hat im Juni sein 54. Lebensjahr vollendet und gehörte in früheren Jahren als aktiver Kavallerieoffizier dem preußischen Heere an. Bis zum Herbst 1900 befehligte er beispielsweise längere Zeit hindurch eine Schwadron des 1. Garde-Dragoner-Regiments. Er hat übrigens auch am Weltkriege teilgenommen und ist im August 1916 auf dem westlichen Kriegsschauplatz durch einen Granatsplitter verwundet worden. Seit dem 22. März 1918 besitzt er den Charakter als Generalmajor.



Phot. Kömhild.

Molkereihof im Bezirk einer deutschen Etappenkommandantur.

Digitized by Google

Nr. 42 — 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt — Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ bürter wir. da gesetzlich festgelegt nicht verdeutschen Die Red

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(5. Fortsetzung.)

Pauline brachte Brot, Wurst und Kaffee „Iß“, sagte sie.

Lebegott setzte sich. Er merkte, man wollte ihn nicht hierbehalten. Er indessen wollte in Eppendorf bleiben.

Mandeline war hinüber zu Frankes gesprungen. „Die Junge läßt sagen, Beinschläger wäre da, der Lebegott“

„Was weiter?“

„Sonst nix.“

„Meinetwegen“, sagte Franke. Aber er ging dann doch hinüber.

Lebegott wußte noch recht wohl, daß Huldreich Franke taubstumm war. Als er ihn nun eintreten sah, stand er

Vom Besuch des Kaisers in der Kruppschen Gußstahlfabrik: Der Kaiser beobachtet die Bearbeitung eines Geschützrohres.

Digitized by Google

auf. Natürlich erkannte er keinen der Eppendorfer Bauern wieder. Sie waren insgesamt alte Prügel geworden.

Pauline hatte nach seinem Vater gefragt, was ihn gereizt hatte, Franke kam und fragte nach der Mutter; die Frau hatte begehrt, daß er seine schwarzen Papiere vorlege, der Stumme verlangte seine weißen zu sehen.

Die Mutter sei vor einem halben Jahre gestorben, sagte der Rabe. Er trug den Trauerflor am Rockärmel.

Es war erstaunlich, wie gut er den Stummen verstand. Wie ein braver Junge saß er da und gab Auskunft. Wie ein Lausjunge, aber mit gutem Untergrund.

Ach, die Mutter, seine Mutter! Die hätte es verstanden, aus nichts ein Gericht Essen zu kochen! Aber ein Gericht Essen, das wohlschmeckte. Die hatte es verstanden, einen Rock wieder zurechtzurücken, der keinen Zusammenhang mehr halten wollte. Die hatte den Tag gedehnt! Und die hatte eine erzieherische Hand gehabt! Gar nicht lange gefackelt! Feste zugelangt! Das war eine Frau gewesen!

„Itze suchst du einen Dienst?" fragte der Stumme.

„Ja." Sein bißchen Geld, das er habe, wolle er anwachsen lassen. Noch ein, zwei oder drei Jahre wolle er einem Herrn dienen.

„Und danach?"

Während der Zeit sich umsehen, ob sich für billiges Geld was finde, a Stückle Haus — —

Nun drehte sich Rede und Antwort um die Lohnfrage. 450 Mark Lohn begehrte der Knecht, dazu einen neuen Anzug, ein Paar Stiefel und Pantoffeln, Hemden, Schürzen, Wolle zu Strümpfen. Er zählte die „Zugehörigen" auf und betonte den Gütegrad.

„Dein Knecht geht doch net?" fragte Kämpf.

Nein, Franke wollte einen zweiten Knecht dazunehmen. Seine Scheune war schlecht, er mußte bauen. Die Arbeit drückte immer gewaltig, einer Mehrleistung würde er mit seinem einen Knecht nicht gewachsen sein. Und Louis, der Tagelöhner, wurde von allzu vielen gebraucht. Man war seiner auch nie sicher. Er sagte zu, er werde lange bleiben, ärgerte sich am Vormittage und legte am Mittag die Arbeit nieder.

Er sprach sich aus, und man verstand ihn wohl. Denn Bewegung der Hände begleitete seine Rede. Sanft war diese Bewegung beim Trost, still und fest, wenn sie von der Arbeit berichtete. Und die Augen des Mannes waren klug und gut.

Darüber konnte man der gestammelten Laute vergessen, die jeder Klangfarbe ermangelten. — —

Lebegott Beinschläger kam aus seinem Orte mit der Eisenbahn unten in Leutenberg an, allwo Franke ihn samt seinem Kasten mit dem Wagen abholte.

Er kriegte einen geschickten Arbeiter ins Haus, der alles verstand, nicht nur die Feld-, Vieh- und Forstarbeit, sondern auch das Schaffen mit der Maurerkelle und dem Zimmermannsbeil.

Und er war willig und artig.

Bis dann plötzlich ein Lausbengel in ihm wach wurde, ein Maulfauler und Hinterhaltiger.

Aber der Stumme hatte die rechte Art, mit ihm umzugehen, ein nachsichtiges Lächeln erschien auf seinem bartlosen Gesicht, ebenso lächelte sein Blick. Die Befürchtung, daß beides, Lächeln wie Blick, sich zu kurzer Gebärde, die ihm den Raum weigerte, wandeln könne, hielt den Narren in Banden.

Denn der Rabe wollte bleiben.

Sein Dienst gefiel ihm, darinnen der Bauer das Licht des Knechtes nicht unter den Scheffel stellte, ebenso gefiel ihm sein Herr, der ihm Respekt einflößte, da er trotz seines Gebrechens seinen Platz ausfüllte.

In der Hauptsache jedoch wollte er bleiben um Mandelines willen.

„Du bist mit Milch gefüttert, Mädle", sagte er zu ihr.

„O weh!" antwortete sie.

Er lachte. Darauf sagte sie: „Man kann dir leider nix glauben."

In der Spinnstube raubte er ihren Wocken, und sie mußte ihn mit einem Kuß einlösen. Sie sträubte sich nicht. Genau so wie sie den schwarzen Raben küßte, der nach ihr trachtete, mochte sie ihre Pate küssen.

Er saß mit geduckten Augen, hörte ihre Stimme, in der es vom verhaltenen Lachen orgelte, sah, wie ihr ganzes Gesicht erglänzte.

„Wie muß ma das anstell," sagte er zu ihr, „daß man Gnade bei dich findet."

„Müh dich net", antwortete sie.

„Ist das so gemeint wie gesagt?"

„Freilich ist das so gemeint."

„Wenn's mir aber auf die Mühe net ankäm?"

„No, da frag net erscht lang."

Sie sah seine Tüchtigkeit. Pauline erzählte aber auch von seinem Herkommen, von Vater und Mutter.

Der Lätaremarkt kam. Die Burschen und Mädle machten sich schmuck zurecht und gingen zur Stadt hinunter. Am Abend ist im Rathaussaal Ball. Da strömen sie zusammen von den Höhedörfern in der Runde rechts und links der Sormitz, dann auch von den Dörfern, die im engen Tale flach eingebettet liegen nach Norden und Süden.

Gleich neben dem Eingang ist der Ausschank mit dem dahintergelegenen Extrastübchen, gegenüber liegt die Bühne, auf der die Musik Unterkunft gefunden hat, die Lobensteiner Stadtkapelle, rechts in Bühnenhöhe ist ein offenes Gemach, sozusagen eine tiefe Galerie, mit Tischen und Stühlen und zwei kurzen in den Saal hinabführenden Treppchen zu Beginn und am Ende.

Rund um den Saal stehen Stühle, nach den Ecken zu Tische. Die Bedienung läuft mit dem Bier, mit Kaffee, Schokolade, Glühwein, Limonadengetränken. Die Musik spielt die Aufforderung, die Paare treten hintereinander an, der Tanzordner zählt ab, und der Ball beginnt.

Die lange Tanzschlange steht mit dem Kopfende im Saale und setzt sich über das obere Treppchen durch das offene Gemach fort. Von hier aus ziehen die nächsten Paare als neuer Tanzkopf in den Saal hinunter, während die abtretenden Tänzer durch das untere Treppchen sich dem Tanzende wiederangliedern. Wohl fünfzig Paare lang ist die Kette, junge Burschen und Mädle von siebzehn bis etwa dreiundzwanzig Jahren, körperlich und geistig gesunde Bauernjugend.

Der schwarze Rabe tanzt mit der Mandeline. Sie trägt eine weiße Bluse zum blauen Rock und sieht voller Anstand und Leben aus. Und er sieht aus wie ein ganz Aparter, mit seinem schnebbigen Haarschopf, der einer tiefgerückten Pelzkappe aus kurzen, schwarzen, glänzenden Haaren gleicht. Alles tanzt an ihm, Fuß und Bein und Hand und Arm und der Kopf mit schwarzsamtigen Augen, vorgerückter Unterlippe und dem schwarzen Bartstrichlein unter der Nase.

Die junge Frau Kämpf folgt dem Paare mit den Augen. Seit sie bemerkt, wie der Lebegott Beinschläger die Mandeline umwirbt, ist ihr eigen unruhig zumute. Sie weiß nicht, was das soll. Sie muß immer aufmerken und ihre Augen spähen lassen.

Ihr Mann wollte zeitig nach Eppendorf zurück; aber der Stumme machte ihm klar, er müsse um der jungen Frau willen noch ein wenig verziehen. Sei auch die Ef gestorben, so dürfe das Enkelkind doch wohl mit ihren Blicken vom Tanze naschen.

Darum saßen sie an einem Tisch in der Saalecke, Kämpf ganz geduldig, der Stumme in sachter Freude, wie sittsam und aufrecht die junge Frau sich hielt, und wie sie ihre Augen teilnehmen ließ.

Und er dachte: Sie kommt nicht zu ihrem Recht. Sie hätte einen Jungen heiraten müssen, einen, der lose mit ihr tut und verstohlene Sprache mit ihr redet.

Digitized by Google

Er hatte ihr ein rundes handtellergroßes Holzschächtelchen zum Jahrmarkt geschenkt, blau war die Farbe, und ein Stern in grüner und roter Musterung bildete die Deckelverzierung. Herum lief wie ein Kränzlein ein zierlich in weißen Buchstaben geschriebener kleiner Vers, der also lautete: „In der Mitte ist ein Stern — Alle Jungfern heiraten gern.“ Er war ihrem Blick gefolgt, der das Schächtelchen bewunderte, hatte es ihr gekauft und hatte seine Freude an ihrem Entzücken gehabt, das Spielfreude an dem netten Dingelchen gewesen war.

Gleich hatte sie es ihrem Mann gezeigt: „Sieh doch!“

Der hatte gelächelt.

„Das hat mir Huldreich geschenkt.“

„Franke?“ Er sah den Stummen an; denn wenn einer eine Braut hat, treibt man keine Allotria mit Geschenksachen an andere Weiber. „Was willst du denn damit mach?“

„Ich tu meine Nadel hinein.“

Die Brosche, von der sie sprach, hatte er ihr geschenkt. Pauline hatte den Anstoß dazu gegeben und hatte sie auch ausgesucht und gekauft.

Als er ihre helle, junge Freude über das Schächtelchen sah, sagte er: „Kauf dir doch, was du magst.“ Er sah sich um, wußte nicht, was ihr gefallen könnte, und sagte ohne Groll: „Das versteht freilich Franke besser.“ Er machte sein Portemonnaie auf und schenkte ihr einen Taler, und sie legte den Taler in das Schächtelchen hinein.

Das gefiel ihm.

Nachher gingen sie zum Uhrmacher und kauften eine goldene Halskette für Frankes Braut zum Geburtstag.

Kämpfs halfen bei der Auswahl.

„Du willst erscht deinen Stall noch bauen vor der Hochzeit?“ fragte Kämpf.

„Ja, das ist notwendig.“

„Sie würde am Ende net stören.“

„Man hat die Bauerei im Kopfe drin.“

Er fand späterhin noch mehr Ausrede, die die Hochzeit weiter hinausrückte.

Seine Braut war ein stilles, arbeitsames Mädchen, und er war ihr nicht abgeneigt im täglichen Leben.. Das Stück Ungute in ihm hatte sich mit Fäusten Raum geschafft, daß er an seinen Vorteil dachte und sich häusliche Ordnung sicherte. Es war an Kämpfs Hochzeitstage geschehen, daß der Moralist in ihm den Kampf eingestellt hatte.

Jetzt saßen sie nun im Leutenberger Rathaussaal und folgten den Vorgängen des Lätareballes. Die Männer tranken Bier, die junge Frau Schokolade.

Lebegott tanzte nur mit der Mandeline. Er ließ sie keinen Tanz frei.

Laura sagte: „Fahren wir balde heim?“

Ein unwilliger Gedanke pochte bei dem Stummen an, ob sie etwa Wohlgefallen für den Flinken, Geschickten, Halbfrechen empfinde. Er sah, daß der Ausdruck ihres Gesichts beklommen war.

Aber sie hielt im Schoß in offener Hand das bunte Schächtelchen, und wie er sie anschaute, spielten ihre Augen damit. Zugleich rüttelte die Hand, das eingesperrte Geschenk ihres Mannes solle seine Anwesenheit kund tun.

„Ja, wir könnten heim.“

Kämpf stimmte bei, und sie standen auf.

Die Bauern spannten an. Franke fuhr, Kämpfs saßen hinten auf dem schaukelnden Sitz. Es war dunkel. Man sah nichts vom Frühling, dem ungestümen Treiber.

Unten am Eppendorfer Bach standen die Weiden mit gelben Schöpfen, das Laubholz am Schloßberge zeigte rotlila Schimmer. Die Fichten trugen ihre gelben Treibeknöpfchen; ihre Winterfarbe, die gelbgrün war, wechselte in das frühlingshafte Blaugrün hinüber. In den Streckungen unten im Tal und oben auf den Höhen lagen braune Feldstreifen und grünende, die Wintersaat trugen. Mächtig arbeitete der Saft. Aber alle frühlingshafte Schöne deckte die Nacht, denn der Himmel war dunkel, und wenn auch die Sterne in scharfen Pünktchen erglänzten, so blieb der Mond doch seine Leuchtkraft schuldig. Laura schauerte zusammen, sie fror. Darauf zog Kämpf seinen Mantel für sie aus. Sie wollte es nicht zugeben, daß er sie einhüllte; aber er wehrte ihr, sie müsse folgen.

Wald war zur Seite. Seinen Fußteppich bildete graues Gestein. Als der Nährboden ergiebiger wurde, sproßten saftgrüne Moose und treibende, junggrüne Stengel des Heidelbeerkrautes. Im Hochwald, der sich darüber erhob, standen graue Stämme der Tannen neben rötlichgrauen Stämmen der Fichten und gelbrotfeurigen Stämmen der Kiefern.

Aber über allem lag die Nacht und nahm seine Farbe weg.

Des Stummen Augen lauschten. Sie waren sehr scharf.

Er drehte sich um und zeigte mit dem Peitschenschaft zum Himmel.

Kämpf nickte. „Ja, es wird wieder kalt.“

„Frost — Schnee —“, sagte der Stumme.

Die Wagenlaterne warf dürftigen Schein. Ein Streif-

Der Trommel Werberuf.

(Zur neunten Kriegsanleihe.)

Ich rief zur Fahne, zum Streite, zum Schwert,
Ich schlug in Winkel und Ecken
Gewaltiges, werbendes Wecken.
Ich rief sie von Arbeit, von Heimat, von Herd,
Mit den schwingenden Glocken vom Turm
Rief ich hallend zum Kampf, zum Sturm,
Daß die lodernde Flamme nicht sterbe — —
Ich wirble, ich werbe!

Ich habe der Schlacht die Stunde geschlagen,
Ich hab' mich an ihre Spitze gestellt.
Ich machte den Jüngling zum Mann, zum Held,
So hab' ich den Sieg in die Reihen getragen.
Mein Wirbel befiehlt dem zögernden Fuß,
Mein Klöppel schlägt das stählerne Muß,
Daß die große Tat nicht verderbe — —
Ich wirble, ich werbe!

Mein Ruf durchhalle das Vaterland:
Seid Hüter der deutschen Erde,
Ich bringe dem Wollen das Werde.
Ich habe von euch das heiligste Pfand,
Ihr gabt mir der Männer lebendiges Blut,
Jetzt forder' ich euer vergängliches Gut:
Ich schaffe den Enkeln das Erbe!
Ich wirble, ich werbe!

Elisabeth Sohn.

Digitized by Google

lein Nebenwelt wurde wach und versank. So suchte das huschende Licht den ganzen Weg ab. Zeigte einen allerkleinsten Abschnitt Farbe und Leben und bettete ihn gleich darauf wieder in Dunkelheit.

Laura schob sacht den Mantel so, daß er auch ihres Mannes Schultern deckte. Sie rückte ganz dicht an ihn heran. Sie wollte von ihm umfangen werden.

Als Kämpf ihre Hand nahm, versenkte sie rasch mit der anderen freien Hand, damit es nicht störe, das Schächtelchen des Stummen in ihre Kleidertasche. Aber die Hand blieb verwaist in ihrem Schoße liegen und wurde nicht in Besitz genommen.

Sie legte ihre Wange an ihres Mannes Arm, und er hielt stille, weil er meinte, sie sei müde geworden.

Nun fühlte sie, daß keine Flügel sie heben und tragen würden, und setzte sich wieder zurecht.

Daheim war sie hastig und ein wenig unfreundlich.

Pauline sagte: „Fehlt dich was?"

„Ja, mein Kopf titt weh." Sie schämte sich, zeigte das Schächtelchen und den Taler und überreichte ihr Mitgebrachtes, eine Schürze für die Mutter.

Die freute sich. „Geschmack hast du", sagte sie. „Was hat dir denn dein Mann verehrt?"

Die Junge klapperte mit dem Taler.

„Sonst nix?"

Ein Kopfschütteln antwortete.

Nun prustete die Mutter. „Was das anbetrifft, da mußt du ihm a bißle was nachsehen, da ist er dumm auf solche Allotria. Den muß man drauf stoß, danach tut er's gern. Der möcht dir doch alles schaffen, was dein Herz begehrt."

Bis zur Stunde blieb ihnen Laura die Aussicht auf das Kind, den Erben, schuldig; aber sie ließen es sie nicht entgelten. Denn sie gab ihnen sonst alles, was sie gewünscht hatten: feine sachte Ruhe und Gefügigkeit, feine sachte Freundlichkeit, gefällige, fleißige Hände und Füße, die alles vollbrachten, was von ihnen begehrt wurde.

Pauline machte ihrem Sohn eine kleine Andeutung. Der war betroffen und beauftragte die Mutter, sie solle irgend etwas anschaffen. Er dachte an eine Goldsache und war beruhigt, als sie sich für eine Bluse entschied.

Der April kam. Die ersten Gänschen waren ausgekommen. Die junge Frau verpflegte sie wie kleine Kinder. Sie hatte Spaß an ihnen, als wären es Puppen.

Sie badete sie früh und abends in der Stube und hörte, wie die Schnattertierchen kläglich wimmerten: „Frie — ern, frie — ern." Aber im Stubenofen knackte schon das Feuer, und das witschelnde gelbe Gesindelchen wurde in den Raum unter dem Ofen gesteckt. Hier wurde es bald trocken, warm und guter Dinge, und als ihm die Mahlzeit gerichtet war, kam es schnattrig und gierig zum Milchnapf und der gehackten Brennessel.

Die Freundschaft zwischen der Magd und der jungen Frau war ins Stocken geraten. Die junge Frau wußte nicht, was das war, das in ihr sprach und sie feindlich stimmen wollte. Denn Mandeline war die gleiche Starke, Heitere, Flinke geblieben.

Und doch hatte sie ihre Herzpein.

Sie trachtete nach dem schwarzen Raben und wollte sich seiner erwehren. Sie wußte, er war ein ganz Schlimmer, und sie verlangte ordentliche Taten von ihm zu sehen. Sein Vater schlief in ihm, und sie begehrte, daß seine Mutter, die auch in ihm war, über das Lumpenanteil obsiegen solle. Ihr Mund teilte ihm Prügel aus, und ihre Augen lachten dazu.

Pauline erzählte ihr, wieviel seine Mutter habe leiden müssen, und wie sie nur durch große Gefügigkeit den schlimmen Menschen gezügelt habe. „Ach, die war geduldig", sagte sie. „Die habe ich balde nicht lachen sehen."

„Die war vielleicht zu zäge, zu wehleidig, die hätte ihm a bißle mußt aufhelf."

An den Sonntagabenden bilden die Eppendorfer Burschen und Mädle den Sommerhaufen. Dann ziehen sie singend zum Dorfe hinaus durch die Felder. Dabei sagen die Burschen ihren Mädlen all die schönen Dinge, die sie für sie aufgespeichert haben. Denn mit der Zeit finden sich die Paare zusammen, so sehr zuvor auch jedes zu seinesgleichen sich gehalten hatte.

Lebegott suchte den Anschluß an Mandeline. Aber sie machte es ihm schwer.

Er drängte sich an ihre Seite, als sie heimgingen.

Sie sagte: „Was willst du bloß immer von mich?"

„Ich will dich fressen", antwortete er.

„Du denkst doch net, daß ich stillehalt."

„Du hältst schon stille."

„Ach, du bist einbildtsch. Schick dich."

Er ging seiner Wege. Aber am nächsten Abende lauerte er ihr wieder auf, und sie wies ihn abermals zurück.

Es war indessen Neumond geworden. Feld und Wald hatten die Augen geschlossen. Sie lagen ganz still, als fürchteten sie sich vor der Dunkelheit, die jeden Tropfen Tageslicht getrunken hatte. Aber man hörte doch ihren Atem, den Atem des Feldes und den Atem des Waldes, und ihr Duft schwebte in der Luft, die sich kaum fühlbar bewegte. Hin und wieder ein leises Geräusch eines Tieres auf nächtlichem Raubwege und eintönig, aus den Dorfteichen aufsteigend, im starken schwermütigen Chor der Singsang des Froschvolkes in Schnarrtönen und Quaktönen.

Sehr weit hinaus zog der Sommerhaufen an diesem Abend nicht, er hatte den Trieb zur Dorfstraße zurück.

Lebegott hatte sich wieder zur Mandeline gesellt. Er suchte ihre Hand und fand sie.

Und hielt sie.

Wagte keinen Druck, aus Angst, sie könne ihn wieder abweisen, schloß aber doch die Hand ständig ein wenig mehr.

Sie kamen am Schloßteich vorüber, neben dem das Spritzenhäuschen steht.

Hier hielt der Bursch das Mädle ein wenig zurück. Führte es vom Wege ab, vier, fünf Schritte etwa, so daß sie von dem kleinen Gemäuer gedeckt wurden. Und umschlang es.

Er sagte keine Silbe dazu. Denn es war alles wie Traum. Und es waltete keine Arglist in ihm vor.

Sie küßten sich. Lebegott zügelte sich. Seiner Mutter Stimme, die in ihm war, sprach zu ihm. Er gab auch nach, als Mandeline verlangte, daß sie den anderen, die das Dorf nun wohl schon erreicht hatten, folgten.

Aber am andern Tage meinte er, daß der Feiertag des Findens dem hurtigen, robusten Wirklichkeitsalltag Platz machen könne, und er wurde zudringlich.

Mandeline ließ es ihm nicht durchgehen. Ein regelrechter kleiner Krieg entspann sich. Lebegott umschlich und belagerte sein Mädchen. Er verhöhnte und beschimpfte es.

Als er es schlechter Umtriebe zieh, wurde der kleine Raufbold der Kindertage in dem Mädle wach, und es sprang wie eine Katze herzu und schlug nach ihm.

Er sah Feuerfunken. Und die kamen ihm nach Wunsch, denn nun konnte er das Lumpenteil aus sich herauslassen.

Er packte das Mädle und befahl seinen Handgriffen an, daß sie Schmerzen bereiteten.

Aber Mandeline wehrte sich seiner, sie schlug fest zu und traf ihn gut.

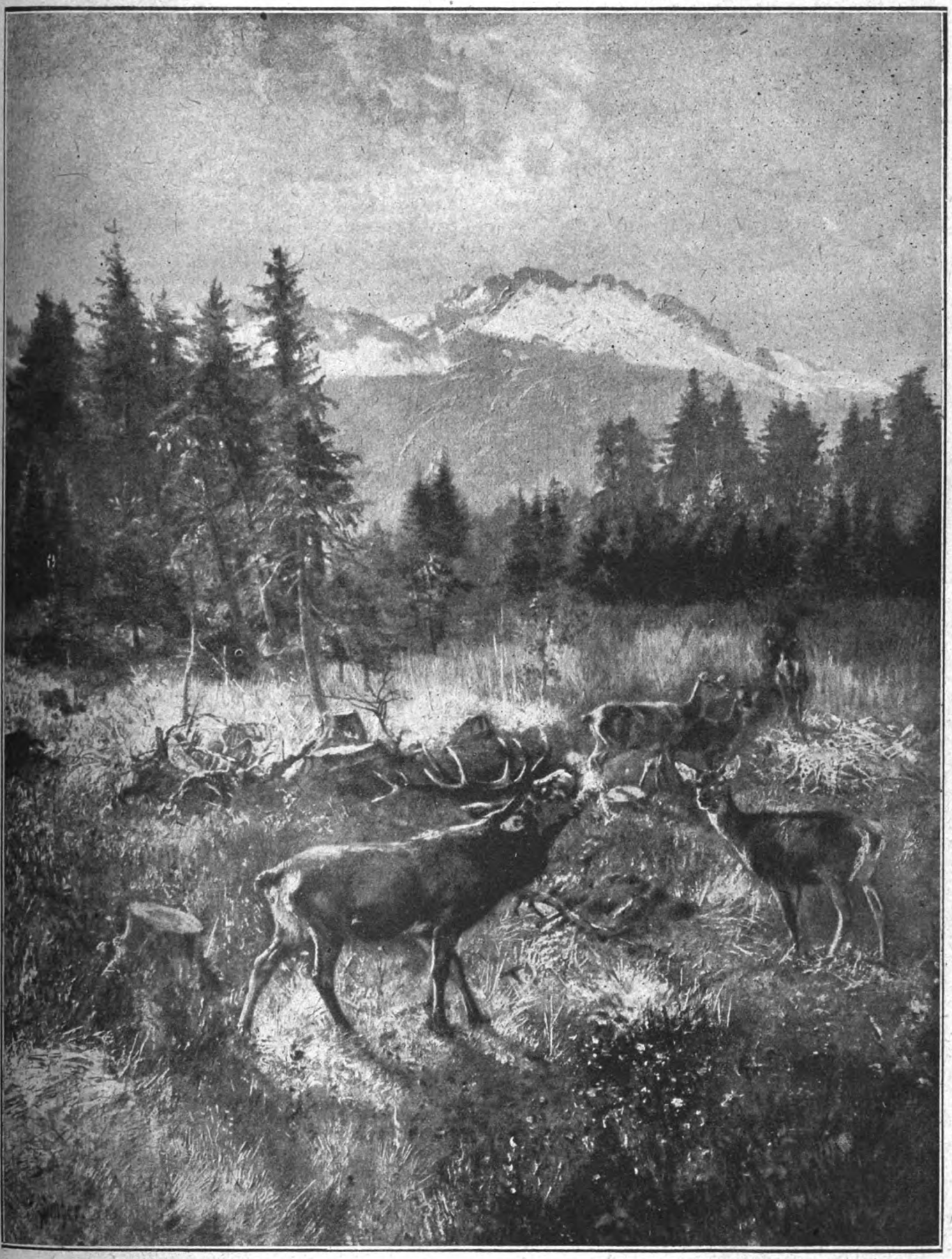
Bei alledem wußte er sich zu schützen und versuchte zugleich, ihr ein sichtbares Zeichen des Zusammenpralles beizubringen, einen Schlag über das Auge, der zu Verschwellung oder Färbung führen sollte.

Dabei ereignete sich etwas, das er nicht gewollt hatte. Der Schlag kam seitlicher, als ihm vorgeschrieben war. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel das Mädle zu Boden.

Der Bursch aber entsprang.

Der Schauplatz der Schlägerei war hinter den Kämpf-

Digitized by Google



Hirschbrunst.
Gemälde von Albert Singer.

Digitized by Google

schen Gebäuden gelegen. Rundumher ansteigender Wiesengrund mit Obstbäumen bestanden. Es war zur Mittagszeit, und keine rufende oder zeternde Stimme meldete sich, als Zeichen, daß der Kampf seine Zuschauer gehabt habe.

Lebegott begab sich auf seinen Diensthof zurück. Von hier aus sah er nach einiger Zeit auf dem Kämpfschen Hofe die junge Magd ihren Obliegenheiten wieder nachgehen.

Ein Furcht- und Reuegefühl hatte in ihm angeklopft, das jetzt entflog und der alten lauernden Gehässigkeit aufs neue Platz machte. Er war ungezogen auf dem Hofe und warf mit den Gerätschaften und Handwerkszeugen.

Der Stumme faßte ihn beim Arm und schob ihn weg. Er fühlte den Griff schmerzhaft.

Aber er fügte sich. (Fortsetzung folgt.)

Waldkönigs Hochzeit.

Von Dr. Ludwig Staby.

In bunter Herbstpracht steht der Wald, und es ist ein Funkeln und Glänzen in der hellen Oktobersonne wie am schönsten Maientag. Die hellgelben Blätter der Birke schaukeln leise im Winde, rot und braun leuchtet das Gelaub der Buchen, während die knorrige Eiche ihre trotzigen Zweige noch in grünem Schmuck aus dem bunten Teppich emporreckt. Die eingesprengten lichten Farbentöne einzelner Laubbäume geben selbst dem düsteren Kiefernwald ein fröhliche, farbige Note. Leise murmelnd fließt im Grunde des Hanges der klare Waldbach dahin, die Farnbüsche an seinen Ufern stehen schon in fahlem Gelb, aber desto frischer grün leuchten die Moospolster an den offenen Stellen. Im Dunkel eines dichten, hochragenden Fichtenwaldes, der beide Berghänge bedeckt, verliert sich der Bach, um in der Mitte der gewaltigen Dickung noch einmal auf kurze Zeit zutage zu treten, dort, wo vor drei Jahren der schwere Schneebruch gehaust und die schlanken Stämme mit seiner weißen Last umgeknickt hat. Die ganze Fläche ist damals abgeholzt worden, aber heute steht wieder junge Kultur auf einem Teile, während das Übrige mit allerlei Sträuchern und Herbstblumen bedeckt ist. Diesen herrlichen und so heimlichen Platz hat sich der König des Waldes, der eine stolze Krone von zwölf Zacken auf seinem Haupte trägt, zum Brautgemach erkoren, hier hat er die Schar seiner Auserwählten zusammengetrieben, hier überwacht er sie mit glühender Eifersucht, hier will er Hochzeit feiern.

Tiefe Stille liegt über dem Plan, weiße Sommerfäden schwimmen leise durch die blaue Luft, und in der sinkenden Sonne breitet sich ein rötlicher Glanz über den Hau, daß die Blumen zu glühen scheinen und die Stämme der Randbäume aufleuchten. Da, als die ersten weißen Dunstschwaden aus dem Grunde aufsteigen und leichte blaue Schatten durch die rote Pracht huschen, erscheint plötzlich vor der Dickung ein rotbrauner Fleck, der sich bewegt, und mit einemmal tritt das Alttier auf den Plan, mit hocherhobenem Kopf, die langen Lauscher nach vorn gestreckt und mit dem Windfang die Luft nach allen Seiten sorgfältig prüfend. Nach wenigen Schritten bleibt es sichernd, wie aus Erz gegossen, stehen, aber da sich nicht Verdächtiges zeigt, fängt es gemächlich an, Blätter vom nächsten Strauch zu rupfen. Jetzt treten noch mehr Tiere aus der Dickung heraus, bis schließlich acht Schöne, der ganze Harem des Waldkönigs, versammelt sind. Sie ziehen im Vertrauen auf die Führung des Alttieres sorglos auf den Schlag, hier und da von Gras und Sträuchern äsend. Langsam zerstreuen sie sich, jedes mit sich selbst beschäftigt. Plötzlich aber heben sie alle wie auf Kommando die Köpfe und blicken nach der Dickung, aus der ein Knistern und Knacken wie von brechenden Zweigen zu hören ist. Jetzt geht eine unruhige Bewegung durch die Tiere, sie rücken näher zueinander, denn in diesem Augenblick erscheint ihr Herr und Gebieter auf dem Brunftplatz. Das stolze Haupt mit der mächtigen Krone hoch erhoben, überschaut er seine Schönen, dann kommt er langsam heran und treibt das Rudel noch dichter zusammen, wobei er durch einen wuchtigen Schlag seines Geweihes eine Neugierige, die etwas abseits geblieben war, belehrt, wohin sie gehört.

Während die Dämmerung sich herabsenkt, umkreist der Hirsch sein Rudel, da plötzlich wirft er heftig auf, denn vom nächsten Hang ertönt der Schrei eines Artgenossen. Zornig stampft der Kapitale den Grund, seine Lichter funkeln, und grollend und dröhnend bricht machtvoll der Kampfschrei aus seiner Kehle. Aber der Nebenbuhler nimmt die Herausforderung an, denn sofort antwortet er, und nun hallt es in Ruf und Gegenruf, daß die Wälder klingen und die Tiere eng aneinander gedrängt atemlos lauschen. Die Erregung des Platzhirsches wird immer größer, mit seinem Geweih zerfetzt er einen unschuldigen Strauch und reißt mit den Vorderläufen den Boden auf, denn sein Gegner kommt rasch näher. Im nächsten Augenblick erscheint er bereits auf dem Brunftplatz: Wahrlich, auch er ist ein stolzer Gesell mit mächtig ausgelegtem Geweih, der furchtlos heranschreitet, mit Macht seinen Kampfruf ausstoßend. Jetzt stehen sich die Gegner gegenüber, sie senken die Köpfe, und krachend prasseln die Geweihe zusammen. Mit gewaltiger Kraft schieben und drängen sich die ebenbürtigen Kämpen hin und her, jetzt lösen sich die Geweihe wieder, um gleich darauf aufs neue aufeinander zu krachen. Durch den wuchtigen Anprall ist der fremde Hirsch einen Schritt zurückgewichen, er tritt unversehens in ein Pflanzloch und sinkt in die Knie. Diesen Augenblick benutzt der andere, um ihm mit wuchtigem Stoß seine linke Stange in die Seite zu bohren, so daß der Angegriffene fast ganz zu Fall kommt. Unter den fortwährenden Stößen des Gegners springt er aber auf und gibt die Partie verloren, denn er wendet sich und flüchtet kreuzlahm den Hang hinunter, wo er in der Dickung verschwindet. Mit dröhnendem Siegesruf begleitet der Platzhirsch den Rückzug des Rivalen, und während nun die Dunkelheit rasch zunimmt, schreitet er, andauernd röhrend, zum Rudel, das ihn als Sieger empfängt.

In der Dunkelheit dieser Nacht ist die Ruhe des Platzes einem unruhigen Leben und Treiben gewichen, der Waldkönig feiert Hochzeit. Als der erste fahle Schimmer des Morgens über den Wald zieht, läßt er von neuem seine Stimme erschallen. Nach und nach wird es heller, die Nebelschwaden liegen aber noch dicht auf Busch und Strauch, um allmählich zu zerfließen und zu zerflattern wie wehende Schleier, bis der ganze Platz, auf dem an Gras und Halm Millionen von Diamanten blitzen, in vollem Lichte liegt. Unruhig umkreist der Platzhirsch das Rudel, um es der Dickung zuzutreiben, denn die Festnacht ist vorüber, und er will tief in der Schonung der Ruhe pflegen. Da horcht er auf. Aus dem Hochwalde ist ein dumpfdröhnender Ton zu ihm gedrungen, — er steht wie erstarrt, als plötzlich jetzt der Kampfruf eines Hirsches ganz aus der Nähe erklingt. Ist das wieder der Frechling von gestern abend, sollte der noch nicht genug abbekommen haben? Im höchsten Grade erzürnt, läßt der Platzgewaltige nun mit aller Macht seine Stimme erschallen; das soll dem andern eine drohende Warnung sein, aber trotzig erklingt dessen Antwort. Das ist zuviel. Mit gewaltigen Sätzen stürmt der Herausgeforderte dem Walde zu, macht kurz vor dem Rande halt und stößt womöglich noch drohender den Kampfruf aus. Nach kurzer Weile glaubt er das Schlagen des Geweihes seines Gegners zu hören, und er macht eine halbe Wendung, um sich auf den Dreisten zu stürzen. Aber in diesem Augenblick durchschneidet ein scharfer Peitschenschlag die Luft, etwas Unbegreifliches, Glühendes, Stechendes fährt dem Edlen in die Brust, er macht einen Satz, als wollte er den Himmel stürmen, dann rast er davon, während das entsetzte Rudel in der Dickung verschwindet. Doch die Fluchten, die ihm sonst nur ein Spiel der federnden Läufe waren, werden immer schwerer, der rote Schweiß, der aus der linken Seite strömt, überspritzt Gräser und Blumen, — trotzdem geht es weiter, bis er taumelnd im Bachbett zusammenbricht. Das kalte Wasser kühlt die brennende Wunde, und neue Kraft scheint ihn zu durchrieseln. Schon aber hört er hinter sich raschelnde Schritte, er will sich emporreißen, doch die Läufe versagen den Dienst, ein Zittern fliegt durch den mächtigen Körper, der Kopf sinkt schwer vornüber, so daß sich das Geweih in den weichen Ufersand einbohrt; noch einmal zuckt der Körper auf, dann ist alles still, der Waldkönig hat ausgekämpft. Rasch tritt der Jäger, den Hirschruf an der Seite, die Büchse in der Hand, vor den gefällten Recken hin, in Andacht entblößt er sein Haupt, dann wendet er langsam das Geweih des toten Recken; beim Anblick der prächtigen Krone aber wirft er den verwitterten Hut in die Luft, und die Spannung in seiner Brust löst sich in einen frohen Jauchzer, daß die Berge widerhallen. Waldkönigs Hochzeit ist zu Ende, aber schön wie seine Liebe war auch sein Tod.

Digitized by Google

Die Hohenstaufenpfalz zu Wimpfen.

Von Max Rentwich. — Mit 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

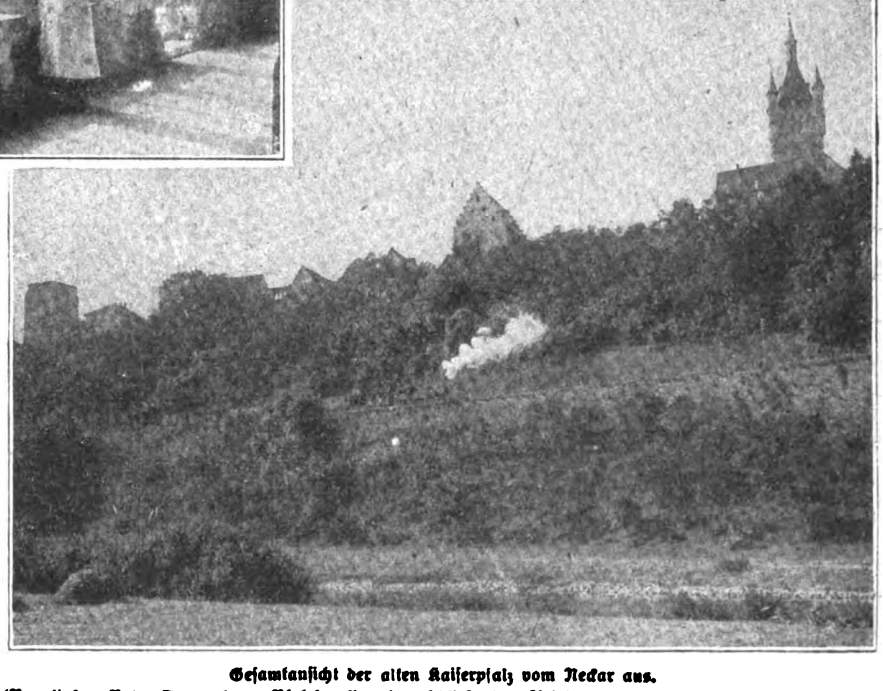
Wenn wir uns die Zeit der Hohenstaufen in Erinnerung rufen, besonders die halbjahrhundertjährige, glänzende Regierungsperiode des Kaisers Friedrich II., der als letzter Herrscher das ganze römisch-deutsche Reich in fester Hand zusammenhielt, dann tritt uns als Naturstaffage eigentlich mehr das südliche, sonnige Italien entgegen: Palermo, wo der Kaiser seine Jugend verlebte und seit seinem Tode, in arabische Gewänder gehüllt, im dunklen Porphyrsarge ruht, ferner Brindisi, Viterbo und andere sonnige Städte des Südens.

Und doch ist Kaiser Friedrich sehr oft hier im rauhen Norden gewesen; allerdings war die alte, in neuester Zeit aber wieder so oft genannte Mainlinie, der altrömische Limes germanicus, die Grenzlinie des kaiserlichen Interesses. Wenn man aber die Kaiserschlösser zusammenzählt, die Friedrich in seinen umfangreichen Landen erbaut hat, so kommt eine recht stattliche Anzahl zusammen. Solch eine Kaiserburg war freilich keineswegs ein Prunk- und Residenzschlößchen nach unserem landläufigen Sinne. Sie war errichtet, um den Kaiser mit seinem ganzen Gefolge über Wochen und Monate, bisweilen sogar jahrelang zu beherbergen, je nachdem die politischen Ereignisse seine Anwesenheit erforderlich machten, sie war aber außerdem berufen, in dieser Zeit und auch während der Abwesenheit des Herrschers sicher und zuverlässig jedwedem Feind zu trotzen. So entstanden jene wehrhaften Kaiserschlösser, denen man mit aller Berechtigung auch den Namen Burg oder Pfalz beilegte, eine Bezeichnung, die später vielfach in die Namen der anliegenden Städte überging. Viele dieser Burgstädte hat der Griffel der Geschichte mit goldenen Lettern unvergänglich in das Buch der Völker eingeschrieben. Andere verfielen, die Kriegsfurie brauste über sie hinweg und ließ nur einige, vielleicht recht ehrwürdige Reste übrig. Wieder andere sind verschollen, vergessen, und nur ein glücklicher Zufall förderte aus dem Waldesdickicht die robusten Mauern solch eines im Jahrhundertschutt versunkenen Kaiserschlosses zutage, wie etwa die Reste der Kaiserpfalz zu Eberbach am Neckar. Eine jener Burgen, von der noch recht ansehnliche, schöne Stücke vorhanden sind, die aber selten in der Öffentlichkeit genannt wird, ist die Hohenstaufenpfalz zu Wimpfen.

Die alten Römer hatten auf ihren Zügen nach Norden schon die bevorzugte Lage dieser Felsenhöhe am Neckar richtig bewertet und vorerst unten im Tal eine Niederlassung gegründet, die sie Castellum Cornelia nannten; heute noch führt ein Kirchlein den altrömischen Namen weiter. Es ist nicht viel über diese Niederlassung bekannt, seit ihrer Zerstörung durch die Hunnen hören wir gar nichts mehr von ihr. In mehreren Urkunden tritt dann gegen das 10. Jahrhundert eine Ortschaft „Winphenia" oder „Wimpina" in die Erscheinung. Da berichtet ein geistlicher Chronist, daß hier von den Ungarn ein altes Kloster zerstört worden sei, das aber der Bischof Crotoldus von Worms um 980 wieder neu erbauen ließ. Ein Teil dieses ungemein wuchtigen, schwerfälligen romanischen Baues wurde mitverwendet bei der Errichtung der Ritterschaftskirche St. Peter (1269—80), eines der edelsten Bauwerke der Frühgotik, des ersten im ganzen Neckartal. Damit ist geschichtlich auch jene Zeit erreicht, der die

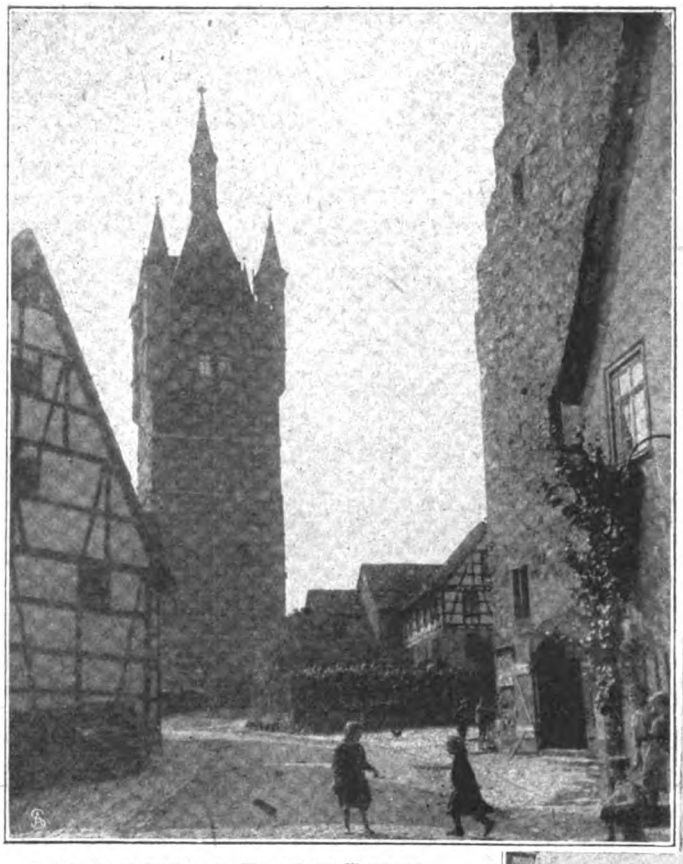
Das alte Dominikanerkloster (jetzt Schule) und die katholische Kirche.

Romanischer Kreuzgang im Ritterstift St. Peter zu Wimpfen im Tal.



Gesamtansicht der alten Kaiserpfalz vom Neckar aus.
(Von links. Roter Turm, dann Pfalzkapelle mit anschließenden Arkaden, das hochgieblige „steinerne Haus" und ganz rechts der „blaue Turm")

Digitized by Google

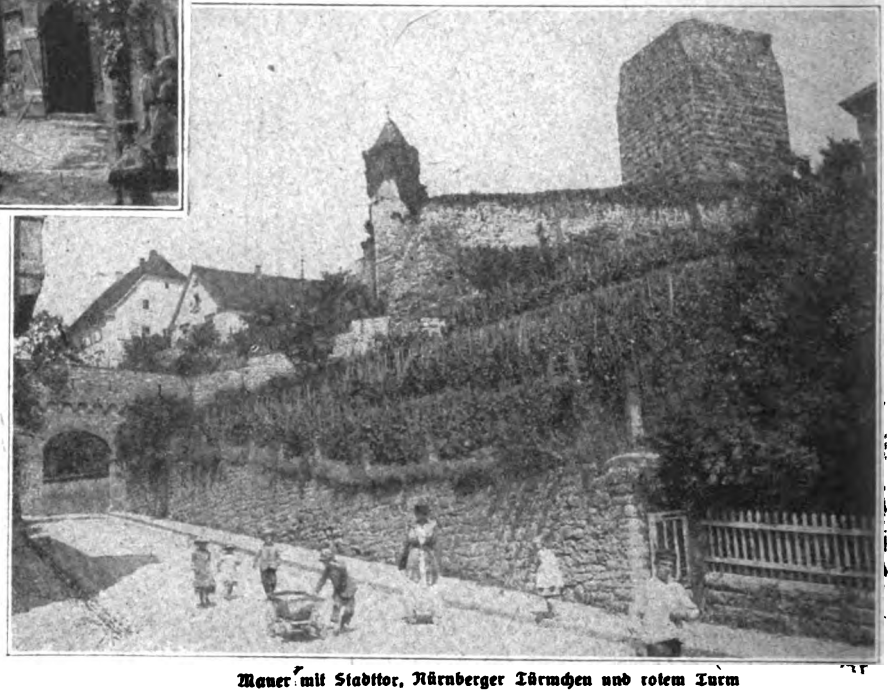


Der blaue Turm, das Wahrzeichen Wimpfens.

Stadt Wimpfen ihre spätere Bedeutung verdankt: die Hohenstaufenepoche.

Der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. ist im Jahre 1218, also drei Jahre nach seiner Kaiserkrönung zu Aachen, bereits zum ersten Male in Wimpfen gewesen und hielt sich 1224 sechsmal hier auf. Man nimmt daher mit einiger Berechtigung an, daß die Kaiserpfalz zu Wimpfen in der Zwischenzeit, also von 1218—24, erbaut worden sei. In der Gesamtanlage war die Burg, ähnlich wie die von Nürnberg, durch festes Mauerwerk auch von der anschließenden Stadt getrennt; sie krönte den etwa 75 Meter schroff über den Neckar sich erhebenden Bergklotz, und aus dem nordwärts gelegenen Neckartal erblickte man von ihr zunächst den gewaltigen Ostturm, den Eckpfeiler der Gesamtfestungsanlage. Dann kam nach einigem Abstand die Pfalzkapelle, an diese anschließend wahrscheinlich ein großer Festsaal, dessen Zinnen hoch überragend gewesen sein dürften. Eine Reihe Doppelsäulen, die „Arkaden", sind heute noch vorhanden und vom Neckar her deutlich erkennbar; über ihren baulichen Zweck hat sich etwas Sicheres bislang nicht ermitteln lassen, denn die weiteren Gebäude bis zum abschließenden Westturm, dem zinnenreichen „blauen" Turm, sind — abgesehen vom „steinernen Haus", dessen Giebel heute noch hoch in den Azur ragt — verschwunden. Dieses steinerne Haus hat seinen Namen eben aus jener Zeit bewahrt, in der steinerne Bauwerke immerhin etwas Seltenes waren. Die alte Burgmauer, die sich vom blauen Turm südwärts wendete und die Kaiserpfalz von der Stadt abschloß, ist mit ihrem turmgekrönten „Hohenstaufentor" zum größten Teil erhalten geblieben, heute natürlich eingeschachtelt und teilweise verbaut.

Während seine Vorfahren, Friedrich Barbarossa und Heinrich VI., wohl des öfteren in Wimpfen waren, ohne indes der Stadt besondere Aufmerksamkeit zu schenken, hat Kaiser Friedrich II. sie zu ihrer hervorragenden Stellung emporgehoben und ihr durch seine Schloßbauten wie durch Profanbauten in der Ortschaft selbst das dauernde Gepräge einer mittelalterlichen Kaiserstadt gegeben, zumal er ihr häufig die Ehre seines Besuches erwies.



Mauer mit Stadttor, Nürnberger Türmchen und rotem Turm.

Einhacken des „Bürgerholzes".

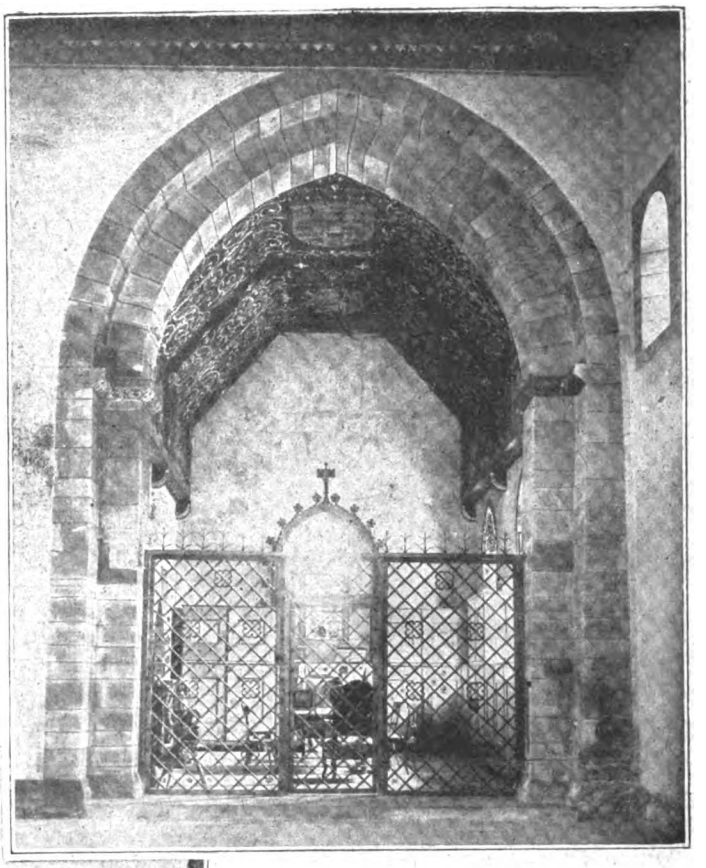
Nicht unerwähnt sei übrigens, daß des Kaisers unglückseliger Sohn, Heinrich VII., König von Deutschland und Sizilien (der sich später gegen den Kaiser empörte, gefangengenommen wurde und in einem Gefängnis Apuliens elend zugrunde ging), den Bürgern der Stadt eine Schenkung machte, die heute noch zu Recht besteht und gerade jetzt in der Zeit der Kohlennot jeglichen Wimpfener Einwohner der Sorge um die winterliche Heizung enthebt. Er schenkte den Bürgern den Forst bei Wollenberg laut Urkunde vom 8. Januar 1223 zu unbeschränktem Eigentum, und Kaiser Friedrich hat trotz des Zerwürfnisses mit seinem Sohne die Schenkung anerkannt. Sie ist auch trotz mancher späteren Versuche, sie in irgendeiner Form abzulösen, von den Wimpfenern stets hochgehalten worden. Noch heute werden alljährlich die Einzelanteile verlost, und jeder Bürger hackt während des Sommers sein „Bürgerholz" für den Winter ein.

Mit Kaiser Friedrichs Tod geriet das Reich in Verfall; in Deutschland wüteten die Bürgerkriege. Das Andenken aber an den großen Kaiser lebte fort, so mächtig, daß es sich zu der bekannten Kyffhäusersage verdichtete, die erst später auf des Kaisers Großvater Barbarossa übertragen wurde.

Digitized by Google

Die geschäftliche Verbindung, die die Kreuzzüge mit dem Orient angeknüpft hatten, gab vielen Städten Italiens und Süddeutschlands recht ertragreiche Handelsgelegenheiten; Wimpfen nahm gleichfalls redlich Anteil daran. Die Stadt behielt auch über die kaiserlose, schreckliche Zeit hinaus lange einen guten Namen im Deutschen Reiche, zumal die späteren deutschen Kaiser des öfteren in der Hohenstaufenpfalz residierten. Ludwig der Bayer ist der letzte gewesen, der hier (1336) Hof gehalten hat; er erhob die Stadt sogar zur Freien Reichsstadt, und in dieser Periode (14. Jahrhundert) liegt wohl die Glanzzeit Wimpfens, während die Kaiserpfalz langsam dem Verfall überantwortet blieb. Sie diente noch bis zum 16. Jahrhundert verschiedenen profanen Zwecken, wurde dann aber, wie es so manchem verfallenen Prachtbau erging, als Steinbruch benutzt! Die Kaiser stiegen später in dem gleichfalls zur Hohenstaufenzeit gegründeten Dominikanerkloster ab. Die Pfalz sank mehr und mehr in Trümmer.

Ein übriges tat noch der 30jährige Krieg. Hier unten, bei Wimpfen im Neckartal, wurde am 6. Mai 1622 die blutige Schlacht zwischen Tilly und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden geschlagen. Man zeigt heute noch auf den Neckarfeldern die angeblich damals aufgeworfenen Wallgräben. Von den Wunden des 30jährigen Krieges, wie sie England jetzt unserem Vaterlande wieder zu schlagen gedenkt, erholte sich Deutschland sehr langsam. Auch Wimpfen geriet in Vergessenheit, und erst der neuzeitliche Reiseverkehr, soweit er sich auf die eigene Heimat erstreckte, nahm sich auch des lieblichen



Inneres der erneuerten Pfalzkapelle.

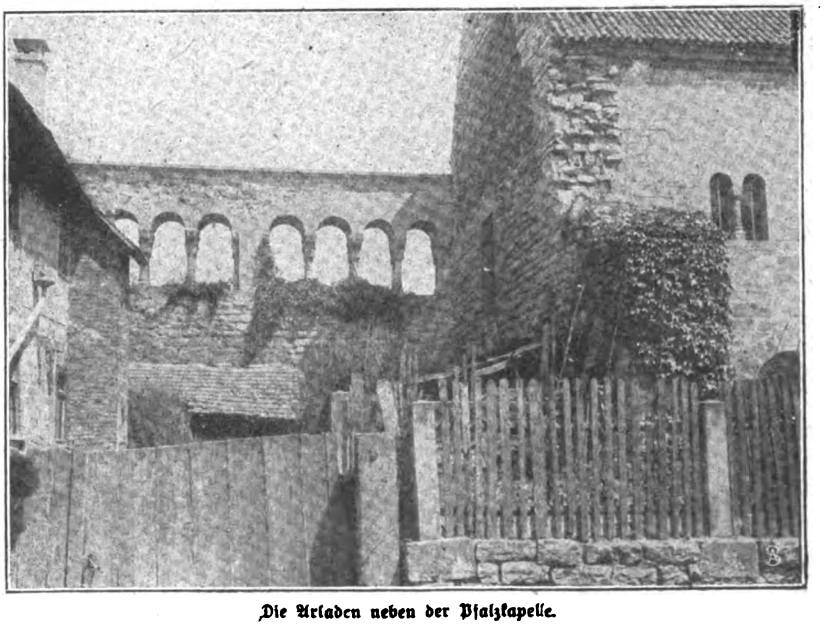
Die Pfalzkapelle nach ihrer Wiederherstellung.

worden, und dort drinnen, wo einstmals die Messe gelesen wurde, ruhen in Schränken und Truhen die alten, in Schweinsleder gebundenen Archivakten und Urkunden der Stadt Wimpfen, die in einzelnen Exemplaren bis in die Hohenstaufenzeit zurückreichen.

Das steinerne Haus dient heute noch als Remise. Der blaue Turm aber mit seinen Zinnen und Türmchen ist das eigentliche Wahrzeichen Wimpfens geworden. Seiner späteren Neigung, gänzlich auseinanderzufallen, ist durch Umfassung mit Eisenbändern Einhalt geboten. Auch er hat, wie nicht anders denkbar, manchen Sturm erlebt, — ist ausgebrannt, wieder erneuert worden usw.; doch hat er die Zeit besser überstanden als sein Bruder am Osteck der Befestigungen, der rote Turm, der einsam

Neckarstädtchens an. In der einstigen stolzen Kaiserpfalz aber sah es schlimm aus. Von den noch erhaltenen Bauwerken war die Pfalzkapelle, in der ein Kaiser, der die halbe Welt beherrschte, seine Gebete zum Himmel sandte, ein Stall geworden; in den einstigen Prachtsaal mit den Arkaden hatte man Scheune und Stall hineingebaut, das steinerne Haus war zum Lagerschuppen umgewandelt, und nur der schiefergedeckte blaue Turm hatte als Stadtturm Verwendung und Pflege gefunden. Rundum zogen sich, noch ziemlich wohl erhalten, die robusten Mauern der Kaiserpfalz und die der einstigen Stadt, und ihr Häusermaterial, das zum Teil noch aus mittelalterlichen Zeiten stammt, hat sich äußerst malerisch in das Mauerwerk hineingeklemmt oder sich ihm gleich Vogelnestern angeschmiegt.

In neuester Zeit ist die Pflege der Altertümer in sachkundige, rührige Hände übergegangen Man suchte zu retten, was noch zu retten war. Vor allem wurde die alte Pfalzkapelle wieder gesäubert und nach vorhandenen Aufzeichnungen ausgestattet. Das Abschlußgitter vor dem Chor in ihrem Innern ist 1911 von einem Wimpfener Kunstschmied geliefert



Die Arkaden neben der Pfalzkapelle.

Digitized by Google

und unzugänglich auf seiner verlassenen Höhe steht. Seiner Einsamkeit mag wohl auch die Lesart zuzuschreiben sein, daß er seinen Namen von den dort stattgehabten Blutbannen und Hinrichtungen erhalten habe, wenn nicht die harmlosere Erklärung genügt, die auf die Farbe seines einstigen Ziegeldaches Bezug nimmt.

Das Hohenstaufentor in der alten Burgmauer von Wimpfen.

Dem Ankömmling bietet Wimpfen hoch oben über dem Neckar schon aus weiter Ferne ein äußerst anmutiges Bild, und wer die Stadt betritt, gerät nicht etwa in eine verschlafene mittelalterliche Märchenwelt, sondern er schreitet in eine lebendige, lebensfrische, sogar äußerst fröhliche, regsame Bergstadt, die es sehr wohl mit der Gegenwart hält, ihr altes Gepräge aber ehrt, achtet und liebt, wie ein alter Zünftler sein Zunftgewand. Und noch vor den Mauern der Stadt grüßen einladend die steilen, grünen Weinberge, über denen die Türme und Zinnen emporragen. Da ist auch das kleine, wildbewachsene Nürnberger Türmchen, so benannt, weil nach dem 30jährigen Kriege die Nürnberger den geplagten Bürgern von Wimpfen Geld zur Anlage wenigstens der Befestigungen gaben; aus Dankbarkeit benannte man einen der Türme nach der freigebigen Stadt und setzte als Krönung das Nürnberger Wappen über den Turmknauf. — Die Stadt selbst zu schildern mit ihren mittelalterlichen Gassen, Gäßchen und Winkeln, Brunnen, Erkern und Altanen sei den Malern überlassen, von denen zeitweilig fast an jeder Ecke einer mit Pinsel und Palette hantiert. Zu einer genußreichen Wanderung durch eine solche historische Stätte gehören Sinn und Blick, Verständnis und — wie Goethe in Sizilien sagte — etwas Kenntnis der Geschichte. Wer darüber verfügt, der sollte dann später im Frieden es wie Scheffel machen:

„Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß' zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal — —"

Und er vergesse das liebliche Wimpfen nicht!

Feierabend.

Novelle von Gertrud Papendick.

Als der Professor Hermann Fischer die große Haupttreppe des Gymnasiums hinabstieg, befiel ihn auf einmal ein Schwindel. Die Mappe rutschte ihm unter dem Arm weg und schlug klatschend auf die Stufen. Und seine Hände griffen in die Luft, suchten nach einem Halt, bis sie schließlich das Geländer zu fassen bekamen. Er hatte die volle und klare Überlegung, daß er nicht fallen wollte. Einen Augenblick hielt er sich fest. Und dann sank der lange, hagere Körper des alten Mannes zusammen, und er ließ sich langsam und vorsichtig auf die Treppenstufen nieder.

Es war um die Mitte der fünften Unterrichtsstunde. Deshalb ging niemand sonst die Treppen herauf oder hinab. In den großen Fluren voll Mittagssonne war es feierlich still; nur durch die geschlossenen Klassentüren drang unaufhörlich das eintönige, dumpfmurmelnde Geräusch des Unterrichts, aus dem hin und wieder ein lauter und heller gesprochenes Wort aufsprang, wie ein Strahl aus fließendem Wasser.

Der Professor Fischer blieb eine Weile auf den Stufen sitzen. Der Druck auf seinem Kopf ließ langsam nach, und der Herzschlag wurde wieder ruhiger. Aber er machte noch keinen Versuch, sich zu erheben. Es gab ihm ein Wohlgefühl, festzustellen, daß der Anfall vorüber war. Er hob den Kopf nach einer verspäteten Fliege, die oben am Flurfenster summte. Und er konnte ohne Mühe heraushören, daß es der Kollege Fuhrmann war, der hinter der nächsten Tür, in der Obertertia, unterrichtete. Sein Kopf war ganz frei, nur in seinen Gliedern war eine Schwäche, die fast ein Gefühl des Behagens gab. Er saß zusammengesunken auf den harten Stufen und war doch ein paar kurze Minuten wie losgelöst von aller Schwere seines Erdenweges und dem lastenden Druck seiner sechsundsechzig Jahre.

Erst als irgendwo in den höheren Regionen eine Tür ging und Schritte durch den Flur hallten, versuchte er aufzustehen. Er klemmte die Mappe unter den Arm und faßte das Geländer, zog sich langsam und unendlich mühsam daran in die Höhe. Es ging. Er stand, er brauchte sich nicht einmal mehr festzuhalten. Dann rückte er sich den Hut zurecht und stieg vorsichtig Stufe um Stufe abwärts, bis er den Treppenabsatz erreichte und aufatmend stillstand. Er legte die Mappe vor sich aufs Fensterbrett und nahm den Hut von dem grauen Haar, als müßte er ausruhen von einer schweren Anstrengung.

Das große Fenster ging nach der Straße hinaus, und wer hier stand, der konnte weit hinwegsehen über die Dächer, der sah die vielen Türme der Stadt in den Himmel steigen und sah den Fluß sich durch die Gassen winden und draußen das freie Feld gewinnen und sah ganz hinten das Rot und Gold der herbstlichen Wälder leuchten in der milden Sonne dieses Oktobertages. Der Professor Fischer stand unbeweglich und faßte das Bild mit den Augen, als sähe er es zum erstenmal. Und doch kannte er es so gut, denn er sah es seit mehr als dreißig Jahren jeden Tag, wenn er die Treppe hinaufstieg und wenn er herunterkam. Aber er war noch niemals davor stehengeblieben. Und irgendwoher kam es ihm in den Sinn, daß manch einer wohl erst müde werden muß auf seinem Wege, damit er Augen bekommt für das, was die Welt an Schönheit und Reichtum und Sonne hat. So einer war auch er.

Der junge Oberlehrer Matthias, der die Treppe herunterkam, sah aus runden Augen verwundert auf den älteren Kollegen. Er hatte den Professor Fischer noch nie hier stehen sehen und konnte sich nicht denken, was er da machte. Und dazu sah er so blaß und müde aus und stand noch gebeugter als sonst. Aber es kam dem Jüngeren nicht in den Sinn, zu fragen; die kühle, zurückhaltende Art des

Digitized by Google

anderen schloß jede Vertraulichkeit aus. So zog er nur den Hut und ging mit kurzem Gruß vorbei. Der Professor Fischer drehte sich langsam um und sah dem jungen Kollegen gedankenvoll nach.

Als die große Eingangstür unten dröhnend ins Schloß fiel, machte auch er sich auf den Weg. Er ging auf der Straße langsam und unsicher, mit mühsam erhobenem Kopf, und setzte die Füße, wie wenn er stiege. Er hatte die Empfindung, als käme er überhaupt nicht vorwärts. Als er eine Weile durch die frische, kühle Luft gegangen war, wurde es besser. Doch die Menschen, die an ihm vorübergingen, schienen ihm alle seltsam fremd und merkwürdig, und alles, was er auf diesem altgewohnten Weg sah, war ihm irgendwie neu und wie mit einem Schleier überhangen.

Wie er so dahinging, die Mappe fest im Arm, als fürchte er, sie noch einmal zu verlieren, überlegte er, wie das denn nun eigentlich gekommen war. Er war nicht krank, gewiß nicht. Aber da war jetzt die schwere Zeit vor dem Halbjahrsschluß: Konferenzen und Probearbeiten, Korrekturen und Zeugnisschreiben. Zu Hause auf seinem Schreibtisch lagen die blauen Schulhefte in Stapeln. Es war fast zuviel, auch wenn man es gewohnt war. Er hatte schon seit acht Tagen diesen dumpfen Druck auf dem Kopf gespürt.

Nun fiel es ihm ein, daß er schon einmal einen solchen Anfall gehabt hatte; das war im Frühjahr gewesen, um Ostern. Er war nicht krank, bestimmt nicht. Aber er wurde alt, weiß Gott. Doch der Anfall damals war ganz ohne Folgen vorübergegangen. Er war den Sommer durch frisch und rüstig gewesen wie ein Jüngling. Es würde auch diesmal so sein. Es war eben nur Überarbeitung, weiter nichts. In der nächsten Woche ging man in die Ferien, konnte sich ausruhen.

Der Professor Fischer kam nach Hause und aß sein einsames einfaches Mittagessen, das die alte Haushälterin gekocht hatte. Und er lebte seinen stillen Tag wie sonst, der ein Tag der Arbeit war, ein Tag, der wenig Wechsel kannte und wenig Freude und gar keinen Genuß.

Der Anfall kam nicht wieder; nur das Schwächegefühl in den Gliedern blieb noch tagelang, hin und wieder beim Treppensteigen setzte auch das Herzklopfen ein. Und noch etwas war dem alten Mann von jener Stunde zurückgeblieben: eine unerklärliche, uneingestandene und doch beglückende Sehnsucht nach etwas, das jenseit der Enge seines Tages stand, etwas, das ihm sein langes, schweres, arbeitsreiches Leben nicht gegeben hatte.

Der Oberlehrer Matthias hatte am nächsten Tage einigen anderen den beunruhigenden Eindruck mitgeteilt, und es sprach sich im Kollegium des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums herum, daß dem Professor Fischer da auf der Treppe etwas zugestoßen sein müsse. Sein abgespanntes Aussehen fiel allgemein auf.

Der Professor Fuhrmann, der die Obersekunda hatte, stand Fischer dem Alter nach und auch persönlich am nächsten. Man konnte nicht sagen, daß sie Freunde waren. Der einsame, verschlossene Mann, der Fischer war, besaß keinen Freund. Aber die gemeinsame Arbeit langer Jahrzehnte, der gleiche Inhalt, der das Gefäß ihres Lebens füllte, hatte sie aneinander gewöhnt und auf eine Art miteinander verbunden, daß es war, als gehörten sie ein wenig zusammen, so wie Pferde, die ihr Leben lang miteinander in demselben Gespann gegangen. Und seit dem Tode von Fischers Frau und der Heirat seiner Tochter, seit dem Tage, da er ganz allein stand, war der Kollege Fuhrmann der einzige gewesen, zu dem er hie und da auch einmal von dem sprach, was ihn menschlich anging und bewegte.

Der Kollege Fuhrmann war es, der ihn fragte. Doch der andere antwortete nur ungern und zögernd, er schämte sich seiner Schwäche: „Machen Sie doch nicht soviel Aufhebens davon. Die Sache ist nicht der Rede wert. Sie sehen, ich bin wieder ganz gesund."

Aber Fuhrmann schüttelte den Kopf: „Seien Sie nicht leichtsinnig, lieber Kollege. Sie sollten trotzdem zum Arzt gehen. Man muß nicht spaßen mit solchen Sachen."

Fischer lächelte, und es war beinahe ein ironisches Lächeln: „Lieber Fuhrmann, Sie kennen mich doch. Ich war mein Leben lang mein eigener Arzt und bin immer gesund gewesen. Ich brauche keinen andern. Ich halte nichts von den Ärzten . . ."

Es war ihm nicht beizukommen. Und da schickte Fuhrmann ihm eines Tages kurz entschlossen seinen Hausarzt auf den Hals: „Sehen Sie sich ihn einmal an, Doktor. Er gefällt mir nicht. Er wird Sie hinauswerfen wollen, aber darum kümmern Sie sich nicht."

Doktor Diestel kannte den Professor Fischer von der Straße her; so wie jedes Kind in der Stadt ihn kannte an seiner langen, hageren, gebückten Gestalt in dem weiten, wehenden Mantel, an seinem schmalen, grauen, bartlosen Gesicht, durch das unzählige Furchen hin und herliefen, und an dem weichkrempigen, schwarzen Hut, der ihm immer fast über die Augen sank. Dem Doktor Diestel hatte dieser Mann, von dem er sonst nichts wußte, immer auf eine besondere Art leid getan, er konnte selbst nicht sagen warum. Und deshalb ging er wirklich zu ihm, unaufgefordert, nur von einem Dritten geschickt, was er sonst nie tat.

Er fand den Professor Fischer beim Kaffee, rauchend. Aber die Zigarre war schlecht, und es fiel dem Arzt auf, wie bescheiden das Zimmer und der Kaffeetisch waren, nicht ärmlich, aber so unbehaglich, daß man auf den ersten Blick sah: Es gab hier niemand, dem etwas daran lag, diesem alten Mann sein Leben auch nur ein klein wenig zu verschönen.

„Verzeihen Sie, daß ich störe, Herr Professor," sagte Doktor Diestel, „es war schon lange mein Wunsch, Ihnen einen Besuch zu machen."

Der andere sah ihn verwundert an und blickte wieder auf die Karte. Dann zog er ihm einen Stuhl vor: „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Womit kann ich dienen?"

Doktor Diestel setzte sich. „Sie kennen meinen alten Freund Fuhrmann, nicht wahr? Er hat Sie bei mir verklagt. Er hat mich zu Ihnen geschickt, weil er sich um Ihren Gesundheitszustand Sorge macht. Wollen Sie ihm nicht den Gefallen tun, sich mit mir ein wenig über Ihr Befinden zu unterhalten?"

Der Professor Fischer wurde langsam rot. Es war seltsam zu sehen, wie in sein hageres, graues Gesicht die Farbe stieg bis hinauf zur Stirn. Sie fiel sogleich wieder. „Ich weiß nicht, wie der Kollege Fuhrmann dazu kommt", sagte er ein wenig brüsk.

Doktor Diestel lachte sein behagliches Lachen: „Ich weiß, Sie sind durchaus ärztefeindlich, Herr Professor. Fuhrmann hat mich sogar darauf vorbereitet, daß Sie mich hinauswerfen würden. Wollen Sie es nicht aber doch erst noch mit mir versuchen?"

Der Professor Fischer war im Grunde trotz aller Zurückhaltung ein höflicher Mann. Er konnte einen Menschen, der sein Bestes wollte, nicht einfach vor die Tür setzen. Der Name des Doktors Diestel war ihm ja bekannt, und die unbefangene Art des andern gefiel ihm auch. Und es kam dazu, daß im Grunde seiner Seele etwas war, das jetzt, in diesen späten Jahren seines Lebens, noch auf Erfüllung wartete. Woher diese Erfüllung kommen sollte, wußte er nicht, und er gab sich keine Rechenschaft darüber. Doch alles, was von außen neu und fremd an ihn herantrat, schuf eine heimliche Erregung in dem junggebliebenen Gemüt des alten Mannes.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Doktor", sagte er. „Ich bin aber wohl ganz gesund. Ein vorübergehender Schwächezustand. Wenn Sie sich aber trotzdem die Mühe machen wollen, mich zu untersuchen . . ."

Doktor Diestel nahm den Kneifer ab. „Ich freue mich, Herr Professor", sagte er herzlich. „Ich bin überzeugt, daß Ihnen nichts fehlt. Es ist nur zu Ihrer eigenen Beruhigung."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Unsere Flugabwehrwaffe.

Wie so manch andere militärische Formation, ist auch unsere Flugabwehrwaffe („Flak" lautet ihre aus den Anfangsbuchstaben des Wortes „Flug-Abwehr-Kanone" gebildete Abkürzung) in ihrer heutigen Gestalt recht eigentlich eine Errungenschaft dieses Krieges. Freilich reichen die Anfänge ihrer Organisation in die Friedenszeit zurück, aber es waren eben nur Anfänge. Mit der ungeahnten und immer stärker hervortretenden Bedeutung, die die Fliegerwaffe im Verlauf des Weltkrieges sich errang, machte sich eine so vollständige Umformung und Ausgestaltung der Flugzeugabwehr notwendig, daß man von ihr sowohl betreffs ihres organisatorischen Ausbaus wie hinsichtlich ihrer technischen Entwicklung als von etwas ganz Neuem sprechen kann. Jedenfalls haben — neben den nicht genug zu rühmenden Leistungen unserer Flieger — auch die Erfolge unserer Flakbatterien wesentlich mit dazu beigetragen, uns die Vorherrschaft in den Lüften zu erringen und zu erhalten. Über tausend gegnerische Flugzeuge hat während der vier Kriegsjahre ihr wohlgezieltes Feuer zum Absturz gebracht, weit mehr noch in schwer beschädigtem Zustande hinter den feindlichen Linien zur Notlandung gezwungen. Die Vervollkommnung der hierzu notwendigen technischen Hilfsmittel ermöglichte der Abwehrwaffe auch die Lösung der neuartigen Aufgaben, die durch die Ausdehnung der Nachtflugtätigkeit an sie herantraten, und es versteht sich von selbst, daß ihre Leistungsfähigkeit im Zusammenwirken mit Kampffliegern und Luftsperrabteilungen namentlich auch für den Luftschutz des Heimatgebietes von großer Bedeutung geworden ist. Draußen im Felde aber pflegt sich die junge Waffe keineswegs auf die Erfüllung ihrer Sonderpflichten zu beschränken; sie greift, wenn irgend sich Gelegenheit bietet, auch wirksam in den Erdkampf ein, und mehr als einmal wußten während der letzten Wochen unsere Heeresberichte davon zu erzählen, daß sich tapfere Flakzüge bei der Abwehr feindlicher Infanterieangriffe und feindlicher Tanks in ganz besonders rühmlicher Weise hervorgetan haben.

Am Flugzeugabwehrgeschütz zwischen Laon und Soissons. Bild- u. Film-Amt.

Bild- und Film-Amt.

Der Hetman der Ukraine, General Skoropadski, zu Besuch bei Generalfeldmarschall v Hindenburg und General Ludendorff.

Digitized by Google

Nr. 43 — Die Gartenlaube — 1918

Illustriertes Familienblatt — Begründet von Ernst Keil 1853
Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“
Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 40 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 80 Pf.
Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 3 Mark oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 50 Pf.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(6. Fortsetzung.)

Es war zwei Tage vor Pfingsten, vor dem glanz- und düftereichen, dem jauchzenden Fest von Sommerseingang, das voller Farbe, Leben und Gesang, voller Bewegung und Freude ist, Pfingsten, wo die Burschen ihren Mädlen als Zeichen ihrer Verehrung den Maibaum setzen. Sie gehen am Tage zuvor nach Feierabend ins Holz, fällen die Birke, die sie längst schon ausersehen haben, und graben sie zwischen Nacht und Morgen vor der Tür ihres Liebchens ein.

Neben diesem Ehrenbaum gibt es auch einen Baum, der Kränkung bedeutet, die Eberesche, den „Vogelbeerbaum“. Den setzen die zornigen Burschen ihren Mädlen nicht vor die Tür, wo er rasch entfernt werden kann, sondern oben am Dach in die Regenrinne.

Welchem Mädle dieser Schand-Hohn-Trotz-Ärgerbaum gesetzt worden ist, dem ist das ganze Pfingstfest verregnet, mag gleich die Sonne heiß vom Himmel scheinen. Dem wird auch nicht nach festtägigem Gewande zumute, nach Unterhaltung und Tanz. Im Gotteshause sitzt es zwischen Zorn und Tränen auf seinem Platz, indem es eine unechte Gleichgültigkeit ungeschickt zur Schau trägt; am Nachmittage, wo man draußen jauchzt und lacht, spürt es ein heißes Verlangen, sich einmal auszuschlafen. — Dieser feinfiedrige Vogelbeerbaum wurde zuerst seit Jahren wieder einem Mädle in die Dachrinne gesetzt. Und dieses Mädle war Mandeline. — —

Die erste, die den Spott- und Kränkungsbaum auf seinem erhabenen Standplatze stehen sah, war Pauline.

Phot. Renard.

Kaiserin Auguste Viktoria als Kind.

Vgl. den Artikel: „Zum 60. Geburtstage unserer Landesmutter.“

Sie ging zu ihrer Magd und sagte: „Verschreck dich nit — der Beinschläger hat dir was angestift. A bißle Scham hätt man ihm am Ende doch zugetraut. Aber bei wem nix ist, dem kann man nix abverlangen. Den Ärger mußt du dir nit lassen merk.“ Und während Mandeline um das Gehöft herumging und den Scheltbaum wie eine Neuigkeit in Augenschein nahm, berief Pauline den Knecht, er solle das Ärgernis herunterholen. Der kam dem Gebote nach; aber er zog die Arbeit lang. Auch verrichtete er sie laut und gab ihr ungeahnte Widerstände.

Das währte so lange, bis Kämpf ungeduldig wurde. Immerhin hatten, ehe der Vogelbeerbaum aus der Dachrinne entfernt worden war, ihrer etliche von seiner Anwesenheit Kenntnis genommen.

Pauline sagte zur jungen Magd: „Mach, zieh dich an. Geh a bißle heim zu deinen Leuten. Indessen trumpf ich den Gankel ab. Der soll's spüren. Das ist ungezogen.“

Während Mandeline sich umzog, klinkte ihre Kammertür, und die Junge trat ein. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich auf den Bettschemel nieder.

Mandeline schaute in ein Paar sonnige Augen, die sie voller Anteilnahme betrachteten. Das rüttelte an ihrem Herzen, und sie drückte die Hände vor das Gesicht und weinte.

Laura sagte: „Ist denn das so schlimm?“

Ein Kopfnicken antwortete ihr.

„Wenn eins unartig ist, das ist doch dem seine eigene

Digitized by Google

Schand, das ist doch net deine Schand." Als keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort: „Den nimmt doch überhaupt keins for voll."

„Doch!!"

„Wer denn?"

„Ich!"

Wieder wartete die junge Frau. Ihre schöne Magd, an der sonst alles strahlte von frohem Willen, stand vor ihr mit geducktem Nacken, das Angesicht in den Händen vergraben. Ihr eigenes Herz fing darob zu klopfen an.

Mandeline hob das Haupt, trocknete die Augen und sagte fest: „Ich hab ihn gerne." Und dann fuhr sie fort, sich umzuziehen, während die junge Frau sacht sich erhob und aus der Kammer ging.

Die Mutter band sich am Nachmittage den Beinschläger vor, auch Christiane, die Mutter des Stummen, hatte ihn schon zur Rede gestellt. Aber er zeigte der einen wie der anderen sein dreistes Gesicht. Er hatte sein gutes Recht ausgeübt.

Er stellte sich hin und sang halblaut ein Walzerlied, das die Burschen des Dorfes, aus dem er dahergewandert war, beim Kirmestanz zu singen pflegen:

's ist mir im Leibe schlecht,
's ist mir auch sonst nicht recht,
Gebt mir 'nen Stiefelknecht,
(Ganz hoch): Kermse! — (ganz tief): Kermse!

Ehe er den zweiten Vers begann, trollte er sich von hinnen. Denn der ist selbst für ein dörfliches Ohr derartig frech, daß die Burschе ihn nur zu summen wagen, indem sie in derber Schalkheit ab und zu ein Wort des Textes hören lassen, das von den entrüsteten Mädlen mit Abkehr aufgenommen wird.

In der Nacht stellte sich der Ekel bei dem schwarzen Raben ein, da wurde seine Mutter wach in ihm und trieb ihn zur Umkehr. Sie zeigte ihm, daß alles anders war, als seine Bosheit ihn hatte glauben lassen, daß seine Schlechtigkeit schwarz war und Mandelinens Bravheit weiß.

Er bereute beinahe. — Und weinte. — Und murmelte: „So a Mädle!" — Und wußte, daß die böse Zutat in ihm Saft in seinem Fleische war. Ja, wenn seine Mutter noch bei ihm wäre — die ihm hülfe, — mit Verständnis seiner unausrottbaren Notlage — und mit Strenge.

Er war am nächsten Tage wie ausgewechselt, voller freundlicher Gefälligkeiten. Am Nachmittage machte er sich davon.

Er ging durch den Wald im großen Bogen bis zu der Straße, auf der Mandeline daherkommen mußte. Der Himmel war hellblau und weiß mit weißen, grauen, schwarzgrauen Wolken beladen.

Aber die Vögel sangen, und man sah auf dem Oberlande jenseit der Sormitz die Dörfer im leuchtenden Sonnenlichte.

Holz lag am Wege.

Lebegott setzte sich auf einen Stamm am Grabenrand und ließ seine Blicke über die Felder schweifen. Die Bäume waren jetzt voll belaubt, trugen aber noch ihre keuschen feinen Frühlingsfarben. Das Weiß der Baumblüte wischte darüber. An den Böschungen, Hängen, Gräben standen Blumen aller Farben, die von weißen Doldenblühern überschleiert wurden. Wald gab nach allen Richtungen den Rahmen ab.

Er hörte vom nächsten Dorf das Krähen eines Hahns. Von Eppendorf zog das Gebell eines Hundes daher. Ihm gegenüber aus dem Getreide, das noch niedrig stand, stieg singend eine Lerche auf.

Stimmen ließen sich hören: Ein Trupp Burschen tauchte auf der Landstraße auf.

Beinschläger ging seinen Weg zurück. Als er den Wald erreicht hatte, bog er zwischen die Stämme ein.

Eine halbe Stunde später kam Mandeline. Lebegott stand jetzt am Wege zwischen den ersten Fichten.

Er räusperte sich. Aber sie achtete seiner nicht.

Nun holte er sie ein und faßte ihre Hand.

Sie wandte ihm ihr Angesicht zu, das sein Faustschlag getroffen hatte. Das Auge war schmal geworden, die Schlagstelle blau aufgelaufen. So böse hatte er es nicht gemeint! — Er drückte die Hände vor das Gesicht, drehte sich ab, ging in den Wald, warf sich dort nieder und ließ sich von seiner Reue durchschütteln.

Er weinte winselnd wie ein Tier. Und er biß in das Erdreich und zerkratzte und zerstieß es mit Händen und Füßen. Wie ein ehrlich Unsinniger gebärdete er sich.

Als er den Kopf hob, sah er, daß das Mädle neben ihm auf einem Kieferstock saß.

Er stand auf und fing zu reden an — von ihrer Pflicht, ihm beizustehen, und daß sie das einzige Mädle sei, dem die Gaben dazu verliehen seien. Sie solle nicht fürchten, daß er sich nochmals an ihr vergreifen werde. Seine Hand solle verdorren, wenn sie sich wieder gegen sie aufhebe. Die Grabruhe seiner Mutter verpfände er ihr. Sie möge selig ruhen, die alte Frau. Sie solle aber, wenn er sich als schlechter Kerl erweise, auferstehn und wandern müssen — ruhelos über die Erde dahin, sich zur Qual und andern zum Schrecken.

Voll barmherziger Nachsicht sah ihn Mandeline an.

Nun stürzte er vor ihr nieder, umfaßte sie, drückte seinen Kopf in ihren Schoß und weinte wie ein Kind.

Und sie strich ihm über das Haar, legte beide Hände um seine Schultern, so daß er ein wenig den Druck verspürte, und saß da still und fest, eine neue Mandeline, eine, die eine schwerwiegende Last auf ihre Schultern genommen hatte, die sie wohlgemut und in Freuden mit Gottes Hilfe tragen würde.

Sie gingen, einander bei der Hand führend, gen Eppendorf. Lebegott sprach von der Heirat. Er hatte 2500 Mark auf der Landesbank. Seine Mutter hatte geknausert, gedarbt, gespart, gearbeitet. Er hatte geholfen. In neunjähriger Dienstzeit hatte er 2000 Mark gespart. Mandelinens Vermögensziffer war kleiner bemessen. Ihr standen 700 Mark als Elternerbe auf ihres Bruders Bauernwirtschaft, die Sparkasse hütete 800 Mark für sie, aus Patengeldern und Magdlohn zusammengeflossen. Beider Ersparnisse zusammengerechnet ergaben eine Ziffer von 4000 Mark. Von ihrem laufenden Lohn konnten sie sehr wohl an Möbeln und Hausrat kaufen, was erforderlich war als Ergänzung zu dem kleinen Haushalt seiner Mutter, den Lebegott in einer Dachkammer eingestellt hatte. Mandelines Aussteuer an Gespinstzeug und Bett war daheim bei ihrem Bruder, der ihr nach Sitte und Brauch auch die Hochzeit auszurichten hatte.

Jetzt galt es, eine gute Kaufgelegenheit abzupassen, ein kleines Haus mit Stall und Bergwiese und ein wenig Ackerland, dessen Bestand man durch Pachtung vergrößern würde.

„Nach der Ernte wird geheiratet", sagte Lebegott.

„Nein," sagte Mandeline, „mir warten noch e Jahr."

„Ein Jahr ist zu lange."

„Ein Jahr ist gar nit lange. Wenn man in Freuden lebt, machen die Tage rasche Schritte."

Ihre Hände waren wie ineinandergeschmiedet, eins hielt das andere. Lebegott war kein demütiger Sünder, er winselte nicht. Er hatte bekannt und Besserung gelobt, und er wollte sein Wort halten unter Mandelines Beihilfe.

Er beklagte, daß seine Mutter die Freude an der Schwiegertochter nicht mehr hatte erleben dürfen. Ach, seine Mutter! Was würde die ihnen durch Arbeit beigestanden haben! Und was würde sie glücklich in der Sonne am Hause gesessen haben, wenn ihre Arbeitsmöglichkeit geschwunden sein würde. Und immer noch dabei die Kinder gehütet haben. Eine bessere Großmutter würde er sich überhaupt nicht denken können, mit Erzählen und Ordnunghalten zwischen der Gesellschaft.

Digitized by Google

Sie kamen nach Eppendorf. Man sah ihnen an, daß sie ein Brautpaar waren.

Mandeline ging gleich in ihre Kammer, die Junge, die sie hatte kommen sehen, folgte ihr dahin.

„Man darf wohl gratulieren, Mandeline?"

„Ja."

„Daß dir's net leid wird" . . .

„Das wird der Herrgott verhüt."

„Der soll gar viel verhüten."

„Wenn das so ist, da trägt er's doch aber unschuldig", sagte Mandeline

„Es kränkt dennoch."

Sie saßen jetzt nebeneinander auf dem Bettrand. Mandeline erzählte. Ernsthaft und gelassen stellte sie den Hergang ihres Liebeserwachens zu dem schwarzen Raben vor der Lauschenden auf. Sie erzählte auch, wie es zur Schlägerei zwischen ihnen gekommen war.

Laura unterbrach sie: „Und du fürchtest dich nit?"

Der Dorfschuster.
Gemälde von Hans Best.

„Ja, man soll sich aber immer an ihn wend. Er hat doch die Macht. Und wenn er's net will abkehren, da gibt er nachen die Kraft dazu und die Barmherzigkeit, daß man's trägt."

Laura faßte ihre Hand. „Du mußt nit denken, daß ich dich kränken will; aber du hättest es dir doch noch sollt überleh. Denk mal an seinen Vater, was das für einer gewesen ist. Der war aktiv. Der schreckte nicht leicht. Davon hat er sein Stückle weg."

„Nein."

„Wenn er das nun aber wiederholt?"

„Man muß sich schick."

„Läßt man da nit lieber ab?"

Mandeline schüttelte das Haupt.

„Aber warum nit?"

„Wenn man einen gern mag, wenn man ihm gut ist — —. Er hat auch alles angelobt."

„Aber er hält's net!"

Digitized by Google

„Was in seinen Kräften steht, das wird er schon mach. Man muß ihm beistehen, daß er sich nit kann wenden."

„Das Jahr hat aber viele Täge", sagte die junge Frau.

Der Ausdruck in Mandelines Gesicht war fromm, fest und doch ein wenig versonnen, ihre Wangen waren gerötet. Lauras Gesicht war bläßlich, und alles lauschte darin.

„Freilich hat das Jahr viele Täge", sagte Mandeline. „Das ist doch keine Schattenseite. Man arbeitet, und man kommt vom Flacke."

„Und das Häusliche mit dem Mann, die Scheltworte und Unarten?"

„Das verstehst du net! — Wenn man einen liebhat, tut man alles für den. Da merkt man erscht, wie viele Fähigkeiten man hat. Man muß net so viel jämmre um das, was noch gar net dran ist. Man macht jeden Tag seine Sach. der Reihe nach. Da behält man alle Kraft." Das alte Strahlen breitete sich über ihr Gesicht aus, die Wangen hoben sich, aus dem rotlippigen Mund leuchteten die Zähne hervor, schmal und fest stand das Kinn.

Sie befreite ihre Hand und reckte beide Arme.

„Wie hat er denn aber das konnt wagen, wo er dir den Baum gesetzt hatte, daß er wieder hingetreten ist?" fragte die Junge.

„Wenn man sich liebt." — Und sie reichte nun wieder die Hand und erzählte weiter von ihrer Aussprache und ihren Zukunftsplänen. Hatte dabei das Gefühl, als sitze sie, die Reiche, einer ganz Armen gegenüber.

Laura senkte die Augen. „Mir ist das nit begrifflich," sagte sie, „wo mein Mann so fein ist. Er trinkt nicht und schilt nicht. Man freut sich immer, wenn er kommt. Man braucht nicht fürchten, daß er ungezogen wird. Und er hat überall Achtung."

Mandeline stand auf und machte sich für die Stallarbeit fertig. Am Abend lustwandelte sie mit ihrem schwarzen Raben.

Als sie am andern Morgen aus der Haustür trat, grüßte es sie grünseiden mit wehendem Gezweige, die anmutig-stolzeste Birke, die je einem Eppendorfer Mädle neben die Haustür gesetzt worden ist. Was wollte nun alles Leid besagen, das ihr der Lausbub zugefügt hatte, gegen diese Ehre und Freude!

In dem reinen Herzen der jungen Hausfrau stand etwas Häßliches auf, das sie bis dahin nicht kennengelernt hatte, und gegen das sie wacker ankämpfte. In dem Augenblick, in dem sie des jauchzenden Birkenbaums ansichtig geworden, war der Neid in ihr aufgewacht.

Sie sagte zu ihrem Mann: „Das ist keine Ehre für Mandelinen, daß der ihr den Baum setzt, wo er sie erst verhöhnt hat mit dem Vogelbeerbaum. Bei dem ist alles Vivat! Der soll sein bißchen Ehre für sich behalten, der kann keine Ehre abgeben."

„Er hätte konnt schlimmer geraten", antwortete Kämpf.

„Er ist doch satt schlimm."

„Franke wird ihn ungern missen. Er macht seine Sache ohne Tadel. Wo er ene neue Arbeit sieht, da kuckt er sich was ab. Die Griffe und die Ursachen hat er gleich weg. Dem kann man getrost helfen, daß er vorwärtskommt."

„Mit der Arbeit mog's ja sei!"

Kämpf verstand sie. „Freilich wird seine Frau auf dem Treffer sein müssen."

„Das wird sie schunn mach. Darum vergrifft der sich doch an ihr. Wo hat sie denn ihr verschwollenes Auge her?"

„Man muß nit so viel dischkuriern," sagte Kämpf, „das wird sich alles scheren. Sein Vater hat es nicht getan, der hat seine Frau net angepackt. Aber der Junge ist wieser, da mog's vorkommen."

„Leichte köpfelt's noch um — —"

„Man will's ihm nicht wünschen. Wenn ihm das Mädle gut ist und ihm a bißle was nachsieht und ihn danach a bißle stramm hält in der Ehe, dann wird's schon geh. Die lockersten Burschen werden oftmals die brauchbarsten Ehemänner. Franken sein Vater war a ganzer Wilder, in der Ehe war er aber musterhaft." Er wollte Schluß der Rede haben, faßte seine Frau ein wenig um und klopfte sie. Und sie verstand, daß er viel eher eine Ablehnung als eine Liebkosung meinte, und schämte sich ihrer schlechten Gesinnungen.

Im Verlauf des Vormittags kam die Schwester mit ihrem Mann, die im April des Jahres geheiratet hatten. Das junge robuste Ehepärchen benahm sich sehr gesetzt. Aber sie schielten doch nacheinander in Liebe und Wohlgefallen.

„Ich bin ihm freßgut", sagte die Schwester heimlich zur jungen Hausfrau. „Ich lauf immer amal, wo er ist, und ob ich was helfen soll. Ach, das ist eine feine Einrichtung, das Heiraten. Und man kriegt's nit satt." Und wo sie ein paar Atemzüge lang allein beisammen waren, floß Franzettes Mund über von den Freuden des Lebens mit ihrem Herzliebsten, vom Schäkern und Küssen und Arbeiten und von den hundert gemeinschaftlichen Wichtigkeiten.

Zuletzt vertraute sie an, ein Kindchen stehe in Aussicht, ein wenig zu zeitig werde es anlangen. Aber das mache nix aus. So sei die Liebe — man könne sie nit in ein Töpfle sperren und mit einem Deckelchen zudecken. Sie quelle über. Und der kleine Schnelläufer stellte sich dann mit Herbstes Ende auch ein, jubelnd begrüßt und mit strahlendem Stolze der Welt zugeführt. —

Ehe noch das Kindchen zeitig im Novembermond dahergekommen war, hatte Laura unter ihren Augen das Lieben, Werben, Kämpfen, Kränken zwischen der schönen, tapferen Mandeline und dem launisch verschmitzten schwarzen Raben sich abspielen sehen.

Lebegott war brav und zärtlich und anstandsvoll auf seine Weise; aber wenn der Unruhwurm ihn fraß, kränkte er sein Mädchen auch. Er benutzte seine Intelligenz dazu, Worte ausfindig zu machen, die ihr wehtun mußten. So beschimpfte er Menschen, denen sie zugetan war, zog die Taten anderer, an denen sie in Freundschaft hing, ins Lächerliche.

Sie jedoch bog sich wie eine Weidenrute, wich seinen Worten aus, hörte über seine Rede hinweg oder stellte sich zur Wehre mit ernstem Worte.

Es waren aber alles nur Plänkeleien. Weniger noch. Es waren Augenblicksverkümmerungen, kleine, spielerische, boshafte Stöße von kurzer Dauer, Ungezähmtheiten. Das mußte sie lernen, als sein gutes Recht, hinzunehmen. Immer nur zahm tun, lag ihm nit.

Die junge Frau sagte: „Laß ihn doch laufen, den Dieb, den Lump."

„Er hat doch nix gestohlen, wegen was schiltst du ihn Dieb?"

Darauf die junge Frau: „Deine Ruhe hat er gestohlen."

Mandeline fuhr fort: „Und du sagst Lump — wegen was ist er ein Lump?"

„Weil er dich alsfort kränkt, bloß wegen seinem Pläsier."

Da nickte das strahlend schöne Mädle und antwortete: „Das macht die Liebe nit anders, die ist zwiespältig. Man muß sich halt behelf, einer mit dem andern. Ich hab auch meine Krümmungen, wo er ausweichen muß. In der Liebe ist das so: Da därf man schon a bißle barmherzig sein mit Nachgiebigkeit, darum bleibt mer doch ehrlich. Da hört alle Last und aller Zwang auf, da ist alles bloß Glück. Dazu hat man seine Kraft empfangen vom Herrgott zu der Aufgabe. Und wenn eins des gewahr wird, daß es hilft, daß man ein Unruhiges ins Gleichgewicht bringt, das ist wieder Glück. So geht das stufenförmig weiter, daß man immer reicher wird und immer merre leisten kann an Krafthilfe."

Laura sah das Strahlen im Gesicht ihrer jungen Magd. Sie beobachtete den schwarzen Raben und gewahrte, wie fein, zärtlich und verschmitzt er sein Mädchen umlauerte, und die Unruhe in ihr selbst wuchs an, so daß sie alle ihre Gedanken durchsetzte. — (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zum 60. Geburtstag unserer Landesmutter.

Von Agnes Harder. — Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Wenn ein Kind in Not ist, so ruft es nach seiner Mutter. Noch der starke Mann, wenn die Gefahren sich türmen, denkt an die, die seinen Kinderschlaf bewachte. In diesem Krieg haben Verwundete in ihren Todeskämpfen immer wieder den Muttersnamen ausgesprochen — auch wenn der Rasen lange schon das warme Herz deckte. Und ein Volk, noch so stark und groß in seiner Gesamtheit, noch so gelehrt und berühmt im einzelnen, behält als Ganzes etwas von dieser Kindlichkeit, die der Mann in sich verschlossen trägt. Es will wohl eine stolze Kaiserin für die Tage seines Glanzes — aber für die Tage seiner Not sehnt es sich nach einer Mutter!

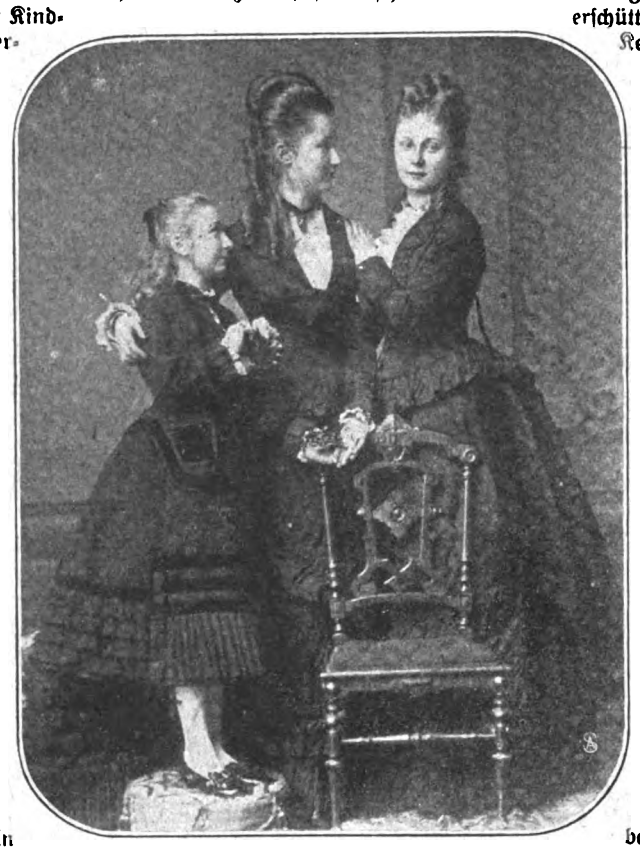
Heil dir, du deutsches Volk, daß du sie fandest, deine Landesmutter Auguste Viktoria! Deine Sorge ist ihre Sorge, dein Schmerz der ihre. Wenn sie über dem Krankenbett des einfachsten ihrer Söhne weint, so weint sie über dem ganzen Volk. Wenn sie dem Sieger das Eichenreis geben wird — wir alle werden daran teilhaben. Denn untrennbar ist die Einheit von Fürst und Volk für den Deutschen seit den Tagen der grauen Vorzeit. Damals Stämme, deren Kraft sich aneinanderrieb, wie die jungen Stiere in sommerlicher Weideluft die Gewalt ihrer Hörner versuchen, verschmolzen sie unter eisernen Ruten zu der großen Gesamtheit, nur noch unter sich verschieden wie die Kinder eines Hauses; ein Bund Reisig, zerbrechlich, wenn es auseinanderfällt, biegsam, aber stark, wenn das eine Band es hält; das über alle Fesseln irdischer Kraft ist: das Band der Treue.

Es hat genug Gelegenheiten gegeben seit jenem glücklichen 27. Februar 1881, da die Prinzessin Auguste Viktoria zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen die Hand reichte, um immer wieder zurückzugehen in die Jugend und ersten Ehejahre und -jahrzehnte der königlichen Frau. Es war vielleicht nicht immer leicht, da viel zu sagen, denn die Kaiserin war eine jener Frauen, von denen man in guten Zeiten nicht viel spricht, und die man deshalb die besten nennt. Eine schlichte Jugend, eine glückliche Ehe, eine volle Kinderstube. Sonntags sah man sie in der Kirche. Auch wußte man, daß sie religiöses Leben unterstützte, bewußt und kraftvoll, als lege sie damit die notwendigen Strebepfeiler an den Dom deutscher Größe, der sich in der Regierungszeit ihres Gatten so gewaltig, so machtvoll erhob, wie jene ragenden Bauten des Mittelalters, die wir nur begreifen, wenn wir staunend sehen, daß das Maß der Tragkraft das Maß der schier ungeheuerlichen Last immer um ein Weniges überbietet.

O Symbol von Kraft und Last! Wohl sah das Volk stolz auf sein Kaiserpaar, wenn von andern Ländern Kunde kam, daß die schwankende Moral der Zeit auch die Ehen auf dem Throne erschütterte. Hier gab es keinen Schatten. Kein Hauch trübte den Spiegel. Wohl zeigt die Wand mancher einfachen Stube das Bild, das vor dem Kriege nach einer photographischen Aufnahme ins Land hinausging, wie der Kaiser am Neujahrsmorgen mit seinen sechs Söhnen vom Schloß zum Zeughaus schreitet. Wohl nahm ganz Deutschland teil an der Hochzeit der einzigen Kaisertochter. Aber ein sicheres, großes Volk, vom Glück verwöhnt, froh und stolz bei seiner Arbeit, ein Jung-Siegfried-Volk, das gerade den Weg gefunden hatte aus seiner Waldhöhle in die Welt, nahm solch hohen Besitz hin ohne viel Nachdenken, ohne Grübeln. Ein Selbstverständliches war ihm, was es besaß: Frieden und Schutz und sein Kaiserpaar. Da war das Wort aus der „Glocke" einmal wahr geworden, das Schillerwort, das ein jeder aus der Schule kannte:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes parten,
Da gibt es einen guten Klang!"

Das war eben deutsche Art. Sie bauten weiter am Gewölbe deutscher Größe. Hoch sollte es sich recken wie die Werke der Ahnen, wie die Dome von Straßburg, von Ulm, von Halberstadt! Stolz und schön sollte es werden. Mächtig ragte sein Fundament. Die Pfeiler wuchsen, die Schwibbogen wollten sich schließen. Da brach der Sturm los und fegte um den Bau. Die Gesellen warfen die Kellen fort und griffen zum Schwert. Hatten nicht die Juden einmal so am Tempel gebaut, das Schwert neben der Kelle, die schwärmenden Feinde zu verjagen? Wenn es sein mußte, so wollte man die Störung rasch abmachen. So rasch wie möglich. — Aber siehe, es gingen Jahre hin. Blutige Jahre Jahre des Stolzes und Jahre des Leids. Das deutsche Volk brauchte das linde, starke Herz einer Mutter, auf das es sich verlassen konnte. Da ward die Kaiserin Auguste Viktoria die Landesmutter. Jetzt sah es jeder. Jetzt wußte es auch jeder. Niemand



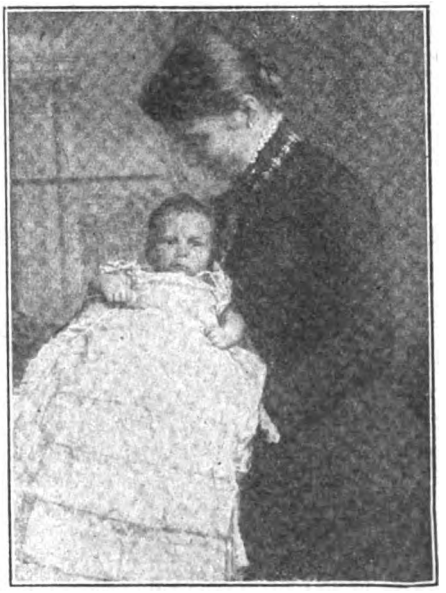
Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Gruppenbild der Kaiserin und ihrer Schwestern aus ihren Mädchenjahren.

Links: Prinzessin Luise Sophie (geb. 8. April 1866), jetzige Prinzessin Friedrich Leopold von Preußen. Rechts: Prinzessin Karoline Mathilde (geb. 25. Januar 1860) jetzige Herzogin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

Neue Photogr. Gesellschaft.

Prinz Wilhelm und Prinzessin Auguste Viktoria als Brautpaar (1880).



Hofphot. Edmund Reiß.

Prinzessin Wilhelm mit ihrem erstgeborenen Sohn dem jetzigen Kronprinzen (1882).

Digitized by Google

wunderte sich, daß sie täglich Werke der Barmherzigkeit tat, daß sie täglich Kranke besuchte, Arme speiste, Kinder pflegte. Daß sie ihr Gold als Erste fortgab, ihren Schmuck ablegte. Sie war ja die Mutter. Hatte sie nicht ihren jüngsten Sohn, als er verwundet wurde, vom Bahnhof abgeholt und ihm das Eiserne Kreuz gebracht? So holte sie in Gedanken jeden, so pflegte sie einen jeden. Der Kraft des einzelnen sind Grenzen gesetzt. Aber die auf der Höhe stehen, wirken wie Wahrzeichen. Was sie tun, wird Symbol.

Berliner Illustr.-Gesellschaft.
Die Kaiserin in ihrem 31. Lebensjahre (1890).

Kraft und Last. — Herr, hilf uns, daß wir immer ein wenig mehr Kraft haben, als du uns Last auflegst! Daß der vorkragende Rand des Gebälkes immer breit genug ist, um die Rippe des Gewölbes zu stützen, in dessen Schluß du selbst die Kreuzblume der Erfüllung setzest. Man hörte wohl, die Kaiserin sei überanstrengt. Es würde ihr schwer, die Treppen der Lazarette zu ersteigen. Reiste sie doch in alle Provinzen, sah sie doch das Elend in allen Gestalten. Wurde sie doch nicht müde. Bis beim Eingang in das fünfte Kriegsjahr der Kaiser an ihr Krankenbett gerufen wurde.

Er hat es bei Krupp den Arbeitern gesagt, was er empfunden, als er bei seiner kranken Frau weilte. Gerade dem stillen Walten dieser Frau hat er in seinen Reden mehr als einmal ein Denkmal gesetzt. Er sprach dann meist von Preußens Heiliger, der Königin Luise. So einmal in der alten Krönungsstadt Königsberg. Aber er dachte dann an seine Frau, empfand es als persönliches Glück und als Glück des Volkes, daß sie so gar keine „moderne Frau" war im Sinne der Zeit, trotz ihres Verständnisses für die neuen Erwerbsfragen, die auf die Frau gefallen waren. Obgleich sie all die Schatten vereinsamter Herde erkannte, die sie im Gefolge hatten, und Säuglingsheime schuf und Horte und Krippen und die soziale Arbeit unterstützte, die all diese halberloschenen Feuerstätten bei der Abwesenheit der Mütter brauchten. Denn eine Zeit, die die alte Haut abstreifen will, hat wunde Stellen an ihrem Körper und braucht eine sanfte Hand.

Nun sorgte das Volk einmal um seine Kaiserin. Da wurde sie ihm noch teurer. „Es geht ihr besser! Es geht gut!" Sie kann wieder an die Arbeit, an ihre große stille Mutterarbeit. Und nun wird sie 60 Jahre alt. Mitten im Krieg! Und jeder fühlt, daß er ihr etwas schenken muß. Die Vornehmen gehen dann ins Schloß und schreiben sich in die Listen. Und die Reichen machen Stiftungen, ihrem Namen zu Ehren. Aber diesmal will ein jeder teilhaben an dem Tage. Und ist doch wie Weihnachten und das Kindlein in der Krippe, daß du nichts hast als dein Herz! Nur Liebe. Liebe und Treue. Und ist auch wieder wie Weihnachten, daß der Lobgesang der Hirten ruhig besteht neben dem Gold, Weihrauch und Myrrhen der Könige.

Hofphot. T. H. Voigt.
Bildnis der Kaiserin aus dem Jahre 1905.

So gib nun deine Liebe der Frau, die aus ihrer stillen, meerumrauschten Heimat auf den deutschen Thron gerufen wurde. Die des Weibes Los auf sich nahm und Kinder gebar und sie aufzog in Zucht und Ehren. Die eine Hausfrau war und eine Gattin; aber doch eine Kaiserin. Und weil sie das war, wurde ihr Volk ihre Heimat. Mit dem untrüglichen Instinkt, der die rechte Mutter auszeichnet, wenn es sich um Wohl und Wehe der Ihrigen handelt, hat sie in der Stunde der Gefahr zu denen gestanden, denen ihr Vertrauen gehörte, mit dem weissagenden Blick des Weibes, das aus Liebe eine Seherin ist. Das Volk weiß, was es an ihr besitzt.

Aus vollem Gefühl, in dankbarer Verehrung, in unerschütterlicher Treue schenkt es ihr zum 22. Oktober sein Herz von neuem.

Feierabend.

Novelle von Gertrud Papendick.

(1. Fortsetzung.)

So geriet der Professor Fischer zu erstenmal unter die Hand eines Arztes. Er kam sich sonderbar genug dabei vor. Und es war ihm eigentlich auch etwas ängstlich zumute bei allem, was dieser fremde und merkwürdige Mann da mit ihm vornahm.

Doktor Diestel machte die Sache sehr gründlich. Er sprach kaum ein Wort dabei, sosehr war er in Anspruch genommen. Nur hin und wieder kamen ein paar kurze, scharfe Fragen. Und von Zeit zu Zeit summte er mit geschlossenen Lippen vor sich hin, irgendeine Opernmelodie, von der er aber wohl nur den Anfang wußte. Denn er brach jedesmal an derselben Stelle ab und begann wieder von neuem. Dem Professor Fischer war es nicht klar, ob das ein Zeichen der Zufriedenheit war, oder ob das überhaupt zu den Gewohnheiten dieses Arztes gehörte. Auf jeden Fall wirkte dieses gemütliche Summen irgendwie beruhigend und beinahe belustigend auf ihn.

„Ich bin fertig", sagte Doktor Diestel endlich, und der gespannte Zug wich sofort aus seinem Gesicht. Er wusch sich die Hände und sprach dabei nach hinten: „War es sehr schlimm? Ich hoffe nicht. — Also, ich gratuliere Ihnen. Steinalt können Sie werden. Fehlen tut Ihnen eigentlich gar nichts. Lunge ist tadellos. Magen auch. Das Herz ein wenig nervös. Haben Sie mal mit dem Herzen zu tun gehabt? — Also nicht. Es scheint mir auch nicht gefährlich. Die ganze Erscheinung, die vorliegt, ist wohl überhaupt Nervensache. Überarbeitung. Können Sie nicht ein paar Wochen ausspannen?"

„Wir gehen in nächster Woche in die Michaelisferien", sagte der Professor Fischer, der blaß vor heimlicher Erregung am Kleiderschrank stand.

„Um so besser. Nachher nehmen Sie noch vierzehn Tage Urlaub. Und was ich noch sagen wollte: Trinken Sie abends kein Bier, eine Flasche Malzbier höchstens, auch keinen Wein. Und rauchen Sie nicht zuviel. Wenigstens in den nächsten sechs Wochen nicht. Nicht mehr als zwei oder drei Zigarren den Tag."

Der Professor Fischer lächelte sein mattes, ironisches Lächeln: „Ich habe mein Leben lang nie mehr als zwei Zigarren täglich geraucht, Herr Doktor. Aber wenn Sie die Freundlichkeit haben würden, mir Gesellschaft zu leisten, möchte ich gern einmal über die Stränge schlagen."

Sie gingen zusammen ins Arbeitszimmer hinüber, und Fischer ließ die Lampe bringen. Doktor Diestel sah sich in

Digitized by Google

dem mäßig großen Raum verwundert um. Das Licht der Petroleumlampe fiel auf eine Menge farbiger Skizzen und Kohlezeichnungen, die die Wände deckten. Auch ein paar Ölstudien waren darunter. Doktor Dieſtel ging, die Zigarre im Mund, von einem Bild zum andern: „Verzeihen Sie, wer hat das gezeichnet?“

„Ich“, ſagte der Profeſſor Fiſcher, der am Tiſch ſtand.

„Erlauben Sie,“ ſagte der Arzt und nahm die Lampe, „ich muß mir das näher anſehen.“

„Oh,“ ſagte Fiſcher verlegen und trat herzu, „das vertragen die Sachen nicht. Es iſt nichts dran. Ich hab' ſie als ganz junger Mann gemacht. Ich hatte damals große Hoffnungen. Es wurde nichts draus. Die Mittel reichten nicht und das Talent wohl auch nicht. Ich hab' den Traum begraben. Jetzt bin ich aus der Übung. Ich könnte es nicht mehr. Ich hab' auch keine Zeit. Sie ſehen die Hefte auf meinem Schreibtiſch, Herr Doktor. Die lateiniſchen Extemporalia und Aufſätze machen uns beiden Kopfſchmerzen, meinen Unterprimanern und mir.“

Die Kaiſerin als Großmutter mit der Kronprinzeſſin und deren vier älteſten Söhnen.

Berliner Illuſtr.-Geſellſchaft.

Doktor Dieſtel hob ſchweigend die Lampe gegen die Bilder. Nun ſah er auch die fehlerhafte Zeichnung, die ungelenke Linienführung, die mangelnde Schulung verrieten und vielleicht auch fehlende Begabung. Es ſchoß ihm durch den Sinn: Was mag es den Mann gekoſtet haben, dieſe Hoffnung einzuſargen! Er ſetzte ſich wieder. Und er ſah auf das ſchmale, graue Geſicht ihm gegenüber mit einem ungeheuren ſtummen Mitleid, das er als Arzt ſonſt nicht kannte.

„Es iſt mir damals ſchwer genug geworden“, ſagte der Profeſſor Fiſcher wie zur Antwort. „Aber ich habe es dann doch überwunden. Es muß ja jeder verzichten. Aber ich hänge doch noch an den alten Sachen, ich kann mich nicht davon trennen. Und manchmal denke ich, wenn ich erſt einmal mehr Zeit habe, ſpäter, dann nehme ich die alte Liebhaberei wieder auf. Wenn's auch nur zu meinem Vergnügen.“. . .

Er brach plötzlich ab, als hätte er zuviel geſagt, und drehte dann verlegen an der Lampe, als ſchäme er ſich deſſen.

Doktor Dieſtel rauchte gedankenvoll. Er wußte erſt jetzt, wie gut es war, daß er dieſem Mann vorher nur die halbe Wahrheit geſagt hatte, nicht die ganze. Und doch kam es ihm vor, als hätte er ſich irgendwie verrechnet Das war einer, der am Leben hing, nicht weil er das Leben liebte, ſondern weil es ihm etwas ſchuldig geblieben war.

„Wie alt ſagten Sie doch, daß Sie ſind, Herr Profeſſor?“

„Sechsundſechzig.“

„Und wie lange ſind Sie im Amt?“

Der Profeſſor Fiſcher rechnete nach: „Fünfunddreißig Jahre am Friedrich-Wilhelm-Gymnaſium, vorher ſechs an der Realſchule — einundvierzig Jahre.“

„Haben Sie noch nicht daran gedacht, ſich penſionieren zu laſſen?“

Der alte Mann drüben ſah ihn verwundert an. „Nein,“ ſagte er langſam, „daran habe ich noch nicht gedacht. Ich bin geſund, ich kann noch arbeiten. Ich bin der Anſicht, wer ein Amt hat, der ſoll es auch ausfüllen bis zuletzt.“

„Ja,“ entgegnete der andere, „gewiß. Aber einundvierzig Jahre ſind eine lange Zeit, weit mehr als ein Menſchenalter. Ich meine, Sie haben genug getan. Es gibt nicht viele, die ſo lange aushalten. Ich ſpreche nicht vom ärztlichen Standpunkt aus, obwohl auch Ihre Geſundheit Vorteil davon hätte, wenn Sie ſich zur Ruhe ſetzten. Ihr Beruf iſt ſchwer und aufreibend. Aber ganz abgeſehen davon: Sie haben mancherlei Intereſſen, Herr Profeſſor. Sie könnten noch etwas haben vom Leben. Sie würden dann für manches Zeit haben, wofür Ihnen Ihre Arbeit nicht Zeit läßt.“— Der Profeſſor Fiſcher ſah den andern durch die Brillengläſer nachdenklich an. Ein Mißtrauen ſprang in ſeinem Blick auf, das dem Arzt galt, aber es ſchwand ſofort wieder. „Ich habe noch nie daran gedacht“, wiederholte er. „Ich weiß nicht. Aber vielleicht haben Sie recht . . .“

Es war ſpät, als Doktor Dieſtel ging; er hatte ſich Zeit gelaſſen. Der Profeſſor begleitete ihn bis zur Tür. Der Beſuch hatte ihn erregt, ſo daß er noch lange in ſeinem ſtillen Zimmer auf und nieder ging. Alles, was an dieſem Nachmittag geſprochen worden war, hatte irgendwie in ſeiner Seele Wurzel geſchlagen.

Am nächſten Morgen freilich, als er den gewohnten Weg ging, dachte er verwundert an den verfloſſenen Tag. Und

Digitized by Google

es schien ihm unmöglich, sich vorzustellen, daß er einmal diesen Weg nicht mehr gehen würde, durch die Schulzenhofgasse, durch die Brüderstraße, über den Töpfermarkt, bis in die Königstraße, in der der mächtige rote Backsteinbau des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums alle anderen Häuser überragte.

Am 7. Oktober schloß das Gymnasium seine Pforten und war für zehn Tage wie ein Ameisenhaufen, den sein Volk verlassen, ein lebloser Koloß, der ohne Sinn und Zweck in dem geschäftigen Getriebe der Straße stand.

Aber dann kamen sie alle wieder, und es hämmerte die Treppen hinauf von den kleinen und großen Füßen und sammelte sich in hellen Haufen in der Aula zu der ersten Morgenandacht nach den Ferien.

Direktor Kaupp hielt die Ansprache. Ihm zur Seite auf dem Podium stand die Lehrerschaft, Professoren und Oberlehrer, alte und junge, eine ganze Schar. Sie standen würdig und ernst, ein jeder auf seinem Platz, treue Täter ihres Amtes, bereit zu den alten, ewig neuen Pflichten. Dem jungen Gelichter unten aber schienen sie in ihrer Geschlossenheit wie eine finstere, feindliche Macht, der Jugend zur Qual und zum Verdruß gesetzt. Und mancher von den Großen, den der Zwang schon allzu hart drückte, frohlockte im stillen, daß nun die Zeit nicht mehr lang war, bis die Tür sich auftat ins Leben.

Der Professor Fischer hatte keinen Urlaub genommen. Er meinte, daß es nicht nötig wäre. Er stand unter den andern, lang, hager und grau. Er sagte sich, daß nun heute ein neuer Abschnitt anfing, wieder ein neuer, wie schon oft, wie zu ungezählten Malen schon durch sein ganzes bisheriges Leben. Sein Dasein war eigentlich nur eine endlose Aufeinanderfolge solcher Abschnitte gewesen: von Zeugnis zu Zeugnis, von Versetzung zu Versetzung. Er sah aus seinen hellen, schwachgewordenen Augen durch die scharfen Brillengläser hinab in den Saal auf das Heer von Kindern, großen und kleinen, und sah ganz hinten die Prima stehen, große, schlanke Jungen, von denen manchem schon der erste Flaum auf der Oberlippe sproßte. Er kannte sie alle, er hatte sie als winzige Abcschützen antreten sehen mit funkelnagelneuem Tornister und baumelndem Schwamm. Und er dachte daran, eine wie kurze Spanne Zeit es doch brauchte, daß die Kleinen groß wurden, wie schnell sie die Stufen hinaufliefen bis zur letzten, von der sie hinaustraten in neues Land. Und alle trugen ins Leben fort die Früchte seiner Arbeit, ihm blieb nichts davon, kein Gewinn, kein Dank, kein Segen. Man gab ihm einen neuen Acker zu bebauen, und er rodete die Steine und streute die Saat und mühte sich um ihn mit seiner besten Kraft. Und wenn die Zeit kam, daß er reif war zur Ernte, dann nahm ihm das Leben den Acker aus der Hand. Und er stand wieder auf demselben Fleck mit leeren Händen, konnte wieder von vorn anfangen, und so immer wieder, durch ein ganzes Leben. So war es gewesen, so war er alt geworden. So wurden sie alle alt. Schulmeister, dein Werk ist schwer und wenig lohnend! . . .

Jetzt erklang das Harmonium, und die Hunderte von Knabenstimmen fielen hell und kräftig ein: „Bis hierher hat mich Gott gebracht . . .“ Der Professor Fischer hörte nicht auf das Lied. Er kannte es zu gut, es wurde bei jedem Semesterschluß und bei jedem neuen Anfang gesungen. Es ging an seinem Ohr vorbei. Seine Gedanken liefen weiter. Und zum erstenmal wußte er, daß er müde war. Müde seines Amtes, müde seiner schweren Arbeit, müde der niemals endenden Gebundenheit.

Der Gedanke, den damals ein Fremder in ihm geweckt und den er seitdem halb unbewußt immer mit sich herumgetragen hatte, wie eine scheue, verstohlene Hoffnung, der Gedanke kam ihm wieder und wurde in dieser Stunde der Erkenntnis langsam zu einem Entschluß. Ja, er wollte gehen, es war Zeit für ihn. Es war sein gutes Recht, jetzt aufzuhören. Er hatte genug gedient. Einundvierzig Jahre. Ein paar Jahre noch Herr sein, nicht mehr Knecht. Sich selber leben! Er war noch rüstig, er hatte vielleicht noch eine gute Zeit vor sich. Er konnte noch manches vom Leben haben.

Er wollte nicht gleich gehen, das nicht. Erst zu Ostern. Im März war die Abiturientenprüfung, dabei wollte er nicht fehlen. Dann kam die Versetzung. Es war ihm Ehrensache, daß seine Jungen alle möglichst glatt nach Oberprima kamen. Sie waren ihm ans Herz gewachsen, die meisten von ihnen. Dort drüben standen sie. Rudolf Forstreuter, sein Primus, mit dem hübschen, langen, ernsthaften Gesicht, und Tiedge, der Nichtsnutz, und Vogel, Karsten, Neukamp . . . Der Professor Fischer schloß eine Sekunde lang die Augen. Ja, einmal noch mußte er das Werk vollenden. Dann, wenn der Kreis sich wieder gerundet hatte, dann konnte er gehen . . .

Die Unterprima hatte in diesem Winter einen schweren Stand. Ihr Ordinarius hatte immer viel verlangt; wer je unter seiner Zucht gestanden, wußte ein Lied davon zu singen. Aber es war nie so viel gefordert und so viel geleistet worden wie diesmal seit den Michaelisferien. Die Unterprima nannte das: „mit anhaltendem Tiefdruck arbeiten“.

„‚Piscator‘ hat einen großen Fischzug vor“, äußerte sich Otto Tiedge. Der Spitzname war harmlos und schrieb sich zum Teil wohl daher, daß der Professor Fischer auf mehreren Oberklassen den Lateinunterricht gab. Hin und wieder hieß er auch „Fledermaus“ seines flatternden Mantels wegen, doch der „Piscator“ war gebräuchlicher. Die Klasse nannte sich mit gesunder Selbstironie den „Karpfenteich“.

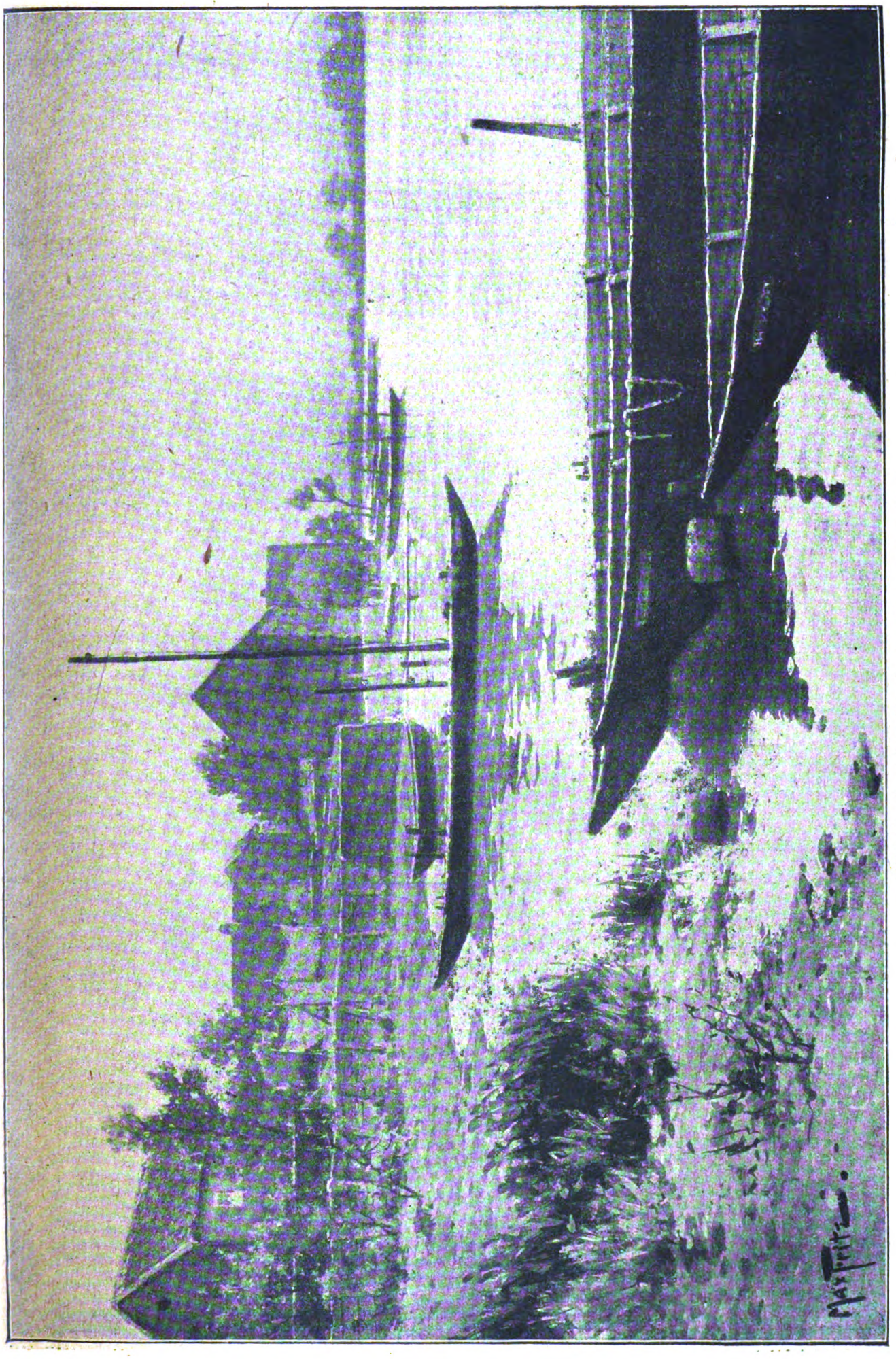
Der Professor Fischer kannte diese Bezeichnungen sehr genau und liebte es, gelegentlich darauf anzuspielen: „Es haben sich wieder einige Karpfen in dem Schlamm der Faulheit festgewühlt. Ich denke aber nicht daran, ihnen ihre Ruhe zu gönnen . . . Setzen Sie mir den Bärwaldt auf die schwarze Liste, Forstreuter. Und sorgen Sie dafür, daß er mit den übrigen — hm — Herren jeden Morgen halb acht Uhr extra mit dem Pensum antritt. Gleichviel, ob ich da bin oder nicht.“ Und Forstreuter, der Primus, waltete mit unbewegtem Gesicht seines Amtes.

Es war merkwürdig: „Piscator“, der alte Fischer, spürte in diesen Wochen und Monaten noch einmal die alte Kraft. Es war nichts zu merken davon, daß er einer war, der schon auf der Schwelle stand, um Abschied zu nehmen. Keiner ahnte es, und keiner hätte es ihm geglaubt. Auch der Kollege Fuhrmann nicht. Fischer wollte es so. Es sollte keiner wissen. Und auch nachher, wenn er das Entlassungsgesuch eingereicht haben würde — sie sollten sich nur wundern, daß er ging. Keiner sollte von ihm sagen können: „Es war Zeit.“ Er wollte noch einmal zeigen, was er konnte. Er ging nicht, weil er mußte, er ging, weil er wollte.

Und doch, gerade dieser Gedanke, den er täglich und stündlich mit sich herumtrug, der Gedanke, daß er nun bald frei war, sein eigener Herr, gerade der war es, der ihn aufrechthielt und ihm scheinbar etwas zurückgab von der Schwungkraft seiner Jugend. Er beschäftigte ihn immer, auch wenn er eigentlich anderes sprach und dachte. Zuerst hatte er gerechnet. Er war immer bescheiden in seinen Ansprüchen gewesen, fast bedürfnislos. Das kleine, vom Vater ererbte Vermögen hatte sich im Lauf der Jahre fast verdoppelt. Seine einzige Tochter, die an einen Arzt in Breslau verheiratet war, hatte seit Jahren schon auf den Zuschuß verzichtet. Außerdem hatte er die höchste Pension zu erwarten. Es war genug, reichlich für ihn.

Und nun fing er an, sich die Zeit seines Feierabends in seinen Gedanken auszuspinnen und zu gestalten. Oft, wenn er in seiner Klasse auf dem Katheder saß und die Unterprima vor ihm einen lateinischen oder griechischen Schriftsteller übersetzte, den er so wörtlich auswendig konnte, daß er, ohne scharf aufzumerken, verbessern konnte, dann gingen

Digitized by Google



Fischerdorf an der Havel. Gemälde von Max Frik.

(Aus einer Sammel-Ausstellung von Werken des Künstlers in der Galerie Schulte, Berlin.)

Digitized by Google

seine Augen über die hellen und dunklen Köpfe weg durch die großen Fenster hinaus. Dann sah er jenseit der verschneiten Dächer die freien Felder sich dehnen und in die Ferne wachsen und sah den Zug durch die weite, weiße Ebene laufen wie ein schwarzes, lebendes Band. Ja, reisen, das wollte er. Als er jung war, da hatte es nicht gereicht. Später, als Frau und Kind da waren, noch weniger. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte der Senussi.

Von Johannes W. Harnisch.

Das ist nun auch schon über sechs, nein, gerade sieben Jahre her. Es war in einer Wohnung des Berliner Westens, die von Orientalischem nicht mehr barg, als man auch sonst an Teppichen und Kissen in behäbigen Wohnräumen zu finden pflegt. Und der mir gegenübersaß im modischen abendländischen Anzug, trug ein vielleicht südländisch, aber sicherlich europäisch wirkendes Gesicht. Gleichwohl war er Orientale, und zwar ein Orientale von Rang. Er entstammte einer vornehmen ägyptischen Familie, die ihren Ursprung auf den Propheten zurückleitet und sich eine so rühmlicher Abstammung würdige Stellung erhalten hat. Es war nicht ganz freiwillig, daß dieser Mann in Deutschland lebte. Als einem der Führer der ägyptischen Nationalpartei war ihm durch die Engländer der Aufenthalt in seinem geknechteten Vaterlande verwehrt.

Doch neben dem für einen Mann seiner Herkunft selbstverständlichen Ehrenprädikat des Bei zierte mein Gegenüber auch der europäische Doktortitel, und die Unterhaltung wurde deutsch geführt, von seiner Seite in einem Deutsch, das, zuweilen vielleicht ein wenig ungelenk, in nichts einen Abstand der Kulturen ahnen ließ. Wenn dieser Mann die Feder führte, so war sein Deutsch noch wesentlich gewandter; hatte er sich doch als politischer Schriftsteller einen nicht unbedeutenden Ruf für alle orientalischen Angelegenheiten erworben. Und wenn ein Aufsatz von Dr. Moharrem-Bei erschien, so horchten die Sachkenner auf.

Mit diesem abendländisch wie morgenländisch gebildeten Sprossen einer der angesehensten ägyptisch-arabischen Adelsfamilien sprach ich damals, im Oktober 1911, über den Tripoliskrieg, den unser „Verbündeter" Italien ohne jeden Vorwand und ohne unser Vorwissen gegen unsern guten Freund, die Türkei, vom Zaun gebrochen hatte. Das Gespräch wog ab, was der Türkei in Europa und in Afrika selbst an Widerstandskräften zu Gebote stünde, und es war selbstverständlich, daß alsbald der Name der Senussi fiel.

Ich wußte einiges über diesen mächtigen Orden, der im Mutesarifat Benghasi und dem großen Oasen-Hinterland den ausschlaggebenden politischen Faktor bildet, hatte manches gehört von dem wilden Fanatismus seiner Anhänger, der rauhen Ursprünglichkeit seines Islams, und mir war nicht neu, daß es vor allen Dingen die Organisation durch diesen Orden war, die den Tuareg und Tibbu der Wüste seit Jahren und Jahrzehnten den Kleinkrieg gegen das Vordringen der Franzosen im Wadai, der Engländer von Ägypten und dem Sudan aus ermöglichte. Ich hatte ferner gelesen, daß der Orden von Sidi Mohammed ben Ali es Senussi, einem algerischen Gottesmann, der in Mekka lebte wie etwa ein spanischer Kardinal in Rom, zur Zeit der Unabhängigkeitskämpfe seiner Heimat gegen die französische Unterjochung (1837) gegründet worden war. Auch daß die Senussi schon zweimal in sehr merklicher Weise in größere abendländische Interessen eingegriffen hatten, war mir durch zufällige Studien bekannt: An ihrer Feindseligkeit war einst die Expedition von Rohlfs, die nach der Oase Kufra ging, gescheitert; und die Mahdi-Bewegung im Sudan war nicht zuletzt an der Eifersucht der Senussi zum Stehen gekommen.

Nichts aber ahnte ich von der eigentlichen Entstehungsgeschichte des Ordens, über die abendländische Bücher, soweit sie mir bekannt waren, keinerlei nähere Angaben enthielten. Was mir nun mein Gewährsmann davon erzählen sollte, klang romantisch wie nur ein arabisches Märchen und war doch ernsthafteste Historie; auch schien der Mann, der mir davon berichtete, als Schüler abendländischer Wissenschaft nicht geneigt, heimatliche Familientraditionen kritiklos weiterzugeben. Dies aber war sein Bericht von der Entstehung des Ordens der Senussi:

Man weiß, wie lange Frankreich in Algerien zu kämpfen hatte, ehe es ihm gelang, den Widerstand Abd el Kaders zu brechen. Der streitbare große Marabut, Priester und Sproß einer edlen Priesterfamilie, die ihren Stamm bis zu den Fatimiden zurückverfolgte, verstand in hervorragender Weise, Fanatismus mit Schlauheit zu einen, und so oft die Franzosen mit ihrer überlegenen abendländischen Kriegskunst ihm schwere Schläge versetzten, so oft war er nach einer kurzen Weile wieder obenauf, zäher und geschickter denn je in seinem Widerstande. Da kam ein Franzose, Henri Roche hieß er, der wohl einiges mehr von der Welt des Islams wußte als der Durchschnitt seiner Landsleute, auf einen schlauen Plan: Er trat zum Islam über und ging als fanatischer Konvertit ins Gefolge Abd el Kaders. Hier erforschte er an der Quelle die Grundlagen der Macht des großen Scheichs. Er lernte die Eifersucht der einzelnen Kabylen, der Araberstämme Algeriens, kennen und die Mittel, sie zu nutzen. Er erfah aber insbesondere, daß die Macht Abd el Kaders vor allen Dingen religiös unterbaut war, und kehrte mit der Überzeugung zurück, jener sei nur durch Unterwühlung der religiösen Grundmauern seiner Macht zu bezwingen.

Entsprechend handelte er. Die Mittelpunkte der religiösen Gemeinschaft des Islams sind die großen Theologie-Hochschulen an altberühmten Moscheen. Für den gläubigen Algerer etwa in der Stufenfolge Tunis, Kairo und Mekka. Roche begab sich nun zunächst nach Tunis und legte als Mohammedaner, der Belehrung und Aufklärung seiner Skrupel suchte, der heiligen Lehrerschaft die Frage vor, wie das Gebot des Korans, die Ungläubigen zu bekriegen, auszulegen wäre. Er sparte zur Erwirkung einer Antwort, wie er sie haben wollte, weder das Gold, noch gute Worte, noch politische Druckmittel, und als Erfolg seiner Bemühungen erwirkte er einen Glaubensentscheid, ein Fetwa, das folgendes besagte: „Der Krieg gegen die Ungläubigen ist Pflicht jedes Moslems. Ist aber dieser Krieg gegen eine ungläubige Macht ernstlich und lange genug geführt und hat sich dabei ergeben, daß diese Macht doch nicht zu besiegen ist, so muß man den Krieg aufgeben, wenn jene Macht nur die politische Herrschaft anstrebt, nicht aber den Islam als solchen verfolgt. Denn wenn man einen aussichtslosen Krieg weiterführte, so würden sich Moslemin nutzlos hinschlachten lassen, und es wäre eine Sünde gegen Allah, sein Reich dadurch zu verkleinern, daß die Zahl seiner Gläubigen ohne Not gemindert würde."

Wie man sieht, ein Fetwa, ganz wie es der schlaue Franzose brauchen konnte. Aber er war weiter schlau genug, um einzusehen, daß dieses Fetwa, das so wenig weither kam und unter Verhältnissen erlassen wurde, die Abd el Kader sehr wohl nachprüfen und seinen Anhängern darlegen konnte, nicht ausreichte, um entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Roche reiste also weiter; er ging nach Kairo und erwirkte von der dortigen Theologie-Hochschule ein gleichlautendes Fetwa — erlassen unter dem Druck des Khediven, der damals Anlaß hatte, sich auf Frankreich gegen die Hohe Pforte zu stützen. Selbst dies genügte Roche noch nicht; auch das heiligste Siegel sollte unter seinen Glaubensentscheid gedrückt werden. So ging er nach Mekka, und auch dort gelang ihm, was er anstrebte: Die Lehrerschaft der Moschee el Haram, die die Kaaba umschließt, die oberste religiöse Instanz des ganzen sunnitischen Islams, stellte ihm ein Fetwa gleichen Inhalts aus. Mit diesen drei Glaubensentscheidungen kehrte er nach Algerien zurück, und — wenn man Moharrem-Bei glauben darf — ihm nicht zuletzt hatten die Franzosen zu verdanken, daß die Macht Abd el Kaders unterirdisch allmählich so ausgehöhlt wurde, daß sie schließlich mit einigen scharfen Schlägen zertrümmert werden konnte.

Mit allen Stimmen gegen eine hatte die Lehrerschaft der Moschee el Haram das Fetwa erlassen, das der schlaue Franzose angestrebt hatte. Diese eine widersprechende Stimme gehörte dem algerischen Gottesmann Sidi Mohammed ben Ali es Senussi. Der, von jung auf ein fanatischer Moslem, erkannte bei dieser Gelegenheit, wie tief sich in den altehrwürdigen Leib des Islams Verrottung und Weltlichkeit eingefressen hatten. Wenn die heiligste Körperschaft der Sunniten eine solche Glaubensentscheidung fällen konnte, die den Giaurs ihr Werk der Knechtung von Moslemin zu erleichtern angetan war, dann mußte eine Reform von Grund auf angestrebt werden! Und Sidi Mohammed trat aus der Lehrerschaft jener Moschee aus und begründete eine Sekte, der er in fanatischen Predigten Anhänger zu werben trachtete. Seine neue Lehre war einfach. Der Islam mußte in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt werden, jede Halbheit war zu verfluchen, kein Kompromiß mit den Ungläubigen zuzulassen. Der heilige Krieg, der einst die Wüstenbeduinen des Propheten zum Siege

Digitized by Google

um den halben Erdkreis, von Indien bis an die Westküste Afrikas, bis an die Pyrenäen geführt hatte, mußte wieder der Lebensmittelpunkt des Islams werden.

Es war — und Dr. Moharrem-Bei legte Wert darauf, dies hervorzuheben — eine sehr reaktionäre, kulturfeindliche Lehre, die Sidi Mohammed aus seinen Erfahrungen gezogen hatte, und meinem Gewährsmann lag nichts ferner, als sich mit ihr zu identifizieren. Er betonte denn auch weiter, daß es dem Sektengründer durchaus nicht gelungen war, zu Ansehen und nennenswerter Gefolgschaft zu kommen, solange er in Mekka blieb Erst als er, das Vergebliche seiner Bemühungen dort einsehend, nach Afrika zurückkehrte und seinen Wohnsitz zu den wilden Söhnen der großen Wüste in der Oase Dscharabub verlegt hatte, begann sich eine nennenswerte Anhängerschaft um ihn zu sammeln Die rauhen Hamiten der Sahara, die Tuareg und die Tibbu, denen ohnehin Raub und Krieg Lebenselement und Lebensfreude waren, waren in der Tat die geeignetsten Missionsschüler für eine Lehre, deren Kulturgehalt ein so geringer, deren Fanatismus ein so hoher war, und die nunmehr zur Glaubenspflicht machte, was jedem von ihnen ohnehin Ziel des Strebens schien

So war es kein Wunder, daß der fanatische Orden der Senussi alsbald zu einer außerordentlichen politischen Macht in Afrika wurde Aber sein Wirkungskreis erstreckte sich noch weiter: Unter den Malaien des Indischen Archipels zählt der Orden Anhänger, und im Lande Jemen hat er Eingang gefunden — vielleicht liegt hierin ein Fingerzeig dafür, warum den Engländern alle ihre Künste der Bestechung während der vier Jahre des Weltkrieges dort niemals etwas genutzt haben und die Garnison von Aden diese ganze Zeit über nur eine kläglich-komische Rolle gespielt hat Aber Malaiischer Archipel und Jemen, das waren Vorwerke, Außenposten der Hauptmacht, die im Innern Afrikas ihren Sitz hatte und hat und in der Oase Dscharabub, als der Residenz des Ordensoberhauptes — der jetzige Scheich ist ein Enkel des Begründers der Sekte — ihren natürlichen Mittelpunkt besitzt.

„Und Sie werden sehen," führte mein allmählich eifrig gewordener Gewährsmann weiter aus, „welch eine tatsächliche Macht dieser Orden darstellt. Die Italiener können selbstverständlich die sämtlichen Küstenplätze wegnehmen, denn gegen die Riesengeschütze ihrer Kriegsschiffe kommt auch kein Fanatismus der Senussi auf Aber was haben sie mit jenen paar Küstenplätzen, wenn das Hinterland nicht in ihre Macht kommt? Das aber wird nicht geschehen. Mit unverhältnismäßigen Opfern an Menschen und an Geld wird es ihnen gelingen, von Zeit zu Zeit einen Schein des Erfolges davonzutragen. Wirklich hinein in die Sahara aber werden sie den rauhen Kriegern des Senussi-Scheichs nicht folgen können, und kaum werden sie beginnen, ihre Truppen zu vermindern, so wird der Aufstand schon erneut um sich fressen. Die Senussi haben in harten Kämpfen den Franzosen und Engländern zu verspüren gegeben, was der Fanatismus zäher und entbehrungsgewohnter Wüstensöhne militärisch zu leisten vermag, und sie haben sich in solchen kleinen Kämpfen an eine Kriegführung gewöhnt, wie sie das Abendland anwendet. Was ihnen in der Beziehung noch fehlen sollte, werden sie in kurzer Zeit gelernt haben, und dann mag der Italiener von der Türkei sich die Abtretung Tripolitaniens erpressen oder nicht — eine Freude an seinem Besitz wird er nie erleben.

Reichskanzler Prinz Max von Baden. Hofphot. Max Kögel, Heidelberg

Denn es kommt eins hinzu. Seit der Begründung des Ordens der Senussi sind mehr denn siebzig Jahre verflossen. Der Orden hat seitdem gelernt, daß man sich in die Welt schicken muß, wenn man etwas erreichen will. und daß der Fanatismus als solcher allein niemals zu Erfolgen führen kann. Seine frühere Feindschaft gegen die Türken hat sich abgeschwächt, politische Momente sind in ihm wirksam geworden. Bedenken Sie auch: Die heute in Konstantinopel die Macht haben, lebten vor wenigen Jahren noch, ehe Abd ul Hamid durch die jungtürkische Revolution gestürzt wurde, als Verbannte in Benghasi und Tripolis und haben sich dort, allein schon durch ihren Gegensatz gegen die als Aussauger gehaßten Machthaber jenes Sultans, die Sympathien der Bevölkerung erworben. Ihnen wird es ein leichtes sein, mit den Senussi zu einer militärisch-politischen Zusammenarbeit zu kommen, und Sie werden sehen, daß das Schauspiel sich verwirklicht, das vor wenigen Jahren noch undenkbar gewesen wäre: Türkische Truppen und Krieger der Senussi gemeinsam gegen den Feind aus dem Norden kämpfend."

So schloß Dr Moharrem-Bei damals seine Mitteilungen. Die Zwischenzeit hat ergeben, wie richtig er die Verhältnisse durchschaute und einschätzte. Und doch würde ich wissen mögen, was er wohl gesagt hätte, wenn auch ihm dies Erleben noch beschieden gewesen wäre: Daß der Scheich der fanatischsten Sekte des Islams aus Innerafrika auf einem Fahrzeuge der Giaurs das Mittelmeer durchkreuzt hat und über die abendländischen Städte Pola und Wien zum Großherrn aller Gläubigen nach Stambul fuhr, um diesen mit dem Schwerte zu umgürten, wie das jüngst während des Weltkrieges zum Ereignis geworden ist.

Digitized by Google

Deutschlands neue parlamentarische Regierung.

Mit dem Erlaß vom 30. September 1918, in dem der Kaiser, anläßlich des Rücktritts des Grafen v. Hertling, den Wunsch und Willen kundtat, daß dem deutschen Volk und seinen Vertrauensmännern künftig eine wirksamere Mitarbeit an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes gewährleistet werde, — mit diesem Erlaß und seiner wenige Tage darauf erfolgten Umsetzung in die Tat hat unser Vaterland eine grundlegende Umgestaltung seiner politischen Leitung erfahren: Die erste parlamentarische Regierung des Deutschen Reiches ist damit ins Leben getreten. Prinz Max von Baden, dem in schicksalsvoller Stunde die Führung der Reichsgeschäfte anvertraut wurde, darf insofern als Parlamentarier gelten, als er, in seiner Eigenschaft als Präsident der Ersten badischen Kammer, wiederholt ein bemerkenswertes Geschick in der Behandlung schwieriger parlamentarischer Fragen bekundet hat. Die Reden, die er während der letzten Jahre hielt, zeigten ihn als eine Persönlichkeit von vielseitigsten Kenntnissen, von tiefem sittlichen Ernste und einer im besten Sinne liberalen Weltanschauung. In seinen Jünglingsjahren hat er rechts- und staatswissenschaftlichen Studien obgelegen, die er durch die Erwerbung des juristischen Doktorgrades abschloß, er gehörte sodann lange Zeit als aktiver Offizier der Armee an und besitzt seit 1914 den Charakter als General der Kavallerie. Gegenwärtig 51 Jahre alt und seit 1900 mit Prinzessin Marie Luise, der ältesten Tochter des Herzogs von Cumberland, vermählt, ist er der voraussichtliche Thronerbe des Großherzogtums Baden, da sein derzeit regierender Vetter, Großherzog Friedrich II., keine leibliche Nachkommenschaft hinterläßt. Während des Krieges sah der Prinz sein Haupttätigkeitsfeld in der Fürsorge für die Gefangenen, und sein unermüdlich-tatkräftiges Wirken auf diesem Gebiete ist von reichsten Erfolgen gesegnet gewesen. Für seinen neuen verantwortungsreichen Posten umgab sich Prinz Max mit einer Reihe engerer Mitarbeiter aus dem Kreise der Mehrheitsparteien. Eine wesentliche Neuerung war die Ernennung von Staatssekretären ohne Portefeuille, die zusammen mit dem neuen Kanzler und dem im Amte verbliebenen Vizekanzler v. Payer gewissermaßen einen engeren Regierungsausschuß darstellen. Der Heilbronner Landgerichtsdirektor Gröber, Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags, sein Fraktionskollege Erzberger und der sozialdemokratische Parteiführer und Reichstagsvizepräsident Scheidemann sind die ersten dieser portefeuillelosen Staatssekretäre. Ein andrer Sozialdemokrat, Gustav Bauer, zweiter Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, wurde an die Spitze des neugeschaffenen Reichsarbeitsamtes berufen. Auch das preußische Handelsministerium erhielt einen neuen Verweser in der Person des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Fischbeck, der vor kurzem zum Verbandsdirektor von Groß-Berlin gewählt worden war. Dr. Solf, der neue Leiter des Auswärtigen Amtes, steht seit einer geraumen Reihe von Jahren im Vordergrund unseres öffentlichen Lebens.

Hofphot. H. Noack.

Gustav Bauer, M. d. R.,
Staatssekretär des Reichsarbeitsamts.

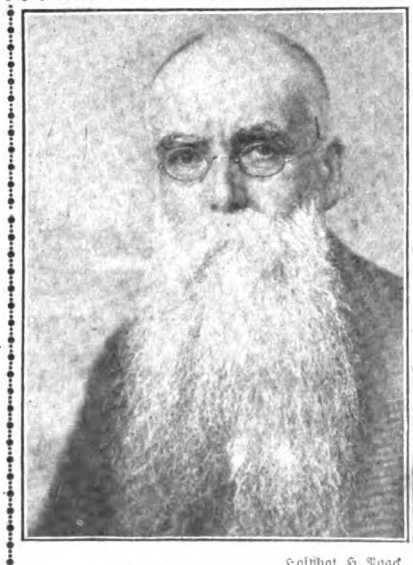
Dr. Wilhelm Solf,
Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

Hofphot. H. Noack.

Otto Fischbeck, M. d. R.,
Dr. Sydows Nachfolger als preußischer Handelsminister.

Spezialaufnahme für die „Gartenlaube"

Der Reichskanzler (1) und Vizekanzler v. Payer (2) beim Verlassen des Reichstagsgebäudes.



Hofphot. H. Noack.

Adolf Gröber, M. d. R.

Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Matthias Erzberger, M. d. R

Hofphot. H. Noack

Philipp Scheidemann, M. d. R.

Die drei neuernannten Staatssekretäre ohne Portefeuille.

Digitized by Google

Nr. 44 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt Begründet von Ernst Keil 1853

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je 40 Pf. oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je 80 Pf.

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich 3 **Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je 50 Pf.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(7. Fortsetzung.)

Unweit des Dorfteiches hinter der Kirche sollte ein bescheidenes Haus verkäuflich sein mit Stall und Scheune, hinterwärts dazu gehörig ein Stück Garten und Ackerland und nach dem Eppenbach zu eine Wiese. Franke erbot sich, einen Acker dazu zu verpachten, Kämpf tat desgleichen, Lebegott und Mandeline sollten die Pacht im Tagelohn abarbeiten. Das paßte alles gut und war Hilfe für die Jungen und die Alten.

Weihnachten ging vorüber. An den Sonntagen und nach Feierabend arbeitete der schwarze Rabe als Maurer, Zimmermann, Maler und Ofensetzer im eigenen Hause, Mandeline machte den Handlanger und scheuerte bis unter die Dachsparren.

Dann zog sie heim zu ihrem Bruder, bis die Burschen dem Lebegott Beinschläger die Hochzeitsehrenpforte erbauten und mit ihren Scherben vor seinem Hause polterten, während ihr in ihrem Heimatorte verwandte Ehren erwiesen wurden. Und dann war ihr Hochzeitstag da mit Gesang und Tanz und diesmal ohne Pistolenschüsse, die den reußischen Untertanen verboten waren. — Die junge Frau Kämpf, die allerlei an Speck und Würsten, gemeinschaftlich mit ihren Schwiegermutter, in die Beinschlägersche Speisekammer hinübergetragen hatte, allwo schon Christiane Franke mit Butter, Eiern, Mehl und Kaufmannswaren das ihre getan hatte, während die Mannsleute an Heu, Stroh und Erdäpfeln gegeben hatten, was das junge Paar ihnen wert war, und was sie glaubten, entbehren zu können — die junge Frau Kämpf saß am Hochzeitsvorabend der Mandeline ganz allein daheim auf der Ofenbank, lauschte den witschelnden Gänschen, die sie gebadet hatte, und ahmte mit ihrer eigenen Stimme spielerisch ihre Klangfarbe nach: — „Frie — ern! — frie — ern!“ Es blieb kein Spiel, es wurde Ernst — „frie — ern!“ Ganz natürlich und menschlich klang ihre Stimme. — Pauline war bei Frankes, Kämpf war zur Gemeinderatssitzung im Schultheißenhause, Knecht und Magd hatten die Dorfstube aufgesucht. Und es kam immer wieder: „Frie—ern, frie—ern!“ bis ihr Herz, das ertrinken und ersticken gewollt, alle aufgestauten Jugendsehnsuchtswolken herabgeregnet hatte und nun müde war und zu ferneren stillen Alltagsdiensten des Lebens bereit.

Am anderen Tage wohnte sie

Verlag von Carl Jauder, Berlin.

Die Rudelsburg.

Nach einer Radierung von Martin Schöne.

Digitized by Google

mit ihrem Manne der Beinschlägerschen Hochzeit bei. Franke fuhr mit ihnen heim. Sein Knecht kutschierte das junge Ehepaar.

Kämpf und Franke saßen auf dem Vordersitz, Laura saß hinten ganz allein. Der Himmel war dunkelhell, seine Sterne glänzten matt. Der Mond schwamm wie ein silberner Kahn leuchtend dahin mit hochgereckten Hörnern. Weißes, spielerisches Gewölk trieb tief.

Laura schloß müde die Augen. Ihr träumte irgend etwas Schweres, das ihre Atemzüge ruckweis daherkommen ließ.

Kämpf hörte es und wandte den Kopf. Als er sie anrief, antwortete ihm eine saumselige Stimme.

Er hielt den Schweißfuchs an und fragte, was geschehen sei.

Nichts, ach nichts, sie sei nur ein wenig eingeschlafen.

Darauf mußte sie ihren Platz mit dem Stummen tauschen. „Du köpfelst mir sonst ab", sagte ihr Mann.

Er achtete darauf, daß sie warm saß. Und während er weiterfuhr, fand seine Hand öfters den Weg zu der ihren mit sachtem Druck.

Er fragte nacheinander, ob eins sie geärgert habe, ob ihr etwas leid getan habe, ob sie Pein habe. Nein, nein, nein. Er hatte aber gesehen, daß ihre Augen feucht waren.

Nun fuhr er in der Nacht mit ihr dahin wie damals am Tage, als er sie zur Pflege der alten Ef von ihrer Mutter geholt hatte. Er zeigte ihr dies und das, die schmalen Schneespuren, die hier oben noch die Äcker drückten, das blanke Eis auf der Fahrstraße, das mit der steigenden Sonne antaute und mit der sinkenden wieder erstarrte zu neuer Glätte. Dabei wartete die Saat auf die Erlaubnis zu sprießen.

Und dann wies er in die Luft: Große weiße Blumen schwebten vereinzelt darin umher, Schneeflocken mit gespreizten Flügeln zogen still dahin und wiegten sich auf und nieder.

So große Flocken hatte Laura noch nicht gesehen. Die Fahrt trieb sie gegen ihre heißen Wangen, wo sie zergingen. Sie lächelte.

Kämpf aber sah, daß sie unbedrückten Mutes war, und versank wieder in seine einsamen Gedankengänge und vergaß darüber, seiner Hand den Weg zu seiner jungen Frau anzubefehlen.

Hinter ihnen saß der Stumme. Er lauschte mit seinen Augen. Als es zu schneien begann, folgten seine Blicke dem anmutigen Spiel der weißen Schneekörper, die ihre Luftreise machten ohne Hast und ohne Gedränge.

Der Schneefall wurde stärker. Als der Morgen kam, lag die ganze Landschaft im weißen Kleide. Zur Mittagszeit war alles wieder kahl getaut, das Feld war streifig anzusehen wie ein Schürzenstoff in Braun und Grün, und am Nachmittage waren Luft und Himmel wieder dick und weiß, ohne Umriß und Raumabmessung.

Vor dem dicken weißen Hintergrund vollzog sich der träge Fall der weißen Flocken wie eine Bewegung und Schiebung im Weiß, ganz sacht und fein zu erschauen, aber eintönig auf und nieder wie eine Schlafmelodie.

Durch die Schlafmelodie erklang aus dem Beinschlägerschen Gehöft ein Pfeifen und Hämmern. Lebegott spielte den Zimmermann.

Es fehlte ihm an einem Handwerkszeuge, und er ging zu Frankes.

Die Magd, die auf dem Hof unter dem Überbau Streuäste hackte, fragte er: „Wo ist der Chef?"

Sie verstand ihn nicht. „Wer?"

„Der Chef."

„Meinst du epper den Herrn?"

„Ja, ich meine den Chef." Zugleich machte er kehrt und ging ins Haus.

Klopfte an, trat in die Wohnstube ein.

Der Stumme hatte ihn kommen hören mit dem feinen Gefäser seiner Nerven. Er lächelte. Denn der Lebegott Traugott Fürchtegott Liebegott Beinschläger stand lausbenglich da, vergnügt und reinlich vom Schopf bis zur Stiefelsohle und bereit zu allerhand Narrenspossen.

Schweinswohl war es ihm.

A bißle gleichberechtigter tat er jedoch, bei allem Respekt. Ja, er war indessen Ehemann geworden und saß auf seinen eigenen Sachen.

* * *

Seit dem Hexenausklatschen vor zwei Jahren, wo die anmaßenden Burschen den Bauer Hartmann gemaßregelt hatten, war dessen ein wenig schwachgeistige Schwester krank. Sie torkelte ihr Tagewerk mit versagenden Gliedern ab und fiel eines Tages um. Hartmann, der sie steif und ohnmächtig auf dem Fußboden der Küche liegend fand, schleifte sie ins Bett.

Als acht Tage vergangen waren, ohne daß sie Miene gemacht hätte, ihren Teil der Wirtschaftsleistung wieder auf ihre Schultern zu nehmen, machte sich der Bruder nach Unterloquitz auf den Weg, wo er der Anna Fiedler den Tatbestand der Krankheit klarlegte und die geringe homöopathische Gabe in Empfang nahm, deren Verabfolgung der Kranken Heil und Segen, das will sagen: Genesung, bringen sollte.

Für alle Fälle kaufte er indessen, wieder in Leutenberg angelangt, einen Krampfring. Denn das Umfallen und Steiffein schien ihm von krampfartiger Bedeutung zu sein. Aber trotz Krampfring und homöopatischer Darreichungen verstand sich Olga Hartmann nicht dazu, sich in das Alltagsleben wieder einzumischen.

Der Bruder trug den Ausfall ihrer wirtschaftlichen Betätigung schlecht und recht. Er leistete der Kranken die ihn erforderlich dünkende Pflege und versorgte Vieh, Acker und Hauswirtschaft nach seines und des Stromers Louis besten Kräften. Sie melkten die Kühe, wenn sie der Milch bedurften, kochten, backten, ackerten gemeinschaftlich.

Das ging so vierzehn Tage hin, nach welcher Zeit in dem kurzen, wüstbärtigen Louis ein Verlangen nach bäuerlicher Reinlichkeit sich zu regen begann.

Bei Kämpfs wurde er aufgenommen.

Hier blieb er aber ebenfalls nur vierzehn Tage, und zwar, als Gegensätzlichkeit zum vorhergehenden, um des ordentlichen und sauberen Zuschnittes des Hauswesens willen. Kämpf heischte Befolgung der empfangenen Anweisungen, und Pauline hatte ein Verbot gegen das Spucken in den Stuben erlassen.

Teil an dem Verbot hatte freilich auch der Wanderschuster, der auf drei Tage eingerückt war und sich unter Louis' Augen als „Dazugehörigen" ausweisen wollte, eine Anmaßlichkeit, die Louis nicht gesonnen war, ohne Auflehnung einzustecken.

Denn war der Wanderschuster sein freier Herr, so war er selbst sein noch viel freierer.

So spuckten denn die beiden Kerle mehr, als ihr Bedürfnis ihnen vorgeschrieben hätte, lediglich aus Größenwahn. Und wenn auch Pauline ihnen sehr bald das Handwerk legte, und wenn auch des Wanderschusters Erdenwallen im Kämpfschen Hause für dieses Frühjahr des Jahres 1911 nach kurzer Frist schon abgelaufen war, so hatte doch eine Verkümmerung des Behagens stattgefunden.

Louis wanderte also nach vierzehntägiger Arbeitszeit, während deren ihm der Schweiß auf der Stirn ehrlich geperlt hatte, und während deren ihm seine alkoholischen Tröstungen auf ein recht bescheidenes Maß herabgerückt worden waren.

Und er setzte seinen Stab weit aus, denn er ging nicht nur zum Dorfe hinaus, sondern er überbot den Lauf des Feuerläufers sogar, der nur so weit den Ausbruch des Feuers zu verkünden und das Ansinnen um Hilfeleistung zu stellen hat, wie kein „Grund" zwischen den beiden Ort-

Digitized by Google

Die Besatzung eines kampfunfähigen feindlichen Tanks wird überwältigt.

Nach einer Zeichnung unseres auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmalers Kurd Albrecht.

Digitized by Google

schaften liegt, kein Bergab bis zur Talsohle und kein Bergauf wieder bis zum Kopf des anderen Oberlandes hinauf.

Olga Hartmann krankte weiter, aber sie fing doch wieder an, sich in der Wirtschaft zu betätigen.

Es haperte ein wenig am Gehirn, am eigenen und an dem der ihr zunächststehenden Menschen, sonst wäre vielleicht eine feine, kleine, liebe Bauernfrau aus ihr geworden, die Wärme um sich verbreitet hätte, ähnlich der jungen Frau Kämpf.

Hartmann war schon Jahr und Tag unlustig gewesen — seit dem Hexenausklatschen. Die große Erschütterung war ihm auf die Nerven gefahren. Eines Tages war er sogar wach mit dem Wunsche geworden, sich auf die Haustreppe in die Sonne zu setzen und anderer Arbeitsleistung zuzusehen.

Nichts mehr selbst mit anzufassen. Nur seinen Senf nicht vorzuenthalten.

Die Unmächtigkeit und Kraftlosigkeit hatte seither noch zugenommen. Inwendig war irgend etwas ausgeleiert und hätte ausgebessert oder erneuert werden müssen. Die Körpermaschine klapperte, der rechte echte Ineinandergriff wollte sich nicht mehr einstellen.

Hartmann hatte außer seiner Schwester als einzige nähere Anverwandte eine Bruderswitwe, die jenseit der Bergzüge auf kleinem bäuerlichen Besitztum hauste, das sie ihrem ältesten Sohn schon übergeben hatte. Der zweite Sohn mußte seine Militärzeit hinter sich haben.

Es war immer Hartmanns halbe Absicht gewesen, diesen Brudersson zum Erben seines Bauerngutes einzusetzen. Unter gehörigen Bedingungen natürlich.

Dabei hatte er aber zu seinen Anverwandten in keinem freundschaftlichen Verhältnis gestanden. Er hatte nach dem Tode seines Bruders, vor fünf Jahren, dessen Erben sogar gerichtlich wegen eines Darlehns belangt, das die Schwägerin behauptet hatte, zurzeit nicht auftreiben zu können.

Trotz alledem zog er jetzt aus, hin zu diesen selben Menschen, die er zur Zeit ihrer Trauer gezwungen hatte, ein Stück Acker von dem lebenden Körper ihres bäuerlichen Besitzes abzureißen.

Er kam an und brachte sein großartiges Angebot vor. Selmar Hartmann sollte zu ihm kommen als Knecht und Erbanwärter. Der Lohn nur so groß wie ein Taschengeld, und die Aussichten in die Zukunft durch vielerlei Rechte verbarrikadiert.

Die bäuerliche Witfrau schüttelte den Kopf, die jungen Bauersleute lächelten wie über Weibergerede. Selmar, den das Angebot betraf, stand lauschend da, die Füße breitgesetzt, die Hände um die Hüften gespannt, den Kopf ein wenig vorgeschoben.

Wie er den Lauschenden und Erwägenden also sah, wurden des Schmutzians Worte unwillkürlich ein wenig mehr von gerechtem Verstande durchsetzt, der auch der anderen Partei Rechte einräumte. Immerhin blieb seinen Forderungen gemäß das Verhältnis der Art, daß in einem oder in dreißig Jahren, nachdem er den bisherigen ziemlich nackt davongejagt hatte, dem Bauern das Recht zustand, sich einen neuen Erbschaftsanwärter straffrei ins Haus zu setzen.

Als er schwieg, gab Selmar Hartmann eine Antwort, die keine der beiden Parteien, weder seine Angehörigen noch der Antragsteller, vorausgesehen hatte. Er griff weder zu, noch lehnte er ab, er sagte: „Ich muß erscht deinen Kram mal betracht. Ich kann doch nix kaufen, was im Sacke steckt. Ich komme also mit, wenn du wieder häm bei dich machst, und bleibe acht Tage da. Nachher reden mer weiter drüber. In der Zeit helfe ich dir, daß du vom Flacke kommst."

Der Schmutzian polterte los; aber es hörte keiner danach hin.

Bis zum Feierabend nahm Hartmann das Gehöft und den Wirtschaftsbestand an naheliegenden Ländereien unter Begleitung seines Erbschaftsanwärters in Augenschein. Zugleich betrachtete er eingehend den Burschen neben sich. Er war groß, breit, kräftig und sah zuverlässig aus. Als wisse er, wo er anpacken müsse. Mit Mißtrauen nahm er seine reinliche Kleidung wahr. Und dann kam doch etwas wie Eigendünkel über ihn, weil das Gesicht des Burschen hübsch war, schmal und rassig, mit braunem Haar, das neckische Allotria trieb, wo ihm die Länge dazu belassen wurde. Ein weicher Schnurrbart flatterte über dem Mund, die braunen Augen blickten heiter.

In dem alten Schmutzian grämelte der Neid daher, und das Stück Erbauung ging unter. Als er mit seinem Erbschaftsanwärter andern Tags gen Eppendorf pilgerte, waren dessen Aussichten auf vorteilhaften Abschluß des Übereinkommens keine großen.

Sie langten an. Selmar warf seinen Rucksack ab und blickte um. Der struppige Hausköter, er hieß Wächter, trieb just die Hühner aus der Stube, kam zurück, setzte sich hin und sah den jungen Menschen, von dem er nicht wußte, was der hier wollte, aus sorgenvollen, klugen Augen an.

Darauf schloß Selmar Hartmann einen Freundschaftsbund mit ihm, der Bestand hatte, weil beiden, dem Hund wie dem Menschen, Verstand wie Gemüt zu eigen waren — Gemüt auch dem Hunde, man denke, wie man wolle.

Der zweite Freundschaftsbund, den der junge Anwärter schloß, bezog sich auf des Bauern Schwester. Olga Hartmann sagte ihm danke schön, als er ihr die Futtereimer aus der Hand nahm und sie fragte, wohin er sie schaffen solle. Das Wort hatte sie vorher noch kaum in ihrem Leben angewandt.

Aber doch wäre es diesen beiden Freundschaften nicht gelungen, ihn umzustimmen, als er, angeekelt von dem Stank und Schmutz der Hauswirtschaft, von der Verwahrlosung der gesamten Baulichkeiten, von dem blödsinnigen Rückstand in Führung der Landwirtschaft, entschlossen war, von seiner Erbschaftsanwärterschaft zurückzutreten.

Denn er sah den Schmutzian an, der sich trotz einleuchtender Ersprießlichkeit idiotisch hartnäckig gegen jede Änderung zur Reinlichkeit und vernunftgemäßer Wirtschaftsführung stemmte. Noch viele lange Jahre würde der ihn mit seiner Machtvollkommenheit drangsalieren können. Eine Witfrau mit guter Hofstelle hatte sich ihm zur Ehe antragen lassen — gar nicht so übel, was Aussehen und Charakter anbelangte — immerhin nicht die Gewisse, nach der es ihn sehnte und die er unter jedem weißen Flatterläppchen, das einen Mädchenkopf umschloß, zu finden hoffte. Wenn er denn schon unter Verleugnung seiner Herzwünsche nur dem Geldbeutel zuliebe verfahren sollte, so hätte er die Witfrau dem Hartmannschen Besitz doch vorgezogen.

Was seine Entschließung glattweg änderte, das heißt seinen Mut hob, die Arbeit auf sich zu nehmen, seinen Glauben festigte, daß er seine Sache gedeihlich durchführen werde, das war etwas ganz anderes. Nichts Greifbares. Es ging in ihm auf wie Sonnenlicht. Plötzlich wurde alles das, was mißlich gewesen, blank und heiter.

Ein wehendes weißes Läppchen hatte es zuwege gebracht, ein flatterndes weißes Kattuntüchlein, das eine junge, blonde Frau um den Kopf gebunden hatte, und dessen hinterer Zipfel im warmen, ungestümen Winde, der durch die Dorfstraße strich, neckisch schwänzelte.

Auch ihre Röcke trieben ab. Ihr Mund lachte dazu und ließ das rosenhelle, weiche Zahnfleisch und die weißen Kinderzähne sehen. Ihre Augen strahlten und taten zutraulich und schämig. Blau die Farbe, dazu weiße Haut. Über der Achsel trug die Frau den Rechen.

Sie sah den Burschen freundlich und ein wenig neugierig an — faßte nach ihrem rebellischen weißen Tüchlein, indem sie vorüberging — und lugte noch einmal.

Digitized by Google

Und der Bursch schaute — trat auf die Dorfstraße — und behielt die junge, glatte und flinke Gestalt noch ein wenig freudvoll im Auge.

Neben ihm hüstelte es. Er drehte sich um.

„Du — wer ist das?“ Er zeigte.

Mandeline antwortete: „Das ist die junge Frau Kämpf.“

„Von welchem Kämpf?“

„Von Karl Kämpf. Mer haben bloß den einen Kämpf hier im Ort.“

„Heh!“ Er stand mit gespreizten Beinen, die Hände um die Hüften gelegt. „Der ist doch a bißle zu alt — gelle —“ warf den Kopf und tat den Gedanken ab, der sich mit dem Altersunterschied des Kämpfschen Ehepaares dringlich einlassen wollte.

Und dann wechselte er heitere Rede mit des schwarzen Raben lebenswacher Ehefrau, die federnden Schrittes zum Dorfbrunnen ging.

Sie sagte: „Ich hab's gehört, du willst uns verlassen. Du willst dich wohl net mehr rumbalg mit denen.“

Er antwortete: „Das glaube ich! Alsfort wird hiergeblieben.“

„Das ist recht!“

Er ging ins Haus zurück, machte einen Trunk für die Kuh, die gekalbt hatte, ließ das Tier trinken und sagte: „Wart du, dich will ich putzen, du siehst wie a Pudel.“ Striegel und Kartätsche hatte er noch nirgends angetroffen. „Er muß Geld hertun,“ sagte er vor sich hin, „die bring ich mit.“ Er klopfte das Tier, auch dem Kälbchen teilte er eine Liebkosung aus. Und dann kam er in die Stube, wo der Bauer auf der Ofenbank saß.

„Ich hab mich schon nach der Striegel umgesehen,“ sagte er kurz, „das Vieh muß geputzt werre.“

Hartmann schwieg. Nach einer Weile erst nahm er die Pfeife aus dem Munde. „Das gieht oo so — ohne Putzen.“

„Bei mich nicht. Das sieht alles verwahrlost. Enne Striegel und enne Kartätsche, die kauft man for vier bis fünf Mark, und das Vieh gewinnt an Ansehen vor hundert Mark. Wenn sich's um Verkauf dreht, spielt das doch mit.“

Olga Hartmann kam aus der Kammer und setzte sich auf die Bank an der Wand. Sie saß da als ein verstörtes Bild, drehte an ihrem Krampfring, und ihr Gesicht verzog sich zur Angstgrimasse.

Hartmann stieß allerlei heraus mit ungewandter Stimme. Er wollte keine Neuerungen. Er — er — er.—

Selmar unterbrach ihn kurz: „Dann mußt du für dich bleiben, dann kann ich dir nit beispringen. Wenn du mir nit a bißle Freiheit willst loß, dann müssen wir uns trennen. Ich habe a anderes Unterkommen für mich, das auch gut ist.“

Er hatte in der Zeit seines Hierseins wie ein Pferd gearbeitet. Daran dachte der bäuerliche Geizhals. Und stotterte etwas zurecht, daß es — daß es denn bewilligt sei wegen der Striegel — wenn es die Gelegenheit einmal — einmal ergeben werde — —

„Heh!?“

„Ma geht doch net wegen sowas gleich — gleich —“

Selmar hatte Umschau gehalten. „Die Stube muß gescheuert werre. Die Fenster müsse mer oo wasch! Und der Tisch. Das is a Dreck for sich. Der is schwarz wie Kohle. Der stinkt.“ Immer die Hände um die Hüften gespannt. „Was ist denn das for a Loch in dem Tische?“ Er trat hin und steckte den Finger hindurch.

Olga Hartmann erläuterte sanft — er schlachte doch sein Schwein immer selbst — und mache auch die Wurst selbst — sie zeigte auf den Bruder — und den Wurstteig den mache er auf dem Tische zurecht — und das Wursthörnchen passe gerade in das Loch hinein — da schiebe er dann hin und lasse durchsacken — —

Selmar Hartmann machte das Hoffenster auf, steckte seinen Kopf hinaus und ließ seinem Magen den Willen, sich auszuschütten. Als er kaum damit fertig war und gerade seinen Kopf zurückziehen wollte, um voller Zorn und Ekel seine Erbschaftsanwärterschaft abzusagen, just da fächelte wieder das weiße Kopfläpplein der jungen Frau Kämpf vorüber, und alles war umgestoßen.

Aber wie ein Handelsmann stand er jetzt vor dem Vetter — ihm selbst die Arbeit wie auch das Recht der Einteilung, dem Vetter das Zuschauen.

Der Vetter belferte, man verstand nicht immer, was er sagte. Von Selmars Worten ging kein einziges verloren.

Er stellte seinen festen Kontrakt auf mit gangbarem Knechtelohn für sich selbst. Sie wollten nach seinem Vorschlag ein Probehalbjahr miteinander haushalten.

Meldete vor Ablauf dieser Frist keiner von beiden den Abbruch ihrer Beziehungen zueinander bei dem Amtsgericht unten in Leutenberg an, so sollte das Übereinkommen, das morgen gerichtlich aufgesetzt werden sollte, dauernd bindende Wirkung erhalten. (Fortsetzung folgt)

Dein Leid.

Dein Leid, das dich getroffen,
Steht alle Tage nun
Mein Herz in Trauern offen
Und weint und kann nicht ruhn.

Die dunklen Ströme quellen
Endlos von dir zu mir —
So nimm du meine hellen
Und fröhlichen dafür,

Bis dir der Schmerz entgleitet,
Bis klar dein Angesicht
Und deine Seele schreitet
In Licht von meinem Licht.

Helene Braues.

Welche Kriegsgewohnheiten übernehmen wir in den Frieden?

Von Victor Ottmann.

Unzählige Deutsche tragen sich heute im stillen mit Gedanken und Plänen, wie sie in kommenden Friedenszeiten, wenn erst einmal alle Schrecken und Lasten des Krieges glücklich hinter uns liegen, ihr Leben einrichten wollen. Die Jugend träumt vom Wiedereinbringen verlorener Jahre, vom Nachholen des Versäumten, von lockenden Zielen; das Alter erhofft sich nach so vielen Entbehrungen und Kümmernissen noch eine Reihe ungetrübter Tage, Tage von neu erblühender Daseinslust und ersprießlichem Wirken. Aber was für Zukunftspläne auch geschmiedet werden mögen, eins unterliegt wohl keinem Zweifel: Daß die kommende Zeit in sehr vielen Dingen wesentlich anders aussehen wird als vor Ausbruch der Weltkatastrophe. Eine unmittelbare Rückkehr der alten Verhältnisse von einst ist schlechterdings nicht zu erwarten. Man muß im Gegenteil mit ziemlicher Sicherheit mit einem nur stufenweisen Abbau der jetzigen Ausnahmezustände rechnen; genau so allmählich, wie wir in die Schwierigkeiten hineingeraten sind, werden wir wieder aus ihnen herauskommen. Warenknappheit und Teuerung werden noch lange anhalten und gerade den gebildeten Mittelstand, der durch den Krieg ohnehin verhältnismäßig am schwersten getroffen wurde, vielleicht noch auf Jahre hinaus zu größter Einschränkung zwingen. Da befaßt sich jeder gute Familienvater, jede sorgliche Hausfrau schon jetzt mit den Fragen einer

Digitized by Google

zweckmäßigen und möglichst leicht zu ertragenden Übergangswirtschaft, die aus den abnormen Zuständen bedachtsam zum normalen Lauf der Dinge zurückführt. Es gilt auch in Zukunft genau zu rechnen, sich nach der Decke zu strecken und mit den verfügbaren Mitteln auszukommen.

Bei solchen Erwägungen, die wohl von manchem verstohlenen Seufzer begleitet sind, taucht die Nebenfrage auf: Welche Kriegsgewohnheiten wollen wir Nichtkämpfer in den Frieden übernehmen? Soll all das, woran wir uns unter dem Zwang der Ausnahmezustände gewöhnt haben, gewöhnen mußten, freudigen Herzens wieder preisgegeben werden, sobald der Zwang aufhört? Oder hat sich nicht manche Kriegsgewohnheit, mancher Trieb, der ein Sproß dieser Schicksalsjahre ist, als so gut und nützlich erwiesen, daß wir ihm auch ohne äußeren Zwang Treue bewahren sollen?

Lassen wir es dahingestellt, ob der Krieg wirklich ein so trefflicher Lehrmeister ist, als den man ihn häufig bezeichnet; aber in mancher Hinsicht wirkt er doch zweifellos erzieherisch und nötigt uns Anschauungen und Gewohnheiten auf, die wir zu unserem Vorteil im Frieden beibehalten sollten. Dazu gehört vor allem die Abkehr von jener Überschätzung des Äußerlichen, die in der üppigen Zeit vor 1914 sogar in den solidesten Kreisen der guten bürgerlichen Gesellschaft bedenklich um sich gegriffen hatte. Wir sind einfacher geworden, mußten einfacher werden und sollten vernünftigerweise auch in Zukunft bei maßvoller Einfachheit bleiben, freilich ohne sie zu übertreiben und in das Extrem kulturfeindlicher Dürftigkeit zu verfallen. Aus dem Vollen läßt sich leicht wirtschaften, das ist keine Kunst. Aber wir haben in diesen Jahren wieder gelernt, das Geringfügige zu schätzen und alles Vorhandene in denkbar bester Weise auszunützen. Niemand wird heute über die Achseln angesehen, weil er einen gewendeten Anzug trägt — warum sollte das nicht auch im Frieden so bleiben? Bekennen wir uns in unserem Äußeren und in unseren Lebensformen doch getrost wieder zu jener wohlanstehenden Schlichtheit, die für unsere Groß- und Urgroßeltern bezeichnend war, und überlassen wir das angeblich vornehme, in Wirklichkeit prahlerische Auftreten den Kreisen, die erst durch den Krieg emporgekommen und nun eifrig bemüht sind, ihre Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" durch anspruchsvolles Gebaren kundzutun. Damit soll durchaus keiner Unterschätzung und Unterdrückung höherer Lebensansprüche oder gar einer kleinlichen Knauserei das Wort geredet werden. Im Gegenteil. Für Kunst, geistiges Leben und alle Dinge verfeinerter Kultur müssen Staat und Gesellschaft immer aus vollen Händen Mittel aufbringen, und wo der Luxus, diese unentbehrliche Grundlage reicher Kunstentfaltung, am Platze ist, da wäre ängstliche Kargheit von Übel. Hier ist nur vom bürgerlichen Privatleben die Rede. Gestehen wir es nur ruhig ein, daß wir vor dem Kriege in leiblichen Genüssen, in Übertreibungen der Geselligkeit, in kostspieligen Vergnügungen und Reisen des Guten öfters zuviel getan haben. Wenn die letzten Jahre den Leibesumfang zahlloser Mitbürger minderten und uns zu der Ansicht bekehrten, daß auch die Mäßigkeit ihre Vorzüge hat, so hat der Krieg da zweifellos Gutes bewirkt.

Es war soeben von Übertreibungen der Geselligkeit die Rede. Wie oft ist das leidige Kapitel im Laufe der letzten Jahrzehnte behandelt worden! Man lud zu einem Butterbrot ein und setzte dem Gast vier Gänge vor, man suchte sich in weiten Kreisen der Gesellschaft mit schlemmerhaften Bewirtungen gegenseitig förmlich zu überbieten. Dennoch war keinem damit gedient, weder den Gastgebern, für die eine derartige „Abfütterung", wie man es ironisch nannte, nichts weiter als eine Häufung von Ausgaben, Umständen und Unruhe bedeutete, noch für die Gäste, die nur daran denken mußten, sich in entsprechender Weise zu „revanchieren". Der Krieg hat diesen Übertreibungen ein wohlverdientes Ende bereitet. Leider hat er auch die bescheidenste Geselligkeit im eigenen Heim bei Speise und Trank fast zur Unmöglichkeit gemacht. Wie reizend ist es, wenn sich ein kleiner Kreis von Menschen, die sich gegenseitig etwas zu sagen, etwas zu bieten haben, unter der Obhut einer treusorgenden Hausfrau um die runde Tafel schart, wenn eine gute Schüssel, ein achtbarer Tropfen, mit Ernst und Heiterkeit gewürzt, die Zungen löst und die Herzen näherbringt! Das ist eine Form der Geselligkeit, die man sich gefallen läßt, und deren baldige Rückkehr wir herbeisehnen. Aber die mechanischen Abfütterungen einer übergroßen Anzahl von Gästen, die sich kaum kennen oder sich gleichgültig gegenüberstehen, die endlosen, kostspieligen Speisefolgen, alle die Umstände, die das ganze Haus auf den Kopf stellen — das sollte endgültig abgetan sein, kein Mensch von Geschmack wird ihm eine Träne nachweinen.

Im Zusammenhang damit sei einer anderen unerfreulichen Erscheinung gedacht, die durch den Krieg zwar nicht völlig ausgerottet, jedoch erheblich zurückgedrängt wurde: des großstädtischen Nachtlebens. Es war übrigens keineswegs lediglich mit der Großstadt verknüpft, auch in kleineren Städten hat man, allerdings in bescheidenerem Rahmen, gern die Nacht zum Tage gemacht. Eine gemütliche Stammtischrunde in allen Ehren, sie bedeutet für zahllose Bürger aller Gesellschaftskreise eine wohlverdiente Erholung, oft die denkbar beste oder gar einzig mögliche Form zwangloſen Verkehrs und anregenden Gedankenaustausches. Es wäre unrecht, in Bausch und Bogen abfällig von einer Einrichtung zu sprechen, die tief in deutscher Sitte wurzelt und gegen die sich, sofern sie nicht zu öder Biersimpelei, zur Vernachlässigung des häuslichen Lebens ausartet, nichts einwenden läßt. Aber die Sitzungen sollen sich nicht gewohnheitsmäßig bis in die spätesten Stunden ausdehnen. Eine ganz vernünftige Kriegsmaßregel gebietet den Schluß der Wirtshäuser spätestens um ½12. Viele der Älteren unter uns haben sich zum Vorteil ihres Wohlbefindens so daran gewöhnt, daß sie gern gewillt sind, dieser Kriegsgewohnheit auch im Frieden treu zu bleiben. Es hat schon etwas für sich, sein Tagewerk völlig ausgeruht und ohne Kopfschmerzen zu beginnen. Noch wünschenswerter wäre eine bleibende Beschränkung der sattsam bekannten Auswüchse des eigentlichen „Nachtlebens", wie es sich vor dem Kriege in den großstädtischen Vergnügungsvierteln abgespielt hat. Man braucht wahrlich keine Anlage zum Philister und Mucker zu haben, um der Meinung zu sein, daß da gewisse Einschränkungen — die übrigens in angeblich so freien Staaten wie England und der nordamerikanischen Union schon immer, sogar in übermäßig streng gehandhabter Weise, bestanden — auch in der Friedenszeit am Platze wären.

Zu den erfreulichsten Begleiterscheinungen des Krieges gehört der gesteigerte Drang des Städters zum Lande, zur freien Natur. Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß dieses Erwachen bukolischer Triebe hauptsächlich dem — Magen zu verdanken ist. Die Schwierigkeiten der Lebensmittelbeschaffung in der Stadt, die maßlosen Preistreibereien, der zermürbende tägliche Kampf der Hausfrauen um die einfachsten Dinge des Küchenbedarfs, alles das hat dem Städter die Augen für die Vorteile des Landes und der Selbstversorgung geöffnet. Der Glaube an die allein seligmachende Großstadt, diese Ursache der so bedauerlichen Landflucht von einst, ist in den breiten Schichten der Bevölkerung stark erschüttert. Ein Stück eigener Scholle vor den Toren der Stadt, die Betätigung mit Hacke und Spaten, Licht, Luft und Bewegungsfreiheit für die Kinder — zahllose Tausende träumen jetzt davon. Es wäre eine der wichtigsten Aufgaben der kommenden Friedenszeit, diesen gesunden Trieben erreichbare Ziele zu setzen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch eines anderen Triebes gedacht, der im Kriege besonders auffällig zutage getreten und in der Öffentlichkeit in Ernst und Scherz am breitesten behandelt worden ist: des Hamsterns. Sicherlich wird uns ein gewisser Hamsterinstinkt, und keineswegs zu unserem Schaden, auch im Frieden erhalten bleiben. Mehr als früher werden wir darauf bedacht sein, uns immer einen gewissen Vorrat an Lebensmitteln zu halten, soweit sie nicht schnellem Verderben ausgesetzt sind. Nicht aus Besorgnis vor neuen Katastrophen, sondern weil wir uns daran gewöhnt haben und es praktisch finden. Vor dem Kriege gab es in vielen sonst gut bestellten Haushaltungen so gut wie gar keine nennenswerten Vorräte. Es lag keine dringende Veranlassung dazu vor: Ein kurzer Gang in die Nachbarschaft, und man fand in den verschiedenen Geschäften alles, was die Küche gerade brauchte. So eine richtige Speisekammer, wie sie der Stolz unserer Mütter und Großmütter war, mit ihrer Parade von wohlgefüllten Töpfen, Dosen, Gläsern, Flaschen traf man eigentlich nur noch in kleinen Städten und auf dem Lande an. Vermutlich wird dieser Brauch der guten alten Zeit nach dem Kriege neue Anhängerschaft gewinnen und die Speisekammer wieder zu vollen Ehren bringen. Unendlich viele Hausfrauen haben solche Dinge wie Einwecken und Vorratanlegen erst durch den Krieg kennen gelernt, sehr viele haben Geschmack daran gefunden. Auf keinen Fall kann eine derartige Politik maßvoll betriebener Küchenhamsterei schaden, im Gegenteil, man darf davon eine neue Vermehrung hausfraulicher Tugenden erwarten. Wie denn überhaupt ohne Überschwänglichkeit festgestellt werden kann, daß unsere Hausfrauen durch die im Krieg notwendig gewordene Anpassung an schwierigste Lagen ihre Erfahrungen außerordentlich bereichert haben und daß es in erster Linie ihnen zu verdanken ist, wenn wir uns jetzt mit der Absicht tragen, manche Kriegsgewohnheit in den Frieden zu übernehmen.

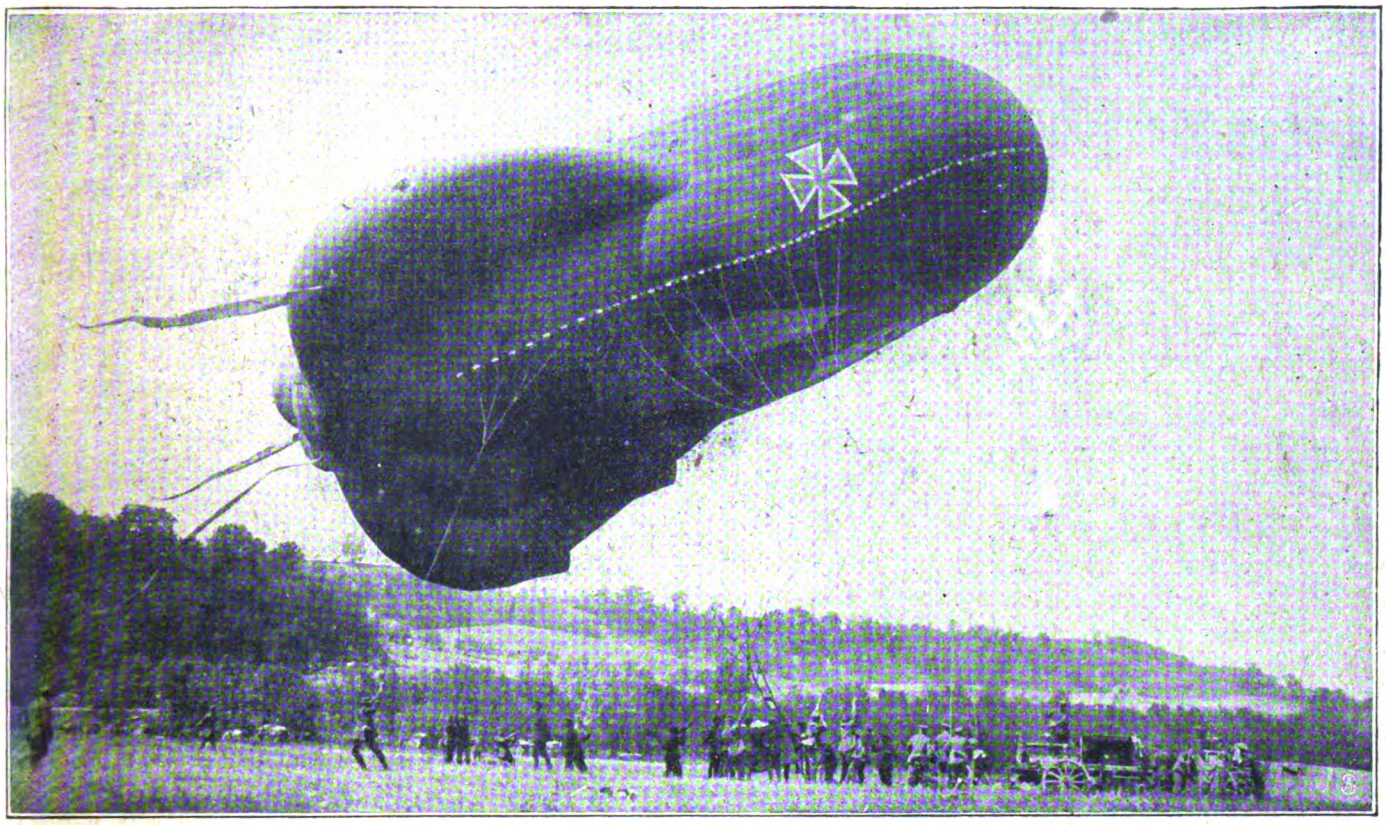
Digitized by Google

Beim Morgenkaffee.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google



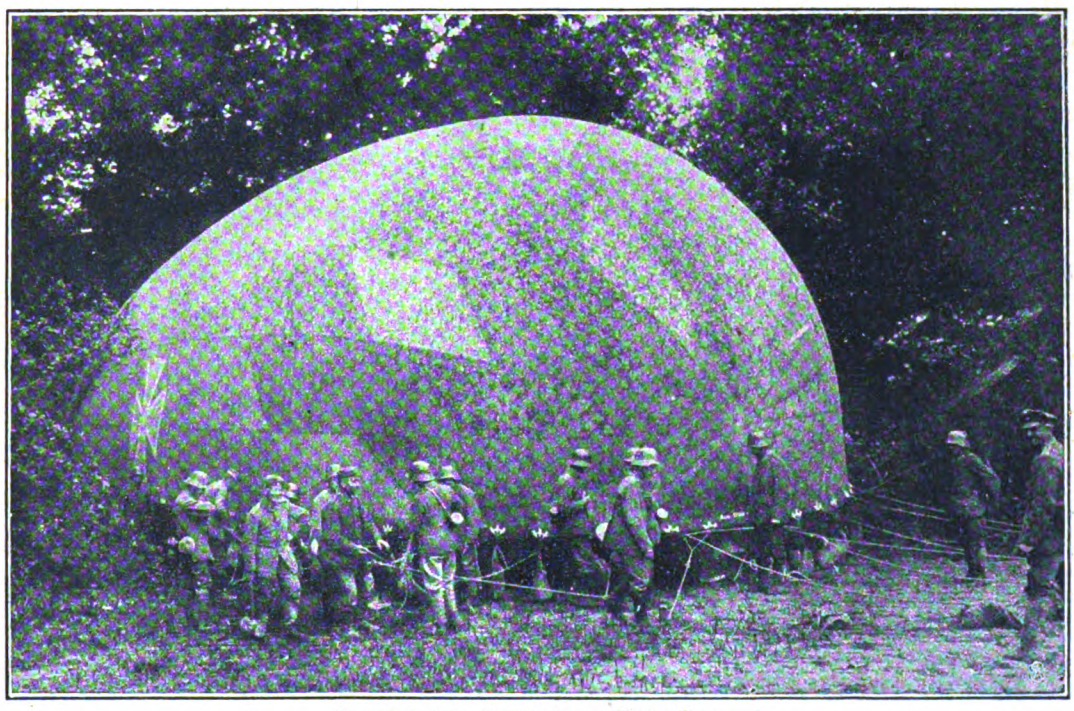
Einholen des Fesselballons

Unsere Feldluftschiffer.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. — Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen

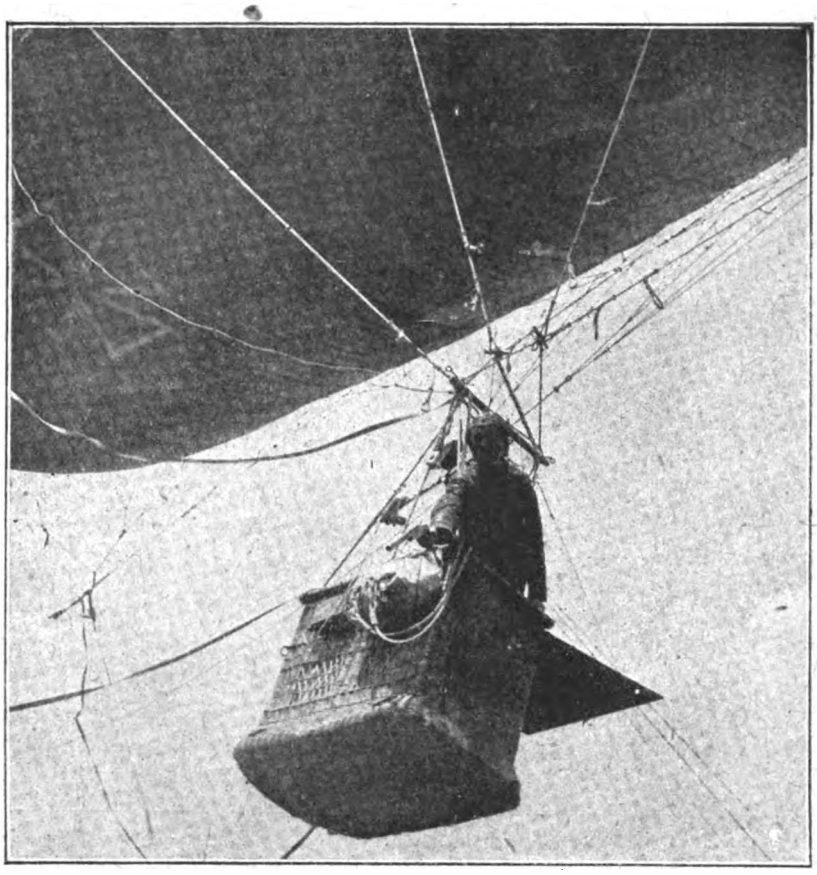
Zu den Kriegsmitteln, die bei Beginn des Krieges nur eine höchst untergeordnete Rolle spielten, jetzt aber zu großer Bedeutung gelangt sind, gehört der Fesselballon. Zwar hatte man schon vor 135 Jahren, dem Jahre der Erfindung des Gasballons, erkannt, daß die Aufklärung aus der Luft für die Kriegführung äußerst wertvoll ist, aber der Ausbau der lenkbaren Gasblasen — Luftschiffe genannt — und mehr noch der Siegeslauf der Luftfahrzeuge „schwerer als Luft" — der Flugzeuge — hatten der Ansicht zum Siege verholfen, daß der Fesselballon sich überlebt habe. Ja, mancher große Heerführer hielt ihn sogar für schädlich, wie der berühmte Feldmarschall Graf Haeseler, weil der am Himmel weit sichtbare hellgelbe Körper dem Gegner die Stellungen verriete. Die Abneigung des alten Haudegens gegen den Ballon ging sogar so weit, daß er, entgegen seiner Gewohnheit, allen, auch den kleinsten Übungen der Garnison beizuwohnen, die Fesselballonmanöver, die gelegentlich in Metz vor etwa 12 Jahren stattfanden, nicht mit seiner Gegenwart beehrte. Und jetzt liest man in den Heeresberichten von Freund und Feind fast alltäglich, daß so und so viele Fesselballone von den Fliegern vernichtet wurden. Hieraus erkennt man, welche Bedeutung heutzutage diesen Luftwarten beigemessen wird.

Man hat es fast vollkommen aufgegeben, den Ballonen durch Beschießung beizukommen, und damit ist eine Ansicht widerlegt, die der Luftschiffertruppe im Frieden gelegentlich der Übungen mit anderen Waffen das Leben recht schwer gemacht hat und den Ballon fast überflüssig erscheinen ließ. Wenn nämlich im Manöver ein Schiedsrichter feststellte, daß ein Fesselballon in Reichweite irgendeiner Batterie stand, die ihn zum Ziele nahm, dann wurde er sofort außer Gefecht gesetzt und mußte eingeholt werden, weil immer angenommen wurde, er werde in wenigen Minuten herabgeschossen. Der Protest eines früheren Kommandeurs der Luftschiffer, des verstorbenen Obersten Klußmann, daß



Der „Elefant der Luft" in seinem Waldversteck.

Digitized by Google



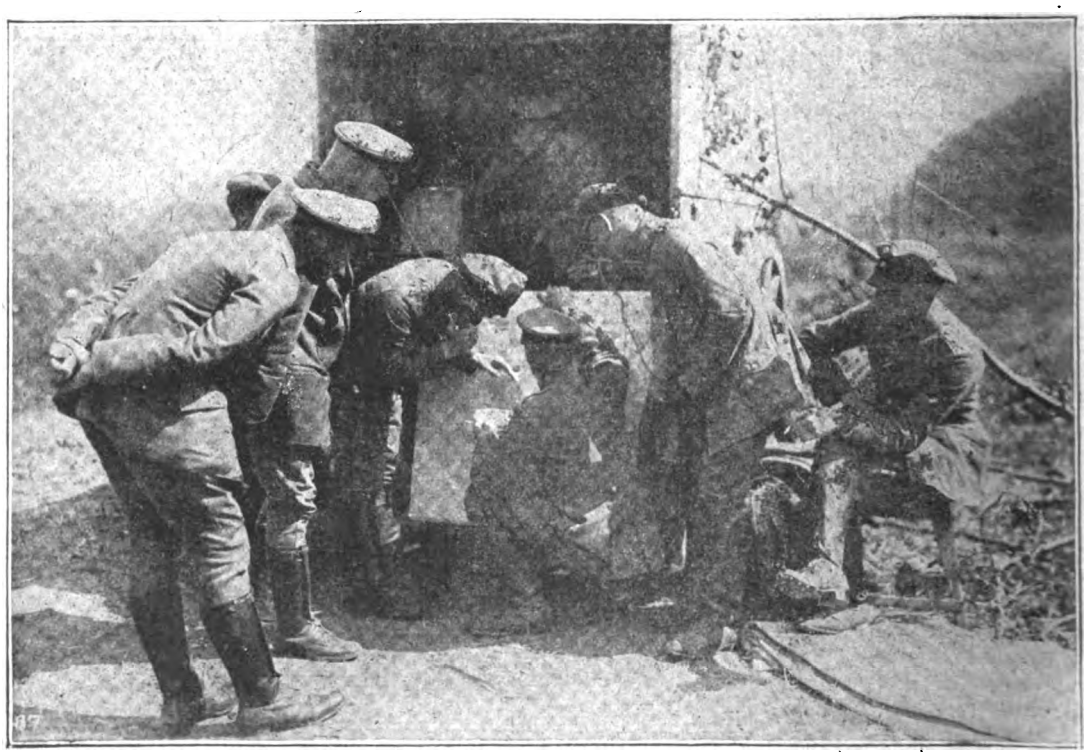
Abgabe eines Leuchtsignals mittels der Leuchtpistole vom Ballonkorb aus.

es doch erst eine gewisse Zeit dauere, bis die Artillerie Wirkung erziele, und daß in dieser Zeit schon wertvolle Beobachtungen gemacht sein könnten, und daß es ferner auch dem Luftschiffer im Felde gestattet sein müsse, für das Vaterland sein Leben zu lassen und er daher nicht bei jeder Beschießung sofort zum Auskneifen gezwungen werden dürfe, half nichts. So kam es denn, daß der Luftschiffertruppe vielfach nicht der Wert beigemessen wurde, den sie verdient. Der Krieg erst hat gezeigt, wie wichtig ihr Einsatz ist; ja, daß sie sogar völlig unentbehrlich ist, nicht nur für die höhere Truppenführung, sondern auch insbesondere für die Artillerie, als deren Auge der Luftschiffer sehr treffend bezeichnet wird. Die Luftschiffertruppe bedient sich fast ausschließlich des Fesselballons; der Freiballon kommt nur gelegentlich als Ausbildungsmittel im Freifahren in Betracht, damit die Beobachter, die häufig auch bei Sturm ihrer schwierigen Aufgabe hoch in der Luft in der schwanken Gondel obliegen müssen, lernen, im Falle des Reißens des Fesselkabels den Ballon schnell und gut zur Landung zu bringen. Bei Sturmwetter gehört ungeheure Nervenanstrengung dazu, in der Luft bei den heftigen Bewegungen des Korbes auszuhalten. Schließlich unterliegt nach längerer Zeit auch der wetterfesteste Luftschiffer den Wirkungen der Seekrankheit, und er muß sich durch einen anderen ablösen lassen.

Winden über 6 Meter in der Sekunde, also einer leichten Brise, vermag nur ein länglicher Körper standzuhalten, ohne durch die Luft zur Erde gedrückt zu werden. Die Ballone solcher Gestalt werden Drachenballone genannt, weil sie, schräg wie ein Drachen in der Luft stehend, durch den Wind hochgedrückt werden. Erfinder dieser Art sind zwei deutsche Offiziere, der Luftschiffer Hauptmann v. Sigsfeld, der 1902 gelegentlich einer Landung bei Antwerpen seinen Tod gefunden hat, und Major v. Parseval, der bekannte Erbauer der unstarren Luftschiffe. Die anderen Völker haben unseren langen Ballonkörper erst nachgemacht, nachdem sie eingesehen hatten, daß ihre Kugelballone bei stärkerem Winde nicht zu brauchen sind.

Unten und an den Seiten der länglichen Hülle befinden sich raupenförmige Ansätze, durch welche die Luft fortgesetzt strömt, wodurch eine ruhigere Stellung des ganzen Ballons erzielt wird. Ein ziemlich umfangreiches Leinensystem fesselt die Gondel an die Hülle und an das Kabel. Dieses ist auf eine Trommel aufgerollt, die durch eine Motorwinde in Drehung gesetzt wird. Auch vermittels einer über das Kabel laufenden Rolle, Gleitrolle genannt, kann der Ballon in der Windrichtung mit Menschenhand leicht und schnell eingeholt werden, wenn etwa die Winde durch Schüsse beschädigt ist.

Wenn auch der Drachenballon im gefüllten Zustande den Truppenbewegungen zu folgen vermag — die Luftschiffer haben in dieser Beziehung während unserer diesjährigen Offensiven Hervorragendes geleistet — so wird doch normalerweise die Gashülle beim Transport in ein nicht sehr umfangreiches Paket zusammengelegt. Das Gas wird dann nach Öffnen von Ventilen durch Mannschaften herausgepreßt, die, um den Ballon verteilt, die Hülle fest gegen den Erdboden drücken. Nach völliger Entleerung wird der Ballon dann kunstgerecht zusammengefaltet und auf sein Fahrzeug gelegt. Nicht an jedem Tage geschieht das; die Gasfüllung, die in stark zusammengedrücktem Zustande in Stahlflaschen herangeschafft wird, wird im Ballon so lange ausgenutzt, als sie genügenden Auftrieb gibt, d. h. das Gewicht von Beobachter und Material gut in die Luft trägt. Bei Nichtbenutzung des gefüllten Ballons wird er gegen Sicht in Wäldern oder künstlichen Gebüschen und dergleichen gut gedeckt verankert. Das Tauwerk wird zu diesem Zwecke an in die Erde getriebene Pfähle geknüpft, und Sandsäcke werden ringsum an den Gurt der Hülle gehängt. Eine Wache sorgt dafür, daß die Leinen stets leicht gestrafft sind, damit plötzlich eintretendes Unwetter



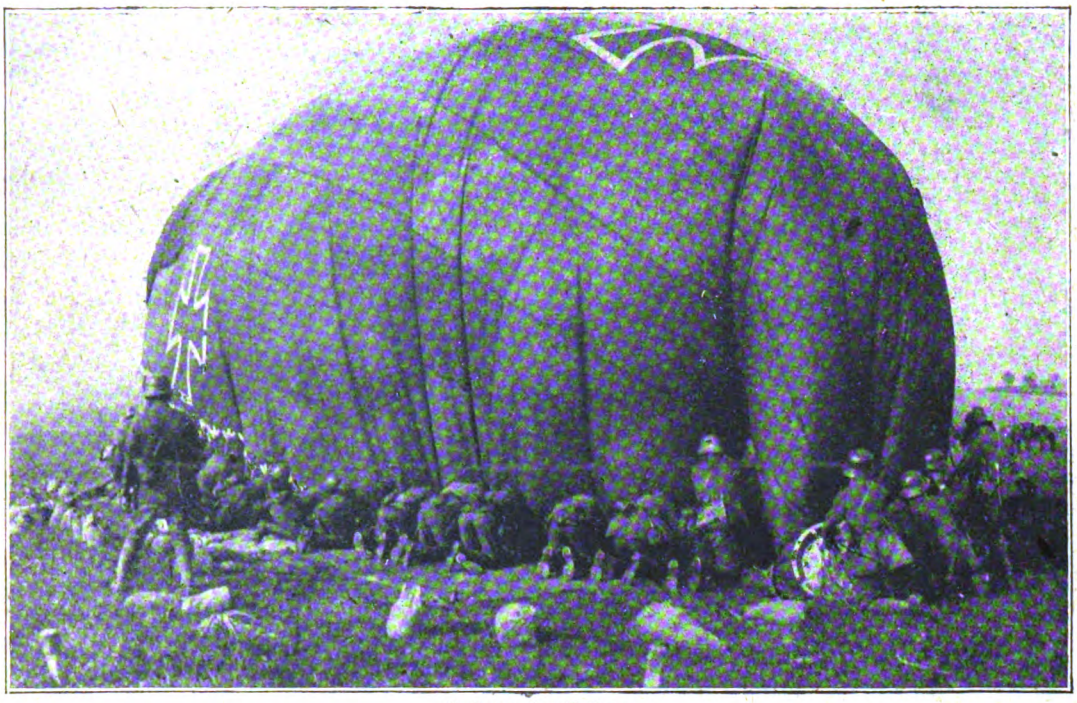
Fahrbare Telephoneinrichtung, die mit dem Beobachter im Ballonkorb verbunden ist und dessen Meldungen weitergibt.

Digitized by Google

ihn nicht von seiner Verankerung reißen und entführen kann.

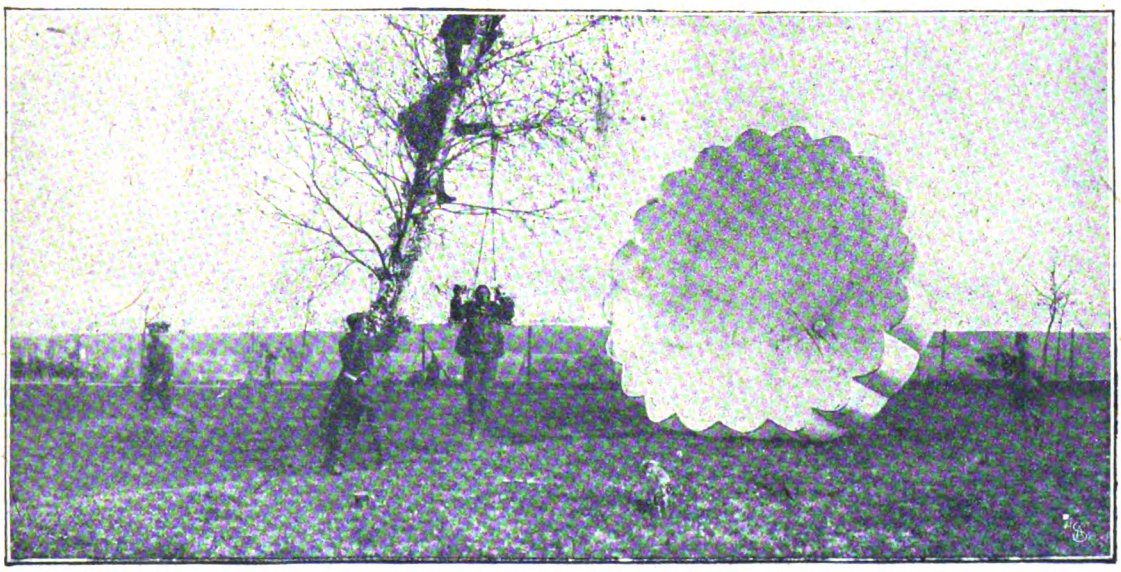
Was hat nun ein Ballonbeobachter alles zu tun? Der Laie kann sich kaum einen Begriff von seiner vielseitigen Tätigkeit machen. In erster Linie sorgt er für die Artillerie. Er muß, ebenso wie die Flieger es namentlich in den weiter von der Front gelegenen Abschnitten tun, die Stellungen der feindlichen Batterien festlegen, die sich heutzutage so gut dem Gelände anpassen, daß sie häufig nur im Augenblicke des Feuerns an dem Feuerstrahl, der aus der Mündung herausfährt, dem sogenannten Mündungsfeuer, zu erkennen sind. Und auch das ist nicht leicht, da dieses Feuer durch künstliche Mittel nachgemacht wird, um Stellungen vorzutäuschen, die gar nicht vorhanden sind, damit der Feind dadurch zu nutzloser Beschießung angereizt werde. Durch Lichtbilder (Photographien) wird das dem Beobachter zur Überwachung zugewiesene Gelände festgelegt, und die Stellungen der Batterien werden genau eingezeichnet. Bei dem fortgesetzten Wechsel der Stellungen bedarf das Gelände andauernd sorgfältiger Beobachtung.

Dann erfolgt das Einschießen der Batterien. Der Beobachter muß dem Batterieführer so lange die Lage der einzelnen Schüsse zum Ziel mitteilen, bis Treffer festgestellt werden; denn damit ist die Batterie „eingeschossen" und kann zum Wirkungsschießen übergehen. Während der Offensiven weiß der Beobachter buchstäblich nicht, wohin er seine Augen zuerst richten soll. Er muß die Ziele für die Artillerie beobachten, gleichzeitig aber auch auf neu auftretende, besonders unbequeme Batterien achten, er hat sein Augenmerk auf sich heranwälzende Tanks zu richten, heranrückende Reserven zu melden, die Auffüllung der Gräben mit Sturmtruppen zu beachten und vieles andere mehr. — Schnelle Meldung des Gesehenen ist natürlich von größter Wichtigkeit. Deshalb ist auch der Ballonkorb mit der Erde durch Fern-



Entleeren des Ballons.

Zusammenlegen des entleerten Ballons.



Landung des Ballonbeobachters nach Absprung mit dem Fallschirm.
(Die Fallschirmleinen haben sich im Geäst eines Baumes verfangen.)

Digitized by Google

sprechkabel verbunden. Fahrbare Telephoneinrichtungen geben die Wahrnehmungen des Beobachters an die Truppenführung oder Artillerie weiter. Verabredete Signale werden mit der Leuchtpistole, die weithin sichtbare Raketen verschießt, vom Korbe direkt gegeben.

Aber nicht ungestört vom Feinde kann der Luftschiffer seine Tätigkeit ausüben. Der Feind sucht seine Stellungen und Bewegungen der Sicht zu entziehen. Weite Gebiete nebelt er ein und hüllt sie in undurchdringliche künstliche Wolken. Oder aber er entsendet seine Flieger, die die unbequemen Luftwarte abschießen sollen. Wenn die feindlichen Flugzeuge erst die Flak- und Fliegersperre unversehrt durchbrochen haben und nahe an den Ballon herankommen, dann hat es keinen Zweck, daß der Beobachter im Korbe bleibt und wartet, bis sein Ballon abgeschossen ist, da dann eine Rettung nicht mehr möglich wäre. Er muß vorher mit dem Fallschirm abspringen, damit er bald mit einem anderen Ballon wieder aufsteigen und seine gründliche Kenntnis des betreffenden Geländes weiter nutzbar machen kann. Er selbst kann den sich nähernden Flieger meist nicht sehen, weil dieser durch die Gashülle verdeckt wird; deshalb wird von der Erde aus mittels Fernsprechers die Weisung gegeben, wann der richtige Augenblick zum Absprung gekommen ist. Erfolgt der Sprung zu spät, so fällt die in Brand geschossene Hülle auf den Fallschirm, und der Beobachter ist verloren. Meist gehen die Absprünge aber glatt von statten. Todesstürze sind selten. Gerät etwa der Fallschirm gelegentlich in einen Baum, so können hilfreiche Kameraden den Beobachter leicht befreien.

Von der Tätigkeit der Luftschiffer hört man in der Öffentlichkeit leider viel zu wenig, weil vornehmlich die Flieger die Aufmerksamkeit weitester Kreise erwecken. Aber auch der Luftschiffer verdient es, wie wohl aus Vorstehendem hervorgeht, besonders beachtet zu werden. Auch sein Dienst ist schwer, und den Gefahren des Abgeschossenwerdens ist er besonders stark ausgesetzt, ohne daß er sich irgendwie zur Wehr setzen kann.

Feierabend.

Novelle von Gertrud Papendick.

(2. Fortsetzung.)

Da konnte man sich höchstens ein paar Wochen an der Ostsee leisten. Und doch hatte es ihn sein Leben lang immer hinausgezogen, all die Schönheiten der Welt zu sehen. Zu seiner Tochter wollte er zuerst; zu ihren Kindern, die heranwuchsen, von denen der Älteste schon in Quarta saß. Dann sollte es weitergehen in die Berge, nach Bayern, Tirol. Er kannte die Alpen nicht. Vielleicht kam er auch einmal nach Italien hinunter.

Zu Neujahr schrieb er sein Entlassungsgesuch und machte, wie üblich, dem Direktor davon Mitteilung. Er suchte ihn eines Tages gegen Mittag im Amtszimmer auf, und es war eine halbe Stunde voll merkwürdiger und wehmütiger Feierlichkeit, in der der alte Mann, der den Siebzig nicht mehr fern war, sich von dem weitaus jüngeren Vorgesetzten die Bestätigung holte, daß er ein Recht hatte, alt zu sein.

Direktor Kaupp war ein großzügiger Mann, und es kam ihm wohl selbst zum Bewußtsein, wie seltsam und unnatürlich die althergebrachte Form des dienstlichen Verhältnisses in diesem Augenblick war; vielleicht ergriff es ihn auch, zu sehen, wie eine Lebensarbeit hier zu Ende ging. Er drückte dem andern bewegt die Hand: „Sie sehen mich überrascht und erschüttert, Herr Professor. Ich war wohl darauf gefaßt, diesen Fall einmal eintreten zu sehen. Aber ich habe den Zeitpunkt nicht so nahe geglaubt. Ich hätte gewünscht, Ihre treue, wertvolle Arbeit wäre unserer Anstalt noch recht lange erhalten geblieben. Das Gymnasium verliert unendlich viel an Ihnen. Wir alle werden Sie sehr vermissen."

Der Professor Fischer lächelte, um seine Bewegung zu verbergen. „Die verbrauchten Kräfte müssen den jüngeren und frischeren Platz machen. Für mich ist es Zeit." . .

An demselben Tage sagte er es auch Fuhrmann. Es war auf der Straße, als sie nach Hause gingen. Und es gab dem andern einen Ruck, daß er stehenblieb. Einen Augenblick mußte er sich sammeln. Und dann, indem er weiterging, kopfschüttelnd, sagte der Professor Fuhrmann in seiner frischen, urwüchsigen Art: „Verzeihen Sie, verehrter Kollege, aber soviel Gescheitheit hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Bisher habe ich mich immer für den Klügeren gehalten." . .

Dann kam ein Tag gegen Ende März, an dem die Sonne schien und der erste Frühlingswind um die Dächer pfiff, da gab der Professor Fischer seine letzte Unterrichtsstunde. Das heißt, er gab eigentlich gar keine Stunde mehr. Er sprach zu seinen Schülern. Er nahm von ihnen Abschied und gab ihnen ein paar Worte mit auf den Weg, nur wenige, denn es war nicht seine Art, viele Worte zu machen: „Ich habe euch ein Stück geführt auf eurem Wege, jetzt müßt ihr ohne mich weitergehen. Ich bleibe stehen, ich komme nicht mehr mit, ich scheide aus. Ich gebe euch in andere Hände, die weiter an euch wirken werden. Werdet alle ordentliche Menschen! Macht mir keine Schande! Ich will nicht sagen: Vergeßt mich nicht. Ihr könnt mich ruhig vergessen, darauf kommt es nicht an. Und wenn euch von eurem Wissen etwas verlorengeht, so ist der Schade nicht groß. Nur vergeßt nicht das, was ich mich mühte, in eure Herzen zu legen. Sorgt, daß nicht all meine Arbeit an euch vergeblich war."

Die großen Jungen saßen still und ernsthaft, und manchem stieg es kindlich und heiß in die Augen. Einer sah starr und angestrengt zur Decke, das war Rudolf Forstreuter, der Primus, und ein anderer schluckte krampfhaft, das war Tiedge, der Taugenichts, der vom „Piscator" selten ein gutes Wort zu hören bekommen.

Der Professor Fischer stand auf dem Katheder und stützte sich mit beiden Händen auf die Tischplatte, während er sprach. Vor seinen Augen war ein Schleier, daß er fast keinen erkennen konnte. Als er geendet hatte, traten sie alle heran und drückten seine Hand mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen und steifen Verbeugung. Zu sagen wußte keiner etwas.

Der letzte Tag war schwer für den Piscator. Die große Abschiedsfeier in der Aula mit der Ansprache des Direktors, dem Chorgesang der Schüler, der Überreichung der Erinnerungsspenden von seiten der Lehrerschaft und des Gymnasiums war anstrengend und ermüdend, aber sie ergriff und erschütterte ihn auch mehr, als er erwartet hatte. Es war doch nicht so leicht, herauszutreten aus einem Kreise, dem man den größten Teil seines Lebens angehört hatte. Es ging dabei doch ein schmerzhafter Schnitt durch die Seele.

Als er die Treppe hinabstieg, zum letztenmal, schrillte die Glocke durchs Haus. Man hatte wohl vergessen, sie abzustellen, und sie gab nun, getreu und pünktlich wie stets, das Zeichen zum Beginn des Unterrichts. Der Ton fuhr gellend durch alle Stockwerke, drang durch jede Tür, sprang in jeden Winkel wie ein wilder, unsinniger Kobold, der dann langsam müde wurde und in sich zusammenfiel und endlich schwieg.

Fischer aber war stehengeblieben und hatte den Kopf gehoben nach diesem bösen, schrillen Klang, der solange über sein Leben geherrscht, den er oft gehaßt, weil er ihm seine Zeit zerschnitten und geteilt und wieder zugeworfen hatte in lauter strengbemessenen Stücken; der ihm Tag für Tag und jede Stunde von neuem gellend in die Ohren ge-

Digitized by Google

schrien: Du bist nur ein Werkzeug, geh hin und tu deine Pflicht!

Heute hörte er ihn zum letztenmal. Mit diesem Tag verlor die Glocke die Herrschaft über ihn.

„Was haben Sie?“ fragte der Kollege Fuhrmann besorgt.

„Oh, nichts,“ gab Fischer zurück und stieg weiter die Treppe hinunter, „es macht mir nur Spaß: Kuhnke hat vergessen, die Glocke abzustellen.“

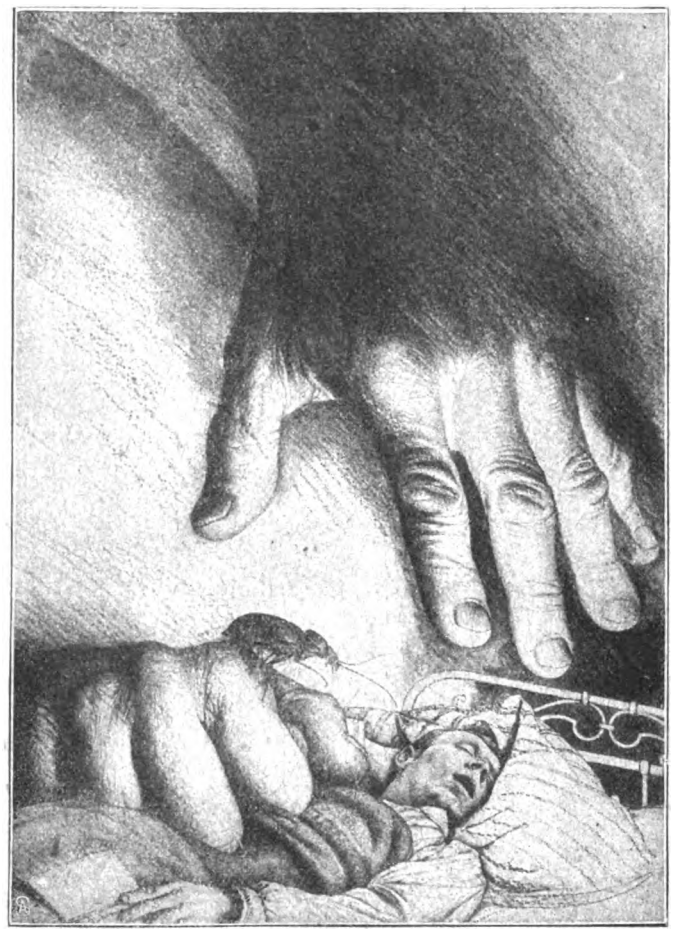
Aber als sie dann heraustraten, und als die schwere Tür hinter ihm zufiel, da war es ihm doch, als wäre ein Stück seines lebendigen Menschen zurückgeblieben in dem kahlen, roten Backsteinbau, in den großen, hellen, nüchternen Klassen, in denen er durch Jahrzehnte mit all seiner besten Kraft gebaut hatte an dem Werk, das eins der schwersten und eins der undankbarsten ist auf Gottes Erde, an dem, dessen Ziel ist, Kinder zu Menschen zu machen.

Zu Hause, in seiner stillen Wohnung in der Neustädtischen Kirchstraße, kam die Erschöpfung über ihn. Er ging die ersten Tage umher wie im Traum, und es dauerte eine Weile, bis er sich zurechtgefunden hatte. Erst ganz allmählich fing er an, sich des veränderten Zustandes bewußt zu werden, doch dann empfand er mit einem tiefen Glücksgefühl die vollkommene Ruhe um ihn her, das Losgelöstsein von jedem Zwang und jeder Pflicht.

Freilich erschien es ihm nur, als ob er Ferien hätte, Osterferien, wie jedes Jahr, wie die andern auch. Eine Ausspannung von vierzehn Tagen, in der die ewig fortlaufende Arbeit doch endlich einmal zum Stillstand gekommen war. Keine Korrekturen auf dem Schreibtisch, keine Sitzung im Kollegium, kein säumiger Schüler, der noch nachmittags mit der Strafarbeit antrat. Noch erfaßte er es nicht, daß diesmal für ihn jenseit der kurzen Ruhezeit nicht wieder ein neuer Anfang stand.

Der Professor Fischer schlief in den beiden ersten Wochen bis in den Tag hinein, seit Jahren hatte er nicht so gut geschlafen. Gegen Mittag ging er spazieren und saß am Nachmittag am Schreibtisch, las oder schrieb und rauchte dazu eine Zigarre oder zwei. Und gegen Abend, wenn draußen die Temperatur wieder unter den Gefrierpunkt sank, obwohl man schon im April war, dann freute er sich der behaglichen Wärme seines Arbeitszimmers und wußte, daß niemand ihn stören konnte, daß niemand irgend etwas von ihm verlangen durfte, und daß am nächsten Morgen keine Pflicht ihn frühzeitig herausrief. Er fing auch wieder an zu zeichnen, mit einer kindlichen Freude am eigenen Können, und machte Pläne für die Zeit, wenn es warm sein würde, wenn er erst mehr herauskönnte. Die Schwindelanfälle des vergangenen Jahres hatten sich nicht wiederholt, und nachdem er die schwere Erschöpfung der ersten Tage überwunden hatte, meinte er, wieder so frisch zu sein wie in seiner besten Zeit.

Die Tage liefen hin. Am 10. April begann in allen Schulen wieder der Unterricht. Fischer wußte den Tag genau. Es hätte ihn ja nun nicht mehr kümmern sollen, aber gegen seinen Willen dachte er beständig daran. Und am ersten Morgen des neuen Schuljahres erwachte er unerwartet früh. Er sah nach seiner Uhr: halb sieben. Von der nahen Neustädtischen Kirche schlug es zweimal. Das war die Stunde, zu der er sein Leben lang gewohnt gewesen, aufzustehen. In dem ersten halbwachen Augenblick wollte er auch diesmal aus dem Bett. Aber dann sah er sich verwundert um, besann sich und sank wieder zurück. Er wollte weiterschlafen. Aber er war nun wach, er konnte nicht mehr, jede Spur von Müdigkeit war verflogen. Es quälte ihn, es ärgerte ihn, aber der Schlaf kam nicht wieder. So stand er auf.



Alpdrücken.
Zeichnung von Richard Müller.

Und während er sich anzog, absichtlich langsam, weil er ja Zeit hatte, ach soviel Zeit, trat er hin und wieder ans Fenster und spähte hinter dem Vorhang hinaus und sah durch die morgenstille Straße die Kinder zur Schule ziehen, Jungen und Mädchen, eine ganze Schar, immer neue, immer mehr, verschlafen die einen, morgenfrisch die andern, große und kleine, in Gruppen und allein. Er erkannte die grün-gelben Mützen der Realschule und die schwarz-blauen des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums. Und er sah drüben, auf der andern Seite der Straße, den Oberlehrer Dr. Frischhaupt gehen, den Kleinen, Dicken, den die Jungen „Moppel“ nannten. Und dem alten Mann wurde das Herz schwer, er wußte nicht warum.

Er trank seinen einsamen Morgenkaffee und las die Zeitung dabei. Er las wohl eine Stunde und länger daran. Und das kam, weil seine Gedanken immer fortliefen von den Zeilen und den alten Weg hingingen, den er selbst nun nie mehr gehen würde. Jetzt läutet es, dachte er. Jetzt treten sie in der Aula an zum Gebet. Zum erstenmal ohne mich . . .

Er schalt sich einen Narren. Er hatte es doch gewollt. Und es war auch gut, mehr noch, es war nötig gewesen. Er hatte es doch gefühlt, daß er müde war, daß es Zeit war für ihn. Nun hatte er seine Ruhe und hatte seine Freiheit und konnte sich das Leben bauen, wie er es wollte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neue Männer auf wichtigen Posten.

Berliner Illustr.-Gesellschaft.

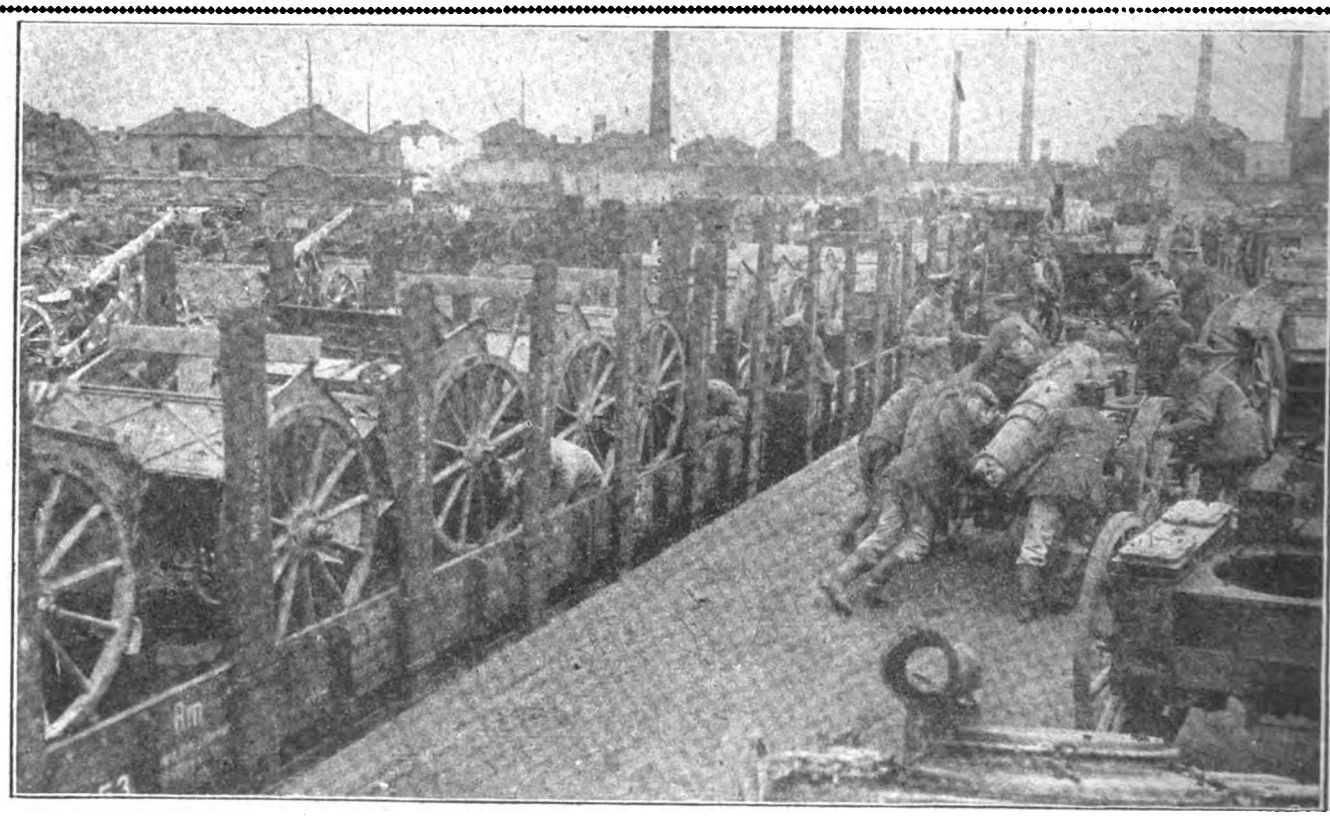
Vizeadmiral **Ritter v. Mann Edler v. Tiechler,**
Staatssekretär des Reichsmarineamts.

Generalleutnant **Scheüch,**
preußischer Kriegsminister.

Phot. Ruf.

Geh. Justizrat **Trimborn,**
M. d. R.,
Staatssekretär des Innern.

Der Nachfolger des Admirals v. Capelle als Leiter des Reichsmarineamts ist ein gebürtiger Bayer und gehört seit 1884 der Marine an, seit Januar 1918 mit dem Range als Vizeadmiral. Er befehligte früher den Panzerkreuzer „Blücher" und das Linienschiff „Kaiser" und war in den Jahren 1913/14 eine Zeitlang Chef des Stabes der Hochseeflotte. Später stand er der Inspektion des Torpedowesens vor, und zuletzt hat er als Leiter des U-Boot-Amts im Reichsmarineamt eine äußerst verdienstvolle Wirksamkeit entfaltet. — Der neue preußische Kriegsminister, Generalleutnant Heinrich Scheüch, bisher Generalmajor und Chef des Kriegsamts, stammt aus dem Elsaß und ist 1864 in Schlettstadt geboren. Schon frühzeitig in das Kriegsministerium versetzt, hat er einen großen Teil seiner Laufbahn im militärischen Verwaltungsdienst verbracht und war seit Juli 1913 mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Direktors des Zentraldepartements im Kriegsministerium beauftragt. In dieser Stellung traf ihn der Krieg, in dessen Verlauf er zunächst als Stabschef des Kriegsministers im Großen Hauptquartier, dann als Brigade- und als Divisionskommandeur Verwendung fand, um nach dem Rücktritt des Generals Groener im August 1917 an die Spitze des Kriegsamts berufen zu werden. — In der Person des 64jährigen Reichstagsabgeordneten Karl Trimborn ist ein weiterer Zentrumsparlamentarier in die Regierung eingetreten. Der neue Staatssekretär des Innern kommt, wie sein unmittelbarer Amtsvorgänger Wallraf, aus Köln und ist von Beruf Rechtsanwalt. Während des Krieges war er mehrere Jahre beim Generalgouvernement in Brüssel als Referent für Wissenschaft und Kunst tätig und hat namentlich auf dem Gebiete des Schulwesens sehr Verdienstliches geleistet.



Planmäßige Rückverlegung einer Artilleriewerkstatt auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Bild- und Film-Amt.

Digitized by Google

Nr. 45 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer"

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**
Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße."

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(8. Fortsetzung.)

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Es wurde also nunmehr vereinbart, daß der Bauer Hartmann bis zu seinem Tode im Besitze blieb, aber ohne weitere Verfügungsrechte, die eine Minderung herbeiführen würden. Selmar jedoch, dem der Knechtelohn zu bescheiden auskömmlichem Taschengeld gekürzt werden ollte, würde nach des Bauern Tode die Erbschaft antreten.

Sie standen einander scharf gegenüber. Selmar hatte die Rechte ausgestreckt, in die der Vetter einschlagen sollte. Der zögerte. Genau so stand er da mit mierig verknittertem Gesicht und langem wackligen Körper, wie er bei irgendwelchem Viehhandel seinem Abkäufer gegenüberzustehen pflegte, die Arme ein wenig zurück, als Zeichen, daß er den Einschlag nicht leisten wolle, und die Augen unruhig wie die Diebe als Vorteilssucher.

Dahergeredet war, weitere Worte wären Weibertratsch gewesen. Drum und dran war der Erbschaftsanwärter, die Handelsgebärde einzuziehen. — Da erscholl ein gräßliches, sinnloses Gezeter und Geschimpfe von der Seitenbank her, wo die Schwester saß. In der großen Angst ihres Herzens schüttete sie ihren Schelltopf aus.

Der Bauer stierte sie an und fürchtete sich. Dazu bellte der Hund. Es war beinahe drollig anzusehen und anzuhören, wie jedes seine Ansicht abgab.

Und zwischen des Hundes Gebell stieg plötzlich ein Heuler auf, ein Jaulen im Diskant aus rund zusammengezogenen, schwarzen Lippen, eine Leidens- und Unwillensäußerung, als ob der Vollmond ihm aufs Dach scheine, oder als ob Musik ertöne.

„Holla!" sagte der Bursch.

Das faßte der Hund als Aufmunterung auf, schoß auf ihn zu und umarmte ihn. Er sprang an ihm auf, umfaßte mit beiden Vorderpfoten sein Bein und drückte den Kopf heran.

Wahrhaftig, er ging wie ein Mensch vor. Und seine Augen sahen klug und ausdrucksvoll wie Menschenaugen aus, voller Kümmernis und Bitte. „Holla, alter Kerl, alter Wächter!"

Dabei trat der Anwärter auf die Halbblöde zu, rüttelte sie liebevoll ein wenig, strich ihr über die Schulter, sie solle sich beruhigen, solle schweigen. Klopfte den Hund, klopfte das alte Mädchen. Und eine sachte Sonntagsstille trat ein, die Kampfecke wurde zur Friedensecke.

In dem Schmutzian aber quirlte die Angst, das Gezeter könne wieder losgehen.

Digitized by Google

Halunkige Gedanken lagen im Hintergrunde: er werde schon seinen Daumen aufdrücken und den Burschen nicht ins Kraut schießen lassen, und zur Not werde er ein Mausloch im Kontrakt finden zum Entschlüpfen.

Streckte seine Hand zum Einschlagen vor — freilich wollte er — aber — aber — und es gab ein Wiederholen und Aufzählen aller Punkte, neuen Schacher, neues Beharren — bis endlich der Bursch einschlug und der Handel abgemacht war.

„Hund!" sagte der Schmutzian als Bewunderungsausdruck. Und dann saß er klapprig mit der Pfeife in der Sonne, schnüffelte jeder Hantierung des Burschen nach, mäkelte, mischte sich ein, verhinderte nichts, war aber im Wege und hielt auf.

Denn allmählich vollzogen sich gewaltige Änderungen — der Tisch büßte seine dicke Schmutz-, Ruß- und Fettkruste ein, seinen strohhalmdicken Mistbelag, der Ofen nahm andere Farbe an, Dielen, Treppen, Fenster mußten die Verkleisterungen fahren lassen.

Der Bursch hatte Kräfte wie ein junges starkes Pferd, seine Handgriffe förderten. Und sein Tag war lang.

Aber der Überwucherungen zur Ungehörigkeit waren allzu viele.

Da lagen seit Jahren und Jahren unbeackert gebliebene Feldstrecken, da gab es unabgeerntete Wiesenstreifen, da liefen unerlaubte Wege über die Hartmannschen Ackerflächen zur Bequemlichkeit der Nachbarn.

Selmar griff den Stromer Louis auf. Sie arbeiteten, daß die Späne flogen. Eines Tages gesellte sich der schwarze Rabe dazu. Und dann kam Mandeline und verriet die Geheimnisse des Brotbackens und der Butterbereitung.

Denn Selmar wollte sein Brot essen, seine Butter, seinen Käse, alles mit eigenen Händen von ihm zubereitet, während die geräucherten Fleischgerichte, die Speckseiten und Schinken, vorzüglich aber die Würste, deren Teigmasse unter des Schmutzians knetenden Händen den Weg durch das Loch in der Tischplatte gemacht hatten, den anderen verbleiben sollten. Die sich mit Freuden daran sättigten.

Selmars Leute hatten ihm eine Magd geschickt, die tüchtig zufaßte, Olga Hartmann erhielt schmale Arbeit zugewiesen, bei aufmunternden Worten. Es ging von der Stelle.

Endlich gab der Schmutzian seine Einwilligung, daß die eine Kuh verkauft würde, die schlecht im Milchertrag war, und daß eine neue dafür angeschafft würde. Ein Angebot lag vor.

Selmar machte sich auf den Weg und schloß seinen Kauf ab. Am späten Nachmittag trieb er heim.

Das Jahr war bös gewesen.

Im März hatte es glutheiße Hundstage gegeben, die ersten Tage des April hatten Schnee und Kälte beschert. Am zwanzigsten April aber war bei grausiger Hitze ein fürchterliches Gewitter herniedergegangen. Schmetternd die Einschläge, gelblich milchig die Farbe des Himmels, voll stürzender Wucht der Regen. Der Mai hatte alle Pracht des Frühlings beschert, und der Juni war eher kühl denn heiß in das Land getreten. Das Korn hatte hoch mit Ähren gestanden, Gras war gemäht worden. — Vierzehn Tage blüht das Korn, vierzehn Tage wächst die Frucht, vierzehn Tage reift sie.

Und dann hatte die Hitze das Regiment an sich gerissen, hatte alles verbrannt, Gras, Kraut, Blüte, kommende Frucht, hatte ihren gierigen Mund an die Bäche gelegt, so daß sie vertrocknet waren, hatte die Wolken ausgesogen, hatte den Bäumen und Büschen die Herbstfarbe übergeworfen, hatte das Harz aus den Nadelbäumen herausgetrieben. In den glutatmenden Tagen und den dämmerigen Nächten, die jeder Kühle ermangelt hatten, hatte sie es gesotten, so daß ein schwüler, beklemmender Duft die Wälder erfüllte, ein erstickend heißer Atem darin gebrütet hatte. Im bequemen Bette der hurtigen Sormitz hatten die weißen Bachschotter trocken im blendenden Sonnenlicht dagelegen über dem gletschergrünen Flußwasser, das dünnfadig seinen Weg darunter verfolgt hatte.

Wochenlang kein Regen. Dann einmal ein faules, kurzes Näßen durch ein Sieb mit fadendünnen Löchern.

Aber Staub! Staub!!

Der Magistrat von Leutenberg hatte die Wasserleitung für die Abend- und Nachtstunden gesperrt. Man mußte haushalten.

Selmar trieb seine Kuh heim, es war ein schönes Tier, in hellster Kiesfarbe mit weißer Verschwemmung. Die großen Augen zwischen den weißen Wimpern blickten geduldig und dumm. Folgsam ging die Kuh dahin, wie der neue Herr sie führte.

Kein Stockschlag trieb sie an. Wenn sie stehenblieb, um zu rasten, wurde ihr Weile dazu bewilligt, und der Befehl zum Weiterwandern wurde immer in gelinder Form gegeben.

„Vorwärts, Scheckchen!"

Das Tier drehte den Kopf und sah den Führer dumm und eingehend an.

Der kraute es an der Stirn. Lachte dazu. Und die Kuh ging weiter, folgsam, dumm und nachdenklich, um nach einer Weile wieder zu rasten, wieder den Kopf zur Seite zu drehen, in der Absicht, wieder gekraut zu werden, und, wenn dies geschehen, ihren Kuhschritt wiederaufzunehmen.

Da der Weg durch diese Machenschaften Scheckchens allzu langsam gekürzt wurde, fing Selmar eine Unterhaltung mit dem Tiere an. Er erzählte von dem Stall, der frisch geweißt worden sei, von den beiden anderen Kühen, die Olga und Amanda geheißen wurden, und er sagte Scheckchen die tadelloseste Behandlung zu bei ausgiebigen Futterrationen.

Brüderlich ging er nebenher, klopfte gelegentlich Nacken und Flanken des Tieres, erzählte weiter von dem Hund Wächter, von Hof und Haus und Feld und Wiesen, so daß eine große Anbrüderung sich vorbereitete, worüber Scheckchen vollends zutraulich wurde.

Das heißt, sie schuckelte kuhhessig weiter, ungrämlich, unverdrossen, mit ihren großen, stillen, unbelebten Kuhaugen.

Und doch mit einem Zusammenklang in Bewegung, Schritt und Blick, der über Willfährigkeit hinausging und Freiwilligkeit war.

Sie kamen durch ein Dorf. Ein paar Burschen sprangen herzu. Lachten über den Kauf — daß der alte Hartmann den Geldzuschuß bewilligt habe — und über die Schmerzen, unter denen es geschehen sein mochte.

Dann kamen Mensch und Tier wieder zwischen die Felder, die abgeerntet waren, zwischen die Grasränder, die vertrocknet waren, an verdorrten Sträuchern vorüber und verkümmerten Blumen, matten, spielerig kleinen Königskerzen und verkrüppelten Glockenblumen. Hinten am beginnenden Wald lag etwas wie ein schwarzer Stein, das nicht dorthin gehörte.

Dieser schwarze Stein regte sich und sprang auf, schoß bellend in langen Freudensätzen herzu und veranlaßte Scheckchen zu Quersprüngen, die auch der Führer mitmachen mußte.

„Heda!" Das war Wächter, der seinen Freund und Herrn bewillkommnete. „Alter Wächter! Ruhe, Scheckchen!" Selmar wetterte. Immerhin hielt der ungleiche Marsch noch ein Weilchen an.

Der Bursch nebst Begleitung mochte etwa für einen gerechten Schritt noch zwanzig Minuten von Eppendorf entfernt sein, als er von zwei Personen überholt wurde, einem Mann und einer Frau.

Der Mann sagte zur Frau: „Itze hast du Begleitung, da geh ich heim. Ich muß zutret." Und zu Hartmann gewandt:

Digitized by Google

In der Bibliothek. Gemälde von Carl Seiler.
(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Königl. Glaspalast.)

Digitized by Google

„Der Nachbar hat morgen die Dreschmaschine, da haben wir uns verpflicht, meine Frau und ich. Kämpf mag das net hab, daß seine Frau in der Dunkelheit alleine durch den Wald geht. No, ich sause itze ab."

Der Schwager machte kehrt und ging davon. Laura sagte: „Ich war bei meinen Leuten. Wir hatten schlechte Botschaft gehabt, das Kind wäre krank. Mein Mann wollte das net hab, daß ich mich sollte sorg. Da hat er mich gehen geloß. Auch der Mutter wegen, ob die ihr Recht hat. Aber sie sind alle einig. Und das Kind ist besser. Das war nur vorübergehend."

„Die Leute übertreiben leicht", antwortete der Bursch. „Man muß immer a bißle was abzieh."

„Freilich," gab sie zurück, „aber man zögert doch, es könnt mal zutreffen." Sie musterte die Kuh. Darüber gab er den Bericht vom Ankauf und von Scheckchens Tugenden.

„Ach, die würde ich Mäuschen nennen," entgegnete Laura Kämpf, „weil sie so zutraulich ist." Und nach einer Weile: „Mein Mann sagt, man soll das Vieh gut verpfleg, aber man soll keine große Freundschaften damit anfangen. Nachher kommt's zur Mast, und der Fleischer holt's, oder man schlachtet es für sich selbst ein. Die Mutter sagt aber, man soll net über alles wichteln. Das Federvieh muß ja geschlachtet werre; aber da dring ich drauf, daß mer für uns immer die biesen einschlachten, die Ärger gemacht haben. Da beiß ich nachher, und es dauert mich nicht. Aber so a Stückle Vieh, das mit einem gearbeitet hat . . ."

Sie waren im Wald, Kiefern- und Fichtenduft umfing sie, Schwüle füllte die Luft aus.

Ein Mann kam ihnen entgegen, es war Kämpf. Nun hub der Bericht über den Kuhkauf von neuem an, aber rein sachlich, nur vom Standpunkt der Nutzung aus.

Selmar sagte: „Halt sie ist willig, sie wird ihre Sach schon machen, jawohl." Die Kuh ruhte. „Vorwärts, Mäuschen", sagte er.

Der jungen Frau stieg das Blut ins Gesicht, auch Selmar errötete. Es war tief dämmerig hier im Walde. Das Stücklein hellerer Himmelsfarbe stand wie ein schmales Band über dem freien Wege.

Kämpf sprach von der Hitze und von dem schlechten Korn, das die Halmfrucht der Notreife wegen lieferte. Dann über Selmars Arbeit in der Hartmannschen Wirtschaft und über die vielen Widerstände, die ihm die erforderlichen Neuerungen und Erweiterungen erschwerten.

„Man überwindet's", antwortete Selmar. „Dadurch, daß man net gleich an allen Ecken losarbeiten kann, macht man das Zuständige, wo man ran kann, gründlich. Vor meiner Militärzeit hätte ich das net gekonnt, so zuwarten. Da wäre ich gewaltsam gewesen. Man kriegt doch bei der Waffe erst den richtigen Knochenbau."

Er erzählte vom Militär, von den Kameraden und Vorgesetzten. Er hatte die Schießschnur gekriegt und war Gefreiter geworden. Dem Kriegerverein unten in Leutenberg wollte er auch beitreten. Späterhin! Freilich!

Sie kamen aus dem Walde heraus.

„Mer wollen zuschreiten", sagte Kämpf und nahm schärferen Schritt an.

Selmar folgte mit Mäuschen und Wächter. Mäuschen bestimmte wieder das Tempo des Marsches.

Selmar ließ es geschehen. Seine Augen liefen vorauf, wo ein weißes Sonnenflattertüchlein in der Dämmerung entschwunden war. —

Die gnadenlose, glutschwere Sommerhitze währte weiter und griff in den September über.

* * *

Im Nachbardorf war ein junges Mädchen gestorben.

Es lag ein Unstern über dem Elternhause. Bis zu siebzehn, achtzehn Jahren gediehen die Kinder gut, hatten rote Wangen und Arbeitseifer; aber dann fingen sie plötzlich zu welken an, und ehe ein Jahr vergangen war, konnten die Eltern die Grabstätte rüsten.

Die Burschen trugen den Sarg zum Gottesacker. Die Gefolgschaft war sehr groß. Denn es war Sonntag, wo keine Land-, Hof- und Hausarbeit zur Erledigung drängte.

Die Frauen und Mädchen weinten, die Männer und Burschen ging ernst hinter dem Sarge her. Es war ein Wandel des Alltags, eine Änderung der Stimmung ins Gehobene hinüber. Und das Mädle, das den Weg in Gottes Vaterarme angetreten hatte, war ein liebes Ding gewesen, fleißig, anhänglich, eine gehorsame Tochter und gute Kameradin.

Da durfte man die Tränen doppelt reichlich fließen lassen.

Als die Trauernden alle nach Abschluß des Begräbnisses noch beisammenstanden, leise Worte tauschend, kam, wie durch Zufall, Selmar Hartmann neben die junge Frau Kämpf zu stehen, mit einem ganz kleinen verdächtigen Zwischenraum.

Er redete sie nicht an; aber sie wußte, daß er neben ihr war. Und sie konnte es nicht hindern, daß ihr Herz zu klopfen begann und das Blut in ihre Wangen strömte.

Es sahen es viele. Einzelne, das waren die Alten, die Schelmischen und Sorglosen, lächelten über die junge, schüchterne Frau, andere aber fragten, was der Bursch sie angehe. Und auf dem Heimwege redeten sie davon, mährten und mutmaßten.

Das Grab blieb zurück in seinem großen Ehrenschmuck der vier Edeltannen, die an den vier Grabecken aufgepflanzt waren, die dünnen Stämme geschält und das Zweigwerk entfernt bis auf den Quirl oben, an dessen grüner Spitze schmale, weiße Bandschleiflein flatterten. Runde, feste Girlanden von Mahlbeerkraut verbanden die Stämme. Mit Kränzen bedeckt lag der Hügel da im höchsten Feiertag seiner Zeit.

Am Abend kam die Mutter wieder und besuchte ihr Kind. Sie ging von einer Ruhestatt ihrer toten Kinder zur anderen. Tastend glitten ihre braunen, arbeitsharten Hände über die hellen Marmortafeln hin mit den eingelassenen Photographien derer, die hier unten ausruhten von ihrem kurzen Lebenstraum von Arbeit und ländlicher Freude und junger, ungelenker, heißer, dürstender Liebe.

Als sie heimkam, machte sie den großen Kleiderschrank auf oben in der Bodenkammer, fühlte mit ihren Händen über die Kleider und Röcke drinnen, drückte ihr Gesicht hinein und weinte bitterlich.

„Wenn du den Himmel heute hättest konnt gesehn," sagte sie zu ihrem toten Kinde, „so blau, wie der war, und so fein, wie die Sonne schien, und alle waren draußen, bloß du net, du steckst drinne." Und sie weinte weiter in großem Mutterjammer. „Ach, was muß ich mich doch kümmre, daß du weg bist. Ach, was habe ich bloß gesündigt, daß der Herrgott mich so grausam tut anpacke. Ich ho doch meine Kinder alle getragen und geboren und gewart und ho keine schlechten Gedanken niemals gehabt und bin immer in der Furcht Gottes gewast. — Itze aber bin ich in der Furcht vor Gott. — Der nimmt mir ja alles weg. Der macht mich ja itze so arm, daß ich friere muß. Gott, dein Wille geschehe! Ich bücke mich. — Ich ha bloß noch ein einziges Mädle, du großer Gott, du allgerechter Gott. Wenn du mir das wollteſt loß. Ich bitte dich. Aber dein Wille geschehe! — — Wenn du mir mein allerletztes Mädle wollteſt loß, wo du mir viere schunn hast weggenommen, du gütiger Gott, du allmächtiger Gott. Aber dein Wille geschehe. — — Freilich könnte ich das Mädle gut gebrauch bei aller Arbeit, die mich druckt. Aber dein barmherziger, gnadenreicher Trostwille, der soll geschehen. — Du wirscht mich net wollen zerschmettre, mein Gott. Ich will dir ja nix weiter vorschmeiß. Verzeih mir meine aufgebrachte Rede. Aber mein Kummer ist gar groß, und mein Herz titt gar weh! — Dein Wille geschehe!"

Es faßte sie eins um die Schulter. Mandeline sagte: „Ich därf bei dich bleiben. Meiner hat's erlaubt."

Da setzten sie sich nebeneinander auf das Kanapee in

Digitized by Google

der Oberstube und papperten und mährten sich in den Alltag zurück zur Ernte und zum Vieh, und daß sie bald den Fußboden der Wohnstube wieder würden streichen müssen, grau wieder. Wie sauber den die Kleine halte. Ach Gott, die Kleine!

Mandeline verstand sich auf das Rückensteifen.

Sie sagte: „Wie lange hast du dein Mädle gehabt? Neunzehn Jahre. Achtzehn davon sind sauber gewast voller Freude. Zuerscht kam der Spaß über das Dingelchen, wie es geboren war, und nachher kam die Hilfe, die es dir gewesen ist. Dafür hast du ein Jahr Pein mußt leide, wie dein Mädle ihren Reisepaß vom Herrgott hat zugestellt gekriegt. Das ist freilich schwer gewesen. Aber das Gute wiegt doch über. — Und die Erinnerung! Nune ist das so, als ob man sein Blumenbeet herrichten tutt. Man zupft jedes bißle Unkraut aus. Bloß die Blumen läßt ma stieh. Und du vergißt jedes bißle Ärger, wo dir dein Mädle gemacht hat. Denn man versieht's auch amal in der Dummheit, wenn man noch jung ist. Das gibt keine Mutter auf der ganzen Gotteswelt, wo nicht auch ihr bißle Ärger muß einstack. Meine Mutter hat's net leicht mit mir gehabt, weil ich so verwogen war. Aber sie hat alles bloß im Guten gesehen. Und so will ich's auch amal halten."

Ihre Rückensteifung versing, sie half der Frau über die nächsten Stunden hinweg.

Am kommenden Morgen sprang sie ihr in der Wirtschaft bei, räumte und scheuerte. Am Abend kam ihr Mann und holte sie heim.

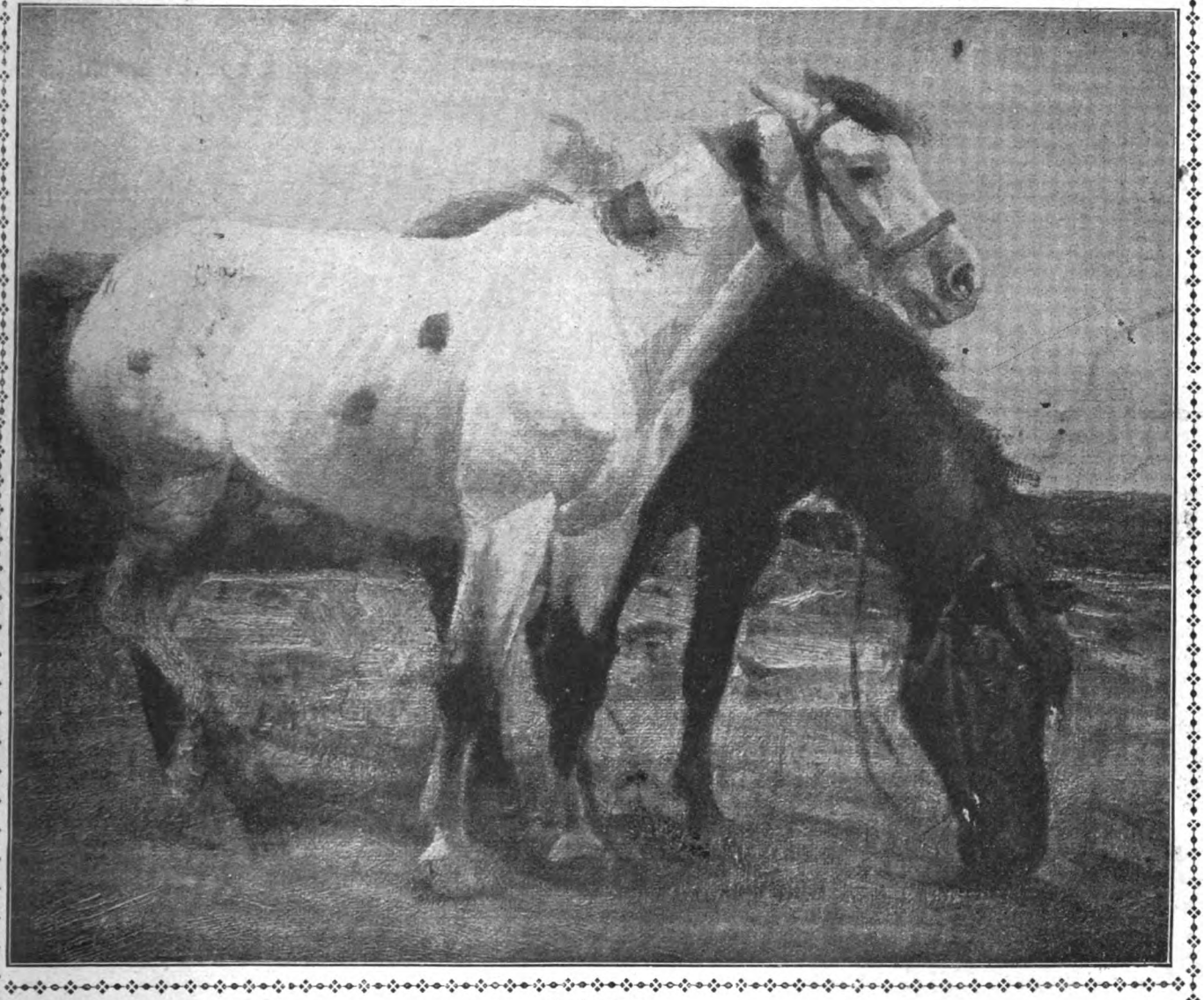
Er führte unterwegs unartige Reden über die Knickrigkeit der trauernden Bäuerin. Ein bißle Kuchen hatte sie gegeben, jawohl, aber wo blieben die Wurst und der Speck?

„Seine Teilnahme läßt man sich nit bezahlen", antwortete Mandeline. „Ich hätte doch überhaupt nix angenommen. Sie haben ene Tagelöhnern dagehabt, die haben sie freilich bezahlt. Nune haben sie mich a bißle höher gestellt. Und das will man doch hab."

Er schwieg und lächelte. Ging dicht neben ihr und verhäkelte seine Finger mit den ihrigen. Wie ein Brautpaar gingen sie dahin, wo sie schon sechs Monat miteinander in der Ehe lebten.

Mandeline hatte ihren Mann immer gezügelt. Das Quälgelüst hatte ihm zugesetzt, hatte in ihm gebohrt wie ein wildes Tier, das hinausbegehrte. Aber sie hatte immer den Dämpfer und Auflöser gefunden.

Und sie hatte keine Eintönigkeit einreißen lassen. Das Scherzwort war locker auf ihren Lippen gewesen. Aber



Versprengt.

Gemälde von Max Josef Becker.

(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Königl. Glaspalast.)

Digitized by Google

mix Blödes und Dummes, über das man lacht oder net lacht, je nachdem. Immer hatte er den Knochenbau dahinter gespürt. So ein Weib!

Er verhäkelte seine Finger fester. Straffte den Arm, so daß sie ganz dicht neben ihm zu gehen kam. Wollte sie unsinnig an sich reißen.

Dachte dann aber: das Kind ... Zügelte seinen Schritt, bückte sein Gesicht vor das ihre und sah sie voller Staunen und Neugier an.

Sie trug sein Kind. Zu Neujahr etwa sollte das Räblein sein Köpfle in das Tageslicht stecken. Stumm gingen sie dahin — der Mann in seiner dunklen Schlankheit, das Hütlein im Nacken, das Haar auf der Stirn, sein Unruhgesicht mit dem schwarzen Bartstrichlein und der braunflaumigen Haut voller Erwartung und Hoffen, die Frau ein wenig unbeholfen durch ihren gnadenreichen Zustand wachsender Mütterlichkeit. Aber doch das schöne Gesicht noch schöner als zuvor, rotlippiger, kleiner, fest- und spitzkinniger, mit gehobenen Wangen, die Gesicht wie Augen mit Glanz überstrahlten.

Dem Raben fielen die paar großen Ereignisse seiner Ehe ein.

Als sie kaum vier Wochen verheiratet gewesen, hatte er das Fleisch beim sonntäglichen Mittagessen, weil es nach seiner Ansicht zu hart gewesen, zum offenstehenden Fenster hinausgeworfen. Die Frau aber hatte den Napf mit den Klößen gefaßt und sie hinterhergeschüttet. „Itze haben wir alles draußen.“ In dem Raben aber war etwas aufgebrodelt, da er ihr strahlendes Angesicht gesehen, ein Gefühl prickelnder Freude hatte sich eingestellt. Voller Stolz und Anerkennung hatte er gedacht: Das ist ein Weib!

Kaum aber, daß er das Feld geräumt, hatte die Frau Fleisch wie Klöße säuberlich wieder aufgelesen, bespült, beputzt, und der schwarze Rabe hatte am Abend den Ursprung der reichlichen Kost gespürt.

Sie hatten gegessen — hatten beide geschwiegen — danach von ganz anderen Dingen geredet.

Dabei war ein Lächeln des Einverständnisses in ihren Gesichtern umgegangen — und sie hatten einander kleine Gefälligkeiten erwiesen. (Fortsetzung folgt.)

Erziehung zum Deutschtum.

Von H. Wega.

Es war viele Jahre vor dem Krieg, als ich mit zwei Belgierkindern in einem Bad bei Ostende weilte. Sie hatten englische Vettern dort, mit denen sie am Strand zu spielen pflegten. Plötzlich gesellten sich zu den vieren noch drei deutsche Kinder, zwei liebe, frische Buben von sieben und acht und ein verständig blickendes Mädel von etwa zehn Jahren. Als sie meine Belgierkinder zum erstenmal auf deutsch anredeten, ob sie mitspielen dürften, antworteten diese zuerst nicht, sondern blickten fragend und verlegen auf die englischen Vettern, die sich ganz ablehnend verhielten. Schließlich brachte einer derselben heraus: „Don't speak german!“ und wandte sich kühl ab. Die Belgier taten ein gleiches.

Aber die deutschen Kinder ließen sich durchaus nicht einschüchtern. Sie versuchten es immer wieder. Das Mädel brachte ein paar französische Brocken hervor, und die Jungens radebrechten nach kurzer Zeit englisch. Als die Trennungsstunde schlug, wurde nur noch englisch gesprochen, englisch gespielt.

Die Eltern der deutschen Kinder waren entzückt. Diese leichte Auffassungsgabe! Diese Anpassungsfähigkeit! Die findet man nur in Deutschland. Sie lobten die Kleinen und reisten im Gefühl, sich erheblich bereichert zu haben, ab. —

Dies Beispiel scheint mir kennzeichnend für unsere Art der Erziehung vor dem Krieg. „Paßt euch an! Fühlt euch hinein in fremde Sprachen, fremde Seelen, fremde Literatur! Je mehr ihr das könnt, desto höher wird das deutsche Ansehen im Ausland steigen.“

Und wir paßten uns an, fühlten uns hinein, wurden schließlich allem Ausländischen gerechter als dem Deutschen, pfropften manches fremde Reis auf gesunde deutsche Triebe, ihre Entwicklung dadurch hemmend. Wir pflegten in Schule und Haus fremde Sprachen oft mehr als die Muttersprache, wir reisten ins Ausland, um dort deutschen Fleiß, deutsche Tüchtigkeit hinzutragen, im übrigen aber schleunigst fremde Sitten und Gebräuche anzunehmen. Wir trieben in vorbildlicher Weise Handel mit allem, was Deutschland hervorbrachte, und hätten bald den Weltmarkt beherrscht, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, — aber echtes Deutschtum brachten wir nirgends zum Ansehen, und unsere besten Kräfte ließen wir im Ausland spielen, ohne an Achtung in den Augen unserer Ausbeuter zu gewinnen.

Wer daran noch zweifeln mochte, den dürfte der Krieg aufgeklärt haben, und da das Endresultat unserer Bemühungen in all seiner niederdrückenden Kläglichkeit zutage getreten ist, sollten wir nach beendetem Krieg andere Saiten aufziehen, andere Wege wandeln lernen. Eine Erziehung zum Deutschtum müssen wir anstreben, die nicht früh genug einsetzen kann.

Was den Engländer stark macht und fähig, überall zu herrschen, was ihm das Kolonisieren erleichtert, ist letzten Endes nur seine Arroganz, der feste Glaube, den er schon mit der Muttermilch in sich aufnimmt, daß alles Englische schön und gut sei. Und er bleibt Engländer, mag ihn später das Schicksal verschlagen, wohin es will. Die heimischen Sitten und Gebräuche legt er niemals ab, auch wo es widersinnig scheint. Er trägt in den Tropen zum Essen seinen Frack, wie er es daheim gewohnt war; er trinkt seinen „tea“ im Lande des Kaffees, er lernt eine andere Sprache als die englische nur, wenn er große Vorteile davon erwartet, oder wenn es unbedingt notwendig ist.

Sicher sollen wir nicht in jeder Beziehung den Engländern nachstreben. Aber ein wenig von ihrer überzeugten Selbstgefälligkeit, ihrer Kritiklosigkeit allem gegenüber, was das Vaterland hervorbringt, könnte uns nichts schaden. Deutsche Anpassungsfähigkeit hat uns groß und frei gemacht — innerlich —, hat uns Kenntnisse übermittelt, die unsere Feinde nicht besitzen, hat unsere geistigen Augen geschärft. Wir sehen die Welt in einem gerechteren Lichte, als sie uns sieht. Das mag vom ethischen Standpunkt erfreulich sein, hat uns jedoch andere als persönliche, innere Vorteile nicht gebracht, im Gegenteil, uns im Ausland oft mit einem Schein des Lächerlichen umgeben, uns schwächer hingestellt, als wir tatsächlich sind.

Die Fähigkeit zur Selbstkritik ist eine deutsche Eigenschaft, auf die wir stolz sind, und sicher zeugt sie von hoher Intelligenz, geistiger Schulung, — nur müßten wir im eigenen Hause damit bleiben. Wer sich selber achtet, spricht nicht öffentlich über Skandale in der Familie. Ebenso unklug und verächtlich ist es jedoch, des Vaterlandes Schäden vor dem aufhorchenden Ausland zu zerpflücken.

Auch der Engländer kritisiert, wenn er unter sich ist. Er verspottet die langweilige, heuchlerische Frömmigkeit englischer Sonntage. Er klagt über die Mangelhaftigkeit englischer Schulen. Aber er läßt es sich vor dem Ausländer nicht merken, schreibt keine Literaturen darüber; und wird etwas Englisches von einem Fremden angegriffen, sucht er es unter allen Umständen zu verteidigen.

Diese Zurückhaltung müßte künftig auch bei uns geübt werden. Wohl sollen die Kinder lernen, was gut und schön am Ausland ist, was sie vom einen, was sie vom andern ohne Schaden übernehmen könnten. Sie sollen in fremde Sprachen und Schriften eindringen, später ins Ausland reisen. Es wird ihnen eine wertvolle Beigabe sein, denn nur der bereist wirklich mit offenen Augen und offener Seele ein fremdes Land, der dessen Sprache versteht. Aber das Deutsche steht allem voran! Zuerst spreche man von deutschem Erfindergeist, von deutschen Heldentaten, deutschen sozialen Bestrebungen, deutschen wissenschaftlichen Erfolgen! Zuerst wecke man das Gefühl für die Schönheiten der Muttersprache, für deutsche Dichter, deutsche Denker, deutsches Wesen, zuerst schärfe man des deutschen Kindes Gerechtigkeitssinn und sein Verständnis allem gegenüber, was deutsch ist. Und erst, wenn es das als bestes Gut in sich aufgenommen hat, wenn es durchdrungen ist von der Unantastbarkeit und Überlegenheit des Vaterlandes, dann lasse man fremde Einflüsse heran. Sie werden den Boden bereitet finden und keinen Schaden mehr anrichten, nicht wie früher überschätzt, sondern richtig eingeschätzt werden.

Digitized by Google

Schule und Haus mögen künftig gemeinsam an der Erreichung dieses hohen Zieles arbeiten, Kirche und Staat die Bemühungen des einzelnen unterstützen. Der Krieg hat uns ganz unwillkürlich in die Grenzen unseres Deutschtums zurückgedrängt, hat uns manche wertvolle Erkenntnis über uns selber gebracht. Möchte sein erzieherischer Einfluß kein vorübergehender sein, nur aus der Not der Zeit geboren und mit der Not wieder ausgeschaltet! Möchte nie das traurige Schauspiel sich wiederholen, daß eine ganze Nation voll Entsetzen vor dem Spiegel steht, den das mißgünstige Ausland ihm vorhält, und sich verzweifelt fragt: „Das sollst du sein? Dieses Zerrbild?"

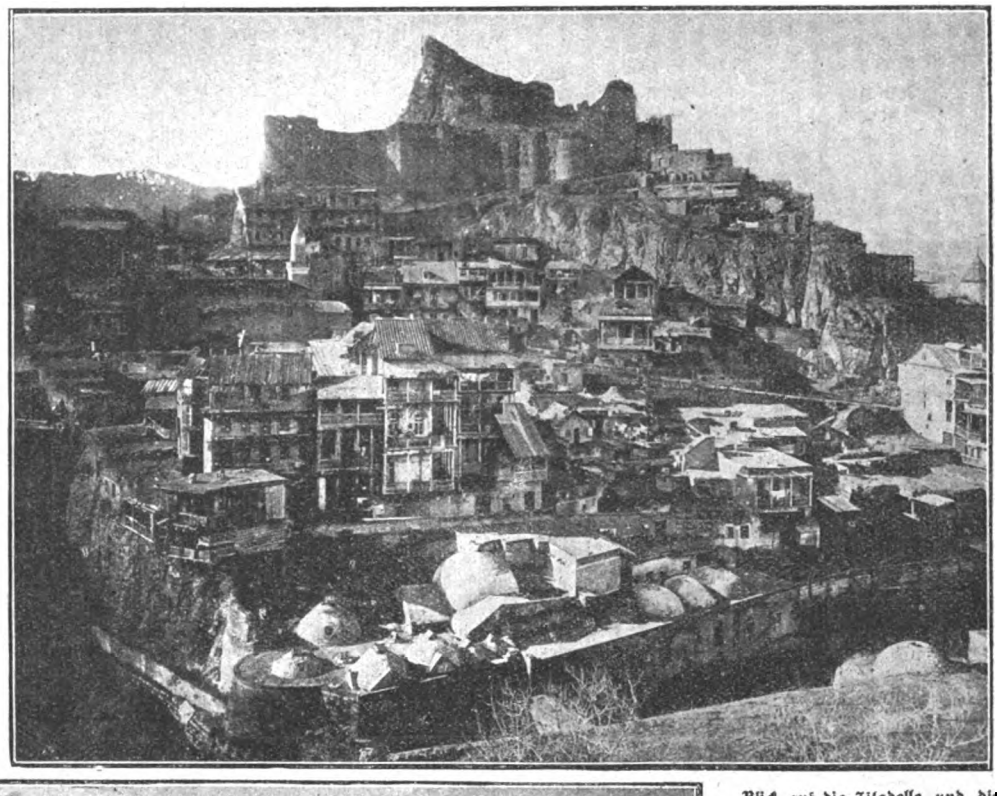
Möchte nicht noch einmal die furchtbare Erkenntnis, daß wir jahrzehntelang in der Irre wandelten, über uns kommen müssen! Wer mit sehenden Augen und mit fühlender Seele durch die Schrecken dieses Krieges gegangen ist, der wird künftig dafür sorgen, daß seine Nachkommenschaft mehr als bisher zu echten Deutschen erzogen, daß gesundes Deutschtum und keine krankhafte Ausländerei in seinem Hause gepflegt wird!

Vom Kaukasus.

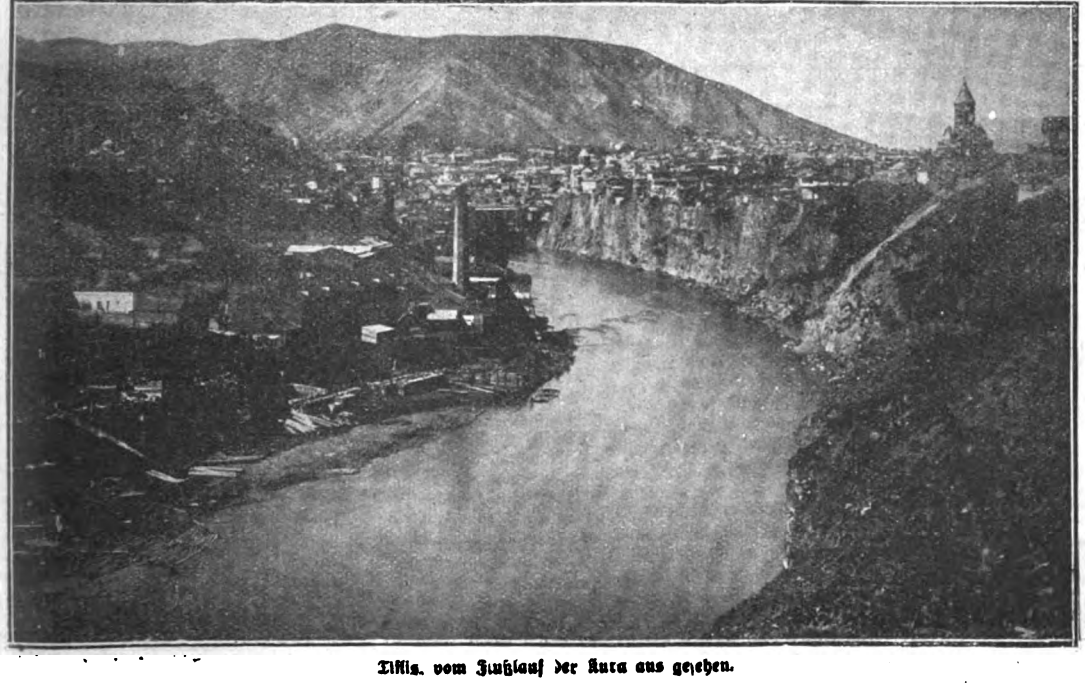
Von Franz Menke. — Mit 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Techno-Photographischen Archivs, Berlin-Friedenau.

Der Kaukasus ist wohl allgemein als ein gewaltiges Gebirge bekannt, doch herrscht im großen und ganzen wenig bestimmtes Wissen über dieses eigenartige Hochland. Die dortigen Bergvölker, von jeher die Freiheit als das höchste aller Güter achtend, haben jüngst eine von Groß-Rußland unabhängige Republik gebildet, aber das mangelnde und stellenweise gänzlich fehlende Gefühl der Zusammengehörigkeit dürfte dem Bestehen des neuen Staatswesens mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Nicht nur, daß das gewaltige, beinahe 1300 km lange Gebirge, dessen Ausdehnung also derjenigen zwischen Königsberg und Straßburg reichlich gleichkommt, von den verschiedensten Stämmen bewohnt wird, sondern diese Stämme stehen sich auch vielfach unfreundlich gegenüber und bedienen sich überdies der verschiedensten Sprachen, die gegenseitig oft gar nicht verstanden werden. Auch bringt die außerordentliche Unwegsamkeit des Gebirges es mit sich, daß hier das Trennende weit natürlicher als das Zusammengehörige empfunden wird.

Es liegt nahe, den Kaukasus mit den Alpen zu vergleichen, und doch sind diese majestätischen Hochlandswelten voneinander stark unterschieden. Schon die Höhe und Gestaltung der Gipfel ist bei beiden Gebirgen eine wesentlich andere. Diejenigen des Kaukasus starren in einer weit größeren Wildheit gegen den Himmel, ihre Flanken fallen ungleich jäher ab, und, was besonders hervorgehoben werden muß, sie sind zu mächtigen kompakten Massen vereint und lassen zwischen sich wenig Paßhöhen und trennende Schluchten frei. Es ist daher durchaus zutreffend, wenn ein Kenner des Kaukasus dessen wilde Gipfelbildung mit der kühnen, himmelstürmenden Konstruktion des gotischen Stils vergleicht, während



Blick auf die Zitadelle und die Schwefelbäder von Tiflis.



Tiflis, vom Fußlauf der Kura aus gesehen.

er für die Charakterisierung der Alpen die gemäßigten, ruhigeren Formen der romanischen Baukunst angemessen findet.

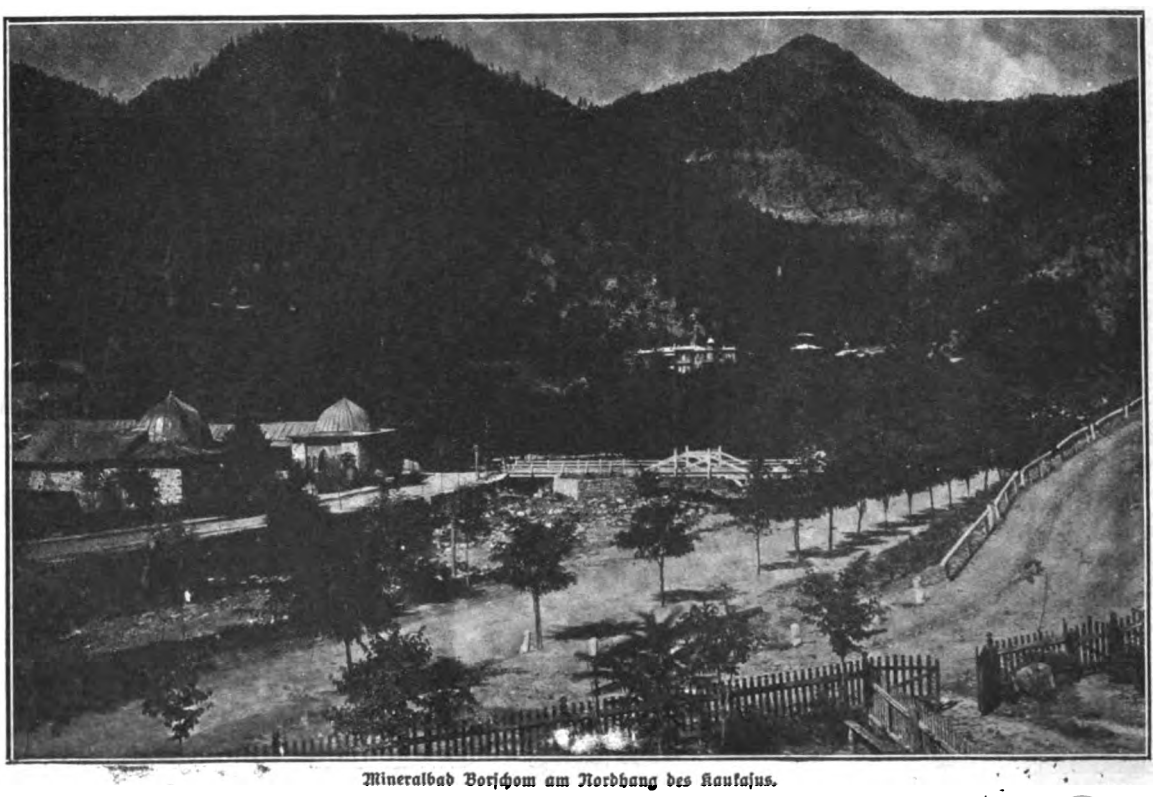
Gewiß gibt es auch in den Alpen diesen und jenen Gipfel von wilderer Gestaltung, aber was hier nur vereinzelt anzutreffen ist, bildet im Kaukasus die Regel. Selbst das kühngeformte Matterhorn darf nur als bescheiden gelten gegenüber den vielen eigenartigen Bergriesen des Kaukasus, unter denen hauptsächlich der Uschba ein König der Wildheit ist. Hierzu kommt, daß es im Kaukasus weit über 50 Gipfel gibt, die höher als der Montblanc

Digitized by Google

Di: Dar'a schlucht, im Vordergrund das alte Tamaraschloß.

sind, und daß man hier auf der ganzen Längenausdehnung nur vier Pässe findet, die unter 3000 Meter liegen. Alle übrigen (nicht allzu zahlreichen) Pässe überschreiten den Kaukasus in bedeutenderer Höhe, werden aber trotzdem von den Bergvölkern benutzt. Ein weiteres unterscheidendes Merkmal ist, daß die Gipfel der Alpen durch oft sehr ausgedehnte minder hohe Bergmassen geschieden sind, während im Kaukasus die eisstarrenden 4000 bis 5000 Meter hohen Gebirgskomplexe einander geradezu drängen. Auch die Gletscherflächen sind gewaltiger als in den Alpen, soll doch die Zahl der Kaukasusgletscher etwa 1000 betragen! Ferner ist die Pflanzenpracht der Südseite eine weit üppigere als die des entsprechenden Alpenteils, was sich durch die viel südlichere Lage des Kaukasus erklärt, der mit Mittelitalien auf demselben Breitengrade liegt. Birnen, Äpfel und ähnliche Obstsorten gedeihen noch in Höhen von 1500 Metern, die kaukasischen Almen aber sind mit duftenden Kräutern und zur Weide geeigneten Büschen derart überdeckt, daß ein Mann zu Pferde in diesen sommerlichen Pflanzenmeeren gänzlich ungesehen verschwinden kann. Charakteristisch für die Flora dieser Alpenweiden sind besonders Azaleenarten, Rhododendron, Ilex, Buchsbäume und Lorbeer, während höher hinauf hochhalmige Gräser und herrliche Kräuter, ähnlich der mitteleuropäischen Gräserwelt, gedeihen. Auch die Wälder sind anders geartet als in den Alpen. Es sind Urwälder im wahrsten Sinne des Wortes: Riesenbäume verschiedenster Art mit dazwischen wuchernden mannshohen Büschen und von zahllosen Schlingpflanzen bis in die Kronen hinauf durchschlungen. Desgleichen übertreffen die Schluchten des Kaukasus jene der Alpen an Großartigkeit ganz bedeutend. Selbst die uns unvergleichlich kühn dünkende finstere Pracht der Via mala, der Taminaschlucht und der Liechtensteiner Klamm können sich nicht mit den ungeheuren Riesentälern vergleichen, die dieses außerordentliche Bergland aufweist.

Aber mit der wilden Großartigkeit paart sich, zumal infolge der verhältnismäßig dünnen Besiedlung, eine merkwürdige Stille und Einöde. Man kann tagelang durch dieses Urland streifen, ohne auch nur eine Hütte oder eine weidende Herde zu erspähen. Höchst selten erfreuen Wasserfälle, wie sie den Alpen in so verschwenderischer Fülle zu eigen sind, den Wanderer in diesen hehren Einsamkeiten. Seen fehlen überhaupt, und nirgends sieht man Ortschaften, die sich mit den freundlichen, traulichen Dörfern und Städten Tirols und der Schweiz auch nur im entferntesten messen könnten. Die dem Kaukasus eigentümlichen Bergdörfer haben einen ärmlichen und finsteren Charakter, und wie die Wohnstätten, so auch die Menschen, die, bis an die Zähne bewaffnet, eher abweisend denn gastfrei sind und nicht selten dem Fremden feindlich in den Weg treten. Kunstlos aus Erde und Stein erbaut, niedrig, halb höhlenartig oder aber in Form von Türmen mit spärlichen, schmalen Schießluken, weisen die kaukasischen Wohnstätten darauf hin, daß hier Armut, Haß und Barbarentum beieinanderwohnen. Vergeblich sucht man

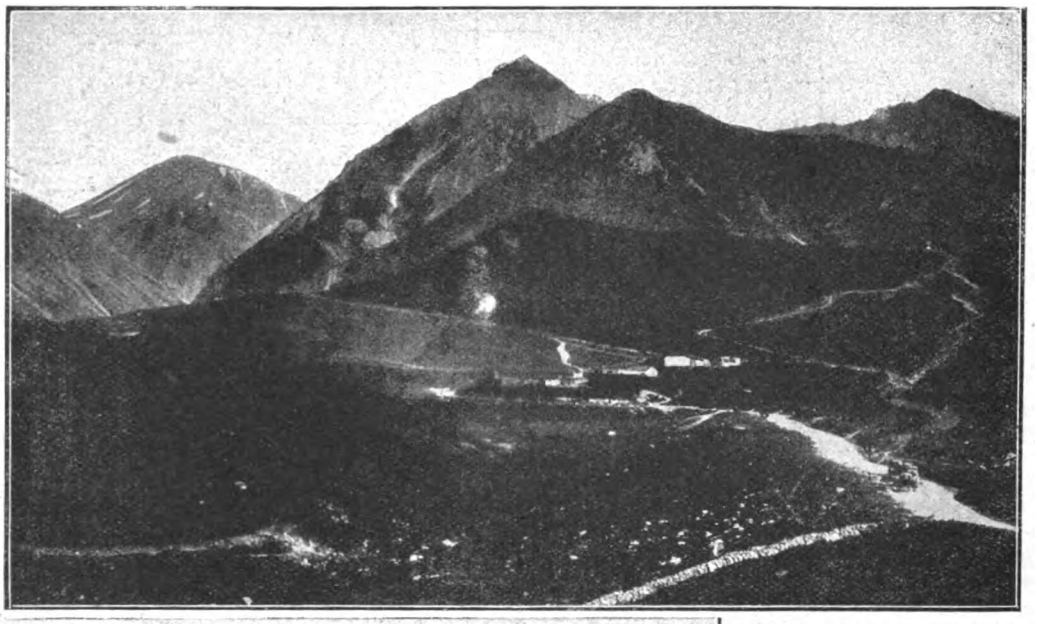


Mineralbad Borschom am Nordhang des Kaukasus.

Digitized by Google

auch die Fülle malerischer Burgen, die in den Alpen die steilen Felskegel der Täler krönend schmücken. Nur hin und wieder begegnet man Ruinengemäuer. Auch die Schluchten sind bei aller Erhabenheit oft von ermüdender Eintönigkeit, und die Wildbäche, die in den Alpen so kristallklar und smaragden über die Felsblöcke schäumen, wälzen hier, durch Schlamm getrübt, ihre Fluten wild, aber unschön durch die düstere Pracht der Felsengassen.

Dem militärischen Verkehr durch das Gebirge dienen in der Hauptsache nur die von der Bahn begleitete Küstenstraße am Kaspischen

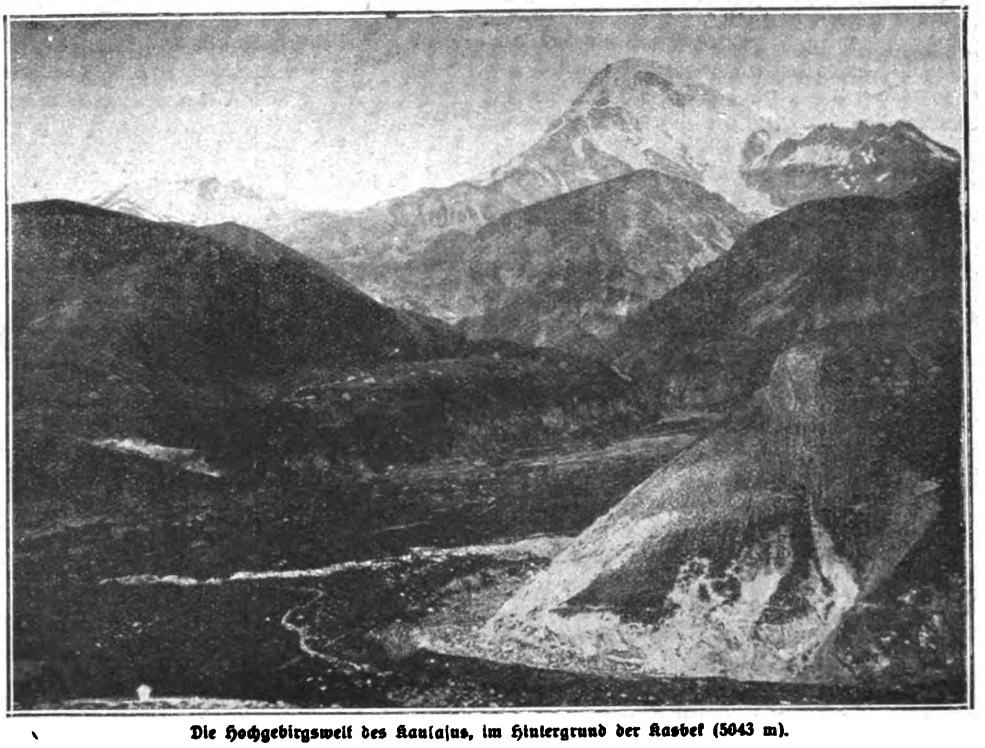


Paßhöhe (2380 m) der Grusinischen Heerstraße am Kreuzberg.

Station Mzehet an der Grusinischen Heerstraße.

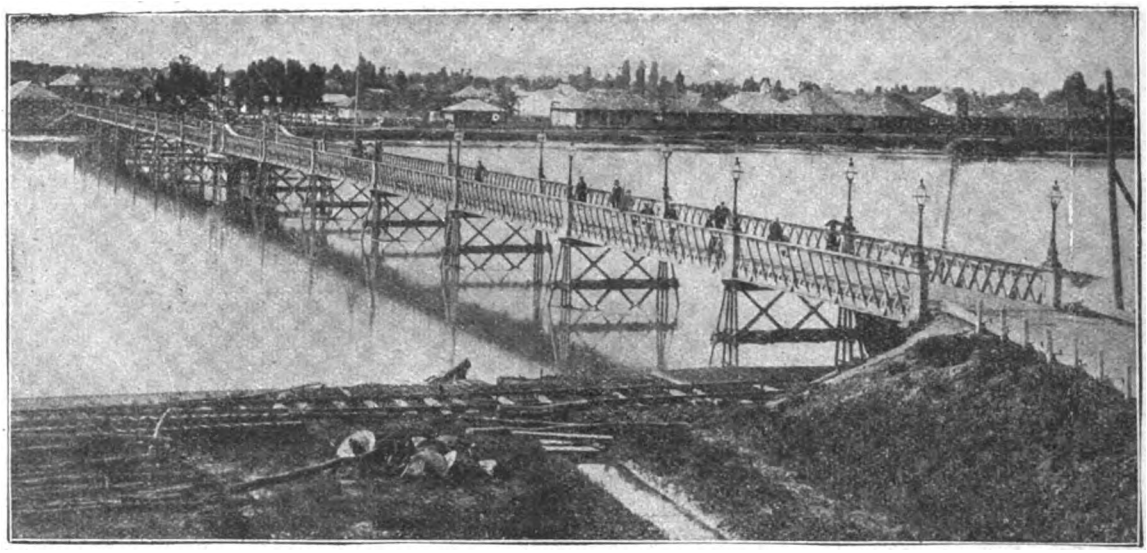
(2380 m). Der Kasbek (5043 m), eine der alpinen Majestäten des Kaukasus (der eigentliche König aller Gipfel ist der Elbrus mit 5630 m), wird für eine Zeitlang in seinem schimmernden Eismantel sichtbar, die Straße windet sich unter Lawinenschutzwänden hin und steigt mit 60 kunstvollen Serpentinen nach der immer noch 1500 m hoch gelegenen Ortschaft Mlety, um dann über Mzehet (in dessen Nähe viele deutsche Bauernansiedlungen liegen) Tiflis (450 m), die Fürstin aller kaukasischen Städte, zu erreichen. Mit ihren 190 000 Ein-

Meer über Derbent nach Baku sowie die Ossetische und die Grusinische Heerstraße, namentlich aber letztere, auf der eine regelmäßige Post- und Automobilverbindung eingerichtet ist, bzw. war. Die 200 km lange Fahrt auf der Grusinischen Heerstraße ist von höchst eindrucksvoller Art. Von Wladikawkas am Nordfuße des Kaukasus, woselbst auch einige der sehr spärlichen Mineralbäder des Gebirges liegen, fährt man durch das Terektal in die gigantischen Dämmernisse der Hochwelt hinein. In der Darjalschlucht offenbart sich die dämonische Pracht am überwältigendsten. Hier fallen die ungeheuer schroffen Felsen stellenweise 1500 Meter tief zum schäumenden Terek hinab, hier erschaut man auch die finstere Ruine der sagenumwobenen Burg Tamara, des einstigen Sitzes der Königin Tamara, der kaukasischen Lorelei. Sie ist die einzige nennenswerte Ruine auf der langen Strecke. Am Kreuzberg erreicht die Straße ihre Paßhöhe



Die Hochgebirgswelt des Kaukasus, im Hintergrund der Kasbek (5043 m).

Digitized by Google



Brücke über den Rionfluß in Poti am Schwarzen Meer.

Wohl an 60 verschiedene Sprachen werden in ihren Basargassen und Straßen gesprochen, und höchst malerisch bauen sich ihre Hütten und Häuser am steilwandigen Schluchtbett der Kura und um die Zitadelle auf. Außer der Kura bewässert der aus dem Herzen des georgischen Kaukasus kommende wasserreiche Rion die Landschaften am Südfuß des Gebirges. Das bergige Kutais und das fieberberüchtigte Poti am Schwarzen Meer liegen an diesem Bergstrom und sind mit Tiflis und Baku durch eine Bahn- und Telegraphenlinie verbunden.

wohnern, die sich aus den allerverschiedensten Völkern und Stämmen zusammensetzen, ist sie eine der eigenartigsten Städte der Welt.

Feierabend.

Novelle von Gertrud Papendick.

(Schluß.)

Fischer wußte nicht, daß er zu alt dafür war. Die Gewohnheiten seines langen Lebens gingen mit ihm und hielten ihn fest. Er wurde sie nicht los. Er blieb der Schulmann, der er war, auch ohne sein Amt. Er war zu alt, um umzulernen.

Jeden Morgen erwachte er zu derselben frühen Stunde und stand auf, weil der Schlaf nicht mehr kam. Und wenn er die Zeitung ausgelesen hatte, dann wußte er nicht mehr, was er mit dem Vormittag anfangen sollte. Die Stunden waren so leer und schlichen so langsam.

Wenn das Wetter gut war, ging er spazieren, aber immer war es ihm, als müsse er sich schämen, daß er dazu Zeit hatte, während alle andern arbeiteten. Oft trieb es ihn, den alten Schulweg zu gehen bis in die Königstraße. Dann stand er vor dem Gymnasium und sah verstohlen zu den Fenstern auf und hörte auch wohl einmal die Glocke schrillen. Und er kam sich dann vor wie ein Ausgestoßener, der hier kein Recht und keine Heimat mehr hatte.

Die Unruhe, die beständig in ihm war, fing an, seine Gesundheit zu erschüttern. Er schlief schlecht und aß wenig, seine Farbe war grau, und seine lange, hagere Gestalt fing an zusammenzufallen.

Eines Tages traf Doktor Diestel ihn auf der Straße und hielt ihn an: „Halloh, Herr Professor! Ich habe Sie lange nicht gesehen. Wie geht's? Sie gefallen mir nicht, gar nicht. Wo fehlt's denn? Soll ich Sie wieder einmal belästigen?"

Der Professor Fischer lächelte: „Mir fehlt nichts, ich habe nur zuviel Zeit."

Der Arzt sah ihn nachdenklich an: „Sie sollten reisen, Herr Professor. Sie wollten es doch. Ich werde mir überlegen, wo wir Sie am besten hinschicken."

„Ja," sagte Fischer, „ja, sobald es warm ist, fahre ich auch."

Das Frühjahr kam langsam. Die Nächte waren immer noch kalt, und in den letzten Apriltagen fiel noch einmal Schnee. Aber es konnte ja nun nicht mehr lange dauern. Und der Professor Fischer schrieb an seine Tochter, daß er nun bald käme, so etwa gegen Mitte Mai. Nachher fuhr er dann vielleicht zur Erholung noch in irgendein Bad. Nauheim, hatte Doktor Diestel gemeint; sein Herz wäre etwas nervös. Er selbst wußte: Das kam nur von dem Wechsel, von dem Neuen, das ihn noch beständig erregte. Er mußte hier heraus, er fühlte es selbst. Er brauchte eine andere Umgebung, neue Eindrücke, um die alten Gewohnheiten langer Jahre, die ihn einengten und niederdrückten, loszuwerden. Und er meinte, daß er dann vielleicht auch die ständige Unruhe loswerden würde und das Grauen, das in ihm war vor den langen, leeren Stunden seines beschäftigungslosen Tages.

An einem der ersten warmen Tage war es, daß ihn der Kollege Fuhrmann besuchen kam. Der war erschrocken über die Veränderung, die er fand, aber er sagte nichts davon. Er saß mit dem alten Arbeitsgefährten in dem kleinen Vorgarten am Hause, da, wo die Sonne recht warm hinschien und man vor Wind geschützt war. Nun waren die Sträucher schon grün, und die alten Linden, die die Straße säumten, zeigten die ersten hellen Blattspitzen. Es kam alles spät dies Jahr, aber es kam nun doch.

Auf der Straße, zwischen den Gärten hüben und drüben, spielten den lieben langen Nachmittag die Kinder. Ein paar Jungen waren schon barfuß, und die nackten Sohlen klatschten auf dem Plaster. Vor jedem Haus, auf jeder freien Stelle der Straße trieb einer seinen Kreisel, stundenlang, unermüdlich; die kleinen, flinken Dinger flogen schnurrend über die Steine. Die Mädchen aber hatten sich angefaßt und gingen im Kreis, schlüpften zwischen einander durch und sangen immer wieder mit hohen, blechernen Stimmen ein merkwürdiges Lied, von dem nur der Kehrreim deutlich zu verstehen war:

„Mit was? Mit was?
Mit einerlei — mit zweierlei —
Der Letzte muß gefangen sein." . .

„Sie haben es gut, lieber Kollege", sagte der Professor Fuhrmann. „Man könnte Sie beneiden. In der Sonne sitzen, im Grünen, keine Sorgen haben, keinen Ärger, gehen und kommen dürfen, wann man will. Und unsereeins schleppt wieder die alten Säcke."

„Ja," meinte Fischer nachdenklich, „und doch: Es ist mir schwer geworden, viel schwerer, als ich dachte. Ich habe erst jetzt gemerkt, wie ich doch mit dem Herzen an dem Amt gehangen habe. An den Jungen, an dem Haus, an

Digitized by Google

der Arbeit selbst. Die Gewohnheit macht es. Wer so lange im Joch ging, gewöhnt sich schwer an die Freiheit. Aber es ist doch nur ein Übergang. Ich denke, daß es sich allmählich findet. Man muß nur wissen, seinem Leben einen neuen Inhalt zu geben."

„Sie wollen reisen," sagte Fuhrmann, „ich weiß. Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Sie werden noch einmal wieder jung werden, wenn Sie erst unterwegs sind und uns und den Bau und den ganzen übrigen Kram vergessen haben."

Der Professor Fischer lächelte: „Vergessen, o nein. Dazu ist man doch wohl zu fest mit allem verwachsen gewesen. Aber ich bin dem Schicksal so dankbar dafür, daß es das doch noch für mich aufgehoben hat. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich dazu noch einmal kommen würde. . . . Am 14., Freitag, fahre ich, heute haben wir Dienstag. Seit acht Tagen packe ich bereits. Sie glauben nicht, was mir das für eine kindliche Freude macht. Wann ich zurückkomme, weiß ich nicht. Meine Zeit ist ja unbeschränkt." . .

Er ahnte nicht, der alte Mann, der das Leben noch einmal von einer neuen Seite anfassen wollte, daß seiner Zeit bereits ihr Ziel gesteckt war, daß seine Tage schon gezählt waren und daß ihm nicht mehr viele übrigblieben.

Man weiß nicht, wie es kam. Vielleicht hatte er an jenem Nachmittag zu lange im Freien gesessen und sich eine Erkältung geholt. Vielleicht aber war es auch der Ausbruch einer Krankheit, die sich lange in ihm vorbereitet.

Am Morgen nach dem Besuch des Kollegen Fuhrmann fühlte er sich nicht wohl und konnte nicht aufstehen. Und als er dann gegen Mittag doch aufstand, war er so schwach, daß er sich nicht aufrechthalten konnte und sich wieder hinlegen mußte.

Er schrieb sofort an seine Tochter, daß er nicht ganz frisch wäre und deshalb die Reise um ein paar Tage verschieben müsse. Es wäre aber kein Grund zur Beunruhigung vorhanden. Er glaubte es nicht, daß er krank war.

Am nächsten Tag kam Doktor Diestel. Er sagte nicht viel. Es gab eigentlich auch nichts zu sagen. Die Temperatur stieg beständig. Die Lunge war angegriffen und das Herz sehr schwach. Doktor Diestel telegraphierte an die junge Frau Somrey nach Breslau, deren Adresse ihm die Haushälterin gab: Der Zustand ihres Vaters ließe das Schlimmste befürchten, Kommen wäre dringend erwünscht.

Wieder verging ein Tag. Das Fieber fiel und stieg wieder. Und der Kranke fing an sich hin und her zu werfen. Er phantasierte. Er sprach von der Schule, nur davon. Er sagte ganze Seiten aus Horaz auf und unterbrach sich dann plötzlich selber: „Alles falsch!" Und dann fing er an zu wettern mit einer ganz hohen, schrillen Stimme, wie er sie nur im Affekt gehabt hatte: „Wie können Sie sich unterstehen, Bärwaldt, mir eine derartige Arbeit abzuliefern! Nehmen Sie sich zusammen! Haben Sie denn nicht einen Funken . . . ." Und wieder riß der Faden ab.

Am Nachmittag kam Fuhrmann. Er saß am Bett seines alten Kollegen und sah in das hagere, elende, fieberheiße Gesicht. Es war, als beruhigte seine Gegenwart den Kranken. Er wurde stiller und schwieg endlich ganz. Und dann sah er den andern eine Weile stumm aus ganz offenen, wachen Augen an. „Sind Sie das, Fuhrmann?" sagte er plötzlich mit veränderter Stimme. „Wie kommen Sie hierher? Ach so, ja, ich weiß. Ich bin krank. Es ist gut, daß Sie kamen. Sagen Sie, wer wird nun meine Vertretung übernehmen?"

Fuhrmann sah ihn einen Augenblick schweigend an. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Es stieg ihm heiß und würgend in die Kehle. „Ich denke, Dr. Bolz", sagte er mühsam. „Es wird schon alles geregelt werden."

Fischer bewegte auf der Decke unruhig die Hände.

„Ich habe noch nie gefehlt. In all den Jahren nicht. Es ist mir sehr peinlich, daß es so kommen mußte. Sagen Sie das bitte dem Direktor . . . Nun muß die griechische Klassenarbeit ausfallen, und die ist so wichtig . . . so wichtig."

„Seien Sie doch ruhig, lieber Kollege", sagte Fuhrmann. „Darüber brauchen Sie sich doch keine Gedanken zu machen. Sie holen das nachher nach."

Es gelang ihm, ihn zu beruhigen. Er ließ ihm seinen Wahn, denn es war, als klammerten sich alle Gedanken des Sterbenden an den alten Beruf. Er hatte ihn niemals aufgegeben, er stand wieder mitten darin, er trug wieder all seine Lasten und Mühen und lebte in ihnen.

Nur einmal war es, als durchzuckte ihn eine Ahnung oder ein Erinnern, jäh und schmerzhaft, daß er zusammenfuhr: „Denken Sie, Fuhrmann, man hat mir gesagt, ich sollte mich zur Ruhe setzen. Ich wäre zu alt. Was sagen Sie dazu?"

Fuhrmann schwieg erschüttert.

Doch der Kranke wurde unruhig: „Reden Sie, Fuhrmann."

Da legte der seine Hand auf die heiße, zuckende des andern: „Wie kommen Sie darauf? Niemand denkt daran. Sie wissen doch selbst, wie glänzend Ihre Klasse bei der Versetzung abgeschnitten hat."

Da wurde der Kranke langsam still. Fuhrmann ließ seine Hand vorsichtig los und blieb neben ihm sitzen. Weshalb mußte er gehen? dachte er. Das warf ihn um. Das hat ihn zerbrochen. . . .

Er sah, wie die Kräfte langsam schwanden, wie der Atem schwächer wurde. Doktor Diestel kam wieder. Er hatte eine Einspritzung machen wollen, aber er ließ es nun. Er hatte hier nichts mehr zu tun. Er blieb neben dem andern sitzen. Es wurde langsam dunkel. Keiner von beiden sprach ein Wort.

Am Abend starb er. Er löschte aus wie ein Licht, über das man mit der Hand hinfährt. Still und schnell, ohne Laut, fast ohne Seufzer. Er hatte nie viel Aufhebens von sich gemacht.

Es war Freitag, der 14., der Tag, an dem er hatte reisen wollen. Im Nebenzimmer stand noch der fast fertiggepackte Koffer.

Gegen elf Uhr kam seine Tochter an. Es war schon zu spät.

Doktor Diestel und Fuhrmann blieben bis tief in die Nacht. Sie gingen dann zusammen fort, die lange Neustädtische Kirchstraße hinauf und durch die Schulzenhofgasse. Sie hatten denselben Weg. Ihre gleichmäßigen Tritte hallten laut in den stillen Straßen. Die Nacht war hell, aber es war wieder kalt, und der Professor schlug sich fröstelnd den Kragen hoch.

„Lungenentzündung," sagte Doktor Diestel, „die meisten alten Leute sterben daran. Und doch war es eigentlich das Herz bei ihm. Ich habe mir schon damals, im Oktober, gedacht, daß es nicht mehr sehr lange mit ihm dauern könnte."

Fuhrmann antwortete, und seine Stimme war ganz heiser, wie von einer schweren Erkältung oder Anstrengung: „Ich will Ihnen nicht ins Handwerk pfuschen, Doktor, aber ich kenne ihn länger als dreißig Jahre. Er hat nie etwas am Herzen gehabt."

Doktor Diestel brummte in den Bart: „Schulmeister müssen natürlich alles besser wissen."

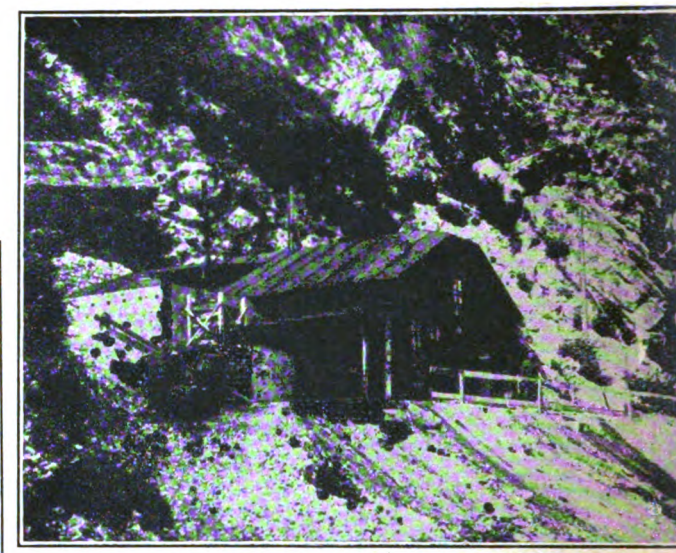
Aber Fuhrmann sprach nun nicht mehr. Er dachte an seinen Hals und ging still neben dem andern her.

An der nächsten Ecke trennten sie sich. Der Professor ging allein weiter durch die nächtliche Stadt. Er war zu alt geworden, um neu anzufangen, dachte er. Er konnte es nicht mehr. Wer sein Leben lang die Kette getragen, der erträgt die Freiheit nicht. Er hätte nicht gehen sollen. Besser in den Sielen sterben. Nicht so . . . Es war nicht Krankheit, was ihn umwarf, Unsinn. Es war der Irrtum, den er beging. Daran starb er. Armer Kerl! Das war ein trauriges Ausruhen nach einem Leben voll Arbeit . . . . Aber der da oben hatte ein Einsehen. Der machte es wieder gut. Der gab ihm einen besseren Feierabend!

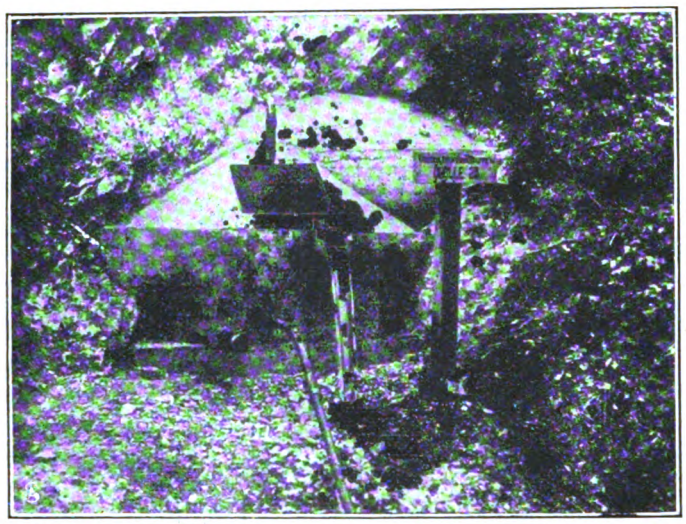
Digitized by Google

Trinkwasserversorgung im Hochgebirgskrieg.

Wenn der Krieg auf die Berge steigt, muß er mancherlei hinzulernen zu den Kampfmethoden, deren er in der Ebene sich zu bedienen gewohnt war. Ja, es gilt zumeist ein völliges Um- und Neulernen, so durchaus verschieden ist die Art der



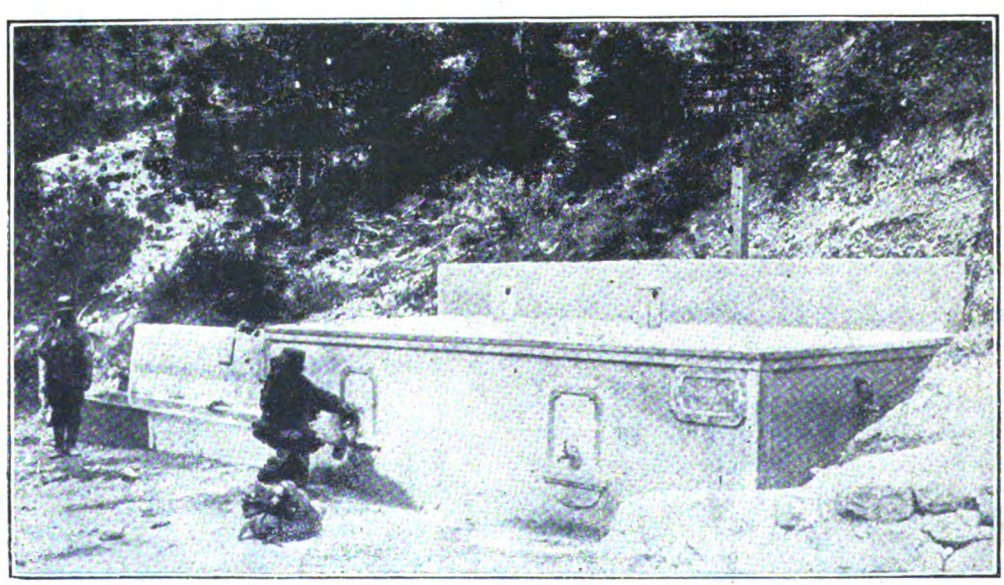
Eine Trinkwasser-Pumpanlage im Hochgebirge.



Quellfassung hinter der österreichisch-ungarischen Front.

Kriegführung im Hochgebirge von der im normalen Gelände. Das einzige Material, das droben in den Felsenregionen zu haben ist, ist der Stein. Alles andere (also vielfach z. B. schon jedes Stückchen Holz!) muß mehr oder weniger mühsam hinaufgeschafft werden, teils über steil abfallende Gebirgswände, teils mit Hilfe neuangelegter Kunststraßen, die der Zwang der Notwendigkeit aus dem Nichts entstehen ließ. In schwindelnd engen Serpentinen klettern die Armierungsstraßen empor, auf denen die Truppen und ihr Nachschub nach den Felsenstellungen [illegible] gelangen, auf denen Artillerie, Munition, Kriegs- und Verpflegungsmaterial aller Art zur Front gebracht werden. Zur Entlastung dieser Hochgebirgsnachschublinien dienen allerlei technische Hilfseinrichtungen, wie Feldbahnen und Drahtseilbahnen

Wasserleitungsstrang in einer Alpenschlucht.



Phot. von der Lichtbildstelle des K. u. K. Kriegspressequartiers in Wien.

Trinkwasserbecken für vorüberziehende Truppen an einer Alpenstraße.

Ein besonders schwieriges Problem bildet die Beschaffung und Bereithaltung von Trinkwasser für die Hochgebirgstruppen. Alle Quellen im Bereiche des Frontgebiets werden möglichst für die Wasserversorgung nutzbar gemacht. Da aber in den Bergstellungen häufig kein brauchbares Trinkwasser vorhanden ist, so muß diesem Mangel auf irgendeine Weise abgeholfen werden. Dies geschieht z. B. dadurch, daß Eseltrains und Tragtiere das Wasser über die Berghänge in die Schützengräben und Batteriestellungen transportieren. Ferner richtet man Wasserreservoire mit Klär- und Erwärmungsanlagen her, die zum Sammeln des Schneewassers bestimmt sind. Anderwärts wieder, wo es wenig Schnee gibt, werden Pumpstationen angelegt, durch die das Trinkwasser aus den Tankwagen, oftmals unter Einschaltung mehrerer Zwischenstationen, bis auf die erforderliche Höhe hinaufgepumpt werden kann.

Digitized by Google

Nr. 46 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(9. Fortsetzung.)

Und plötzlich war der schwarze Rabe aufgesprungen, hatte die Maultrommel zwischen die Lippen genommen, mit den Augen und mit dem Finger gewinkt: „Geh her!“ — den Arm verlockend zum Tanz gekrümmt — den Fuß zum Tanze gehoben.

Und Mandeline war herzugesprungen — hatte sich von ihm wirbeln und drehen lassen — hatte frei und fein und heiter an seiner Hand getanzt mit gestemmtem Arm und schwenkenden Röcken. Der lausbenglige Ehemann aber hatte tief in seinem Herzen voll Bewunderung, Freude und Erbautheit gedacht: So ein Weib! und hatte die feinsten Töne, die darinnen waren, aus seinem Instrumentlein hervorgezogen.

Ähnliches! Barsche Worte, Ungezogenheiten und Unzufriedenheiten, Zank und Flegeleien von seiner Seite, Dienstbeflissenheit und Gehorsam von der ihrigen: Wie er befehle, er werde schon recht haben, jawohl, er sei der Herr.

Und dann ihre Zeit abgepaßt, wo sie ein wenig über das Maß hinausgehen durfte, so daß er lachen mußte und ihre Schlauheit und große Frauenliebe nicht mehr übersehen konnte. Immer ihm geholfen, vom Erbe seines Vaters loszukommen! Immer das Teil seiner Mutter in ihm zu wecken getrachtet! So ein Weib! —

Ein Wandel war mit ihm vorgegangen, seit es feststand, daß sie ihm ein Kind gebären würde — einen Jungen.

„Was zum Schmatzen“, hatte sie ihm geantwortet. „Was da kommt, das wollen wir willkommen heißen. Wir wollen dem Herrgott keine Vorschriften nit machen.“

In Erwartung des Kindes lernte Lebegott sich mäßigen.

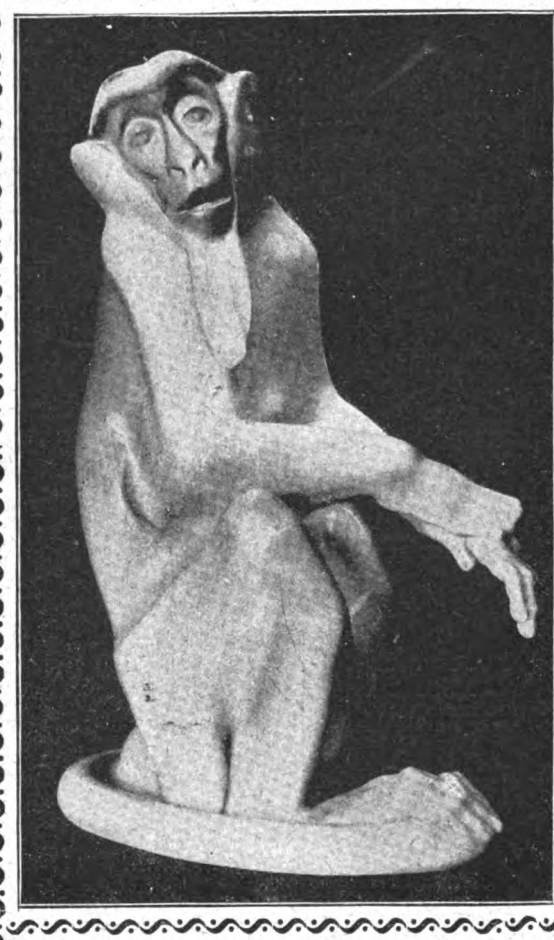
Sein Junge würde in demselben Dorfe seinen ersten Schrei ins Leben stoßen, allwo er selbst geboren worden war. Aber er sollte säuberlich daherkommen als Sohn eines Hausbesitzers, und von seiner Taufe sollten die eingeladenen Paten sich nicht ferne halten.

Danach sollte er gedeihen. Was lernen. Etwa auch die landwirtschaftliche Schule besuchen. Und dereinst einer reichen Erbin auf großem Bauerngute den Kopf verdrehen.

In dem schwarzen Raben reckte der Größenwahn das Haupt empor. Er ließ sein zukünftiges Knäblein aufsteigen, als ob es eine Leiter hinauflaufe.

Er wollte einwandfrei den Stolz auf sein Blut genießen. Und begann darum seine üblen Stimmungen zu unterdrücken, seine schweren Gehässigkeiten niederzuzwingen.

Merkte aber doch: Da drinnen lag etwas, das unbequem wurde.



Affe.

Modelliert von Anton Pucheggen.

Zu dem Artikel: **Alte und neue Tierplastik der Berliner Königl. Porzellan-Manufaktur.**

Digitized by Google

Während Mandeline auch weiterhin vom Abschmatzen sprach, schicke der Herrgott, was er wolle, ein Knäblein oder ein Mägdelein, während der Zeit sann er stolz einem Namen nach für seinen Leibeserben. Er ackerte für den Stummen, hatte seiner Hantierung acht und ließ doch seine Gedanken fliegen.

Er kannte einen Mann, der Rosamund, einen andern, der Florenz, wieder einen andern, der Alfonso getauft worden war. Einer hieß Idor, einer Milon, einer Konon, Enno, Delius, Michaeli, Fidijustus. Einer hieß Selma. Ja es gab mancherlei Namen, die sie sowohl Jungen wie Mädlen beilegten.

Und nun dachte er auch an die Frauennamen, die alle schon ein wenig abgelebt waren — Winna, Odina, Luine, Matrone, auch an die ganz alten, wunderschönen der Großmütter, wie Thusnelda, Heinericke, Heinerjette. Ach, wie viele, viele, viele gab es da, die alle um der gebräuchlich städtischen Namen willen in Ungnade gefallen waren.

Und wie viele, viele, viele paßten als allzu abgebraucht den Vätern und Müttern nicht mehr, und sie änderten ein wenig daran — wie jener Bauer es getan, der unlängst seinem kleinen Mädchen den Namen Alitze beigelegt hatte. Oder sie hatten neue Einfälle, wie jener Olitätenhändler, der seinem Sohn den Namen Filius gab, oder jener Glasbläser, der seinen Kindern die Namen ihrer Reihenfolge zuerteilte: Primus, Sekundus, Tertia, Quartus.

Er hatte bei einem Kleinbauern in Dienst gestanden, dessen Töchter Aurelie und Rezia hießen. Man band sich nicht an den Kalender, man dichtete.

Lebegott Beinschläger hatte einen Kameraden gehabt, der Robert geheißen hatte. Den Namen, als zu alltäglich, lehnte er ab, bis ihm dunkel der Name Robin aufstieg. Robin Beinschläger. Robin, Lebegott, Karl, Huldreich Beinschläger. Lebegott nach dem Vater, Karl und Huldreich nach den beiden reichen Paten, den Bauern Kämpf und Franke.

Beinschläger ließ die Hand seiner Frau fahren und reckte sich. Den Hut schob er noch ein wenig mehr in den Nacken.

„Das Mädle, was sie noch haben," sagte er nach einer Weile und ruckte mit dem Kopf nach hinten, als Zeichen, daß von den Leuten im Trauerhause die Rede sei, „das is auch a Totenvogel, noch ein paar Jahre, da liegt die auch auf'm Brette."

„Gott wird's verhüten."

„Was will er denn mach, wenn sie's in sich hat?"

„Er kann's ausheilen."

„Das kommt net so leicht vor. Das nimmt alles seinen Verlauf."

„Wenn die Mutter fleißig betet — —"

„Schaden wird das nix, aber helfen auch nix. Wenn man seine Sach' auf einen Ausgang eingerichtet hat, wie sich's abspielen soll, nachher bleibt man dabei."

Schweigend kamen sie daheim an. Ein allerfeinstes Sichelchen vom zunehmenden Monde schwamm unter Wolken am nächtlichen Himmel.

Mandeline zündete Licht an. Im Ofenrohr blinkte ein weißer Topf.

„Laura war da", sagte sie. „Sie hat uns einen Topf mit Kakao gebracht. Trink a bißle."

Der Mann warf hin: „Daß ihre Schwiegern das zuläßt — —"

„Ja, sie gibt ihr Raum. Das ist ihr Dank für den Gehorsam. Karl wird das auch net anders mögen."

„No ja, sie hat den alten Mann."

„Wegen dem ist das wohl nicht. Er macht ihr auch Freude. Und Laura ist eine Stille, die kann keinen Kampf net gebrauch. Die muß immer spüren, daß sie einverstanden mit ihr sind. Wenn die ledig geblieben wäre, die hätte nicht darunter gelitten. Die hätte ihrer Schwester ihre Kinder geherzt. . ."

Um den Mund des Mannes ging ein häßliches Lächeln.

„Das kann sie itze oo. — Aber stupide ist sie nicht. Sie kommt balde mal bei dich — und Hartmann kommt bei mich. Das ist kein Zufall, das laß ich mir nicht einreden. Aber du spürst nix."

„Näe — ich lästre net. Da könnte sie doch amal bleib, wenn er da ist, aber sie geht alsfort."

„Das gerade ist der Beweis. Mir werden's erleb. Wenn nix würde dahinterstacken, da würde sie ihm net weglaufen. Da redt man a Wort und lacht amal. Wie war denn gestern das auf dem Gottesacker? Da sucht er ihre Gegenwart auch — a bißle Raum dazwischen. — Wenn man kein böses Gewissen hat, steht man da, ein Stückle stupid oder ein Stückle erbaut. . ."

„Und so war's!"

„Heh!"

„Und so war's!"

„Nee, so war's nicht: sie wurde rot."

„Ich werre itze auch rot — weil du so unartig bist."

„Mog sei! Sie hat aber ihre Farbe gewechselt aus Einverständnis." Das Teil der Mutter wurde in ihm wach. „Ich gönn' ihr'sch nicht und ihrem Mann auch nicht, das Gemähre, das kommen wird. — Hartmann mag meinetwegen zapple. Der kommt her und setzt sich fest."

„Er hat auch seine Ploge."

„Ewig wird der alte Stock net leben. Das bißchen Widerstand bis dahin mag er aushalten. Nachher sitzt er da als Herr. Wenn er die Wirtschaft erst einmal in Ordnung hat, die kann sich sehen geloß."

„Aber die Zeit, die das wegnimmt, die vielen Jahre."

„Heh!"

„Er zerlästert sich doch seine ganze Jugend dabei. Immer muß er erscht horch, wie der Alte will. Sonst schilt der den ganzen langen Tag und pfifft die Türen und ruckt nix raus, wo es notwendig ist."

„Er soll ihn mal a bißle an die Wand druck. Balle der dem Jungen seine Knochen spürt, wird er einsichtlich."

„Gewaltsam will keins sein."

„Das gehört zum Leben ebensowohl. Das gibt keine Feindschaft weiter. — Ich war schon sechzehn Jahre alt, da hat mich meine Mutter noch hergenommen und hat mich durchgehauen. Ich war e bißchen ungezogen gewesen mit dem Vieh. Da kann man sich nit helf — die Wut ist do-e. Nune läßt man sie raus. — Da müssen sich die andern ein bißle vorseh. Man ist nicht verantwortlich. Alles kann man nicht alleine tro (tragen). Ohne daß man sich mal vergrifft, geht das auf die Dauer nicht ab. — Meine Mutter hat das auch mußt erfahre. — Ihr Wille ist der beste gewesen. Aber sie hat gedacht, ich kann Herr über mich werre. Und da hat sie mich geplogt, bis mir das oben zum Halse ist naus gewachsen. Sie hat sich das selber mußt zuschreib."

Sie saßen beide auf der Ofenbank, jeder an einem Ende.

Mandeline drehte den Kopf und sah den Mann an. Mit einem bösen Gesicht saß er dort, finster die Stirn, die Unterlippe vorgeschoben, die Augen versteckt. Im Rot seiner Wangen glaubte sie etwas zu erblicken, das erlöst sein wollte.

Sie fragte mit klopfendem Herzen: „Was denn — was hat sie sich mußt zuschreib?"

„Sie hat gedacht, sie kann mich wieder amal herkriegen —"

„Und da — —"

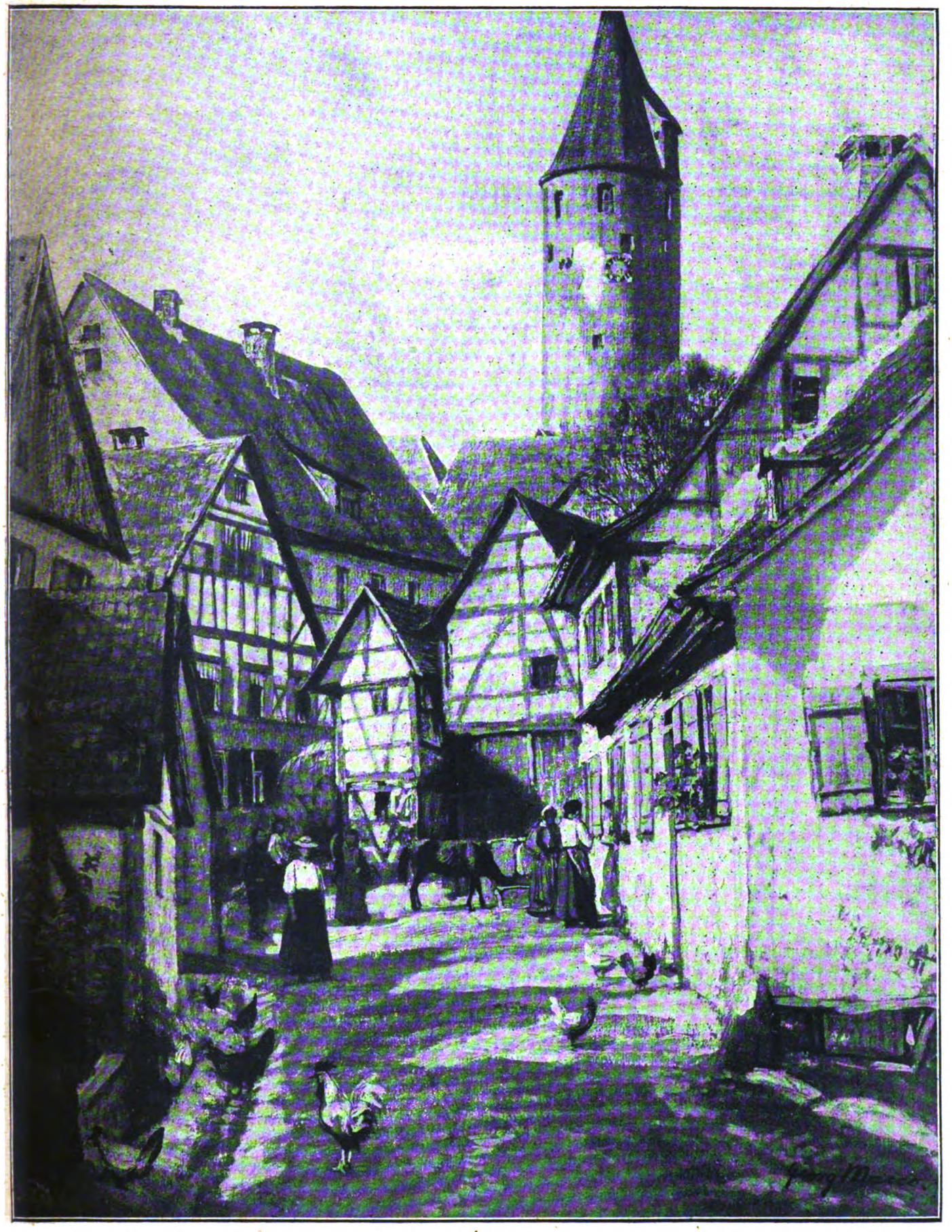
„Da ho ich zugelangt." Er biß die Unterlippe ein. „Schlimm ist's net ausgefallen."

Mandeline stammelte: „Du? — Deine Mutter — —?"

„Ja, meine Mutter. — Das kommt. — Da kann man nit ausweich. — Sie hat gedacht, sie ist die Mutter, man kann sich net gerach (rächen). — Aber wo das Blut danach ist — da tut man's doch." Die Tasse, aus der er getrunken, stauchte er auf die Ofenbank, daß sie in Scherben ging. Zugleich stand er auf und ging aus der Stube.

Mandeline starrte ihm nach. Ihre Augen waren aus-

Digitized by Google



Im Landstädtchen.

Gemälde von Georg Macco.

(Aus einer Sammelausstellung von Werken des Künstlers in der Galerie Schulte, Berlin)

Digitized by Google

druckslos auf die Tür geheftet, als müsse ihr Mann wieder eintreten und müsse zurücknehmen, was er gesprochen hatte.

Sie dachte: Wird der seine Frau schonen, der seine Mutter geschlagen hat? — Und dachte weiter: Man soll seine bösen Täg net schon im voraus leben. — Rief ihren Blick zurück, der schwer über die Dielen daherschlich und sich müde nach innen kehrte.

Sie hörte Geräusche von der Straße, schrak auf, nahm die Laterne und ging in die Ställe.

Hier sah sie überall die Tüchtigkeit und Ordnung des Mannes, wie er am alten morschen Bestand ausgebessert und erneuert hatte. Nirgends ein Makel, jedes Gerät auf seinem Platze.

Es gibt keine vollkommenen Menschen, dachte sie. Man muß jedem a bißle was nachsehen.

Als sie wieder in die Stube kam, saß der Mann auf der Fensterbank. Er stand nicht auf, sah sie auch nicht an, sagte ihr aber, sie solle schlafengehen.

Sie näherte sich ihm. Nun brüllte er in falschem Zorn: „Freilich kannst du net folgen."

Sie erbleichte. Er aber sah das Unbeholfene ihrer Gestalt und brachte durch die Zähne heraus: „Geh schon — leg dich nieder — schlof —"

Sie lag noch wach, als er in die Schlafkammer kam. Aber sie meldete sich nicht.

Er ging zu Bett, dehnte sich, gähnte.

Es dauerte nicht allzulange, bis sie hörte, daß er eingeschlafen war.

Am andern Morgen war ihm von seiner schlechten Laune nichts mehr anzumerken. Er arbeitete bei Frankes. Sonst tat er, was ihm geheißen wurde, fehlerlos, heute machte er jegliche Arbeit am besten.

Und dann sah er heimgekehrt mit Anerkennung, wie seine Frau ihrer Pflicht nachkam und ihn durch Anspielungen nicht ärgerte.

Er dachte an Belohnung wie bei einem Kinde, und als er die junge Frau Kämpf im Dorfe traf, sagte er der: „Heh, wie ist das? Gehst denn du net balde mal bei meiner?"

Richtig folgte Laura den Worten, kam am Abend daher mit ihrem Spinnrad, und die beiden jungen Frauen saßen nieder und erzählten. Sie sprachen von ihrer Tagesarbeit, von ihrer Familie und ihrer Kindheit, von der Nachbarschaft, von Burschen und Mädlen, von Leid und von Freude.

Laura Kämpf sagte: „In meinem Ort, wo ich zu Hause bin, da haben sie ene junge Frau im Gesprenge, daß sie ihre Augen auf einen andern wirft. Das glaube ich aber nicht, daß eine so schlecht ist. Der Mann ist nit immer gut auf sie; aber es bleiben überall Wünsche übrig."

Mandeline antwortete: „Ja, man muß sich immer a bißle hüt." Sie sah auf, die Freundin zupfte an ihrem Faden.

Die Spinnräder schnurrten, die beiden jungen Frauen schwiegen.

Durch Mandelines Gedanken lief eine Kette von Bildern aus dem Eheleben im Kämpfschen Hause. Sauberkeit außen und innen, freundliches Entgegenkommen in diesem Bündnis dreier Personen, der älteren heiter-starken Frau, des reifen, sinnierlichen Mannes und des zutraulich-gehorsamen jungen Weibes.

Die beiden Älteren zeigten ihr Wohlgefallen an dem artigen jungen Menschenkinde, dieses selbst aber tat seine Schuldigkeit in Bravheit und Aufmerksamkeit.

Jedoch es war immer noch ein wenig schämig, als liege eine undurchmessene Wegstrecke zwischen ihr und ihrem Ehemanne.

Mandeline sah wieder auf. Und jetzt nahm sie etwas wahr: An Stelle des ganz Kindlichen, dessen immer noch ein Hauch im Angesicht der jungen Frau verblieben war, leuchtete ein fremdes Licht, das nicht dem stillen Tagesschein des Alltags angehörte.

Sie sagte: „Ich meine, wenn eins kirchlich ist, kann nix vorfallen." Und ob gleich lange Minuten seit ihrer Rede über die straffällige Frau vergangen waren, wußte Laura sogleich, wohin Mandelines Worte zielten.

Mandeline fuhr fort: „Schlimm ist das weiter nicht, man hat Freude an einem. Das kann ganz unschuldig sein. Man freut sich, wenn eins seiner Sache gehörig vorsteht. Das ist doch besser, als man zerpflückt alles, was der tut. Es gibt Menschen, die können kein gutes Haar an ihrem Nachbar dranlaß. Das ist Neid. Aber man muß seine Grenzen auch immer im Auge behalten und därf sie nit überschreit."

Lauras Ohr fing ein Geräusch auf, das flach wie ein Schatten war. Es kam jemand daher.

Lebegott? — Nein.

Der Schritt zögerte.

Sie stand auf und sagte: „Für heute ist mein Urlaub abgelaufen. Die Mutter ist allein. Sie erzählt gern a bißle. Nune hat sie keinen dazu da." Eine unbestimmte, kopflose Angst war in ihr aufgesprungen.

Während sie ihr Rad zurechtrückte und den Netzbecher leerte, war der Schritt näher gekommen.

Jetzt klang er von den Steinen des Hofes her. Sie reichte die Hand, gleich war sie aus der Tür.

Auf dem Treppchen, das von draußen ins Haus führte, traf sie einen. Als sie rasch an ihm vorüber die Stufen hinabwollte, rückte er seinen Kopf dicht heran.

Eine leise Burschenstimme sagte: „Mädle, wer bist du . . ." Es war aber keine Anfrage in der Stimme, die Auskunft über Haus und Namen begehrte.

Laura starrte den Frager, ohne zu sprechen, an. Seine Augen waren mit festem Suchblick auf sie gerichtet. Als trachte er danach, ihre Augen zu zwingen, daß sie den gleichen Blick heraufsteigen ließen.

Es geschah also: Sie tauchten beide in die Tiefe, jeder in diejenige des andern. Bis sie ihr träumendes Herzgeheimnis ergründet hatten.

Darauf sprang die Tür vor dem Feuer auf, und eine Flamme erbrannte.

Als Mandeline, die unschlüssig Minuten gewartet hatte, unter die Haustür trat, war von Laura Kämpf nichts mehr zu sehen. Selmar Hartmann stand auf der Stufe, als überlege er.

„Er ist net daheim", sagte Mandeline unfreundlich. „Soll ich ihm was ausrichte?" Da Selmar verneinte, fuhr sie fort: „Du trittst daher und verschreckst uns. Du mußt doch was gewollt haben."

„Das hat sich erledigt."

„Das will ich hoffen. Aber du gehörst bei deine Burschen hin und hinter deine Mädle her, net hierher bei die jungen Weiber. Ich will dir was verrot: ich kreuze deinen Weg."

„Sehre einladend bist du freilich nicht", gab der Bursche zur Antwort.

Und die Frau: „Ich bin schon einladend, aber bloß solange dein Weg ehrlich ist. Sonst bist du draußen und ich drinne." Sie schwieg und kehrte ins Haus zurück.

* * *

Sein Weg blieb ehrlich. Er beging keine Sünde — da er nur den Befehlen seiner Liebe gehorchte. Nach Unrecht trachtete er nicht. Aber er wollte seinem Mädle mit seinen Blicken folgen dürfen, wollte mit seinen Augen ihre feine Zucht genießen — die sich ihm weigerte und ihm dennoch zugehörte.

Denn sie wuchs und breitete sich, Geist und Körper sprengten ihre Fesseln.

Sie gab dem Burschen, was keiner sonst von ihr begehrte, sie verübte weder Diebstahl noch Verrat oder Herzenssünde. Ein starker Blumenduft stieg in ihr auf, der sie betäubte und dem grauen Alltag seine berechtigte Wichtigkeit raubte mit allen aufgesteckten Schandpfählen von Gesetz und Geboten: „Du sollst nicht . . ."

Digitized by Google

Und sie reckte und breitete sich weiter. Aus der Kindergestalt löste die Gestalt des jungen Weibes sich los, aus den Kinderaugen wurden Weibesaugen.

Aber sie war gehorsam im Hause wie zuvor, dienst- und arbeitseifrig. Nur ihre Zutraulichkeit schwand ein wenig.

Kein Schuldbewußtsein bedrückte sie, keine Scham stieg in ihr auf, keine Furcht, daß sie Sünde begehe, beunruhigte sie. Sie trachtete nach nichts Verbotenem, etwa ihre Ketten zu sprengen und von jenem andern besessen zu werden.

Und der Blut- und Blumenduft schläferte sie weiter ein und hinterging sie tausendfach.

Eines Nachmittags stand Kämpf vor seiner Haustür. Große, sanfte, weiße Schneeblumen reisten spielend durch die Luft daher, tändelten hierhin und dorthin, senkten sich, stiegen. Und sanken bei ihrem Spiel allmählich tiefer, bis sie den Erdboden berührten, wo sie zergingen. Der Himmel war von köstlichem, sattem, geschliffenem Blau.

Seine Frau kam die Dorfstraße herab. Kämpf sah ihr entgegen. Es war aber so, als wäre er unvermutet aus sich selbst herausgetreten.

Er sah die Frau und ihre Art, aber klarer und schärfer als in vergangenen Tagen, die Einzelheiten mit ihren Zusammenhängen. Er gewahrte zum Beispiel die Veränderung in ihrem Wuchs im Verein zu dem Glanz, der von ihrem Gesicht ausstrahlte. Und er wußte plötzlich, daß ihr Herz einem andern zustrebte. Wußte, wer dieser andere war.

Die Natur belehrte ihn, daß jede lebende Kreatur, so Tier wie Pflanze, ihre Rechnung vorlegte und nach deren Erfüllung trachtete. Die Erkenntnis ging ihm sehr nahe. Denn das Junge, das er seinem Weibe der Natur gemäß hätte darbringen müssen, war lange in ihm abgestorben.

Laura ging an ihm vorüber. Sie hatte ihre Flirrhärchen fest eingekämmt. Auch das tat ihm wehe. Die Zeit der kindlichen kleinen Schmuckfähnchen, die sie ihm und dem Stummen zu Ehren hatte wehen lassen, war der Weibeszeit gewichen, die unspielerisch war.

Er lächelte voll schmerzlicher Güte. Als seine Mutter Andeutungen machte, tat er verständnislos.

Sie fügte sich; aber sie war herb der Schwiegertochter gegenüber.

Dabei konnte sie ihr nichts Tatsächliches vorwerfen; denn Laura suchte keine Zusammenkünfte.

Aber der Bursch kreuzte ihren Weg, sooft er es einrichten konnte. Und dann klemmten Herzschlag und Atem in Lauras Brust, und ihre Augen grüßten ihn, der sie suchte, in scheuem Glanze.

Pauline setzte sich oben in der Putzstube auf das rotplüschene Kanapee, vor dem der Luxustisch stand. Hier schüttete sie ihren Tränentopf aus und dachte nach. Traf dabei auf eine kleine Wunde, die sie schmerzte.

Sie gedachte des Verlobungsabends, wo Laura ihrer spitzigen Anrede —: „Sieh mal an, du willst hier Frau werre —" gehorsamsvoll geantwortet hatte: „Wie ich soll —." Ach, es war alles übereilt geschehen. Sie hätte gegen ihren Sohn angehen müssen.

Jetzt wollte sie ihn aus seiner beharrlichen Blindheit nicht aufwecken. Wollte auch die junge Frau nicht wachrütteln. Es sei, sagte sie sich, Kleinmädelsdummheit, über die man nicht wichteln müsse.

Und sie tat schelmisch, als eine klatschende Warnerin sich einstellte. Verstand nicht. Wehrte ab.

Aber ein Weibsbild, das Verdächtigung in der Tasche führt, will seine kränkende Fracht auch abladen. Vorsichtig zwar, aber doch richtig breit gerückt, brachte die Dorfgenossin ihre Warnmähr zum Vortrag.

Bröckelte ein wenig davon ab, klebte wieder an, gab dummdreiste Lehre und verhaperte sich.

Denn Pauline hob ihren Arm und sagte: „Da ist meine Tür. Nune mach, daß du häm kommst. Höre ich aber, daß du deine Verläumdigen weiterträgst, da lade ich dich ins Amt. Von der Bibel lernt ihr nix. Wenn ihr aber zahlen müßt, da ist das anders."

Sie beobachtete wieder ihre Schwiegertochter. Und vergaß der friedlichen Sonnenstunden, die Lauras Herz und Jugend in ihr Haus gebracht hatten.

Karl Kämpf schützte seine Frau durch Güte. Er zog sie in seine Nähe bei jeder Arbeit. Sprach mit ihr, vom Acker, vom Vieh. Besann sich auf andere Rede und fand keine.

Eines Tages stand er neben ihr und hatte ein heißes Verlangen, ihre Hand zu erfassen. Seine Würde jedoch beriet ihn schlecht, und er tat es nicht. —

Weihnachten kam indessen heran und mit dem letzten Jahrestag die schwere Stunde, da Mandeline sich niederlegte und den Herrgott um Kraft und gesundes Überstehen bat. Alles lag bereit und wartete, daß der kleine Erdenbürger daherkommen solle.

Beinschläger stand vor der Tür seines Hauses in Angst und väterlicher Wichtigkeit, drinnen saß die Kindfrau bei der Wöchnerin und beruhigte.

Mandeline litt schwer. Stunden gingen dahin, alle angefüllt mit Qual und Schmerzen. Schließlich spannte Kämpf den Schweißfuchs vor den Wagen und holte den Physikus.

Der gab ein wenig Chloroform, und nun löste die Beherrschung sich zu leisem Wimmern. In das sich Worte mischten.

Weil aber Mandeline in ihren Gedanken zu den Füßen Gottes gelegen hatte, Er solle sie ohne Schädigung ihres Lebens an Länge und Arbeitskraft aus ihrem Kampfe mit der Natur hervorgehen lassen und solle ihr ein gesundes geliebtes Kindlein bescheren — darum blieben ihre Gedanken im Bibelbereich, nur daß sie ein wenig in die Vergangenheit abrückten.

(Fortsetzung folgt.)

Panzerwagen.

Von Hauptmann Heil.

Der Mode vergleichbar pflegt auch die Kriegskunst immer wieder zu ihren „alten Lieben" zurückzukehren. Wie oft ist bis in unsere Tage hinein die Lanze, die vielgepriesene „Königin der blanken Waffen", solange es in der sogenannten zivilisierten Welt Armeen gibt, an- und wieder abgeschafft worden. Noch im Deutsch-Französischen Kriege 1870-71 ein Schrecken für unseren Erbfeind, in dessen Heer sie nur in geringem Umfange Verwendung gefunden hatte, und später für die gesamte deutsche Reiterei eingeführt, ist sie im Verlauf des Weltkrieges überall da, wo der Stellungskampf dem frischen, fröhlichen Draufgehen zu Pferde Schranken zog, außer Kurs gestellt worden.

Der Infanteriehelm! Wer hätte je gedacht, daß diese bis auf ein Mindestgewicht erleichterte, in den Heeren des Auslandes fast durchweg der Mütze gewichene Kopfbedeckung sich unter der „durchschlagenden" Beweiskraft der modernen Geschosse und Granatsplitter noch einmal wieder in die fast mittelalterlich anmutende Stahlhaube nach Landsknechtsart zurückverwandeln, ja daß sich diesem Eisenhut für den Dienst im vordersten Graben sogar noch ein solider Brustpanzer zugesellen würde! Auch die Splittergasmaske aus Metall sei hier erwähnt, in der das alte Visier des Ritterhelms wieder auferstanden ist.

Während nun unsere in hundert ruhmreichen Schlachten bis in diesen Krieg hinein mitgeführten hehren Fahnen infolge der durch die Praxis veränderten Kampfformen zu poesieloser Wartezeit in Schlössern und Zeughäusern verurteilt wurden, sie, ohne deren Voranflattern in Not und Tod uns bis dato eine richtige Schlacht nicht recht denkbar war, ist aus altersgrauer Vorzeit ein ebenso graues wie greuliches Ungetüm wieder emporgestiegen:

Digitized by Google

der Panzer- oder (wie der Franzose sagt) Sturmwagen, der Tank der Engländer und Amerikaner.

War der Minenwerfer in seiner anfänglichen Gestalt der antiken römischen Wurfmaschine fast buchstäblich nachgebildet, so knüpft der Sturmwagen an sein antikes, altorientalisches Vorbild, den von Rossen vorwärtsgerissenen Streitwagen, an dessen Rädern scharfe Sicheln drauflos mähten, nur insofern an, als er die starke moralische Wirkung einer heranrasselnden brutalen Kampfmaschine auf den Gegner in Rechnung stellt. Es ist in erster Linie die uralte Idee, Schrecken und Verwirrung in des Feindes Reihen zu tragen, die unsere Widersacher zur stetigen Vermehrung der Zahl ihrer Sturmwagen bestimmte. In der Tat bedurfte es im Anfange des Einsatzes dieser Kampfmittel immerhin einer gewissen Zeit, bis unsere Leute sich an den verblüffenden Anblick und die wenig freundlichen Umgangsformen dieser ungeschlachten, aber auch reichlich ungelenken Fahrzeuge gewöhnt und sie zu bekämpfen gelernt hatten.

Die ersten Tanks traten im Sommer 1916 auf. Die Riesenungetüme wurden von der feindlichen, insbesondere der englischen Presse mit großem Tamtam gerühmt, ihr damaliger Anfangserfolg war aber ein ziemlich mäßiger, und bald lagen viele von ihnen zerschossen und ausgebrannt vor den deutschen Stellungen. Es waren mit bis zu sechs Maschinengewehren bestückte Panzerautomobile, etwa 16 Meter lang, die sich nicht durch Räder, sondern mittels Schlittenkufen vorwärtsarbeiteten, und zwar so, daß immer ein Paar der vierkantigen Hölzer den Boden berührte, während ein zweites, nach vorn greifend, das Vorwärtsdringen herbeiführte. Die scharfkantige Spitze des stahlgepanzerten Wagens befähigte diesen in Verbindung mit der natürlichen Wucht seines Eigengewichts, alle Drahthindernisse zu durchschneiden und Baumstämme oder Palisaden niederzubrechen — sofern eben nicht gutsitzende Treffer unserer Artillerie der weithin sichtbaren und sich schwerfällig vorwärtsräkelnden Herrlichkeit ein vorzeitiges Ende bereiteten.

Die Engländer selbst scheinen denn auch damals durch ihre mit soviel hochgespannten Erwartungen begrüßten „Feuersalamander" oder „Schildkröten", wie sie sie vielfach nannten, zunächst ziemlich enttäuscht worden zu sein. Es hieß aber, die angelsächsische Zähigkeit falsch einschätzen, wenn man glaubte, unsere Feinde hätten sich nun bei diesem ersten Mißerfolge ihres Big Willy („Dicken Wilhelm") beruhigt. Die englische Technik ging vielmehr nun erst recht ans Werk, das neue Offensivkampfmittel zu verbessern, es vor allem einmal wendiger, beweglicher, von den Unebenheiten des Geländes unabhängiger zu machen und sodann auch die Zahl der Einheiten des als Sturmbock für die nachfolgende Infanterie dienenden Panzerwagens ins Ungemessene zu steigern.

Während sich das letztere erst im letzten Jahre mit amerikanischer Hilfe verwirklichen ließ, gelang es den Engländern im Laufe des Jahres 1917, neue Tanks herzustellen, die in Geschwadern bereits bei den großen Kämpfen in Flandern und am Chemin des Dames eingesetzt wurden. Diese waren kleiner als die ersten Modelle, etwa acht Meter lang, zwei Meter hoch und drei Meter breit, und wurden nach der Art ihrer Bewaffnung eingeteilt in „männliche" (male) und „weibliche" (female). Die männlichen sind mit leichten Geschützen und Maschinengewehren, deren Mündungen aus den seitlich angebrachten Türmen hervorstehen, die weiblichen nur mit fünf Maschinengewehren ausgerüstet. Ein 100-PS.-Daimlermotor besorgt den Antrieb. Der Tank wird geschützt durch einen 1 Zentimeter starken Schiffspanzer, die Besatzung besteht aus 1 Offizier, 1 Fahrer, 6 Mann. Die Beobachtung geschieht durch Periskope, die Schnelligkeit entspricht etwa der eines Fußgängers, ist also noch immer ziemlich mäßig. Die Steuerung des Wagens erfolgt nur noch durch verschiedenartigen Antrieb der beiden seitlich angebrachten Fortbewegungsraupen, vorausgesetzt, daß nicht „glitschiges" Wetter eintritt; denn in diesem nicht gerade seltenen Falle muß sich der arme Tank abrackern wie eine Lokomotive auf schmalzgefetteten Schienen.

So waren denn auch die in unsere Gefangenschaft geratenen britischen Tankoffiziere selbst nicht sonderlich erbaut von den Leistungen ihrer Sonderwaffe, in deren Inneren zu leben, geschweige denn zu kämpfen und zu sterben, nach ihrer glaubwürdigen Versicherung eine Hölle war; brachte doch schon die einfachste Vorwärtsbewegung mit Hilfe der Raupen über Stock und Stein, bergauf, bergab den mit ihrer Bedienung besaßten Insassen häufig schwere Verletzungen, Schädelbrüche u. a. m. durch Sturz und Stoß.

Solch eine Tankkompagnie bestand gewöhnlich aus 12 Panzerkraftwagen, die in Zwischenräumen von 70 bis 80 Meter in Linie vorgingen. Die Franzosen haben inzwischen diese Waffe bedeutend verbessert. Ihr neues System Renault hat jetzt durch eine von dem Wagen mitgeführte, brückenartige Vorrichtung die Fähigkeit, auch breitere und tiefere Einschnitte des Geländes zu überwinden, so daß ihren neueren Sturmwagen selbst ein Frontsicherungsgraben kein nennenswertes Hindernis mehr bietet. Von diesen in Mengen hergestellten kleinen Wagen verfügt die Entente über eine so große Zahl, daß sie auf eine Kompagniefrontbreite sechs bis acht Stück einzusetzen vermag, also etwa einen auf alle zwanzig Schritt.

Die Sturmwagen sind eine ausgesprochene Angriffswaffe, die nur in engster Verbindung mit der Infanterie vorgehen und für sich allein nicht kämpfen kann. Der Sturmwagen soll vorfahren, dem Verteidiger durch Beschießung soviel Abbruch tun als möglich und das eroberte Gelände behaupten. Beim Einsetzen des Zerstörungsfeuers der Artillerie müssen Gassen für die Sturmwagen gelassen werden, damit auf deren Vormarschweg keine hinderlichen Trichter entstehen.

Der Engländer, der jetzt nach ähnlichen Grundsätzen arbeitet, hat andere Modelle. Er benutzt die kleineren Tanks auch zur Beförderung von Infanterie nach den Hauptkampfzentren der Schlacht.

Die Abwehr der Tanks durch unsere Truppen erfolgt im Stellungskriege nach einem sorgfältig erdachten und geübten Verfahren und durch artilleristische Bekämpfung mit besonderen Tankabwehrgeschützen. Außerdem hilft man sich durch Anlage breiter, möglichst auch nasser Hindernisgräben sowie durch Anlage der Gräben hinter Wasserläufen.

Das sicherste und dem Angriffskampf gegenüber einzige Abwehrmittel ist für den Verteidiger, die Nerven nicht verlieren, den Tank über den Graben hinausrasseln lassen und ihn dann durch Feuern in die Sehschlitze außer Gefecht setzen, oder man steigt, wie dies auch im Heeresbericht von schneidigen Draufgängern mehrfach gemeldet wurde, dem Tank im tatsächlichen und im übertragenen Sinne „aufs Dach" und pfeffert Handgranaten hinein. Auf diese und ähnliche Art ist unsere elastische Abwehrfront seither, wenn auch oft nach hartem Kampf, noch immer mit den verwegensten Tanks und ihren unleugbar ebenfalls verzweifelt tapferen Besatzungen fertig geworden. Aber die Gegner, für deren Materialersatz ja die ganze Ententerüstungsindustrie fieberhaft tätig ist, vermögen stets aufs neue selbst die größten Verluste in diesen Kampfmitteln wettzumachen.

Dennoch darf man diese in ihrem militärischen Wert auch nicht überschätzen. Ist doch bisher der einzige Fall, wo unsere Gegner bei einem großangelegten Tankdurchbruchsversuch so etwas wie eine Panik, wenn auch nur eine vorübergehende, herbeiführen konnten, die „Tankschlacht" zwischen Ancre und Avre vom 8. August 1918 gewesen. Aber auch hier, wo natürlicher Nebel, künstliche Vernebelung und ein ganz ungeheuerliches Aufgebot an Material und Menschen (Sturmwagen ohne Zahl, gefolgt von schwarzen Hilfsvölkern in dichten Wellen und von Infanterie) sich vereint hatten, um das Unmögliche möglich zu machen, — auch hier, wo der Angreifer seine Vernichtungsmaschinen unter den denkbar günstigsten Bedingungen wirken lassen konnte, wurden wir nach kurzer Verblüffung des Sturmwagenschrecks Herr. Der Durchbruchsversuch wurde von unseren örtlichen Reserven abgeriegelt und konnte somit vereitelt werden.

Auch die deutsche Armee hat natürlich Panzerwagen, über deren Beschaffenheit nähere Einzelheiten zu äußern nicht angängig ist. Sie verwendet eigene Fahrzeuge deutscher Bauart, die kleiner, flinker und besser bewaffnet und gepanzert sind als die britischen, ferner erbeutete englische und große, sogenannte Landpanzerkreuzer. Diese sind mit Kanonen, Maschinengewehren und Flammenwerfern ausgerüstet, welche letzteren sie besonders leistungsfähig und gefürchtet machen, weil die Kampfmaschine naturgemäß eine wesentlich größere Menge Flammenstoff mitzuführen vermag als der einzelne Flammenwerfersoldat, der seinen Vorrat auf dem Rücken schleppen muß.

Schon im Jahre 1916 konnten sich deutsche Panzerautos in der Walachei ganz besonders auszeichnen, und auch späterhin geschah dies mehrfach. Während diese und andere Heldenstücke zeitlich weiter zurückliegen und Einzelfälle betreffen, bringt der deutsche Heeresbericht, wie erst kürzlich wieder, des öfteren Kunde von der wertvollen Waffenhilfe unserer Panzerwagen, auch in den erbitterten Großkämpfen an der Westfront, — ein Beweis dafür, daß ihre Besatzungen sich nach wie vor in Sturm und Wetter in des Wortes verwegenster Bedeutung bewähren als Kraftfahrer.

Digitized by Google

Alte und neue Tierplastik der Berliner Königlichen Porzellan-Manufaktur.

Von Dr. Georg Lenz. — Mit 14 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Eines der bedenklichsten Kunstgebiete, das kaum noch diesen Namen verdient, ist die deutsche Tierillustration. Ob man ein Vogelbuch- oder ein Insektenbuch, ein zoologisches oder ein ichthyologisches Werk, gleichviel ob wissenschaftlicher oder volkstümlicher Art, zur Hand nimmt, immer erschrickt man über die charakter- und seelenlosen, in jeder Hinsicht unkünstlerischen Zeichnungen und Farbendrucke, die — im Bunde mit den zumeist auf gleicher Stufe stehenden Anschauungstafeln für den Schulunterricht — die wissenschaftliche Erkenntnis der Tierwelt vermitteln und die Liebe zu ihr erwecken sollen. Wie ist es möglich, daß die Gelehrten, deren Lebensarbeit der Tierwelt gilt, solchen Kitsch nicht nur ertragen, sondern offenbar beifällig begrüßen! Oder glauben sie vielleicht, daß das künstlerische Bild nicht zugleich die Forderungen, die der Wissenschaftler an die anatomische Richtigkeit und an die Sorgfalt der Zeichnung wie der farbigen Wiedergabe stellen muß, erfüllen kann? Freilich, es muß zugegeben werden, daß der fehlenden Nachfrage entsprechend auch die Künstler selten sind, die, wie etwa ein Paul Meyerheim, die Tiere um ihrer selbst willen malen. Wir haben in Deutschland wohl einige bedeutende Tiermaler (Heinrich v. Zügel, Rudolf Schramm-Zittau, Franz Gräffel u. a.), für die das Tier ein Farbenproblem ist und etwa die Bedeutung hat wie für den Figurenmaler ein malerisches Gewand, für den Landschafter ein schöner Blütenbaum; wir haben auch viele Künstler, die das Tier gelegentlich als Staffage verwerten, aber nur sehr wenige, die die Augen offen halten für Ausdruck, Bewegung, Umgebung und für den individuellen Charakter des Tieres. Und welche Welt von lebendiger Schönheit ist hier zu erobern! Wer nicht Gelegenheit hat, die Kreatur selbst draußen in der Natur zu belauschen und seine Augen an ihren reizvollen Erscheinungen zu weiden, der betrachte nur einmal die mit künstlerischer Beobachtung aufgenommenen Tierphotographien Schillings' in seinem berühmten Buche „Mit Blitzlicht und Büchse" oder Meerwarths in seinen „Lebensbildern aus der Tierwelt", die einstweilen das deutsche Tierbild ersetzen und wohl geeignet erscheinen, den Künstlern die Augen zu öffnen über die Fülle der künstlerischen Probleme, die hier ihrer Lösung harren. — Besser als um das Tierbild ist es um das plastische Tierstück bestellt. Es liegt im Wesen der Einzelplastik, daß sie, ohne Licht- und Farbenprobleme oder sonstige Nebenzwecke zu verfolgen, ihrem Gegenstand um seiner selbst willen nach Form und Ausdruck gerecht zu werden sucht. Der bedeutendste Tierbildhauer ist freilich kein Deutscher, sondern ein Franzose gewesen, Antoine Louis Barye (1795—1875), der es übrigens, wie Paul Meyerheim erzählt, nicht verschmähte, mit wissenschaftlicher Sorgfalt anatomische Tierstudien mit genauen Maßangaben zu machen. Aber neben ihm kann mit Ehren unser August Gaul bestehen, der, ruhiger und gesammelter als der Franzose, durch geschickte Vereinfachung der Formen das Charakteristische der Geschöpfe oft meisterhaft zu treffen weiß. Noch vielseitiger ist Joseph Pallenberg, der beinahe alle unfreiwilligen Bewohner des Berliner Zoologischen Gartens plastisch dargestellt hat. Und kaum zu übersehen ist die Zahl der Kleinplastiker, die sich der Wiedergabe der Tiere befleißigen. Das Material, in dem sie ihre dekorativen kleinen Bildwerke ausführen, ist, neben Bronze, Holz und wohl auch Elfenbein, etwa seit der Jahrhundertwende wieder vorzugsweise das Porzellan. Schon der erste große Meister des Porzellans, der Meißner Bildhauer Johann Joachim Kändler, ist ja ein hervorragender Tierbildner ge-

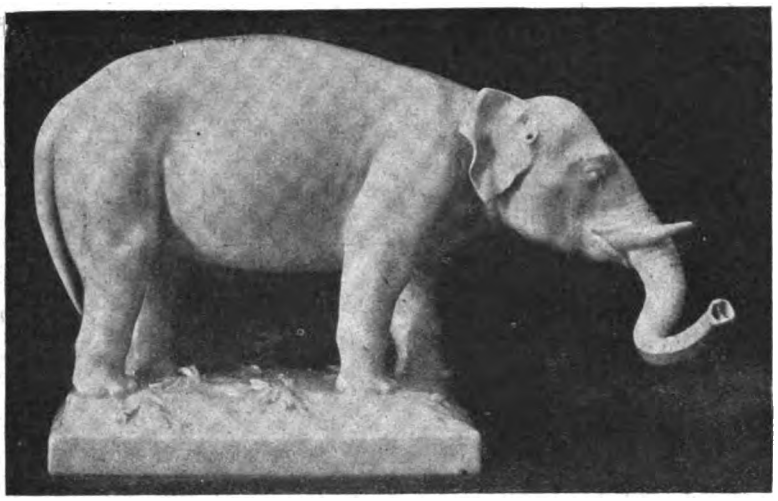
Pferd und Reitknecht. Modelliert von Johannes Eckstein (1776).

Wachtel. Von Pedrozzi. (Um 1765.)

Butterbüchse in Form eines Kanarienvogelnestes. (Um 1765.)

Elster. Von Pedrozzi. (Um 1765.)

Digitized by Google



Junger Elefant. Berlin, um 1778.

wesen, und auch in den anderen Porzellan-Manufakturen des 18. Jahrhunderts ist in größerem oder geringerem Umfang die Tierplastik gepflegt worden. Das Verdienst, die glänzende Erdenware für die künstlerische Darstellung des Tieres in neuerer Zeit wiedererobert, ja förmlich in Mode gebracht zu haben, gebührt der Kopenhagener Bildhauerin Frau Nielsen.

Wir zeigen in unseren Abbildungen einige Beispiele aus der Tierplastik der Berliner Königlichen Porzellan-Manufaktur. Auch hier verzeichnet schon das alte Modellbuch der friderizianischen Zeit eine größere Anzahl von Tiermodellen, über deren Schöpfer indes wenig bekannt ist. Nur für eine Reihe von Vogelplastiken aus den 1760er Jahren, von denen das „Wachtelpaar" in mehreren Sammlungen vertreten ist und die „Elster" noch heute gern gekauft wird, ist der Name des künstlerischen Urhebers Pedrozzi überliefert. Etwas steif in der Haltung, zeichnen sie sich durch die geschickte Behandlung der Oberfläche aus, welche die Weichheit des Gefieders vortrefflich wiedergibt und durch die in der Frühzeit der Manufaktur üblichen stumpfen und weichen Farben noch an Reiz gewinnt.

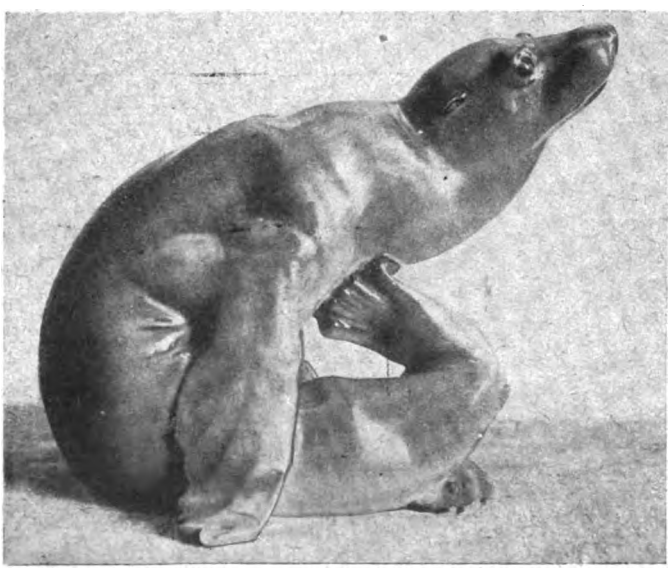
Bologneser Hündchen.
Modelliert von Foerster.

Ihnen verwandt sind die ungefähr gleichzeitig entstandenen Butterbüchsen in Gestalt eines Rebhuhns mit seinen Jungen oder eines „Canarien-Corb-Nestes, worauf ein brütender Canarienvogel sitzt mit dabei stehendem Hahn". Ein leidlicher Tierplastiker war auch der Bildhauer Johannes Eckstein, der etwa zehn Jahre später einige Pferdegruppen für die Königliche Manufaktur modellierte. Bei aller flotten Bewegtheit haben seine Gäule aber doch etwas von dem Typus des Karussellpferdes, der den Pferdedarstellungen des 18. Jahrhunderts fast durchweg anhaftet.

Ein Berliner Kuriosum ist das Modell des jungen Elefanten, der im Winter 1777 als erster Vertreter seiner Gattung ein viel größeres Aufsehen in Berlin erregte als seine beiden Urenkel, die im vergangenen Winter sich in den Dienst der Berliner Kriegswirtschaft gestellt haben. Besonders beliebt waren auch die in verschiedenen Größen angefertigten, „auf Küssen sitzenden" Möpse, Bologneser und Katzen sowie ähnliche, zum Teil als Berlocken verwandte Kleinplastiken, die bereits in das Gebiet der Galanterien gehören.

Kakadu.
Modelliert von Edm. v. Otto.

Die moderne Tierplastik der Königlichen Porzellan-Manufaktur hat ein ganz anderes Gesicht. Von naturalistischer Treue ist hier nicht die Rede. Die Absicht der zahlreichen Künstler, die diese Bildwerke für die Manufaktur modelliert haben, war vielmehr darauf gerichtet, durch Stilisierung der Flächen und Linien den Hauptcharakter der Tiere zu geben, ihre typischen Eigenschaften erleben zu lassen. Die Zufälligkeiten des Feuerprozesses und der Glanz der Glasur machen das Porzellan ja ohnehin zu einem Feinde der durchgebildeten Form und geben ihm gewissermaßen ein natürliches Recht, auf diese zu verzichten und in gleitenden Flächen, über die das Licht in ungebrochenen Strömen hinfließt, seine eigenen Reize spielen zu lassen. Nun ist's mit dem Stilisieren aber doch eine heikle Sache. Es scheint so bequem für den, der sorglos seine Unkenntnis der Tieranatomie



Seelöwe. Modelliert von W. Hauschild.

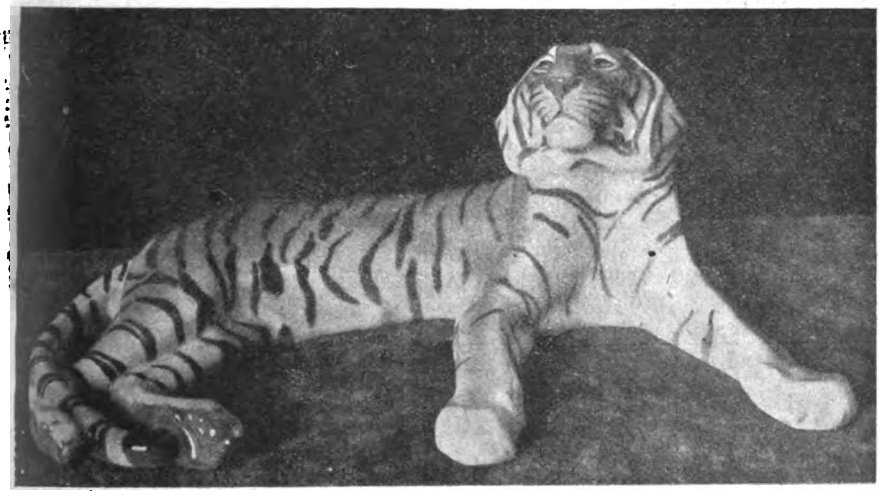
Hirsch mit Amor. Modelliert von Röhrig.

Digitized by Google

verbergen möchte, aber es ist in Wirklichkeit recht schwierig, und nur dem feinsten Tierkenner wird es gelingen, die charakteristischen Linien eines Tieres in ihren Schwingungen so verständnisvoll zu erfassen, daß er durch Vereinfachung und Kristallisation des geschauten Bildes eine charaktervolle, lebendige und große Wirkung zu erzielen vermag. „Erst muß man es", schreibt treffend der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, Prof. Dr. Ludwig Heck, „richtig machen können und richtig gemacht haben, ehe man richtig weglassen kann."

Eber im Schnee. Modelliert von Norbert Pfretzschner.

Von dem großen Tierpark der Berliner Kgl. Porzellan-Manufaktur — in dem sich, wie in der Arche Noah, Pelikan und Riesenreiher, Truthahn und Birkhahn, Papagei und Kakadu, Blauspötter und Meise, Wildente, Taube und allerlei sonstiges Hausgeflügel mit Löwen und Tigern, Bären und Affen, Elefanten und Kamelen, Zebras und Gnus, Hasen und Kaninchen, Katzen und Hunden friedlich zusammenfinden — kann nicht durchweg gerühmt werden, daß er dieser Forderung Genüge tut. Viele von diesen Modellierungen werden später nur als liebenswürdige Spielereien bewertet werden. Es fehlt jedoch keineswegs an Modellen, die auch einer anspruchsvolleren Kritik standhalten können. Der abgebildete „Eber im Schnee" von Norbert Pfretzschner, der „Kakadu" von Edmund v. Otto, der „Hirsch mit dem Amor" von Röhrig, der „Seelöwe" von Hauschild sind verschiedenartige Beispiele einer durchaus beachtenswerten Tierbildnerei.



Königstiger. Modelliert von Anton Puchegger.

Eine hervorragende Stelle unter den modernen Tierschilderern, die ihr Schaffen gelegentlich in den Dienst der Berliner Manufaktur gestellt haben, ist ferner der im September 1917 in jungen Jahren hingerafft Anton Puchegger, ein Österreicher von Geburt, der vermöge eines zähen und gründlichen Naturstudiums das Wesentliche seines jeweiligen Modells treffsicher zu erfassen und mit großzügiger Technik wiederzugeben verstand. Die in ihrem geschlossenen Umriß so liebenswürdige „Zebragruppe" und der „Königstiger" sind Zeugen seines bedeutenden Könnens. Seine Vorliebe aber galt den Affen, in deren Wesenheit er nach Professor Hecks Urteil sich als Plastiker in einem Grade eingefühlt und eingelebt hatte, wie das wohl selten wiederkehren dürfte. Auch seine Porzellanaffen zeigen diese Tiere in der freiesten Entfaltung ihrer Natur, wie sie nur dem echten Künstlerauge sich offenbart.

Zu den ungesunden Erscheinungen, die die Kriegszeit herbeigeführt hat, gehört das meist verständnislose Antiquitätensammeln, das auf den Auktionen des letzten Winters so phantastische Dimensionen angenommen hat. Es scheint, daß gerade die Kreise, die durch die Zeitumstände schnell zu großem Wohlstand gelangt sind, durch den Erwerb ehrwürdigen alten Hausrats die Symbole an sich reißen wollen, die der gediegenen alten Familie ihre Würde geben. Gewiß, es ist ein durchaus wirtschaftlicher und sittlicher Gedanke, sich mit künstlerisch wertvollen Gegenständen zu umgeben, welche die durch Generationen fortwirkende schöne Tradition des elterlichen Hausrats schaffen.

Zebras. Modelliert von Anton Puchegger.

Affengruppe. Modelliert von Anton Puchegger.

Digitized by Google

Aber wie kann dieser Zweck erreicht werden durch das unehrliche Vorspiegeln einer alten Familienkultur, die niemals vorhanden gewesen ist! Es ist eine Art Feigheit, die viele davor zurückschrecken läßt, für den eigenen Geschmack einzutreten.

Dem modernen Haushalt aber wird nur ein moderner Hausrat Stil und künstlerisches Gepräge geben. Auf eines von den vielen Liebhabergebieten, die jedem offenstehen, der in seinem Heim sein Geschmacksurteil und nicht das einer vergangenen Periode gelten lassen will, möchte unsere Betrachtung der Tierplastik in der Berliner Manufaktur, die übrigens in zahlreichen anderen Porzellanfabriken eine weitschichtige Ergänzung findet, die Aufmerksamkeit hinlenken. Die vielen Menschen, die an der Tierwelt ihre Freude haben, das feine Spiel der in Schönheit und Grazie sich gegeneinander bewegenden Linien etwa im Gefieder der Vögel oder die Wucht der Formen bei Elefanten und Bären oder die geschmeidig gleitenden, listigen Bewegungen der Raubkatzen und Hauskatzen mit Vergnügen beobachten, finden hier eine Gelegenheit von bedeutsamem erzieherischen Wert, das Band fester zu knüpfen, das sie mit dem unerschöpflichen Reichtum der Natur verbindet.

Gnädiges Fräulein . . .

Novelle von Manuel Schnitzer.

Er, Student, zweites Semester, bald neunzehn.

Sie, Lyzealschülerin, erste Klasse, ein Backfisch.

Kurt und Gerda.

Die Familien . . . Professors und Bankiers . . . bewohnen dasselbe Landhaus in einem westlichen Vorort Berlins. Seit sieben oder acht Jahren. Die Kinder sind Spielgefährten und haben sich immer gut vertragen. Sagen du zueinander. „Selbstredend."

Er sagt: „Du, Gerda!" Sie ist manchmal zärtlich und nennt ihn: „Kurtchen!" Und wenn sie ihn ärgern will: „Kurt'l" Das macht ihn nervös.

Er hilft ihr bei den Aufsätzen. Immer sehr gewissenhaft. Wenn sie ihm das „Unreine" zeigt, liest er's mit kritisch gefurchter Stirn und weiß hundert Einwände gegen ihre „oberflächliche Weltanschauung" und die kindliche Ausdrucksweise. Und entdeckt er eine Stilblüte, dann lacht er furchtbar und nennt sie ein „kleines Schaf" und so. Hierauf dichtet er alles um. Kein Satz bleibt, wie sie ihn hingeschludert hat. Das kränkt sie nicht weiter. Sie will doch nicht Schriftstellerin werden und Romane schreiben. I wo, hat sie nicht nötig. Aber „wenn wir wieder eine Zwei nach Hause gebracht haben", freut er sich beinahe mehr als sie. Nein, er freut sich wirklich mehr. Und keineswegs wegen der Schokolade, die sie ihm „pour le mérite" zusteckt. Den größten Teil davon kriegt doch sie wieder ab. Dagegen: die Zigaretten aus ihres Papas bester Schachtel, die ägyptischen, direkt aus Kairo bezogenen . . . die läßt er sich gern gefallen. Sie sind zwar „gemopst", doch das braucht er „offiziell" nicht zu wissen. Sonst freilich . . .

Also: wie Bruder und Schwester. Wie der ältere Bruder und die jüngere Schwester. Das heißt, so glaubt er. Sie ist keineswegs dieser Ansicht und behandelt ihn als gleichalterig. Höchstens! Sagt er ihr mal „kleines Schaf", so brummt sie ihm gelegentlich einen „großen Schafskopp" auf und treibt auch andern Unfug, der das Gleichgewicht seiner Seele stört. Aber er traut sich nicht, ihr Vorhaltungen zu machen. Sie kann so empfindlich sein: weinen, schmollen, das feine Näschen hängen lassen und die klaren braunen Augen wie mit einem dünnen Schleier bedecken. „Wenn du mich kränkst, muß ich dich noch um Verzeihung bitten", hat er einmal voller Wut zu ihr gesagt. Das gerade findet sie in Ordnung. So eine Schlange! Aber auch nur ein Fünkchen Verständnis für ihn . . . nö, das gibt's natürlich nicht. Zu oberflächlich, so ein Bankierstöchterchen.

Den letzten Streich jedoch . . . den vom Sonnabend . . . kann er ihr nicht verzeihen. Das Blut steigt ihm zu Kopfe, wenn er daran denkt.

Er kommt vom „Bummel", die bunte Mütze auf dem schön gescheitelten blonden Haar. In Gesellschaft seines „Leibburschen" und eines zweiten Kommilitonen. Was trippelt auf dem Bürgersteig daher und auf das Völkermuseum zu? . . . Eine Mädelklasse . . . Zwanzig Backfische zwischen fünfzehn und sechzehn . . . oder ein paar mehr. Zu zwei und zwei. Ein wohlwollend aussehender Herr mit grauem Spitzbart und funkelnder Brille schlendert gemütlich nebenher, als gehöre er nicht im mindesten zu den blonden, braunen, roten und schwarzen Zöpfen und Zöpfchen, zu den hellen Frühlingsblusen, den sittsamen Hüten und keckeren Mützen, um die ein Geschwirr von Stimmen ist . . . Der Herr Oberlehrer, vielleicht gar der Direx selbst . . .

Die Studenten bleiben stehen und mustern die Schar. Die Mädelchen sind auch zu niedlich, geben ein so hübsches, farbiges Bild in der grauen Straße.

„Pennälerinnen!" sagt der Kommilitone, und seine Mundwinkel sind herabgezogen. „Es lohnt eigentlich nicht . . ." Aber die Verachtung kommt ihm nicht von Herzen.

Der Leibbursch, ein würdiger Herr von zweiundzwanzig, Germanist, immer ein passendes Zitat auf der Pfanne, gestattet sich die Bemerkung: „Gänse und Gänschen . . ." und fügt leise deklamierend hinzu: „Doch eine andre Herde muß ich weiden', versichert Johanna, geborene Jungfrau von Orleans, in ihrem großen Monolog."

In diesem Augenblick wendet sich ein Mädchenkopf. Ein Gesicht strahlt in freudiger Überraschung. Ein Arm geht hoch, eine Hand schlenkert. Es ist Gerda, die Kurt begrüßt. Und ihre schönen braunen Augen lachen ihn an.

Schon hat er die Mütze vom Kopf und schwenkt sie. Seine Begleiter tun das gleiche, aber viel korrekter. Die Bewegung wie nach dem Winkelmaß, mit todernsten Mienen.

Die Mädchen sind auf der Treppe des Museums, die ersten schon im Tore. Jetzt auch Gerda, hinter der noch die letzte Reihe geht. Da geschieht das Schreckliche. Ehe sie im Dunkel verschwindet, dreht sie sich noch einmal um und . . . und steckt Herrn stud. jur. Kurt Meier, der sich in Gesellschaft seines Leibburschen und eines zweiten Kommilitonen befindet . . . steckt ihm angesichts dieser beiden Respektspersonen . . . steckt ihm die Zunge heraus!! Nicht die ganze, aber immerhin mehr als die Spitze! Und lacht und winkt und ist weg. Aber die Reihe hinter ihr fühlt sich gedrungen, die Köpfe zu wenden und nach den Studenten zu schauen. Worauf ein hörbares Kichern erfolgt.

Kurt ist sehr rot geworden. Der Leibbursch lächelt, der andere sieht streng darein.

„Schwesterchen?" fragt der Leibbursch sanft.

Kurt, der sehr verlegen ist, möchte etwas Flottes, Lustiges sagen. Es fällt ihm schwer.

„Nicht ganz!" bringt er endlich heraus.

„Säure oder Base?" verhört ihn der Kommilitone, der im vierten Semester Chemie studiert und diesen Witz wirklich selbst erfunden hat.

Die „Base" muß abgelehnt werden. Was unter „Säure" zu verstehen ist, weiß der arme Kurt nicht. Wahrscheinlich hat es überhaupt keine Bedeutung.

Die freundliche Miene des Leibburschen verfinstert sich ein wenig.

„Pennälerliebe", bemerkt der Chemiker, und ein feines Fältchen erscheint zwischen seinen Brauen.

Digitized by Google

„Ah . . . so 'ne Art Primanerschwarm", meint der andere und lächelt, als läge dergleichen hundert Jahre hinter ihm. Bleibt stehn . . . sie waren nach dem Verschwinden der jungen Mädchen weitergegangen . . . und fährt freundschaftlich fort:

„Höre, Füchslein, das muß man sich abmachen."

Kurt ist über den Verdacht, eines Primanerschwarms fähig zu sein, höchst empört. Nicht ohne Heftigkeit erwidert er: „Ach Unsinn . . . Sie ist meine Jugendgespielin."

In demselben Augenblick hat er die Empfindung, als verbesserte er dadurch seine Lage keineswegs.

Sein Gefühl täuscht ihn nicht. Die beiden Erzieher lachen los. Der Kommilitone spöttelt: „Jugendgespielin . . . Gott, wie poetisch!" Der Leibbursch aber sagt fast träumerisch: „Gemüt . . . Poesie . . . oh, sehr schön, sehr löblich und bei passender Gelegenheit durchaus am Platze. Aaaber . ." seine Stimme wird plötzlich scharf . . . „aber Kindereien muß man sich abmachen."

Wie ein Hieb sitzt das Wort. Kurt, in dem es tobt, ist offensichtlich geknickt. Da legt ihm der Leibbursch wohlwollend eine Hand auf die Schulter: „Man ist doch im Begriff, ein Mann zu werden, nicht, Füchslein?"

Kurt kann natürlich nichts dafür, daß die Schülerin sich so furchtbar albern benommen hat . . . das wird ohne weiteres zugegeben. Ja, wenn's die Schwester gewesen wäre oder selbst so ein dummes Bäschen. Da hätte der Fall gleich viel milder gelegen.

„Sieh mal, Füchslein," belehrt ihn der Leibbursch und schiebt seinen Arm unter den Kurts, „das ist ja alles rührend nett von dir, diese vertraute Freundschaft mit der Jugendgespielin, und die Kleine ist wirklich allerliebst, aber worauf es ankommt, mein Lieber, das ist: Distanz halten . . . Di . . stanz . ."

Damenbildnis.

Gemälde von August Hoffmann v. Vestenhof.

(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Königl. Glaspalast.)

„Nicht so nah rankommen lassen an sich", erläutert der andere düster. „Abstand . . . Abstand . . . Sonst geht das zum Teufel, was oberstes Gesetz ist: Haltung! Die haben wir jedem gegenüber zu bewahren. Je . . . dem! Nichts dulden, was da störend wirken könnte."

„Und was das weibliche Geschlecht betrifft," doziert der Leibbursch, und sein gutmütiges Gesicht bekommt einen vergnügten Zug, „so bin ich keineswegs der Meinung Nietzsches, daß man immer die Peitsche bei sich haben muß. Aaaber . . . ‚Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe!'" . . . Er betont das Wörtchen „stolz" sehr kräftig . . . „Darauf kommt es hier an. Und nun sei wieder nett, Menschenskind. Fuchsenzeit ist eben Lehrzeit. Muß man durchmachen."

Bald darauf verabschiedet sich Kurt von seinen Begleitern. Die wollen nach dem Halleschen Tor, er muß zurück zum Wannseebahnhof, um nach Hause zu fahren. Diesmal gelingt ihm die geometrische Handhabung der Mütze genau so korrekt wie seinen Freunden. Auch der Todesernst in den Mienen. Seine Anlagen sind vortrefflich, das ist keine Frage.

* * *

Trotz alledem — eine Erbitterung ist in ihm. Sie haben ja so recht, der Leibbursch und der andere. Wie er diesen Chemiker haßt! Was hatte der sich in die Sache zu mischen, die ihn nicht im geringsten anging! . . . Anmaßung! . . . Am liebsten würde er jetzt gleich den ganzen Verbindungskrempel . . . Ist ja lächerlich! Solch demütigender Bevormundung ist er seit dem Abitur entwachsen.

Den Rest des Tages gibt der arme Kurt sich seiner Wut hin. Immer stärker frißt sie an seinem Herzen. Man hat ihn beschämt, und er ist wehrlos. Ganz und gar. Selbst gegen die Anstifterin des Unheils. Oh, gegen die am meisten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Flüchtlingslager von Orscha an der russisch-deutschen Austauschlinie.

Beim Empfang des Mittagessens.

Die Völkerwanderung in Rußland, die während des Krieges einsetzte und Hunderttausende von Menschen ostwärts trieb, macht nun ihre rückläufige Bewegung und treibt den Rest, der von jenen Hunderttausenden nicht im Strudel der innerrussischen Wirren umgekommen ist, wieder an ihre alten Wohnstätten zurück. Sie schleppten nur das Notdürftigste mit auf ihrer kopflosen Flucht. Auch dieses Notdürftigste haben die meisten während ihrer Wanderung von Ort zu Ort eingebüßt. Die am Einfluß der Orschitza in den Dnjepr und an der Eisenbahnlinie Brest-Litowsk—Moskau gelegene Kreisstadt Orscha ist ein Sammelpunkt von Tausenden dieser Unglücklichen. Der Güterbahnhof bildet hier die deutsche Endstation, während der Personenbahnhof in russischer Hand geblieben ist. Die eigentliche Stadt liegt, wie das häufig in Rußland der Fall ist, weit ab vom Bahnhof, an dem eine neue Stadt aus Baracken, das Quarantänelager für die aus Rußland Auswandernden, entstanden ist. An der Durchfahrtspforte des die Demarkationslinie bildenden Stacheldrahtzaunes befinden sich die Paßprüfungsstellen, und deutsche Wachposten stehen neben den Bolschewikiposten. Tausende von Rückwanderern haben diese Pforte bereits passiert, und oft ist der Andrang von heimkehrenden Flüchtlingen so stark, daß die Baracken nicht ausreichen, um allen ein schützendes Obdach zu gewähren, und viele unter freiem Himmel nächtigen müssen. Durch ärztliche Überwachung wird nach Möglichkeit dafür gesorgt, daß die Rückkehrenden nicht Seuchen zu uns einschleppen, und der grenzenlosen Not dieser Ärmsten wird so viel als möglich abgeholfen. Leider ist mit diesen vielpassierten Verbindungspforten zwischen dem bolschewistischen Rußland und uns auch einer Gefahr Tür und Tor geöffnet, der mit Medikamenten und Unterstützungen nicht begegnet werden kann, sondern nur mit der gesunden Vernunft, — der bolschewistischen Propaganda, die, entgegen unseren Abmachungen mit dem bolschewistischen Rußland, durch diese Tore ihren Einzug hält und auch Deutschland zu verseuchen droht. An dem Beispiel Rußlands ist allerdings jedem noch halbwegs Vernünftigen klar, wohin die Grundsätze der Bolschewiki führen, — in ein unsagbares Elend. Hoffentlich bleiben uns ähnliche Zustände erspart, wie sie Rußland vollends ruiniert haben. Der ganzen Welt gegenüber hat sich das Deutsche Reich behauptet, — nur der Zwiespalt der Deutschen untereinander wird die Schöpfung Bismarcks in Trümmer schlagen können.

Kontrollstation an der Grenze der neutralen Zone.

Blick in eine Barackengasse.

Digitized by Google

№ 47 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt ✻ Begründet von Ernst Keil 1853

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer"

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau" in wöchentlichen Heften zu je 40 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 80 Pf.

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau" in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 3 Mark oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 50 Pf.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße."

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(10. Fortsetzung.)

Es schwebte Mandeline vor, sie habe sich den Israeliten angeschlossen, die unter Mosis Führung durch das Rote Meer zogen, ein so rasendes Schrittempo aber angeschlagen hatten, daß sie ihnen nicht zu folgen vermochte.

Und sie erhob ihre rufende Stimme: „Moses — Moses — spring net so sehr — ich komme net nach."

Das fing der schwarze Rabe, ihr Ehemann, auf, und der Stolz durchzuckte den windigen Kerl.

Und ein neuer größenwahnhaftiger Gedankengang stellte sich ein, daß er seinen Knaben Moses nennen wolle, wie ja in der Vergangenheit die biblischen Namen überhaupt im Gebrauch gewesen waren, Simon, Levy, David, Daniel, Joseph, Markus, Adam, Abraham.

Das Kindlein hatte sich aber noch gar nicht vorgestellt, welcher Beschaffenheit es war, und ob es etwa nicht anstatt des Mosesnamens auf den Rahel- oder Leanamen Anspruch würde erheben müssen.

So zauste Lebegott sich mit der Eitelkeit um Klingklangs willen umher, indes sein Weib litt und mit schwebenden Füßen auf der schmalen Scheidegrenze vom Erdenleben zur Ewigkeit dahinwandelte.

Letzter Liebesdienst. Otto Bloom pinx.

Sie schied jedoch nicht, sondern kehrte in ihr Hausfrauen-, Ehefrauen- und Mutterheim zurück, das ihrer regsamen Hände und ihres tapferen Mutes bedurfte. Hieß anhier ihr Kindchen willkommen, ein braunhaariges Büblein, das die grauen Augen einkniff vor dem ungewohnten Tageslicht.

Lebegott stand an ihrem Bette mit vom Weinen verdunsenen Augen. Denn als er mit dem spielerigen Wichtigkeitsausdruck zur Wochenstube hineinlugte, hatte der Physikus ihm grimmig ein paar herabstimmende Worte gesagt.

Nun hatte er um Mandelines Leben zu zittern begonnen. Denn er hatte gewußt, daß er sie nicht entbehren konnte.

Darüber war das Knäblein beinahe zur Nebensache herabgesunken.

Daß es braunhaarig und grauäugig wie die Mutter war,

Digitized by Google

hob es wieder. Denn in ihm psalmierte etwas, daß das Kindlein von den Herzensgaben der Mutter sein Teil empfangen haben möge.

Ganz rasch schlugen seine Vorsätze wegen der Namengebung um, sowohl was biblischen Ursprung wie absonderlichen Klang anbelangte. Und die drei Namen, die dem kleinen Beinschläger schließlich als Erkennungsmarke beigegeben wurden, waren verständig gewählt, da der erste nach dem Vater lautete, der zweite aus Dankbarkeit und Erkenntlichkeit gegen den Stummen gewählt worden war, und der dritte, mit dem er auch gerufen wurde, sich auf den Großvater mütterlicherseits bezog.

Der kleine Lebegott Huldreich Leonhard Beinschläger war aber ein lebenskräftiges Jungchen, schlaf- und nahrungsgierig, was ihm zu guter Entwickelung verhalf. So daß er, als sein Leben sich auf dreißig Tage belief, ein zärtlicher Anblick für jedwedes Bauerngemüt war, insonderheit aber den Herzstolz seiner Eltern bildete.

Was war er für ein Kerl, er, der schwarze Rabe, daß er seiner Ehefrau ein solches Kind zu geben vermocht hatte! Wo blieb das Kind aus der Kämpfschen Ehe? Warum blieb im Frankeschen Besitze das Haus frauen- und kinderlos?

Mandeline war schön und sacht. Bleich wohl, denn das Kind zehrte an ihr, aber voller Frauenfülle. Die Bauernfrauen trugen ihr mancherlei zu, keine kam ohne eine Gabe daher.

Mit Genuß betrachteten sie den kleinen Leonhard in seiner grausamen Umwicklung von roten Bändern. Lebendig schaute das Köpfchen über den Kissenpfropfen hinaus, und die Ärmchen fuchtelten.

Laura kam täglich. Unvermutet blieb sie fort. Das Kind weckte an ihr.

Dann kam sie wieder, hielt und hegte das Kind.

Sie sagte zur jungen Mutter: „Du, wenn der meine wäre . . ."

Mandeline antwortete: „Es wäre besser for dich."

Nach einer Pause: „Das glaube ich." Und sie seufzte.

Mandeline sagte leise: „Du mußt dich doch abfind . . . Du kannst dich doch net zertrümmre . . . Und du kannst den andern, deinem Mann und deiner Pauline, auch net egal Pein gemach . . . Das haben sie nit verdient."

Laura legte das Kind zurück in die Wiege und ging wortlos aus der Stube. — —

Eines Tages fuhr Kämpf nach Saalfeld in Geschäften. Er ging an den Schaufenstern dahin und betrachtete die Auslagen.

In einem Geschäft mit Goldwaren begutachtete er die Kettchen, Broschen, Armbänder. Er wollte seine Frau erkaufen. Sie sollte durch ihn eine Freude haben.

Als er einkaufte, zitterten seine Hände.

So tief saß die Angst?

Am Abend ging seine Mutter aus. Er setzte sich an den Tisch mit der Zeitung. Die Frau ging ab und zu mit wirtschaftlicher Verrichtung.

„Setz dich doch auch a bißle her", sagte er endlich zu ihr.

Sie holte das Spinnrad.

Nun rückte er die Tischbank, nahm ihr das Spinnrad ab und stellte es neben seinen Stuhlplatz obenan.

Sie begann zu spinnen.

Das Spinnrad redete. Es war wie ein Lebendes, das mit gewichtiger Last über die Berge ging. Es stockte und rastete an Weghindernissen. Schwer wurde der Schritt.

Kämpf hörte nur den Surrton des friedlichen Arbeitsgerätes, dachte bei dessen Stockungen an fehlerhafte Beschaffenheit und zog keine Folgerungen auf irgendwelche seelische Übertragung.

„Du kannst dir doch ein neues kauf," sagte er, ohne von seiner Zeitung aufzusehen.

„Es muckscht a bißle."

„Plagen sollst du dich aber net."

„Vielleicht habe ich bloß nicht aufgemerkt, wie ich soll." — Sie lenkte ab: „Unser Lamm soll doch geschlacht werre . . ."

„Ja, das ist das Los."

„Aber weh titt es doch."

„Man därf sich nicht sosehr an das Schlachtvieh anschließen. Man soll seine Freude auf andere Dinge übertragen. Die net drunter leiden, wenn ihre Stunde vorüber ist. Du kannst dir doch Blumen pflanz."

„Aber die springen nit, wenn ich komm."

Er lächelte. Wunderfein stand dieses Lächeln in seinem Gesicht.

Laura sah es, sie hatte den Kopf gehoben. Wie ein Kind mit großen Augen schaute sie auf ihren Mann.

Sein Lächeln rief das ihre hervor. Die Freude darüber in ihm war so groß, daß er errötete.

Er faßte in seine Tasche und legte das Schächtelchen mit dem Goldinhalt auf den Tisch vor sie hin.

Nickte ihr zu und sagte: „Du sollst nit zurücksteh gegen die andern Weiber."

Zögernd langte sie zu, öffnete aber nicht. Ließ vielmehr die Hand mit dem Schächtelchen in ihren Schoß sinken und sah darauf nieder.

„Mach nur auf", sagte er.

Sie gehorchte.

Eine schöne goldene Halskette glänzte ihr entgegen, an der Kette ein kreisrundes, durchbrochenes Anhängerchen, das innen die Gestalt eines Kreuzes hatte.

„Es trägt jeder sein Kreuz", sagte Kämpf.

Ihre Backen brannten auf, ihre Wimpern lagen auf den Wangen.

Kämpf langte zu und nahm das Kettchen ungeschickt in die Hand. Den Verschluß zu öffnen, wollte ihm nicht gelingen.

Nun half sie, legte das Kettchen an, senkte das Kinn auf die Brust und bewunderte die Zierat.

Kämpf faßte ihre Hand und behielt sie. Es war ganz still.

In der Stille jedoch begannen die leblosen Dinge zu reden, der Tisch, der Ofen, die Bänke und Stühle.

Sie erzählten dem Bauern von ihrem Herkommen, von der Eiche am Nonnenberg, aus deren Holz der Tisch gemacht worden war. — Die Stühle waren durch Aussteuer der Großmutter, einer Bauerntochter jenseit des Sormitzeinschnittes, ins Haus gekommen. — Die Bänke standen lange da von Urgroßmutterszeiten her. — Den Ofen hatte er selbst ausgesucht, bevor er seine erste Frau geheiratet hatte.

Die Menschen wanderten, aber die Dinge verblieben. — Der Tisch würde noch Generationen nach ihm zu Diensten sein. — An den Bänken, so hartholzig sie waren, hatte er schon müssen ausbessern lassen. — In den Stühlen tauchte der Wurm auf. — Allmählich würde der Ersatz sich vollziehen.

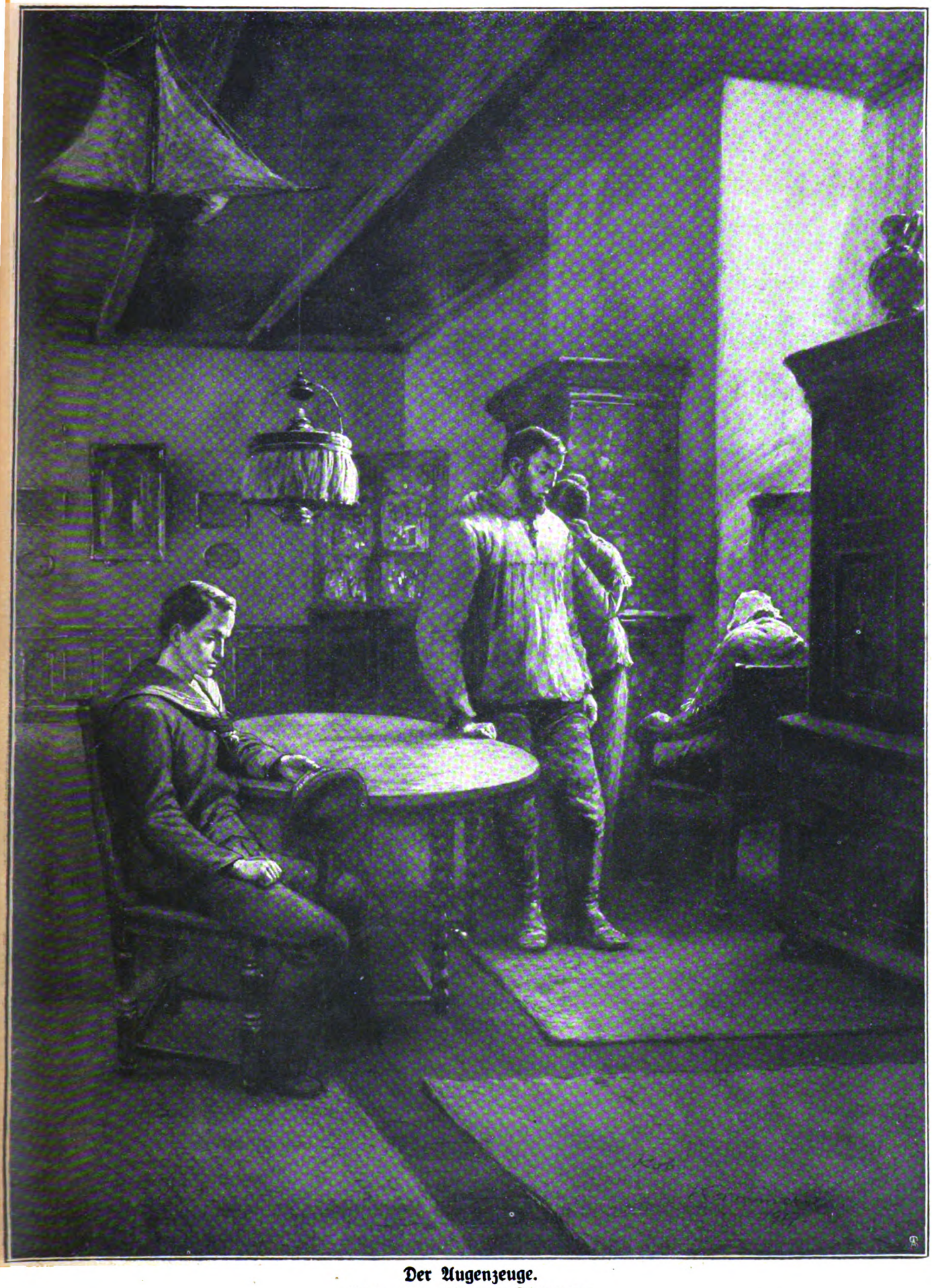
Es war heilig still. Bergend hatte seine Bauernfaust sich um die Hand seines jungen Weibes geschlossen, ohne Aufforderung, daß sie ihre Stirn an seiner Schulter ruhen solle.

Er hatte ihr Hilfe geleistet, so meinte er, daß sie den gerechten Weg sah, der ihr vorgezeichnet war. Innehalten würde sie ihn aus eigenen Stücken. Danach würde es in seinem Hause wieder werden, wie es zuvor gewesen.

Und sinnierend zog es wieder durch seine Seele, schreitende Zeit und pilgernde Menschen, Aufbau und Abbruch, Änderungen in allen Bewirtschaftungsbetrieben zu stärkerer Nutzbarmachung. Freilich auch Genußgier und Kleiderstolz.

Sein Auge fiel auf den grauen Ölfarbenanstrich der Dielen. In vergangenen Jahren war an jedem Sonnabendabend die große Scheuerei vor sich gegangen, und in jedem Jahre einmal hatte die ganz große getagt, in die

Digitized by Google



Der Augenzeuge.
Zeichnung von Robert Kämmerer

Digitized by Google

auch die holzverkleideten Wände und die holzverkleidete Decke mit einbegriffen waren. — Ohne Hast vollzogen sich die Gedankengänge; aber da sie ohne Wortgewand daherkamen, war doch die Folge eine rasche.

Immer noch lag Karl Kämpfs Bauernhand im Schoß seiner Frau. Jetzt bemerkte er, daß sie ihre andere Hand darübergelegt hatte.

Ein wehmutsvoller Jugendhauch zog durch sein Herz. Der Druck seiner Finger erfolgte. Er zog das junge Blut heran, setzte sich mit ihm auf die Bank an der Wand und umfing es linde.

War ein bißchen vorsichtig dabei, voll stiller Besitzeszärtlichkeit. Küßte sie auch, eindrucksvoll, aber ohne Hast. Und sinnierte dabei, das dürfe sie nach ihren Jahren verlangen, ihr Zuckerplätzchen müsse sie haben.

Lächelte voller verstehender Güte, und Acker und Kraut und lebende Kreatur schwebten ihm wieder vor, von denen auch jedes sein Recht begehrte nach seinem Bau und Range.

Sacht gingen die Tage dahin, ein bischen horchsam oder lauschend, was wohl kommen werde. Kämpf war ein wenig wacher, und die junge Frau meisterte an sich.

Manchmal saß sie nieder mit gesenktem Haupte und feiernden Händen.

Gegen was kämpfte sie? Gegen etwas, das vielfach stärker war als sie selbst. Das stark war wie die Luft und sich nicht fassen ließ, genau wie diese.

Unlängst hatte eine der jungen Bauerntöchter von der Liebe gesprochen als von einem blühenden Rosenstock, der voller Wohlgeruch prange. Wenn dem also wäre, dachte Laura Kämpf, wolle sie den Stock erfassen, ihn mit seinen Wurzeln aus dem Erdreich ihres Herzens reißen, ihn zerbrechen und seine duftenden Blüten, daß sie verdorrten, dem Winde zur Beute geben.

Aber es war nicht also. Nicht fassen und zerbrechen ließ sich die Liebe.

Oder war die Liebe ein Schwätzer, vom Bösen gesandt, der zu Raub und Untreue verleiten sollte? Ihre Liebe hatte ihr noch keine Pflichtversäumnis angetragen.

Sie saß in ihrer Schlafkammer im Oberstock, ihr Holzkoffer stand mit zurückgeschlagenem Deckel neben ihr, ein Blaudruckrock, den sie dem Koffer entnommen hatte, lag auf ihren Knien.

Durch das Fenster stahl sich schwaches Sonnenlicht, der Blick ging hinaus auf Bergwiese und Acker.

Das Grün hatte rostfarbenen Schimmer, dünne Schneestreifen durchliefen die Felder.

Laura schlief ein.

Nach einiger Zeit kam Pauline, sah die Schläferin mit unruhiger Empfindung, huschte hinaus und rief ihren Sohn.

„Wo die Arbeit balde schreit, setzt sie sich hin und schläft."

„Das ist ihre Art nicht", antwortete Karl Kämpf. „Wenn die ruht, außer der Zeit, da ist sie krank."

Sie traten sacht in die Kammer.

Jetzt aber, da sie das junge Blut wieder vor sich sah, mit den wehrlos herabgesunkenen Armen, den Oberkörper ein wenig zur Seite gerückt, krankbleich das Angesicht, gingen der älteren Frau die Augen auf, und ihr wurde kirchlich zumute.

Karl winkte, sie solle kommen.

Er sagte: „Ich habe gedacht, wir werren's überwinde, ohne daß wir drüber reden müssen. Aber es scheint doch, als sollten wir unsere Augen net zumach. Das ist unsere Pflicht. Wir haben nicht zu klagen gehabt, sie ist dir immer eine gehorsame Tochter gewesen. Und ich möchte sie auch jetzt net missen, und wenn ich böse Schmerzen aushalten sollte. Am Ende hätte ich sie nicht heiraten dürfen. Ich bin abgelebt durch mein Brustleiden und Beinleiden. Das hat mich vorzeitig alt gemacht. Und sie ist jung. Und gleich will zu gleich."

Pauline sagte jämmerlich: „Sie hat uns nix wie Unglück gebracht."

„Das ist nit wahr. — Denke mal zurück an deine jungen Jahre. Du hast deinen Burschen gehabt und hast müssen von dem ablaß, wie mein Vater gekommen ist. Leicht ist dir das nicht geworden. Bei dem Bauern sprechen die Lebensumstände a bißle viel mit. Manchmal setzt a Mädle die Heirat mit ihrem Burschen durch, selbst wenn ihre Leute nix von ihm wissen wollen, mehrstenteils aber gibt sie nach. Sie kann auch net immer ausweich. Ihre Eltern haben die Macht. Franken seine Braut hat viel Unarten müssen einstecken, bis die sich beschieden hat. Deine Mutter ist auch rasch gewesen. Sie tun es in guter Absicht; aber es ist doch Mißbrauch. Und Laura, das war ein gehorsames Kind, die hat sich nit gewehrt, weil sie das nit verstanden hat. Der habe ich ihre Rechte weggenommen."

„Du oder Franke," sagte die Mutter aufsätzig, „das geht auf eins."

„Das fragt sich noch. — Das kann man nicht mit Gewißheit sag, wie das ausgeschlagen wäre, wenn sie den geheiratet hätte. Verstand hat er. — Es kommt aber itze bloß darauf an: sie wird krank. Sie ist im Zwiespalt und will uns net hintergeh. Wir müssen sie ein bißle flattieren, ihr immer ein bißle was antun, was ihr Freude macht. Mein Herz hängt an ihr, ich will sie nit hergeben — und ich muß sie sonst hergeben."

Sie waren in der Wohnstube. Pauline hatte sich niedergesetzt, Kämpf stand mitten im Raum, seine Blicke weit hinaus gerichtet.

„Du hast das ja durchgemacht," sagte er, „wie schwer das hält, daß man Herr drüber wird. Nun hilf du ihr. In der Nacht habe ich's gehört, wie schwer sie geschlafen hat. Sie ging als über einen ganz steilen Berg, so röchelte ihre Lunge. Ich wollte sie weck. Aber ich habe den Mut net gehabt. So schwer schläft e Junges nicht, wenn es keine Ursache dazu hat." Grau, alt stand er da.

Pauline sah es, ihr Mund zuckte, sie deckte die Hand darüber. Ja, sie wollte alles machen, wollte ihren Groll bezwingen und zum Herrgott bitten, daß er ihr Kräfte gebe.

Sie sagte: „Ich will schon mach, was sich tun läßt. Das wird sich alles scheren. Freilich will ich ihr helfen."

„Aber net bloß periodenweise", sagte der Mann.

„Na, na!" (nein, nein!)

„Unsere Hilfe, die muß sein wie ene Hanfschnur — ohne Knoten." Er wandte die Augen stumpf nach ihr hin. Wieder sah die Frau, daß er kein Junger mehr war.

Von nun an lief Lauras Leben dahin wie eine Schrift zwischen Linien. Es waren Güte und Geduld ihres Mannes, die ihr diese Linien zogen, Vorsorge und Geduld der Mutter um des Sohnes willen. — — —

Zuvor — es war in den ersten Tagen des Februar gewesen, hatten Beinschlägers ihren Knaben mit den wechselvollen Namen taufen lassen. Dem letzten Entschluß gemäß war der Rufname Leonhard geworden.

Die Taufe hatte alles das an Ehre und Wohlanstand aufgewiesen, was des Vaters Taufe hatte vermissen lassen. Die Gevattern hatten ohne Zwang an der heiligen Handlung teilgenommen und waren auch bei der häuslichen Feier zugegen gewesen.

Hier hatte Mandeline unter Lauras Beihilfe eine blitzsaubere Tafel gedeckt und ein tadelloses Essen gerichtet, vor der Taufe die Kaffee- und Kuchenkost, nach der Taufe die gehaltvollere Mahlzeit mit den Klößen und dem Rinderbraten. Kämpf und Franke hatten sich mehr denn zufriedenstellend mit dem Geldgeschenk benommen, und die Frauen hatten bei ihren Zuwendungen an die Speisekammer auch nicht gekargt. Denn man erwartete von dem Moseskind, daß es ein tüchtiger Mann und Arbeiter werde, allen zum Vorteile und Gedeihen.

Eines Tages um Ausgang Februar stand der Wagen mit dem Rabenknäblein bei Kämpfs in der Stubenecke.

Digitized by Google

Die Mutter wirtschaftete unter Paulines Kommando und des Hausschlächters Angaben. Rind und Schwein waren geschlachtet worden.

Die Schlachttiere hingen draußen im Hof auf zwei Leitern, die an der Stallwand lehnten, und der Metzger ging hin und wieder und tat, was seines Amtes war, mit kundigen Griffen. Allmählich begann ein Geruch von kochendem Fleisch und aufquellenden Gewürzen das Haus zu durchsetzen und sich durch Türen und Fenster ins Freie zu drängen. Allwo er dem anderen Geruche sich beigesellte, der aus Fett und Fleisch und Blut entweichenden Lebenswärme.

Auf dem Tisch in der Wohnstube stand das Frühstück bereit. Der Metzger trat kurzstämmig ein und setzte sich breit zurecht. Er zog sein starkes Messer aus der Scheide und ließ seine Kiefern mahlen. (Fortsetzung folgt.)

Schleiermacher als Patriot.

Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Geburtstag (21. November 1768). Von Christian Boeck. — Mit Schleiermachers Bildnis nach einem Stich von H. Lips.

Wenn wir uns in diesen schweren Kriegstagen einen Augenblick daran erinnern, daß ein Mann wie Friedrich Schleiermacher vor 150 Jahren geboren wurde, dann liegt es uns nahe, gerade die Seite seiner Persönlichkeit und seines Wirkens uns zu vergegenwärtigen, zu der unsere Gegenwart die meisten Berührungspunkte mit sich bringt: das ist seine patriotische Gesinnung und Wirksamkeit, die sich in ähnlich schwerer Zeit vor reichlich 100 Jahren bewährt haben. Er war ein Neuerwecker religiösen Lebens, er sicherte der Religion ihre bestimmte Stellung im Geistesleben des modernen Menschen, er hat die evangelische Theologie neu begründet und sie weithin befruchtet, er war zugleich ein Philosoph und vor allem ein Ethiker eigenen Gepräges: aber aus seiner reichen Lebensarbeit kommt uns heute vor allem das nahe, was er in den schwersten Zeiten des Vaterlandes empfunden und geleistet hat.

Er war neben dem Philosophen Fichte derjenige, der in jenen Tagen tiefster Erniedrigung und Not die Gemüter zur Erneuerung und zum Widerstand aufrief. Der große Aufschwung des Jahres 1813 ist von ihm mit vorbereitet worden. Aber während Fichtes Wirken allgemein bekannt ist, während vor allem seine „Reden an die deutsche Nation“ heute viel genannt und zum Teil auch gelesen werden, besteht von Schleiermachers Tätigkeit auf diesem Gebiet kein so festes Bild. Denn das Mittel, durch das er vornehmlich wirkte, waren seine Predigten. Die erschienen wohl zu ihrer Zeit in besonderen Sammlungen, nachher gingen sie aber in den zahlreichen Bänden seiner sämtlichen Werke unter, so daß sie eigentlich nur noch von Theologen gelesen wurden. Und was er in persönlicher Wirksamkeit von Mensch zu Mensch, oft in Verbindung mit den Besten seiner Zeit, geleistet hat, das mußte alles in der Stille geschehen, und nur Briefe und Tagebuchblätter geben uns heute Kunde davon.

Man hätte es vielleicht von vornherein nicht ohne weiteres erwarten können, daß Schleiermacher bestimmt sei, so Großes auf patriotischem Gebiet zu leisten. Noch heute erscheint er manchen von weicher, frauenhafter Art, aber sein Biograph, der Mann, der von den Nachgeborenen wohl sein Wesen am tiefsten erfaßt hat, nennt ihn eine stahlharte Natur. Sein reiches Empfindungsleben verdeckt das mitunter, und der Gang seiner Entwicklung ließ zunächst andere Seiten seines Wesens in die Erscheinung treten. Denn bei den Herrnhutern wurde er im Kreise einer Gemeinschaft erzogen, die die Religion vor allem gefühlsmäßig erfaßte. Den zweiten bedeutsamen Abschnitt seiner Entwicklung bildet Berlin, wo er um die Jahrhundertwende im Kreise der Romantiker als intimster Freund eines Friedrich Schlegel nach der Seite des rein Geistigen seine reichen Kräfte entfaltete. Das alles schien so wenig Vorbereitung auf das, was er nachher im patriotischen Geiste wirken sollte. Und dennoch trat in dem, was er für das Vaterland getan hat, erst der eigentliche Grund seines Wesens zutage.

Denn es ist nicht so, daß erst die Katastrophe von 1806 wie bei manchen andern das Vaterlandsbewußtsein bei ihm geweckt hätte, so wie viele unter uns erst im August 1914 zu einem lebendigen Nationalbewußtsein kamen. Denn schon in seinen „Monologen“, die er 1800 veröffentlichte, feiert er den Staat als den höchsten Grad des Daseins, als das schönste Kunstwerk des Menschen und beklagt es bitter, daß man ihn vielfach nur als notwendiges Übel betrachte. In seiner „Weihnachtsfeier“ (1805) sieht er den Kampf bereits kommen: „Ein großes Schicksal geht unschlüssig auf und ab in unserer Nähe“, und er vertraut, daß die Frauen seines Kreises, wenn sie waffenfähige Söhne haben, als rechte christliche Spartanerinnen sich bewähren werden. Im Sommer 1806 schrieb er zu seinen „Reden über die Religion“ eine Nachrede, in der er den Mächtigsten der Erde, Napoleon, herausfordert, es nur zu versuchen, den Protestantismus aufzuheben. Alle Kraft und alle List möchte er ihm dazu einräumen, „aber ich weissage ihm, es wird ihm mißlingen, und er wird mit Schanden bestehen. Denn Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Beruf wird es sich einstellen mit nicht geahnter Gewalt“. Zur selben Zeit predigte er in Halle, wo er Professor und Universitätsprediger war, darüber, wie sehr es die Würde des Menschen erhöht, wenn er mit ganzer Seele an der bürgerlichen Vereinigung hängt, der er angehört. Er wendete sich dabei gegen den Kosmopolitismus und erklärte, daß alle, die Gott zu etwas Großem berufen hat, immer solche gewesen sind, die von ganzem Herzen ihrem Vaterlande und ihrem Volke anhingen. Im Juni schrieb er an seine spätere Schwägerin Charlotte von Kathen angesichts der drohenden Kriegsunruhen die schönen Worte: „Bedenken Sie, daß kein einzelner bestehen, kein einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wohl irgendeine Gefahr, irgendein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben zu sehen und ihm auf alle Weise eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß.“ Das sind Worte,

Digitized by Google

die sich erst ganz 1813 erfüllt haben, Worte, die aber nicht minder für unsere gegenwärtige Zeit gelten.

1806 kam es freilich anders, als er gehofft hatte. Am 14. Oktober wurde die Schlacht bei Jena geschlagen, zwei Tage darauf schon erschienen die Franzosen kämpfend nud siegreich bei Halle. Die Stadt wurde geplündert. Wenige Tage später erfolgte die Auflösung der Universität, die Studenten wurden vertrieben. Da nun zeigt sich die rechte Art des Mannes Schleiermacher. Ohne Amt, ohne Aussicht auf die Zukunft, in höchster persönlicher Bedrängnis, während von allen Seiten, wie es in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, ein Abgrund von Niedertracht und Feigheit sich auftut, bleibt in ihm ein unerschütterlicher Glaube und eine ungebrochene Hoffnung, und mit starkem Mute teilt er diese Gesinnung, die in ihm lebt, überall mit, wo seine Stimme gehört wird. Das geschieht zunächst in seinen Predigten. Sie scheinen so ruhig und fast kalt in dem breiten Strom ihrer weit greifenden Gedanken, aber sie glühen von innerem Leben. Auf den, der die Zeitverhältnisse nicht kennt, machen sie einen theoretischen und abstrakten Eindruck, aber sie sind nicht nur voll von Anspielungen auf die Zeitereignisse, sondern sie schöpfen mit ihrer tieferen Erfassung der Dinge den inneren Sinn des Zeitgeschehens aus. Sie sehen, wenn man sie heute liest, schwerfällig aus, zumal sie erst für den Druck niedergeschrieben sind, aber auf die Zuhörer müssen sie einen tiefen Eindruck gemacht haben. So spricht er beispielsweise im Anschluß an das Wort, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen: „Noch liebt Gott das Volk der Deutschen, in den Großen und Mächtigen ist er nur dann, wenn sie das Gute wollen, aber in den Schwachen zeigt er sich mächtig, wenn eine innere Macht in ihnen lebt, so auch in uns, wenn wir das Volk bleiben, das die Freiheit des Geistes und die Rechte des Gewissens beschützt." Am letzten Sonntag des verhängnisvollen Jahres 1806 predigt er darüber, daß die letzten Zeiten nicht schlechter seien als die vorigen, und am Neujahrstage 1807 hielt er die berühmte Predigt über das, was wir fürchten sollen und was nicht, nach dem großen Wort des Evangeliums: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten, fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle." Einen Mann wie Stein, der sie las, hat sie später auf seiner Flucht vor Napoleon getröstet. Wir sehen aus diesem Zuge, wie weit die Stimme dieses Predigers reichte und welchen Geistern er genugtun konnte.

Nicht minder groß wie in seinen Predigten erscheint er uns aber auch in den intimen Äußerungen seiner Briefe, in denen von eigenem Geschick und Stimmungen unmittelbar die Rede ist. An die Gattin des Freundes, seine spätere Frau, die ihrer Niederkunft entgegensieht, schreibt er im Oktober, nach der Schlacht bei Jena: „Aber ich möchte Dich bitten, gib uns jetzt einen Knaben; die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von Dir und Ehrenfried erwarte, mutig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein." Gerade in dieser Zeit hat Schleiermacher Aussicht, als Prediger nach Bremen zu kommen, aber er lehnt den Ruf dorthin ab. Wie Verräterei wäre es ihm erschienen, wollte er jetzt Preußen verlassen. „Ungerner als je würde ich mich jetzt von dem Könige trennen, dem ich eine recht herzliche Sehnsucht habe, ein tröstliches, ermunterndes Wort zu sagen, in dem Unglück, das wahrlich nicht durch seine Sünden über ihn und uns gekommen ist." Solange Halle preußisch bleibe und er Kartoffeln und Salz da auftreiben könne, werde er bleiben. Wird Halle aber sächsisch oder französisch, will er seinem alten Herrn bis in den letzten Winkel seines Gebietes nachgehen. Denn außerdem, daß er ein Deutscher sei, habe er aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein. Freilich blieb ihm in Halle zunächst nichts anderes übrig, als dem Gang der Dinge zuzusehen und an Berichtigung der öffentlichen Nachrichten und der heimlichen Gerüchte seine Kritik zu üben. Wenn es sein muß, will er gern für die gemeinsame Sache sterben, es kann noch wieder Märtyrer geben, meint er, wissenschaftliche und religiöse. Nichts fürchtet er sosehr als einen schmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrigläßt. „Denn ich bin gewiß," schreibt er, „daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schöneren Gestalt wieder sich bilden wird, wann aber — und ob nicht erst nach weit ärgeren Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Drucks, das weiß Gott."

Der Friede von Tilsit kam und schien die Erniedrigung des Vaterlandes dauernd zu machen. Halle, das zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, mußte Schleiermacher nun verlassen, denn er konnte dort nicht mehr predigen, nachdem das Kirchengebet für den König von Westfalen verordnet war. Er ging nach Berlin, zunächst ohne bestimmte Aussichten. Aber er predigte dort und konnte sich an den Vorarbeiten für die Gründung der Universität in entscheidender Weise beteiligen. Schließlich erhielt er auch eine Predigerstelle an der Dreifaltigkeitskirche, an der er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Wieder behandelt er auf der Kanzel von hoher Warte aus die Angelegenheiten des Vaterlandes: Nicht Ruhe ist die Bestimmung des Menschen, sondern Kampf. Wenn es not ist, sollen wir bereit sein, alles daranzusetzen, was wir haben: Beruf, Stellung in der Welt und selbst unsere Lieben. Nie soll uns das alles vom Pfad der Pflicht zurückhalten. „Was verloren ist, kann nur wiedergewonnen werden durch solchen Sinn, was noch übrig ist und in Gefahr schwebt, kann nur erhalten werden durch ihn." Und am Geburtstage Friedrichs des Großen predigt er darüber, daß nicht ein einzelner großer Mann, wenn er wiederkommen könnte, uns zu helfen imstande wäre, daß man vielmehr in seinem Geiste neu bauen und allen Kräften im Staat die Möglichkeit zu freier Entfaltung schaffen muß.

Es ist die Steinsche Reform, von der hier die Rede ist. Aufbau des Staates von innen, Entfaltung aller sittlichen Triebkräfte, das waren die Grundgedanken, in denen Schleiermacher sich mit den Steinschen Bestrebungen einig wußte. Als seine besondere Aufgabe sah er es an, die sittliche Gesinnung, die den Wiederaufbau ermöglichen sollte, in die Herzen seiner Zuhörer in Kirche und Universität zu pflanzen. Aber auch persönlich kam er mit den führenden großen Männern jener Zeit zusammen, mit Stein, Scharnhorst, Gneisenau. Durch persönliche Rücksprache auf geheimen, nicht gefahrlosen Reisen suchte er mit ihnen die Wiederaufnahme des Kampfes vorzubereiten. Eine herbe Enttäuschung war es ihm, daß Preußen neutral blieb, als Österreich die Waffen gegen Napoleon erhob. Schwer hatte es ihn bedrückt, als es der „elenden Partei" gelang, den Sturz Steins herbeizuführen. (Daß er selbst den französischen Herren verdächtig war und sogar einmal vor Davoust gefordert wurde, machte ihm weniger aus.) Dennoch warf er Vertrauen und Hoffnung nicht weg. Die düstere Zeit brachte ihm persönlich freilich eine Bereicherung des Lebens, da der Wunsch nach einer eigenen Häuslichkeit sich ihm erfüllte, indem er 1809 der Witwe seines Freundes, Henriette v. Willich, geb. v. Mühlenfels, die Hand zum Lebensbunde reichte. Daß die Ehe und seine stille Tätigkeit für das Vaterland sich so verbanden, machte ihn besonders glücklich. Und wie dann die Zeit der Erhebung kam, die er vorzubereiten mit geholfen hatte, da wurden es Höhepunkte seines Lebens, als er in mächtigen Predigten dem neugeborenen Volks- und Vaterlandsgeiste Wort und Stimme verleihen und als er die Freiwilligen einsegnen durfte. Er selbst nahm wie Fichte an den Übungen des Landsturms teil und rüstete sich auf die Verteidigung Berlins. Wohl gab es wieder Zeiten der Sorge, als der Waffenstillstand geschlossen wurde und als ein vorzeitiger Friede drohte. Aber schließlich kam doch die Erfüllung, wenn auch die Art des Friedens ihn, wie Gneisenau und manchen andern Patrioten, enttäuschte.

Welche Hoffnungen er für Deutschland hegte, und wie weit sein Blick sich in die Zukunft wandte — erst Bismarck hat die Erfüllung geschaffen —, davon gibt ein Brief Kunde, in dem er 1813 sein politisches Glaubensbekenntnis niederlegte: „Ich bin gar nicht so ganz dagegen, daß es Sachsen und Brandenburger, Österreicher und Bayern geben soll Die Stammesverschiedenheiten sowohl als die Spuren der alten einzelnen politischen Concrescenzen, die freilich mit jenen nicht immer zusammenfallen, sind den Deutschen zu stark aufgedrückt, als daß man sie sollte vernichten wollen dürfen. Nur sollen sie nicht über die größere Nationaleinheit dominieren, und das Volk ihnen zuliebe nicht wieder in eine lose Vielherrschaft geraten und an den Rand des Abgrundes kommen. Darum ist nach der Befreiung mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und zu regieren. Aber jenes ist nur möglich, wenn kein dem Kaisertum zugehöriger Fürst Länder hat, die demselben nicht angehören." Er konnte damals nur an Österreich als Kaisermacht denken; daß die Schwierigkeiten, die seinen Wünschen entgegenstanden, später gerade dadurch gelöst wurden, daß sein Preußen der Kaiserstaat wurde, das konnte er damals noch nicht ahnen.

Überschauen wir Schleiermachers politische Haltung in jener schweren Zeit, so finden wir, daß das, was ihm in allen Nöten Zuversicht und Vertrauen gab, wofür er sich selbst und sein Leben

Digitized by Google

rückhaltlos einsetzte, der feste Glaube war an Deutschlands Zukunft, gegründet auf den Geist sittlicher Kraft, der noch im Volke lebte und den er mit seiner geistesmächtigen Persönlichkeit neu befeuerte. In dem größeren Kampfe, der uns aufgedrungen wurde, trägt uns letzten Endes derselbe Glaube, und wir können ihn nur bestehen in der Kraft desselben Geistes, der auch uns verpflichtet und treibt, alles hinzugeben, wie es unsere Väter taten, um uns zu behaupten. In solchem schweren Ringen grüßt und erhebt uns die Erinnerung an solche Vorkämpfer, wie Schleiermacher einer war.

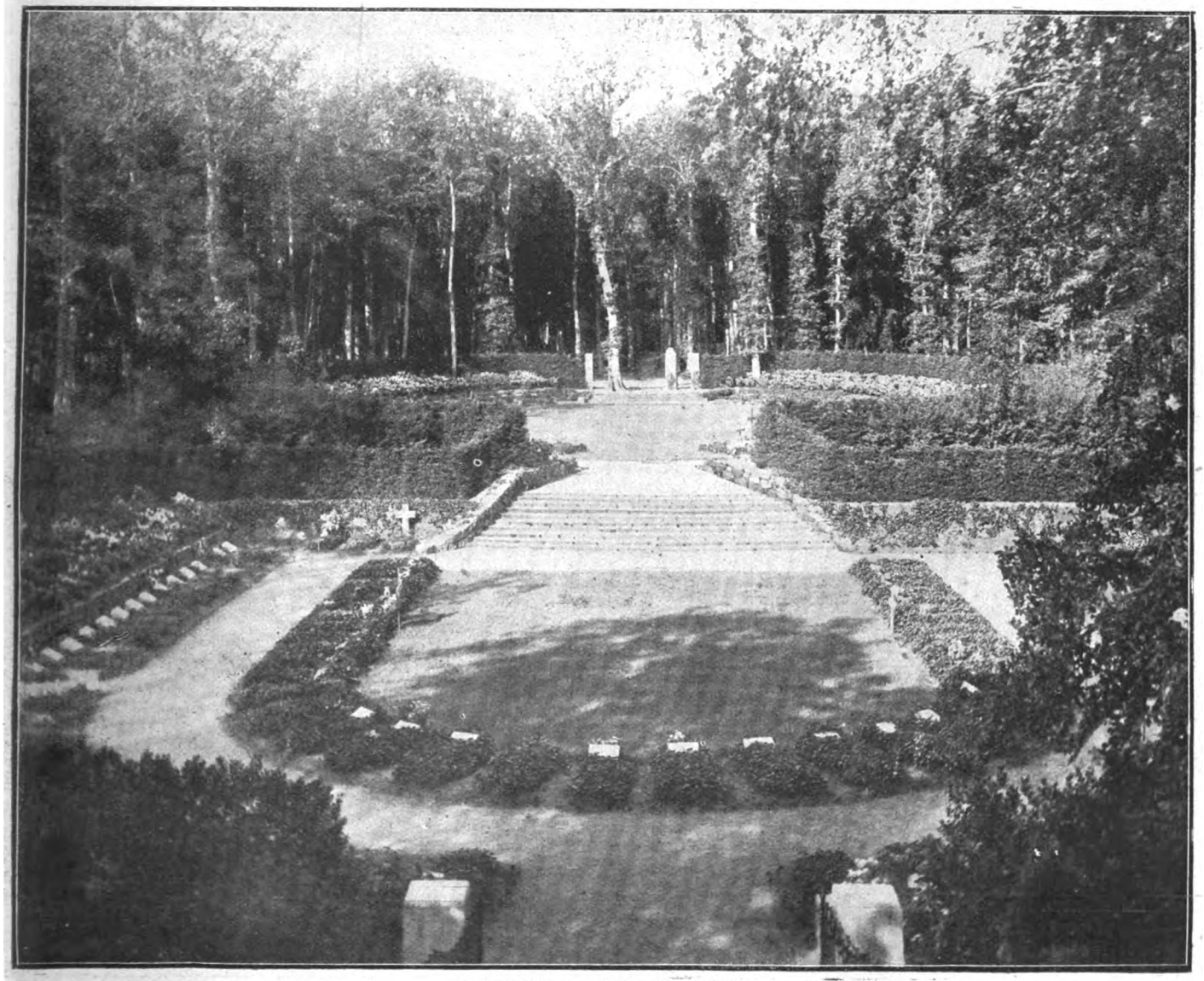
Der Garten der Verklärten.

Von Ida Boy-Ed. — Mit 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen aus dem Lübecker Ehrenfriedhof.

Die Volksseele wehrte sich, noch ehe die Frage überhaupt dringlich werden konnte und der Stunde ganz gemäß war, gegen das herkömmliche Kriegerdenkmal. Sie begehrte inbrünstig nach einem Ausdruck für all die ungeheuerlichen Opfer und Kümmernisse, der zugleich Gram und Trost umschlösse. Und da war es sehr offenbarend für die vorgeschrittene Feinheit des Empfindens, daß das Gefühl sich deutlich aussprach: In der Natur, nur durch ihre Mittel könne dieser Ausdruck gefunden werden. Aber Meisterhände mußten sie zum Tempel feierlich dankbaren Gedenkens gestalten, den der trostreiche Zauber immer neuen Werdens erfüllt.

In diesem allerorten aufwallenden Wunsch, der auch im Reichstag zur Sprache gebracht wurde, konnte man zugleich erkennen, daß eine stille, poesievolle Kunst, die lange zurückgesetzt gewesen, die ihren Meistern das spröde Geschick beschied, der Menge fast unbekannt zu bleiben, in ihrer Wichtigkeit vom Volke, dem sie Gemüt und Nerven mit wohltätigen Freuden beschenkt, nun wirklich gewürdigt ward. An die Phantasie der ihr Ergebenen stellt diese Kunst die allerhöchsten Anforderungen, denn es ist ihnen selten beschieden, ihre Schöpfungen noch zu ihren Lebzeiten in der Vollendung zu erblicken, wie bei den Entwürfen das geistige Auge sie vor sich sieht. Das macht, ihr Material ist weder Stein noch Farbe, weder Ton noch Wort. Es ist die Natur selbst, ihr grünendes und blühendes Geschöpf, mit dem der Gartenarchitekt arbeitet, und so hängen seine Ausdrucksmittel von höheren Gewalten ab als von seinem Können. Rasenflächen und Blumenbreiten lassen sich schnell hervorzaubern, dazu gibt die Treibhaustechnik alles her, — Bäume wollen ihre gelassene, sich oft über Jahrzehnte erstreckende Zeit, bis ihr Wuchs die Stattlichkeit und breite Ruhe der Fülle erreicht, die die notwendige Vorbedingung für die Vollkommenheit der Wirkung ist. Der Gartenkünstler schafft so recht eigentlich für Enkel, muß die sozialen Bedürfnisse kommender Generationen vorweg erfühlen, voraus auch Einfluß nehmen auf deren ästhetische Richtung.

Alle längst dahingesunkenen Kulturen kannten schon das Verlangen, sich die Natur zum Schmuck des Lebens dienstbar zu machen. Aber es waren bei diesen frühen Kulturvölkern und auch in den späteren Jahrhunderten immer die Großen, die für ihr Prunkbedürfnis den Gartenbau zu einem ziervollen Luxus gestalteten. Von den Gärten der Semiramis lernte man in meiner Jugend, daß sie eines der „sieben Weltwunder" gewesen seien. (Welch eine drollige Liste sie waren, diese sieben Weltwunder — und wie



Gesamtansicht des Lübecker Ehrenfriedhofs.

Digitized by Google

Denkstein im Ehrenhain.

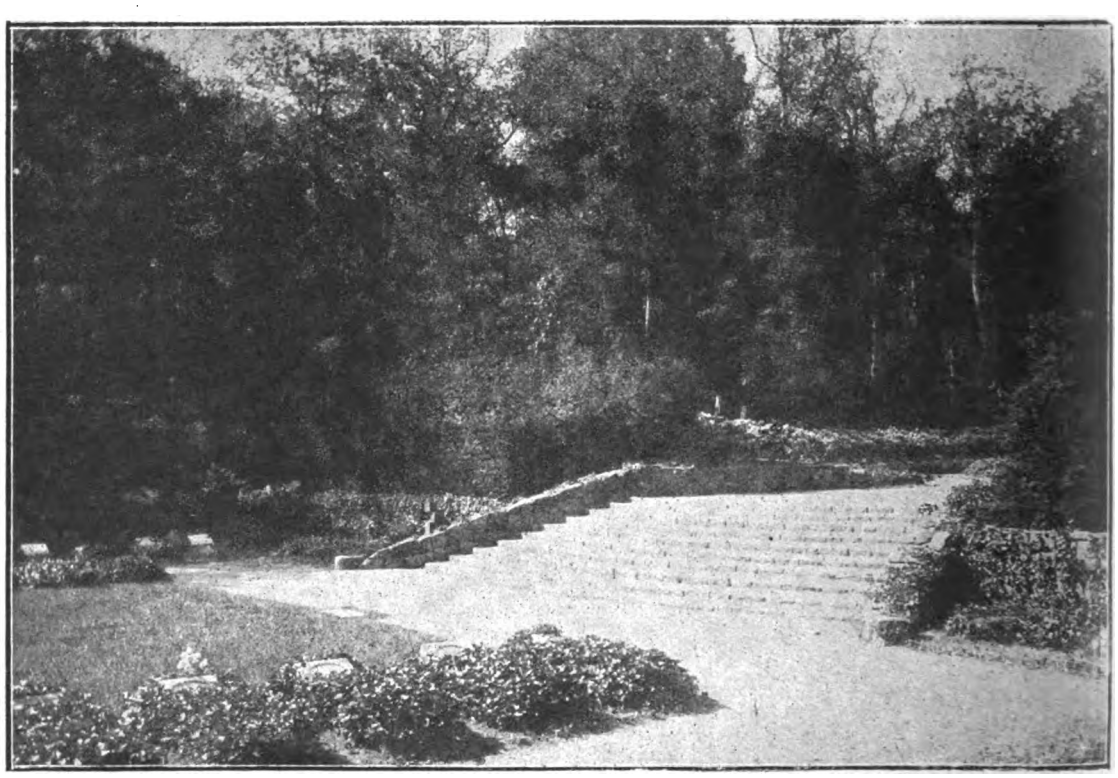
überholt sind sie von den Wundern der letzten fünfzig Jahre!) Bei den Römern war der Gartenbau hochentwickelt, und mit der Renaissance erstand die Kunst, schöne Gärten zu dichten, von neuem. Wer durch den Giardino Boboli und andere dieser wundervollen Gärten schritt, hat empfunden, was alles ein Garten ihm zu sagen vermag: Ein Atem klassischer Gedankenwelt wehte ihn an, er spürte den beherrschten Stolz und die Würde, die die Schönheit meistert. Aus dem italienischen Stil entwickelte sich dann der französische, der sich zu den geometrischen Linien abwandelte, die in den Anlagen der Semiramis vorgewaltet haben sollen. Jeder deutsche Hof wollte damals seinen Stolziergarten haben, ähnlich dem von Lenôtre geschaffenen Versailler. Und wie leicht kommt man in den Gärten von Nymphenburg und Schleißheim, in Voltaires Garten zu Ferney, in Sanssouci und Schönbrunn zum Tagestraum, als wandelten dort im Sonnenschein Kavaliere in gestickten Röcken, als flimmerten Lichtreflexe auf dem Atlas breiter Frauenröcke, als schritten mit zierlichem Händefassen unfrei die Paare. Ja, — Gärten sprechen.

Aber langsam erwuchs mit der fortschreitenden Entwicklung des Mittelstandes auch in ihm ein Verlangen nach Natur. Es hing auf das geheimnisvollste mit dem politischen Erwachen zusammen und mußte sich daher gegen alle Künstelei wenden. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Natur Mode, zunächst aus sentimentalischen Trieben heraus. Mit der Neuentdeckung ihrer Werte für Gemütsleben und Erziehung kam auch der Gedanke auf, der Gartenkunst die natürlichen Reize zurückzugewinnen. Diese Bewegung ging von England aus. Den ersten englischen Garten hat es in Deutschland schon 1750 in Schnöbber bei Hameln gegeben. Später nahm Fürst Pückler-Muskau die Ideen des Engländers Repton auf. Wieviel Ruhm der Fürst auch als „Semilasso" in seinen launisch-pikanten, blasiert-geistreichen Briefen und Reiseschilderungen gewann: unsterblich wurde sein Name als der eines großen Gartenkünstlers.

Spät erst entwickelte sich aus all diesen gärtnerischen Schwelgereien die Erkenntnis, daß dem Volke zu seiner geistigen Erquickung und körperlichen Kräftigung die gleichen Genüsse zukämen. Das Geschenk oder die Freigabe ihrer Gärten seitens einsichtiger Fürsten an ihre Städter war die Vorstufe zur Anlage von Parks, die von vornherein für das Volk bestimmt wurden. Und die Gestalt des städtischen Gartendirektors erscheint in der Reihe der Beamten zu oft nur eben als ein Beamter, der sich im Erhalten oder Umbilden des Vorhandenen zu betätigen hat und lediglich bei Neuanlagen sich als Künstler erweisen kann. Ihm nun wie auch manchem frei schaffenden Gartenarchitekten hat der Krieg, hat das obenerwähnte Verlangen der Volksseele ganz neue Aufgaben gestellt.

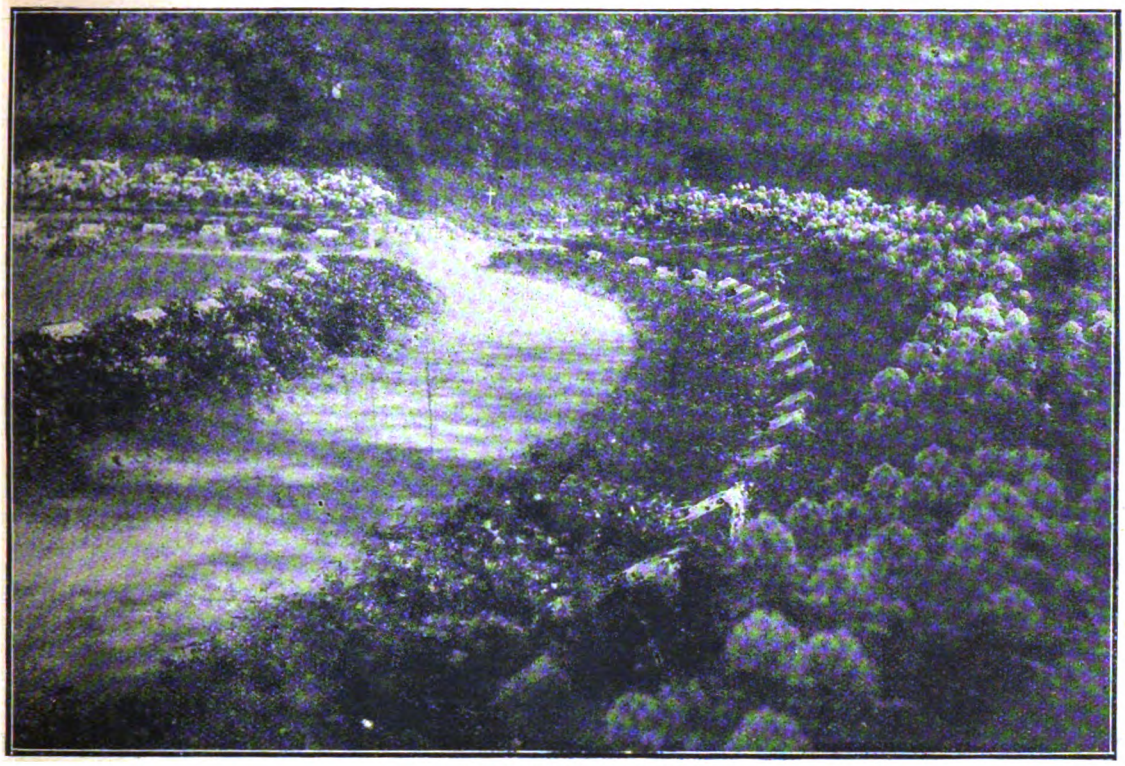
Ein Garten kann alles: Stimmung auslösen, die Phantasie erregen, Geschichte sprechen! Das lehren alle berühmten Gärten. Wie sollte nicht auch für die Verklärten dieses Krieges, für unsere dahingegangenen Streiter, sich der vollkommene Garten schaffen lassen, der alles verkündet, was sonst allein dem Stein und dem Wort anheimgegeben ward! Und an mancher Stelle des deutschen Vaterlandes sind schon solche Heldengärten entstanden, in denen andächtige Trauer sich erhoben und getröstet fühlt.

Der Ehrenfriedhof in Lübeck aber mit dem ihn umgebenden Ehrenhain ist die erste Schöpfung dieser Art geworden. Das kam, weil im bürgerlich-freien Gemeinwesen die Entschlüsse kürzeren Weg zur Ausführung haben. Und vor allem, weil dort ein Mann lebt, der zu den Auserwählten seiner Kunst gehört, in seiner Berufswelt schon durch stark klingenden Namen bekannt ist und von den Behörden der Hansestadt nach seinem ganzen Wert erkannt wurde. Harry Maaß ist einer der Führenden in der neuen Friedhofskunst, wie er denn auch der erste war, der die Anlage von Ehrenfriedhöfen anregte und zur Ausführung brachte. Er ist es auch gewesen, der auf dem Gebiet dieser schwermuts-



Grabstätten an der Verbindungstreppe.

Digitized by Google



Seitenteil der Friedhofsanlage

vollen und priesterlichen Kunst mitten im Kriege der deutschen Arbeit draußen einen Sieg errang. Stockholm hatte eine internationale Konkurrenz zur Anlage eines Waldfriedhofes ausgeschrieben, es war der Entwurf von Harry Maaß, der als einer der besten ausgezeichnet ward und den man zum Teil zur Ausführung mitbestimmte. Wie es diesem genialen Gartenarchitekten denn auch sonst nicht an Auszeichnungen und Zustimmungen von Fürsten und Feldherren, an der Spitze Hindenburg, fehlte· Preise und Aufträge reihten sich aneinander.

Der Lübecker Ehrenfriedhof und -hain ist in ein kleines Waldgelände hineingelegt, so gab der vorhandene Baumbestand im Verein mit dem welligen Gelände die seltene Gelegenheit, den Plan schon jetzt in einer der Vollendung sich nähernden Gestalt auszuführen. Die beigefügten Bilder machen es dem Betrachter deutlich, wie auf hohem Erdwall eine Wand von geschorenem Taxus die Gräberstätten vom Walde scheidet Drinnen buscht auf dem Hange Rhododendron, einmal im Jahre leuchtet die lila Blütenpracht über sein ernstes Grün hin — gleichwie frohe Erinnerungen auch durch die Gedanken der Weinenden huschen. Zu Füßen reihen sich im Doppelkreis die Gräber, alle gleichmäßig von dichtem Efeu überwuchert. alle mit dem gleichen Stein bezeichnet, der nur den Namen nennt Hier ruhen die in den Lübecker Lazaretten Erlösten und die Söhne der Stadt, deren Überreste von den Kriegsschauplätzen hierher übergeführt wurden. Eine zweite und dritte Lichtung (Vergrößerungen die die furchtbare Kriegsdauer erzwang) ist mit der ersten durch Stufenübergänge verbunden und die Anlage erscheint dort fein abgewandelt so daß bei gleichem Gesamteindruck, das Auge doch auf leisen Veränderungen ruht.

In die erhabene Würde dieses Totengartens herein rauschen die Buchen und Eichen, die ihn umstehen Zwischen ihren Stämmen, außerhalb der Grabstätten, wurden vielen Söhnen der Stadt, die auf fremder Erde ruhen oder auf dem Meeresgrund schlafen Steine der Erinnerung errichtet. Auch von diesen zeigen die Bilder einige. Als man begann diese heiligen Male aufzurichten, ahnte niemand, welchen Umfang die Verluste haben würden So wuchs die Zahl der Denksteine vielleicht über das ästhetische Maß hinaus Hier aber hebt die Größe des geschichtlichen Geschehens alle ästhetischen Bedenken auf. Auch ist mancher Stein von künstlerischem Wert vorhanden Bildhauer wie Professor Georg Roemer (München) und Hermann Joachim Pagels (Berlin) u a. sind unter den Gestaltern. Eine Geschichte des Krieges sind diese Steine. Russische galizische, französische flandrische Plätze nennen sie als Walstatt des Todes; sie erzählen, mit welchem Schiff der Held unterging; sie künden Taten kameradschaftlicher Treue, vor denen man in Demut knien muß. So werden diese Steine sprechen zu den Nachkommen, noch nach vielen hundert Jahren. Und aus dem Rauschen der Bäume ringsum klingt eine Predigt von unerhörter vaterländischer Beredsamkeit.

Den Waldboden mit allen nur denkbaren Blumen überwuchern zu lassen, trifft Harry Maaß alle gärtnerische Vorsorge. Sonne, Wald und Blütenzauber sollen dem Garten der Verklärten sein, was den geliebten Lebenden das Lächeln der Mutter, die streichelnde Hand der Liebe war.

Der Lübecker Ehrenfriedhof und Ehrenhain wird von nah und fern aufgesucht. Fürsten und Künstler, staatliche Korporationen und Abordnungen von Regimentern besuchten ihn und waren voll Bewunderung Sein Schöpfer wurde vielfach mit Entwürfen verwandter Art betraut Auch in Ostpreußen hat seine glückliche Hand edle Stätten anordnen dürfen. Aber wie viel mehr noch als aller äußere Erfolg wertet die eigentlichste, die tiefste Wirkung dieser unvergleichlichen Schöpfung — das sagt die Träne der Mutter, die ergeben und friedvoll an diesem geweihten Platze weilt, getragen von dem Wissen: Was wir Frauen dem Vaterland gaben, wird für die Nachwelt nicht verloren sein.

Denkstein im Ehrenhain.

Digitized by Google

Gnädiges Fräulein . . .

Novelle von Manuel Schnitzer.

(Fortsetzung).

Gerda darf um Gottes willen nicht erfahren, daß er ihretwegen . . . Nein, kein Wort. Es wäre gemein . . . Er kann doch seinen Zorn nicht an ihr auslassen . . .

Der Maiabend dämmert. Das Fenster des Zimmers im ersten Stock des Landhauses ist geöffnet. Akazienduft strömt herein. Kurt liegt auf dem Langstuhl und denkt nach. Anhaltend, er spürt ordentlich, wie sein Gehirn arbeitet. Distanz . . . Abstand . . . Zwischen ihm und Gerda . . . zwischen der kindischen Pennälerin und dem Herrn Studenten Ah, leicht gesagt. Aber sie kennen doch das wilde, eigensinnige, empfindliche Mädel nicht. Haben ganz falsche Vorstellungen von ihr. Die kann man doch nicht so abschütteln, wie sie selbst die Apfelblüten von ihrem schwarzen Haar zu schütteln pflegt. Und er . . . eigentlich will er sie auch nicht abschütteln. Nur . . . wie gesagt . . . ein klein wenig . . . ein ganz klein wenig Distanz. In diesem Punkte muß er den Kommilitonen rechtgeben.

Im Garten pfeift es. Noch einmal. Ein Takt aus der Barkarole . . . Gerda.

Kurt horcht. Fühlt die Spannung weichen. Lächelt unwillkürlich, bleibt aber liegen. Nein, am Ende ist er kein Hündchen, das man herbeipfeift . . . Warum ist ihm das noch nie eingefallen? Sie ruft ihn doch seit Jahr und Tag so an. Ein Takt aus der Barkarole . . . Freilich, er sie auch.

Wieder pfeift es, zum dritten Male. Er springt auf. Wenigstens am Fenster will er sich zeigen und guten Abend sagen. Sie weiß ja, daß er zu Hause ist, und könnte böse werden. Und hätte dann alle Waffen in der Hand.

Sie hat ihn schon gesehen. Steht wie ein Clown da, schlenkert die Arme und ruft mit quäkender Stimme:

„He! Hoppla, Cousin! . . . Aujust soll mal runterkommen!"

Wütend läuft er die Treppen herab. Gleich, sofort wird er ihr die richtige Distanz beibringen. Das geht doch nicht. Er ist kein Zirkus-August.

Sie hüpft ihm entgegen.

„Du, Kurt, was ist denn los mit dir? Hast wohl im Schummer gedichtet?" Und fährt fort, ohne seine Antwort abzuwarten: „Weißt du, was ich entdeckt habe? Genau wie voriges Jahr acht Tage vor meinem Geburtstag . . . und diesmal ist's, Gott sei Dank, der sechzehnte . . .! Die ersten, allerersten Erdbeeren auf unserem Beet! Zwei Stück. Groß, wunderschön rot, mit ganz reizenden, gelben Pünktchen darauf. Genau wie im vorigen Jahr. Versteckt unter den grünen Blättern . . . Na, komm doch."

Die zwei Erdbeeren interessieren ihn eigentlich wenig, aber die rechte Gelegenheit scheint es ihm nicht, Gerda in diesem Augenblick die Distanz beizubringen. Sie hätte ihn gar nicht angehört und nicht verstanden. Sie rennt auch schon davon, den Beeten zu, die im rückwärtigen Teil des Gartens liegen. Er folgt ihr.

Sie hat sich gebückt, rafft die grünen Blätter hoch und zeigt ihm die Beeren: „Zum Malen schön!" Dann knipst sie sie mit den Stengelchen ab, bringt sie herbei, hält sie zwischen den Fingerspitzen, nähert sie seiner Nase: „Riech mal, dieser Duft! . . . Da!" . . . Sie hat ihm die eine Erdbeere unversehens in den Mund gesteckt und reißt, da er sie zwischen den Zähnen hat, das Stengelchen ab: „Eine für dich und eine für mich, wie im Märchen . . ."

Wie im Märchen! denkt auch er und ist wohlig berührt. Wie hübsch sie das gesagt hat! Nein, es ist ganz unmöglich, jetzt von Distanz mit ihr zu sprechen. Ein andermal . . .

Sie hat ihre Erdbeere wie einen Bonbon gelutscht. Plötzlich fragt sie in völlig anderem Ton:

„Du, Kurt, wer war denn der mit dem kleinen Schnurrbärtchen, der Schwarze. Heute vormittag?"

Der Chemiker! Wirklich, sie spricht von dem Chemiker. Kurt schießt das Blut zu Kopfe. Der Zorn erfaßt ihn.

„Scheint ein sehr netter junger Herr zu sein. Weißt du, so männlich . . ."

„Ein Ekel ist er!" antwortet er scharf, zwischen den Zähnen hindurch. Alle seine Schmerzen werden lebendig in ihm.

Sie sieht ihn an. Ihre Augen flimmern. Blitzschnell kommt ihr eine Ahnung.

„Hat er was gesagt über mich?" Und leiser: „Über mich und . . . dich?" Sie faßt seinen Arm, tut, als striche sie etwas von seinem Rockärmel und sagt wie bittend: „Du, ich glaube, ich war recht ungezogen . . ."

Er ist betroffen. Wo sie das nur herhat? Es ist nicht das erste Mal, daß sie Dinge errät, die ihn angehen.

„Nicht doch," lügt er, und in seiner Stimme ist noch die Überraschung, „er ist mir eben unsympathisch. Ich kann ihn nicht leiden. Aber wenn er dir gefällt . . ." Es klingt empfindlich genug.

„Seit immer?" fragt sie und fährt fort, den Rockärmel zu putzen. „Seit jeher oder erst seit heute kannst du ihn nicht leiden?"

„Überhaupt!" antwortet er sehr energisch.

Sie sind längst nicht mehr beim Erdbeerbeet.

„Ich dachte schon, du wärst eifersüchtig, Kurt'l", meint sie lachend.

„Ich?" fährt er wütend auf. Ein großer Ärger ist in ihm. Er hat das Bedürfnis, Gerda zu verhöhnen. „Eifersucht setzt doch voraus, daß man . . ." Er hält erschrocken inne. Das Mädel hat seinen Ärmel losgelassen.

„Ah!" ereifert sie sich, „und du liebst mich bekanntlich nicht . . . nicht ein bißchen. Und was in deinen Gedichten steht, ist alles Lüge, nicht wahr?"

Er fühlt sich geschlagen.

„Gedichte", sagt er düster, „sind Augenblicksstimmungen. Außerdem verpflichte ich mich, dir zehn Pfennig zu geben, wenn du mir in meinen Gedichten das Wörtchen ‚Liebe' nachweist" . . . Der Jurist in ihm hat sich gemeldet. „Zehn Pfennig für jedesmal . . ."

Sie ist stehengeblieben und sagt zunächst nichts. Denkt anscheinend heftig nach. Dann meckert sie wie eine Ziege. Es soll ein Spott- und Hohnlachen sein. Plötzlich bringt sie ihren Mund ganz nahe an sein Ohr und ruft laut:

„O du Affe!"

Im nächsten Augenblick ist sie davongerannt. Er hat keine Gelegenheit, ihr einen Vortrag über Distanz zu halten, sieht sie auch diesen Abend nicht mehr.

Eine halbe Stunde später, als er in seiner Stube am Schreibtisch sitzt und liest, bringt ihm das Dienstmädchen einen Brief von Fräulein Gerda. Unentschlossen dreht er den Umschlag hin und her. Ein Unbehagen beschleicht ihn. Gewiß, sie kündigt ihm die Freundschaft . . . Das hat er natürlich nicht gewollt. Endlich öffnet er. Ein Gedicht. Seine Handschrift, ein Wort rot unterstrichen. Ganz dick, Ausrufungszeichen am Rande: „Liebe" . . . „Es ist die Liebe, die das All bezwingt!" . . . Er lacht, wie befreit von einem peinlichen Gedanken. Das bezieht sich doch gar nicht auf das kleine dumme Ding. Ist ja ein höchst philosophisches Weltanschauungspoem . . . Omnia vincit amor . . . So sind nun die Weiber!

Ein Zettel dabei. Er liest:

„Thema: ‚Ein Besuch im Völkermuseum'. Bis Mittwoch!! Was uns am meisten interessierte! Mich: die

Digitized by Google

Mumie einer jungen Dame, wahrscheinlich Prinzessin, in der mexikanischen Abteilung. Zwei- bis dreitausend Jahre alt! Ist dir doch recht? Gute Nacht, du . . ."

„Du . . ." Mit drei Punkten. Ob da nicht eine kleine Niederträchtigkeit dahintersteckt? „Affe" kann's aber nicht heißen. Das gäbe vier Punkte. Vielleicht ist's auch nur eine Art Verzierung, wie ein Schnörkel bei der Unterschrift. Gerdchen hat sich gar nichts gedacht dabei . . .

Kurt seufzt tief auf. Nicht ohne sich einer gewissen Unehrlichkeit bewußt zu werden. Denn im Grunde seines Herzens ist eine Freude. Erstens, daß Gerda sein Aufbegehren nicht tragisch genommen hat. Freilich . . . der Aufsatz. Dann: Das Thema liegt ihm, reizt den Dichter. Die Arbeit wird gut werden. Erst muß er selber mal ins Museum. Herrgott, seit Untersekunda nicht dort gewesen. So ein Skandal! Und der Mumie erinnert er sich nicht. Entweder war sie vor so langen, langen Jahren . . . mindestens drei . . . überhaupt nicht da, oder sie hatte auf den unreifen Jüngling keinen Eindruck gemacht. Jedenfalls muß man sie sich ansehen. Natürlich. Aus der Tiefe des Gemüts allein läßt sich kein Aufsatz machen über eine mexikanische Prinzessin, die vor zweitausend Jahren ein junges Mädchen war. Und Gerdas Aufzeichnungen werden genau so oberflächlich sein wie sonst . .

Bis Mittwoch muß man also noch ohne Distanz auskommen.

* * *

Ausgezeichnet verträgt man sich. Ist sehr zufrieden miteinander. Befreundeter als je. Die gemeinsame Arbeit macht viel Spaß, die kleinen Zwistigkeiten über Stil und Zeichensetzung — hierin ist Gerda besonders zu Willkürlichkeiten geneigt — arten nie zu einem Zank aus.

Inzwischen wälzt der Student allerlei Pläne in seinem Hirn, wie er der „Kleinen", dem „Kindskopf", die von dem Leibburschen geforderte Distanz nahelegen könnte. Möglichst schonend, weh darf es ihr nicht tun. Das beste wäre natürlich, wenn er ihr zu suggerieren vermöchte, daß **sie** den Abstand zu verlangen habe. Von ihr müßte es ausgehen, nicht anders. Wie das „Mädchen aus der Fremde" sollte sie sein: „Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit . . ." Nur dürfte sie die Absicht nicht merken.

Endlich glaubt er gefunden zu haben, was er so angestrengt sucht. Eine Idee! Hat sie nicht selbst von ihrem Geburtstag gesprochen? Ah . . .

Gerda wird am Sonntag sechzehn Jahre alt. Sechzehn! . . . Früh am Morgen wird er ihr allerlei hinüberschicken ans Bett. Die Blumen pflückt er selbst. Einen wilden Strauß Wiesen- und Waldblumen, wie sie's gern hat. Nur nicht diese steifen, langstieligen Rosen. Die mag sie nicht. Dann eine große Schachtel mit Schokolade, an der sie schon vor dem Frühstück knabbern kann. Ein Buch, das sie sich gewünscht hat: etwas ganz Modernes. Dazu ein Gedicht. Das Gedicht! Wie seit vier Jahren immer am 29. Mai. Diesmal aber ohne jede Neckerei. In einem ernsten Ton. Keine Scherze, keine Anspielungen an gemeinsam verübten Unfug oder gar auf die Schule. Es soll sehr sorgfältig gearbeitet sein, streng in der Form, mit einer Spur von Ewigkeitswert: „Einer Sechzehnjährigen zum Geburtstag!" . . . Conrad Ferdinand Meyers, seines großen Namensvetters, Brautliedchen schwebt ihm dunkel vor: „Geh und lieb' und leide . . ." Aber von Liebe darf natürlich nicht die Rede sein darin, kein Wort, kein Schatten davon. Diese Genugtuung soll sie nicht haben. Grundgedanke der Dichtung: Der erwachende Stolz der Jungfrau. Großartig scheint ihm das, klug erwogen, von psychologischer Tiefe. Sieh mal an, auf was für Ideen man kommt . . . Und in der Dämmerung, nach dem feierlichen Geburtstagsmahl . . . bei Bankiers liebt man das so . . . wird er mit ihr auf einem Spaziergang durch den Garten und das anschließende Föhrenwäldchen . . . wird er mit Gerda sprechen. Plötzlich wird die Distanz da sein, ein für allemal. Niemals mehr wird Gerda Sallberg ihm und sich selbst durch Kindereien nahetreten, und nach Jahren wird sie überzeugt sein, daß sie . . . sie! . . . es gewesen, die eine Scheidewand aufgerichtet hat zwischen sich und dem allzu kecken Jugendgespielen —.

Das Gedicht fällt ihm allerdings schwerer, als er gedacht. Immer wieder drängen sich fremde Einfälle dazwischen, und es bleibt ihm nichts übrig, als neben den offiziellen Versen auch andere aufzuschreiben, die ihm viel, viel leichter aus der Feder fließen. Immerzu! Es wird sie ja niemand zu sehen kriegen, am allerwenigsten die, der sie gelten. Seiner Seele aber geben sie Schwung, sein ganzes Herz ist in ihnen:

„Mein helles Lachen du, mein Übermut,
Mein liebes Jungsein, Mädel, bist du mir,
Der Lerchenjubel in der Mittagsglut . . ."

Ein Seufzer. Nein, keines Menschen Auge wird dieses Gedicht sehen. — —

Wunderschön ist Gerda an ihrem Geburtstag, gar nicht wie ein Schulmädel. Das Haar anders geordnet. Die Flechten in Schneckenform über den Ohren, daß man nur zwei rosige Zipfelchen davon sieht. Das weiße Fähnchen. Ein stilles Leuchten in den braunen Augen. Eine rote Blüte aus Kurts Strauß an der Brust.

Sie spazieren in der Dämmerung in fröhlich angeregter Stimmung. Die Erdbeerbowle war ausgezeichnet, Gerda durfte zwei Gläser trinken und dann noch ein halbes zum Abgewöhnen. Bankiers, Professors und die anderen Güste sitzen in der großen Veranda. Man hört ihre Stimmen.

Kurt freut sich, daß bisher alles so glatt verlaufen ist. Jetzt wartet er nur auf den „psychologischen Moment" für die Ausführung seines Plans. Eine Amsel pfeift. Schweigend gehen sie nebeneinander her.

Jetzt . . . Den jungen Man will mit einem Male etwas wie Mutlosigkeit befallen, aber er gibt sich einen Ruck und sagt:

„Weißt du, Gerd, von heute an wollen wir uns ‚Sie' sagen!"

Sie bleibt stehen. Er versucht, sie fest anzusehen, aber vor ihrem maßlos erstaunten Blick muß er die Augen senken.

„Was sagst du, Kurt? . . . Wir wollen uns ‚Sie' . . . Menschenskind, du bist wohl übergeschnappt? Oder ist es die Bowle?"

Nach Distanz klingt das nicht. Aber Kurt will ihr nichts übelnehmen. Er hebt den Blick.

(Schluß folgt.)

Wanderspruch.

Quält durch Staub und Steine
Sich dein müder Schuh, —
Fester tritt und finde
Dir ein Lied dazu.
Blick' in hohe Fernen
Hellen Angesichts:
Ist das Ziel nicht alles
Und der Weg ein Nichts?
Wer dem sichern Morgen
Treulich trauen mag,
Wird zum Freund gewinnen
Auch den grauen Tag.

Anna von Weltzien.

Digitized by Google

Helgoland im Kriege.

Als Kaiser Wilhelm im Tausch gegen Sansibar Helgoland für Deutschland erwarb, ist vielfach über diesen Tausch gespöttelt worden: Un oeuf pour un boeuf, — ein Ei für einen Ochsen, — nach diesem Maßstab bewertete man Gabe und Gegengabe, und sehr viele waren der Ansicht, daß nicht Liebe für ihren Enkel, sondern krassester Eigennutz die alte Königin Viktoria bestimmt hatte, noch einmal ihren ganzen Einfluß bei ihrer Regierung einzusetzen, um deren Einwilligung zu dem für England so vorteilhaft erscheinenden Tausch zu erlangen. Als dann der Felsen von Helgoland, nun Deutschlands äußerste Warte in der Nordsee geworden, geflickt und jeder Riß in seinem Gestein mit Beton gefüllt wurde, hörte das Spötteln nicht auf. Die Wellen der Nordsee nagten weiter an ihm, und die Mathematiker konnten genau berechnen, daß einmal der letzte Rest der Insel im Meer verschwinden werde. Immer beengter wurde die freie Bewegung der in den Sommermonaten auf dem einsamen Felseneiland Erholungsuchenden, Drahtzäune sperrten hier ein Stückchen und dort ein Stückchen der Hochfläche ab, und unterirdisch und überirdisch starrten die Geschütze, mit denen Helgoland bestückt wurde, nach allen Himmelsrichtungen. Und als der Krieg ausbrach, war es nicht nur mit den Erholungsfahrten nach Helgoland vorbei.

Minenfang am Strande.

sondern auch die eingeborene Bevölkerung mußte ihre Häuser räumen und wurde nach Altona übergesiedelt. Trotzdem wurde nicht mehr darüber gespöttelt, daß wir einmal im Tausch gegen Sansibar den nackten Felsen in der Nordsee erworben und ihn mit großen Kosten ausgekittet hatten, um ihn so lange wie möglich vor gänzlicher Zerbröckelung zu retten. Denn Helgoland hatte plötzlich seinen Charakter und seine Bestimmung geändert, — es war kein Nordseebad mehr, sondern eine Nordseefestung, die den englischen Kriegsschiffen den Eingang in die Deutsche Bucht wehren und die deutsche Küste davor bewahren sollte, von der Entente bombardiert zu werden. Diese Aufgabe hat unser Nordseefort während dieser Kriegsjahre im Verein mit unserer Kriegsflotte, der es immer ein fester Stützpunkt gewesen ist, in dessen Nähe sich kein feindliches Kriegsschiff wagte, restlos erfüllt. Die englische Flotte hat auch nicht einmal einen Versuch gewagt, sich der deutschen Küste auf Schußweite zu nähern. Wenn erst der Völkerbund den ewigen Völkerfrieden verbürgt hat, werden solche Vorsichtsmaßregeln, wie wir sie auf Helgoland getroffen hatten, ja überflüssig sein. Vorausgesetzt, daß der Völkerbund zustande kommt und der ewige Völkerfriede nicht ein Traum bleibt. Bisher haben sich Utopien noch niemals verwirklichen lassen

Transport einer angeschwemmten englischen Mine durch die Straßen des Unterlandes von Helgoland.

Entfernung der Schießbaumwolle aus einer Mine.

Der Minenzünder wird unschädlich gemacht.

4 Phot. vom Bild- und Film-Amt.

Digitized by Google

№ 48 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt ✻ Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

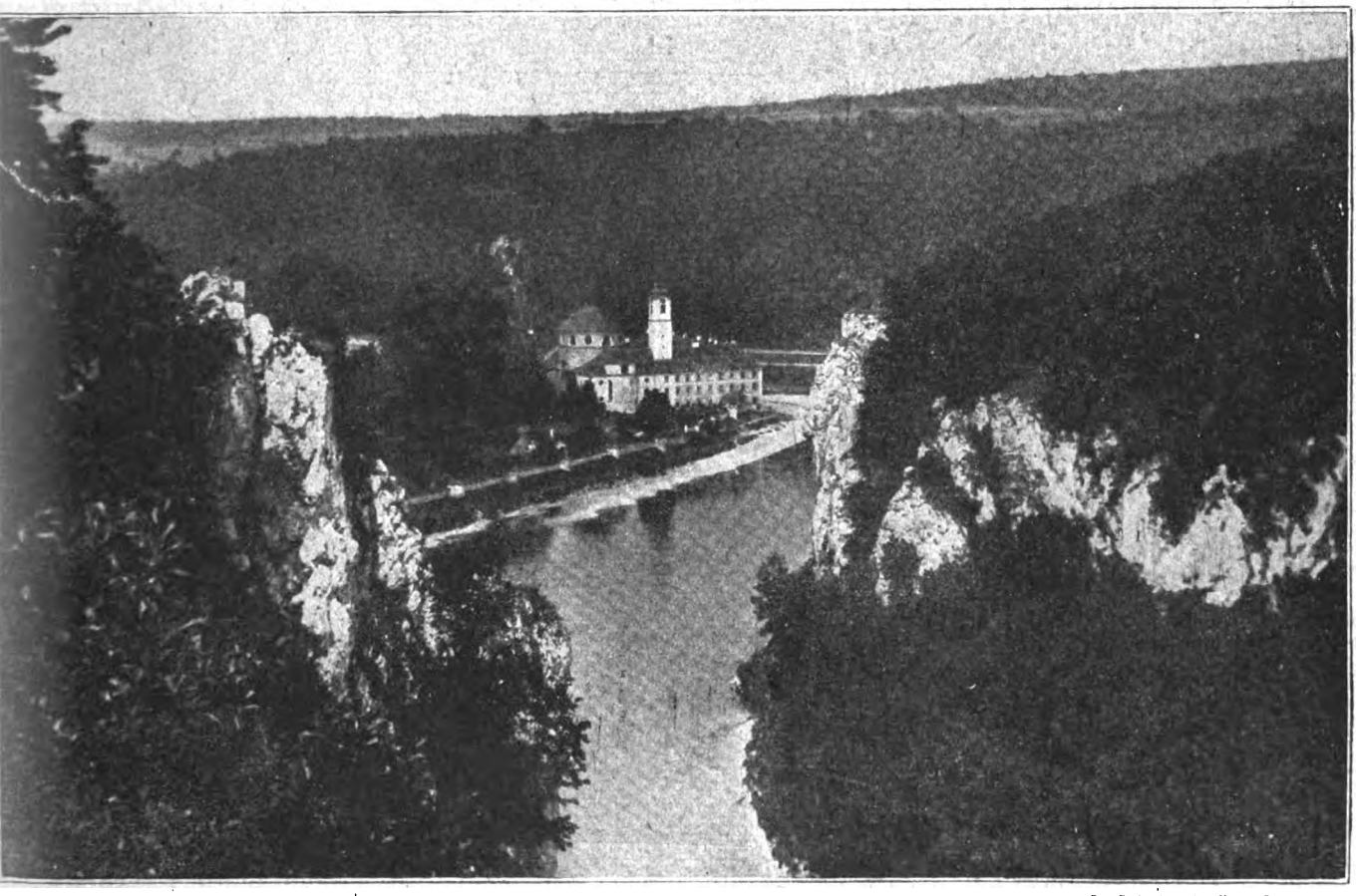
Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(11. Fortsetzung.)

Die Hausfrau trug Wellfleisch herzu Wellfleisch in einem Topf mit Brühe wurde zu Frankes hinübergeschafft. Und weiter warf der Metzger im Marschtempo seine Bissen zwischen die zuschnappenden Zahnreihen in die auf- und zuklappende Luke seines Mundes.

Alles aber, das Essen, das Reden, der Metzger, die Hausfrau, die Weibereile — denn in der Küche saßen sie, schälten Erdäpfel und rieben sie mit stark aufdrückender Faust auf dem Reibeisen zu den grünen Klößen für die Schlachtschüsselgesellschaft —, alles trug dazu bei, die Schlachtefestatmosphäre gehaltvoller zu machen. Die nach Verdickung drängte und auf ihren Höhepunkten offen stehende Fenster begehrte. Weil keine menschliche Lunge den Vollgenuß würde aushalten können.



Kloster Weltenburg bei Kelheim an der Donau. Dr. Gust. Krebbiel, Regensburg, phot.

Digitized by Google

Denn die Ofenhitze und Wurstkesselhitze nimmt zu, dem Geruch der Leber, des Fettes, der durchgearbeiteten Fleischteigmassen, des Wurstkrautes, der Gewürze und des Pökels gesellt sich der Rauch aus den Pfeifen und Zigarren der tafelnden Mannsleute zu, der Schlachtsuppengäste, die nach des Tages Arbeit bei Rückbeinechen, Meerrettich und grünen Klößen die magenfestliche Stunde genießen und mit Schnaps und Bier die Bleibekraft der fetten Bissen gewährleisten.

Die Hängelampe leuchtete, die Fenster waren geöffnet worden. Die junge Frau räumte den Tisch ab.

Mit schmunzelnder Freude sahen die Bauern ihr zu, wie behend sie kam und ging. Wie blank ihr Gewand war. Wie gehorsam ihr Gesichtsausdruck.

Sie lobten, und Karl Kämpf freute sich dessen.

Dann fingen sie an, Karten zu spielen.

Neun Uhr mochte vorüber sein, als der Schlachtsuppenbrief durch das Fenster flog.

Ein großer Teil der alten Gebräuche ist in den ländlichen Distrikten Thüringens abgeschafft worden, darunter in der Gegend des Eppendorfer Tälchens auch der, daß der Lehrer mit den Schulknaben, die sich verkleidet haben, zum Singen in das Schlachtehaus kommt.

Auch das Verkleiden der Burschen ist abgekommen.

Von all dieser Buntheit ist nur der „Paß" oder das Schlachtsuppenlied geblieben, das von den Burschen und Mädeln gemeinschaftlich gedichtet wurde.

Kämpf hatte den Schlachtsuppenbrief, der durch ein Stück Holz beschwert worden war, aufgehoben. Er entfaltete ihn und begann vorzulesen.

„Ihr lieben Leute, ihr habt geschlacht,
Habt große und kleine Wurst gemacht.
Gebt uns die langen,
Laßt die kleinen hangen
Bis nächstes Jahr. —
Der Hausherr ist ein großartiger Mann,
Der bei allen Sachen mitreden kann.
Er hat vor drei Jahren eine Kuh gekauft und eine Frau genommen,
Mit der einen ist er nicht gut angekommen. —
Pauline hat im Dorfe die feinste Butter,
Sie gibt dem Vieh das beste Futter,
Und weil bei ihr alles ist nobel und fein,
So soll der Schlachtsuppentopf nicht zu kleine sein —
Laura, die macht ebenso mit
Und hat die Ohren auf einen gewissen Tritt.
Wenn der am Hause vorübergeht,
Daß sie zufällig am Fenster steht. —
Die Magd, die lobt sich Tanz und Spiel.
Von der Arbeit hält sie nicht sehr viel.
Vom Essen hält sie um so mehr,
Wo sie sitzt, sind alle Schüsseln leer. —
Der Knecht ist gar ein schlechtes Kraut.
Er hat in jedem Dorf eine Braut.
Wenn er sie aber heiraten soll,
Kriegt er vor Angst die Hosen voll."

So ging es weiter über die Verwandtschaft, den Metzger und die Schlachtsuppengäste bis zum Abschiedsvers:

„Im nächsten Jahr auf Wiedersehn!"

Karl Kämpf hatte tapfer bis zu Ende gelesen. Er sagte: „Das war nix Besonderes. Früher haben sie's feiner gemacht."

Die Bauern taten, als hätten sie die im Schlachtsuppenbrief enthaltenen Anspielungen nicht verstanden. Sie spielten jetzt zu Vieren, während die übrigen dreinredeten.

Laura half in der Küche. Ihre Gedanken waren verstört, und ihre kranke Seele war voller Angst vor neuen Gefahren.

Die Mädle hatten sich gerächt, weil der männlichste Bursch des Dorfes, wenn er auch nicht der reichste war, kein Begehr danach trug, von ihnen geliebt zu werden. Und den Burschen war es um eine Kränkung des Nebenbuhlers in dem Liebeständeln der Mädle zu tun gewesen.

War da ein hübsches Mädle, dem ein kecker Bursch nachstellte, das sein Herz aber hoffnungslos an den Selmar Hartmann verloren hatte und darum für des andern Werbung nichts als Abwehr hatte. Diese beiden Verschmähten waren die eigentlichen Urheber der boshaften Schlachtsuppenverse. Während die übrigen Burschen und Mädle mit schonungsloser Neckerei nur die Gefolgschaft bildeten.

Der Bursch war auch der Übermittler an Selmar.

Hämisch trug er die Kämpfstrophe vor:

„Er hat vor Jahren eine Kuh gekauft und eine Frau genommen,
Mit der einen ist er nicht gut angekommen —"

Selmar Hartmann drehte aufhorchend den Kopf.

Aber sein leichtsinniger Widersacher zog keine Warnung daraus. Er stand da wie zuvor — Haltung, Stimme, Blick einander angepaßt in herausforderndem Hohne.

Weil er sich zur Not auf seinen Körper verließ, der stämmig war und gute Kräfte hatte, ließ er seiner Burschenunart weiteren Lauf, indem er auch die Zeilen zum Vortrag brachte, die sich auf die junge Frau Kämpf bezogen — daß sie nur auf einen gewissen Tritt hinauslausche, um zufällig am Fenster zu stehen, wenn dieser Tritt am Hause vorüberkomme.

Selmar Hartmanns Antwort auf den Herzstoß fiel handgreiflich aus; er drückte den Wicht an die Wand.

Dabei kamen dem ein paar Zähne abhanden, während Selmar nur mit einem blauen Auge vorliebnehmen mußte.

Aber die Neckverse rüttelten an ihm mit einer eigentümlichen Unruhempfindung. Die, so scheu und hart sie sich anstellte, doch dem Glücke nicht unverwandt war.

Und die sich allem zum Trotz gebärdete, als wolle sie bleiben und veränderte Lebensrechte geltend machen.

* * *

Eppendorf lag zu nahe der Stadt, darum hatte die Vielgestaltigkeit seines bäuerlichen Außenlebens Einschränkung erfahren. Es war ein Tanzsaal vorhanden, dessen Baulichkeit freudlos wie ein Lagerschuppen aussah und darin kaum öfter denn zur Kirmes die Tanzfideln gestrichen wurden. Die Eppendorfer pilgern nach Leutenberg. Hier tanzen sie zur Fastnacht, zum Lätaremarkt und Jakobimarkt, zu Ostern, zum Pfingstfest, das im Zeichen der Schützen steht.

Das junge Volk besucht den Schützenplatz und vergnügt sich auf den Karussells wie an der Schießbude, den Würfelbuden, den verschiedenen Schaubuden, sitzt im großen Ausschank bei Rostwurst und Bier oder geht zum Rostwurstessen in die Garküche, während in den schmalen Anlagen neben dem Schützenplatz die Lobensteiner Badekapelle Konzertmusik macht und die Bürger, Honoratioren und Kurgäste sich zu einem Glase Bier niederlassen.

Der Abend bringt den Ball im Rathaussaal. Die Eppendorfer sitzen alle an einem großen Tisch neben dem Treppchen, von dem herab die Tanzreihe den Saal betritt.

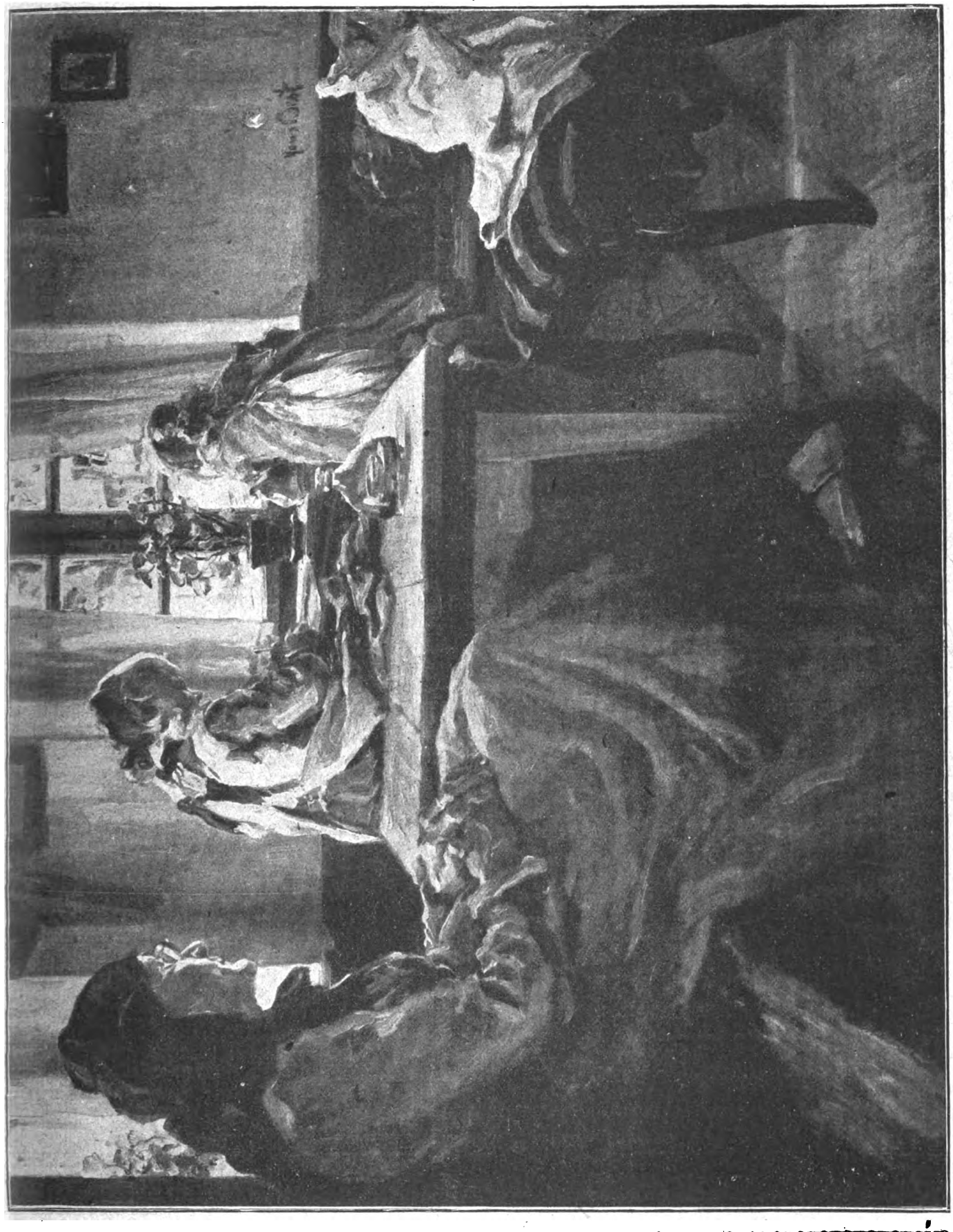
Kämpf mit seiner Frau ist da. Er will sie vor den albernen Blicken ihrer Neiderinnen nicht verstecken. Vielmehr will er sie zeigen in ihrer Gerechtigkeit und seinem Vertrauen.

Die Männer sitzen hinter ihrem Bierglas, rauchen und schweigen. Spricht mal einer einen Gedanken aus, tut eine Frage, erhält eine Antwort. Aber das junge Volk ist heiter, tuschelt, lacht und schwatzt. Und sie versäumen kaum einen Tanz.

Auch Selmar Hartmann sitzt mit am Tisch. Ungeschickte Blicke beobachten ihn, wie er schauen wird. Schnöde Blicke, denen sich ein schlechtes Lächeln beigesellt, streichen über ihn hin. Der Dreistigkeiten sind nicht gar viele; aber zuletzt ist doch ein Spinnennetz daraus geworden, das mit Fang droht.

Kämpf dreht den Kopf, er merkt nichts von der Ungebühr.

Digitized by Google



Bei der Großmutter.

Gemälde von Hans Best.

Digitized by Google

Aber bald gefällt ihm doch das eine Mädlesgesicht nicht, das dummdreist tut. Und nun nimmt er den Selmar Hartmann scharf aufs Korn und findet in dessen Blick etwas Aufgereiztes. Daran spürt er die Belästigung. Und der Weltweise in ihm mischt sich ein.

Er will Ärgernis vermeiden, will sozusagen ein Zeugnis ausstellen.

Als der Tanz aufs neue beginnt, ehe noch das junge Volk der langen Tanzzeile sich wieder angliedern kann, zieht ein Lächeln über sein Gesicht, von den Lippen kommend, die sich leise regen, zu den schwarzen Augen hinauf. Fast sieht er schelmisch aus.

„Ich weiß nit," sagte er „ich kann dem Tanz nix abgewinnen — als Bursche jawohl, da hat man's mitgemacht; aber seit ich damals abgestürzt bin, da hat der Trieb nachgelaß. Das wäre aber unverschämt, wenn meine Frau deswegen auch sollte feire. Du könntest sie doch amal aufführen, Selmar. Die kann sich sehen geloß."

Er sah den Burschen ehrlich und wohlwollend an. Kein Hinterhalt lag in seinem Blick.

Selmar war von seinem Platze aufgestanden. Er wollte der Aufforderung Folge leisten, aus dem offen zutage liegenden Grunde der Widersetzlichkeit gegen jedweden, der sich Maßregelung anmaßte, und aus dem ganz versteckten Grunde seiner Liebe zu der jungen Frau mit all ihren Folgerungen, dem Herzpochen, daß er ihr ganz nahe sein, ihre Hand fassen, sie umfangen solle.

Laura war sitzen geblieben.

„Ich bin müde", sagte sie.

Sie standen alle und beobachteten. Und doch lockte die Tanzmusik schon, und das Scharren, Schleifen und Treten der Paare, die ihre Tanzzeit ausnutzten, füllte die Luft an.

„Tanz amal, ich seh's gerne", sagte Kämpf zu seiner Frau.

Laura sah die Aufpasser. Mit ernsthaftem Gesicht erhob sie sich.

Sie wanden sich durch den Saal und traten am Tanzende an. Hinter ihnen kamen die Eppendorfer. Den Burschen war es nicht geheuer, weil Kämpf das Zepter in die Hand genommen hatte. Die Mädle aber blieben gehässig und darum unvorsichtig.

Die Tanzkette schob sich vor, das Treppchen hinauf, dann durch die Galerie bis zu den hinabführenden Treppenstufen.

Und jetzt flochten sich die Eppendorfer Paare in den Tanz ein.

Selmar legte den Arm um die Frau. Er zog seine Tänzerin nie sehr dicht heran, führte sie im Gegenteil immer ein bißchen locker.

Heute verbreiterte die Entfernung sich. Denn Laura widerstrebte ihm. Und er folgte ihren Befehlen. Dadurch entstand ein Raum zwischen ihnen. Laura tanzte aber mit geneigtem Kopf, und ihre Blicke versanken.

War es nun gleich, als ständen diese Blicke körperlich abwehrend zwischen ihnen, so sagte der Bursch doch leise während des Drehens: „Ich habe dich gestern gesieh — du kamst von Mandelinen — es war schon ganz dunkel. — Aber erkannt habe ich dich doch — an deiner ganzen Haltung — wie du dich aufführscht. — Und wenn die Dunkelheit noch größer wäre — dann würde ich dich auch noch erkenne."

Sie schwieg und drehte sich mit ihm.

Nach einer Weile sagte sie mit mühsamer Stimme: „Deine Reden will ich net hör."

Er antwortete: „Ich würd's sogar weiskriege, wenn du wo bist — auch wenn ich dich net könnte sieh — bloß aus Ahnung."

Darauf senkte Laura den Kopf noch mehr. Und sie tanzte noch steifer und fremder.

Kämpf sah den Tanzenden zu. Der breite Zwischenraum, den Laura und Selma hielten, die steilen Gesichter und gesenkten Blicke verrieten ihre Gefahr.

Er kehrte die Augen ab, nahm sich zusammen und redete mit den Bauern. Zwei, drei Sätze mit Antwort und Gegenrede füllten die Zeit aus. Zwischendurch sah er wieder einmal auf die tanzenden Paare.

Seitlich im Saal standen Beinschlägers.

Lebegott sagte zu seiner Frau: „Das sieht böse. Wenn sie sich net besser können versteck — was tanzen sie da zusammen?"

„Die haben nix zu verstecken", antwortete Mandeline.

„Da würde er zupacken. Aber sie fürchten sich vors Überlaufen."

Die Frau sagte entrüstet: „Ihr Mann wohnt doch bei."

„Kämpf?" Lebegott lachte auf. „For den gibt's keine Furcht net. Der sieht nix. Bei den spielen die Weiber keine Rolle weiter. Der hat andere Wichtigkeiten." Er sagte frech: „Sie ist dumm, sie sollte sich was suchen, wie sich's paßt. Aber sie ist feege, sie traut sich nix."

„Sie kann doch ihrem Mann net die Treue brech."

„Das wäre rar! Warum denn net?"

Mandeline schwieg.

Es flog dem schwarzen Raben allerlei durch den Sinn — von des Menschen Rechten zu Ungehörigkeiten und von dem Peingefühl dessen, der von Eingriffen in seine Rechte betroffen wird. Währenddessen ging der Tanz seinem Ende zu.

Darauf hatte Mandeline nur gewartet. Immer hatte sie die junge bedrängte Frau im Auge behalten.

Jetzt schlüpfte sie an ihre Seite.

Als sie mitsammen zu den Eppendorfern an den Tisch traten, stand da schon der schwarze Rabe, lachte und sagte: „Verschreck sich keiner, da kommen die zwei Hofdamen — —" lenkte hiermit heiter die Stimmung um, auch bei den herzutretenden beiden jungen Frauen.

Denn aller Wahrnehmung richtete sich nun auf Art und Auspuß, auf die schönen jungen Gesichter und auf die Kleidung, die ganz städtisch war.

Was die Frau Beinschläger an der Schneiderrechnung hatte sparen müssen, das ersetzte sie durch Straffheit und Geschmeidigkeit, wogegen die Frau Kämpf ihrem Putz das Feinere durch sonnige Schlichheit nahm. Auf diese Weise entstanden die Hofdamen, die doch bäuerlichen Zuschnitt hatten.

Lebegott hatte die beabsichtigte Wirkung erreicht. Er hatte sich eingemischt — wohl auch aus Liebe zu seiner Frau, mehr aber doch aus Furcht vor ihr. Denn Mandeline hatte bei aller strahlenden Nachgiebigkeit ihre erzieherliche Art beibehalten. Um Quark mit ihr anzubinden, verlohnte sich ihm aber nicht. Die Bahn hielt er sich dafür frei, wenn der Geist in ihn fuhr, sein Erztyrann.

Als der Tanz aufs neue begann, führte er seine Frau auf. Er dachte aus Eitelkeit, daß alle nach dem schönen Paare sehen müßten, und tanzte wie ein Geck. Nachher dachte er nur an seine Mandeline und daß er jung war, und nun stellte sich etwas natürlich Eingedämmtes, beinahe Verträumtes heraus, das sich in vorsorglicher Führung kundtat, in seinem Ausdruck aber nicht unähnlich dem Tanz jener beiden war, die verboten nacheinander trachteten.

Kämpf sah es mit Freuden. Er sagte: „Das ist itze die Mode."

Ein anderer Bauer antwortete: „Ich ha die Weiber immer a bißle dichter ans Herze genommen. Das war denen lieber und mir auch." Sie lachten.

Die Tanzpaare kehrten zurück, Mandeline strahlte. Sie war eine Listige. Und eine Dankbare den Kämpfs gegenüber, die ihr Gutes während ihrer Dienstzeit getan hatten und jetzt in ihrer Ehe.

Als der Tanz abermals im Gange war, sagte Kämpf zu seiner Frau: „Mer machen itze heim."

Sie standen auf und gingen.

Trotz des späten Abends webte eine dumpfe Dämmer-

Digitized by Google

helle. Eine dünne Wolkenlage verdeckte aber die Lichtquelle, und so fehlte auch jedweden Dinges Schattenfahne.

Durch die Unhelle gingen Kämpfs dahin. Der Bach redete, die Nachtgeräusche des Waldes ließen sich vernehmen, die Luft schien ihnen zu klingen.

Denn ihre Seelen schwangen, und ihr Herz befragte klopfend ihr Hirn, und ihr Hirn befragte prüfend ihr Herz.

Da aber der Mann seiner Frau Halbrechte der Empfindung zuerkannte, so befragte sein Hirn sein Herz, wie weit er sie dürfe gehen lassen, und sein Herz beruhigte sein Hirn, daß sie, wenn er seine Hand um sie lege, an der richtigen Wegkehre seiner gedenken werde.

Die Frau schickte auch ihr Hirn zu ihrem Herzen, sie schickte es als Warner vor dem Rausch, der in ihren Gliedern fieberte. Aber ihr Herz war größerer als warnender Hilfe bedürftig und kam darum zu ihrem Hirn als Bittgänger, daß es immer klar bleibe, wie der Mond am wolkenlosen Himmel, und nie ihres Herzens stumpfäugige Umtriebe leide. — Sie sahen beide nichts von Weg und Wald und nächtlicher Helle.

Kämpf trug einen Handkorb am Arm, in der anderen Hand ein Paket mit Seilerwaren. Jetzt erst sah es Laura.

Sie sagte: „Der Korb steht doch mir zu“, und faßte zugleich, sie wolle ihn nehmen.

Er antwortete: „Ich trag's dir gerne.“

Als der Korb an ihrem Arm hing, nahm der Mann ihre Hand, und sie gingen nebeneinander dahin mit verschlungenen Fingern.

Kämpf sagte leise: „Ich wollte es dir doch loß.“ Und es klang ganz schlicht und einfältig. Aber er hatte lange mit dem Ton gerungen, der schwer in seiner Kehle drückte.

Laura entzog dem Mann ihre Hand. Er sah, wie sie ihr Taschentuch hervorholte und ihre Augen damit abtrocknete.

Da fuhr er fort: „Das ist ja natürlich. Nune ist eins jung und hat seine Kraft — —. Da kommt die Versuchung —. Brennt's denn sehr?“

Sie nickte, bückte ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte leidvoll.

„Wenn ma net nachgibt,“ tröstete er, „da vergeht es wieder.“

Sie schwieg.

Er aber sagte mit schwerem Atem: „Seinen Kampf muß der Mensch haben — wo er sich dran mißt.“

„Ich kämpfe ja auch — und ich wehre mich ja auch —“ Sie schluchzte weiter.

Eine lange Pause folgte. Das Zittern ihrer Stimme klang dem Mann im Ohre nach.

Er sagte endlich fest: „Ene Sünde ist das nicht. Man darf bloß nicht nachgeben. Ich will nicht, daß du dich fürchtst. Vor mir nicht. Ich will dir vielmehr beistehen. — Du kennst doch die Vergänglichkeit. Wenn die Bäume im Herbst ihre Blätter abwerfen und die Menschen, wenn sie alt werden, ihre Arbeitskraft einstellen. Alle irdischen Gaben sind von beschränkter Dauer. Der Kampf ist ja erforderlich. Aber das Stillewerden ist doch das Beste vom Leben. Man übt die Aufsicht aus und gibt seinen Rat. Da muß man drauf hinarbeit und drauf warten.“

Er schwieg, sah vor sich nieder in das Nachtgrau. Und gewahrte allerlei — junges Kraut und Gras am Wege.

Blickte umher und sah die Hölzer und Sträucher, und richtete nun auch seine Augen zum Himmel hinauf, wo der Mond seine Leuchtkraft ausstrahlte.

Auch Laura war erwacht. Sie folgte ihres Mannes Augen mit ihren Blicken und schaute zuletzt auf sein Angesicht, das gespenstisch bleich war.

Als sie heimkamen, hatte Pauline eine Neuigkeit in Bereitschaft: Hartmann, der Unleidlich und Schmutzian, war das Steintreppchen von seinem Hause zum Hof heruntergefallen. War eine Weile liegengeblieben und danach wieder aufgestanden. War aber noch ein bißchen benommen und unzuverlässig an Kopf und Hantierung.

Pauline machte ihr sorgenvolles Gesicht.

„Wenn da was sollte passiere,“ sagte sie, „dann wäre das besser, es käme bald. Nune fängt die große Arbeit an, da langt's dann net.“

Olga Hartmann hatte den Bruder versorgt. Sie hatte Kakao gekocht und Striezel gebracht. Geredet und gerüttelt und gefragt, wie Schwindel — er habe nix mehr konnt gesieh. — Seine Schienbeine waren zerschlagen. Er hielt die eine Hand mit der anderen, als sei sie ausgerenkt. Aber es war ihr nichts widerfahren.

Ein paar Tage später fiel er wieder um, aber unglücklicher als das erstemal, denn er brach das Bein.

Und nun gingen ein paar Wochen dahin, in denen er zuerst faselte und polterte, daß er aufstehen wolle, was ihm aber nicht mehr gelang. Zusammengeschnurrt lag er im Bett, bis das ganz große Strecken, das ganz große Wachsen und Steifwerden, das Kaltwerden begann.

Die Leichenfrau wusch den stillen Mann mit Nachsicht. Sie zog ihm auch sein frisches Hemd an und seinen Kirchenanzug, den sie hinten aufgeschnitten hatte.

Als der absonderliche alte Bauer im Sarge lag, steckte ihm Olga Pfeife und Tabaksbeutel zur Seite und drückte ihm ein paar Pfennige Reisegeld in die graugelbe Hand. Selmar hatte das Ableben des Herrn, sowie es erfolgt war, dem Vieh gemeldet. —

Der Stromer Louis arbeitete im Hartmannschen Gehöft

Auf den Äckern meines Lebens.

Auf den Äckern meines Lebens traumwandle ich vorbei;
Stürme gingen darüber und Sonne und leuchtender Mai.
Die Halme bogen demütig und tief sich im Wetterschlag
Und hoben sich stolz, wenn flammend der Sommer auf ihnen lag.

Da brannten Mohn und Rade, da frechten Distel und Dorn;
Doch schwer darüber wogte und stolz das reife Korn.
O Glanz der Erntestunden, habt Dank ihr, Sense und Pflug,
Damit ich Brot und Frieden in meine Hütte trug.

Herrgott, du gabst in Gnaden die Fülle der Ernte und Saat,
Du ließest Traum und Sehnen reifen zu Wille und Tat
Und schatteten auch Nöte und Sorgen die blühende Lust,
Mich schreckten keine Wirren, ich tat, was ich gemußt.

Auf den Äckern meines Lebens traumwandelnd steh' ich hier,
Über mir Sonne und Himmel, — und Erde unter mir.
Schon will mein Tag sich neigen, die Äcker sind bestellt:
Nun gib du deinen Segen, Herrgott, wie dir's gefällt!

Wilhelm Lennemann.

Digitized by Google

Das Heu war herein, die Ernte rückte näher heran. Indessen wurden Hof und Haus ein wenig blanker. Türen und Fenster erhielten neuen Anstrich. Über den schmutzigen Farbresten aus den vergangenen Regierungszeiten blühte ein kräftiges Graugrün auf mit dunkelgrüner Umrahmung der Türfüllungen. Das Haus sollte weißgrünen Anstrich erhalten.

Wo der neue Herr ging und stand, begleitete ihn der Hund; trat er in den Kuhstall, so drehte Mäuschen den Kopf und heischte Anteilnahme. (Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsgaben fürs deutsche Haus.

Von F. Hüls.

Auch in diesem Jahre wird das Buch als Weihnachtsgeschenk an erster Stelle stehen. Und da Papiermangel und Herstellungsschwierigkeiten die Auswahl der Bücher leider sehr beschränken, wird man gewiß für einige Hinweise auf soeben erschienene und also erhältliche gute Werke dankbar sein. Im nachfolgenden sollen einige neue Frauenbücher genannt werden, deren Verfassername schon für ihre Gediegenheit bürgt, und die bei aller Verschiedenheit doch ein Wichtiges gemeinsam haben: sie können unbedenklich in jede Hand gegeben werden.

Da ist zuerst der neue Roman von Ida Boy-Ed: „Die Stimme der Heimat". Wenn in den Tagen, da das Schicksal der Völker ungeahnte Wendungen nimmt, ein Buch, das ein Einzelschicksal zur Kriegszeit behandelt, so großen Beifall findet, so muß es schon ein gutes Buch sein. Ida Boy-Ed hat es verstanden, ihren Helden so sehr in das große Geschehen der Zeit hineinzustellen, daß wir zwischen den Blättern des Romans den Atem der Geschichte zu spüren vermeinen. Und doch fehlt dem Buche jede gekünstelte Beziehung. Der Held ist ein Balte, der nach Deutschland flieht, um dem Krieg auf russischer Seite zu entgehen. Sein aller Lebensfreude zugewandtes Herz will nichts wissen vom Kampf der Nationen. Aber angesichts der deutschen Pflichterfüllung, die ihm nun überall entgegentritt, wandelt sich langsam sein Sinn, bis das schmachvolle Wort „sale boche", das ihm aus dem Kreise alter russischer Freunde gedankenlos entgegentönt, den verschütteten Quell seines Deutschtums wieder zu starkem Leben erweckt. Der Stimme der Heimat folgend, geht er in Krieg und Tod. Um die Figur des Helden gruppieren sich prächtig gezeichnete Typen aus hanseatischen und Offizierskreisen, und die leichtfertige, kosmopolitische Welt, die in der neutralen Schweiz Vergnügen und Vergessen sucht, bildet den wirkungsvollen Gegensatz. Ida Boy-Ed hat die kühn angelegte, viel verschlungene Handlung mit ruhiger Sicherheit und psychologischer Feinheit klar und folgerichtig entwickelt. Die vaterländische Glut, die auch dieses neueste Werk ihrer Feder in heißen Wellen durchzittert, gibt ihm die ans Herz greifende tiefe Gewalt.

Wenn der Roman „Die Stimme der Heimat" einen Platz ganz für sich beansprucht, so lassen sich zwei andere Frauenromane wohl von einem gemeinsamen Standpunkt aus betrachten. Denn sie behandeln beide die großen Probleme der Mütterlichkeit. Das heißt: bei Sophie Kloerss ist das „Mutter sein" kein eigentliches Problem. Ihr gleichnamiger Roman ist das mit großer Innigkeit und feinstem Wirklichkeitssinn gezeichnete Lebensbild einer prächtigen Frau, die aus einem romantisch-verträumten Jungmädchenleben sich in Lust und Leid einer echten Liebesehe zu einer idealen Mutter entwickelt und mit jeder neuen Aufgabe ihres Mutterseins über sich selbst hinauswächst. Sophie Kloerss hat diese Frau Gertrud nicht erfunden, sie hat sie einfach mitten aus dem wirklichen Leben geholt und in einen Kranz von Begebenheiten und Erlebnissen aus Kleinstadtenge und Großstadttrubel gestellt, deren Lebenstreue bewunderungswürdig ist. Aber Sophie Kloerss beschränkt sich nicht auf die vollendete Wiedergabe des Alltags. Ihr Blick geht tiefer, sie holt aus den Verborgenheiten seelischen Erlebens all die unbewußt schaffenden Werte hervor und läßt das Gute, das im Pflichtenleben die innerste Kraftquelle des Menschen bildet, hell aufschimmern. Und so stehen ihre Gestalten in einem warmen, freundlichen Licht, das auch dem Leser das Herz froh macht und seinen Alltag verschönt.

Ganz anders faßt Nanny Lambrecht das Mutterleben an. Sie deckt in ihrem Buche „Das Lächeln der Susanna" den schwersten Konflikt im Dasein der Frau auf: sie stellt die junge, erblühende Tochter als Nebenbuhlerin neben die alternde Mutter. Lange, schwere Jahre hindurch hat die stille, herbe Frau ihr Herz bezwungen und an der Seite des großspurigen, verschwenderischen Mannes pflichtgetreu ausgehalten. Lange Jahre hindurch hat der Freund seine heiße Liebe nur im Helfen und Mitleiden offenbaren können. Seine starke Hand hat den schlimmsten Bankrott abgewendet und hilft dem zusammengebrochenen Werk des geistig zerrütteten Mannes wieder auf. Über dem Warten der beiden auf den Tod, der als Erlöser und Befreier endlich kommt, ist die Frau gealtert, wächst das einzige Töchterlein heran, und in das heiße, sehnsüchtige Mädchenherz fällt die Liebe zu dem großen und starken Manne, der Mutters Freund ist. Die Mutter sieht die beiden in alles vergessender Glut einander zugeneigt, sie begreift und — geht, einen Unglücksfall vortäuschend, in den Brunnen, auf dessen Rande die geheimnisvolle Holzfigur der ewig lächelnden Susanna steht. Wer Nanny Lambrechts sonstige Schöpfungen kennt, der weiß schon aus dieser kurzen Andeutung, wie vollsaftig und glutvoll diese erschütternde Tragödie dargestellt ist, wie naturgetreu Landschaft und Leute des Hunsrücks vor uns stehen und wie meisterlich all das Drum und Dran gestaltet ist. Quellende Lebensfülle, gebannt in eine fest zupackende, eigenwillige und doch volltönende Sprache, das ist Nanny Lambrechts „Lächeln der Susanna".

Aus dem Schweizerlande kommt uns eine zarte und duftige Gabe. Lisa Wenger, die Trägerin des schweizerischen Schillerpreises, gibt uns in „Er und Sie und das Paradies" die alte Geschichte von Unschuld und Sündenfall in einem entzückenden neuen Gewande. Er und sie erträumen jeder ein anderes Paradies. Der junge Lehrer, ein schlichter, gerader und tiefehrlicher Mensch, sieht in dem kleinen Rahmen einer frohgemuten Landlehrerarbeit sein ganzes Glück; seine Jugendgespielin Lis aber, deren zierlich-kokette Art schon den Knaben bezaubert hat, träumt verworrene Träume von Glanz und Herrlichkeit. Da Martin einen wundervollen Tenor besitzt, bringt Lis ihn mit Schmeicheln und Schmollen auf den Weg, der zu ihrem Paradies führen soll. Wie nun das wirre Theaterleben über beide hinflutet, und wie der eine mit starkem Sinn sich hinausrettet in ein wirkliches Paradies des Herzens, während die zierliche Lis in den unheilbringenden Wogen untergeht, das erzählt Lisa Wenger so poesieumwoben und schönheitsvoll, daß man an eine Romanze aus fernen Tagen denken möchte. Und doch sind Lisa Wengers Gestalten durchaus erdgewachsen, Kinder unseres heutigen Lebens und Empfindens. In dieser Hinsicht berührt sich Lisa Wengers Darstellungskunst mit der von Sophie Kloerss, und es ist überaus reizvoll, die Norddeutsche mit der Schweizerin zu vergleichen.

Den Schluß dieser Ausführungen soll ein Buch machen, das keine Phantasieschöpfung, sondern wirkliches Leben ist. Vor einem halben Jahrhundert kam ein junges, damals fünfzehnjähriges Mädchen während einer längeren Krankheit auf den Gedanken, seine „Erinnerungen" aufzuschreiben, und auch später hat es noch mehrere Male Rückschau über Erleben und Arbeiten gehalten. Ohne allen literarischen Ehrgeiz geschrieben, spiegeln diese Blätter ein ländliches Gutsleben von so frischer, kraftvoller und harmonischer Art, daß es uns abgehetzte moderne Menschen wie eine Erquickung anmutet. Die Schicksale der Schreiberin, einer Berlinerin, sind merkwürdig verflochten mit dem Leben einer älteren Schwester, die Hochzeit hielt, als die Erzählerin sechs Jahre zählte. Die Kleine verlebte jeden Sommer bei dem jungen Ehepaar, half die Kinder bemuttern und übernahm schließlich auch den Schulunterricht der kleinen Schar. Besonders der dritte, Erich, ist in und außer der Schule der Liebling der Tante, und von ihm weiß sie besonders reizvoll zu erzählen. Mit Erichs Eintritt ins Heer und der silbernen Hochzeit der Eltern brechen die Aufzeichnungen ab. Sie enthüllen in ihrer schlichten, herzwarmen Natürlichkeit ein so überaus sympathisches Bild von dem inneren Glück eines echt deutschen Familienlebens, daß sie auch ohne alle Beziehungen zum Jetzt viele Freunde finden würden. Aber sie bieten uns noch eine kleine Überraschung: Der Erich dieser vor Jahren niedergeschriebenen Erinnerungen, dessen harmlos-friedliche Kindheitsentwicklung uns so liebevoll und in so behaglicher Kleinmalerei

Digitized by Google

Abendstimmung.

Gemälde von Heinrich Tomec.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

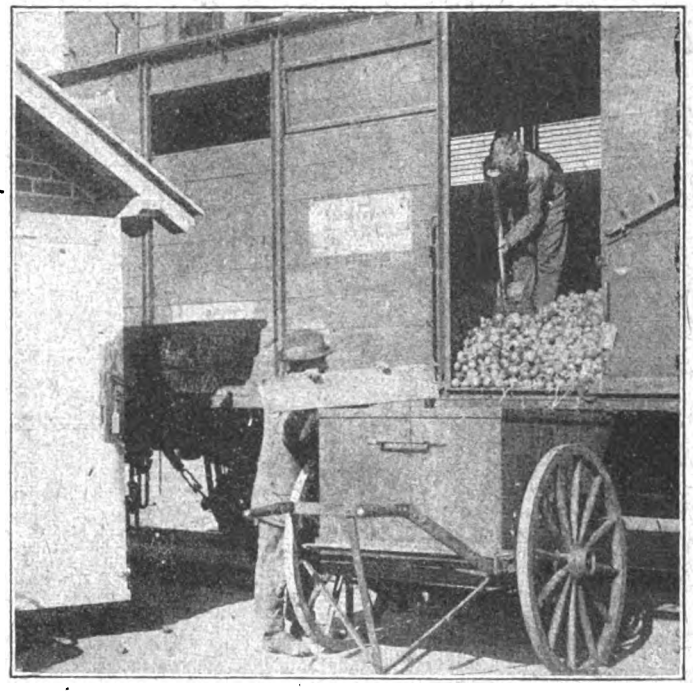
gezeigt wird, ist — der General Erich Ludendorff! Die Aufzeichnungen, die Henny von Tempelhoff nun als Buch unter dem Titel „Das Glück im Hause Ludendorff"*) der Öffentlichkeit unterbreitet, sind es wert, ein Hausbuch der deutschen Familie zu werden, weil sie, wie die Verfasserin in ihrem Vorwort sagt, dem deutschen Volke zeigen, wo die starken Wurzeln seiner Kraft liegen: in einem reinen, gesunden und arbeitsfrohen Familienleben.

*) Die sämtlichen hier genannten Bücher sind im Verlage von August Scherl G m b H., Berlin erschienen

Unsere Marmelade.

Von Emma Stropp. — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff

Unsere Marmelade — noch immer löst dies Wort ein gewisses Lächeln aus. Je nach Charakter und Gemütsstimmung spiegelt sich in diesem Lächeln Geringschätzung, eine leichte Selbstironie, stilles Bescheiden in das Unvermeidliche oder auch — Anerkennung. — Wir waren ja so verwöhnt. — Wenn uns nicht Erdbeer- oder Apfelsinenmarmelade angeboten wurde, brachten wir dem Obstmus eine mehr oder weniger ausgeprägte Abneigung entgegen, bis die volle Butterdose zur sehnsüchtigen Erinnerung wurde, — während wir im „Kohlrübenwinter" unsere Marmelade-Ansprüche auf ein nie geahntes bescheidenes Maß herabzuschrauben gezwungen waren

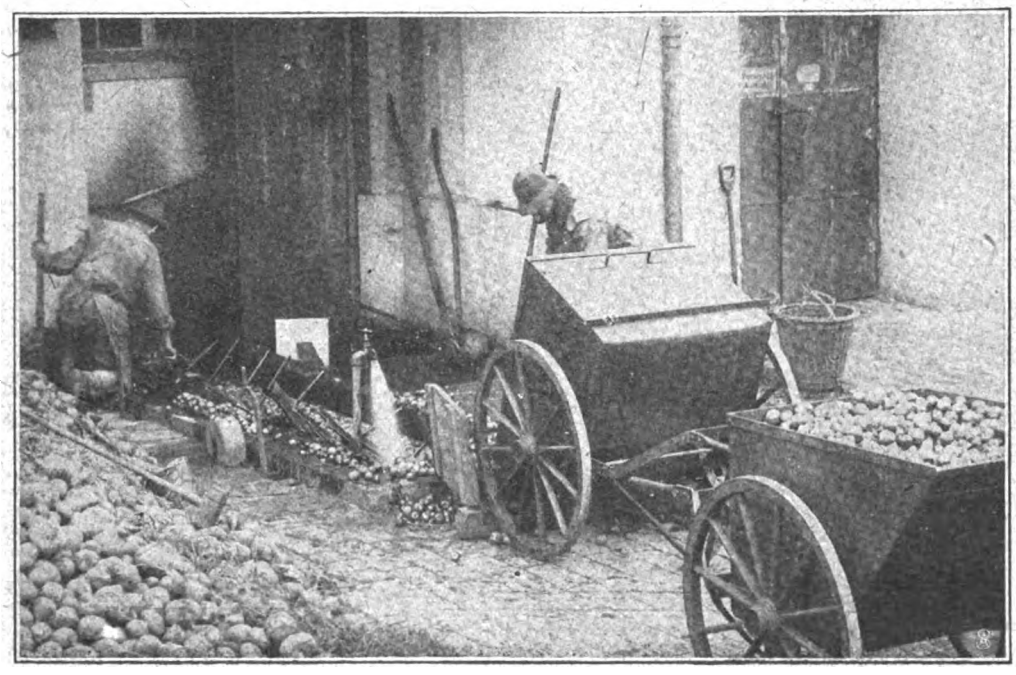


Ausladen des Obstes aus den Güterwagen.

Aber unsere Tugend wurde belohnt. Nicht nur lernten wir den behördlich zugeteilten Brotaufstrich mit Würde verzehren, auch die Kriegsrezepte, die Streckungsmethoden, die Aufbewahrungsart verbesserten sich ständig, und heute können wir wirklich nur mit Anerkennung des Erzeugnisses unser Marmeladetöpfchen füllen, das — der beste Beweis für die Güte seines Inhalts — Leckermäulchen mehr wie erlaubt anzuziehen pflegt.

Man schilt jetzt so viel (ob mit Recht oder mit Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen) auf die Kriegsgesellschaften, daß es Pflicht erscheint, einer von ihnen, der „Kriegsgesellschaft für Obst und Marmeladen", auch einmal das Lob der Verbraucher auszusprechen, ebenso aber auch den großen Marmeladefabriken, die in vortrefflicher, alle hygienischen und „geschmacklichen" Forderungen berücksichtigender Weise dafür sorgen, daß wir unser Kriegsbrot nicht trocken zum Munde zu führen brauchen.

Die Frage, die die Hausfrauen in diesen Herbstmonaten so oft stellten: „Wo bleibt nur das frische Obst?" — sie wird durch einen Blick auf einen solchen Fabrikhof beantwortet, in dem, auf eigenem Gleisanschluß, sich Eisenbahnwagen um Eisenbahnwagen schieben, um von ihrer duftenden Last entleert zu werden. Kippwagen auf hohen Rädern, zehn Zentner Obst fassend, ermöglichen hierbei die gleichzeitige Entladung von fünfzehn Eisenbahnwaggons. Diese Kippwagen befördern ihren Inhalt sofort an die Waschmaschine, die sich zu ebener Erde befindet und mit fließender Wasserspülung versehen ist. Vollständig gereinigt, blitzend in Sauberkeit und Frische, wird das Obst darauf mittels eines Elevators in den dritten Stock des großen Fabrikgebäudes geführt und gelangt dort in eine Transportschnecke, die es langsam weiterschiebt und in Trichter, die in den Fußboden eingelassen sind, befördert. Durch sie kommt das Obst in die ein Stockwerk tiefer gelegenen Dampffässer, in denen sich Metallschlangen befinden, durch die heißer Dampf streicht, der die Dämpfung hervorbringt. Das auf diese Weise gewonnene Obstmark wird in weißen Kachelmulden aufgefangen, und aus ihnen, abermals ein Stockwerk tiefer, in die Passiermaschinen geführt, unter denen Mischbottiche angebracht sind. In diesen Mischbottichen wird die gleichmäßige Durchmischung des Obstes sowie des Konservierungsmittels bewerkstelligt; die Masse wird darauf entweder als Halbfabrikat für spätere Fertigstellung in Fässer abgeleitet oder gelangt in eine Maßvorrichtung, von der Abzweigungen das Obstmark in die Kochkessel bringen, in denen das Fertigfabrikat durch Einkochen mit Zucker hergestellt wird.



Das Reinigen der Äpfel in der Waschmaschine

Technisch interessant ist hierbei, daß das Obst von seiner Einlieferung an, soweit es nicht vor dem Waschen von schlechten Stellen befreit werden muß, mit Menschenhand nicht in Berüh-

Digitized by Google

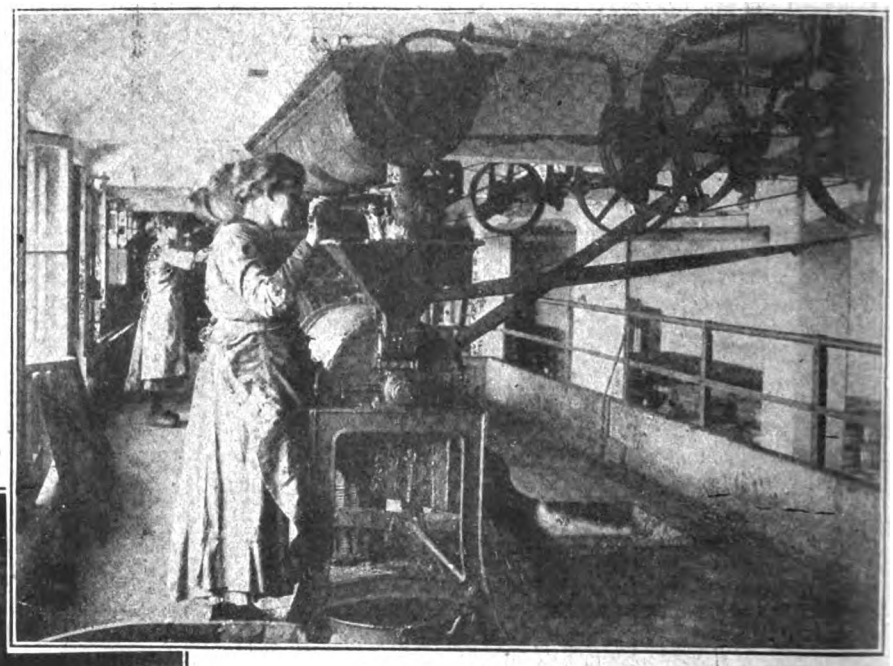
Die gewaschenen Äpfel werden durch Luftdruck zur Weiterverarbeitung in die oberen Fabrikräume geschafft

die Ablieferung aufgestapelt werden können.

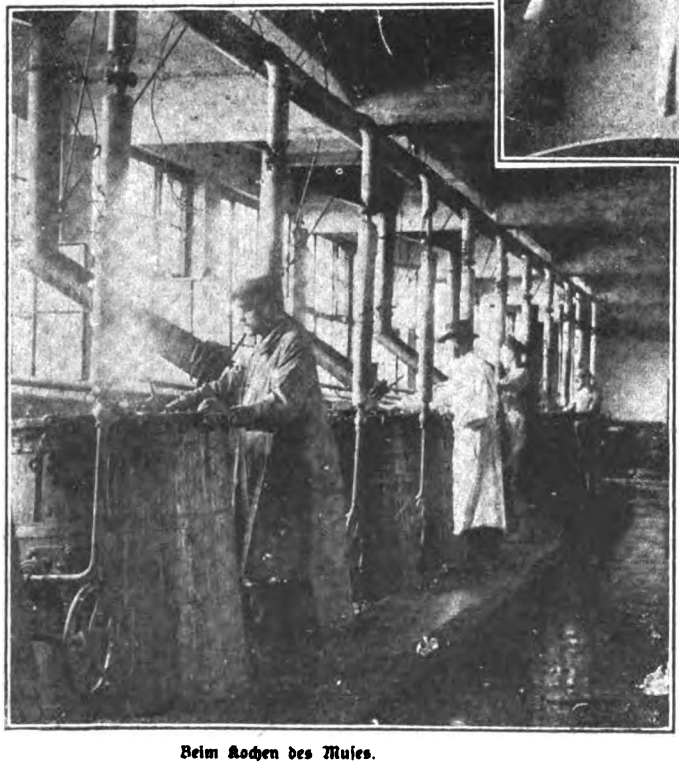
Es ist selbstverständlich, daß ein Riesenbetrieb, wie der hier geschilderte, auch zahlreicher Hilfsbetriebe wie einer eignen Schlosserei, Böttcherei, Schmiede usw., bedarf, um von allen störenden Zufällen und Hemmungen unabhängig zu sein; ebenso aber auch, daß für die Arbeiter und Arbeiterinnen alle sozialen und hygienischen Einrichtungen sowie eine gut eingerichtete Kantine vorhanden sind. Welche Massen von Marmelade durch eine solche großzügig geleitete und über die technisch besten Einrichtungen verfügende Fabrik dem Verbrauch zugeführt werden, beweist die Tatsache, daß in dem geschilderten Betriebe jährlich 400,000 Zentner Marmelade und die erforderlichen Rohprodukte hergestellt werden können.

Was die Zusammensetzung der „Reichsmarmelade" betrifft, so bestehen dafür übrigens bestimmte Vorschriften, die auf das genaueste

rung kommt. Durch die geschilderten sinnreichen Vorrichtungen ist für seine Bewegung von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle nur eine einzige Leistung notwendig, die Beförderung in das dritte Stockwerk der Fabrik. Von dort durchläuft die Masse, durch ihre eigene Schwere getrieben, selbsttätig die verschiedenen Stadien ihrer Zubereitung. Dadurch ist, zumal da die Arbeitsräume mit Fliesen versehen sind und besondere Lüftungsanlagen Dämpfe und Gase dauernd abziehen lassen, peinlichste Sauberkeit gewährleistet. Sie erstreckt sich auch auf die Behandlung des Verpackungsmaterials, für das besondere reinliche Lagerräume eingerichtet sind, auf die umfangreichen Kellereien und das Freilager auf dem Fabrikhofe, auf dem viele Hunderte von Fässern für



Durchpassieren der Äpfel durch die Musmaschine
(Die Reste der Schalen und Gehäuse bleiben zurück.)



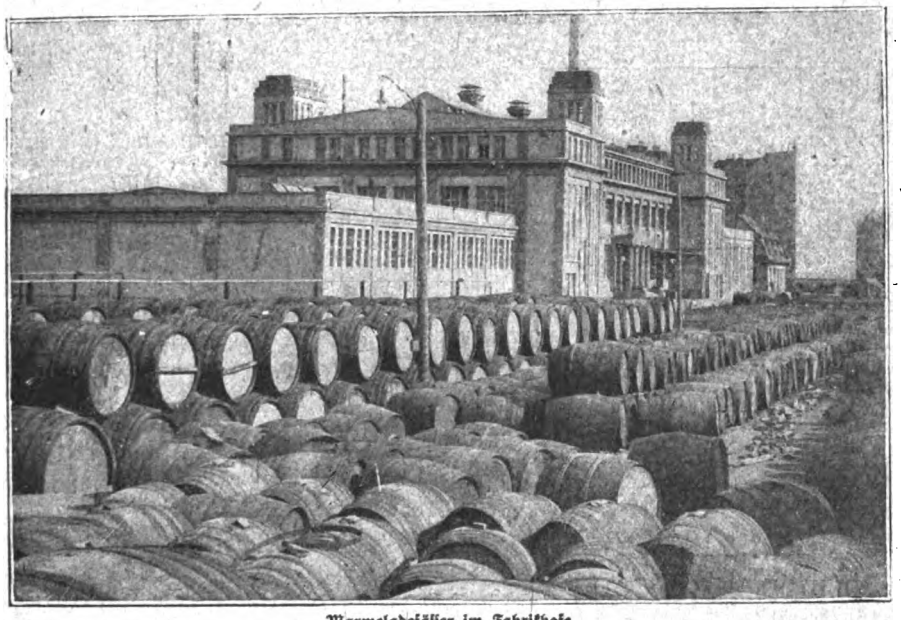
Beim Kochen des Muses.

innegehalten werden müssen. Nach ihnen wird in diesem Erzeugnisjahre unsere Marmelade aus sechzig Teilen reinen Zuckers, fünfzig Teilen Obstmark (das ist reines Obst nach Entfernung der Schalen und anderer Abfälle) und höchstens vierzig bis fünfzig Teilen Streckungsmittel bestehen. Für die letzteren kommen erfreulicherweise Kohlrüben überhaupt nicht mehr in Betracht, Runkelrüben auch nur in ganz geringem Umfange. In der Hauptsache werden die sehr zuckerhaltigen und an anderen Nährwerten reichen Mohrrüben sowie die gleichfalls sehr zuckerhaltigen Rückstände, die die Fruchtsaftpresserei ergibt, unsere Marmelade „verlängern", ohne ihren Wohlgeschmack zu beeinträchtigen. Den Fabrikanten und ebenso den Gemeinden, durch die die Marmelade an die Verbraucher verkauft wird, ist außerdem jede weitere „Streckung" auf das strengste untersagt. In den Bestimmungen wird außerdem hervorgehoben, daß künstlicher Süßstoff von der Marmeladenzubereitung vollkommen ausgeschlossen ist. Da erfreulicherweise die Obstzufuhren in den letzten Herbstwochen über Erwarten groß waren, so ist damit zu rechnen, daß die nach dem ersten Januar in den Handel gelangende Reichsmarmelade, deren Preis vorläufig auf eine Mark für das Pfund

Digitized by Google

festgelegt ist, Streckungsmittel überhaupt nur zu ganz geringen Teilen enthalten wird.

Wir können demnach das auf früheren Erfahrungen beruhende Mißtrauen gegen unsere Marmelade, das in so vielen Spottbezeichnungen, unter denen „Heldenfett“ noch eine der glimpflichsten ist, seinen volkstümlichen Ausdruck fand, in dankbare Anerkennung wandeln. Das Auge des Gesetzes wacht dauernd und sehr scharfsichtig über die Mussstulle des Bürgers, und die großen Fabriken setzen ihren Ehrgeiz darein, in peinlichster Sauberkeit und technisch einwandfreiester Vollendung für den Brotaufstrich des Volkes zu sorgen. Wenn trotzdem schlecht schmeckende, minderwertige oder gar gesundheitsschädliche Marmelade in den Handel gelangen sollte, so kann es sich in diesen Fällen nur um gesetzwidrig hergestellte und durch Schleichhändler vertriebene Ware handeln. Die Reichsstelle für Gemüse und Obst begrüßt es daher dankbar, wenn Proben derartiger Erzeugnisse ungesäumt ihrer Kontrollstelle, Berlin W 57, Potsdamer Straße 57, unter genauer Angabe des Verkäufers und der Verkaufsstelle zur weiteren Verfolgung übersandt werden.



Marmeladefässer im Fabrikhofe.

Die Verbraucher haben es damit selbst in der Hand, gegen jede Verletzung ihrer Rechte Verwahrung einzulegen und durch eine kleine Mühewaltung der Allgemeinheit zu dienen. Hoffen wir, daß es nur in seltenen Fällen nötig sein wird, die genannte Aufsichtsstelle in Anspruch zu nehmen, und daß Treue und Redlichkeit, die der Lebensmittelhandel jetzt so häufig vermissen läßt, in ihm bald wieder zur Vorherrschaft gelangen. Jedenfalls ist volle Aussicht dafür vorhanden, daß, wenn wir auch noch immer am Familientisch uns tugendsam das Wörtchen vorhalten müssen: „Entbehre gern, was du nicht hast“, wir in bezug auf unsere Marmelade nicht mehr zu denken brauchen, daß bei ihrer Herstellung der Wahlspruch: „Je länger, je lieber“, der maßgebende ist. Es ist ein unbestreitbar großes Verdienst der betreffenden Reichsstellen, uns in der Reichsmarmelade ein Volksnahrungsmittel geschaffen zu haben, das in schwerer, bitterer Zeit uns das Leben doch einigermaßen versüßt.

Gnädiges Fräulein . . .

(Schluß).

Novelle von Manuel Schnitzer.

„Sieh mal,“ beginnt er ein wenig stotternd, „sieh mal, du bist doch heute sechzehn Jahre alt geworden, also, wenn man's recht betrachtet, kein Kind mehr. Nein, kein Kind mehr, vielmehr eine . . . eine junge Dame.“. . . Er freut sich, daß dieses gewichtige Wort das Gehege seiner Zähne verlassen hat. . . . „Eine junge Dame. . . . Und eine junge Dame . . . siehst du, Gerda, eine junge Dame hat den durchaus berechtigten Anspruch, als junge Dame behandelt zu werden.“

Er fühlt bei den letzten Worten mit peinlicher Deutlichkeit, daß er sich recht lächerlich ausdrückt. Das muß durch Haltung ersetzt werden. Er gibt sich die Haltung.

Gerdchen aber lacht.

„So'n Bierulk! Nö.“. . . Dann sprudelt sie heraus: „Also schön, du wirst mir ‚Sie‘ sagen, und ich werde dir ‚Du‘ sagen.“

„Ich stelle anheim!“ gibt er finster zurück. „Aber ich werde noch mehr tun. Ich werde dich von heute an mit ‚gnädiges Fräulein‘ anreden.“

Sie ist jetzt noch mehr überzeugt, daß es sich um einen Witz handelt, und will darauf eingehen.

„Gnädiges Fräulein? . . . Großartig. Und wie befiehlst du, daß ich d i c h anrede?“

„Gnädiges Fräulein sagen ‚Herr . . .‘“

Sie unterbricht ihn: „Und wenn du mich totschlägst! ‚Herr Meier‘ werde ich nie zu dir sagen, nie!“

Wieder lacht sie los. Er aber verzieht keine Miene.

„Schön, wir wollen uns auf ‚Herr Kurt‘ einigen.“

„Herr Kurt!“

„Gnädiges Fräulein?“

Sie wollte eigentlich fortfahren: „Herr Kurt, Sie sind ein Affe!“ Aber er hatte sein ‚Gnädiges Fräulein?‘ so zart, so unendlich höflich und ritterlich herausgebracht, daß die ‚junge Dame‘ doch recht betroffen ist. Wenn sie nur wüßte, wo er hinaus will.

„Noch einmal!“ kommandiert sie.

„Gnädiges Fräulein“. . . wiederholt er, innerlich sehr befriedigt. Es scheint ihr doch angenehm zu sein.

„Du hast das wohl eingeübt?“ Es klingt mißtrauisch.

„O nein“, lügt er. „Weißt du, Gerda, wie ich dich heute sah, so erwachsen, so anmutig in deinen Bewegungen . . . wie du den Kopf neigtest bei den Glückwünschen und so klug zu sprechen wußtest mit euren Gästen . . ., da sagte ich mir: Das ist kein Kind mehr, das ist eine richtige Dame. Nur das Knixen, das solltest du endlich lassen, paßt doch gar nicht mehr zu dir.“

Allerlei sträubt sich in ihr. Aber ein wohliges Gefühl beherrscht sie dennoch. Als säße sie mitten drin in einer Schüssel voll Schlagsahne. Unwillkürlich hält sie sich wie eine Dame.

„Noch einmal!“

„Gnädiges Fräulein“. . .

„Herr Kurt?“

Nun lacht er vergnügt. Wirklich, das Fischlein beißt an.

„Du sagst es aber auch sehr hübsch. Und ganz ohne Übung“, stellt er fest.

Sie erwidert mit sanftem Tadel: „Bitte ‚Sie!‘ und ‚gnädiges Fräulein!‘ . . .“

„Oh . . . Verzeihung!“ Er schlägt die Hacken zusammen und macht eine Verbeugung.

„So ist's recht, Herr Kurt!“ Dann im Weitergehen wieder in den alten Ton fallend: „Du glaubst doch nicht, daß Mama das zugeben wird? Du weißt ja: Ich soll möglichst lange ein Kind sein, ein kleines Kind, ein Baby. Wahrscheinlich bis zu meiner goldenen Hochzeit.“

Digitized by Google

„Mama soll ja nichts erfahren davon, nicht deine und meine auch nicht.“ Leise fügt er hinzu: „Wir wollen uns heimlich ‚Sie!‘ sagen.“

„Ach“ . . . sie ist etwas enttäuscht . . . „wenn ~~wir~~ ganz allein unter uns sind?“

„Nicht doch. Wenn jemand aus der Familie dabei ist, bleibt es beim ‚Du!‘ . . . Sonst immer ‚Sie!‘ und ‚gnädiges Fräulein‘, beziehungsweise ‚Herr Kurt!‘ . . . Zum Beispiel in Gesellschaft meiner Kommilitonen, die du nächstens kennenlernen wirst, in der Konditorei oder auf der Fahrt mit der Bahn.“

Sie denkt nach. Er geht schweigend, aber mit den erhöhten Gefühlen eines Siegers neben ihr her.

Es beginnt zu dunkeln. Gerda ist ihm ganz nahe. Ihr Arm streift ihn.

„Herr Kurt!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Klingt doch eigentlich sehr nett . . .“

„Nicht wahr?“ Sie sieht ja nicht, daß ein Lächeln um seine Lippen ist.

„Beim Aufsatzmachen sagen wir uns aber ‚Du‘, meinst du nicht auch? Die Förmlichkeiten würden doch recht stören.“

„Wie gnädiges Fräulein befehlen . . .“

Sie befinden sich in der Nähe der Veranda. Gerda kehrt kurz entschlossen um. Man geht wieder dem Wäldchen zu.

„Und du hast dir das nicht etwa ausgesonnen, um mich auf gute Art loszuwerden?“ fragt sie ganz unerwartet, und ihre Stimme ist hart.

Er zuckt erschreckt zusammen, hört plötzlich sein Herz pochen.

„Wie meinst du das?“ Es klingt recht unsicher.

Sie hat sich einen Schritt von ihm entfernt.

„Du liebst vielleicht jemanden, und . . . und sie ist eifersüchtig, weil wir ‚Du‘ sagen zueinander?“

Er atmet erleichtert auf. Gott sei Dank! Daneben geahnt.

„Aber gnädiges Fräulein . . .“ Trotz alledem, er ist gerührt. Wie es in ihrer Stimme gezittert hat! So ein Fratz. „Sie ist eifersüchtig“, wiederholen seine Gedanken. Sie . . . irgendeine Fremde. Ah, am liebsten würde er ihr jetzt sein Gedicht vortragen. Das andere, das sie nicht lesen darf. Aber er beherrscht sich. Er ist ein Mann.

Sie kommt wieder näher, beruhigt. Hängt sich ein, faßt die linke Hand mit der rechten, so daß Kurt „umringt“ ist. In tiefem Schweigen gehen sie weiter. Dann lacht sie in sich hinein, ganz leise.

„Ich habe schon gehört, daß zwei Menschenkinder sich heimlich duzen. Das geschieht gewiß immer aus Liebe. Aber daß man sich heimlich siezt . . . Weißt du, Herr Kurt . . .“

Jetzt lacht sie laut.

„Weil man doch mit sechzehn kein Kind mehr ist, sondern eine junge Dame!“ ereifert er sich. „Es hat dir doch vorhin schon eingeleuchtet, nicht wahr?“ schließt er von neuem beunruhigt. Sie wird doch nicht im allerletzten Augenblick . . . Wo er die „Distanz“ schon greifbar nahe gesehen hat . . .

Sie denkt nicht daran.

„Wenn du mir ‚gnädiges Fräulein‘ sagst,“ spottet sie, „so wird es wohl noch dazu kommen, daß Herr Kurt mir eines Tages . . . dem gnäd'gen Fräulein nämlich . . . die Hand küßt . . .“

„Kann sofort versucht werden!“ gibt er flott zurück, beugt sich schnell herab und drückt einen Kuß auf die ineinandergefalteten Händchen. Ehe sie sich dessen versehen konnte. Sie schreit auf und schlägt nach ihm.

„Ah,“ entrüstet sie sich, „so eine Unverschämtheit!“

Aber sehr ernst muß das nicht gemeint sein. Als schmiege sie sich wunderleicht an ihn, so fühlt er sie neben sich. Die Haarschnecke an ihrem Ohr berührt seine Wange.

Plötzlich hat er alle seine Gelöbnisse vergessen und flüstert ihr zu:

„Mein helles Lachen du, mein Übermut,
Mein liebes Jungsein, Mädel, bist du mir,
Der Lerchenjubel in der Mittagsglut . . .“

Die Haarschnecke preßt sich fester an seine Wange. Stille. Ganz dunkel ist es um sie. Sie streben ins Helle. Ein wenig zittert das kleine Mädchen an Kurts Seite.

Nach einem Weilchen fragt sie: „Von wem ist das?“

Er ist zur Besinnung gekommen, murmelt: „Von Goethe . . . Faust, zweiter Teil.“

Die Antwort enttäuscht sie.

„Ach,“ sagt sie schmollend, „immer der olle Faust, zweiter Teil. Den werde ich doch nie lesen.“

Der Lichtschein aus der Veranda fällt auf das Paar. Gerda rückt schleunigst von dem Studenten ab.

„Herr Kurt“, flüstert sie.

„Mein gnädiges Fräulein?“

Sie sind an den Stufen, die zur Veranda hinaufführen.

„Schreiben Sie mir doch die paar Verschen ab, ja?“

„Aber gern . . .“

Man sitzt noch eine halbe Stunde beisammen. Die Herren rauchen und trinken Bier im Freien. Die Damen sind im anstoßenden Speisezimmer. Gerda zeigt sich jeden Augenblick. Ihre Augen haben einen wunderlichen, stillen Glanz. Sie ist dabei sehr aufgeräumt. Kurt desto scheuer. Wenn sie ihn nur nicht mit so leuchtenden Blicken ansehen wollte. Aber schön ist sie . . . schön . . .

Man verabschiedet sich, zuletzt Professors. Sie haben es nicht weit nach Hause. Nur ein paar Schritte durch den Garten.

Gerda begleitet Kurt. Bis an die Tür. Im Dunkeln.

Sie reicht ihm die Hand, die er, übermannt von ganz seltsamen Empfindungen, an seine Lippen ziehen will. Sie duldet es nicht, verbirgt sie hinter ihrem Rücken und lacht plötzlich auf.

„Gerda!“ ruft ihre Mutter von der Veranda her.

„Ich komme doch schon, Mammichen!“ gibt sie mit völlig unbegründeter Zärtlichkeit zurück.

„Gute Nacht, Herr Kurt!“ Leise, leise . . .

„Schlafen Sie wohl, gnädiges Fräulein.“

Sie wendet sich.

„Du, Gerd . . .“

Einen Schritt auf ihn zu: „Na?“

„Sieh mal . . . das Verschen . . .“ Er stockt . . . „Das Verschen ist gar nicht von Goethe.“

„Wirklich und wahrhaftig nicht?“

Sie faßt seine Hand.

„Nein, nicht von Goethe,“ wiederholt er freier, „und steht auch nicht im Faust. Brauchst nicht erst nachzusehen.“

„Woher wußtest du, daß ich nachsehen will?“ Und mit einem hellen Lachen: „Kurt'l, das hab' ich mir nämlich gleich gedacht.“

Weg ist sie. Er sieht etwas verblüfft dem weißen Fähnchen nach, wie es in der Dunkelheit verschwindet. Aber noch einmal wendet sie den Kopf zurück und ruft ausgelassen: „Zwanzig Pfennig bist du mir jetzt schuldig!“

„Donnerwetter!“ brummt er. Wirklich, das Wort „Liebe“ kommt in seinem Gedicht zweimal vor. Na ja, es war nicht offiziell. Sie sollte es niemals kennenlernen. Höchstens aus seinem dichterischen Nachlaß.

* * *

Der Vertrag wird eingehalten. Man duzt sich im Familienkreise und sagt überall sonst „Sie“ zueinander und „gnädiges Fräulein“ und „Herr Kurt“. Die Kommilitonen lernen Gerda bei einer feierlichen Gelegenheit kennen. Der Leibbursch ist entzückt, der Chemiker zufrieden. Völlig Dame, die sich nichts vergibt. Tadellos! Aber Kurt selbst, der Beneidete, findet manchmal, daß seine Jugendgespielin

Digitized by Google

sich gar zu streng an das Abkommen hält. Niemals irrt sie sich in der Anrede, was bei ihm doch vorkommt. Wenn's keine Aufsätze gäbe, wär's nicht auszuhalten. —

Im Herbst geht er nach Heidelberg, während Gerda zur „letzten Feile" in ein Schweizer Fräuleinpensionat geschickt wird. Man schreibt sich Briefe und Karten, herzlich genug, aber ohne Überschwang. „Herr Kurt" und „gnädiges Fräulein" . . das läßt keine Vertraulichkeiten zu. Er ist äußerst korrekt, die Briefe könnten auch zu leicht vor Augen kommen, für die sie nicht bestimmt sind.

Es beginnen Gedichte und andere literarische Arbeiten von Kurt Meier in allerlei wilden Zeitschriften zu erscheinen. Gewissenhaft schickt er die Sachen seiner Freundin zu. Sie nimmt großen Anteil daran, urteilt mit Ernst, lobt, tadelt. Aber zuweilen lacht es irgendwo in einer Nachschrift: „Zehn Pfennig, Herr Kurt!" oder „Ihre Schuldenlast wächst, Vorsicht!" Sie zählt die „Liebe" weiter, was ihn wunderlich stimmt. Herrgott, war man jung und glücklich . .

Nach einem Jahr erst sieht man sich wieder. Keiner in den beiden Familien äußert sein Erstaunen über das „Sie" und das „gnädige Fräulein" Man findet es selbstverständlich. Gerda ist eine Dame mit dem letzten Schliff. Sehr förmlich und zurückhaltend. Einmal fragt er sie scherzend, ob sie nicht einen Aufsatz schreiben möchte. Sie lächelt ein wenig von oben herab. Andere Dinge beschäftigen sie, meint sie kühl. Er ist innerlich tief empört. —

* * *

Es ist im fünften Kriegssommer, zu Wiesbaden. Dort sehen sie sich wieder. Ein junger, von seiner schweren Verwundung noch nicht völlig geheilter Offizier, Dichter und Referendar — er hat seine Prüfungen während der Genesungszeit im nahen Frankfurt erledigt — und die schöne, vielumschwärmte Gerda Sallberg. Seit Professors nach Greifswald gezogen waren, hatte sich die Verbindung zwischen ihnen gelockert. Selten und seltener waren die Briefe geworden. Wie es so geht.

Neu blüht die Freundschaft auf, zarter als einst. Und ein Abend kommt, da steht der Mann vor der Jugendgespielin und sagt lächelnd.

„Wir haben uns so lange heimlich ‚gesiezt', Gerda. Nun wollen wir uns heimlich ‚Du' sagen, zur Abwechslung, nicht?"

Womit das schöne Fräulein aber nicht einverstanden ist. Sie wünscht vielmehr die volle Öffentlichkeit für den neuen Vertrag.

Japan Chin.
Gemälde von Emil W. Herz.
(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Kgl. Glaspalast)

Digitized by Google

Die Flucht vor den Freunden.

Seitdem wir genötigt wurden, unsere Front im Westen systematisch nach rückwärts zu verlegen, hat sich der hinter unseren Linien heimischen Bevölkerung des Kriegsschauplatzes eine Panik bemächtigt, die sie veranlaßte, ihre Wohnsitze und ihr Eigentum im Stich zu lassen und, soweit unsere Heeresleitung und unsere Feldgrauen nicht ordnend und helfend eingriffen, kopflos ihr Heil in der Flucht zu suchen. Eine Flucht vor den „Freunden", die der sich zurückziehenden deutschen Armee folgen, jeden ihren Geschützen erreichbaren Ort in Trümmer legen und von denen man wohl erst recht nichts Gutes erwartet, wenn nicht nur die Brandgeschosse ihrer Granaten, sondern sie selbst das Zerstörungswerk auf dem von uns verlassenen Boden beginnen können. Vor den vorrückenden deutschen Heeren ist die Bevölkerung Flanderns und Frankreichs ruhig in ihren Heimstätten geblieben, sie hat hinter unserer Front ihre bürgerliche Beschäftigung wieder aufgenommen, und wenn sie auch die Not des Krieges und manche Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit geduldig ertragen mußte, so hat sie doch unter dem Schutze unserer Feldgrauen das Gefühl der Sicherheit für Leib, Leben und Eigentum genossen. Jetzt, wo die Befreier nahen, packt jeder, der noch kriechen kann, sein Bündel und flieht, flieht rückwärts vor den weißen und farbigen Engländern, weißen und farbigen Franzosen, weißen und farbigen Amerikanern, von dem Gefühl durchdrungen, daß hinter den deutschen Linien immer noch größere Sicherheit und weit mehr Menschlichkeitsgefühl zu finden ist als inmitten der Heere der Entente mit ihrer entfesselten Siegerstimmung. Und wir Barbaren tun etwas, wozu noch niemals in den alle militärischen Kräfte in Anspruch nehmenden Aufgaben einer rückwärtigen Bewegung ein Heer Zeit gehabt und Neigung gezeigt hat: — Unsere Feldgrauen helfen der verängstigten Bevölkerung, von ihrem Eigentum zu verstauen, was sich fortschaffen läßt, sie fahren die hochbepackten Wagen aus der Gefechtszone, sie bringen Frauen, Kinder und Greise aus den gefährdeten Ortschaften in Sicherheit. In der Geschichte dieses Krieges, der seinem Ende sich zu nähern scheint, wird dieses Ruhmesblatt des deutschen Heeres und seiner Führung noch höher wiegen als alle Schlachten, die sie geschlagen, und alle Siege, die sie erkämpft haben.

Die Bevölkerung von Bouziers flüchtet vor dem Artilleriefeuer der Franzosen.

Ein feldgrauer Helfer.

Die Einwohner der in das Feuerbereich des Feindes gelangten Ortschaften werden mit ihren Habseligkeiten in Sicherheit gebracht.

Digitized by Google

Nr. 49 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt ✠ Begründet von Ernst Keil 1853

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 40 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 80 Pf.
Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 3 Mark oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 50 Pf.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße!“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(12. Fortsetzung.)

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

Selmars Sehnsucht nach dem Mädle, das er liebhatte und das eines anderen Mannes Hausfrau war, hatte sich nicht verringert.

Aber sein Herz verlangte nach Erfüllungen. Wann würden ihm die werden? Wenn der Ehemann gestorben war? Das konnte noch allzu viele Jahre auf sich warten lassen.

Die Kämpfsche Ehe erschien ihm ungehörig, das junge Weib zu dem viel älteren Manne.

Eines Abends sprach er bei Frankes vor um etwelcher Auskunft willen, fragte hinterher nach der Braut und ließ ein Lächeln fallen.

Denn das Lächeln blieb im Hause zurück, es verblieb nicht bei ihm an seinem Munde.

Christiane Franke sagte bei sich selbst, daß das Lächeln unartig gewesen sei, höhnisch weltwitzig, wie von einem, der wohl Bescheid wisse und schlechten Ausgang vorhersage. Auch Franke faßte es so auf und verglich seine kommende Ehe mit der Kämpfschen Ehe.

Es wurde ihm leicht, auch die Gefühle der Frau, als seien sie Rechte, ins Auge zu fassen. Denn das Stücklein Liebesaufwallung zu dem Mädle mit den Flirrhärchen an den beiden Schläfenseiten war noch nicht völlig aus seinem Herzen entschwunden. Sie war seine Vorliebe geblieben. Wegen ihrer sittlichen Gerechtigkeit. Und auch darum, weil er fühlte, daß er ihr Vertrauen genoß.

In den ersten Tagen des Juli zog ein böses Gewitter herauf, das von Süden kam. Es übertraf an Heftigkeit alles, dessen die Bewohner von Eppendorf sich glaubten erinnern zu können.

Einer der Blitze, hinter den der Donner sich wahnwitzig herwarf, als ob er ihn überholen wolle, stürzte sich auf den Stallgiebel des Frankeschen Anwesens hinab. Lief hierselbst, nachdem er eine Anzahl Dachplatten zersplittert hatte, in der Dachrinne entlang und sprang auf das Wohnhaus über, wo er sich in zwei Strähnen teilte. Während eine der Strähnen an der Hauswand hinab

Du zu Hause!

Was deine Heimat und dein Volk nun trägt,
Liegt über dir mit bangen Banden.
Das Schicksal deines Vaterlandes frägt:
Wie hast du selbst den großen Kampf bestanden?

Du dachtest der Soldaten, oh gewiß!
Du sandtest ihnen auch die Liebesgaben,
Beweintest jene, die der Tod zerriß,
Die Ruhm und ewiges Gedächtnis haben.

Und kleine Not war dir ein groß Gespräch.
Du dachtest als der Feinde sichere Erwürger
Die Krieger auf dem stolzen Siegesweg
Und lebtest schlecht und recht als guter Bürger.

Das Schicksal deines Vaterlandes frägt:
War es genug, was deine Hände baten?
Warst du an jedem Tage mitbewegt,
War dein Gedenken stark wie große Taten?

Jetzt weißt du wohl, du lebtest allzuviel
Mit deinen eignen, erdgebundnen Dingen, —
Du sahst nicht immer auf das große Ziel
Und wußtest nicht, daß' auch Gedanken zwingen.

So faß' den Wunsch, der jetzt das Herz erregt,
Als ein Gelübde zu der deutschen Erde:
Was deine Heimat und dein Volk nun trägt,
Des deutschen Wesens Auferstehung werde.

Erheb' dein Herz aus schweren, finstren Stunden
Zu neuem Licht, das dir kein Gegner raubt:
Noch niemand hat ein ew'ges Nein gefunden
Der an sein Volk und seine Zukunft glaubt.

Sophie Hoechstetter.

Digitized by Google

in die Erde fuhr, drang die andere in die Wohnstube ein. Sie nahm ihren Weg rund oben um die Decke und entwich durch eines der Luftlöcher wieder ins Freie.

Als Christiane Franke, die in der Bodenkammer gewesen war, tödlich erschreckt von dem krachenden, prasselnden, zerschmetternden und zerberstenden Einschlag in die Wohnstube wankte, drang ihr ein dicker Dunst und Schwefelgeruch entgegen. Und sie sah Tische und Bänke mit Kalk bestreut, den der Blitz herabgerissen hatte.

Der Blitz hatte nicht gezündet.

Sie suchten das Gehöft und die Ställe ab. Im Pferdestall, der dem Hause eingebaut war und sein offen stehendes Fenster ganz in der Nähe der Stelle hatte, wo der geteilte Strahl am Hause hinabgefahren war, lag das Pferd betäubt hingestreckt und daneben der Stumme ohne Zeichen des Lebens.

Der Mann wurde ins Freie geschafft, späterhin in seine Schlafkammer hinaufgetragen, das Tier wurde begossen und gerieben. Zugluft fuhr durch das ganze Haus.

Kämpfs hatten sich eingefunden. Der Bauer half bei dem Tier, das bald wieder zu sich kam, Pauline erteilte ihre Ratschläge bei dem Stummen.

Aber ob deren Umsetzung in die Tat gleich von Erfolg begleitet war, so mußte doch der Physikus kommen und seines Amtes walten.

Pauline schickte die junge Frau mit Leckerbissen. Sie kam selbst, stand ein wenig umher, saß nieder, rückte den Kopf auf die Seite.

Plötzlich aber wetterleuchtete es beinahe schalkisch durch all die Teilnahmsfältchen ihres Angesichts, das Hängende hob sich, das von Tränen Gebreitete spitzte sich zu, sie hatte schließlich mit sich zu kämpfen, daß das Lachen nicht prustete. Sie hatte nämlich gesehen, daß der Kranke, als Laura die Kammer betreten hatte, unruhig geworden war: er hatte die Augen gedreht und hatte gelächelt, alles, wie es einem Kranken zukommt, in bescheidenem Maße.

Aber die Lebensanteilnahme gab ihr zu denken. Und sie schickte die Schwiegertochter nun häufiger als Botin zu dem Kranken.

„Das nimmt sie a bißle ein," sagte sie sich, „wenn sie das sieht, wie der an ihr hängt. Und dann kommt sie von dem andern ab. Wenn man hier und da net wollt der Vorsehung a bißle beispringen, das wäre auch nix."

Die Unterhaltungen zwischen dem Stummen und der jungen Frau waren kurz. Sie verstand ihn jedoch, wenn er sprach, recht gut. Und wenn sie sprach, erschauten seine Augen mehr als nur die Worte, die er von ihrem Munde ablesen durfte.

Eines Tages fragte er sie nach seiner Braut.

Er sagte: „Was sagst denn du über die Heirat — for beide Teile?"

Sie schwieg. Mit gesenkten Augen saß sie neben ihm auf der Ofenbank.

Als sie die Augen endlich aufschlug und ihn anschaute, sah sie in seinem Blick etwas Aufmerkendes, als schaue er in ihre Herzkammer hinab.

Nun rückte sie näher heran und faßte seine Hand.

„Du bist zu schade für so ene Ehe, die keine Wärme hat", sagte sie zu ihm. „Wo das Herz von deiner Frau net bei dir ist. Man denkt schon, das wird sich mit der Zeit finden und sich wenden; aber balle ein Herz jung ist, da ist das konservativ, da wend sich das net. Es grifft auch an, wenn man egal bloß mit der Pflicht soll leben. Wenn man därf nach seinem Recht und seiner Freudigkeit tun, da ist alles leicht. Sieh doch bloß, wie Mandeline das schafft. Der ist doch kriminalisch gesonnen. Das ist doch nicht leicht, daß sie mit dem tut auskomme. A bißle unartig ist er jawohl, aber bis zum Äußersten geht er net. Der gibt ihre Liebe die Kraft, daß sie sich fügt und daß sie den Mann trägt. Die ist beides zugleich für ihren Mann, eine Frau und eine Mutter. Wen das weiter nix angeht, wieviel Kraft sie muß aufwend, daß sie den im Gleichgewicht hält, wenn er ausarten will, der muß drüber lach über ihre Gelenkigkeit. Von der kann man lernen. Ihr Geist ist so stark, der läßt das net zu, daß sie unterliegt gegen seinen Geist. Man muß heiraten, solange man jung ist. Du hast das a bißle lange lassen anstieh. Nune hatte dein Mädle ihre Wahl schon getroffen. Nune kann sie das net einseh, was sie an dir hat. Oder wenn sie das einsieht, da kann sie dem nicht nachkommen, weil ihr Herz gebunden ist. Das kennt bloß den einen Weg nach dem andern seinem Herzen. Nune verdorrt das Mädle, und du hast nix davon. Ihr Herz trocknet doch allmählich ein. Oder sie kommt von Gedanken. Die sieht schon itze so barmherzig. Nune betet man wohl, der liebe Gott soll's schiene machen. Aber der läßt einen darum ruhig weiter leben."

Der Stumme sah in Abgründe von Leid. Er sah die Augen, das Gesicht, die zuckenden Lippen des jungen Weibes, das zu ihm redete. Er hörte auch den Ton ihrer Stimme, wiewohl er taub war. Wußte er doch von allerhand harten Geräuschen, die in seine schwarze Stille eingedrungen waren.

Seiner Mutter sagte er andern Tages, sie solle seine Braut einmal zu ihm befehlen, und als das Mädle, nun wieder einen Tag später, zur Stelle war, fragte er es nach dem gewesenen Schatz, von dem er gehört habe.

„Das ist von einander," erhielt er feindlich zur Antwort.

Als sie aller Liebe bar ihn anstarrte, lächelte er. Darüber erwachte ihre Hand, die er hielt, zum Leben. Und ihr Blick ließ alle Feindschaft fahren. Sie war eine Dunkle, Stille, mit wundervollen Haaren und Zähnen.

Weil sie eine so Stille war, bewegte ihre Auflehnung den Mann. Er streichelte ihre Hand. Nun begann sie zu weinen.

Und sie hob demütig ihre Augen und sagte zu seinem Troste: „Ich werre mich schon einricht."

Sie meinte es ehrlich, sie war entschlossen, ihren Burschen, von dem sie sich nicht losreißen konnte, nicht wieder zu treffen. Sie wollte gehorsam sich dem Zwange fügen, auf Grund der Güte des für sie erkorenen Ehemanns. Huldreich Franke fühlte aber zugleich, daß sie ihn für einen Minderen einschätzte um seines Gebrechens willen.

Jetzt dachte er an Laura Kämpf, wie sie gesagt hatte, es greife an, wenn man nur der Pflicht leben solle — wie auch, daß das Mädle verdorre, das sein Herz losreißen müsse. Daß sie ihren Verstand darüber verlieren könne. Und daß man in seiner Not zu Gott um Erlösung von der Last des Lebens bete — — „der liebe Gott oll's schiene machen".

Vielleicht betete so auch Laura Kämpf — —.

Er dachte an ihr helles, frauliches Kindergesicht, das so stillen Ausdruck angenommen hatte.

„Wir können uns doch trennen", sagte er zu seinem Mädle.

„Trennen?"

„Ma kann das doch auflösen, die Verlobung."

Aber das Mädle jammerte.

„Das würde ich nicht därfen mach."

„Warum net?"

„Meine Leute sind doch unverschämt. Der hat gar ene harte Faust mein Vater."

„Wenn das aber von mir würde ausgeh?"

„Ach, das glaubt der nimmer. Der ist weltwitzig. Vor dem kann man nix verstecken."

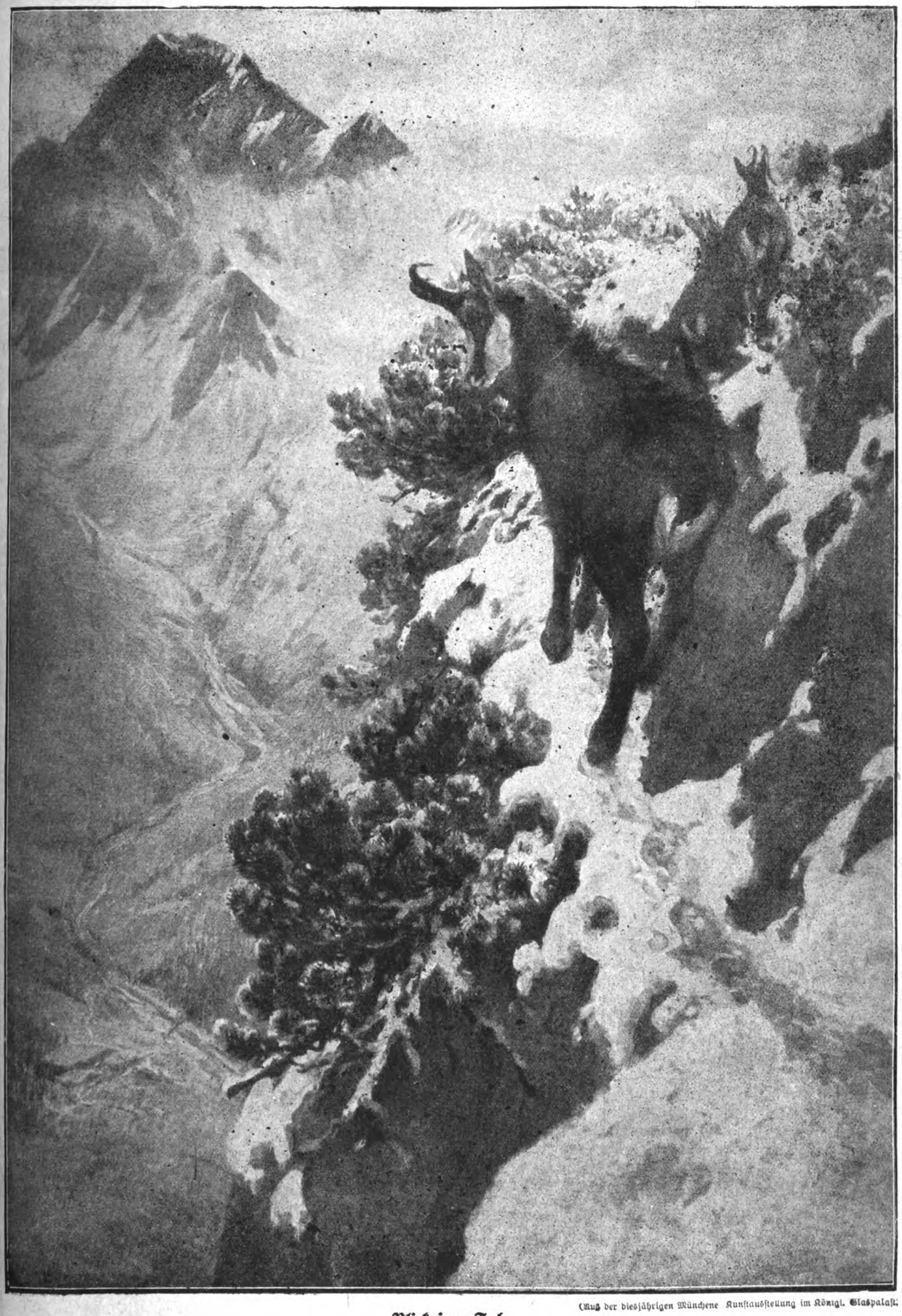
Er tröstete sie weiter, und er fand gute Worte mit seiner armen verkürzten Sprache.

Während ihres Heimganges wechselten im Herzen des Mädles scheufrohe Gedanken mit wehmütigen.

„Nune stecke ich zwischen zwei Feuern", sagte sie sich. „Wo er so gut ist, da hätte man am Ende doch müssen durchhalt. Ganz unglücklich wäre man nicht geworden."

Um eine kleine Weile hoben die gesenkten Augen des

Digitized by Google



(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Königl. Glaspalast.

Blick ins Tal.

Gemälde von Karl Wagner.

Digitized by Google

Mädles sich wieder. Erschauten den flimmernden Sommertag, die auf dem Halm stehende Feldfrucht, die der Einerntung wartete. Und die Last ihres Herzens lockerte sich.

Gedanken der Liebe stellten sich ein, des Auskommens und Vorwärtskommens, der großen Einigkeit und der zärtlichen Nestfreuden.

Sie dachte, was die jungen Bauermädchen alle denken, sobald es sich um die Liebe dreht. Voll stiller Sehnsucht schritt sie dahin.

* * *

Der Stumme jagte den schwarzen Raben vom Hofe, weil er roh mit dem Vieh umging. Er überhörte geflissentlich auch die Rede des Stummen oder tat, als ob er sie nicht verstanden habe. Alles in der Absicht, zu ärgern. Denn er war bis zum Überlaufen mit hämischen, gehässigen, verbrecherischen Wallungen angefüllt, die nach Betätigung drängten.

Und Mandeline war sanft wie eine Taube, schien von seinen Seelenumtrieben nichts zu bemerken und kochte seine Leibgerichte in vorsichtiger Folge.

Aber seine Zwiespälte waren so große, daß er ihrer Liebe nicht acht haben konnte. Ein Ärgerteufel war in ihn gefahren, darüber, daß er sie geheiratet hatte. Er hätte eine reichere freien, sich mitten in einen fetten Bauernhof setzen sollen.

Das Kind lag im Wagen. Ein dünnstes Mullgardinchen war als Fliegenschutz vom Verdeck aus luftig über die Lagerstatt aufgespannt.

Mandeline saß am Fenster und besserte aus. Es war Sonntagnachmittag. Heiß.

Lebegott trat ein. Er suchte Streit. Aber die Frau gab nach. Ihr Herz erschrak jedoch vor dem tückischen Blick, den er auf sie richtete.

Nun sagte sie — und die Arbeit zitterte in ihren Händen: „Du kannst mich das doch anvertrau, was dich fehlt — ob dich epper eins gekränkt hat — oder du hast sonst Ärger gehabt. Das kommt mal vor. Man beredt das miteinander. Am Ende kann ich wo einlenken."

Er brüllte sie an. Natürlich, sagte er, suchten die Weiber überall nach der Oberhand. Sie müßten bei allem Dracke ihre Pappe dabei haben. Was sie wolle? Sie solle nicht denken, daß sie nicht auch einmal ihre Ladung zu gewärtigen habe.

Mandeline hob ihre Augen und sah ihn an. So viel Tückisches hatte sie in ihrem Leben noch nicht erschaut, wie ihr unter der geduckten Stirn des jungen Mannsbildes entgegenblitzte. Sie fühlte, daß ihre Stunde gekommen war und stand auf.

„Wenn du dich an mich vergriffst," sagte sie, „ich würde mich nit wehren, die Freede am Schlagen würde ich dir nit verderben wollen. Und ich würde auch keinen Muckser ausstoßen, denn die Schadenfreede, die würde ich wieder den Leuten nit gönnen. Aber wir sind immer einig gewesen, uns hat keiner was konnt nachreden. Und wir sind vorwärts gekommen. Und wir haben noch die längste Zeit von unserm Leben vor uns. Da wollen wir doch nicht mit Angst dran denk, wie das soll auslauf. Und den guten Ruf, wo du hier hast in allen Dingen, den will ma doch auch nicht zertret, den will man doch nicht auf die Gasse schmeißen."

Sie sah ihn nicht an, während sie sprach. Nur ab und zu schlug sie auf eine Sekunde die Augen auf, und ihre Blicke flogen zu ihm hin wie scheue Vögel.

Er wartete indes auf einen Vorwand, einen kleinsten Wegräumer und Überbrücker vom Gewohnten ins Neue hinüber. Wenn ihr Fingerhut heruntergefallen wäre, hätte er ihn vielleicht breit getreten, und das Hagelwetter wäre losgegangen.

Da sich kein noch so allerkleinster Ursacher einstellen wollte, begannen des Mannes Augen zu suchen. Sie liefen Wände, Dielen und Hausratstücke ab.

Als sie sich seiner Frau wieder zukehrten, stand Mandeline am Kinderwagen und hob das schlafduftende Kind heraus.

Sie hielt es im Arm. Trat hin vor ihren Mann und sagte schlicht zum Bürschlein: „Sieh — da ist der Vater."

War so eine Riesenstarke — hatte in der Stimme nichts als das Kindliebe — stand vor ihm da als die Hüterin des Zusammenhanges zwischen den Eltern und dem Kinde — grenzte an die Kirche gewissermaßen.

Beinschläger drehte sich ab und ging aus der Tür. Er wagte nicht, sie ins Schloß zu werfen, daß das Haus erzitterte.

Er kam späterhin heim zur Viehbesorgung und saß nachher in der Schenke bis zum ganz späten Abend. Da er zänkisch war, ließen ihn die Bauern das Übergewicht fühlen.

Am andern Morgen kam er pünktlich zu seiner Arbeitsstelle, tat das Seine, wie sich's gebührte. Sah am ersten Tage noch ein bißchen hämisch aus, am zweiten Tage mehr feig als heimtückisch. Kam aber, da ihm kein Fußtritt wurde, allmählich wieder zu sich selbst.

Im Dorfe erzählte man sich, er habe seine Frau geschlagen.

Da gab es nun eine Anzahl Weiber, die dem auf den Grund kommen wollten und sich ein Gewerbe bei der Frau Beinschläger machten, sie betrachteten und ihre Worte spielen ließen.

Auch die alte Frau Christiane Franke kam.

Sie sagte: „Ich will morgen waschen. Du könntest a bißle helf. Oder hast du was andersch vor? Komm nur, hilf! Mich ist nicht gut. Ich bringe dir hier auch a bißle Speck. Ich habe hinte angeschnitten. Das Leben ist nit gut, das sorgt for merre Abwechselung, wie man brauchen kann. Du hast das gewiß schunn gehört mit Huldreichen seiner Verlobung, daß das alle ist. Es grifft mich doch sehr an. Ich habe mich zuerst nicht konnt free (freuen), denn ich weiß doch, wie ablehnend Huldreich ist, daß sich das auf seine Kinder übertragen könnte, sein Leiden. Nune hatte man sich aber an das Mädle gewöhnt. Sie war still. Und sie hätte es ja auch gut gekriegt. Sie hätte sich balle mal was konnt kööf (kaufen). Und ihre Freiheit hätte sie auch gehabt, daß sie mal hätte dürfen was verschenken. Ihrer Schwester geht es net gut. Der hätte sie können beistehen. Nune köpfelt das um. Huldreich will nit. Er will ledig bleiben. Der Vater von ihr hat grimmig getobt. Die haben lange dischkuriert. Aber das Mädle hat keinen Muckser gemacht. Sie hat bloß gebiebt wie a Blatt. Das ist ihr sehr nahe gegangen. Heh! Nune weiß man net, was ma denken soll, soll man sich free, daß es wieder voneinander ist, oder soll man drüber jämmern. Wenn die Mannsleut krank sind, muß man a bißle aufs Essen seh. Das tu ich itze auch. Das bringt denen Linderung. Und wenn man sich amal aussprícht, das lindert uns. Man denkt beinahe, das andere hilft einem tragen. Mer müssen uns eben bück. Das ist vom Herrgott so eingerichtet, daß jedes seine Prüfung soll bestehen."

So viele Worte hätte kaum eins von Christiane Franke in einem Niedersitzen zu hören bekommen. Eine schöne, schlichte, alte Frau, saß sie da auf dem Stuhl, den Mandeline ihr gerückt hatte. Und sie sah still über die in Sauberkeit blinkende Stube. Ihr Blick war Lob. Daß sie hier saß und der Frau Beinschläger ihr Herz ausschüttete, war Ehrung. Ihre Worte selbst waren Herzstreicheln.

„Wir helfen den andern, und Gott hilft uns", sagte sie und stand auf. Sie war aber keine Kriecherin, weder vor Gott noch den Menschen.

Doch war ihr noch in ihrem ganzen Leben kein Nächster der Hilfe so würdig gewesen wie Mandeline Beinschläger, und sie hatte noch keines Menschen Tragekraft so hoch eingeschätzt wie diejenige dieses jungen Weibes. Mandeline

Digitized by Google

war eine von denen, die vorbildlich sein sollten manch einer Bedrückten.

Auch der Laura Kämpf — ohne daß Christiane Franke dieser hätte zu nahe treten wollen. Doch bedurfte sie der Stütze. Nicht daß sie auf dem gerechten Wege bleibe, denn den würde sie schon aus eigenem Anstande innehalten. Aber daß ihr der Weg leicht werde und daß sich ihre Gesinnung baldigst wandle. Es war in fast allen Fällen der gleiche Ausklang: Daß die ungehörigen Gedanken und Gefühle sich wieder zum Gebot des Alltags beschieden. Aber der Weg der Irrungen war zumeist ein harter. — —

Jetzt sahen es alle im Dorf, daß Laura krankte. Sie sah immer bleich aus, eine so junge Person sie noch war.

Unlängst, es war bei Frankes gewesen, war sie sacht vom Stuhl herabgeglitten; der Stumme hatte sie gerade noch auffangen können. Kaum daß sie herabgeglitten, war sie aber wieder zu sich gekommen. Bleich, mit bläulichen Lippen und müdem Kopfe hatte sie dagesessen. Bald aber waren die Gedanken wieder heimgekommen, und der Wille hatte das Zepter wieder in die Hand genommen.

Franke brachte ihr eines Tages eine komische Zweigverwachsung mit, eine knollige Geschwulst, die wie ein Kopf mit zwei Hörnerchen aussah. Der Weiterwuchs des Zweiges machte den Eindruck einer spitzauslaufenden Kopfbedeckung. Er half mit dem Messer ein wenig nach, löste hier und da noch ein Stückchen von der Kiefernrinde ab, die nur Haube und Haarwuchs hergeben sollte, und fügte dem sonderbaren Gebilde eine Nase ein, ein kleines freches Dreieckchen von dunklerer Farbe.

Laura sah ihm zu, ihr Mund lächelte.

Ach, dachte sie, wenn ich deine Frau geworden wäre, da wäre ich doch wohl über mich Herr geblieben . . . Und sie schämte sich voll Bitternis dieser neuen Sünde gegen ihren Mann, der so gütig war. Was konnte er dafür, daß er ein Ernster, Spröder, Sinnierlicher war, zu keiner Spielerei aufgelegt, kein solch Zarter, Verständnisvoller wie Huldreich Franke.

Der litt nicht unter dem Rückgang seiner Verlobung. Nur ganz kurze Zeit, acht Tage, vierzehn Tage, hatte es ihn aufgewühlt. Jetzt ging er im alten Schritt dahin, in der Pflichterfüllung gegen den überkommenen Besitz. —

Laura trat am Sonntag aus ihrem Torweg heraus, just als Mandeline mit ihrem Kindlein auf dem Arme daher kam. Das Bürschchen trug ein waschhelles kurzes Kleid.

„Kommst du bei mich?" lautete die Frage.

Nein, Mandeline wollte nur a bißle ins Feld. Hinten hatten sie doch ihr Roggenfeld und ihre Erdäpfel, die frühen.

Laura schloß sich an.

Vom Ackerwege aus, der bergan führte, fielen Bergwiesen zur Fahrstraße hinab, zur anderen Seite des Weges prangten Getreidefelder in bräunlicher Reife. Danach kam der Streifen mit Beinschlägers Frühkartoffeln, dem sich bis zum Walde hin, der schlankstämmig war, wieder Roggenfelder anfügten.

Laura trug jetzt das Kind. Sie schäkerte sacht mit ihm, als gehe sie auf Zehenspitzen. Sie schonte sich selbst und wollte auch Mandeline schonen.

„Morgen fangen wir mit der Ernte an," sagte sie, „aber dies Jahr wird's mir schwer, mir ist so bleiern durch und durch. Das Korn steht gut, das sollte einen doch freuen, und da sollte man doch a bißle gierig sein. Aber meine Gedanken wollen net zufaß. Die sind immer nur müde. Wenn die Mutter net so einsichtlich wäre, sollte es mir doch wohl böse ankommen. Und wenn mein Mann nicht so gut wäre." Sie lobte ihre Leute; aber auch das klang behutsam. — Mandeline antwortete: „Ja, man macht seine Sache in der Wirtschaft — die Arbeit, die machen die Händ. Und die Händ, das sind bloß Werkzeuge. Wenn man nune nicht inwendig auch mit dabei ist, da ist das ein trauriger Vorgang. Seine Freude, die därf man nicht lassen ausgeh. Die muß man zwingen, daß sie bleibt, oder wenn sie epper schon weg ist, daß sie wiederkommt. Man därf nit drauf versessen sein, daß man was erreichen will, was sich nit erreichen läßt. Aber man muß alles Gute aus seinem Leben herauszwingen, was irgend drinne stackt. Da muß man seine Kraft ansetz. Und wenn man den andern Menschen net kann schmeiß, weil dessen seine Kraft stärker ist als unsere Kraft, da muß man sich selbst ins Verhör nehmen. Da muß man was an sich ändern. Da därf man nicht feege (feige) mit sich sein, daß es wehtut oder daß man sich nicht bücken möchte. Das wäre rar! Nune hat der andre enen Fehler, für den er nix kann. Der vergeht manchmal mit den Jahren, dazu muß man beitragen. Man hat seine Pflicht. Der kommt man nach."

Ukrainisches Mädchen.

Mandeline sprach noch immer. Derweile saßen sie schon auf dem Grasrand zwischen den Feldern.

Der Ackerweg, der hier hinauf geführt hatte, lag tiefer. Viel tiefer noch lief der Weg ins Tälchen hinab, und dahinter kam dann die schwingende, stufige Senkung und Hebung des Bergwiesengeländes.

Mandeline und Laura sahen auf das grüne Gewelle hinab, auf die Fichten im Hintergrund. Sie hörten, wie die Vögel sangen. Laura hielt das Kind auf ihrem Schoße, das mit einem Zweiglein peitschte.

Als sie den Kopf zur Seite drehte, sah sie an Mandelines Halse eine ungute graue Stelle, nur eben eine häßliche Anfärbung wie von einem Fingerdruck, die über den Taillenkragen ein wenig hinauslugte.

Das Erbarmen faßte sie. Sie umfing die Freundin.

Digitized by Google

„War es denn sehr schlimm?" Es widerstrebte etwas in ihrer Stimme.

„— — —."

„Und du hast nix konnt dagegen mach?"

„— — —."

Voll heißem Jammer sagte Laura Kämpf: „Hättest denn du net können zupack? Warum hast du das net getan?"

Mandeline schüttelte den Kopf. Ihre leise Stimme klang ganz ergeben:

„Ich habe doch alle Wege erwogen —. Und man sieht's ja auch öfter im Leben —."

„Darum braucht man's doch net nachmach an sich selber."

„Das braucht man nicht. Aber es kommt doch vor —. Nune ist man a bißle dran gewöhnt, daß das möglich ist. Daß man darum net gleich sterben muß, wenn es einen auch betrifft. — Ich kann das net ausdrück. Es ist nix Gutes. Aber es hat sein Gegengewicht. Und wo das dazukommt, da hebt sich das Schlechte auf. Nicht ganz. Aber doch so weit, daß man das Leben aushalten kann. Und daß man nicht seine Achtung vor sich selber dabei einbüßt und nicht die Achtung vor dem Mann. Ene Heimsuchung bleibt es immer, und es würgt auch sein Stückle Lebensfreude ab, aber ganz auslöschen tut es die Freude nicht. Man kommt doch amal abhanden (kommt davon ab). Und da erholt man sich wieder. — Wie geht es denn dich?"

„Mein Mann ist gut, das kann ich ihm gar net alles danken. Die Mutter auch. Aber ihre Liebe trägt sich schwer. Nun gibt man sich Mühe, daß man folgt. Man würde das auch sonst machen. Aber die Güte straft einen Man muß sich in seinem Herzen immerfort bücken. Das macht müde. — Ach, ich bin doch undankbar — —."

Sie sprachen weiter und weiter. Lenkten geflissentlich vom eigenen Leben ab. Sprachen wie lebensstille Weiber von vierzig oder fünfzig Jahren.

Und ihre Augen glitten über die Reife der Felder mit einem toten Ausdruck.

Oben am Rand der schwingenden Senkung des Wiesenhanges standen Bäume, ab und zu ein Obstbaum oder eine hochschaftige Fichte. Der Himmel hatte Wolken, es war warm. Weit drüben zur Seite legte ein Mäher seine gelben Schwaden nieder. Lerchen stiegen auf.

Die beiden jungen Frauen waren aufgestanden, Mandeline trug ihr Kindchen auf dem Arm.

Eine Hand schob sich dazwischen. In die Rede über Vieh und Hauswirtschaft klang des schwarzen Raben Stimme. Ihr Ton war munter und im Gleichgewicht. Nichts haftete ihr von Scham oder Reue an.

„Ich habe dich nit hören kommen, deinen Schritt", sagte Mandeline.

„Das war auch meine Absicht nicht", antwortete er.

Laura dachte: Er hat horchen wollen, ob sie klagt.

Sie sah sein braunflaumiges Gesicht mit der steil abfallenden Nase und den samtigen Augen. Neben allem Leben und aller Munterkeit spiegelte sich doch ein wenig vom — —. Sie dachte, er möge sich verstellen, wie er wolle, man werde immer das Hämische in seinem Gesicht erblicken können.

Daß ihre Gedanken keine freundlichen waren, merkte der Lausbengel und lachte. Er zog seine Frau mit sich fort. Laura blieb gern zurück. Ekel gegen den Unrechttuer bewegte sie.

Sie stachelte das Notwehrgefühl in sich auf und übersah und überhörte dabei, was um sie vorging. Hörte nichts vom Ruf der Vögel und vom Flüstern der reifen Felder, sah nichts vom Sonnenblinkern und den satten Sommerfarben.

Mitten in ihre unbäuerliche Versunkenheit hinein spürte sie eines Menschen Nähe.

Zugleich fühlte sie sich umfangen.

Sie fuhr auf, stieß den Arm, der sie fester zu umschlingen trachtete, der aber seiner Rechte nicht sicher war, mit hartem Griffe zurück.

Und dann tauchte Auge in Auge, und sie standen einander gegenüber — die sich mieden und sich suchten, und ihrer beider Blicke waren zornig. Aus Lauras Augen schlug der Zorn der Abwehr, der Furcht und des Erschreckens heraus. Aus den Augen des Burschen lohte der Zorn heißen Verlangens.

Seine Worte drehten das Recht um und heischten. Der Liebeszorn zog Falten in sein Gesicht und trieb Brände aus seinen Augen. Denn er sah keine Gewähr ihm aus den ihrigen entgegenleuchten. Auch keinen Abscheu, der ihn verworfen hätte. Zitternd, mit verschränkten Händen stand sie vor ihm in Sehnsucht und Entsetzen.

Dies Entsetzen vor der Liebe, diese tausendfach gesteigerte Angst machten ihn toll. Er gurgelte. Er sprang vor. Sie an sich reißen! Sie ersticken mit seinen Küssen.

Unklar hatte er gesehen, wie das Weiß und Rot ihrer Wangen einer grauen Blässe gewichen war. Ehe er noch seine Arme wild, wahnsinnig, verbrecherisch um sie schlagen konnte, war sie lautlos zu Boden gesunken.

Schreck und Wut, Haß und Liebe flossen zum blinden Schmerz zusammen, der dennoch das Ersprießliche tat, denn der Bursch sprang von dannen.

Unten im Wege sah er Beinschlägers stehen, erhob seine Stimme und rief: „Heh, Mandeline — geh her!"

Als das junge Paar sich ihm zuwandte, hob er den Hut vom Kopfe und wischte den Schweiß von der Stirn. Fühlte dabei, daß sein Gesicht verzerrt war, und zwang sich zur Ruhe. — —

Er brachte böse Abend- und Nachtstunden hin. Mit hartem Sinn erwog er seine Möglichkeiten.

Nur mit seiner Olga geht er gerecht um. Auch Mäuschen und Wächter haben nicht zu klagen — wenn auch immerhin das allerfeinste Einvernehmen ein wenig ausgesetzt hat.

Natürlich merken sie's. Das alte Mädchen versackt ein wenig, und der tief verstaute Zug der Ängstlichkeit nimmt seinen Platz in ihrem Angesicht wieder ein. Was Mäuschen anbelangt, so ist ihr Kopfwenden und Blicken verdutzter geworden.

Und Wächter, der alte Kerl — —. Er verdoppelt die Beweise seiner Anhänglichkeit. Streift seinen Herrn ein wenig, nicht so, daß er ihn belästigt, aber doch so, daß Selmar Hartmann die Annäherung spürt.

Und dann schont er seines Herrn. Denn Selmar hat neuerlich Stunden der Kurzangebundenheit, in denen der Hund dem Herrn aus dem Wege geht. Er hört's am Schritt, an der Berührungsart, welche die Stiefelsohle dem Erdboden zuteil werden läßt, ob etwa aus diesem Schritt sich ein Fußtritt entwickeln möchte. Er will nicht, daß sein Herr sich hinterher schämen soll. Will keine Übergriffe, Gewalttätigkeiten, Herzkränkungen, die das Freundschaftsverhältnis verschieben würden.

Darum verkriecht er sich, wenn der angreiferische Schritt erschallt. Kommt plötzlich aus seinem Versteckplatz hervorgeschossen, drängt liebkosend auf eine einzige Viertelsminute heran und jagt wieder auf seinen Versteckplatz zurück. Muß man darüber nicht lachen — oder sich wundern — — und nachdenken? —

Zugwind drückte die Stubentür scharf heran, als Selmar eintrat. Das faßt der Kerl, der Wächter, wieder falsch auf, dachte er.

Er rief den Hund heran. Der aber drückte durch Schwanzklopfen sein Bedauern aus, nicht kommen zu können.

Nun nahm der Selmar Hartmann seine Stimme ins Verhör, sie solle den vertraulichfrohen Jungburschenton wieder herausgeben, und hörte lächelnd, wie das Schwanzklopfen eindringlich anschwoll.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die deutsche Revolution.

Von Dr. C. Mühling. — Mit 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen aus den Umsturztagen in Berlin.

Wie die Ausdehnung, die Verluste, die technischen Kraftanstrengungen der Völker, ganz besonders aber die Leidenskraft und Heldenwunder des deutschen Volkes in dem Kriege, dessen letzter Schuß am elften Tage des elften Monats dieses Jahres um elf Uhr verhallte, ohne Beispiel sind, so wird man auch vergebens in den Annalen der Weltgeschichte nach einer Staatsumwälzung suchen, die derjenigen gleicht, die sich am 9. November und den folgenden Tagen in Deutschland vollzogen hat. Diese Revolution ist ebenso einzig in ihrer Art wie ihr Erzeuger, der Krieg. Sie gleicht nicht einmal der großen russischen Staatsumwälzung vom 12. März 1917, die ihr zeitlich so nahe liegt und die Einrichtungen schuf, die der deutschen Bewegung unzweifelhaft zum Muster dienten. Denn die deutsche Revolution hat das erste Stadium der russischen übersprungen. Die Regierung, welche die des Zaren ablöste, war aus der Duma hervorgegangen, hatte also ihren Rechtsursprung in einem der Faktoren der gesetzgebenden Gewalt. Der Präsident des Parlaments, Rodzianko, stand an ihrer Spitze, und alle Parteien waren in ihr vertreten. Erst ein halbes Jahr später, nach dem Ende September 1917 zusammengetretenen demokratischen Kongreß, ging die politische Gewalt an die Arbeiter- und Soldatenräte über. In Deutschland hat die neue Regierung sich um den Reichstag gar nicht gekümmert. Eine kleine Anzahl von sozialistischen Regierungsmitgliedern hat den Reichskanzler aus eigener Initiative ersucht, die Regierungsgeschäfte in ihre Hände zu legen, hat am folgenden Tage, dem 10. November, von den Arbeitern der Berliner Fabriken und den Soldaten der Berliner Garnison am Vormittag 1500 Abgeordnete wählen lassen, hat diese Abgeordneten am Nachmittag versammelt und ihnen den Auftrag erteilt, die neue Regierung des Deutschen Reiches zu wählen. Wenn diese Regierung sich auch ebenso wie die erste russische revolutionäre Regierung Lwow-Rodzianko nur als provisorische Regierung betrachtet, so übt sie doch wahrscheinlich für längere Zeit die fast unbeschränkte Regierungsgewalt im Deutschen Reiche aus. Sie tut das auf Grund eines Mandats, das ihr von einer lediglich lokalen Versammlung von Vertretern ganz bestimmter Berufskreise übertragen worden ist.

Phot. Gebr. Haeckel.

Matrose mit roter Fahne an der Spitze einer Schar von Revolutionären.

Die deutsche Revolution ist also viel radikaler gewesen als die russische. Sie hat in vier Tagen 22 Fürsten und alle gesetzgebenden Gewalten des Reichs, den Reichstag und den Bundesrat und alle Landtage der Bundesstaaten beseitigt, und die Regierung, die sie zur Macht emportrug, erhebt den Anspruch, daß ihre Verordnungen, die zum Teil tief in den der Gesetzgebung der Bundesstaaten vorbehaltenen Rechtsstoff eingreifen, Gesetzeskraft haben. Aber merkwürdigerweise sind die Formen, in denen sich diese gewaltige Umwälzung vollzog, obwohl sie viel radikaler war als die russische, viel weniger gewaltsam. Der Zar ist von der Abordnung der Duma unter der Beihilfe demokratisch gesinnter Generale zur Abdankung gezwungen worden. Der Kaiser hat in seinem Hauptquartier inmitten ihm treu ergebener Truppen auf den Thron verzichtet. Auch alle anderen deutschen Fürsten haben freiwillig für sich und ihr Haus ihren Herrscherrechten entsagt. In Rußland sind sämtliche Minister gefangengenommen worden In Deutschland hat die Übergabe der Regierungsgewalt im Hause des Reichskanzlers keinen anderen Charakter gehabt, als sie zu haben pflegt, wenn sie nach einer freiwilligen oder durch den Monarchen erzwungenen Amtsniederlegung stattfand. In Petersburg haben die Leichen zu Bergen in den Straßen

Ansprache von der Rampe des Kronprinzen-Palais nach der Erklärung der Republik.

Phot. Gebr. Haeckel.

Digitized by Google

Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Ein Demonstrationszug bewegt sich durch die Straße Unter den Linden.

gelegen, in Berlin sind nur 63 Personen verwundet oder getötet worden.

Eine Eigentümlichkeit aber hat die russische und die deutsche Revolution gemein. Das ist die wichtige Rolle, die in beiden Bewegungen die Vertreter der bewaffneten Macht spielen. Sie haben auch in Rußland schon im ersten Stadium der revolutionären Entwicklung großen Einfluß gehabt. In Deutschland sind sie geradezu ausschlaggebend gewesen. Ja, die Revolution ist von den Matrosen in Kiel ausgegangen. Die revolutionären Bewegungen früherer Zeiten haben zwar die Soldaten auch als Werkzeuge zur Erlangung der Macht benutzt, aber es waren immer politische Parteien, die sich ihrer bedienten. Niemals hat man der bewaffneten Macht gestattet, durch Abordnungen aus ihrer Mitte an der Gesetzgebungsarbeit teilzunehmen. Die Einrichtung der Soldatenräte, ihre Verbrüderung mit den Arbeiterräten und die Anerkennung dieser Körperschaften, die doch gewiß nicht den Willen des gesamten Volkes vertreten können, als der tragenden Stützen des ganzen neuen Staatsgebäudes, ist eine allein der russischen und der deutschen Revolution eigentümliche Erscheinung. Sie erklärt sich daraus, daß beide Völker ihre Regierungsgewalten abschüttelten, während ihre tatkräftigsten, unternehmungslustigsten und wagemutigsten Elemente unter Waffen standen. Eine Revolution, die am Ende des gewaltigsten Völkerkrieges, der jemals die Erde heimgesucht hat, ausbricht, während das mobilisierte Volk noch unter Waffen steht, ist in der Tat undenkbar, ohne daß diesem mobilisierten Volk ein ungeheurer, jedenfalls ein viel größerer Einfluß auf die Entwicklung der Umwälzung eingeräumt wird, als Soldaten und Matrosen in Revolutionen auszuüben vermochten, die ausbrachen, während Heer und Flotte nur ihre Friedenspräsenzstärke hatten.

Bewaffnetes Automobil am Brandenburger Tor.

Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Berliner Illustr.-Gesellschaft.

Übergabe der Garde-Ulanen-Kaserne an die Vertreter des Arbeiter- und Soldatenrates.

Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser den beiden Revolutionen eigentümlichen Erscheinung der Soldatenräte eine große Gefahr liegt. Denn wo die bewaffnete Macht nicht Werkzeug, sondern Triebkraft der Gesetzgebung und der Staatsgewalt ist, da liegt ihr auf dem Wege zur Militärdiktatur kein Hindernis mehr im Wege, und die Militärdiktatur kann in ihren Wirkungen viel furchtbarer sein, wenn sie von der breiten Masse der Soldaten ausgeübt wird, als wenn sie in der Hand eines großen Feldherrn liegt. In Rußland ist bekanntlich diese Gefahr zur grauenhaften Wirklichkeit geworden, hat Kulturwerte vernichtet, die nicht zu ersetzen sind, das wirtschaftliche Leben zum Stillstand gebracht und Menschenopfer ohne Zahl gefordert. Dort haben die radikalsten Elemente der Bevölkerung die Oberhand in den Soldatenräten gewonnen, die Armee ist gar nicht regelrecht

Digitized by Google

demobilisiert worden, sondern sie hat sich in die sogenannte „Rote Garde“ verwandelt und einen Ausrottungskrieg gegen das Bürgertum begonnen, der die besitzende Klasse auch politisch entrechtete und sie zur demütigendsten Sklaverei verdammte, die jemals von einer Freiheit und Recht mit Füßen tretenden Tyrannengewalt über eine ganze Klasse der Bevölkerung verhängt worden ist.

Es hat bis jetzt den Anschein, daß die revolutionäre Bewegung in ganz

Berliner Illustr.-Gesellschaft.
Volksversammlung am Bismarckdenkmal.

Phot. A. Groß
Verteilung von Flugblättern.

auch für Deutschland die Herrschaft des Terrors fürchten, ist es, daß bei uns die Soldatenräte eine mäßigende Wirkung auszuüben fest entschlossen sind. Sie haben den Gedanken der konstituierenden Versammlung auf ihre Fahne geschrieben und stärken darum den Einfluß der Gemäßigten innerhalb der Regierung.

Vorläufig freilich machen diese von der mächtigen Waffe, die ihnen in den Soldatenräten zur Verfügung steht, nicht so rücksichtslosen Gebrauch, wie es wünschenswert wäre. Eine dritte sozialistische Gruppe hat sich von den Unabhängigen abgesondert,

Deutschland diese Bahnen nicht einschlagen wird. In der Regierung sitzen zwar, wie erst im zweiten Stadium der russischen Revolution, schon seit dem Tage ihres Ausbruchs ebenso viele Vertreter der radikalen wie der gemäßigten Richtung der Sozialdemokratie Ja, bei dem zwischen ihnen geschlossenen Kompromiß haben die die Mehrheit vertretenden Gemäßigten viel mehr Zugeständnisse machen müssen als die Unabhängigen, aber es ist jenen doch gelungen, diesen die Anerkennung der Notwendigkeit der Berufung der konstituierenden Versammlung abzuringen.

Besonders beruhigend aber für alle die, die nach den russischen Erfahrungen

Ordner des Arbeiter- und Soldatenrates halten die Menge vom Schlosse fern. Phot. A. Groß

Digitized by Google

die von einer konstituierenden Versammlung nichts wissen will, die die Herrschaft des Proletariats an die Stelle der Volksherrschaft setzen will, die die Revolution wie eine Bewegung der Rache gegen die besitzenden Klassen auffaßt. Diese Gruppe, die sich nach dem Sklavenbefreier Spartakus nennt, aber die Vorkämpferin einer Sklaverei ist, die tausendmal demütigender und grausamer ist als die, unter der die besitzlose Klasse jemals gelitten hat, wird unter dem Druck der Unabhängigen von der Regierung nicht nur nicht bekämpft, sondern in kurzsichtiger Verkennung ihrer Gefährlichkeit geradezu gefördert. Sie vertritt ohne Zweifel nur eine verschwindende Minderheit des deutschen Volkes und kann nie zur Macht gelangen, wenn sich die Regierung durch ihre Gewalttätigkeit nicht einschüchtern läßt. Tut sie es in mißverständlicher Auslegung des Freiheitsbegriffs, so wird die konstituierende Versammlung, von der die staatsrechtliche Gültigkeit der revolutionären Schöpfungen in Deutschland abhängt, entweder gar nicht zustande kommen oder, wie die russische, auseinandergejagt werden. Wahrscheinlich ist das, wie gesagt, nicht, aber für ganz unmöglich kann es nicht gehalten werden.

Welche staatsrechtliche Form das aus der Revolution hervorgegangene Deutschland annehmen wird, ist zur Stunde noch vollkommen unklar. Nicht einmal seine Grenzen stehen fest. Sie werden erst bei den Friedensverhandlungen gezogen werden. Ob das neue Deutschland ein Bundesstaat bleiben oder ein Einheitsstaat werden soll, muß auch erst von der konstituierenden Versammlung festgestellt werden, wenn sie zusammentritt. Alles deutet aber darauf hin, daß auch durch diese Umwertung aller Werte das auf tausendjähriger Überlieferung beruhende Selbständigkeitsgefühl der deutschen Stämme nicht ausgerottet worden ist. Denn eine nicht geringe Anzahl von Bundesstaaten regelt ganz ohne Rücksicht auf die konstituierende Versammlung, als ob sie deren Kompetenz auf diesem Gebiet gar nicht anerkennte, ihre Verfassung und will offenbar auf das Recht eigener Vertretungen nicht verzichten. Der aus allen deutschen Stämmen gewählte Reichstag würde aber dann voraussichtlich der einzige Träger des Einheitsgedankens sein, denn für eine dem Bundesrat ähnliche Körperschaft ist in dem neuen demokratischen Staatsgebilde kein Platz. Es müßte denn sein, daß man die amerikanische Verfassung bei uns einführt, die den Bundesstaaten zwar einen sehr freien Spielraum läßt, aber die Einheit des Staates durch drei Institutionen gewährleistet: durch den vom ganzen Volk gewählten Präsidenten, durch den von den Staaten gewählten Senat und durch das von der Bevölkerung des ganzen Bundesgebietes gewählte Repräsentantenhaus.

Goethes Lyrik als Bekenntnis.

Von Professor Dr. Gerhard Budde.

In „Dichtung und Wahrheit" bemerkt Goethe zu seinem „Leipziger Liederbuch", das er als Student in Leipzig verfaßte und das zwanzig Gedichte enthielt, von denen neun in seine Werke übergegangen sind: „Verlangte ich zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. — Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession." Nun paßt dieses Urteil allerdings nicht recht auf das Leipziger Liederbuch, das weniger echte als gekünstelte galante Lyrik nach französischem Vorbilde enthält und mehr gemacht als erlebt ist; aber für die mit der Straßburger Zeit beginnende und die ganze folgende Lyrik Goethes trifft es unbedingt zu. Diese stellt ein Bekenntnis des Dichters dar, und zwar gilt das sowohl von seiner Gefühlslyrik wie von seiner Gedankenlyrik.

Die Gefühlslyrik Goethes ist ein Bekenntnis seines Gefühlslebens, insbesondere seines Liebeslebens. Sie beginnt, soweit sie nicht nachgeahmt, sondern echt goethisch ist, mit den Friederikenliedern, die durch Goethes Liebe zu Friederike Brion, der Tochter des Pfarrers von Sesenheim, veranlaßt sind. Diese tiefe und innige Neigung entlockte seiner Seele lyrische Klänge von einer Einfachheit und Innigkeit, wie man sie bis dahin in der deutschen Lyrik nicht gekannt hatte. Von den schlichten, seelenvollen Liedern verdienen vor allem erwähnt zu werden „Nach Sesenheim" („Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!"), durch welches der junge Goethe Friederike und ihrer Schwester seinen Weihnachtsbesuch ankündigt, dann aber ganz besonders „Willkommen und Abschied" („Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde") und das „Mailied" („Wie herrlich leuchtet mir die Natur!"). „Willkommen und Abschied" schildert des Dichters Aufbruch zur Geliebten, seinen Empfang und sein Scheiden und zeigt schon jene wunderbare Verbindung von Naturschilderung und seelischer Stimmung, die für die Lyrik Goethes besonders charakteristisch ist. Bekanntlich wurde der Sesenheimer Liebesbund bald jäh zerrissen. Es bleibe hier unerörtert, wodurch dies geschah; jedenfalls steht fest, daß Goethe sich nicht frei von Schuld fühlte, und daß ihn das Bewußtsein dieser Schuld bis ins hohe Alter verfolgt und gequält hat. Als erste dichterische Beichte dieser Schuld dürfen wir das „Heidenröslein" („Sah ein Knab' ein Röslein stehn") ansehen, das durch ein von Herder bearbeitetes altdeutsches Volkslied angeregt wurde.

An die Friederikenlieder schließen sich die Lilllieder. Nach der Rückkehr von Straßburg hatte Goethe in Frankfurt Lili Schönemann, die Tochter einer reichen Frankfurter Witwe, kennen und lieben gelernt. Diese Liebe bekennt er mit Leidenschaft in dem Gedichte „Neue Liebe, neues Leben" („Herz, mein Herz, was soll das geben?". Lilli Schönemann spielte infolge ihrer gesellschaftlichen Vorzüge in der vornehmen Frankfurter Gesellschaft eine große Rolle. Dieses Gesellschaftsleben scheint Goethe nicht behagt zu haben; wir erkennen dies aus dem Lililied „An Belinden" („Warum ziehst du mich unwiderstehlich, ach, in jene Pracht?"), in dem der Dichter zunächst wehmütig der verflossenen glücklichen Zeit der ersten, stillen Neigung gedenkt und dann seinem Widerwillen gegen die jetzigen Gesellschaftsabende Ausdruck verleiht, die ihm die Annäherung an die Geliebte erschweren. Goethe verlobte sich mit Lili; aber kaum war dies geschehen, als ihn auch schon diese Bindung zu beunruhigen und zu quälen anfing. Um die innere Unruhe loszuwerden, unternahm er mit seinem Freunde und Landsmanne, dem Theologen Passavant, eine Reise nach der Schweiz. Ein Bekenntnis seines damaligen Seelenzustandes enthält das Gedicht „Auf dem See" („Und frische Nahrung, neues Blut saug' ich aus freier Welt"), das im Juni 1775 entstand. Der freudige Naturgenuß, den die ersten beiden Strophen schildern, wird gestört durch Erinnerungen an sein Verhältnis zu Lili („Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?"), und der Wechsel der Empfindung wird dabei angedeutet durch den Wechsel des Rhythmus; am Schluß kehrt aber die freudige Stimmung des Anfangs zurück. Auch dieses Verhältnis wurde wieder gelöst; die Trauer über seine Lockerung bekennt Goethe in dem Gedichte „Herbstgefühl" („Fetter, grüne, du Laub"), das trotz der Kürze höchst charakteristisch ist.

Auf Friederike Brion und Lili Schönemann folgt in Goethes Liebesleben Charlotte von Stein, die, sieben Jahre älter als Goethe, die Gattin des Oberstallmeisters von Stein und Mutter von sieben Kindern war, als Goethe sie kennenlernte. Da sie durchaus keine blendende Schönheit war, müssen innere Eigenschaften Goethe an sie gefesselt haben. Schiller, der sie allerdings erst im Jahre 1787 sah, sagt von ihr: „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." Goethe bekennt, daß er sie geliebt habe, wie er keine noch liebte; jedenfalls wurden Charlotte von Stein und seine Liebe zu ihr Mittelpunkt und Höhe seines Lebens in Weimar, „und wie immer uns Nachgeborenen und Fernstehenden die Frau erscheinen mag, deren Wesen wir nur noch aus Hunderten ihrer Briefe nachempfinden können, die Tatsache ihres langen, bezwingenden Einflusses auf Goethes Gefühlsleben müssen wir als feststehend hinnehmen." (Engel, Goethe.)

Wie sehr diese Liebe Goethe erfüllte, bekennt er besonders leidenschaftlich in dem Gedichte „Rastlose Liebe" („Dem Schnee, dem Regen, dem Winde entgegen."). Es schildert uns, wie der Dichter, um den Sturm der Leidenschaft in seinem Innern zu

Digitized by Google

beschwichtigen, in die entfesselte Natur hinausstürmt und ihr die Qual und das Glück seiner Liebe anvertraut. Wie schmerzlich er die Trennung von der Geliebten empfindet, zeigt uns das Gedicht „An die Entfernte“ („So hab' ich wirklich dich verloren?“), und aus dem Toben dieser Liebesleidenschaft entringt sich den Lippen des Gequälten in „Wandrers Nachtlied“ der Seufzer: „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“ Was er Charlotte von Stein verdankte, bekennt er in den Versen: „Tropftest Mäßigung dem heißen Blute, Richtetest den wilden, irren Lauf, Und in deinen Engelsarmen ruhte Die zerstörte Brust sich wieder auf.“

Von den Gedichten, die seiner Gattin Christiane Vulpius gewidmet sind, sei hier nur das bekannte „Gefunden“ („Ich ging im Walde“) erwähnt, in dem die Veredelung der ursprünglichen sinnlichen Leidenschaft in den unnachahmlichen Versen zum Ausdruck kommt: „Ich wollt' es brechen, da sagt es fein: Sollt' ich zum Welken gebrochen sein?“

Goethes freundschaftlicher Liebe zu Minna Herzlieb, der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann in Jena, ist eine Anzahl von Sonetten gewidmet. Das letzte Liebesbekenntnis enthalten in seiner Gefühlslyrik (die seiner letzten Geliebten Ulrike von Levetzow gewidmete „Marienbader Elegie“ gehört zur Gedankenlyrik) die sogenannten „Suleikalieder“ im „West-östlichen Divan“. Suleika ist Marianne Willemer, die geistvolle Gattin des mit Goethe befreundeten Geheimrats Willemer in Frankfurt, mit der ihn eine innige, in der dichterischen Phantasie zur Liebe gesteigerte Freundschaft verband. Auch Marianne selbst hat ihrer Neigung für Goethe in Gedichten Ausdruck gegeben, die dieser sogar mit in die Sammlung aufgenommen hat, so z. B. das Gedicht „Suleika“ („Ach, um deine feuchten Schwingen“).

So können wir an der Hand des Bekenntnisses, das Goethe in seiner Gefühlslyrik ablegt, seine Liebeserlebnisse in ihrer Entstehung und Entwickelung klar verfolgen.

Goethes Gedankenlyrik stellt vorwiegend ein Bekenntnis über sein Erkenntnisstreben und über seine allgemein-menschliche und dichterische Entwicklung dar, und nur soweit sie dieses Bekenntnis umfaßt, soll auch sie hier noch kurz gewürdigt werden.

Den jungen Goethe, den Führer der Sturm- und Drangbewegung, beherrschte vorübergehend ein himmelstürmender Titanismus, der weder göttliche noch menschliche Schranken anerkannte und für den der geniale Einzelmensch das Maß aller Dinge war. Am rücksichtslosesten bekennt er sich zu diesem Titanismus in dem Gedicht „Prometheus“, das einem uns in drei Aufzügen erhaltenen dramatischen Entwurf entnommen ist („Bedecke deinen Himmel, Zeus“) und aus dem Jahre 1774 stammt. Daß es sich aber bei diesem Titanismus nur um eine vorübergehende Anwandlung und nicht um eine dauernde Weltanschauung handelte, lehrt uns das höchstens vier Jahre später entstandene Gedicht „Ganymed“ („Wie im Morgenglanze“), in dem Goethe unter dem Bilde des trojanischen Königssohnes Ganymed einen Menschen darstellt, der beim Genießen eines Frühlingstages sich nach dem Urquell aller dieser Herrlichkeit sehnt und sich mit dem alliebenden Vater dauernd vereinigen möchte.

Ein ähnliches Bekenntnis enthalten die zwei Gedichte „Grenzen der Menschheit“ („Wen der uralte, heilige Vater“) und „Das Göttliche“ („Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“), die beide am Anfang der achziger Jahre entstanden sind. In den „Grenzen der Menschheit“ erkennt der Dichter die Beschränktheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur gegenüber der Gottheit an und fordert deshalb die Unterordnung des Menschen unter diese. Aber wenn der Mensch auch im Vergleich mit der Gottheit schwach und unvollkommen ist, so hat er doch etwas Gottähnliches in sich, das allein ihm zukommt und weder in der Natur, noch im Schicksal sich findet. Dieses Gottähnliche ist die Fähigkeit des Menschen, aus freiem Antriebe das Gute und Edle zu tun; und diese Fähigkeit in sich zu entwickeln, wird für ihn zu einer Pflicht, zu der der Dichter ihn ruft, wodurch sich dieser zu einer ewigen und höheren moralischen Ordnung bekennt.

Zeigen uns die drei letztgenannten Gedichte die Überwindung des Titanismus in der Weltanschauung, so tritt uns in einigen anderen Gedichten die Überwindung dieses Titanismus im Leben und Dichten entgegen. Über seine menschlichen Irrungen in der ersten Weimarer Zeit berichtet Goethe in dem Gedichte „Ilmenau“ („Anmutig Tal! Du immergrüner Hain!“), in dem er sich rückhaltlos über die Weimarer Sturm- und Drangperiode ausspricht, die er zusammen mit dem Herzog Karl August durchgemacht hatte, und in dem er diesen beglückwünscht, daß er aus dem genialischen tollen Treiben den Weg gefunden habe zur Selbstbeschränkung und zu ernster Arbeit, wie er dies auch von sich selber sagen durfte. Dieses gedankenreiche Gedicht war eine Geburtstagsgabe Goethes zum 26. Geburtstage des Herzogs.

Automobil mit Beauftragten des Arbeiter- und Soldatenrates auf dem Berliner Schloßplatz. Phot. A. Grohs.

Die deutsche Revolution.

Hier legt Goethe zugleich auch ein Bekenntnis ab über die dichterischen Irrungen der Sturm- und Drangzeit, die ihm nunmehr klar zum Bewußtsein gekommen waren („Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme, Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr; Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.“) In tief elegischer Stimmung wirft er auch in der „Zueignung des Faust“ („Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!“) einen Rückblick auf das zügellose geniale dichterische Treiben der stürmischen 70er Jahre und ergeht sich in wehmütigen Erinnerungen an diejenigen, die ihn damals umgaben und nun nicht mehr um ihn sind. Aber vor allem in dem anderen Gedicht, das gleichfalls „Zueignung“ betitelt ist („Der Morgen kam“), und das später als poetische Einleitung seiner sämtlichen Dichtungen an die Spitze seiner Werke gestellt wurde, gibt uns Goethe in einer allegorischen Vision ein Bild seiner dichterischen Läuterung. Es ist ein Bekenntnis der Losreißung des Dichters von der kraftgenialen Richtung früherer Jahre und seiner künstlerischen Vervollkommnung. Während das Gedicht „Ilmenau“ uns Goethes menschliche und sittliche Veredlung vorführt, zeigt uns das Gedicht „Zueignung“ mehr seine künstlerische Läuterung; es steht, wie man gesagt hat, gewissermaßen „als Tor vor Goethes zweiter Dichterlaufbahn“.

So erweist sich fast die gesamte Lyrik Goethes als ein Bekenntnis; sie enthält ein Bekenntnis seines Gefühlslebens, ein Bekenntnis über sein Erkenntnisstreben und ein Bekenntnis über seine menschliche und seine dichterische Entwickelung. Und deshalb durfte Goethe in dem kleinen Gedicht „An die Günstigen“ mit Recht von seiner Lyrik sagen:

„Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.“

Digitized by Google

Deutschlands neue Volksregierung: Die Mitglieder des Rates der Volksbeauftragten.

Phot. A. Maydorff.

Hugo Haase, zweiter Vorsitzender (Aeußeres und Kolonien, Rechtspflege).

Friedrich Ebert, erster Vorsitzender (Inneres und Militärisches.)

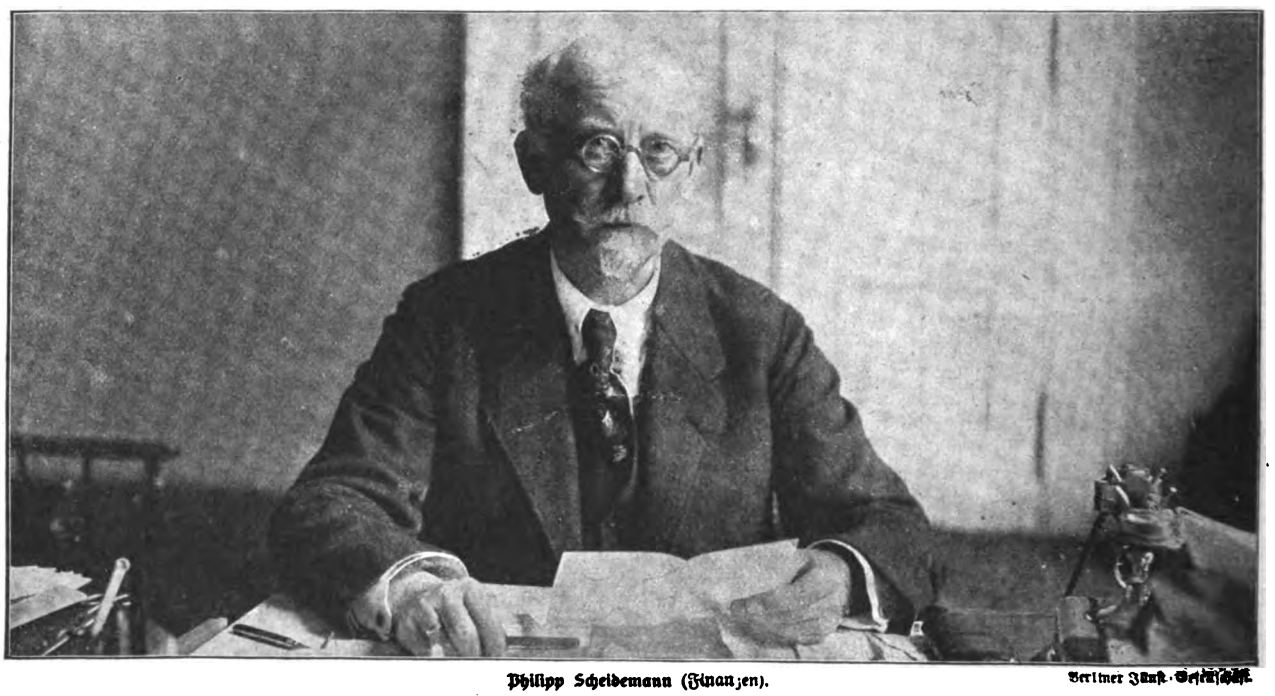
Phot. H. Noack.

Wilhelm Dittmann (Demobilisierung und Verkehrswesen).

Emil Barth (Sozialpolitik und Volksgesundheit).

Berl. Ill.-Ges.

Otto Landsberg (Presse- und Nachrichtenwesen, Kunst und Literatur.)



Philipp Scheidemann (Finanzen).

Berliner Illust.-Gesellschaft.

Digitized by Google

Nr. 50 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt — Begründet von Ernst Keil 1853

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 40 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 80 Pf.

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 3 Mark oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 50 Pf.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße.“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

(13. Fortsetzung.)

Selmar setzte sich auf die Ofenbank und sprach vor sich hin zu dem Hunde, als sitze der vor ihm und er erzähle ihm. Darüber kam das Tier heran, stieg auf und legte dem Herrn vertraulich die Pfoten auf die Schenkel.

Der streichelte den graustruppigen Bauernköter, bog ihm den Kopf zurück, und Herr und Hund schauten einander an. Treue, Ehrlichkeit, Verständnis seiner Notlage meinte der Bursch in den Augen des Tieres zu finden.

Und er sagte: „Du hast recht: Das ist a Sackgaß.“ Und nach einer Weile: „Man muß wieder retour. Freilich. — — Das geht so net weiter. Das ist balle a Sach, wie hier die Misterei gewesen ist.“

Und dann dachte er an Laura Kämpf, daß er der keine Sorge bereiten dürfe. Sie führte sich sonder Tadel auf.

Die Ernte war in vollem Gange, und sie war alle Tage an der Arbeit, ihrer Magd vorauf, unter den Augen ihres Mannes. Sie schaffte wie eine ganz gesunde, eifrige Bauernfrau, deren Herz und Gedanken Flügel trugen, weil sie im Einklang mit ihren Lebensverhältnissen standen. — Ihr Mann freute sich ihres Arbeitseifers als einer gesunden Umkehr: Was zurücklag, war ein Übergang gewesen.

Seit sie beim Beginn der Ernte, von jenem Sonntag an, da Mandeline die Bleiche heimgebracht, ein paar Stunden unpaß zu Bett gelegen hatte, war der Wandel eingetreten.

Ihr Mann und die Mutter hatten gemeint, sie habe geschlafen. Aber nur ihre Augen waren geschlossen gewesen. Ihre schreckmüde Seele hatte gewacht und Ausweg gesucht. Sie hatte Nothelfer gedungen und ihre ungeborenen Kinder als Bittgänger zum Herrgott entsendet. — „Meine ungeborenen Kinder bitten für mich — —“ Ihre Kinder — denen es nicht erlaubt war, ins Leben hinauszutreten.

Sie hörte, daß ihr Mann kam. Aber sie wollte nicht, daß er wieder ihre Hand fasse und ein wenig halte und danach in seine eigene Welt der Überwundenheit zurückkehre. Wie eine heilig-weltliche Melodie war der Sang von ihren ungeborenen Kindern in ihr,

Junger Faun.
Skulptur von Karl May.

Digitized by Google

als ob sie zu zweien, sich bei der Hand führend, vor ihren Augen auf leuchtender Bahn empor zum Himmel schwebten, Fürbitte leisteten und Erfüllung einlösten.

Jetzt arbeitete sie in der Ernte. Allmählich war der Sang müde geworden und verstummt. Statt dessen packte sie die Arbeitsgier als eine wilde Befehlshaberin. Und der Sang war doch auch noch ein wenig in ihr, aber ganz versteckt und nun zu einer harten Bitternis geworden, die ihre Heiligkeit eingebüßt hatte.

Das Korn war gemäht und gemandelt. Sonne und Luft hatten es ausgetrocknet. Es wurde aufgeladen und eingefahren. Eile war geboten, denn der Himmel, der erst sonnig gewesen, hatte sich bewölkt.

Den einzelnen kleinen, grellschwarzen Wolkenfahnen, die ganz tief, unter weißem Gewölk, wie vereinzelt spielende Mückenschwärme oder wie kleinste duftige Silhouetten dahingesegelt waren, hatten sich festere Wolken angeschlossen, grau in der Farbe, die sich bald verdichteten und verdunkelten, bis eine gleichmäßige schwarze, dicke Mauer den Himmel zudeckte.

Es wurde in wahnsinniger Hast gearbeitet. Kämpf trieb an. Es drehte sich nur noch darum, daß er sein letztes Fuder Korn trocken in die Scheune brachte.

Laura hatte ihre Jacke am Fichtengestrüpp, das in der Senkung neben dem Felde stand, hängen lassen. Sie sprang zurück und holte sie. Stand auf dem hochgelegenen Acker und sah unten im Fahrweg die Kornfuhre dem Dorfe entgegenschwanken.

Denn wie aus einem Hinterhalt war der Wind hervorgekommen, war sturmartig dahergestürzt, kalt, als ob er viele Meilen weit über Eis und Schnee dahingefegt wäre.

Bei der jähen Flucht der Wolkenwand hatte sich ein schwarzer, dicker Fetzen abgelöst und hatte seinen kalten, dichten, dicktropfigen Regen herniedergeschüttet.

Die Röcke der jungen Frau, die immer noch auf dem Hochacker stand, umschlugen ihren Körper. Die Jacke klebte naß auf der fröstelnden Haut. Ach, das würde eine Erkältung geben. Denn ihr Herz hatte von der raschen Arbeit hart geschlagen, ihr Blut hatte lebendig gepulst, Schweiß und fliegende Wärme hatten ihren ganzen Körper eingehüllt.

Ihre Lippen lächelten. Langsam ging sie heim — ging dahin, von Kälte geschüttelt, und doch wie eine, die den Regen auskostet und ihn lieblich und erfrischend findet.

* * *

Laura Kämpf erkrankte. Sie hustete, Fieber stellte sich ein. Der Physikus ließ Packungen machen. Ihr Blick war groß, blank und ungrüblerisch; sie hatte Lungenentzündung, und es stand schlecht mit ihr.

Wie nun Kämpf sich vor ihrem Bette niederließ, ihre Hand umschloß, mit seinen Augen tastete, daß sie ihn ansehen solle, und ihrem großen flachen Blick begegnete, der jedem Eindruck die Aufnahme verweigerte — wie er als ein ganz Fremder außen stand und ihre Ablehnung spürte: da ging ihm der Blick für ihr Eigentliches auf, für ihr Allerinwendigstes, dem er sich verschlossen hatte — für den Zwang ihrer Forderung nach Jugend und Liebe aus seelischer Notwendigkeit.

Und da geschah es ihm, daß er an den Schritt vom Wege dachte — an den Fehltritt — nicht als an das ihr Zustehende, aber als eine Rettung für ihn selber.

Er ging nicht ins einzelne; aber er dachte doch an eine kurze Höllenzeit seiner Seele. Dieser Höllenzeit jedoch werde der Tag ihres Erschreckens und ihrer Umkehr folgen — wo sie verstohlen nach seiner Hand tasten werde — — und wo er — vielleicht — eines fremden Kindes Vater werde spielen müssen —. Schamvoll — leidvoll — aber doch mit einer Art Glück im Herzen — darüber, daß soweit nun alles überwunden sei — —.

Er alterte grausam. Schützte die junge Frau nach innen und außen, gegen die Scheelsucht im eigenen Hause und gegen die Scheelsucht der faulen Mäuler im Dorfe.

Laura genas; aber sie hatte einen Widerstand von ihrem Krankenlager zurückbehalten, eine sonderbare Verschlossenheit, die unfreiwillig war.

Mit ihrem Manne stand sie ein wenig fremder. War ihm dankbar dafür — daß er nicht ihre Hand faßte und von Spieldingen mit ihr redete.

Die Mutter ging und kam — ließ der langsam Genesenden die Ruhe im Sonnenschein. Daß Pauline vergrämt aussah, beunruhigte die junge Frau; daß sie ihrer nicht mehr acht hatte, als erforderlich war, dankte sie ihr.

Allmählich gediehen ihre Kräfte aber doch so weit, daß aus ihren müden Zureichungen wieder Taten wurden.

Da geschah es, daß sie auf dem Schrank in der Oberstube die drollige Zweigverwachsung wahrnahm, die der Stumme ihr zurechtgemacht hatte zu einem gehörnten Köpfchen mit spitzer Pelzkappe und einer dreieckigen, klumpigen, kleinen Skandalmachernase. Unten steckte der Kopf auf seinem Holz wie auf einem Stiel. Sie nahm das Köpfchen in die Hand, als spiele sie damit. Setzte sich auf die Stuhlecke, hielt das Köpfchen in beiden gefalteten Händen und begann zu weinen.

Kämpf trat ein, sah sein junges Weib in Schmerzen, trat herzu und streichelte es. Dabei gewahrte er das Spielzeug in ihren Händen, als gehöre es einem Kinde an, das gestorben war. Und ein weithingreifendes Verstehen kam wieder seinem Herzen.

Nun wurde sein Güte wohl ein wenig matter, und er zog sich ein wenig von seiner Frau zurück. Aber es geschah zugleich, daß er sie berief, wenn Selmar Hartmann auf der Straße daherkam, damit sie ihre Augen sättige.

Grauen faßte ihn vor sich selbst. Er lag wach in seinem Bett. Lauschte der Nacht. Betete zu Gott, der jegliche Kreatur kenne, wie sie geschaffen worden, ehe denn der Mensch sie verbogen und aus ihrer Bahn gelenkt habe.

Nein, er wollte den Herrgott nicht betrügen — — ehrlich wollte er vor ihn hintreten. Wollte bitten, daß er seines Weibes Schritte lenke zu ihrem Heile.

Und so betete er, daß sein Weib strauchle und falle. Denn ihr Fehltritt werde nur der Fehltritt einer Stunde sein. Sie werde nicht in Sünde versinken, sondern werde vor den Hinterhalten des Lebens erschrecken und werde sich bergen. Er gelobte Gott, daß er sie hegen und tragen wolle, wenn sie ihm zurückkehre. Denn sie sei Wesen in seinem Wesen, und er könne ihrer nicht entbehren.

Im gleichen Kreislaufe kamen die Gedanken wieder und wieder, qualvolle Gebete der Verzerrtheit aus der Schatzkammer seiner Seele.

Aber bei all seinem guten Willen und seiner Bereitschaft, dem jungen Weibe Liebes zu tun nach ihrem Sinne aus seiner reichen Erfahrung heraus, wurde es toter in seinem Hause.

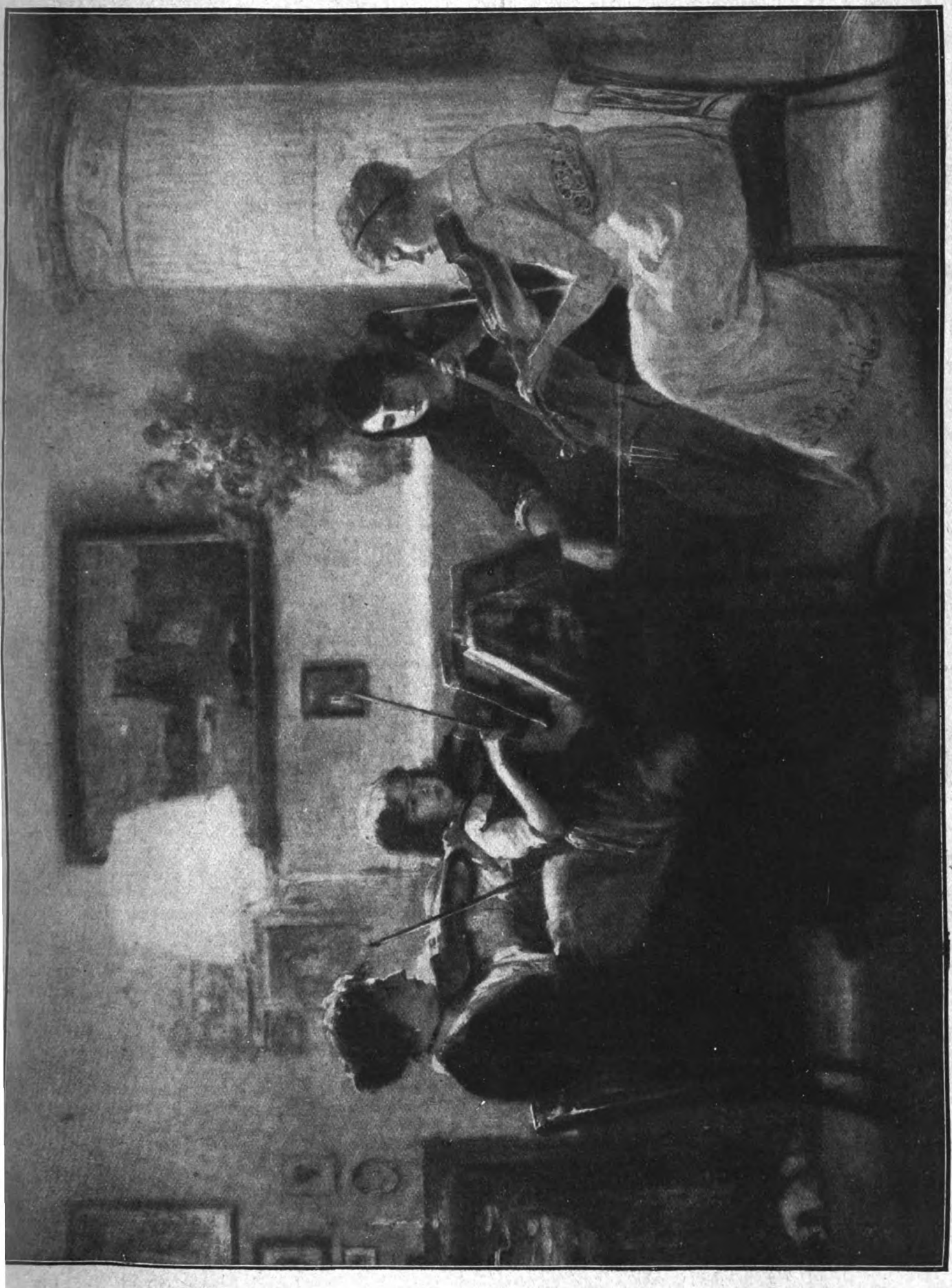
Auch von seiten des Stummen ließ die Freundschaft ein wenig nach. Der Stumme mißbilligte des Nachbars Handlungsweise als nicht ehrlich, weil er blind tat, während er sehend war.

Die schwere Erkältung im Regen hatte ihm zu denken gegeben. Wer den Tod suchte, würde ihn auch zu finden wissen. Es war schade um das junge Weib. Wenn Kämpf ein ganz Gewissenhafter wäre, würde er es am Ende doch freigeben.

An einem Abend ging der Stumme am Haus des Lehrers vorüber. Es war schon sehr spät, und sie hatten Licht angezündet.

Unter der Hängelampe stand das junge Lehrerpaar und zeichnete einen Blusenschnitt ab von einem Schnittmusterbogen. Nachher legten sie den Schnitt auf den Blusenstoff, rückten, steckten fest und schnitten zu. Zu guter Letzt behängte der junge Ehemann sein Weib mit den Zeugstücken, wie sie ihr ständen.

Digitized by Google



Hausquartett. Gemälde von Fritz August von Kaulbach.
(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Glaspalast.)

Digitized by Google

Der Stumme lächelte, wie man über Kinder lächelt. Ja, so treiben es Liebesleute. Die da in der schlichten Wohnstube des Lehrerhauses dachten nicht an Späher. Sie trieben Kurzweil und lachten.

Als der Stumme weiterging, trat er linde zu. Er wußte vom Schrittgeräusch und wollte nicht stören.

Ein paar Abende später war er auf dem Heimweg begriffen, der ihn durch den Wald führte. Dabei sah er weit vor sich ein Liebespaar.

Er kam allmählich dichter heran, aber die beiden hatten dessen nicht acht, denn sie hörten und sahen nichts als sich selber. Franke kannte das Paar, es war seine gewesene Braut mit ihrem Burschen. Das Verlöbnis hatte inzwischen stattgefunden.

Ein Lächeln zog über sein Bauerngesicht. Das war so die Vorschrift des Weltherrn, daß den jungen Jahren die Rechte und Freuden zufielen — wegen der Aussaat, die sie zu leisten hatten — und daß auf die reifen Jahre die Pflichten, Vorsorgen und Taten kamen!

Auf der Dorfstraße traf er Kämpf. Sie gingen miteinander. Standen noch, bevor sie sich trennten, ein wenig.

Und da sagte der Stumme: „Ich habe eben jetzt meine Braut getroffen mit ihrem Burschen. Sie machten wohl heim, ich weiß net. Sie haben mich net gemerkt, sie haben überhaupt nix gsieh. Da hat sich das itze bewährt, daß ich recht gehabt habe, wie ich die Verlobung aufgelöst habe. Man ist noch net zu alt, daß man nicht mancherlei noch auskosten möchte, aber man därf net aus seiner Altersgrenze raustret. Das Mädle ist zwanzig Jahr. Da hat a alter Stecken keine Anrechte mehr. Sie haben ihre Ideen für sich, da kann unsereins net mehr mithalten. Und wenn man sich dranhänge tut, da schlägt das zum Unglücke aus. So ein junges Menschenkind verkrüppelt doch." Er erzählte, wie er beim Lehrer durch das Fenster gesehen habe, von der verliebten Arbeit des jungen Ehepaares.

Kämpf drehte sich ab und ging heim.

An demselben Abend noch kam die junge Frau Kämpf zu Frankes herüber, setzte sich auf die Ofenbank und begann zu weinen. Ihre Seele war so matt, daß sie die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte.

„Ach," sagte sie, „ich habe so einen schlechten Schlaf gehabt die Nacht. Zu einem Traum bin ich, aber nicht gekommen. Das grifft an. Seinen gesunden Schlaf will ma net missen."

Der Stumme stellte sich vor sie hin. „Ich helfe dir", sagte er.

„Mir kann keiner helf."

„Ich helfe dir, daß du freikommst. Ich rede mit deinem Mann."

Laura Kämpf sagte: „In mir sind doch zwei Stimmen."

„Freilich muß man sich entscheiden."

„Das ist leicht geredt. Ja, wenn eins schlecht ist, da kann man umlenk, den kann man verwerfen. Aber meinem Mann kann ich nix anhängen. Der treibt mich zu nix. Dem ist alles recht, was ich mache. Der gibt keine Ursache net zum Ungehorsam. Und der andre — — —" Sie senkte den Kopf auf die Brust.

Der Mann wiederholte seine erste Zusicherung: „Ich stehe dir bei. Du sollst dich net färchten."

Aber sie gab zurück: „Die Furcht kann mir keiner wegnehmen. Mir kann auch keiner helfen." Und ihre Stimme überzeugte durch ihre Mattigkeit.

„Ich will heim", sagte sie leise. Sie stand auf. Schrak zusammen, als ein Schrittgeräusch aufschlug und dicht am Gehöft vorüber kam.

„Du gehst am Ende a bißle mit", sagte sie angstvoll.

Ja, er ging mit. Geleitete sie hinüber. Ging dann nachher noch ein paar hundert Schritte den Feldweg entlang. Stieg ein wenig an, bis er einen Blick über die Felder hatte, die von der jungen Mondsichel matt beleuchtet wurden. Während Huldreich Franke also seine Blicke schweifen ließ, nahmen seine Gedanken nur das Landwirtschaftliche auf, das er ringsum erschaute: den Stand der Äcker und ihre Arbeitsforderung an den Menschen. Er hatte sie ohne jeden Zwang von dem Kummer der jungen Nachbarsfrau abgelöst.

Aber wie er hier begutachtete, was zu Nutz und Frommen von Acker und Feldfrucht geleistet werden müsse, also arbeitete es auch tief in ihm ohne sein Wissen weiter, was zum Gedeihen des jungen Weibes erforderlich sei.

Denn als er nun heimging und Feld und Brache, Fruchtträger und Samenerwarter seinen scharfen Blicken entschwunden waren, sagte er unvermittelt zu sich selbst: „Morgen will ich mit ihm sprechen."

Also tat er. Er sprach sich aus, ohne lange Einleitungen, recht vom Standpunkt der Nützlichkeit aus. Eine Arbeitskraft gehe zugrunde.

Freilich, fuhr er fort, könne man die für den eigenen Bedarf ersetzen, indessen — — —

Darauf ging er aufs Biblische über. Du sollst nicht töten. Sprach schlicht und einsichtlich.

„Was man net halten kann," sagte er, „das soll man ziehen loß. Da soll man sich nit dran hängen. Das bringt keinen Segen. Die Frau stirbt dir unter den Händen weg, oder sie köpfelt sonst um mit ihrem Verstand. Deine Augen müssen das doch sehen. Und du hast dein Gutes ja gehabt. Sie ist feige, sonst könnte sie dir Schande ins Haus bringen. Willst du das erleb, daß sie schlecht wird und du schlägst sie? Oder daß sie ihren Geist einbüßt, und die Leute zeigen mit Fingern? Oder daß sie einfach so hinstirbt, wie sie schon angefangen hat? — Was Gutes kann net passieren, und das Böse, was ganz gewiß kommt, das hast du nachher auf deinem Gewissen."

Alles das sagte er mit einzelnen klaren Worten und verschwimmenden Wortfolgen und starken, kurzen Bewegungen seiner Hände und mit dem zornigen, harten, überredenden Ausdruck seiner rassigen Gesichtszüge.

Kämpf sagte: „Du mengst dich in Sachen ein, die dich nix angehen. Oder hast du epper Auftrag gekriegt?"

„Mich heißt mein Gewissen reden. Auftrag habe ich keinen."

„Du hättest sollt schweigen. Ich habe dich auch net zur Rede gestellt, wie du dein Mädle hast sitzenlassen."

„Das war kein Schmerz für die", sagte der Stumme. „Das war dieselbe Lage wie jetzt bei dich. Ich war alt, und sie war jung. Sie wird mich net schelten."

Er zählte Beispiele mißglückter Ehen her aus den Dörfern der weiteren Nachbarschaft. So eine arge Ehe schrie zehn gute Ehen tot. Davon erzählte man einander immer wieder.

Der Hinblick auf diese Beispiele wirkte viel überzeugender und eindringlicher, als irgendeines Menschen Predigt zu wirken vermocht hätte.

Auch Kämpf nahm eins dieser Beispiele mit in seine Schlafkammer — keines der schlimmsten, eins, dessen Auslauf seelisch getrennte Bahn gewesen war bei fortlaufender äußerer Lebensgemeinschaft. Ein Aufatmen der überlebenden Partei bei dem Heimgang des Weggenossen.

Er hatte die Witwe am offenen Grabe stehen sehen, steinern das Gesicht, hart das Auge. Für die Erfüllung dessen, was ihren Seelenfrieden gestört hatte, war der Mann allzulange an ihrer Seite geblieben: Das Ziel ihrer Sehnsucht war jetzt ihren Händen nicht mehr erreichbar.

Kämpf kam nicht davon los. —

In Paulinen jedoch regte sich der Lebenstrieb wegen seiner Bekömmlichkeit für Geist und Körper.

Sie hörte von einer Nachbarin, daß Helbert, der große Kurkünstler, wieder seinen Kurtag auf dem Pößnecker Oberland abhalte. Und die beiden Frauen gingen nun ihre gesamten Unpäßlichkeiten durch, die der Abhilfe bedurften.

Dabei wurden auch die großartigen Kurerfolge des Man-

Digitized by Google

nes vorgetragen. Große Besserungen, wurde behauptet, habe er bei sämtlichen Krankheitsfällen, sie mochten Namen tragen, welche sie wollten, erzielt.

Die argen Ärzte von Saalfeld schätzten jedoch seine Genesung fördernde Tätigkeit nicht mit der gebührenden Hochachtung ein, denn sie hatten seinen für Saalfeld angesetzten Kurtag unter Inanspruchnahme der Polizei zu verhindern gewußt. Aber in dörflichen Ortschaften des näheren Umkreises gab es Personen, die ihn feierten fast wie einen biblischen Gnadenbringer.

Als es die Zeit hergab, setzte sich Pauline auf die Ofenbank und sann nach. Die Eva in ihr wurde wach, und sie suchte Steglein und Umweglein ab, auf denen Hilfe für ihr Haus daherkommen könne.

Schließlich spann ihr Herz seine Fäden um den großartigen Heiler. Sie dachte, daß Laura den wundertätigen Mann aufsuchen solle. Vielleicht konnte der mit irgendwelchem Tränklein aufwarten, das vom Körper aus der Herzenspein ein Ende bereitete, oder er konnte mit der magnetischen Ausstrahlung seiner tastenden Hände den sündigen Funken im Herzen des jungen Weibes ersticken und ein heiliges Lichtlein der ehelichen Treue, die in Gedanken und Empfindungen wankte, dafür anzünden.

Auch die List machte ihre Vorschläge und trug schließlich den Sieg davon. Sie riet ihr, der jungen Frau ein getragenes Hemd des Bauern mitzugeben, damit der weise Mann durch seinen Geruchssinn den Krankheitsbefund des Bauern feststelle und ihm Heilmittel zusende für den Leib wie auch für die Seele.

Sie weihte also die junge Frau in ihren Plan ein, daß sie in ihren eigenen und ihres Mannes Interessen zum Krölpaer Kurtag hinpilgern solle, und ließ ihre Zunge feinmütterliche Worte finden. Ihr vom Herzkummer schlaff gewordenes Gesicht hob sich hoffnungsfreudig, und aus den Augen, die wieder glänzten, schaute der Schelm vergangener Tage hervor.

Die junge Frau war zum Gehen und zum Schweigen bereit; zum Gehen, weil sie meinte, daß sie bei dem Besuch nur gewinnen könnte, und zum Schweigen, weil ihr Mann in Unkenntnis dessen gehalten werden sollte, daß er, der ein Aufgeklärter war, gewissermaßen Patient des Kurpfuschers wurde. So trat sie ihre Fahrt und Wanderschaft an. —

Indessen sagte sich der Bauer Kämpf, daß, so leer und unhell wie jetzt während Lauras Abwesenheit, sein Haus immer sein werde, wenn er sie freigebe. Der Schritt werde fehlen, der Stimmklang, die gefällige Handreichung. Und das Auge werde keine Feiertage mehr genießen, wenn es ihr helles Gesicht nicht mehr sehen dürfe, ihre Bewegungen bei Arbeit und Rast.

Er wußte auch um Zweck und Ziel der Abwesenheit seiner Frau, das heißt, Pauline hatte ihm gesagt, daß Laura der ärztlichen Beratung bedürfe und diese bei dem bewährten Kurpfuscher nachsuche. Sie könne zugleich im nächsten Dorf Paulines Schwester aufsuchen, zwei Nächte ausbleiben und am sozusagen dritten Tage mit dem ersten Zuge früh heimkommen. Das bißle Abwechselung — Paulines Gesicht hatte froh und mütterlich ausgesehen — könne man ihr gönnen. —

Kämpf ackerte. Dünnster Regen stäubte hernieder.

Als er seine Furche zum Wege heranstieß, sah er einen holzbeladenen Wagen daherkommen. Selmar Hartmann brachte seine Fichte, die durch Holzfrevel abgestorben war. Olga und Amanda, die beiden Kühe, waren vorgespannt. Mäuschen stand mit ihrem jungen Kälbchen im heimischen Stalle und genoß Pflege.

Als Selmar herankam, gab es etwas am Joch zu richten, Amanda tat ungeduldig. Er hielt an und untersuchte.

Nun ließ Kämpf den Schweißfuchs stehen und kam herzu.

Er begann von den Holzdiebstählen zu sprechen; schlimm sei es sonst ja gerade nicht gewesen, aber wen es eben betreffe, daß ihm ein guter, lebenskräftiger Baum angehackt werde, der seinen Wert in sich habe, da sei es unangenehm. Vollends dieser Baum! Der würde zu Bauholz getaugt haben, wenn er noch ein paar Jährchen hätte stehen dürfen.

Ja, antwortete Selmar, es sei ärgerlich, wenn etwas in seiner Ausnutzung beschränkt werde. Aber seinem Zwecke werde das Holz doch nachkommen. An den Ställen müsse er vorläufig ausbessern, an Bau könne er in diesem Jahre nicht denken. Aber im nächsten Jahre solle der Schuppen herankommen. Den könne man balde mit einem Fußtritt zu Falle bringen.

„Wenn da beizeiten nachgeholfen worden wäre, das wäre billiger gewesen", sagte er.

„Ja, einen sorgfältigen Vorgänger hast du nicht gehabt."

„Nee, das geht itze alles kopfüber, die ganze Wirtschaft. — Ich muß mich dranhalten", sagte er. „Ich will hinte noch zu meinen Leuten rüber. Wir wollen uns gegenseitig a bißle aushelf. Das wollen mer bereden."

Kämpf fragte: „Wann ist denn die Heimkehr?"

„Lange kann ich net ausbleiben. Ich komme morgen wieder retour."

„Morgen früh kommt meine Frau auch retour, die kommt mit dem ersten Zug."

„So zeitig wird's bei mich nicht."

Kämpf schwieg; aber sein Schweigen redete, er habe etwas zu erwidern, was er nicht aussprechen wolle.

Darum drehte Hartmann, der bislang den Blick des andern nicht gesucht hatte, wenn er ihm auch nicht eben ausgewichen war, seinen Kopf ihm zu.

Genau in dem Augenblicke schlug auch Kämpf die Augen auf.

Sein Blick war ganz still —. Und währte ganz kurz —.

„Hüh!" Dazu ein Pfiff und ein Schlag mit der Leine. Das Kuhgespann setzte sich in Gang.

Der Weg senkte sich. Die Bremse kreischte. Die Kühe trotteten.

Als Selmar, bei der Kehre angelangt, zurückschaute, sah er den Pflüger oben auf seinem Acker, unverkürzt gegen den toten Himmel. Er sah größer aus, als er war. Widerwille stieg in ihm auf. Er spie aus.

Der Pflüger ackerte indessen weiter. Der Schweißfuchs machte seine Sache. Die Gedanken des Mannes aber irrten auf fremder Straße. Erst allmählich kehrten sie kraftlos zurück und versuchten, dem Augenblick wieder in das Antlitz zu schauen. Sie sagten zu ihm, daß es völlig gleich sei, ob die zwei sich treffen würden — oder nicht treffen würden. — Und daß es auch gleich sei — ob irgend etwas vorfallen würde — oder nicht vorfallen würde.

Und dann kam die Scham.

Der Mann litt schwer.

* * *

Am Nachmittag hing die Regenmähne straff vom Himmel herunter. Der Weitblick war abgesperrt. Das Erdreich glänzte blank vom rinnenden Wasser.

Selmar saß bei seinen Angehörigen.

Ein Verwandter der Brudersfrau war zur Stelle. Dem redete er zu, ihn zu besuchen und bei ihm zu helfen. Er habe noch etwas Latten, Bretter und Steilen im Vorrat, damit könnten sie den Saustall zurechtrücken. Es pressiere. Wenn der Wind so fortfahre, wie er jetzt begonnen habe, könne ihm der Saustall zusammenfallen. Um zwei bis drei Tage Arbeit höchstens drehe es sich.

Abgemacht! Wann es denn losgehen solle?

Morgen.

Und die Stunde?

Selmar sagte, er müsse ganz zeitig fort. Er müsse noch wo ranspringen.

Das mache nix aus, gab der Vetter zur Antwort.

Gut also, dann könne der Vetter mit dem späteren Zuge kommen. Fehlgehen könne er nicht. Er beschrieb den Weg. Irgendeins aus Eppendorf sei auch immer unterwegs her oder hin.

Digitized by Google

Es war noch morgendunkel, als Selmar seine Heimfahrt antrat, die nicht glatt verlief; denn auf einer Zwischenstation gab es zweistündigen Aufenthalt.

Er ging ein wenig zum kurzen Dorfe hinaus und sah in die Felder, nach den paar Rübenstreifen und den dürrblättrigen Kartoffeläckern.

Nachher führte ihn der Zug weiter.

Laura Kämpf war mit im Abteil. Sie hatte einen Bankplatz. Selmar, in einer anderen Ecke des großen Wagens, hielt sich an einem der Lederstränge, die von der Decke herunterhingen.

Er wußte, daß Laura ihn sah; aber er blieb ihr fern. Trieb Liebesquälerei, um sie aufzurütteln.

Denn sie war in seinen Augen ungebunden.

Als die Bahnfahrt zurückgelegt war, ging er vorauf. Wo der Wald begann, wartete er auf ihr Kommen.

„Der Weg hier ist nit ehrlich", sagte er. „Wir wollen lieberst durch die Ammer gehen."

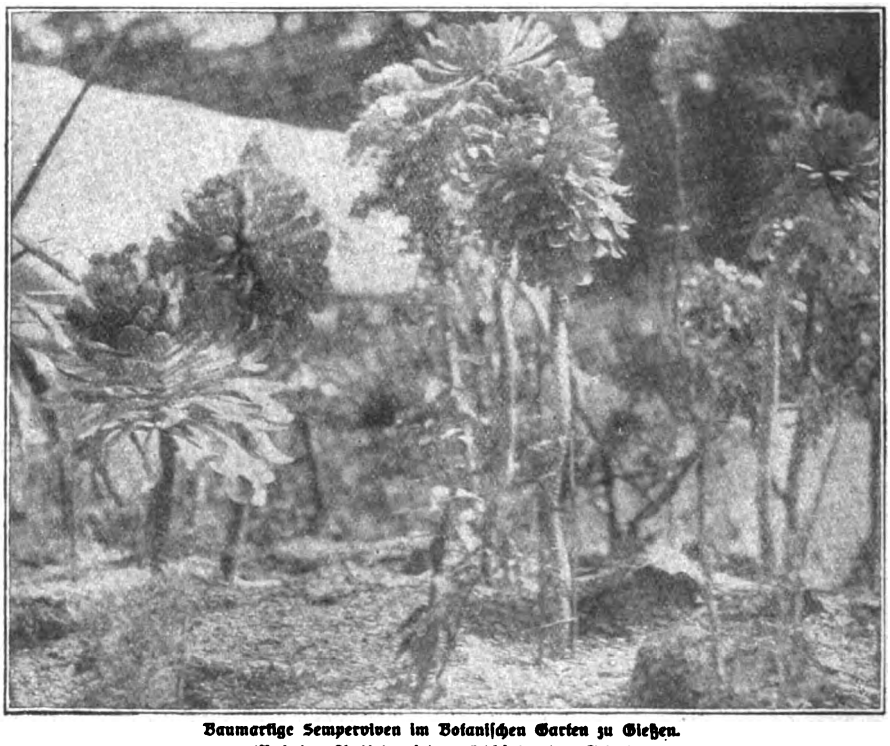
Sie stutzte: „Du magst geh, wo du willst. Warum soll denn der Weg nit ehrlich sein?"

Er stand vor ihr und meisterte sich. Er wollte endlich mit ihr seine Sache ins Gerade bringen. Kämpf hatte ihm die Frau angetragen durch Blick und Schweigen — der Mann hatte sich hiermit jeden Rechtes begeben.

„Dein Mann erwartet das net anders, als daß wir miteinander heimkommen."

„Das wäre neu."

„Ich habe ihm gesagt, daß ich weg wollte und wohin ich wollte. Und er hat mir gesagt, mit welchem Zug du retourkommen würdest."



Baumartige Semperviven im Botanischen Garten zu Gießen.
(Vgl. den Artikel auf der nächstfolgenden Seite)

„Er ist so vertraulich", antwortete Laura. „Der hat keine schlechte Meinung von den Leuten."

„Aber das Zuwarten." Er erzählte.

„Der hat sich nix dabei gedacht."

„Und der Blick?"

„Der ist ganz unschuldig."

„Als ob er keinen Menschen merre ansehen könnte. Naa — der ist abgelebt. Die Scham hat für den aufgehört. Der will bloß seine Aufwartung noch, daß eins nach ihm sieht, was er braucht. Dazwischen mog sie immerhin a bißle abschwenk, die Frau. Ich habe mußt ausspeien. — Wenn das sich erst umherredt, wie seine Gesinnung ist, da werden sie schon bei dich vorsprechen." Er packte ihre Hand. „Du kommst itze."

Sie wollte nicht. — Warum nich'?

Sie wollte ihm nicht glauben, was er gesagt hatte.

Er sah sie festen Auges an. So schaut keiner, der eine Lüge verfechten will.

Und dann sprach er weiter. Beteuerte mit schweren Worten.

Sie gingen zurück. Zuerst verfolgten sie die breite Fahrstraße, dann tauchten sie hinein in das Ammertal, das sich lang und eng zwischen hohen Bergen hinzieht.

Wenn man durch das lange Tal dahingeht, und man ist allein, wird man leise summend seine Strecke zurücklegen, oder man wird sonst einen sachten Feiertag in sich haben mit ernstfrohen, kindlichen, weltfrommen Gedanken.

Geht man aber zu Zweien, da wird man einander, meine ich, bei der Hand fassen und singend die Straße ziehen, oder man wird Eintracht reden. Und man wird einander mit warmen Blicken in die Augen schauen, um so tiefer, je näher die Seele des einen derjenigen des anderen steht, und die Lippen dieser beiden Menschen, die einander liebhaben, werden zu blühen beginnen und nach dem Kusse trachten.

Selmar und Laura führten einander nicht bei der Hand. Der Bursche beherrschte sich. Seine Stimme klang hart. Er rückte alles ins Tageslicht der Wahrheit und Ersprießlichkeit, maß die Länge des Lebens ab an der Streckung einer in Qual verlebten Stunde, maß die Qual ab, maß das Glück und die Freude ab. Forderte.

„Er gibt dich preis, und du hast nix einzuwerf", sagte er. „Wie ich ihm das gesagt habe, daß ich meine Leute aufsuchen will, da hat er dich mir angetragen — du kämst dann und dann — mit dem erschten Zug —. Und das Kucken und das Stilletun."

Laura Kämpf dachte daran, wie oft ihr Mann sie gerufen hatte, unter irgend welchen Vorwänden, wenn der Bursch vorübergekommen war. Und erblickte plötzlich den Vorschub darin — nichts als den Vorschub — keine Güte, die ihr Freude bereiten wollte.

Und der Feind stand in ihr auf — urplötzlich und nicht mehr zurückzuhalten — ein Auflehner, der beinahe ein Hasser war. Und sie konnte nun alles hören und konnte alles besprechen, und ihre Abkehr war groß

Alles — alles — alles, was wund und schmachtend, zertreten und zerschlagen in ihr daniedergelegen hatte — was verkauert, zitternd in einem Seeleneckchen gebetet hatte, alles — alles — alles richtete sich in ihr auf. Der gebieterische Lebenstrieb hob den Druck von allen Schmerzen und Qualen ihres Fleisches und ihrer Seele, als entferne er ein Tuch. Wie ein Wunder vollzog sich dieses Aufleben, dieses Strackwerden, dieses tiefe, tiefe, tiefe Atemschöpfen. Und dieses Steigen aus jeglicher Enge — wie wenn eins den Berggipfel sucht aus finsterem Tälchen hervor, wo die Luft eingeklemmt ist und der Ausblick durch Bergwände verriegelt.

So groß war ihre Last und Pein gewesen.

Dem Mann hing der Gehstock am Arm, die Frau trug den Korb auf dem Rücken, einen weißen, feingeflochtenen Korb mit schönen, über die Achseln laufenden Tragbändern und mit einem feinen, weißen Korbtuch als Decke. Ihren Körper umschloß ein schlichtes, blaues, sonntägliches Gewand.

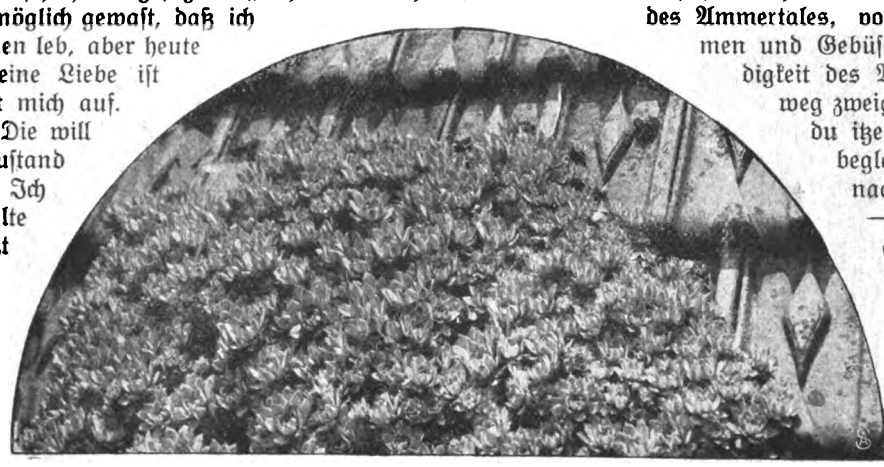
Der Kopf war unbedeckt. Über und über, hinten am Nest, zu dem die dicke blonde Haarschlange sich fügte, vorn

Digitized by Google

über der Stirn, wo das Blondhaar sich sträubte, sah man den blanken, sommergoldigen Schimmer.

Sie hatten nun alles miteinander beredet in eingedämmten, leidenschaftlichen Worten, was sie für ihr Recht hielten. — Der Bursch hatte gesagt: „Ich liebe dich! Gestern wär's noch möglich gewast, daß ich ohne dich hätte können leb, aber heute ist das vorbei. Meine Liebe ist wie Feuer, die frißt mich auf. Die will Herr sein. Die will dich haben. Den Zustand itze halte ich nit aus. Ich stehe da wie ene alte Jungfer. Das paßt mir nicht. Ich verlange meine Rechte. — Itze sagst du dem Kerle Bescheid. Du willst weg. Soviel Ehrgefühl wird er doch haben, daß er dich gehen läßt. A paar Tage mag das freilich kosten." — Ja, sie wollte alles tun, was er verlangte. Er hatte seinen Arm um den ihren gelegt und ihre Hand gefaßt.

„Wir dürfen ihm nix in die Hand geben, keinen Anlaß, daß er keine Winkelzüge machen kann. Und auch sonst — die Unregelmäßigkeiten kann ich nit hab (leiden) Wenn du a lediges Mädle wärst, da wär das anderscht. Aber hier müssen wir auf unserer Hut sein. Heh! Ich traue dem Kerle net!" Sie sahen nichts von den stillen Schönheiten des Ammertales, von den Wiesen, Bäumen und Gebüschen, von der Lebendigkeit des Baches. — Ein Holzweg zweigte ab. — „Den gehst du itze," sagte Selmar, „ich begleite dich. Ich gehe nachher wieder retour." — Als sie ein Stück auf dem ansteigenden Wege dicht nebeneinander dahingegangen waren, löste er ihr den Korb, hob ihn ab und setzte ihn nieder. — Heftete Brandaugen auf ihre Augen. — Sah, daß ihre vollen roten Lippen bebten. — Und daß ihre herabhängenden Arme ruckten, als wollten sie sich heben, und daß ihre verschleierten Augen seines Liebesangriffes in dürstender Sehnsucht warteten. (Fortsetzung folgt.)



Hauslauch (Sempervivum tectorum) auf einem Dache.

Semperviven.

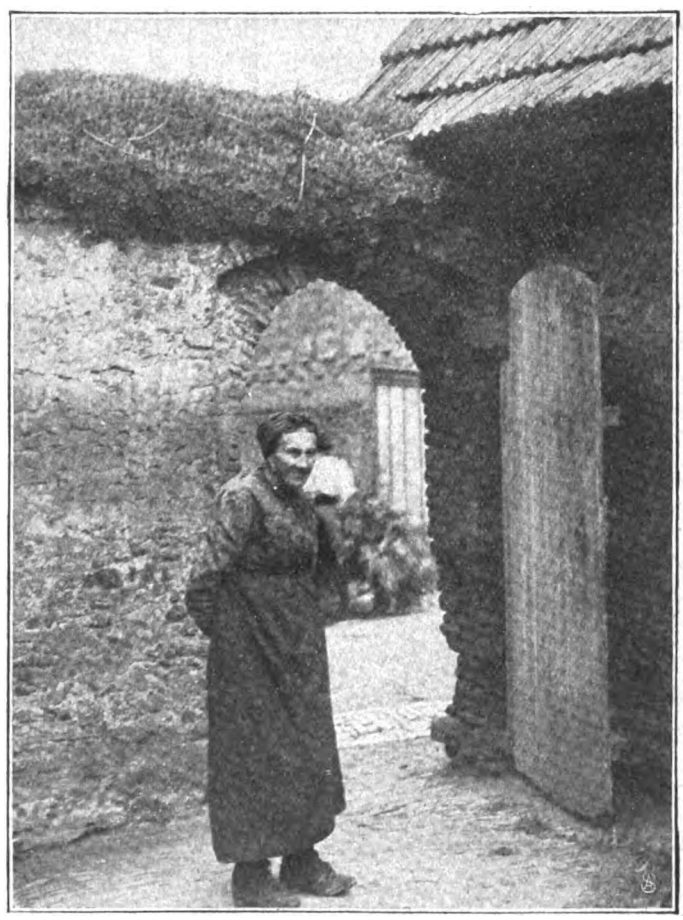
Von G. S. Urff. — Mit 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Die Liebe zu den Pflanzen und Blumen ist dem deutschen Volke in die innerste Seele geschrieben. Trotz Kriegsnot und Teuerung blühen in Bauerngärten wie in Herrschaftshäusern die Blumen und empfangen ihre Pflege wie ehedem. Es ist recht so. Gerade in der Zeit der Trauer und der Not gebraucht das Menschenherz eine Freude und Stütze, wie sie uns die stummen und doch so dankbaren Kinder aus der Pflanzenwelt zu gewähren vermögen.

Der rechte Blumenfreund möchte auch im Winter seinen Blumentisch nicht leer sehen und sucht nach einem Ersatz für die Sommerblumen, die im Herbste ihr Wachstum zum Abschluß gebracht haben. Die Zahl der wintergrünen Gewächse, die sich mit den ungünstigen Verhältnissen, wie sie meist in unseren Wohnstuben herrschen, der hohen Tageswärme und der durch das Heizen entstandenen Trockenheit, abzufinden vermögen und selbst da noch ein gutes Fortkommen finden, ist nicht groß. Deshalb sei die Aufmerksamkeit der Blumenfreunde auf eine Pflanzenfamilie gelenkt, die sich diesen ungünstigen Daseinsbedingungen recht gut anzupassen vermag, der sowohl die Hitze wie auch die Trockenheit nicht viel anhaben können und deren einzelne Vertreter daher als Zimmerpflanzen bestens empfohlen werden dürfen. Es ist die Familie der Dickblattgewächse (Crassulaceen) und im besonderen die Gattung Sempervivum.

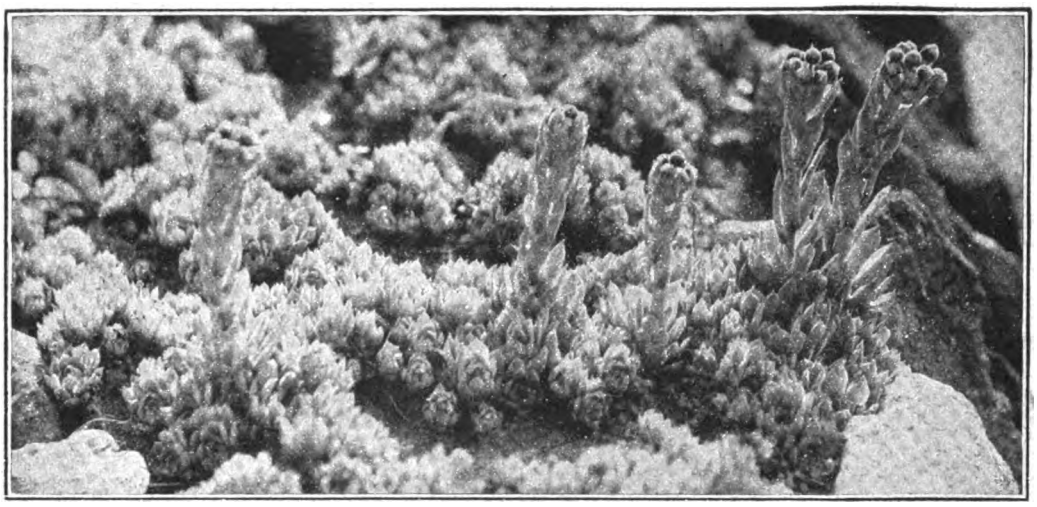
Der Name weist ja schon auf die außerordentliche Widerstandsfähigkeit der Pflanzen hin. Mag ein Sempervivum auf hartem Felsgestein in glühender Sonnenhitze stehen, mögen Hagelschauer über es herniederprasseln, mögen es im Winter hohe Schneewälle unter sich begraben, — es erhält sich in üppiger Frische und taucht auch aus dem Wintergrabe wieder in unberührter Kraft und Schönheit empor. Semper vivum! — immer lebendig! — heißt die Pflanze also mit vollem Recht.

Unseren Vorvätern, den Germanen, die ja scharfe Naturbeobachter waren, blieb diese Eigenheit nicht verborgen. Sie konnten sich die Sache nicht anders erklären als durch die Annahme, daß diese Pflanzen besondere Lieblinge der Götter sein müßten, die alle Schäden und Gefahren von ihnen fern hielten. Ganz besonders schien der Donnergott eine Zuneigung zu diesen Pflanzen gefaßt zu haben, weil sie auch das schwerste Hagelwetter unbeschädigt ließ. Deshalb nahmen sich auch die Menschen der seltsamen Pflanzen an. Indem sie ihnen ihren Schutz liehen, glaubten sie sich bei den Göttern selbst ein Verdienst zu erwerben. Wenn Donar seine Pflanzen-



Von Hauslauch überwucherter Torbogen eines Bauerngehöfts.

Digitized by Google

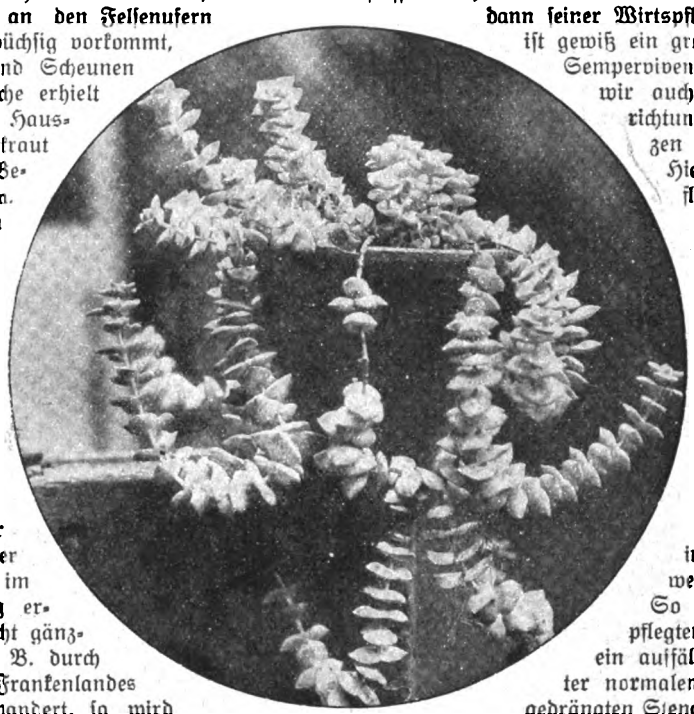


Sempervivum albidum.

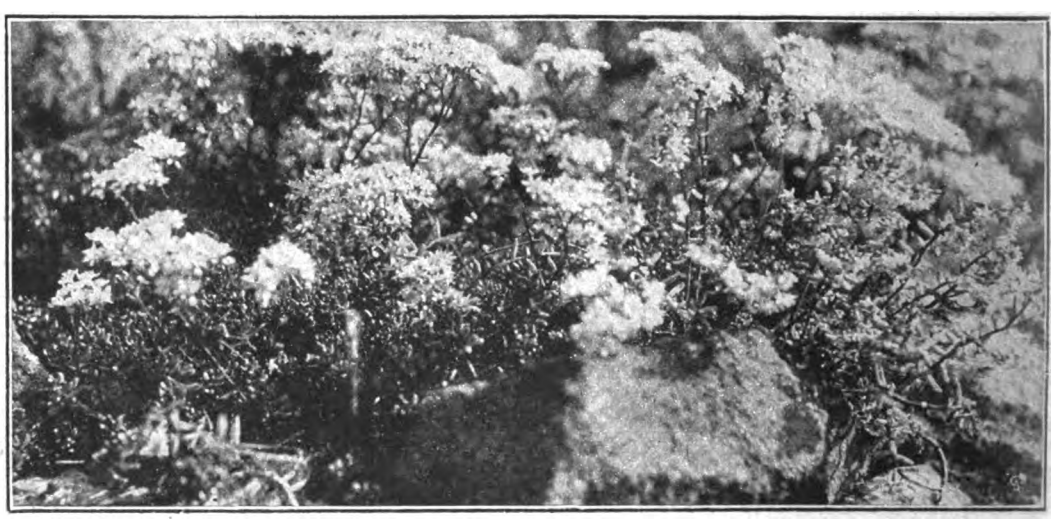
lieblinge mit seinem zündenden Blitz verschonte, dann mußte er auch das Hausdach, auf dem die Pflanze wuchs, in Ruhe lassen So bildete üch allmählich die Sitte aus, eine Sempervivumart, die in Deutschland an den Felsenufern des Rheins und der Mosel urwüchsig vorkommt, auf die Dächer der Häuser und Scheunen zu pflanzen. Von diesem Brauche erhielt sie dann ihren Namen Dachwurz, Hauslauch (oder Hauslaub), Donnerkraut und auch die wissenschaftliche Bezeichnung Sempervivum tectorum. — In vielen Fällen meinte man auch schon dadurch dem Willen der Götter Genüge geleistet zu haben, daß man der Hauswurz einen Platz auf der Toreinfahrt oder selbst auf einem Torpfeiler anwies, und glaubte dadurch das ganze Anwesen vor dem Zorne der Götter geschützt. Karl der Große befahl seinen Untertanen die Anpflanzung dieses Gewächses im Bereiche ihrer Gehöfte. — Der Glaube an die Wunderkraft dieser unscheinbaren Pflanze hat sich im deutschen Lande lange lebendig erhalten, ja, er ist noch heute nicht gänzlich erstorben. Wenn man z. B. durch die malerischen Ortschaften des Frankenlandes oder die Dörfer Thüringens wandert, so wird man kaum ein altes bäuerliches Gehöft finden, in dem nicht die Dachwurz angepflanzt ist. Öfters sieht man, wie über der Haustür eines kleinen, armen Häusleins ein Brett schräg angebracht wurde, das über und über mit der Dachwurz bedeckt ist. Und auf mancher alten Toreinfahrt wuchert die Pflanze so dicht, daß die jungen Ausläufer, die sie treibt, keinen Platz und keinen Halt mehr finden, sondern, nachdem das Verbindungsglied mit der Mutterpflanze abgestorben ist, langsam zu Boden rollen. Auf der großen Dachfläche eines Hauses findet sich schon eher Gelegenheit zur Ansiedelung und zur Ausbreitung. Auch da bilden sich bald dichte Matten, auf denen sich die einzelnen Pflänzchen gegenseitig Schutz gewähren gegen Witterung und äußere Einflüsse.

Wenn man solch einen üppigen Sempervivumrasen auf einem glatten Ziegeldache oder auf einer nackten Mauer wachsen sieht, so legt man sich wohl wieder und wieder die Frage vor: Wie ist es nur möglich, daß diese Pflanzen gleichsam aus dem spröden Gestein ihre Nahrung ziehen? Es scheinen da wirklich geheime Kräfte mit am Werke zu sein.

Erst kürzlich hat Professor Zach in einem der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien nachgewiesen, daß ein eigenartiger Pilz mit den Wurzeln der Semperviven eine Lebensgemeinschaft eingeht, die Wurzelzellen mannigfach durchdringt und durchwuchert und allerlei Nährstoffe in ihnen ablagert, um nach einer gewissen Zeit abzusterben und zu verschwinden. Die Reservestoffe aber, die er in den Wurzelzellen angehäuft hat, kommen dann seiner Wirtspflanze zugute. Auf diese Tatsache ist gewiß ein großer Teil der Genügsamkeit der Semperviven zurückzuführen Außerdem dürfen wir auch nicht die besonderen Schutzeinrichtungen vergessen, die den Pflanzen von der Natur verliehen sind Hierher gehören vor allem die dickfleischigen, saftreichen Blätter mit ihrer derben, glatten Oberhaut, die die Verdunstung fast völlig unterbindet. Endlich liegt auch ein Schutz in dem niedrigen Wuchs und dem Zusammenschließen zu einem dichten Rasen, wodurch die Durchlüftung wesentlich eingeschränkt wird) — Daß der niedrige Wuchs nur eine Anpassung an die Lebensverhältnisse bedeutet, können wir schon daran erkennen, daß die Pflanzen, wenn sie in andere Bedingungen gebracht werden, diese Gestaltung aufgeben So zeigen z. B. die im Zimmer gepflegten Crassulaceen unter Umständen ein auffälliges Höhenwachstum. Die unter normalen Bedingungen so kurz zusammengedrängten Stengelglieder schieben sich weiter auseinander und nehmen ein bleiches, geiles Aussehen an. Es ist dies ein Fingerzeig dafür, daß man den Pflanzen ein kühleres Plätzchen zuweisen und sie möglichst trocken halten soll. In wärmeren Zonen wird die Busch- und selbst die Baumform zur

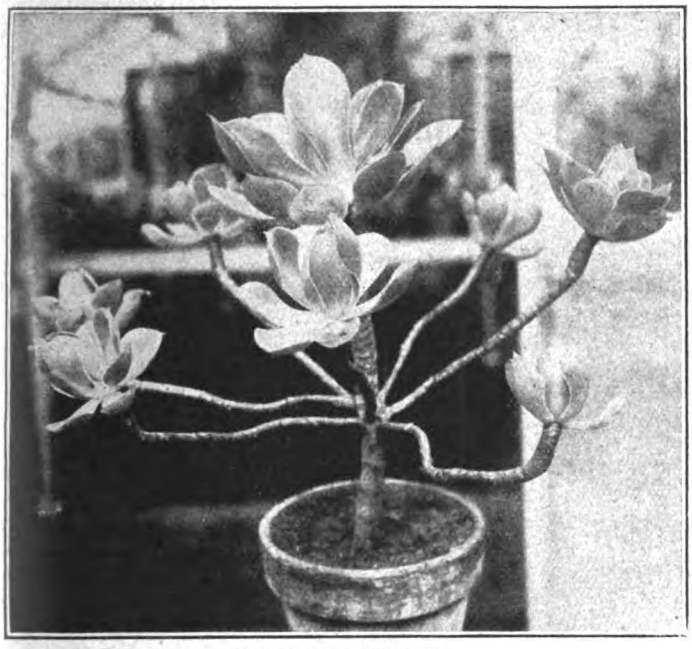


Crassula perfoliata.

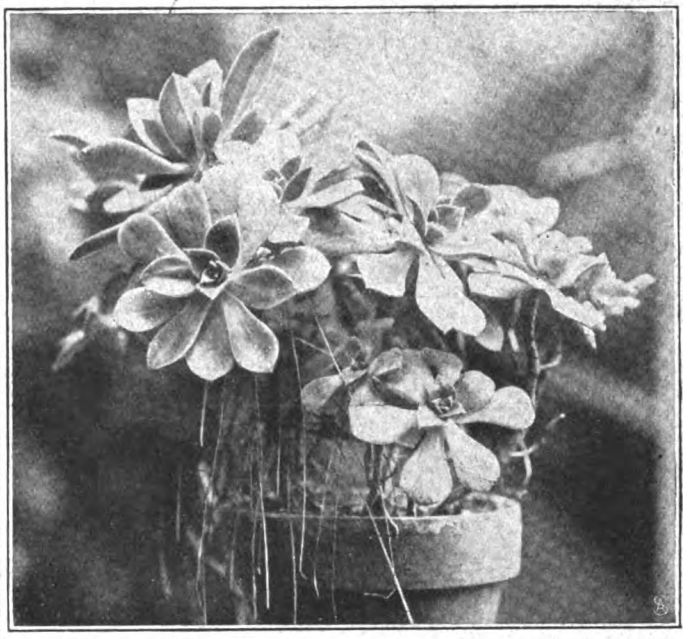


Weiße Fetthenne (Sedum album) blühend

Digitized by Google

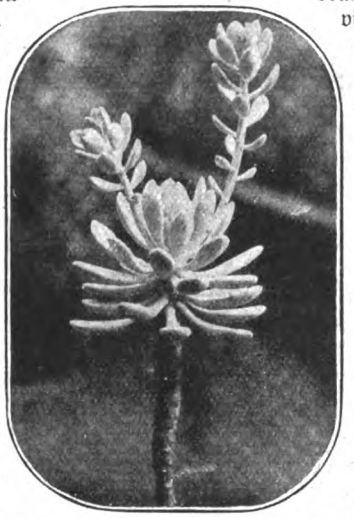


Sempervivum glutinosum.



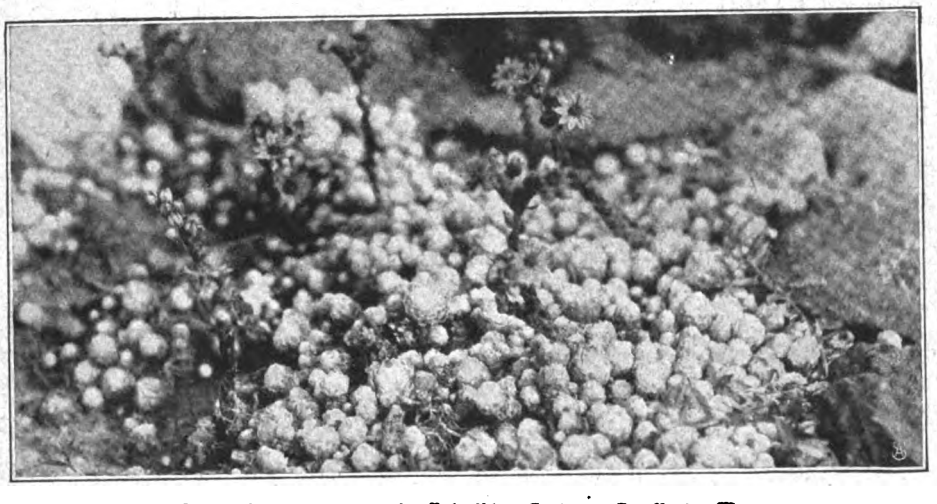
Sempervivum Haworthii.

Regel. In den Mittelmeerländern finden sich zahlreiche baumförmige Semperviven. Die größten und schönsten Formen zeigt die Insel Madeira. Mit einiger Sorgfalt lassen sich verschiedene dieser subtropischen Formen auch bei uns züchten, ja selbst zum Blühen bringen. Es finden sich unter den Dickblattgewächsen sogar einige höchst eifrige Blüher. Auch als Ampelgewächse sind manche Arten sehr zu empfehlen. Besonders erwähnen möchte ich von diesem Gesichtspunkte aus die Crassula perfoliata, die mit ihren dicken, weißlich-grünen, wie an Perlenschnüren aufgereihten Blättern einen äußerst merkwürdigen Eindruck macht. Zu den Crassulaceen gehört ferner die blaugrüne Echeveria, eine hauptsächlich in Mexiko in mehreren Arten verbreitete Gattung, die bei uns als Einfassungsschmuck für Teppichbeete wie als dankbar-anspruchslose Topfpflanze seit langem bekannt und beliebt ist.



Diadostemon Hookeri.

Eigenartig, wie der ganze Wuchs, ist auch das Blütenleben der Semperviven. Im Juli und August strecken sich aus der Blattrosette der stengellosen Arten kerzengerade, etwa spannenhohe Blütenstiele hervor. Die an ihrer Spitze entstehenden Knospen entfalten sich zu vielstrahligen Blütensternen mit auffallend gefärbten Kronenblättern. Schon diese leuchtenden Farben lassen darauf schließen, daß die Blüten zum Zwecke der Bestäubung auf Insektenbesuch rechnen. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß sich bei kaum einer Sempervivumart die Staubgefäße und Stempel gleichzeitig entwickeln, sondern die Staubbeutel öffnen sich durchweg zu einer Zeit, da die Narben der Stempel noch nicht belegungsfähig sind, und sie sind vertrocknet, wenn die Narben zur Aufnahme des Blütenstaubes bereit erscheinen. — Die Pflanzen sind also darauf angewiesen, daß den Stempelnarben der zur Befruchtung notwendige Blütenstaub von anderen Blüten zugetragen wird, die in ihrer Entwicklung noch weiter zurück sind. Diesen Dienst versehen bekanntlich die Insekten, die Bienen und Hummeln. Aber nicht unentgeltlich unterziehen sich die Tierchen dieser Arbeit, als Entschädigung für ihre Mühe beanspruchen sie süßen Honigsaft. Die Semperviven sind mit solcher Süßigkeit wohl ausgerüstet. Doch nicht zu jedermanns Belieben wird dieses kostbare Lockmittel bereitgehalten — es würde sonst von unberufenen Gästen schnell aufgezehrt sein —, sondern es liegt in besonderen Behältern tief am Grunde der Blumenkronblätter aufgespeichert. So genau ist der Zugang zu den Honigtöpfchen von allen Seiten abgeschlossen, daß das Insekt jedesmal, wenn es an einen neuen Honigbehälter gelangen will, seinen Rüssel herausziehen, eine gewisse Drehung vornehmen und ihn wieder von neuem in eine andere Röhre einführen muß. Durch diese Bewegungen wird es auf seiner Unterseite an einer bestimmten Stelle vollständig mit Blütenstaub eingepudert. Fliegt es nun auf eine andere Blüte, bei der die Narben belegungsfähig sind, so haben sich auf dieser Blüte die Stempel gerade so weit nach außen gebogen, daß die Narben genau an der Stelle stehen, wo bei der anderen Blüte der Pollen zu finden war. Die Narben tupfen ein wenig von dem Blütenstaube ab, und die Bestäubung ist vollzogen. — Das merkwürdigste ist aber doch, daß die Blüten, wenn sie in Verhältnisse gebracht werden, wo kein Insektenbesuch zu erwarten ist, etwa in das Zimmer, ihre alten Gewohnheiten aufgeben. Die Staubbeutel bleiben dann so lange stäubend, bis die Narben der Stempel reif sind, so daß die Befruchtung innerhalb ein und derselben Blüte vor sich gehen kann. Auch hier also wieder bietet sich uns ein Beispiel dar für die wundervolle Zweckmäßigkeit, mit der die Natur in allen ihren Ausstrahlungen zu arbeiten pflegt.



Sempervivum tomentosum im Botanischen Garten zu Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Baltische Dichter.

Von Hedwig von Puttkamer.

Seit siebenhundert Jahren sind die baltischen Provinzen deutsche Kolonie. Die unternehmungslustigen, beherzten Männer der Hansa und des deutschen Ordens, die diese fernen Landstriche für das Deutschtum eroberten, standen durch alle diese Jahrhunderte hindurch gleichsam mit Gewehr bei Fuß auf Vorposten. Sie mußten in stets wiedererwachenden Kämpfen Jahrzehnt für Jahrzehnt dasjenige erneut erwerben, was sie doch schon als ihren wertvollsten Besitz erachteten und festzuhalten strebten: ihr Deutschtum. Seine Kraft wurde nicht aus einer Blutmischung mit den eingeborenen Völkern immer wieder in ihnen lebendig, es fehlte ihnen in ihrer Wahlheimat durchaus an der bodenständigen Unterbevölkerung ihres Schlages, dem deutschen Bauernstande. Sie blieben allezeit nur eine dünne Oberschicht von Herren, die sich vom fremden Volk der Einheimischen gesondert hielt; darum sind die Balten kein Volksstamm, sondern ein Herrenstand. Einzig aus dem Geist ihrer Aufgabe, Deutscher und Herr zu bleiben, konnten sie die innere Kraft zur steten Selbsterneuerung finden.

Obgleich die Abgeschiedenheit vom deutschen Mutterlande sich noch durch ihre wechselnde Zugehörigkeit zu fremden Staaten: Polen, Schweden und Rußland, vertiefte, blieb das künstlerische Leben der Balten doch immer in engem Zusammenhange mit der alten Heimat. Aber ihre ganze Lebens- und Wesensrichtung mußte sich in den Jahrhunderten des Daseinskampfes, in dem sie fortgesetzt standen, nach anderen als rein künstlerischen Seiten entwickeln. Die Kunst in jeder Form blieb ihnen mehr Mittel zum Zweck des Lebensgenusses, als daß sie Selbstzweck wurde. Sie bedeutete ihnen Schmuck und Erholung, nicht tiefsten Lebensinhalt, und aus der Geschichte ihrer Kämpfe und ihrer Kultur erklärt es sich, daß das Entwicklungstempo der baltischen Literatur häufig durch lange Perioden unfruchtbaren Schweigens unterbrochen wurde.

Aus diesem innerlichen Verhältnis zur dichtenden Kunst erscheint es auch nur folgerichtig, daß einer ihrer Größesten, das Genie Jakob Michael Reinhold Lenz, dem seine Kunst das Leben selbst war, in der eigenen Heimat weder Verstehen noch Würdigung fand. Er flüchtete in die weite Halle des deutschen Dichterwaldes und mußte es dennoch erleben, daß er auch hier ein Fremder und Unverstandener blieb, weil er eben doch ein stark ausgeprägter Balte war. In seinen Dramen finden sich schon Keime zum dramatischen Stil der heutigen Tage, und was ein Wedekind und Eulenberg etwa an Stilistischem erstrebten, erscheint schon damals bei Lenz in zielsicherer, bewußter und knapper Gestalt. Seine Lyrik blieb seiner Mitwelt, der Goetheschen Zeit, nicht ganz so wesensfremd wie seine Dramatik. Gedichte wie „Sehnsucht" tragen unverkennbar den Stempel weimarischen Geistes, aber auch den Glanz genialen Dichtertums an sich, wie er reiner und goethescher nicht gedacht werden kann:

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All unsre Lust ist fort mit dir gezogen.
Still überall
Ist Stadt und Feld. Dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei!
Komm bald zurück, sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai!

Die baltische Dichtung der Biedermeierzeit ist zumeist liebenswürdige Gelegenheitskunst. Jugend und Liebe, Wein und Freundschaft, Untreue und Verlassenheit werden besungen, ohne daß Form oder Inhalt von starker Persönlichkeit Kunde geben. Das gesamte Dichten des 19. Jahrhunderts stand im Baltikum unverkennbar unter dem Einfluß von Lenau, Geibel und Heine, wobei natürlich nur des letzteren Art der Sprachbehandlung und des bildlichen Ausdrucks, nicht aber seine Persönlichkeit gemeint ist. Zumeist dem Adelsstande entsprossen, sind die baltischen Dichter wahre Chevaliers errants, die in ihren Versen trotzig, tapfer und ein wenig hochmütig den Kampf mit den Widerwärtigkeiten ihrer Umwelt ausfechten oder sie im Wortbild widerzuspiegeln suchen. Namen wie Viktor von Andrejanoff, Graf Rehbinder, Karl von Fircks und Maurice Reinhold von Stern klingen auf, ohne besonders wuchtige Eindrücke zu hinterlassen. Langsam bahnt sich in den nervöser und subtiler werdenden Dichtungen des Letztgenannten die neue Zeit der jungen Balten an, die um die Jahrhundertwende Persönlichkeiten von hervorragender Eigenart und Kraft aufweisen.

Wenn sich auch die baltische Dichtkunst heute so gut wie von jeher ihre Vorbilder bei den Meistern deutscher Literatur sucht, wie etwa bei Hölderlin, Jean Paul, Platen, Brentano, Liliencron und Stefan George, so kann doch kaum von einer Nachahmung jemals gesprochen werden. Der wahre Künstler ist und bleibt letzten Endes ein Unbelehrbarer. Er kann sich wohl das rein Handwerksmäßige seiner Kunst vom Meister zeigen lassen und darin von ihm lernen, aber er wird sich doch zu eigenen Wegen und eigensten Zielen hindurcharbeiten und durchringen. Solch ausgesprochenes Persönlichkeitsgepräge liegt als besonderer Reiz über den Dichtungen der jungen Balten, von denen hier nur einige in kurzen Proben ihrer Kunst skizziert werden können.

Kurt Bertels, einer ihrer Ersten und Besten, den ein früher Tod dahinraffte, singt von seiner Heimat:

Ich liebe die sonnigen Wälder
In Livland, da bin ich her.
Den Silbersee und das Torfmoor
Und mein Boot und mein altes Gewehr.

Ich liebe die nordischen Farben:
Schwarzfichten riesenhaft
Und leuchtende Lämmerwolken,
Bernstein und Birkenschaft.

Ich liebe die Taucherenten
In ihrem weißblendenden Pelz,
Vom Flügel der Mandelkrähe
Hellblauen, versteinerten Schmelz.

Ich liebe die blanken Gefahren:
Sturmsegel, verwegenes Spiel,
Die sternklare nordische Rede
Und Worte mit Bug und Kiel.

Auch ein Ringender, wie Bertels, nur naiver, unbekümmerter und schlichter in der Art und Form seines Ausdrucks, ist Otto von Schilling, der zuweilen den völlig echten Ton des kleinen Volksliedes trifft, wie es die Mädchen bei der Heimkehr vom Felde singen, ohne zu wissen, woher ihnen Wort und Klang zuflatterte:

Ritter Tod.

Komm mit, feine Fraue, komm mit!
Wo ich des Weges tu reiten,
Alles Volk muß mich begleiten,
Dein Weinen hilft dir nit.

Ritter Tod, was ficht Euch an?
Ihr dürft mich nicht anfassen,
Mein Kind kann ich nicht lassen,
Dazu meinen liebsten Mann.

Feine Fraue, laß ab zu flehn,
Dein Kind mag nach dir schreien,
Dein Mann ein' andre freien,
Du mußt jetzt mit mir gehn.

Mit geradezu wundervoller Bildhaftigkeit gelingt es einem andern, Bruno Goetz, das Wort wie einen farbenreichen Pinsel zu führen und tiefen Sinn und innerlichste Leuchtkraft in seine Verse zu legen.

Bauern.

Mit ruhigem Trotze im harten Gesicht
Müh'n sich Bauern im ersten Frühsonnenlicht
Und lassen in schwerem, sorgendem Sinnen
Gelbe Saaten zur Erde rinnen.
In ihres Ganges wuchtigen Tritten
Lebt alles Leid, das sie dumpf durchlitten.
Sie schauen forschend und unverwandt
Weit über das schweigende, ruhende Land,
Und horchen nicht auf, wenn in der Luft
Hoch oben ein ferner Vogel ruft,
Und fühlen nichts als der dampfenden Erde
Ernteträumendes, mächtiges: Werde!
Stumm schreiten sie im braunen Meer
Der Schollen saatenstreuend umher.
Und des zeugenden Lichtes klares Glühn
Strahlt ewig gleich auf das gleiche Mühn.

Digitized by Google

Manche Gedichte von Goetz, wie „Der Tag wächst“ oder wie „Mondlicht über den Toten“, packen den Leser mit fast dramatischer Wucht.

Immer wieder klingt aus den Liedern der Balten jene heimliche Schwermut auf, die nicht Sentimentalität ist, sondern wohl zu tiefst in der Weite und Stille ihrer nordisch großzügigen Landschaft begründet liegt, die den Menschen zur Verinnerlichung treibt. Auch aus den Strophen einer Frau, die zu den jungen dichtenden Balten gehört, spricht ungestilltes Sehnen und gequälte Zerrissenheit, die leidenschaftdurchwühlte Unrast eines unbefriedigten Herzens. Elfriede Skalberg klagt der Nacht ihr Leid:

Der Wind ist schlafen gegangen,
Alles Licht ist verblaßt,
Wenn die letzten Stimmen verklangen,
Kommt die verschwiegne Nacht zu Gast.

Alle Augen erblinden,
Keiner gibt auf dich acht.
Niemand kann deine Tränen finden.
Nun darfst du weinen . . . die ganze Nacht!

Neben dem im Reich weit bekannten und vielgelesenen Romanschriftsteller Grafen Eduard Keyserlingk ist es der Dichter Graf Paul Keyserlingk, der seine Leier in zarten, schwingenden Klängen ertönen läßt und mit ihr Bilder von pastellfarbenem Reiz hervorzaubert.

An Paul Verlaine.

Es kommt die Zeit, da du vergessen
Und nur belächelt wirst als krank . . .
Da finden dich verstaubt im Schrank
Zwei vierzehnjährige Komtessen.

Sie lesen dich ganz eng umschlungen
Mit offnem Haar in ihrem Zimmer.
In ihren Augen . . . samtner Schimmer.
Sie stehen da, zwei schlanke Jungen.

Und Lippen rot . . . wie heißer Wein . . .
Und Körper straffen sich wie Sehnen.
Ermattet und mit Kindertränen
Schläft jede, ohne Beten, ein.

Eine ganz besondere Erscheinung für sich ist Hellmuth Krüger mit seinen scharf ausgeschnittenen Versbildern, die in dem harten Licht, in das er sie hineinzustellen liebt, fast schmerzhaft wirken. Nur dem oberflächlichen Leser erscheinen sie grotesk, lustig wie etwa Morgensternsche Ausgelassenheiten. Und dennoch liegt eine heimliche Bitterkeit gegen die Wesenlosigkeit der Dinge und eine Ironie, eine überlegene Spottlust in den kurzen Vierzeilern, die das Lächeln über sie ein wenig herbe machen. Berliner Leben leiht dem Dichter den willkommenen Anlaß, seinen Stift zu spitzen.

Caféfrühling.

Ein dicker Herr trinkt Bier und sieht mit blassen
Hellblauen Augen ausdruckslos ins Licht.
Wir sitzen hinter weißen Kaffeetassen,
Ich schreib' auf einen Stadtplan dies Gedicht.

Im Garten hüpfen Spatzen, leicht wie Gummibälle,
Und die Kastanienblätter hängen grün und matt.
Die blonde Kellnerin steht lächelnd auf der Schwelle
Und tut, als ob sie alles das veranlaßt hat.

Aus dem malerischen Finnland: Die Imatra-Stromschnellen. Bild- und Film-Amt.

In Krügers Versen zeigt sich zuweilen besonders deutlich der Einfluß Heines, von dem zu Beginn einmal gesprochen wird.

Als Letzter aus dieser flüchtigen und längst nicht erschöpfenden Überschau der jungen baltischen Dichter sei noch der Freiherr Otto von Taube erwähnt, dessen Gedichte man wohl mit den Zeichnungen Aubrey Beardsleys verglichen hat. Wie jene scheinen sie nach außen hin kühl und verschlossen, und doch pulst in ihnen ein fast unheimliches, überraschendes Leben, und ihre Linienführung zeigt ein außerordentliches Feingefühl für die letzten, nervösesten Reize der Stimmungswelt. Es sei hier nur eines seiner Sonette, „Aus einem alten Hause“, abgedruckt:

Für mich allein gießt in kristallne Flaschen
Vom alten Wein der zitternde Lakai
In seiner abgetragenen Livrei
Mit samtenen, zerschlissenen Gamaschen.

Vom Besten ließ er mich als Knaben naschen, —
Nun ist er alt, ich bin ihm einerlei,
Er gleitet ohne Laut an mir vorbei,
Auch seine Antwort kann ich kaum erhaschen.

Nach meiner Kindheit schmeckt ein jeder Gang,
Der Lüster brennt, ich sehe aus den Ecken
Sich schummerige Schatten nach mir recken,

Und in dem weiten Saale wird mir bang.
Mir wird es so, als ob sich von den Wänden
Die toten Ahnen zu der Tafel fänden.

Digitized by Google

Die Beisetzung der November-Gefallenen in Berlin.

Am Vormittag des Bußtages (20. November) fand auf dem Tempelhofer Feld in Berlin die Trauerfeier für die in den Umsturztagen Gefallenen statt. Während das Gerücht zuerst wissen wollte, das Blut sei in den Straßen Berlins in Strömen geflossen, hat sich glücklicherweise herausgestellt, daß der Umsturz hier nur insgesamt fünfzehn Menschenleben gekostet hat, von denen sechs Gefallene bereits vor dem Bußtag beerdigt waren. Auf einer hohen, schwarz beschlagenen Tribüne waren die Särge aufgestellt, eine vieltausendköpfige Menge hatte sich in guter Ordnung auf dem Tempelhofer Feld versammelt und säumte die Straßen ein, durch die sich nach beendeter Feier der Leichenzug von hier durch die Belle-alliance- und Königgrätzerstraße, durch das Brandenburger Tor, Unter den Linden, über den Schloßplatz, durch die König- und Landsbergerstraße nach dem Friedrichshain bewegte, wo auf dem erweiterten Friedhof der Märzgefallenen die Toten beigesetzt wurden. Allein die abgeordneten Kranzdeputationen zählten mehrere tausend Köpfe, die Zahl der Kränze weit über tausend. Fast alle größeren industriellen Betriebe, die Staatsbetriebe, die Gewerkschaften waren durch Deputationen der Arbeiter vertreten. Die Regierung, mit Ebert und Haase an der Spitze, war vollzählig erschienen. Ebenso die Gegner der Regierung, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Die Reichsregierung hatte einen Kranz mit der Aufschrift: „Den Opfern der Revolution, Rat der Volksbeauftragten" gesandt, der Kranz der preußischen Regierung trug die Widmung: „Den Freiheitskämpfern die preußische Regierung." Von der Rednertribüne auf dem Tempelhofer Feld sprachen Richard Müller im Namen der Arbeiterschaft Berlins, Molkenbuhr im Namen der Soldaten, ferner Haase, Hirsch und Rosenfeld. Der Zutritt zu dem kleinen Friedhof der Märzgefallenen war nur den Familienangehörigen und den Spitzen der Behörden gestattet. Soldaten und Matrosen trugen unter Glockengeläut die Särge zur Gruft. Der mit 450 Sängern erschienene Arbeitersängerbund sang das Lied der Freiheitskämpfer ‚Unsterblichkeit' und der Kosleck'sche Bläserchor intonierte einen Trauermarsch. Vom Rat der Volksbeauftragten sprach Herr Barth. Er schloß mit den Worten: „Lieber im Sturme stehen, als betteln müssen, lieber untergehen, als andern die Füße küssen" — ohne Bezug natürlich auf unser Verhältnis zu der Entente. Karl Liebknecht forderte die rücksichtslose Durchführung seiner Ideale, und Klara Zietz gedachte Namens der Frauen der Gefallenen. Drei Ehrensalven einer Matrosenabteilung beendeten die Feier gegen 4 Uhr nachmittag. Ordnungspatrouillen regelten das Auseinandergehen der Menge.

Der Trauerzug passiert den Potsdamer Platz. Phot. E. Benninghoven.

Phot. M. Seunecke.
Die Menschenmenge bei der Trauerfeier auf dem Tempelhofer Feld.

Phot. H. Noack.
Emanuel Wurm.
Der neue Leiter des Reichsernährungsamts.

Phot. Th. Diepenbach.
Heinrich Stroebel. **Paul Hirsch.**
Die beiden Vorsitzenden der preußischen Landesregierung.

Kurt Eisner. Phot. L. G. Grill.
Der Ministerpräsident des bayerischen Volksstaates.

Digitized by Google

Nr. 51 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt ✻ Begründet von Ernst Keil 1853

Vereinigt mit „Die Weite Welt“ und „Vom Fels zum Meer“

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Heften zu je 40 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 80 Pf.

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau“ in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 3 Mark oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 50 Pf.

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße!“

Die Formel „Copyright“ dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(14. Fortsetzung.)

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

Selmar hatte schon mancherlei Küsse gegeben und in Empfang genommen. Kein Mädle aber hatte er noch so zehrend geküßt, wie er jetzt die Ehefrau des Bauern Kämpf küßte. Die Seine der Zukunft. Und noch mit keinem Mädle war er so zart verfahren.

Als Laura ihren Weg allein fortsetzte, brannten ihre Wangen in tiefer Glut, die Verschleierung hing noch vor dem Glanz ihrer Augen, die nach innen gerichtet waren.

Diese zurückgehaltenen Blicke schlossen sie von der Außenwelt ab, als laufe eine Mauer neben ihr her. In deren Schutz sie aufs neue erlebte, was der Vergangenheit bereits angehörte.

Laura hatte die Höhe erreicht. Sie gelangte in den Fahrweg und kam heim.

Da sahen Mutter und Sohn alsbald, daß ihre Hoffnungen sich nicht bewahrheitet hatten. Sie hängten ihre Augen an die junge Frau, an den ernsten, festen Ausdruck ihres Gesichts, der etwas Feindliches hatte.

„Gute Laune hast du net mitgebracht“, sagte Pauline erbost.

Die junge Frau packte den Korb aus, von oben herunter die kleinen Einkäufe, danach das getragene Hemd ihres Mannes. — Und sie sagte: „Es soll vom Herzen und von der Leber herkommen.“ Sie legte einen Zettel dazu, auf dem die Verordnung stand. Der große Kurpfuscher hatte auch gleich die Medikamente geliefert, Tee und Einreibung. Ihre erläuternden Worte waren dürftig, der Tonfall still.

Sie fand den Mut nicht, mit ihrem Mann zu sprechen. Seine Schlechtigkeit, die Vorschub hatte leisten wollen, wurde blaß und bot keine Handhabe zur Abkehr mehr. Der Hasser in ihr verstummte. Aber der Aufseher blieb doch am Werke.

Als sie am Abend in ihre Schlafkammer kam, saß ihr Mann auf dem Bettrand in seinen Kleidern. Er kam mit ausgestreckter Hand auf sie zu.

Sie aber wich zurück. Nachdem sie den Burschen geküßt, wollte sie nicht, daß ihr Mann sie mit einem Finger noch anrühren solle. Es war, als ob er wanke. Mit erdfahlem Angesicht setzte er sich wieder.

Und die Frau stand — stand —. Wandte sich mit schwerfälliger Drehung und verließ die Kammer.

Weihnacht.

Jetzt ist heil'ge Zeit!
Macht die Herzen weit!
Christkind klopft . . . kommt,
laßt es schnell herein!
Sel'ger Glockenklang
Tönt den Weg entlang.
Und die Seele träumt im Kerzenschein . . .

Macht die Herzen weit!
Jetzt ist heil'ge Zeit!
Laßt sie nicht an euch vorübergehn!
Still in Schnee und Eis
Blüht ein lichtes Reis . . .
Heil'ge Wunder darf die Seele sehn! . . .

Jetzt ist heil'ge Zeit!
Kommt, macht euch bereit!
Laßt die Lebensnöte weit zurück!
Aus dem Jugendland
Winkt die Mutterhand,
Und die Seele lächelt still vor Glück!

Jetzt ist heil'ge Zeit,
Macht die Herzen weit!
Christkind klopft . . . kommt,
laßt es schnell herein . . .
Wintersonnentraum
Huscht durch jeden Raum —
Weihnacht soll es um und in uns sein!

Hansjürgen Wille.

Digitized by Google

Sie ging in die Putzstube, die mondhell war. Setzte sich auf den Stuhl am Fenster und schaute zum Himmel.

Nachher saß sie auf dem roten Plüschsofa in der Qual, die aus ihrem Herzen aufstieg und das Haus anfüllte. Sie schlief ein, wurde wach. Und erwachte.

Ein alter Mann kam in die Stube. Die Schultern waren zusammengerückt. Er trug eine Laterne in den Händen, stellte sie auf den Tisch und setzte sich nieder.

Eine Stimme ohne Klang und Farbe sagte: „Ich habe mir das gedacht, daß du hier sitzen wirst. Das hat doch aberst keinen Zweck, wir weichen voreinander aus. Lieber bereden wir das, was zwischen uns liegt." Er machte eine Pause. „Du hast Hartmann getroffen?"

„Ja —." Da er nichts erwiderte, fuhr sie fort: „Wir sind a Stückle zusammengegangen. Danach ist er wieder retour."

Sie sahen einander an. Des Mannes Gesicht sah verfallen aus, dasjenige der Frau war tränenverdunsen.

„Warum hast du das gemacht?" fragte sie. Ihr Ton war derjenige eines Richters.

Er antwortete ganz schlicht: „Ich habe gedacht, das ist vorübergehend."

Seine greisenhaft kranke Güte entrüstete sie.

Er sagte voller Kummer: „Man hat sein bißle Sonnenschein. Das möchte man net einbüß. Du könntest dir ja doch wünsch, was du willst, ich würde dir alles bewilligen. Wir könnten auch amal eine Luftreise machen, mit der Bahn. Wir fahren nach Halle oder Leipzig oder Nürnberg, wie uns das paßt. Man macht sich da zu tun. Ich kann das schon verbind mit Geschäften. Und a paar Täge kann man im Winter immer einmal abkommen. Und du hast dein Pläsier, du siehst a bißle was Neues. Und wir haben nachen was zum Pappern und zum Erzählen. Ja, das wollen wir machen, gelle? Und was dir epper gefällt, das kaufen wir unterwegs. Ein Kleid oder ein Paar neue Schuhe nach der Mode." Er lächelte wie einer, der am Kreuze hängt.

Dies Lächeln brachte die Frau zum Weinen. Und sie antwortete: „Ich kann mich nit mehr losreiß, die Kraft habe ich nit mehr. Ich habe mich gesträubt bis itze. Aber nune bin ich zu Ende. Nune gibt es für mich bloß noch den einen Weg. Ich kann auch nicht mehr in dem Zwiespalt weiter leben. Das hält mein Geist nicht mehr aus. Und sterben will ich auch nicht, wo ich das itze gesehen habe, was das Leben mich bieten kann. Und du bist doch einverstanden gewast. Das war doch balle so, du bietest ihm das an — du hast nix dagegen einzuwenden, wenn wir unrechte Sache machen. — Ich kann net mehr hierbleiben. Ich packe mein bißle zusammen der Ordnung wegen, das mache ich gleich jetzt. Nachen gehe ich heim zu meiner Mutter."

„Die wird sich free (freuen)", sagte Kämpf bitter.

„Freilich wird sie böse sein. Auf gute Stunden kann ich nit bei ihr hoffen. Die wird mir kaum den Bissen Brot vergönnen. Aber ich muß das tragen, das kann mir keiner abnehmen."

Sie war aufgestanden und um den Tisch herum gekommen, als wolle sie aus der Stube gehen. Als sie an ihrem Manne vorüber wollte, stockte ihr Fuß. Und sie standen nun beide aufrecht.

Schauten einander an. Ließen beide ihre Blicke zu Boden sinken.

Kämpf sah im Angesicht seiner Frau einen Zug der Ergebung in die Qual der Stunde, den er für Zögern hielt. Und der wahnsinnige Wunsch, sie zu halten, kam ihm wieder, auch der Glaube an die Möglichkeit. Ganz fernab nur an die Möglichkeit — —.

Und er streckte, als ihr Fuß wieder zutrat, seine Hand aus und sagte fest: „So eilig wirst du es ja net haben, daß du nicht noch a paar Stunden verweilen kannst. — Du bleibst noch bis zu Mittag hier — das verlange ich." Darauf ging er aus der Stube.

Sie setzte sich wieder. Um ein Weilchen aber stand sie auf und ging nach unten an die Früharbeit bei dem Vieh, an das Füttern der Schweine und das Melken der Kühe.

Darüber war es hell geworden.

Sie hörte, daß der Wagen aus dem Schuppen auf den Hof geschoben wurde. Die Magd kam und bestellte sie in die Stube.

Die Frühkost stand auf dem Tische. Laura sollte essen und trinken.

Sie wollte abwehren, sie möge nicht. Aber sie wagte es nicht. Ein feindlicher Zwang lag in der Luft, dem sie sich nicht widersetzen konnte. So saß sie denn nieder und langte ein wenig zu.

Sie sah, daß ihr Mann das Vorhemdchen trug, auch den Stadtrock hatte er angezogen. Nun schlug ihr Herz in Angst, was das bedeuten solle.

„Räum weg", sagte er zu ihr. Sie trug hinaus. Kam mit einem Tuch und wischte den Tisch ab.

Kämpf hatte einen wollenen Schal um den Hals gebunden und den Mantel übergezogen. Jetzt trat er an den frei gemachten Tisch heran.

„Mit Gott denn", sagte er. Sein Gesichtsausdruck und seine Stimme waren gleich feierlich.

Er stieg auf den Wagen und fuhr ab.

Wenn eins eine schwierige Reise macht, muß zuvor der Tisch abgeräumt werden. Das fiel der jungen Frau ein, wie ein Zauber, der sich um sie schlingen wollte.

Sie sah sich scheu nach der Mutter um; aber die achtete ihrer nicht. Ihr steinerner Gesichtsausdruck schalt sie eine Schlechte.

Indes fuhr Kämpf zur Stadt hinunter. Nebel füllte die Luft gleichmäßig an. Späterhin teilte er sich und stieg, lag weiß um die Höhenköpfe, bauschte zwischen den einzelnen Bergen hervor, hing vom Himmel herab, weiß, duftig, durchsichtig wie Schleierfetzen. Und das Ackerland, über das er gefegt war, sah satt und dunkel aus.

Kämpf fuhr wieder heim.

Der Knecht führte die Leinen, der Bauer saß hinten im Wagen, die Hände auf den Schenkeln, die Brust eingedrückt, den Kopf herunterhängend. Er fuhr heim — nachdem er beim Physikus gewesen war und ihn um Rat gefragt hatte seines Gesundheitszustandes wegen.

Hm—m—m — warum denn eigentlich? Ihm fehle doch etwa gegenwärtig nichts Besonderes? hatte der Physikus ihn gefragt.

Kämpf hatte geantwortet: Doch. Es steche und reiße in der Brust.

Darauf der Physikus: Ja — das tue es doch meistenteils wohl. Das seien eben Rückstände von dem Unfall damals. Der bäuerliche Tag sei auch lang und die Arbeit schwer. Und dann werde man eben älter.

Wie lange er wohl noch zu leben habe, hatte Kämpf gefragt.

Darüber hatte der Physikus gelacht wie über eine große Torheit. Das sei noch gar nicht abzusehen. Er könne, wenn er sich sonst schone, alt mit seiner sogenannten Krankheit werden.

Was denn alt sei?

Sechzig, siebzig vielleicht.

Kämpf war gegangen.

Jetzt war er auf der Heimfahrt begriffen.

Während er so dahinfuhr, überlegte er die nächsten Geschehnisse. Überlegte, was er selbst zu tun und zu unternehmen habe, um den Wandel in seinem Leben und seinem Hause herbeizuführen.

Denn er wollte seiner Frau die heißersehnte Freiheit geben.

Hätte ihm der Physikus noch ein oder zwei Jahre an Lebensdauer zugesprochen, so hätte er die Frau nicht ziehen lassen. Dann würde er gebetet und mit ihr um ihr Bleiben

Digitized by Google

Heimkehr von der Christmette.
Zeichnung von Fritz Bergen.

Digitized by Google

gerungen haben. Sein Rücken wölbte sich, seine Brust zog sich ein, sein Kopf sank herab.

Und sein Gesicht wurde alt und steinern fest.

Hinter der Festigkeit jedoch lag etwas anderes, das sie durchstrahlte und ihr jegliche Härte nahm.

Der Wagen fuhr auf den Hof. Kämpf stieg ab.

Er ging sogleich ins Haus und suchte seine Frau. Sie kam aus der Putzstubenkammer.

Ohne alle Einleitung sagte er in ruhigem Tone: „Du kannst dein Zeug zusammenpack, was du mitnehmen willst. Ich halte dich itze nicht mehr. Aber das meiste wirst du doch gleich hierlassen wollen für später. Das kann epper zu Frankes rüber. Platz haben sie. Die Möbels und Betten und Stühle und so . . ."

Er brach ab. Sie stand vor ihm mit hängenden Armen.

Tränen schossen ihr aus den Augen, Schamröte peitschte ihr in die Wangen.

Aber nicht etwa, weil sie ging, denn das mußte sie tun. Sondern weil sie an des Mannes Ehrlichkeit gezweifelt hatte. Weil sie aus seiner rührenden Bitte, ihm zu verbleiben, mangelnden Wohlanstand herausgehört hatte. Sie war niedrig gegen ihn gewesen, auf den sie gemeint hatte, herablehen zn müssen.

„Wir wollen uns nicht weiter quälen", sagte er milde. „Mach, pack dein Zeug. Ich will gleich geh und deine Angelegenheit abmachen drüben bei Frankes."

Er tat danach.

„Es geht itze nach deiner Auffassung", sagte er zum Stummen. „Ich bin mit der Scheidung von meiner Frau einverstanden. — Sie packt eben ihr Zeugs zusammen. Ihre Möbels bleiben aber hier, denn sie will doch wiederkehren. Die kannst du also bei dich unterstellen in deiner Oberkammer. — Nun gibst du ihr Quartier bis morgen früh. Danach fährst du sie heim. Viele gute Täge wird sie bei ihrer Mutter freilich nit haben; aber das muß sie halt durchmachen, da kann ihr keiner davon helfen. — Und wenn Hartmann heute kommt und sich mit ihr beredt, da bleibst du Zeuge, daß du hinternach aussagen kannst: So war's. Ich will das net haben, daß sie verlästert wird."

Die alte Christiane ging mit hinüber, half zusammenpacken, ließ sich zeigen, was nach dem Scheiden der jungen Frau noch in das nachbarliche Gehöft geschafft und da aufbewahrt werden müsse.

Und wohnte dem Abschied bei.

Karl Kämpf sagte: „Möge es dir gut geh. — Ich verspreche dir, daß ich die Scheidung in Schuß bringen werde in dem Maßstabe, wie das angängig ist. Und daß ich dir nix, was sie könnte verlängern, in den Weg werfen werde. — Der Kummer, den du mir itze machst, das ist die Bezahlung für die viele Freude, die ich zuvor an dir gehabt habe. Ich hätte das am Ende merre sollen zeig, wie glücklich ich war. Aber so weitläufig wollen wir jetzt nicht denken. — Ich komme morgen noch, wo du abfährst, bei dich ran."

Damit reichte er ihr die Hand.

Die Mutter stand daneben wie ein Bild von Stein. Aber die Hand gab sie auch. Das war Befehl von ihrem Sohn.

Auch die Worte kamen nach seinem Befehl, ungefähr wenigstens dem Inhalt nach, wenngleich der Wortlaut ein anderer war.

Denn sie hatte der Scheidenden alles Gute wünschen sollen, sie jedoch sagte ihr: „Was Schlechtes wünsche ich dir net." — —

Am andern Morgen in aller Frühe spannte der Stumme das Pferd vor den Rollwagen.

Kämpf kam herüber und schritt neben dem Wagen dahin bis zum Dorfe hinaus — womit er sein Ehrengeleit beendet hatte.

Reichte die Hand, drehte um und kehrte heim.

Er hastete in seine Schlafkammer, sank mit zitternden Gliedern auf den Rand seiner Bettstatt und sah verwirrten Blickes umher. Alles kam ihm öde und verlassen vor, ausgeraubt für alle Zeiten seines Lebens, die ihm noch beschieden sein würden.

Seine Hände hingen gefaltet zwischen seinen Schenkeln herab. Seine paar Tränen tropften darauf nieder.

Er sah die Fremdlinge fallen, und der erste Tropfen schwerer Bitterkeit stieg in seinem Herzen auf. —

Indessen fuhr der Stumme gemach seine Straße von hinnen. Hinter ihm auf dem Hauptsitz saß die junge Frau; neben ihr der Holzkoffer umschloß ihre notwendigste Habe.

Mitunter drehte sich Franke um, stammelte ein paar Töne oder schaute seine Gastin nur an, wie sie sich verhalte. Nickte ihr auch wohl zu, sie solle nur den Kopf oben haben.

Nachher saß er wieder mit dem Blick auf Landstraße und Pferd, und es stellten sich allerlei Gedanken bei ihm ein — an die junge Laura Säuberlich, wie sie, ein halbes Kind noch, als Pflegerin der alten Ef in das Kämpfsche Haus gekommen war — sodann an die alte Ef und ihren Lebensweg — und an die Zwischenstationen der Laura bis auf die gegenwärtige, die Schmerzensfahrt zu den Ihren zurück, der hoffentlich in Jahr und Tag die Rückkehr nach Eppendorf folgen würde — zu einem gesunden und rechtschaffenen Leben und Wirken in der neuen Ehe.

* * *

Im ewigen Wechsel von Helle und Dunkelheit liefen die Tage da,in. Die Jahre 1912 und 1913 gingen zu Ende.

Das Schicksal hatte nicht gerastet. Das Ehepaar Kämpf war an seinen Webstuhl getreten und hatte ihm ein Garn dargereicht, von dem das Schicksal einen rauhen Stoff gewirkt hatte.

Laura hatte in hartem Gedulden ihre Wegstrecke zurückgelegt. Sie hatte die Last der schweren Tage wie etwas ihr Gebührendes auf die Schultern gehoben. Ihr Weg hatte voller Scherben und Dornen böser Menschenworte gelegen.

Die schwerste Seelenpein aber hatte ihr Kämpf bereitet. Er hatte sein Wort gehalten und der Scheidung keinerlei Hindernisse entgegengestellt. Aber sie hatte an seiner fehlenden Wärme gemerkt, daß ein Wandel seiner Gesinnung sich vollzogen hatte.

Wenige Male in dieser langen Wartezeit war sie mit dem, der ihre Herzruhe gestört hatte und der sie wiederherstellen sollte zu beiderseitigem Glück und Gedeihen, wenn die Stunde dazu gekommen sein würde, zusammengetroffen. Es war in Mandelines Heimatsdorf bei deren Bruder geschehen.

Auf dem Heimweg war dann Mandeline mit dem Bruder, der das Geleit gab, voraufgegangen. Solange sie im Dorf dahingingen, war ein Zwischenraum weniger Schritte zwischen dem Liebespaar gewesen, je mehr sie aber hinauskamen, um so geringer war er geworden. Bis beide sich bei den Händen führten.

Die Rede der jungen Frau hatte sich um alles Gute ihrer jetzigen Tage gedreht, um Arbeit, die die Zeit ausfüllte. Der Bursch hatte von seinem Anwesen berichtet.

Zuletzt erzählte er von dem Kerl, dem Wächter, und nun wurde das Wort spielerisch, und ihre jungen Herzen lachten.

Indessen trug die schöne Mandeline ihr zweites Kindlein mit frohem Mute. Genau so mit dem hoffnungsvollen, festen Sinn trug sie auch das Joch ihrer wandelbaren Ehe, mit ihren guten und schlimmen Tagen.

Der schwarze Rabe war stolz auf sein Weib. Und zutiefst in ihm, wo das millionenhaft kleinste Keimchen der Göttlichkeit halb erstickt seine Stätte hatte, regte sich etwas. Er bewunderte die Frau, daß sie nicht wertlos unter seiner Drangsalierung wurde. So ein Weib!

Seine Arbeitskraft gehörte dem halben Dorf, in erster Reihe aber dem Stummen, an den ihn eine ihm unerklärliche Zuneigung des großen Respektes band.

Digitized by Google

Pauline war welk geworden, auch die frische braune Hautfarbe hatte sie eingebüßt. Um den Mund zu den vorherigen sprechenden Falten waren noch ein paar neue gekommen.

Aber doch war ihr Gram nicht so stark und tief wie derjenige ihres Sohnes.

Wenn er oben in der Besuchsstube den Kleiderschrank aufschloß und sah die Sonntagskleider hängen, die Pauline in seinem Namen für die junge Frau angeschafft hatte, und die bei ihrem Scheiden von dieser zurückgelassen worden waren — wenn er den Schubkasten im Spindchen aufzog, wo in bunten Schächtelchen die goldene Kette lag mit dem Kreuzanhänger und im allerkleinsten Schächtelchen, fein auf ein wenig Seide gebettet, der Trauring, den Laura ihm zurückgegeben — wenn ihm diese Zeichen ihrer Loslösung vor die Augen kamen — dann war es ihm, als packe ein riesenstarker Mann ihn würgend bei Brust und Kehle.

Und sein Seelenschmerz zog sich in seine tiefsten Herzkammern zurück und schickte eine eisenschwere Härte auf die Schwelle.

Daß sie seiner wache.

* * *

Als das Urteil im Kämpfschen Ehescheidungsprozeß, das auf Trennung der Ehe lautete, verkündigt worden war, hatte Kämpf sich zu seiner gewesenen Frau herumgedreht und hatte mit trockner Bauernstimme also gesprochen: „So — jetzt bist du frei — —“ er hatte sie fest angesehen und war einen Schritt dichter herangetreten — „nun — kannst du heiraten.“

Sie hatte seinen Blick der Härte und Kälte in Demut, Jammer und Schrecken erwidert und hatte mit frommer, bebender Stimme geantwortet: „Ich bin nit eher frei, als bis dein Herz mir verziehen hat.“

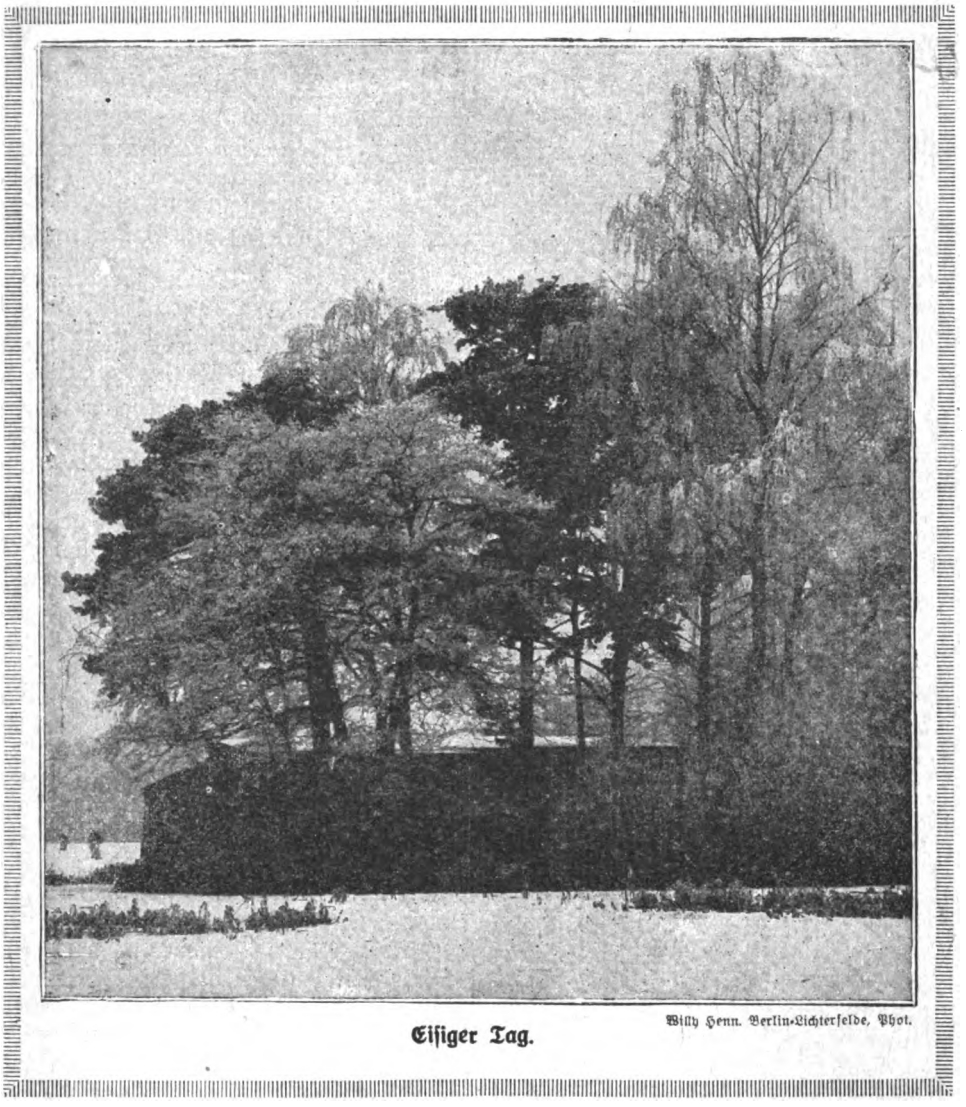
Der Bursch an ihrer Seite fand ein zages Liebchen. Er merkte auf. Sah in ihrem blondhellen Angesicht etwas Huschendes, das sich lagern wollte, und wurde dringlich mit seiner Eheforderung.

Aber er stieß auf Widerspruch, der ihre Zukunft von der Verzeihung ihres gewesenen Mannes abhängig machte.

Durch die viele Qual des langen Zuwartens hatte etwas Gesundes in der jungen Frau seine Haltung eingebüßt, und ihr fehlte jetzt der Mut zu ihren Rechten. — Bis ihr der Herrgott einen Wegweiser aufstellte.

Sie war auf dem Wege zur Stadt. Sie hatte Einkäufe zu machen, für ihre Schwester, die eben aus dem Wochenbett auferstanden war, Kaufmannswaren zum Taufkuchenbacken. Dann auch rosa Armbändchen für das Taufkind, das ein Mädle war. Und so noch mancherlei Wichtigkeiten.

Als sie auf den Marktplatz kam, sah sie Flecks Mathilde stehen, die bei ihrer Verwandtschaft in Eppendorf hauste, wo sie, ohne eigenen Willen zu haben, ausgiebig arbeiten mußte. Sie war die Neuigkeitsüberbringerin für das Heimatsdörfchen. Trug herzu, was sie erraffen konnte, gleichviel ob die Kunde guten oder unguten Charakter hatte.



Eisiger Tag. Willy Henn. Berlin-Lichterfelde, Phot.

Diese Mathilde Fleck, deren äußerer Mensch ihrem inneren Menschen gemäß gewachsen war, klein, fahl, das Gesicht ein wenig gedunsen und mit Linien ohne besondere Sprache der Leiden und Freuden durchsetzt, leitete ihre Ausschüttung folgendermaßen ein: „Du trappst itze hier umher, und mit Hartmann, das kann jede Minute alle werre. Haben sie dir'sch nicht mitgeteilt, oder will er'sch net haben, daß du kommen sollst? Ich habe schon lange gedacht, ihr habt euch überschmeißt, weil ihr nicht Ernst macht, jetzt, wo ihr dürft. Unser“ — sie meinte ihren Bauern —, „der sagt: ‚Das macht keinen Spaß mehr itze, wo der Widerstand fortgefallen ist.‘ Nach dem muß man aber net hör, der hat's hinter den Ohren. Er hat sich doch falsche Zähne laßt einsetz. Nune kann er net druffen käu. Das ist die Strafe for seinen Hochmut. Nune muß er sie immer ausspucken, wenn er pappre will. Heh! Der hat die doch mehr in der Hand drinne wie im Maule.“

Laura hatte die Sprecherin beim Arm gefaßt. Sie stieß hervor: „Was denn —? — Was ist denn passiert —? Was geht denn mich das andre an —?“ Aus ihren Augen sah stieres Erschrecken.

„Er liegt ins Bette“, sagte Mathilde. „Ich weiß net, ob er seine Besinnung schon retour haben wird. Gestern Nachmittage ist's passiert. Und zu Abende habe ich ihn

Digitized by Google

gesieh. Aber ich hätte ihn nicht erkannt nach seinem Gesichte. — Der Ochse ist doch mit ihm abgerammelt. Wir haben das alle mit angesehen. Nune ist Selmar nebenher gesprungen, der hat den Ochsen nicht von der Hand gelossen. Der war aber in ener Wut, die war fürchterlich. Da hat er ihn halt a bißle gequetscht, der Ochse. Er hat ihn an seinen Torpfeiler rangedruckt. So ist's ausgangen."

„Der Physikus — —" brachte Laura heraus.

„Freilich war er do-e."

„Und was hat er gesagt?"

„Heh?"

Sie schrie: „Was er gesagt hat? Höre doch! Mir reißt's mein Leben ab und du stehst dorthier — —"

Das alte Mädchen faltete die Hände wie beim gottesackerlichen Abschiedsgebet.

„Das steht schlecht. Nune hat er gesagt, was sie alles müßten mach. Aber Olga sitzt bloß do-e und heult. Und der Hund heult oo. Und das Vieh schreit und brüllt, das hat seine Ordnung nicht."

Den Korb vom Rücken. Hier! Hier ein paar Kleinigkeiten einkaufen und mit nach Eppendorf bringen. Und danach von Eppendorf aus die Botin machen zu den Leuten der jungen Frau Kämpf. Man hilft sich ja in der Not. Aber hier ein Geldstückchen zum Antreiben, einen kleinen Raschmacher.

Jetzt sieht Laura Kämpf ihren Weg. Sie sucht den Physikus auf und erbittet Bescheid. Heischt Anweisung und schreitet, als sie solche empfangen, dahin im federndem Gange. Straff und fest und lang sind ihre Schritte.

Auch ihre Gedanken sind straffe. Helfen! Ihres Herzgeliebten Nähe genießen! Seinen lieben Augen ihren Anblick geben! Seine Nöte teilen! Seine Schmerzen lindern! Seine Tagesarbeit, der ihn sein Unfall entzogen hat, auf ihre jungen, starken Schultern nehmen! Und ihn halten — festhalten mit Liebesarmen — und mit ihren Herzgebeten!

Sie kommt ins Dorf, auf den Hof.

Als ihre Stimme aufschlägt, stößt der Hund Wächter, der die vielen Unzulänglichkeiten, die aus der Notlage hervorwachsen, richtig erkennt, einen langen Heuler aus. Heil — die geordneten Verhältnisse nahen sich!

Er entwischt der Kammer, stürzt die Treppe hinab und schießt mit langem Sprunge an der Helferin hoch. Der Herr! Die Kühe! Die Schweine! Er zählt alle, denen die Aufmerksamkeit zuzuwenden sein wird, mit kläffender Stimme auf. Und er treibt an.

Laura steht an dem Krankenbett. Selmar lächelt. Sein Gesicht ist gelb und wie mit Asche bewischt, seine Augen liegen wie versunken tief im Kopfe. Der Blick geheimnisvoll fremd — — bis das Lächeln kommt.

„Bist du da?" Eine Stimme, die über viele Widerstände und Dämpfungen heraufkommt.

„Ja."

Er nickt. Nun kniet sie nieder, legt ihr Gesicht zu ihm auf das Kissen und sagt schluchzend: „Ich bleibe bei dich."

Wieder nickt er. Lächelt auch wieder. Und sagt mühsam: „Bis zum Abend — gelle?"

„Ich bleibe bei dich Tag und Nacht und bis du mich fortheißest, ich soll gehen."

Da breitet sich das Lächeln, das nur auf den Lippen gelegen hat, über sein ganzes Gesicht aus, löst und verändert und weckt etwas darin.

„Das ist gut", sagt er leise. Darauf kommt eine sanfte, tiefe, satte Abspannung über ihn, nimmt ihn in den Arm und trägt ihn nach Traumland hinüber. —

An seinem Bett sitzt eine Botin, ein sanftes kleines Mädelchen, das gleich die Hausfrau ruft, sobald der Kranke die Augen aufschlägt. Denn Laura wirtschaftet wie ein Mann nach des Stummen Anleitung.

Sie schläft auch oben in derselben Kammer, in welcher der Kranke liegt, da er es so gewünscht hat.

Als aber drei Wochen vergangen waren, da sagte er zu ihr und lächelte wieder: „Itze fühle ich, daß es besser mit mir wird. Im Anfang habe ich das net gedacht, daß ich wieder hochkommen könnte. Nune mußt du deinen Platz hier verloß. Olga mag sich hinlegen, wenn man epper was gebraucht. Dich kann ich hier net mehr hab. Wenn ich dein Nachtjäckle sehe, da wird mir angrifflich. Aber wenn ich ersch a Stückle weiter bin, daß ich aufstehen kann und meiner Sache zur Not wieder vorstehen kann, da bestellen wir das Aufgebot."

„So soll's sei", antwortete sie.

Um Ausgang Mai siedelte Laura zu Beinschlägers über. In der zweiten Hälfte Juni fand ihre eheliche Verbindung mit Selmar Hartmann statt.

Der Stumme war in ihrem Auftrage bei Karl Kämpf gewesen und hatte für sie um dessen Verzeihung gebeten, die Karl Kämpf in der erbetenen Form einer gütigen Menschlichkeit verweigert hatte. Die Frau gehe ihn nichts an, hatte er dem Boten erwidert.

Wenige Tage nach der Heirat des Bauernpaares Hartmann brachte der Schultheiß eine schwere Nachricht mit heim: Der Thronfolger des dem Vaterlande verbündeten Österreich war mit seiner Gemahlin durch Bubenhand ermordet worden.

Der Schultheiß sagte: „Die Leute, wo das ausgeübt haben, werden sie zur Strafe hängen oder köpfen, wie das Mode drüben ist. Ich habe aber gehört, es sollen Serben sein. Das wäre am Ende net gut. Da wird das Strafverfahren weitläufiger."

„Das geht uns nix an", entgegnete Kämpf.

Der schwarze Rabe trug es dem Selmar Hartmann zu. Der rückte sich steif.

„Das kann schlecht ausgeh", sagte er. „Für ein gewöhnliches Verbrechen sind die Leute zu hoch. Ein Thronfolger ist doch net bloß ene Mannsperson wie jeder andre auch."

Am Abend nahm der Selmar Hartmann sein Weib auf das Knie. „Wenn du nicht bei mich gekommen wärst, da wäre ich itze erledigt. Wenn ich nicht hätte mußt ins Gras beiß, da wäre ich doch a Krüppel geblieben inwendig und auswendig, oder vielleicht auch bloß a Schwächling, der alsfort aufpassen muß bei jedem Dracke, ob er'sch durchführen kann, so a Ängstler und Ofensitzer und Zänker und Stänker, dem keiner was recht kann gemach. Das wäre meine Zukunft gewesen. Mir hätte nix mehr gehört, meine Wirtschaft net und mein Weib net."

Die Frau lachte und drohte ihm.

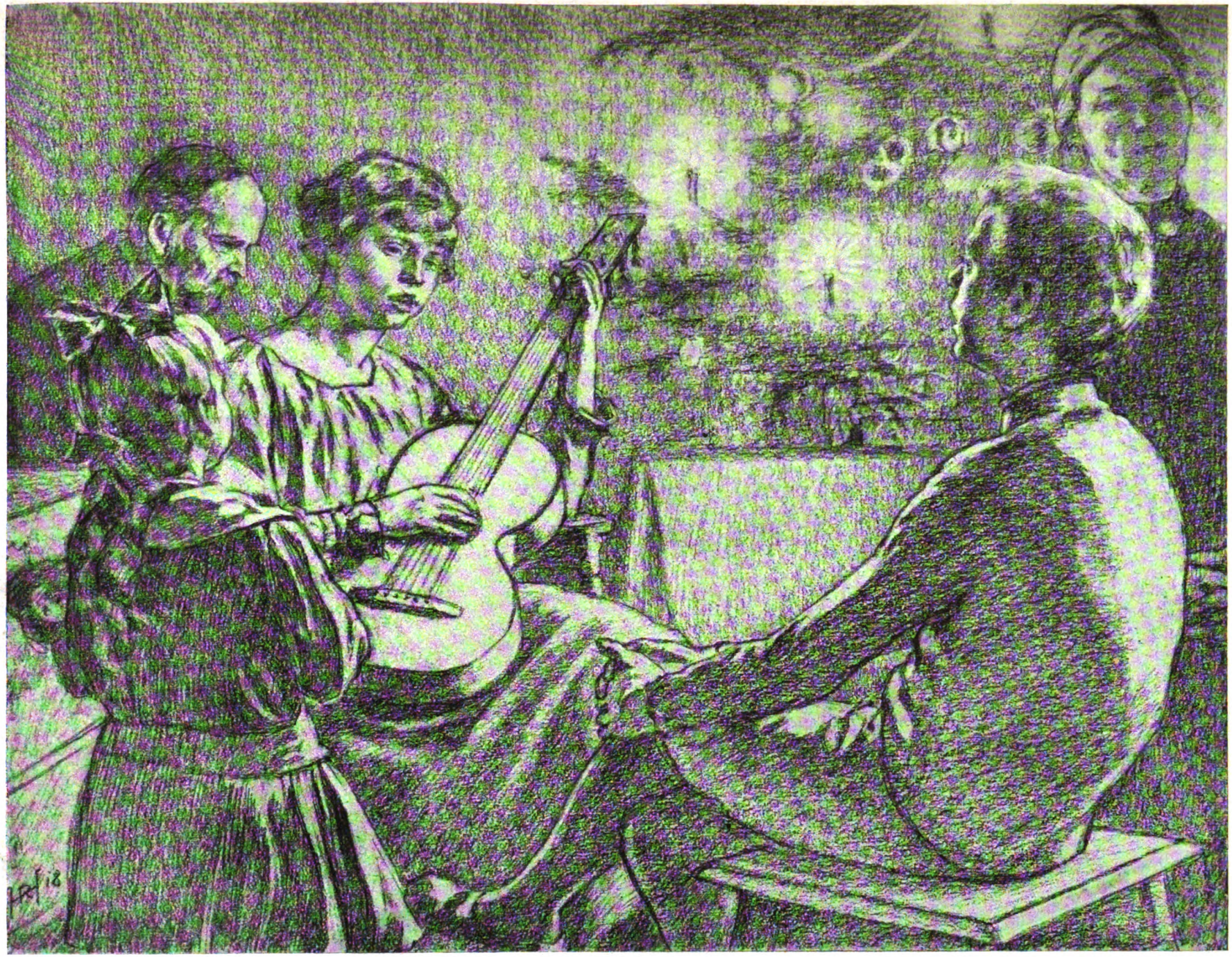
„Es hätte mir nix gehört, so wie ich's haben will", sagte er ernst. „Ich muß immer meine Armkraft spüren. Und wenn ich dich ankucke, da muß ich meine liebe Not haben, daß ich meine Hände bei mich behalt und daß ich mich net mit dir rumbalg a bißle. So sind meine Ideen. Die waren aber alle eingeschlafen, wie du gekommen bist. Wie ich am Abend aber gewollt habe, du sollst dich ins Bett leg, und du hast danach getan und hast deinen oberschten Rock abgestreift und hast am andern Abend dein blaues Nachtjäckle mitgebracht und hast das angezogen — und ich kenne dich doch, was das bei dich bedeutet, in der Lage, wo wir noch drinne waren —, da habe ich wieder Freude zum Leben gekriegt. Und die hat mich kuriert."

Sie sprachen davon, daß Laura ihrem gewesenen Manne am Scheidungstage geantwortet hatte, daß sie nicht eher den andern heiraten werde, als bis er ihr verziehen habe.

„Wenn der Herrgott sich erst einmischt," sagte sie, „da muß man folgen. Das mit dem Ochsen war Gottes Finger. Nune ist das in Gnaden abgelaufen. Wenn der Herrgott mich will strof, wird er immer seine Hand auf dich legen, daß ich doppelt leiden muß. Ja, du lachst. Das ist aber doch so. Nune muß ich mich immer schicken, daß ich's net versehe."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Weihnachtslied.

Für die „Gartenlaube“ gezeichnet von Richard Hoelscher.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Weihnachtskrippen.

Von Fritz Mielert. — Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

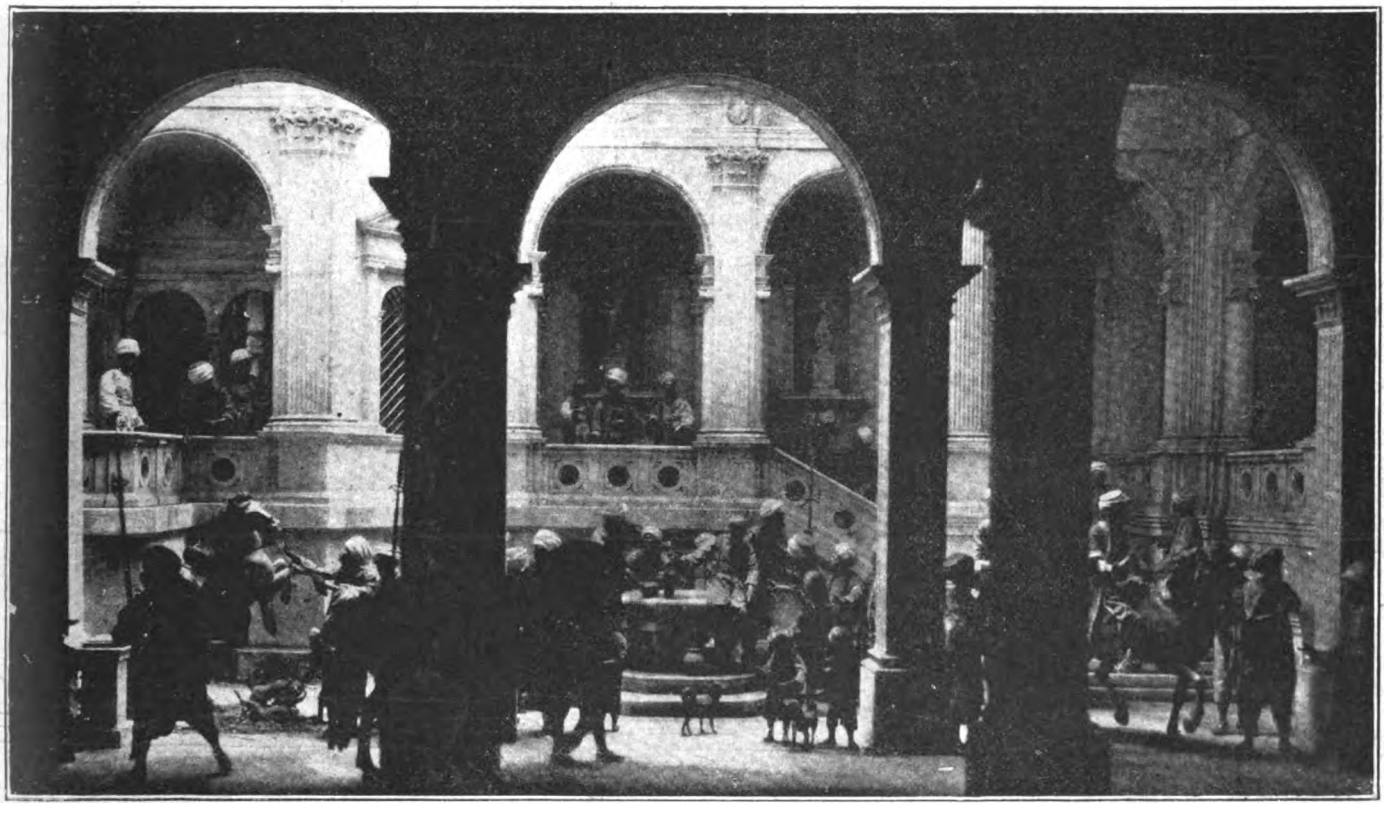
In einer Zeit der gewaltigsten äußeren und inneren Gechehnisse und der tiefsten Erschütterungen berührt ein Sichbesinnen auf die Jahre seiner Kindheit fast wie ein Blick in ein entschwundenes Land der Seligen. Die Gepflogenheit, die uns vor Weihnachten nichts Schöneres kennen ließ, als in seliger Selbstzufriedenheit Modellierkrippen zusammenzubauen, mit Liebe und Hingabe jede einzelne Figur auszuschneiden und ihr einen passenden Standort zu geben, lebt zwar noch hier und da in Familien fort. In vielen Gegenden aber haben die alten Krippen schablonenmäßig hergestellten seelenlosen Gipsfiguren Platz gemacht, in andern sind sie ganz verschwunden.

Verkündigung an die Hirten durch den Engel.
Gruppe aus einer bayrischen Krippe.

Im deutschen Mittelalter dagegen war das Aufstellen schöner Weihnachtskrippen im häuslichen Heim wie in den Kirchen allgemein üblich und vielfach mit den damals sehr beliebten geistlichen Schauspielen verbunden. Aus diesen heraus entsprang auch der lange Zeit hindurch beliebte Brauch, die Krippe in der Kirche als Wiege darzustellen. Alt und jung drängte sich um die gewöhnlich recht hübsch hergerichtete Wiege, in der das Gotteskind in Gestalt einer Wachsfigur lag, und setzte die Wiege in Schwung, wobei allerlei Liedweisen gesungen wurden. Zum Wiegen und Singen fand sich dann auch bald das Jubeln und Tanzen als harmlos fröhliche Weihnachtssitte, die am deutlichsten vernehmbar in dem beim Kindleinwiegen gesungenen und noch heut in einzelnen katholischen Gegenden bekannten Kirchenlied wiedertönt: „In dulci jubilo, Nun singet und seid froh; Unsers Herzens Wonne Liegt in praesepio. Und leuchtet als die Sonne Matris in gremio, Alpha es et o."

Bei den in Deutschland wie in Italien üblichen mittelalterlichen und neueren Weihnachtskrippen findet man wie heut den Stall oder die Grotte, die beiden heiligen Personen, die über das im Krippchen liegende Gotteskind sich neigen, und, in anmutiger Gruppierung um diesen Mittelpunkt geschart, die Hirten, später auch die morgenländischen Weisen und allerhand Tiere. Im Hintergrund des Stalles fehlen selten Ochs und Eselelein und ebensowenig in der Höhe ein kleiner Engelchor.

In jedem, selbst im kleinsten Dörfchen gab es in der Regel einen „Krippennarr"; es war dies gewöhnlich ein wohlhabenderer Mann, der eine größere Krippendarstellung in seinem Hause hatte, die meist den Raum eines kleinen Stübchens für sich allein in Anspruch nahm. Zu ihm wanderte in den Weihnachtstagen alt und jung, um sich an der „Christschau" zu erbauen und zu ergötzen, zumal da diese kleinen Wunderwerke vielfach auch mechanischen Antrieb, also bewegliche Figuren, besaßen. So wird von einem solchen Krippchen in einem österreichischen Dorfe berichtet, in dem neben dem Stall mit der heiligen Gruppe auch eine ganze kleine Stadt mit allerlei Handwerkern zu sehen war. Letztere übten ihr Handwerk aus, wozu entsprechende Verslein erklangen, denen natürlich das „Krippenmannl" Stimme verlieh.



Ankunft der heiligen drei Könige mit ihrem Gefolge im Hofe des Palastes des Herodes in Jerusalem. Süddeutsche Krippe.

Digitized by Google

Anbetung des Kindes durch Hirten und Engel. Genuesische Krippe.

Die Schmiede hämmerten, der Schreiner hobelte, der Gerber bearbeitete sein Fell, in der Spinnstube schnurrten die Rädchen und spannen die Mädchen, und jeder Handwerker und jede Arbeitsgruppe sang ihr besonderes Liedel, wie z. B. der Schuster, der seine Näherei mit folgendem Gesang begleitete: „I bi da Schuasta Nazl, Dö Arwat is mei Greul, I össat liabar a Bradl Un schmierat mir ma Mäul."

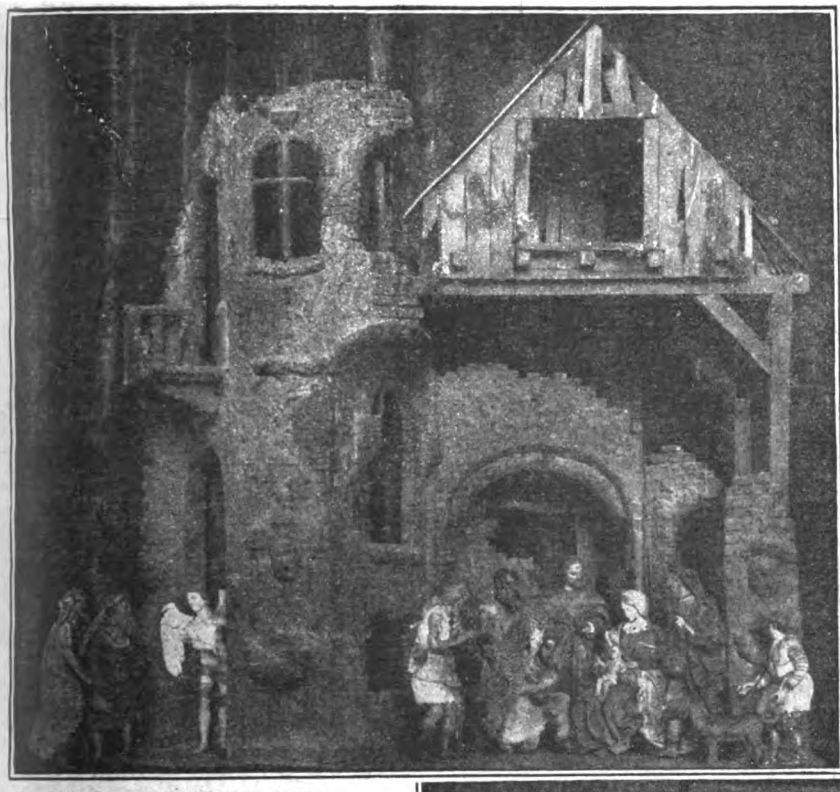
An vielen Orten, auch in Schlesien z. B., war es üblich, daß der Küster und seine Kirchbuben, oder diese allein, eine tragbare Krippe mit beweglichen oder unbeweglichen Figuren von Haus zu Haus trugen, und während diese Herrlichkeiten gezeigt wurden, sangen die Buben mit frischen Stimmen ein Lied dazu. Im späteren Mittelalter wurden besonders zu Ostern und Weihnachten die heiligen Begebenheiten selbst im Marionettenspiel vorgeführt, wobei in naiv-volkstümlicher Weise auch manche lustige Figur redend und handelnd mit auftrat, ohne daß dies bei dem einfach gläubigen Sinn des Volkes dessen Andacht ernstlich in Gefahr gebracht hätte.

Wenn auch die volkstümlichen Krippen in den Häusern und Kirchen in ihrem Aufbau selten ein entwickeltes Schönheitsempfinden an den Tag legen, vielmehr in überaus urwüchsiger Art den zur Verfügung stehenden Raum mit Bergen und Bäumen, Häuschen, Engeln, Menschen und Tieren anfüllen, so zeigen doch die einzelnen Figürchen selbst oft großes Geschick in der Wiedergabe der verschiedenen Personen und Dinge. Meist waren es nur ganz einfache Leute vom Lande, die in den ruhigen Wochen, die die Winterszeit mit sich brachte, Berge und Häuschen modellierten und die ausdrucksvollsten Köpfe und Gestalten in Holz schnitzten oder in Wachs formten. In Tirol liebte man es besonders, als Hintergrund der Krippe eine Gebirgslandschaft aufzubauen, eine kleine Stadt oder ein Dörfchen, kunstreich aus niedlichen Häuschen zusammengesetzt, sie mit

Heilige Nacht. Krippe aus München.

Huldigung der heiligen drei Könige vor dem Jesuskinde. Münchener Krippe

Digitized by Google



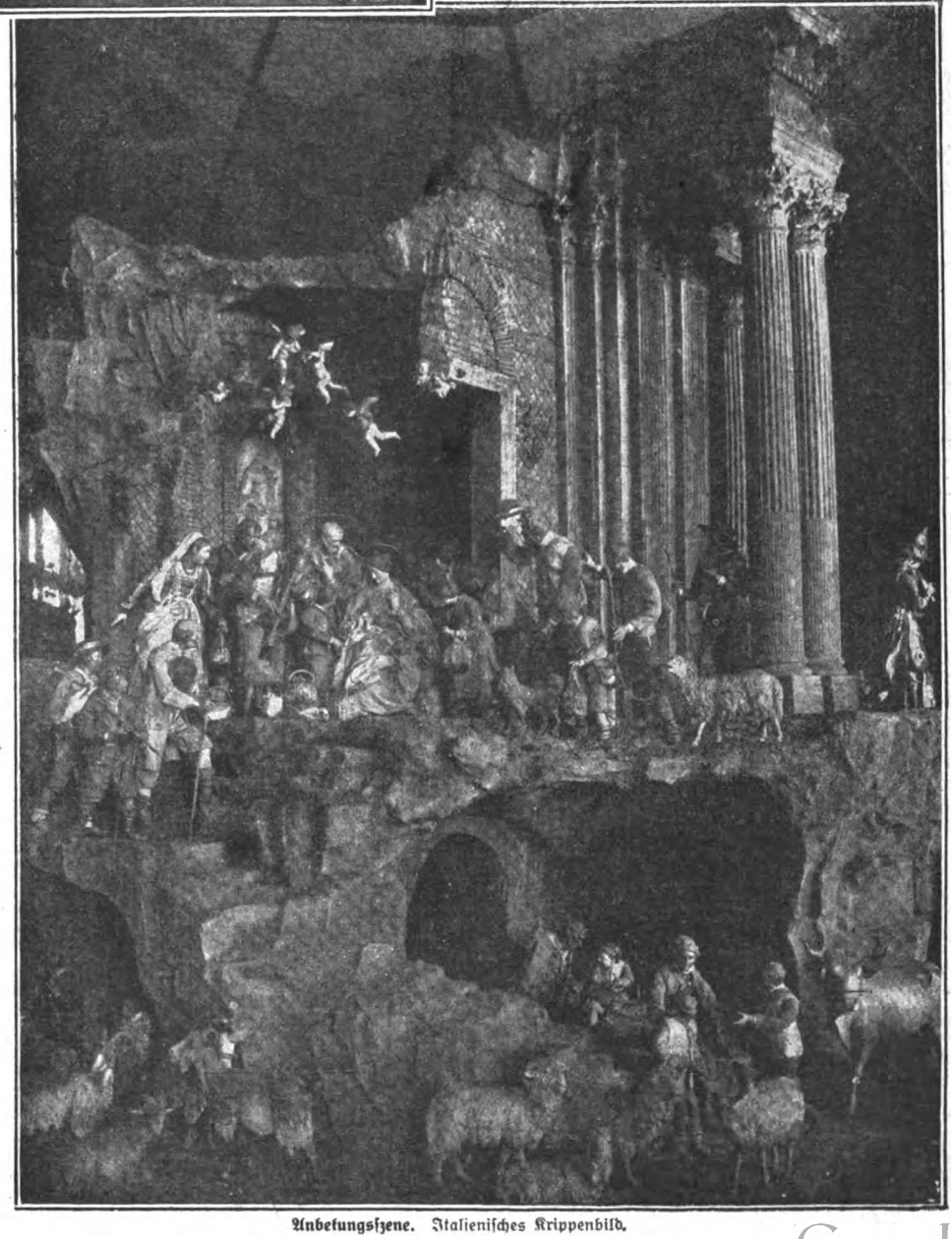
Die heilige Familie im Stall zu Bethlehem. Bayrische Krippe

allerhand Volk zu beleben, auf den Almen Sennhütten, Vieh und Hirten, im Tal einzelne Bauernhöfe einzupflanzen, und selten vergaß man den Pfarrhof, vor dessen Tür oder im Gärtlein der Herr Pfarrer zu sehen war, wie er, die Pfeife rauchend, sich die Bienenstöcke besah oder, auf einer Bank sitzend, in einem erbaulichen Buche studierte

Gewiß mag im Anfange dieser und jener Volkskrippenschnitzer daran gedacht haben, ein Landschaftsbild Jerusalems oder Bethlehems zu schaffen, aber die Lebensformen des heiligen Landes lagen diesen einfachen Männern doch etwas zu fern, und so wandelten sich denn unter dem Schnitzmesser die Berge von Juda samt Bethlehem, Jerusalem und dessen Leuten in unverfälscht bayrische, österreichische und schlesische Berge, Dörfer und Menschen.

Solche und ähnliche prächtige Krippen aus den deutschen Alpenländern, aber auch aus Italien, hat der Münchener Kommerzienrat Schmederer zu einer ganz einzigartigen Sammlung in einer Abteilung des Bayrischen Nationalmuseums zu München vereint, zur Freude der kleinen und großen „Münchener Kindl", aber auch zur Freude aller überhaupt, die Sinn für die geschickten Werke bayrischer Holzschnitzer, österreichischer Puppenmacher und italienischer Wachsbossierer haben. Wie markig und lebensgetreu sind nicht die scharfgeschnittenen bayrischen Hirtenköpfe, wie hold die Marien und all die kleinen Engelchen, wie staunenswert naturwahr all die Tiergestalten, die man in dieser Krippenschau bewundern kann. — Heben sich gegen die deutschen Krippen die italienischen durch ihre ungleich prachtvollere Ausgestaltung ab und vermögen die letzteren auch durch die Entfaltung eines oft verschwenderischen Reichtums an kostbarem Material und die Lebhaftigkeit der Darstellungsart zu blenden, so ist doch der Eindruck der deutschen Krippen ein um vieles herzigerer und innigerer. In Italien, wo man die Krippenfiguren mit den erlesensten Gewandstoffen bekleidete, Gerätschaften, Blätter, Früchte usw. in überzeugender Treue aus Wachs zu formen verstand und ihnen durch treffliche Bemalung Leben verlieh, wo man Waffen und Schmuck aus Edelmetall herstellte und die feinsten Filigranfächelchen aus Gold und Silber schuf, um die Krippengestalten würdig zu schmücken, besaßen nicht wenige reiche Familien Krippen im Werte von 60—80 000 Lire.

Andernteils muß aber auch betont werden, daß trotz des Hanges zum Pomphaften und Theatralischen in der Krippendarstellung es doch viele italienische Werke von ungemein anziehender und anmutiger Art gibt, wenn sie auch an kaum einem Orte mit so klarem, feinfühligem Schönheitssinn aufgebaut und gruppiert sind, wie Schmederer es in seiner Sammlung getan hat. Ihm lag hauptsächlich daran, zu zeigen, welch ergreifende, zu Herzen



Anbetungsszene. Italienisches Krippenbild.

Digitized by Google

gehende Wirkung die Schöpfungen der alten Krippenkunst auszulösen vermögen, wenn man sich ihrer im rechten Sinne zu bedienen weiß. Da sehen wir beispielsweise eine Münchener Krippe, eine Anbetung des Kindes in freier orientalischer Landschaft, die mit aller Pracht eines südlichen glanzvollen Morgens geschmückt ist, — oder als Gegenstück eine Darstellung der heiligen Nacht in einem hohen, ruinenhaften Gewölbraum, in den von obenher helle Lichtstrahlen hereinfallen. Hier wie sonst entlastete Schmederer die Krippen von dem Zuviel des Figürlichen und der Staffage und faßte die verwendeten Stücke zu harmonisch ausgeglichenen Stimmungsbildern zusammen, deren Reize er durch geschickte Beleuchtungswahl noch zu erhöhen wußte.

Altheidnische Überreste in unseren Weihnachtsbräuchen.

Von Dr. Hennig.

In unseren Volkssitten und -bräuchen trifft man zwar noch ungemein zahlreiche Spuren altheidnischer Vorstellungen an, allerdings in so entstellter Form, daß man nur bei gründlicher Vertrautheit mit der Kulturgeschichte die heidnische Wurzel gewahr wird. Nirgends sonst aber ist unsere Gegenwart noch so üppig von altgermanisch-heidnischem Geiste durchtränkt wie in den meisten Bräuchen und Ideen, die wir mit dem Weihnachtsfest zu verbinden gewohnt sind.

Freilich gerade diejenige Weihnachtssitte, die am meisten an germanische Naturreligion anzuklingen scheint, der lichtergeschmückte Weihnachtsbaum, ist noch durchaus nicht sehr hohen Alters und sicherlich christlichen Ursprungs. Im ganzen Altertum und Mittelalter wenigstens ist nirgends die geringste Spur einer Kenntnis der Weihnachtstanne nachweisbar. Die älteste Urkunde, die uns die Benutzung von Weihnachtsbäumen bezeugt, und zwar zunächst ohne den Lichterschmuck und sonstigen Zierrat, stammt erst vom Jahre 1521 und bezieht sich auf die Gegend von Schlettstadt im Elsaß. Die Verwendung einer Ausschmückung des Weihnachtsbaumes ist sogar nicht früher als fürs Jahr 1604 zu belegen. Auch sie stammt bemerkenswerter Weise aus dem Elsaß, denn als Straßburger Sitte tritt uns dieser älteste Brauch entgegen. Und der Kerzenglanz am Weihnachtsbaum ist sogar noch nicht einmal 200 Jahre alt, denn es liegt hierfür das früheste Zeugnis erst vom Jahre 1737 aus der Gegend von Zittau vor. In der Literatur begegnen wir den brennenden Weihnachtsbaum zuerst in Jung-Stillings „Heimweh", worin eine Schilderung eines Weihnachtsfestes etwa vom Jahre 1750 wiedergegeben ist, und älter noch als diese im Jahre 1794 erschienene Erzählung ist die bekannte Beschreibung des Weihnachtsfestes in Goethes „Werther", worin des brennenden Weihnachtsbaumes gleichfalls Erwähnung getan wird.

Wenn somit das beliebteste und schönste Symbol unserer Weihnachtsfeier noch recht junger Herkunft ist und mit heidnischen Julfestbräuchen nichts zu tun hat, so liegen die Dinge doch anders bei den sonstigen Weihnachtssymbolen.

Untrennbar vom Weihnachtsbaum ist in der Vorstellung unserer Kinderwelt der Weihnachtsmann, dem bekanntlich auch die Namen Knecht Ruprecht oder Nikolaus beigelegt werden. Um das Entstehen dieser Vorstellung psychologisch zu zergliedern, müssen mehrere Knoten entwirrt werden. Daß der Weihnachtsmann nicht die geringste Beziehung zur christlichen Weihnachtslegende und zur biblischen Überlieferung hat, ist ohne weiteres klar. Er ist ein völlig wesensfremder Tropfen im Blute christlich-frommen Glaubens. Wie kommt diese merkwürdige, spukhafte Gestalt in die christliche Vorstellungswelt hinein, dieses überirdische Wesen, das kein Gott und kein Heiliger, kein Engel und Teufel ist, sondern nur ein schlichter „Knecht" des weißgekleideten Christkindleins oder des Weihnachtsengels? Und woher stammen seine beiden Namen?

Nun, von all den zahllosen Überresten altheidnischen, seit über 1000 Jahren ausgerotteten Götterglaubens, die sich in Volksbräuchen, -sitten und -meinungen bis in unsere Zeit erhalten haben, trägt kein anderer so deutlich die Züge altgermanischer Vorstellungen wie die Gestalt des Weihnachtsmannes. Es ist ein hoher Herr, dieser „Knecht" Ruprecht! Einst war er der mächtigste und gefürchtetste Gott, der Götter Oberster: Wotan. In den „heiligen zwölf Nächten", die auf die Sonnenwende folgen, feierte man die heiligste Zeit des Jahres, die Zeit, wo die Stürme am häufigsten die Welt durchbrausten, und sie war dem Wotan als dem obersten Wetter- und Sturmgott geweiht. Wenn nachts das Heulen des Sturmes hörbar wurde, so meinten unsere heidnischen Vorfahren den Ritt des wilden Jägers zu vernehmen, der durch die Lande dahinraste, den Schritt des ruhelosen „Wanderers" Wotan, wie er uns aus Richard Wagners „Siegfried" vertraut ist. Diese Gestalt ist es, die uns noch heut als der die Welt durchwandernde Weihnachtsmann entgegentritt. Die Namen, die man diesem gibt, lassen keinen Zweifel an dieser Art der Entstehung des von den Kindern gleichzeitig geliebten und gefürchteten Spukwesens. Heißt doch z. B. in Mecklenburg der Weihnachtsmann noch heutigen Tages der Wode. Aber auch die Bezeichnung Ruprecht weist auf den Götterkönig zurück, dem „ruhmprächtigen" (hruotperacht) Wotan. In vielen Teilen unseres Vaterlandes nennt man bekanntlich den Weihnachtsmann auch Nikolaus (Klas), in einigen überdies Pelzmärte. Auch diese Namen weisen eine unverkennbare Beziehung zu Wotan auf. Sowohl der 11. November, der Tag des heiligen Martin, wie der 6. Dezember, der Tag des heiligen Nikolaus, waren in alter Zeit Wotansfeste: Am 11. November feierten die Germanen das Fest des ersten Schneefalls, der um diese Jahreszeit sich einzustellen pflegt, und dem man durch das Opfer einer Gans und das Rupfen ihrer an den Schneefall erinnernden Federn symbolisierend huldigte. Der heilige Martinus, dem später von der christlichen Kirche zufällig der alte Tag des Wotansfestes als Feiertag zugewiesen wurde, übernahm nun gar manche Charakterzüge seines Vorgängers Wotan: Er kommt in der Volksvorstellung auf einem Schimmel (Schneefall!) geritten, wie dereinst der „Schimmelreiter Wotan", ihm zu Ehren schlachtet man die „Martinsgans", und auch der vertrauliche Name „Pelzmärte" kündigt die Verwandtschaft mit dem heidnischen Wettergott an. Der 6. Dezember aber war ursprünglich das eigentliche Kinder- und Freudenfest, das wir heut meist am 24. Dezember feiern, das Fest des Beschenkens der Kleinen, als das es sich in manchen katholischen Gegenden, z. B. in Tirol, bis heut erhalten hat. Diese Feier Wotans als des Kinderfreundes verschmolz nun in christlicher Zeit mit dem Gedanken an den heiligen Nikolaus, dem ganz zufällig der 6. Dezember als Gedenktag von der Kirche zugeeignet wurde. An den heidnischen Gebräuchen hielt auch das dem christlichen Glauben gewonnene Volk treu fest: So wurde der heilige Nikolaus der große Kinderfreund, und es lag nahe, den namenlos gewordenen Wanderer Wotan, den Weihnachtsmann, nunmehr Nikolaus zu nennen.

Die Tatsache, daß wir den Weihnachtstag am 25. Dezember feiern, hängt damit zusammen, daß in altgermanischer Zeit dieses Datum den kürzesten Tag statt des heutigen 21. Dezember darstellte. Durch die sogenannte Präzession der Tag- und Nachtgleiche verschiebt sich der Termin der Sonnenwende langsam. Die Termine des 25. Dezember und 24. Juni, die man im ausgehenden Altertum als Tage der Sonnenwende feierte und bei den Römern als heilige Tage der Dioskuren Castor und Pollux verehrte, wurden von der christlichen Kirche in geschickter Anpassung an die Volksgewohnheiten zu christianisierten Feiertagen gestempelt, zur Wiegenfeier Christi und zum Feste Johannis des Täufers. So kommt es, daß wir Weihnachten am 25. Dezember feiern.

Die Anpassung an die heidnische Vorstellungswelt ging aber noch sehr viel weiter. Den Wanderer Wotan dachte man sich bei seinen Umzügen vielfach von einer verschleierten, weißgekleideten Frauengestalt begleitet, der Göttin Freia oder Holda: dem Sturmgott gesellte sich die schneebringende „Frau Holle". Diese Anschauung machten sich die Prediger der christlichen Kirche zunutze. Sie deuteten die weißgekleidete Frau in das liebliche Jesuskind um und machten ihren Begleiter zu seinem „Knecht" Ruprecht, der die Gaben für die Kinderwelt zu schleppen hatte, die Säcke mit den Äpfeln und Nüssen, den Näschereien und dem Spielzeug, mit denen das Christkind zur Feier seines Geburtstags die lieben Kleinen erfreuen wollte. Daß für die Kinder dieser Knecht, der den Artigen die schönen Sachen brachte und für die Unartigen die Rute bei sich trug, stets sehr viel wichtiger und interessanter als das Christkind selbst gewesen ist, ist psychologisch unschwer verständlich und entbehrt nicht eines gewissen drolligen

Digitized by Google

Anstrichs. Die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung des den Weihnachtsmann begleitenden Christkinds oder Weihnachtsengels hat sich übrigens stellenweise ebenfalls unverkennbar erhalten, so wenn man in Franken nach Grimm bis heut „Frau Hulda“ als Begleiterin des Weihnachtsmanns anspricht, oder wenn man am Meißner noch jetzt „Frau Holle“ den artigen Kindern schöne Geschenke nnd den unartigen die Rute bringen läßt.

Hulda-Freia war bekanntlich die altgermanische Liebesgöttin Ihr zu Ehren beschenkten sich die Germanen in heidnischer Zeit mit den ihr heiligen Früchten, Äpfeln und Nüssen, den noch heut für unentbehrlich gehaltenen Attributen jeder echten Weihnachtsfeier Wenn man sie vielfach in Goldflitter gekleidet an den Weihnachtsbaum hängt, so liegt darin gleichzeitig eine unbewußte Huldigung für die goldene Sonne, deren Wiederkehr die Julfeier gewidmet war Eine Verehrung der heidnischen Liebesgöttin äußert sich vor allem auch in der zumal in England noch gegenwärtig sehr beliebten Sitte, am Weihnachtstage Mistelzweige ins Zimmer zu hängen, die der Liebesgöttin heilige Pflanze, unter deren Schutz bekanntlich Kußfreiheit herrscht.

So sehen wir in die Bräuche und Sitten unseres schönsten und poetischsten christlichen Festes auf Schritt und Tritt altheidnische Vorstellungen hineinklingen, die man längst tot und begraben wähnte So reizvoll im übrigen eine solche kulturhistorische Sezierarbeit ist, die uns die Entstehung unserer lieblichsten und freundlichsten Sitten klarmacht, so läßt sich doch nicht verkennen, daß aus einer Fülle von verschiedenartigen Quellen ein Fest von seltener Einheit und Einheitlichkeit des Charakters entstanden ist Nirgends zeigt sich der Zauber und die Gemütstiefe des Feste feiernden Volkes größer als im Bilde der deutschen Weihnacht Sein herrlichstes Fest begeht das deutsche Volk diesmal im schwersten Augenblick seiner Geschichte unter riesengroßen Sorgen und in völliger Ungewißheit, was die Zukunft bringen wird Aber aus des Alltags Kümmernissen wird uns trotzdem der Weihnachtstag in Gedanken wieder emporheben zu reineren lichteren Sphären Die Unvergänglichkeit dieser idealen Freuden mag uns die Gewähr bieten, daß auch wir aus tiefster Not wieder emporsteigen werden zu glücklicheren Tagen in denen wir fröhlicher als heut uns dem Zauber des Christfestes hingeben können und freier von Sorgen, als es die Gegenwart erlaubt, das köstliche, am 24. Dezember 1918 genau 100jährige Weihnachtslied anstimmen. „Stille Nacht, heilige Nacht“

Die sieben Schwaben.

Gemälde von Heinrich Schlitt.

Digitized by Google

Von der Reichskonferenz der bundesstaatlichen Regierungsvertreter in Berlin.

Ministerpräsident Eisner (1), Gesandter Dr. Muckle (2)
Die Vertreter Bayerns.

Staatssekretär **Dr. Solf** (links)
und Geheimrat **Dr. Ernst**, Anhalt

Ministerpräsident Geiß (1), Minister d. Innern Dr. Haas (2).
Die Vertreter Badens.

Blick in den Sitzungssaal des Reichskanzlerpalais

Phot. R. Sennecke.

Staatssekretär **Erzberger.**

Die braunschweigischen Vertreter.

Der Sozialpolitiker **Kautsky.**

Digitized by Google

Nr. 52 1918

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt ✱ Begründet von **Ernst Keil 1853**

Vereinigt mit „Die Weite Welt" und „Vom Fels zum Meer"

Mit dem Beiblatt „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Heften** zu je **40 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **80 Pf.**

Ohne das Beiblatt „Die Welt der Frau" in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **3 Mark** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **50 Pf.**

Copyright by Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig 1918.

„Wir ziehen unsere Lebensstraße."

Die Formel „Copyright" dürfen wir, da gesetzlich festgelegt, nicht verdeutschen. Die Red.

(Schluß.)

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer.

Ein kleines lachendes Entsetzen sah wirklich aus des Mannes Augen. Er lenkte aber ab und sagte: „Du hast's net leicht bei mich. Du mußt immer bloß arbeiten. Und wenn es Krieg geben sollte und die jungen Kerle müssen ausrücken, dann wird das vollends schwer für euch Weiber daheim, da werden die Arbeitskräfte rar."

„Gibt es denn Krieg?" fragte Laura.

„Man kann es net wissen. Ich glaube ja net. Sie werden's ja wieder ausgleichen. Aber wenn es dazu kommen sollte, daß die Österreicher losschlagen müssen, dann müssen wir ihnen helfen, wie sich's für die Verbündeten gehört. Es kann so kommen, und es kann anders kommen, wir müssen's abwarten."

* * *

Sie machten die letzte Heuarbeit. Aber die Gedanken waren von Unruhe durchsetzt, wie der österreichische Todeszwischenfall verlaufen werde.

Je mehr der Juli seine Tage hergab, je ernster die Weltlage sich gestaltete, um so mehr traten die Bauern aus sich heraus. Sie rechneten zusammen, wer alles, seinem Militärverhältnis gemäß, wenn der Krieg wirklich kommen sollte, dem ersten Mobilmachungsrufe würde folgen müssen.

Zum Jakobimarkt am 23. Juli ging man nach Leutenberg. Man horchte nach dem Neuesten. Und dann kaufte man ein an den Buden und Verkaufsständen, die den Marktplatz anfüllten und sich in die Straße zur Rechten und Linken hineinzogen.

Nachher gingen sie zum Rostwurstessen in die Garküche, oder sie setzten sich in einen der vielen Gasthöfe zum Bier. Redeten, nun aus den verschiedensten Dörfern zusammengerückt, von den schwarzen Möglichkeiten, die gewitterig am Himmel standen.

Hartmanns waren ebenfalls in der Stadt. Man sah ihren Gesichtern das Festtägige der jungen Ehe an, darüber das Gehaltene des bäuerlichen Wohlstandes wie ein durchsichtiger Schleier gebreitet war. Der Mann war noch ein wenig graubleich, seine Augen geisterten noch ein kleinstes bißchen.

Selmar hatte seinen Ochsen verkauft, den Übeltäter. Denn ob er ihm gleich zu seinem Glücke verholfen hatte, so war er doch ein unzuverlässiger Arbeitsgenosse. Das neue Tier führte er am Seil. Sein Knecht hatte Urlaub, in der Stadt zu bleiben.

Selmar hatte sein Land aus der Pacht eingezogen und hielt auch ein Pferd. Jetzt sprach er von den Mängeln des Pferdes im Kriegsfalle; er glaube nicht, daß man es ihm nehmen werde.

Und dann ging er auf die Wirtschaft über. Unten im Tal ernteten sie bereits, oben bei ihnen habe es noch seine 14 Tage Zeit. Wenn

In der nächsten Nummer, der ersten des neuen Jahrganges, beginnen wir mit der Veröffentlichung des neuesten Romans

„Die Primadonna"

von

Olga Wohlbrück.

Die Verfasserin, die selbst so lange Zeit der Bühne angehörte, daß alle Geheimnisse der Welt des schönen Scheins ihr wohlvertraut sind, schildert darin den Lebensgang und die innere Entwickelung eines jener Gesangssterne des internationalen Opernhimmels, die meteorgleich alle Weltteile durchziehen, um mit ihrem Licht das Publikum mehr zu blenden als zu erwärmen. Das Leben vor und hinter den Kulissen einer Wanderoper, die alle Kontinente durchquert und deren geschäftstüchtiger Unternehmer kein Mittel der Reklame scheut, um seinen Säckel zu füllen, bietet der Verfasserin reiche Gelegenheit, ihr Talent für die Schilderung wechselnder Szenerien, sensationeller, aber lebenswahrer Ereignisse, ungewöhnlicher Schicksale und aus dem Durchschnitt sich heraushebender Charaktere zu entfalten.

Digitized by Google

er dann etwa nicht mehr daheim sein solle, werde der Stumme sie schon beraten. Auch seinem Bruder werde er Auftrag geben, daß er ihr zur Seite stehe. Den könne das Vaterland, da er lahm sei, nicht gebrauchen. Über jedes Ackerstück besprach er sich mit ihr. Die große Unruhe war in ihn eingezogen. Die Frau war sein zweites Teil; er legte Lasten und Verantwortungen auf ihre Schultern, und sein Herz dachte nicht an Tändeln und Küssen.

Zwei Tage später erfolgte Österreichs Kriegserklärung an Serbien.

Und dann überholten die Ereignisse einander. Hier des Kaisers heißes Bestreben, seinem Volke den Frieden zu erhalten. Auf der anderen Seite vorzeitige räuberische Einfälle in deutsche Lande.

Erhobene Köpfe, wohin man blickte. Und in jedem Auge die Frage, was jetzt sich draußen in der Welt zutrage.

Dann kamen die ersten Siegesnachrichten. Lüttich war mit stürmender Hand genommen worden. Das große Gottesgericht an den Masurischen Seen war erfolgt. Der Name Hindenburg zog daher wie eine Fanfare. Gott war mit den Deutschen. Er hatte ihnen den Mann von Überlebensgröße geschickt, dessen sie bedurften. —

Zu denjenigen, die am ersten Mobilmachungstage dem Rufe der Militärbehörde zu folgen hatten, gehörten auch Beinschläger und Selmar Hartmann.

Der schwarze Rabe war unrastig und unhungrig. Er sprang noch zu diesem und jenem heran, saß ein wenig bei Frankes und bei Kämpfs, packte mit Mandeline seine Kiste, ließ sein Jungchen auf dem Knie seine Reitkünste treiben und faßte sein Mädel bei beiden Händchen zum Tanze.

Der kleine Leonhard und die kleine Lene waren echte Beinschlägerkinder, wache Püppchen mit kriegerischem Blute. Aber die Hand der Mutter zügelte ihre Ungebühr, und ihre Ausschreitungen hatten immer Vergeltungen in der Gefolgschaft.

Heut spielte der schwarze Rabe — auf wie lange Zeit war es zum letzten Male! — mit seinen Kindern.

Dann wollte er ganz rasch, daß sie zu Bett gebracht wurden, trieb sogar scharf und ungeduldig dazu an, daß sie fortkämen, und saß nachher mit dem Rücken am Kachelofen, der trotz des Sommertages seine Kochwärme ausstrahlte.

Hatte seine Mandeline gefaßt, erst nur bei einem Rock- und Schürzenzipfel, dann aber beim Arm, den er mit zitternder Hand umschloß, indem er seinen Kopf auf ihre Schulter drückte.

Und plötzlich ging ein Stoßen durch seinen Körper, ein schütterndes Schluchzen brach los, und er lag vor ihr auf der Stubendiele und bat ihr alles ab, was er ihr angetan hatte an Schlägen und Beschimpfungen und anderen bösen Dingen. Er ging einer unbekannten Rechnungslegung entgegen und wußte nicht, wie er bestehen würde. Das Raufboldige stellte Fragen mit zager, aber nicht furchtsamer Neugier.

Die aber seinem Schlaf keinen Abbruch tat, und die am Morgen, als der Abschied kam, ihm dennoch atemschwer zu schaffen machte.

Er hielt seine Mandeline im Arm, drückte und küßte sie.

Riß sich los, faßte seine Kiste und ging von dannen.

Am Tage zuvor, die Sonne war bereits untergegangen, war Kämpf im Hartmannschen Gehöft erschienen. Selmar, der ihn vom Stubenfenster aus hatte kommen sehen, war zur Haustür herausgetreten.

„Ich will —“ sagte Kämpf und trat auf ihn zu — „in Anbetracht des Krieges — wo ich daheimbleibe und du ziehst naus — da will ich dir wenigstens die Hand reich — daß ich dir gute Heimkehr wünsche. — Wo ist denn deine Frau — die möchte ich auch sprechen.“

Er stand dann im Hofwinkel dicht bei den Ställen, wo er weder von der Straße noch vom Hause aus gesehen werden konnte, und seine Augen betrachteten die Sauberkeit und Ordnung.

Er litt in diesen Augenblicken nicht. Das ferne Brandungsrollen dahertobender Geschehnisse, die selbst diesen stillen Weltwinkel aufwühlten, hatte von seiner Seele die Last des Alltags- und Ichgedankens abgehoben, und es pulste in ihm und verlangte nach Erhebung. Es war, als wäre dem Land das Abendmahl gereicht worden —: Dir sind deine Sünden vergeben. Aus solchem kirchlichen Gedanken heraus, der ganz leise in ihm anschlug, war er gekommen.

Er ertrug auch jetzt den Anblick seiner gewesenen Frau.

Sie tat ihm leid; denn ihr Gesicht war kummervoll, und ihre Augenlider waren geschwollen. Zögernd kam sie daher, streckte plötzlich aber die Hand voraus ganz unbäuerlich.

Er reichte ihr die seine. Sagte: „Es wird ja net lange anhalt.“ Und sagte zum Manne gewandt: „Wo bei uns alles am Ende doch vollkommener ist — mit den Zeppelinluftschiffen zum Beispiel. — Und ene lange Dauer kann das auch net hab, so raffiniert wie itze alles ist. Das ist ja auf enen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, daß man sich freuen muß. Bloß der Zweck ist böse: — das Menschenmorden. Und was wollen die Leute eigentlich, die Russen, sie können net amal das Ihre bewirtschaften; aber sie müssen ihre Hände dazwischenstecken.“

Laura sagte leise: „Wo er doch noch fehlerhaft ist — —“ und wies mit dem Kopf auf ihren Mann. Nun sprachen sie von dem überwundenen Unglücksfall, der jetzt schon über drei Monate zurücklag, aber dessen Spuren doch noch nicht verwischt waren.

Hartmann sagte: „A bißle fühl ich schon noch. Rücksichten können sie aber net drauf nehmen. So schlimm ist das nicht mehr.“

Kämpf reichte wieder die Hand, erst dem Mann, sodann der Frau. Wünschte wieder dem Mann gute Heimkehr.

Sah darauf die Frau an. Sah ihre Leidenszüge.

Ein verstehendes Lächeln tauchte an seinem Munde auf. So wandte er sich und verließ den Hof. Er nahm das Bild der Frau mit sich, wie er es jetzt erfaßt hatte, als einer, die vom Schicksal zu harter Frone herangezogen worden war.

Der Abend ging in Nacht über.

Die Soldatenkiste war gepackt, Brot, gesottene Eier, Wurst, Schinken, Butter waren in einer festen Pappschachtel untergebracht worden. Sie sprachen noch über die Wirtschaft, über nächste Arbeiten. Der heimische Alltag machte seine Vorrechte geltend.

Aber doch kamen die Stimmen allmählich stockend. Die Augen vermieden, einander anzuschauen.

Am frühen Morgen kam der Abschied.

Der Frau verblieb ihre Doppellast des Scheideschmerzes und der bangen Zukunftssorge. Sie ging wie eine Abwesende dahin in großem Jammer. Ihre Jugend sollte erst noch beginnen, und schon schatteten wieder Kreuztage daher.

Olga weinte. Der Hund stellte sich quer vor die Frau und fragte nach dem Herrn, was vorgefallen sei.

Mandeline kam herüber, fragte, schaute.

Als sich beider Blicke trafen, weinten die Frauen. Ihre Lider waren wund und gedunsen, ihre Augäpfel gerötet, ihr Mund blühte krank.

Der Abend kam. Die Nacht.

Im Hartmannschen Gehöft weinte ein junges Weib in das Kopfkissen ihres Mannes voll heißen Jammers. Ihre Finger waren wie eiserne Riegel zum Gebet ineinandergeschoben.

Sie flehte zu Gott um Erhaltung des einen Lebens, das ihrem Leben verbunden war. Wollte auch jetzt wieder Nothelfer dingen, die ihrer armen Bitte beitreten sollten.

Und es zog rufend daher an ihrer bebenden Seele vorüber — das heilige Gebet aus ihrer großen Bedrängniszeit: „Meine ungeborenen Kinder bitten für mich.“

Digitized by Google

Durch tiefen Schnee. Gemälde von Hans Krause.
(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung in der Akademie der Künste.)

Digitized by Google

Wie von Schrecken erfaßt, verstummte es aber, und des jungen Weibes Seele lauschte. Herzklopfend lag der Körper. Und dann wurde die Nacht ein langes Gebet, das sich in den Schlaf hinüberspann und freudvolle Traumgestalt annahm, und das aus dem Schlaf wieder auftauchte und die Nacht mit köstlichem, frommem Lächeln füllte.

Der Tag lief unter Arbeit dahin, Angst und Schrecken waren beide entschwunden. Ihr Nothelfer bat für sie bei Gott, ihr Kindchen, dessen fernes Kommen sich ihr gekündigt hatte. Eine merkwürdige Ruhe hielt Einkehr in ihr Herz, als könne dem Vater des Kindleins kein Schaden an seines Lebens Länge widerfahren.

Die Sonne war untergegangen. Wächter stand wie ein wohlaufmerkender Oberinspektor in der offenen Hoftür, Olga saß auf der Hausschwelle.

„Ich geh amal bei Mandelinen," sagte die junge Frau, „aber ich bin gleich wieder do-e. Ob sie helfen kann. Wir müssen uns doch sichern." Und sie ging. Fand Mandelinen im Hausgärtchen. Trat mit ihr in die Stube.

Das Mädle lag in seiner Wiege, die es bestieg und verließ nach seinem Ermessen. Das Jungchen lag auf der Ofenbank, im Höschen, mit nackten Beinen und Armen.

Laura trat an die Wiege und betrachtete das Kind. Es war ein stumpfnäsig Dingelchen, drollig spitzkinnig bei vollen Wangen, eine kleine, dralle, kugelrunde Schwarze mit Kirschenaugen. Zu der Beinschlägerschen Färbung hatte das Menschenkindlein die Form der Gesichtszüge aus der Mandelinenfamilie.

Nachher trat sie zum Jungchen. Sah die Stämmigkeit und Gesundheit. Abgeschürfte Knie, ein durchgeschlagenes Beulchen an der Stirn, ein wundervolles kleines Straßenräuberchen.

Begann zu streicheln. Bückte sich und küßte. Koste so sanft mit den Kindern, als wären es kleine Heiligkeiten.

Und Mandeline begriff — —.

Sie standen dann noch einen Augenblick nebeneinander und schwiegen beide. Zuletzt küßte Laura die Freundin, sanft und ein bißchen inbrünstig kirchlich als Abschluß ihres gnadenreichen Tages.

Als sie im Bette lag in ihrer hellen Kammer, die der Mond durchleuchtete, und gegen die mitternächtige Zeit hin eben dem Schlaf in die Arme glitt, hörte sie ganz fernab einen Schritt, der an ihr riß, und danach, beides zugleich, einen lauten Jauler des Wachthundes und ein signalartiges Pfeifen.

Saß kerzengerade auf. Hörte wieder den Pfiff.

Dachte: Das ist er! Sie mögen ihn net! Und stand auf der Diele.

Sie riß ein Röckchen über die Schulter, lief die Treppe hinab, riegelte die Haustür auf.

Als sie draußen vor der Hoftür stand, faßte sie das vollste Mondlicht.

Selmar Hartmann war auf vierzehn Tage zurückgestellt worden. Er konnte die Arbeitszeit wohl gebrauchen. Und die Lebezeit war ihm Glück im innersten Herzen, ein Gesättigtsein voll stets neuen Hungers.

Neben der Gottesgabe des Glückes, das er genoß, lag immer der Blick in die Zukunft. Hinter ihm, wenn er von Eppendorf schied, würde das keimende Menschenleben sein Wachstum weiterspinnen, vor ihm würde das Töten als Zweck und Pflicht seiner warten. Brand, Vernichtung, Unbrauchbarmachung aller der Werke menschlichen Fleißes, die er in der Heimat zu hegen gelernt hatte.

Er ging heim zu den Seinen, um der Mutter Lebewohl zu sagen. Sie gab ihm dann auch das Geleit, als er wieder aufbrach. Den Bruder begehrte seine Wirtschaft, das Einbringen der Roggenernte.

Sie standen beide, Mutter und Sohn, zwischen abgeernteten Feldern und grünen Wiesen. Auf den Stoppeln suchten die Kinder armer Leute die liegengebliebenen Ähren zusammen.

Die Mutter hielt ihren Sohn bei der Hand wie ein Kind. Der Krieg war das Hergeben. Wer von denen, die heute hinauszogen, würde wiederkehren.

Die Mutter streichelte über ihres Sohnes Rockärmel zum Abschied. Gab ihm die freigemachte Hand. Fiel ihm an die Brust und küßte ihn wieder und wieder. Aber sie blieb doch ohne Umstände zurück, da sie daheim gebraucht wurde.

Selmar rechnete, während er weiterging, wieviel Tage ihm für das Daheimsein noch verblieben. Drei Tage, an denen ihm das Leben mit allem Glücksglanz gehörte. Die Aufspeichertage ersten Ranges waren. Von denen er durch Monde hindurch würde zehren müssen.

Und so machte er das Türchen vor seiner Süßkammer weit auf und lebte seine drei Tage glücklichster Zeit. —

Das Tagewerk war getan. Selmar und Laura gingen zum Dorf hinaus, am Mittelteich und Schloßteich vorüber. Bis hinauf zum Rand des Holzes. Da ein wenig an den Feldstoppeln entlang. Und dann setzten sie sich nieder, dicht nebeneinandergerückt, auf einen Baumstamm am Saume der Kiefernwaldung.

Selmar hatte den Arm um seine Frau geschlungen. Ohne zu sprechen, saßen sie still wie im Gotteshause.

Die Dämmerung trank die Farben auf, machte jegliches Blattwerk grau und undurchsichtig, nahm jeglichem Dinge seine natürliche Lebensstimmung. Die Frösche schrien im Plärrchor. Laut, melancholisch, dick, ohne Pausen zog ihr Sang über die abenddunkle Landschaft hin.

Laura und Selmar gingen heim, eng umschlungen wie junge Liebesleute. Mit verhaltenen Stimmen sprachen sie von ihrem Kinde.

Am andern Morgen war der große Abschied.

Auf dem Leutenberger Marktplatze versammelte sich alles, was dem Rufe zum Heeresdienst Folge zu leisten hatte, ein starker Trupp von jungen Leuten und Männern aus der Stadt wie auch den umliegenden Dörfern. Alle trugen sie ihre dicken Pappschachteln und ihre Soldatenkisten.

Es wurde in Reih und Glied getreten.

Hase, der Briefträger, schlug die Trommel. Die Jugendwehr spielte auf. Es folgten die Abschiednehmenden mit dem Kriegerverein. Sodann die Mitbürger, die den Abziehenden das Geleit geben wollten. Ein langer Zug setzte sich in Bewegung zum Bahnhof hinunter.

Hier hielt der Vorsitzende des Kriegervereins seine patriotische Ansprache, brachte das dreifache Hurra auf die abschiednehmenden Kameraden aus.

Gesang schloß sich an: Deutschland, Deutschland über alles —.

Und dann dampfte der Zug daher, und die Abschiednehmenden stiegen ein.

Während die Lokomotive fauchend sich wieder in Bewegung setzte und die künftigen Feldgrauen entführte, spielte die Jugendwehr den Abschiedsmarsch.

Hüte wurden gehoben, Taschentücher winkten. Die künftigen Krieger rissen sich zusammen und standen grüßend, rufend, armschwenkend, mit lachenden Gesichtern an den offenen Fenstern ihrer Abteile.

* * *

Der schwarze Rabe schrieb an seine Frau:

„Liebe Frau und liebe Kinder!

Ich will Euch das Herz nicht schwer machen, indem ich Euch mitteile, was ich hier alles erlebe. Die Russen haben meschant gewirtschaftet. Das sind schreckliche Greuel hier. Sobald werde ich davon überhaupt nicht erzählen können, erst werden wohl ein paar Jahre darüber vergehen müssen. Aber wenn man die Aufführung sieht, kann man fest zuschlagen. Und das machen wir. Der Krieg ist soweit auch ganz interessant, bloß man muß nichts abkriegen, und man muß sich an den Anblick und an die Strapazen gewöhnen. Es geht mir soweit ganz gut, was ich von Euch auch hoffe."

Digitized by Google

Dieser Brief war vom 1. Dezember 1914 datiert.

Etwa vierzehn Tage danach lief die Nachricht ein, daß der Infanterist Lebegott Beinschläger am 3. Dezember bei Lodz durch Gewehrschuß am Oberschenkel verwundet worden sei und im Lazarett zu Stargard liege.

Im Januar 1915 kam er heim.

Er ging am Stock.

Saß neben seiner Mandeline auf der Ofenbank, sein Jungchen neben sich, sein Mädelchen auf dem heilen Knie.

Er hinkte hinter seiner Mandeline drein, sah nichts als seine Mandeline.

Sein Jungchen lehrte er den Soldatenschritt und sein Mädelchen das Soldatenlied. Denn die kleine Schwarzäugige, so jung sie noch war, hatte doch eine ganz helle Singstimme und einen gewissen Richtigtreffer.

Aber kein Text war ihr beizubringen. Sie dichtete ihre Texte selbst. „Mein Papale ist da", lautete der Haupttext während des schwarzen Raben Anwesenheit. Erst nachdem diese bereits vier Tage betrug, griff sie in die Vergangenheit zurück und sang zu Ehren ihres alten Freundes, des Hundes Wächter: „Mamama, der Wächter beißt."

Etwa um die gleiche Zeit fing es in dem schwarzen Raben an, unruhig zu werden; zehn, zwanzigmal am Tage warf er die Frage auf, wo er sein Regiment antreffen werde, ja, ob er überhaupt wieder dahin zurückkommen werde.

Im Lazarett bleibe er nicht länger, sagte er. Er wolle lieber an die Front. Im Lazarett sei ihm das zu enge mit der ganzen Disziplin, als ob sie dumme Jungen wären.

Am letzten Tage hing er wieder mehr am Rockzipfel seiner Mandeline. Ging mit ihr zum Gotteshause und hörte, was der Pfarrer von der himmlischen Heimat kündete. Am Nachmittage pflückte er Kriegslorbeeren im Gasthofe vor aufmerksamer Zuhörerschaft.

In der Nacht weinte er sein Kopfkissen naß.

Er ist nicht wiedergekommen. Bei Péronne ist ihm sein Grab bereitet worden. —

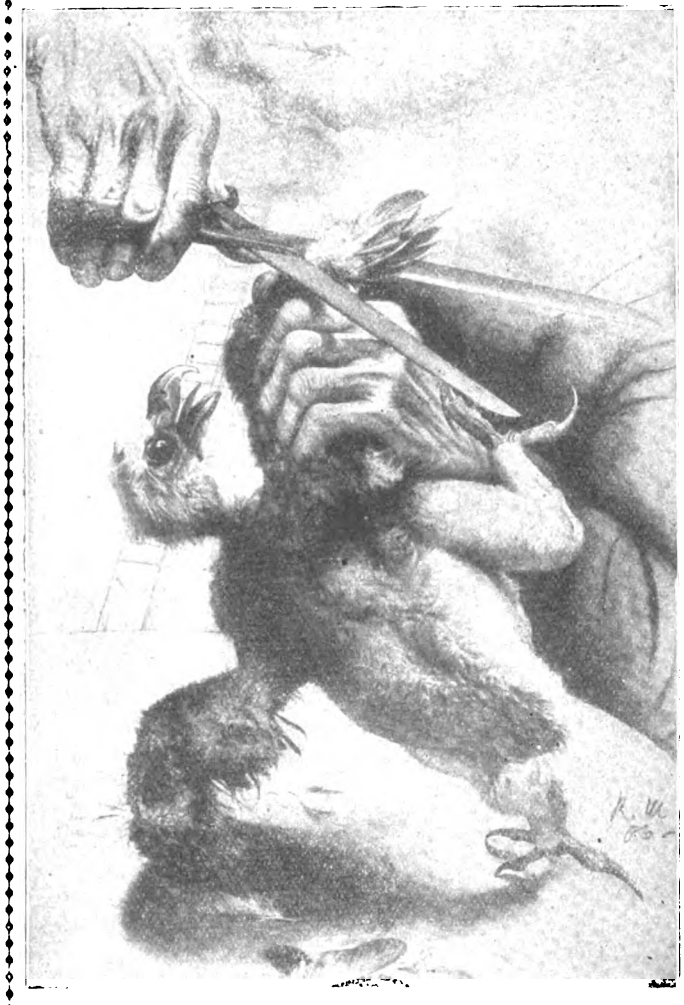
Selmar Hartmann kam im Februar 1915 auf Urlaub. Sein Auge sah nur Gutes, wohin er es wenden mochte — wacker vollbrachte Arbeit. Und dann sah er sein Weib im gepriesenen Segen ihrer nahen Niederkunft.

Selmar hatte sogleich das Regiment in die Hand genommen. Die Frau sollte sich schonen. Sie sollte merken, daß der Mann da war und ihr Muße schaffte.

Er erzählte vom Flug seiner Gedanken in die Heimat. „Du bist immer bei mich", sagte er. „Du schützest mich, daß mir nix kann zustoß. Und ich sperre dich in mein Herz ein, daß dich nix kann anrühre. Ganz tief drin bist du —" er zögerte einen Augenblick — lächelnd sagte er: „Dein Bild — wie du vor der Hoftür standest im Mondschein — wie du ganz weiß davon warst vom Mondlicht, — um und um — ganz blank — wie von Silber. Nän —" sagte er, „das war doch noch andersch, der Sinn —. Wie du dastandst in Erwartung auf meinen Pfiff und meinen Schritt. Und wie ich dich habe blichen sehen — — das vergesse ich net, solange ich leb, das kann mir nix rauben, kein Tod net und kein Alter."

Er ging zu Frankes. Traf den Bauern Kämpf auf der Straße, knallte die Hacken zusammen, trat heran und reichte die Hand. Kämpf sah schlecht aus. Der Knecht war ihm eingezogen worden, die verschärfte Arbeit überstieg seine Kräfte. Und der Stromer Louis hatte an Wichtigkeit zugenommen und wurde von seinen Arbeitgebern wie ein Kleinod festgehalten.

Als Selmar heimkam, wirtschaftete Laura am Ofen mit der Mittagskost. Die Schälrippchen brozelten, die Erdäpfelklöße standen zum Kochen bereit. Er setzte sich auf den Stuhl am Tisch und sah der Frau zu. Freute sich an ihrem raschen Tun und an den veränderten Umrissen ihrer Gestalt, die seine Zukunftsfreuden in sich schlossen. Folgte ihr mit den Augen, als sie nebenan in den Küchenraum ging, dort eine Fußbank herzurückte, daraufstieg und ein Töpfchen vom Brette langte. Fühlte in dieser kleinen Fürsorge, die den Körper nicht verdehnen wollte, der des Kindleins Wohnstätte war, voller Rührung all ihre Mutterfrömmigkeit. Und das Bild zog trostreich mit ihm hinaus wie ein Bild vom geraden Gewissen oder auch wie ein Bild der feinsten Pflicht und Vorsorge im allgemeinen. Es löste das zärtliche Bildchen der vom Mondlicht umbadeten, harrenden Frauengestalt ab, war sozusagen ein Schritt aufwärts auf dem Wege zur Reife und Süße des Lebens.



Ein junges Genie.
Zeichnung von Richard Müller.

Er schrieb späterhin aus dem Felde: „Es ist ganz merkwürdig, wieviel Liebe man hier draußen hat, wo wir doch lauter Männer untereinander sind. Wir lernen hier draußen ein ganz neues Leben kennen, was uns keine Friedenszeit bieten würde. Wir sind immer bereit, daß wir einer dem andern beistehen. Das geschieht, weil die Gefahren so groß sind. Darum denkt keiner daran, ob er mehr ist und mehr hat. Ich habe einen Kameraden, der sehr schön die Harmonika bläst. Dann kommt bei mich allemal das Heimweh. Die Vögel singen, und die Erde grünt, und ich

Digitized by Google

denke an Thüringen. Ich sehe dich immer, wie du dich nach der Fußbank bückst, alles ganz genau und bildlich, und sie fortträgst, daraufsteigst und das Töpfchen vom Brett nimmst. Manchmal ist das ganz ausführlich, zum Greifen, manchmal aber ganz rasch, wie wenn ein Vogel vorüberfliegt. Das war gestern so, als wir zum Sturm gingen. Da wußte ich, du bist bei mich und mir geschieht nichts."

Am 12. Mai des nämlichen Jahres kam der Selmar Hartmann zu seinem zweiten Urlaub heim. Er wollte sein Kindchen taufen lassen, sein Sechswochenkerlchen, sein braunäugig, schmalgesichtig Ebenbildlein.

Laura hatte ihren Kirchgang acht Tage nach der Geburt gemacht, damit sie sich frei im Dorfe bewegen konnte. Sie hegte ihr Kind und stand ihrer Wirtschaft vor. Mandeline hatte sie umsorgt und sprang ihr jetzt bei in jeglicher Arbeit.

Wieder faßte der Selmar Hartmann zu und trieb seine Wirtschaft vorwärts, auf daß die Frau ein wenig Ruhe genieße. Mit dem Jungchen, daß es dem Vater glich, war er einverstanden. Das gehörte sich so bei dem Vorläufer. Und die Frau hatte nun auch was zu schmatzen, wenn er nicht daheim war, für ihre zärtlich suchenden Lippen.

Er scharwerkte an den Ställen, er pflügte, er pflanzte.

Drei Männer arbeiteten mit seinen Fäusten, der eine für ihn selbst, der andere für sein Weib, der dritte für sein Kind. Drei Lebensjauchzer waren in seiner Seele. Drei Kriegsknechte dachten mit halber Wehmut hinaus an seine Mannskameradenfamilie im Schützengraben.

Er fuhr den Dünger aufs Feld.

Kam an der Stelle vorbei, wo er am Abend vor seinem Ausmarsch schweren Herzens mit seinem Weibe gesessen hatte, als der Mond die Landschaft verwandelte.

Hielt eine Minute an und schaute auf sein Dorf hinab, das der treibende Mittag küßte.

Glanz über Glanz füllte die Landschaft an, strahlte über das Schwarze und Weiße und Grüne, über die Höhen und Senkungen, über die Nähe und Ferne. Immer neuer Glanz, immer neue Sonne.

Des Mannes Brust ging schwer. Was er hier sah, war ein Bruchstück dessen, wofür er kämpfte — war die Heimat. Er dachte an sein Regiment, an seine Kameraden im Schützengraben. Wie manchen von ihnen, die er kannte, würde bei seiner Rückkehr schon die fremde Erde decken. Und ein Gefühl aus Bleibesehnsucht und Hinausverlangen erschütterte ihn.

Der andere Tag war ein Sonntag.

Das Abschiednehmen engte den Menschen die Brust ein und machte sie schweigsam. Selmar hatte seine Süßkammer abgeschlossen. Selbst Olga Hartmann fühlte den schweren Druck. Kuhäugig trat sie einher.

Am Nachmittag ging Selmar zu Frankes. Kämpf kam. Stutzte. Blieb. Und sie sprachen vom Krieg.

Der Soldat sagte: „Ihr denkt euch das leichter, wie das ist. So rasch, wie ihr meint, geht der Krieg net zu Ende. Das ist alte Feindschaft auf beiden Seiten. Nune geht das bis zur letzten Kraft. Unterkriegen tun sie uns aber nicht. Wir sehen doch die ganze Zerstörung, wo der Krieg mit sich bringt. Wenn man draußen ist, meint man nicht. Aber wenn man heimkommt, und man sieht die ganze Pracht, die grünen Felder wie in der Friedenszeit und die unzerschossenen Dörfer im Vaterland, und man denkt an den Jammer, wo man draußen gesehen hat unter der Bevölkerung in den Kriegsgebieten, was die Leute durchmachen müssen, da kommen die Tränen nur so geflossen. Da habe ich schon ganz Grimmige weinen sehen, die nix sonst damit zu schaffen hatten. Wo mer dachte, die haben noch kein Auge naß gemacht in ihrem ganzen Leben."

„Der Bauer muß sich jetzt zeig", sagte Franke.

Und der Soldat antwortete: „Ja, mer müssen uns alle renoffieren."

„Wer den Überblick hat — —" entgegnete Kämpf. „Und nicht bloß das — es gehört auch Wille dazu. Und Talent. Uns ging es halt immer so egal weg, das war bequem. E jeder rafft sich am Ende nicht auf."

Er stand auf. Reichte die Hand. Wünschte „auf Wiedersehen".

„An mir soll's net liegen", gab der Soldat zurück. „Wir ziehen halt alle unsere Lebensstraße. Aber ihre Länge und Güte bestimmen wir net, die bestimmt Gott." —

Selmar stand neben seiner Frau, als sie das Kindchen wusch und in frische Tücher einbündelte, saß neben ihr auf der Ofenbank, als sie dem kleinen Erdenmenschen die mütterliche Nahrung reichte. Er sah das nahrungsgierige, saugende Büblein, das weiter von der Mutter Kräften lebte. Sah das stolze, blonde Demutsgesicht der Frau.

Dieses heilige Bild seines Weibes, das sein Kindchen stillte, zog dann mit ihm in das Feld hinaus, war bei ihm in allen Schrecken der großen Champagneschlacht um, Ende des Jahres, zog mit ihm weiter nach Rußland hinüber. — —

Mandeline trug jetzt ihr schwarzes Trauertuch, das tief in die Stirn gezogen war. Ihre Augen hatten viel geweint. Und ihre Seele beugte sich Gottes Ratschluß und ward stille.

Sie erzählte ihren Kindern vom Vater, von seinem Fleiß. Richtete eine Art unsichtbarer Polizei her, der der Verstorbene ehrenvoll vorstand. Und liebte den Mann weiter mit ihrer starken, herzlichen, gerechten, irdischhimmlischen Mandelinenliebe. Pilgerte ihre Lebensstraße, wie ihr vorgeschrieben war, und spann ihren Lebensfaden.

Zweimal war der Selmar Hartmann bis zum Ausgang des Jahres 1916 verwundet worden, am Bein, am Arm, mittelleicht. Jedesmal war er danach auf Urlaub daheim gewesen. Er war ernster geworden, um fünfzehn Jahre reifer in diesen 28 Kriegsmonden, die er draußen im Felde zugebracht hatte, wortkarger und schwieriger im Ausdruck, als er zuvor gewesen.

Hartmanns gingen durch die herbstlichen Felder. Der Mann besprach noch mancherlei mit der Frau im voraus über die Landbestellung und die Fruchtverteilung, nicht nur das nächstfolgende Frühjahr betreffend, sondern über Jahre hinaus, die heraufziehen würden. Er tat es heut wie an jedem Urlaube auch. Es geschah aus Vorsorge. Keiner, der ins Feld ging, sollte dessen vergessen, daß er daheim Abschied nahm.

Zwischen sich an seinen beiden kleinen Händen führte das Elternpaar sein straffes Jungchen. War das Kind ein Strecklein gelaufen, so nahmen es Vater oder Mutter einmal auf den Arm, ganz wie es dem Bürschlein gefiel. Nachher lief das Kerlchen wieder und plapperte und war überfließend zärtlich.

Wie es wieder einmal brav zwischen den Eltern dahintrabte, bogen Kämpfs aus dem Hohlweg daher, darin die Ackerstraße, die eine flache Erdwelle durchschnitt, sich verloren hatte. Sie hatten wichtige Gäste, spätere Erben oder Besitznachfolger, ein Stücklein Weges zu ihrer Heimkehr geleitet.

Da nun die kleine Hartmannsche Familie die Straßenbreite voll einnahm, so rückten die Eltern mit ihrem Büblein zusammen, um Mutter und Sohn vorüberzulassen.

Über Paulines Lippen glitt beim Anblick des Kindes ein Lächeln, das sich ohne Bewilligung heraufgestohlen hatte, ein klägliches, halb schalkhaftes Großmutterlächeln. Kämpf betrachtete mit ernsten Augen so Eltern wie Kind.

Der Soldat grüßte, der Bauer dankte.

Als sie ein paar hundert Schritte weiter gegangen waren, sagte Kämpf leise vor sich hin: „Sie waren in ihrem Recht." Er sah seine Mutter an und wiederholte die Worte.

„Na-a (nein)!" antwortete sie. „Das waren sie net."

Er winkte mit der Hand gegen die Widerrede.

Auf der Landstraße, in die der Weg indessen eingemündet war, kam eine Frau aus dem Nachbardorfe daher, der Pauline sich anschloß. Kämpf blieb zurück.

Digitized by Google

Er kehrte um, folgte aber der Erdwelle, die der kleine Hohlweg durchschnitt, in ihrer Erhebung.

Endlich hatte er die gefunden, die er suchte.

Der Feldgraue trug jetzt sein Jungchen auf der Schulter, den anderen Arm hatte er um seine Frau gelegt — hier draußen in der einsamen Freiheit der unwirschen Felder, die ihre Schuldigkeit getan hatten und nach Schlaf verlangten.

Kämpf sah die kraftvolle Männergestalt, das stramme, bewegliche Kind, die blonde, aufrechte Frau. Und er sah auch ihre Gesichter, ob sie ihm gleich abgewandt waren: Den Mann dunkeläugig, ernst und fest, dazu das spielerische Kind, das gleichwohl des Mannes Ebenbild war, und die blonde Frau mit dem hellen, gehorsamen Jung-Frauengesicht, voller Bravheit, Anstand und Verläßlichkeit. Wie sie eng verbunden dahingingen, lag nichts in ihrer Haltung, das an Kosen erinnerte. Sie gingen ihre Lebensstraße.

Vom Westen her schickte die Sonne letzte kurze Strahlen zur Erde herunter. Dann verschwand sie hinter den Horizont, und der Himmel wechselte seinen Farbenton.

Kämpf sah immer noch dem durch die Äcker wandelnden Ehepaar nach, das jetzt wieder zum Dorfe hinabtauchte. Nun seitlich gerückt, und jetzt das Kindchen im Arm der Mutter liegend, als schlafe es, während der Arm des Mannes noch um seines Weibes Schulter geschlungen war.

Und er empfand ihren Anblick so, als seien sie, die dort vereint dahingingen, die Gegenwart, während er, der vereinsamt im Schutze des Buschwerks stand, die Vergangenheit war. Sie, die Schaffenden, Erhaltenden, Schützenden, er, der Sieche, der seine Lebensarbeit hinter sich hatte.

Der Sinnierer in ihm sah den andern gleichsam bildlich vor sich als einen tatenfrohen und tatenstarken Mitarbeiter an den großen Geschehnissen des Weltenkrieges. Sich selbst sah er hüstelnd, abgelebt, als einen Hocker auf der Ofenbank, der sein Hirn gegen den drommetenden Klang verschanzte, der von den weiten Fronten siegreich in die Heimat herüberdrang — weil sein Herz dem Pulsschlag seiner Tage nicht mehr gewachsen war.

Und er sagte wieder vor sich hin mit zentnerschwerem Atem: „Sie sind in ihrem Rechte."

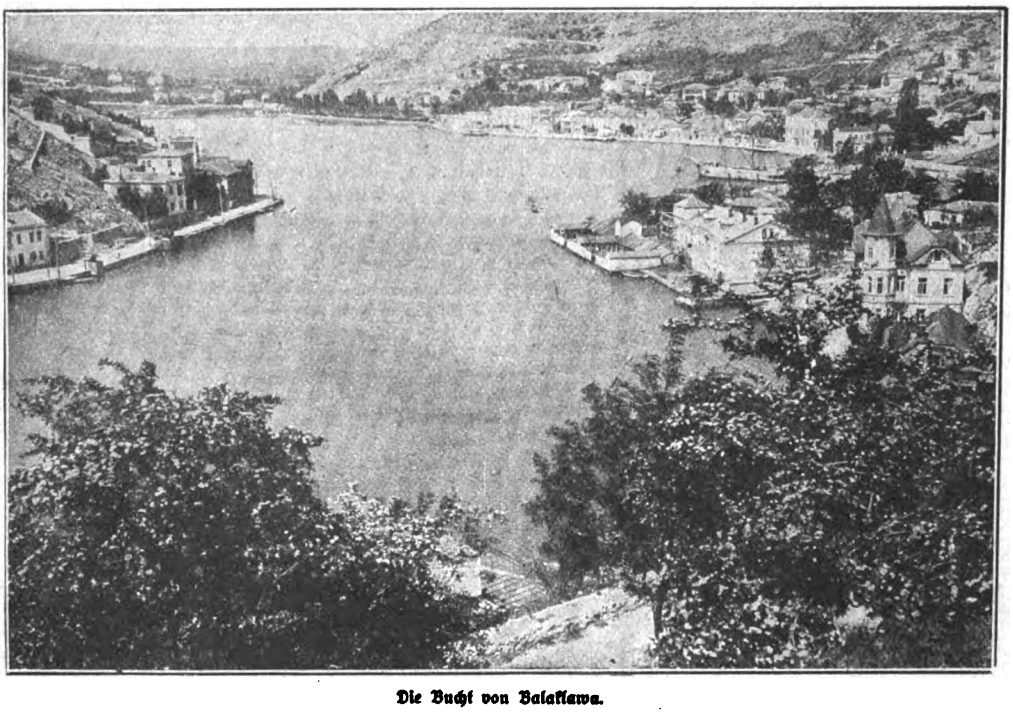
Dachte weiter: Habe der große, allmächtige Lenker im Himmel, der über allen Schicksalen thront, ein Einsehen mit den beiden Männern der Laura Säuberlich — helfe er dem einen, der noch im Leben steht, zu einer gesunden, arbeitssegenschweren Rückkehr in die Heimat, und dem andern, der seinen Platz hat hergeben müssen, zu einer stillen, glücklichen Fahrt in das Himmelreich. Im Grunde seiner Seele schwebte allerlei Dunkelschleierhaftes, von blühenden Blumen vor besonnten Fensterscheiben — von tirilierenden Lerchen über grünen Ackerbreiten — von einer Zone geklärter Ruhe, die alle Kämpfe irdischen Lebens weit hinter sich zurückgelassen hatte. Still stand er da, ein bißchen zusammengeduckt.

Als er sich umwandte, stieg stumpf und verschlafen, wie eine riesengroße Blutorange, der Mond über die Horizontlinie herauf.

Die russische Riviera.

Von Victor Ottmann. — Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Bild- und Film-Amts.

Auf seinen weiten Kriegswanderungen ist der deutsche Soldat auch nach der Krim gelangt, jener mächtigen Halbinsel in Südrußland, die das Schwarze Meer von seinem Anhängsel, dem Asowschen Meer, scheidet. Noch immer verbindet sich in der Vorstellung großer Volkskreise bei uns mit dem Namen Rußland gern der Begriff eines von unwirtlichen Steppen erfüllten, flachen und kalten Landes. Gewiß, ein solches Rußland gibt es, aber doch nicht in allen Zonen des Riesenreiches und am allerwenigsten am Südgestade der Krim, dort, wo der Steilabfall des Taurischen Gebirges einen vorzüglichen Schutz gegen die nördlichen Winde gewährt und auch in der sonst rauhen Jahreszeit Klima und Vegetation begünstigt. Nicht mit Unrecht gebraucht der gebildete Russe, wenn er von diesem Küstenstrich spricht, gern den Ausdruck „russische Riviera" und vergleicht ihn mit dem berühmten Gestade am Mittelmeer zwischen Genua und Marseille. Man darf dem Vergleich freilich nicht zu sehr auf den Grund gehen, denn die italienisch-französische Riviera, die Azurküste, wie der Franzose sie überschwänglich zu titulieren liebt, hat nun doch noch etwas stärkere landschaftliche Reize und vor allem höhere Vorzüge der Kultur und Kunst aufzuweisen als ihre Nebenbuhlerin auf der Krim; aber immerhin, auch die russische Riviera darf sich sehen lassen und an einigen Punkten zu den schönsten Gegenden Europas rechnen. Daß sie bisher fast ausschließlich von Russen besucht worden ist, lag an ihrer schweren Zugänglichkeit. Es ist eine weite, kostspielige Fahrt von West- und Mitteleuropa nach der Krim, und die vielen Paß- und sonstigen Scherereien, die das zaristische Rußland dem Reisenden bereitete, trugen auch nicht gerade dazu bei, viel Fremde dorthin zu locken.



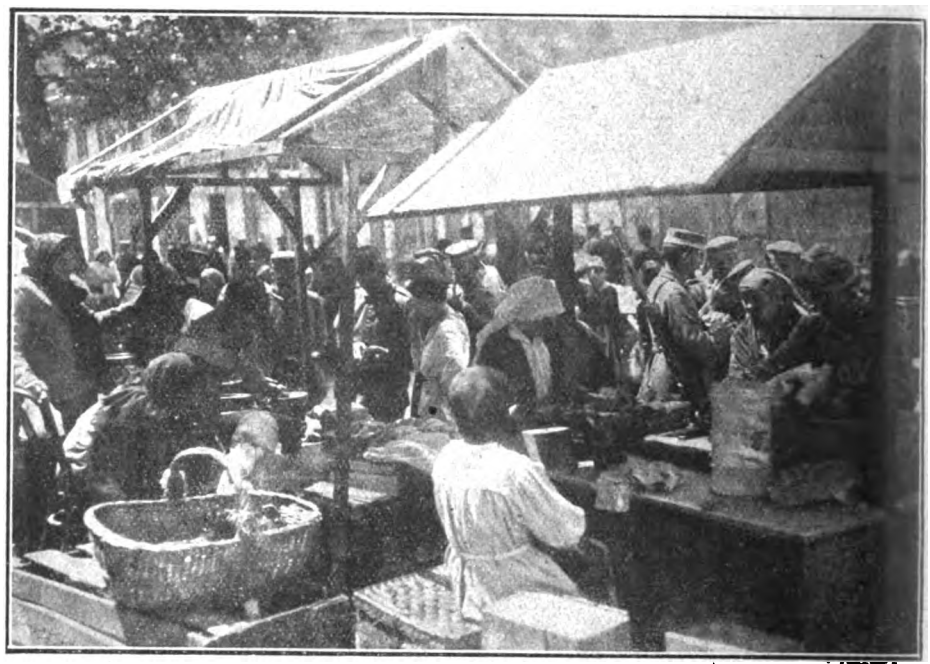
Die Bucht von Balaklawa.

Den Glanzpunkt der russischen Riviera bildet die Stadt Jalta mit ihrer Umgebung, besonders dem vornehmen Bade- und Kurort Livadia. Ach, wie so manchem russischen Großen, der jetzt das bittere Brot der Verbannung ißt oder, von den gegenwärtigen Machthabern bedroht, täglich für sein Leben zittert, mag es weh und heiß werden, wenn er an die einstigen schönen

Digitized by Google

Tage von Livadia denkt! An die Tage, da er hier im goldenen Herbst in seiner schimmernden Villeggiatur saß, vom Balkon auf das keineswegs „schwarze", sondern sehr blaue, von Licht und Sonne übergossene Meer schaute oder seinen Dogcart über die wohlgepflegten Straßen am Strande lenkte und sich, wofern ihm der Sinn danach stand, keinen einzigen der Genüsse entgehen ließ, die eine gutgefüllte Börse und die echt russische Leichtigkeit der Lebensauffassung verschaffen konnten. Livadia hatte sich schon seit langem zum Lieblingsaufenthalt der russischen Geburts- und Geldaristokratie entwickelt. Zog es die Großfürsten und ihren Anhang auch eigentlich mehr nach dem noch amüsanteren Paris und der französischen Riviera, so gehörte es doch zum guten Ton, ein paar Wochen der herbstlichen Hauptsaison in oder bei Livadia zu verbringen und dort womöglich eine eigene Villa zu besitzen, eines der reizenden Häuschen und Schlößchen, die sich von dem dunkelgrünen Hintergrund der Zypressen- und Lorbeerhaine wie weißleuchtende Flecken abheben. Für die ganz Großen des Geblüts oder des Geldbeutels wurden die Villeggiaturen natürlich zu umfangreichen Schlössern, vollgepfropft mit kostbaren Möbeln und Kunstgegenständen, umgeben von Gärten, in denen die subtropische Flora alle Reize entfaltete. Den vornehmsten Mittelpunkt des glänzenden Saisonbetriebes bildete, wie es sich gebührt, das Schloß des Zaren, ein etwas nüchterner Bau im klassizistischen Stil. So manche Haupt- und Staatsaktion ist in den Gemächern dieses Schlosses oder auf den schattigen Wegen des Parkes ringsum eingefädelt worden. Die letzten beiden Zaren haben immer gern in Livadia geweilt; sie zogen den ungezwungenen, von keinem höfischen Zeremoniell beengten Aufenthalt an der südlichen Meeresküste den prunkhaften nordischen Residenzen bei weitem vor, und sie fühlten sich hier wohl auch sicherer. Schöner und malerischer als das Zarenschloß gelegen ist das Lustschloß des Großfürsten Demetrius Konstantinowitsch in Kischkine bei Livadia. Es ist im arabischen Stil erbaut, und man muß sagen, daß dieser blendend weiße, reich gegliederte Bau mit seiner Moscheenkuppel und dem Gebetsturm in die exotische Landschaft vortrefflich paßt und wie ein echtes Märchenschloß aussieht. Überhaupt fehlt es bei den Schlössern und Villen um Livadia herum nicht an seltsamen Launen. So hat sich einer sein „Schwalbennest" hoch am Rand einer unheimlich steilen Klippe gebaut.

Jalta, am Fuße des Jailagebirges, eines Abschnittes des großen taurischen Gebirgszuges, mit 25000 Einwohnern, vereinigt die Vorzüge einer belebten Stadt mit den Reizen eines eleganten klimatischen Kurortes und Seebades. Die Badezeit dauert von Anfang Mai bis Ende Oktober und lockt jährlich 6000 Dauergäste herbei. Luxuriöse Hotels und Restaurationen, in denen man für entsprechendes Geld — denn die russische Riviera ist ein teures Pflaster — alle Leckerbissen der vorzüglichen Landesküche haben kann, Klubgebäude, glänzende Kaufmannsläden, schöne Parkanlagen — nichts fehlt an dem Bilde eines Lieblingskurortes der zahlungsfähigen Welt. So war es



Tatarenmarkt in Jalta.

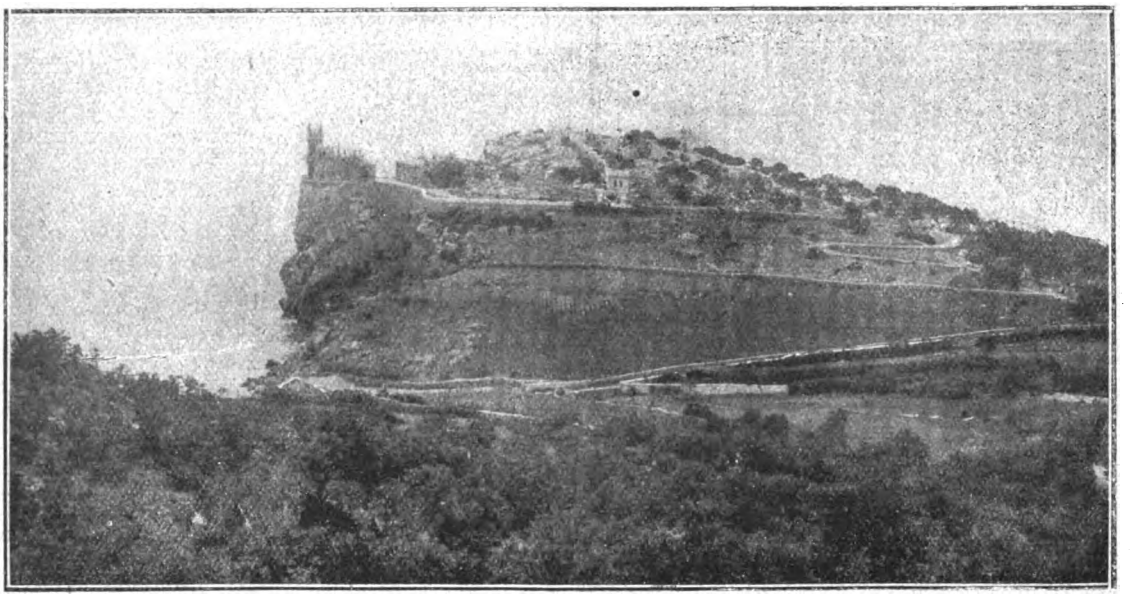
wenigstens vor dem Kriege. Echtes Volksleben entwickelt sich abseits der Promenaden dort, wo der schlichte Bürger oder der Bauer aus der Umgegend seinen Lebensbedürfnissen und seinem Vergnügen nachgeht. Eine unserer Aufnahmen zeigt den Tatarenmarkt, so genannt, weil die Händler meistens Tataren sind, und läßt im Gedränge der Marktbesucher auch deutsche Soldaten erkennen. Die Umgegend von Jalta ist reich an lockenden Ausflugszielen, besonders für Bergsteiger. Während an der Küste Lorbeer- und Feigenbäume, Zypressen, Oleander, Magnolien, Granaten usw. in üppiger Fülle gedeihen, sind die Berge hauptsächlich mit Eichen, Buchen und Nadelhölzern bedeckt. Eine große Rolle spielt auch der Weinbau. Es wird vielleicht überraschen, zu hören, daß Rußland fast um die Hälfte mehr Wein erzeugt als Deutschland. Der Krimwein, fast ausschließlich in staatlicher Regie erzeugt und vertrieben, hat achtbare Eigenschaften, kommt aber selten aus Rußland heraus und ist deshalb im Ausland so gut wie unbekannt. Die weiteren Hauptlandesprodukte der Krim sind Getreide, Hirse, Tabak, Obst; neben der hochentwickelten Viehzucht ist auch die Salzgewinnung aus den stark salzhaltigen Binnenseen sowie der Abbau von Eisenstein von großer wirtschaftlicher Bedeutung.

Hauptstraße in Jalta.

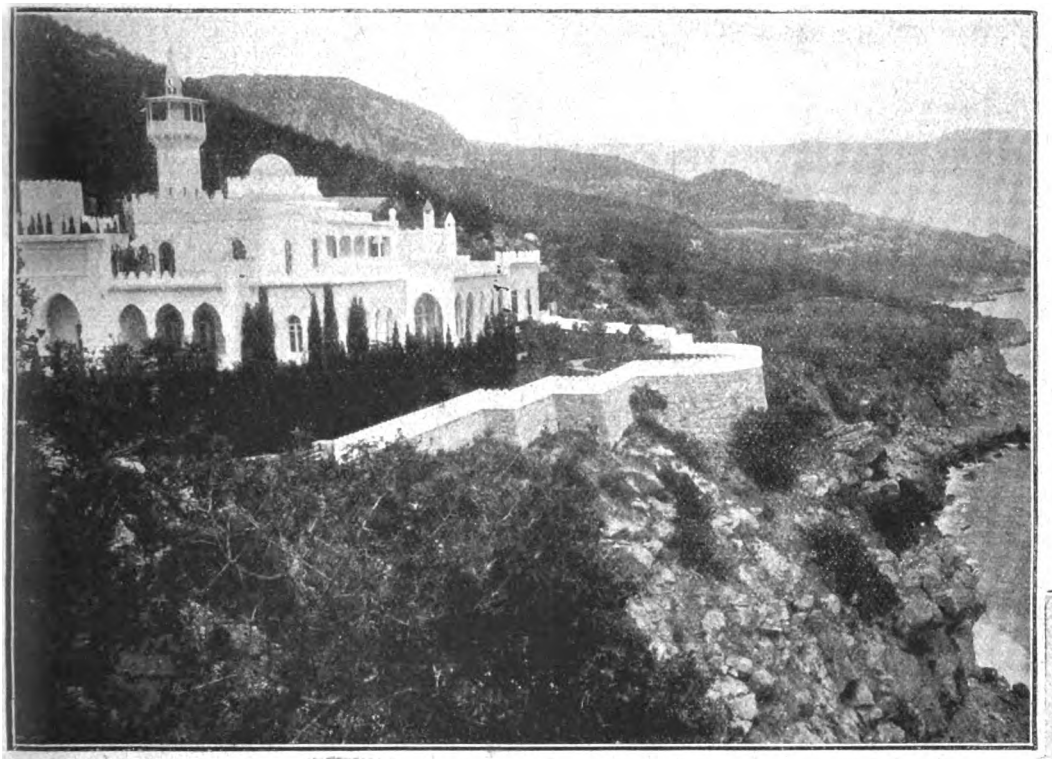
Den westlichen Abschluß der russischen Riviera bildet das an einer schmalen Bucht gelegene Balaklawa, ebenfalls ein beliebter klimatischer Kurort. Die Einwohnerschaft besteht hauptsächlich aus griechischen Fischern, den Nachkommen der schon im Altertum

Digitized by Google

hier angesiedelten Griechen. Überhaupt ist die Bevölkerung der Krim sehr gemischt, wie schon aus den zumeist ganz unrussisch klingenden Ortsnamen hervorgeht. Man findet da Namen wie Rosental, Lustigtal, Schönbrunn, Bruderfeld usw., und kann daraus unschwer erraten, daß es sich um die Ansiedelungen deutscher Bauern handelt, die hier, wie überhaupt in Südrußland, auf der fruchtbaren Scholle ein reiches Betätigungsfeld gefunden und es zu erheblichem Wohlstand gebracht haben. — Die Krim ist uraltes Kolonistenland. Schon in homerischer Zeit wurde der Strand von griechischen und kleinasiatischen Schiffern besucht. Manche Forscher glauben gewisse Landschaften, die in der Odyssee geschildert sind, an der russischen Riviera suchen zu müssen; so soll z. B. die Lästrygonenbucht mit der Bucht von Balaklawa identisch sein. Auf dem Taurischen Chersonesos, wie die Krim im Altertum hieß, entfalteten sich die griechischen Kolonien zu hoher Blüte. Zur Zeit der Völkerwanderung drangen nord- und westeuropäische Stämme, später die Tataren ins Land; letztere verliehen der Krim ihren Namen (Krim heißt Festung). Im weiteren Verlauf der Geschichte kamen Italiener und Türken, und erst in neuerer Zeit, seit 1736, eroberten die Russen die Krim. Alle diese so verschiedenartigen Stämme, wozu sich noch deutsche und ungarische Bauern gesellen, haben in dem Bevölkerungsbilde der Krim ihre Spuren hinterlassen. Seine stärkste Erschütterung erlitt das vielumstrittene Land im Krimkrieg. Sebastopol, Balaklawa und Inkerman waren damals auf aller Lippen. Für welch' ein Ereignis von tief einschneidender Bedeutung wurde zu jener Zeit der Krimkrieg gehalten — und wie geringfügig war er im Vergleich zu dem, was Europa, die ganze Welt in den letzten furchtbaren Jahren durchgemacht hat!



Blick auf das „Schwalbennest", eine Villa am Schwarzen Meer



Schloß des Großfürsten Demetrius Konstantinowitsch in Kischkine bei Livadia.

Schloß des ermordeten Zaren in Livadia.

Digitized by Google

Das deutsche Bürgertum und die Republik.

Von Franz Wugt.

Unter dem Kaiseradler sind sie im Sommer vor vier Jahren ausgezogen — und in eine Republik kehren sie heute heim. Aber wie sie im Jahre 1914 das „Deutschland über alles" sangen, wie sie es in unzähligen, siegreichen Schlachten gesungen haben, so stimmen sie auch jetzt wieder den deutschen Hochgesang an: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland . ." Kronen werden geweiht und rollen in den Staub, Verfassungen werden aufgebaut und brechen zusammen; alles das ist Menschenwerk. Deutsches Land und deutsches Volk aber sind von Gott geschaffen; sie überdauern alle Kriege und Staatsumwälzungen. Parteinamen sind nur Vornamen; der gemeinsame Vatersname bleibt: Deutsch! Deutsch — nicht trotz Kriegsunglück und innerer Not; nein, gerade weil wir die deutsche Mutter in Tränen und Trauer sehen, gerade darum fühlen wir uns noch zehnmal deutscher. „Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt'n uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen!"

Könnte heute Fichte unter uns treten, er würde wieder ausrufen: „Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen . . ., das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters."

Zweifach besiegt fühlten wir deutschen Bürgersleute uns jetzt. Vor der feindlichen Übermacht haben wir die Waffen niederlegen müssen; im eigenen Lande hat unser junger Bruder etwas ungestüm den gemeinsamen Vormund hinausgeworfen und richtet nun das neue Staatshaus ein, ohne uns zu befragen oder unsere Wünsche im mindesten zu berücksichtigen. Aber wie unsere äußeren Gegner schließlich einsehen werden, daß der Wiederaufbau Europas ohne das deutsche Volk unmöglich ist, so wird auch der deutsche Arbeiter dem Bürgertum einen Platz an der neuen republikanischen Sonne einräumen.

Der deutsche Bürger ist in einer seltsamen Lage. Als der feudal-absolutistische Staat Friedrichs bei Jena unterging, rettete der dritte Stand Thron und Reich; aber das als Lohn dafür beanspruchte politische Mitbestimmungsrecht wurde ihm vorenthalten. In Wirtschaft und Geistesleben durfte der Bürger herrschen, in der Leitung und Verwaltung des Staates blieb er — trotz der Ereignisse von 1848 — ein nur ungern geduldeter Außenseiter. Der Glanz der Bismarckzeit und die Regierung Wilhelms II. ließen den Bürger immer reicher werden, aber das allgemeine, gleiche Wahlrecht verhalf ihm nicht zur politischen Macht; er blieb von der Entscheidung in den großen Schicksalsfragen ausgeschlossen und kam politisch nur in ärgere Bedrängnis, da der vierte Stand es in ganz anderer Weise verstand, die wenigen Verfassungsrechte und vor allem den Stimmzettel auszunutzen. Daß der Bürger es nicht fertig bekommen hat, das Vierteljahrhundert vom Ausscheiden Bismarcks bis zur großen Weltkriegs-Krise zur langsamen, ruhigen Erringung der politischen Herrschaft anzuwenden, ist sein Verschulden — und dafür büßt er heute.

Der werdende Volksstaat ist nun das Werk des vierten Standes geworden. Der Bürger, der eben noch ein Stiefkind der Obrigkeits-Autokratie war, gerät in Gefahr, sofort ein Stiefkind des Arbeiter-Reiches zu werden, ohne für sich die politischen Entwicklungsmöglichkeiten der westlichen Bourgeois-Demokraten ausgekostet zu haben. Das wäre aber ein Unglück, nicht nur für das Bürgertum selbst, sondern für die ganze Nation, und nicht zum wenigsten gerade für das über Nacht zum Träger der Staatsgewalt und damit der Verantwortung aufgestiegene Proletariat; denn das Bürgertum hat in der Republik Aufgaben zu lösen, die niemand sonst lösen kann und deren Lösung eine unabweisbare Notwendigkeit ist.

Selbst wenn der dritte Stand nichts für die heute zur Mode gewordene Demokratisierung Deutschlands getan hätte, würde es als eine völlige Verleugnung der neuen Ordnung gesellschaftlicher Gleichheit betrachtet werden müssen, wenn man das Bürgertum, diesen politischen Leidensgefährten der angeblichen Entrechtung von rechts, nun durch eine Entrechtung von links von neuem knechten und so indirekt zur feindseligen Auflehnung zwingen wollte. Das Bürgertum stellt rein zahlenmäßig einen so gewaltigen Teil der Volksmasse dar, daß er nie und nimmermehr einfach übergangen werden kann. Das Bürgertum ist als Hauptbesitzer des Nationalvermögens selbst dann zu berücksichtigen, wenn man die Produktionsmittel vergesellschaften und das Privateigentum langsam ganz aufheben will. Daß das Bürgertum bei der Umgestaltung des Staatsrechts, des Gesellschaftsbaus, der Wirtschaftsverfassung eine wichtige Rolle spielen wird, kann man ferner daraus entnehmen, daß auch das heute bereits Erreichte ohne die wirtschaftliche und politische Vorarbeit des Bürgertums gar nicht denkbar gewesen wäre. Vor allem ist es das Bürgertum gewesen, das den vierten Stand schulmäßig erzogen und erst für die geistige Unabhängigkeit reif gemacht hat. Ebenso wie der Adel, das Offizierkorps, der Beamtenstand, das Königtum während des langsamen Aufstieges der Bürgerschaft noch nicht zu entbehren war, ebenso wird der dritte Stand bei der geplanten Überleitung des Klassenstaats in die Gleichheitsdemokratie nicht zu entbehren sein.

Die notwendige Wahrung dieses Zusammenhangs zwischen dem Alten und dem Neuen ist nun die Hauptaufgabe des Bürgertums. Eine solche Wahrung ist besonders schwierig, wenn — wie in unserem Falle — ein Riß in der Entwicklung eingetreten zu sein scheint. Es ist freilich falsch, zu sagen, daß solche Sprünge stets naturwidrig sind, und noch falscher ist es, immer dem Neuen die Schuld an solchem Sprunge zuzuschreiben. Goethe, der gewiß kein Umsturzmann war, sagte, daß große Revolutionen nie Schuld des Volkes, sondern der Regierung seien: „Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wahr sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange täuschen, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird." Neuerungen, die, ohne einem inneren zwingenden Bedürfnis zu entsprechen, von außen nur hineinexperimentiert werden, bleiben erfolglos; Goethe sagt von ihnen, „sie seien ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält".

Sehen wir demnach unsere deutsche Umwälzung, die zweifellos bisher erfolgreich war, als volkstümlich und — im Sinne Goethes — gottgewollt an, wird der Bürger sich nicht in unfruchtbarem Widerstand aufreiben, sondern sich heute wie vor hundert Jahren zunächst darauf beschränken, das, was im alten, abgebrochenen Hause noch brauchbar und gut war und was unentbehrlich scheint, in das neue Heim hinüberzuretten.

Alle deutschen Bürgertugenden werden in der neuen Republik zur Geltung kommen müssen, wenn sie gedeihen soll. Denken wir an die Sparsamkeit und die wirtschaftliche Tüchtigkeit. Dem Arbeiter hat die Gelegenheit gefehlt, mit den ökonomischen Gesetzen und Mächten zu rechnen, und so mußte sogar der „unabhängige" Reichsmitregierende Dittmann sagen, daß die kapitalistischen Sachverständigen des Bürgertums und diejenigen, in deren Händen sich die Fäden des nationalen Erwerbsleben befänden, zur Mitarbeit herangezogen werden müßten. Die Arbeiterräte hätten klar gezeigt, daß sie allein nicht imstande seien, den Wirtschaftskörper vorwärts zu bringen.

Die Gewissenhaftigkeit und der Fleiß der deutschen Beamtenschaft genießen Weltruhm, und auch diejenigen, die den politischen Geist dieser Beamtenschaft bekämpfen zu müssen glauben, kommen ohne die vorbildlichen Leistungen dieser Bürgerklasse nicht aus. Das heutige revolutionäre Ministerium des Innern erklärt, die alte Bureaukratie sei für die technische Verwaltung ganz unentbehrlich. Kein königlicher Gnadenerlaß hat je das preußische Beamten-Bürgertum so geehrt wie heute die widerwillige Anerkennung des schärfsten Widersachers. Und ist nicht der tödlich gehaßte sogenannte Militarismus heute mit einer ungeheuren weltgeschichtlichen Ironie die Grundlage der sozialrevolutionären Demokratie geworden, die Leibgarde der jungen Republik? Es kommt nur immer auf den Gesichtswinkel an, unter dem man diesen „Militarismus" betrachtet. Die militärischen Tugenden, die eben noch der einen Kaste dienten, dienen jetzt den Machtansprüchen der entgegengesetzten Klasse.

Die Disziplin ist nur eine Ausdrucksform des Ordnungssinns. Dieser Ordnungssinn ist kaum anderswo so hoch entwickelt wie im Bürgertum. Das Erstaunlichste in dieser verblüffenden, gewaltigsten Umwälzung ist die Selbstverständlichkeit der Ordnung, mit der die Verneinung, die Vernichtung der bisherigen Ordnung vorgenommen wurde. Der festeste Organismus der Welt, der preußische Staat, wurde in Wahrheit nur durch einen offenbar noch festeren Organismus — den des deutschen Proletariats — abgelöst. Sozialdemokratie und Gewerkschaft und Soldatenräte sind nur neue Blüten am Baum des allgemeinen, deutsch-bürger-

Digitized by Google

lichen Ordnungssinns, man könnte fast sagen; dieses deutschen Ordnungsfanatismus. Daß die Bürgerkreise, gegen die der revolutionäre Schlag geführt war und die noch immer vor der Möglichkeit nachträglicher Unordnung zittern, heute dem vielgelästerten Goethe-Wort „lieber eine Ungerechtigkeit als eine Unordnung" zustimmen, ist leicht begreiflich. Aber die Umstürzer selbst zeigten einen wahren Polizisteneifer in der sofortigen Umwährung der neuen Ordnung.

Diese deutsche Ordnung trägt nicht die Zipfelmütze des deutschen Kleinstadt-Spießers; sie trägt die Krone Kant-Fichtescher Freiheitsphilosophie. Sie ist die freiwillige, selbstgewollte Einordnung, Unterordnung im Dienst einer als recht und gut erkannten Sache. Dieser dem stärksten Freiheitssinn der Menschheit — dem deutschen nämlich — aufs engste verbundene Ordnungssinn des Bürgers ist auf Rasseanlage, dann aber vor allem auf die Erziehung zurückzuführen. Diese auf Jahrhunderte alter Überlieferung aufgebaute Volkserziehung wird nahezu restlos unter bürgerlicher Leitung auf die neue Republik übernommen werden müssen. In dem von Fichte angekündigten und heute in einen neuen Abschnitt getretenen „Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters" liegen die Siegesaussichten noch immer auf der ethischen Seite der Erziehung. Die Hälfte der Reden an die deutsche Nation handelt von der Erziehung, und die Schnüffler Napoleons fanden nichts ihrem Herrn Gefährliches in diesen „Erziehungsreden" des Professors Fichte, von denen sie in ihren nach Paris gesandten Berichten erzählten. Und der Kaiser selbst erkannte zu spät, daß diese „Ideologen" des deutschen Bürgertums mit ihren waffenlosen Erziehungsgedanken das eisenrasselnde französische Weltreich in Trümmer legen sollten.

Daß die Ordnung auch ein künstlerisches Prinzip und zur Verschönung des Daseins notwendig ist, hat das deutsche Bürgertum am ersten erkannt, und es wird diese Erkenntnis auch im neuen Reich zur Geltung zu bringen haben. Die Ordnung ist die Grundlage aller Kultur, wie Schiller in seinen klassischen Versen von der „segensreichen Himmelstochter" schon jeden deutschen Schuljungen gelehrt hat. Und mit Recht nennt Schiller auch „das teuerste der Bande", den Trieb zum Vaterlande, ein Gewebe des Ordnungssinnes. Vaterland und Familie: in ihnen bewahrt der Bürger das Erbe der nationalen Geschichte, des völkischen Gedankens. Wir werden dafür zu sorgen haben, daß in das neue Haus die guten Geister der alten Heimstätte mit übersiedeln.

Und sollten wir diese Treue nicht auch den großen Erscheinungen unserer früheren Staatsgeschichte weihen dürfen? Die Treue galt schon unseren Ahnen als höchste Mannestugend. Ohne Treue kein Vertrauen, keine Einigkeit, kein Volk und kein Staat. Wie soll die neue Republik Dauer haben können, wenn sie sich nur auf Menschen stützt, die aus ihrem Herzen alles ausrotten, aus ihren Gedanken jäh und spielend leicht alles verbannen, was vor dem November 1918 in deutschen Landen geehrt und geliebt war? Der neue Staat braucht selbst Treue — er kann nicht ohne ein Bürgertum bestehen, das Treue zu halten weiß.

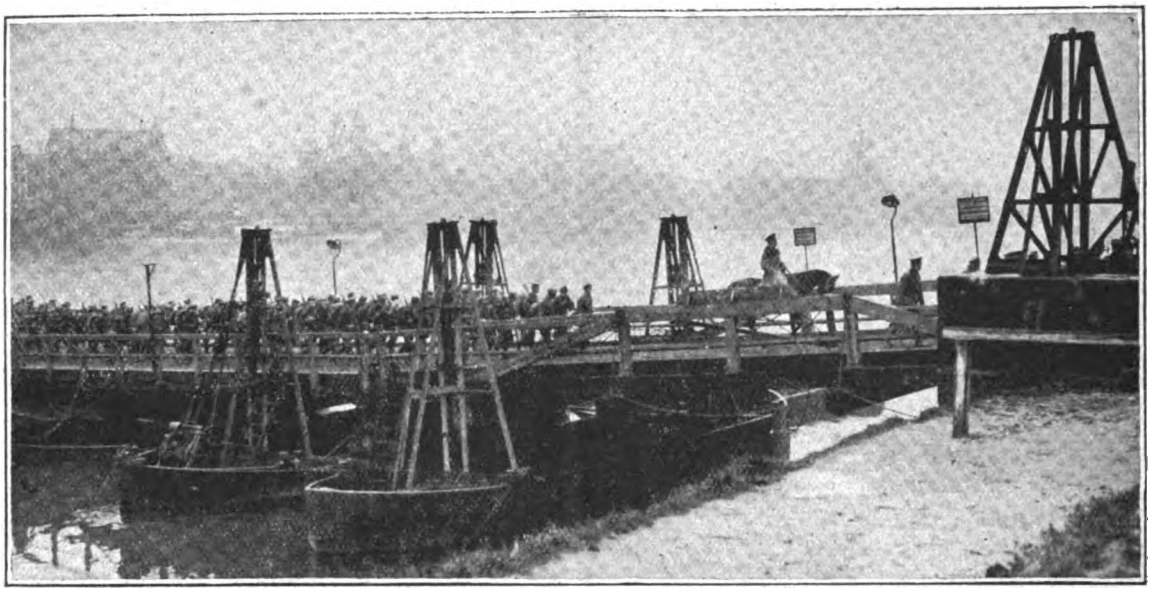
Damenbildnis.
Gemälde von Emil W. Herz.
(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung in der Akademie der Künste.)

Das deutsche Haus soll wohnlich und traulich werden — gemütlich, wie unsere Feinde mit verständnislosem Spott uns nachsprechen. Das Bürgertum hat diese Gemütlichkeit zu pflegen, in der ein Duft von blütenweißen Linnen, von Feldblumensträußen, von Bratäpfeln, vom weihnachtlichen Tannenbaum und auch das „Pfeifchen Rauchtabak" unseres köstlichen Pfarrherrn von Cleversulzbach, Eduard Mörikes, enthalten ist. Die deutsche Frau soll darin herrschen, und die bei den uralten Märchen unserer Völker und bei deutschen Liedern leuchtenden Kinderaugen sollen die Sonne dieses Hauses sein.

Und wenn einst mit Friedensglocken und Feierchören das neue deutsche Haus eingeweiht wird, werden mit den anderen Volksgenossen der deutsche Bürger und die deutsche Bürgerin, Hand in Hand in stolzer Gleichwertigkeit, durch die blumengeschmückte Pforte eintreten und in Ausübung der ersten Pflicht auf den Ehrenplatz des neuen Heims als letztes, höchstes, heiligstes Vermächtnis des alten Hauses die deutsche Bibel legen, das Kleinod unserer freien, ehrlichen, aufrechten deutschen Frömmigkeit. Wehe dem neuen Hause, wenn es jemals dieses Schatzes unwert wird!

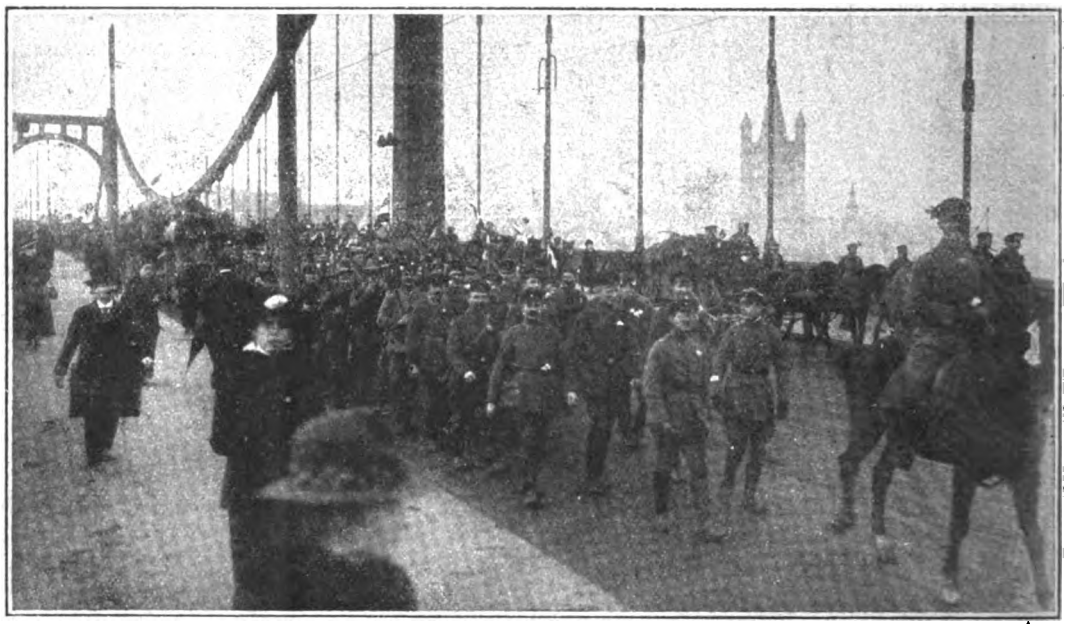
Digitized by Google

Die Heimkehr unserer Fronttruppen.



Infanterie erreicht das östliche Rheinufer bei Ehrenbreitstein (im Hintergrund Koblenz). Phot. A. Scunecke.

Seitdem die Revolution in Deutschland nach dem Geheiß Wilsons den Militarismus so vollständig überwunden hat, daß die Aufmerksamkeit des Bürgers nur noch von der Tätigkeit der Soldatenräte in der Heimat in Anspruch genommen wird und selbst; die Knaben in den Schulen nicht mehr darauf hingewiesen werden dürfen, was ihre Väter und Brüder in den letzten vier Jahren an soldatischen Tugenden geleistet haben, ist das Interesse für die Taten des Feldheeres nur noch gering. Die Truppen gehen hinter die ihnen durch die Waffenstillstandsbedingungen auferlegte Linie zurück, sie werden demobilisiert, und der einzelne darf endlich wieder an den heimatlichen Herd. Daß — vielleicht zum letzten Male — die militärische Organisation Deutschlands mit dieser fast reibungslosen Zurückführung und Auflösung eines Millionenheeres unter erschwerendsten Umständen — harten Waffenstillstandsbedingungen, Mangel an rollendem Material, Umsturz in der Heimat — einen Beweis ihrer Vollkommenheit liefert und einen ungeheuren Triumph feiert, wird niemand mehr so recht klar, oder die meisten wollen das nicht mehr sehen, weil der Militarismus nur noch in England, Frankreich und Amerika ein Recht zu leben hat. Das entwaffnete Deutschland aber harrt in Geduld seiner Aufnahme in den Völkerbund, in dem es natürlich keine andere Rolle spielen kann als die der Herde Schafe inmitten eines Rudels reißender Wölfe. Aber die disziplinierte Ordnung, in der die Kolonnen unserer Feldgrauen westwärts über die Rheinbrücke ziehen, ist eine Beruhigung für die erregten deutschen Gemüter und ein Trost für die Zukunft, an deren Gestaltung die erprobten Frontkämpfer mitarbeiten wollen und sollen. Die große Woge, die sich rückwärts in die Heimat ergießt, hätte ein anderes und bedrohlicheres Gesicht haben können, wenn nicht Hindenburg in schlichter Größe auf seinem Posten geblieben wäre und die Riesenaufgabe übernommen hätte, den Strom zu teilen und ihn in geordnete Bahnen zu lenken.



Rheinübergang bei Köln. Phot. Max Loos.

Truppeneinzug in Kassel. Phot. Carl Eberth.

Digitized by Google

Im Lazarett.

Skizzen aus vergangenen Tagen von K. M. Schneider.

Grenzlazarett.

Sie hatten mir das Bein zerschossen. Da lag ich nun auf einer Bahre und wartete.

Drinnen im Operationssaal wurde noch hantiert. Sie waren mit dem Vorigen noch nicht ganz fertig. Es war still. Ich lauschte. Nur manchmal war's, als wehe ein weißer Mantel durch die Luft.

Jetzt sprach eine Männerstimme, es war der Arzt. Er diktierte einer Hilfsschwester und führte dabei das Messer. Das tat er immer so. Und tat's mit einer Kälte, wie's nur Chirurgen können. Ich vernahm's ganz deutlich: „Der Schädel wird geöffnet" — ein leises Hämmern und ein Wimmern wie von einem Tier. Der Operierte wimmerte in der Narkose.

„Es hat sich — ein — Abszeß — gebildet."

Währenddessen drang ein anwachsendes Surren in den Raum.

„Flieger!" rief es freudig auf den langen Gängen. Die Zimmermädchen und ein paar Kranke eilten an die Fenster und auf die Freitreppe. „Ach, die schönen, silbrigen Flieger!"

Stolze Familie. Gebr. Haefel, Berlin, phot.

Da — ein Signal wie ein Trompetenstoß — der Führer des Geschwaders hatte ein Zeichen gegeben — und — ein rasch aufkochendes Zischen — ssssssst — bum! Die Scheiben klirrten.

Ich kannte die Musik.

„Franzosen!" Ein Hasten und Rasen auf die Zimmer! Fahrgestelle wurden an die Betten geschnallt, der Aufzug brummte hinauf, brummte hernieder, jedesmal bis in den Keller. Endlich schien alles in Sicherheit.

Aus dem Operationssaal aber drang es in derselben klaren, ausdruckslosen Kälte wie vordem an mein Ohr: „Inzision."

Dann kam ein Geräusch, als wenn ein Messer auf ein Drahtnetz fällt — der Schnitt war getan — einige Tritte: Der Todwunde rang in der Betäubung mit denen, die ihn hielten.

Da — wieder eine Fliegergranate. Furchtbar schmetterte sie ein. Das Haus bebte. Sie war in den Lazarettgarten gefallen.

Klirr und Rrrrr! — Batsch! Ein Sprengstück schwirrte durch den Saal, sang seine Todesmelodie, kicherte auf und fiel matt von der Wand am Apparat zum Sterilisieren der Instrumente nieder.

Totenstille.

Mich überkam ein beengendes Gefühl. Der Äthergeruch stieg mir in die Nase.

Drinnen sprach von neuem die Stimme, sprach, als rede sie nicht mehr zu Lebenden: „Die Wunde — wird — erweitert — haben Sie's?"

„Die Wunde wird erweitert" — wiederholte die Hilfsschwester.

„Sechs — Knochensplitter — werden — entfernt."

Wohl noch zwanzigmal donnerte es in die friedliche Stadt.

Endlich öffnete sich die Glastür.

Sie waren zu Ende. Eine Schwester brachte ein Becken, zur Hälfte mit gelblichem Blut gefüllt. Noch eine Binde, und sie fuhren den Schweratmenden weg.

Da stürzte der Arzt, derselbe junge Arzt, der eben noch mit seiner Grabesstimme gesprochen, zum Fernsprecher. „Kaiserstraße 6!" — Wie heißes Leben sprudelte es aus seiner Brust: „Kaiserstraße 6! — Doktor ....."

Keine Antwort. Er klingelte wieder an. Das Amt meldete sich, aber seine Wohnung nicht. „Schatz," rief er hinein, „sind die Kinder zu Haus? Seid ihr wohl?" — Umsonst. Er kam nicht mehr zum Fragen. Von allen Seiten rief es: „Ärzte, Ärzte! Auf dem Königsplatz zwei Tote! In der Ritterstraße drei schwerverletzte Kinder!" Und da brachten sie auch schon ein über und über blutendes Mädchen: das linke Bein zerschmettert und das rechte Füßchen abgerissen — trugen es herein wie eine zerbrochene Puppe, legten's auf den Tisch und — liefen dann fort.

Da stand er wieder auf seinem alten Platz, dort hinter den Milchglasfenstern, bleich und kalt wie seine Stimme, und gab den Messern frisches Blut zu trinken.

Das war das erstemal, daß ich mich mit meinem Eisernen Kreuz geschämt habe.

* * *

Ihr habt uns Feldgraue so oft gelobt, fast zu viel gelobt. Zum Beispiel ist uns zum Ruhm gesagt worden, wir seien als Jünglinge ins Feld gegangen und kehrten als Männer zurück. Es mag wahr sein. Wer aber noch nicht weiß, daß im Kriege ebenso aus Mädchen Frauen werden, der höre sich folgendes an:

Ich lag mit einem Leutnant zusammen, eben in einem Lazarett. Er war wegen Typhusverdachts aus der Front und aus der Etappe in die Heimat geschickt worden. Er hatte furchtbare Durchfälle und mußte liegen, weil er fieberte.

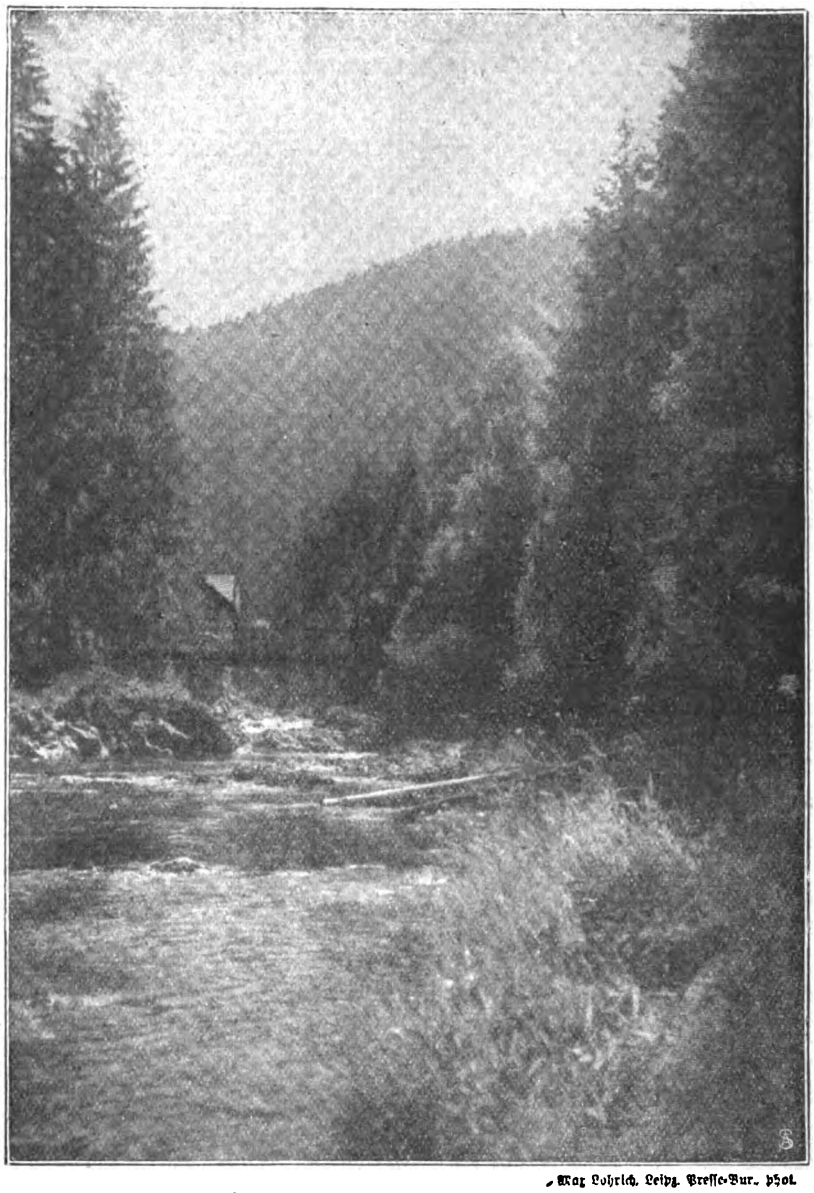
Wer noch nie in einem Krankenhause gelegen hat, der wird dazu neigen, sich dieses Leben, in dem man vollständig auf fremde Hilfe, und zwar auf diejenige von Schwe-

Digitized by Google

stern, angewiesen ist, als eine Reihe höchst peinlicher Stunden vorzustellen. Das hatte ich früher auch gedacht.

Wir beide, der erwähnte Offizier und ich, wurden von einer Hilfsschwester gepflegt. Das blitzsaubere Häubchen stand ihr keck zu Gesicht. In ihren Kinderaugen immer die helle Lust, die Lust am Helfen, die Lust am Schaffen und etwas Schelmenlust an ihrem blauweißstreifigen Kleidel, worin sie — wohl kaum zwanzig Jahr — ihrer Mutter aus der guten Stube fortgelaufen war. Ein rechtes Sonnenscheinchen.

Ach, und nun immer diese Sache mit dem Leutnant! Nein, ihr irrt! Ganz und gar nicht peinlich, die Arbeit mit dem Leutnant. Ich kann euch sagen, sie behandelte sein Leiden mit einer Selbstverständlichkeit, besorgte ihn mit einer Würde, wie sie nur Frauen haben, die ihre drei, vier Kinder großgezogen haben. Das Erdenhafte aller Bedürfnisse, das Ausgeliefertsein an die Seelengröße eines so jungen, unwissenden Weibes, an der es lag, ob einem das eigene Unglück bewußt wurde oder nicht; man vergaß es in ihrer Gegenwart. Sie ging darüber hin, als wüßte sie's, wieviel Unvermeidlichkeit und Schwere das Leben in all seiner Schöne und selbst auf seiner höchsten Höhe niederzieht.



Max Lohrich, Leipz. Presse-Bur. Phot.

Partie aus dem Okertal im Harz.

Da, einmal, als der Leutnant auf ein paar Stunden ohne Fieber war, hör' ich die beiden plaudern, ihn und die junge Schwester, als hätten sie sich längst gekannt.

Und ehe es wieder schlimmer mit ihm ward, da frag' ich ihn.

„Ja," sagt er mit träumerischen Augen, „beim letzten Sommerfest, im Juli Vierzehn — da war sie meine Tischdame." —

* * *

Deutschland ist ein großes Sparta geworden.

Ich hab's gesehen vom Lazarettzug aus. Komm' ich mit Krücken auf die Straße, so grüßen mich die Kinder, laufen vor mir her und streiten sich darüber, ob mein grünes Albrechtsband das E. K. I. ist. Und sind sie sich darüber klar, dann gröhlen sie's in die Luft: „Frankreich läßt uns keine, keine, keine Ruh; weh, o weh, o weh Franzosenblut."

Fehlende Worte werden durch „la" ersetzt.

Das ist aber alles noch nichts.

Der Aufzugführer in unserem Lazarett ist ein Mann von gut — ich kann wohl sagen — sechzig Jahren. Wenn ich aber auf seinen Aufzug zugestolpert komme, da schlägt er die Türflügel auseinander, weit, als käme ein fürstlicher Wagen mit vier Pferden, nimmt die Hacken zusammen und sagt's laut und vernehmlich: „Guten Morgen, Härr Leidnand!"

Dann fahren wir los, und er paßt auf, daß es auch immer richtig abwärts geht, unterbricht höchstens einmal die ehrfürchtige Stille, wenn ihn der Generalstabsbericht darüber im unklaren gelassen hat, ob zu den „niedersächsischen Regimentern" auch die Leipziger Hundertsiebener gehören. Macht dann der Aufzug halt, nimmt auch sein Führer wieder Stellung, bis die dienstbaren Luftgeister den Herrn Leutnant wohlbehalten dem kühlen Erdgeschoß übergeben haben.

Ich mag es sonst nicht leiden, wenn mich ältere Leute mit Ehrerbietung behandeln. Aber warum soll ich einem alten Mann die Freude nehmen, mir zu zeigen, daß es ihm eigentlich genau so ums Herz ist wie jenen Kindern, die mich grüßen?

* * *

„Schwester Suse," sagte ich, „Schwester Suse, bitte, wecken Sie mich morgen erst um acht Uhr!" Denn es war der Abend des 30. April 1918.

„Warum denn?"

„Na, damit ich ausschlafen kann. Diese Nacht werden doch die Uhren um eine Stunde vorgestellt."

„Aber da schlafen Sie doch ohnehin eine Stunde länger?"

„Im Gegenteil. Wenn Sie mich morgen um sieben Uhr wecken, dann ist eine Stunde weniger verflossen, als es heute Punkt sieben Uhr der Fall war."

Sie dachte nach.

„Aber die Zeit — die richtige Zeit — diese Zeit ist doch eigentlich dieselbe."

„Ganz recht. Die richtige Zeit bleibt dieselbe. Nur wir Menschen verändern uns und unsere Uhren in dieser Zeit. Und da wir in kommender Nacht einmal ‚eine Stunde Uhr' ausfallen lassen, so brauchen wir uns deshalb doch nicht um eine Stunde Zeit, das ist um eine Stunde Schlaf, bringen zu lassen. — Also bitte um acht Uhr!"

Sie stand noch immer da, lächelte und überlegte; überlegte hin, überlegte her. Und endlich sagte sie's:

„Nee, Herr Leutnant. Det jeht d o c h nich!"

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Die jetzt soviel getragenen Seidenkleider sind schwerer zu reinigen als wollene, und man muß aufmerksam dabei zuwege gehen, sonst werden sie unansehnlich und bekommen Streifen und Risse.

Speckiger Glanz auf Seide ergibt sich durch die Abnutzung; viel ist damit nicht zu machen, höchstens hilft ein leichtes Abreiben mit einem zarten Leinentuch, das in eine schwache Tabakabkochung getaucht wurde. Die betreffende Stelle wird dann, nachdem sie frei hängend trocken geworden ist, mit nicht zu heißem Eisen geplättet, wobei ein weißes Papier zwischen Stoff und Eisen zu legen ist.

Muß Seide gewaschen werden, so darf man sie nicht wringen, da solche Kniffe und Streifen nicht wieder herausgehen; man legt den Stoff zwischen trockne Tücher, drückt und klopft ihn darin und plättet ihn vollends trocken, indem ein ganz dünnes Leinentuch oder Papier zwischen Stoff und Eisen gelegt wird.

Die Kanten der Kragen- und Manschettenumschläge an seidenen Kleidern und Jacken werden schnell schmutzig durch Staub und Schweiß; hier hilft ein Abreiben mit einem in Salmiak getauchten Leinen-, noch besser Seidenlappen. Sind solche Flecke hartnäckig, so verwendet man Spiritus und erwärmt diesen im schlimmsten Falle noch. (Das Fläschchen mit dem Spiritus wird in warmes Wasser gestellt und diesem allmählich kochend heißes zugesetzt.)

Harte Kleiderbürsten dürfen niemals zum Reinigen eines Seidenkleides benutzt werden; man hat zu diesem Zweck sogenannte „Seidenbürsten", die aber auch nur an sehr schmutzigen Stellen (wenn das Kleid bei Regenwetter vielleicht mit Straßenschmutz bespritzt wurde) in Tätigkeit treten dürfen. In Ermanglung einer Seidenbürste lege man das Leinentuch, das man, mit etwas Salmiak befeuchtet, zum Säubern der Flecke benutzt, über eine gewöhnliche Kleiderbürste und bürste damit behutsam.

Schluß des redaktionellen Teils.

Amol
Rheuma-Gicht-Tabletten
Ischias-Hexenschuß

Wollen Sie etwas **GUTES** haben gegen Rheuma etc. so kaufen Sie

AMOL-RHEUMA-GICHT-TABLETTEN

Der NAME **„AMOL"** bürgt!

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth Hamburg, **Amol-Posthof.**

TOLA PUDER

Antiseptisches **Streupulver**

von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: Als Kinderpuder zum Einpudern wunder Hautstellen, als Gesichtspuder, zum Abpudern des Körpers nach dem warmen Bad, oder nach Körperwaschungen, als Streupulver bei wundgelaufenen Füssen, gegen s. g. Wolf beim Reiten, sowie gegen Achsel- u. Fußschweiss. In ges. gesch. Streuschachteln zu 60 Pf.

Zu haben in d. Niederl. v. Tola-Zahn-Pulver. — Heinr. Mack, Ulm a. D.

Krankenselbstfahrer,
Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dre. den-Löbtau 8
Katalog gratis.

Hautjucken
(Krätze) wirksames
Spezial-Mittel.
6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M.
Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.

Hämorrhoiden-
mittel, 1000 fach bewährt Mk. 5,50 und 9,00. Prospekt frei.
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Frost
schäden. Geeignetes Spezialmittel f. Frost-Beulen: Perno-Balsam
Perno-Badezusatz
Preis: 3,50 M. Offene Frostschäden:
Perno-Salbe 2,00 M.
Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Emser Salz
bei Erkältung altbewährt. — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.

Muiracithin
seit Jahren von vielen Aerzten bei **vorzeitiger Neurasthenie** erfolgreich verordnet. Professoren-Gutachten gratis durch das Kontor chemischer Präparate, Berlin SO 16.
Versand durch die Schweizer-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 173

Zuckerkranke, Nierenleidende
erhalten kostenlos belehrende Broschüren von
Dr. Julius Schäfer, Barmen 13.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 1, vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B u. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer, Klosett-Zimmerrollstühle ca. 150 Modelle.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

Rad-Jo
Ein Segen für werdende Mütter
Ausführliche Schriften durch die
Rad-Jo-Gesellschaft m. b. H.
Hamburg 39a.
Zu haben in den Apotheken, Drogerien, Reformhäusern und allen Thalysia-Geschäften.

Zahle Geld zurück!

Eine herrliche, edelgeformte Büste und rosig weiße Haut erhalten Sie durch meine langbewährte Methode **„Tadellos".** Bildet keinen Fettansatz in Taille u. Hüften. Einfache äußerliche Anwendung u. völlig unschädlich. Laut Garantieschein bei Nichterfolg Geld zurück — Der Preis meiner Methode „Tadellos" nebst nötiger Creme beträgt: 1 Dose 3 M., 2 Dosen 5 M. meist dazu erforderlich, 3 Dosen 7 M. per Nachnahme und Porto extra.

Ein neues Gesicht
ohne Massage — ohne Apparat. Veredelung der Gesichtszüge sowie Beseitigung von Falten und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit **„Orion",** Preis 6 und 8 Mk., mit Toilette-Essenz 3,50 M mehr. — Durchaus einfach, um ein regelmäßiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte jugendfrische Haut zu erhalt. (Garantie.)

Bleich-Haut-Creme
gegen Sommersprossen und Nasenröte sowie gegen graue, fleckige Haut. Preis 3,50 Mk. (Garantie.) —

Anna Nebelsiek
Braunschweig 145, Postfach 273
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme. —

Kostenloser Rat in vollendeter Schönheitspflege. — Überraschende Wirkung in kurzer Zeit.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Verbreitung der Akazie in Mitteleuropa. Die Verbreitung der Akazie oder richtiger der Robinie (Robinia pseudacacia) hat ihren Ausgangspunkt im kaiserlichen Schloßgarten zu Prag gehabt. Dort wurden zur Zeit Rudolfs des Zweiten neben vielen anderen seltenen ausländischen Pflanzen auch die ersten Robinien oder „falschen Akazien", die aus Amerika herübergebracht waren, eingesetzt und entzückten die Besucher durch ihren unvergleichlich süßen Duft. Sehr langsam scheint sich die Robinie weiterverbreitet zu haben. Jedenfalls war Böhmen das erste Land, in dem sie in größeren, waldartigen Beständen gepflanzt wurde. Heute noch findet man dort Robinien allenthalben an Bergabhängen, so im Basalt- und Klingsteingebiet des Mittelgebirges. Ihrer Benutzung als Parkbaum stand zunächst die späte Entwicklung des Laubes im Wege. Allmählich wird sie in verschiedene Parks und Anlagen Eingang gefunden haben. In größeren Mengen taucht sie erst im neunzehnten Jahrhundert auf. So ist sie z. B. ein Charakterbaum der ungarischen Landschaft geworden, nachdem man — etwa seit den fünfziger Jahren — die schattenlosen Pußten durch ihr anspruchsloses Grün zu beleben anfing. Jetzt sind Akazien- oder Robinienbäume kaum vom Bilde einer Pußta-Siedlung zu trennen. Die Erweiterung des Eisenbahnnetzes in Mitteleuropa brachte sie immer mehr zu Ehren, da sie zur Bepflanzung von Böschungen vorzüglich geeignet erschien. In Deutschland hat sie sich ebenfalls viele Freunde erworben. Eine schöne alte Akazienallee befindet sich heute noch in der Gegend von Cöpenick, am Rande der Kiefernwaldung; hoffentlich wird sie nicht der fortschreitenden Bebauung zum Opfer fallen. Dichte Akazienpflanzungen auf Eisenbahngebiet kann man am Charlottenburger Stadtbahnhof sehen, besonders an der Abzweigung der Wetzlarer Bahn, am Anfang des Grunewalds.

Für die Küche.

Apfelhonig. In diesem Jahre gibt es viel fleckiges Obst, das sich zur Aufbewahrung als Winterobst nicht eignet. Auch hat man beobachtet, daß heuer Äpfel und namentlich Birnen, bei noch gutem äußeren Ansehen, von innen heraus faulen. Da heißt es acht geben, damit nichts umkommt. Das nicht mehr einwandfreie Obst verwende man zu Dunstobst oder noch besser zu Apfelhonig, der einen vorzüglichen Brotaufstrich liefert. Man nimmt dazu halb Äpfel, halb Birnen, aus denen man die angefaulten Stellen sauber entfernt, sie gut wäscht und ungeschält in kleine Stücke oder Scheiben schneidet. Man setzt sie dann mit nur ganz wenig Wasser aufs Feuer und läßt sie so lange langsam kochen, bis sie zerfallen, worauf man sie durch ein Tuch preßt. Den gewonnenen Saft kocht man mit Zucker zu Sirupdicke ein und füllt ihn in Gläser. In Ermanglung von Zucker vermengt man den kochend heißen Saft mit Kunsthonig, wobei man auf ein Liter Saft 350—500 Gramm Kunsthonig rechnet. Die Masse ergibt dann einen sparsam streichbaren und außerordentlich wohlschmeckenden Brotaufstrich. Der Kunsthonig wird dadurch um das Dreifache gestreckt. Die Rückstände im Saftbeutel werden noch zu Obstsuppe verwendet.

Schluß des redaktionellen Teils.

KLEINER VERMITTLER

Preis: für die Zeile 0,95 M. oder für das Wort in Fettdruck 0,25 M., für das Wort in gewöhnlicher Schrift 0,20 M. — Angebotene Stellen für die Zeile netto 0,80 M. — Gesuchte Stellen für die Zeile netto 0,60 M. — Für Chiffre-Gebühren außerdem 0,20 M., — Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20 % erhoben.

Töchter-Pensionate

Baden.

Heidelberg. Töchterheim v. Frl. Apfel. Villa Katarina. Vorzügl. Ausbild. Prosp.

Brandenburg.

Berlin-Friedenau, Cranachstraße 50. **Töchterheim Cleppien.** Gründl. Ausbild. im Haush., Fortbild. in Wissensch., Sprach., Mus., Bes. der Museen, Aufnahme v. Schulk. hies. Lyz. Reichl. kräft. Verpfl. Eig. Garten. Beste Empf. Prosp.

Hannover.

Rehburg b. Hannover, Töchterpension. Villa Kaufmann. Vorz. empf. v. sämtl. Eltern. Herrl. Waldl. Mit hausw. Ausb. 1100 Mk. Schneid., Mus., Wissensch. a. W.

Harz.

Junge Mädchen finden im reizend gelegenen Harzkurort **Ballenstedt** liebevolle Aufnahme zur Erholung und vorzüglichen Ausbildung in Küche, Haushalt und guten Formen. Jahrespension inkl. englischem Konversations-Unterricht und Anstandslehre Mk. 720.—. Wahlfreie wissenschaftl. Fortbildung, Musik, Französisch, laut Prospekt: Beste Referenzen. Frau Sophie Schilling.

Blankenburg/H. Töchterheim Frau Dir. Reinhardt. Zeitgemäße Ausbildg. für Haus und Leben, Beste Erholg. Erste Empf. Prospekt.

Gernrode a. H. Töchterheim „Edelweiß" Haushalt, Wissenschaften, Sprachen, auch Konversation, Musik, prakt. und gesellschaftl. Ausbildung, Sport, Handarbeit. Herrliche Lage am Walde. Prospekt u. Referenzen.

Gernrode/Harz Töchterheim Maria-Martha. Erstkl. Haushaltungsschule m. wiss. Fortbildung. Herrliche Lage. Beste Kräftigung und Erholung. Wintersport. Kursusanfang Februar. — 1200 Mark. M. Herzberg, staatl. geprüft. Haush.-Lehr.

Gernrode/Harz Töchterpensionat Mathilde. Eigene Villa im großen Park. Nähe Wald. Grdl. Ausbildung im Haushalt. Sprachen u. Musik. Staatl. gepr. Lehrer. im Hause. Illustr. Prospekte. Frau Math. Reihe.

Ilsenburg/Harz. Haush.-Pensionat. Grdl. Ausbild. Musik, Kunstarbeiten. Beste Verpfleg. Eigene Villa. l. Refer. Geschw. Gaudlitz.

Bad Suderode/Harz. Töchterh. Pape. B. d. T. Grdl. Ausb. i. Haush. u. Wissensch. Gepr. Lehrkräfte. l. Empf. Gute Verpflegung. Prosp. u. Bild

Thale (Harz) Töchterpens. v. Frau Prof. Lohmann. Wissenschaftl., häusl. u. gesellschaftl. Ausbild. Schönste Waldlage. Ausführl. Prosp. Auch in Kriegszeit vom. Unterr.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Heppenheim Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr., Lehrer Hausw., Handarb., Gartenbau. Hyg. Einricht. Elektr. Licht. Reiz. Gart. Sport. Prosp.

Jederzeit finden jg. Mädch. liebev. Aufn. z. gründl. Erlern. d. Haush., Handarb., Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundh. Pensionspr. pr. Jahr Mk. 700.—, halbj. Mk. 375.—. Pensionshaus Villa Victoria, Bad Soden a. Werra.

Oberlahnstein a. Rhein. Kl. Töchter-Institut. Fortbild. i. wissensch. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Handarb. Haush. Eig. Villa m. gr. Gart., Tennisplatz. Prosp. u. Refer. d. d. Vorst. A. Höcker.

Mecklenburg.

Heim für junge Mädchen dicht am Walde, schön geleg. Grdl. Erlerng. d. Haushalts, Geflügel-, Kleintierz., Gartenbau, Schneid., Wäschenäh., Handarb., Zeichn., Malen usw. Engster Familienanschl. Beste Verpflegung und Empfehlungen. Frau E. v. Crompton, Jagdhaus Gr.-Brütz, Post Wittenförden bei Schwerin i. Mecklbg.

Rheinprovinz.

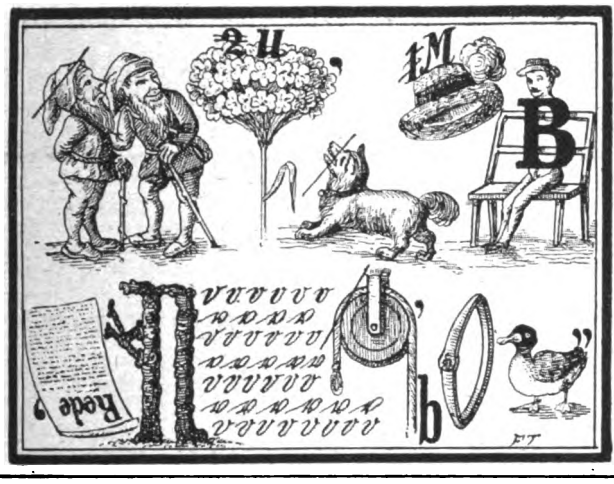
Godesberg bei Bonn am Rhein. **Haus Flora.** Töchterheim I. Ranges.

Königreich Sachsen.

Dresden: Töchterpens. Pohler. Villa Angelika, Schnorrstr. 51. I. Lage. Part. Präm. Hyg.-Ausst. 1911. Erz. Prof. Wiss. Sprach. Musik. Mal. Nationallehrerin. Turn. Tenn. bes. u. gef. Ausw. Spezialk.

Zur Kurzweil.

Rebus.



Eingekapselt.

Vorne F und hinten r
Und ein Vogel in der Mitte.
Ist's ein feiner, stolzer Herr,
Wer ihn kennt, der sag' es — bitte!

Zweisilbige Scharade.

Es wissen alte Sagen uns zu künden,
Daß in der ersten ward versenkt die zweite,
Auf daß das Ganze nimmer sei zu finden.
Sein heller Glanz schuf Unheil, Haß und Leiden.
Doch in dem Reich der Dichtkunst und der Töne
Lebt es noch heut in wunderbarer Schöne. M. G.

Auflösung der Rätsel in der vorhergehenden Nummer.

Neujahrs-Problem: Neues Jahr, steig' segnend nieder, — Bring' der Welt den Frieden wieder, — Trost den Tränen, Heil den Wunden, — Glück und Segen alle Stunden! (Man liest im Kreise erst alle Buchstabengruppen neben Vierklee darauf neben Rosen, zuletzt neben Margueriten; im untern Felde überspringt man immer zwei Gruppen.)

Rätsel: Feindesland.

Scharade: Limonade.

Kapselrätsel: Lotterie — Otter.

Schluß des redaktionellen Teils.

Thüringen.

Ebersdorf-Reuß Brüdergemeine, Töchterheim i. konfirm. Mädchen. Gedieg., christl. Erziehung. Fortbild. in d. wissenschaftl. Fächern, Sprach., Musik, Malen, Turnen und Anstandslehre. Grundl. Ausbildung in den versch. weibl. Handarb., kaufm. Ausbildung in Buchführung, Stenographie und Schreibmaschine. Anleit. i. d. Haush. — Waldr. Umgeb., gesunde Luft, Jahrgeld M. 600, — Prospekt d. d. Vorsteherin u. Wunderling.

Zella St. Blasii b. Oberhof im Thüringer Walde. Höhenlage 540 m. Priv. Mädchenschule u. Pension. Gute Erz., sorgfältige Pflege. Bes. geeignet f. schulpfl. Kinder d. Großstadt. Pension 800 Mark. Beste Empfehlungen. E. Gruetz, Schulvorsteherin

Institut Burchardi
Eisenach, Bornstraße 11
Pensionat u. Haushaltungsschule
unter staatlicher Aufsicht.
Seminar f. Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Prüf. staatl. m. Anerkennung in Preußen lt. Vertrag vom 27. Mai 1909.

Weimar Hortstr. 24. Bildungsheim „Töchterhort" staatl. beauf. Wissensch., hauswirtsch. u. gewerbl. Ausbild. Satzungen durch die Vorsteherinnen Fräulein M. Immisch und N. Kieß.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, Berlin W 57, Zietenstraße 22-23, für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Empfehlungen aus ersten Kreisen. Bis 5. Aug. bestanden 4883 Zöglinge, u. a. 3146 Fahnenjunker, 1916/17 u. a. 50 Abit., 184 Einjähr. Bereit. zu all. Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsbesch. z. Reifeprüfung vor.

Stottern heilt Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt Eisenach. Prosp. über das wissenschaftl. bek., mehrfach staatlich ausgezeichnet Heilverfahren frei d. die Anstaltsleitung.

Dr. Kramer's Institut, Harburg a/E. beg. zu Ostern das 49. Semester. 1916 best. 39 Einj., Ostern 1917 sämtl. Prüfl. Prospekt mit Ref. frei.

Deutsche Fachschule
Rosswein i. S.
Gegr. 1894.
Eisenkonstruktion-, Bau-Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Eisenach, Haush. Pens. „Bertaheim" m. wiss. Fortbild. Mod. hyg. Villa, herrl. geleg. Garten, Tennispl. a. Walde. Alt empf., sehr gute Verpfleg. gründl. u. vielf. Ausbild. auf all. Gebiet. Herzl. Zusammenleben. Näh. d. illustr. Prosp. ff. Ref. durch die gepr. Leiterin.

Eisenach = Töchterpensionat = von Frau Dr. Henschel. Gründl. wirtschaftl., wissenschaftl., gesellschaftl. Ausbild. i. Referenz. Prosp. d. d. Vorsteherin.

Weimar. Töchterheim Heidenreuter. Wissensch., gesellsch., häusl. Ausb. Sprachen, prakt. Fäch. Musik. Mal., Tanzst. Erste Lehrkr. Villa m. Grt. Empf. Prosp.

Glauchau i. Sa.
Pädagogium
f. nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben
mittlerer und höherer Schulen
Prospekt durch die Direktion.

Bad Sachsa, Südharz, Pädagogium, Militärberechtigte Privatrealschule mit Internat. Erteilt selbst Einjährigenzeugnis. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung, neben den Klassen Sonderabteil., herrl., gesunde Waldlage, stete Aufsicht, beste Pflege. Refer., Prosp. Tel. 43.

Schulen und Lehranstalten

Wald-Pädagogium Bad Berka i. Thüring.
pflegt, nach Godesberger Art,
Gesundheit, tüchtiges Wissen, Kunst und Handarbeit. Eingehendste Erziehung in Familienhäusern. Auch Zarte gedeihen vortrefflich. 80 Morgen Land und eigene Viehzucht ermöglichen die Verpflegung. Realschule, Gymnasium, Realgymnasium. Dir. Endemann.

Militär-Vorbereitungsanstalt. Nur für Fähnrichprüfung!
Jede sachkundige Auskunft. 1917 best. 687. — Seit Kriegsbeginn 1737. —
Berlin W 57, Bülowstrasse 103, Dr. P. Ulich.

Institut Büchler, Kastatt (Baden). Sechsklassige Realschule mit Internat. Vorbereit. z. Einjährigen. Glänzende Erfolge. Mod. Haus. Vorzügl. Verpfleg. Mäß. Preise.

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule
Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Höhen-Luftkurort Benneckenstein (Südharz). Höhere Privatschule f. Knaben u. Mädchen empfiehlt sich als vorzügliche Lehranstalt. Prospekte frei durch das Bürgermeisteramt.

von Hartungsche Anstalt Cassel-Wilhelmshöhe. gegr. 1868. Vorbereitg. f. alle Schul- u. Notexamina bes. Fähnrichsexamen. Prosp. d. d. Dir. K. Topf. Seit Kriegsbeginn bestand. bis jetzt sämtliche Fähnriche nach kurzer Vorbereitung.

Cassel Kaufm. Ausbildung Weiterbildung Bluncks Boehn.

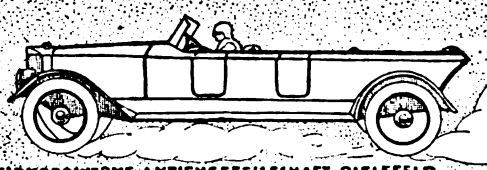
Prof. Dr. Schuster's Lehranstalt gegr. 1882 **Leipzig** Sidonienstraße 59. In den letzten 9 Jahr. best. 280 f. Reifeprüf. (darunt. 64 Damen). 198 f. Ober- u. Mittelklassen, 223 Einjähr. Näheres f. Prospekt.

Gärtner-Lehranstalt Oranienburg b. Berlin.
Institut der Landwirtschaftskammer.

a) **Lehrlingskursus:** Junge Leute, welche sich dem Gärtnerberuf widmen wollen, werden zur gründlichen praktischen Erlernung der Gärtnerei jederzeit in der Anstaltsgärtnerei aufgenommen. b) **Gehilfenkursus:** Die Anstalt bietet Gehilfen Gelegenheit zur theoretischen Ausbildung auf allen Gebieten der Gärtnerei. Kursus-Dauer 2 Halbjahre. Eintritt Mitte April und Mitte Oktober. Billige Pension in der Anstalt. Ausführlicher Bericht und nähere Auskunft kostenfrei durch die Direktion.

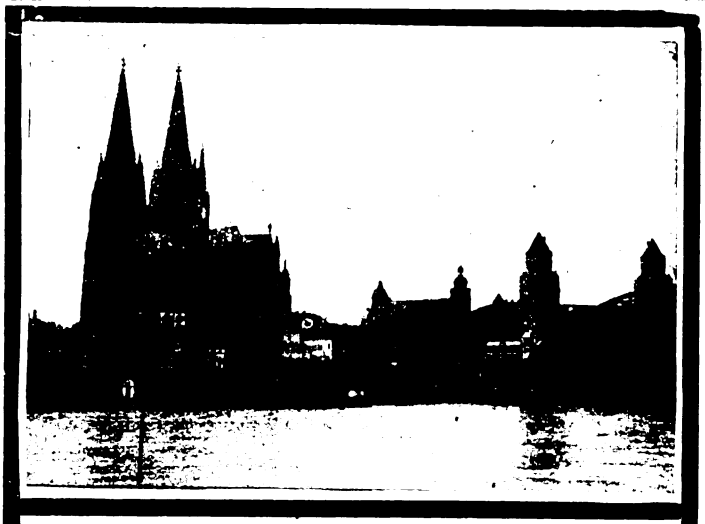
(Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite.)

Digitized by Google



DÜRKOPP

DÜRKOPPWERKE AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD



Mitinpräparate

zur Pflege der Haut

Mitincreme, ausgezeichnet gegen rissige, spröde Haut
besonders zur Pflege der Hände in der rauhen Jahreszeit.

Mitinpasta, empfehlenswert zur Pflege des Gesichts

Mitinpuder, vorzüglicher, wohltuender Puder

Frostmitin, bewährt bei Frostschäden

Perhydrolpräparate

Ihre Wirkung beruht auf Abspaltung von aktivem Sauerstoff währd. des Gebrauchs

Perhydrolmundwasser
selbst bei stetem Gebrauch absolut unschädlich, desinfiziert die Mundhöhle, bleicht die Zähne und konserviert sie.

Perhydrolzahnpulver

Perhydrolzahnpasta
eine milde, angenehme Zahnpasta

Perhydritmundwasser-Tabletten zur sofortigen Herstellung von Perhydrolmundwasser

Sanguinal in Pillenform

Wichtiges, tausendfach bewährtes Mittel zur **Unterstützung** der **Genesung** nach Erkrankung und Blutverlust. Äusserst wirksam gegen **Blutarmut** und **Bleichsucht**

Zu haben in den Apotheken

Man achte auf die Marke Krewel

KREWEL & CO. G. m. b. H.

Chemische Fabrik Cöln a. Rh.

Generalvertreter für Berlin und Umgegend:
A. ROSENBERGER
Arcona-Apotheke, Berlin N.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Die hauptsächl. alteuropäischen **Porzellan-Marken-Monogramme** in Steindruck. Taschenformat. Unverwüstl. Nachn. 3,30 Verlag: **Alfr. Kock, Bremen**

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Kriegs-Abenteuer

Tausend Pfund Sterling Kopfpreis, tot oder lebendig. Flucht-abenteuer des ehemaligen Prisenoffiziers S. M. S. „Emden", Kapitänleutnants d. R. Julius Lauterbach. Der Verfasser erzählt, wie er aus dem Gefangenenlager von Singapore entflieht, mit List und Kühnheit allen englischen Nachstellungen entgeht und unter den unglaublichsten Abenteuern über Sumatra, Java, die Philippinen, China, Japan und Amerika in die Heimat entkommt. — Mit einem Bildnis und zwei Karten. Preis 1 Mark Gebunden 2 Mark.

Die Wikinger-Fahrt der „Tinto". Zwölftausend Meilen über den Ozean. Von Karl Richarz. — Die abenteuerliche Ozeanfahrt von 28 Kadetten des Norddeutschen Lloyd-Schulschiffs „Herzogin Cäcilie". Von Chile aus auf einem alten, morschen Küstensegler in 124 Tagen über den Atlantischen Ozean, durch die englische Sperre hindurch, über Norwegen in die Heimat an die Seite der kämpfenden Kameraden. — Mit acht Abbildungen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Kriegsabenteuer eines Funkers. Selbsterzählt von Carl Müller. Die Schicksale eines Funkentelegraphisten, der als Angestellter auf einem Postdampfer während einer Reise von Europa nach Südamerika vom Kriegsausbruch überrascht wird, und seine Heimfahrt als Russe an Bord eines italienischen Dampfers. — Preis 1 Mark.

Mit falschem Kurs unter englischem Kommando. Flucht-abenteuer. Selbsterlebt und selbsterzählt von Otto Schenk. Der junge Seemann entflieht aus einem Internierungslager in Südamerika als Däne über die Kordilleren und entkommt als Deckjunge auf einem skandinavischen Segler nach Norwegen, indem er das englische Prisenkommando durch falsches Steuern prellt. — Preis 1 Mark.

Vom Goldenen Tor zum Goldenen Horn und nach Bagdad. Meine Kriegsfahrt. Von Hebert Kettner. Mehr als 14,000 Kilometer hat der Verfasser zurückgelegt, um als Soldat an den Feind zu kommen. Er malt uns prachtige Kulturbilder aus der Alten und Neuen Welt mit ihren ungeheuren Gegensätzen. — Preis 1 Mark.

Rund um die Erde zur Front. Dem Flüchtling nacherzählt. Von Otto Anthes. Die fesselnde Geschichte eines Deutschen, dem es nach zwei mißlungenen Fluchtversuchen endlich glückte, unter schrecklichen Gefahren und Entbehrungen aus russischer Gefangenschaft durch Sibirien in die Mongolei, nach Peking und von da über Japan, Amerika, England und Norwegen in die Heimat zu entkommen — Mit acht Bildern — Preis 2 Mark — Gebunden 3 Mark.

Fremdenlegionär Kirsch. Von Kamerun in den deutschen Schützengraben. Von Hans Paasche. Der farbenreichen Erzählung der abenteuerlichen Erlebnisse des tapferen jungen Deutschen in Afrika und Frankreich sind authentische Photographien und Dokumente beigegeben. Das stark fesselnde Buch ist wert, von jetzt an dem heranwachsenden Geschlecht statt der Robinsonade in die Hand gegeben zu werden. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Seine Hoheit — der Kohlentrimmer. Die Kriegsheimfahrt des Herzogs Heinrich Borwin zu Mecklenburg. Von Johann zur Plassow. Der Herzog wird in Amerika vom Ausbruch des Krieges überrascht. Er kämpft sich mit stählerner Willenskraft durch alle Schwierigkeiten und Gefahren hindurch und gelangt von New York aus in der Maske eines Kohlentrimmers über Kirkwall und Kristiania glücklich in die Heimat. — Mit vier Aufnahmen. — Preis 1 Mark. — Vorzugs-Ausgabe: Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Kriegsgefangen — über England entflohen! Von Leutnant der Reserve Robert Neubau. Der Verfasser, der in französische Gefangenschaft geraten war, erzählt seine Schicksale in Feindesland und die ihm mit geradezu indianerhafter List gelungene Flucht über England und Schweden — Preis 1 Mark Gebunden 2 Mark

Dem Reiche der Knute entflohen. Dem Flüchtling nacherzählt. Von Alexander Heymann. Voll frischer Anschaulichkeit, mit feinem Humor berichtet der junge deutsche Kaufmann über seine waghalsige Flucht aus dem Gefangenenlager Wjatka, seine mühselige Wanderung nach Archangelsk und seine Fahrt als blinder Passagier eines norwegischen Dampfers in die Freiheit. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Zivilgefangener Nr. 759. Die Flucht eines deutschen Seemanns aus Rußland. Selbsterzählt von Martin Leistikow. Der Verfasser gibt uns kund, wie er anfangs August 1914 in Riga von der russischen Polizei „liebevoll" empfangen wird, was er mit ungebrochener Frische als Arbeiter bei den russischen Bauern erlebte und wie er als „russischer Rekrut" entwischte. Preis 1 Mark.

Zuchthäuslerin Nr. 5553. Kriegserlebnisse einer deutschen Frau in Frankreich. Von Ly van Brackel. Die Verfasserin wurde trotz mangelnder Beweise als „Meisterspionin Wilhelms II." zu einer Zuchthausstrafe verurteilt. Sie hat die Roheit französischer „Kultur", die sich in sinnloser Quälereien deutscher Verwundeter und — deutscher Diakonissinnen gefällt, auch am eigenen Leibe erfahren müssen. — Mit sieben Abbildungen. — Preis 1 Mark.

In Friedens- und Kriegszeiten in Kamerun. Von Grete Kühnhold. Schwester des deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien. Die Schwester hat den ganzen Krieg in Kamerun miterlebt. Sie gibt einen anschaulichen Bericht über Leben und Leiden der Deutschen, über die Stimmung der Eingeborenen und den Verlauf der kriegerischen Ereignisse. Die Schrift ist ein wertvolles Zeit- und Kulturdokument. — Preis 50 Pfg.

Teuerungszuschlag: 25 Pf. auf 1- bis 2-Mark-Bücher, 50 Pf. auf Bücher über 2 Mark

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 2. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis M 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

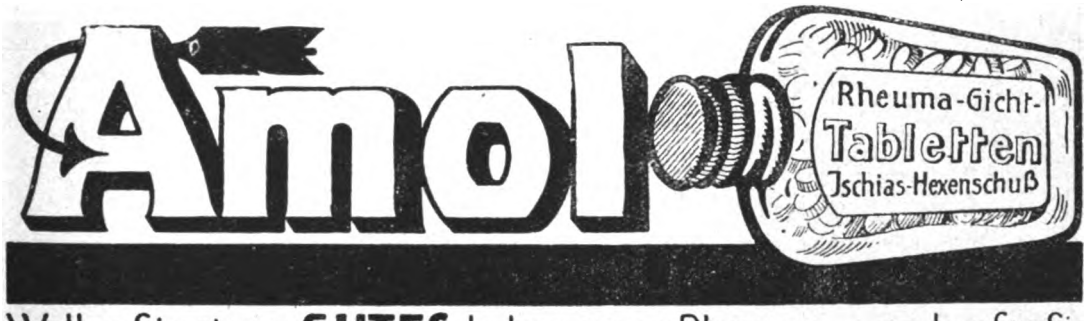
Buntes Allerlei.

Rokoko-Anlagen in Deutschland. Die golden-wehmütige Stimmung herbstlicher Gärten steigert sich auf höchst eigentümliche Art, wenn diese Gärten Spuren jener architektonischen Ausgestaltung zeigen, die wir schlechthin als „Rokoko" zu bezeichnen gewohnt sind. Zwei Irrtümer verbinden sich fast regelmäßig mit dem Gebrauch dieses Wortes. Einmal die Vorstellung, daß Rokoko etwas Französisches sein müsse. Allerdings ist der Ursprung dieser Stilrichtung in Frankreich zu suchen. Aber sie wurde rasch international und erfuhr namentlich in Deutschland eine so eigenartige Entwicklung, wenigstens in bezug auf die Baukunst, daß sie in noch viel höherem Grade als die Gotik etwas wesentlich Deutsches wurde. Würzburg und Bruchsal und der Dresdener Zwinger haben in Frankreich nicht ihresgleichen. Der zweite Irrtum verknüpft sich hauptsächlich mit den landläufigen Vorstellungen vom Rokoko als Gartenkunst. Wo geschorene Ulmenhecken uns umstehen, wo Statuen verwittern, Brunnenterrassen rauschen, da glaubt man immer gleich im Rokoko zu sein. Man dehnt da den Begriff des Rokokogartens ganz willkürlich auf die architektonische Gartenkunst überhaupt aus. Diese ist aber viel älter als die besondere Kunst des Rokoko. Schon das alte Rom kannte sie. Die Renaissance schuf den Grundtyp des Terrassengartens, und die Entwicklung wurde erst abgebrochen, als die sogenannten englischen Parks aufkamen, Nachahmungen der Natur unter chinesischem Einfluß, die in Bausch und Bogen zu verdammen wir keine Ursache haben, denn außerordentlich Schönes ist in dieser Manier geschaffen worden, bis zuletzt die Verirrungen der Landschaftsgärtner eine Rückkehr zur architektonischen Gärtnerei hervorriefen. Wir besitzen in Deutschland nur sehr wenige Gärten, die man als „Rokoko" bezeichnen kann, doch immerhin mehr als das Stammland dieser Kunstweise. Einer der schönsten und am besten erhaltenen ist der Schloßgarten in Großsedlitz bei Dresden. Von Landgärten sei hier der kleine Park in Rückers (Grafschaft Glatz) genannt. In Sanssouci zeugen nur noch wenige Stellen vom Rokoko des großen Friedrich, doch der „sizilianische Garten" Lennés beweist unter anderm, daß man auch im neunzehnten Jahrhundert architektonische Gartenkunst kannte. Nicht minder sprechen dafür die Anlagen von Charlottenhof. Der Berliner Botanische Garten gibt in seinem dekorativen Mittelstück eine stattliche Probe moderner Gartenstilisierung.

Vom Büchertisch.

Mit meinem Bataillon im vordersten Graben. Von Adalbert Prinz von Preußen. Mit 16 Abbildungen nach Originalzeichnungen von Professor Max Rabes. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 1,25 Mark). Es ist bekannt, daß unsere Marine sich während dieses Krieges nicht nur zur See, sondern auch zu Lande bewährt und einen Teil der Front in Flandern und die belgische Küste gegen alle feindlichen Angriffe gesichert hat. Ein Bataillon dieser Marinetruppen führte zeitweilig Prinz Adalbert, der dritte Sohn des Kaisers. Von dieser Zeit erzählt der Prinz in anschaulicher Weise. Anstrengender Grabendienst, Ausharren im Trommelfeuer, zäher Widerstand im todbringenden Hauch giftiger Gase, — das erlebte er mit seinen Leuten, und ihre unbedingte Hingabe, ihren prachtvollen Humor, ihre Unerschrockenheit und nicht zuletzt ihr mannhaftes Dulden rühmt er in warmen Worten der Bewunderung. Führer und Mannschaften sind von dem einen Willen beseelt, durchzuhalten und zu siegen, und ein Band fester Kameradschaft umschließt den Kaisersohn und seine Leute.

Schluß des redaktionellen Teils.



Wollen Sie etwas **GUTES** haben gegen Rheuma etc. so kaufen Sie

AMOL-RHEUMA-GICHT-TABLETTEN

Der NAME **„AMOL"** bürgt!

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth Hamburg, **Amol-Posthof.**

Hämorrhoiden-Mittel, 1000 fach bewährt **Mk. 5.50** und **9.00**. Prospekt frei. **Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.**

Bett-Federn

Zarte Füllfedern per Pfd M. 3.—, **Halbdaunen** M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Fein, weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50. Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—, 3–4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden, 20,000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung

Th. Kranefuss, Kassel 109.

Aeltest. u. größtes Versandhaus daselbst.

Musik-Instrumente für unsere Krieger. für Schule und Haus. Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Unübertroffen an Formenschönheit

Marke „Lupa" ges. gesch.

ist mein neuester ges. gesch. **Korsetterſatz „Lupa"** mit **regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit **keinem Korsett** eine solch **formvollendete Figur** erzielen wie mit **„Lupa"**, nachdem er gleichzeitig **volle Büste** erzeugt. **Nicht nur für schlanke** Damen eignet sich **„Lupa"** vorzüglich, sondern auch für **starkleibige Damen.** Der **Hüftformer flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. **Durch den regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. **Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa"** ist eine **absolute Neuheit** auf dem Gebiet der hygien. **Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013** mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnefarbig **M. 42.50.** Sehr preiswert aus bestem waschbaren Material. **Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.**

Prospekte kostenlos **Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!**

Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.

Büstenverbesserer **„Lupa"** wie Abbildung **ohne Hüftformer** mit jedem Korsett zu tragen **M. 21.50** Taillenweite aufgeben.

Für die Küche.

Dorschrogen mit Kartoffelschnee. Der neuerdings als Brotbelag sehr in Aufnahme gekommene Dorschrogen, den man sowohl ausgewogen als auch in 500-Gramm-Büchsen in Feinkostgeschäften zu kaufen bekommt und der sehr fettreich und ergiebig ist, liefert auch in Verbindung mit Pellkartoffeln ein gutes warmes Abendbrot oder, mit Kartoffelschnee vermengt, ein sättigendes und wohlschmeckendes Mittagessen. Hierzu kocht man geschälte und geviertelte Kartoffeln ohne Salz weich und drückt sie durch die Kartoffelpresse. Eine Stunde vorher hat man den Dorschrogen eingewässert, das Wasser noch einmal erneuert und ihn dann zum Abtropfen auf einen Durchschlag gegeben. Man rechnet auf 500 Gramm Kartoffeln zwei Eßlöffel Dorschrogen, mengt ihn nun gut mit dem heißen Kartoffelschnee, richtet ihn bergartig an, kerbt ihn mit einem Messer hübsch ein und stellt ihn noch 5 Minuten in das warme Bratrohr. Dann trägt man die Speise ohne weitere Zutat, höchstens mit einem Kraut-, Sellerie- oder Endiviensalat, auf.

Kartoffelaufbewahrung im Keller. Sollen kleinere Kartoffelvorräte im Keller aufbewahrt werden, so darf dies nur in einem durchaus trockenen und gegen Kälte geschützten Raum geschehen. Die Kartoffeln werden in Kisten oder Tonnen geschüttet, die auf Steine gestellt werden, damit die Luft auch unten durchstreichen kann. Am besten ist es, die betreffenden Tonnen oder Kisten vorher auszuschwefeln, da dadurch nicht nur das Keimen der Kartoffeln verhütet wird, sondern die hierdurch entwickelte Säure erhält auch die Kartoffeln lange Zeit gesund und wohlschmeckend.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die Münchner „Jugend"

die vornehme farbig illustrierte Wochenschrift für Kunst und Humor, hat auch während des Krieges ihren Freundeskreis erheblich erweitert. In über 110 000 Exemplaren kommt jede Nummer zur Versendung und ein nicht geringer Teil geht davon ins Feld, wo die Nummer von Hand zu Hand wandert und wo ihre farbigen Kunstdrucke schließlich noch zur Austapezierung der Unterstände verwendet werden. Ihren Angehörigen im Felde können Sie somit keine größere Freude bereiten, als ihnen die Münchner „Jugend" beim Feldpostamt einweisen zu lassen. Ihnen selbst liefern wir aber gern

umsonst

eine Probenummer,

wenn Sie sich vom Inhalte unserer Wochenschrift überzeugen wollen. Vom 1. Januar 1918 ab gelten folgende Preise:

Vierteljahrespreis (Januar bis März)..... Mk. 7.50
Bezug durch die Feldpost..... Mk. 7.80
Preis der einzelnen Nummer ..... Mk. 0.70

Bei Einsendung des Betrages und der genauen Feldadresse übernimmt auch der Verlag die Einweisung beim Feldpostamt. Auch jede Buch-, Kunst- und Zeitschriftenhandlung nimmt Bestellungen auf die „Jugend" an.

München, Lessingstr. 1 Verlag der „Jugend".

Seltene Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in R. schreibt: „Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich, wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrenlauten, neuen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben. Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—. Prospekt kostenlos. General-Vertrieb: E. M. Müller, München II, Brieffach 53. S. 7.

gegen Würmer Typhus Maltha-Diphtherie

gebrauchen Sie „Contraverm", das neue Wurmmittel für Erw. u. Kinder (über 1 Jahr). Pack. mit dazugehörig. Salbe 3,25 M. Allein-Versand Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Sanguform

ein flüssiges zitronensaures Eisenoxyd ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonvaleszenten und Blutarme ein empfehlenswertes Präparat. Zu haben in allen Apotheken. Preis per Flasche Mark 2.50 Dr Praetorius & Co., Breslau 5

Frost schäden. Geeignetes Spezialmittel f. Frostbeulen: Pernio-Balsam Pernio Badezusatz. Preis: 3,50 M. Offene Frostschäden: Pernio-Salbe 2,00 M. Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Gegen unreines Blut zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apotheker Lauenstein's Renovationspillen — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang u. Blutstockungen. Mark 4,50 nur von Apoth. Lauensteins Versand Sorsum bei Hildesheim 6

Warzen beseitigt verblüffend „Varex" Preis 1,90 Mark. Alleinversand Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Unreines Blut

Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als vegetabil. Regenerations-Pillen Probesch. 1.50, ½ = 2.60, 1/1 = 4.75 M. Alleinvers. Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen, in Apotheken Flasche zu 35 u. 70 Pfg.

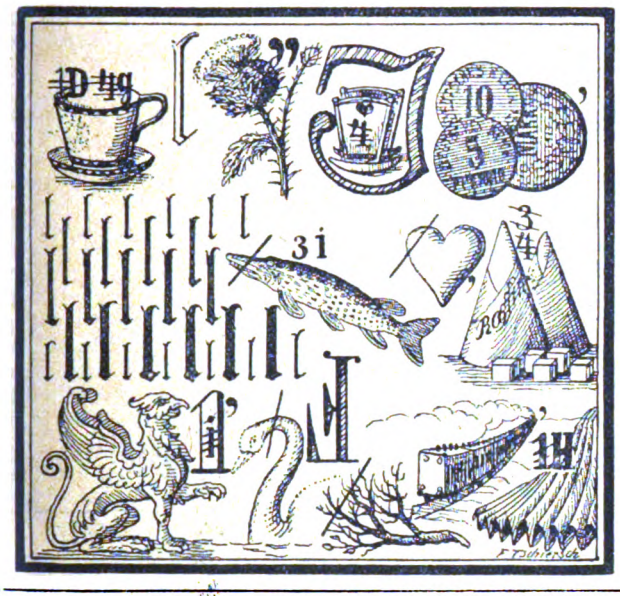
Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 3. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Zur Kurzweil.

Rebus.



Logogriph.

Gar leicht verwickelt man sich in das Wort mit e,
Mit a bereitet es den Kämpfern Weh. H. v. F.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Wer Geduld und Mut besitzt,
Der kann viel vollbringen.

Eingekapselt: F — Reiher — r, Freiherr.

Zweisilbige Scharade: Rheingold.

Für die Küche.

Einfache Kuchen zum Tee. Sechs mittelgroße Kartoffeln, an Gewicht ebensoviel Mehl und ebensoviel Margarine. — Man kocht die Kartoffeln, drückt sie noch warm durchs Sieb auf ein Nudelbrett, streut das Mehl darüber, vermischt beides gut und läßt es erkalten. Dann zerpflückt man die Margarine in kleine Teile und verknetet alles zusammen rasch zum platten Teig, den man bleistiftdick ausrollt, in zwei Finger breite Streifen schneidet, ein Blech der Länge nach damit belegt, mit Ei bestreicht und in ziemlich heißem Ofen backt. Sobald sie Farbe annehmen, schneidet man die Streifen in beliebiger Länge durch und läßt sie weiter backen, bis sie goldbraun aussehen. Man kann denselben Teig auch in viereckige Stücke, so groß wie eine Hand, schneiden, in deren Mitte man je einen kleinen, geschnittenen Borsdorfer-Apfel stellt, dessen Kerngehäuse herausgestochen ist und dafür mit Marmelade gefüllt wurde, die Teigecken an den Apfel drücken und oben auf diesen ein Teigdeckelchen legen, mit Ei bestreichen und in ziemlich heißer Röhre goldbraun backen.

Schluß des redaktionellen Teils.

'MOHA' G.M.B.H., NÜRNBERG 2

TOLA Zahnpulver
Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh. In Schachteln zu 20 u. 40 Pf. Zu haben in den Niederlagen von Tola-Puder. Fabrik: Heinr. Mack, Ulm a. D.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Schöne Büste
Die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines Mittels „Juno“ erzielt bei entschwundener oder **unentwickelter Büste**

eine Vergrößerung derselben, während bei *erschlaffter Büste* die frühere Elastizität in kurzer Zeit wiederhergestellt wird.
Preis M. 6.-. Porto 60 Pf.
Garantie für Erfolg u. Unschädlichkeit.
Aerztlich empfohlen
Versand diskret gegen Nachnahme od. Voreins.
Schröder-Schenke
Berlin W 15, Potsdamer Straße P 26 b, in Wien 15, Wollzeile 15.

Muiracithin seit Jahren von vielen Aerzten bei **vorzeitiger Neurasthenie** erfolgreich verordnet. Professoren-Gutachten gratis durch das Kontor chemischer Präparate, Berlin SO 16.
Versand durch die Schweizer-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 173.

Zuckerkranke, Nierenleidende
erhalten kostenlos belehrende Broschüren von
Dr. Julius Schäfer, Barmen 13.

Dr. Ernst Sandow's Künstliches **Emser Salz**
bei Erkältung altbewährt. — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.

Kein Leser versäume, meine neue Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A
für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Vom Büchertisch.

„Die heilige Flamme". Eine Erzählung aus dem Bernerland von Rudolf v. Tavel (Verlag von A. Francke, Bern). Der dichterische Ruf Rudolf v. Tavels ist bis jetzt nur so weit ins Ausland gedrungen, als dort Kenner des schweizerdeutschen Dialektes leben. Mit der „Heiligen Flamme" versucht der Dichter sich nun zum erstenmal in hochdeutscher Sprache. Zu den Schweizer Schriftstellern der Gegenwart, die in Deutschland in hohem Ansehen stehen, gesellt sich damit ein neuer, der hinter den anderen nicht zurücksteht und eine ganz eigenartige Stellung einnimmt. Es ist eine durchaus wurzelechte Kunst, die ihre Kraft aus der Liebe zum Bernervolk und aus der genauen Kenntnis desselben schöpft. Dazu kommt eine tiefe, echte Frömmigkeit, die seinen Gestalten inneren Halt und seinen Erzählungen einen wohltuenden Grundton gibt. Von Frömmelei aber keine Spur. Ihm ist ein köstlicher Humor gegeben, und seine Bauern läßt er mit unverfälschter Derbheit reden.

„Ich warte . . .". Ein Straßburger Roman von Niklaus Bruck (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Roman behandelt die ungeheuer schwierigen Fragen und Konflikte, die das elsässische Problem in sich birgt, „menschlich", und dadurch erscheinen sie einfacher, weil der Weg von Mensch zu Mensch ein gerader und einfacher sein kann, vorausgesetzt, daß guter Wille vorhanden ist. Der Roman ist ein Schatzkästlein voller aufrichtiger Mahnungen und Lehren, nicht nur für seine engeren Landsleute, sondern für alle Deutschen, die mit den Bewohnern der Reichslande zusammen leben und auskommen wollen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper
erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 2.10 12 Bäder Mk. 4.00
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien. Nur echt in der grünen Dose. Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 2 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Krankenfahrstühle Krankenmöbel
jeder Art liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jed. größ. Stadt w. Verkaufsst. nachgew.

Zucker!!
Kein Ersatz! Im Haushalt leicht herstellbar! Auskunft über Herstellungsweise 40 Pfg.
Prospekt frei.
Likör u. Branntwein
Anleitung zur Selbstherstellung M. 2.50.
Laborat. R. Sonntag Nachfl., Leipzig-Go. 7b.

Hautjucken
(Krätze) wirksames
Spezial-Mittel.
6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M.
Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.

Sanguform
ein flüssiges zitronensaures Eisenoxyd, ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonvaleszenten und Blutarme ein empfehlenswertes Präparat. Zu haben in allen Apotheken. Preis per Flasche Mark 2.50.
Dr. Praetorius & Co., Breslau 5.

Bett-Federn
Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, Halbdaunen M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.50.
Gänse-Federn
Fein. weiße Halbdaunen M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, Schleißfedern M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer Daunenflaum M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden, 20,000 Dankschreiben.
Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuss, Kassel 109.
Aeltest. u. größtes Versandhaus daselbst.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Soeben erschien:
Adalbert, Prinz von Preußen
Mit meinem Bataillon im vordersten Graben
Von der Flotte zur Flandernfront / Unterwegs / An der Front / Mein Bataillon / In Stellung / Der Gasangriff / Mit einem Bildnis und 15 Abbildungen nach Originalzeichnungen von Professor Max Rabes
Preis 1 Mark
Teuerungszuschlag 25 Pfennig
Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Rad-Jo
Ausführliche Schriften: „Aufklärungen für Mütter" gratis durch die
Rad-Jo-Gesellschaft m. b. H.
Hamburg 39a.
oder durch die
Deutsche Handelsgesellschaft für Wohlfahrt und Gesundheitspflege m. b. H., Hamburg 39a.
Fragen Sie Ihren Arzt deswegen!

Die hauptsächl. alteuropäischen **Porzellan-Marken-Monogramme** in Steindruck. Taschenformat. Unverwüstl. Nachn. 3,30 Verlag: Alfr. Kock, Bremen!

Beinkorrektionsapparat
Segensreiche Erfindung
Kein Verbandapparat, kein Gerstäcke.
Unser wissenschaftl. sinnig konstruierter Apparat heilt nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei älteren Personen unschön geformte (O- und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. Aerztlich im Gebrauch. Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) eigenhänd. angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach normal gestaltet werd. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt. Beinfehl. z. heilen.
Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Osiris"
Arno Hildner, Chemnitz 36, Lichtenauerstr. 2.

Hämorrhoiden-
Mittel, 1000 fach bewährt Mk. 5,50 und 9,00. Prospekt frei.
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. Gg. Engelbrecht, sanit. Versandgeschäft Stockdorf 249 b. München.

Scherl & Lehr, München a. D. 8, vers. gratis Kat. A ob. Selbstfahrer (Invalidenrad.), Kat. B Krankenfahrstühle f. Erwachs. u. Kinder. Musterzimmer Nr. 184 Bahnhofstraße.

Frost
schäden. Bewährtes Spezialmittel f. Frostbeulen: Perole-Salbe Perole Badesalz Preis: 2,50 M. Offene Frostschäden: Perole-Salbe 2,00 M. Apotheke, Hannover 28.

Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 4. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Buntes Allerlei.

Das Familienrecht der Weißrussen, richtiger wohl Weißruthenen, die im Gebiete Ober-Ost neben Litauern und Polen sitzen, regelt sich noch heute zum Teil nach altertümlichen Vorstellungen und Begriffen. Man unterscheidet eine „große" und eine „kleine" Familie. Zu jener zählen, wie in dem Werke „Das Land Ober-Ost" mitgeteilt wird, die Nächstverwandten, nämlich Brüder, Onkel, Neffen, die angeheirateten Personen, Schwiegertöchter und Schwiegersöhne, und so weiter. Auch Nichtverwandte können durch Anerkennung in die „große Familie" aufgenommen werden. Das einigende Band ist die gemeinsame Feldarbeit auf dem Familiengrundstück und der gemeinsame Verbrauch des Erworbenen. Der Altersunterschied spielt dabei keine Rolle. Von den Fremden sind zunächst die Primerki zu nennen, die Schwiegersöhne, die in die Familie der Frau übergegangen sind. Weißruthenisches Recht stempelt den Schwiegersohn zum eignen Sohne des Schwiegervaters. Nicht nur symbolisch, wie das ja eigentlich bei allen Völkern der Brauch ist, sondern auch rechtlich und faktisch. Wo Söhne da sind, hat die Tochter kein Anrecht auf Grund und Boden. Nur ihr „Bondai", d. h. Leinwand, Wäsche, Bettzeug, Kleider, ist ihr Besitztum. Sehr oft streben, wie das ja vielfach auch im Orient, z. B. in Indien, der Fall ist, ärmere Leute danach, als „Primerki" in eine wohlhabende Familie aufgenommen zu werden. Verwandte werden als „Sdolniki" aufgenommen, als Arbeitskräfte, die ihr Geld oder Handwerkszeug gewissermaßen in den Familienbesitz einzahlen. Sie erhalten dadurch ein Anrecht auf das bewegliche und unbewegliche Gut der Familie und kommen so zuweilen auch zu Landbesitz. Außerdem kennt das weißruthenische Familienrecht noch die Adoption, doch nicht im westeuropäischen Rechtssinne. Die Aufnahme der Primerki ist ja eine Adoption de facto. Doch gibt es auch eine Aufnahme zur Erziehung; vom 18. Lebensjahre an sind sie dann gemietete Arbeiter. Familienhaupt ist der „Gospodar", der die Familie auch vor den Behörden vertritt. Die Hausfrau nimmt neben ihm eine geachtete Stellung ein und ist die erste der Frauen im Familienverband. Hausherr und Hausfrau müssen sich mit der Familie in Eintracht beraten und dürfen keine Willkürherrschaft ausüben, wenigstens widerspricht einer solchen das ungeschriebene Recht.

Schluß des redaktionellen Teils.

Es gibt nichts Besseres für die Nerven

als die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.10. 12 Bäder Mk. 4.—

Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 8

(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe

ist **A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel** unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.—. 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb:**
E. M. Müller, München II,
Brieffach 53. S. 7.

Frost schäden. Geeignetes Spezialmittel f. Frostbeulen: Pernio-Balsam Pernio-Badezusatz. Preis: 3,50 M. Offene Frostschäden: Pernio-Salbe 2,00 M.
Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Ag. Engibrecht, sanit. Versandgeschäft. Stockdorf 249 b. München.**

Dr. Möller's Sanatorium Diätet. Kuren Herrliche Lage Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh.
Dresden-Loschwitz
Zweiganst. [illegible] i. 6 M. — Prosp. u. Broschüre.

Die hauptsächl. alteuropäischen **Porzellan-Marken-Monogramme** in Steindruck. Taschenformat. Unverwüstl. Nachn. 3,30 Verlag: **Alfr. Kock, Bremen!**

Niederrheinische Frauen-Akademie
Ausbildungsstätte für soziale Berufsarbeit u. Wohlfahrtspflege.
Praktische u. theoretische Ausbildung für alle sozialen Frauenberufe sowie für ehrenamtliche soziale Arbeit
Eintritt in die praktische Ausbildung jederzeit.
Beginn des 2jährigen theoretischen Lehrganges Oktober.
Auskunft u. Lehrplan durch die Direktion der
Niederrheinischen Frauen-Akademie Düsseldorf, Königsplatz 15-16.

Nr. 172 der „Wöchentlichen Kriegsschauplatzkarte mit Chronik" aus dem Verlage der Kriegshilfe München-Nordwest in mehreren vierfarbigen Teilkarten mit den militärischen Ereignissen vom 14. bis zum 21. Januar ist soeben erschienen. Einzelpreis 30 Pfennig. Monatlicher Bezug 1 M. 30 Pf. Durch den Buchhandel, auch im neutralen Auslande, und die Post. In Oesterreich-Ungarn durch das Kriegsfürsorgeamt Wien IX, Berggasse 16.

Lästige Haare
im Gesicht und am Körper beseitigen Sie sofort schmerzlos **mit der Wurzel** mit meinem Enthaarungsmittel **„Rapidenth".** Die haarbildenden Papillen werden zum Absterben gebracht, so dass die Haare nicht wiederkommen. Keine Reizung der Haut. Weit besser als Elektrolyse. Aerztlich empfohlen.

Preis M. 6.—.
Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.
Schröder-Schenke
Berlin W 15, Potsdamer Straße P. 26b, in Wien 15, Wollzeile 15.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Sanguform
ein flüssiges zitronensaures Eisenoxyd, ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonvaleszenten und Blutarme ein empfehlenswertes Präparat. Zu haben in allen **Apotheken.** Preis per Flasche Mark 2.50.
Dr Praetorius & Co., Breslau 5.

gegen **Würmer** Typhus Meixner-Würmer
gebrauchen Sie **„Contraverm",** das neue Wurmmittel für Erw. u. Kinder (über 1 Jahre). Pack. mit dazugehörig. Salbe 3,25 M. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

„Der goldene Zweig". Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius. Von Karl Gjellerup (Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig). Im Tempel der Diana am Nemi-See finden sich der alternde Tiberius, fast ein Dutzend als Dianapriester im Ruhestand lebender römischer Verbrecher und ein idealisiertes Germanenpaar zusammen und reden, wie und was sie niemals gesprochen hätten, wenn sie Menschen von Fleisch und Blut wären. Ernst Eckstein, Georg Ebers und auch Richard Voß haben den Schatten aus dieser Zeit mehr Leben zu geben verstanden als Karl Gjellerup, der jüngst, wahrscheinlich aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstages, mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde. vsz.

Felix Beran: „Märchen und Träume". Buchschmuck von Sezanne Recordon (Zürich: Art. Institut Orell Füßli). Der weitgereiste Verfasser, der von Geburt ein Wiener ist und in der Schweiz lebt, hat in diesem Band eine Anzahl Märchen vereint, die den Beifall der Kinder und der Erwachsenen haben werden.

„Irgendwo und Nirgendwo". Ein Geschichtenbuch für die Jugend von Helene Stökl, mit Illustrationen von Ernst Kutzer (Verlag von Levy & Müller, Stuttgart). Knaben und Mädchen werden an dem hübschen Buch ihre Freude haben. Es enthält lustige Geschichten, die, ohne zu langweilen, eine erzieherische Note aufweisen.

Rudolf Eckart: „Der Wehrstand im Volksmund". Eine Sammlung von Sprichwörtern, Volks- und Kinderliedern und Inschriften an deutschen Waffen und Geschützen. Mit 9 Holzschnitten von Josf Aman (München 1917, Militärische Verlagsanstalt). Die Sammlung hat einen wissenschaftlichen und volkskundlichen Wert. Sie ist ein treuer Spiegel des Humors, der Satire und des Verantwortlichkeitsgefühls, des Kampfesmutes und der Siegesgewißheit deutscher Soldaten.

Für die Küche.

Kartoffelfleckerln auf Vorrat herzustellen. Bei der heurigen reichen Kartoffelernte konnten sich die meisten Hausfrauen einen größeren Kartoffelvorrat für Winter und Frühjahr beschaffen, so daß sie sich leicht auch einen Vorrat an Kartoffelnudeln, auch Kartoffelfleckerln genannt, herstellen können, was sehr praktisch ist und viel Zeit erspart. Diese Kartoffelnudeln ersetzen die jetzt so knappen Teigwaren und Makkaroni und sind sowohl als Suppeneinlagen wie auch als selbständige Gerichte, z. B. als falsche Schinkenfleckerln, zu verwerten. Die Herstellung ist sehr einfach. Man setzt Kartoffeln in der Schale auf, kocht sie weich, zieht sie ab und treibt sie durch die Kartoffelpresse oder Reibemühle. Die geriebenen Kartoffeln verrührt man nun mit etwas heißem Salzwasser (auf 1000 Gramm Kartoffelmasse etwa ¼ Liter Wasser) zu einem glatten Brei und setzt nach und nach so viel Mehl, ganz gleich welcher Sorte, zu, bis der Teig sich, ohne zu kleben, mit dem Nudelholz ausrollen läßt. Man braucht etwa 100—125 Gramm Mehl hierzu. Der Teig wird ½ Zentimeter dick ausgewalzt und dann in daumenbreite Streifen geschnitten. Man trocknet diese auf sauberem Papier oben auf dem Küchenofen. Sobald sie steif sind, bricht man sie in kleine Vierecke und trocknet diese nochmals, bis sie raschelndürr sind, worauf man sie in festschließenden Blechbüchsen oder in Gazesäckchen trocken aufbewahrt. Bei Gebrauch übergießt man sie mit kochendem Wasser, läßt sie einmal aufwallen und dann an der Seite des Herdes zugedeckt etwa 15' Minuten langsam garziehen. Zu lange oder zu stark gekocht, zerfallen sie leicht. Diese Kartoffelfleckerln liefern ein billiges, wohlschmeckendes und sehr sättigendes Mittag- oder Abendessen. Es ist ratsam, nur mehlreiche Kartoffelsorten mit weißem Fleisch dazu zu verwenden. M. K.-S

Schluß des redaktionellen Teils.

Unreines Blut
Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als vegetabil.
Regenerations-Pillen
Probeach. 1.50, ½ = 2.60, 1/1 = 4.75 M.
Alleinvers. Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Gegen unreines Blut
zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als Apotheker Lauenstein's Renovationspillen — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang u. Verstopfung. Mark 4,50 nur von Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg (Lausitz) 6

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee für Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Kultur- u. koloniale Technik. Neue Laboratorien.

Bett-Federn
Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, Halbdaunen M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.50
Gänse-Federn
Prima weiße Halbdaunen M. 8.50, hochsibirische M. 9.50 bis 14.—, Schleißfedern M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer Daunenflaum M. 14.— bis 23.— 3–4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden. 20,000 Dankschreiben.
Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuss, Kassel 109.
Aeltest. u. größtes Versandhaus daselbst.

Hämorrhoiden
Mittel, 10-Tage bewährt Mk. 5.50 und 9.00. Prospekt frei.
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6

Warzen
beseitigt verblüffend „Varex" Preis 1,90 Mark. Alleinversand Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule und Haus.
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Einbanddecken für die „Gartenlaube"

Jahres-Einbanddecke ohne die Beilage „Die Welt der Frau"	1 Mark	50 Pf.
Einbanddecke zur Beilage: **„Die Welt der Frau"**	1 „	50 „
Sammelmappe für die **Kunstbeilagen** der **„Gartenlaube"**	2 „	50 „

Bezug durch die liefernde Buchhandlung. Postbezieher senden den Betrag zuzüglich 60 Pf. Porto mittels 10 Pf.-Postanweisung oder durch Einzahlung auf das Postscheckkonto Nr. 1200 an die unterzeichnete Verlagshandlung.

Verlagshandlung Ernst Keil's Nachf. (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig, Königstraße 33

Digitized by Google

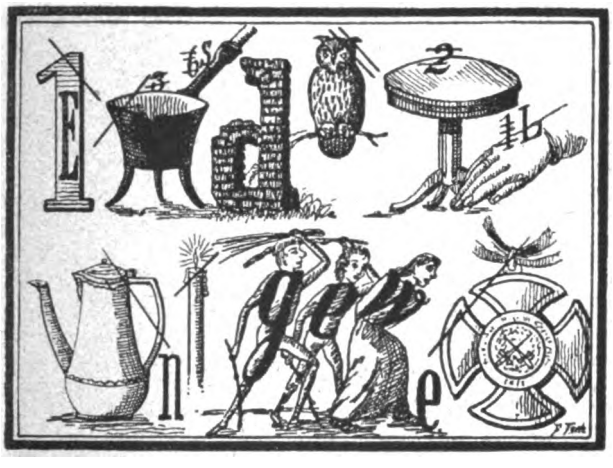
Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 5. 1918.

Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Zur Kurzweil.

Rebus.



Zweisilbig.

Das erste möchte jeder sein,
Und keiner ist es doch;
Das zweite früh im Morgenschein
Durch Waldesgründe zog.
Das Ganze durch der Töne Macht
Besitzt Unsterblichkeit:
Vor hundert Jahren schon erdacht,
Entzückt es uns noch heut.

H. v. F.

Silbenrätsel.

Schön-Trudchen näht an dem Brautgewand —
Wie war so fleißig die kleine Hand!
Ob ihr zum Schluß auch die Erste gelingt?
Jetzt müßig die Hand in den Schoß ihr sinkt,
Wie Zwei und Drei sie lächelt dabei.
Da hört sie plötzlich der Mutter Stimm':
Sie träumt und denkt an so mancherlei
„Mein Kind, schnell wieder die Arbeit nimm!
Wer in der nächsten Woche will frein,
Darf heute doch nicht das Ganze sein!“

F. Müller-Saalfeld.

Trennungs-Rätsel.

Von Heinz Minden.

Wer sich zu unterhalten hofft,
Muß vorher ihn bezahlen oft,
Und wird er dir getrennt versetzt,
Fühlst du wahrscheinlich dich verletzt.

Füllrätsel.

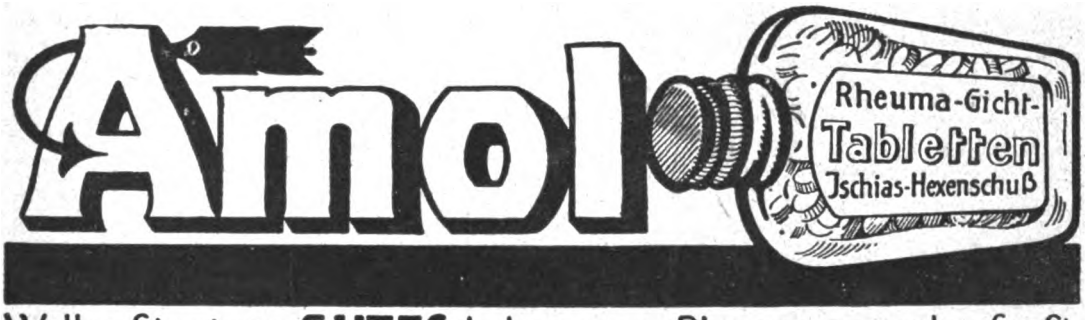
Weißt du, was der Schuldner tat,
Als der Gläubiger ihn bat?
Das verlangte Rätselwort
Sandt' er nur geschrieben fort,
Und ein „Du“ in dessen Mitte;
Aufschub war das Ziel der Bitte.
Was war Gläubigers Begehr?
Was des Schuldners Wunsch nachher?

Paul Renz

Verhängnisvoller Lautwechsel.

Jedes Schiff hat mich mit D,
Hat's mit L mich — dann o weh!

Schluß des redaktionellen Teils.



Wollen Sie etwas **GUTES** haben gegen Rheuma etc. so kaufen Sie

AMOL-RHEUMA-GICHT-TABLETTEN

Der NAME „**AMOL**“ bürgt!

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth Hamburg, **Amol-Posthof.**

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Emser Salz
bei Erkältung altbewährt. — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.

Jeder lese „Die Welt-Literatur“. Sie bringt die besten Romane u. Novellen wöchentlich ein Werk für 15 Pfg. Vierteljährlich M. 1.80. Bestellungen durch alle Postanstalten oder Buchhandlungen. Prospekte v. Verlag München 2

Sie sehen alt aus

sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa“, ein **natürliches orientalisches** Schönheitsverfahren, beseitigt man solche **absolut sicher** und erhält **jugendliches Aussehen**, frischen reinen Teint und **veredelte Gesichtszüge**. Einfach und unschädlich und doch von **verblüffendem Erfolg**, ein Versuch wird sie davon überzeugen. „Lupa“ ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa“ M. 6.50 u. M. 9.—, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.75. „Lupa“-Hau'-Krem macht die Haut **zart, weich und hell** u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.—. „Lupa“-Wasch-Emulsion — **alkalifrei** — das **mildeste und zarteste** Waschmittel, **kremartig**, äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Krukе M. 6.50. — Versand gegen Nachn. oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Tausche Waren **um oder zahle Geld zurück.**

Ludwig Paechtner, Dresden 399.

Man verlange Prospekt kostenlos.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Besuchskarten-Rätsel.

Dr. Ferd. Geipel

Was ist der Kriegsberuf des Karteninhabers?

Homonym.

Von Fritz Guggenberger.

Ich werd' oft eingesperrt
Und hab' doch nichts verschuldet,
Komm' in die Zeitung oft,
Weiß nicht, wie man dies duldet.
Das Wasser ist mein Element,
Und geht's mir an den Kragen,
Dann: „Ach wie gut ist doch dies Tier,"
Wird mancher von euch sagen.
Drum, Leser, sei nicht bös auf mich,
Wenn ich auch manchmal lüge,
Hier sättig' ich, und andern Sinns
Ich wieder dich belüge.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Das Geld ist wie ein Igel, viel leichter zu ergreifen als festzuhalten.

Logogriph: Schleppe — Schlappe.

Für die Küche.

Kochkäse als billiger, nahrhafter Brotbelag. Der von den Kommunalverbänden öfters zur Verteilung gelangende Quark (Weißkäse, Topfen) muß meistens sehr schnell verbraucht werden, weil er sonst leicht bitter wird. Infolgedessen ist sein Wert als Brotaufstrich nur ein begrenzter. Wenn man ihn hingegen als Kochkäse zubereitet, liefert er für längere Zeit einen sehr sparsamen und wohlschmeckenden Brotaufstrich. Ebenso verhält es sich mit manchen zur Verteilung kommenden deutschen oder polnischen Käsesorten, die durchaus nicht „durch", d. h. weich und schmelzend werden wollen, in der Mitte harte, quarkige Stellen behalten und beim Zerschneiden bröckeln. Sie sind weder sparsam noch wohlschmeckend im Verbrauch, weshalb man auch aus ihnen Kochkäse bereiten sollte. Das geschieht auf folgende sehr einfache Weise: Den Quark läßt man 3—4 Tage in der warmen Küche stehen, bis er eine gelbliche Haut an der Oberfläche bekommt und beim Abstechen Faden zieht. Dann verrührt man ihn recht glatt, daß er keine Knötchen aufweist, und fügt etwas Magermilch oder Wasser, noch besser Buttermilch, Salz, Kümmel und eine Kleinigkeit Butter oder Margarine zu und läßt ihn unter stetem, tüchtigem Rühren gründlich aufkochen, worauf man ihn in einen Porzellannapf füllt und zum Erstarren kalt stellt. Bröckliger, obenerwähnter Käse wird gut zerkleinert und ebenso behandelt, oder auch mit dem Quark gemeinsam gekocht. Selbst alte, harte Käsereste von Holländer oder Schweizer Käse lassen sich dazu verwenden. Man reibt sie oder läßt sie zweimal durch die Fleischhackmaschine gehen. Der Kochkäse ähnelt dann im Geschmack und Aussehen altem, weichem Harzer Käse, und da er sehr herzhaft im Geschmack ist, läßt er sich sehr dünn aufs Brot streichen und ist deshalb außerordentlich sparsam im Verbrauch. Will man an kühlen Tagen den Gärungsprozeß des aufgestellten Quarkes beschleunigen, mengt man eine Messerspitze doppelkohlensauers Natron darunter. M. K.-S.

Vorteilhaftes Eintopfgericht. Ein sehr wohlschmeckendes und ergiebiges Mittagsgericht, das sich gut in der Kochkiste zubereiten läßt, ist der in Böhmen sehr beliebte „Jägerkoch". Man stellt ihn dort hauptsächlich aus Hammelfleisch her, doch kann man auch jedes andere Fleisch dazu verwerten. Das Originalrezept lautet: 500 Gramm durchwachsenes Hammelfleisch werden in nußgroße Würfel geschnitten. 2 bis 3 grobgehackte Zwiebeln werden mit einem gestrichenen Teelöffel Kümmelkörner in 50 Gramm Fett oder Margarine goldgelb gedämpft und darin die Fleischwürfel auf allen Seiten bräunlich angebraten. 250 Gramm ausgequellte Gersten- oder Haferflocken, eine Handvoll getrockneter Steinpilze, die man einwässerte, aufkochte und grob hackte, sowie drei Eßlöffel voll Reibekäse werden nun schichtweise mit dem gesalzenen und gepfefferten Fleisch in einen hohen Topf geschichtet, das Zwiebelfett und eine Tasse Würfelbrühe darübergefüllt und der Topf fest verschlossen. Man erhitzt das Gericht bis zum Siedepunkt und stellt es darauf in die Kochkiste oder kocht es im Wasserbade zwei Stunden. Nach Belieben fügt man noch eine geriebene Knoblauchzehe zu. Eine Tomaten- oder Pilztunke verfeinert das sehr herzhaft schmeckende und gut sättigende Gericht. Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gegen Alterverkalkung wirksamstes Mittel. Sklerosantabletten M 6 — Prosp. frei. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Hautjucken (Krätze) wirksames Spezial-Mittel. 6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M. Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.

Zuckerkranke, Nierenleidende erhalten kostenlos belehrende Broschüren von Dr. Julius Schäfer, Barmen 13.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Wirf Deine verbrauchte elektrische Taschenlampenbatterie nicht weg denn wir geben Hilfsmittel und Verfahren, welche zur Erneuerung von 20 abgenutzten Batterien reichen gegen Voreinsendung von 3.- M. bei Nachnahme 3.30 M. Für jedermann, auch im Felde, sofort gebrauchsfähig zu verwenden. Wünsche & Sauer • Apparatebau Charlottenburg 2 A 21

Bett-Federn
Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, Halbdaunen M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.5.
Gänse-Federn
Fein, weiße Halbdaunen M. 8.50, hochsibirische M. 9.50 bis 14.—. Schleißfedern M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.5. Graue Daunen, schwellend, M. 9.- weiße Daunenflaum M. 14.— bis 23.- 3—4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden 20,000 Dankschreiben.
Bettfederngroßhandlung Th. Kranefuss, Kassel 109.
Aeltest. u. größtes Versandhaus dieser Art.

Frost schädigt. Gegen jedes Spezialmittel f. Frostbeulen: Pernio-Balsam Pernio-Badezusatz. Preis: 3,50 M. Offene Frostschäden: Pernio-Salbe 2,00 M. Löwen-Apotheke, Hannover 20.

Buntes Allerlei.

Die Fanarioten. Anläßlich der rumänischen wie der griechischen Angelegenheiten ist viel von den Fanarioten die Rede gewesen, jenen Adelsgeschlechtern meist byzantinischer Herkunft, die auch in der Verwaltung der Donauländer eine noch für die Gegenwart folgenreiche Rolle gespielt haben. Es liefen da mehrfach Irrtümer um. Ein „Fanariot" ist in erster Linie nichts als ein Bewohner des Fanars, das nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Osmanen zum Griechenviertel wurde. Da die einflußreichen griechischen Familien sich im Fanar ansiedelten, wurden ihre Mitglieder vor allem als „Fanarioten" bezeichnet. Diese Familien sind keineswegs nur in Rumänien zu Einfluß und Bedeutung gelangt. Sie sind über einen großen Teil Europas verbreitet; einige haben sich sogar in Deutschland seßhaft gemacht. Das „Goldene Buch", eine Art „Gotha" des Fanariotenadels, das 1892 in Athen erschien, verzeichnet unter anderen die in Preußen heimisch gewordenen Handjery (Handjery) und einen in Bayern ansässigen Zweig der weitverästelten, durch ihren Zusammenhang mit byzantinischen Dynastien berühmt gewordenen Cantacuzene. Im heutigen Griechenland blühen Zweige der Argyropulo, Mano, Maurocordato, Maurogeni (Mavrogeni), ferner die Rangabé, Schina und andere. Auch Rußland hat seinen Anteil am Fanariotenadel. Bei dieser außerordentlichen Verbreitung der fanariotischen Familien über den Osten Europas ist es begreiflich, daß sie sich in Politik und Diplomatie seit jeher bemerkbar gemacht haben. Was Rumänien anbetrifft, so ist es früher von Fanarioten beherrscht worden, die teils als Statthalter der Sultane, teils in faktischer Unabhängigkeit die Walachei und die Moldau regierten. So die Ghika, die übrigens albanischer Herkunft sind. Diese Machthaber zogen natürlich die mit ihnen verwandten Geschlechter in die Donaufürstentümer nach, und ein Teil der Mißwirtschaft in Rumänien ist ohne Zweifel diesem Magnatentum zuzuschreiben. Aber die eigentlich walachischen und moldauischen Bojaren standen in jener Hinsicht keineswegs hinter den Eingewanderten zurück. Die Familiengeschichten der Fanarioten bilden ein hochinteressantes Studium nicht nur für den Genealogen und Historiker. Namentlich in der Türkenzeit wechseln hier schwindelerregende Fülle der Gewalt und des Besitzes mit dem Fall in Tod und Verderben, und die Chronik jener Häuser kündet von Schicksalen abenteuerlichster und dunkelster Art.

Vom Büchertisch.

Elisabeth Müller (Verfasserin des Vreneli): „Theresli", eine Geschichte für Kinder und alle, welche sich mit ihnen freuen können. Mit Bildern von Paul Wyß (Verlag von A. Francke, Bern). Wir sind überzeugt, daß alle Kinder, die das Vreneli liebgewonnen haben, auch Gefallen an dem Theresli finden werden. Das Buch schöpft aus Selbsterlebtem — so scheint es, und deshalb wirkt es so echt.

Erich Wentscher, „Munition". Rüstungsbilder (Berlin, Furche-Verlag). Die in diesem Buch gesammelten Aufsätze sind kein leichter, lustiger Spiegel des Gesehenen. Große Zwecke waren mit ihrer Niederschrift verbunden. Das moderne industrielle Leben sollte künstlerisch-malerisch gesehen und dargestellt werden, um dem Arbeiter den einheitlichen Grundgedanken der deutschen Arbeitsaufgaben nahezubringen und ihn mit neuem Feuer zu stählen.

„Zu Hause und in der Gesellschaft". Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte von Laura Frost (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig). Das hübsch ausgestattete Buch wird immer eine willkommene Bereicherung der Frauenbücherei darstellen, da es ein vorzüglich geschriebener Leitfaden für den Verkehr von Mensch zu Mensch ist.

Schluß des redaktionellen Teils.

Mutter und Kind
stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 2.50. 12 Bäder Mk. 4.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien Nur echt in der grünen Dose. Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 4
(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

TOLA PUDER
Antiseptisches Streupulver
von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: Als Kinderpuder zum Einpudern wunder Hautstellen, als Gesichtspuder, zum Abpudern des Körpers nach dem warmen Bad, oder nach Körperwaschungen, als Streupulver bei wundgelaufenen Füssen, gegen s. g. Wolf beim Reiten, sowie gegen Achsel- u. Fußschweiss. In ges. gesch. Streuschachteln zu 60 Pf.
Zu haben in d. Niederl. v. Tola-Zahn-Pulver. — Heinr. Mack, Ulm a. D.

Tätowierungen
beseitigt schnell u. sicher Tätoex M. 10.—
Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Sauerstoff-Bad
stärkste Reagenz, dauernde Entwickelung, kräftigend, heilend, nervenstärkend.
12 Bäder 36.—. Probebad 3.20.
Oxygen-Companie
Dresden-A. 24.

Appels Suppenwürze
aus besten Nährstoffen.
kräftig, ergiebig und preiswert.
Zur Bereitung oder Würzung von Suppen, Gemüsen, Tunken
als Fleischextrakt-Ersatz
ein vielseitiges Küchenhilfsmittel auch für Massenverpflegung.
Lose und in Flaschen überall erhältlich. Bezugsquellen durch:
H. W. Appel, Hannover 22, Feinkost-Fabrik. Gegründet 1879.

Die hauptsächl. alteuropäischen Porzellan-Marken-Monogramme
in Steindruck. Taschenformat. Unverwüstl. Nachn. 3.30 Verlag: Alfr. Kock, Bremen

Petri & Lehr, Offenbach a. M. A. versendet gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenrad.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer. Kleinst-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mark.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Fr. fr.
Ap. Lauensteins Versand Spremberg L. 6.

Erneuern Sie Ihre Gesichtshaut mit Schröder-Schenkes Schälkur
Aerztlicherseits als das
Ideal aller Schönheitsmittel
empfohlen. Unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, beseitigen Sie durch meine Schälkur d. Oberhaut m. all. Unreinheiten u. sämtl. Teintfehlern, wie:
Mitesser, Pickel, großporige Haut, Röte, Sommersprossen, gelbe Flecken etc.
Die neue Haut erscheint
in wunderbarer Reinheit,
jugendfrisch und elastisch, wie man sie sonst nur bei Kindern antrifft. Sie ist straffer und elastischer als die frühere, weshalb meine Schälkur vorzügl. auch dort angewandt wird, wo es sich um schlaffe, welke Gesichtspartien handelt. Preis M. 12.—. Porto 60 Pf. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.
Schröder-Schenke
Berlin W 15, Potsdamer Str. P. 26 b.
In Wien 15, Wollzeile 15.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. Gg. Engelbrecht, Sanit. Versandgeschäft, Stockdorf 249 b. München

Digitized by Google

Katarrhe und Siechtum.

Husten, Lungenleiden, Auswurf, Heiserkeit usw.

Es steht fest, daß die Gefahren der Katarrhe durchweg unterschätzt werden und an Hilfe meist erst gedacht wird, wenn man den „Husten nicht mehr los wird", oder wenn Lungen-, Luftröhren-, Bronchial-, Kehlkopfkatarrhe, Auswurf, Heiserkeit, Husten, Schnupfen sowie Nasen- und Rachenkatarrhe bereits in ein bedenkliches Stadium getreten sind. Welch große Bedeutung aber einer fehlerlosen Funktion der Atmungsorgane beizulegen ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß ein Mensch wohl tagelang hungern, aber die Lebensluft nur wenige Minuten entbehren kann, ohne in Todesgefahr zu kommen. Wird Hilfe erst dann gesucht, wenn der Patient sich infolge von Atemnot, Kopfschmerz, Benommenheit, allgemeiner Schwäche, Verdauungsstörungen, Nervosität krank und elend fühlt, so kann es vielleicht zu spät sein, zumal auch die angegriffenen Schleimhäute der betreffenden Organe höchst empfängliche Nährböden für die Erreger späterer böser Krankheiten sind, wie Influenza, Diphtherie, Scharlach, Tuberkulose usw., die bekanntlich zu dauerndem Siechtum führen können.

Das eigene Interesse gebietet es daher einem jeden, sich über Entstehung, Vorbeugung und Heilung genannter Erscheinungen zu unterrichten. Eine diesbezügliche aufklärende Schrift versendet das Brunnen-Kontor in Wiesbaden G 64 unseren Lesern vollkommen kostenlos. Sie behandelt die höchst einfache Anwendung eines im Arzneischatze wohleingeführten und allgemein bewährten Naturmittels, nämlich des natürlichen Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalzes. (Erhältlich in Apotheken, die Flasche zu M. 2,50, lange reichend, direkt drei Flaschen M. 7,00 frei.) Seine Gewinnung erfolgt unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden aus der seit Jahrhunderten weltbekannten heißen Wiesbadener Kochbrunnenquelle, zu der jährlich nahezu Hunderttausende pilgern, um die sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit zu erlangen.

Die mit einem Auszuge begeisterter ärztlicher Heilberichte versehene Schrift enthält außer einer Abhandlung von Geheimrat Dr. Pfeiffer noch wertvolle Hinweise über Magen-, Darm- und Verdauungsstörungen, Blutarmut, Leber-, Hämorrhoidalleiden usw. sowie über die so gefürchteten gichtischen und rheumatischen Erkrankungen. — Es schreibt Herr J. R. in A.: „Alle meine Bekannten staunen, wie rasch ich mich nach meinem länger als zwei Jahre dauernden Lungenspitzenkatarrh erholt habe. Die heisere Stimme erhielt ihren alten vollen Klang."

Dr. med. B. in W.: „Das Quellsalz hat fast wunderbare Wirkung getan. Der alte Husten ist verschwunden. Die Kinder fühlen sofort Besänftigung bei den Keuchhustenanfällen."

Kurarzt Dr. M. in F.: „Halte es für meine Pflicht, das Quellsalz in den weitesten Kreisen zu verbreiten."

Aehnlich lauten unzählige Kundgebungen von Vertretern der Wissenschaft und von Privaten.

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Brandenburg.

Eberswalde Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Seegefeld-A. bei Berlin. **Sanatorium** **8–11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9 — 11 M.)

Schlesien.

Kudowa Sanatorium im Winter geöffnet. Sprudelbäder d. Bäder im Hause. San.-Rat Dr. Hugo Herrmann.

Obernigk b. Breslau, Waldsanator. f. Leichtlungenkr. Zim. inkl. Kur u. Verpfl. v. 8 M. an. Kriegsteiln. Ermäß. Dr. Kontny.

Schreiberhau Dr. Wilhelm's Sanatorium, Bahnstation ist Ober-Schreiberhau.

Westdeutschland.

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. Dr. Külz.

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen **Lungen- u. Halsleiden** **Arminiusbad** Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus im Kurpark. Beelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möhus.

Bad Wildungen. Hotel u. Bäder Fürstenhof. Erstes Haus. Vom 1. Februar an geöffnet. Reger Verkehr.

Sachsen.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Chemnitz Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage. Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. Dr. Loebell.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prosp. frei. San.-Rat Dr. Römer.

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Tharandt Sanatorium f. Nerv., innere, Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt, Dr. H. Haupt.

Zöblitz Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

Harz.

Schierke Sanatorium Schierke-Harz mit Tochterhaus „Kurhotel Barenberger Hof". Geh. San.-Rat Dr. Haug. San.-Rat Dr. Kratzenstein.

Sülzhayn (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck". Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thüringen.

Friedrichroda Dr. Lippert-Kothes Sanatorium Friedrichroda, sorgsamste ärztl. Behandlg., vorzügl. Verpfleg.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch Dr. Tecklenburg.

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Eleonoren-Hospiz, Beienkestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

Wiesbaden Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Lift. Zentralheizung. Anerkannt gute Küche. Offiz.-Ver. Man verl. Preisblatt.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

St. Blasien Pension Waldeck f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

Titisee 860 m. vorzügl. Höhenluftkurort u. Winteraufenthalt. Hotel Titisee I. Rg., i. ruh. u. schönster Lage a. See m. gr. Garten. Prosp. Bes. R. Wolf.

Bayern.

Bayrischzell In prächt. Lage i. Hers. d. bayer. Hochg. Hotel Alpenrose, neuerb. Haus m. all. Komf. Bes. H. Scharmann.

Garmisch-Sonnenbichl Palast-Hotel. Haus I. Ranges. Dauernd geöffnet.

Königssee Oberb. Hotel u. Pens. Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

München = Hotel Leinfelder =

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und andere Kurbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.

Rothenburg o./T. Hotel Wildbad, mod. Fam.-Hot. in gr. eig. Park; Wintersp., eig. Oek., gute Vpfl., mäß. Pr.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana. I. Rg., vorzügl. Lage. Jahresbetrieb. Komf. Pens. v. Fr. 10,— an. Prosp. Bes. Jöhler.

Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8.50 an. Tennis.

Arosa Sanatorium Altein, Heilanstalt I. Rg. f. jede Form d. Tuberkulose. Modernste Einrichtung. Chefarzt Dr. Amrein. Prosp.

Davos - Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül. Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

Davos-Dorf Bergsanatorium. Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitend. Arzt: Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung.

Sanatorium Dr. Dannegger f. Lungenkr. Ruh. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 6. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Buntes Allerlei.

Abnorm gefärbtes Wild. Im Jahre 1705 wurde in der Spandauer Heide ein Hirsch gefangen, der „tigricht“ gefleckt war, „rote Ringe um die Augen und rote Schalen gleich Korallen“ hatte. Dieser gefleckte Albino gehört zu den seltsamsten Beispielen einer abnormen Färbung des Rotwildes. Am meisten Aufsehen haben ja immer die weißen Spielarten von Tieren erregt, die in der Regel anders gefärbt sind. Der weiße Hirsch, die weiße Hindin, das weiße Reh sind Lieblinge der Sage, der Poesie geworden. Jedes Kind kennt Uhlands Ballade vom weißen Hirsch und den drei Jägern. Ein Dichter der Barockzeit hat in anmutigen Versen seinem weißen Reh ein Denkmal gesetzt, das in einem Blumengarten lebte, Rosen äste, auf Lilien schlief, so daß es zuletzt bald „außen Lilien, innen Rosen“ gewesen wäre. Die weißen Stücke Wildes sind entweder vollkommene Albinos oder nur mit weißer Decke versehen, sonst aber normal. In letzterem Falle spricht die Wissenschaft von Leukismus. Er scheint zuzunehmen, wo das Wild gehegt wird; doch ist dies durchaus nicht gewiß. Weiße Bisons, weiße Wölfe, auch weiße Exemplare des braunen Kamtschatka-Bären sind keineswegs bloß Sagengebilde. Selten sind scheckige Stücke. Einzelne scheckige Bären sind in Kamtschatka erlegt worden. Ein rot und weiß gescheckes Eichhorn sah der Schreiber dieser Zeilen einmal auf einer Edelkastanie des Murgtals herumklettern. Alte Jagdbilder haben uns merkwürdige Farbenspiele und andere Abnormitäten getreulich aufbewahrt. In einem märkischen Schlosse hängen Abbildungen eines weißen Fuchses, eines weißen Marders und eines zierlichen Rebhühnerpaares von leuchtend weißer Farbe. Der Berliner Zoologische Garten besitzt eine schön weiße Damhirschkuh, die von den Besuchern „Lottchen“ genannt wird. Die heiligen „weißen Elefanten“ Hinterindiens sind bekanntlich von mehr gelblicher Färbung. Mehr im Sprichwort als in der Wirklichkeit scheint der „weiße Rabe“ zu leben. Auch der weiße Adler im polnischen Wappen dürfte nur selten lebendige Seitenstücke erhalten. Der Gegenpol des Leukismus ist der Melanismus, der auch weniger auffällt, da die Abstufungen vom Nachdunkeln der Decke bis zur Schwarzfärbung sehr zahlreich und verschiedenartig sind. Schon bei Tieren der Vorwelt scheint es abnorme Färbungen gegeben zu haben. Man hat Exemplare des Mammuts mit gescheckter Fell aus gefrorener Erde gegraben, ebenso weiß und rötlich gefärbte Reste einer Nashornart; endlich hat man in Patagonien Fellreste eines Riesenfaultiers entdeckt, die ebenfalls die schwerlich normale Zweifärbung aufwiesen.

Allerlei Winke für jung und alt.

Wenn uns im Winter die Kohlen so knapp bemessen sind, werden wohl viele, die durch ihre Beschäftigung (Schreiben oder Nähen) zum Stillsitzen im Zimmer gezwungen sind, mehr an kalten Füßen leiden als sonst. In diesem Falle kann man sich eine Wohltat durch Papier-Fußsäckchen verschaffen, hergestellt aus einfachem Zeitungspapier in 15- bis 20fachen Lagen. Die Lagen werden leicht aufeinandergeheftet, und durch Umnähen wird für jeden Fuß ein großer Pantoffel hergestellt, in welchen man beim Arbeiten die Füße schiebt. Hat man unter oder auf dem Schreibtischteppich eine Unterlage von 20- bis 30fach aufeinandergehefteten Druckbogen, so empfindet man auch die Kühle des Fußbodens nicht so sehr.

Hartgewordene Schuhe, wie sie häufig Schulkinder mitbringen, die durch Regen und Schnee gepatscht sind, können sehr schwer wieder angezogen werden, namentlich bei erfrorenen Füßen. Hier hilft nur eine Radikalkur, indem man die Schuhe in warmes Wasser stellt, bis sie vollständig weich geworden sind. Dann hat man sie gut ab- und auszutrocknen, tüchtig mit Rizinusöl einzureiben und sehr fest mit Heu auszustopfen, das alle Feuchtigkeit aufsaugt.

Schluß des redaktionellen Teils.

In allen besseren Geschäften für Haus- und Küchengeräte erhältlich.

'MOHA' G.M.B.H., NÜRNBERG 2.

Appels Suppenwürze

aus besten Nährstoffen, kräftig, ergiebig und preiswert.

Zur Bereitung oder Würzung von Suppen, Gemüsen, Tunken

als Fleischextrakt-Ersatz

ein vielseitiges Küchenhilfsmittel auch für Massenverpflegung. Lose und in Flaschen überall erhältlich. Bezugsquellen durch:

H. W. Appel, Hannover 22, Feinkost-Fabrik. Gegründet 1879.

Unübertroffen an Formenschönheit

ist mein neuester ges. gesch. Korsetterſatz „Lupa“ mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa“, nachdem er gleichzeitig volle Büste erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa“ vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa“ ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnefarbig M. 47.50. Sehr preiswert aus bestem waschbaren Material. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Marke „Lupa“ ges. gesch.

Prospekte kostenlos

Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von **Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.**

Büstenverbesserer „Lupa“ wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 24.50. Taillenweite aufgeben.

Feuerschutz im Hause!

Lebensrettung. Im Dachstock lag eine Arbeiterfrau krank mit einem Säugling im Bett, ein ca 2 Jahre altes Kind schlief nebenbei. Vermutlich durch Ueberheizen des Ofens entstand ein Zimmerbrand. Die Frau flüchtete erst, als das ganze Zimmer brannte, mit dem Säugling in den II. Stock. Inzwischen bemerkten auch Mitbewohner die Gefahr, doch konnte anscheinend niemand mehr in das Zimmer eindringen; ich selbst eilte mit einem Minimax-Apparat an den Brandplatz und richtete dann den Strahl in das Zimmer, worauf es einem Sodaten gelang, das glücklicherweise unverletzte Kind aus dem halbverbrannten Bett zu bergen. Das Feuer war schon sehr weit vorgeschritten. Der Minimax leistete vorzügliche Dienste.

Julius Beck, Kaufmann, Freudenstadt, den 29. Oktober 1916.

Brand durch Bügeleisen. In der Garderobe des Stadttheaters in Baden war aus Fahrlässigkeit ein elektrisches Bügeleisen stehen geblieben, dieses entzündete den Tisch, Stoff und Lederwaren. Mit 3 Minimax-Apparaten, die durch Soldaten bedient wurden, konnte das Feuer gelöscht werden. Die Apparate haben sehr gut funktioniert und die Löschung bewerkstelligt.

Stationskommando d. k. u. k. Oberkommando, Platzkommandant.

Ueber eine Million „Minimax"-Apparate im Gebrauch!!
Ueber 50,000 gemeldete Brandlöschungen!
102 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet!!!
Vorführung kostenlos. Verlangen Sie die Sonderdruckschrift „TI".
„Minimax" - Handfeuerlöscher, stets gebrauchsbereit, unabhängig von Wassermangel, unbegrenzt haltbar, kältewiderstandsfähig bis −30°, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben. — — Ausführungen für alle Zwecke v. M. 65.— an.
Originalzeugnisse zur Verfügung.

«Minimax», Berlin W 9, Linkstr. 17 (E. 72)

Telegramme: Minimax-Berlin. Fernruf: Lützow 2919.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

---

Lauten, Gitarren, Mandoline
Preisliste frei
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe

ist d. Dr. Plobner's ges. geschütz. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrenlauten, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18 —.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München 11
Brieffach 53. S. 7

Auskünfte
über Heirats-, Familien- u. Vermögens-Verhältn. diskret, zuverl. Aus unserer „Reform". Berlin 200, Heinersdorfer Str. 28. Handelsgerichtl. eingetragen.
Gegründet 1902.

Bett-Federn

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, **Halbdaunen** M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Rein weiße **Halbdaunen** M. 8.50, hochf. sibirische M 9.50 bis 14.—, **Schleißfedern** M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50. Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weiße. **Daunenflaum** M. 14.— bis 23.—. 3–4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden 20,000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuss, Kassel 109.
Aeltest. u. größtes Versandhaus daselbst

Warzen
beseitigt verblüffend „Varex" Preis 1,90 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Die Schönheitspflege deutscher Frauen!

Seit mehr als 20 Jahren hat sich die Schröder-Schenke'sche **naturgemäße Schönheitspflege** hervorragend bewährt, da sie Schönheitsmängel nicht verdeckt, sondern deren Ursachen beseitigt!

Wie Sie Ihren Teint verschönern?

Durch meine Schälkur werden alle Unreinheiten, wie **Sommersprossen, Mitesser, Pickel, großporige Haut, Flecken, Röte, Falten, fettglänzende Haut und alle durch Pickel entstandenen Unebenheiten usw.**, gleichzeitig mit der Oberhaut entfernt. Die neue Haut erscheint in **wunderbarer Schönheit**, jugendfrisch, elastisch und rein, wie man sie sonst nur bei Kindern antrifft. Während derjenige, der sich medizinischen Schälkuren unterwirft, gezwungen ist, während ca. 10 Tagen zu Hause zu bleiben, wird mit meiner Hauterneuerungskur die Oberhaut allmählich und unmerklich, also ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, durch eine neue Haut ersetzt. Preis M. **12.**— (Porto 60 Pf.)

Wie Sie Ihre Figur verschönern?

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines Mittels „Juno"! Sofort — schon nach dem 1. Tage — wird neues Leben in den Organen der Büste rege.

Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste die Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird.

„Juno" übertrifft sowohl in der Wirkung, als in der Art der Zusammensetzung und der Anwendung alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate, und Nährpräparate, und ist ärztlich warm empfohlen.

Preis M. 6.— (Porto 60 Pf.)

Schönheit der Augenbrauen und Wimpern.

Dichte, schön geschwungene Augenbrauen, lange, seidige Wimpern sind die Zierde jeden Antlitzes. Absolut unschädlich. Kein Färbemittel.

Preis M. **3.50.**

Schönheit der Augen.

Ein schönes Augenpaar ist die höchste Zierde jeden Antlitzes. Mit meinem „Bella", einem vegetabilischen, absolut unschädlichen Präparat, erlangen Ihre Augen erhöhte Ausdrucksfähigkeit, Feuer und Frische. Der müde Ausdruck schwindet, und das Auge wird wieder lebhaft u. frisch. Preis M. **7.**—, ½ M. **4.**—

Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Schröder-Schenke, Berlin W. 15,

Potsdamer Straße P. 26b.

In WIEN 15. Wollzeile 15, und in ZÜRICH 15, Bahnhofstraße 73.

Eine wesentliche Einkommenserhöhung
wird erzielt durch den Abschluß einer

Rentenversicherung.

Die

Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart

Lebens- und Rentenversicherungsverein a. G.

gewährt bei	55	60	65	70	75 Jahren Eintrittsalter
Damen	7.01	8.20	9.89	12.32	16.01 % jährl. Rente
Herren	8.—	9.40	11.45	14.46	18.66 % „

Dividende vom 3. Versicherungsjahre ab; derzeit **3** % der Rente. Prospekte kostenlos durch die Anstalt in **Stuttgart, Tübinger Straße 28,** und ihre Vertreter.

Eine herrliche, edelgeformte Büste und rosig weiße Haut erhalten Sie durch meine langbewährte Methode **„Tadellos".** Bildet keinen Fettansatz in Taille u. Hüften. Einfache äußerliche Anwendung u. völlig unschädlich. Laut Garantieschein bei Nichterfolg Geld zurück — Der Preis meiner Methode „Tadellos" nebst nötiger Creme beträgt: 1 Dose 3 M., 2 Dosen 5 M. meist dazu erforderlich, 3 Dosen 7 M. per Nachnahme und Porto extra.

Ein neues Gesicht

ohne Massage – ohne Apparat. Veredelung der Gesichtszüge sowie Beseitigung von Falten und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit **„Orion".** Preis 6 und 8 Mk., mit Toilette-Essenz 3.50 M. mehr. — Durchaus einfach, um ein regelmäßiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte jugendfrische Haut zu erhalt. (Garantie.)

Bleich-Haut-Creme

gegen Sommersprossen und Nasenröte sowie gegen graue, fleckige Haut. Preis 3,50 Mk. (Garantie.) —

Anna Nebelsiek

Braunschweig 145, Postfach 273
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme. —

Kostenloser Rat in vollendeter Schönheitspflege. – Überraschende Wirkung in kurzer Zeit.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft. Stockdorf 249 b. München**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B üb. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer, Kloseteinrichtungen, ca. 150 Modelle.

Unreines Blut
Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schlacken aus den Säften gibt es nichts Besseres als vegetabil
Regenerations-Pillen
Probesch. 1.50, ½ = 2.60, 1/1 = 4.75 M.
Alleinvers. Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 7. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Zur Kurzweil.

Anagramm.

Wird's nach Bestimmung vorgenommen,
Kann mancher etwas abbekommen,
Das Ganze aber keiner;
Veränderst du der Zeichen Stand,
Und liegt es nun in deiner Hand,
Sei tüchtig wie nur einer!

Paul Renz.

Kapsel-Rätsel.

Ob in einem Schauspiel Goethes versteckt
Ihr wohl ein Schauspiel Schillers entdeckt?

F. Müller-Saalfeld.

Lautwechsel.

Mit v kann niemals rund ich sein
Und bin mit p ein Edelstein.

C. S.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Ein einiges Deutschland kann nicht geschlagen werden.

Zweisilbig: Freischütz. — Silbenrätsel: Saumselig. — Trennungsrätsel: Eintritt, Ein Tritt. — Füllrätsel: Geld, Geduld. — Verhängnisvoller Lautwechsel: Deck, Leck. — Besuchskarten-Rätsel: Feldprediger. — Homonym: Ente.

Für die Küche.

Vorzügliche rote Apfelspeise. Aus frischen oder getrockneten Äpfeln kocht man mit etwas Zitronensaft und -schale und wenig Wasser ein steifes Mus, streicht es durch ein Haarsieb, süßt es mit Süßstoff und würzt es mit etwas Vanillin oder Anis. Auf 250 Gramm Apfelmus rechnet man nun ein halbes Liter Wasser, das man mit 125 Gramm Zucker und 30 Gramm Grieß unter fleißigem Rühren vier Minuten kochen läßt und dann mit dem Apfelmus und vier Blatt in warmem Wasser aufgelöster roter Gelatine eine halbe Stunde mit dem Schneebesen tüchtig schlägt, bis die Masse durch und durch schaumig ist und sich um das Doppelte vermehrt hat. Dann füllt man sie in eine flache Glasschale und läßt sie erstarren. Man reicht die sehr erfrischende feine Süßspeise mit oder auch ohne Vanilletunke. Will man den Geschmack noch verfeinern, so nimmt man zu dem Kochwasser die Hälfte Apfelwein und gibt beim Schlagen der Speise nach und nach einige Löffel Himbeer- oder Erdbeer- oder Preiselbeersaft daran.

M. K.-S.

Schluß des redaktionellen Teils.

Kein Leser versäume, meine Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

TOLA Zahnpulver

Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh. In Schachteln zu 20 u. 40 Pf. Zu haben in den Niederlagen von Tola-Puder. Fabrik: Heinr. Mack, Ulm a. D.

Gegen **Aderverkalkung** wirksamstes Mittel. Sklerosantabletten M 6 — Prosp. frei. Ap. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B u. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Appels Suppenwürze

aus besten Nährstoffen, kräftig, ergiebig und preiswert.

Zur Bereitung oder Würzung von Suppen, Gemüsen, Tunken

als Fleischextrakt-Ersatz

ein vielseitiges Küchenhilfsmittel auch für Massenverpflegung. Lose und in Flaschen überall erhältlich. Bezugsquellen durch:

H. W. Appel, Hannover 22, Feinkost-Fabrik. Gegründet 1879.

Schöne Büste

Die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines Mittels „Juno" erzielt bei entschwundener oder

unentwickelter Büste

eine Vergrößerung derselben, während bei *erschlaffter Büste* die frühere Elastizität in kurzer Zeit wiederhergestellt wird.

Preis M. 6.–. Porto 60 Pf. Garantie für Erfolg u. Unschädlichkeit. *Aerztlich empfohlen* Versand diskret gegen Nachnahme od. Voreins.

Schröder-Schenke
Berlin W 15, Potsdamer Straße P. 26 b, in Wien 15, Wollzeile 15.

Auskünfte diskret, zuverlässig. **Auskunftei Reform,** Berlin 200. Heinersdorfer Straße 28. — Gegr. 1902.

Werkstatt für moderne Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien
für Blusen u. Kleider
Hohlsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin O 27,
Heinrichstraße 1 Amt Königstadt 450.

Buntes Allerlei.

Verbilligung des Kleinwohnungswesens. Einen Wettbewerb um Vorschläge zur Verbilligung des Kleinwohnungswesens schreibt der vor kurzem in Berlin unter dem Vorsitze des Geh. Regierungsrates Professors Dr. Seeßelberg gegründete Reichsverband zur Förderung sparsamer Bauweise aus. Der Verband geht von dem Gedanken aus, daß es vornehmste Pflicht des deutschen Volkes ist, den aus dem Felde heimkehrenden Kriegern gute und billige, aber wohnliche Heimstätten zu bereiten, in denen sie sich wohl fühlen und die Segnungen des Friedens genießen können. Er weiß aber auf der anderen Seite auch, daß der Lösung dieser Aufgabe schier unüberwindlich erscheinende Hindernisse im Wege stehen, und sucht diese zu beseitigen. Es gilt, dem deutschen Volke sein wertvollstes Gut, die Menschenkraft, zu erhalten und diesem Ziele durch die Seßhaftmachung von Angestellten und Arbeitern in weitestem Maße näherzukommen. Hand in Hand mit allen irgendwie verwandt wirkenden Vereinen, will der Reichsverband durch praktische Leistung dem beim Ministerium der öffentlichen Arbeiten geschaffenen Ausschuß für das Siedlungswesen helfend und fördernd zur Seite treten. Er zieht aber auch alle Berufskreise: Industrie und Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, Angestellte und Arbeiter zur Mitarbeit heran. Vor allem jedoch ist es notwendig, um diese Ziele erreichen zu können, daß bei dem Mangel an Baustoffen und beim Steigen der Preise für Grund und Boden der Gedanke der sparsamen Bauweise gefördert und daß der Erfindergeist angeregt wird, um Ersatzstoffe und Konstruktionsverbilligungen zu erlangen. Den ersten Schritt auf der Bahn positiver Arbeit unternimmt der Reichsverband nun durch Veranstaltung eines allgemeinen Wettbewerbes, um Vorschläge für die wirtschaftlich beste Ausbildung des Kleinwohnungswesens mit Betonung sparsamer Bauweise zu erlangen. Ausführlich zu erörtern ist dabei der Zusammenhang mit dem Demobilisierungsvorgange und den einschlägigen Fragen der Volks- und Übergangswirtschaft, sowie die technisch-konstruktive Seite der Aufgabe unter Betonung neuer und unter Berücksichtigung vergessener Bauweisen und Bauverfahren, wobei immer auf die Materialfrage besonderes Gewicht gelegt werden soll. Ferner ist auf die Möglichkeit von Kostenersparnissen durch Typisierung von Baueinzelheiten sowie durch Massenherstellung solcher Bedacht zu nehmen und die Frage zu prüfen, ob auf neuen Siedlungen zunächst nur Not- und Behelfsbauten als Vorstufe für nachzubauende solide Siedlungsbauten möglich und wirtschaftlich empfehlenswert sind. Für Preise sind 20 000 Mark ausgeworfen worden, von denen 6000 Mark dem oder den Verfassern der die Aufgabe am besten lösenden Bewerbung zufallen sollen. Bewerbungen sind bis zum 5. April 1918 an die Geschäftsstelle des Reichsverbandes zur Förderung sparsamer Bauweise in Berlin W 30, Motzstr. 8, einzusenden, von der Interessenten die genauen Bedingungen und Unterlagen für den Wettbewerb erhalten können.

Neu eingegangene Bücher.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Ernst Friedrich Alfred: „Franzeska von Rimini". Berliner Literatur-Verlag. — Heinar Schilling: „Meinungen". Heft 2: „Die Richtung". Dresden. Felix Stiemer. — „Flandrisches Bilderbuch." Herausgegeben von der Kriegszeitung der 4. Armee. — Max Caro: „Sei stolz, daß du ein Deutscher bist". Berlin. Hilfsbund „Mein Deutschland". — R. Braun-Artaria: „Von berühmten Zeitgenossen". München. Oskar Beck. — — Marie Martin: „Deutsches Heimatglück". Berlin. Hamburg. Braunschweig. Georg Westermann. — Grete Meisel-Heß: „Die Bedeutung der Monogamie". Jena. Eugen Diederich.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die grüne Dose

ist das Kennzeichen der echten von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien — Nur echt in der grünen Dose. — Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T.10 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Original-Dose

Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verbandapparat, kein Gipsstein u.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinfehl. **z. heilen.**

Wissenschaftl. erhältl. Versand „Os sta"

Arno Hildner, Chemnitz 36, Zschopauerstr. 2.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle — das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Dr. Ernst Sandow's Künstliches Emser Salz

bei Erkältung altbewährt. — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.

Schloß Düneck b. Uetersen, von Hamburg 53 Minuten, von Kiel in 1¾ Std. Bahnfahrt.

Töchter-Landheim von Frau Sophie Meyer

Früher: 36 Jahre Töchter-Pensionat Kieler Kochschule in Kiel.

Hauswirtschaftsschule mit Gartenbau.

Ländl. gesunder Aufenth. im Eigenh. fixtum. Theoret. u. prakt. Ausbild. in allen Zweigen des Hauswesens u. der Gärtnerei. Weiterbildg in Musik, Gesang, Liter., Sprachen, Malen.

Haus- und Jahres ehrgang.

Anerkannt gute Verpflegung. Währd. des langjähr. Bestehens der Anstalt wurden mehrere tausend Schülerinnen ausgebildet. — Lehrplan und Honorar mäßig. Näheres durch die Vorsteherin. — Prospekte frei durch die Ausgabestellen der Firma August Scherl G. m. b. H.

Bett-Federn

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, Halbdaunen M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Rein weiße Halbdaunen M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, Schleißfedern M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50. Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer Daunenflaum M. 14.— bis 23.—. 3–4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden. 20,000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung

Th. Kranefuss, Kassel, 109.

Aeltest. u. größtes Versandhaus daselbst.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. Sg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft. Stockdorf 249 b. München.

Hämorrhoiden

Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. franko fr. Ap. Lauensteins Versand Spremberg L. 6.

Zuckerkranke, Nierenleidende

erhalten kostenlos belehrende Broschüren von

Dr. Julius Schäfer, Barmen 13.

Hautjucken

(Krätze) wirksames

Spezial-Mittel.

6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M.

Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.

Digitized by Google

Für die Küche.

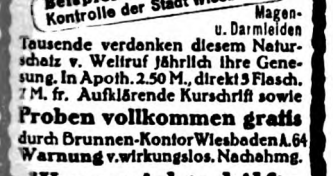
Feine Krabbensuppe (falsche Krebssuppe). Zu dieser vorzüglichen, an echte Krebssuppe erinnernden Suppe kann man sowohl frische wie eingelegte Krabben verwenden. Man rechnet für jeden Teller Suppe 100 Gramm frische oder 50 Gramm eingelegte Krabben. Eine große Zwiebel hackt man gröblich, zerschneidet Suppenwurzeln in kleine Stückchen, ebenso einige getrocknete Steinpilze, dann dämpft man alles in etwas Fett oder Öl bräunlich, staubt 2 Eßlöffel geriebene Semmel daran und läßt diese noch einige Minuten braun anrösten. Dann füllt man diese Schwitze mit Knochen- oder Würfelbrühe sowie dem Kochwasser der frischen Krabben auf, läßt sie 20 Minuten kochen, streicht sie durch ein feines Sieb und würzt sie mit Pfeffer und einer Prise Currypulver. Mit der Zugabe von Salz muß man vorsichtig verfahren, da die Krabben, besonders die eingelegten oder die Nordseekrabben, schon an sich viel Salzgehalt haben. In die kochendheiße Suppe legt man nun die Krabben ein, worauf man sie noch fünf Minuten ziehen, aber nicht mehr kochen läßt.

Theresia.

Blumenkohl-Eierkuchen. Ein schöner, weißer Kopf Blumenkohl wird sauber geputzt und der Strunk so dicht abgeschnitten, daß die Blumenkohlrose so flach wie möglich aufliegt. Er wird in Salzwasser mit einem Schuß Magermilch nicht ganz gar gekocht und auf ein Sieb zum Abtropfen gelegt. Indessen bereitet man aus ¼ Liter Magermilch oder Wasser, 2 ganzen Eiern (oder Eiersatzpulver), 4—5 Eßlöffeln Mehl und Salz einen Eierkuchenteig, schlägt ihn tüchtig und bäckt daraus zwei große, dünne Eierkuchen. Eine gefettete, feuerfeste Form legt man nun mit dem einen Eierkuchen aus, bestreut ihn dick mit geriebenem Käse und legt die Blumenkohlrose darauf, die man noch etwas salzt, mit Butter beträufelt und ebenfalls dick mit geriebenem Käse bestreut. Nun deckt man den zweiten Eierkuchen darüber, seinen Rand gut ringsum einstopfend, bestreicht die Oberfläche ganz dünn mit etwas zerlassener Butter und läßt die Speise im heißen Bratofen 8—10 Minuten bräunen. Wer dieses Gericht noch herzhafter wünscht, backe die Eierkuchen in zerlassenem Speck aus, streue die braun gerösteten Grieben über den Blumenkohl und menge unter den Teig gewiegte feine Kräuter.

M. K. S.

Schluß des redaktionellen Teils.



Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Deutsche Holzkirchen. Die vielen eigenartigen hölzernen Kirchen, die man im besetzten Ostgebiet entdeckt hat, sind in den Schilderungen unserer Krieger häufig genannt worden und haben in der Tat das Interesse für Holzarchitektur in künstlerisch empfindenden Kreisen neu angeregt. Besonders die ruthenischen Dorfkirchen in Ostgalizien und den angrenzenden Landschaften haben durch ihren malerischen Umriß das Entzücken der Kenner hervorgerufen. Vor dem Kriege kannte man eigentlich nur die Holzkirchen Norwegens und Schwedens, auch einzelne im nördlichen Rußland. Die Kirche „Wang" im Riesengebirge, die König Friedrich Wilhelm IV. in Skandinavien ankaufen und auf schlesischem Boden wieder aufbauen ließ, galt lange Zeit als die einzige Holzkirche Deutschlands. Aber gerade in Schlesien gibt es eine alte kirchliche Holzarchitektur, die vielleicht im Zusammenhange steht mit jener Galiziens, die doch auch, wie die ganze kirchliche Kultur der ruthenischen und ukrainischen Lande, unverkennbar vom skandinavischen Norden zur Zeit der Waringer sehr stark beeinflußt wurde. Oberschlesien, ein mit dem slawischen Ostland eng verwandtes Gebiet, besitzt eine stattliche Anzahl bemerkenswerter Holzkirchen; Rosenberg im Oppelner Kreise, Döbern, Walspech daselbst, vor allem aber Bankau und Czarnowanz zeichnen sich durch ihre charaktervollen Gotteshäuser aus, die zwei verschiedenen Stilarten anzugehören scheinen. Die einen, wahrscheinlich älteren, bilden in hölzernem Material die romanische Steinform nach. Eine runde Apsis schließt den Chor ab, der etwas verengt aus dem kurzen Hauptschiff herauswächst. Solcher Art sind die Annenkirche in Czarnowanz und die Kirche zu Bankau; erstere nähert sich in dreiseitigem Abschluß der gotischen Choranlage. Die andere Gruppe hat mehr Ähnlichkeit mit ukrainisch-ruthenischen Kirchenbauten, doch fehlt ihr die morgenländische Kuppelreihe, die durch Dachreiter und schlichte Türmchen ersetzt wird. Die Umgänge oder Lauben — für Prozessionen — erinnern wiederum an Norddeutschland. Eine der hübschesten deutschen Holzkirchen ist die Annenkirche in Rosenberg mit barocker Zwiebelhaube und schlanker Spitze darüber. Die einfacheren Kirchen gleichen fast hölzernen Bauernhäusern mit Glockentürmchen auf dem weit ausladenden Dache.

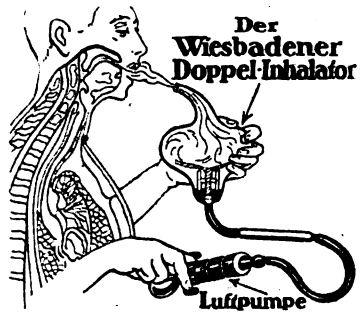
Schluß des redaktionellen Teils.

Katarrhe und Tod.

Betr. Bronchialkatarrh, Kehlkopf-, Rachenkatarrh, Asthma, Schnupfen, Erkältungen, Husten.

Ohne Luft kein Leben! Wenn die Atmungsorgane ihre Tätigkeit einstellen und der Lunge keinen Sauerstoff zur Weitervermittlung mehr zuführen, ist es aus mit dem Leben. Sind die Atmungsorgane erkrankt, so können sie natürlich nicht intensiv genug arbeiten, und der ganze Körper leidet darunter. Nun leiden viele Menschen schon jahrelang an solchen Krankheiten, ohne es zu wissen. Sie kennen wohl die Namen, wie Bronchialkatarrh, Lungenspitzenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, Asthma usw., wissen aber nicht, woran man diese sich so furchtbar rächenden Krankheiten erkennt. Wir wollen Sie aufklären und fragen Sie deshalb:

1. Haben Sie oft Husten?
2. Fühlen Sie oft Trockenheit im Halse?
3. Sind Sie oft heiser? 4. Sind Sie oft erkältet?
5. Sind Ihre Luftröhren oft verschleimt?
6. Besonders des Morgens? 7. Ist Ihre Nase oft verstopft?
8. Haben Sie Beschwerden beim Atmen?
9. Besonders beim Treppensteigen?
10. Ist die Nasenschleimabsonderung oft stark?
11. Müssen Sie zeitweise anhaltend niesen?
12. Hören Sie zeitweise schwer?



Beantworten Sie sich diese Fragen selbst! Es sind dies alles Anzeichen von vorhandenen Entzündungen der Schleimhäute (Katarrhe), diese sind gefährlicher, als man allgemein annimmt. Im Interesse der Allgemeinheit senden wir kostenlos eine belehrende Schrift über die Selbstbehandlung der Schleimhäute mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator an jedermann. Man schreibe sofort, jeder Tag bedeutet eine Gefahr und Qual, oder bestelle gleich einen Doppel-Inhalator bei:

Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 10, Rheinstraße 34.

Der „Wiesbadener Doppel-Inhalator" ist eine neue Erfindung, welche von ersten Spezialärzten als hervorragend gut befunden wurde. Auf kaltem Wege überführt er medikamentöse Flüssigkeit in einen gasartigen Zustand. Dieser gasartige Medizinnebel wird genau wie Luft eingeatmet und vermag bis in die versteckteisten Teile der Atmungsorgane und Lungen zu dringen. Die Wirkung ist verblüffend. **Deshalb verordnen ihn Spezialärzte, Lungenheilstätten usw.**

Der Preis ist so gestellt, daß ihn jeder kaufen kann. Er kostet, sofort gebrauchsfertig für Mund und Nase, mit Inhalationsflüssigkeit (Eucal.-Präp.) oder (Spezial-Asthma-Präp.) nur 14.— M (Porto 60 Pf., bei Nachn. 95 Pf.) Keine weit. Unkosten, nur einmalige Anschaffung.

Zirka 2000 Anerkennungen von Aerzten und Patienten erhielten wir in einem halben Jahre. **Ein noch nie dagewesener Erfolg!** Nachstehend nur einige:

Vorzügliche Dienste geleistet bei Erkrankungen des Rachens und der Atmungsorgane.

Berlin, Görlitzer Str. 51, den 24. 1. 18. Seit Jahren gebrauche ich Ihren Wiesbadener Dopp linhalator und hat mir derselbe oft vorzügliche Dienste geleistet. Ich neige sehr zu Erkrankung des Rachens und der Atmungsorgane, doch das Inhalieren schafft sofort Erleichterung, läßt die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen und beseitigt bald ganz den Erkältungszustand. Der Apparat ist mir daher unentbehrlich geworden.
Agnes Euler, Städt. Lehrerin.

Bei Hustenanfällen Wunder gewirkt.

Münster i. Westf., den 24. 1. 18. Ich glaube sonst nicht recht an Wunder. Ihr Doppelinhalator hat aber bei mir sichtlich Wunder gewirkt. Jahrelang habe ich Medikamente gegen meine Hustenanfälle eingenommen, doch alles umsonst. Seit einem Jahre bin ich nach dem Gebrauch Ihres Apparates vollständig geheilt.
Weidemann, Wilhelmstr. 30

Heilung des Bronchialkatarrhes.

Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juni 1916. Im Februar kaufte ich Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit 5 Jahren behaftet war. Die Heilung des Bronchialkatarrhes, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium noch Heimkuren mit den allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat. Dr. Richard Bolte

Bei 4jährigem Asthma und Lungenleiden.

Charlottenburg, den 4. 3. 1917. Kaiserin-Augusta-Allee 75. Seit vier Jahren litt ich an einem chronischen Lungen eiden und Asthma so stark, daß ich dachte, ich müßte ersticken. Nun empfahl mir ein alter Herr von 70 Jahren Ihren Doppel-Inhalator. Nach dreimonatigem Gebrauch bin ich Gott sei Dank ziemlich geheilt. Nichts half mir, nur Ihr Apparat.
Frau Wolter

Es gaben uns die Ehre, den „Wiesbadener Doppel-Inhalator" von uns zu beziehen:

Seine Kgl. Hoh. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; Ihre Kgl. Hoh. die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz; Seine Kgl. Hoheit Heinrich XXX. Prinz Reuß; Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Luxemburg, Herzogin zu Nassau; Ihre Großherzogl. Hoheit die Herzogin von Anhalt; Ihre Hoheit die Herzogin von Oldenburg; Seine Großherzogl. Hoh. Prinz Max v. Baden; Ihre Durchl. die Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels, usw.

Vorsicht! Es gibt minderwertige Nachahmungen! Achten Sie deshalb genau auf unsere Firma, um auch den wirklich echten, die tausendfach bewährten „Wiesbadener Doppelinhalator mit dem Doppelzerstäuber" zu erhalten. Deutsches Reichs-Pat. Ausl. Patente — Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz zum Gurgeln, Inhalieren und für Trinkkuren (unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden und der Städt. Kurdirektion gewonnen) ist zum Preise von 2.50 M. per Glas ebenfalls von uns zu beziehen.

Alleinige Fabrikanten: **Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 10, Rheinstr. 34.** Telegr.-Adr.: „Doppelinhalator Wiesbaden"

Depot für die Schweiz: M. Zeller Söhne, Romanshorn; für Österreich-Ungarn: Alte Salvator-Apotheke Wien, Kärntnerstr. 16

Selbstschutz bei Brandgefahr!

Frau und Kind löschen. Durch Spielen mit Zündhölzern entstand ein Brand. Da ich selbst verreist war, wurden die Apparate von meiner Frau und meinem zwölfjährigen Sohn bedient und das Feuer gelöscht. Die Apparate hingen seit 5 Jahren unbenutzt.
Laupheim, den 30. Juni 1917. Hch. Bieber, Werkzeugfabrik.

Verwundeter löschte. Es brannten Gardinen, Bücher und Betten. Das Feuer wurde mit einem Minimax-Apparat, der von einem verwundeten Soldaten bedient wurde, gelöscht. Der Apparat hat sich dabei bewährt.
Herborn, den 5. Juli 1917. F. Stake, Stadtbaumeister.

Kranker löschte. Ich wurde durch furchtbares Schreien der Kinder des Mieters wach. Da ich an schwerem Rheuma leide, eilte ich, so gut ich konnte, an Krücken hinunter, ließ mir einen Minimax reichen und löschte mit einer Füllung das Zimmer, welches ganz in Flammen stand. Die übrigen Hausbewohner, welche noch herbeigeeilt waren, waren paff über die Wirkung des Apparates.
Viersen, den 9. September 1917. Richard Kox, Klempner und Installateur.

Originalzeugnisse auf Wunsch zur Verfügung.

Ueber eine Million „Minimax"-Apparate im Gebrauch! Ueber 50,000 gemeldete Brandlöschungen! 102 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet!

Verlangen Sie die Sonderdruckschrift „Tb".

„Minimax"-Handfeuerlöscher, stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben

«Minimax» G. m. b. H., Berlin W 9, Linkstr. 17 (E. 72)

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 9. 1918.

Allemige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Zur Kurzweil.

Magisches Quadrat.

Nachstehende Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten gleich den senkrechten Reihen ergeben:

a	a	d	e
e	g	g	i
i	l	n	ö
ö	s	s	s

1. Eroberte Insel.
2. Gewürz.
3. Ort in Ägypten.
4. Eroberte Insel.

Silbenrätsel.

Von Peter Serwas.

Die beiden ersten sind dir unentbehrlich,
Doch hüte sie, sonst werden sie gefährlich.
Mit Ernst und Fleiß wirst du die Drei behandeln,
Sofern du auf der Höhe möchtest wandeln.
Vom Ganzen wird dein Auge schier geblendet,
Zum Himmel steigt's, bis es auf Erden endet.

Zwei Köpfe.

Ist's in Gebrauch, dann lärmt es immer:
Mit M im Feld, mit N im Zimmer.

Doppellogogriph.

Auf der See bin ich zu finden;
Laß das erste Zeichen schwinden,
Und von einem Mägdelein
Werd' ich dann der Name sein.

Auf der See bin ich zu finden;
Laß das fünfte Zeichen schwinden,
Und von einem Mägdelein
Werd' ich dann der Name sein.

Rätsel.

Siehst du Land in der Fern', so erscheint es als Stätte des Krieges,
Tausenden ward es zum Grab, immer noch wird es umkämpft.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Anagramm: Teilung, Leitung.
Kapsel-Rätsel: Stella — Tell.
Lautwechsel: Oval, Opal.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bei Rheumatismus, Gicht und Nerven-Schmerzen

helfen die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2,50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien — Nur echt in der grünen Dose. — Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 6 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Erneuern Sie Ihre Gesichtshaut mit Schröder-Schenke's **Schälkur**

Aerztlicherseits als das **Ideal aller Schönheitsmittel** empfohlen. Unmerklich, d. h. ohne Mitwissen ihrer Umgebung, beseitigen Sie durch meine Schälkur d. Oberhaut m. all. Unreinheiten u. sämtl. Teintfehlern, wie:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, Röte, Sommersprossen, gelbe Flecken etc.

Die neue Haut erscheint **in wunderbarer Reinheit**, jugendfrisch und elastisch, wie man sie sonst nur bei Kindern antrifft. Sie ist straffer und elastischer als die frühere, weshalb meine Schälkur vorzügl. auch dort angewandt wird, wo es sich um schlaffe, welke Gesichtspartien handelt. Preis M. 12.—, Porto 60 Pf. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Schröder-Schenke
Berlin W 15, Potsdamer Str. P. 26 b.
In Wien 15, Wollzeile 15.

Leichner

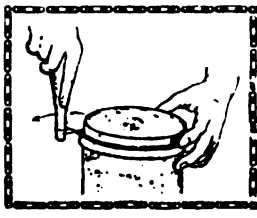
Duftei

TOLA PUDER

Antiseptisches **Streupulver**

von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: Als **Kinderpuder** zum Einpudern wunder Hautstellen, als Gesichtspuder, zum Abpudern des Körpers nach dem warmen Bad, oder nach Körperwaschungen, als Streupulver bei wundgelaufenen Füssen, gegen s. g. Wolf beim Reiten, sowie gegen Achsel- u. Fußschweiss. In ges. gesch. Streuschachteln zu 60 Pf.

Zu haben in d. Niederl. v. Tola-Zahn-Pulver. — Heinr. Mack, Ulm a. D.



Neuheit! D. R. G. M. Neuheit!

Einweck-Glas-Oeffner

Garantiert keine Beschädigung der Gummiringe u. Gläser. Oeffnet jedes Glas blitzschnell auf ganz neuem Wege. Preis pro Stück M. 1,50 fr. Nachn.

Haroubo & Frackmann, Leipzig-Sohl. 77
Fernspr. 40519 u. 5700. Brockhausstr. 42.

Ingenieur-Akademie Wismar a. d. Ostsee für Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Kultur- u. koloniale Technik. Neue Laboratorien.

Buntes Allerlei.

Kriegshunde an die Front! Dieser Schlachtruf ist im Laufe des Krieges schon verschiedentlich gehört worden, bedarf jedoch immer der Wiederholung, weil ständig noch Material gebraucht wird. Es gibt noch eine ganze Reihe von Hunden, die ein nutzloses Dasein führen und daher von ihren Besitzern der Heeresverwaltung kostenlos angeboten werden sollten, ehe man zum letzten Mittel der Enteignung schreitet. Man beobachte nur einmal, in den Großstädten besonders, die jeden Morgen stattfindenden Revisionen der Mülleimer durch unsere Vierfüßler; mancher kräftige Schäferhund, Dobermann u. a. sind da noch anzutreffen. Es ist wirklich ein Gebot der Stunde, daß jeder irgendwie entbehrliche, als Kriegshund verwendbare Hund seiner Dienstpflicht genügen sollte. Zur Beruhigung für ängstliche Gemüter möge der Hinweis dienen, daß in der Kriegs-Hundeschule, zu welcher alle Hunde kommen, die sorgsamste Pflege, Behandlung und vor allen Dingen eine ausgezeichnete Fütterung geboten wird. Wenn man sieht, mit welcher Lust und Liebe die Hunde ihre Aufgabe erfüllen, so sollte jedes Bedenken von seiten der Hundebesitzer schwinden. Zu wiederholen ist nochmals, daß sich am besten die vier Polizeihundrassen (Schäferhund, Dobermann, Airedale und Rottweiler) eignen, daß jedoch auch Boxer, Schnauzer und Pudel zu gebrauchen sind. Die Abholung geschieht an Ort und Stelle. Alle Hunde, die den Feldzug überstehen, werden auf Wunsch zurückgegeben. Der Kriegshund soll nicht unter 10 bis 12 Monaten und nicht über 3 Jahre alt sein. Anmeldungen an Hauptmann Ilgner, Leiter der Kriegshund-Sammelstelle, Düsseldorf, Grunerstraße 32.

Für die Küche.

Vom Milchabkochen. Auch während der kühlen Jahreszeit ist es in der Stadt ratsam, die Milch gleich, nachdem sie gebracht ist, abzukochen. Sie kommt meistens von weiter her und verträgt das Stehen über Nacht häufig nicht, ohne am andern Morgen beim Kochen zu gerinnen. Aber auch in diesem Fall ist sie durchaus nicht verloren. Merkt man beim Umrühren (das auf dem Gaskocher überhaupt stets geschehen soll), daß sie dicklich zu werden beginnt, so ziehe man sie schnell zurück, ehe sie sich völlig in Käse und Molke scheidet, dann ist der größere Teil davon noch für das Frühstück zu verwenden wenn auch etwas dünner geworden. Aber sie schmeckt noch süß. Den dicken Satz rührt man zu einem zarten Brei, fügt einen Kochlöffel voll Mehl dazu, rührt beides glatt zusammen und gießt allmählich den Rest der Milch daran. Aufs Feuer gebracht, ergiebt dies dann einen vollkommen gut schmeckenden „Kindelsbrei", der auch vielen Erwachsenen heutzutage als zweites Frühstück hoch willkommen sein dürfte und jedenfalls seine Abnehmer findet.

Vorteilhafte Sülze von Kalbsherz und Miesmuscheln. Von einer Kalbslunge sondert man das Herz und einen Teil der Gurgel ab, kocht beides besonders mit Kalbsfüßen und reichlich Suppenwurzeln sowie einigen getrockneten Pilzen und Gewürzkörnern weich und zerschneidet es dann in kleine Würfel. Gleichzeitig kocht man 1000 Gramm Miesmuscheln, die man sauber abbürstete und mehrmals wusch, in wenig Wasser mit einer Messerspitze Kümmelkörnern 5 Minuten, löst sie aus den Schalen, befreit sie von den Bärten und schneidet das Muschelfleisch ebenfalls in kleine Würfel. Zwei Pfeffergurken und zwei bis drei eingelegte grüne Tomaten sowie eine Zwiebel werden grob gehackt und in die durchgeseihte Kalbs- und Muschelbrühe gegeben. Man würzt sie mit Zitronensaft oder Weinessig und einigen gehackten feinen Kräutern, gibt das Fleisch des Kalbsherzens und der Kalbsfüße, ebenso das Muschelfleisch hinein, erhitzt das Ganze bis zum Siedepunkte, zieht dann das Kochgeschirr auf die Seite des Herdes und läßt das Fleisch noch 10—15 Minuten in der Brühe ziehen, aber nicht aufkochen. Dann gibt man noch Salz und Pfeffer daran, rührt gut um und füllt die Sülze entweder in eine große oder mehrere kleine Formen, deren Boden man mit dünnen Scheiben von hartgekochtem Ei, Pfeffergurken, Karotten, roten Rüben oder Essigpilzen belegte. Man muß darauf achten, daß das Fleisch recht gleichmäßig verteilt wird. Dann füllt man die Brühe auf und läßt die Sülze erstarren. Sie wird mit oder ohne einfache Oleiertunke und Pell- oder Bratkartoffeln aufgetragen und ist sehr wohlschmeckend und ergiebig. Die übrigen Teile der Kalbslunge werden zu Lungenmus gekocht und als Mittagbrot verwendet. In Ermangelung von Kalbsfüßen kocht man die Fleisch- und Muschelbrühe mit sechs bis acht Tafeln aufgelöster, weißer Gelatine zu Sülze ein. Auch das Lungenmus kann man vorteilhaft mit gewiegtem Muschelfleisch strecken, ohne daß der Geschmack beeinträchtigt wird

M. Kn.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bett-Federn

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, Halbdaunen M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Fein weiße Halbdaunen M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, Schleißfedern M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer Daunenflaum M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden. 20,000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuss, Kassel 109.
Aeltest. u. größtes Versandhaus daselbst.

Hautjucken
(Krätze) wirksames
Spezial-Mittel.
6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M.
Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B u. Krankenfahrstühle I. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Offenbacher
Kaiser Friedrich Quelle
das millionenfach bewährte Wasser
gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Rheumatismus
Stärkste Schwefelquellen Deutschlands.
Schwefel-Schlammbäder, Schwefel- und Solbäder, Inhalationen. Zandersaal.
Königl. Bad Nenndorf
bei Hannover
Frauenkrankheiten, Ischias, Hautkrankheiten.
Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.
Gicht

Auskünfte diskret, zuverlässig.
Auskunftei Roform, Berlin 200. Heinersdorfer Straße 28. — Gegr 1902.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einj. Abitur. Pr.-Ir.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. Gg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft. Stockdorf 249 b. München

Praktikanten

finden in unserm Betriebe Aufnahme zwecks Ausbildung im Maschinenbau und in Elektrotechnik. Bedingungen auf Anfrage. —
Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Ilmenau i. Th.

Echte Briefmarken billigst. A. Preisliste für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Zuckerkranke, Nierenleidende
erhalten kostenlos belehrende Broschüren von
Dr. Julius Schäfer, Barmen 13

Für die Küche.

Gebackene Zichorienwurzeln mit Tomatentunke. Mit dem Frühjahr taucht auch die seit einigen Jahren bei uns so beliebte Zichorienwurzel (Chicorée), welche uns aus den besetzten Gebieten in Belgien reichlich zugeht, auf und bereichert unseren Küchenzettel in erfreulicher Weise, denn sie liefert ein schmackhaftes, gesundes Gemüse und einen sehr erfrischenden Salat. Um den bitterlichen Geschmack der Zichorienwurzel, der vielen Leuten nicht angenehm ist, zu mildern, entferne man den kleinen gelben Keil am breiten Ende der Wurzel, ebenso alle bräunlichen Flecken und überbrühe die geputzten Stauden dann mit kochendem Salzwasser, in dem man sie 15 Minuten zugedeckt stehenläßt. Auf einem Siebe läßt man sie sodann abtropfen und verwendet sie nun wie anderes Gemüse zu Fleischbeilagen oder als Salat. Ein sehr feines Gericht bilden gebackene Zichorienwurzeln, die man nach dem Abtropfen mit Zitronensaft beträufelt, mit weißem Pfeffer bestäubt, ganz dünn mit gutem Öl bestreicht und in Reibbrot, das man mit etwas geriebenem Käse vermengte, wälzt, worauf man sie nun in etwas Öl oder Margarine in einem flachen Eierkuchentiegel unter ständigem Schütteln recht kroß anröstet läßt. Von dem Kochwasser bereitet man mit einer hellen Mehlschwitze, einem Brühwürfel und einigen Löffeln Tomatenmark eine dickliche Tunke und reicht sie nebst Salzkartoffeln dazu. Auch eine Kräuter-, Pilz- oder Kapernsauce mundet gut zu den gebackenen Zichorienwurzeln, die bei diesem Gericht das Fleisch ersetzen. Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Muiracithin seit Jahren von vielen Aerzten bei **vorzeitiger Neurasthenie** erfolgreich verordnet. Professoren-Gutachten gratis durch das Kontor chemischer Präparate, Berlin SO 16.
Versand durch die Schweizer-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 173.

Unreines Blut Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als vegetabil.
Regenerations-Pillen
Probesch. 1.50, 1/2 = 2.60, 1/1 = 4.75 M.
Alleinvers. Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Musik-Instrumente für unsere Krieger, für Schule und Haus. Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."
Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe
ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II, Briefach 53. S. 7.

Unübertroffen an Formenschönheit
Ein idealer Figurverbesserer

Marke „Lupa" ges. gesch.
Prospekte kostenlos
ist mein neuester ges. gesch. Korsettersatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa", nachdem er gleichzeitig volle Büste erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnefarbig M. 49.50. Sehr preiswert aus bestem waschbaren Material. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.
Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!
Nur von **Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.**
Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 22 25 Taillenweite aufgeben.

Deine Habe schütze selbst!

Wenn wir ermüdet sind vom täglichen Jagen nach Erwerb und Macht, wenn wir überdrüssig sind aller menschlichen Torheit, Neidhaftigkeit und Selbstsucht, dann ist unser trauliches, bequemes Heim die geeignetste Stätte, uns wieder zu uns selbst zu bringen. Hier erst leben wir innerlich frei. Beim trauten Schimmer der Lampe umschweben uns flüsternd und raunend die Gestalten unseres Lichtreiches. Und wenn wir unseren Blick durch dieses oder jenes reizend ausgestattete Zimmer schweifen lassen, dann knüpfen sich Verbindungen hin und wieder, ein Gewirre von Fäden, die alle in der Erinnerung zusammenlaufen. Werden doch in vielen Objekten tatsächlich Erinnerungen festgehalten, die, sooft sie das Auge sieht, lebende Wirklichkeit atmen.

Strebten wir beim Einrichten nicht danach, daß sich künstlerische Vornehmheit und Einfachheit paarten, daß sich dem Auge nichts Überladenes zeigt? Jeder Gegenstand, ob klein, ob groß, erscheint uns nun an seinem Platze, ist uns nun durch jahrelange Gewöhnung im höchsten Sinne wertvoll geworden. Die plötzliche Vernichtung auch nur des geringsten Besitzstückes würde uns in nicht geringe Trübnis versetzen.

Wie leicht kann aber eine solche Vernichtung z. B. durch Feuersbrunst vor sich gehen! Wohl haben wir durch entsprechende Versicherung unseres Inventars die Möglichkeit, uns vor Schaden zu bewahren, aber andererseits vermag die verheerende Flamme leicht etwas zu rauben, das uns durch Geld einfach nicht zu ersetzen ist.

Steigt da nicht ganz von selbst die Frage auf: Wie verhüten wir es, daß die eben geschilderten „Erinnerungen" nicht nur ein flüchtiges Gut bleiben, wie verhüten wir es, daß in wenigen Minuten wertvolle Objekte unseres Heims ein Raub der Flammen werden?

Wir denken, dem Interesse weiter Kreise zu dienen, wenn wir bei Beantwortung dieser Frage hier mit wenigen Zeilen auf das für Löschzwecke zuverlässigste Selbstschutzmittel aufmerksam machen. Ein solches Mittel ist uns in dem Handfeuerlöschapparat „Minimax" gegeben, der so handlich ist, daß selbst Kinder damit umgehen können, und da er ferner in jedem Augenblick in Betrieb gesetzt werden kann. In jahrelangen Erfahrungen hat sich gezeigt, daß es für den ersten Angriff irgendeines Hausbrandes kein besseres Gerät gibt.

Sein Äußeres ist derart, daß es sich jeder Wohnungseinrichtung einfügen läßt. Niemals wird der Apparat einen störenden Eindruck hervorrufen.

Mögen denn diese Zeilen dazu beitragen, daß genanntem Apparat immer mehr Beachtung geschenkt werde. Bei verhältnismäßig geringen Anschaffungskosten (er wird mit 65 Mark verkauft) gewährleistet er den vollkommensten Schutz bei plötzlichem Brandausbruch.

Die Zeiten ändern sich, und Vorurteile werden durch Fortschritte überwunden. Wer sich diese Sentenz auch auf dem Gebiete des „Brandschutzes im Hause" zu eigen macht, wird bald zur Anschaffung des Notwendigen schreiten.

Nähere Auskunft erteilt die Minimax G. m. b. H., Berlin W 9, Linkstraße 17 (E 72) auf Anfrage.

Digitized by Google

Das bewährte Sauerstoff-Heilverfahren.

Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft schon längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, daß die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zersetzt (verbrannt, oxydiert) wird, und daß sich daher giftige Stoffwechselrückstände, insbesondere harnsaure Salze bilden, welche die Gewebe in einen Reizzustand versetzen. Der modernen Chemie ist es nun gelungen, ein leicht einzunehmendes Pulver herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin, mit diesem neuen Mittel gesammelt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffes gesetzt hat, durchaus berechtigt waren. Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ausgezeichnet bewährt. Bei allen Nervenleiden und Stoffwechsel-Krankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zuckerleiden, Darmträgheit, Arterienverkalkung, Blutarmut usw.) sind selbst noch in vielen veralteten Fällen gute Heilerfolge erzielt worden. Zahlreiche Ärzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schließlich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der Königlichen Universität Berlin aufgenommen. Täglich gehen uns anerkennende Zuschriften zu, von denen wir nachstehend einige wiedergeben:

Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herrühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin." — Dr. med. L. in P. (der hochgradig nervenleidend war): „Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin." — Dr. med. C. in H.: „Ich habe Ihr Hämozon an mir selber erprobt und die Wirkung vorzüglich gefunden." — Dr. med. F. in G.: „. . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit vierzehn Tagen zuckerfrei ist." — F. Sc.: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich erkläre, daß ich mich in meinem ganzen Leben kaum je so nervenfest und energisch gefühlt habe und ein Arbeitspensum heute spielend bewältige, dem ich zuvor fast erlegen wäre." — H. D., pens. Lehrer: „Ich war seit 25 Jahren mit schwerem Gichtleiden behaftet. Von den vielen Gichtmitteln, als Pillen, Pulver, Bäder usw. brachte mir keins dauernden Erfolg, denn über kurz oder lang stellte sich das Leiden immer wieder ein. Auf Ihr Sauerstoff-Heilverfahren aufmerksam gemacht, unterzog ich mich auch noch dieser Kur, und siehe, der Erfolg war wirklich überraschend. Seit zehn Monaten fühle ich mich frei von jedem Schmerz und ohne jedweden Anfall. Mein Humor, meine Körperfrische und Beweglichkeit sind wiedergekehrt, und ich fühle mich wohler als vor 25 Jahren. Möge daher keiner meiner Leidensgefährten versäumen" usw. — E., Oberförster in D.: „Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die jetzigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne jede Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Ihnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annonce einmal in eine Fachzeitung einrücken zu lassen. Meiner wärmsten Empfehlung können Sie stets versichert sein und ermächtige ich Sie" usw.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Berichte gibt eine Broschüre, welche das ärztlich geleitete Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin S. W. 11, D 4 kostenlos versendet

---

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Echte Briefmarken billigst A Preisliste für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Das beste für jede Dame eine echte **Atama-Edelstraußfeder**

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M

Echte Kronenreiher 30 M., 50 M., 75 M., 100 M.

Echte Stangenreiher 30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M., je nach Dichte.

Echte Paradiesreiher 10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.

Boas von Strauß 5, 10, 15, 25, 30, 45—100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.

Nesse, Dresden, Scheffelstraße Welthaus für Straußfedern und Reiher.

Auskünfte über Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskret, zuverl. Auskunftei „Reform". Berlin 200, Heinersdorfer Str. 28. Handelsgerichtl. eingetragen. Gegründet 1902.

Bett-Federn

Zarte Füllfedern per Pfd. M. 3.—, Halbdaunen M. 3.75, do. zart u. weich M. 4.50.

Gänse-Federn

Fein weiße Halbdaunen M. 8.50, hochf. sibirische M. 9.50 bis 14.—, Schleißfedern M. 7.50, weich und daunenreich M. 8.50, Graue Daunen, schwellend, M. 9.—, weißer Daunenflaum M. 14.— bis 23.—, 3—4 Pfd. für eine Decke. Muster und Katalog frei. Nichtgefallend, Geld zurück. 60,000 Kunden, 20,000 Dankschreiben.

Bettfederngroßhandlung
Th. Kranefuss, Kassel 109.
Aeltest. u. größtes Versandhaus daselbst.

In allen guten Buchhandlungen, Feld- und Bahnhofs-Buchhandlungen ist zu haben:

BÜCHEREI DER MÜNCHNER „JUGEND"

Preis des Bandes Mk. 1.50

Bis jetzt erschienen 2 Bände, von denen enthalten

Band 1:
Ernste u. heit. Erzählungen

Band 2:
Bunte Skizzen

Weitere Bände folgen zwanglos / In der Bücherei der Münchner „Jugend" sind die besten deutschen Erzähler mit Beiträgen vertreten, die schon in früheren Jahrgängen der Wochenschrift zum Abdruck kamen. Die kleinen schmucken Bände werden schnell zu der beliebtesten Unterhaltungs-Literatur gehören. / Leider können wir infolge Papiermangels nur beschränkte Auflagen herstellen und keinen Nachdruck erfolgen lassen / Bei Voreinsendung von Mark 1.70 resp. Mark 3.20 liefert der Verlag auch direkt.

München, Lessingstr. 1
VERLAG DER „JUGEND"

Nr. 178 der „Wöchentlichen Kriegsschauplatzkarte mit Chronik" aus dem Verlage der Kriegshilfe München in vierfarbigen Teilkarten mit den Ereignissen vom 25. Februar bis zum 4. März ist erschienen. Einzelpreis 30 Pfennig. Monatlich 1 Mark 30 Pf. Durch den Buchhandel; auch im neutralen Auslande, und die Post. In Oesterreich-Ungarn 50% vermittelt das Kriegsfürsorgeamt Wien IX., Berggasse 16.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Herrliche Lage Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Broschüre frei

Eine herrliche, edelgeformte Büste und rosig weiße Haut erhalt a Sie durch meine langbewährte Methode **„Tadellos"**. Bildet keinen Fettansatz in Taille u. Hüften. Einfache äußerliche Anwendung u. völlig unschädlich. Laut Garantieschein bei Nichterfolg Geld zurück. — Der Preis meiner Methode „Tadellos" nebst nötiger Creme beträgt: 1 Dose 3 M., 2 Dosen 5 M. meist dazu erforderlich, 3 Dosen 7 M. per Nachnahme und Porto extra.

Ein neues Gesicht

ohne Massage — ohne Apparat. Veredelung der Gesichtszüge sowie Beseitigung von Falten und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit **„Orion"**, Preis 6 und 8 Mk., mit Toilette-Essenz 3,50 M. mehr. — Durchaus einfach, um ein regelmäßiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte jugendfrische Haut zu erhalt. (Garantie.)

Bleich-Haut-Creme

gegen Sommersprossen und Nasenröte sowie gegen graue, fleckige Haut. Preis 3,50 Mk. (Garantie.) —

Anna Nebelsiek

Braunschweig 145, Postfach 273
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme. —

Kostenloser Rat in vollendeter Schönheitspflege. — Überraschende Wirkung in kurzer Zeit.

Petri & Lehr, Pinneberg a. H. vers. gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer, Rundfunkmöbel, Stühle, u. 150 Bilder.

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **(ohne jede Berufsstörung)** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen- und Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Halsleiden.**
Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.
Dr. Gebhard & Co., Berlin 164, Hallesche Str. 23.

Warzen

beseitigt verblüffend „Varen". Preis 1,00 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 28.**

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Besuchskarten-Rätsel.

Emma Strad

In welche Stadt ist die Dame gezogen?

Rätsel-Distichon.

In Italien bin als alte Stadt ich gelegen,
Machst du den Fuß zum Kopf, hat mich Ägypten verehrt.
F. Müller-Saalfeld.

Lautausfall.

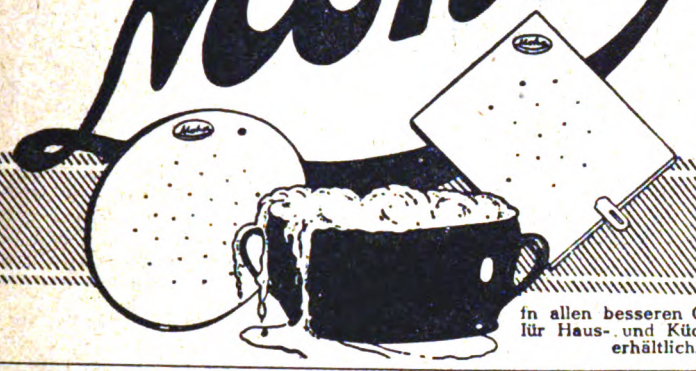
Zwei Laute streich aus einem Truppenteil, und schnell
Erscheint ein hoher Herr an dessen Stell'.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Magisches Quadrat: Dagö, Anis, Gise, Ösel.
Silbenrätsel: Feuerwerk.
Zwei Köpfe: Mähmaschine, Nähmaschine.
Doppellogogriph: Flotte, Lotte — Marine, Marie.
Rätsel: Flandern — (F — land — ern).

Schluß des redaktionellen Teils.

Moha Kochplatten



Verteilen die Hitze gleichmäßig, verhüten das Anbrennen und Ueberkochen der Speisen, sind feuerfest und werden durch Feuchtigkeit nicht angegriffen, daher von unbegrenzter Haltbarkeit!

In allen besseren Geschäften für Haus- und Küchengeräte erhältlich.

Preis pro Stück: eckig: M: 0.75 rund: M. 1.-
"MOHA" Gesellschaft m.b.H, Nürnberg 2

Frohe Stunden

können Sie sich jede Woche bereiten durch regelmäßiges Lesen der

Münchner „Jugend"

Farbenprächtig. Wiedergaben d. Werke zeitgenössischer Künstler, vortreffliche literarische Beiträge und in der aktuellen Beilage eine Beleuchtung der politischen Vorgänge sind die Hauptvorzüge dieser weltbekannt. Wochenschrift.

Vierteljahrespreis: . . . . . M. 7.50
Bezug durch die Feldpost: . M. 7.80
in starker Rolle unmittelbar vom Verlag: . . . . . M. 9.50
Probebände (5 ält. Nummern in Umschlag enthaltend) . . M. 1.–
Einzelne Nummer: . . . . . 70 Pfg.

Alle Buch- u. Zeitschriftenhandl., sowie der Verlag nehmen Bestellungen an.

Verlag der „Jugend"
München / Lessingstraße 1

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Musterschutz Nr. 640826.

Umstands-Kleider * Röcke * Mäntel

für junge Frauen
zum Erweitern ohne Trennen, Nähen und Schneiden.

Nur eigenes System.

Modernes Umstandskleid.

Adler's verstellbare Umstands-Gesellschafts-Kleider

dezent u. vorteilhaft sowie praktisch und gesund. Von Aerzten :: begutachtet und empfohlen ::

Großes Lager in allen Preislagen.
Maßanfertigung ohne Preiserhöhung innerhalb vier Tagen.
:: Trauer in 24 Stunden. ::

Versand-Abteilung:
Nach außerhalb werden auf Wunsch zur Bestellung Abbildungen u. Stoffproben gesandt. Für guten Sitz und Ausführung wird garantiert.

Modernes Jacken-Kostüm.

Nur eigenes System.

Adler's Mode-Haus für junge Frauen
Berlin W 62, Potsdamer Str. 118o, hochpt. Kein Laden.
Sachgemäße Bedienung.

Petri & Lehr, Offenbach a.M.4. versendet gratis Kat.A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.). Kat.B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Echte Briefmarken billigst A Preisliste für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Werkstatt für moderne Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien
für **Blusen** u. **Kleider**
Hohlsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin O 27,
Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.

Schönster Schmuck
für Veranda, Balkon, Fensterbretter etc.
sind unstreitig meine weltbekannten
Gebirgs-Hänge-Nelken-Pflanzen.
Versand überallhin. Katalog gratis u. fr.
Gebhard Schnell, Gebirgsnelkengärtnerei, Traunstein 36 (Oberbayern).

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr.
Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 6.

Kein Leser versäume, meine Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

TOLA Zahnpulver
Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh. In Schachteln zu 20 u. 40 Pf. Zu haben in den Niederlagen von Tola-Puder.
Fabrik: Heinr. Mack, Ulm a. D.

San.-Rat Dr. Hans Stolls Sanatorium Alicenhof Bad Nauheim
bes. für Herzleiden und Aderverkalkung.

Frühjahrs-Kur
mit Frühlingskräutertee „HERPINA" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Kein Tee-Ersatz, sondern ein sehr wohlschmeckender, bekömmlicher Gesundheitstee zur Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Paket M. 1.50 (3 Pak. z. Kur erforderlich). Institut „Hermes". München, Baaderstr. 8.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Hmj. Abitur. Prosp.

Vom Büchertisch.

„Die Kirche als Erlebnis im Krieg". Von A. Schowalter, Oberpfarrer in Wittenberge (Mühlmanns theologische Taschenbücher, Band 11, Richard Mühlmanns Verlagsbuchhandlung [Max Grothe] Halle a. d. Saale). Die Schrift ist empfehlenswert sowohl wegen der Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes wie der Besonnenheit des Urteils und erfreulich und ermutigend in dem Ergebnis.

„Luther-Anekdoten". Lebensbilder, Anekdoten, Kernsprüche. Von Dr. Adolf Saager (22. Band der Anekdoten-Bibliothek im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart). Das Buch richtet sich an die, die im Beispiel eines großen Lebens Erbauung und Erholung suchen. Es ist ein Volksbuch im besten Sinn.

Luther — Bismarck. Warum haben wir Luther lieb? Bismarck und das deutsche Gemüt. Von Oberkonsist.-Präsident D. Dr. von Bezzel. (München 1917. Müller & Fröhlich.) Zwei beherzigenswerte Aufsätze, die in unsrer Zeit bei allen denen Anklang finden werden, die wissen, wie nötig es ist, sich in dieser Zeit an kraftvolle treue Führer zu erinnern.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper
erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose.
Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 2 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

REISEFÜHRER

Norddeutschland.

Moorbad Polzin Kaiserbad Sanator., auch Winter geöff. Frühj. 1918 Eröffn. d. neuerb. Sanat. San.-Rat Dr. Hölzl.

Brandenburg.

Eberswalde Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Sanitätsrat Dr. Straßmann **Sanatorium** Seegefeld-A b. Berlin. Waldlage. — Beste Verpflegung. — ★ Mittelstands-Preise. ★

Schlesien.

Bad Flinsberg Gebirgskurort, natürl. arsen-radioakt. Kohlens. Moor- u. Fichtenrindenb. Inhalat. Erstkl. Badeanst. Prosp. Badeverwaltg. — Kurhaus. i. Haus Fürstenst. Waldumgebung.

Kudowa Sanatorium im Winter geöffnet. Sprudelbäder d. Bäder im Hause. San.-Rat Dr. Hugo Herrmann.

Obernigk b. Breslau. Waldsanator. f. Leichtlungenkr. Zim. inkl. Kur u. Verpfl. v. 8 M. an. Kriegsteiln. Ermäß. Dr. Kontny.

Schreiberhau Dr. Wilhelm's Sanatorium, Bahnstation ist Ober-Schreiberhau.

Westdeutschland

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. Dr. Külz.

Teutoburger Wald.

Bad Oeynhausen Badehotel „Königshof" mit Königlicher Badeanstalt. Modernster Jahresbetrieb. Zim. m. Pens. v. M. 16.— aufwärts. Elektr. Licht, Dampfheiz., Aufzüge.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen für Nieren- und Blasenleiden. Fürstliches Badehotel I. Ranges.

Bad Wildungen. Hotel u. Bäder Fürstenhof. Erstes Haus. Vom 1. Februar an geöffnet. Reger Verkehr.

Bad Wildungen „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. M. Möbus.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün f. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Chemnitz Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage. Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. Dr. Loebell.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß. erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prosp. frei. San.-Rat Dr. Römer.

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Tharandt Sanatorium f. Nerv., innere, Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt, Dr. H. Haupt.

Zöblitz Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

Harz.

Bad Harzburg Badekommissariat sendet frei ill. Führer m. all. Preis. Kriegsteilnehmer Vergünstigungen.

Hasserode Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd.-Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. Haus Clara, Heim für Alleinstehende. C. Giraud. Dr. Morgenroth.

Sülzhayn (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck". Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage. sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. fret.

Thüringen.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift ills frei.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch Dr. Tecklenburg.

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienb. I. R. l. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

Konstanz Das ehemalige Dominikanerkloster jetzt Insel-Hotel, Familienhaus I. R. Stets geöffnet. Gute Verpflegung inkl. Zimmer 14—18 M. M. Brunner, Bes.

Wiesbaden Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Lift, Zentralheizung. Anerkannt gute Küche. Offiz.-Ver. Man verl. Preisblatt.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

St. Blasien Pension Waldeck f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

Bayern.

Garmisch - Sonnenbichl Palast - Hotel. Haus I. Ranges. Dauernd geöffnet.

Königssee Oberb. Hotel u. Pens. Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

München = Hotel Leinfelder =

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und andere Kurbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.

Schweiz.

Arosa Sanatorium Altein, Heilanstalt i. Rg. f. jede Form d. Tuberkulose. Modernste Einrichtung. Chefarzt Dr. Amrein. Prosp.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitend. Arzt: Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung.

Sanatorium Dr. Dannegger f. Lungenkr. Ruh. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

Digitized by Google

Für die Küche.

Grünes Gemüse in der Kochkiste. Nicht genug kann immer wieder auf den großen Nutzen der Kochkiste hingewiesen werden, die so viel Zeit und Brennmaterial erspart. Wer einmal die einfache Behandlung gelernt hat, vervollkommnet sich bald und vermag recht Mannigfaltiges zustande zu bringen, besonders, wenn er einen der neueren Apparate besitzt, die einen rasch zu erhitzenden Rost und eine Bratform haben. Selbst Aufläufe und Puddings sind darin herzustellen. Aber auch die ganz einfache ältere Kochkiste leistet für Suppe, Eintopfgerichte, Fleisch und Gemüse die besten Dienste. Nur sollte dieses letztere nicht nach alter Manier in Salzwasser gekocht und abgeschüttet werden, sondern zerkleinert mit wenig Wasser, etwas Fett und etwas Zwiebel auf der offenen Flamme 10 Minuten gedünstet und dann 2 bis 2½ Stunden in der Kochkiste weiter gar werden. Der Wohlgeschmack ist bei dieser Behandlung viel größer als bei dem vorher abgekochten Gemüse, und die Arbeit nimmt nur die Hälfte der Zeit in Anspruch. Zur Fettersparnis kann gegebenenfalls etwas Milch mit verwendet werden.

Schluß des redaktionellen Teils.

Baumgärtner's Buchhandlung, Leipzig.

In neuer verbesserter Auflage vorliegend:

Geschichte der Baukunst

Ein Handbuch von **Prof. Dr. D. Joseph.**
Drei Bände mit 1752 Abbildungen.
Preis elegant gebunden 40 Mark.
Vorzügliches Handbuch für jeden Gebildeten mit reichstem bildnerischen Anschauungsmaterial. Zur Zeit das umfassendste Lehr- und Handbuch auf diesem Gebiete.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M.— Prosp. u. Brosch. fn

Sanatorium Johannisbad.
Bekannt durch seine guten Erfolge bei allen chron. Kranken, Nervenleidenden, Stoffwechselkranken usw.
Leit. Arzt Dr. med. Ruppel.
Eisenach. Thüring. Fernspr. 209. Direkt an meilenweit. Tannenwaldung. **Gute Verpflegung.** Prosp. durch Schwester Else Wuschack

Sie sehen alt aus

sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa", einem **natürlichen orientalischen** Schönheitsverfahren, beseitigt man solche **absolut sicher** und erhält **jugendliches Aussehen,** frischen reinen Teint und **veredelte Gesichtszüge.** Einfach und unschädlich und doch von **verblüffendem Erfolg.** „Lupa" ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa" M. 6.50 u. M. 9.00, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.75. „Lupa"-**Haut-Krem** macht die Haut **zart, weich und hell** u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.00. „Lupa"-**Bleich-Haut-Krem** ein **vorzügliches u. sicheres** Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 3.75. „Lupa" - **Wasch - Emulsion — alkalifrei** — der **mildeste** und **zarteste** Seifenersatz, **kremartig,** äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen, bewahrt frischen Teint. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Krufe M. 6.50. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Tausche Waren um oder zahle Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden 399.

Man verlange Prospekt kostenlos.

In allen guten Buchhandlungen, Feld- und Bahnhofs-Buchhandlungen ist zu haben:

BÜCHEREI DER MÜNCHNER „JUGEND"

Preis des Bandes Mk. 1.50

Bis jetzt erschienen 2 Bände, von denen enthalten

Band 1: Ernste u. heit. Erzählungen

Band 2: Bunte Skizzen

Weitere Bände folgen zwanglos / In der Bücherei der Münchner „Jugend" sind die besten deutschen Erzähler mit Beiträgen vertreten, die schon in früheren Jahrgängen der Wochenschrift zum Abdruck kamen. Die kleinen schmucken Bände werden schnell zu der beliebtesten Unterhaltungs-Literatur gehören. / Leider können wir infolge Papierknappheit nur beschränkte Auflagen herstellen und keinen Nachdruck erfolgen lassen / Bei Voreinsendung von Mark 1.70 resp. Mark 3.20 liefert der Verlag auch direkt.

München, Lessingstr. 1

VERLAG DER „JUGEND"

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.
10. April beginnt die **Hauptziehung** und dauert bis 2. Mai 1918

800000 200000
500000 150000
300000 100000
(In Österr.-Ung. verbot.)

und namentlich zahlreiche Mittelgewinne.
Im ganzen kommen
39600 Gewinne und 1 Prämie
16 Millionen 649200 Mark
an 20 Ziehungstagen zur sicheren Verlosung.
Daher beteiligen sich
viele erst zur Hauptziehung.

Lose	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
	Mk. 25.—	50.—	125.—	250.—

Beg. Voreinsdg. (50 Pf. f. Porto u. Liste extra) od. unt. Nachn. durch d. Kgl. Lotterie-Einnahme

Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Gewinnlisten und Auszahlung schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Jaedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS
ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Digitized by Google

Geschäftliches

Großer Beliebtheit erfreut sich der bekannte Frühlingskräutertee „Herpina" von der Firma: Institut Hermes, München, Baaderstraße 8, der neben seiner blutauffrischenden Wirkung auch sehr wohlschmeckend und bekömmlich ist.

Ein neues Haarneß versendet die Firma G. Wörner, München 63, Färbergraben 27, welches von selbst die ganze Frisur umschließt, ohne sichtbar zu sein. Dazu kostenlos lehrreiche Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 63

Wir können ruhig schlafen.

Der erste Feueralarm, und wir nehmen

MINIMAX

ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, nicht einfrierbar, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben.

Minimax in der Praxis:

Der Brand entstand durch Bersten des Bassins einer Spirituslampe. Nachdem die Gardinen bereits brannten, kam mein Sohn mit dem Minimax-Apparat, und mit der einen Füllung gelang es, den Brand zu löschen.

Gutsbesitzer Th. Klugkist, Mühlental, Ostpr.

Mehr als 1 Million im Gebrauch. Ueber 50000 gemeldete Brandlöschungen, 102 Menschenleben aus direkter Lebensgefahr errettet. Verlangen Sie Sonderdruckschrift: „Tb".

Minimax G. m. b. H. Berlin W 9, Linkstraße 17 (E 72).

Echte Briefmarken billigst A Preisliste für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Das beste für jede Dame eine echte **Atama-Edelstrauß-feder**

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M

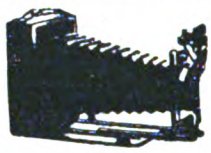
Echte Kronenreiher
30 M., 50 M., 75 M., 100 M.

Echte Stangenreiher
30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M., je nach Dichte.

Echte Paradiesreiher
10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.

Boas von Strauß
5 10, 15, 25, 36, 45—100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.

Hesse, Dresden, Scheffelstraße Welthaus für Straußfedern und Reiher.



Teilzahlung
Photoapparate aller Art
Photographische Artikel
Kataloge umsonst und portofrei.
Jonass & Co., Berlin
P 597 Belle-Alliance-Str. 7/10.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Frühjahrs-Kur
mit Frühlingskräutertee **„HERPINA"** erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Kein Tee-Ersatz, sondern ein sehr wohlschmeckender, bekömmlicher Gesundheitstee zur **Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung.** Paket **M. 1.50** (3 Pak. z. Kur erforderlich). **Institut „Hermes", München, Baaderstr. 8.**

Auskünfte
über Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskret, zuverl. **Auskunftei „Reform". Berlin 200, Heinersdorfer Str. 28.** Handelsgerichtl. eingetragen. Gegründet 1902.

Krankenfahrstühle Krankenmöbel
jeder Art liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jed. größ. Stadt w. Verkaufsst. nachgew.

Warzen
beseitigt verblüffend **„Varex"** Preis 1,90 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Baumgärtner's Buchhandlung, Leipzig.
Neues wichtiges Ornamentwerk für das gesamte Kunstgewerbe:
Das farbige Ornament aller historischen Stile
nach eigenen Aquarellen herausgegeben von ALEXANDER SPELTZ in vier Abteilungen, je 60 Tafeln 27,5×38 cm in Vier- bezw. Fünffarbendruck mit kurzem erläuterndem Text, umfassend:
I. Altertum, II. Mittelalter, III. Renaissance und Barock, IV. Klassizismus.
Zunächst herausgegeben:
Abteilung I: **Das Altertum.** In Mappe **Preis Mark 60.**

Kleiner Vermittler

Preis: für die Zeile 0,95 M. oder für das Wort in Fettdruck 0,25 M., für das Wort in gewöhnlicher Schrift 0,20 M. — Angebotene Stellen für die Zeile netto 0,80 M. — Gesuchte Stellen für die Zeile netto 0,60 M. — Für Chiffre-Gebühren außerdem 0,20 M. — Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20 % erhoben.

Töchter-Pensionate

Harz.

Ballenstedt a. H., Töchterheim Friedensheim. Haushalt., Wissensch., 2c. — Eintritt jederzeit. — Vorsteherin **Frl. C. Wille.**

Gernrode a. H. Töchterheim „Edelweiß" Haushalt, Wissenschaften, Sprachen, auch Konversation, Musik, prakt. und gesellschaftl. Ausbildung, Sport, Handarbeit. Herrliche Lage am Walde. Prospekt u. Referenzen.

Gernrode/Harz Töchterpensionat Mathilde. Eigene Villa im großen Park. Nähe Wald. Grdl. Ausbildung im Haushalt. Sprachen und Musik. Staatl. gepr. Lehrer. im Hause. Illustr. Prospekte. Frau Math. Rothe.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Ill. Prospekt.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vormals Pfarrhaus Theune in Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortbild. Pensionspr. jährl. 800.. mit Stunden 900 Mk. Beste Ref.

Bad Harzburg. Villa Mausfeld, erstklassiges Töchterheim.
Ziele des Frauenlehrjahres:
Haushaltung, Wissenschaften, Erholung. Allseit. gründl. Ausb. in Küche, Haus. Eigene, mit all. Bequeml. der Neuzeit einger. Villa in best. Lage. Groß. park-art. Garten. I. Ref. u. Prosp. Fernspr. 382. (S. Anzeige in Nr. 48.) Jahrespr. 1800 Mk. Für ausreichende, gute Verpflegung gesorgt. Frau **Dr. med. Rensch.**

Kleine Kinderpension für Mädchen. Gutempfohlen. Beste Verpfleg. Frau E. Schröder u. Tochter. Bad Harzburg, Bismarckstr. 22.

Bad Lauterberg/H. Landwirtschaftl. Haushaltungsschule u. Pens. für Töcht. gebild. Stände. Kurs. A. D. Unterricht entspricht dem d. Wirtschaftl. Frauenschule a. d. L. Kurs. B. Hauswirtschaftl. Jahreskurs., ev. wissenschaftl. Fäch. Pens. 1700. Prosp. d. F. Hunäus.

Bad Suderode. Junge Mädchen, welche das Kochen erlernen wollen, find. liebevolle Aufnahme, gleichzeitig zur Erholung. ½ J. 300 M. Fr. B. Marquardt verw. Amtsvorst.

Bad Suderode/Harz. Töchterh. Pape. B. d. T. Grdl. Ausb. i. Haush. u. Wissensch. Gepr. Lehrkräfte. I. Empf. Gute Verpflegung. Prosp. u. Bild.

Hannover.

Im **Töchterheim** von Frau **A. Halbeck, Soltau,** Lünebg. Heide, finden junge Mädchen jederzeit liebevolle Aufnahme. Pension jährlich 1000,— Mark, halbjährlich 550,— Mark.

Hessen-Nassau.

Cassel, Töchterheim Haus Ehinger, Olgastraße 12. Gründl. zeitgem. hauswirtsch. Ausb., wissenschaftl. Fortbildg. Beste Fachlehrkr. Jahrespreis 1400 Mk. Erste Empfehlg. Prospekt.

Pommern.

Stargard i. Pom., Kl. Mühlenstr. 7. Wissenschaftliches u. Haushaltungspensionat für Töchter höherer Stände von D. Nemitz, gepr. Schulvorsteh. Koch-, Industrie- u. wissenschaftl. Lehrerin. Näh. d. d. Vorsteh. Prosp. grat.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein. **Haus Flora.** Töchterheim i. Ranges.

Horchheim bei Coblenz **Töchterheim Mühlenfeld,** staatl. konz. Zeitgem. Hausw. Ausb. u. wissenschaftliche Förderungen. Schöner Besitz in gesunder, herrl. Lage direkt am Rhein, gr. Obst- u. Gemüsegarten. Milch v. eig. Vieh. Gute Verpfl. Pens.-Preis 1500 M. jährl. Näh. Prospekt.

Königreich Sachsen.

Dresden: Töchterpens. Pohler. Villa Angelika, Schnorrstr. 61. i. eig. Park. Präm. Hyg.-Ausst. 1911. Erst. Prof. Wiss. Sprach. Musik. Mal. Nationallehrerin. Turn. Tenn. bsl. u. gef. Ausb. Ill. Prosp.

Töchterpensionat Heim, Leubnitzer Str. 11, Dresden-A. Villa mit Garten, Tennis- u. Sportplatz. Wissenschaften, Sprachen, Kunst. Jahrespr. 2000 M.

Dresden-A. Goethestraße 12. Höhere Koch- u. Haushaltungsschule, verbunden mit einem Töchterheim von **Sophie Voigt.** Heim im eig. Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage. Vorzügl. Empfehl. Ausführliche Prospekte. — Unverkürzter Lehrplan auch während des Krieges.

Dresden, Liebigstraße 10. **Töchterpensionat Willrich,** Vorsteherin: Dora Henning, bietet in ihrer gesund und frei gelegenen Villa jungen Mädchen aus guten Familien ein gemütliches Heim, in dem sie durch Unterricht in Wissenschaften, Sprachen, Handarbeiten, Musik, im Häuslichen und in guten Lebensformen weitergebildet werden. Turnen, Sport. Vorzügl. Empfehlung. Prosp.

Thüringen.

Eisenach Töchterheim von Luise v. Bierer. Gedieg. hauswirtsch. wissenschaftl. gesellschaftl. Ausb. Musik. Ref. u. Prosp. d. Vorsteh.

Für die Küche.

Osterlammgerichte für das Osterfest. An Stelle der jetzt in der Kriegszeit kaum zu habenden Lammfleisches tritt neben dem Kaninchen die junge Ziege als Festtagsbraten auf. Das Fleisch der jungen Ziege ist sehr zart und saftig, nur haftet ihm ein etwas süßlicher Geschmack an, der durch verschiedene Würzen zu beheben ist. Das Braten der Ziege erfordert Butter oder Fett, und zwar in immerhin erheblichen Mengen, weshalb man die Ziege jetzt in der Kriegszeit besser als Frikassee oder Ragout oder, wie es in Österreich Sitte ist, als „gebackenes Zickernes" zubereitet. In beiden Fällen erinnert dann das Ziegenfleisch an Hühnerfleisch. Als Frikassee oder Ragout zubereitet, ist die Ergiebigkeit des Gerichts größer, zumal man es auch noch mit Kuheuter oder falschen Fleischklößchen strecken kann. Zum Frikassee gibt man außerdem noch Blumenkohlröschen oder Spargel oder auch beides bzw. anstatt Spargel Schwarzwurzeln dazu, ebenso Morcheln oder andere Pilze und kleine Kartoffelklöße. Zum Ragout macht man die Mehlschwitze brauner und gibt kleine Karotten, getrocknete Steinpilze und Pfeffergurken dazu. Hierzu passen außer Kartoffelklößen auch Semmel- oder Mehlknödel und Wasserspatzen. Um das Gericht möglichst zu strecken, kann man auch Muschelfleisch dazu geben. Bei einer größeren Ziege und kleinerem Haushalt empfiehlt es sich, das Frikassee oder Ragout nur von den Vorder- und Hinterkeulen und dem Klein zu bereiten, den ausgelösten Rücken aber zu braten. Als Gewürze kommen Paprika und Currypulver in Betracht. Will man die Ziege backen, so kann man auch den Rücken für einen Braten zurücklegen und nur das Keulenfleisch verwenden. Man löst die Knochen aus und klopft das Fleisch, das man in beliebig große Stücke schneidet; dann salzt und pfeffert man es, bestreicht es mit zerquirltem Eiweiß oder Eiweißersatzpulver und wälzt es in Semmelmehl. Hierauf bäckt man es in Fett oder Öl auf beiden Seiten goldbraun aus. Das Fleisch des Kleins und des Halses usw. löst man mit spitzem Messer von den Knochen und treibt es mit einer altbacknen Semmel durch die Hackmaschine, formt es, mit Salz, Pfeffer und etwas geriebener Kartoffel vermengt, zu runden Klößchen, drückt sie platt und bratet sie ebenfalls schön knusprig. Das gebackene Zickerne eignet sich als Beilage zu allen Gemüsen, oder man gibt Kartoffelbrei mit einem grünen Salat oder einen Kartoffelsalat dazu. Um das gebackene Fleisch noch herzhafter zu gestalten, kann man dem Semmelmehl, in dem man die Fleischstücke wälzt, eine Messerspitze Paprika untermischen. Endlich läßt sich das Ziegenfleisch auch als Paprikafleisch (wie Kalbsgulasch) sehr schmackhaft zubereiten. Dann gibt man Röhrnudeln dazu. M. Kn.

Schluß des redaktionellen Teils.

Institut Soltz Ilmenau i. Thür. Eint. Abitur. Pr.fr.

+ Frühjahrs-Kur +
mit Frühlingskräutertee „HERPINA" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Kein Tee-Ersatz, sondern ein sehr wohlschmeckender, bekömmlicher Gesundheitstee zur Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Paket M. 1.50 (3 Pak. z. Kur erforderlich). Institut „Hermes". München, Baaderstr. 8.

Schönster Schmuck
für Veranda, Balkon, Fensterbretter etc. sind unstreitig meine weltbekannten
Gebirgs-Hänge-Neiken-Pflanzen.
Versand überallhin. Katalog gratis u. fr. **Gebhard Sohnell,** Gebirgsnelkengärtnerei, Traunstein 38 (Oberbayern).

Das beste für jede Dame eine echte **Atama-Edelstraußfeder**
40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M
Echte Kronenreiher 30 M., 50 M., 75 M., 100 M.
Echte Stangenreiher 30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M., je nach Dichte.
Echte Paradiesreiher 10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.
Boas von Strauß 5, 10, 15, 25, 36, 45—100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.
Hesse, Dresden, Schäffelstraße Welthaus für Straußfedern und Reiher.

Kosmetische Fehler

sind Pickel, Mitesser, großporige Haut, gelbe Flecken, Fältchen u. a. mehr. Verlangen Sie Prospekte und Auskunft über deren Beseitigung. — Erfolgsichere Teintpflege — über 20jährige Erfahrung steht mir zur Seite.

Schröder-Schenke's Emulsionen sind die mildesten Waschmittel, erfrischend auf die Haut wirkend.
Kräuter-Emulsion . . . . . Preis M. 3.50
Zitronen-Emulsion, dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints . . . . . Preis M. 4.50

Schröder-Schenke's „Bella Divina" das vorzügliche Hautkrem gegen spröde, rauhe Haut . . . . . Preis M. 4.—

Schröder-Schenke's „Haarkraftbalsam" gegen Schuppenbildung, Kopfjucken, trockenes, gespaltenes Haar. Unerläßliches Haarpflegemittel . . . . . Preis M. 4.— und M. 7,50

Schröder-Schenke's Nasenformer „Orthodor" (D. R. P. Nr. 269 561) gegen jedwede Mißbildung der Nase, total verstellbar . . . . . Preis M. 8.—

Schröder-Schenke's Lippenformer „Kallodor" (✻ Patent Nr. 62 964) gegen zu dünne und zu dicke, wulstige oder aufgeworfene Lippen, total verstellbar . . . . . Preis M. 7.—

usw.

Man wende sich in kosmetischen Fragen nur an

Schröder-Schenke,
Berlin W 15, Potsdamer Straße P. 26b
in Wien 15, Wollzeile 15. Gegründet 1896.

Katarrhe
Natürliches **Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz**
Bronchitis, Lungenleiden, Husten, Heiserkeit, Kehlkopf-, Luftröhr.-, Nasen-, Rachen-Katarrhe, Keuchhusten, Schnupfen, Asthma.
Beispiellose Heilerfolge! Kontrolle der Stadt Wiesbaden. Magen- u. Darmleiden
Tausende verdanken diesem Naturschatz v. Weltruf jährlich ihre Genesung. In Apoth. 2.50 M., direkt 5 Flasch. 7 M. fr. Aufklärende Kurschrift sowie **Proben vollkommen gratis** durch Brunnen-Kontor Wiesbaden A. 64
Warnung v. wirkungslos. Nachahmg.
Wenn nichts hilft

Ihr neuer Haarwuchs
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis p. St. M. 1.40, ab 6 St. M. 1.20 (gar. echtes Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 62. **Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Echte Briefmarken billigst A Preisliste für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Logogriph.

Du willst nur immer, daß ich gehe.
Und schmähst mich, wenn ich manchmal stehe.
Da hab' mit anderm Fuß ich's gut,
Ich schlafe, wenn es not mir tut.

Fritz Guggenberger

Wechselrätsel.

Mit B und mit R nie ein Mann es ist.
Mit S es Segen verbreitet,
Mit T es Bier und Kohlen mißt,
Mit W es Freude bedeutet.

F. Müller-Saalfeld

Kaum verbessert.

In Rußland herrscht das unverkürzte Wort,
Ein Fehler ist's, fällt ihm ein Zeichen fort.

Vorwärts und rückwärts.

Ein berühmter Komponist bleibt, was er gewesen,
Wenn wir seinen Namen auch umgekehrt lesen.

Paul Renz

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Besuchskarten-Rätsel: Amsterdam.
Rätsel-Distichon: Pisa, Apis.
Lautausfall: Reg(im)ent.

Ostern-Problem

Schluß des redaktionellen Teils.

Es gibt nichts Besseres für die Nerven

als die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 8

(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Reichels Sommersprossen-Creme Isoli, absolut sicher wirkend, garantiert unschädliches Spezialmittel. Über 25jährige glänzende Erfolge. — Dose 8.50 Mk.
Otto Reichel, Berlin 91, Eisenbahnstr. 4.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium **Alicenhof Bad Nauheim** bes. f. Herzleiden u. Adervereinalkung

Auskünfte diskret, zuverlässig. Auskunftei Reform, Berlin 200, Heinersdorfer Straße 28. — Gegr. 1902

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B u. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Kloset-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Rheumatismus

Stärkste Schwefelquellen Deutschlands.
Schwefel Schlammbäder
Schwefel und Solbäder,
Inhalationen.
Zandersaal.

Königl. Bad Nenndorf
bei Hannover

Frauenkrankheiten.
Ischias, Hautkrankheiten.
Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.

Gicht

Hautjucken (Krätze) wirksames Spezial-Mittel. 6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M. Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L.-S.

Aluminium Blut
Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein **Blutreinigungspulver Saltaria** seit über 25 Jahren wirksam erprobt. Sch. 2.—, Obl. 3 Schacht. 5.50
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

Birkensaft
naturrein sende franco 2 Probe-Fl. m. u. ohne Extr. g. vorh. Einsdg. Mk. 2.50 an Ahrens Besitz Blankenese „Birkenhöh", Dockenhuden oder Postscheck-Konto Hamburg N. 4067. Carl Ahrens.

Blutarmut Bleichsucht

und deren Folgezustände werden prompt u. nachhaltig bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

In allen Apotheken erhältlich:

Krewel & Co, G. m. b. H., Chem. Fabrik, Köln a. Rh.

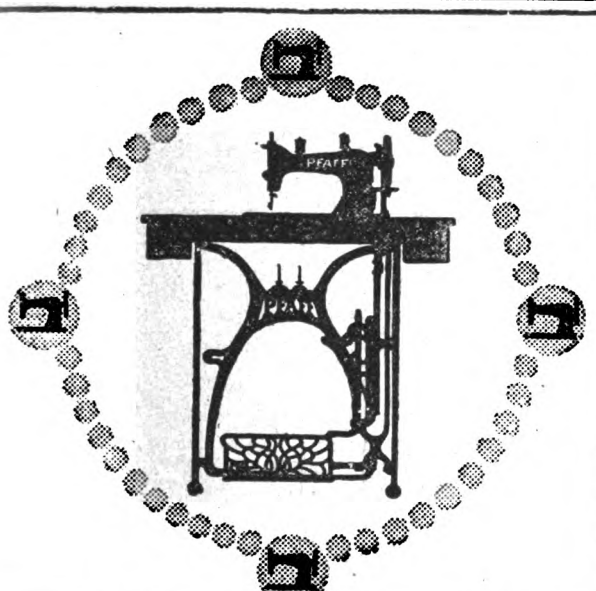
So wächst Dein Vermögen

wenn Du es mit Zinseszins zu 5% anlegst!

1000 Mk	1628 Mk	2000 Mk	2653 Mk	3386 Mk
im ersten Jahr	in 10 Jahren	in 14¼ Jahren	in 20 Jahren	in 25 Jahren

Darum: Zeichne Kriegsanleihe,

die sicherste Kapitalsanlage der Welt!



PFAFF

Nähmaschinen

für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G.M.Pfaff Nähmaschinen-Fabrik
Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

Musterschutz Nr. 640826.

Umstands-Kleider * Röcke * Mäntel

für junge Frauen
zum Erweitern ohne Trennen, Nähen und Schneiden.

Adler's verstellbare
Umstands-Gesellschafts-Kleider
dezent u. vorteilhaft sowie praktisch und gesund. Von Aerzten : begutachtet und empfohlen :

Großes Lager in allen Preislagen.
Maßanfertigung ohne Preiserhöhung innerhalb vier Tagen.
: : Trauer in 24 Stunden. :

Modernes Umstandskleid.

Versand-Abteilung:
Nach außerhalb werden auf Wunsch zur Bestellung Abbildungen u. Stoffproben gesandt. Für guten Sitz und Ausführung wird garantiert.

Modernes Jacken-Kostüm

Nur eigenes System. Nur eigenes System.

Adler's Mode-Haus für junge Frauen

Berlin W 62, Potsdamer Str. 118c, hochpt. Kein Laden.
Sachgemäße Bedienung.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Jaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Digitized by Google

Für die Küche.

Falsche Bismarck-Heringe. Der Hering ist ein seltener Gast in der Kriegsküche geworden und fehlt besonders bei den Abendmahlzeiten, die er sonst in verschiedener Zubereitung bereicherte. Besonders gehen uns die beliebten, würzigen Bismarckheringe sehr ab, die aber, was den wenigsten Hausfrauen bekannt sein dürfte, durch die nicht sehr teuren und jetzt wieder reichlicher zu habenden kleinen Flußfische gut zu ersetzen sind. Man kann dazu die kleinen Weißfische, Barsche, Plötzen oder Rotaugen verwenden. Sie werden sauber geputzt, der Länge nach gespalten, eingesalzen und zwei Tage und zwei Nächte in milden Essig, am besten Wein- oder Kräuteressig, eingelegt. Danach lassen sich die Gräten ziemlich mühelos entfernen. Man trocknet die Fischhälften mit einem leinenen Tuche ab, reibt sie mit einer Mischung von zwei Teilen Salz und einem Teil Zucker ein, legt sie in einen Stein- oder Porzellantopf schichtweise mit grob gehackter Zwiebel, Tomatenscheiben, Lorbeerblättern und Fischgewürz und übergießt sie mit einer Mischung von Weinessig, Apfelwein und Würfelbrühe. Man bemesse die Flüssigkeit nicht zu reichlich, sie braucht nur eben die Fische bedecken. Nach einer Woche sind diese falschen Bismarckheringe tafelfertig, halten sich aber, an kühlem Ort gut zugedeckt verwahrt, noch eine weitere Woche, weshalb man sie gleich für mehrere Mahlzeiten auf einmal einlegen sollte. Wer sie noch gewürzter liebt, gebe etwas Mostrich und eine Paprikaschote an den Essig. Dieser Heringersatz wird gewiß viel Beifall finden, besonders bei Herren, welche die herzhaften Heringsgerichte sehr vermissen.

Schluß des redaktionellen Teils. Theresia.

Hauswirtschaftliches.

„Asbestteller", die bisher in keiner Küche fehlten, können nicht mehr hergestellt werden. Ein dem bisherigen Asbestteller überlegener Ersatz ist die bewährte und bekannte **„Moha-Kochplatte"**. Diese besteht aus Kunststein, ist absolut feuerfest, von hoher Bruchfestigkeit und unempfindlich gegen Nässe und feuchte Wärme. Sie dient als Unterlage für Kochtöpfe, verhindert das Anbrennen und Überkochen der Speisen, schützt die Töpfe vor dem Durchbrennen, erweist sich als außerordentlich zweckmäßige Einlage in Kochtisten, Backöfen usw. Die **„Moha-Kochplatten"** sind in jedem besseren Haus- und Küchengerätegeschäft zu haben.

Lest
„Die Welt-Literatur"
Sie bringt für 20 Pfg. wöchentlich die besten Romane und Novellen
Jede Nummer ein vollständiger Werk
¼ jährl. M 2.50 Feldpost M 2.80
Verlag: „Die Welt-Literatur" München 2

Auskünfte
über Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskret, zuverl. Auskunftei „Reform". Berlin 200, Heinersdorfer Str. 28. Handelsgerichtl. eingetragen.
Gegründet 1902.

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."
Bei Schwerhörigkeit
Natürl. Größe

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrenlaufen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II.
Brieffach 53. S. 7

Warzen
beseitigt verblüffend „Varex"
Preis 1,90 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.
10. April beginnt die Hauptziehung und dauert bis 2. Mai 1918
800000 200000
500000 150000
300000 100000
(In Österr.-Ung. verbot.)
und namentlich zahlreiche Mittelgewinne.
Im ganzen kommen
39600 Gewinne und 1 Prämie
16 Millionen 649200 Mark
an 20 Ziehungstagen zur sicheren Verlosung.
Daher beteiligen sich viele erst zur Hauptziehung.
Lose Zehntel Fünftel Halbe Ganze
Mk. 25.— 50.— 125.— 250.—
Geg. Voreinsdg. (50 Pf. f. Porto u. Liste extra) od. unt. Nachn. durch d. Kgl. Lotterie-Einnahme
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstrasse 8.
Das Glücksrad
Ein guter Griff ev. 800000 M
Gewinnliste und Ziehungsplan erhält. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.

1000000 Zentner Obst
bester Qualität können noch in diesem nahrungsmangelnden Jahre mehr geerntet werden, wenn jeder sofort seine unfruchtbaren Obstbäume mit meiner patentamtlich gemeldeten, leicht anzubringenden
Fruchtpatrone
versieht. Preis 3.— Mk. gegen Nachnahme. Falls bei zu stark ins Holz wachsenden Kernobstbäumen nicht heilend, zahle den Betrag zurück. Behörden, eingetrag. Vereinen und Genossenschaften liefere auf Ziel. Bestelle Sie sofort, da nach Eintritt der Blüte für dieses Jahr zu spät. Nur von mir zu beziehen.
J. HENNES, Köln, Blaubach 34.

Lauten, Gitarren, Mandoline
Preisliste frei
Jul. Oscar Zimmermann, Leipzig.

Schönster Schmuck
für Veranda, Balkon, Fensterbretter etc. sind unstreitig meine weltbekannten
Gebirgs-Hänge-Nelken-Pflanzen.
Versand überallhin. Katalog gratis u. fr.
Gebhard Schnell, Gebirgsnelkengärtnerei, Traunstein 38 (Oberbayern).

Institut Boltz Ilmenau i. Th. Bln. Abitur.
Frühjahrs-Kur
mit Frühlingskräutertee „HERPIN" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Kein Tee, Ersatz, sondern ein sehr wohlschmeckender, bekömmlicher Gesundheitstee zur Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Paket M. 1.50 (3 Pak. z. Kur erforderlich). Institut „Hermes", München 35, Baaderstr.

Echte Briefmarken billigst. Preisliste Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm
Echte Kronenreiher
30 M., 50 M., 75 M., 100 M.
Echte Stangenreiher
30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 45 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M. je nach Dichte.
Echte Paradiesreiher
10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.
Boas von Strauß
5, 10, 15, 25, 36, 45—100 M., je nach in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.
Hesse, Dresden, Scheffelstr.
Welthaus für Straußfedern und Reiher.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. versendet
Kat. A üb. Selbstfahrer, Invalidenräd. Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer, Kat. C üb. Roll-Zimmerstühle u. a.

Unreines Blut
Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schadstoffe, den Säften gesunder Beschaffenheit als vegetabilisches
Regenerations-Pillen
½ Schachtel M. 2.00, 1/1 Schachtel M. 3.50
Alleinversand:
Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Stoffwechselkrankheiten, Nervenleiden,
Blutarmut, Schwächezustände, Lungen-, Magen-, Darmleiden, Gicht, Rheumatismus, Arterienverkalkung, Zuckerkrankheit, Leber- und Nierenleiden usw. Vorzügliche Erfolge durch kombiniertes Sauerstoff-Heilverfahren ohne jede Berufsstörung. Verlangen Sie kostenlos ausführliche Broschüre. Sanitätsrat Dr. Weise's Ambulatorium, Berlin 154, Potsdamer Str. 123b.

Buntes Allerlei.

Die Farben der Sterne. Über die Farben der Sterne ist in wissenschaftlichen Werken schon viel gesprochen worden. Daß auch das Auge des Volkes zu allen Zeiten verschiedene Färbungen der Sterne festgehalten hat, geht ja schon aus zum Teil uralten Benennungen und Bezeichnungen hervor, wie: Der Orden der Kreuzherrn „vom roten Stern", aus den verschieden gefärbten Sternen der Heraldik, aus alten Gasthausnamen wie: Blauer Stern, Roter Stern (besonders häufig in Böhmen), bei denen es allerdings nicht immer gewiß ist, ob der Ursprung des Namens in persönlicher Willkür oder in einer heraldischen Anlehnung zu suchen ist. Jedenfalls erscheint unserm Laienauge der Sirius meist blaufunkelnd, der Aldebaran rötlich flammend; von den Planeten will uns der unheilschwangere Mars brandrot, der glückbringende Jupiter blaupurpurn scheinen, doch bleiben sich diese Farben nicht immer gleich, und es eröffnet sich hier der Subjektivität des Betrachters ein ziemlich großer Spielraum. Nur der Oberflächliche wird alle Sterne „gelb" nennen; auch er wird wenigstens „silberne" und „goldene" zu unterscheiden imstande sein. Der Astronom Osthoff hat eine Stufe für die Sternfarben aufgestellt; Sestini, Müller und Kempf haben Farbenkataloge der Sterne geschaffen. G. E. Lau hat in den Astronomischen Nachrichten den Sternfarben neue Untersuchungen gewidmet. Daß Lau weder bläuliche noch grünliche Sterne finden konnte, mag uns freilich ein wenig verwunderlich vorkommen. Er schreibt diese Farbe (die denn doch schließlich von vielen Augen gesehen wurde) dem „sekundären Spektrum" zu, der Zerstreuung des Lichtes im Objektiv des Fernrohrs. Man muß hier offenbar unterscheiden zwischen der Farbe des Sterns „an sich" und jener, die er dem bloßen oder nicht genügend bewaffneten Auge darbietet. C. Hoffmeister im Kosmos bemerkt dazu sehr richtig, daß bei längerem Hinsehen die Fähigkeit der Farbenschätzung verlorengeht; die Anstrengung des Schauens schwächt die Empfindlichkeit des Auges. Der erste Eindruck, den es von der Sternfarbe empfängt, dürfte somit der entscheidende sein.

Hausfrauenrat.

Zerbrochene echte Schildpattnadeln oder Schildpattkämme kann man wieder zusammenkitten, indem man die betreffenden zusammenpassenden Flächen etwas abschabt, in Wasser einweicht, dann richtig übereinanderlegt, mit angefeuchteter Leinwand so umwickelt, daß sie sich nicht wieder verschieben, sondern fest aufeinanderliegen, und nun kurze Zeit über einen glühend gemachten Plättbolzen hält. Die Hitze erweicht das Schildpatt und läßt die erweichten Teile sich zusammenfügen. Nach dem vollständigen Erkalten reibt man vorsichtig mit einem Lappen darüber, damit sie wieder blank werden.

Redaktions-Briefkasten.

Zahlreichen Anfragenden die Nachricht, daß der Vierfarbendruck des nach der bekannten Originalaufnahme gemalten Bildes „Im großen Hauptquartier" von Professor Angelo Jank, der der Nummer 1 der „Gartenlaube" beilag und bei unsern Lesern so allgemeinen Beifall fand, auch als Einzelblatt im Kunstverlag August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, erschienen und zum Preise von 3 Mark durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen ist.

Schluß des redaktionellen Teils.

Zur Kinderpflege

verwendet man seit vielen Jahren als bestes Einstreumittel für kleine Kinder und Säuglinge nach dem Urteil hervorragender Aerzte der Kinderheilkunde

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

der bei regelmäßiger Anwendung Wundsein, Wundliegen, Entzündungen und Rötungen der Haut zuverlässig verhindert

Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder ist seiner sicheren Wirkung wegen in ständiger Anwendung bei zahlreichen Krankenhäusern, Kliniken, Entbindungsanstalten usw.

Tägliches Abpudern der Füße (Einpudern in die Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller unter der Schweiß-Einwirkung leidenden Körperteile mit **Vasenol-Sanitäts-Puder** schützt gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden, hält den Fuß gesund und trocken und sichert gegen Erkältungen, wie sie häufig durch feuchte Füße entstehen.

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ist **Vasenoloform-Puder** als einfachstes und billigstes Mittel von unerreichter Wirkung und absoluter Unschädlichkeit unentbehrlich.

In Originalstreudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Blutarmut u. Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

In allen Apotheken erhältlich

Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Unübertroffen an Formenschönheit

Ein idealer Figurverbesserer

ist mein neuester ges. gesch. Korsettersatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa", nachdem er gleichzeitig volle Büste erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnefarbig M. 49.50. Sehr preiswert aus bestem waschbaren Material. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Marke „Lupa" ges. gesch.

Prospekte kostenlos

Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von **Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.**

Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 22.25 Taillenweite aufgeben.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh. — Zwelganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Brosch. fr.

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.

Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren

Für die Küche.

Billiger Brotbelag aus Miesmuscheln. Die nahrhaften und billigen Miesmuscheln sollte man recht oft auf den Tisch bringen. Man muß sie aber, damit kein Überdruß entsteht, recht verschiedenartig zubereiten. Bewährt hat es sich, die ausgelösten Muscheln nicht, wie es meistens geschieht, unzerkleinert, sondern grob- oder feingewiegt zu verwenden, es ziehen dann die damit verkochten Flüssigkeiten usw. besser ein und geben dem manchen Leuten zu fade erscheinenden Geschmack des Muschelfleisches mehr Herzhaftigkeit. Einen sehr schmackhaften und ergiebigen Brotbelag bereitet man auf folgende Weise zu: Zwei Pfund Miesmuscheln werden mit einer scharfen Bürste in mehrmals zu erneuerndem Wasser sehr sauber gereinigt und dann mit nur wenig Wasser, einer gehackten Zwiebel und einem Teelöffel Kümmelkörner gekocht, bis die Schalen aufspringen. Dann löst man das Muschelfleisch heraus, entfernt die Bärte und wiegt die Muscheln fein. Dem Muschelkochwasser setzt man nun zwei Tassenköpfe Mosel- oder sauren Apfelwein, etwas Pfeffer, einen Brühwürfel und gehackte Kräuter zu, schmeckt die Brühe mit gutem Weinessig oder Zitronensaft ab, läßt das gehackte Muschelfleisch an der Seite des Herdes noch 10 Minuten darin ziehen, ehe man 10 Blatt in warmem Wasser aufgelöster Gelatine darunterrührt. Die Masse wird in eine mit kaltem Wasser ausgespülte längliche Form gefüllt und recht kalt gestellt. Nach dem Erstarren schneidet man das gesülzte Muschelfleisch in dünne Scheiben und belegt damit geröstete Kriegsbrotschnitten. Scheiben von eingelegten roten Rüben, Salz- oder Peffergurken oder grüne in Essig eingelegten Tomaten [illegible] den Geschmack dieses Brotbelages. Man kann das auf diese Weise bereitete Muschelfleisch auch als Sülze mit Bratkartoffeln reichen; dann legt man den Boden von Sülzformen oder Tassenköpfen mit Rotrüben- oder Gurkenscheiben, wenn man's hat, auch mit Scheiben von hartgekochtem Ei aus und reicht eine Kriegs-Öl-Eier-tunke dazu. M. K.

Klöße auf ostpreußische Art. Aus Mehl, dem nötigen Salz und Wasser rührt man einen nicht zu festen Teig an. Wenn das Wasser, dem man etwas Salz zufügt, kocht, sticht man mit einem naßgemachten Blechlöffel nicht zu große Klöße ab und läßt sie so lange kochen, bis sie sämtlich oben schwimmen. In die Kloßbrühe tut man nun ein wenig Essig und gegebenenfalls etwas Sirup, sonst Zucker oder Süßstoff, damit das Gericht nach Geschmack genügend sauer und süß wird. Ist das Gericht nicht bindig genug, rührt man noch etwas Mehl daran. In Friedenszeiten tut man außerdem gebratene kleine Speckwürfel und Zwiebeln hinzu. Es ist aber auch schon ohne dieses schmackhaft. Th. Sch.

Teegebäck ohne Butter und ohne Ei. ½ Pfund Marmelade wird mit ¼ Liter warmer Milch oder Kaffee und ¼ Pfund Zucker verrührt. Dazu kommt ein Teelöffel Zimt oder etwas abgeriebene Zitronenschale, eine Prise Salz, ½ Teelöffel gestoßene Nelken, zehn Gramm gestoßener Anissamen und ein wenig abgeriebene Muskatnuß. In dieses Gemengsel wird ein Pfund Kriegsmehl gemischt und mit einem Päckchen Backpulver und einem Teelöffel Natron wohl verrührt. Dann fügt man nach und nach noch ungefähr ½ Pfund Kriegsmehl hinzu, bis die Masse so fest ist, daß man sie ausrollen kann. Nun läßt man den Teig einige Stunden stehen, rollt ihn hierauf so dünn wie möglich aus und sticht mit einem kleinen Wasserglase runde Plätzchen aus, die man auf einer mit etwas Fett bestrichenen Platte im Herde schön braun backen läßt. Kurz vor dem Genuß werden die Plätzchen auf einer Seite mit beliebiger Marmelade oder Gelee bestrichen und immer zwei aufeinandergelegt. Es empfiehlt sich, das Gebäck nicht bestrichen in Porzellan, Glas oder Blech aufzubewahren, da es sich dann lange Zeit frisch und knusprig erhält. Aus vorstehendem Quantum bekommt man je nach Größe 250 einzelne oder 125 Doppelplätzchen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Kleiner Vermittler

Preis: für die Zeile 0,95 M. oder für das Wort in Fettdruck 0,25 M., für das Wort in gewöhnlicher Schrift 0,20 M. — Angebotene Stellen für die Zeile netto 0,80 M. — Gesuchte Stellen für die Zeile netto 0,60 M. — Für Chiffre-Gebühren außerdem 0,20 M. — Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20 % erhoben.

Töchter-Pensionate

Hannover.

Im **Töchterheim** von Frau **A. Halbeck, Soltau,** Lüneb. Heide, finden junge Mädchen jederzeit liebevolle Aufnahme.
Pension jährlich 1000.— Mark, halbjährlich 550.— Mark.

Harz.

Ballenstedt a. H., Töchterheim Friedensheim. Haushalt., Wissensch., 2c. — Eintritt jederzeit. — Vorsteherin Frl. **C. Wille.**

Gernrode a. H. Töchterheim „Edelweiß" Haushalt, Wissenschaften, Sprachen, auch Konversation, Musik, prakt. und gesellschaftl. Ausbildung, Sport, Handarbeit. Herrliche Lage am Walde. Prospekt u. Referenzen.

Gernrode/Harz Töchterpensionat Mathilde. Eigene Villa im großen Park. Nähe Wald. Grdl. Ausbildung im Haushalt. Sprachen und Musik. Staatl. gepr. Lehrer. im Hause. Illustr. Prospekte. Frau Math. Kolbe

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Ill. Prospekt.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vormals Pfarrhaus Theune in Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortbild. Pensionspr. jährl. 800.– mit Stunden 900 Mk. Beste Ref.

Bad Harzburg. Villa Hausfeld, erstklassiges Töchterheim.
Ziele des Frauenlehrjahres:
Haushaltung, Wissenschaften, Erholung. Allseit. gründl. Ausb. in Küche, Haus. Eigene, mit all. Bequeml. der Neuzeit einger. Villa in best. Lage. Groß. parkart. Garten. l. Ref. u. Prosp. Fernspr. 382. (S. Anzeige in Nr. 48.) Jahrespr. 1800 Mk. Für ausreichende, gute Verpflegung gesorgt. Frau **Dr. med. Rensch.**

Kleine Kinderpension für Mädchen. Gutempfohlen. Beste Verpfleg. Frau E. Schröder u. Tochter. Bad Harzburg, Bismarckstr. 22

Bad Lauterberg/H. Landwirtschaftl. Haushaltungsschule u. Pens. für Töchter gebild. Stände. Kursus A. D. Unterricht entspricht dem d. Wirtschaftl. Frauenschule a. d. L. Kursus B. Hauswirtschaftl. Jahreskurs., ev. wissenschaftl. Fächer. Pens. 1700. Prosp. d. F. Hunäus.

Bad Suderode/Harz. Töchterh. Pape. B. d. T. Grdl. Ausb. i. Haush. u. Wissensch. Gepr. Lehrkräfte. l. Empf. Gute Verpflegung. Prosp. u. Bild.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Bensheim/Bergstr. Haush.-Pensionat Kiehler. Eig. mod. Villa. Gründl. Ausb. In-Ref. Prospekt.

Cassel, Töchterheim Haus Ehinger, Olgastraße 12. Gründl. zeitgem. hauswirtsch. Ausb., wissenschaftl. Fortbildg. Beste Fachlehrkr. Jahrespreis 1400 Mk. Erste Empfehlg. Prospekt.

Zum 1. Juli find. jg. Mädch liebev. Aufn. z. gründl. Erlern. d. Haush., Handarb., Umgangsf., u. z. Kräft. d. Gesundh., Pensionspreis pr. Jahr Mk. 900 halbj. Mk. 500.—. Pensionsh. Villa Victoria, Soodeu Werra.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein. **Haus Flora.** Töchterheim I. Ranges

Horchheim Bez. Coblenz Töchterheim Mühlenfeld, staatl. konz. Zeitgem. Hausw. Ausb. u. wissenschaftliche Förderungen. Schöner Besitz in gesunder, herrl. Lage direkt am Rhein, gr. Obst- u. Gemüsegarten. Milch v. eig. Vieh. Gute Verpfl. Pens.-Preis 1500 M. jährl. Näh. Prospekt

Königreich Sachsen.

Dresden: Töchterpens. Pohler. Villa Angelika, Schnorrstr. 61. I. eig. Park. Präm. Hyg.-Ausst. 1911. Exk. Prof. Wiss. Sprach. Musik. Mal. Nationallehrerin. Turn. Tenn. bsl. u. ges. Ausb. Ill. Prosp.

Töchterpensionat Heim, Leubnitzer Str. 11, Dresden-A. Villa mit Garten, Tennis- u. Sportplatz. Wissenschaften, Sprachen. Jahre pr 2000 M.

Dresden-A. Goethestraße 12. Höhere Koch- u. Haushaltungsschule, verbunden mit einem **Töchterheim** von **Sophie Voigt.** Heim im eig. Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage. Vorzügl. Empfehl. Ausführliche Prospekte. — Unverkürzter Lehrplan auch während des Krieges.

Dresden-Weißer Hirsch in eig. Villa, direkt a. Walde. **Kochlehranstalt u. Haushaltungspensionat** von **E. E. Weis,** gegr. 1848. Unter. in ff. Kochen, Backen, Garnieren 2c., auch für ält. Damen. — Erholungsheim f. Damen.

Dresden, Liebigstraße 10 **Töchterpensionat Willrich,** Vorsteherin: Dora Henning, bietet in ihrer gesund und frei gelegenen Villa jungen Mädchen aus guten Familien ein gemütliches Heim, in dem sie durch Unterricht in Wissenschaften, Sprachen, Handarbeiten, Musik, im Hauswesen und in gutem Lebensformen weitergebildet werden. Tennen, Sport. Vorzügl. Empfehlung. Prosp.

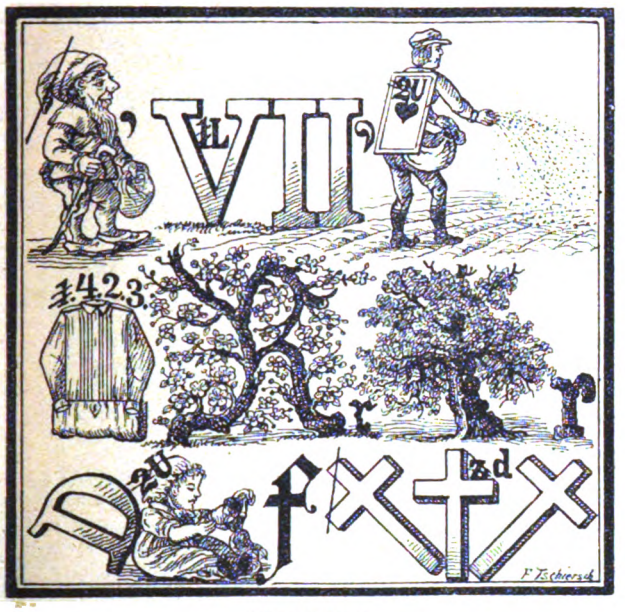
Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 15. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Zur Kurzweil.

Rebus.



Zitat-Rätsel.

Oh daß in diesem Jahr erschien' die Stunde,
Da wir uns fromm zum Dankgebete neigen;
„Der Sieg ist unser!" jauchz' es in der Runde,
„— — — — — — — — — —"

Viersilbig.

Wenn man die ersten Silben schlägt,
Hört man sie weiblich brüllen;
Und wenn man sie auf Reifen trägt,
Wird man sie sorglich füllen.

Drei, vier uns Licht und Wärme schafft,
Hilft bilden und gestalten,
Doch so nicht bändigt man die Kraft,
Wird sie zerstörend walten.

Und wo das ganze Wort sich regt,
Herrscht Grausen und Entsetzen;
Was steht und geht, wird weggefegt
In Trümmern und in Fetzen.

Renata Greverus

Füllrätsel.

Fügst in eines Königs Namen,
Der bekannt aus Shakespeares Dramen,
In die Mitte h du ein,
Wird's ein Komponist gleich sein.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Logogriph: Uhr, Uhu.

Wechselrätsel: Bonne, Nonne, Sonne, Tonne, Wonne.

Kaum verbessert: Verwirrung, Verirrung.

Vorwärts und rückwärts: Reger.

Oster-Problem:
Osterglocken lieblich schallen:
Auferstehn soll die Natur!
Seinen Odem läßt Gott wallen,
Und es grünt und blüht die Flur.

(Man liest im äußeren Kreise die Buchstabengruppen in der Reihenfolge, daß man stets zwei überspringt, und wiederholt dies in der inneren Reihe.)

Schluß des redaktionellen Teils.

zum Heben, Festhalten und Fortrücken heißer Töpfe und Geschirre. Unentbehrlich für Kochkistentöpfe! Macht den unpraktischen u. unhygienischen Topflappen entbehrlich!

Preis pro Stück **M. 1.–**

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

„MOHA"-G. m. b. H.
Nürnberg 2.

Alte und moderne Gemälde
nur ersten Ranges sucht Sammler direkt vom Besitzer zu erwerben. Offert. u. Photo unt. H. 4714 W an **Haasenstein & Vogler A.-G., Berlin W 35.**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.grat.Kat.A üb. **Selbstfahrer** (Invalid.-räd.),Kat.B.ü.**Krankenfahr-stühle** f.Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Dr. Heinrich Lehrmann
„**Haubennetz**" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis p. St. M. 1.40, ab 6 St. M. 1.20 (gar. echtes Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 62. **Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Feines Schuhzeug
soll nicht mit Wassercreme behandelt werden, denn sie färbt ab bei nasser Witterung.
Dr. Gentners Oel-Wachs-Lederputz
Nigrin
gibt wasserbeständigen, nichtabfärbenden Hochglanz.
Carl Gentner, chem. Fabrik, Göppingen-Wtbg.

Auskünfte diskret, zuverlässig.
Auskunftei Reform, Berlin 200. Heinersdorfer Straße 28. — Gegr. 1902

Kein **Leser** versäume, meine Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 128.

Digitized by Google

Für die Küche.

Palatschinken mit Feigenfülle auf Wiener Art. Diese in Österreich sehr beliebten kleinen und sehr dünnen Eierkuchen kann man recht gut anstatt mit dem raren weißen Weizenmehl mit Maismehl zubereiten. Man verquirlt ein ganzes Ei oder in Ermangelung dessen ein Eiersatzpulver mit 3 Eßlöffeln aufgelöster Trockenmilch oder kondensierter Milch und 6 Eßlöffeln Maismehl sowie einer Prise Salz und schlägt die Masse, bis sie recht schaumig ist und Blasen wirft. Dann fügt man eine Messerspitze doppelkohlensaures Natron und ein etwa erbsengroßes Stückchen Weinsteinsäure zu, rührt gut um und bäckt nun sofort den Teig in einer mit Speckschwarte oder Öl ausgestrichenen runden Eierkuchenpfanne zu kleinen Eierkuchen aus. Man gibt nur so viel Teig in die Pfanne, daß der Boden gerade bedeckt ist, wenn man die Pfanne nach allen Seiten kippte und schwenkte. Die Palatschinken werden nur auf einer Seite goldgelb gebacken, dann füllt man sie mit nachstehender Fülle, rollt sie zusammen, bestreut sie mit feinem Zucker oder Zucker und Zimt und stellt sie ins heiße Bratrohr, bis alle Palatschinken gebacken sind. Für die Fülle wäscht man tags zuvor 125 Gramm Feigen mit warmem Wasser sauber ab und weicht sie mit nur so viel Wasser ein, daß sie eben davon bedeckt sind. Am andern Morgen zerschneidet man die Feigen und treibt sie durch die Hackmaschine. Dann vermengt man die Masse mit dem Feigenwasser, etwas Zitronen- oder Apfelsinensaft, einem Teelöffel Rum oder Südwein und bestreicht damit die ungebackene Seite der Palatschinken. Anstatt Feigen kann man auch ausgequellte Rosinen oder anderes wie oben vorbereitetes Dörrobst verwenden. M. K. S.

Süßer Kartoffelauflauf. Zwei Pfund gekochte, geriebene Kartoffeln, 200 Gramm gestoßener Zucker, ein halbes Pfund Grieß, ein Viertelpfund Mehl, zwei Eier, ein halbes Liter Buttermilch, zwei Päckchen Vanillin, zwei Päckchen Backpulver. Die Buttermilch wird mit den Eiern, Zucker und Kartoffeln zwanzig Minuten gerührt in tiefer Schüssel. Dann gibt man den Grieß mit dem Vanillin dazu und rührt noch 5 Minuten lang. Zuletzt kommt das mit dem Backpulver vermengte Mehl hinzu. Ist alles gut gemengt, gibt man die Masse in eine Form und bäckt sie bei guter Hitze fünfzig bis sechzig Minuten. E. B.

Schluß des redaktionellen Teils.

Mutter und Kind
stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit
durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 2.50. 12 Bäder Mk. 4.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien Nur echt in der grünen Dose. Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 4
(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

San.-Rat Dr. Hans Stolls Sanatorium Alicenhof Bad Nauheim bes. f. Herzleiden u. Aderverkalkung.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, G.

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.
Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.

Rheumatismus
Stärkste Schwefelquellen Deutschlands.
Schwefel Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder,
Inhalationen.
Zandersaal.
Königl. Bad Nenndorf
bei Hannover
Frauenkrankheiten,
Ischias, Hautkrankheiten.
Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.
Gicht

Charakterdeutung
Seelenergründg. etc. etc. a. d. Handschrift ist d. best. Maßstab z. Beurteil. d. eig. Person. v. Freund. u. Bekannt., in Liebe u. Ehe etc. Zahlr. Anerkennungen beweis. d. hoh. Wert mein. rein wissenschaftl. Methode. Ausf. Analyse bei Einsend. v. Schriftprobe u. 5 Mk. d. Schriftsteller Peschke, Berlin-Friedenau 55, Peter-Vischer-Str. 19.

Werkstatt für moderne
Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien
für Blusen u. Kleider
Hohlsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin O 27,
Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

+ Frühjahrs-Kur +
mit Frühlingskräutertee „HERPINA“ erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Kein Tee-Ersatz, sondern ein sehr wohlschmeckender, bekömmlicher Gesundheitstee zur Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Paket M. 1.50 (3 Pak. z. Kur erforderlich). Instit. „Hermes“, München 35, Baaderstr. 8.

Hämorrhoiden-Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 6.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle

liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Institut Goltz Ilmenau I. Thür. Einj. Abitur. Pr. fr.

Schönster Schmuck
für Veranda, Balkon, Fensterbretter etc. sind unstreitig meine weltbekannten
Gebirgs-Hänge-Nelken-Pflanzen.
Versand überallhin. Katalog gratis u. fr.
Gebhard Schnell, Gebirgsnelkengärtnerei, Traunstein 36 (Oberbayern).

Reichels Somersprossen-Creme Isoli, absolut sicher wirkendes, garantiert unschädliches Spezialmittel. Über 25jährige glänzende Erfolge. — Dose 3.50 Mk.
Otto Reichel, Berlin 91, Eisenbahnstr. 4.

Blutarmut Bleichsucht
und deren Folgezustände werden prompt u. nachhaltig bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte
Sanguinal
Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich:
Krewel & Co, G.m.b.H., Chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Über die Verwendung des Natrons in Küche und Haushalt. Daß der Zusatz von Natron Hülsenfrüchte schneller weich werden läßt, ist eine allbekannte Tatsache, weniger bekannt möchte sein, daß auch alle Klöße lockerer werden und weniger Eier oder Ei-Ersatz benötigen, wenn dem Teig ein wenig Natron beigefügt wird. Vor allen Dingen sollte man aber bei dem jetzigen Seifenmangel Natron beim Waschen von feiner Wäsche verwenden. Man fügt dem Wasser, solange es noch kalt ist, Natron bei (ungefähr anderthalb gehäufte Eßlöffel auf einen mittelgroßen Waschkessel), legt, sobald das Wasser warm ist, die Wäsche hinein, um sie einige Stunden weichen zu lassen. Der Schmutz löst sich dadurch sehr schnell, ohne das Gewebe anzugreifen. Auch bei dem späteren Kochen der Wäsche kann man noch einmal dem Wasser etwas Natron zugeben. W.

Gegen Rostflecke in der Wäsche. Rostflecke aus bunter Wäsche entfernt man am besten auf folgende Weise: Zwei Hände voll Hornspäne werden mit einem halben Liter Leitungswasser übergossen und mehrere Tage stehengelassen. Dann wird die Flüssigkeit abgegossen und zum Auswaschen der Flecke benutzt. Flecke, die durch Rost in Weißzeug entstanden, taucht man in sehr verdünnte Salzsäure und spült sofort sorgfältig mit klarem Wasser nach. A. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gegen Wundsein

Wundliegen, Entzündungen und Rötungen der Haut bei Kindern und Säuglingen schützt zuverlässig die regelmäßige Anwendung des Vasenol-Wund- u. Kinder-Puders. In Tausenden von ärztlichen Anerkennungen wird der

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

als bestes Einstreumittel bezeichnet, das seiner sicheren Wirkung wegen ständig in zahlreichen Krankenhäusern, Kliniken und Säuglingsheimen zur Anwendung kommt.

Tägliches Abpudern der Füße (Einpudern in die Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller unter der Schweiß-Einwirkung leidenden Körperteile mit **Vasenol-Sanitäts-Puder** schützt gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden, hält den Fuß gesund, und trocken und sichert gegen Erkältungen, wie sie häufig durch feuchte Füße entstehen.

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ist **Vasenoloform-Puder** als einfachstes und billigstes Mittel von unerreichter Wirkung und absoluter Unschädlichkeit unentbehrlich.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Abgebrannt!

Warum hatte ich keinen Minimax!

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, nicht einfrierbar, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben, unbegrenzt haltbar.

Ueber 1 Million Apparate im Gebrauch, mehr als 50000 gemeldete Brandfälle, Tausende ungemeldet. 1917 monatlich durchschnittlich 8000 Nachfüllungen geliefert, 103 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet!

Verlangen Sie Sonderdruckschrift „Tb".

Minimax G. m. b. H., Berlin W 0, Linkstr. 17 (E 72).

Sie sehen alt aus

sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa", einem natürlichen orientalischen Schönheitsverfahren, beseitigt man solche absolut sicher und erhält jugendliches Aussehen, frischen reinen Teint und veredelte Gesichtszüge. Einfach und unschädlich und doch von verblüffendem Erfolg. „Lupa" ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa" M. 6.75 u. M. 9.50, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.95. „Lupa"-Haut-Krem macht die Haut zart, weich und hell u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.25. „Lupa"-Bleich-Haut-Krem ein vorzügliches u. sicheres Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 4.—. „Lupa"-Wasch-Emulsion — alkalifrei — der mildeste und zarteste Seifenersatz, kremartig, äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen, bewahrt frischen Teint. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Kruke M. 6.75. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Tausche Waren um oder zahle Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden 399.

Man verlange Prospekt kostenlos Bendemannstr. 15.

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.

Dr. Kühlbrandts Talsol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.

Sanatorium Johannisbad.

Bekannt durch seine guten Erfolge bei allen chron. Kranken, Nervenleidenden, Stoffwechselkranken usw. Leit. Arzt Dr. med. Ruppel.

Johannisbad.

Eisenach. Thüring. Fernspr. 209. Direkt an meilenweit. Tannenwaldung. Gute Verpflegung. Prosp. durch Schwester Else Wuschack

Leichner

Duftei

Krankenfahrstühle Krankenmöbel

Jeder Art liefert die Spezialfabrik

Richard Maune

Dresden-Löbtau 8

Katalog gratis. In jed. größ. Stadt w. Verkaufsst. nachgew.

Musik-Instrumente

für unsere Krieger, für Schule und Haus. Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Kriegsbriefmarken

Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt. S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. G. Preisliste ums. Höchste Bez. f. Ankauf.

Schönster Schmuck für Veranda, Balkon, Fensterbretter etc. sind unstreitig meine weltbekannten

Gebirgs-Hänge-Nelken-Pflanzen.

Versand überallhin. Katalog gratis u. fr. Gebhard Sohnell, Gebirgsnelkengärtnerei, Traunstein 36 (Oberbayern).

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.grat.Kat.A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat.B u. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer, Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Teilzahlung

Photoapparate aller Art
Photographische Artikel

Kataloge umsonst und portofrei.

Jonass & Co., Berlin P 597 Belle-Alliance-Str. 7/10.

Für die Küche.

Schwäbische Schupfnudeln. Für die in Süddeutschland sehr beliebten und gut sättigenden Schupfnudeln kocht man Kartoffeln einer recht mehligen Sorte in der Schale weich, schält sie noch heiß und zerdrückt sie sofort auf einem Nudelbrett mit dem Nudelholz zu einer knötchenfreien Masse. Dann gibt man einen Teelöffel Salz darüber und walkt so viel Mehl darunter, daß ein ziemlich fester Teig entsteht, der sich leicht vom Nudelbrett ablösen läßt. Den Teig zerschneidet man nun zu länglichen, kleinfingerdicken Nudeln, die man mit dem Handballen rund rollt. In Schwaben nennt man das schupfen, daher Schupfnudeln. In einer flachen Pfanne läßt man etwas Fett oder Margarine oder auch Speiseöl zergehen und brät die Schupfnudeln darin auf allen Seiten gelbbraun an, wobei die Pfanne ständig zu schütteln ist. Kurz vor dem Anrichten gießt man ein bis zwei zerquirlte Eier über die Nudeln, läßt diese stocken und trägt dann das Gericht mit geriebenem Käse bestreut und mit einem grünen Salat als Beilage sofort auf.

Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Frühjahrs-Kur

mit Frühlingskräutertee **„HERPINA"** erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Kein Teeersatz, sondern ein sehr wohlschmeckender, bekömmlicher Gesundheitstee zur **Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung.** Paket **M. 1.50** (3 Pak. z. Kur erforderlich). Instit. „Hermes", München 35, Baaderstr. 3.

Im Frühling gebrauchen Sie **Regenerations-Pillen** zur Blutreinigung und Auffrischung der Körpersäfte. ½ Schachtel 2,85 M., ¹/₁ Schachtel 5,20 M. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Charakterdeutung

Seelenergründg. etc. etc. a. d. **Handschrift** ist d. best. Maßstab z. Beurteil. d. eig. Person. v. Freund. u. Bekannt., in Liebe u. Ehe etc. Zahlr. **Anerkennungen** beweis. d. hoh. Wert mein. rein wissenschaftl. Methode. **Ausl. Analyse** bei Einsend. v. Schriftprobe u. 5 Mk. d. **Schriftsteller Pefchke, Berlin-Friedenau 55, Peter-Vischer-Str. 19.**

Auskünfte

über Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskret, zuverl. **Auskunftei „Reform". Berlin 200, Heinersdorfer Str. 28.** Handelsgerichtl. eingetragen. Gegründet 1902.

Blutarmut u. Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

In allen Apotheken erhältlich

Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt: „Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe ist **A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel** unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben. **Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—** Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb E. M. Müller, München II.** Briefkasten 53. S. 7

Warzen beseitigt verblüffend **„Varex"** Preis 1,90 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, bezogen werden.

Kleiner Vermittler

Preis: für die Zeile 0,95 M. oder für das Wort in Fettdruck 0,25 M., für das Wort in gewöhnlicher Schrift 0,20 M. — Angebotene Stellen für die Zeile netto 0,80 M. — Gesuchte Stellen für die Zeile netto 0,60 M. — Für Chiffre-Gebühren außerdem 0,20 M. — Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20 % erhoben.

Töchter-Pensionate

Hannover.

Im **Töchterheim** von Frau **A. Halbeck, Soltau,** Lünebg. Heide, finden junge Mädchen jederzeit liebevolle Aufnahme. Pension jährlich 1000,— Mark, halbjährlich 550,— Mark.

Harz.

Ballenstedt a. H., Töchterheim Friedensheim. Haushalt., Wissensch., etc. — Eintritt jederzeit. — Vorsteherin Frl. **C. Wille.**

Gernrode/Harz Töchterpensionat Mathilde. Eigene Villa im großen Park. Nähe Wald. Grdl. Ausbildung im Haushalt. Sprachen und Musik. Staatl. gepr. Lehrer. im Hause. Illustr. Prospekte. Frau Math. Rohde

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Ill. Prospekt.

Bad Harzburg. Villa Hausfeld, erstklassiges Tochterheim.

Ziele des Frauenlehrjahres: Haushaltung, Wissenschaften, Erholung. Allseit. gründl. Ausb. in Küche, Haus. Eigene, mit all. Bequeml. der Neuzeit einger. Villa in best. Lage. Groß. park-art. Garten. I. Ref. u. Prosp. Fernspr. 382. (S. Anzeige in Nr. 48.) Jahrespr. 1800 Mk. Für ausreichende, gute Verpflegung gesorgt. Frau **Dr. med. Rensch.**

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vormals Pfarrhaus Theune in Gröningen. Wirtschaftl., gesellsch. u. wissensch. Fortbild. Pensionspr. jährl. 800,, mit Stunden 900 Mk. Beste Ref.

Kleine Kinderpension für Mädchen. Gutempfohlen. Beste Verpfleg. Frau E. Schröder u. Tochter. Bad Harzburg, Bismarckstr. 22

Bad Lauterberg/H. Landwirtschaftl. Haushaltungsschule u. Pens. für Töchter gebild. Stände. Kursus A. Unterricht entspricht dem d. Wirtschaftl. Frauenschule a. d. Saale. Kursus B. Hauswirtschaftl. Jahreskursus, ev. wissenschaftl. Fächer. Pens. 1700. Prosp. d. F. Hunäus.

Bad Suderode/Harz. Töchterh. Pape. B. d. T. Grdl. Ausb. i. Hausw. u. Wissensch. Gepr. Lehrkräfte. I. Empf. Gute Verpflegung. Prosp. u. Bild.

Hessen-Nassau.

Zum 1. Juli find. jg. Mädch. liebev. Aufn. z. gründl. Erlern. d. Haush., Handarb., Umgangsf., u. z. Kräft. d. Gesundh., Pensionspreis pr. Jahr Mk. 900 halbj. Mk. 500.—. Pensionsh. Villa Victoria, Sooden/Werra.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein. **Haus Flora.** Töchterheim i. Rangen.

Königreich Sachsen.

Dresden: Töchterpens. Pohler. Villa Angelika, Schnorrstr. 61. I. eig. Park. Präm. Hyg.-Ausst. 1911. Ecol. Prof. Wiss. Sprach. Musik. Mal. Nationallehrerin. Turn. Tenn. bsl. u. gef. Ausb. Ill. Prosp.

Für die Küche.

Rhabarber-Kartoffeln. Hierfür kocht man zwei Pfund Kartoffeln weich und treibt sie durch die Kartoffelpresse. Den Kartoffelschnee verrührt man mit 1½ Pfund weichgekochtem Rhabarber. Der Rhabarber wird hierzu nicht geschält, sondern nur abgeschabt, gewaschen und in fingergliedlange Stücke geschnitten. Die Rhabarber-Kartoffeln trägt man nun entweder nur gesalzen und ungesüßt mit etwas braun gerösteten Speckwürfeln, mit denen man einen Eßlöffel Semmelkrumen anrösten ließ, auf und gibt frische Wurst, gebackene Fische oder falsche Leber- oder Fleischklößchen dazu, oder man süßt sie mit Süßstoff, tut etwas Margarine daran und trägt sie mit Zucker und Zimt bestreut auf. Sie erinnern dann an die beliebte, aus Äpfeln und Kartoffeln hergestellte Himmel-und-Erde-Speise. Das Gericht ist sehr wohlschmeckend und sättigend. M. K.

Schluß des redaktionellen Teils.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Schönster Schmuck für **Veranda, Balkon, Fensterbretter etc.** sind unstreitig meine weltbekannten **Gebirgs-Hänge-Nelken-Pflanzen.** Versand überallhin. Katalog gratis u. fr. **Gebhard Schnell,** Gebirgsnelkengärtnerei, **Traunstein 36** (Oberbayern).

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur. **Dr. Kühlbrandts Talaol** ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: **Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.**

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Ihr neuer Haarnetz

„Haubennetz“ umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis p. St. M. 1.40, ab 6 St. M. 1.20 (gar. echtes Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 62. **Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Blutarmut Bleichsucht und deren **Folgezustände** werden **prompt u. nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte **Sanguinal** *Krewel in Pillenform*

In allen Apotheken erhältlich:

Krewel & Co, G.m.b.H., Chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Schutzmarke

Keinen Tropfen Wasser

läßt Dr. Gentner's Oel-Wachs-lederputz

Nigrin

durch das Leder des Schuhzeugs eindringen bei fortlaufendem Gebrauch. Eine hauchdünne, hochglänzende, durch Wasser und Schnee unzerstörbare Wachsschichte bildet sich auf dem Leder, welche das Eindringen des Wassers verhindert. Nigrin färbt nicht ab.

Fabrikant: **Carl Gentner,** chem. Fabrik, **Göppingen,** Wtbg.

Kaufmännisches Personal Anzeigen haben im „Berliner Lokal-Anzeiger“ großen Erfolg. Auch während des Krieges.

Kluge Frauen
erhöhen und erhalten ihre Schönheit durch
Thalysia-Büstenhalter
(für zarte Gestalten)
Thalysia-Edelformer
(für volle Figuren).
Werdende Mütter
kleiden sich bis zuletzt unauffällig mit einfachst verstellbaren, ges. gesch.
Thalysia-Umstandskleidern
und schützen sich gegen Schädigungen und häufig zurückbleibende Entstellungen durch
Thalysia-Edelgurte.

Man verlange postfrei (gegen 15-Pfg.-Marke) das Jahresalbum 13a von
Thalysia Paul Garms G. m. b. H., Leipzig-Co.
Berlin, Wilhelmstraße 37; München, Marienplatz 29.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Silben-Rätsel.

a — an — bo — co — de — di — dor — eb — ga — go — him — i — ib — la — ma — ne — nel — ni — ra — ra — ra — rah — rang — ro — ſa — ſe — ſi — ti — vil.

Die Silben bzw. Buchſtabengruppen ſind zu neun Worten von folgender Bedeutung zuſammenzuſetzen: 1) Name einer Königin des Alten Teſtaments. 2) Heldin einer griechiſchen Tragödie. 3) Hafenſtadt in Niederländiſch-Indien. 4) Jüdiſcher Vorname. 5) Großer Waſſerfall. 6) Bezeichnung für einen unredlichen Menſchen. 7) Arabiſcher Name. 8) Stadt in Spanien. 9) Name einer Seeſchlacht im jetzigen Kriege.

Die Anfangs- und Endbuchſtaben dieſer Worte ergeben, von oben nach unten geleſen, den Titel eines modernen Romans, der unſeren Leſern nicht unbekannt iſt.

Andere Richtung.

Wohl änd're den Lauf ich, — bleib aber Fluß,
Steht oder fehlt mir der Wehruf am Schluß.

Auflöſung der zuletzt veröffentlich'en Rätſel.

Rebus: Wer Liebe ausſät, dem erblüht reicher Dank und Freude.

Zitaträtſel: Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen.

Vierſilbig: Trommelfeuer.

Füllrätſel: Lear, Lehar.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die grüne Dose

ist das Kennzeichen der echten von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien

Nur echt in der grünen Dose.

Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T.10 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Original-Dose

Selbsterkenntnis

durch wissenschaftl. Schriftkunde! Ratschläge für Berufswahl, Verlobungen, Personal- u. Erziehungsfragen durch staatl. gepr. Päd. u. Psychologen-Dr. Ungezwung. Tintenschrift und 3 M. (ausführlich 5 M.) bitte einzusenden an Institut Weiland, Saarbrücken 3, Johannisstrasse 27, II.

Lästige Haare

Haarentfernungsmittel 4 M.

Löwen-Apotheke, Hannover 7

Pension

mit Privatschulbesuch für Konfirmandin gesucht. Gute Verpflegung nebst liebevoller Aufnahme Bedingung. Oldenburg, Schlesien, Holstein, Pommern bevorzugt. Offerten unter „R. W. 4069“ an Rudolf Mosse, Berlin W., Potsdamer Strasse 33.

Junge Witwe

ansehnlich, kinderlos, blond, 30 Jahre, aus gutem Hause, mit gemütlichem, kleinem Heim, wünscht, da sich einsam fühlend, die Bekanntschaft eines gutsituierten evgl. Herrn zwecks Heirat. Off. u. Bc. 282 an August Scherl G. m. b. H. Nebenstelle Berlin N. 37. Schönhauser Allee 173.

Altbewährte

v. Schröder-Schenke

Kosmetik!!

Berlin - Wien - Zürich.

Zur Gesichtspflege!

Teintpflegemethode „Venus“ gegen Mitesser, gelbe fahle Gesichtshaut und dergleichen. Preis . . . . . M. 7.50

Gegen rauhe spröde Gesichtshaut, zur Pflege der Haut unerläßlich: Creme „Bella-Divina“ . . . . M. 4.—, M. 7.50

Gegen Fältchen unter den Augen u. a. d. Schläfen: „Pasta Regis.“ Preis M. 6.50

Zur Haarpflege!

„Haar-Kraft-Balsam“ gegen trockenes, glanzloses Haar, Kopfjucken, Schuppenbildung und dergl. Haarübel. Preis . . . . M. 4.—, 7.50

Lockiges Haar durch Haar-Kräusellotion „Isolde“. Die Locken sind bei Transpiration und selbst bei feuchter Luft haltbar. Preis M. 3.—

Schönheit der Nasenform.

Nasenformer „Orthodor“, D.-R.-Patent Nr. 269561, Schweizer, Oesterreichisches und Ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenigen Tagen. Preis . . . . . M. 8.—

Schröder-Schenke's Emulsionen

sind die mildesten Gesichtswaschmittel. Schröder-Schenke's Emulsionen haben sich schon vor dem Kriege größter Beliebtheit erfreut. Sie wirken erfrischend, ohne die empfindlichste Gesichtshaut anzugreifen. Schröder-Schenke's Kräuteremulsion. Preis M. 3.50 Schröder-Schenke's Zitronenemulsion zur gleichzeitigen Aufhellung des Teints. Preis M. 4.50

Gegen Warzen, Leberflecke, Muttermale im Gesicht und am Körper, ohne Schneiden, Aetzen, ohne Narben zu hinterlassen „Ingold“. Preis M. 5.—

Gegen lästigen Haarwuchs Schröder-Schenke's Methode M. 6.—

Schönheit der Lippenform

durch Lippenformer „Kallodor“. + Patent Nr. 62964. Zu großer, breiter Mund und wulstige oder gar aufgeworfene Lippen werden in wenigen Wochen durch meinen patentierten Lippenformer „Kallodor“ auf ihre anmutige, normale Form reduziert, während mit „Kallodor“ bei zu dünnen Lippen infolge fein dosierter Stauung die Lippenform üppiger, lebensfrisch und schön geschwungen wird. Der Lippenformer ist verstellbar und paßt deshalb für jeden Mund. Preis . . . . . M. 7.—

Schröder-Schenke, Berlin W. 15

Verkaufsräume vorn 2. Etage Potsdamer Strasse P. 26 b. Gegründet 1896.

Digitized by Google

Für die Küche.

Schwarzwurzel-Schmarren. 500 Gramm Schwarzwurzeln werden sauber geputzt und sofort in kaltes Wasser gelegt, dem man einen Schuß Essig zusetzte, damit sie weiß bleiben. Dann schneidet man sie in fingergliedlange Stückchen und kocht sie in Salzwasser weich, worauf man sie mit dem Schaumlöffel heraushebt und auf einem Siebe abtropfen läßt. Indessen rührt man zwei Eßlöffel Mehl und Butter oder Margarine zu einer leichten Einbrenne ab, würzt sie mit Salz, Pfeffer und etwas geriebener Muskatnuß und füllt sie mit einer Schöpfkelle Schwarzwurzelbrühe auf. Dann läßt man in dieser sehr dicken Tunke die Schwarzwurzeln noch 10 Minuten ziehen, rührt 1—2 ganze Eier darunter und gibt die Masse in einen flachen, mit Fett ausgestrichenen Eierkuchentiegel, läßt sie von unten goldbraun anbacken, wendet dann den Schmarren um, so daß er auch auf der anderen Seite anbäckt, worauf man ihn auf eine erwärmte Platte gleiten läßt, mit zwei Gabeln in Stücke reißt und, nachdem man ihn mit geriebenem Käse bestreut hat, sehr schnell aufträgt. Man kann die Masse auch in einer feuerfesten Form, dick mit Käse bestreut, im Bratofen 40 Minuten backen. Ein grüner Salat schmeckt sehr gut dazu. Wer die Speise herzhafter wünscht, kann zur Hälfte würflig geschnittene und halbweich gekochte Selleriewurzel dazunehmen. Dieses Gericht ist sehr nahrhaft und blutbildend. Theresia.

Will man wässrige Kartoffeln mehliger werden lassen, so breite man sie in der Nähe des warmen Herdes oder Ofens zum Trocknen aus. Die überflüssige Feuchtigkeit verdunstet, und die Kartoffeln gewinnen an Wohlgeschmack. Ferner ist es gut, einen schmalen Streifen von jeder Kartoffel rundherum abzuschneiden, und zwar kurz bevor man sie aufs Feuer bringt. W.

Auffrischen welk gewordener Äpfel. Die noch so sorglich aufbewahrten Äpfel sind im Frühjahr meistens welk und haben eine verschrumpfte Schale. Sie lassen sich infolgedessen sehr schwer schälen. Man erleichtert sich dieses, wenn man die Äpfel 30—50 Minuten lang in kaltes Wasser legt. Sie werden dadurch um vieles aufgefrischt und können leicht geschält werden. Will man ihnen die Haut abziehen, so überbrühe man sie mit kochendem Wasser und lasse sie fünf Minuten darin liegen. M.

Spinatauflauf. Ein Pfund Hafergrütze wird mit einem Liter Wasser zehn Minuten lang gekocht, dann nimmt man sie vom Feuer und läßt sie zugedeckt noch zehn Minuten stehen. Spinat, ungefähr ein und ein viertel Pfund, wird mit feingeschnittenen Zwiebeln in etwas Fett gedämpft. Drei viertel Pfund Fleischreste oder rohes Fleich wird durch die Hackmaschine getrieben, mit etwas Salz, Pfeffer und dem Spinat wohl verrührt, ein Ei dazugegeben und alles mit der Hafergrütze gut vermengt, in eine Form gegeben und eine Stunde im Rohr gebacken. E. B.

Schluß des redaktionellen Teils.

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.
Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: **Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.**

1000000 Zentner Obst
bester Qualität können noch in diesem nahrungsmangelnden Jahre mehr geerntet werden, wenn jeder sofort seine unfruchtbaren Obstbäume mit meiner patentamtlich gemeldeten, leicht anzubringenden
Fruchtpatrone
versieht. Preis 3,— Mk. gegen Nachnahme. Falls nicht wirksam bei gesunden, zu stark ins Holz treibenden Kernobstbäumen, zahle den Betrag zurück. Behörden, eingetrag. Vereinen und Genossenschaften liefere auf Ziel. Bestellen Sie sofort, da nach Eintritt der Blüte für dieses Jahr zu spät. Nur von mir zu beziehen.
J. HENNES, Köln, Blaubach 34.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Ägyptische Eiszeit. Daß auch Nordafrika, Ägypten, Arabien ihre Eiszeit gehabt haben, erscheint kaum glaublich, wenn man das heutige Klima dieser Landstriche in Betracht zieht. Indes besitzen wir wissenschaftliche Beweise dafür, daß in diesem Gebiete einst ein anderes Klima geherrscht hat. Allerdings bestand keine Vereisung jener Gegenden, wie es scheint, nur die Binnenländer waren vergletschert. Am Roten Meere aber lebte eine Pflanzenwelt, die der unsrigen ähnlich war. Reste davon sind heute noch vorhanden. An den Bergketten der Küste am Roten Meer wächst noch die Steineiche, und es blühen dort verschiedene Pflanzen, die gegenwärtig der südeuropäischen Flora angehören. Nach den Feststellungen neuerer Gelehrten prallten damals, wie das „Weltall" mitteilt, feuchte westliche Winde gegen die Ostküste des Roten Meeres, Luftströmungen, die heute sogar im Winter nur bis an die Nordküste Ägyptens gelangen. Die regelmäßigen Monsune waren zur Eiszeit natürlich stark abgeschwächt. Die Niederschläge im abessinischen Hochland hatten stark abgenommen, die Quellflüsse des Nils führten viel weniger Wasser, so der Sobat, der Atbara, der sogenannte Blaue Nil. Man kann die Zeit, in der dies sich vollzogen hat, mit annähernder Sicherheit aus den Schlammschichten des Nils bestimmen. Südlich von Kairo sind diese Schichten höchstens zehn Meter dick, wovon drei Meter, nach den Berechnungen der Forscher, auf die Zeit entfallen, die seit der Regierung Ramses' II. verflossen ist. Unter der Voraussetzung, daß die Bedingungen die gleichen geblieben sind, hätte danach ein Zeitalter von 14 000 Jahren vergehen müssen, seit der erste Schlamm sich dort anlegte. Das wäre aber gerade die Zeit gewesen, da die aus Abessinien herabkommenden Ströme zum größten Teil versiegt waren, weil Eisdecken das Wasser im Ursprungslande der Nilzuflüsse festbannten. Vor 14 000 Jahren also hatte Ägypten ein kühles Klima und eine europäische Vegetation.

Schluß des redaktionellen Teils.

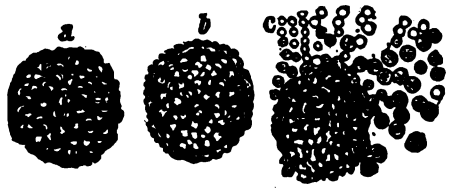
Wie heilt man Gicht und Rheumatismus

und wie schützt man sich vor neuen Anfällen?

Gicht und Rheumatismus sind seit undenklichen Zeiten als hartnäckige Krankheiten bekannt und gefürchtet, um so mehr, als sie häufig allen Mitteln trotzen. Wenn auch die Ansichten vielfach auseinandergehen, so ist sich die Wissenschaft doch dahin einig, daß die Gicht als eine mit vermehrter Harnsäurebildung verbundene Stoffwechselkrankheit anzusehen ist. Das gleiche gilt auch von der Zuckerkrankheit und der Fettsucht. Krankhafte Erscheinungen des Stoffwechsels sind ferner die Konkrementbildungen, wie Nieren-, Blasen-, Gallensteine und die Gefäßverkalkung. Bei den genannten Leiden werden meist der Verdauungsapparat und die Atmungsorgane stark in Mitleidenschaft gezogen, noch häufiger sind das Herz, die Blutgefäße und die Nieren durch die gichtischen Ablagerungen krankhaft verändert. Gichtknoten und Deformationen der Gelenke sind ebenso verbreitete Folgeerscheinungen, und nicht selten sind Nierenentzündungen und Schlaganfälle die Todesursache bei Gichtkranken.

Sobald sich die ersten mahnenden Beschwerden einstellen, werde sich der einsichtsvolle Patient bewußt, daß für eine den Körper gründlich durchspülende Kur nur gewisse natürliche Mineralbrunnen in Betracht kommen, die die Harnsäurebildung herabzusetzen und die äußerst schwer lösliche Harnsäure zu binden und zu lösen imstande sind. Vieles geschieht durch den häuslichen Kurgebrauch von Wiesbadener Gichtwasser in einer bis zu seinem Bekanntwerden nicht für möglich gehaltenen Weise. Das Resumee einer auf das Wiesbadener Gichtwasser bezüglichen Literatur ist folgendes:

1. Gichtkranke scheiden einen abnorm sauren Harn mit mehr Harnsäure aus als Gesunde und Rheumatiker.
2. Neutrale Urine lösen 9—10, alkalische 11—12 mal mehr Harnsäure als schwachsaure.
3. Um bei Gicht befriedigende Resultate zu erzielen, ist es oft notwendig, so viel eines stark alkalisch-muriatischen Mineralwassers zu trinken, bis der Harn einen Teil des Tages hindurch alkalisch bleibt.
4. Stark kalkhaltige Mineralwasser können zur Ausscheidung von Kalkphosphaten usw. und zur Bildung und Vergrößerung von Steinen führen.
5. Das Wiesbadener Gichtwasser ist praktisch so kalkfrei, daß von einer Ausscheidung von Kalkphosphaten usw. keine Rede sein kann. Ihm wird die größte Harnsäure lösende Wirkung zugesprochen, und der Gebrauch von 1—2 Flaschen täglich verhindert absolut sicher die Bildung von Nierensteinen und Harngrieß.



Ein durch Trinken von Wiesbadener Gichtwasser in der Auflösung begriffener harnsaurer Nierenstein. Demonstriert in der Berliner Medizinischen Gesellschaft vom 24. März 1893 unter dem Vorsitze Geheimen Rats Professors Dr. Rudolf Virchow.

Durch einen gleichzeitigen häuslichen Kurgebrauch von 16—20 unter ärztlicher Kontrolle der Stadt Wiesbaden gewonnenen, konzentrierten Kochbrunnenbädern wird die Kur nicht unwesentlich unterstützt. Durch jeden der letzten Kriege, besonders auch den gegenwärtigen, ist der Ruf dieser Naturbäder aufs neue befestigt, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß Patienten, die mit dickgeschwollenen Zehen oder Knien die Trink- und Badekur unternahmen und sich nur mit großen Schmerzen hinschleppen konnten oder gefahren werden mußten, nach wenigen Bädern flott gehen konnten. Durch eine zeitig vorgenommene Hauskur, für die sich die wärmere Jahreszeit am besten eignet, kann viel Unglück und Sorge verhütet werden.

Kein Gichtkranker oder Rheumatiker sollte es unterlassen, sich mit der Natur seines Leidens vertraut zu machen. Eine ausführliche informierende Petition über das Wesen der hier genannten Leiden in allgemein verständlicher Form, vom praktischen Arzt Dr. Buddee verfaßt, nebst genauer Methode über die Anwendung einer Wiesbadener Hauskur wird vom Brunnenkontor in Wiesbaden G 60 kostenlos versandt.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee, f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Motore f. Luftschiffbau u. Autos, Schiffmaschinen. Neue Laborat.

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit
Natürl. Größe

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrenlauten, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II,
Brieffach 53. S. 7.

Kriegs-Briefmarken.
send. zur Auswahl Preisliste gratis.
Markenhaus Franke. Berlin W 8.

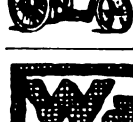
Mai-Kur
mit Frühlingskräutertee „HERPINA" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Beste, natürlichste Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Sehr wohlschmeckend u. bekömmlich. Paket M. 1.50 Prosp. gratis.
Instit. „Hermes", München 35, Baaderstr. 8.

Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule und Haus.
Preisliste frei:
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Blutarmut u. Bleichsucht
und deren **Folgezustände** werden prompt und nachhaltig bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte
Sanguinal
Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich
Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Im Frühling gebrauchen Sie **Regenerations-Pillen** zur Blutreinigung und Auffrischung der Körpersäfte. 1/1 Schachtel 2,85 M., 1/2 Schachtel 1,50 M. Alleinversand Löwen-Apotheke, Hannover 29.


Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B u. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Rollstuhl-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Warzen
beseitigt verblüffend „Varex" Preis 1,90 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Völlig kostenlos

gebe ich jeder Dame ohne jede Verbindlichkeit für sie eine ausreichende Probe meines vorzüglichen, gut eingeführten **Haarwaschmittels** (beseitigt **Haarausfall, Parasiten u. Schuppen**). Das Haar wird **locker, weich, duftig** und gestattet **schicke Frisuren.** Jeder Sendung liegen ausführliche Anweisungen über vollendete Schönheitspflege nach einfachem eigenem System bei. Deutl. Adresse erbeten. Rückporto beizufügen steht jeder Dame frei.

Ein neues Gesicht
ohne Massage — ohne Apparat keine Schälkur.
Veredelung der Gesichtshaut sowie Beseitigung von Mitessern, Pickeln und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit „Orlem" Preis 6 und 8 Mark, mit Toilette-Essenz 3,50 Mark mehr. — Durchaus einfach, um ein regelmäßiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte, jugendfrische und reine Haut zu erhalten. (Garantie.)

Massage-Haut-Creme
„TALELLOS"
mit Gebrauchsanw. u. Garantieschein.
Packung: 1 2 3 6 12
3,— 5,— 7,50 Mark

Bleich-Haut-Creme
gegen Sommersprosse und Nasenröte sowie gegen graue, fleckige Haut. Preis 4 Mark, 2 Dosen 7,50 Mark (meist erforderlich), 3 Dos. 10,50 Mk. (Garantie.)

Anna Nebe sieh, Braunschweig 145, Postfach 273.
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

„Von kommenden Dingen." Von Walther Rathenau. (S. Fischer, Verlag. Berlin). Abwechselnd als ernster, sich in Mystik verlierender Prophet und als geistreicher, aber die Dinge nur an der Oberfläche streifender Feuilletonist schreibt Walther Rathenau über Deutschlands Zukunft, wie sie sich nach diesem Kriege gestalten müßte oder gestalten sollte, wenn es nach ihm ginge. Ganz klar ist das Bild nicht, das er zeichnet, trotzdem er sich als einen großen Wirklichkeitsmenschen gibt, der sich gern an Zahlen hält. Rathenau gehört gewiß zu den vielseitigsten unter unseren Großindustriellen, aber in seinen Betrachtungen über Deutschlands und der Welt Zukunft ist er doch ganz einseitig Großindustrieller, für den die Menschen nur aus zwei Kategorien bestehen, aus Großindustriellen und aus Arbeitern für die Großindustrie. Was sonst noch ein immerhin sehr beträchtliches Häuflein ausmacht und weder die Interessen der einen noch die Nöte der andern teilt, wird von ihm als überständig ausgeholzt oder kurzerhand beiseitegeschoben. So erregt er manchmal Zustimmung, häufiger Widerspruch, und ungeteilten Beifall wird er wahrscheinlich nur bei denen finden, die sich scheuen einzugestehen, daß sie ihn nicht ganz verstanden haben.

Hans Grimm, „Der Gang durch den Sand". (Albert Langen, München). Mein alter Geographielehrer hatte eine unglückliche Liebe zu Afrika. Er verglich den geheimnisvollen Weltteil mit einem Trauermantel, mit jenem schönen Schmetterling, dessen Flügel tief dunkel, umgeben von einem schmalen hellen Rand sind. Das ist schon über vierzig Jahre her. Was dem Alten Sehnsucht blieb, ist andern Erfüllung geworden: die Erforschung Afrikas. Nicht nur seine Erforschung, auch seine Gewinnung. Viele haben, wie der alte Geographielehrer, der nie über die Grenzen seiner Heimatprovinz hinauskam, die Sehnsucht nach Afrika im Herzen getragen. Es ist deutsche Art, dicht neben dem Heimweh das Fernweh zu erleiden. Viele sind hinausgezogen, tapfere Pioniere, um das dunkle Land zu erforschen, eine neue Heimat zu gewinnen. Wenn einer Afrika kennt, so ist es Hans Grimm, der ein echter Dichter genannt zu werden verdient, der das Land mit dem Auge des Künstlers sah und die Gabe besitzt, das Geschaute und Erlebte meisterlich zu erzählen. Die Leser der Gartenlaube kennen seine Erzählung: „Die Olewagen Saga", welche mit sieben andern afrikanischen Erzählungen zu einem Bande vereint ist, der den Titel „Der Gang durch den Sand" führt. Es sind „Geschichten aus südafrikanischer Not", die den Leser mit Krieg und Kampf bekannt machen. Und doch ist es kein eigentliches Kriegsbuch. Der Krieg bildet nur den Hintergrund für die Schicksale der Menschen dieses Buches, die fest auf dem Boden ihres Volkstums stehen, einerlei ob es sich um Buren, Eingeborene, Engländer oder Deutsche handelt. Und diese Erzählungen werden von besonderem Interesse sein für alle die, denen unsere Heldenkämpfer in Südafrika ans Herz gewachsen sind.

Schluß des redaktionellen Teils.

Unsere Feldgrauen

leiden viel an feuchten Füßen, nicht nur infolge der ungünstigen Witterung, sondern häufiger noch, weil ihnen die gewohnte Fußpflege fehlt. Durch die jetzige schwere Fußbekleidung neigt der Fuß mehr als sonst zur Schweißabsonderung. Der schwitzende Fuß ist aber die häufige Ursache von Erkältungen, allgemeinem Unbehagen, wunden und kranken Füßen. — Viele unserer tapferen Krieger lassen sich deshalb regelmäßig den

Vasenol-Sanitäts-Puder

ins Feld senden, da durch dessen Anwendung der Fuß gut trocken und gesund erhalten und der ganze Körper erfrischt wird.

Bei stärkerer Schweißabsonderung empfiehlt sich die Verwendung des **Vasenoloform-Puders,** der bei Hand-, Fuß- u. Achselschweiß ärztlich und klinisch glänzendste Anerkennung gefunden hat. Eingeführt in der Armee.

Zur Kinder-Pflege verwendet man das von Tausenden von Aerzten anerkannt beste Einstreumittel **Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder.**

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Aderverkalkung, Schwindelanfälle,

Herzbeklemmungen, Angst- und Schwächezustände.
Verlangen Sie ausführliche Gratis-Broschüre.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Strasse 104 a.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Brosch. fr.

Sol- und Thermalbad Königsborn

Eisenbahn: Unna B. M. und Unna-Königsborn rechterhein.
Badebetriebszeit vom 15. Mai bis 1. Oktober.
Kohlensäurereiche Bäder, Inhalationen, Licht- u. Luftbad, Gradierwerke, Kurpark, Lawn-Tennisplätze, Konzerte.
Für Kriegsteilnehmer besondere Vergünstigungen.
Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis, Herz-, Nerven- u. Frauenkrankheiten usw.
Vom 15. — 31. Mai und ab 1. Sept. gelten um rd. 20% ermäß. Bäderpreise.
Mäßige Verpflegungs- u. Bäderpreise. Auskunft, Badeschrift u. Wohnungsverzeichnis unentgeltlich d. die Badeverwaltung in Unna-Königsborn.

Unübertroffen an Formenschönheit

ist mein neuester ges. gesch. Korsetterlatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückendalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa", nachdem er gleichzeitig volle Büste erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnerfarbig M. 49.50. Sehr preiswert aus bestem waschbaren Material. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Marke „Lupa" ges. gesch.
Prospekte kostenlos
Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.

Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 24,75 Taillenweite aufgeben

Hunde an die Front!

Bei den ungeheuren Kämpfen an der Westfront haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtige Stellung gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist durch Abnahme des Meldeganges durch die Meldehunde das Leben erhalten worden. Militärisch wichtige Meldungen sind durch die Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.

Obwohl der Nutzen der Meldehunde im ganzen Lande bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer von kriegsbrauchbaren Hunden, welche sich nicht entschliessen können, ihr Tier der Armee und dem Vaterlande zu leihen!

Es eignen sich der deutsche Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier und Rottweiler, auch Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindestens 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind, ferner Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner und Doggen. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen ausgebildet und im Erlebensfalle nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden.

An alle Besitzer der vorgenannten Hunderassen ergeht daher nochmals die dringende Bitte: Stellt Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!

Die Anmeldungen für die Kriegs-Hunde-Schule und Meldehundschulen sind zu richten an die Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin W, Kurfürstendamm 182, Abt. Meldehunde.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Paedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Mein heimatloser Urlauber. Meine Erfahrungen mit einem heimatlosen Urlauber, der mir auf meine Meldung bei der „Fürsorgestelle für heimatlose Soldaten" in Bürgel i. Thür., Vorsitzender Bürgermeister Weber, zugewiesen wurde, sind so erfreulich gewesen, daß sie andere vielleicht zu gleichem Liebesdienst an einsamen Feldgrauen ermutigen werden. Bereits im November bei uns in Berlin angemeldet, traf er erst Anfang Januar ganz unerwartet ein; doch bedurfte es keiner besonderen Vorbereitungen, um ihn behaglich unterzubringen. Aber durch die damals erfolgte Urlaubssperre verlängerte sein Aufenthalt sich um 14 Tage, so daß er über vier Wochen unser Hausgenosse gewesen ist. Er stammte aus dem seit Anfang des Krieges von den Franzosen besetzten Teile des Elsaß und wurde dadurch von jedem Verkehr mit Eltern und Geschwistern abgeschnitten. Die Franzosen gestatteten keinen Verkehr, nicht einmal durch Vermittlung des Roten Kreuzes. Er wußte nur, daß sein Vater nach Frankreich verschleppt ist, und daß Mutter und Geschwister von der zerstörten Heimstätte flüchten mußten. So ist er seit drei Jahren ohne Nachricht von seinen Angehörigen, an denen er mit großer Liebe hängt. Da er sonst niemand hatte, zu dem er gehen konnte, hatte er sich nie um Urlaub beworben und genoß ihn bei uns zum erstenmal, nachdem ein freundlicher Vorgesetzter ihn der Fürsorgestelle gemeldet hatte. Schlosser von Beruf, 29 Jahre alt, war er ein Mann von äußerst bescheidenem, fast schüchternem, aber freundlichem Wesen und sehr gesitteten Manieren. Er trank nicht, rauchte nicht, blieb abends am liebsten zu Hause und las eifrig gute Bücher, die ich ihm gab. Erst während seines Nachurlaubs, als das Wetter sich gebessert hatte, sah er sich Berlin etwas an und besuchte mit Interesse die wichtigsten Museen. Viel Vergnügen machten ihm gelegentliche Einladungen einiger Bekannten von mir, die ihn zu Tisch baten und abends ausführten. Aber die Zeit des Nichtstuns wurde ihm schließlich zu lang, und da war ihm das Anerbieten eines Verwandten von uns, in dessen Munitionsfabrik zu arbeiten, willkommen. Da hat er sich die letzte Woche noch 61 Mark verdient, wovon er vor der Abreise 50 Mark auf der hiesigen Sparkasse einzahlte, um damit seine Angehörigen zu unterstützen, sobald er sie nach dem Kriege wiederfände; ein rührender Beweis der Sorge und Liebe für die Seinigen. Herzlich dankend schied der brave Mensch von uns, der nun nicht mehr bei der Feldpostbestellung, wie bisher, völlig leer ausgehen soll. Dafür werden seine Berliner Freunde sorgen. Möchten doch noch recht viele Familien in Stadt und Land, denen es die Umstände gestatten, einem einsamen Feldgrauen gastfreie Aufnahme bieten und bald ihre Adressen der Geschäftsstelle der „Fürsorge für Heimatlose" in Bürgel i. Thür. einsenden. Daß nur Würdige überwiesen werden, halte ich für selbstverständlich.

Marg. Ehrlich.

Schluß des redaktionellen Teils.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. G.
Preisliste ums. **Höchste Bez. f. Ankauf.**

Lästige Haare
Haarentfernungsmittel
4 M.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Auskünfte diskret, zuverlässig.
Auskunftei Reform, Berlin 200.
Heinersdorfer Straße 28. — Gegr. 1902.

Reichels Sommersprossen-Creme Isoli, absolut sicher wirkendes, garantiert unschädliches Spezialmittel. Über 25jährige glänzende Erfolge. — Dose 3.50 Mk.
Otto Reichel, Berlin 91, Eisenbahnstr. 4.

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.
Ziehung 1. Klasse
12. und 13. Juni 1918
800000 200000
500000 150000
300000 100000
(In Österr.-Ung. verbot.)
und namentlich viele Mittelgewinne.
20 Millionen 801000 Mark
kommen innerhalb 5 Monaten zur Ausspielung.
Spielplan frei.
Lose 1. Klasse:

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Mk.	5.—	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:

Mk.	25.—	50.—	125.—	250.—

Versand, a. Wunsch unt. Nachn., d. d. Kgl. L.-Einn.
Ein guter Griff ev. 800000 M
Das Glücksrad
Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstr. 8.
Gewinnlisten u. Auszahlung schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.

Hautbleichcreme bei Sommersprossen
Citochlor
Bewährtes Kosmetikum.
In jetziger Jahreszeit der wirksamste Schutz.
Tube 1,75 M. — Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Kühlcreme bei Hautjucken
bewährtes Kosmetikum.
1/2 Sch. 3,50, 1/1 5,50. Alleinvers.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, bezogen werden

Kleiner Vermittler

Preis: für die Zeile 0,95 M. oder für das Wort in Fettdruck 0,25 M., für das Wort in gewöhnlicher Schrift 0,20 M. — Angebotene Stellen für die Zeile netto 0,80 M. — Gesuchte Stellen für die Zeile netto 0,60 M. — Für Chiffre-Gebühren außerdem 0,20 M. — Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20 % erhoben.

Töchter-Pensionate

Hannover.
Im **Töchterheim** von Frau **A. Halbeck, Soltau,** Lünebg. Heide, finden junge Mädchen jederzeit liebevolle Aufnahme.
Pension jährlich 1000,— Mark, halbjährlich 550,— Mark.

Harz.
Ballenstedt a. H., Töchterheim Friedensheim. Haushalt., Wissensch., etc. — Eintritt jederzeit. — Vorsteherin **Frl. C. Wille.**

Gernrode/Harz Töchterpensionat Mathilde. Eigene Villa im großen Park. Nähe Wald. Grdl. Ausbildung im Haushalt. Sprachen und Musik. Staatl. gepr. Lehrer im Hause. Illustr. Prospekte. Frau Math. Rothe.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vormals Pfarrhaus Theune in Gröningen. Wirtschaftl. gesellsch. u. wissensch. Fortbild. Pensionspr. jährl. 800.- mit Stunden 900 Mk. Beste Ref.

Bad Harzburg. Villa Mansfeld, erstklassiges Töchterheim.
Ziele des Frauenlehrjahres:
Haushaltung, Wissenschaften, Erholung. Allseit. gründl. Ausb. in Küche, Haus. Eigene, mit all. Bequeml. der Neuzeit einger. Villa in best. Lage. Groß. parkart. Garten. l. Ref. u. Prosp. Fernspr. 382. (S. Anzeige in Nr. 48.) Jahrespr. 1800 Mk. Für ausreichende, gute Verpflegung gesorgt. Frau **Dr. med. Rensch.**

Bad Suderode/Harz. Töchterh. Pape. B. d. T. Grdl. Ausb. i. Haush. u. Wissensch. Gepr. Lehrkräfte. l. Empf. Gute Verpflegung. Prosp. u. Bild

Hessen u. Hessen-Nassau.
Bensheim/Bergstr. Haush.-Pensionat Eichler. Ela. mod. Villa. Gründl. Ausb. i. a. Ref. Prospekt.

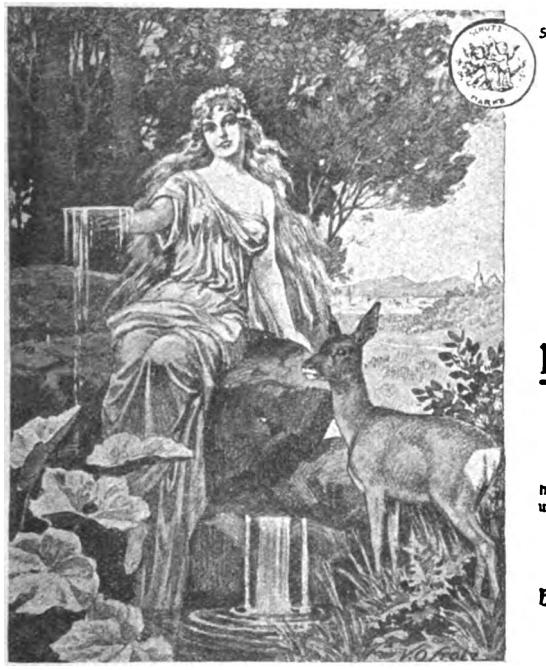
Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Ein mottensicherer Aufbewahrungsort für kleinere Pelze, wie Muffe, Kappen, Halskragen, ist die Schüre eines Ofens, der nicht mehr benutzt wird. Man kehrt das Innere von aller Asche rein, legt es mit Zeitungspapier aus und bringt darin die vorher gelüfteten, ausgeklopften und in Zeitungspapier eingeschlagenen Pelzsachen unter. Sie können hier verbleiben, bis sie, wie der Ofen, wieder in Gebrauch genommen werden. Dieses einfache Verfahren läßt auf alle die mehr oder minder scharf und unangenehm riechenden Pulver verzichten, deren Geruch im Herbst unliebsam zähe an den Pelzen zu haften pflegt. Bei dieser seit vielen Jahren erprobten Methode wird jeglicher Mottenschaden vermieden, und die Pelze sind an besagtem luftigen Ort trefflich aufgehoben. Es lassen sich natürlich auch Wollsachen dort unterbringen. M.

Schluß des redaktionellen Teils

Homburger Elisabeth-Brunnen



Seit dem Jahre 1660 bekannt und von den Ärzten empfohlen. ✦ Im Gebrauch bei hohen und allerhöchsten Herrschaften.

Haustrinkkuren

mit Homburger Elisabeth-Brunnen
werden mit gutem Erfolg angewandt zur

Anregung des Stoffwechsels

und ärztlich verordnet bei allen damit zusammenhängenden Krankheiten:

Magen-, Darm-, Leber- und Gallensteinleiden

ferner bei

Frauenkrankheiten, Blutarmut und Allgemeiner Schwäche.

Homburger Mineralwasser sind von angenehm erfrischendem Geschmack. Erhältlich in den Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen. Wo nicht, wende man sich an die untenstehende Versandstelle. – Ausführliche Prospekte über Anwendung und Wirksamkeit, sowie zahlreiche Gutachten ärztlicher Autoritäten versendet gratis die

Brunnenverwaltung
Bad Homburg, Versandstelle: Pharmakon, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Auskünfte und Drucksachen über das Bad frei durch die Kurverwaltung Bad Homburg.

Gewinne

der Kgl. Sächs. Landeslotterie

ev.	800 000	Mk.
Prämie	300 000	„
Hauptgew.	500 000	„
	200 000	„
	150 000	„
	100 000	„ usw.

(in Oest.-Ungarn verboten).

Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1

Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse

Ziehung I. Klasse: 12. und 13. Juni 1918 versendet

A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme **Leipzig,** Brühl 2

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.

Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.grat.Kat.A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.),Kat.B.ü.Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle. ca. 150 Modelle.

Briefmarken

und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.

S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, C.

Feines Schuhzeug

soll nicht mit Wassercreme behandelt werden, denn sie färbt ab bei nasser Witterung.

Dr. Gentners Oel-Wachs-Lederputz

Nigrin

gibt wasserbeständigen, nichtabfärbenden Hochglanz.

Carl Gentner, chem. Fabrik, Göppingen-Wbg.

Ziehung I. Klasse
12. u. 13. Juni 1918

173. K. S. Landeslotterie

110 000 Lose = 55 000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20 801 000 Mark.

Hauptgewinn ev.

800 000
500 000
300 000
200 000
150 000
100 000

Klassenlose (für jede Klasse)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5,—	10,—	25,—	50,—

Voll-Lose (gültig für alle Klassen)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25,—	50,—	125,—	250,—

empfiehlt und versendet auch unter Nachnahme

Wilh. Kessler, Leipzig 3,
Mittelstraße 10.

Darmstädter Bank, Leipzig.

In Oesterreich-Ungarn verboten.

Zur Kurzweil.

Silbenversteckrätsel.

Von nachstehenden 6 Wörtern enthält jedes ein Wort eines bekannten Sprichwortes. Die Wörter sind erst zu ordnen und lauten:

Emir — Dirne
Lasso — Wieland — Speicher — Dudelsack
Wie heißt das Sprichwort?

Scharade.

Von Peter Serwas.

Als sie vom Markte mit dem Ganzen kam
Und lächelnd seinen Gruß entgegennahm,
Hat sie damit belebt sein stilles Hoffen, —
Und schließlich ist der Tag dann eingetroffen,
An dem er um die Eins sie schmachtend bat,
Worauf der Ärmste Zwei empfangen hat.

Der Hasenfuß.

Vor Bäumen, die zwischen drei Lauten stehen.
Hab' ich schon manchen davonlaufen sehen.

Abstrichrätsel.

Dem, was man am Fuße hat,
Raube man den Kopf geschwind.
Wer es dann in Händen hat,
Sicher stets sein Spiel gewinnt.

M. G

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Silben-Rätsel: 1) Deborah. 2) Antigone. 3) Samarang 4) Isidor. 5) Niagara. 6) Dieb. 7) Ibrahim. 8) Sevilla. 9) Coronel. Das indische Grabmal.

Andere Richtung: Don — Donau.

Für die Küche.

Kartoffelkuchen. Man vermische vier Pfund rohe, geschälte und zerriebene Kartoffeln, die mittels eines Mullappens fest ausgedrückt wurden, mit Salz, vier Eßlöffeln Mehl und nötigenfalls etwas Wasser. Dann wird ein Backpulver hinzugefügt, das Ganze in eine mit Fett bestrichene Pfanne getan und im Backofen hellgelb gebacken.

Schluß des redaktionellen Teils.

Zur Abwehr der Gasbeschränkung.

Die Gasbeschränkung stellt der Hausfrau — zumal in der jetzigen Zeit der Kohlennot — eine schwierige Aufgabe.

Die fleisch- und fettarme Kriegsküche ist mehr denn je auf die Zubereitung von Gemüsen, Hülsenfrüchten und Suppen jeglicher Art angewiesen. Während in normalen Zeiten durchschnittlich nur mittags gekocht wurde und zum Abendessen Wurst, Eier, Käse, Butter und Brot dienten, muß jetzt mittags und abends gekocht werden. Hieraus ergibt sich logisch ein Mehrverbrauch von Feuerungsmitteln, in welchen jedoch Einsparungen erzielt werden müssen.

Dieses Problem ist schwieriger zu lösen als das der Lebensmittelknappheit. Die Lebensmittel sind so rationiert, daß sie, wenn auch vielleicht manchmal nur rein rechnerisch, zur Ernährung ausreichen; für Kohlen und Gas lassen sich derartige Maßnahmen nicht treffen. Es ist daher der Sparsamkeit und Einsicht des einzelnen anheimgestellt, den richtigen Weg der Sparsamkeit zu finden. Nachstehend will ich einige kurze Winke zur Abwehr der Gasbeschränkung geben oder, besser gesagt, Altbekanntes wiederholen, um es der Hausfrau in einer der wichtigsten Zeitperioden ins Gedächtnis zurückzurufen.

Der Gasverbrauch kann wesentlich eingeschränkt werden durch:

Reinhalten des Brenners,
Schützen der Flamme vor Zugluft,
Sofortiges Kleinstellen der Flamme, sobald die Speisen kochen.

Als wahrer Retter in der Not erscheint jedoch die Kochkiste, sowohl die altbekannte hausgemachte Kochkiste, deren Selbstanfertigung seit Kriegsbeginn in anerkennenswerter Weise von Hausfrauenvereinen gelehrt wurde, als auch die verschiedenen Apparate, die als „Garkocher", „Selbstkocher" oder „Sparkocher" in den Handel gebracht wurden. Der Hauptunterschied zwischen Kochkiste und Selbstkocher usw. besteht darin, daß erstere nur die Speisen möglichst heiß hält und so ihr Garwerden fördert, während letztere Wärmespeicher besitzen, die den angekochten Speisen Wärme zuführen und sie einige Stunden in einer dem Siedepunkt nahen Temperatur erhalten. Die Wärmespeicher ermöglichen auch das Braten und Backen, wozu sich die gewöhnliche Kochkiste nicht eignet.

Dem Bedürfnis entsprechend sind in letzterer Zeit namentlich solche Selbstkocher in Aufnahme gekommen, bei welchen die Wärmespeicher in Form von eisernen Rosten gleichzeitig beim Ankochen der Speisen erhitzt werden, ohne dabei letzteren Prozeß dadurch wesentlich zu verzögern. Während für die Güte der Kochkiste lediglich ihre Isolationsfähigkeit maßgebend ist, legt der Selbstkocher den Hauptwert auf die Einsparung von Feuerungsmitteln und Schnelligkeit des Garkochens.

Ein gutes Zeichen für unsere Kultur ist es, daß trotz der schweren Zeit, in der man annehmen könnte, daß sie sich nur auf das rein Notwendige beschränkt, unsere Industrie bemüht war, auch die äußere Form der Selbstkocher gefälliger zu gestalten. Eine Bestätigung des Gesagten finden wir in einer der jüngsten Erfindungen auf diesem Gebiet, dem „Moha"-Kochschrank. Mit größter Zweckmäßigkeit verbindet sich hier eine gefällige Form. Nicht mehr die plumpe Kiste mit Holzwolle gestopft und mit Stoff bezogen, die als unhygienisch anzusprechen ist, sondern ein zierliches Schränkchen, das jeder Küche zur Zierde gereicht, aus einem hochwertigen Material, das nicht nur ästhetisch, sondern auch hygienisch einwandfrei ist, da der „Moha"-Kochschrank aus einem vorzüglich isolierenden Kunststein in Eichenholzrahmen konstruiert ist.

Die Schränke sind komplett mit Wärmespeichern und Emailtöpfen ausgestattet. Vielen unserer Leserinnen, die für einen solchen Kochschrank Interesse haben, wird mit dem Hinweis gedient sein, daß die fabrizierende Firma („Moha" G. m. b. H., Nürnberg 2/8) unter Bezugnahme auf unser Blatt gern kostenlos einen ausführlichen Prospekt mit Abbildung und ein Rezeptbüchlein für „Kriegsgemäße Speisegerichte" übersendet, die über alle weiteren Fragen genauen Aufschluß geben. In idealer Weise erfüllen diese geistreich konstruierten Küchenartikel die Aufgabe, einerseits Brennmaterial und Zeit zu sparen und andererseits eine vollwertige gehaltreiche Kost zu bereiten, und so trägt deutscher Erfindergeist auch auf dem Tätigkeitsfelde der Hausfrau dazu bei, den Krieg wirtschaftlich gewinnen zu helfen.

Königlich Sächsische Landes-Lotterie
Ziehung 1. Klasse am 12. u. 13. Juni 1918
800000 Hauptgewinne.
500000
300000
200000
150000
100000
Lose 1/10 1/5 1/2 1/1
Mark 5,- 10,- 25,- 50,-
versendet
Ewald Rüdiger's Nachf.
Zwickau i. Sa.
In Oesterreich-Ungarn verboten

Werkstatt für moderne
Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien
für Blusen u. Kleider
Hohlsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin O 27,
Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

+ Mai-Kur +
mit Frühlingskräutertee „HERPINA"
erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Beste, natürlichste Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Sehr wohlschmeckend u. bekömmlich. Paket M. 1.50 Prosp. gratis.
Instit. „Hermes", München 35, Baaderstr. 8.

Ihr mein Herrnetz
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis p. St. M. 1.40, ab 6 St. M. 1.20 (gar. echtes Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 62. Haarnetz-Fabrik.
Wörner, München 62, Färbergrab. 27.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A
für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Hautbleichcreme Citochlor bei Sommersprossen
Bewährtes Kosmetikum. In jetziger Jahreszeit der wirksamste Schutz.
Tube 1,75 M. — Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Kühlcreme bei Hautjucken
bewährtes Kosmetikum.
1/2 Sch. 3,50, 1/1 5,50. Alleinvers.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Wer bist Du . . ?
Schärfste Deutung der Handschrift über Charakter und Beanlagung. ca 20 Zeilen einzusenden. Einfache Skizze 4 Mk. Ausführlicher 5 Mk. Mit graphol. Zeichendeutung, sehr lehrreich 10 Mk. Graph. Büro Rehfeldt, Fürstenwalde/Spree 20.

Auskünfte
über Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskret, zuverl. Auskunftei „Reform". Berlin 108, Heinrichsdorfer Str. 28. Handelsgerichtl. eingetragen. Gegründet 1902.

In Oesterreich-Ungarn verboten
Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
Lose
1 Kl. 12. u. 13. Juni 1918
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5.- 10.- 25.- 50.-
Voll-Lose gült. f. alle 5 Kl.
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25.- M. 50.- M. 125.- M. 250.-
empfiehlt u. versendet
die amtl. Lotterie-Einnahme
Franz Köhler,
— HOFLIEFERANT —
Leipzig, Gerberstr. 11.
Postscheck-Conto 7443.

Vom Büchertisch.

Das rote Rußland. Augenblicksbilder aus den Tagen der Großen russischen Revolution. Von Dr. Wilhelm Lieven. Mit sechzehn Abbildungen. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 2,70 Mark. Von Riga aus gesehen, schildert der Verfasser in Tagebuchblättern den Verlauf der russischen Revolution vom Tage der Abdankung Kaiser Nikolaus II. bis zum Einzug der deutschen Truppen in Riga, — den leichten Sieg des sanften russischen Liberalismus über die durch den Krieg zermürbte Macht des Selbstherrschers, die Tage der weiteren inneren Zerbröckelung, die den Aufstieg des redegewaltigen Kerenski brachten, und das auch diese Hoffnung Rußlands stürzende Regiment der Bolschewiki, dem die Zerbröckelung zu langsam ging und das den vollständigen Zusammenbruch mit allen Mitteln, die Dummheit, Aberwitz, Zerstörungslust ersinnen können, beschleunigte. Ein sehr lehrreiches Buch, — lehrreich vor allem für alle diejenigen, die immer noch von einem „Gewaltfrieden" fabeln, den wir im Osten geschlossen hätten und der uns die ewige Feindschaft Rußlands zuziehen müßte. Wir haben die Ordnung wiederhergestellt, um die Anarchie nicht auf uns übergreifen zu lassen, und unsere Hand schützend auf das gelegt, was nicht russische Willkür, sondern deutsche Arbeit geschaffen hat. Wenn Rußland aus seinem totalen Zusammenbruch nur die Existenz retten will, wird es sich unserer helfenden Hand versichern und alle Revanchegelüste begraben müssen. vsz.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bei Rheumatismus, Gicht und Nerven-Schmerzen

helfen die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2,50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 6 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule und Haus, Preisliste frei
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

+ Mai-Kur +
mit Frühlingskräutertee „HERPINA" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Beste, natürlichste Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Sehr wohlschmeckend u. bekömmlich. Paket M. 1.50 Prosp. gratis. Instit. „Hermes", München 35, Baaderstr. 8.

Ziehung I. Klasse 12. u. 13. Juni 1918
173. K. S. Landeslotterie
110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.
Hauptgewinn ev.
800000
500000
300000
200000
150000
100000
Klassenlose (für jede Klasse) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5,— 10,— 25,— 50,—
Voll-Lose (gültig für alle Klassen) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25,— 50,— 125,— 250,—
empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme
Wilh. Kessler, Leipzig 3, Mittelstraße 10.
Darmstädter Bank, Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn verboten.

Blutarmut u. Bleichsucht
und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte
Sanguinal
Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich
Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Rheumatismus
Stärkste Schwefelquellen Deutschlands
Schwefel Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder, Inhalationen.
Zandersaal.
Königl. Bad Nenndorf bei Hannover
Frauenkrankheiten, Ischias, Hautkrankheiten.
Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.
Gicht

Sanatorium Johannisbad.
Bekannt durch seine guten Erfolge bei allen chron. Kranken, Nervenleidenden, Stoffwechselkranken usw.
Seit. Arzt Dr. med. Ruppel.
Eisenach. Thüring. Fernspr. 209. Direkt an meilenweit. Tannenwaldung. Gute Verpflegung. Prosp. durch Schwester Elise Wusehack

Erlösung
von allem heutigen Erdenelend durch ein neues Staatssystem, das allen Menschen ungeahntes Glück bringt Von F. E. Bilz. Inhaltsauszug: Der Weltkrieg. — Fürsorge für die heimkehrenden Krieger. — Grundzüge einer neuen Staatseinrichtung. — Der Staat zahlt jedem Menschen ein ausreichendes Gehalt auf Lebenszeit. — Nur täglich dreistündige Arbeitszeit für alle. — Mehr Lebensfreude für jung und alt. — Ehe oder freie Liebe und Naturehe. — Das Heiraten der Mädchen wird immer schwieriger. — Mit Einführung der Naturehe wird es besser. — Frauenemanzipation. — Frauenstimmrecht. — Naturgemäße Kindererziehung. — Vermeidung von Krankheit und Siechtum aller Art, und vieles andere mehr. Preis 3 M. Porto 20. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul. Ausführlicher Prospekt frei.

Lästige Haare
Haarentfernungsmittel 4 M.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Königlich Sächsische Landes-Lotterie
Ziehung 1. Klasse am 12. u. 13. Juni 1918
800000
Hauptgewinne.
500000
300000
200000
150000
100000
Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1
Mark 5,- 10,- 25,- 50,-
versendet
Ewald Rüdiger's Nachf. Zwickau i. Sa.
In Oesterreich-Ungarn verboten

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Reinigen des Eisschranks. Ehe der Eisschrank wieder in Gebrauch genommen wird, sollte er im Frühjahr mit Sorgfalt gesäubert werden. Hat man ihn im Winter benutzt, ist eine solche Reinigung gleichfalls vonnöten, denn der Eisschrank erfüllt seine Aufgabe nur dann unbedingt, wenn er peinlichst sauber ist. Er eignet sich nur allzugern einen dumpfen Geruch an. Man bereitet sich heißes Seifen- oder Seifenpulverwasser, wäscht und bürstet damit alle Teile des Schrankes aus, hernach wäscht man mit kaltem Wasser nach. Sodann löst man übermangansaures Kali in Wasser auf, nimmt so viel, daß das Wasser sich rosa färbt, und reinigt damit den Eisschrank nochmals. Diese Behandlung vertreibt in der Regel jeden unangenehmen Geruch. Nur bei ganz alten und nicht sauber gehaltenen Schränken ist das Ausschwefeln notwendig. Das geschieht, indem man ein paar in der Drogerie erstandene Schwefelfäden in einem alten Blechtopf, es kann auch eine Konservenbüchse sein, im Schrank anzündet und ihn fest verschließt. Nach drei Stunden öffnet man ihn und läßt ihn sodann mehrere Tage auslüften. O. O.

Plüschdecken mit Druckflecken und gerollten Ecken oder Kanten werden wieder glatt und tadellos, wenn man sie folgendermaßen bügelt: Man legt die Decke mit der Plüschseite auf das Plättuch, breitet ein in frisches Wasser getauchtes und dann mäßig ausgedrücktes Leinen- oder Baumwolltuch auf die linke Seite und bügelt mit einem recht heißen Eisen rasch darüber hin. In gleicher Weise lassen sich auch die umgerollten Kanten und Ecken bei Läufern und Teppichen entfernen, nur nehme man hier die Behandlung auf der rechten Seite vor. M.

Schluß des redaktionellen Teils

Haben Sie schon darangedacht, dass durch Feuer zerstörte Gegenstände unersetzlich sind?

Wer schützt uns?

Durch einen in der Nähe des Ofens zum Trocknen aufgehängten Gummi-Regenmantel ist ein Feuer entstanden, welches nur mit Hilfe von Minimax keine grössere Ausdehnung angenommen hat.

Hamburg, den 28. Februar 1918.

Friedr. Vogler.

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig vom Wassermangel, nicht einfrierbar, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben, unbegrenzt haltbar.

Mehr als 50000 gemeldete Brandfälle, tausende ungemeldet. 1917 monatlich durchschnittlich 8000 Nachfüllungen geliefert. 103 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet. Ueber 1 Million Apparate in Gebrauch!

Ausführungen für alle Zwecke v. Mk. 65 – an.

Verlangen Sie Sonderdruckschrift „Tb".

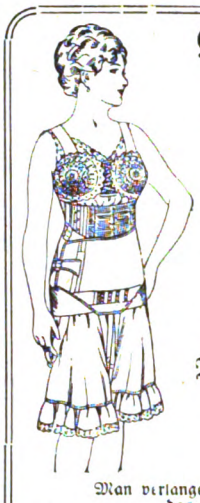
Minimax G. m. b. H.,
Berlin W, Unter den Linden 2 (E 72).
Breslau, Köln, Hamburg, München, Stuttgart, Zürich, Wien.

Gewinne

der Kgl. Sächs. Landeslotterie

ev.	800 000	Mk.	(in Oest.-Ungarn verboten)
Prämie	300 000	„	
Hauptgew.	500 000	„	
	200 000	„	
	150 000	„	
	100 000	„	usw.

Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse
Ziehung I. Klasse: 12. und 13. Juni 1918
versendet
A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme **Leipzig, Brühl 2.**



Kluge Frauen
erhöhen und erhalten ihre Schönheit durch
Thalysia-Büstenhalter
(für zarte Gestalten)
Thalysia-Edelformer
(für volle Figuren).
Werdende Mütter
kleiden sich bis zuletzt unauffällig mit einfachst verstellbaren, ges. gesch.
Thalysia-Umstandskleidern
und schützen sich gegen Schädigungen und häufig zurückbleibende Entstellungen durch
Thalysia-Edelgurte.
Man verlange postfrei (gegen 15-Pfg.-Marke) das Jahresalbum 13e von
Thalysia Paul Garms G. m. b. H., Leipzig-Co.;
Berlin, Wilhelmstraße 37; München, Marienplatz 29.

Glück
lichster Gewinn im günstigsten Falle
800000
500000 150000
300000 100000
200000 60000 u. 2 zw.
Jndustrie-Ung verb.
zusammen kommen zur Ausspielung
20 Millionen 801000 Mark
Jedes 2. Los gewinnt Amtlicher Plan kostenlos

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Mk.	5.—	10.—	25.—	50.—
Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:				
Mk.	25.—	50.—	125.—	250.—

Ziehung I. Klasse
12. u. 13. Juni 191
Versand nach auswärts auch ins Feld durch die Königl. Sächs. Staatslotterie Einnahme
Max & Johann Schneider
Fernspr. 51374 **Leipzig** Gohliserstr. 53.
Bankkonto: Allg. Deutsche Creditanstalt Postscheckkonto 51414

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4. versendet gratis Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B üb. **Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer.** Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt. **S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. G.** Preisliste ums. **Höchste Bez. f. Ankauf.**

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" an gefündigten Pensionate, Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, bezogen werden.

Sol- und Thermalbad Königsborn
Eisenbahn: Unna B. M. und Unna-Königsborn rechterhein.
Badebetriebszeit vom 15. Mai bis 1. Oktober.
Kohlensäurereiche Bäder, Inhalationen, Licht- u. Luftbad
Gradierwerke. Kurpark. Lawn-Tennisplätze. Konzerte.
Für Kriegsteilnehmer besondere Vergünstigungen.
Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis, Herz-, Nerven- u. Frauenkrankheiten usw.
Vom 15. – 31. Mai und ab 1. Sept. gelten um rd. 20% ermäß. Bäderpreise.
Mäßige Verpflegungs- u. Bäderpreise, Auskunft, Badeschrift u. Wohnungsverzeichnis unentgeltlich d. die Badeverwaltung in Unna-Königsborn.

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.
Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: **Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Magdeburg.**

GLOBUS-Rostfleck-Entferner
unentbehrlich für Wäsche
wirkt rasch sicher schadlos
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Im Frühling gebrauchen Sie **Regenerations-Pillen** zur Blutreinigung und Auffrischung der Körpersäfte. 1/2 Schachtel 2,85 M., 1/1 Schachtel 5,20 M. Alleinversand Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Kühlcreme bei **Hautjucken**
bewährtes Kosmetikum
1/2 Sch. 3,50, 1/1 5,50. Alleinvers. Löwen-Apotheke, Hannover I

Königl. Sächsische Landes-Lotterie
ev. Hauptgewinne **Bargeld M.**
800000
500000
300000
200000
150000
100000
(in Österreich-Ungarn verboten)
Ziehung 1. Klasse
12. und 13. Juni 1918.

Klassenlose, jede Klasse:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 5.—	10.—	25.—	50.—

Vollose, für alle 5 Klassen gültig:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 25.—	50.—	125.—	250.—

Bestellungen erfolgen am besten auf einer Postanweisung oder Zahlkarte. Postscheckkonto 51414 Leipzig; auf Wunsch auch unter Nachnahme.

Versand ins Feld
und besetzte Gebiete durch die amtl. Kgl. Sächs. Lotterie-Einnahme
Richard Dittrich
Leipzig-R. 903
Täubchenweg.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Fernwirkungen von Erdkatastrophen in bestimmten Gebieten. Daß Erschütterungen der Erdoberfläche sich auf sehr große Entfernungen hin fortpflanzen, ist nichts Neues mehr, obwohl dieser Erscheinung bis vor kurzem wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Allgemein bekannt sind zwar die Fernwirkungen des großen Lissaboner Erdbebens im 18. Jahrhundert, dessen Spur im gleichzeitigen Aufwallen tirolischer Alpenseen, ja sogar märkischer Gewässer von der Überlieferung festgehalten wird. Hier scheint allerdings ein unterirdischer vulkanischer Zusammenhang angenommen zu werden; eine Nachprüfung solcher Beobachtungen ist ja heute kaum mehr möglich. Die Nebenerscheinungen einer ungeheuren Vulkankatastrophe im Sundagebiet dagegen, die sich auf einen Zusammenhang der wichtigsten geometrischen Orte der Erdpendelung gründen, sind noch jetzt Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen. So hat, wie schon an dieser Stelle erwähnt worden sein dürfte, die furchtbare Krakatau-Katastrophe des Jahres 1883 sogar im Gebiete der Unterelbe Schwingungen des Bodens hervorgerufen, und Wilhelm Krebs hat im Weltall diese Tatsache nachzuprüfen vermocht. Wie spät solche Nebenerscheinungen manchmal erst bekannt werden, beweist die ebenfalls von diesem Gelehrten mitgeteilte Tatsache, daß erst 1907 die Wirkungen jener Katastrophe auf Haiti in die Öffentlichkeit gedrungen sind, während eine andere Nebenerscheinung, der Erddonner auf Cayman-Brac, schon früher mitgeteilt worden war. Das große chilenische Erdbeben von 1906 ist ebenfalls an der Unterelbe gespürt worden. Im Jahre 1917 endlich haben große Erdkatastrophen abermals den Zusammenhang der Kreiselungsorte mit den nahe dem tropischen Westen Mittelamerikas und beim Sundagebiet gelegenen Polen und mit dem nahe dem Altonaer Meridian liegenden Äquator dieser Schwingungsebene des Erdballs erwiesen. Dazu kommt noch, nach W. Krebs, der zeitliche Anschluß der Erdbeben an die Sonnenfinsternisse im Juni und Dezember des vorigen Jahres. Der Gedanke an eine unmittelbare Einwirkung des Mondes und der Sonne auf die Kräfte des Erdinnern scheint somit wieder aufzuleben.

Schluß des redaktionellen Teils.

Im Felde

wie in der Garnison braucht jeder Soldat ein zuverlässig wirkendes Mittel, dessen Anwendung ihn gegen Wundsein und Wundlaufen der Füße schützt. — Regelmäßiges Abpudern der Füße (Einpudern der Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller sonst unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile mit

Vasenol-Sanitäts-Puder

belebt und erfrischt die Haut, schützt gegen Wundlaufen und Wundwerden und hält die Füße gesund und trocken.

Bei stärkerer Schweißabsonderung empfiehlt sich die Verwendung des **Vasenoloform-Puders,** der bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ärztlich und klinisch glänzende Anerkennung gefunden hat. Eingeführt in der Armee.

Zur Kinderpflege verwendet man das von Tausenden von Aerzten anerkannt beste Einstreumittel **Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder.**

In Orig.-Streud. in Apotheken u. Drogerien. Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Li

Königl. Sächs. Landes-Lotterie

Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.

Ziehung 1. Klasse

12. und 13. Juni 1918

800 000	200 000
500 000	150 000
300 000	100 000

(In Österr.-Ung. verbot.)

und namentlich viele Mittelgewinne.

20 Millionen 801 000 Mark

kommen innerhalb 5 Monaten zur Ausspielung.

Spielplan frei.

Lose 1. Klasse:

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Mk.	5.—	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:

Mk.	25.—	50.—	125.—	250.—

Versand, a. Wunsch unt. Nachn., d. d. Kgl. L.-Einn.

Hermann Straube

Leipzig, Lortzingstr. 8.

Gewinnlisten u. Auszahlung schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.

Sie sehen alt aus

sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa", einem **natürlichen orientalischen** Schönheitsverfahren, beseitigt man solche **absolut sicher** und erhält **jugendliches Aussehen,** frischen reinen Teint und **veredelte Gesichtszüge.** Einfach und unschädlich und doch von **verblüffendem Erfolg.** „Lupa" ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa" M. 6.75 u. M. 9.50, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.95. „Lupa"-**Haut-Krem** macht die Haut **zart, weich und hell** u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.25. „Lupa"-**Bleich-Haut-Krem** ein **vorzügliches** u. **sicheres** Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 4.—. „Lupa"-**Wasch-Emulsion** — **alkalifrei** — der **mildeste** und **zarteste** Seifenersatz, **kremartig,** äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen, bewahrt frischen Teint. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Kruke M. 6.75. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Tausche Waren um oder zahle Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden 399.

Man verlange Prospekt kostenlos. Bendemannstr. 15.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle

liefert die Spezialfabrik **Rich. Maune** Dresden-Löbtau 8. Katalog gratis.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Kriegs-Briefmarken.

sende zur Auswahl Preisliste gratis. **Markenhaus Franke,** Berlin W 8.

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt: „Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe

ist **A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel** unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.

Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.

Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb: E. M. Müller, München II,** Briefach 53, S. 7.

Auskünfte

über Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskret, zuverl. Auskunftei „Reform". Berlin 108, Heinersdorfer Str. 28. Handelsgerichtl. eingetragen. Gegründet 1902.

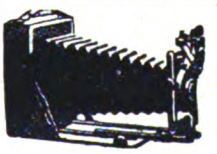
Warzen

beseitigt verblüffend „Varex" Preis 1,90 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover** 29.

Hautbleichcreme Sommersprossen

Ätzfrei bei

Bewährtes Kosmetikum. In jetziger Jahreszeit der wirksamste Schutz. Tube 1,75 M. — Alleinversand Löwen-Apotheke, Hannover 7



Teilzahlung

Photoapparate aller Art
Photographische Artikel

Kataloge umsonst und portofrei.

Jonass & Co., Berlin P 597 Belle-Alliance-Str. 7/10.

In Oesterreich-Ungarn verboten

Kgl. Sächs. Landes-Lotterie

Lose

1 Kl. 12. u. 13. Juni 1918

	1/10	1/5	1/2	1/1
M.	5.—	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose gült. f. alle 5 Kl.

	1/10	1/5	1/2	1/1
M.	25.—	50.—	125.—	250.—

empfiehlt u. versendet d. K. l. Sächs. Staats-Lotter.-Einnahm.

Franz Köhler,

— HOFLIEFERANT —

Leipzig, Gerberstr. 11.

Postscheck-Conto 7443.

Digitized by Google

Für die Küche.

Einige vorzügliche Frühlingskräutersalate. Einen sehr erfrischenden und die Blutbildung befördernden Salat bieten uns die wildwachsenden Kräuter, die uns der Frühling auf Wiesen und Feldern so reichlich beschert. All die jungen Triebe von Gänseblümchen, Sauerampfer, Schafgarbe, Gundermann, Wiesenschaumkraut, Kerbel, Kresse, Dill, Löffelkraut, Löwenzahn, Brennessel, Schlüsselblumen, Bibernell, Bachbunge, Barbarakraut und Wegewart werden gesammelt, sauber verlesen, gewaschen und in ein Sieb oder Tuch zum Abtropfen gegeben. Dann vermischt man diese Kräuter genau wie Feld- oder Kopfsalat mit mildem Weinessig oder Zitronensäure, Salz, Pfeffer, etwas Öl und einer kleinen, sehr feingewiegten Zwiebel und nach Belieben mit einer Prise Zucker. Diese Kräuter nimmt man in der Hauptsache zu gleichen Teilen, nur beim Zusatz von Löwenzahn, der bekanntlich etwas bitterlich schmeckt, wähle man je nach Geschmack nur die Hälfte oder ein Drittel, während man von der saftigen Brunnenkresse und dem lieblich schmeckenden Sauerampfer etwas mehr nehmen sollte. — Ganz vorzüglich ist auch ein Salat von Brunnenkresse in Verbindung mit Sellerie oder Schwarzwurzel oder mit einem Kartoffelsalat vermengt. Mit Pellkartoffeln gereicht, bildet er ein sehr gutes, bekömmliches Abendgericht, das mehrmals in der Woche auf den Tisch kommen sollte. Ferner kann man die wie oben vorbereiteten Kräuter mit eingelegten Bohnen, Schnittspargel, Wachsbohnen, Portulak und mit ganz feingehobelten Radieschen oder Rettichen vermischen oder sie in gehacktem Zustande, mit einem ebenfalls gehackten, hartgekochten Ei vermengt, auf Röstbrot streichen, was sehr fein schmeckt und ergiebig ist. — Zum Schluß noch ein Wort über den bei Herren so beliebten Löwenzahnsalat. Wenn man die gelblich-grünen Blättchen des Löwenzahns selbst auf den Wiesen sucht, so steche man die kleinen Stauden recht tief ab, damit die sehr zarten und würzreichen Blattstiele, die diesem Salat seinen charakteristischen herben Geschmack geben, nicht verlorengehen. Die Pflänzchen müssen besonders sorgfältig geputzt werden, und da sie dabei leicht schwer entfernbare, schwarze, klebrige Flecken an den Fingern verursachen, so ziehe man beim Pflücken und Putzen alte Handschuhe über. Nachdem sie mehrmals gründlich gewaschen wurden und abgetropft sind, bestreut man die Löwenzahnblätter mit Pfeffer und Salz, gießt Öl darauf und läßt sie 20 Minuten ziehen; dann erst vermengt man sie mit Weinessig oder Zitronensaft. Anstatt Öl kann man auch etwas verkühlten zerlassenen Speck verwenden. M. K.-S.

Schluß des redaktionellen Teils.

Prinzessin Küchenfee.

Ein Märchen aus Neutralien. Von Gisela Holz.

Es war einmal ein Land jenseits der Berge, ein Land, wo Milch und Honig fließt, und wo es alles, was der menschliche Magen Gutes begehrt, ohne Marken gibt — ein gesegnetes Stück Land. Aber der Reichtum an guten Dingen brachte das regierende Fürstenhaus in große Sorge.

Der Fürst hatte sich übergessen. Dreißig der besten Köche seines Landes mußten allzeit auf seinen Wink bereit sein, die leckersten Speisen zu bereiten. Aber der Augenblick, wo ihm nichts mehr munden wollte, war trotzdem binnen kurzem eingetreten. Da ließ er all seine dreißig Köche zum Lande hinausprügeln und legte sich hin, um Hungers zu sterben.

Die Minister waren außer sich über diesen verzweifelten Einfall Seiner Hoheit. Ein Fürst des Landes Hungers gestorben — das war noch nie dagewesen, soweit man den hochfürstlichen Familienstammbaum durch die Jahrhunderte einer glorreichen Geschichte zurückverfolgen konnte.

Vergeblich versuchte man den Fürsten durch die verlockendsten Speisen von seinem unglaublichen Plan abzubringen. Er wies alles zurück und wünschte nichts, als in Ruhe sterben zu können.

Es mochte gegen Mitternacht sein, Minister und Ärzte berieten mit scheuem Flüsterton im Vorraum zu des Fürsten Schlafgemach, was wohl am besten zu tun sei. Der Pförtner am großen Tor zum Schloß war gerade ein wenig eingenickt, als ein schüchterner Finger an die großen, schweren Eichentüren klopfte. Ein Mägdlein in ärmlicher Lumpenhülle bat herzlich, eingelassen zu werden. Der Pförtner wollte die unverschämte Bettelliese erst empört von dannen weisen, aber dann erschien sie ihm gar fein und hold, darum ließ er sie ein und erzählte ihr, was dem Fürsten geschehen war. Sofort begehrte das Mägdlein in die Schloßküche geführt zu werden. Sie komme aus fremdem Land und wisse ganz neuartige Speisen, die dem Fürsten gewiß munden würden. — Sie wolle ihm gleich einige besonders wohlschmeckende zubereiten.

Der Pförtner wollte erst allerlei einwenden, aber sie hatte eine so reizende Art zu bitten, daß er endlich nicht anders als ihr willfahren konnte. Sogleich begann das Mägdlein geschäftig in der Schloßküche zu hantieren. Liebliche Gerüche begannen alsbald des Pförtners Nase zu kitzeln. Das Mägdlein brachte allerhand eigenartige Geräte aus einem Bündel, das es bei sich trug — Gerät, wie es der Pförtner nie zuvor gesehen hatte. Mit diesem briet, buk und kochte es, und die Arbeit ging ihm so von der Hand, daß man wohl glauben konnte, es sei in diesem Gewerbe zu Hause.

Der Fürst lag inzwischen auf seinem Lager und hatte alles satt. Eben wollte er sich wieder unmutig von der einen Seite auf die andere werfen, als die Tür aufging und ein feines Mägdlein eine verdeckte Schüssel, von der ein lieblicher Duft ausging, hereintrug und mit anmutiger Verneigung vor ihm niedersetzte. Ehe sich der Fürst noch recht klar wurde, ob er wache oder träume, war es schon wieder verschwunden. Der angenehme Geruch der Speise und die vor ihm stehende Schüssel ließen ihn jedoch bald gewahr werden, daß er nicht träumte. Seine Nase sagte ihm bald, daß sich ein Gericht in der Schüssel befand, das sein Gaumen noch nie gekostet hatte. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, davon zu essen — kostete ein bischen und noch ein bischen, und mit jedem Bissen mundete es vortrefflicher. Wie er eben dabei war, recht herzhaft zuzulangen, tat sich die Tür von neuem auf und das Mägdlein erschien abermals. Mit derselben anmutigen Verbeugung setzte es ein zweites Gericht vor den Fürsten nieder und war, ehe er es noch anreden konnte, lautlos wieder verschwunden.

Der Fürst begann nach Herzenslust zu essen. So hatte es ihm seit Jahren nicht mehr geschmeckt. Als das Mägdlein zum dritten Male hereintrat, laute er mit vollen Backen, daß es ein Vergnügen war, ihm zuzusehen. Das Mägdlein lachte ihm freundlich zu. Da hielt er es fest, schluckte schnell hinunter und fragte, woher es komme und wer es so kochen gelehrt habe.

„O Fürst," sagte das Mägdlein, „ich komme aus einem Lande, das von Kriegsnot hart bedrängt ist. Dort muß man Gerichte erfinden, die dem Magen zusagen, ohne daß sie die herkömmlichsten Nahrungsmittel in zu reichlichem Maße gebrauchen. Das ‚Moha'-Kochbuch ‚Kriegsgemäße Küche' ist mein Lehrmeister gewesen."

„Das muß das beste Kochbuch von der Welt sein", rief der Fürst begeistert, „und soll sofort in allen Kochschulen meines Reiches eingeführt werden. Auch an meinem Hofe sollen sich die Köche nur noch danach richten, denn du selbst wirst wohl nicht dauernd meine Köchin bleiben wollen."

„Warum nicht, o Fürst?" fragte das Mägdlein in sichtlicher Enttäuschung.

„Weil du zu fein und zu vornehm dazu scheinst. Deine zarten Hände werden an den heißen Töpfen rauh und rissig werden!"

„Davor schützt mich der ‚Moha'-Topfheber," antwortete das Mägdlein, „der dafür sorgt, daß ich meine Hände nicht mehr mit dem heißen Topf in Berührung kommen lassen brauche; dieser Topfheber ist viel praktischer als der früher verwendete, stets unsaubere und unhygienische Topflappen."

„Dein leichter Gang wird von dem vielen Stehen am Herd müde und schwerfällig werden", wendete der Fürst ein.

„Auch das habe ich nicht zu befürchten," lautete die Antwort des Mägdleins, „denn das zeitraubende, ermüdende Stehen am Herd ist nicht nötig. Die dir so gut mundenden Speisen werden nur kurze Zeit angekocht, das übrige tut der ‚Moha'-Kochschrank, der als wahrer Retter in der Not anzusprechen ist, er spart nicht nur Kohlen und Zeit, er sorgt auch dafür, daß die Speisen kräftig und aromatisch werden, und er ist zugleich ein schmuckes Prunkstück für meine Küche."

Der Fürst hatte jedoch einen weiteren Einwand: „Dein liebes Gesicht wird knallrot glühen und speckig glänzen von der Hitze des Backofens!"

„Der Backofen ist überlebt," so konnte auch hier das Mägdlein erwidern, „die ‚Moha'-Gasbackform dient mir dazu, dir die leckersten Kuchen auf der offenen Flamme des Gasherdes zu bereiten."

Der Fürst war von diesen schlagfertigen Einwänden des Mägdleins überrascht. Ihr liebes und herziges Wesen veranlaßte ihn zu den Worten:

„Gesteh, daß du nicht in diesem Gewerbe aufgewachsen bist!"

„Ich bin die Prinzessin aus dem Lande, wo Schmalhans Küchenmeister ist, und habe das Kochen nach dem ‚Moha'-Kochbuch gelernt, um meinem Volk zeigen zu können, wie man sparsam und gut wirtschaftet. Da hörte ich, daß du, o Fürst, krank vom Zuvielessen seiest, und kam, um dir zu helfen."

„Du hast mir geholfen, Prinzessin Küchensee, und sollst zum Dank dafür meine Gemahlin werden. Deine Kost soll mich in Zukunft davor bewahren, daß ich mich wieder übereße."

Die Hochzeit wurde alsbald in Glanz und Freude gefeiert. Das Geheimnis der Küche des Fürsten aber besteht darin, daß die Fürstin höchstselbst ihre Küche genau überwacht und die Speisen nach ihrem Kochbuch herstellen läßt.

Und die Moral von der Geschicht'?

Die tüchtige Hausfrau kümmert sich selbst um ihre Küche, das ist gerade in dieser Zeit, wo die knappen, kostspieligen Nahrungsmittel die rationellste Ausnützung erheischen, eine vaterländische Pflicht, die um so leichter zu erfüllen ist, als in den hochentwickelten „Moha"-Küchengeräten der denkenden Hausfrau Hilfsmittel geboten sind, die im Zusammenhang mit dem aus der Praxis entstandenen und von der Presse glänzend rezensierten „Moha"-Kochbuch die Arbeit in der Küche wieder zur Freude werden lassen. — Darum raten wir denjenigen unserer Leserinnen, die sich über die Erzeugnisse einer verfeinerten Küchentechnik eingehend unterrichten wollen, sich unter Bezugnahme auf unser Blatt völlig kostenlos und unverbindlich die Drucksachen „Moderne Küchentechnik" von der Moha-Gesellschaft m. b. H., Nürnberg 2, zusenden zu lassen. Wir glauben, daß unsere Leserinnen darin manche Anregung finden werden, die auch der erfahrenen Hausfrau von Wert sein dürfte.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1 Beilage zu Nr. 21. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. · Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Allerlei Winke für jung und alt.

Das Reinigen heller Sonnenschirme. Das Reinigen zartfarbiger Sonnenschirme ist bei dem jetzigen Seifenmangel eine doppelt schwierige Sache, weshalb man ein vollständiges Waschen derselben nur im äußersten Notfalle vornehmen und Flecken und Staubstreifen, die sich so leicht an den Brüchen des Bezuges vorfinden, durch Abreiben mit Spiritus oder Kartoffelmehl entfernen sollte. Spiritus, der freilich auch rar, aber immerhin noch manchmal erhältlich ist, muß zu diesem Zweck im Wasserbade erhitzt werden. Dann taucht man ein Wattebäuschchen oder zu einem Ballen geformte weiche, weiße Leinwand oder Baumwolle in den erwärmten Spiritus und reibt den Schirm strichweise, von der Spitze nach dem Rande zu, damit ab. In derselben Weise verfährt man mit Kartoffelmehl. Die Flecken und Streifen werden danach verschwunden sein. Bei weißen Schirmen kann man auch Salmiakwasser verwenden, welches verstaubte, unansehnlich gewordene schwarze Seidenschirme ebenfalls gut auffrischt. Nur bei farbigen Schirmen ist Salmiak nicht zu empfehlen. Man rechnet einen Eßlöffel Salmiakgeist auf ein Liter Wasser. Buntfarbige Waschstoffschirme kann man mit einer leichten Lauge von aufgelöster Kriegsseife oder Waschpulver und einer weichen Bürste waschen, doch muß man sie sofort danach mit klarem Wasser abspülen, und zwar sehr gründlich, damit von der Lauge nichts im Gewebe verbleibt. Zur Auffrischung der Farben kann man dem Spülwasser eine Handvoll Salz oder einen Schuß Essig zufügen. Sodann tupfe man den aufgespannten Schirm mit sauberen Tüchern gut ab und trockne auch das Gestell, besonders an der Spitze und am Schieber, gut ab, damit die Stäbe nicht rosten. Hierauf lasse man den aufgespannten Schirm freihängend im Schatten trocknen. An der Sonne darf man einen gewaschenen Schirm niemals trocknen lassen, da er sonst leicht untilgbare gelbe Streifen bekommt. In scharfer Zugluft trocket er am schnellsten und schönsten, und hierbei leidet auch das Eisengestell am wenigsten. Lose zusammengerollt und mit einem Tuche umhüllt, verwahre man den gewaschenen und völlig getrockneten Schirm und presse ihn nicht in ein enges Futteral.

Theresia.

Gegen Heiserkeit. Wer nach vielem Sprechen leicht heiser wird, sollte längere Zeit täglich zweimal zwei Tropfen Arnikatinktur nehmen; er wird die heilende Wirkung sehr bald angenehm empfinden.

Schluß des redaktionellen Teils.

Königlich Sächsische Landes-Lotterie
Ziehung 1. Klasse am 12. u. 13. Juni 1918
800000 Hauptgewinne.
500000
300000
200000
150000
100000
Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1
Mark 5.- 10.- 25.- 50.-
versendet
Ewald Rüdiger's Nachf.
Zwickau i. Sa.
In Oesterreich-Ungarn verboten

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz Diätet. Kuren Herrliche Lage Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M.— Prosp. u. Brosch. fn

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.
Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul

Sorgfältige Kur und Verpflegung.

Billige Schuhe u. Pantoffeln
für Sommer und Haus, dauerhaft mit imprägnierter Sohle fertigt jed. sofort aus Stoffabfällen usw. selbst an. Preis des prämilierten Lehrbuches mit Masstäben f. jed. Grösse 1.25 Mk. per Nachn. Willi Franke, Beesenstedt 856, b. Halle a. S.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.). Kat. B. u. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Kiesett-Zimmerrollstühle. ca. 150 Modelle.

+ Mai-Kur +
mit Frühlingskräutertee „HERPINA" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Beste, natürlichste Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Sehr wohlschmeckend u. bekömmlich. Paket M. 1.50 Prosp. gratis. Instit. „Hermes", München 35, Baaderstr. 8.

Ihr rein Haarnetz
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis p. St. M. 1.40, ab 6 St. M. 1.20 (gar. echtes Menschenhaar). Dazu grat. meine lehrreichen Abbildungen zum Selbstfrisieren Nr. 62. Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.

Schutzmarke

Keinen Tropfen Wasser
läßt Dr. Gentner's Oel-Wachs-lederputz
Nigrin
durch das Leder des Schuhzeugs eindringen bei fortlaufendem Gebrauch. Eine hauchdünne, hochglänzende, durch Wasser und Schnee unzerstörbare Wachsschicht bildet sich auf dem Leder, welche das Eindringen des Wassers verhindert.
Nigrin färbt nicht ab.
Fabrikant: Carl Gentner, chem. Fabrik, Göppingen, Wttbg.

Geolin
in Pulverform
in Wasser aufgelöst
putzt alle Metalle
In Beuteln zu 15 u. 30 Pfg.
Allein. Fabr.: Fritz Schulz jun. A.-G. Leipzig
Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.

Königl. Sächsische Landes-Lotterie
ev. Hauptgewinne Bargeld M.
800000
500000
300000
200000
150000
100000
(In Österreich-Ungarn verboten)
Ziehung 1. Klasse
12. und 13. Juni 1918.

Klassenlose, jede Klasse:	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
	M. 5.—	10.—	25.—	50.—
Vollose, für alle 5 Klassen gültig:	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
	M. 25.—	50.—	125.—	250.—

Beste lungen erfolgen am besten auf einer Postanweisung oder Zahlkarte. Postscheckkonto 51404 Leipzig; auf Wunsch auch unter Nachnahme.
Versand ins Feld
und besetzte Gebiete durch die amtl. Kgl. Sächs. Lotterie-Einnahme
Richard Dittrich
Leipzig-R. 903
Täubchenweg.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

„Er zeigt es ihr!" Etwas von meinem Zwerghähnchen. Unter meinem Hühnervolk sind mir stets, ihrer Zutraulichkeit und Schönheit wegen, die rebhuhnfarbigen Zwerghühner am liebsten gewesen. Namentlich die Hähnchen mit ihrem Prachtgefieder, das dem des Goldfasans in keiner Weise nachsteht, gereichen einem jeden Geflügelhofe zur Zierde. Und wenn sie, sich stolz in die Brust werfend, ihr helltöniges Krähen erschallen lassen, oder, so keck wie anmutig, in ihrem Harem den Gebieter herauskehren, dann wecken sie jederzeit das Entzücken des Beobachters. Besonders wertvoll außerdem sind die rebhuhnfarbigen Zwerghühner um ihrer Legetätigkeit willen, die die aller großen Rassen übertrifft, wie auch die Eier zwar klein, aber von außerordentlich feinem Geschmack sind. Nun jedoch sei neben der allgemeinen Vorzüge meiner Zwerge noch einer Eigenart der Hähnchen gedacht, die ich noch bei keinem großen Hahn beobachtet habe: Jeder Hühnerzüchter wird wissen, daß ein junges Huhn, ehe es das erste Ei legt, in die Ställe geht, sich dort die Nistgelegenheiten ansieht und wohl auch probeweise in irgendein Nest hineintritt. Besonders heikel aber sind in dieser Beziehung die Zwerghühner. Sie suchen und suchen, probieren und probieren so lange, daß das Erstlingsei oft schon dicht am Herausfallen ist, ehe sie sich für irgendein Nest entschieden haben. In solchen Fällen greift nun das Hähnchen ein. Es nimmt, wenn ich so sagen darf, die Zaudernde beim Wickel und führt sie unter lebhaftem Auffieeinreden in den Stall. Ohne sich lange mit qualvoller Wahl aufzuhalten, stellt sich der Hahn mit seiner Genossin an irgendein Nest und redet ihr, mit Kopf und Flügeln lebhaft gestikulierend, zu, sich dessen zu bedienen. Ist sie zu dumm oder zu eigensinnig (in den meisten Fällen ist sie eins von beiden), seiner Einladung Folge zu geben, dann steigt er selbst in das Nest. Er drückt nach vorn, drückt nach hinten, drückt nach rechts und nach links, bis der Niststoff die nötige Form hat. Ist diese erreicht, bliebt er kurze Zeit ruhig sitzen, während ihm die Gattin, die teure, tiefsinnig zuschaut. Endlich erhebt er sich, läßt den leisen Klagelaut hören, den ein jedes Huhn beim Legen von sich gibt, und steigt dann, triumphierend gackernd, aus dem Nest, das nun sofort von der Henne in Besitz genommen und stets erfolgreich benutzt wird. Dieser Vorgang, bei dem das Hähnchen sich auf einem ihm eigentlich fernliegenden Gebiet als Lehrmeister aufspielt, ist nicht nur von mir beobachtet worden, sondern auch meine Leute haben ihm oft mit Ergötzen zugesehen. Er kennzeichnet die reizvolle, aber auch humoristisch wirkende Eigenart meiner Lieblinge vom Stamme der Liliputaner. M. U.

Die Zähigkeit der Gotik in Deutschland. In gotischer Bauart sah der Deutsche wohl am liebsten und längsten den künstlerischen Spiegel seines Wesens. Daß dieser Stil von Nordfrankreich ausgegangen war, tut seinem germanischen Charakter keinen Abbruch, da zwar nicht mehr der Sprache, wohl aber dem Blute und Kulturempfinden nach das Ursprungsland der Gotik damals noch als germanisch angesehen werden konnte. Bekanntlich hat der gotische Stil dann in Deutschland seine folgerichtigste Entwicklung gefunden. Dem Eindringen der Renaissance setzte er hier den zähesten Widerstand entgegen. Noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstanden einzelne gotische Bauwerke. Gewöhnlich nimmt man von diesem Zeitpunkt gerechnet ein völliges Verschwinden der Gotik an, die erst durch die romantischen und historisierenden Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts wieder erweckt worden sei. Es könnte aber demgegenüber nicht ganz mit Unrecht behauptet werden, daß die Gewohnheit, gotisch zu bauen, nie eine völlige Unterbrechung erlitten hat; allerdings war das Verständnis für den wahren Geist der Gotik längst verlorengegangen. Abgesehen davon, daß im deutschen Barock gotische Baugedanken auflebten — wie ja überhaupt Barock und Gotik keine so ausgeprägten Gegensätze darstellen wie etwa Gotik und Renaissance —, man versuchte in jener Zwischenzeit zuweilen auf alte Art zu bauen, man war nicht selten archaistisch; ein eigentümliches Beispiel dafür ist das sogenannte Mausoleum des ersten Abtes von Ebrach, Adam, in der berühmten Kirche dieses Klosters. Welsche Stuckatoren haben es 1697 errichtet. Gotische Ergänzungsbauten zum Straßburger Münster sind ebenfalls noch im siebzehnten Jahrhundert, gar nicht lange vor dem Raube durch Frankreich, errichtet worden. Ein rein gotisch angelegter Kirchenbau aus dem Jahre 1626 ist die Kirche des Fuldaer Nonnenklosters. Übergangsbauten sind in großer Zahl vorhanden (z. B. die Hofkirche zu Innsbruck), und auf dem Lande herrschte der gotische Geschmack noch lange Zeit, wie z. B. die 1650 erbaute Dorfkirche zu Lausa in Sachsen beweist. Mitten im achtzehnten Jahrhundert wurden gotische Kirchen mitunter noch auf wunderliche Art „stilgemäß" restauriert, wie die Dekanatkirche in Raudnitz. An die letzten Versuche dieser Art schloß sich schon die romantische Neubelebung des Stiles, die allerdings nach manchem ansprechenden Werk (Schinkels Werdersche Kirche in Berlin z. B.) in jene unselbständige historische Richtung ausartete, die uns den gotischen Stil wieder verleidet hat.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ziehung I. Klasse
12. und 13. Juni 1918
173. K. S. Landeslotterie
110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.
Hauptgewinn ev.
800000
500000
300000
200000
150000
100000
Klassenlose (für jede Klasse) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5,— 10,— 25,— 50,—
Voll-Lose (gültig für alle Klassen) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25,— 50,— 125,— 250,—
empfiehlt und versendet (auch unter Nachnahme)
Max Lippold,
Leipzig,
Grimmaischer Steinweg 11.
Bank-Konto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt.
Versand auch ins Feld!
In Österreich-Ungarn verboten.

Aluminium Blut
Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein Blutreinigungspulver Saltarin seit über 25 Jahren wirksam erprobt. Sch. 2.—, Dbl. 3 Schacht. 5.50
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4

SOEBEN ERSCHIEN
S*M*S WOLF
VON
FREGATTENKAPITÄN
NERGER

Broschiert 2 Mark mit vielen Bildern
Gebunden 4 Mark Bilder auf Kunstdruckpapier
AUGUST SCHERL G.m.b.H
BERLIN

Hunde an die Front!
Bei den ungeheuren Kämpfen an der Westfront haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtige Stellung gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist durch Abnahme des Meldeganges durch die Meldehunde das Leben erhalten worden. Militärisch wichtige Meldungen sind durch die Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.
Obwohl der Nutzen der Meldehunde im ganzen Lande bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer von kriegsbrauchbaren Hunden, welche sich nicht entschliessen können, ihr Tier der Armee und dem Vaterlande zu leihen!
Es eignen sich der deutsche Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier und Rottweiler, auch Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindestens 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind, ferner Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner und Doggen. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen ausgebildet und im Erlebensfalle nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden.
An alle Besitzer der vorgenannten Hunderassen ergeht daher nochmals die dringende Bitte: Stellt Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!
Die Anmeldungen für die Kriegs-Hunde-Schule und Meldehundschulen sind zu richten an die Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin W. Kurfürstendamm 152, Abt. Meldehunde.

Ziehung I. Klasse
12. u. 13. Juni 1918
173. K. S. Landeslotterie
110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.
Hauptgewinn ev.
800000
500000
300000
200000
150000
100000
Klassenlose (für jede Klasse) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5,— 10,— 25,— 50,—
Voll-Lose (gültig für alle Klassen) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25,— 50,— 125,— 250,—
empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme
Wilh. Kessler,
Leipzig 3,
Mittelstraße 16.
Darmstädter Bank, Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn verboten.

Der schönste Schmuck
für Veranden, Balkons, Fensterbretter sind unstreitig meine
Gebirgs-Hängenelken
Prospek. üb. Gebirgshängenelk. u. andere Balkon- u. Gartenpflanzen ums. u. portofr.
Ludwig Eibl, Spezial-Hängenelken-Züchtr., Traunstein 50, Oberb.

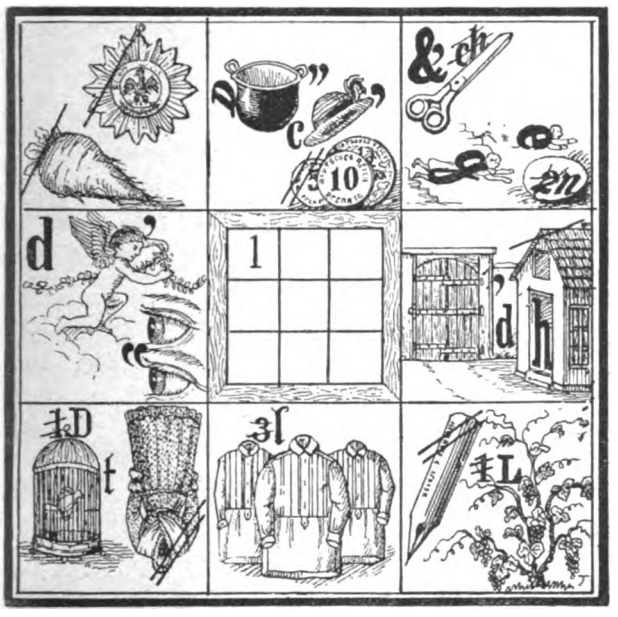
Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 21. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Zur Kurzweil.

Rösselsprung-Rebus.



Doppelte Strafe.

Er, der für sein Verschulden
Hat meines Worts nicht acht,
Wird oft es müssen dulden,
Daß aus dem Wort man macht
Ein neues, das behende
Ihn härter treffen kann,
Wenn Anfangs und am Ende
Man fügt ein Zeichen an.

Renata Greverus.

Gleichklang.

Ein Handwerker, ein Schauspiel, ein Komponist, —
Alles dieses in einem Wort vereinigt ist.

F. H., Nienburg.

Rücklauf-Rätsel.

Von Peter Serwas.

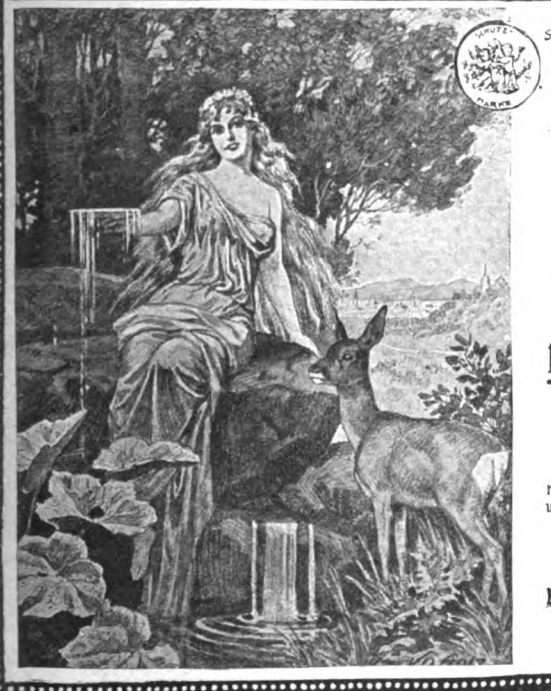
Wir sehen es als wicht'ge Hafenstadt,
Die meereeinende Bedeutung hat.
Gibt man dem Worte umgekehrt den Lauf,
Steigt ein berühmter alter Gott herauf.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Silbenversteckrätsel: **Wie**-land, **Du**-delsack, **E**-mir, **Las**-so, **Spe**-**ich**-er **Dir**-ne — Wie du mir so ich Dir.
Scharade: Handkorb.
Der Hasenfuß: G — Espen — st.
Abstrichrätsel: Strumpf — Trumpf

Schluß des redaktionellen Teils.

Homburger Elisabeth-Brunnen



Seit dem Jahre 1660 bekannt und von den Ärzten empfohlen. — Im Gebrauch bei hohen und allerhöchsten Herrschaften.

Haustrinkkuren

mit Homburger Elisabeth-Brunnen
werden mit gutem Erfolg angewandt zur

Anregung des Stoffwechsels

und ärztlich verordnet bei allen damit zusammenhängenden Krankheiten:

Magen-, Darm-, Leber- und Gallensteinleiden

ferner bei

Frauenkrankheiten, Blutarmut und Allgemeiner Schwäche.

Homburger Mineralwasser sind von angenehm erfrischendem Geschmack. Erhältlich in den Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen. Wo nicht, wende man sich an die untenstehende Versandstelle. — Ausführliche Prospekte über Anwendung und Wirksamkeit, sowie zahlreiche Gutachten ärztlicher Autoritäten versendet gratis die

Brunnenverwaltung
Bad Homburg, Versandstelle: Pharmakon, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Auskünfte und Drucksachen über das Bad frei durch die Kurverwaltung Bad Homburg.

Digitized by Google

Für die Küche.

Getrockneter Rhabarber. Durch die knappe Zuckerzuteilung im letzten Jahre ist es uns nicht möglich geworden, viele Ersparnisse zu machen, um unsere Gartenfrüchte mit Zucker einkochen zu können. Dieser Zuckermangel wird sich besonders bei der Verwertung des Rhabarbers schwer fühlbar machen, zumal auch das Sterilisationsverfahren, das ja wenig Zucker erfordert, wegen der teuren und weniger dauerhaften Kriegsgummiringe nicht mehr so empfehlenswert ist wie früher. Deshalb sei auf ein erprobtes Verfahren des Rhabarbertrocknens aufmerksam gemacht. Getrockneter Rhabarber kann jahrelang aufbewahrt werden und ist jederzeit verwendungsfähig. Durch das Trocknen büßt er sogar zum Vorteil seines Geschmacks einen Teil seiner Schärfe ein. Hauptsächlich handelt es sich darum, die reiche Rhabarberernte, die uns jedes Frühjahr bringt, nicht zugrunde gehen zu lassen infolge des Zuckermangels, sondern sie haltbar zu machen bis zu einer besseren Zeit, wenn wir wieder mehr Zucker zur Verfügung haben werden. Wer selbst einen Garten besitzt, kann sich leicht ein Beet Zuckerrüben anbauen und aus diesen im Herbst Sirup kochen. Mit diesem selbstgekochten Sirup kann man dann den getrockneten Rhabarber sehr gut in der Küche verwerten. Das Trocknen des Rhabarbers ist sehr einfach. Die Rhabarberstengel werden ungeschält in ungefähr 3 Zentimeter lange Stückchen geschnitten, auf Dörren gelegt und im Bratofen oder an der Sonne getrocknet. Im Bratofen geht das Trocknen viel schneller vor sich als im andern Falle. Allerdings bekommt der Rhabarber infolge der größeren künstlichen Hitze eine etwas dunklere, bräunliche Farbe, doch beeinträchtigt das seine Güte nicht. Den getrockneten Rhabarber legt man bei Bedarf wenigstens zwei Tage vorher in warmes Wasser, damit er die verdunstete Flüssigkeit wieder in sich aufnimmt. Hierauf wird er in dem Einweichwasser mit Zucker oder Sirup weichgekocht. Wurde er im Rohre getrocknet, so erinnert er im Geschmack an türkische Zwetschen, was gewiß kein Nachteil ist. Dieser getrocknete Rhabarber kann zu Kompotten, zu Kuchen, zum Füllen von Backwerk und Strudeln verwendet werden, so gut wie der frisch geerntete.

M. Führer.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bäder-Nachrichten.

Bad Nenndorf besitzt mehrere der stärksten Schwefelquellen Europas und eine 6% Solquelle, geeignet zur Ausheilung von Kriegsbeschädigungen, bei Gicht in allen Formen, Rheumatismus, Lähmungen, Neuralgien, Skrofulose, Krankheiten der Atmungsorgane, Hautkrankheiten, Hämorrhoiden, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Metallvergiftung. Für gute Unterkunft und Beköstigung ist Vorsorge getroffen.

Gewinne
der Kgl. Sächs. Landeslotterie
ev. 800 000 Mk.
Prämie 300 000 „
Hauptgew. 500 000 „
200 000 „
150 000 „
100 000 „ usw.
(In Oest.-Ungarn verboten.)
Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse
Ziehung I. Klasse: 12. und 13. Juni 1918
versendet
A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme Leipzig, Brühl 2.

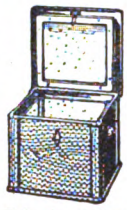
Krankenfahrstühle Krankenmöbel
jeder Art liefert die Spezialfabrik
Richard Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.
In jed. größ. Stadt w. Verkaufsst. nachgew.

Echte Briefmarken billigst
Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen

Lästige Haare
Haarentfernungsmittel
4 M.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Hautbleichcreme
Citochlor bei
Sommersprossen
Bewährtes Kosmetikum.
In jetziger Jahreszeit der wirksamste Schutz.
Tube 1,75 M. — Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Neueste verbesserte Kochkiste
„Stütze der Hausfrau"
mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.



Prinzip: **Thermosflasche-Doppelfenster**; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private**; wo nicht erhältl., Ausk. durch
SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**
Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Glück
lichster Gewinn im günstigsten Falle
800000
500 000 150 000
300 000 100 000
200 000 60 000
In Oesterr.-Ung. verb. u. s. w.
zusammen kommen zur Ausspielung
20 Millionen 801000 Mark
Jedes 2. Los gewinnt
Amtlicher Plan kostenlos

Ziehung I. Klasse 12. u. 13. Juni 191	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
	Mk. 5.—	10.—	25.—	50.—
Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:	Mk. 25.—	50.—	125.—	250.—

Versand nach auswärts auch ins Feld durch die Königl. Sächs. Staatslotterie Einnahme
Max & Johann Schneider
Fernspr. 51374 Leipzig Gohliserstr. 53.
Bankkonto: Allg. Deutsche Creditanstalt Postscheckkonto 51414

Auskünfte
über Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskret, zuverl. Auskunftei „Reform". Berlin 108, Heinersdorfer Str. 28. Handelsgerichtl. eingetragen. Gegründet 1902.

Hautjucken
(Krätze) wirksames
Spezial-Mittel.
6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M.
Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L.6.

in Oesterreich-Ungarn verboten
Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
Lose
1 Kl. 12. u. 13. Juni 1913
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5.- 10.— 25.— 50.—
Voll-Lose gült. f. alle 5 Kl.
1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25.- M. 50.- M. 125.- M. 250.-
empfiehlt u. versendet
d. K. I. Sächs. Staats-Lotter.-Einnahm.
Franz Köhler,
— HOFLIEFERANT —
Leipzig, Gerberstr. 11.
Postscheck-Conto 7443.

San.-Rat Dr. Hans Stolls Sanatorium
Alicenhof Bad Nauheim
bes. f. Herzleiden u. Aderverkalkung

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, G

Kühlcreme bei **Hautjucken**
bewährtes Kosmetikum.
1/2 Sch. 3,50, 1/1 5,50. Alleinvers.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Alle Stoffarben
zum leichten, echten Selbstfärben, speziell schwarz und dunkelblau, in Päckchen à M. 1.— geg. Nachnahme.
Fritz Sprotte.
Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Blutarmut Bleichsucht
und deren **Folgezustände** werden **prompt** u. **nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte
Sanguinal
Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich:
Krewel & Co, G.m.b.H., Chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Digitized by Google

Für die Küche.

Verschiedene gute Kräutersuppen. Die auf Wiesen und Feldern und an Bachrändern wild wachsenden Frühlingskräuter wie: Brennnessel, Kerbel, Dill, Schafgarbe, Sauerampfer, Löwenzahn, Bachbunge, Gundermann, Kresse, Löffelkraut usw. ergeben sehr gesunde, weil blutreinigende und blutbildende Suppen, die man im Frühjahr so oft wie möglich auf den Tisch bringen sollte, und zwar, damit sie keinen Überdruß erzeugen, in verschiedener Zubereitung. Für alle Suppen werden die Frühlingskräuter sauber verlesen, mehrmals in einem Sieb unter dem Strahl der Wasserleitung gewaschen, worauf man sie abtropfen läßt und fein wiegt. Dann bereitet man eine Mehlschwitze, löscht sie mit Knochen-, Würfel- oder Fleischbrühe, kocht sie sämig und läßt die gehackten Frühlingskräuter 10 Minuten darin ziehen, aber nicht kochen. Danach muß die Supe baldigst aufgetragen werden, weil sich sonst das feine Kräuteraroma verflüchtigen würde. Anstatt einer mit Mehlschwitze eingedickten Suppe kann man auch Weizen- oder Maisgrieß, Gerstenschrot oder Hafermehl dazu nehmen oder die gehackten Kräuter einer Kartoffelsuppe zufügen. Diese letztere schmeckt mit dem Kochwasser von Fischen besonders kräftig. Man verwendet die Frühlingskräuter meist in einer Mischung von gleichen Teilen, nur vom Löwenzahn, dessen bitterlicher Geschmack nicht jedem Gaumen behagt, nimmt man weniger, etwa die Hälfte oder gar nur ein Drittel. Als Gewürz gibt man außer Salz nur etwas geriebene Muskatnuß daran. Peterfilien- und Zwiebelzusatz, den manche Leute lieben, verdeckt zu sehr den feinen Kräutergeschmack, ebenso Currypulver, das auch oft als Würze angewendet wird. Als Einlage gibt man gern geröstete Brotscheiben in die Kräutersuppen. Sehr fein schmecken diese Suppen, wenn man sie mit einem Ei abziehen kann. Kerbel und Sauerampfer liefern auch wohlschmeckende, selbständige Suppen, die für Abwechslung sorgen. Endlich kann man mit gewiegten Frühlingskräutern alle die aus Suppenwürfeln oder Suppenmehl hergestellten, im Geschmack oft ziemlich faden Suppen herzhafter und bekömmlicher gestalten.

Hausfrauenrat.

Stockflecke entfernt man aus Leinenzeug durch Betupfen mit Salmiakgeist, dem zwei Teile Wasser zugefügt wurden. Sind sehr viele Flecke im Stoff, so befeuchtet man ihn mittels eines Schwammes mit einer Lösung von 15 Gramm gepuderten Salmiaks und 60 Gramm Kochsalz in einem Liter Wasser und wiederholt nach völligem Trocknen das Verfahren, bis alle Flecke entschwanden, worauf man dann den Stoff noch auswäscht. Man kann auch ein sauberes Tuch mit der Flüssigkeit durchtränken, dieses über den stockigen Gegenstand legen, beides zusammenrollen und am nächsten Tage den nun fleckenlosen Stoff bügeln.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bei trockenem Wetter
ist es nicht nötig, die Schuhe täglich mit Krem zu behandeln, wenn Sie
Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
im Gebrauch haben. — Den Staub vom Leder entfernen, mit weichem Lappen nachreiben, und die Schuhe glänzen wieder wundervoll. — **Nigrin ist außerordentlich sparsam und daher billig im Gebrauch.**
Fabrikant: **Carl Gentner, Göppingen** (Württemberg).

Echte Briefmarken billigst Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Gewinne
der Kgl. Sächs. Landeslotterie
ev. **800 000** Mk.
Prämie **300 000** „
Hauptgew. **500 000** „
200 000 „
150 000 „
100 000 „ usw.
(In Oest.-Ungarn verboten).
Lose: 1/11 1/5 1/2 1/1
Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse
Ziehung I. Klasse: **12. und 13. Juni 1918**
versendet
A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme **Leipzig**, Brühl 2

Digitized by Google

Haben Sie schon darangedacht, dass durch Feuer zerstörte Gegenstände unersetzlich sind?

Wer schützt uns?

Durch einen in der Nähe des Ofens zum Trocknen aufgehängten Gummi-Regenmantel ist ein Feuer entstanden, welches nur mit Hilfe von Minimax keine grössere Ausdehnung angenommen hat.

Hamburg, den 28. Februar 1918.

Friedr. Vogler.

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig vom Wassermangel, nicht einfrierbar, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben, unbegrenzt haltbar.

Mehr als 50000 gemeldete Brandfälle, tausende ungemeldet. 1917 monatlich durchschnittlich 8000 Nachfüllungen geliefert. 103 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet. Ueber 1 Million Apparate in Gebrauch!

Ausführungen für alle Zwecke v. Mk. 65 – an.

Verlangen Sie Sonderdruckschrift „T6".

Minimax G. m. b. H.,
Berlin W, Unter den Linden 2 (E 72).
Breslau, Köln, Hamburg, München, Stuttgart, Zürich, Wien.

Kriegs-Briefmarken.
sende zur Auswahl Preisliste gratis.
Markenhaus Franke, Berlin W 8.

Königlich Sächsische Landes-Lotterie

Ziehung 1. Klasse am 12. u. 13. Juni 1918

800000
Hauptgewinne.
500000
300000
200000
150000
100000

Lose	1/10	1/5	1/2	1/1
Mark	5.-	10.-	25.-	50.-

versendet
Ewald Rüdiger's Nachf.
Zwickau i. Sa.

In Oesterreich-Ungarn verboten

HIRTH'S FERTIG-KOCHER
In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.
Fritz Züfle, Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 11.

Im Frühling gebrauchen Sie **Regenerations-Pillen** zur Blutreinigung und Auffrischung der Körpersäfte. 1/1 Schachtel 2,85 M., 1/2 Schachtel 5,20 M. Alleinversand Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Billig und stets erfolgreich

sind die Kleinen Anzeigen in dem „Berliner Lokal-Anzeiger", der diese bequeme und billige Art der Insertion geschaffen hat.

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Karlsbader Salz
und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. – Man achte auf meine Firma
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Glück
lichster Gewinn im günstigsten Falle
800000
500000 **150000**
300000 **100000**
200000 **60000** u. s. w.
Entscheidung verb.
zusammen kommen zur Ausspielung
20 Millionen 801000 Mark
Jedes 2. Los gewinnt
Amtlicher Plan kostenlos

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Mk.	5.–	10.–	25.–	50.–

Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:
Mk. 25.– 50.– 125.– 250.–

Ziehung I. Klasse 12. u. 13. Juni 191?
Versand nach auswärts auch ins Feld durch die Königl. Sächs. Staatslotterie Einnahme
Max & Johann Schneider
Leipzig
Fernspr. 51374 Gohliserstr. 53.
Bankkonto: Allg. Deutsche Creditanstalt Postscheckkonto 51414

Aderverkalkung, Schwindelanfälle,
Herzbeklemmungen, Angst- und Schwächezustände.
Verlangen Sie ausführliche Gratis-Broschüre.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Strasse 104 a.

Rheumatismus

Stärkste Schwefelquellen Deutschlands.
Schwefel-Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen.
Zandersaal.

Königl. Bad Nenndorf bei Hannover

Frauenkrankheiten.
Ischias, Hautkrankheiten.
Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.

Gicht

Ziehung I. Klasse 12. und 13. Juni 1918
173. K. S. Landeslotterie
110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.
Hauptgewinn ev.
800000
500000
300000
200000
150000
100000

Klassenlose (für jede Klasse)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5,–	10,–	25,–	50,–

Voll-Lose (gültig für alle Klassen)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25,–	50,–	125,–	250,–

empfiehlt und versendet (auch unter Nachnahme)
Max Lippold, Leipzig,
Grimmaischer Steinweg 11.
Bank-Konto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt.

Versand auch ins Feld!
In Oesterreich-Ungarn verboten.

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

ist **A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel** unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb**
E. M. Müller, München II.
Briefach 53. S. 7.

!! Handschrift-Deuter !!
H. Zydeck, Hamburg, Wartenau 6.
Gebühr 50 Pfg. und Porto.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.). Kat. B über **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Das grosse Los

der K. Sächs. Landes Lotterie
Ziehung 1. Kl. 12.-13. Juni

800000
Hauptgewinne.
500000
300000
200000
150000
100000

1/10	1/5	1/2	1/1
M 5.-	M 10.-	M 25.-	M 50.-

Versand auch ins Feld.
Martin Kaufmann
K. Sächs. Staats-Lott.-Einn.
Leipzig
Windmühlenstr. 45.

In Oesterreich-Ungarn verboten.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Schicksale polnischer Maler. Bekanntlich hat die polnische Malerei erst spät ein nationales Gepräge erhalten. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein waren deutsche, italienische und zuletzt französische Maler in Polen tätig; Krakau stand im Mittelalter ganz unter Nürnberger Einfluß, der später durch Mailänder und Florentiner Gäste abgelöst wurde. Als die ersten eigentlich polnischen Maler pflegt man Plonski und Orlowski zu bezeichnen, die um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert aufgetreten sind. Beide hatten merkwürdige Lebensläufe. Plonskis Dasein trug den Charakter tiefer Rastlosigkeit. Er war der Sohn begüterter Eltern, verließ aber schon mit 17 Jahren Warschau, um in die Fremde zu ziehen. Er lebte jahrelang in Holland, dann in Paris, wo ihn das Heimweh mit aller Macht erfaßte und im Schatten beginnender Geistesumnachtung nach Polen zurücktrieb, das er nach einer langen, mühseligen Fußwanderung zerlumpt, als Bettler wieder erreichte. Als Zeichner und Aquarellist hatte er Vorzügliches geleistet; er war im Begriff, Hervorragendes auf dem Gebiete der Bildniskunst zu schaffen, als der Irrsinn bei ihm ausbrach. Ein Gegenbild zu diesem tragischen Künstlerschicksal bildet scheinbar das Leben Alexander Orlowskis, dem sich als dem Hofzeichner des russischen Großfürsten Konstantin in Petersburg eine glänzende Laufbahn eröffnete. Dadurch geriet er in den Ruf des Renegatentums, obwohl er seine polnische Natur gerade in seiner wesentlich impressionistischen Kunst niemals verleugnet hat. Nach der Überlieferung entdeckte ihn eine Fürstin Czartoryska, die in der Dorfschenke seiner Eltern keck gedachte Zeichnungen auf der Kalkwand bemerkte und den Knaben nach Warschau mitnahm. Er beteiligte sich an den Freiheitskämpfen, siedelte aber mit 25 Jahren nach Petersburg über, wo er bald eine gefeierte Persönlichkeit wurde. Mickiewicz hat seiner im „Pan Tadeusz" rühmend gedacht.

Schluß des redaktionellen Teils.

Zur Kinderpflege

verwendet man seit vielen Jahren als bestes Einstreumittel für kleine Kinder und Säuglinge nach dem Urteil hervorragender Aerzte der Kinderheilkunde

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

der bei regelmäßiger Anwendung Wundsein, Wundliegen, Entzündungen und Rötungen der Haut zuverlässig verhindert

Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder ist seiner sicheren Wirkung wegen in ständiger Anwendung bei zahlreichen Krankenhäusern, Kliniken, Entbindungsanstalten usw.

Tägliches Abpudern der Füße (Einpudern in die Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller unter der Schweiß-Einwirkung leidenden Körperteile mit **Vasenol-Sanitäts-Puder** schützt gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden, hält den Fuß gesund und trocken und sichert gegen Erkältungen, wie sie häufig durch feuchte Füße entstehen.

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ist **Vasenoloform-Puder** als einfachstes und billigstes Mittel von unerreichter Wirkung und absoluter Unschädlichkeit unentbehrlich.

In Orig.-Streud. in Apotheken u. Drogerien. **Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Li.**

Ziehung I. Klasse
12. u. 13. Juni 1918

173. K. S. Landeslotterie

110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.

Hauptgewinn ev.

800000
500000
300000
200000
150000
100000

Klassenlose (für jede Klasse)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5,—	10,—	25,—	50,—

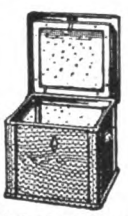
Voll-Lose (gültig für alle Klassen)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25,—	50,—	125,—	250,—

empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme

Wilh. Kessler,
Leipzig 3,
Mittelstraße 10.
Darmstädter Bank, Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn verboten.

Neueste verbesserte Kochkiste



„Stütze der Hausfrau" mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: **Thermosflasche-Doppelfenster**; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private**; wo nicht erhältl., Ausk. durch

SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**
Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.
Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: **Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys,** Masuren.

Königl. Sächs. Landes-Lotterie

Das Spiel kann bei jeder Klasse begonnen oder aufgegeben werden.

Die volle Hälfte
aller Lose gewinnt — bis Mk.
800000
Auszahlung sofort, diskret.
Ziehung 1. Klasse
am 12. und 13. Juni.

Lospreise, für jede Kl. gleich:

1/10	1/5	1/2	1/1
Mk. 5.-	10.-	25.-	50.-

Spielplan auf Wunsch frei.
Versand gegen Voreinsendung (auch ins Feld) oder Nachnahme.
Königl. Staats-Lott.-Einnahme

Max Borstel,
Leipzig 320, Nikolaistr. 4.
Postscheck Leipzig 51172.

In Oesterreich-Ungarn verboten.

Königl. Sächs. Landes-Lotterie
Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Jedes 2. Los gewinnt.

Ziehung 1. Klasse
12. und 13. Juni 1918

800000 200000
500000 150000
300000 100000

(In Österr.-Ung. verbot.)

und namentlich viele Mittelgewinne.
20 Millionen 801000 Mark
kommen innerhalb 5 Monaten zur Ausspielung.
Spielplan frei.

Lose 1. Klasse:

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Mk.	5.—	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:

Mk. 25.—	50.—	125.—	250.—

Versand, a. Wunsch unt. Nachn., d. d. Kgl. L.-Einn.

Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstr. 8.
Gewinnlisten u. Auszahlung schnell. Bankkonto Deutsche Bank. Postscheckkonto Leipzig 7516.

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW68, Zimmerstr. 36-41, bezog. werd.

+ Mai-Kur +

mit Frühlingskräutertee **„HERPINA"** erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Beste, natürlichste **Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung.** Sehr wohlschmeckend u. bekömmlich. Paket **M. 1.50** Prosp. gratis. Inst. „Hermes", München 35, Baaderstr. 8.

Zigarren
für Private. Verlangen Sie Preisliste.
Oscar Tiemann, Bremen.

Digitalisiert von Google

Vom Büchertisch.

Deutsches Heimatglück. Ein Jugendleben auf dem Lande. Von Marie Martin. Mit Federzeichnungen von Berta Martin (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig). — Jugenderinnerungen der Verfasserin, die in einem Landpfarrhause des ehemaligen Kurfürstentums Hessen aufgewachsen ist. Marie Martin verfügt über alle Eigenschaften, die solchen an und für sich belanglosen Erlebnissen das Interesse eines großen Leserkreises abnötigen, — über die Gabe anschaulicher Schilderung, die den Leser miterleben und die geschilderten Personen lebendig werden läßt, über eine große Herzenswärme, die mit viel Sonnenschein auch in dunkle Ecken hineinleuchtet, über eine große Heimatliebe, die das Paradies der Kindheit mit allen dem Lande eigentümlichen Besonderheiten malt, und über ein gutes Gedächtnis, das dankbar auch Kleinigkeiten wiederaufleben läßt, die, humoristisch oder gemütvoll erzählt, den Leser in dieser Welt ganz heimisch machen, auch wenn sie ihm bis dahin fremd gewesen ist. Ein gutes Buch, das viel gelesen zu werden verdient. vsz.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper
erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien — Nur echt in der grünen Dose. — Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 2 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

173. Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
(In Oesterreich-Ungarn verboten.)
Ziehung 1. Kl. 12. u. 13. Juni 1918
110000 Lose, **55000** Gewinne
im günstigsten Falle
800000
Hauptgewinne
500000
300000
200000
150000
100000
Klassenlose für jede Klasse. 1/10 5 M., 1/5 10 M., 1/2 25 M., 1/1 50 M.
Vollose, gültig für alle Klassen: 1/10 25 M., 1/5 50 M., 1/2 125 M., 1/1 250 M.
empfiehlt u. versendet auch unt. Nachnahme die Kgl. Sächs. Lotterie-Einnahme von
Reinhold Walther,
Leipzig, Pfaffendorfer-Straße 6
bestehend seit 1856.
Bankkonto: Deutsche Bank, Filiale Leipzig.

Blutarmut u. Bleichsucht
und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte
Sanguinal
Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich
Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Königl. Sächsische Landes-Lotterie
ev. Hauptgewinne **Bargeld M.**
800000
500000
300000
200000
150000
100000
(In Österreich-Ungarn verboten)
Ziehung 1. Klasse
12. und 13. Juni 1918.

Klassenlose, jede Klasse:	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
	M. 5.—	10.—	25.—	50.—

Vollose, für alle 5 Klassen gültig:	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
	M. 25.—	50.—	125.—	250.—

Bestellungen erfolgen am besten auf einer Postanweisung oder Zahlkarte. Postscheckkonto 514 4 Leipzig; auf Wunsch auch unter Nachnahme.
Versand ins Feld
und besetzte Gebiete durch die amtl. Kgl. Sächs. Lotterie-Einnahme
Richard Dittrich
Leipzig-R. 903
Täubchenweg.

Lästige Haare
Haarentfernungsmittel
4 M.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Warzen
beseitigt verblüffend „Varex"
Preis 1,90 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 23.

In Oesterreich-Ungarn verboten
Kgl. Sächs. Landes-Lotterie
Lose
1 Kl. 12. u. 13. Juni 1913

	1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5.-	10.—	25.—	50.—	

Voll-Lose gült. f. alle Skl.

	1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25.-	M. 50.-	M. 125.-	M. 250.-	

empfiehlt u. versendet d. Kgl. Sächs. Staats-Lotter.-Einnahm.
Franz Köhler,
— HOFLIEFERANT —
Leipzig, Gerberstr. 11.
Postscheck-Conto 7443.

Hautbleichcreme
Gitochlor bei Sommersprossen
Bewährtes Kosmetikum. In jetziger Jahreszeit der wirksamste Schutz.
Tube 1,75 M. — Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. G.
Preisliste ums. Höchste Bez. f. Ankauf.

Reichels
Sommersprossen-Creme
Creme Isoli, absolut sicher wirkendes, garantiert unschädliches Spezialmittel. Über 25jährige glänzende Erfolge. — Dose 3.50 Mk.
Otto Reichel, Berlin 91, Eisenbahnstr. 4.

Kühlcreme bei Hautjucken
bewährtes Kosmetikum.
1/2 Sch. 3,50, 1/1 5,50. Alleinvers.
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen** und **4½% Schatzanweisungen der VII. Kriegsanleihe** können vom

27. Mai d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **2. Dezember 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine **nur noch unmittelbar** bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine **rechts oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I, III., IV., V. und VI. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli, 1. Oktober 1917 und 2. Januar d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Erlösung

von allem heutigen Erdenelend durch ein neues Staatssystem, das allen Menschen ungeahntes Glück bringt. Von F. E. Bilz. Inhaltsauszug: Der Weltkrieg. — Fürsorge für die heimkehrenden Krieger. — Grundzüge einer neuen Staatseinrichtung. — Der Staat zahlt j dem Menschen ein ausreichendes Gehalt auf Lebenszeit. — Nur täglich dreistündige Arbeitszeit für alle. — Mehr Lebensfreude für jung und alt. — Ehe oder freie Liebe und Naturehe. — Das Heiraten der Mädchen wird immer schwieriger. — Mit Einführung der Naturehe wird es besser. — Frauenemanzipation. — Frauenstimmrecht. — Naturgemäße Kindererziehung. — Vermeidung von Krankheit und Siechtum aller Art, und vieles andere mehr. **Preis 3 M.** Porto 20. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul. Ausführlicher Prospekt frei.

Ziehung I. Klasse 12. und 13. Juni 1918

173. K. S. Landeslotterie

110000 Lose = 5500 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.

Hauptgewinn ev.

800 000
500 000
300 000
200 000
150 000
100 000

Klassenlose (für jede Klasse)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5,—	10,—	25,—	50,—

Voll-Lose (gültig für alle Klassen)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25,—	50,—	125,—	250,—

empfiehlt und versendet (auch unter Nachnahme)

Max Lippold, Leipzig,
Grimmaischer Steinweg 11.

Bank-Konto: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt.

Versand auch ins Feld!

In Österreich-Ungarn verboten.

Echte Briefmarken billigst Preisliste A nur Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

In Oesterreich-Ungarn verboten

Kgl. Sächs. Landes-Lotterie

Lose

1 Kl. 12. u. 13. Juni 1913

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5.-	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose gült. f. alle 5 Kl.

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25.-	M. 50.-	M. 125.-	M. 250.-

empfiehlt u. versendet d. Kgl. Sächs. Staats-Lotter.-Einnahm.

Franz Köhler,
— HOFLIEFERANT —
Leipzig, Gerberstr. 11.
Postscheck-Conto 7445.

Ihr neuer Haarnetz

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.50. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Krankenfahrstühle Krankenmöbel

Jeder Art liefert die Spezialfabrik **Richard Maune Dresden-Löbtau 8**

Katalog gratis.

In jed. größ. Stadt w. Verkaufsst. nachgew.

San. Rat Dr. Hans Stolle's Sanatorium **Alicenhof Bad Nauheim** bes. f. Herzleiden u. Adervverkalkung

BAUMGÄRTNER'S BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG

Zur Anschaffung empfohlen:

MEISTER DER ZEICHNUNG

herausgegeben von Professor Dr. HANS W. SINGER:

Band I: **Max Klinger** • Band II: **Max Liebermann** • Band III: **Franz von Stuck** • Band IV: **Otto Greiner** • Band V: **William Strang** Band VI: **Albert Besnard** • Band VII: **Emil Orlik**

Preis eines jeden Bandes (gegen 50 Tafeln in Lichtdruck nebst textlicher Einleitung) g. b. incl. Kriegszuschlag M. 12.50

Aus einer Besprechung dieser neuen Sammlung durch Dr. J. Eisenstädter in der Nürnberger Zeitung vom 14. Oktober: „Die Baumgärtner'schen Ausgaben haben eine Vollkommenheit erreicht die ihresgleichen sucht. Sie ersetzen fast die Originale. Ich habe derartige Feinheiten der Reproduktion bisher nur in den Veröffentlichungen des Londoner Studioverlags gefunden."

Wer elegante Kleider trägt

achte auf sachgemäß behandeltes Schuhzeug.

Dr. Gentner's Oelwachslederputz

Nigrin

färbt nicht ab und verschmiert die Kleidersäume nicht, selbst wenn das Leder naß wird, weil Nigrin nur aus besten Oelen und feinsten Wachsen hergestellt wird. Gewöhnliche Wasserfrem dagegen löst sich in Wasser schwarz auf, färbt daher bei Regen ab und beschmutzt alles.

Schutzmarke

Hersteller: **Carl Gentner,** Nigrinfabrik, **Göppingen** (Württbg.)

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Gegen das Gerinnen der Milch. Mit der warmen Jahreszeit mehren sich in der Stadt die Fälle, daß die frisch gelieferte Milch beim Abkochen gerinnt. Das bedeutet für manche Haushaltung einen empfindlichen Verlust. Wenn auch die geronnene Milch noch zu mancher Speise, zu manchem Teige zu verwerten ist, so ist sie leider für Kaffee und Tee nicht mehr zu gebrauchen. Das Gerinnen aber kann sehr leicht verhütet werden, wenn der Milch beim Abkochen doppeltkohlensaures Natron beigegeben wird. Sobald die Milch in der Pfanne ist, wird z. B. auf ein Liter Milch eine große Messerspitze Natron hineingeschüttet. Diese Säure verhütet das Gerinnen. Die Milch bekommt dadurch nicht den geringsten Nachgeschmack und ist trotz der Hitze länger haltbar. Das doppeltkohlensaure Natron ist sehr billig, durchaus gesund und hat auf die Milch keinerlei nachteiligen Einfluß. M F.

Schluß des redaktionellen Teils.

Königl. Sächsische Landes-Lotterie

ev. Hauptgewinne **Bargeld M.**

800000
500000
300000
200000
150000
100000

(In Österreich-Ungarn verboten)

Ziehung 1. Klasse

12. und 13. Juni 1918.

Klassenlose, jede Klasse:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 5.—	10.—	25.—	50.—

Volllose, für alle 5 Klassen gültig:

Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
M. 25.—	50.—	125.—	250.—

Bestellungen erfolgen am besten auf einer Postanweisung oder Zahlkarte. Postscheckkonto 51404 Leipzig; auf Wunsch auch unter Nachnahme.

Versand ins Feld

und besetzte Gebiete durch die amtl. Kgl. Sächs. Lotterie-Einnahme

Richard Dittrich

Leipzig-R. 903

Täubchenweg.

+ Mai-Kur +

mit Frühlingskräutertee „HERPINA" erfrischt und kräftigt die Organe, fördert Stoffwechsel und Verdauung. Beste, natürlichste Blutauffrischung, Verjüngung, Verschönerung. Sehr wohlschmeckend u. bekömmlich. Paket M. 1.50 Prosp. gratis. Institut „Hermes", München 35, Baaderstr. 8.

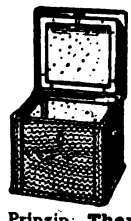
Briefmarken

und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.

S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, G

Aluminium Lust

Zur Ausscheidung aller scharfen und kranken Stoffe aus Blut und Säften, gegen Blutverdickung, Blutandrang, rotes Gesicht, Hautunreinigkeiten ist mein Blutreinigungspulver Saltarin seit über 25 Jahren wirksam erprobt. Sch. 2.—. Übl. 3 Schacht. 5.50 Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4



Neueste verbesserte Kochkiste

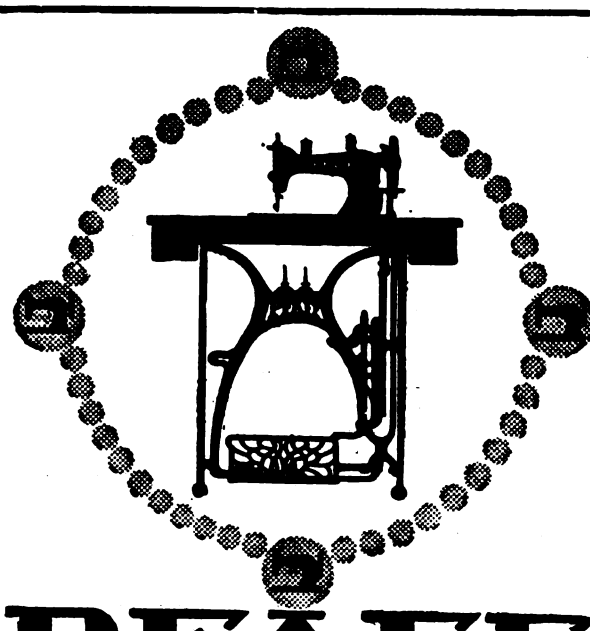
„Stütze der Hausfrau"

mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: Thermosflasche - Doppelfenster; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, im Sommer guter Ersatz für Eisschrank. Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. Kein Verkauf an Private; wo nicht erhältl., Ausk. durch

SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**

Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.



PFAFF

Nähmaschinen

für Familien-Gebrauch, gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G.M.Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz Gegründet 1862.

Völlig kostenlos

gebe ich jeder Dame, ohne jede Verbindlichkeit für sie, eine ausreichende Probe meines vorzüglichen, gut eingeführten Haarwaschmittels (beseitigt Haarausfall, Parasiten u. Schuppen). Das Haar wird locker, weich, duftig und gestattet schicke Frisuren. Jeder Sendung liegen ausführliche Anweisungen über vollendete Schönheitspflege nach einfachem eigenen System bei. Deutl. Adresse erbeten. Rückporto beizufügen steht jeder Dame frei.

Ein neues Gesicht

ohne Massage — ohne Apparat — keine Schälkur.

Veredelung der Gesichtshaut, Beseitigung von Mitessern, welker Haut nach wissenschaftlichem System mit „Orion" Puder 8 Mark, mit Toilette-Essenz mehr. — Durchaus ebenmäßiges, regelmäßiges, schönes, jugendliches Gesicht und zarte, jugendfrische reine Haut zu erhalten.

Massage-Haut-Creme „TABELLA"

mit Gebrauchsanw. M. 6.— Packung: 1 2 3.— 5.—

Bleich-Haut-Creme

gegen Sommersprossen und Nasenröte, sowie gegen graue, fleckige Haut. Preis 4 Mark, 2 Dosen 7,50 Mark (meist erforderlich), 3 Dos. 10,50 Mk. (Garantie.)

Anna Nebelsiek, Braunschweig 145, Postfach 273.

Zahlreiche freiwillige Anerkennungen zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme.

Gewinn

der Kgl. Sächs. Landeslotterie

	ev.	800 000	Mk.
	Prämie	300 000	„
Hauptgew.		500 000	„
		200 000	„
		150 000	„
		100 000	„ usw.

(In Oest.-Ungarn verboten).

Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1

Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse

Ziehung I. Klasse: 12. und 13. Juni 1918 versendet

A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme **Leipzig,** Brüderstr. 2.

Blutarmut Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt u. nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

In allen Apotheken erhältlich:

Krewel & Co, G.m.b.H., Chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Scherzrätsel.

In einem Weltteil steht sie allein,
Es schließen sie nur zwei Zeichen ein.
Paul Renz.

Silbenrätsel.

Von Peter Serwas.

So wie die erste sich gar mancher nennt,
Der gerne sich tut gütlich an der zweiten,
Doch wenn man als das Ganze ihn erkennt,
So wird das keine Freude ihm bereiten.

Der Feinschmecker.

Ratet, was ich heute aß:
„Drei Laute und ein Längenmaß!"

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rösselsprung-Rebus: Über den Tod hinaus dauert die Dankesschuld der Lebenden gegen unsere gefallenen Helden.
Doppelte Strafe: Rüge, Prügel.
Gleichklang: Weber.
Rücklauf-Rätsel: Suez — Zeus.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bekanntmachung.

Das Reichsbank-Direktorium gibt im Anzeigenteile dieses Blattes bekannt, daß die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen und 4½% Schatzanweisungen der 7. Kriegsanleihe in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden können.

Geschäftliches.

Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Verschleimung der Atmungsorgane wie überhaupt alle Katarrhe der Luftwege werden am sichersten vermittels des Wiesbadener Tancré-Inhalators bekämpft. Über 25.000 Zeugnisse rühmen seine ausgezeichnete Wirkung. Auskunft erteilt gerne kostenlos und ohne Kaufzwang die Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden O. X.

Unheilbare Katarrhe.

Schnupfen, Hals- und Rachenverschleimungen usw. haben ihre Ursache in der Tätigkeit der Kleinlebewesen. Diese verbreiten durch ihre Fortpflanzung gewisse Absonderungsprodukte, die giftig wirken und dadurch weite Teile der Schleimhäute reizen und für die Ausbreitung empfänglich machen. Auf diese Weise entstehen leicht durch einen vernachlässigten Schnupfen oder Husten: Rachen-, Nasen-, Kehlkopf-, Luftröhren-, Bronchialkatarrh, Asthma, Influenza usw.

In der Natur sind aber für alle Gifte Gegengifte vorhanden, es gilt nur die richtigen herauszufinden und recht anzuwenden. Daher nützen auch Trinkkuren mit Salzen oder äußere Behandlung mit warmen oder kalten Umschlägen oft sehr wenig; die tieferliegende Bakterienflora wird dadurch nicht alteriert, und nach einiger Zeit ist das alte Leiden wieder da. Deshalb erscheinen diese Zustände den meisten als unheilbare Katarrhe.

Von der Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden O. X., ist ein kleiner, sinnreicher Apparat konstruiert, der nach besonderem Verfahren auserwählte, wissenschaftlich begutachtete Stoffe zum Einatmen bis in die tiefsten Luftwege bringt, ohne Kitzelreize zu verursachen oder sonstwie die Schleimhäute anzugreifen, und zwar auf kaltem Wege, um auch einer neuen Erkältung sicher vorzubeugen. Hiermit sind ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich mehr als 25 000 Patienten, darunter auch zahlreiche Aerzte, in begeisterten Briefen aussprechen. So schreiben:

Herr Geheimrat Univ.-Prof. Dr. med. Wiedersheim, Freiburg i. B.: Gern erfülle ich Ihren Wunsch und gebe Ihnen bekannt, daß ich mit Ihrem Apparate, was die Bekämpfung katarrhalischer Affektionen der oberen Luftwege betrifft, sehr gute Erfolge erzielt habe. Ich freue mich, Ihnen dies bestätigen zu können, und ermächtige Sie gern, von diesem Zeugnis beliebigen Gebrauch zu machen."

Herr Zahnarzt Maue, Stendal: „Es drängt mich, Ihnen über Ihren Inhalator meine wärmste Anerkennung auszusprechen. Ihr Apparat ist der einzig brauchbare. Ich habe ihn selbst benutzt und verordne ihn bei jeder Gelegenheit meinen Patienten. Die Beeinflussung der Mundhöhlen und deren Nebenhöhlen läßt in ihrer Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Erfolge sind großartig."

Frau v. Enckevort, Berlin W: „Der Tancré-Inhalator ist eine Wohltat für die an den Respirationsorganen leidende Menschheit. Durch seine günstige Wirkung überzeugt, auch bei katarrhalischen Erscheinungen, bestellte ich für Verwandte und Bekannte bereits das 12. Exemplar, was allgemeine Anerkennung fand."

Frau Geheimrat Lanz, Mannheim, A. 2. 6., schreibt: „Mit Ihrem Tancré-Inhalator bin ich außerordentlich zufrieden. Der günstige Erfolg veranlaßte mich, meine Familie mit dem Tancré-Inhalator sofort zu versehen. Auch bei Bekannten habe ich den Inhalator bestens empfohlen. Der Erfolg bei Kindern war auch sehr erfreulich."

Verlangen Sie noch heute nähere Auskunft kostenlos und ohne Kaufzwang von Carl A. Tancré, Wiesbaden O. X.

Offenbacher
Kaiser Friedrich Quelle
das millionenfach bewährte Wasser
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Glück

Höchster Gewinn im günstigsten Falle
800000
500000 150000
300000 100000
200000 60000
Ja, das ist Ung. verb. u. z. w.
zusammen kommen zur Ausspielung
20 Millionen 801000 Mark
Jedes 2. Los gewinnt! Amtlicher Plan kostenlos

Ziehung I. Klasse
12. u. 13. Juni 1918

	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
Mk.	5.—	10.—	25.—	50.—

Voll-Lose, für alle 5 Klassen gültig:

Mk.	25.—	50.—	125.—	250.—

Versand nach auswärts auch ins Feld durch die Königl. Sächs. Staatslotterie-Einnahme
Max & Johann Schneider
Fernspr. 5137 Leipzig Gohliserstr. 53
Bankkonto: Allg. Deutsche Creditanstalt Postscheckkonto 51414

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Goedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS
ZURZEIT AUSVERKAUFT

Das Geheimnis der Anna!

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.
Fritz Züfle, Berlin SW. 11 Hallesches Ufer 11.

Unübertroffen an Formenschönheit

Ein idealer Figurverbesserer

ist mein neuester ges. gesch. Korsettersatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa", nachdem er gleichzeitig volle Büste erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnerfarbig M. 58.50. Sehr preiswert aus bestem waschbaren Material. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Marke „Lupa" ges. gesch.
Prospekte kostenlos
Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

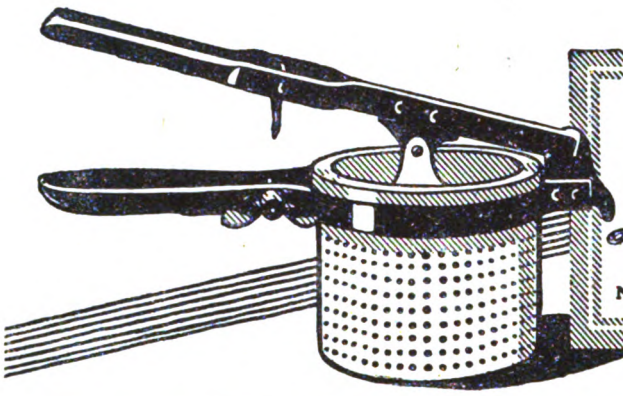
Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.

Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 26.75 Taillenweite aufgeben.

Für die Küche.

Winke für das Kochen unreifer Stachelbeeren. An das Zubereiten von geschmorten unreifen Stachelbeeren trauen sich in jetziger Zeit die wenigsten Hausfrauen heran, weil es zu viel Zucker erfordert und dieser jetzt gar zu knapp ist. Beim Süßen mit Sacharin oder Süßstoff hat man gefunden, daß die Stachelbeeren einen ganz unangenehmen, bitterlich-süßen Geschmack annehmen und auch die Farbe in unvorteilhafter Weise verändern. Alle diese Übelstände lassen sich aber durch ganz einfache Gegenmaßregeln vermeiden. So verlieren z. B. die unreifen Stachelbeeren ihre Schärfe und überstarke Säure, wenn man sie mit kochendem, schwach gesalzenem Wasser überbrüht und fünf Minuten darin ziehen läßt, dann dieses Wasser abgießt und sie nun erst mit neuem Wasser, Zucker und, wenn man ihn hat, Zitronensaft von neuem aufs Feuer stellt und gardämpft. Zitronensaft hat die Eigenschaft die starke Fruchtsäure der Stachelbeere zu binden und zu mildern, so daß man zum Süßen viel weniger Zucker braucht. Auch aufgelöste, kristallisierte Zitronensäure, in winziger Menge zugesetzt, hat Erfolg, wenn auch nicht solchen, wie frische Zitronensäure. Muß man Süßstoff zum Süßen der Stachelbeeren verwenden, so darf er erst ganz kurz vor dem Auftragen des Kompotts zugesetzt werden. Niemals süße man damit eine größere Menge Stachelbeeren, als augenblicklich gebraucht wird, denn durch das Stehen der mit Süßstoff gesüßten Früchte entwickelt sich erst jener unangenehme Bittergeschmack und die Farbeveränderung, während solches bei eben erst gesüßten Beeren nicht wahrzunehmen ist. Auch für das Einlegen unreifer Stachelbeeren empfiehlt sich das Abbrühen derselben mit schwachgesalzenem Wasser. Es nimmt ihnen außer der überschüssigen Schärfe auch den wilden Geschmack, den manche Art Stachelbeeren in unreifem Zustande an sich ha. M. K. S.

Schluß des redaktionellen Teils



Moha
Im Dienste der Menschheit
Fruchtpresse

hat den grundlegenden Vorteil, daß die zu pressenden Früchte usw., nirgends mit Metall in Berührung kommen. Daraus ergibt sich, daß das sonst meist zu beobachtende Verfärben seiner Fruchtsäfte usw. sowie jede Geschmacksbeeinträchtigung zuverlässig vermieden wird. / In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Preis pro Stück M. 12.50 mit Einsatz

„MOHA"-G. m. b. H., Nürnberg 2.

Petri & Lehr, Offenbach a.M.4. versendet gratis Kat.A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat.B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Königlich Sächsische Landes-Lotterie

Ziehung 1. Klasse am 12. u. 13. Juni 1918

800000 Hauptgewinne
500000
300000
200000
150000
100000

Lose	1/10	1/5	1/2	1/1
Mark	5.-	10.-	25.-	50.-

versendet

Ewald Rüdiger's Nachf.
Zwickau i. Sa.

In Oesterreich-Ungarn verboten

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Brosch. R

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, bezogen werden.

Hämorrhoiden-
Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr. Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 6.

Alle Stoffarben
zum leichten, echten Selbstfärben, speziell schwarz und dunkelblau, in Päckchen à M. 1.— geg. Nachnahme.
Fritz Sprotte.
Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Auskünfte üb. Heirats-, Familien- u. Vermög.-Verhältn. diskr., zuverl. Auskunftei „Reform". Berlin 108, Heinersdorfer Str. 23. Handelsgerichtl. eingetrag. Gegr. 1902.

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.
Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.

In Buchform erschien:
Als englischer Missionar von China in die Heimat
Selbsterlebtes von Friedrich Merand
Preis 1 Mark 25 Pf. einschließlich Teuerungszuschlag
VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H

Ziehung I. Klasse 12. u. 13. Juni 1918
173. K. S. Landeslotterie
110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.
Hauptgewinn ev.
800000
500000
300000
200000
150000
100000

Klassenlose (für jede Klasse)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5,—	10,—	25,—	50,—

Voll-Lose (gültig für alle Klassen)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25,—	50,—	125,—	250,—

empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme
Wilh. Kessler, Leipzig 3,
Mittelstraße 10.
Darmstädter Bank, Leipzig.
In Oesterreich-Ungarn verboten.

Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.

Im Säuglingsheim Weißensee b. Berlin
finden junge, gebildete Mädchen sofort u. spät. Aufnahme z. Erlernung d. Säuglingspflege. Näheres durch die Oberin.

Ausbildung für höhere Frauenberufe
außerhalb der Universitätsbildung.
Staatliche Prüfungen.
Auskft. d. Kanzlei: Leipzig, Königstr. 40.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit
Frankfurt am Main.
Ausbildung zu besoldeter und ehrenamtlicher sozialer Berufsarbeit. Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse, Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungsklasse. Prospekte durch die Direktion: Große Friedberger Straße 28, II.

Erziehungs-Anstalten
Nervöse oder schwachbegabte junge Leute
find. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. im Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenb. Gera-R.-Tinz.

Verschiedene Pensionen
Die Kückenmühler Anstalten
Stettin (Gegründet 1863) bieten Geistesschwachen, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung und Heilung. — Prospekte durch den Direktor Pastor Karig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Schutz gegen Sonnenstich. Wenn auch in unserm Klima der Sonnenstich weniger häufig vorkommt als in heißen Zonen, so sollte man doch besonders kleine Kinder, deren dünne Schädeldecke noch leicht von den sengenden Sonnenstrahlen zu durchdringen ist, nie ohne Hut in die Sonne gehen lassen und sich selbst, wenn man unbedingt in der Sonnenglut im Freien sein muß, durch einen leichten Hut, am besten mit einem Nackentuch, ähnlich dem Kopftuch der Landarbeiterinnen, vor den heißen Strahlen schützen. Ist jemand am Sonnenstich erkrankt, so bringe man ihn bis zur Ankunft des Arztes an einen schattigen, kühlen Ort, entferne jede auch nur einigermaßen beengende Kleidung und lege eine in Tücher gehüllte Eisblase oder wenigstens einen möglichst kalten Umschlag auf den Kopf des Erkrankten. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

HIRTH's FERTIG KOCHER

Fritz Züfle, Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 11.

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt: „Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II.
Brieffach 53, S. 7.

Feine Leder wie
Boxkalf, Chevrau, Lackleder
sollten nur mit
Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
behandelt werden, weil er garantiert wasserfrei ist, dem Leder Nahrung gibt und es weich erhält. Gewöhnliche Wasserkrem enthält oft mehr als zwei Drittel Wasser und häufig sogar noch dem Leder schädliche Stoffe
Alleiniger Fabrikant von Oelwachslederputz Nigrin: **Carl Gentner, Göppingen** (Württemberg).

Die Königin der Hausinstrumente:
Harmoniums
Spez.: Von jederm. ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. zu spielende Instrum. Katalog umsonst. **Aloys Maier**, Kgl. Hofl. **Fulda.**

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B. II. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Rekonvalescentenstühle, ca. 150 Modelle.

Auskünfte üb. Heirats-, Famil.- u. Verm.-Verh. diskr. zuv. Auskunft. „Reform", Berlin 106, Heinersdorf. Str. 28. Handelsger. eing. Gegr. 1902.

J. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.

Prospekte der im „Kleine Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, bezogen werden.

Unreines Blut
Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als vegetabil.
Regenerations-Pillen
½ Schachtel M. 2.85, ¼ Schl. M. 5.20
Alleinversand:
Löwen-Apotheke, Hannover 29

Kein Leser versäume, meine Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

Die Bücherei der MÜNCHNER „JUGEND"

bringt in kleinen handl. und vornehm gebund. Bänden vortreffl. Erzähl. aus der Feder zeitgenöss. Schriftsteller.

Bis jetzt liegen 3 Bände vor:

1. Band: Ernste und heitere Erzählungen. 2. Band: Bunte Skizzen. 3. Band: Phantastische Geschichten.

Jeder Band enthält mindestens 8 verschiedene Erzählungen. Die Sammlung wird zwanglos fortgesetzt.

Vortreffl. Gelegenheitsgeschenk! Wertvolle Reiselektüre!

Preis des Bandes: Mark 1.50.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder zuzüglich 20 Pfennig Porto auch unmittelbar vom Verlag.

Verlag der „JUGEND", München.

Soeben erschien

Weiße Garde gegen Rote Garde

Fluchterlebnisse des Leutnants d. R.
Erich Schüler

Nach verunglücktem Fluchtversuch vom Sowjet in Wladiwostock zum Tode verurteilt, entkommt der Verfasser dank der bolschewistischen Wirren unter den tollsten Abenteuern nach Finnland. Er nimmt hier an dem Kampfe der Weißen gegen die Rote Garde teil und wird ein Vollsheld Finnlands. Ein ereignisreiches Kriegsbuch mit grellen Streiflichtern auf die Schreckensherrschaft in Finnland. Mit vier Abbildungen u. zwei Karten.

Broschiert **2** Mark
einschließlich Teuerungszuschlag

VERLAG AUGUST SCHERL G. M. B. H.

Digitized by Google

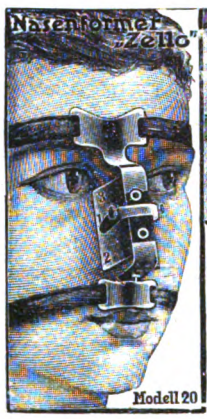
Hausfrauenrat.

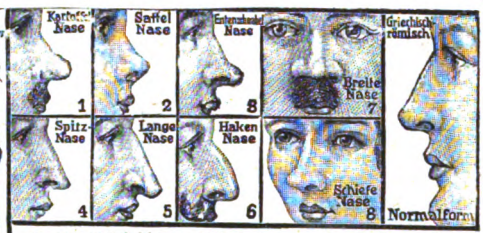
Beim Entfernen von Tintenflecken aus Kleiderstoffen und Möbelbezügen haben sich folgende Mittel bewährt. Man löst 100 Gramm Zinnsalz und Salzsäure in einem halben Liter Wasser auf, reibt einige Male den Fleck mit dieser Mischung aus und spült mit klarem Wasser nach. Oder man träufelt etwas Salmiakgeist auf den Fleck, tränkt dann etwas Watte mit verdünnter Phosphorsäure und betupft den Fleck damit, mehrere Male dieses abwechselnde Verfahren wiederholend, worauf dann der Stoff an der Sonne trocknen muß. Man kann auch fein gepudertes Sauerkleesalz auf den Fleck streuen, dies mit heißem Wasser befeuchten und den Brei auf dem Fleck gründlich verreiben, um nach einigen Minuten mit einem in klares Wasser getauchten Schwamm nachzuwaschen. Tintenflecke in hellen Sommeranzügen von Herren weichen dem Auswaschen mit einer schwachen Weinsäurelösung, der ein Nachwaschen mit kaltem Wasser folgen muß.

Schluß des redaktionellen Teils.

Geschäftliche Mitteilungen.

Von Jahr zu Jahr, fast möchte man sagen von Tag zu Tag, nimmt die Zahl der Unfälle zu. Die Ausweise der Versicherungsanstalten lassen dies deutlich erkennen. Haben Sie schon die Folgen bedacht, die ein Ihnen zustoßender Unfall für Sie und die Ihrigen haben muß, wenn Sie in Ihrer Erwerbsfähigkeit geschädigt werden? Der zeitlebens nagende Selbstvorwurf, daß man sich und die Seinen durch rechtzeitige Zahlung einer verhältnismäßig geringen Jahresprämie vor Armut und Not hätte bewahren können, drückt härter noch als körperliches Gebrechen. Werden Sie Mitglied des Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Vereins auf Gegenseitigkeit in Stuttgart.





Schiefe Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello"** ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100 000 „Zello" i. Gebrauch. Preis **M. 5.—, M. 7.— u. M. 10.—** und 10% Teurungs-Aufschl. mit ärztl. Anleitg. (Formbezeichn. erwünscht) Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 125.** Winterfeldtstr. 3

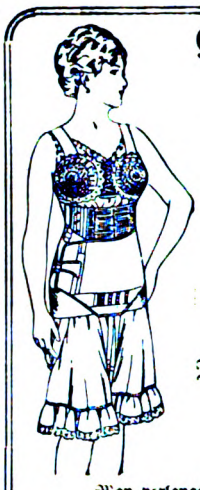
Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.
Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: **Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren.**

Reisen Sie nicht in die Sommerfrische,

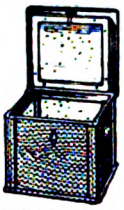
ohne dass Sie sich und die Ihrigen gegen die materiellen Folgen eines Unfalls durch Versicherung geschützt haben. Die Begründung der Notwendigkeit dieses wohlmeinenden Rates ergibt sich fast Tag für Tag aus den Zeitungen. Wir bitten Sie, unverbindlich unsere Unfallversicherungs-Bedingungen einzufordern. Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G. in Stuttgart.

Sol- und Thermalbad **Königsborn**
Eisenbahn: Unna B. M. und Unna-Königsborn rechtsrhein.
Badebetriebszeit vom 15. Mai bis 1. Oktober.
Kohlensäurereiche Bäder Inhalationen. Licht- u. Luftbad
Gradierwerke. Kurpark. Lawn-Tennis-plätze. Konzerte.
Für Kriegsteilnehmer besondere Vergünstigungen.
Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln Drüsen, Rachitis, Herz-, Nerven- u. Frauenkrankheiten usw
Vom 15 — 31 Mai und ab 1. Sept. gelten um rd. 20% ermäß. Bäderpreise.
Mäßige Verpflegungs- u. Bäderpreise, Auskunft, Badeschrift u. Wohnungsverzeichnis unentgeltlich d. die Badeverwaltung in Unna-Königsborn

Rheumatismus
Stärkste Schwefelquellen Deutschlands.
Schwefel Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen.
Zandersaal.
Königl. Bad Nenndorf bei Hannover
Frauenkrankheiten, Ischias, Hautkrankheiten.
Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.
Gicht



Kluge Frauen
erhöhen und erhalten ihre Schönheit durch
Thalysia-Büstenhalter
(für zarte Gestalten)
Thalysia-Edelformer
(für volle Figuren).
Werdende Mütter
kleiden sich bis zuletzt unauffällig mit einfachst verstellbaren, ges. gesch.
Thalysia-Umstandskleidern
und schützen sich gegen Schädigungen und häufig zurückbleibende Entstellungen durch
Thalysia-Edelgurte.
Man verlange postfrei (gegen 15-Pfg.-Marke) das Jahresalbum 13e von
Thalysia Paul Garms G. m. b. H., Leipzig-Co.; Berlin, Wilhelmstraße 37; München, Marienplatz 29.



Neueste verbesserte Kochkiste
Stütze der Hausfrau
mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.
Prinzip **Thermosflasche - Doppelfenster**; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private;** wo nicht erhältl., Ausk. durch
SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**
Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36

Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule und Haus.
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang garantiert ech
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47.
Preisliste ums. **Höchste Bez. f. Ankauf**

Verfeinerung der **Handschrift**
Joh. F. Herget, Essen (4) M. 1.50

Aderverkalkung, Schwindelanfälle,
Herzbeklemmungen, Angst- und Schwächezustände
Verlangen Sie ausführliche Gratis-Broschüre.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Strasse 104 a.

Blutarmut u. Bleichsucht
und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte
Sanguinal
Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich
Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Preisausschreiben für Kriegsgedenkblätter. Bei dem zu erwartenden Massenangebot von Gedenk- oder Erinnerungsblättern für Mannschaften und Offiziere ist zu befürchten, daß diese Blätter selten oder nicht immer völkisch-künstlerischen Ansprüchen genügen werden. Zuschriften aus dem Felde bestätigen denn auch, daß bereits manches gedankenlose, wenn auch vielleicht gutgemeinte Machwerk in Umlauf ist und daß es nicht immer leicht ist, bei der häufig mangelnden Fühlungnahme mit geeigneten Künstlern bessernd einzuwirken. Im vaterländischen Interesse ist es daher geboten, daß für diesen ernsten und schönen Zweck Gedenkblätter bereitgestellt werden, die der Höhe unserer Kunstkultur entsprechen und im Sinne einer wahren deutschen Volkskunst gehalten sind. Um hervorragende Entwürfe für Kriegsgedenkblätter solcher Art zu gewinnen, hat es der Evangelische Bund unternommen, ein Preisausschreiben unter allen deutschen Künstlern mit Frist bis zum 1. August 1918 zu erlassen und insgesamt 4000 Mark für fünf Preise und fünf weitere Ankäufe auszuwerfen. Verlangt werden farbige oder nichtfarbige druckreife Entwürfe, auch Radierungen, in einer Bildgröße von 0,50 Meter größter Ausdehnung. Das Preisrichteramt haben übernommen die Künstler: Professor A. Kampf, Akademiedirektor, Berlin, Professor Jul. Diez, Direktor der Kunstgewerbeschule, München, Professor Carl Ederer, Düsseldorf, Professor Willy Stoewer, Berlin, Dipl.-Ing. Eduard Wehner, Düsseldorf-Berlin; ferner Se. Exz. Generalfeldmarschall v. Bülow, Hauptschriftleiter H. Rippler, Geh. Konsistorialrat Professor D. Scholz und der geschäftsführende Vorsitzende des Bundes D. Everling. Die näheren Bedingungen für die Teilnahme am Wettbewerb sind gegen Einsendung von einer Mark von der Geschäftsstelle des Evangelischen Bundes, Berlin W 35, Am Karlsbad 5, zu beziehen. In diesen heißt es u. a.: „Die künstlerische Gestaltung des Entwurfes, für die im übrigen volle Freiheit gewährt wird, soll im Sinne wahrer deutscher Volkskunst dem Erinnerungsgedanken unserer Kämpfer von Armee oder Marine an den Weltkrieg in würdiger Form Ausdruck verleihen. Es ist freigestellt, das Gedenkblatt für Angehörige des Heeres oder der Marine zu bearbeiten. Es muß sich eignen zur Widmung an Offiziere und Mannschaften, denen der zur Darstellung gebrachte Gedanke sowie seine künstlerische Ausdrucksform gut verständlich sein soll. Platz für den Text einer kurzen Widmung ist an geeigneter Stelle vorzusehen."

Vom Büchertisch.

Vom Wesen der Dinge. Eine Weltanschauung auf Grund der Lösung des Welträtsels der Schwerkraft von Rudolf Köster, Görlitz (Selbstverlag, in Kommission der Buchhandlung Hermann Tzschaschel, Görlitz). Der Verfasser hat sich ein großes Ziel gesetzt. Er will das gesamte Wissen über die Natur, das die Menschheit sich bis jetzt zu eigen machen konnte, allgemeinverständlich beschreiben und dann weitgehende Schlußfolgerungen daraus ziehen, die sich nach seiner Ansicht aus der Kenntnis der natürlichen Dinge ergeben. Freilich ist die Verwirklichung dieser Absicht durch die Zeitereignisse verzögert worden, Köster hat Schwierigkeiten gegenübergestanden, die ihn gehindert haben, seinen großen Plan in vollem Umfange auszuführen, und er hat deshalb auf engerem Raum die Grundgedanken seiner Weltanschauung niedergelegt, nämlich in dem Buche über das Wesen der Dinge, das uns jetzt vorliegt. Auch in dieser gedrängten Form erkennt man den weiten Weg, auf dem der Verfasser zum Ziele zu gelangen hofft. Er beginnt mit der Entdeckung des Radiums, untersucht die Natur dieses wunderbaren Elements und findet von hier aus Übergänge bis in das Reich der Sonnen- und Nebelflecke und zurück in die begrenzteren Bezirke wissenschaftlicher Forschung. Auf dieser naturwissenschaftlichen Grundlage erwächst ihm der Baum einer Weltanschauung, dessen Äste weit ausladen und dessen grünes Laub weithin Kühle und Schatten spendet für viele, die nach geistiger Sammlung suchen. Ob man freilich mit dem Verfasser vollkommen übereinstimmen oder nur streckenweise seinen Pfadfinderrufen folgen kann das wird die Frage sein, wenn man das interessante Buch aus der Hand legt. Aber selbst die anders gerichtete Auffassung vom Wesen der Dinge wird auf Anregungen treffen, die die Lektüre dieses Werkchens genußreich und fesselnd gestalten. Ernst Haeckel in Jena hat an den Verfasser einige aufmunternde Zeilen gerichtet, worin der Vierundachtzigjährige seine Freude über diese gedankenreiche monistische Schrift Ausdruck gibt und in vielem eine Übereinstimmung mit seinen eigenen Versuchen findet. Leser, die mit eigenem Urteil in Fragen der Lebensanschauung entscheiden, werden nach aufmerksamem Lesen dieses kritischen Buches die Aufmunterung des großen Jenenser Forschers verstehen. Als besonderer Vorzug des Kösterschen Werkes darf nicht unerwähnt bleiben, daß es in klarer, auch dem Nichtgelehrten verständlicher Sprache geschrieben ist.

Schluß des redaktionellen Teils.

Völlig gesund

lassen sich die Füße bei täglichen großen Marschleistungen nur durch ein zuverlässig wirkendes Mittel erhalten dess n Anwendung gegen Wundsein und Wundlaufen der Füße schützt. — Regelmäßiges Abpudern der Füße (Einpudern der Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller unter der Schweißeinwirkung leidenden Körperteile mit

Vasenol-Sanitäts-Puder

belebt und erfrischt die Haut, schützt gegen Wundlaufen und Wundwerden und hält die Füße gesund und trocken.

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß verwendet man als einfachstes und billigstes Mittel von zuverlässigster, unerreichter Wirkung und absoluter Unschädlichkeit

Vasenoloform-Puder mit glänzendstem Erfolge. Eingeführt in der Armee. —

Zur Kinderpflege empfehlen Tausende von Ärzten als bestes Einstreumittel

Vasenol-Wund-u.Kinder-Puder.

In Orig.-Streud. in Apotheken u. Drogerien. Vasenol-Werke, Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Li.

Digitized by Google

Für die Küche.

Kartoffelnudeln stellt man in der Kriegszeit folgendermaßen her: 125 Gramm Margarine und 2 Eier werden schaumig gerührt und nun gekochte geriebene Kartoffeln sowie etwas Mehl dazugetan, so daß ein ordentlicher Teig entsteht, den man genügend salzt und zu kleinen länglichen Rollen formt, die in Salzwasser abgekocht werden und heiß auf den Tisch kommen. W.

Gemüse, das welk wurde, bekommt zuweilen beim Kochen einen wenig angenehmen Beigeschmack. Man lege solches Gemüse, tüchtig mit kaltem Wasser bespritzt, am Abend, bevor man es kochen will, in ein Gefäß, bedecke dieses mit gut schließendem Deckel und stelle es über Nacht in den Keller. Die Blätter werden in den meisten Fällen wieder frischer, und der unangenehme Geschmack fällt fort. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Es gibt nichts Besseres für die Nerven

als die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien **nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 8
(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Eine wesentliche Einkommenserhöhung
wird erzielt durch den Abschluß einer

Rentenversicherung.

Die

Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart

Lebens- und Rentenversicherungsverein a. G.

gewährt bei	55	60	65	70	75 Jahren Eintrittsalter
Damen	7.01	8.20	9.89	12.32	16.01 % jährl. Rente
Herren	8.—	9.40	11.45	14.46	18.66 % „

Dividende vom 3. Versicherungsjahre ab; derzeit **5** % der Rente. Prospekte kostenlos durch die Anstalt in **Stuttgart, Tübinger Straße 26,** und ihre Vertreter.

Jede Dame, jeder Verein, jedes Institut und Pension

kann und soll dem Vaterlande dienen durch Sammeln der ausgekämmten Frauenhaare, wofür 20 M. pro Kilo vergütet werden. Auch alte und getragene Haararbeiten werden gut bezahlt. Alle Sendungen, möglichst größere, sowie Anfragen sind zu richten an die **Sammelstelle der K. K. A. des Königl. Preuß. Kriegsministeriums E. Trost, Berlin W 50, Nürnberger Straße 60.**

Warzen

beseitigt verblüffend „Varex" Preis 2,50 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Werkstatt für moderne
Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien
für **Blusen u. Kleider**
nahtsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin
Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt

Fortsetzung von der 2. Umschlagseite.

Erziehungs-Anstalten

Kinderheim Voigt. **Rengsdorf** Höhenkurort Westerwald. Kdr. bis zu 10 J. find. liebev. Aufn. und gute Verpfleg. Solbäd. Pens. 5 u. 6 M. täglich. Jahrespfleglinge Ermäßigung. — Höchstzahl 15 Kinder. — Prospekt. Schwester Frida Voigt.

Verschiedene Pensionen

Kropper Heil- u. Pflegeanstalten nehmen noch gemütskranke und erholungsbedürftige Damen auf. Bei Daueraufenthalt sehr kleine Preise, eigene Landwirtschaft. Kropper Heil- u. Pflegeanstalt b. Schleswig.

Familienheim „Uhlenhorst" f. Nervöl, geist. Zurückgebl., Alleinst. u. Erholgsbed. 30 J. Erf. Best. Empf. Malente-Gremsmühlen (Holst. Schweiz.) Pfarr. i. R. Schneider.

Stellenangebote

Stütze,

die unter Leitung der Hausfrau kocht und nähen kann, sucht zum 1. Juli für große Villa (2 Mädchen vorhanden). Frau verw. Hptm. Biskoft, Cüstrin, Weinbergstraße 15.

Gesucht für meinen gut bürgerlichen Haushalt (2 größere Kinder) gediegenes, gemüt- und charaktervolles junges Mädchen aus nur guter Familie, das sich mit der Hausfrau in Haus und Garten bei vollem Familienanschluß allen Arbeiten unterzieht und dem an längerem Bleiben gelegen ist. — Herrliche, waldreiche Gegend, Zentralheizung, Taschengeld. Angebote, wenn möglich mit Bild, erbittet Berleburg (Wittgenstein). Frau Bürgermeister und Kreisdeputierte J. Horaung.

Pflegerin,

evangelisch, für 1 jähriges Kind, die sich auch im Haushalt betätigt und nähen kann, zum 1. Juli bezw. 15. Juli gesucht. Mädchen vorhanden. W. Knaut, Berlin-Wilmersdorf, Nassauischestraße 24.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln W 48

Stellengesuche

Junges Mädchen, 24 J., a. guter Familie, möcht. auf dem Lande, Gut oder Försterei, in 3—4 Monaten den Haushalt erlernen. Eine mäßige Vergütung kann erstattet werden. Offerten unter S. 3434 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Als Reisebegleiterin auf 2 b. 3 Monate sucht Meckl., Waise, 40 J., Stell. Off. Krüg., Berl. Schleiermacherstr. 21. I.

Vermischtes

Clementinenhaus Hannover, Staatl. anerk. Krankenpflegesch. Evang. Frauen u. Jungfr. a. gebild. Ständ. i. Alt. v. 19—30 J., d. sich d. Krankenpflege unt. d. Rot. Kreuz widm. woll., find. Aufnahme, Ausbild. u. Altersversf. Näheres unter Einreichung des Lebenslaufes durch die Oberin.

Charakterbeurteilung! Die Handschrift des Menschen spiegelt Sinnesweise und Charakter wider. Erforsche die Denkart deiner Umgebung durch Einholung eines genauen Charakterbildes, das nach Einsendung einer Schriftseite in Tinte vertraulich und gewissenhaft erteilt wird durch das Graphologische Institut „Veritas", Elberfeld.

Das Rheinische Mutterhaus v. Roten Kreuz in Essen-Ruhr, das die Schwesterngestellung in den Städtischen Krankenanstalten übernimmt, sucht bei günstigen Anstellungsbedingungen und Pensionsberechtigung junge Mädchen mit höherer Mädchenschulbildung im Alter von 20—33 Jahren zum Eintritt als

Lernschwestern.

Bewerbungen erbeten an Frau Oberin **von Bonin,** Essen-Ruhr, Städtische Krankenanstalten.
Vertragsbedingungen stehen zur Verfügung.

Schwesternschaft v. roten Kreuz des Vaterländ. Frauenvereins, Frankfurt a. M.

(staatl. anerkannte Krankenpflegeschule) sucht Lehrschwestern u. ausgeb. Schwestern mit guter Schulbildung.
Günstige Altersversorgung.
Näheres durch die Oberin.

Suche e. bessere Familie, Pension, Anstalt oder ähnliches Unternehmen z. Aufn. mein. 18jährig., schwachbefähigten, körp. gesunden Sohnes, die ihm nebst praktischer Beschäft. auch weiter Elementar- und Musikunterricht erteilt. Offerten unter L. 7881 a. August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Junges Fräul. 22 Jahre alt, sucht auf Landgut, Oberförsterei oder i. erst. Hotel im Rheinland evtl. gegen Vergütung die Küche zu erlernen. Angebote sind zu richten an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68 unter S. 7667.**

„Notschrei"

einer 83jährigen, halberblindeten, schwach. Greisin, seit 50 Jahren im Ausland lebend, wo sie d. Privatunterr. sich ihren Lebensunterhalt mühsam erwirbt, ist in d. bitterste Not gekommen u. bittet ihre Mitmenschen um Hilfe. Näh. u. M. 4832 a. Haasenstein & Vogler A. G., Wien I. Schulerstr. 11.

Briefwechsel

zw. Heir. f. Frl. End. 40, ev., Inhab. ein. Pension (Vater war Rechtsanwalt) von jüngerangenehmen Äußern, groß, gesund, tüchtig Hausfrau, in d. Lage, einen Mann glücklich zu machen, im Gesellschaftlichen, Geschäftl. Wirtschaftlichen erf. Mehrere Wirtschaftliche Schulen besucht. Verm. habe ich nicht, aber eine moderne neue Wohnungseinrichtung u. Wäsche-Ausstattung. Beste Charaktereigenschaften. Auch für Rittergutsbesitzer passend. Angebote unter T. 295 an Haasenstein & Vogler, Dresden, erbeten.

Zur

Miterziehung

meines 5 jährigen Knaben suche ich einen gleichaltrigen jüngeren od. auch etwas älteren **Knaben.** Kann auch erholungsbedürftig sein. Gewissenhafte Überwachung und Verpflegung. Kindergärtn. 1. Kl. wird gehalt. Wohnsitz wunderschön eig. Villa m. groß. Gart. direkt am Walde gelegen. Pensionspreis monatlich 150 M. Höh. Schulen am Platze. Anfragen erbittet Frau Bekk, Villa Essriede, Bad Harzburg.

Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Vogelleben an der Donaumündung. In seinem hübschen Buche „Forscherfahrt ins Feindesland" schildert der Ornithologe Dr. Kurt Floericke die auch in den Zeiten des Weltkriegs noch so reiche, mannigfaltige und eigenartige Vogelwelt an der unteren Donau, in der Dobrudscha und am Donau-Delta, die er unter freundlicher Förderung der deutschen Militärbehörden genau zu studieren in der Lage war. Das Vogelparadies der Dobrudscha ist zuerst von zwei Deutschen, den Brüdern Sintenis, vor etwa 45 Jahren durchforscht worden. Ihnen waren unter anderen die Österreicher Hodek und Zelebor, der Pole Dombrowski und der Ungar Almásy gefolgt, der 1897 eine wissenschaftlich sehr wertvolle Schilderung dieser urwüchsigen Natur gegeben hat. Für unseren Gewährsmann kamen hauptsächlich die sogenannte Balta und ein Teil des Donaudeltas in Frage. Bekanntlich umfließt die Donau in einem starken Winkel das Hochland der Dobrudscha, bevor sie in drei Hauptarmen sich ins Schwarze Meer ergießt. Die am West- und Nordrand der Dobrudschahöhe stockenden Stromfluten bilden hier schon ungeheure Schilfwälder; dieses Gebiet wird gewöhnlich als Donau-Balta bezeichnet. Ein zweiter Schilfurwald entfaltet sich im Zusammenhang mit dem Delta an der Dobrudschaküste, wo der Razimsee und andere Gewässer sich in ein Labyrinth von Kanälen und Wasserläufen verketten. Auch uralte, mächtige Bäume, zumeist Pappeln und Weiden, bilden in beiden Donaulandschaften undurchdringliche, oft vom Stromwasser überschwemmte Wälder und Haine. Da brütet der Purpurreiher in mächtigen Kolonien, wie am Dranowsee, da bewegt sich der prachtvolle Edelreiher mit vornehmer Anmut, der Rallenreiher flattert hell empor, und schöne Sichler gehen in großen Schwärmen auf den Gründen, jenen weltfernen, oft von Fischern besiedelten Eilanden, ihrer Nahrung nach. Besonders merkwürdig ist das Gebaben der Pelikane, die in Gesellschaft der Kormorane auf niedrigen Weiden ihre Nester bauen. Diese beiden Vogelarten arbeiten beim Fischen Hand in Hand. Sie sperren, sagt Floericke, eine Bucht mit einer richtigen Schützenkette ab und treiben nun schwimmend mit gewaltigen Flügelschlägen die Fische ins seichte Wasser. Die Kormorane aber tauchen in einer zweiten Kette unter den Pelikanen durch und fangen diejenigen Fische ab, die sich ins tiefere Wasser retten möchten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden ~ N. Laboratorium »Leo« Bodenbach

Blutarmut Bleichsucht

und deren Folgezustände werden prompt u. nachhaltig bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

In allen Apotheken erhältlich:

Krewel & Co, G.m.b.H., Chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Dr. Ernst Sandow's Künstliches Karlsbader Salz

und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. — Man achte auf meine Firma Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Sanatorium Johannisbad.

Bekannt durch seine guten Erfolge bei allen chron. Kranken, Nervenleidenden, Stoffwechselkranken usw. Leit. Arzt Dr. med. Ruppe.

Eisenach. Thüring. Fernspr. 209. Direkt an meilenweit. Tannenwaldung. Gute Verpflegung. Prosp. durch Schweiter Else Wuschack

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul

Sorgfältige Kur und Verpflegung.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz Diätet. Kuren Herrliche Lage Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh.

Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Brosch. fr.

Sie sehen alt aus

sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa", einem natürlichen orientalischen Schönheitsverfahren, beseitigt man solche absolut sicher und erhält jugendliches Aussehen, frischen reinen Teint und veredelte Gesichtszüge. Einfach und unschädlich und doch von verblüffendem Erfolg. „Lupa" ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa" M. 6.75 u. M. 9.50, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.95. „Lupa"-Haut-Krem macht die Haut zart, weich und hell u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.25. „Lupa"-Bleich-Haut-Krem ein vorzügliches u. sicheres Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 4.—. „Lupa"-Wasch-Emulsion — alkalifrei — der mildeste und zarteste Seifenersatz, kremartig, äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen, bewahrt frischen Teint. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Krukе M. 6.75. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Tausche Waren um oder zahle Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden 399.

Was verlange Prospekt kostenlos. Bundesmarke.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Rebus.

Kräftig schütteln!
Einen Männernamen schüttle mit List
So lang', bis von Wasser umgeben er ist.

Scharade.
Willst werfen du die Silbe drei,
So brauchst du stets dazu eins, zwei,
Und wer die dritte wirft, das merke,
Braucht dazu weder Kraft noch Stärke,
Doch wird geworfen sie auf dich,
So trifft sie immer sicherlich,
Und traf sie dich, so schmerzt sie nicht;
Bist auf die Lösung du erpicht
So wisse, eh' du sie ersonnen,
Ist auch das Ganze schon verronnen.

R. T.

Gleichklang-Rätsel.
Von Peter Serwas.

Ein jeder Bauer wird mich kennen,
Sofern ich ihm erschein' als Maß;
Als Dichter wird man oft mich nennen,
Wo frohe Jugend sitzt beim Glas.

Logogriph.

Mit B führt man's zum Munde,
Es labt zu rechter Stunde.
Mit K dient's uns zur Ruhe,
Legt ab man Kleid und Schuhe.
Mit W macht's reich das Leben,
Wird Ehr' und Macht dir geben!

Renata Greverus.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Scherzrätsel: Asien.
Silbenrätsel: Hanswurst.
Der Feinschmecker: For — Elle.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ringe für Konservengläser

Gelatineringe besser u. garantiert zuverlässiger als Gummi-Ringe. Kein Oeffner nötig. Kein Glasbruch beim Oeffnen. **Versag. nie,** vollkommen geruch- u. geschmacklos. In Mäppchen mit je 40 Ring. m. aufgedruckter Gebrauchsanweisung, lieferbar in allen Größen für alle Sorten von Gläsern. Preis pro Mäppchen mit Inhalt für 10 große Konservengläser M. 3.—, mit Inhalt für 10 kleine Konservengläser Mk. 2.50 unter Nachnahme.

Leopold Moses,
Gelatinewarenfabrik,
Eßlingen a. N. (Württemberg).

Petri & Lehr Offenbach a. M. 4, vers.grat.Kat.A üb. **Selbstfahrer** (Invalid.-räd.).Kat.B.II.**Krankenfahrstühle** f.Straße u. Zimmer. Rlesenit-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, G

Die Königin der Hausinstrumente:
Harmoniums
Spez.: Von jederm. **ohne Notenkenntnis** sof. 4 stimm. zu spielende Instrum. Katalog **umsonst.** **Aloys Maier,** Kgl. Hoil **Fulda.**

Auskünfte üb. Heirats-, Famil.- u. Verm.-Verh. distr., zuv. Auskunft: „Reform", Berlin 106, Heinersdorf. Str. 24. Handelsger. eing. Gegr. 1902.

! Hautjucken
(Krätze) wirksames
Spezial-Mittel.
6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M.
Apotheker Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.

Alle
Stoffarben
zum leichten, echten Selbstfärben, speziell schwarz und dunkelblau, in Päckchen à M. 1.— geg. Nachnahme.
Fritz Sprotte.
Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Offenbacher
Kaiser Friedrich Quelle
das millionenfach bewährte Wasser
gegen **Gicht, Rheumatismus. Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Dura das unfehlbare **Einmachemittel**
In Drogen-, Lebensmittel-, Obst- und Gemüsehandlungen erhältlich
Marga-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Tempelhof

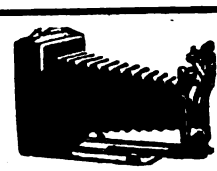
Ick schwöre auf

HIRTH'S FERTIG-KOCHER
In allen einschlägig. Geschäften erhältlich.
Fritz Züfle, Berlin SW. 11
Hallesches Ufer 11.

Zum **Einkochen** empfehlen wir:
Gute, rote
Gummi-Ringe

Passend für die Gläser	Rex	gr. 0,70, kl. 0,65
	Weck	gr. 1—, kl. 0,75
	Adler	gr. 1.—, kl. 0,75

Spezialversandhaus für Einkochartikel, Berlin W., Motzstrasse 13.



Teilzahlung
Photoapparate aller Art
Photographische Artikel
Kataloge umsonst und portofrei.
Jonass & Co., Berlin
P 597 Belle-Alliance-Str. 7/10.

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle
für Straße und Zimmer.
Katalog gratis.

Ihr nur Ihre
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.50. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Wollen Sie einen wunderbaren, zarten hellen Teint haben, ohne Sommersprossen rote Flecken, Mitesser und Pusteln verwenden Sie nur meine

Bleichc
Boby hat alle Eigensch[illegible]
Samt-Teint der Jugend hinzuzaubern
Preis per Kruke Mk. 4.50.
M. Spielmann, Düsseldorf
Postfach 96.

San.-Rat Dr. Hans Stolle Sanatorium
Alicenhof Bad Nauheim
[illegible]

Echte Briefmarken sehr b[illegible] Preisliste für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Wanderungen türkischer und nordasiatischer Sagen nach Hellas. Eine der merkwürdigsten Gestirnsagen, die Erzählung von Hyakinthos, führt im „Weltall" Dr. K. Weichberger auf türkisch-nordasiatischen Ursprung zurück. Aus Ovids Metamorphosen wird manchem Leser noch erinnerlich sein, daß Hyakinthos, der Liebling des Sonnengotts, beim Diskuswerfen tödlich verletzt wurde, worauf ihn Helios in eine Blume (unsere Schwertlilie, deren Name irrtümlich auf die Hyazinthe übertragen worden ist) verwandelte, auf deren Blättern die Wehklage „Ai, Ai!" zu lesen war. Wenn wir auch auf die geistreiche astronomische Deutung der Sage (Mondfinsternis) nicht näher eingehen, so wird uns doch offenbar werden, daß die Scheibe Hyakinths der Mond ist. Unser Gewährsmann deutet nun die Silben „Ai, Ai" nicht als Wehklage, sondern als türkischen Namen des Mondes. Im Tatarischen, Osmanischen und sogar im Sumerischen heißt der Mond „Ai". Außerdem heißt er aber in der Sprache der Korjaken auf Kamtschatka „Dalgin", das in kleinasiatischer Form etwa Jakinth, griechisch Hyakinthos lauten müßte. Auch die Kirkesage wird auf türkisch-sumerischen Ursprung zurückgeführt, oder vielmehr auf Vermittlung durch diese Völker Innerasiens, die den Stoff von den Kamtschadalen übernommen haben sollen, bei denen der Mond „Kirk-Kirk" heißt. Weichberger und Siecke halten die Kirke nämlich für eine Mondgöttin („Tochter des Helios" wird sie von den Alten genannt). Der Name der Insel Aiaia scheint wieder auf „Ai, ai" zurückzugehen. Ist auch an dieser Theorie manches, das auf den ersten Blick gewagt erscheint, so bleibt es doch außer jedem Zweifel, daß Sagen des äußersten Asiens auf dem Wege über die Turkländer und über Sumerien-Babylon bis nach Griechenland und Ägypten gedrungen sind. Die Ägypter sprachen von einem Schlitten des Sonnengottes, der von Schakalen gezogen werde, eine ganz kamtschadalische Vorstellung. Das eherne Himmelsgewölbe könnte an das gefrorene Meer erinnern. Endlich finden sich einige der „Symbole" des Pythagoras schon in den Sittenlehren aus Kamtschatka, die Steller aufgezeichnet hat.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die Königin der Hausinstrumente:
Harmoniums
Spez.: Von jedem, ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. zu spielende Instrum. Katalog umsonst. **Aloys Maier**, Kgl. Hofl. Fulda.

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."
Bei Schwerhörigkeit

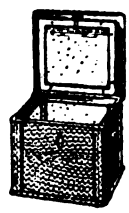
Patent. Größe ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II. Briefsach 53. S. 7.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt. S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. G. Preisliste umsonst. Höchste Bez. f. Ankauf.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle

liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune
Dresden-Löbtau 8
Katalog gratis.

Hunde an die Front!
Bei den ungeheuren Kämpfen an der Westfront haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtige Stellung gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist durch Abnahme des Meldeganges durch die Meldehunde das Leben erhalten worden. Militärisch wichtige Meldungen sind durch die Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.
Obwohl der Nutzen der Meldehunde im ganzen Lande bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer von kriegsbrauchbaren Hunden, welche sich nicht entschliessen können, ihr Tier der Armee und dem Vaterlande zu leihen!
Es eignen sich der deutsche Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier und Rottweiler, auch Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindestens 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind, ferner Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner und Doggen. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen ausgebildet und im Erlebensfalle nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden.
An alle Besitzer der vorgenannten Hunderassen ergeht daher nochmals die dringende Bitte: Stellt Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!
Die Anmeldungen für die Kriegs-Hunde-Schule und Meldehundschulen sind zu richten an die Inspektion der Nachrichtentruppen. Berlin W. Kurfürstendamm 152, Abt. Meldehunde.


Neueste verbesserte Kochkiste
„Stütze der Hausfrau"
mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.
Prinzip Thermosflasche-Doppelfenster, auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, im Sommer guter Ersatz für Eisschrank. Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. Kein Verkauf an Private; wo nicht erhältl., Ausk. durch
SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**
Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Ringe für Konservengläser

Gelatineringe besser u. garantiert zuverlässiger als Gummi-Ringe. Kein Oeffner nötig. Kein Glasbruch beim Oeffnen. Versag. nie, vollkommen geruch- u. geschmacklos. In Mäppchen mit je 40 Ring. m. aufgedruckter Gebrauchsanweisung, lieferbar in allen Größen für alle Sorten von Gläsern. Preis pro Mäppchen mit Inhalt für 10 große Konservengläser M. 3.—, mit Inhalt für 10 kleine Konservengläser Mk. 2.50 unter Nachnahme.
Leopold Moses,
Gelatinewarenfabrik,
Eßlingen a. N. (Württemberg).

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).

Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.

Aktaufnahmen nach dem Leben.
Probeduzd. 6.- M., 100 St. 30.- M., erstklass. u. hochaktuell. Knipping, Soltau

Blutarmut u. Bleichsucht
und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte
Sanguinal
Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich
Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Nachlaß- und Vermögens-Verwaltungen
übernimmt erfahrener Anwalt. Anfragen befördert **Haasenstein & Vogler A.-G.,** Frankfurt a. Main, unter E. A. 1000.

Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule und Haus. Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Was will der Lebensbund,
Organisation der Reform des Sich-Findens?
Der „Lebensbund" bemüht sich mit beispiellosem Erfolg seit 1914, das zu erfüllen, was Hunderte grosser, ernster Männer der Wissenschaft, Geistliche, Aerzte, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, was Tausende denkender Frauen von der Kultur unserer Zeit fordern: Die Wahl eines Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, nicht unter Wenigen zu treffen, die gerade den Lebensweg kreuzen, nicht die Frauen warten zu lasen, bis einer kommt und sie holt, sondern sich, alle törichten Vorurteile überwindend, in unbedingter Wahrung von Takt und Diskretion gegenseitig zu finden durch gegenseitiges Suchen unter Gleichgesinnten, ohne an irgentwelche örtliche oder persönliche Rücksichtnahme gebunden zu sein oder gesellschaftliche Rücksichten zu verletzen, ohne sich sofort jedem gänzlich Fremden gegenüber offenbaren zu müssen, und endlich auch, ohne Zeit zu verlieren! Der „Lebensbund" ist keine gewerbsmässige Vermittlung und löst das schwierige Problem in einer Weise, die als „überaus genial" gekennzeichnet wurde und hunderfache höchste Anerkennungen aus allen Kreisen fand! Jeder, der die Absicht hat, zu heiraten, fordere vertrauensvoll gegen Einsendung von 50 Pfg. unsere hochinteressanten Bundesschriften. Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschlossenem Brief. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert. Zuschriften an die Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler G. Beroltor, Schkeuditz 607 bei Leipzig.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Entfernung von Flecken aus Kleidungsstücken. Jetzt mehr als je achtet man darauf, die Kleider vor Flecken zu schützen. Hat man dennoch solche abbekommen, lasse man sie nicht veralten, sondern entferne sie sofort, da sich frische Flecke viel leichter und rascher tilgen lassen, während alte stets Spuren hinterlassen. Schmutz- und Staubflecke in Wolle lasse man stets erst trocknen und bürste dann etliche Male darüber. Unter die Flecke lege man hierauf ein reines Tuch und reibe sie mit einem weißen Flanellappen, den man in warmes Wasser getaucht und etwas eingeseift hat; der Flanell wird immer wieder befeuchtet und der Fleck von der Seife gereinigt. Solange die Stelle noch feucht ist, bügle man sie auf der linken Seite. Durch diese Behandlung sind sogar frische — aber auch nur frische — Fettflecke gründlich zu tilgen. Blutflecke wasche man mit kaltem Wasser aus. Harzflecke entfernt man mit Terpentin. Teerflecke reibt man mit etwas Fett ein, worauf man das Kleidungsstück in die Nähe des Ofens hängt, damit in der Wärme der Teer gelöst wird. Nach einiger Zeit schabt man mit einem stumpfen Messer den Schmutz ab und wäscht mit warmem Wasser und etwas Seife die Stelle rein. Das Nachplätten in feuchtem Zustande ist stets vorzunehmen. Grasflecke vertilgt man aus Wasch- und Kinderkleidern von weißem Leinen, von Baumwolle und Batist mit Wasser und Seife, wenn sie gering sind; stärkere lassen sich mit Spiritus entfernen, auch verdünnter Salmiakgeist ist dienlich. Wachsflecke schabt man mit dem Messer vorsichtig ab, dann legt man auf den Fleck reines Löschpapier und streicht mit dem warmen Bügeleisen darüber. Das Löschpapier muß öfters gerückt werden. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

ACHTUNG!

Gegen FEUER halt' bereit MINIMAX zu jeder Zeit

Minimax - Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, nicht einfrierbar, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben, unbegrenzt haltbar.

Ueber eine Million Apparate im Gebrauch, mehr als 50000 Brände gemeldet, tausende ungemeldet. 1917 monatlich durchschnittlich über 8000 Nachfüllungen geliefert. 103 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet.

Minimax in der Praxis:

In der Küche der Mansardenwohnung entstand ein Brand durch am Herde lagerndes Papier. 2 Minimax-Apparate wurden zur Löschung des Feuers verwandt. Die Apparate funktionierten tadellos.

Weimar, den 25 1. 1918.

Carl Winkler, Kaufmann.

Verl. Sie Sonderdruckschrift ‚Tb'

Minimax G. m. b. H. Berlin W 8, Unter den Linden 2 (E 72)

Breslau, Cöln, Hamburg, München, Stuttgart, Zürich, Wien.

Man verwende für
schwarzes Schuhzeug schwarz Nigrin,
braunes Schuhzeug braun Nigrin,
gelbes Schuhzeug gelb Nigrin,
weißes Schuhzeug weiß Nigrin.

Dr. Gentner's Oelwachslederputz

Nigrin

in allen Farben gibt dem Leder Nahrung und läßt Wasser nicht eindringen, weil Nigrin als reines, wasserfreies Wachserzeugnis sich in den Poren des Leders festsetzt und kein Wasser durchläßt.

Schutzmarke

Alleiniger Fabrikant: **Carl Gentner, Göppingen** (Württbg.)

Das Geheimnis der Anna!

HIRTH'S FERTIG-KOCHER

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Fritz Züfle, Berlin SW. 11 Hallesches Ufer 11.

Soeben erschien:

Die große Frühlingsschlacht 1918

Tagebuchblätter von

Karl Rosner

Im Hauptquartier, in unmittelbarer Nähe des Kaisers und seiner Paladine, hat Rosner als Berichterstatter des „Berliner Lokal-Anzeigers" den ungeheuren Kampf zwischen dem deutschen Aar und dem britischen Löwen erlebt. So erfahren wir aus dem Munde des Obersten Kriegsherrn den jeweiligen Stand der Schlacht, stehen mit ihm auf dem Beobachtungsstand, fahren mit ihm durch die erkämpften Gelände und begleiten ihn an das Lager der Verwundeten. Wir erleben die tiefergreifende Stunde, da der Kaiser seinem Hindenburg den Blücherstern anheftet, und spüren in den lebendigen Tagebuchblättern all die echte Menschlichkeit, die sich hinter dem Begriff „Oberste Heeresleitung" verbirgt.

Broschiert 2 Mark

VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H

Petri & Lehr, Offenbach a. M., versendet gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer, Kloset-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mo.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, bezog. werd.

Sol- und Thermalbad **Königsborn**

Eisenbahn: Unna B. M. und Unna-Königsborn rechtsrhein.

Badebetriebszeit vom 15. Mai bis 1. Oktober.

Kohlensäurereiche Bäder, Inhalationen, Licht- u. Luftbad Gradierwerke. Kurpark. Lawn-Tennisplätze. Konzerte.

Für Kriegsteilnehmer besondere Vergünstigungen.

Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis, Herz-, Nerven- u. Frauenkrankheiten usw.

Vom 15 — 31. Mai und ab 1. Sept. gelten um rd. 20% ermäß. Bäderpreise. Mäßige Verpflegungs- u. Bäderpreise, Auskunft, Badeschrift u. Wohnungsverzeichnis unentgeltlich d. die Badeverwaltung in Unna-Königsborn.

Warzen beseitigt verblüffend „Varex" Preis 2,50 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Jetzt ist die beste Zeit zu einer Blutreinigungskur.

Dr. Kühlbrandts Talaol ist das beste Mittel bei allen Blut- u. Stoffwechselstörungen. Fordern Sie kostenl. Ausk. durch: **Medic.-chem. Institut der Adler-Apoth. Arys, Masuren**

Unreines Blut Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als vegetabil. **Regenerations-Pillen** ½ Schachtel M. 2.85, ¾/1 Sch. M. 5.– Alleinversand: **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Aderverkalkung, Schwindelanfälle,

Herzbeklemmungen, Angst- und Schwächezustände.

Verlangen Sie ausführliche Gratis-Broschüre.

Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Strasse 104 a.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. Von R. Braun-Artaria. (K. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München). — Rosalie Braun, die Verfasserin des ungemein anziehenden Buches, ist die 1840 geborene Tochter des Kunsthändlers Stephan Artaria, Mitinhabers des berühmten Kunst- und Buchverlags Artaria & Fontaine in Mannheim. Ihr Vater wurde durch ein Rückenmarksleiden, das er sich durch einen unglücklichen Sturz von der Bibliotheksleiter zugezogen hatte, schon in jungen Jahren genötigt, aus dem Verlag auszutreten und sich nach Weinheim a. d. Bergstraße zurückzuziehen, wo seine Witwe mit ihren drei Kindern auch nach seinem bald erfolgten Hinscheiden verblieb. Unter sehr angenehmen Verhältnissen verlebte Rosalie Braun ihre erste Jugend in dem Städtchen an der Bergstraße und verlobte sich mit sechzehn Jahren mit dem Privatdozenten Dr. Julius Braun aus Heidelberg, dem eine glänzende Universitätskarriere zu winken schien. Als die Familie 1859 nach Heidelberg übersiedelte, fand Rosalie Braun allerdings ihren Verlobten dort nicht mehr vor, — Dr. Julius Braun hatte sich im Herbst zuvor in Tübingen habilitiert. Als er dort 1860 zum außerordentlichen Professor ernannt war, feierte er Hochzeit in der Hoffnung, bald die erledigte Professur der Archäologie zu erlangen. Aber der Aufenthalt des jungen Paares in Tübingen nahm schon nach einem halben Jahre ein Ende. Der ihm wohlgesinnte Minister Rümelin war zurückgetreten, Dr. Braun erkannte, daß er vergeblich gegen eine ihm nicht wohlgesinnte Professorenclique ankämpfen würde, legte seine Stellung nieder und siedelte 1861 nach München über. In München blieb Frau Braun auch nach dem frühen Tode ihres Gatten, bald heimisch geworden durch das freundliche Entgegenkommen, mit dem das Ehepaar in dem Kreise der in München lebenden Künstler und Dichter aufgenommen worden war. Nach zwei Porträten von Anselm Feuerbach, der die Verfasserin 1861 in Heidelberg, und von Franz Lenbach, der sie 1867 in München malte, die dem Buche beigegeben sind, ist Frau Braun-Artaria eine Frau von hervorragender Schönheit gewesen, und wenn die Verfasserin, die sich selbst in ihren Schilderungen sehr zurücktreten läßt, um die von ihr Geschilderten in den Vordergrund zu rücken, auch nicht davon spricht, so muß man doch annehmen, daß nicht nur die geistige Bedeutung ihres Gatten, sondern auch ihre eigene gewinnende Persönlichkeit dem jungen Paare die Herzen eines geselligen Kreises eröffnete, in dem die Familien Kaulbach, Schwind, Bodenstedt, Geibel, Kobell, von Hornstein, von Mohl, Lenbach, Heyse und andere gleichen Ranges dominierten. Von ihnen, von Viktor Scheffel, den sie bereits in Heidelberg kennenlernte, von Franz Liszt und der Fürstin Wittgenstein, denen sie auf Empfehlung von Frau Kosima Wagner, damals noch Frau v. Bülow, während einer italienischen Reise in Rom nähertrat, und anderen sich an diese Kreise angliedernden Persönlichkeiten erzählt die Verfasserin mit einer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, die den Leser sie leibhaftig vor sich sehen lassen. Das interessante und liebenswürdige Buch wird der Verfasserin zu den vielen Freunden, denen sie ein so treues Gedächtnis bewahrt, zahlreiche neue erwerben. vsz.

Für die Küche.

Etwas vom Portulak. Eine schon im Juni reichlich tragende Gemüseart ist der Portulak, der, zum Unterschied von dem Röschen tragenden Gartenportulak, Kohl- oder Küchenportulak genannt wird. Seine saftreichen, fleischigen Blätter und die etwa 20—25 cm lang wachsenden Stengel liefern ein sehr zartes, wohlschmeckendes Gemüse, das sich durch großen Eisengehalt und Nährsalzreichtum auszeichnet und deshalb für blutarme Leute außerordentlich wertvoll ist. Aber auch voll- und schwerblütige Menschen sollten es recht häufig genießen, da es das Blut reinigt und verbessert. Die Portulakblätter und -stengel werden in gleicher Weise wie Spinat zubereitet und mit Eiern, gebackenen Kartoffeln oder Fleischklößchen bzw. Heringsbällchen aufgetragen. Größter Beliebtheit erfreuen sich Portulaksuppen, die man in Verbindung mit Grieß, Maismehl, Sago, Graupen oder anderen Hülsenfrüchten, oder auch nur mit einer Mehlschwitze sämig kocht. Da sich das feine Aroma des Portulaks bei längerem Kochen oder Stehen der Speisen leicht verflüchtigt, empfiehlt sich ein recht kurzes Kochverfahren, das zehn Minuten nicht überschreiten sollte. Am vorteilhaftesten ist ein kurzes Aufwellen der Stiele und Blätter in Salzwasser, Abtropfen, gröbliches Hacken und Schwitzen in etwas Butter oder Fett, ehe man ihn als Gemüse oder Suppe eindickt. M. K.-S.

Süß gewordene Kartoffeln werden wieder genießbar, wenn man das Wasser, in dem man sie auf das Feuer brachte, sobald es zu kochen beginnt, abgießt und durch neues kochendes Wasser ersetzt, sie alsdann salzt und nun fertigkochen läßt. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gegen Wundsein

Wundliegen, Entzündungen und Rötungen der Haut bei Kindern und Säuglingen schützt zuverlässig die regelmäßige Anwendung des Vasenol-Wund- u. Kinder-Puders. In Tausenden von ärztlichen Anerkennungen wird der

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

als bestes Einstreumittel bezeichnet, das seiner sicheren Wirkung wegen ständig in zahlreichen Krankenhäusern Kliniken und Säuglingsheimen zur Anwendung kommt.

Tägliches Abpudern der Füße (Einpudern in die Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller unter der Schweiß-Einwirkung leidenden Körperteile mit **Vasenol-Sanitäts-Puder** schützt gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden, hält den Fuß gesund und trocken und sichert gegen Erkältungen, wie sie häufig durch feuchte Füße entstehen

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ist **Vasenoloform-Puder** als einfachstes und billigstes Mittel von unerreichter Wirkung und absoluter Unschädlichkeit unentbehrlich.

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Vasenol-Werke Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Lindenau.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. Laboratorium »Leo« Bodenbach

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Gegen Schimmel auf Marmeladen. Um eingemachte Früchte, Marmelade usw. vor Schimmel zu behüten, lasse man Paraffin auf dem Feuer zergehen und gieße recht vorsichtig so viel davon über das erkaltete Eingemachte, daß sich eine dünne Wachsschicht bildet, die vor dem Gebrauch später nur abzuheben ist. Da sich die Schicht ungemein schnell erhärtet, kann man bald darnach die Gläser, Töpfe usw. mit Pergamentpapier verbinden. Weitere Vorsichtsmaßregeln sind dann nicht nötig, da auf diese Weise jede Schimmelbildung verhindert wird. W.

Ratschläge für die Wäsche im Hause. Man lasse die Plättholzer nur so lange im Feuer liegen, wie durchaus nötig ist. Überglühte Bügelstähle nutzen sich sehr viel schneller ab. Beim Legen der Wäsche achte man darauf, daß sämtliche Knöpfe an den Hemden, Untertaillen usw. stets nach innen liegen. Sie werden sonst beim Rollen leicht abgerissen oder zermangelt. Das heiße Bügeleisen stelle man nie auf das Plättuch, sondern stets auf einen Untersatz; Plättuch und Fries leiden sonst und müssen bald erneuert werden W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Mutter und Kind

stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50. 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 4
(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Fortsetzung des „Kleinen Vermittlers" von der 2. Umschlagseite.

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV.—I., all. Schulart: Einj., Primareif., Abitur., Um-schul.-Halbjahrskl., bes. Damenkl. f. Matur- u. Ergänz.-Prüf. Alle Einricht f. öff. Schul. Kl. Klass., gr. Zeitgew. Seit Herbst 1915 84 erfolgr. Extraanerprüf. 2 Vill., 1 Schuih., Gr. Gärt. u. Spielpl. Verpfl. u. Erzieh. gew. geleit. Einzelz. Nachw. d. Erfo. u. Prosp. d. Dir. Müller, Sybelstr. 14.

Schülerheim Miltenberg a. Main

Realklassen, erteilt Einjährig.-Zeugnis. Prospekt durch Direktor Kring.

Dr. M. Vogtherr's Chemie-Schule für Damen.
Leitg.: Dr. O. Makowka, öffentl. angestellt., beeidigter Chemiker. Berlin SW. 11, Hedemannstr. 13-14. Anfang 1. Oktb. Prospekt.

I. Deutsche Chemieschule

für Damen in Dessau 15. Errichtet 1901. Ausgebildet über 1000 Damen. Chemische u. bakteriolog. Kurse. Stellen-Nachw. Prosp. fr.

Chem.-Techn. Unterrichts-Laboratorium für Damen

Dr. Johs. Haas, Göttingen.

Gründliche, vielseitige Ausbildung für die Praxis, auch in Nahrungsmitteluntersuchung. Näheres durch Prospekt. Beste Referenzen.

Zentralinstitut für neuzeitige Körperschulung

Leipzig-A, Grassistr. 33, Leitung Frau Menzler, Mitarb. i. künstl. Tanz Gertr. Leistikow
Ausbild. v. Lehrkräft. in a) Methode Mensendieck, b) Gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik, c) Rhythmischer Gymnastik.
Beginn der Kurse am 15. X. und 15. IV. Prosp. verl. / Staatl. Konz. w. angestr.

Erziehungs-Anstalten

Kinderheim Voigt. **Rengsdorf,** Höhenkurort Westerwald. Kdr. bis zu 10 J. find. liebev. Aufn. und gute Verpfleg. Solbäd. Pens. 5 u. 6 M. täglich. Jahrespfleglinge Ermäßigung. — Höchstzahl 15 Kinder. — Prospekt. Schwester Frida Voigt.

Verschiedene Pensionen

Kropper Heil- u. Pflegeanstalten nehmen noch gemütskranke und erholungsbedürftige Damen auf. Bei Daueraufenthalt sehr kleine Preise, eigene Landwirtschaft. Kropper Heil- u. Pflegeanstalt b. Schleswig.

Familienheim „Uhlenhorst" f. Nervl., geist. Zurückgebl., Alleinst. u. Erholgsbed. 30 J. Erf. Best. Empf. Malente-Gremsmühlen (Holst. Schweiz.) Pfarr. i. R. Schneider.

Stellenangebote

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln W 48.

Wirtschafterin

nicht zu jung, tüchtig und erfahren, wenn möglich mit etwas musikalischen Kenntnissen (Klavier), zur Führung des Haushaltes eines alleinstehenden älteren Herrn zu sofortigem oder baldigem Eintritt gesucht; geprüfte Pflegerin bevorzugt. Hauspersonal vorhanden. Angebote, doch nur von solchen, welche den Anforderung. entsprechen können, mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Gehaltsanspruch u. neuest. Photographie a. A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68 u. Nr. H. 7020.

Pflegerin,

evangelisch, für 1 jähriges Kind, die sich auch im Haushalt betätigt und nähen kann, zum 1. Juli bzw. 15. Juli ges. Mädchen vorh. W. Knaut, Berl.-Wilmersd. Nassauischestr. 24.

Stellengesuche

Gebild. Dame, 42 J., mit 10jähr. Tocht., sucht **Vertrauensstellung** in Sanatorium, gr. Fremdenpension oder sonst. Privatbetrieb. Angeb. u. C. M. 456 an Haasenstein & Vogler A.-G. Hamburg.

Vermischtes

Welche Kit ergu sbesitz, gew. j. Dame 6—8 Woch. frdl Aufn. u. Verpfl. geg. Unterr. in Stimmb. (Sprachheilk.) u. Vorträgsk.? W. Ung erb a. A. Scherl Leipzig, unt. H. 7914.

Über 1000000 verkauft!
Beyers
Handarbeitsbücher
das Entzücken jeder Dame!

Jed. Band 2 Mk. Ueberall käuflich od. zuzügl. 20 Pf. für Porto v. Verlag
Schiffchenarb., Filet, Hardanger, Ausschnitt, Weißstickerei, Häkeln, Klöppeln, Kreuzstich, Hohlsaum, Stricken, Knüpfen, Flickbuch usw.
Verzeichnis über 40 Bücher umsonst.
Verlag Otto Beyer, Leipzig-U a 13

Schwesternschaft v. roten Kreuz des Vaterländ. Frauenvereins, Frankfurt a. M.

(staatl. anerkannte Krankenpflegeschule) sucht Lehrschwestern u. ausgeb. Schwestern mit guter Schulbildung.
Günstige Altersversorgung.
Näheres durch die Oberin.

Charakterbeurteilung!

Die Handschrift des Menschen spiegelt Sinnesweise und Charakter wider. Erforsche die Denkart deiner Umgebung durch Einholung eines genauen Charakterbildes, das nach Einsendung einer Schriftseite in Tinte vertraulich und gewissenhaft erteilt wird durch das Graphologische Institut „Veritas", Elberfeld.

Suche für meinen Freund,

Akademiker, evang., Mitte dreißig, normale Größe, Verm. 50 000 Mk., mit ein. Jahreseinkommen von 12 000 Mk., die Bekanntsch. einer gebild., vermögend. Dame nicht unter 75 000 Mk. zw. baldiger Heirat. Junge, unabhäng. Witwe nicht ausgeschlossen. Vertrauensvolle, nicht anonyme Zuschr., mögl. mit Bild, das sof. zurückgef. w. u. E. 7695 an A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Sehnsucht nach dem Lande!

Welcher vorn. Herr bis 55 Jahre würde mir diese Sehnsucht durch Heirat stillen? Bin hübsche, vollschlanke Blondine (30 J.), jedoch arm. Ernstgem. Offert. u. W. 182 a. Berlin W, Depeschensaal Wittenbergplatz 3a.

36j. Dame, d. sich geist. u. sozial g. betät., a. sonst das **Briefwechsel** mit gebild., Leb. liebt w. zwecks Anregung in eintönigem Kleinstadtleben. Antwort unter H. 7002 a. August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Suche für nahen Verwandten,

Dr. phil., ges. Einkommen, Bek. geb. einf. erzog. Dame aus Sachs., za. 23 J., v. rus. Charakter, aus guter Familie (nicht Witwe) zw. Heirat Verm. erw., welch. Eigentum bleibt. Strengste Verschwiegenheit zugesichert. Gefl. Zuschr. mögl. mit Bild unt. D. K. 9328 an Rudolf Mosse, Dresden.

Suche für Verw., Dr., Chemiker, 1,75 m, 38 J., ev., in Berlin ansäss., in leit. Stellung tätig, Eint. 25 Mille, gröss. Verm., passende

Lebensgefährtin

verm., wirtschaftl., etw. musik., von schlankem Wuchs u. tadellos. Ruf. Damen aus erst. Familien oder deren Angehörige wollen schreiben unter H. 5063 A. an Haasenstein & Vogler, Berlin W 35. Briefe u. Photogr. sofort zurück.

Heirat!
Auf diesem nicht symp., aber vielleicht doch erfolgreich. Wege suche ich Briefwechsel zw. Heirat. Bin in ostdeutsch. Großst. Beamt., 10 000 M. Einkomm., Dr., gesund, 42 J. alt, angen. jugendl. Aeußere, ev. Briefwechsel, auch durch Vermittl. v. Bekannt. od. Verwandt., v. pekuniär unabhäng. Dam. entspr. Alt. u. Konfession, am liebst. jg. Witw. erb. u. M. 7918 a. A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Aufrichtig!

Höh., stud. Beamt., ev., Ende 30, 4000 M. Gehalt, Pension, sucht zwecks Heirat Briefwechsel mit gesund., wirtsch., vermög. Dame, 25 bis 35 Jahre (auch Witwe ohne Kind). Gewerbl. Verm. verb. Nur ernstgem. Zuschr. unt. T. 7958 a. A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Herzensglück in Neigungsehe

ersehnt Blondine vom Weserstrand, vermög., häuslich, gediegen, gemütvoll mit feing. bild., warmherzigem, vornehmgesinntem Lebenskameraden (über 33). Bildoffert. u. G. 7913 a. August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Briefwechsel zwecks Heirat!

Suche f. meine Nichte, gef., blond, gr., schl., musik. Mädel, symp. Äuß., tücht. im Haush., Naturfr., M. 20, ev., aus gut. Fam., vorl. kein Verm., dag. gute Ausst.; feingeb. Herrn m. vorn. Char., in gut. Lebensst. Alt. 30-50 J. Off. mit Bild, das sof. zurückgef. wird, und vollst. Namen. Str. Diskr. Nur Ernstgem. Off. u. K. 7986 a. A. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Verw. Offizierdame

möchte so gern, um ihr. vereinsamten Leben einen Inhalt zu geben, Kriegsverletzten, älteren gebildeten Herrn, im gemeinsamen Heim treue Pfleger. und Kamerad. sein. Wohnort wäre gleich, gediegene Einrichtung vorhanden. Briefe erbeten unter W. 7960 a. August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Gegensätzlich.

Wer's ist mit „a", der hat es gut,
Ein jeder zieht vor ihm den Hut;
Doch wehe dem, der es mit „ä",
Ein jeder meidet seine Näh'. R. D.

Dreisilbige Scharade.

Aus meinen beiden ersten kommt meine letzte oft düster, oft hell,
Nütze mein kleines Ganze — aber schnell!

F. H., Nienburg.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus:

Man kann auf Erden
Durch Zufall viel und viel durch Mühe werden,
Durch Wahrheit nur wird man ein edler Mann.

Kräftig schütteln: Daniel — Eiland.
Scharade: Augenblick.
Gleichklang-Rätsel: Scheffel.
Logogriph: Bissen — Kissen — Wissen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. Laboratorium »Leo« Bodenbach

Es ist nicht nötig,
daß Sie täglich Ihre Schuhe mit Krem behandeln, wenn Sie
Dr. Gentner's
Oelwachslederputz
Nigrin
verwenden.
Staub vom Schuh entfernen, mit weichem, trockenem Lappen nachreiben und das Leder glänzt wieder prächtig.
Nigrin ist sehr sparsam und daher billig im Gebrauch.

Schutzmarke
Alleiniger Fabrikant: Carl Gentner, Göppingen (Württbg)

Unentbehrlich für magere Damen

Marke „Lupa" ges. gesch.

ist mein **neuester** ges. gesch. **Korsettersatz „Lupa"** mit **regulierbarem Busenformer** und **Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit **keinem** Korsett eine solch **formvollendete** Figur erzielen wie mit **„Lupa"**, nachdem er gleichzeitig **volle Figur** erzeugt. **Nicht nur für schlanke** Damen eignet sich **„Lupa"** vorzüglich, sondern auch für **starkleibige** Damen. Der Hüftformer **flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. Durch **den regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. **„Lupa"** ist eine **absolute Neuheit** auf dem Gebiet der hygien. **Figurenverbesserung.** Viele Anerkennungen. **Modell 3013** mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnefarbig **M. 79.50.** Noch aus bestem Stoff, **kein** Papiergewebe. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Prospekte kostenlos

Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.

Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung **ohne** Hüftformer mit **jedem** Korsett zu tragen **M. 32.75.** Taillenweite aufgeben.

— Bei Einsendung von Stoffen ermäßigen sich die Preise um 33⅓ %. —

Dura das unfehlbare Einmachemittel
In Drogen-, Lebensmittel-, Obst- und Gemüsehandlungen erhältlich
Marga-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Tempelhof

Das neue Haarnetz

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee, f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Motore f. Luftschiffe u. Autos, Schiffmaschinen. Neue Laborat.

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Blutarmut Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt** u. **nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

In allen Apotheken erhältlich:

Krewel & Co, G. m. b. H., Chem. Fabrik, Köln a. Rh.

Digitized by Google

Völlig kostenlos

gebe ich jeder Dame, ohne jede Verbindlichkeit für sie, eine ausreichende Probe meines vorzüglichen, gut eingeführten **Haarwaschmittels** (beseitigt **Haarausfall, Parasiten u. Schuppen**). Das Haar wird **locker, weich, duftig** und gestattet **schicke Frisuren.** Jeder Sendung liegen ausführliche Anweisungen über vollendete Schönheitspflege nach einfachem eigenen System bei. Deutl. Adresse erbeten. Rückporto beizufügen steht jeder Dame frei.

Ein neues Gesicht

ohne Massage — ohne Apparat keine Schälkur.

Veredelung der Gesichtszüge sowie Beseitigung von Mitessern, Falten und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit **„Orion"** Preis 6 und 8 Mark, mit Toilette-Essenz 3,50 Mark mehr. — Durchaus einfach, um ein regelmäßiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte, jugendfrische und reine Haut zu erhalten. (Garantie.)

Massage-Haut-Creme „TADELLOS"

mit Gebrauchsanw. u. Garantieschein.

Packung:	1	2	3 Stück
	3,—	5,—	7,50 Mark

„Bleichin"

vorzügl zur Hautpflege, erhält die Haut rein, weiß u. zart u. schützt vor Sonnenbrand Pr. 4 M., 2 Dosen 7,50 M (meist erforderl.), 3 Dos. 10,50 Mk. (Garantie.)

Anna Nebelsiek, Braunschweig 145. Postfach 273.

Zahlreiche freiwillige Anerkennungen zeugen für die Vorzüglichkeit meiner Systeme.

H. W. Voltmann

Bad Oeynhausen 9

Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).

Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.

Kataloge gratis.

Die Königin der Hausinstrumente:

Harmoniums

Spez.: Von jederm. **ohne Notenkenntnis** sof. 4 stimm. zu spielende Instrum. Katalog **umsonst.** **Aloys Maier,** Kgl. Hofl. **Fulda.**

Alle

Stoffarben

zum leichten, echten Selbstfärben, speziell schwarz und dunkelblau, in Päckchen à M. 1.— geg. Nachnahme.

Fritz Sprotte.

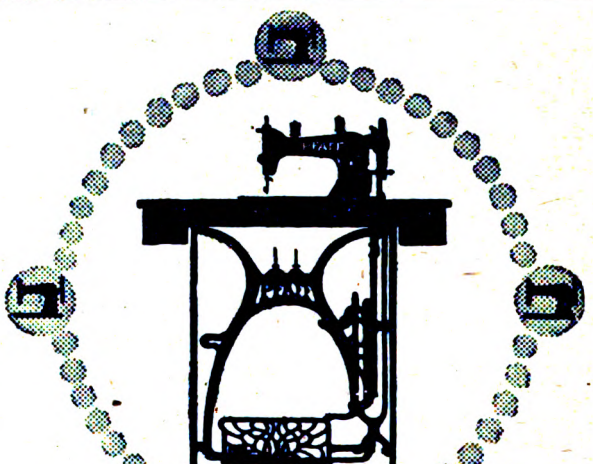
Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle

das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Illustr Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. — Preis M. 6.—, M. 8.40 und M. 12.— mit Anleitung u. ärztl. Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 165,** Winterfeldtstr. 34



PFAFF Nähmaschinen

für Familien-Gebrauch, gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz Gegründet 1862.

Teilzahlung

Uhren und Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren u. Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A 597 Belle-Alliance Str. 7-10

Nachlaß- und Vermögens-Verwaltungen

übernimmt **erfahrener Anwalt.** Anfragen beförd. **Haasenstein & Vogler A.-G., Frankfurt a. Main,** unter **E. A. 1000.**

Briefmarken

und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.

S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, G

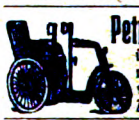
Ringe für Konservengläser

Gelatineringe besser u. garantiert zuverlässiger als Gummi-Ringe. Kein Oeffner nötig. Kein Glasbruch beim Oeffnen. **Versag.** nie, vollkommen geruch- u. geschmacklos. In Mäppchen mit je 40 Ring. m. aufgedruckter Gebrauchsanweisung, lieferbar in allen Größen für alle Sorten von Gläsern. Preis pro Mäppchen mit Inhalt für 10 große Konservengläser M. 3.—, mit Inhalt für 10 kleine Konservengläser Mk. 2.50 unter Nachnahme.

Leopold Moses,

Gelatinewarenfabrik,

Eßlingen a. N. (Württemberg).



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalid.-räd.), Kat. B u. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Schönheitspflege?

Verlangen Sie Gratisprospekte! **Dr. Gebhard & Co., Berlin 131,** Potsdamerstr. 104.

Hämorrhoiden

Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 8.**

Buchführung

gründliche Unterweisung

F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 11. Verlangen Sie gratis Probebrief.

Mitesser

(Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 4.— Versand durch die **Löwen-Apotheke, Hannover 7**

DER·STOLZ·DER HAUSFRAU·

In allen einschlägl. Geschäften erhältl.

HIRTH's FERTIG KOCHER

Fritz Züfle, Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 11.

Nr. 195

der „Wöchentlichen Kriegsschauplatzkarte mit Chronik", Verlag Kriegshilfe München, in vierfarbigen Teilkarten mit den Ereignissen vom 24. Juni bis 1. Juli ist erschienen. Einzelpreis 35 Pf. Monatlich 1 Mark 55 Pf. Durch den Buchhandel, auch im neutralen Ausland, u. die Post. In Österreich-Ungarn durch das Kriegsfürsorgeamt Wien IX., Berggasse 16.

Digitized by Google

Für die Küche.

Den Geschmack alter Kartoffeln zu verbessern. Zur Zeit wird viel über den schlechten Geschmack der alten Kartoffeln geklagt und auch darüber, daß man sie so dick schälen und viel schwarze Stellen ausschneiden muß, wodurch so viel verloren geht. Da wir nun alle Ursache haben, mit den alten Kartoffeln haushälterisch umzugehen, so versuche man einmal folgende Kniffe, um ihren Geschmack zu verbessern. Man bringe sie möglichst als Salzkartoffeln auf den Tisch, da Kartoffeln nicht einwandfreier Art in der Schale gekocht noch unangenehmer schmecken; sodann schäle man sie schon am Abend vorher, wasche sie mehrmals ab und füge dem Wasser, in dem sie über Nacht stehenbleiben, einen Schuß Essig zu. Hierauf kocht man sie ohne Salz zehn Minuten, gießt das Wasser ab und ersetzt es durch neues, kochendes, dem man nun erst das erforderliche Salz beifügt. Dieses zweite Kochwasser, welches keinen wilden Geschmack mehr aufweist, schütte man aber nicht fort, sondern verwende es für Suppen oder Gemüse. Auch läßt sich damit feine Wäsche stärken. Im Dämpfer sollte man alte, nicht mehr wohlschmeckende Kartoffeln nicht kochen, sondern nach alter Manier in überstehendem Salzwasser. M. Kn.

Sirup-Pudding. ⅓ Pfund Bohnenmehl, ½ Pfund Sirup, 2 Eßlöffel Zucker, 2 ganze Eier, eine Tasse Magermilch, 1/10 bis ¼ Pfund Butter oder sonstiges Fett, Zimt und Muskat, ein Teelöffel doppeltkohlensaures Natron. Alles wird gut vermischt und in einer gut ausgestrichenen Form 2 Stunden gekocht.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die Bücherei der MÜNCHNER „JUGEND"

bringt in kleinen handl. und vornehm gebund. Bänden vortreffl. Erzähl. aus der Feder zeitgenöss. Schriftsteller.

Bis jetzt liegen 3 Bände vor:

1. Band: Ernste und heitere Erzählungen. 2. Band: Bunte Skizzen. 3. Band: Phantastische Geschichten.

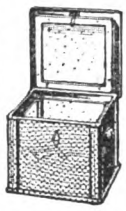
Jeder Band enthält mindestens 8 verschiedene Erzählungen. Die Sammlung wird zwanglos fortgesetzt.

Vortreffl. Gelegenheitsgeschenk! Wertvolle Reiselektüre!

Preis des Bandes: Mark 1.50.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder zuzüglich 20 Pfennig Porto auch unmittelbar vom Verlag.

Verlag der „JUGEND", München.



Neueste verbesserte Kochkiste

„Stütze der Hausfrau"

mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: **Thermosflasche - Doppelfenster**. auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private**; wo nicht erhältl., Ausk. durch

SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**

Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Aderverkalkung, Schwindelanfälle,

Herzbeklemmungen, Angst- und Schwächezustände

Verlangen Sie ausführliche Gratis-Broschüre.

Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Strasse 104 a.

Ick schwöre auf

HIRTH'S FERTIG-KOCHER

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Fritz Züfle, Berlin SW 11. Hallesches Ufer 11

Dr. Ernst Sandow's

Künstliches

Karlsbader Salz

und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. — Man achte auf meine Firma

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

Einmachen ohne Zucker!

Das wichtigste Hausfrauen- und Wirtschaftsproblem beim gegenwärtigen empfindlichen Zuckermangel

320 Einmach-Rezepte

mit besonderer Berücksichtigung der Selbstbereitung von haltbarem **Obstmus - Brotaufstrich.** Reich illustriert. Preis nur **1,30** Mk franko. In wenigen Wochen 64000 Exemplare verkauft.

Universal-Verlag München 6, Brieffach 4.

Was will der Lebensbund,

Organisation der Reform des Sich-Findens?

Der „Lebensbund" bemüht sich mit beispiellosem Erfolg seit 1914, das zu erfüllen, was Hunderte grosser, ernster Männer der Wissenschaft, Geistliche, Aerzte, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, was Tausende denkender Frauen von der Kultur unserer Zeit fordern: Die Wahl eines Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, nicht unter Wenigen zu treffen, die gerade den Lebensweg kreuzen, nicht die Frauen warten zu lasen, bis einer kommt und sie holt, sondern sich, alle törichten Vorurteile überwindend, in unbedingter Wahrung von Takt und Diskretion gegenseitig zu finden durch gegenseitiges Suchen unter Gleichgesinnten, ohne an irgendwelche örtliche oder persönliche Rücksichtnahme gebunden zu sein oder gesellschaftliche Rücksichten zu verletzen, ohne sich sofort jedem gänzlich Fremden gegenüber offenbaren zu müssen, und endlich auch, ohne Zeit zu verlieren! Der „Lebensbund" ist keine gewerbsmässige Vermittlung und löst das schwierige Problem in einer Weise, die als „überaus genial" gekennzeichnet wurde und hundertfache höchste Anerkennungen aus allen Kreisen fand! Jeder, der die Absicht hat, zu heiraten, fordere vertrauensvoll gegen Einsendung von 50 Pfg. unsere hochinteressanten Bundesschriften. Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschlossenem Brief. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert. Zuschriften an die Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler **G. Bereiter,** Schkeuditz 607 bei Leipzig.

Rheumatismus

Stärkste Schwefelquellen Deutschlands

Schwefel Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder
Inhalationen.
Zandersaal.

Königl. Bad Nenndorf

bei Hannover

Frauenkrankheiten.
Ischias, Hautkrankheiten.

Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.

Gicht

Digitized by Google

Wenn die Badesaison beginnt

und man zur Erholung an die See oder ins Gebirge reist, haben auch diejenigen, denen es sonst an Zeit zur Gesichts-, Teint-, Haar-, Hand-, Formen- usw. Pflege gebricht, die beste Zeit und Gelegenheit, ihr Aeußeres zu verschönern. Deutsche kosmetische Erzeugnisse von Schröder-Schenke, Berlin-Wien-Zürich, sind hierzu die anerkannt besten Mittel. — Prospekt gern kostenfrei.

Schönheit des Gesichts

Zur Pflege der Gesichtshaut empfehle ich „Bella Divina", Preis pro Dose . . . . . M. 4.—
Gegen Fältchen Hautnährcreme „Pasta Regis", dringt vollkommen in die Haut ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis pro Dose M. 7.—
Hautcreme „Albula" III dient zur Aufhellung des Teints. . . . . Preis pro Dose M. 6.—
„Wangenrot" ruft auf der Haut ein natürliches zartes Rot hervor, welches weder durch Licht noch durch Transpiration seinen natürlichen Charakter verliert oder verändert. Kein Puder oder Fettschminke, wie alle meine Präparate garantiert unschädlich. . . Preis M. 3.—
„Lippenrot" übertrifft an Qualität selbst die besten französischen Präparate. Absolut natürlich, unauffällig und haltbar, ebenfalls garantiert unschädlich. Preis M. 3.50
Gegen Warzen im Gesicht und an den Händen, Muttermale, Leberflecke und alle erhöht auf der Haut liegenden Gebilde, behaart oder unbehaart, verwendet man „Ingold". Ohne Schneiden und Aetzen, ohne Narben zu hinterlassen. . . . . Preis M. 6.—

Schröder-Schenke's Emulsionen

sind zur Teintpflege die allermildesten Waschmittel. Sie wirken erfrischend, und möge man sich mit Rücksicht auf die sonstige Beschaffenheit der Haut die passende unter den drei folgenden Emulsionen auswählen:

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints. Macht die Haut zart, weich und rein . . . . . Preis M. 4.50
Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. . . . . Preis M. 6.—
Radiumhaltige Teint-Emulsion zur Kräftigung und Neubelebung der Hautzellen. Macht die Haut straff und elastisch. Ist deshalb vorzüglich gegen Welkwerden der Haut, gegen Faltenbildung und gegen altes, altes Aussehen. . . . . Preis M. 10.—

Schönheit der Lippenform

Durch Lippenformer „Kallodor". + Patent Nr. 62964. Zu großer, breiter Mund und wulstige oder gar aufgeworfene Lippen werden in wenigen Wochen durch meinen patentierten Lippenformer „Kallodor" auf ihre anmutige, normale Form reduziert, während mit „Kallodor" bei zu dünnen Lippen infolge fein dosierter Stauung die Lippenform üppiger, lebensfrisch und schön geschwungen wird. Der Lippenformer ist verstellbar und paßt deshalb für jeden Mund . . . Preis M. 7.—

Schönheit des Haares

Mein Haarkraftbalsam empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. Haarkraftbalsam ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. . Preis M. 4.25, M. 8.—
Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft u. Transpiration. „Isolde" ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten.
Preis M. 3.50

Schöne Hände

Weiße Hände u. Arme sind Schönheitsattribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf, zumal weiße Arme u. Hände voller und runder erscheinen. „Schneerose" ist besonders gegen Röte, Flecken u. dunkle Hautfarbe der Arme und Hände empfehlenswert Preis M. 3.50

Schröder-Schenke, *kosmetisches Laboratorium* **Berlin W. 15**
Potsdamer Straße P. 26b.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Deutsche Siegel. Es gibt wenig Sammelgegenstände, die sogar in Fachkreisen so wenig Beachtung finden wie die Siegel; die Mehrzahl der Menschen hat wohl nie darüber nachgedacht, seit wann es überhaupt Siegel gibt. Die Redensarten: „Brief und Siegel darauf geben", „seine Treue besiegeln" sind so abgebraucht, daß sich kaum noch eine bildliche Vorstellung damit verbindet. Und doch sind Siegel nicht nur von kulturhistorischem, familien- und kostümkundlichem Interesse. Als ästhetischer Wert an sich kann manches Siegel der Vergangenheit dem Besitzer Freude machen. Gerade das deutsche Siegelwesen ist sehr alt und weist eine reiche Entwicklung auf. In neuerer Zeit freilich sind künstlerische Siegel selten geworden, und sogar Stadtgemeinden und Ämter begnügen sich mit einem Gummistempel, wo ein schönes Siegel charakteristische Bedeutung haben müßte. Wie in einer lehrreichen Schrift von E. v. Berchem gesagt ist, geht die Geschichte der deutschen Siegel bis ins frühe Mittelalter zurück. Der Ausdruck „Siegel" wird sowohl für den Gegenstand, mit dem man siegelt (Ring, Petschaft, Typar) wie für das Siegel gebraucht, das der Urkunde aufgedrückt bleibt. Zur Herstellung der letzteren, der eigentlichen „Siegel", wurde im Altertum hauptsächlich Ton verwendet; die deutschen Kaiser hatten das Vorrecht, mit Gold zu siegeln; doch die „Goldenen Bullen" sind infolge der Kostbarkeit des Stoffes nicht häufig. Unter „Bullen" verstand man eigentlich nur die angehängten Metallsiegel, später auch große Wachssiegel, endlich die Urkunden selbst. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam der Gebrauch des Siegellacks oder „spanischen Wachses" auf, zugleich auch die Verwendung der Oblate aus Weizenmehl. Zu den künstlerisch prächtigsten Siegeln gehören natürlich die Kaiser- und Königssiegel. Kunstwerke sind die Siegel Karls V., Maximilians II., Josephs II. Doch auch die Fürsten, Ritter, Städte, Zünfte, ja der einzelne Bürger legten großen Wert auf ein schönes Siegel. Im Germanischen Museum zu Nürnberg findet man Handwerkssiegel von ausgezeichnetem Geschmack der Ausführung; die besten stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die runde Form war früher nicht ausschließlich vorherrschend; man wählte häufig die Schildform, auch die Form der Raute, des Herzens, des Dreipasses waren nicht unbeliebt.

Der Barockstil in Litauen und seine Herkunft. Erst im Weltkrieg, darf man wohl sagen, ist Wilna entdeckt worden als eine der malerischsten Städte Europas; mit ihm Kowno und Grodno und andere Kirchenstädte, die über dem Gewande des Deutschordenstils ein neueres, barockes Prachtkleid tragen. Bis vor kurzem war man der Ansicht, dieses litauisch-polnische Barock sei rein italienischer Import, und der deutsche Einfluß habe mit der gotischen Periode ein Ende genommen. Ein genaueres Studium, namentlich der Wilnaer Kirchen, hat jedoch eine so starke Verwandtschaft mehrerer dieser Gotteshäuser mit dem österreichischen Barock zutage gefördert — ist doch zum Beispiel die Katharinenkirche in Wilna beinahe das Abbild einer Klosterkirche in Oberösterreich —, daß man hier wenigstens für die Blütezeit des Stils einen Zusammenhang mit der Kunst eines Fischer von Erlach und anderer deutschösterreichischer Meister nicht mehr in Abrede stellen kann. Das Wiener Barock nahm seinen Weg über Schlesien und Galizien in die polnischen Lande. Die Hochrenaissance dagegen samt dem Übergangsstil scheint unmittelbar aus dem welschen Süden eingeführt worden zu sein; so ist St. Peter und Paul in Antokol mit der weißen, kalten, aber sehr schönen Stuckauszierung des Innern ein südländisches Gebilde, obwohl sein Baumeister aus Krakau stammte. Eine andere Besonderheit der späteren Wilnaer Kirchen und der ihnen nachgebildeten Landkirchen ist die große Entfernung zwischen den beiden Türmen der Schauseite. Dies ist auch eine Eigentümlichkeit des südostdeutschen Kirchenstils jener Tage, die sich, allerdings keineswegs als feste Regel, sogar bis tief nach Ungarn hinein verfolgen läßt. Etwas Ähnliches findet sich sonst nur bei den spanischen Kirchen dieser Periode, vor allem in Spaniens ehemaligen Kolonien in Süd- und Mittelamerika. Vielleicht ist diese Stilbesonderheit den österreichischen Barockmeistern von Spanien her angeflogen, was bei den geschichtlichen Beziehungen kein Wunder wäre. Eine andere östliche Eigentümlichkeit sind die hohen Giebel zwischen den Fronttürmen; mitunter, wie in Neu-Traken, überragt der Giebel die Türme noch um ein bedeutendes Stück. Ihm entspricht oft noch ein zweiter Giebel am östlichen Ende. Klar und zierlich, eine der anmutigsten Kirchen des rokokohaften Spätbarocks, hebt sich die weiße Missionarkirche mit ihrem schlanken Turmpaar über Wilnas Dächermeer, aus dem das tiefe Rot der alten Backsteinkirchen, das Zitronengelb des Doms, das Gold der fremdartigen orthodoxen Kuppeln hervorleuchtet.

Schluß des redaktionellen Teils.

Unsere Feldgrauen

leiden viel an feuchten Füßen, nicht nur infolge der ungünstigen Witterung, sondern häufiger noch, weil ihnen die gewohnte Fußpflege fehlt. Durch die jetzige schwere Fußbekleidung neigt der Fuß mehr als sonst zur Schweißabsonderung. Der schwitzende Fuß ist aber die häufige Ursache von Erkältungen, allgemeinem Unbehagen, wunden und kranken Füßen Viele unserer tapferen Krieger lassen sich deshalb regelmäßig den

Vasenol-Sanitäts-Puder

ins Feld senden, da durch dessen Anwendung der Fuß gut trocken und gesund erhalten und der ganze Körper erfrischt wird.

Bei stärkerer Schweißabsonderung empfiehlt sich die Verwendung des **Vasenoloform-Puders,** der bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ärztlich und klinisch glänzendste Anerkennung gefunden hat. Eingeführt in der Armee.

Zur Kinder-Pflege verwendet man das von Tausenden von Aerzten anerkannt beste Einstreumittel **Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder.**

In Original-Streudosen in Apotheken und Drogerien.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden - N. Laboratorium »Leo« Bodenbach

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Sehr trocken gewordene Holzgefäße rinnen, wenn man Wasser hineingießt. Um das Übel zu beheben, stellt man solche in ein größeres Gefäß, das mit Wasser angefüllt ist. Hier quillt das Holz bald auf und schließt sich wieder wasserdicht. Bei an sich großen hölzernen Gefäßen geht das nun schwer. Bei diesen empfiehlt es sich, das Gefäß mit Stroh oder Heu zu füllen, dieses fest einzudrücken und obenauf ein paar schwere Steine zu legen. Dann gießt man Wasser ein. Das feuchte Stroh, das nach dem Ausrinnen darin bleibt, bringt das Aufquellen des trockenen Holzes rasch zustande.

Schmutzige Strohhüte reinigt man durch Abreiben mit einer zwei- bis fünfprozentigen Salzsäurelösung; man kann auch einen Brei aus Schwefelpulver, zwei Körnchen Zitronensäure und Essig herstellen und damit den Hut abbürsten. Sind die Hüte schon zu unansehnlich, so überpinsele man sie nach gründlicher Entfernung des Staubes mit braunem oder schwarzem Hutlack, der in den Drogenhandlungen erhältlich ist.

Leichte Brandflecke aus weißer Wäsche, wie sie beim Bügeln manchmal vorkommen, vertilgt man, indem man sie mit frischem Wasser annäßt, fest mit Salz bestreut und die grelle Sonne ein paar Stunden darauf scheinen läßt. Nach dieser Zeit sind die Flecke verschwunden. M.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die grüne Dose

ist das Kennzeichen der echten von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

Original-Dose

6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien — Nur echt in der grünen Dose. — Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T.10 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt: „Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.

Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—. Prospekt kostenlos. General-Vertrieb: **E. M. Müller, München II.** Brieffach 53. S. 7.

Werkstatt für moderne Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien

für **Blusen** u. **Kleider** **Hohlsaum** schnellstens! **Clara Rosenkranz, Berlin O 27,** Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

Die Königin der Hausinstrumente: **Harmoniums**

Spez.: Von jederm. **ohne Notenkenntnis** sof. 4stimm. zu spielende Instrum. Katalog **umsonst.** **Aloys Maier,** Kgl. Hofl. **Fulda.**

Mitessor

(Finnen) beseitigt **Dermal-Paste** Preis M. 4.— Versand durch die **Löwen-Apotheke, Hannover 7**

Krankenfahrstühle Krankenmöbel

Jeder Art liefert die Spezialfabrik **Richard Maune** Dresden-Löbtau 8

Katalog gratis. In jed. größ. Stadt w. Verkaufsst. nachgew.

Warzen

beseitigt verblüffend „Varex" Preis 2,50 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke, Hannover 29.**

Ein Heldenbuch ohne gleichen!

201. bis 300. Tausend

Mit 73 Originalaufnahmen

Broschiert 2 Mark / Gebunden 4 Mark

Bezug durch den Buchhandel

500 KRONEN zahle ich

nach beweiskräftig nachgewiesenem vollen Erfolg demjenigen, der mir ein sicher wirkendes, aber nicht die Gesundheit schädigendes Mittel oder Verhalten zur vollkommenen Entfernung **von Gichtknoten** an Fingern angeb. kann,

ED. HOFMANN, Graz, Griesgasse 22.

Photographische Apparate

in allen Grössen und Ausführungen, nur erstklassige Erzeugnisse von Weltfirmen sowie sämtliche photographische Bedarfsartikel.

Meine phototechnische Abteilung entwickelt Films u. Platten. Kopien in Gas- u. Tageslichtausführungen. Auch Postkarten und Papier fertige preiswert innerhalb 24 Stunden. Kriegsliste 1918 gratis und franko

Süddeutsche Photowerke W. Neike Bretten I (Baden).

H. W. Voltmann

Bad Oeynhausen 9

Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder). Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer. Kataloge gratis.

Missions-Briefmarken

vieler Länder, nicht sort., Probe-Kilo franco. **Leonie Beerhenke, Cöln, Ursulaklosterstr. 7.**

Buchführung

gründliche Unterweisung **F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 11.** Verlangen Sie gratis Probebrief.

San.-Rat Dr. Hans Stolls Sanatorium **Alicenhof Bad Nauheim** f. Herzleiden u. Adernverkalkung

Echte Briefmarken lehrbil. Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Ansichtskarten

Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten, 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.

Briefmappen

mit 80 repplin. Briefbogen und 80 Kuvert 4 M. Nachnahme ab hier. **Paul Rupps, Freudenstadt 86.** Schwarzwald.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 6, vers. grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B a. **Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Rollstühle, Zimmerrollstühle,** ca. 150 Modelle.

Kriegsbriefmarken

Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt. **S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. G.** Preisliste ums. **Höchste Bez. f. Ankauf.**

Kein **Leser** versäume, meine **Preisliste** zu verlangen. **August Dürrschmidt,** Musikinstrumente und Saitenfabrik **Markneukirchen i. S. 126.**

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 29. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Hausfrauenrat.

Wie verschafft man sich allmonatlich seine Wäschestärke? Sehr einfach: Rohe geriebene Kartoffeln, die für Klöße oder Reibekuchen bestimmt sind, presse man durch ein reines weißes Tuch. Die daraus gewonnene Brühe lasse man ungefähr eine Stunde stehen, schütte das braune Wasser von der unten festgesetzten Masse langsam ab, gieße alsdann frisches, klares Wasser hinzu und verfahre auf diese Weise 5 bis 6 mal stündlich. Zuletzt rühre man das klare Wasser mit der festgesetzten Masse tüchtig um, gieße das Ganze durch das reine Tuch und überbrühe den gewonnenen weißen, milchartigen Brei bei stetem Rühren mit so viel kochendem Wasser, wie man zum eigenen Bedarf nötig hat als „Wäschestärke“. Bei Kragen, die recht steif werden sollen, nehme man die Stärke ohne kochendes Wasser wie bekannt. Gardinen und Buntwäsche können bei Verdünnen der Stärke hinterher noch gestärkt werden. Ohne besondere Ausgaben hat man auf diese Art eine brauchbare Stärke wie in Friedenszeiten und spart viel Geld.

V. Br.

Verbesserung der Zimmerluft. Um die Luft von engen oder niedrigen Zimmern zu verbessern oder im Sommer etwas abzukühlen, empfiehlt es sich, ziemlich dicht unter der Zimmerdecke ein Gefäß aufzuhängen (vielleicht eine tönerne oder gläserne Blumenampel) oder ein solches oben auf den Ofen zu stellen, in das man Eis getan hat. Die dort vorbeistreichende Luft wird kühler, infolgedessen auch schwerer und sinkt nach unten. So entsteht eine fortdauernde Luftströmung, die bis zum vollständigen Schmelzen des Eises anhält.

W.

Johns neuer „Volldampf“-Einkocher Modell E.

D. R. G. M.

Wasserschale mit Dampfhaube.

Vorzüge:

Kein hoher Einkochtopf, daher leichtes Einsetzen und Ausheben des gefüllten schweren Gefäßträgers. Gleichzeitiges Einkochen von Gläsern mit verschiedener Kochdauer. Ständige bequeme Nachprüfung des Wasserstandes. Große Zeit- u. Heizstoff-Ersparnis.

— Verlangen Sie die neue Drucksache E. 404. —

Bezug durch einschlägige Geschäfte.

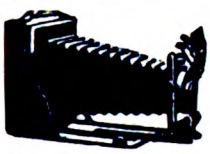
J. A. John, Akt.-Ges., Erfurt-Ilversgehofen 404.

Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello“** ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100 000 „Zello“ i. Gebrauch. Preis **M. 6.—, M. 8.40 u. M. 12.—** mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.) Spezialist **M. L. Baginski, Berlin W. 165**, Winterfeldtstr. 34

Dura das unfehlbare **Einmachemittel**

In Drogen-, Lebensmittel-, Obst- und Gemüsehandlungen erhältlich

Maega-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Tempelhof



Teilzahlung

Photo-Apparate aller Art
Photogr. Artikel

Kataloge umsonst und portofrei

Jonass & Co., Belle-Alliancestr. 7-10. **Berlin P. 597.**

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle

liefert die Spezialfabrik

Rich. Maune

Dresden-Löbtau 8

Katalog gratis.

Echte Briefmarken sehr billig, Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Alle Stoffarben

zum leichten, echten Selbstfärben, speziell schwarz und dunkelblau, in Päckchen à M. 1.— geg. Nachnahme.

Fritz Sprotte.

Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Ansichtskarten

Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten, 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.

Briefmappen

mit 80 reppln. Briefbogen und 80 Kuwert 4 M. Nachnahme ab hier.

Paul Rupps, Freudenstadt 86.

Schwarzwald.

Soeben erschien:

Unser Kronprinz im Felde

Gemälde und Skizzen von

Professor Wilhelm Pape

Kriegsmaler im Hauptquartier des Kronprinzen Wilhelm

Prachtwerk in Querfolio-Format mit acht vierfarbigen Vollbildern, 25 Zeichnungen und Skizzen nebst verbindendem Text. Der Kronprinz bei seinem Stabe, im Kreise seiner Mitarbeiter und bei den Kampftruppen. Ein schlichtes Denkmal für das Schaffen des Kronprinzen und seiner Armee, eine wertvolle Erinnerung für jeden Offizier und Mann aus dieser Heeresgruppe.

Preis **10** *Mark*

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Hunde an die Front!

Bei den ungeheuren Kämpfen an der Westfront haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtige Stellung gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist durch Abnahme des Meldeganges durch die Meldehunde das Leben erhalten worden. Militärisch wichtige Meldungen sind durch die Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.

Obwohl der Nutzen der Meldehunde im ganzen Lande bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer von kriegsbrauchbaren Hunden, welche sich nicht entschliessen können, ihr Tier der Armee und dem Vaterlande zu leihen!

Es eignen sich der deutsche Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier und Rottweiler, auch Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindestens 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind, ferner Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner und Doggen. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen ausgebildet und im Erlebensfalle nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden.

An alle Besitzer der vorgenannten Hunderassen ergeht daher nochmals die dringende Bitte: Stellt Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!

Die Anmeldungen für die Kriegs-Hunde-Schule und Meldehundschulen sind zu richten an die Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 152, Abt. Meldehunde.

Photographische Apparate

in allen Grössen und Ausführungen, nur erstklassige Erzeugnisse von Weltfirmen sowie sämtliche photographische Bedarfsartikel.

Meine phototechnische Abteilung entwickelt Films u. Platten. Kopien in Gas- u. Tageslichtausführungen. Auf Postkarten und Papier fertige preiswert Copien innerhalb 24 Stunden. Kriegsliste 1918 gratis und franko.

Süddeutsche Photowerke W. Neike, Bretten I (Baden).

Digitized by Google

Für die Küche.

Flaschen mit Heidelbeeren unverkorkt aufbewahren. Bei dem Mangel an Korken und Flaschen mit Patentverschlüssen sei auf die alte, erprobte Art des Einkochens von Heidelbeeren unserer Großmütter hingewiesen. Dabei werden die sauber verlesenen und gewaschenen Heidelbeeren ohne Wasserzusatz und ohne Zucker gut aufgekocht und noch ganz heiß in trockene und erhitzte Flaschen eingefüllt, und zwar bis etwa vier Finger breit unter der Flaschenöffnung. Den Hohlraum füllt man sofort mit kaltem Leitungswasser, wodurch ein luftdichter Abschluß entsteht. Nach dem Erkalten stellt man die Heidelbeerflaschen in einen kühlen, trockenen Keller und bedeckt jede einzelne mit einem Papierhäubchen oder einer halben trocknen Eierschale. Von Zeit zu Zeit füllt man das etwa verdunstete Wasser nach. Bei Gebrauch wird es abgeschwippt, die Flasche entleert und die wie frisch erscheinenden Heidelbeeren werden mit Zucker oder Süßstoff gesüßt.

M. Kn.

Schluß des redaktionellen Teils.

Hauswirtschaftliche Neuheit.

Fruchtpresse. Die Verwertung der diesjährigen Obst- und Gemüse-Ernte hat infolge der Nahrungsmittelschwierigkeiten für jede Hausfrau ein außergewöhnlich lebhaftes Interesse. Als ein praktisches Hilfsmittel zum Pressen und Passieren von Früchten aller Art, Kartoffeln, Rüben, Gemüse usw., dürfte die Moha-Fruchtpresse überall begrüßt werden. Mit Handlichkeit und solider Ausführung verbindet sie praktische und saubere Handhabung. Der Vorzug des Apparates ist, daß die zu pressenden Früchte nirgends mit Metall in Berührung kommen. Ein Verfärben feiner Fruchtsäfte usw. sowie jede Geschmacksbeeinträchtigung wird mithin zuverlässig vermieden. Die Moha-Fruchtpresse besteht aus einem soliden Gestell, Druckstempel und Porzellanbehälter. Dieser ist mit einem Griff auszuwechseln und leicht zu reinigen. Ausführliche Prospekte erhalten die Leser unter Bezugnahme auf dieses Blatt kostenlos von der „Moha"-G. m. b. H., Nürnberg.

Das Gefühl

auch in bedrohlichen Fällen gegen Feuerschaden geschützt zu sein, gibt Ihnen der Handfeuerlöscher „Minimax", der in keinem Besitz fehlen darf. — Ueber eine Million Apparate im Gebrauch, über 50000 Brandlöschungen gemeldet, 104 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet. Von Mk. 65.— an. Minimax, Berlin W 8, Unter den Linden 2 (E. 72).

der Sicherheit

GLOBUS-Rostfleck-Entferner

unentbehrlich für Wäsche

wirkt rasch sicher schadlos

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.
Fritz Schulz jun. A.-G., Leipzig

Hautjucken
(Krätze) wirksames
Spezial-Mittel.
6 M., doppelt. Portionen (2 Pers.) 10 M.
Apotheker Lauenstein's Vers. Spremberg L. 6.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, G.

Wer
Blumen pflegt
Gartenland bebaut
Kleintiere züchtet, an
Beruflichem Schaffen
u. an **häuslich. Wirken**
sich freut, der sehe, was ihm die in Würzburg erscheinende
Wochenschrift
Praktischer Wegweiser
bieten kann. Diese Zeitschrift aus dem Verlag August Scherl G. m. b. H. mit ernst sachlichem und belehrendem Inhalt bezieht man nur durch die Post Man bestellt den „Praktischen Wegweiser" zur Probe bei seinem Postamt für monatlich 22 Pfennig, mit Zustellung frei ins Haus durch den Briefträger für 26 Pfg.

Breslau.
Bequem gelegene Hotels — gute Verpflegung — billiger Einkauf von Bedarfsartikeln und Geschenken. — Alte Bauten (Rathaus, Dominsel usw.). — Herrliche Promenaden und Parks (Liebichshöhe, Jahrhunderthalle) — Museen, gute Theater und Konzerte. — **Messe 22. August bis 5. September.**

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Mitessor
(Finnen) beseitigt Dermal-Paste
Preis M. 4,—. Versand durch die
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Dr. Nürr Haarwuchs
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, bezog. werd.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4. versendet gratis Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Die Königin der Hausinstrumente.
Harmoniums
Spez.: Von jederm. **ohne Notenkenntnis** sof. 4 stimm. zu spielende Instrum. Katalog **umsonst.** **Aloys Maier,** Kgl. Hofl. **Fulda.**

Auch feine Lackschuhe
behandle man von Zeit zu Zeit mit
Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
um dem Leder Nahrung zu geben, damit es haltbarer wird.
Fabrikant: **Carl Gentner, Göppingen** (Württemberg).

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.

Damen aus guten Kreisen, welche glückliche **Ehe**
mit **Fabrikbesitzer, Direktoren, Akademiker, Rittergutsbesitzer** usw. wünschen, erhalten **glänzende Partien** vornehm und diskret nachgewiesen. Näheres: Frau **Direktor Evers, Köln a. Rh., Palmstr. 31**

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 29. 1918.

Allemige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis M 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Für die Küche.

Rheinische Schnitzel. Dieser in jetziger Zeit höchst empfehlenswerte Fleischersatz wird im Rheinlande sehr bevorzugt und aus dem dort sehr beliebten Pannhas zubereitet. Zum Kochen des Pannhas verwendet man dort gern Wurstbrühe, wie man sie an den Schlachttagen beim Metzger zu kaufen bekommt. In Ermangelung von Wurstbrühe tut es auch gewöhnliche Knochenbrühe, die man aber mit reichlich Suppenwurzeln, Zwiebeln, getrockneten Pilzen, Lorbeerblatt, Salz und Gewürzkörnern tüchtig auskochen muß, damit sie herzhaft im Geschmack wird. In einem Liter durchgeseihter Brühe kocht man nun 250 g Buchweizengrütze oder gewöhnliches Grützemehl auf und läßt es in der Kochkiste oder an der Seite des Herdes langsam und ganz dick ausquellen. Dann schüttet man die Masse in eine trockene Schüssel und läßt sie erkalten. Am besten ist es, den Pannhas am Tage vor der Verwendung zuzubereiten. Man schneidet aus der Masse fingerdicke Scheiben, wälzt sie in geriebener Semmel und bratet sie wie Schnitzel recht braun und knusprig in wenig Fett oder Margarine aus. Als Beilage zu jungen Gemüsen, zu Kartoffelbrei oder Kartoffelsalat passen diese falschen Schnitzel vorzüglich. Ferner eignet sich die Masse gut zu Suppenklößchen oder als Füllung von Kohlrüben, Kohlrabi, Fleisch-, oder Krautrollen, zum Vermischen mit Fischfleisch, gehackten Pilzen, Gemüse- oder Fleischresten. In lange, daumendicke Streifen geschnitten, auf einem mit einer Mischung von Mehl und Reibbrot bestäubten Brett zu Würstchen geformt, ergibt die Masse falsche Bratwürstchen, die man mit Majoran oder Kümmel würzt und braun bratet. Was bei den Welschtirolern die Polenta, ist der Pannhas für den Rheinländer, und er gilt dort als fester Bestand des Speisezettels, um in allerhand Zubereitungen auf den Tisch zu kommen. Durch Zusatz von Nährhefe wird der Geschmack noch fleischähnlicher, durch den von Paprika herzhafter.

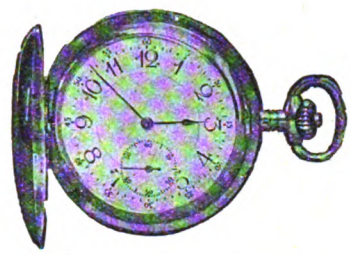
M. K. S

Schluß des redaktionellen Teils

Uhren

Herren- und Damenuhren, Armbanduhren, Hausuhren, Wanduhren, Wecker.

Beste Deutsche und Schweizer Fabrikate mit erprobten, bestregulierten Werken gegen ***Bar- oder bequeme Teilzahlungen.*** — *Katalog U 133 kostenlos*



Stöckig & Co., Dresden A. 16.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul

Sorgfältige Kur und Verpflegung.

Sanatorium Johannisbad.

Bekannt durch seine guten Erfolge bei allen chron. Kranken, Nervenleidenden, Stoffwechselkranken usw. Leit. Arzt Dr. med. Ruppel.

Eisenach. Thüring. Fernspr. 209. Direkt an meilenweit. Tannenwaldung. **Gute Verpflegung.** Prosp. durch Schwester Else Wuschack

Sie sehen alt aus

sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müde, welke Züge haben. Mit „Lupa“, einem **natürlichen orientalischen** Schönheitsverfahren, beseitigt man solche **absolut sicher** und erhält **jugendliches Aussehen**, frischen reinen Teint und **veredelte Gesichtszüge.** Einfach und unschädlich und doch von **verblüffendem Erfolg.** „Lupa“ ist im Gebrauch hoher Herrschaften und der vornehmen Damenwelt. „Lupa“ M. 6.75 u. M. 9.50, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 3.95. „Lupa“-**Haut-Krem** macht die Haut **zart, weich und hell** u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.25. „Lupa“-**Bleich-Haut-Krem** ein **vorzügliches** u. **sicheres** Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 4.—. „Lupa“-**Wasch-Emulsion** — **alkalifrei** — **der mildeste** und **zarteste** Seifenersatz, **kremartig,** äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen, bewahrt frischen Teint. Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Kruke M. 6.75. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Tausche Waren um oder zahle Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden 399.

Man verlange Prospekt kostenlos. Bendemannstr. 15.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

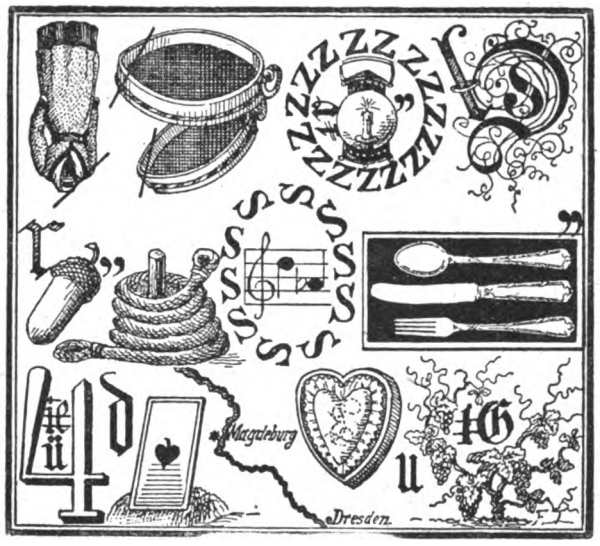
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Rebus.



Buchstaben-Ausfall.

Ach, stets bedarf ich eines zweiten,
Vereinzelt komme ich nicht vor.
Ein n hinweg: ich bin ein Tor
Und hänge nur an Kleinigkeiten. W

Umstellungsrätsel.

Es ist auf dem Meere zu finden,
Und Menschen wohnen darauf.
Doch wird zum Anfang das Ende,
So essen die Menschen es auf. M. G

Tauglich und untauglich.

Ist die Drei eins—zwei — o weh! —
Taugt sie nimmer zum Kaffee,
Während doch in Sommertagen
Schön mit Zucker aufgetragen
Silben 1—2—3 verbunden
Kalt besonders köstlich munden. C. S.

Logogriph.

Mit i ist's Schmuck und Ehrenkleid
Dem Sohn der Alma mater,
Mit u es die Natur verleiht
Nach Mutter oder Vater,
Mit a nimmt's in geschickter Hand
Die Form an, die der Sinn erfand. H v. F.

Scharade.

Die erste Silbe ward von Gott erschaffen,
Den Menschenkindern eine Lust zu sein,
Die zweite aber trug den Lärm der Waffen
Und Leid und Not und Tod in sie hinein.
O mög' das Ganze, zieht es einst von dannen,
Die zweite ewig aus der ersten bannen.

Kory Towska.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Gegensätzlich: Geachtet, geächtet.
Dreisilbige Scharade: Augenblick.

Buntes Allerlei.

Die Legende der Mozartschen „Krönungsmesse". Unsere Musikforschung, die auch im Kriege nicht rastet, hat wieder ein interessantes Ergebnis zu verzeichnen. Bis in die neueste Zeit herauf war man der Überzeugung, daß die „Krönungsmesse" von W. A. Mozart zu Ehren Leopolds II. komponiert worden ist, der am 9. Oktober 1790 in Frankfurt a. M. feierlich zum Römischen Kaiser Deutscher Nation gekrönt wurde. Diesen Irrtum hat, wie Silvanie v. Baumann im „Merker" mitteilt, der Salzburger Mozartforscher Joh. Evang. Engl, Archivar des Mozarteums, in überraschender Weise berichtigt. Zwar ist der Meister zur Zeit der Kaiserkrönung in Frankfurt gewesen, doch nur, um im Verein mit seinem Schwager Hofer ein Konzert zu geben, das aber infolge der mannigfaltigen Festlichkeiten und Schauspiele nicht den erhofften finanziellen Erfolg hatte. Die „Krönungsmesse" aber ist schon 1779 entstanden, und in diesem Jahre fand im Umkreise der deutschen Territorialmächte keine Krönung statt, und auch kein auswärtiger Monarch scheint in diesem Jahre gekrönt worden zu sein. Woher also der Name „Krönungsmesse"? Rat Engl gibt uns die Antwort: Es handelte sich um die Krönung eines Muttergottesbildes. Auf einer Höhe nördlich von Salzburg steht die mächtige Barockkirche von Maria Plain, die gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts unter Erzbischof Max Gangolf erbaut wurde. Diese Wallfahrtskirche birgt ein Marienbild, das aus dem bayerischen Markte Regen im Verlauf unruhiger Zeiten in den Salzburger Dom und zuletzt nach Maria-Plain gelangt ist. Während des bayerischen Erbfolgekrieges sah sich Salzburg zwischen die feindlichen Heere gestellt, und das Domkapitel gelobte, falls die Gefahr vorüberginge, das in einem kostbaren Rahmen auf dem Hochaltare thronende Marienbild mit zwei goldenen, edelsteinbesetzten Kronen zu schmücken. Das geschah 1751. Als Erinnerungsfeier wird diese Krönung jetzt noch an jedem fünften Sonntag nach Pfingsten wiederholt. Da Mozart sich 1779 in fürstbischöflichen Diensten in Salzburg befand, ist es fast außer Zweifel, daß er die „Krönungsmesse" zur Erinnerungsfeier desselben Jahres geschrieben hat. Ob sie dann bei der Feier in Maria-Plain aufgeführt wurde, ist nicht ganz sicher, jedenfalls aber hat die Tondichtung in der Reihe Mozartscher Werke (op. 317) den Namen „Krönungsmesse" behalten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 30. 1918

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Buntes Allerlei.

Kriegsauflagen. Die Geschichte weiß uns zu erzählen, wie siegreiche Feldherren und Eroberer den überwundenen Ländern und Städten schier unerschwingliche Kriegslasten auferlegten und sie mit den grausamsten Mitteln von den Bewohnern eintrieben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß z. B. im Dreißigjährigen Kriege manche Gemeinden nacheinander von drei und mehr Befehlshabern mit Kriegsschatzungen belegt und so schließlich bis auf den letzten Heller ausgepreßt wurden. Die Einrichtung der Kriegsauflagen ist auch zu unserer Zeit nach heutigem Völkerrecht erhalten geblieben, nur haben völkerrechtliche Bestimmungen die Art ihrer Eintreibung gemildert und sie näher begrenzt. Von Auflagen in Belgien haben wir wiederholt gelesen; die Erhebung von Zwangsauflagen in anderen Gebieten, besonders auch in Frankreich, hat ebenfalls stattgefunden. Daß das Deutsche Reich in einem militärisch besetzten und mit einem Netz deutscher Verwaltung allseits überspannten Gebiet, wie z. B. Belgien, auch die Finanzverwaltung in die Hand nimmt, ist selbstverständlich. Es werden die bestehenden Steuern, Zölle und Gebühren in gewohnter Weise weitererhoben und damit die Kosten für die neu eingerichtete Verwaltung der besetzten Gebiete bestritten. Außerdem werden neben diesen regelmäßigen Abgaben noch andere außerordentliche Auflagen in Geld zur Deckung der Bedürfnisse des Heeres und der Verwaltung des Landes den Einwohnern abgefordert. Diese Auflagen sind es, die man im eigentlichen Sinne des Wortes meist als Kriegskontributionen bezeichnet. Daneben aber ist noch etwas zu nennen, was wir nicht eigentlich als Kontribution anzusehen pflegen, das ist die Forderung von Naturalleistungen und Dienstleistungen von den Gemeinden und Einwohnern für die Bedürfnisse des Besetzungsheeres. Es kommt hierbei in Betracht in der Hauptsache die Stellung von Beförderungsmitteln aller Art, Wagen, Pferden, Automobilen, die Lieferung von Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken, von Decken, Stroh, Futtermitteln, Wasser, die Hergabe von Unterkunft für die Truppen und anderes mehr. Diese Naturalleistungen sollen allerdings in der Regel bar bezahlt werden, andernfalls sind Empfangsbescheinigungen über die Leistungen auszustellen. Auch sonst stehen dem besetzenden Heere nach anerkanntem Völkerrecht noch eine Reihe von Vorteilen auf Kosten des feindlichen Staates zu: die besetzende Macht kann nämlich mit Beschlag belegen alles bare Geld und die Wertbestände, die dem feindlichen Staate selbst gehören, sowie die diesem zustehenden eintreibbaren Forderungen, ferner die Waffenniederlagen, Beförderungsmittel (Staatseisenbahn), Vorratshäuser, Lebensmittelvorräte und schließlich alles bewegliche Staatseigentum, das für die Kriegsunternehmungen dienen kann. An diesen Gegenständen besteht ein unbeschränktes Aneignungsrecht für den besetzenden Staat, während er das Privateigentum der Bürger nicht ohne weiteres antasten darf. Doch hat er das Recht, alle Mittel, die zu Lande, zu Wasser oder in der Luft zur Weitergabe von Nachrichten und zur Beförderung von Personen und Gütern dienen (also insbesondere alle Privateisenbahnen), die Waffenniederlagen und überhaupt Kriegsvorräte aller Art mit Beschlag zu belegen und für sich nach freiem Ermessen zu verwenden, auch wenn diese Dinge im Privateigentum der Bewohner stehen. Beim Friedensschluß müssen diese Güter aber zurückgegeben und für ihre Verwendung Entschädigungen entrichtet werden. Das unbewegliche fremde Staatseigentum, wie öffentliche Gebäude, Grundstücke, Kasernen, Wälder, landwirtschaftliche Betriebe, wird ebenfalls in Besitz genommen. Der besetzende Staat betrachtet sich aber nur als Verwalter und Nutznießer und erhält den früheren Bestand dieser Güter nach Möglichkeit. Die Überschüsse aus den Erträgen darf der besetzende Staat zu seinem Nutzen frei verwenden.

Schluß des redaktionellen Teils.

Altbewährte Kosmetik

von

Schröder-Schenke

Berlin—Wien—Zürich

Klein- und Groß-Versand.

Gegründet 1896.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus“. Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis“ dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare“ verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam“ empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50

Schönheit der Nase:

Nasenformer „Orthodor“, D. R.-Patent Nr. 269561, Schweizer, österreichisches und ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken oder Höckernase, gleichviel ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenig Tagen. Preis M. 8.—

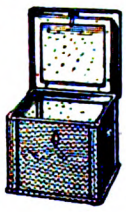
Schröder-Schenke, Berlin 15

Potsdamer Straße P. 26 b.

Breslau.

Alte Bauten (Rathaus, Dominsel usw.). — Herrliche Promenaden und Parks (Liebichshöhe, Jahrhunderthalle) — Museen, gute Theater und Konzerte. — Bequem gelegene Hotels — gute Verpflegung — billiger Einkauf von Bedarfsartikeln und Geschenken. — **Messe vom 22. August bis 5. September.**

Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello“** ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100 000 „Zello“ i. Gebrauch. Preis **M. 6.—, M. 8.40 u. M. 12.—** mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.) Spezialist **M. L. Baginski, Berlin W. 165,** Winterfeldtstr. 34.



Neueste verbesserte Kochkiste

Stütze der Hausfrau

mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: **Thermosflasche - Doppelfenster**; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private**; wo nicht erhältl., Ausk. durch

SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**

Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Digitized by Google

Für die Küche.

Über die Verwendung von Molkeneiweiß im Kriegshaushalt. Ab und zu kommt neuerdings in den Eier- und Buttergeschäften Molkeneiweiß zum Verkauf. Da es früher in den Großstädten als Nahrungsmittel kaum verwendet wurde, so ist es den meisten Hausfrauen so gut wie unbekannt, und sie besitzen keine Kenntnis von den verschiedenartigen Verwendungsmöglichkeiten dieses Produktes. Das Molkeneiweiß ist nicht nur als Brotaufstrich und als selbständiges Tagesgericht verwendbar, sondern es eignet sich auch vorzüglich zum Backen aller Arten von Kuchen und verleiht dem Gebäck außer pikantem Wohlgeschmack einen köstlichen Duft; es macht die Kuchen schwer und infolge seines hohen Nährwertes außerordentlich sättigend. Das Molkeneiweiß wird gewöhnlich als eine graue, grobklumpige Masse in den Handel gebracht und kann in dieser Gestalt nicht ohne weiteres verbraucht werden. Man verrührt es vorerst mit reichlichen Mengen Milch, die man sich aus Büchsen- oder Trockenmilch herstellt, bis die ganze Masse sahnig und weich erscheint. So verarbeitet, läßt sich Molkeneiweiß zu den verschiedensten Speisen verwenden, als ein Mittel, das uns über manche Lücke unseres Kriegsspeisezettels mit Erfolg hinwegzuhelfen vermag.

Brotaufstrich aus Molkeneiweiß. Dem mit verdünnter Büchsen- oder Trockenmilch sahnig gerührten Molkeneiweiß wird Salz nach Geschmack beigefügt. Man erhält auf diese Weise einen außerordentlich ergiebigen Brotaufstrich. Wer es liebt, mag die mit Molkeneiweiß bestrichenen Schnitten mit Schnittlauch überstreuen. — *Molkeneiweiß als selbständiges Abendessen.* Das Molkeneiweiß wird zerrührt, mit Salz und reichlich Kümmel vermischt und in einer Schüssel zu einem kleinen Hügel aufgetürmt. Man reicht dazu Kartoffeln in der Schale. Ein Pfund Molkeneiweiß ist vollkommen ausreichend für ein sättigendes Abendessen für vier bis fünf Personen. — *Molkenpfannkuchen als Mittagessen.* Ein Pfund tagsvorher gekochter Kartoffeln (es können Reste sein) wird gerieben, mit einem Pfund Molkeneiweiß, einer Tasse Grieß, einer Tasse Mehl, Zucker nach Geschmack, einem Vanillesoßenpulver und einem Backpulver vermischt. Die Masse wird gut verrührt. Man formt davon platte Kuchen in der Größe und Stärke von Buletten und läßt diese mit ein wenig Fett in einer großen Bratpfanne auf beiden Seiten goldgelb backen. Die Kuchen werden warm auf den Tisch gebracht, und man reicht dazu geschmorte Stachelbeeren oder Rhabarberkompott. — *Molkenpfannkuchen als Kaffeegebäck.* Nach derselben Vorschrift gebackene Molkenpfannkuchen läßt man erkalten und erhält auf diese Weise ein nicht nur sehr gutschmeckendes, sondern auch außerordentlich sättigendes Kaffeegebäck. — *Molkenkuchen in der Springform.* Ein halbes Pfund Mehl, ein halbes Pfund zerrührte Molken, ein Ei, Zucker nach Geschmack, ein Vanillepulver sowie zwei Backpulver werden gut verrührt. Erscheint der Teig zu stramm, kann man ihn mit etwas Milch verdünnen. Der Kuche wird in der Springform eine Stunde gebacken. *Lisa Voigt.*

Schluß des redaktionellen Teils.

Aus den Feldpostbriefen einer Köchin.

F . . . . ., den 22. März 1918.

Lieber Max!

Seit jenen Tagen, die Dich zum Feldgrauen machten, habe ich mich nicht mehr so wohl gefühlt wie jetzt, und Dich, als tüchtigen Hotelkoch von Beruf, wird es ganz besonders interessieren, zu hören, was diesen Umschwung in meinem Wohlbefinden hervorgerufen hat.

Das letzte Jahr war eine schreckliche Zeit für mich. Nun ich wieder über den Berg bin, kann ich Dir ja sagen, wie verzweifelt ich manchmal war, wenn ich so gar nicht wußte, was für den Mittagstisch kochen. Die große Pension, deren Küche ich unter mir habe, will gut versorgt sein, und ich hatte oft nicht das Geringste, wovon ich etwas Schmackhaftes hätte zubereiten können. Keine Eier, keine Butter, keine Milch, kein Fett — kaum Mehl — ich bin, weiß Gott, mehr als einmal daran gewesen, meinen Beruf, der mir immer so lieb war, aufzugeben und in die Munitionsfabrik zu gehen.

Da las ich eines Tages eine Anzeige der Moha-G. m. b. H., Nürnberg 78, in welcher auf das nach völlig neuen Gesichtspunkten aufgebaute „Moha-Kochbuch" für kriegsgemäße Küche hingewiesen wurde. Ich ließ mir die kostenlos angebotene Schrift „Was koche ich morgen?" von der Firma kommen und fand die darin aufgeführten Neuerungen des Kochbuches sowie die auszugsweise wiedergegebenen Rezepte so vorzüglich, daß ich mich zur Anschaffung des Buches entschloß. Ich habe es noch am gleichen Tage in einem hiesigen Geschäft für Haus- und Küchengeräte erworben, und wahrlich, ich brauche die geringe Ausgabe (3 Mark) nicht zu bereuen. Etwas Zweckmäßigeres konnte in dieser Zeit für unsere Hausfrauen gar nicht geschaffen werden. Ich möchte der vortrefflichen Frau, die es zusammengestellt hat, nebst ihrem Helfer um den Hals fliegen vor Freude, wenn ich sie hier hätte, so glücklich bin ich wieder. Hättest Du es je für möglich gehalten, daß man ohne alles, was uns in Friedenszeiten das wichtigste zur Herstellung einer guten Kost war, ganz ausgezeichnete Gerichte herstellen kann, nur mit Hilfe einiger Kunstgriffe und einiger neuartiger, höchst praktischer Apparate für die Hauswirtschaft? Ich habe unsagbar viel aus diesem Kochbuch gelernt. Sterilisieren ohne Gummi, Bindemittel ohne Fett, Kraftbrühe aus Gemüseabfällen, Rahmersatz und so viele neue Gerichte, so viel Anregungen für den Mittags- und Abendtisch, ich kann Dir nur sagen, ich schaffe wieder gerade so frisch und fröhlich wie vor dem Krieg, als ich meinen Beruf eben begonnen hatte.

Doch was hilft es, daß ich Dir große Einzelheiten von dem vorzüglichen Kochbuch erzähle, ich sende Dir gleich ein Exemplar mit, und wenn Du auf Urlaub kommst will ich Dir die besten Gerichte daraus vorsetzen. Ich bin überzeugt davon, sie werden Dir so munden, daß Du selbst auch in Friedenszeiten nur noch nach dem „Moha-Kochbuch" arbeiten wirst.

Mit tausend Grüßen — Deine Lene.

N.B. Das Moha-Kochbuch „Kriegsgemäße Küche" ist in allen besseren Geschäften für Haus- und Küchengeräte erhältlich. Die Moha-G. m. b. H., Nürnberg 78, hat sich übrigens bereiterklärt, denjenigen unserer Leserinnen, die für dieses neue und wirklich empfehlenswerte Buch Interesse haben, völlig kostenlos und unverbindlich die obige Schrift zu übersenden und gegebenenfalls Bezugsquelle nachzuweisen. Wir bitten von diesem Angebot ausgiebig Gebrauch zu machen.

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.

Thüringisches Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Warzen
beseitigt verblüffend „Varex"
Preis 2,50 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 29.

Ansichtskarten
Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten, 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.
Briefmappen
mit 80 repplin. Briefbogen und 80 Kuwert 4 M. Nachnahme ab hier.
Paul Rupps, Freudenstadt 86. Schwarzwald.

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Was will der Lebensbund, Organisation der Reform des Sich-Findens?

Der „Lebensbund" bemüht sich mit beispiellosem Erfolg seit 1914, das zu erfüllen, was Hunderte grosser, ernster Männer der Wissenschaft, Geistliche, Aerzte, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, was Tausende denkender Frauen von der Kultur unserer Zeit fordern: Die Wahl eines Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, nicht unter Wenigen zu treffen, die gerade den Lebensweg kreuzen, nicht die Frauen warten zu lasen, bis einer kommt und sie holt, sondern sich, alle törichten Vorurteile überwindend, in unbedingter Wahrung von Takt und Diskretion gegenseitig zu finden durch gegenseitiges Suchen unter Gleichgesinnten, ohne an irgendwelche örtliche oder persönliche Rücksichtnahme gebunden zu sein oder gesellschaftliche Rücksichten zu verletzen, ohne sich sofort jedem gänzlich Fremden gegenüber offenbaren zu müssen, und endlich auch, ohne Zeit zu verlieren! Der „Lebensbund" ist keine gewerbsmässige Vermittlung und löst das schwierige Problem in einer Weise, die als „überaus genial" gekennzeichnet wurde und hundertfache höchste Anerkennungen aus allen Kreisen fand! Jeder, der die Absicht hat, zu heiraten, fordere vertrauensvoll gegen Einsendung von 35 Pfg. unsere Bundesschriften. Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschlossenem Brief. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert. Zuschriften an die Geschäftsstelle: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Schkeuditz 607 bei Leipzig.

MANAXOL
das unfehlbare unschädliche Mittel gegen Achselschweiß, Fußschweiß etc.
Kein Puder! Keine Salbe! p. Fl. Mk 4.50
Macht Schweißblätter überflüssig
Spart Blusen, Kleider u. Strümpfe
Zu haben in Apotheken, Drogerien u. Friseurgeschäften oder direkt durch
Manaxol-Werke Frankfurt a. M.

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in R. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."
Bei Schwerhörigkeit
Natürl. Größe
ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.

Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II.
Briefach 53, S. 7.

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW68, Zimmerstr. 36-41, bezog. werd.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 30. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Für die Küche.

Vorzüglicher Kartoffelpudding mit Marmeladentunke. Anderthalb Stunden vor der Tischzeit kocht man 750 Gramm Kartoffeln mit der Schale weich, zieht sie ab und zerdrückt sie noch heiß auf einem Kuchenbrett mit dem Nudelholze, bis die Masse keine Knötchen mehr aufweist. Oder man treibt die Kartoffeln durch die Kartoffelpresse. Hauptsache ist, daß sie heiß bleiben. Dann vermengt man den Kartoffelbrei mit 125 Gramm Grieß, einem Teelöffel Salz, einem Eßlöffel Zucker, etwas Zitronen- oder Vanille-Würze und einem ganzen Ei, mischt ein Backpulver gut darunter, füllt die Masse in eine gefettete Backform und bäckt sie ¾ Stunde im mäßig heißen Backrohr. Für die Tunke verdünnt man Kriegsmarmelade mit Wasser und etwas Obstwein, streicht dies durch ein feines Haarsieb und kocht es mit einem halben Pudding- oder Vanilletunken-Pulver schön sämig auf. Man kann die Tunke auch nur mit Kartoffel- oder Maismehl sämig kochen. Auch eine Tunke von frischem Obst oder Kirschen- oder Beerenkompott schmeckt gut zu diesem nahrhaften, sättigenden Pudding. M. K. S.

Wohlfeiler Kirschsaft mit wenig Zucker. Wo man, wie es vielfach geschieht die Kirschen ohne Kerne einlegt, kann man aus dem an den Kirschkernen hängenbleibenden Kirschfleisch noch einen guten Kirschsaft bereiten. Man werfe sie also ja nicht achtlos weg, das wäre, besonders in der heutigen Zeit, eine arge Verschwendung. Man gebe die Kirschkerne nebst dem von ihnen abgeflossenen Saft in ein Kochgeschirr und schütte so viel Wasser darauf, daß es etwa zwei Finger breit darübersteht. Dann kocht man die Kirschkerne langsam auf der Seite des Herdes, bis das an ihnen haftende Kirschfleisch sich völlig von ihnen gelöst hat. Den Saft gibt man durch ein Seihtuch und kocht ihn mit Zucker auf. Dann füllt man ihn in Flaschen, die man mit gebrühten Korken verschließt und lackt. Oder man verbindet sie mit Blase. Man rechnet hierbei auf ein Liter durchgeseihten Saftes 125 Gramm Zucker. Für Limonaden, Fruchtsuppen und Süßspeisen ist dieser fast kostenlos gewonnene Kirschsaft gut zu verwerten. Von Sauerkirschen (Weichseln) oder den saftreichen schwarzen Kirschen ist er am besten. Theresia.

Eichhörnchenfleisch ist eine gar nicht üble Bereicherung unserer knappen Fleischration. Der Braten ist wohl zu klein zur eigentlichen Zubereitung, aber mit ein paar Gemüsen und Kartoffeln als Eintopfgericht gedünstet (Kochkiste !), schmeckt das Fleisch wildähnlich und ist sehr zart. Man löst es, nachdem es eine Nacht in Essig gelegen, von den Knochen ab, wenigstens von denen der Schenkel. Den Rücken kann man quer in einige Stückchen hacken, dann werden die Wirbel beim Essen ausgelöst. Ehe man die Gemüse zugibt, brät man das Fleisch eine Viertelstunde an und gießt dann ein halbes Glas Brühe von Suppenwürfeln über das Ganze. Eine Viertelstunde auf dem Gasherd, drei Stunden in der Kochkiste, dann ist ein gutes Gericht fertig. Für drei Personen bedarf es zweier Eichhörnchen, die von Zeit zu Zeit zu mäßigem Preis markenfrei in den Wildgeschäften zu haben sind.

Feldbohnentorte. 1 Pfund Feldbohnen, 2—3 Eier, 1 Backpulver, ¼ Pfund Zucker. Die über Nacht eingeweichten Feldbohnen werden gekocht, daß sie sich gut zerkauen lassen, aber noch nicht mehlig werden. Dann zieht man die Schalen ab wie bei gebrühten Mandeln und dreht die Bohnen durch die Fleischhackmaschine. Danach rührt man Eigelb und Zucker ¼—½ Stunde, gibt die Bohnen und ein Backpulver hinzu und zieht zuletzt die zu Schnee geschlagenen Eiweiß darunter. Backzeit in gut gestrichener Form eine Stunde. Die fertige Torte nimmt man nach langsamem Erkalten aus der Springform heraus und bestreicht sie mit Marmelade. Die Feldbohnentorte schmeckt wie eine Mandeltorte und ist sehr sättigend und nahrhaft. Sch.

Schluß des redaktionellen Teils.

Zur Kinderpflege

verwendet man seit vielen Jahren als bestes Einstreumittel für kleine Kinder und Säuglinge nach dem Urteil hervorragender Aerzte der Kinderheilkunde

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

der bei regelmäßiger Anwendung Wundsein, Wundliegen, Entzündungen und Rötungen der Haut zuverlässig verhindert.

Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder ist seiner sicheren Wirkung wegen in ständiger Anwendung bei zahlreichen Krankenhäusern, Kliniken, Entbindungsanstalten usw.

Tägliches Abpudern der Füße (Einpudern in die Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller unter der Schweiß-Einwirkung leidenden Körperteile mit **Vasenol-Sanitäts-Puder** schützt gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden, hält den Fuß gesund und trocken und sichert gegen Erkältungen, wie sie häufig durch feuchte Füße entstehen.

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ist **Vasenoloform-Puder** als einfachstes und billigstes Mittel von unerreichter Wirkung und absoluter Unschädlichkeit unentbehrlich.

In Originaldosen in Apotheken u. Drogerien. Vasenol-Werke Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Li.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. „Laboratorium »Leo«“ Badenbach

Buntes Allerlei.

Die Bewohnbarkeit der Sterne. Die Frage: Sind die Sterne bewohnbar? wird immer aufs neue erörtert. Trostsuchend blickte der Mensch seit jeher, besonders aber in schweren, ernsten Zeiten, zum funkelnden Nachthimmel empor, und der Gedanke des Fortlebens auf einem schöneren Sterne, der Kampf und Krieg nicht kennt, liegt dem Gemüt ebenso nahe wie der uralte Glaube an einen geheimnisvollen Einfluß anderer Welten auf Erd- und Menschenlose. Die längst als überwunden beiseitegeschobene Astrologie ist unter den gewaltigen Erschütterungen des Weltkrieges wieder recht lebendig geworden — doch davon soll hier noch nicht die Rede sein. Die phantastische und doch so natürliche Frage nach dem Bewohntsein oder Nichtbewohntsein der Sterne hat nicht nur die Erzähler abenteuerlicher Romane beschäftigt. Auch die Wissenschaft hat wiederholt zu ihr Stellung genommen. Nur ist, was sie auf diese Frage zu erwidern hat, begreiflicherweise äußerst schmal bemessen. Daß unter Millionen Sternen nur unsere Erde bewohnt sein soll, ist ja ein kaum faßbarer Gedanke. Beleuchtet man die Frage, wie es z. B. Adolf Meyer vor einiger Zeit in der „Naturwissenschaftlichen Monatsschrift" getan hat, von einem weiteren Gesichtspunkte aus, so ist zunächst in Betracht zu ziehen, ob man an Bewohnbarkeit für menschenähnliche Wesen oder für lebende Wesen überhaupt denken möchte. Richtet man die Frage ganz allgemein auf die Existenz von Lebewesen, so wissen wir wenigstens, daß die Grenze für jene gar nicht weit genug gezogen werden kann. Die Bakterien vermögen unter den daseinsfeindlichsten Bedingungen noch ihre Lebefähigkeit zu erweisen. So hat der Bakteriologe Beijerinck die Organismen, die er Aithrobios nennt, als von Kohlenwasserstoffen lebend erwiesen. Ferner gibt es Wesen, die tatsächlich nichts Organisches aufnehmen und dennoch im Dunkeln leben. Man weiß, daß es z. B. Salpeterbakterien gibt. Irgendein chemisches Element kann schließlich zur Lebensquelle werden. Auch auf fernen Weltkörpern muß das Leben an den Umsatz von Energien gebunden sein. Wer kann nun mit Bestimmtheit sagen, ob Leben, und sogar geistiges Leben, überall an unsere irdischen Temperaturen der Fixsterne gebunden sein muß? Selbst in der Flammenglut der Fixsterne ist Leben denkbar, und diese Sonnen haben doch auch wohl Planeten, die unserer Erde ähnlich sind.

Allerlei Winke für jung und alt.

Ein Erkennungsmerkmal für echten und gefälschten Rotwein. Um genau festzustellen, ob man den augenblicklich hohen Weinpreisen entsprechend auch einen reinen, unverfälschten Rotwein erhielt, genügt es, einige Tropfen Wein auf ein Stück Kreide zu träufeln. Färbt sich hierbei die Kreide schiefergrau oder bräunlich, dann hat man die Gewißheit, einen reinen Wein erhalten zu haben; machen sich aber bläuliche, rote oder grüne Farben bemerkbar, dann wurde der Wein verfälscht, und es sind ihm künstlich Farben beigefügt, um die Rotweinfarbe herzustellen. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bei Rheumatismus, Gicht und Nerven-Schmerzen
helfen die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose.
Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T.6 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. G.
Preisliste ums. Höchste Bez. f. Ankauf.

Mitessor
(Finnen) beseitigt Dermal-Paste
Preis M. 4,— Versand durch die
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Diätet. Kuren Ärztliche Leit. f. Nerv. u. chron. Kranke
Zwei [illegible] Prospekt durch Dr. Möller.

Aderverkalkung, Schwindelanfälle,
Herzbeklemmungen, Angst- und Schwächezustände.
Verlangen Sie ausführliche Gratis-Broschüre.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Strasse 104 a.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 6, vers.grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B u. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Charakterbeurteilung
erteilt n. Einsend. d. Schriftprobe: Einfache Skizze 1,25 Mark, ausführl. 3 Mark. Graphologenh. Baden-Baden, Hauptstr. 24

Einmachen ohne Zucker!
Das wichtigste Hausfrauen- und Wirtschaftsproblem beim gegenwärtigen empfindlichen Zuckermangel
320 Einmach-Rezepte
mit besonderer Berücksichtigung der Selbstbereitung von haltbarem Obstmus - Brotaufstrich. Reich illustriert. Preis nur 1,30 Mk. franko.
In wenigen Wochen 64000 Exemplare verkauft.
Universal-Verlag München 6, Brieffach 4.

Photographische Apparate
in allen Grössen und Ausführungen, nur erstklassige Erzeugnisse von Weltfirmen sowie sämtliche photographische Bedarfsartikel.
Meine phototechnische Abteilung entwickelt Films u. Platten. Kopien in Gas- u. Tageslichtausführungen.
Auf Postkarten und Papier fertige preiswert Copien innerhalb 24 Stunden.
Kriegsliste 1918 gratis und franko.
Süddeutsche Photowerke W. Reike, Bretten I (Baden).

Drei Romane von Felix Philippi

Cornelie Arendt
Roman aus Alt-Berlin
29. bis 33. Tausend

Jugendliebe
Roman aus Alt-Berlin
51. bis 60. Tausend

Hotel Gigantic
Roman aus den Vorkriegstagen
15. bis 21. Tausend

Jedes Werk im Geschenkband 6 Mark, geheftet 4 Mark

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Digitized by Google

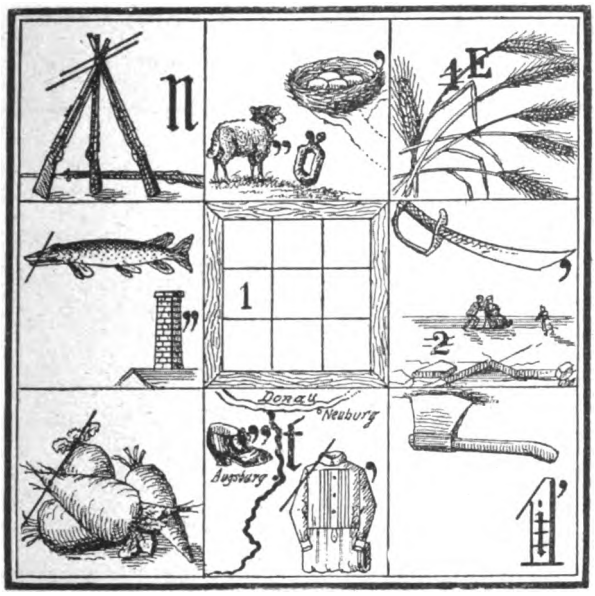
Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 31. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. * Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Zur Kurzweil.

Rebus.



Kapselrätsel.

Es gibt im Süden einen Baum,
Drin haben ganze Wiesen Raum,
Darauf im Frühling gern der Hirt
Zur Weide seine Herden führt

M. G.

Scharade.

Er, der zum Guten stets die Eins wird spüren
Und andre muß auf richt'ge Wege führen,
Kann neben Worten, neben Vorbildstaten
Der Zwei und Drei dabei nicht ganz entraten.
Wohl ihm, dem Recht und Güte jeder Frist
Das Ganze für sein Tun und Handeln ist!

Renata Greverus.

Gleichklang.

Von Peter Serwas.

Mitunter wird's mit Geld und Gut geschehn,
Auch wird beim Segler man's bisweilen sehn.
Wenn mal der Herrscher in der Stadt erschien,
Dann nahm man's mit zufriedner Miene hin.
Bist wunschgemäß an Ort und Stelle du,
Wirst du dich freun, daß endlich du hast Ruh.
Und wenn im Krieg du deinen Mann mußt stehn,
Kannst du an dir erfüllt das Zeitwort sehn

Zwei Unheilstifter.

Eine Göttin ist's mit i
Und ein Gott mit o;
Unheil hat gestiftet sie,
Er — macht's ebenso.

H. v. F.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Die Liebe zum Vaterlande reicht aus, um das Beste für dasselbe hinzugeben.

Buchstaben-Ausfall: Pendant — Pedant.

Umstellungsrätsel: Insel — Linse.

Tauglich und untauglich: Sauermilch.

Logogriph: Wichs, Wuchs, Wachs.

Scharade: Weltkrieg.

Schluß des redaktionellen Teils.

Althewährte

v. Schröder-Schenke

Kosmetik!!

Berlin - Wien - Zürich.

Zur Gesichtspflege!

Teintpflegemethode „Venus“ gegen Mitesser, gelbe fahle Gesichtshaut und dergleichen. Preis . . . . . M. 7.50

Gegen rauhe spröde Gesichtshaut, zur Pflege der Haut unerläßlich: Creme „Bella-Divina“ . . . . M. 4.—, M. 7.50

Gegen Fältchen unter den Augen u. a. d. Schläfen: „Pasta Regis.“ Preis M. 7.—

Zur Haarpflege!

„Haarkraft-Balsam“ gegen trockenes, glanzloses Haar, Kopfjucken, Schuppenbildung und dergl. Haarübel. Preis . . . . M. 4.25, 8.—

Lockiges Haar durch Haar-Kräuselloton „Isolde“. Die Locken sind bei Transpiration und selbst bei feuchter Luft haltbar. Preis M. 3.50

Schönheit der Nasenform.

Nasenformer „Orthodor“, D.-R.-Patent Nr. 269561, Schweizer, Oesterr. u. Ungar. Pat. beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel, ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke's Emulsionen

sind die mildesten Gesichtswaschmittel. Schröder-Schenke's Emulsionen haben sich schon vor dem Kriege größter Beliebtheit erfreut. Sie wirken erfrischend, ohne die empfindlichste Gesichtshaut anzugreifen.

Schröder-Schenke's Kräuteremulsion zur Reinhaltung der Gesichtshaut Preis M. 4.50

Schröder-Schenke's Zitronenemulsion zur gleichzeitigen Aufhellung des Teints. Preis M. 6.—

Schönheit der Lippenform

durch Lippenformer „Kallodor“. + Patent Nr. 62934. Zu großer, breiter Mund und wulstige, aufgeworfene Lippen werden in wenigen Wochen durch „Kallodor“ auf ihre anmutige, normale Form reduziert, während zu dünne Lippenform üppiger, lebensfrisch und schön geschwungen wird. „Kallodor“ ist verstellbar und paßt für jeden Mund. Preis M. 7.—

Gegen Warzen, Leberflecke

Muttermale im Gesicht und am Körper, ohne Schneiden, Aetzen und ohne Narben zu hinterlassen „Ingold“. Preis M. 6.—

Radiumhaltige Teintemulsion

mit den gleichen Eigenschaften wie Kräuteremulsion dient zur Straffung und Belebung der Gesichtshaut. Preis . . . . . Mark 10.—

Weiße Arme und Hände

sind Schönheits-Attribute, deren Reiz nicht unterschätzt werden darf. „Schneerose“ gegen rote Hände u. dunkle Hautfarbe. M. 3.50

Schröder-Schenke, Berlin W. 15

Verkaufsräume vorn 2. Etage. **Potsdamer Straße P. 26b.** Gegründet 1896

Digitized by Google

Für die Küche.

Fleischkuchen auf schwäbische Art. Übriggebliebene Fleischreste werden fein gewiegt. Man kann sie mit gewiegten Miesmuscheln oder Fischresten sowie einem Eßlöffel Büchsenleberwurst oder Kaninchenfleischpaste strecken. Eine große Zwiebel wird mit einer Handvoll Petersilie fein gewiegt und in etwas Fett oder Margarine gedämpft. Vier Kriegssemmeln (altbackene) schneidet man in dünne Scheiben und überbrüht sie mit kochender Milch oder Wasser. Man darf nur so viel Flüssigkeit zugießen, daß die Semmelscheiben angefeuchtet werden. Zu naß dürfen sie nicht werden. Wenn die Semmel ausgequollen ist, verrührt man sie zu einem glatten Brei, mischt die gedünstete Zwiebel und Petersilie, das gewiegte Fleisch, Pfeffer, Salz und zwei ganze Eier dazu und bäckt die Masse in einem gefetteten oder geölten Eierkuchentiegel zu einem etwa drei Finger hohen Kuchen auf beiden Seiten schön braun und knusperig. Beim Umwenden des Fleischkuchens, der leicht zerbricht, bediene man sich eines erwärmten Tellers oder eines Topfdeckels, mit dem man den Tigel bedeckt, den Kuchen stürzt und ihn dann wieder in den Tiegel gleiten läßt. Man reicht dazu einen kalten oder warmen Kartoffelsalat, den man mit einem Kranze angemachter Endivien oder Rapunzeln verziert.

Theresia.

Buntes Allerlei.

Eine neue Hochschule besonderer Art, die Fürst-Leopold-Akademie für Verwaltungswissenschaften in Detmold, wurde am 30. Mai eingeweiht. Sie beabsichtigt, leitende Verwaltungsbeamte für Gemeinden, Kurorte, Verkehrsverbände, Arbeitsnachweise, Genossenschaften sowie leitende Preßbeamte in zwei- bis viersemestrigem Lehrgang unter Heranziehung modernster Unterrichtsmittel auszubilden. Die Akademie, eine Stiftung des regierenden Fürsten Leopold IV. zur Lippe, versendete kürzlich eine aufschlußreiche Werbeschrift. Sie beginnt ihre Tätigkeit mit einem vom preußischen Kriegsministerium für die besonderen Zwecke der Demobilmachung erbetenen Kursus.

Schluß des redaktionellen Teils.

Katarrhe u. Tod.

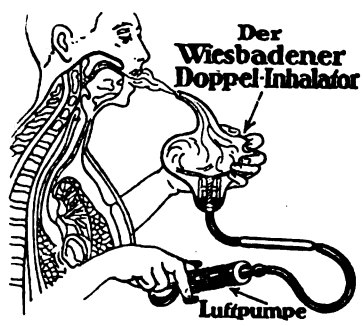
Betr. Bronchialkatarrh, Kehlkopf-, Rachenkatarrh, Asthma, Schnupfen, Erkältungen, Husten.

Ohne Luft kein Leben! Wenn die Atmungsorgane ihre Tätigkeit einstellen und der Lunge keinen Sauerstoff zur Weitervermittlung mehr zuführen, ist es aus mit dem Leben. Sind die Atmungsorgane erkrankt, so können sie natürlich nicht intensiv genug arbeiten, und der ganze Körper leidet darunter. Nun leiden viele Menschen schon jahrelang an solchen Krankheiten, ohne es zu wissen. Sie kennen wohl die Namen, wie Bronchialkatarrh, Lungenspitzenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, Asthma usw., wissen aber nicht, woran man diese sich so furchtbar rächenden Krankheiten erkennt. Wir wollen Sie aufklären und fragen Sie deshalb:

1. Haben Sie oft Husten?
2. Fühlen Sie oft Trockenheit im Halse?
3. Sind Sie oft heiser? 4. Sind Sie oft erkältet?
5. Sind Ihre Luftröhren oft verschleimt?
6. Besonders des Morgens? 7. Ist Ihre Nase oft verstopft?
8. Haben Sie Beschwerden beim Atmen?
9. Besonders beim Treppensteigen?
10. Ist die Nasenschleimabsonderung oft stark?
11. Müssen Sie zeitweise anhaltend niesen?
12. Hören Sie zeitweise schwer?

Beantworten Sie sich diese Fragen selbst! Es sind dies alles Anzeichen von vorhandenen Entzündungen der Schleimhäute (Katarrhe), diese sind gefährlicher, als man allgemein annimmt. Im Interesse der Allgemeinheit senden wir kostenlos eine belehrende Schrift über die Selbstbehandlung der Schleimhäute mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator an jedermann. Man schreibe sofort, jeder Tag bedeutet eine Gefahr und Qual, oder bestelle gleich einen Doppel-Inhalator bei:

Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft Wiesbaden 10, Rheinstr. 34.



Der „Wiesbadener Doppel-Inhalator" ist eine neue Erfindung, welche von ersten Spezialärzten als hervorragend gut befunden wurde. Auf kaltem Wege überführt er medikamentöse Flüssigkeit in einen gasartigen Zustand. Dieser gasartige Medizinnebel wird genau wie Luft eingeatmet und vermag bis in die verstecktesten Teile der Atmungsorgane und Lungen zu dringen. Die Wirkung ist verblüffend. **Deshalb verordnen ihn Spezialärzte, Lungenheilstätten usw.**

Er kostet, sofort gebrauchsfertig für Mund und Nase, mit Inhalationsflüssigkeit (Eucal.-Präp. oder Spezial-Asthma-Präp.) nur 18.— M (Porto 60 Pf. bei Nachn. 95 Pf.).

Ca. 2000 Anerkenn. v. Aerzten u. Patienten erhielten wir in einem halben Jahre. **Ein noch nie dagewesener Erfolg!** Nachsteh. nur einige:

Heilung des Bronchialkatarrhes.

Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juni 1916. Im Februar kaufte ich Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit 5 Jahren behaftet war. Die Heilung des Bronchialkatarrhes, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium noch Heilkuren mit den allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat. Dr. Richard Boltz

Bei Hustenanfällen Wunder gewirkt.

Münster i. Westf., den 24. 1. 18. Ich glaubte sonst nicht recht an Wunder. Ihr Doppel-Inhalator hat aber bei mir sichtlich Wunder gewirkt. Jahrelang habe ich Medikamente gegen meine Hustenanfälle eingenommen, doch alles umsonst. Seit einem Jahre bin ich nach dem Gebrauch Ihres Apparates vollständig geheilt. Weidemann, Wilhelmstr. 30.

Vorsicht! Es gibt minderwertige Nachahmungen! Achten Sie deshalb genau auf unsere Firma, um auch den wirklich echten, vieltausendfach bewährten „Wiesbadener Doppelinhalator mit dem Doppelzerstäuber" zu erhalten. Deutsches Reichs-Pat. Ausl.-Patente. — Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz zum Gurgeln, Inhalieren und für Trinkkuren (unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden und der Städt. Kurdirektion gewonnen) ist zum Preise von 2.50 M. per Glas ebenfalls von uns zu beziehen.

Alleinige Fabrikanten: **Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 10, Rheinstr. 34. Telegr.-Adr.: „Doppelinhalator Wiesbaden".**

Verlangen Sie für Ihr
besseres Schuhzeug
ausdrücklich
Oelwachslederputz

Nigrin

denn auch die verseiften Wasserkreme werden als Wachskrem angeboten; sie enthalten aber Wachs nur in Form von Seife, lösen sich in Wasser schwarz auf und beschmutzen daher bei Regenwetter die Kleider, während Nigrin als reine Oelwachsware in Wasser unlöslich ist; es ist wasserfrei, färbt daher auch bei Regen nicht ab und gibt dem Leder Nahrung.

– **Schutzmarke**

Alleiniger Fabrikant: **Carl Gentner, Göppingen** (Württbg.)

Offenbacher
Kaiser Friedrich Quelle
das millionenfach bewährte Wasser
gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

MANAXOL
das unfehlbare unschädliche Mittel gegen
Achselschweiß, Fußschweißt
Kein Puder! Keine Salbe! p. Fl. Mk. 4.50
Macht Schweißblässer überflüssig
Spart Blusen, Kleider u. Strümpfe
Zu haben in Apotheken, Drogerien u. Friseurgeschäften oder direkt durch
Manaxol-Werke Frankfurt a. M.

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 11.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. gratis Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B u. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer, Kinder-Zimmerrutschbahn, ca. 150 Modelle.

Rheumatismus

Stärkste Schwefelquellen Deutschlands.
Schwefel Schlammbäder
Schwefel- und Solbäder,
Inhalationen.
Zandersaal.

Königl. Bad Nenndorf
bei Hannover

Frauenkrankheiten,
Ischias, Hautkrankheiten.
Das ganze Jahr geöffnet. Hauptkurzeit v. 1. Mai bis 30. Sept.

Gicht

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 31. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Hausfrauenrat.

Das Zerspringen der Einmachgläser zu verhüten. Bekanntlich sollen Obst- und Beerenmarmeladen, besonders auch Sulzen (Gelees) so heiß als nur möglich in die Einmachgläser gefüllt werden, damit die Fruchtmasse erst in den Gläsern, in denen sie aufbewahrt wird, erstarrt. Es bildet sich oben eine feste Kruste, die dann zur Haltbarkeit des Eingekochten wesentlich beiträgt. Bei kühler Witterung, die auch im Sommer zeitweise eintritt, kommt es leider ab und zu vor, daß ein Glas trotz des Vorwärmens zerspringt, wenn die heiße Fruchtmasse eingefüllt wird. Wir können diesen Schaden leicht verhüten, wenn wir in jedes zu füllende Glas einen echt silbernen Löffel stecken und erst dann die heiße Fruchtmasse einfüllen. Das Metall des Löffels, besonders das echte Silber, nimmt sofort die Hitze in sich auf, so daß dem Glase keine Gefahr mehr droht. Sind die Gläser gefüllt, so werden die Löffel sofort herausgenommen. Man kann sich überzeugen, wie brennend heiß der Löffel in kurzer Zeit geworden ist. Nachdem die Gläser jetzt so teuer geworden sind, empfiehlt es sich, dieses einfache und erprobte Verfahren zur Verhütung des Zerspringens regelmäßig anzuwenden. M. Fü.

Als gutes Mittel, Ameisen zu vertreiben, haben sich die Blätter des Tomatenkrautes erwiesen. Man lege diese dorthin, wo man Ameisen bemerkt hat oder vermutet, also in den Keller, die Speisekammer usw. Der Geruch vertreibt die Tiere. Sollte man keine Tomatenblätter erhalten können, so befeuchte man Wattebäuschchen mit Tabakslauge und lege sie an die Plätze, wo die Ameisen mit Vorliebe hinzugehen pflegen. Die Brut, die sich in den Ritzen der Dielen befindet, kann durch Insektenpulver vernichtet werden. Auch frische Nesseln kann man als Falle benutzen. Die Ameisen sammeln sich darin an; man verbrennt alsdann die Nesseln mitsamt den Insekten. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. „Laboratorium" Leo" Radebeul

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Karlsbader Salz
und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. – Man achte auf meine Firma
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Unentbehrlich für magere Damen

ist mein neuester ges. gesch. Korsettersatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa", nachdem er gleichzeitig volle Figur erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnerfarbig M. 79.50. Noch aus bestem Stoff, kein Papiergewebe. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Marke „Lupa" ges. gesch.

Prospekte kostenlos

Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von **Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.**

Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 32.75. Taillenweite aufgeben.

— Bei Einsendung von Stoffen ermäßigen sich die Preise um 33⅓ %. —

Johns neuer „Volldampf"-Einkocher Modell E.

D. R. G. M.

Wasserschale mit Dampfhaube.

Vorzüge:

Kein hoher Einkochtopf, daher leichtes Einsetzen und Ausheben des gefüllten schweren Gefäßträgers. Gleichzeitiges Einkochen von Gläsern mit verschiedener Kochdauer. Ständige bequeme Nachprüfung des Wasserstandes. Große Zeit- u. Heizstoff-Ersparnis

– Verlangen Sie die neue Drucksache E. 404. –

Bezug durch einschlägige Geschäfte.

J. A. John, Akt.-Ges., Erfurt-Ilversgehofen 404.

Photographische Apparate

in allen Grössen und Ausführungen, nur erstklassige Erzeugnisse von Weltfirmen sowie sämtliche photographische Bedarfsartikel.

Meine phototechnische Abteilung entwickelt Films u. Platten. Kopien in Gas- u. Tageslichtausführungen. Auf Postkarten und Papier fertige preiswert Copien innerhalb 24 Stunden. Kriegsliste 1918 gratis und franko.

Süddeutsche Photowerke W. Reike, Bretten I (Baden).

Digitized by Google

Für die Küche.

Erprobter Rat für das Einwässern gedörrter Seefische. Die verhältnismäßig billigen gedörrten Seefische, besonders der auf sonnigen Klippen am Meeresstrande getrocknete Klippfisch und der an Holzpfählen gedörrte Stockfisch, werden immer noch viel zu wenig in der Kriegsküche verwendet, obgleich sie, richtig vor- und zubereitet, vorzüglich schmeckende und sehr nahrhafte Gerichte liefern. An dem Vorurteil gegen diese Dörrfische ist einzig und allein die falsche Behandlung schuld, weshalb hier einige Winke für die richtige gegeben werden sollen. Vor allem darf dieser stark eingetrocknete Fisch nicht nur, wie es meistens geschieht, zwei bis vier Tage, sondern muß mindestens sechs Tage vor dem Kochen eingewässert werden, und man muß das Einquellwasser nicht nur täglich erneuern, sondern auch mit jenen Stoffen versehen, die dem Fischfleisch beim Dörren verlorengingen. Das sind Soda und Kalk. Folgendes Verfahren hat sich am besten bewährt. Der Fisch wird am ersten und zweiten Tage in ein nach vierundzwanzig Stunden zu erneuerndes Sodabad gelegt, dem man 30 bis 40 Gramm kalzinierte Soda auf ein Kilogramm Fisch zusetzte. Den dritten und vierten Tag kommt der Fisch in ein Kalkbad, für das man drei Gramm gebrannten Kalk in zehn Liter Wasser löst. Am fünften und sechsten Tage genügen nur alle zwölf Stunden zu erneuernde Bäder aus frischem Leitungswasser. Nach diesem Verfahren wird das Fischfleisch nicht nur vollständig aufgequollen, sondern auch durch und durch zart und schön weiß sein, so daß es schnell weichkocht und einen angenehmen Geschmack erhält, ohne das ganze Haus durch jenen penetranten Seefischgeruch zu erfüllen, der den meisten Leuten schon im voraus den Appetit raubt. Zu beachten ist noch, daß man die gedörrten Fische vor dem Einlegen in das erste Sodabad tüchtig mit einer scharfen Bürste in öfters zu erneuerndem Wasser reinigen und am dritten Tage vor dem Einlegen in das erste Kalkbad die Schuppen und Flossen entfernen muß. Die Haut wird sich an diesem Tage noch nicht vollständig abziehen lassen, aber am fünften löst sie sich mühelos ab. Da sie, ebenso wie Schuppen und Flossen, wichtige Glutinträger sind, sollten sie nicht weggeworfen, sondern mit dem Fischfleisch mitgekocht werden. — Bei heißem Wetter muß zum Einwässern der Fische nur sehr kaltes Wasser verwendet und das Gefäß, in dem sie wässern, in einen kühlen Keller gestellt werden.

Theresia.

Zweierlei Brotaufstrich aus Birnen. Man schneidet Birnen mit dem Kernhaus und der Schale, nachdem sie mit einem weichen Tuche abgerieben und von etwaigen schlechten Stellen befreit sind, in Würfel, läßt sie auf mäßig heißem Feuer und bedeckt langsam kochen, um sie dann ungefähr 18 bis 20 Stunden ruhig stehen zu lassen. Nachher wird das Wasser abgegossen und so lange, ohne Zusatz von Zucker, gekocht, bis es die Farbe und den Geschmack von Honig zeigt, um als solcher gebraucht zu werden. Der Rückstand wird durch ein Porzellansieb getrieben und mit Zucker vermischt, um durch nochmaliges Aufkochen Marmelade zu werden.

W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Teilzahlung

Uhren und Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren u. Bücher.
Kataloge umsonst u. portofrei liefern
Jonass & Co., Berlin A 597, Belle-Alliance Str. 7-10

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Halsleiden.**
Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre,
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 155, Potsdamer-Str. 104.

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Kostenloser Rat
in vollendeter neuzeitlicher Schönheitspflege!

Meine durch langjährige Erfahrungen verbesserten und **glänzend bewährten Methoden** auf dem Gebiete der Körper- und Schönheitspflege haben bei Tausenden von Damen Lob und Anerkennung gefunden.
Zahlreiche **freiwillige Dankschreiben** zeugen für die **Vorzüglichkeit meiner Systeme.**
Man verlange ausführliche Anweisungen!
Völlig kostenlos gebe ich jeder Dame ohne jede Verbindlichkeit eine ausreichende Probe meines vorzüglichen, gut eingeführten **Haarwaschmittels** (beseitigt **Haarausfall, Parasiten** und **Schuppen**). Das Haar wird **locker, weich, duftig** und gestattet **schicke Frisuren.** Jeder Sendung liegen ausführliche Anweisungen über **vollendete Schönheitspflege** nach eigenem System bei. Rückporto beizufügen, steht **jeder Dame frei.**
Ein neues Gesicht **ohne Massage — ohne Apparat — keine Schälkur.** Veredelung der Gesichtszüge sowie Beseitigung von Mitessern, Falten und welker Haut nach wissenschaftlichem System mit „**Orion**". Preis 7,20 und 9,60 M., mit dazugehörender **Toilette-Essenz** 4,20 M. mehr. Durchaus einfach, um ein regelmässiges, schönes, ausdrucksvolles Gesicht und zarte, jugendfrische und reine Haut zu erhalten. (Garantie.)
Massage-Haut-Crème „Tadellos"
mit Gebrauchsanweisung und Garantieschein.

Packung:	1 Stück	2 Stück	3 Stück.
	3,— M.	5,— M.	7,50 M.

Bleichin! Vorzüglich zur Hautpflege, erhält die Haut rein, zart, weiß und schützt vor Sonnenbrand. 1 Dose 4,— M., 2 Dosen 7,50 M., meist erforderlich 3 Dosen 10,50 M. (Garantie.)
Anna Nebelsiek, Braunschweig 145.
Postfach 273.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee, f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Motore f. Luftschiffe u. Autos, Schiffmaschinen. Neue Laborat.

Ansichtskarten
Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten, 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.

Briefmappen
mit 80 repplin. Briefbogen und 80 Kuvert 4 M. Nachnahme ab hier.
Paul Rupps, Freudenstadt 86.
Schwarzwald.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. 6

Stoffarben
bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben.
Fritz Sprotte.
Berlin SW 48, Friedrichstraße 11.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr.
Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 6.

Mitessor
(Finnen) beseitigt **Dermal-Paste** Preis M. 4,—. Versand durch die **Löwen-Apotheke Hannover 7**

Ihr mein Herrnetz
„**Haubennetz**" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 82, Färbergrab. 27.**

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 32. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. * Zeilenpreis: M 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Hausfrauenrat.

Alte Schwämme und abgerissene Schwammstückchen sollte man niemals fortwerfen, sondern in Salmiakwasser auswaschen, gut nachspülen und, sobald sie getrocknet sind, in einen gehäkelten Beutel aus weicher, grober Baumwolle (man kann aufgereifelte Wolle von Strümpfen usw. dazu verwerten) tun. Dann verbindet man das Ganze noch durch einige Heftstiche und benutzt diesen Beutel zum Fensterputzen oder zum Reinigen von polierten Möbeln. Nach dem Gebrauch ist ein sofortiges Auswaschen des Schwammbeutels und Trocknen an der Luft geboten. Mit solchen alten Schwämmen kann man auch schmutzige Schuhe abwaschen, da der Schmutz auf diese Art gründlicher entfernt wird als mittels Abbürstens; besonders Lackschuhe leiden am wenigsten, wenn man sie mit einem in klares, nicht zu kaltes Wasser getauchten Schwamme abwäscht und mit einem feinen Wolltuche trockenreibt. W.

Um bunte Strümpfe zu waschen, übergieße man eine gute Handvoll frischer Efeublätter mit kochendem Wasser, gieße, nachdem dieser Aufguß einige Minuten gezogen hat, das Wasser ab und wasche darin die Strümpfe. Auch unecht gefärbte Strümpfe behalten bei dieser Art Wäsche die Farbe. A. W.

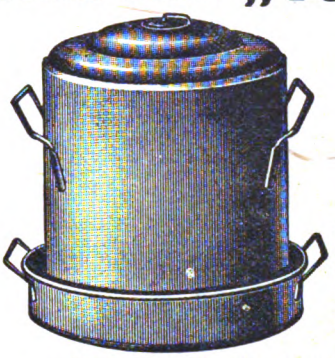
Schluß des redaktionellen Teils.

Eine wesentliche Einkommenserhöhung
wird erzielt durch den Abschluß einer
Rentenversicherung.
Die
Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart
Lebens- und Rentenversicherungsverein a. G.

gewährt bei	55	60	65	70	75 Jahren Eintrittsalter
Damen	7.01	8.20	9.89	12.32	16.01 % jährl. Rente
Herren	8.—	9.40	11.45	14.46	18.66 % „

Dividende vom 3. Versicherungsjahre ab; derzeit **5** % der Rente. Prospekte kostenlos durch die Anstalt in **Stuttgart, Tübinger Straße 26,** und ihre Vertreter.

Johns neuer „**Volldampf**“-**Einkocher Modell E.**
D.R.G.M.
Wasserschale mit Dampfhaube.



Vorzüge:
Kein hoher Einkochtopf, kein anstrengendes Einsetzen u. Wiederausheben des gefüllten schweren Gefäßträgers. Gleichzeitiges Einkochen v. Gläsern m. verschiedener Kochdauer. Ständige bequeme Nachprüfung des Wasserstandes. Große Zeit- u. Heizstoff-Ersparnis.

— Verlangen Sie die neue Drucksache E. 404. —
Bezug durch einschlägige Geschäfte.
J. A. John, Akt.-Ges., Erfurt-Ilversgehofen 404.

Altbewährte Kosmetik
von
Schröder-Schenke
Berlin — Wien — Zürich
Klein- und Groß-Versand.
Gegründet 1896.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus“. Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis“ dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare“ verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit des Haares:

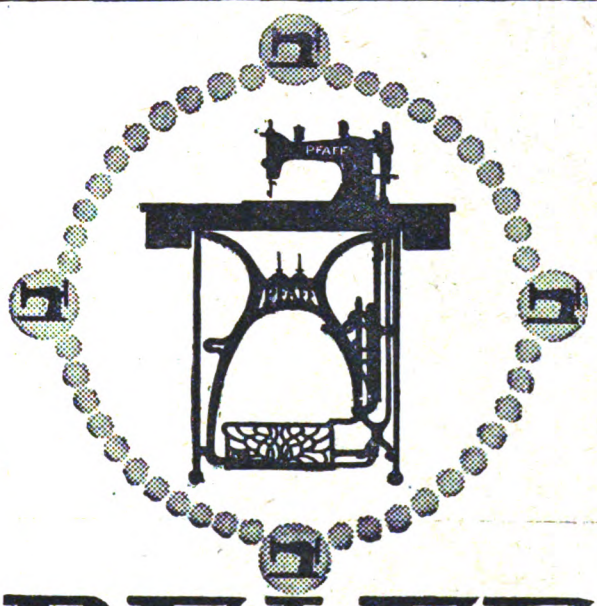
„Haarkraftbalsam“ empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespalteten Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50

Schönheit der Nase:

Nasenformer „Orthodor“, D. R.-Patent Nr. 269561, Schweizer, österreichisches und ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken oder Höckernase, gleichviel ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, a. embehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenig Tagen. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke, Berlin 15
Potsdamer Straße P. 26 b.
Wien 15, Wollzeile 15.



PFAFF
Nähmaschinen
für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G.M.Pfaff Nähmaschinen-Fabrik
Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Baltische Burgenromantik. Die baltischen Lande sind keineswegs arm an romantischen Reizen. Die tief eingeschnittenen, waldbunklen Täler der Düna, Oger, Perse und Windau wetteifern an Stimmungsgewalt mit den Flußtälern Mitteldeutschlands, und die größere Einsamkeit der Landschaft, die wenig gestörte Vegetation verleihen ihnen noch einen besonderen, weltfern-urwaldhaften Charakter. Auf den Höhenrändern steht so manche gewaltige Ruine, deren zerfallenes Gemäuer von dichtem Wald umsponnen ist. So ragt auf dem Uferrande der Düna die ehemalige Ordensburg Kokenhusen, die (nach V. Tornius: Das Land der Deutschen und der Hansa im Osten) ursprünglich eine russische Zwingfeste gewesen sein soll; im Jahre 1207 wurde sie vom Rigaer Erzbischof besetzt, 1577 durch Iwan den Schrecklichen verwüstet, aber erst im nordischen Kriege vollends zerstört. Die erste von den Schwertbrüdern außerhalb Rigas erbaute Feste war die Burg Segewald, die bis 1432 Ordenskomturei, dann Sitz des Landmarschalls gewesen ist; heute führen Spazierwege über das ebne Grün des Burgbergs, und ein hübsches Birkenhaus schwebt über den Bäumen des Hanges. Besonders malerisch ist die Bauskenburg, die noch ziemlich gut erhalten über dem klaren, birkenumsäumten Wasser an der Mündung der Muss in die Memel emporsteigt. Die berühmteste Burg der baltischen Lande ist wohl die Feste Wenden „im Herzen Livlands", schon 1270 erbaut, jetzt noch in mächtigen, durch Einsturzfelder getrennten Rundtürmen und Fensterrunden auftrutzend. Erst Peter I. gelang es, sie zu zerstören. Freundlicher blickt uns Treyden an, ebenfalls eine alte Ordensfeste, die früher Ähnlichkeit mit der Wartburg besessen haben soll; jetzt ist nahe ihrem unerschütterlichen Bergfried ein neuzeitliches Herrenhaus erbaut inmitten von Parkgründen an der livländischen Aa. Fellin, das zum Schutze gegen die wilden Esten erbaut worden ist, zeigt in den Backsteinmassen seiner Baureste, die der Zerstörungswut Iwans getrotzt haben, den unverkennbaren Stil der Ordensgotik. In Estland sind noch Wesenberg und Hapsal zu nennen. Jenes eine ausgedehnte Ruine — erst dänische Königsburg, dann Ordensschloß, zuletzt in den schwedisch-russischen Kämpfen zerstört; dieses eine Burg des Bischofs von Oesel, stattlich in ihrer späten Gotik, mit noch völlig erhaltenem Hauptturm.

Allerlei Winke für jung und alt.

Füllfederhalter und Trockentinte. Besitzer von Füllfederhaltern klagen jetzt sehr über die mangelhafte Beschaffenheit der Kriegstinten, die sehr bald dick werden, was sich beim Füllfederhalter besonders unangenehm fühlbar macht und zu allerhand Störungen führt. Dabei wird Tinte von Tag zu Tag teurer. Deshalb ist anzuraten, es einmal mit Trockentinte zu versuchen, die schon seit Jahren von sparsamen Leuten und in Schreibstuben, wo der Tintenverbrauch sehr groß ist, angewendet wird. Man kann diese Trockentinte schon in ganz kleinen Packungen (zu 20 Pfennig für 1/10 Liter) in Papiergeschäften kaufen, und zwar in den Farben schwarz, blau, violett, rot und grün. Einfach mit Leitungswasser gelöst, liefert sie sofort einen haltbaren, satzlosen und leichtflüssigen, auch kopierbaren Schreibstoff, der niemals die Federn verkrustet oder rosten läßt. Die sogenannte Abc-Trockentinte hat sich am besten bewährt. — Um die lästigen Luftblasen beim Füllen des Füllfederhalters zu vermeiden, bediene man sich anstatt der üblichen Spritze eines Tropfglases. Der Halter nimmt dann auch viel mehr Tinte auf. M. K.-Sch.

Schluß des redaktionellen Teils.

Hauswirtschaftliche Neuheiten.

Zum diesjährigen Einkochen. Mit zu den wichtigsten häuslichen Tätigkeiten in der jetzigen Kriegszeit gehört das Konservieren von Früchten und Gemüsen im eigenen Haushalt. Viele Entbehrungen mußten diejenigen auf sich nehmen, die es unterließen. Aus vermeintlichen Sparsamkeitsgründen arbeiten aber viele Haushaltungen noch immer ohne Einkoch-Apparat. Diese Ersparnis ist tatsächlich eine eingebildete Als praktische Neuheit auf diesem Gebiete ist der Apparat der J. A. John, A.-G. Erfurt-Ilversgehofen 404 zu begrüßen, der in seinen Anordnungen von den bisher bekannten sehr zu seinem Vorteile abweicht.

Die Firma Schulz & Sackur, Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 36, bringt eine neue verbesserte Kochkiste „Stütze der Hausfrau", die sich durch vorzügliche Isolierung auszeichnet. In der Kochkiste kann jedes Geschirr verwandt werden; man ist also nicht auf sog. Kochkisten-Töpfe angewiesen, die z. Zt. schwer erhältlich und sehr teuer sind.

Der Firma Gustav Ortelt, Hoflieferant, Oels i. Schlesien ist es gelungen, ein Einkoch-Glas herzustellen, welches vollständig ohne Gummiringe luftdicht schließt. Interessenten wollen unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift Prospekt verlangen.

Heilung des Bronchialkatarrhes.

Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juli 1916. Im Februar kaufte ich Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit fünf Jahren behaftet war. Die Heilung des Bronchialkatarrhs, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium, noch Heilkuren mit allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat. Dr. Richard Bolte. — Aehnliche Zuschriften über Erfolg mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator bei Bronchial-, Luftröhren-, Nasen- und Rachenkatarrh, Asthma u. s. w. erhält die Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft Wiesbaden, Rheinstr. 34, täglich. Wer an solchen Krankheiten leidet, dem sei der Apparat dringend empfohlen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Selbst die ältesten Rostflecke sind mühelos und für immer durch den Globus-Rostfleckentferner aus der Wäsche zu beseitigen, wobei auch das zarteste Gewebe nicht im geringsten angegriffen wird. So einfach dessen Handhabung ist, so überraschend und vollkommen ist der durch ihn erzielte Erfolg. Wir raten daher allen Hausfrauen, sich den Globus-Rostfleckentferner, hergestellt von der Fritz Schulz jun. Aktiengesellschaft in Leipzig, zu haben in Drogerien und allen einschlägigen Geschäften, für ihren Haushalt anzuschaffen.

Nase und Eigenschaft des Menschen. Man ist gewöhnt, aus der Nasenform des Menschen Schlüsse zu ziehen. Man ist heute mittels eines Nasenformers „Zello" in der Lage, jede Nase (wenn auch gerade nicht in eine klassische Form zu verwandeln) ganz bedeutend zu verbessern. Interessenten erhalten Auskunft vom Spezialisten L. M. Baginski, Berlin W. 165 Winterfeldtstraße 34.

Der Glanz bleibt

auf Ihren Schuhen auch bei nassem Wetter, wenn Sie

Dr. Gentner's Oelwachslederputz

Nigrin

verwenden, denn Nigrin ist wasserbeständig, während gewöhnliche Wasserkrem sich im Regenwasser schwarz auflöst und alles beschmutzt.

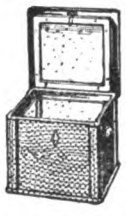
Nigrin gibt wasser- und wetterfesten Hochglanz.

Hersteller: **Carl Gentner, Göppingen** (Württemberg)

Werkstatt für moderne
Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien
für **Blusen** u. **Kleider**
Hohlsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin O 27,
Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Listen gratis.

Aderverkalkung, Schwindelanfälle,
Herzbeklemmungen, Angst- und Schwächezustände.
Verlangen Sie ausführliche Gratis-Broschüre.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Strasse 104 a.



Neueste verbesserte Kochkiste
„Stütze der Hausfrau"
mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: **Thermosflasche - Doppelfenster**; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private;** wo nicht erhältl., Ausk. durch
SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**
Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Photographische Apparate
in allen Grössen und Ausführungen, nur erstklassige Erzeugnisse von Weltfirmen sowie sämtliche photographische Bedarfsartikel.
Meine phototechnische Abteilung entwickelt Films u. Platten. Kopien in Gas- u. Tageslichtausführungen. Auf Postkarten und Papier fertige preiswert Copien innerhalb 24 Stunden. Kriegsliste 1918 gratis und franko.
Süddeutsche Photowerke W. Nelke, Bretten I (Baden).

Einmachen ohne Zucker!
Das wichtigste Hausfrauen- und Wirtschaftsproblem beim gegenwärtigen empfindlichen Zuckermangel
320 Einmach-Rezepte
mit besonderer Berücksichtigung der Selbstbereitung von haltbarem **Obstmus - Brotaufstrich.** Reich illustriert. Preis nur 1,30 Mk. franko
In wenigen Wochen 64000 Exemplare verkauft.
Universal-Verlag München 6, Brieffach 4.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 32. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Buntes Allerlei.

Gefälschte oder gestohlene Lebensmittelkarten. Es vergeht jetzt kaum ein Tag, an welchem man nicht in den Zeitungen über die Auffindung einer Herstellungsstätte von gefälschten Lebensmittelkarten oder über die Erbeutung von Brotkarten bei einem Einbruchsdiebstahl Mitteilungen findet. Besonders in den Großstädten mehren sich die verbrecherischen Elemente, die Nahrungsmittelkarten fälschen, oder sich echte Karten durch Einbrüche zu verschaffen wissen, die sie dann an das meist zur Abnahme gern bereite Publikum gegen Bezahlung weitergeben. Unter dem gesetzwidrigen Treiben leidet nicht nur der einzelne, der sich gewissenhaft an die ihm bei der Verteilung zukommende Menge hält, sondern es wird auch die gleichmäßige Verteilung und die Übersicht über die zur Verfügung stehenden Vorräte wesentlich erschwert, weil infolgedessen außer den feststehenden Zahlenmengen noch ganz unberechenbare Faktoren für den Bedarf in Betracht zu ziehen sind. Am meisten verbreitet ist wohl die Fälschertätigkeit auf dem Gebiete des Brotkarten-Wesens. Wer solche Karten fälschlich anfertigt oder echte Karten durch Änderungen verfälscht, indem er sie etwa mit längerer Geltungsdauer ausstattet und von diesen Karten Gebrauch macht, indem er selbst Brot darauf entnimmt oder sie — was ungleich häufiger vorkommt — an andere Personen gegen Geld absetzt, begeht eine Urkundenfälschung im Sinne des § 267 des Str.-Gesetzbuches, die sogar meist als schwere Urkundenfälschung mit Zuchthausstrafe auf Grund des § 268 zu bestrafen sein wird, weil der Täter sich zweifellos durch die Benutzung der gefälschten Brotkarte einen Vermögensvorteil verschaffen will; denn er würde in der jetzigen Zeit trotz Bezahlung kein Brot über die ihm ordnungsmäßig zugeteilte Menge hinaus erhalten. Werden die gefälschten Karten an Dritte verkauft, so besteht der Vermögensvorteil des Fälschers in dem für die Karten gezahlten Preis oder in dem sonst etwa dafür gewährten Entgelt. Meist wird aber nicht der Fälscher selbst bei der Abgabe einer gefälschten Brotkarte ertappt, sondern irgendein anderer, der sich in der Regel sehr erstaunt stellt und sogleich den Einwand erhebt, er habe die fraglichen Karten von dem „großen Unbekannten" erhalten, ohne zu wissen, daß sie gefälscht seien. Hiergegen wird oft schon das äußere Aussehen der gefälschten Karten sprechen, das von dem der echten Karten so sehr abweicht, daß man ohne weiteres annehmen kann, der Erwerber habe über die Fälschung nicht im unklaren sein können, zumal die Zeitungen gerade in der letzten Zeit so überaus häufig von den zahlreichen Brotkaren-Fälschungen berichtet haben. Den guten Glauben des Erwerbers einer größeren Zahl von Brotkarten, die an sich echt sind, wird man gleichfalls bezweifeln müssen, weil bei der geringen dem einzelnen zugeteilten Brotmenge niemand auf erhebliche Teile der ihm zugewiesenen Portionen an Brot oder Mehl verzichten kann. Der Erwerber von solchen Karten wird daher meist der Verurteilung nach § 270 des Strafgesetzbuches nicht entgehen können, da er von einer falschen oder gefälschten Urkunde zum Zwecke der Täuschung Gebrauch gemacht hat, obwohl er wußte, daß sie falsch war. Kann dem Käufer von gefälschten Brotkarten der gute Glaube nicht widerlegt werden, so kommt eine Bestrafung nach dem Reichsstrafgesetzbuch nicht in Frage, sondern höchstens nach einer von der Stadtgemeinde etwa erlassenen Schutzbestimmung, deren Übertretung mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft werden kann. Solche Verordnungen der Städte, die die Entnahme von Brot und Mehl auf derartige Karten, die auf Umwegen erworben sind, sowie die Übertragung von Brotkarten an Personen, die nicht demselben Haushalte angehören, überhaupt verbieten, sind, soweit sich übersehen läßt, bisher noch viel zu wenig erlassen worden. Wo sie bereits bestehen, kommt oft die Absicht, jede Umgehung der Rationierungsvorschriften unter Strafe zu stellen, weil sie stets die gerechte Verteilung erheblich erschweren, nicht deutlich genug zum Ausdruck.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper
erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose.
Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 2. (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend
Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Für die Küche.

Fruchtknödel aus Backpflaumen. Als Ersatz für die beliebten böhmischen Zwetschenknödel aus frischen Pflaumen sind nachfolgende Backpflaumenknödel als wohlschmeckendes und nahrhaftes Gericht zu empfehlen. Man quellt je nach der Zahl der Tischgäste 250—500 Gramm Backpflaumen in nur so viel Wasser, daß sie davon gerade bedeckt sind, einige Stunden ein und läßt sie in der Kochkiste in ganz kurzer Brühe weichkochen. Hierauf gibt man sie auf ein Sieb zum Abtropfen, entfernt die Kerne und versieht die Pflaumen an ihrer Statt mit einer halben Mandel oder einer viertel Walnuß, oder, sollten die Pflaumen nicht viel eigene Süße haben, mit ½ Sparwürfel Zucker. Für den Teig bringt man ½ Liter Wasser zum Sieden und schüttet unter beständigem Rühren und kräftigem Schlagen mit einer Holzkelle 250 Gramm gesiebtes Mischmehl, aus Kriegs-, Mais- oder Gerstenmehl bestehend, dazu und kocht die Masse, bis sie sich vom Rande des Kochgeschirrs und vom Löffel löst. Salz gibt man nach Geschmack, Butter oder Margarine nach Vermögen an den Teig. Zuletzt rührt man ein zerquirltes ganzes Ei oder eine dementsprechende Menge Eiersatzpulver darunter, läßt den Teig verkühlen und formt dann daraus runde Klöße, die man mit je einer der nach obigen Angaben vorgerichteten Backpflaumen füllt und in schwachgesalzenem Wasser 5 Minuten kocht. Man hebt sie mit dem Schaumlöffel auf eine erwärmte Schüssel, bestreut sie mit Zucker und Zimt und trägt sie mit dem dicklich eingekochten und mit etwas Rot- oder Apfelwein verlängerten Pflaumensaft auf. Oder man behäufelt sie mit brauner Butter oder Margarine, in der man einen Eßlöffel geriebener Semmel bräunte, und reicht geriebenen Käse dazu. Anstatt Backpflaumen kann man auch Essigpflaumen verwenden; sie schmecken noch herzhafter. Theresia.

Salat von jungem Sellerie auf Wiener Art. Hierbei werden die Sellerieknollen ungeschält weichgekocht. Man bürstet sie mit einer scharfen Bürste sauber ab und kocht sie in nur soviel Salzwasser, daß es die Knollen gerade bedeckt. Von dem Kochwasser stellt man gleich einen Tassenkopf voll kalt, gießt es behutsam ab, falls sich Bodensatz zeigen sollte, oder, was noch besser ist, man filtriert es durch ein Mulläppchen und vermengt es dann mit feinem Weinessig, Salz, Pfeffer und etwas Zucker. Die Sellerieknollen schält man und schneidet sie mit dem Buntmesser in ziemlich dicke Scheiben, legt sie noch heiß in eine Glasschüssel und übergießt sie gleich mit der erkalteten, gemischten Soße, die man durch öfteres Kippen und Schwenken der Schüssel gleichmäßig über die Selleriescheiben verteilt. Umgerührt darf der Salat keinesfalls werden, sonst wird er unansehnlich, und die Soße trübt sich. Kurz vor dem Anrichten streut man feingehacktes Selleriegrün über den Salat und träufelt, wenn man es hat, etwas feines Öl darüber. Auf diese Art zubereitet, wird der Salat besonders aromatisch. W. Kn.

Schluß des redaktionellen Teils.

Fruchtpresse.

Die Verwertung der diesjährigen Obst- und Gemüse-Ernte hat infolge der Nahrungsmittelschwierigkeiten für jede Hausfrau ein außergewöhnlich lebhaftes Interesse. Die Fruchtpresse ist daher als ein unentbehrliches Hilfsmittel zu bezeichnen. Unter den zahlreichen auf dem Markt befindlichen Fruchtpressen nimmt die hier abgebildete „Moha-Fruchtpresse" einen besonderen Rang ein. Die Presse ist den praktischen Erfordernissen für den Gebrauch im Haushalt entsprechend konstruiert, von vielseitigster Verwendbarkeit, als Frucht-, Marmeladen- und Saftpresse einerseits, als Kartoffel-, Kohl-, Gemüse-(Püree-) Presse andererseits, die sich von den bisherigen Pressen grundsätzlich dadurch unterscheidet, daß die zu pressenden Früchte nirgends mit Metall in Berührung kommen. Das sonst zu konstatierende Verfärben feiner Fruchtsäfte (Erdbeersaft, Johannisbeersaft usw.) bezw. die Geschmacksbeeinträchtigung wird bei der „Moha-Fruchtpresse" zuverlässig vermieden. — Die „Moha-Fruchtpresse" besteht aus einem soliden, handgerecht konstruierten Gestell, Druckstempel und Porzellanbehälter. Dieser ist mit einem Griff auszuwechseln und leicht zu reinigen (durch Auskochen). — Preis der Presse, komplett mit Porzellaneinsatz M. 12.50. — Ausführliche Prospekte erhalten die Leser unserer Zeitschrift auf Ansuchen kostenlos direkt von der Firma „Moderne Haushalttechnik „Moha" G. m. b. H., Nürnberg 10.

Kümmelpflanzen
sind jetzt zu pflanzen.
100 starke Pflanzen kosten Mark 6.—.
— Kulturanweisung umsonst. —
Otto Seetzen, Zuckelhausen b. Leipzig,

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Buchführung
— gründliche Unterweisung —
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Ingenieur,
58 Jahre, mit hoh. Einkommen u. Vermög. sucht Dame in gesich. Verhältniss. zwecks Heirat kennen zu lernen. Offert. unter **J. B. 840 an Rudolf Mosse, Berlin SW 19.**

Mitessor
(Finnen) beseitigt **Dermal-Paste**
Preis M. 4.—. Versand durch die
Löwen-Apotheke, Hannover 7

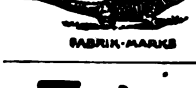
Für
Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."
Bei Schwerhörigkeit
Natürl. Größe

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen, Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.—, 2 Stück M. 18.—,
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II.
Brieffach 53. S. 7.

MANAXOL
das unfehlbare unschädliche Mittel gegen
Achselschweiß, Fußschweißst
Kein Puder! Keine Salbe! p. Fl. Mk 4.50
Macht Schweißblätter überflüssig
Spart Blusen, Kleider u. Strümpfe
Zu haben in Apotheken, Drogerien u. Friseurgeschäften oder direkt durch
Manaxol-Werke, Frankfurt a. M.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Herrliche Lage Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M.— Prosp. u. Brosch. fr.

6. bis 10. Tausend
Das rote Rußland
VON Dr. WILHELM LIEVEN
Tagebuchblätter eines Rigaer Arztes, der die welterschütternden Ereignisse der großen russischen Revolution als Augenzeuge miterlebte. Mit sechzehn photographischen Aufnahmen.
Broschiert 2 M. 70 Pf. / Gebunden 4 M. 20 Pf.
VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H. BERLIN

O. WALTER-OBREIGHT'S

FABRIK-MARKE
Krokodilkamm
ist der feinste Kamm für Haarpflege u. Frisur
Mit Zeichen „Kroko" überall erhältlich.

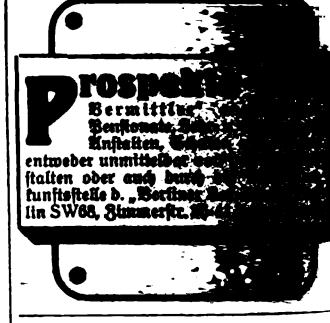
Arterien-Verkalkung
(Schwindelanfälle, Blutandrang, Atemnot, Herzbeschwerden etc.). Kostenlosen Prospekt über das neue Heilverfahren (giftfrei) nebst ärztl. Vorwort durch:
Allgem. Chem. Gesellschaft Cöln 79, Maastrichterstr. 49.

Schöne dichte Augenbrauen
lange und schattige Wimpern, ausdrucksvolle Schönheit durch **Reichel's Plantex Augenbrauensaft**, bewirkt schnelles Wachstum und ist gänzlich unschädl. Mark **4.00. Otto Reichel, Berlin 61 Eisenbahnstrasse 4.**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. versendet gratis Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimmerrollstühle, a. 150 Mk.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47. 6.
Preisliste ums. **Höchste Bez. f. Ankauf**

Ansichtskarten
Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten, 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.
Briefmappen
mit 80 repplin. Briefbogen und 80 Kuvert 4 M. Nachnahme ab hier.
Paul Ruppa, Freudenstadt 86.
Schwarzwald.


Prospekte Vermittlung von Pensionaten, Anstalten, Sanatorien, entweder unmittelbar oder durch Auskunftstelle d. „Berliner Tageblatt" Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41.

Warzen
beseitigt verblüffend „Varen"
Preis 2,50 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke, Hannover 7.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 33. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Zur Kurzweil.

Rebus.

Dreisilbig.

Mit Höheren das erste sein,
Ist mißlich zu erstreben —
Wenn man sich selber nur allein
Es immer blieb im Leben!
Von leichter oder schwerer Art
Sind stets die letzten beiden.
Wer allezeit sein Ganzes wahrt,
Der ist wohl zu beneiden.

H. v. F.

Wandlung.

Es schmückt unser Wort manch altes Haus,
Ragt blumengeziert auf die Straße hinaus;
Ein Laut davor nun verwandelt sofort
Den freundlichen in einen finsteren Ort.

C. S.

Silben-Umstellrätsel.

Eins-Zwei möcht' gern mit Deutschland sich
Zu Schutz und Trutz verbinden;
Durch Zwei-Eins wird manch blasses Kind
Kraft und Erholung finden.

M. P.

Gleichklang.

Sie lösen leicht sich auf in blut'ger Schlacht
Und werden von den Ärzten dann gemacht.

R. D.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rösselsprung-Rebus: Echtes ehren, Schlechtem wehren,
Schweres üben, Schönes lieben.
(Paul Heyse.)

Kapselrätsel: Palme — Alm.
Scharade: Triebfeder.
Gleichklang: Eingezogen.
Zwei Unheilstifter: Eris — Eros.

Schluß des redaktionellen Teils.

Geschäftliches.

Die jetzigen schweren Zeiten mit ihren vielen Aufregungen und Entbehrungen haben auch die meisten Damen wesentlich schlanker gemacht. Der ges. gesch. Korsettersatz „Lupa“ der Firma Ludwig Baechtner, Dresden, Bendemannstraße 15, mit seinem in einem Stück verbundenen Büstenformer ist für mager gewordene Damen ein idealer Figurverbesserer und in jeder Weise unübertroffen an Formenschönheit. Leicht, äußerst bequem und gesund und noch aus gutem Material hergestellt, wird er viel gekauft und findet großen Anklang. Die weltbekannten verstellbaren Büstenverbesserer „Lupa“, mit und ohne Korsett tragbar, sind ebenfalls vorläufig noch zu haben. Die Firma versendet Prospekte kostenlos.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Solche Nasenfehler und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. Nasenformer „Zello“ verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Bisher 100000 „Zello“ versandt. — Preis M. 6.—, M. 8.40 und M. 12.— mit ärztlicher Anleitung. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 165**, Winterfeldtstr. 34. Illustr. Beschreibung umsonst.

Altbewährte Kosmetik

von

Schröder-Schenke

Berlin—Wien—Zürich

Klein- und Groß-Versand.
Gegründet 1896.

Schönheit des Gesichts.

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus“. Preis M. 7.50
Hautnährcreme „Pasta-Regis“ dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—
Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50
Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6,—
Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare“ verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam“ empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. „Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—
Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50

Schönheit der Nase:

Nasenformer „Orthodor“, D. R.-Patent Nr. 269561, Schweizer, österreichisches und ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenig Tagen. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke, Berlin 15

Potsdamer Straße P. 26b

Wien 14, Wollzeile 15.

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Halsleiden.**
Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.

Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Str. 104.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium
Elisenhof Bad Nauheim
bei Herz-, Nerven- u. Adererkrankung

Buntes Allerlei.

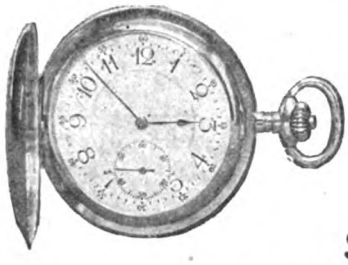
Stammesverwandtschaft der alten Iren mit den Germanen am Niederrhein. Die Beziehungen zwischen Irland und Deutschland im frühen Mittelalter sind allgemein bekannt. Die Zahl der Glaubensboten, die jene eigenartige klösterliche Kultur der grünen Insel in unsere Gaue trugen, ist nicht gering: Gallus, Kilian, Columba sind die berühmtesten unter ihnen; Sankt Gallen, Würzburg, Eichstädt, Fulda, selbst das ferne Prag und Wien bewahren noch das Gedächtnis jener „Hiberner" oder „Schotten" (wie man sie irrtümlicherweise auch nannte). Daß jedoch ein noch viel älterer Zusammenhang zwischen Germanen und Iren besteht, versucht Prof. Dr. H. Muchau in den Irischen Blättern nachzuweisen. Der Niederrhein und die Nordseeküste wurden nach seinen Ausführungen, deren nähere Darlegung hier keinen Platz finden kann, von dem Edelvolke der Germangalater beherrscht; in den Galatern, die sich später abzweigten und als „Manapier" Irland besiedelten, sieht er die Vorfahren der heutigen Iren. Ja, er ist geneigt, den Niederrhein überhaupt als den Ausgangspunkt der indogermanischen Wanderungen anzunehmen; jedenfalls hält er die Germangalater für die Erfinder der Schiffahrt, des Pfahlbaues, der Buchstaben, der Himmelskunde, Musik und Medizin. Gewiß ist der Niederrhein eine ganz besondere Gegend Europas, wollen doch z. B. manche Forscher aus dem Tonfall der Niederrheiner hellenische Klänge herausgehört haben. Wie man auch über das Problem denken mag, die ältere Theorie, daß „Germano-Kelten" als gemeinsames Urvolk bestanden haben, sehen wir hier nicht ungern zur Muchauschen Annahme der Germangalater verdeutlicht. Die Herkunft der Bevölkerung Irlands ist ja noch immer in tiefes Dunkel gehüllt; Spanier und Phönizier sind als Kolonisten genannt worden, und ein geheimnisvolles Zwergvolk scheint von den neuen Ankömmlingen unterjocht worden zu sein. Wahrscheinlich geschah die Besiedlung von verschiedenen Seiten; was wir aber als irische Kultur bewundern, mögen jene Manapier vom Rheine mitgebracht haben, und dann wären die frühmittelalterlichen Missionen der Irländer eine Art Wiederkehr gewesen. Gern werden wir uns uralter Verwandtschaft mit dem von England so lange und schwer unterdrückten Irenvolke bewußt.

Für die Küche.

Erprobter Kniff für Fleischklopse und Hackebraten. Um Fleischklopse und Hackebraten schön locker, saftig und ergiebiger zu machen, bediente man sich bisher einer eingeweichten und fest ausgedrückten Kriegssemmel, die man aber jetzt bei der gekürzten Brotkarte kaum noch zur Verfügung haben dürfte. Eine gekochte Kartoffel, die man als Ersatz an das gewiegte Fleisch reiben könnte, ist auch nicht immer zur Hand, wohl aber rohe Kartoffeln, die, wie ein Versuch lehrte, ganz dieselben Dienste leisten. Man rechnet auf 500 Gramm Fleisch zwei mittelgroße Kartoffeln, wäscht und schält sie und reibt sie an die Fleischmasse. Doch darf dies erst kurz vor dem Braten der Fleischklößchen geschehen, weil sie sonst leicht zu feucht und schmierig werden. Setzt man die geriebene Kartoffel aber erst 5 Minuten vor dem Braten der Masse zu, formt sie dann schnell zu Klößen oder zu einem Hackebraten und bratet sie auf hellem Feuer rasch auf beiden Seiten an, so wird man über die lockere und saftige Beschaffenheit des Fleisches angenehm erstaunt sein. Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Uhren



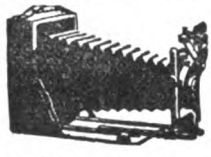
Herren- und Damenuhren / Armbanduhren
Hausuhren / Wanduhren / Wecker.

Beste Deutsche und Schweizer Fabrikate mit erprobten, bestregulierten Werken

gegen Bar- oder bequeme Teilzahlungen.

Katalog U 135 kostenlos.

Stöckig & Co., Dresden A 16.



Teilzahlung
Photoapparate aller Art
Photographische Artikel
Kataloge umsonst und portofrei.
Jonass & Co., Berlin
P 597 Belle-Alliance-Str. 7/10.

Photographische Apparate
in allen Grössen und Ausführungen, nur erstklassige Erzeugnisse von Weltfirmen sowie sämtliche photographische Bedarfsartikel.
Meine phototechnische Abteilung entwickelt Films u. Platten. Kopien in Gas- u. Tageslichtausführungen. Auf Postkarten und Papier fertige preiswert Copien innerhalb 24 Stunden. Kriegsliste 1918 gratis und franko.
Süddeutsche Photowerke W. Nelke, Bretten I (Baden).

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B u. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer. Klapp-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Buchführung
— gründliche Unterweisung —
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 1.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Arterien-Verkalkung
(Schwindelanfälle, Blutandrang, Atemnot, Herzbeschwerden etc.). Kostenlosen Prospekt über das neue Heilverfahren (giftfrei) nebst ärztl. Vorwort durch:
Allgem. Chem. Gesellschaft Cöln 79, Mastrichterstr. 49.

Alle
Stoffarben
bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben.
Fritz Sprotte.
Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47, G.

Kümmelpflanzen
sind jetzt zu pflanzen.
100 starke Pflanzen kosten Mark 6.—. — Kulturanweisung umsonst. —
Otto Seetzen, Zuckelhausen b. Leipzig.

Kaufmännisches Personal
Stellengesuche und Stellenangebote für gutes männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger" — dem offiziellen Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin und der Zulassungsstelle an der Börse zu Berlin — stets den gewünschten Erfolg. Auch während des Krieges. Verlangen Sie eine ausführliche Offerte von der Anzeigen-Abteilung des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstrasse 35-41. Fernsprecher: Berlin Zentrum 9001—29, für auswärts Zentrum 13770—74.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr.
Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 6.

Damen aus **guten Kreisen,** welche **glückliche**
Ehe
mit **Fabrikbesitzer, Direktoren, Akademiker, Rittergutsbesitzer** usw. wünschen, erhalten **glänzende Partien** vornehm und diskret nachgewiesen. Näheres: **Frau Direktor Evers. Köln a. Rh., Palmstr. 33**

Ansichtskarten
Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten, 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.

Briefmappen
mit 80 repplin. Briefbogen und 80 Kuvert 4 M. Nachnahme ab hier.
Paul Rupps, Freudenstadt 86.
Schwarzwald.

Ihr mein Herrnetz
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Elegante fesche Damen- Filz- oder Velours-Hüte
verschaffen Sie sich **von M. 8.50 an** durch Umpressen, Färben und Reinigen aller Herren- und Damenhüte.
Auswärtige Aufträge werden bei sofortiger Bestellung noch ausgeführt.
Louise Braun, Berlin W. 30, Martin-Lutherstrasse 2.

Kein **Leser** versäume, meine Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Wie man Butter an heißen Tagen ohne Eis frisch erhält. Die uns so knapp zugemessene Butter verbraucht sich doppelt schnell, wenn sie zu weich ist, was an warmen Tagen stets der Fall sein dürfte, wenn man über keinen Eisschrank verfügt. Um diesen Übelstand zu vermeiden, wende man folgendes einfache Mittel an: Man besorge sich einen neuen irdenen und unglasierten Blumentopf, der umgestülpt in einem tiefen Suppenteller so bequem Platz findet, daß sein Rand ringsum fest aufliegt. In den Suppenteller stülpe man eine Untertasse, also mit der erhabenen Unterseite nach oben, lege darauf die Butter, stülpe den Blumentopf darüber und gieße ringsherum recht kaltes Wasser, und zwar ziemlich reichlich. Es ist ratsam, den sauber gereinigten Blumentopf vor dem ersten Gebrauch eine Stunde lang einzuwässern. Während der untere Wassergürtel die Luft fest abschließt, kann die durch die Poren des Tontopfes eindringende Luft oben durch das kleine Loch abziehen. Die Luft im Topf selbst wird durch diese fortwährende Zugluft kalt wie Eis, so daß die im Innern verwahrte Butter gut gekühlt und steif wird. Das Wasser erneuert man an heißen Tagen zwei- bis dreimal. Durch dieses einfache Verfahren ersetzt man die teuren Kühlglocken aus Ton, die auf demselben Grundsatz der Luftabkühlung durch feuchten Ton und Zugluft beruhen. — Um beim Entnehmen der Butter aus dem Pack-Papier keine zu verschwenden, lege man sie vorher mit dem Papier 10 bis 15 Minuten in recht kaltes Wasser. Sie löst sich dann restlos vom Papier ab.

Klebemittel für Einmachgläser-Etiketten. Um Papieretiketten auf Einmachgläser zu befestigen, bediene man sich des Restes Eiweiß, der zurückbleibt, wenn man das Ei verbrauchte. Man bestreiche das Papier damit und drücke es mit einem trockenen Tuche fest an das Glas. Selbst durch Feuchtigkeit wird kein Loslösen bewirkt.

Schluß des redaktionellen Teils.

Homburger · Elisabeth · Brunnen

Seit dem Jahre 1660 bekannt und von den Ärzten empfohlen. — Im Gebrauch bei hohen und allerhöchsten Herrschaften.

Haustrinkkuren

mit Homburger Elisabeth-Brunnen
werden mit gutem Erfolg angewandt zur

Anregung des Stoffwechsels

und ärztlich verordnet bei allen damit zusammenhängenden Krankheiten:

Magen-, Darm-, Leber- und Gallensteinleiden

ferner bei

Frauenkrankheiten, Blutarmut und Allgemeiner Schwäche.

Homburger Mineralwässer sind von angenehm erfrischendem Geschmack. Erhältlich in den Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen. Wo nicht, wende man sich an die untenstehende Versandstelle. — Ausführliche Prospekte über Anwendung und Wirksamkeit, sowie zahlreiche Gutachten ärztlicher Autoritäten versendet gratis die

Brunnenverwaltung
Bad Homburg, Versandstelle: Pharmakon, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Auskünfte und Drucksachen über das Bad frei durch die Kurverwaltung Bad Homburg.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. „Laboratorium Leo“ Badenbach

Für die Küche.

Berberitzensaft als Ersatz für die fehlende Zitronenlimonade. Eine sehr unerfreuliche Erscheinung des letzten Winters war das gänzliche Fehlen der Zitronen, so daß viele auf die erfrischende Zitronenlimonade verzichten mußten. Deshalb dürfte es angezeigt sein, auf einen guten Ersatz hinzuweisen, den uns die deutsche Flur massenhaft bietet in der Gestalt der Berberitze, der Frucht des Essigdornes. Auf drei Liter Berberitzen, die mit einem Holzkolben zerdrückt oder durch den groben Einsatz der Fleischhackmaschine getrieben werden, gießt man zwei Liter kochendes Wasser, fügt zehn Gramm Weinsteinsäure hinzu und läßt alles 24 Stunden stehen. Dann schüttet man die Masse durch ein Tuch und läßt die Flüssigkeit langsam durchtropfen, ohne sie zu drücken. Das Ausdrücken würde zur Folge haben, daß dickere Bestandteile den klaren Saft trüben würden. Auf ein Liter Saft rechnet man zwei Pfund sehr fein gestoßenen, womöglich gesiebten Zuckers, den man mit dem Safte solange rührt, bis die Flüssigkeit ganz klar ist. Den Saft füllt man hierauf in vorher ausgeschwefelte Flaschen und bindet diese nur mit Pergamentpapier lose zu. Ein Zukorken ist zu vermeiden; denn es würden sich durch einen luftdichten Verschluß leicht Gase entwickeln, und der Kork würde dann hinausgetrieben werden. Der Berberitzensaft kann auch sterilisiert und dann wie Himbeersaft auf unbegrenzte Zeit aufbewahrt werden. In diesem Falle verschließt man die Flasche mit einem gebrühten Korken, macht mit Bindfaden den bekannten Apothekerknoten und kocht sie eine halbe Stunde lang bei 90 Grad. M. Führer.

Vorteilhafte Verwendung von Kartoffelmehl und Kartoffelwalzmehl. Das jetzt vom Ernährungsausschuß zur Ergänzung der gekürzten Brotration und der fehlenden Kartoffeln öfters verteilte und auch in Feinkostgeschäften käufliche Kartoffelmehl und Kartoffelwalzmehl ist bei vielen Hausfrauen leider wenig beliebt. Außer zum Eindicken von Suppen, Tunken und Gemüsen wissen sie wenig damit anzufangen. Es läßt sich aber sehr gut auch zu Eierkuchen, Plinsen und Klößen, mit etwas anderem Mehl vermengt, verwenden. Diese Speisen werden sehr locker und wohlschmeckend dadurch. Hauptsächlich sei es aber für Fruchtgrützen empfohlen, die während der heißen Jahreszeit allgemein beliebt und, neben großer Nahrhaftigkeit, so angenehm kühlend und durstlöschend sind. Der Einwand vieler Hausfrauen: „Ja, was gebe ich aber dazu, wenn ich keine frische Milch oder Milchpräparate zur Bereitung von Vanilletunke habe?" ist insofern nichtig, als ja diese Beigabe nicht unbedingt nötig ist. Natürlich mundet frische Milch und Vanilletunke sehr gut dazu, aber es geht auch ohne solche Zutaten. Wir müssen auch hierin, wie in so vielen Kochkünsten, umlernen und die Fruchtgrützen nicht mehr so steif wie früher kochen. Dann rutschen sie auch ohne Beiguß. Oder man lasse einen Teil der Früchte in dem Safte und koche ihn mit dem Kartoffelmehl dicklich ein. Man rechnet zum Eindicken von Fruchtsaft mit Kartoffelmehl etwas weniger als früher Reismehl, Grieß oder Sago, also auf zwei Liter etwa 230—250 Gramm Kartoffelmehl. Von Kartoffelwalzmehl rechnet man 10—20 Gramm mehr. Man gibt es nach und nach unter stetem Rühren in den kochenden Fruchtsaft. Das Feuer darf nicht zu stark sein, sonst wird die Grütze ungleichmäßig gar und bildet leicht Klumpen. Bemerkt man, daß sie zu steif wird, gibt man etwas Wasser oder Saft nach, doch ist dabei zu beachten, daß diese Zugabe kochendheiß sein muß. Von kaltem Zusatz „erschrickt" die Grütze und gallert dann nicht. Endlich sei noch erwähnt, daß steifer eingekochte Grütze einen vorzüglichen Brotbelag bildet. Man lege mindestens halbfingerdicke Scheiben davon zwischen zwei dünne Brotschnitten. Kinder essen diese Schnitten sehr gern. Man kann das Brot dazu auch vorher rösten. M. Kn.

Schluß des redaktionellen Teils.

Zur Abwehr der Gasbeschränkung.

Die Gasbeschränkung stellt der Hausfrau — zumal in der jetzigen Zeit der Kohlennot — eine schwierige Aufgabe.

Die fleisch- und fettarme Kriegsküche ist mehr denn je auf die Zubereitung von Gemüsen, Hülsenfrüchten und Suppen jeglicher Art angewiesen. Während in normalen Zeiten durchschnittlich nur mittags gekocht wurde und zum Abendessen Wurst, Eier, Käse, Butter und Brot dienten, muß jetzt mittags und abends gekocht werden. Hieraus ergibt sich logisch ein Mehrverbrauch von Feuerungsmitteln, in welchen jedoch Einsparungen erzielt werden müssen.

Dieses Problem ist schwieriger zu lösen als das der Lebensmittelknappheit. Die Lebensmittel sind so rationiert, daß sie, wenn auch vielleicht manchmal nur rein rechnerisch, zur Ernährung ausreichen; für Kohlen und Gas lassen sich derartige Maßnahmen nicht treffen. Es ist daher der Sparsamkeit und Einsicht des einzelnen anheimgestellt, den richtigen Weg der Sparsamkeit zu finden. Nachstehend will ich einige kurze Winke zur Abwehr der Gasbeschränkung geben oder, besser gesagt, Altbekanntes wiederholen, um es der Hausfrau in einer der wichtigsten Zeitperioden ins Gedächtnis zurückzurufen.

Der Gasverbrauch kann wesentlich eingeschränkt werden durch:

Reinhalten des Brenners,
Schützen der Flamme vor Zugluft,
Sofortiges Kleinstellen der Flamme, sobald die Speisen kochen.

Als wahrer Retter in der Not erscheint jedoch die Kochkiste, sowohl die altbekannte hausgemachte Kochkiste, deren Selbstanfertigung seit Kriegsbeginn in anerkennenswerter Weise von Hausfrauenvereinen gelehrt wurde, als auch die verschiedenen Apparate, die als „Garkocher", „Selbstkocher" oder „Sparkocher" in den Handel gebracht wurden. Der Hauptunterschied zwischen Kochkiste und Selbstkocher usw. besteht darin, daß erstere nur die Speisen möglichst heiß hält und so ihr Garwerden fördert, während letztere Wärmespeicher besitzen, die den angekochten Speisen Wärme zuführen und sie einige Stunden in einer dem Siedepunkt nahen Temperatur erhalten. Die Wärmespeicher ermöglichen auch das Braten und Backen, wozu sich die gewöhnliche Kochkiste nicht eignet.

Dem Bedürfnis entsprechend sind in letzterer Zeit namentlich solche Selbstkocher in Aufnahme gekommen, bei welchen die Wärmespeicher in Form von eisernen Rosten gleichzeitig beim Ankochen der Speisen erhitzt werden, ohne dabei letzteren Prozeß dadurch wesentlich zu verzögern. Während für die Güte der Kochkiste lediglich ihre Isolationsfähigkeit maßgebend ist, legt der Selbstkocher den Hauptwert auf die Einsparung von Feuerungsmitteln und Schnelligkeit des Garkochens.

Ein gutes Zeichen für unsere Kultur ist es, daß trotz der schweren Zeit, in der man annehmen könnte, daß sie sich nur auf das rein Notwendige beschränkt, unsere Industrie bemüht war, auch die äußere Form der Selbstkocher gefälliger zu gestalten. Eine Bestätigung des Gesagten finden wir in einer der jüngsten Erfindungen auf diesem Gebiet, dem „Moha"-Kochschrank. Mit größter Zweckmäßigkeit verbindet sich hier eine gefällige Form. Nicht mehr die plumpe Kiste mit Holzwolle gestopft und mit Stoff bezogen, die als unhygienisch anzusprechen ist, sondern ein zierliches Schränkchen, das jeder Küche zur Zierde gereicht, aus einem hochwertigen Material, das nicht nur ästhetisch, sondern auch hygienisch einwandfrei ist, da der „Moha"-Kochschrank aus einem vorzüglich isolierenden Kunststein in Eichenholzrahmen konstruiert ist.

Die Schränke sind komplett mit Wärmespeichern und Emailtöpfen ausgestattet. Vielen unserer Leserinnen, die für einen solchen Kochschrank Interesse haben, wird mit dem Hinweis gedient sein, daß die fabrizierende Firma („Moha" G. m. b. H., Nürnberg 32) unter Bezugnahme auf unser Blatt gern kostenlos einen ausführlichen Prospekt mit Abbildung und ein Rezeptbüchlein für „Kriegsgemäße Speisegerichte" übersendet, die über alle weiteren Fragen genauen Aufschluß geben. In idealer Weise erfüllen diese geistreich konstruierten Küchenartikel die Aufgabe, einerseits Brennmaterial und Zeit zu sparen und andererseits eine vollwertige gehaltreiche Kost zu bereiten, und so trägt deutscher Erfindergeist auch auf dem Tätigkeitsfelde der Hausfrau dazu bei, den Krieg wirtschaftlich gewinnen zu helfen.

Drei Romane von Felix Philippi

Cornelie Arendt	Jugendliebe	Hotel Gigantic
Roman aus Alt-Berlin	Roman aus Alt-Berlin	Roman aus den Vorkriegstagen
29. bis 33. Tausend	51. bis 60. Tausend	15. bis 21. Tausend

Jedes Werk im Geschenkband **6** *Mark, geheftet* **4** *Mark*

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 34. 1918.

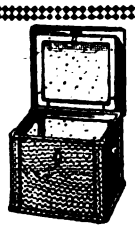
Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Buntes Allerlei.

Die Mystik des Mondscheins hat seit jeher die Menschen beschäftigt und beunruhigt, und sogar in unseren aufgeklärten Tagen hat sich noch mancher Aberglaube aufrechterhalten, der zu der eigentümlichen Wirkung der Mondstrahlen in Beziehung steht. Daß dieses Sonnenlicht aus zweiter Hand vollkommen kalt sei, ist eine weitverbreitete Anschauung, die jedoch unrichtig ist; die Mondstrahlen sind nicht ganz ohne Wärme. Da aber in klaren Nächten die Erde mehr Wärme ausstrahlt, die Kälte somit größer ist, verbindet man mit dem Mondenlicht naturgemäß die Vorstellung, daß dieses Kühle verbreitet. Der Einfluß des Mondes auf das Wetter ist noch keineswegs unbestritten. Die Luftdruckschwankungen, die sein Einfluß hervorruft, sind äußerst gering; man hat sie eine „Ebbe und Flut der Atmosphäre" genannt. Sie fallen auch nicht mit dem Mondwechsel zusammen. Immerhin aber ist in den volkstümlichen Überlieferungen etwas Wahres. Die alte Anschauung, daß dem Mondlicht etwas Dämonisches innewohnt, eine Magie tödlicher oder doch schädlicher Kräfte, die ja schon im antiken Thessalien den giftbrauenden Zauberinnen bei ihrem Werke zu Hilfe kam, beruht auf einer richtigen Beobachtung, die neuerdings durch wissenschaftliche Untersuchungen in überraschender Weise bestätigt worden ist. Bekannt war schon lange, daß man in den Tropengegenden den Genuß von Fischen vermeidet, die dem Mondscheine ausgesetzt gewesen sind. Der Mond soll das Fleisch der Fische giftig machen. Nun haben, wie das „Weltall" mitteilt, namhafte Forscher durch Versuche mit künstlich-polarisiertem Licht — das Mondlicht ist starker Polarisierung unterworfen, da es reflektiertes Licht ist — den Beweis erbracht, daß Fleisch verschiedener Art, ganz besonders aber Fischfleisch, sich in jenem rascher zersetzt als in unpolarisiertem, wenn auch wärmerem Licht. Andere Stoffe verhalten sich gegen diese Einwirkung mehr oder weniger gleichgültig. So ist die Schädlichkeit der Mondstrahlen eine Tatsache, die sich nicht mehr aus der Welt schaffen läßt; es dürfte der Mühe wert sein, auch andere alte Überlieferungen, so die namentlich von den Astrologen schon von alters vertretene Ansicht, daß der Mond auf Vorgänge im menschlichen Körper von Einfluß sei, einer wissenschaftlichen Prüfung zu würdigen.

Riesenplatanen. In unserem deutschen Klima ist die Platane nur ein Schmuckbaum, der allerdings mitunter ganz herrliche Exemplare hervorbringt, doch nur selten zur Größe unserer alten Eichen und Buchen sich zu entwickeln vermag. In seiner Heimat, dem nahen Südosten Europas, in Kleinasien und den Nachbargebieten, wächst der Platanenbaum zuweilen zu riesenhafter Höhe und vor allem zu mächtiger Entfaltung seines Gezweiges heran. Berühmt ist die Platane des Xerxes, der dieser Großkönig eine Wache zugesellte, als er auf seinem Zuge gegen Griechenland von der Pracht des weitästigen Baumriesen einen überwältigenden Eindruck empfangen hatte. Es ist dies ein merkwürdiger Beweis für das feine Naturgefühl und die echt iranische Baumverehrung des Perserkönigs, der doch eben im Begriffe war, Krieg und Verwüstung in blühende Länder zu tragen. In Händels Oper „Xerxes" ist dieser Vorgang durch eine Arie verherrlicht: Ombra mai fù . . . (Niemals war lieblicher eines Baumes Schatten), die als „Largo" eine der verbreitetsten Tonschöpfungen des Meisters geblieben ist. Die größten und schönsten Platanen Europas wachsen auf österreichischem Boden, an der dalmatinischen Küste bei Ragusa. In den Gärten des Grafen Gozzi zu Cannosa stehen dort mehrere Platanen von unbestimmbarem Alter. Der gewaltigste dieser Bäume hat einen Umfang von fünfundzwanzig Schritten; unter seinem ungeheuren Laubdach soll ein Infanterieregiment in voller Kriegsstärke Platz finden können. Die Seitenäste haben den Umfang achtbarer Bäume. Ein Kaffeehaus ist neben den Baumriesen hingebaut, und die Gäste erscheinen wie Mücken in seinem breitgelagerten Schattenkreise. Kaiser und Könige haben diesen Baum besucht; Kaiser Franz Joseph zeigte besonderes Interesse für ihn, ebenso der unglückliche Maximilian von Mexiko. Die Riesenzypresse im Franziskanerkloster auf Lesina und die Riesenpalme in dem seeschlachtberühmten Lissa können sich an Mächtigkeit nicht mit der Platane von Cannosa vergleichen.

Schluß des redaktionellen Teils.



Neueste verbesserte Kochkiste

Stütze der Hausfrau

mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: **Thermosflasche - Doppelfenster**; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private**; wo nicht erhältl., Ausk. durch

SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**

Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Zur Leipziger Messe: Dresdener Hof, I. Obergeschoß Nr. 322/24.

Photographieren Sie?

Dann kaufen Sie Ihre Platten, Papiere, Apparate usw. bei uns.

Billige Preise!

Lassen Sie Ihre Films und Platten bei uns entwickeln, Kopien in Gas- und Tageslichtpapier (auch Postkarten) billigst, innerhalb 48 Stunden versandbereit.

Verlangen Sie Kriegs-Preisliste 1918 gratis und franko

Süddeutsche Photo-Werke W. Nelke, Bretten i. Baden.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh.

Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Broschüren

Altbewährte

Präparate zur

Schönheits-pflege.

Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Augen:

Mit meiner Augenlotion „Dämon", ein vegetabilisches, absolut unschädliches Präparat, erlangen Ihre Augen erhöhte Ausdrucksfähigkeit, Feuer und Frische. Der müde Ausdruck schwindet und das Auge wird wieder lebhaft und frisch. Preis M. 4.50.

Schönheit der Figur:

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno" wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno" übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespalteten Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Gegründet 1896 **Schröder-Schenke,** *Kosmet. Laborat.*

Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b.

Wien 15, Wollzeile 15. *Zürich 15, Gladbachstr. 38.*

Digitized by Google

Für die Küche.

Grüne Salate ohne Öl. Im Sommer gibt's reichlich grüne Salate, und manche Hausfrau denkt mit Bedauern: Schade, ohne Öl kann man nichts Rechtes damit anfangen. Das ist nun nicht richtig. Viele Hausfrauen haben sich ja schon zu helfen versucht, aber für die, die sich nicht ans Erfinden wagen wollen, seien hier ein paar Fingerzeige gegeben. Einen recht wohlschmeckenden grünen Salat kann man z. B. auf folgende Weise herstellen: Essig, Salz, Pfeffer, ganz fein geschnittener Schnittlauch oder Dill und ein viertel Liter Buttermilch wird wohl verquirlt und der sauber gewaschene, auf einem Durchschlag abgetropfte Salat damit gut vermischt. Will man den Salat besonders fein machen, so mischt man ein feinzerhacktes, hartgekochtes Ei darunter. — Eine andere Art der Salatzubereitung ist folgende: Ein Eigelb wird mit Essig, einer Tasse Wasser, Salz, Pfeffer und einem Teelöffel Senf verquirlt und der Salat darin angemacht. Ebenso kann man z. B. Pilzsoße oder Maggi und ähnliche Würzen nehmen, einen Eßlöffel voll auf zwei Eßlöffel Essig, einen halben Eßlöffel Senf und die nötige Menge Wasser; damit hat man eine wohlschmeckende Salatsoße gewonnen. — Ein besonders feiner Salat ist folgender: Ein Eßlöffel Zucker und ein kleines Glas Weißwein werden gut verrührt, eine kleine Tasse Wasser hinzugefügt, und die Salatsoße ist fertig. — Auch Kartoffelmehl läßt sich als Ersatz verwenden. Daraus sind die jetzt zu hohen Preisen käuflichen fertigen Salatsaucen hergestellt. Die praktische Hausfrau kann sie sich billiger selbst verschaffen: Man verquirlt einen knappen Eßlöffel voll Kartoffelmehl mit Essig, Salz und Pfeffer und gießt dann kochendes Wasser hinzu. Dadurch quillt das Kartoffelmehl auf, und die Sauce wird ganz durchsichtig. So verwendet man sie zu Kartoffelsalat. Wenn man grünen Salat damit anrühren will, so mischt man noch einen Teelöffel Senf dazu. — An Stelle von Schnittlauch oder Dill kann man auch Kerbel, Gurkenkraut, Kresse oder Estragon als Würzkreuter zu grünem Salat nehmen. Frau Prof. Dr. Sch.

Essig aus Apfelschalen. Wie so vieles andere, ist auch der Essig sehr im Preise gestiegen. Für einen guten Salat ist er wohl unentbehrlich. Für die vielen anderen Küchenzwecke aber: Beizen von Wild, Fischmarinaden, saure Soßen, gedünstetes Weißkraut usw. ist ein aus Apfelschalen selbstbereiteter „Essigersatz" vollkommen genügend. Man gibt diese, nachdem alles Faulige sorgfältig weggeschnitten wurde, in einen irdenen Topf mit Wasser, portionsweise, nach und nach, je nachdem sie eben abfallen, und stellt diesen, locker zugedeckt, in die Wärme. Alle paar Tage rührt man um und setzt dies drei Wochen lang fort, bis die Flüssigkeit vergoren ist und den reinen Essiggeschmack angenommen hat. Dann wird sie durch ein Tuch geseiht, in eine Flasche gefüllt und kann sofort verwendet werden.

Wenn man Gemüse dörren will, so muß man es, nachdem es küchenfertig geputzt und geschnitten wurde, in kochendem Wasser überwellen, damit es seine Nährsalze behält. Alsdann wird es zuerst auf ein Sieb und, nachdem es genügend abtropfte, auf Kuchenbleche mit weichem Papier als Unterlage gelegt, um bedeckt der Sonne ausgesetzt zu werden. Als Decke ist ein dunkles (möglichst ein schwarzes) leichtes Tuch zu empfehlen. Gerade zu einer Zeit, in der mit dem Heizmaterial möglichst gespart werden muß, sollte man die Sonne als Hilfsmittel mehr denn je in Anspruch nehmen. Auch Birnen und Äpfel können auf diese Art gedörrt werden. Zur Aufbewahrung eignen sich Leinensäcke am besten. Sollte später ein Nachdörren notwendig sein, kann es noch immer auf dem Herde geschehen. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bei trockenem Wetter
ist es nicht nötig, die Schuhe täglich mit Krem zu behandeln, wenn Sie
Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
im Gebrauch haben. — Den Staub vom Leder entfernen, mit welchem Lappen nachreiben, und die Schuhe glänzen wieder wundervoll.
Nigrin ist außerordtl. sparsam u. daher billig i. Gebrauch.
Fabrikant: **Carl Gentner, Göppingen (Württemberg)**

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Listen gratis.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen**

Kümmelpflanzen
sind jetzt zu pflanzen.
100 starke Pflanzen kosten Mark 6.—
— Kulturanweisung umsonst. —
Otto Seetzen, Zuckelhausen b. Leipzig

Buchführung
— gründliche Unterweisung —
F. Elmen, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 11.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, bezog. werd.

Handschriftenbeurteilung.
2 Seiten m. Tinte geschr. (keine Gedichte) 2 M. u. Rückporto. **L. Wegener, Berlin-Lichterfelde-W., Karlstr. 37.**

Ansichtskarten
Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten. 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.
Briefmappen
mit 80 repplin. Briefbogen und 80 Kuverts 4 M. Nachnahme **ab hier.**
Paul Ruppe, Freudenstadt 86. Schwarzwald.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Verpflichtung garant. echt, Preise niedrigst. Höchste Rentabil. für Händler.
S. Faindt, Berlin, Friedrichstr. 170

Warzen
beseitigt verblüffend schnell [illegible] Preis 2,50 Mark. [illegible]
Löwen-Apotheke, [illegible]

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalid.-Räd.), Kat. B u. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer. Elegante Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Kaufmännisches Personal

Stellengesuche u. Stellenangebote für gutes männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger" — dem offiziellen Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin und der Zulassungsstelle an der Börse zu Berlin — stets den gewünschten Erfolg. Auch während des Krieges. Verlangen Sie eine ausführliche Offerte von der Anzeigen Abteilung des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstraße 35—41. Fernsprecher: für Großberlin Zentrum 9001—29, für auswärts 13770—74.

Hunde an die Front!

Bei den gewaltigen Kämpfen im Westen haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtigen Stellungen gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist das Leben erhalten, weil Hunde ihnen den Meldegang abnahmen. Militärisch wichtige Meldungen sind durch Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.

Obwohl der Nutzen der Meldehunde überall bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer kriegsbrauchbarer Hunde, welche sich nicht entschließen können, ihr Tier dem Vaterlande zu leihen!

Es eignet sich Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier, Rottweiler, Jagdhunde, Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner Doggen und Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindest 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen abgerichtet und im Erlebensfall nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Die Abholung erfolgt durch Ordonnanzen.

Also Besitzer: Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!

Die Anmeldungen für Kriegshund- und Meldehundschulen an Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 152, Abteilung Kriegshunde, richten.

Im Königreich Bayern beheimatete Hunde bei Inspektion der Nachrichtentruppen, München, Luitpoldstraße, für gleiche Zwecke melden.

Der Verkauf
der Nähseide nach
Metermaß- u. Meternumerierung
ist der einzig richtige, da jeder Käufer und Verbraucher dadurch selbst das Maß und die Nummer nachprüfen kann. Er befreit uns zugleich von dem veralteten englischen Maß- u. Gewichtssystem.
Reformseide von **Gütermann & Co.**
ist auch in dieser Beziehung das Zuverlässigste und Vorteilhafteste.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 34. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Hausfrauenrat.

Wie man seidene Haarschleifen schont und auffrischt. Die breiten Seidenschleifen, mit denen die jungen Mädchen das Haar zusammenzuhalten oder zu schmücken pflegen, werden ein immer kostspieligeres Vergnügen, weshalb man auf ihre Schonung bedacht sein muß. Am meisten leiden die geknüpften Haarschleifen, weil sie eines öfteren Aufbügelns und auch Reinigens bedürfen, was beides, wenn nicht richtig ausgeführt, die Seide schnell abnutzt. Man braucht sie weniger oft aufzubügeln, wenn man sie stets nach dem Ablegen recht glatt ausstreicht und eng und fest aufrollt und so aufbewahrt. Die Bindestelle kann man dabei ein wenig anfeuchten. Beim Aufbügeln bediene man sich eines angefeuchteten Taschentuches in doppelter Lage und lege das Band dazwischen. Das Eisen darf auch nicht zu heiß sein. Weisen die Bänder Fett- und Schmutzstreifen auf, so reibe man sie zuerst nur mit einem in Benzin oder Petroleumäther getauchten Wattebäuschchen oder auch mit im Wasserbade erhitztem Spiritus ab. Wollen bei diesem Verfahren die Streifen nicht weichen, muß man die Bänder waschen. Das geschieht am besten in dem Kochwasser von Salzkartoffeln, weißen Bohnen oder in einem Sud von Seifenwurzel oder gepulverten Roßkastanien. Alle diese Mittel enthalten Dextrinstoffe, welche den gewaschenen Bändern eine natürliche Steifheit verleihen, so daß sie wie neu erscheinen und nicht so leicht wieder einschmutzen oder weich und unansehnlich werden wie die auf andere Art gewaschenen Bänder. Beim Waschen darf man sie nicht reiben oder gar auswringen, sonst rauht sich die Seide auf, oder es bleiben untilgbare Knitter zurück. Man schleudert die Bänder in der warmen Brühe tüchtig aus, reibt besonders schmutzige Stellen mit einem weichen Läppchen bei flacher, glatter Lage des Bandes ab, legt sie zum Trocknen zwischen zwei saubere Tücher und bügelt sie dazwischen noch feucht und nicht zu heiß. Dunkelbraune und schwarze Bänder werden wieder schön dunkel in der Farbe, wenn man sie in Teewasser spült. Farbige Bänder kann man mit Essigwasser in der Farbe auffrischen. — Endlich seien noch die Samtschleifen erwähnt, die durch Einstauben leicht grau im Aussehen werden. Man reinigt sie am besten mit einem Knäuel zusammengeballter Steifgaze. Druckstellen beseitigt man durch Aufdämpfen, indem man das angefeuchtete Band mit der Rückseite über ein steil gestelltes Bügeleisen zieht und mit einem Bürstchen die Vorderseite auflockert. M. Kn.

Behandlung alter Flaschenkorke. Beim Einkochen von Fruchtsäften in Flaschen fehlt es jetzt häufig an passenden und noch gebrauchsfähigen Korken. Neue sind überhaupt nicht mehr zu haben. Nun kann man aber auch gebrauchte Korke für diesen Zweck noch gut benutzen, wenn man sie mit kochendem Wasser überbrüht und darin, nachdem sie so weit verkühlt sind, daß man sie angreifen kann, zwischen den Fingern tüchtig drückt und knetet, wodurch sich die Bohrlöcher in dem durch das heiße Wasser weich und biegsam gemachten Kork wieder schließen. Große Bohrlöcher füllt man dann noch mit in warmer Hand weichgeknetetem Bienenwachs aus, das man zu ganz dünnen Würstchen formt und recht tief in die Bohrlöcher steckt. Zu starke Korken schneide man niemals mit einem Messer für den Flaschenhals passend, da man dadurch nie einen tadellosen runden und luftdichten Verschluß erreicht. Man reibe vielmehr die überflüssigen Teile mit einer groben Feile oder einem kleinen, scharfen Reibeisen, wie man es für Muskatnüsse verwendet, ab. Das geht ganz leicht von statten, und der Kork bewahrt dabei seine Rundung. Bei Flaschen, die liegend aufbewahrt werden sollen, lacke man die Korkoberfläche oder bestreiche sie mit aufgelöster Gelatine oder den in Eierschalen zurückbleibenden Eiweißresten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Zur Kinderpflege

verwendet man seit vielen Jahren als bestes Einstreumittel für kleine Kinder und Säuglinge nach dem Urteil hervorragender Aerzte der Kinderheilkunde

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

der bei regelmäßiger Anwendung Wundsein, Wundliegen, Entzündungen und Rötungen der Haut zuverlässig verhindert

Vasenol-Wund- u. Kinder-Puder ist seiner sicheren Wirkung wegen in ständiger Anwendung bei zahlreichen Krankenhäusern, Kliniken, Entbindungsanstalten usw

Tägliches Abpudern der Füße (Einpudern in die Strümpfe), der Achselhöhlen sowie aller unter der Schweiß-Einwirkung leidenden Körperteile mit **Vasenol-Sanitäts-Puder** schützt gegen Wundlaufen, Wundreiben und Wundwerden, hält den Fuß gesund und trocken und sichert gegen Erkältungen, wie sie häufig durch feuchte Füße entstehen.

Bei Hand-, Fuß- und Achselschweiß ist **Vasenoloform-Puder** als einfachstes und billigstes Mittel von unerreichter Wirkung und absoluter Unschädlichkeit unentbehrlich.

In Originaldosen in Apotheken u. Drogerien. Vasenol-Werke Dr. Arthur Köpp, Leipzig-Li.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. „Laboratorium" „Leo" Badenbach

Allerlei Winke für jung und alt.

Etwas über die Verwendung der Schwarzwurzel als Heilmittel. Daß der Saft der als Gemüse mit Recht so beliebten Schwarzwurzel ganz hervorragende Heilkräfte besitzt, wissen die wenigsten Hausfrauen. Besonders ist dies bei Gicht, Nieren- und Blasenleiden, Lebererkrankungen und Katarrhen der Luftwege der Fall. Der Schwarzwurzelsaft wirkt lösend auf harnsaure Salze und heilt und lindert Entzündungen. Man sollte deshalb, außer reichlichem Genuß von Schwarzwurzeln in Form von Gemüse, Salaten und Suppen, auch den wertvollen Saft dieser Wurzel zu einer Blutreinigungskur verwenden, wozu das Frühjahr die geeignetste Zeit ist. Am besten und einfachsten verkocht man die Schwarzwurzeln zu einem Tee, der morgens nüchtern und abends vor dem Schlafengehen getrunken wird. Bei warmer Witterung muß dieser Tee täglich frisch zubereitet werden, bei kühler kann man ihn für zwei bis drei Tage auf Vorrat kochen. Man rechnet für zwei Obertassen Tee zwei Wurzeln von ungefähr acht bis zehn Zentimeter Länge und Fingerdicke, die ungeschält, nachdem man sie nochmals gründlich gewaschen hat, in dünne Scheibchen geschnitten werden, worauf man sie mit zwei Obertassen kalten Wassers aufs Feuer setzt und langsam eine Stunde kochen läßt. Man trinkt den Schwarzwurzeltee ohne weiteren Zusatz, warm oder kalt, je nach Belieben. Nur wenn er als rasch lösendes und heilendes Mittel gegen Katarrhe der Luftwege, besonders Heiserkeit und Husten, genommen werden soll, süßt man ihn mit einem kleinen Teelöffel Honig oder Kandiszucker. In diesem Fall muß er möglichst heiß in kleinen Schlückchen getrunken werden. Gegen den quälenden und den Schlaf verscheuchenden Nachthusten älterer Leute ist er ein ganz vorzügliches Linderungs- und Beruhigungsmittel. Man stellt dann eine Tasse Schwarzwurzeltee auf den Nachttisch und trinkt kleine Schlucke davon, sobald der Hustenreiz sich einstellt. Er löst den Schleim, so daß er sich ganz leicht abhusten läßt. — Sehr empfehlenswert ist es auch, aus Schwarzwurzelsaft ein haltbares Hausmittel zu bereiten. Man nimmt dann die dreifache Menge Schwarzwurzel auf zwei Obertassen Wasser, kocht sie wie oben angegeben, seiht den Saft durch ein feines Sieb und kocht ihn nun nochmals mit einem Eßlöffel Honig oder ebensoviel Kandiszucker auf, worauf man ihn in gutschließende Glasdosen füllt und kühl und dunkel aufbewahrt. Treten dann Katarrhe in der Familie auf, so gibt man von diesem sirupartigen Saft öfters einen Teelöffel voll oder verdünnt ihn mit heißem Wasser zu Tee. Von Kindern wird dieses Hustenmittel sehr gern genommen. — Zum Schluß sei noch erwähnt, daß ungeschälte, rohe Schwarzwurzel in geriebenem Zustande ein vortreffliches äußeres Mittel gegen Verstauchungen und Quetschungen ist. Es nimmt die Hitze und zerteilt in kürzester Frist die Geschwulst, so daß die schmerzende Spannung sehr bald nachläßt. Zu beachten ist dabei, daß die schmerzende Stelle vorher mit Öl oder Fett eingerieben werden muß, ehe der geriebene Schwarzwurzelbrei in dicker Schicht darauf gegeben wird. Dieser Brei klebt sonst leicht an und würde beim Wiederentfernen die betreffenden Hautstellen reizen, während er sich von vorher eingefetteter Haut mühelos entfernen läßt. Man vergesse nicht, für alle Heilzwecke die Schwarzwurzel ungeschält zu verwenden, denn die Heilkraft des Saftes sitzt hauptsächlich in der schwarzen Schale.

M. Kn.

Schluß des redaktionellen Teils.

Es gibt nichts Besseres für die Nerven

als die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W. 57, Abt. T. 8

(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Dr. Ernst Sandow's

Künstliches

Karlsbader Salz

und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. – Man achte auf meine Firma

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Arterien-Verkalkung

(Schwindelanfälle, Blutandrang, Atemnot, Herzbeschwerden etc.). Kostenlosen Prospekt über das neue Heilverfahren (giftfrei) nebst ärztl. Vorwort durch:

Allgem. Chem. Gesellschaft Cöln 79, Mastrichterstr. 49.

Gesundung durch Sauerstoff.

Ein durchaus natürliches, giftfreies Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei **Aderverkalkung, Herzbeschwerden,** Schwindelanfällen, Angst- und Schwächezuständen. Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Spezialbroschüre.

Dr. Gebhard & Co., Berlin 154, Potsdamer Str. 104a.

Einmachen ohne Zucker!

Das wichtigste Hausfrauen- und Wirtschaftsproblem beim gegenwärtigen empfindlichen Zuckermangel

320 Einmach-Rezepte

mit besonderer Berücksichtigung der Selbstbereitung von haltbarem **Obstmus-Brotaufstrich.** Reich illustriert. Preis nur 1,30 Mk. franko. In wenigen Wochen 64000 Exemplare verkauft.

Universal-Verlag München 6, Brieffach 4.

Soeben erschien:

Unser Kronprinz im Felde

Gemälde und Skizzen von

Professor Wilhelm Pape

Kriegsmaler im Hauptquartier des Kronprinzen Wilhelm

Prachtwerk in Querfolio-Format mit acht vierfarbigen Vollbildern, 25 Zeichnungen und Skizzen nebst verbindendem Text. Der Kronprinz bei seinem Stabe, im Kreise seiner Mitarbeiter und bei den Kampftruppen. Ein schlichtes Denkmal für das Schaffen des Kronprinzen und seiner Armee, eine wertvolle Erinnerung für jeden Offizier und Mann aus dieser Heeresgruppe.

Preis **10** *Mark*

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Zwei Silben.

Es spielt ein Kind mit müß'ger Hand
Am Rätselworte an der Wand.
Der Vater stundenlang indessen
Hat an demselben Wort gesessen.
Als er das Kind nun spielen sah
Dort an der Wand — was tat er da?
Die Antwort auch das Wort euch nennt,
Wenn ihr die beiden Silben trennt. B. L.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Elsaß-Lothringen muß deutsch bleiben.
Dreisilbig: Gleichgewicht.
Wandlung: Erker, Kerker.
Silben-Umstellrätsel: Kurland — Landkur.
Gleichklang: Verbände.

Schluß des redaktionellen Teils.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Nicht nur Schuhe

sondern auch Leder aller Art, wie Sattelzeug, Ledergürtel, Ledermappen, müssen von Zeit zu Zeit mit

Oelwachslederputz

Nigrin

behandelt werden, um dem Leder wieder Glanz und Nahrung zu verleihen.

Nigrin ist in schwarz, braun, gelb und weiß erhältlich.

Hauchdünn auftragen, nach einigen Minuten mit weichem Lappen nachreiben, und das Leder glänzt wundervoll.

Farbiges Nigrin färbt das Leder nicht, sondern erhält dessen natürliche Farbe.

Schutzmarke

Hersteller: **Carl Gentner, Göppingen** (Württemberg).

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Geht barfuß!! Das Barfußgehen a. Träg. d. Volksgesundh. u. Forder. uns. Zeit. V. **Andreas Nielsen, Hamburg.** Inh: Barfuß als Volkssitte. Überall Hyg., nur keine Fußpfl. Ges. u. kr. Füße. Der Kaltfuß u. d. Schweiß. Gehirn — Nerven — Füße. Mit 20 ganzs. Bild. M. 1.20. D. j. Buchhandlung od. direkt v. Verlag **Kraft u. Schönheit, Berl.-Steglitz 60.**

Alle
Stoffarben
bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben.
Fritz Sprotte.
Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Altbewährte
Präparate zur
Schönheits-pflege.

Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Augen:

Mit meiner Augenlotion „Dämon", ein vegetabilisches, absolut unschädliches Präparat, erlangen Ihre Augen erhöhte Ausdrucksfähigkeit, Feuer und Frische. Der müde Ausdruck schwindet und das Auge wird wieder lebhaft und frisch. Preis M. 4.50.

Schönheit der Figur:

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno" wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno" übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpraparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Gegründet 1896 *Schröder-Schenke,* *Kosmet. Laborat.*

Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b.

Wien 15, Wollzeile 15. *Zürich 15, Gladbachstr. 33.*

Kümmelpflanzen
sind jetzt zu pflanzen.
100 starke Pflanzen kosten Mark 6.—.
— Kulturanweisung umsonst. —
Otto Seetzen, Zuckelhausen b. Leipzig.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. A. versendet gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend
Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Für die Küche.

Sauerampfer-Spinat mit Eierflädchen. Spinat, Melde und Mangold werden sehr vorteilhaft gestreckt und im Geschmack herzhafter gestaltet, wenn man sie mit Sauerampfer zusammen kocht. Das erste Abkochen muß aber getrennt geschehen, da mancher Sauerampfer etwas längere Kochzeit als Spinat braucht. Man nimmt Spinat und Sauerampfer zu gleichen Teilen, kocht beides ohne Salz weich, wiegt es fein und vermengt beides mit einer hellbraunen Mehlschwitze, die man am besten aus Semmelmehl herstellt und mit einer Tasse Würfelbrühe löscht. Nun erst würzt man das Gemüse mit Salz, Pfeffer und nach Belieben mit geriebener Muskatnuß und läßt es auf der Seite des Herdes noch zehn bis fünfzehn Minuten langsam dünsten, doch darf es weder beim Ankochen noch jetzt zugedeckt werden, da es sonst seine hübsche grüne Farbe einbüßt. Man reicht Salzkartoffeln und Eierflädchen dazu. Für diese quirlt man ein bis zwei Eier (auf die Person nur ein halbes Ei rechnend) mit etwas Würfelbrühe und Mehl zu einem dünnflüssigen Teige, gießt davon in einen kleinen, gefetteten Tiegel lediglich so viel, daß der Boden ganz dünn bedeckt ist, bäckt die dünnen Flädchen nur auf einer Seite und rollt sie tütenförmig zusammen. Auf diese Weise ist die Eiermasse sehr ergiebig. M. K. — S.

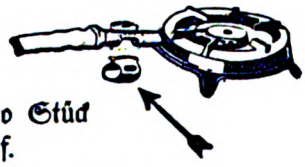
Schluß des redaktionellen Teils.

Höchst praktisch! Durch einen Griff an jeden Gaskocher anzubringen!
Große Ersparnis an Gas! Kein Verbrennen der Muffe mehr

D. R. G. M. **Gasregler** Pat. angem.

verhindert unbedingt das Rückschlagen der Flammen bei Gaskochern! Den Apparat muß jede Hausfrau haben

—Jetzt—



Ladenpreis pro Stück **60** Pf.

Zu haben in einschlägigen Geschäften,
wo nicht erhältlich, weist Bezugsquellen nach:

Dampfzwinger auf Kochtöpfe

Früher Jetzt

40 % Ersparnis an Feuerungskosten. Erhaltung des Wohlgeschmacks der Speisen. Erhöhung d. Nährwerts d. Speisen.

Ladenpreis pro Stück M. 2.—

Pat. angem.

Hermann Zimmermann, Chemnitz 36, Uferstraße 4. Fernsprecher: 2924 und 2925.

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Mitessar
(Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 4.—. Versand durch die Löwen-Apotheke, Hannover 7

Ansichtskarten
Blumen-, Serien-, Landschaften-, Soldaten-, Glückwunsch- etc. Postkarten, 100 verschiedene Karten 2 M., in besserer Ausführung 100 Karten 4 M., in feinster Ausführung 50 Karten 3 M. Nachnahme.

Briefmappen
mit 80 repplin. Briefbogen und 80 Kuwert 4 M. Nachnahme ab hier.
Paul Rupps, Freudenstadt 86.
Schwarzwald.

Ihr neuer Haarersatz
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik.** Wörner, **München 62, Färbergrab. 27.**

„Burnus"
wäscht Wäsche wunderbar.
D. R. P.) Gen. K. A. 2638

„Burnus" ist kein Kriegsprodukt. Spart Heizung, Arbeit und Geld, ist ohne Seifenkarte erhältlich, Schont das Gewebe.

Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften.
Hersteller: Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47a

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 72
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen, m. allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr fr.
Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 6.

Arterienverkalkung
(Schlaganf.) Blutandr., Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerd. etc. Versuch. Sie die gitfreie neue Hauskur mit unserem organischen lebenskräft. Heilmittel. Ca. 1000 unaufgeford. eingeg. Zeugn. Verl. Sie gratis Prosp. m. ärztl. Vorwort durch: Allgem. Chem. Gesellsch. Cöln 70, Mastrichterstraße 49.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 36. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Für die Küche.

Wie man den Küchenherd ausnützt. Bei der jetzigen Kohlenknappheit ist es durchaus notwendig, daß die Hausfrau ein- oder zweimal wöchentlich ihr Essen so voraus bereitet, daß sie die übrigen Tage mit dem Gasherdchen und der Kochkiste auskommen kann. Die eine Herdfeuerung muß benutzt werden zum Kochen, zum Backen und zum Wäschaussieden. Beispiel: Es soll am Mehlspeisentag geben: Grießsuppe, gedünstetes Kraut und Salzkartoffeln, Schneckennudeln und Apfelkompott. Dies letztere sowie das Kraut wird angekocht und drei Stunden vor dem Essen in die Kochkiste gestellt. Nun ist bald der Herd heiß genug, um den großen Waschhafen mit der tags zuvor eingeweichten Wochenwäsche zu erhitzen, die eine Stunde kochen muß und dann in einen Holzzober zur weiteren Behandlung nach dem Essen ausgeschüttet wird. Auf den freien Platz kommt eine vorgerichtete dicke Suppe von Gemüsen und Kartoffeln für den folgenden Tag, ein Viertelpfund dicker Gerste, die über Nacht eingeweicht war, zu Bratlingen vorzukochen, und eine Soße von ebenfalls abends vorher eingeweichten Pilzen, die eine Stunde kochen muß, um wirklich gut zu werden, ein Topf mit roten Rüben zum Einmachen und außerdem das, was sich eben mit dem Rest des Einkochzuckers an Marmelade noch herstellen läßt. In der warmen Küche geht mittlerweile der Hefenteig auf; er wird 1½ Stunden vor dem Essen ausgerollt, noch ½ Stunde in der Form aufgehen lassen und dann in der Röhre gebacken. Mit heißem Wasser und ein paar kleinen Maggiwürfeln wird dann die Grießsuppe zubereitet. In der letzten halben Stunde kochen die Salzkartoffeln, und es wird das aus der Kochkiste genommene Kraut mit Einbrenne fertiggemacht; die Gerste für die Bratlinge aber kommt noch über Nacht in die Kochkiste, worauf sie völlig weich ist. Das ganze Essen des folgenden Tages ist nun bereits fertig und bedarf nur noch eines ganz kurzen Aufkochens auf Gas. Die Wäsche wöchentlich zu erledigen, ist sehr ratsam, da für die Waschküche kein Brennmaterial zur Verfügung steht und die eine Herdfeuerung zu vielem ausgenutzt werden kann. Das Schüren des Herdes erfordert auch wieder Geschicklichkeit: kein Werfen von Kohlen oben auf die Steinkohlenglut, da dieses die Hitze herabsetzt und unnötigen Geruch entwickelt, man schiebe vielmehr die Glut mit der Schaufel etwas zurück und lege ein halbe oder ganze Schaufel voll Kohlen vorne hin. Auf diese Weise bleibt die hohe Temperatur wie die Gasentwicklung stets gleich wirkungsvoll, und man erreicht mit dem sparsamsten Verbrauch die größte Heizkraft.

Der Kunsthonig, der jetzt von Zeit zu Zeit verteilt wird, ist als Ersatz für Zucker in Kaffee und Tee gut zu brauchen. Man kann dann seinen Zucker für Süßspeisen und Kompotte sparen sowie für die Bewirtung derjenigen vergeßlichen Leute, die sich's eben absolut nicht merken können, daß man seinen Zucker mitbringen muß, wenn man bei Freunden Tee trinken und ihnen nicht das Opfer ihres eigenen Zuckerstückchens zumuten will. Es gibt mehr solche Vergeßliche, als man glauben sollte!

Schluß des redaktionellen Teils.

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.

Kümmelpflanzen
sind jetzt zu pflanzen.
100 starke Pflanzen kosten Mark 6.—.
— Kulturanweisung umsonst. —
Otto Seetzen, Zuckelhausen b. Leipzig.

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang, garant. echt, Preisl. umsonst.
Höchste Bezahl. für Ankauf.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47G

Mitessor
(Finnen) beseitigt Dermal-Paste
Preis M. 5,—. Versand durch die
Löwen-Apotheke, Hannover 7

Altbewährte
Präparate zur
Schönheits-pflege.

Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6,—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Augen:

Mit meiner Augenlotion „Dämon", ein vegetabilisches, absolut unschädliches Präparat, erlangen Ihre Augen erhöhte Ausdrucksfähigkeit. Feuer und Frische. Der müde Ausdruck schwindet, und das Auge wird wieder lebhaft und frisch. Preis M. 4.50.

Schönheit der Figur:

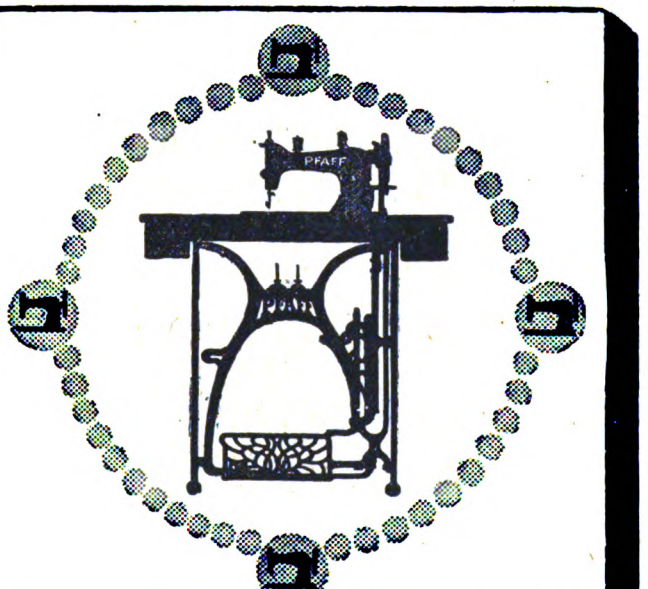
Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno" wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno" übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Gegründet 1896 **Schröder-Schenke,** Kosmet. Laborat.
Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b.
Wien 15, Wollzeile 15. *Zürich 15, Gladbachstr. 33.*



PFAFF
Nähmaschinen
für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

Digitized by Google

Briefkasten.

Herrn Betriebsleiter M . . . . in W. (Bayern). Es ist richtig, daß die Gründung der Freimaurer-Logen in London stattfand. Dort schlossen sich vor 200 Jahren die verschiedenen, noch bestehenden mittelalterlichen Baugenossenschaften, sog. Logen, zu einer gemeinsamen Körperschaft zusammen, die als „Großloge" bald bedeutendes Ansehen gewann. Von den späteren idealen Zielen der Maurerei (Toleranz, Aufklärung, Verbrüderung zur Humanität) war im Anfang wohl nichts zu spüren. Die Zusammenkünfte bei festlichem Essen und Trinken trugen noch den Zunftcharakter der alten Steinmetz- und Architektengilden, die nicht bloß aus Fachleuten bestanden, sondern die Ehrenmitgliedschaft auch an Gelehrte, angesehene Bürger und vornehme Herren verliehen. „Freistein-Maurer" nannte sich die Genossenschaft, nach dem bereits künstlerisch vorgerichteten Sandstein, aus dem die feineren Bauteile hergestellt wurden; hieraus, und nicht aus besonderen Freiheitsgedanken, entstand dann der Name „Freimaurer", der sich mit der Organisation der Logen bald auf dem Kontinent verbreitete. Deutsche, mit London in Verbindung stehende Handelsherren gründeten in Hamburg die erste Loge; Braunschweig und Hannover folgten nach, und sehr bald entstanden in allen Hauptstädten die Freimaurer-Logen, die in den Zeiten des absoluten Fürstenregiments als im stillen entgegenwirkende Macht eine so große Bedeutung gewannen. Der Nimbus des Geheimnisvollen, der sie umgab, wirkte stark auf die Phantasie der Außenstehenden und hat ihnen die Anfeindungen verschafft, die zum Teil heute noch dauern, obgleich doch die ganze sittlich-religiöse Tendenz der Maurerei Gemeingut geworden ist, das keiner Geheimhaltung mehr bedarf.

Frau Ida Z . . . . . Wwe. in Mühlhausen. Wenn Ihre Tochter keine bestimmte technische Ausbildung hat und nur im allgemeinen wünscht, sich beim Hilfsdienst zu betätigen, so muß sie sich dafür beim Roten Kreuz oder der Ortsstelle für Kriegshilfe melden und abwarten, welche Stelle man ihr anweist. Landwirtschaftliche Arbeit wird sofort bezahlt, doch ist dafür starke körperliche Rüstigkeit notwendig. Die Ausbildung zum Pflegedienst erfordert einige Monate gehaltloser Arbeit, dann gibt es bei Verwendung in den Lazaretten neben freier Station eine angemessene Bezahlung. Sehr zu raten ist auch die Ausbildung auf der Schreibmaschine — nicht in der Hoffnung auf kaufmännische Berufe, die bereits überfüllt sind, sondern eben, um eine Fähigkeit mehr zu haben, die unter Umständen auch im Hilfsdienst gesucht sein kann. Pflichttreue, intelligente und tüchtige Mädchen haben dort alle Aussicht auf gutes Fortkommen und werden auch nach dem Kriege weitere Verwendung finden.

Schluß des redaktionellen Teils.

FRAU ELISE BOCK G-M-B-H

BERLIN-CHARLBG. 39, KANTSTR. 158

Erzeugnisse prämiiert:
Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.
Im täglichen Gebrauch Allerhöchster Herrschaften.

Schöne Augen.

Augenbrauensaft, der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger dichter Brauen durch den dunkler färbenden Augenbrauensaft. Preis **M. 4.—.**

Augenfeuer macht die Augen ausdrucksvoll und glänzend. Zu höchster Schönheit entwickeln sich ihre Augen durch „Augenfeuer". Der Blick wird lebhaft. Müdigkeit, dunkle Schatten verschwinden. Preis **M. 5.35**

Schönes Haar.

Goldliesel entwickelt das Haar zu höchster Schönheit. Goldliesel erzeugt den rötlich goldigen Glanz. Gleichzeitig wird die Kopfhaut gereinigt und ernährt; verhindert Nachdunkeln blonden Haares! Preis **M. 3.70.**

Loreley macht das Haar kräftig und voll. Gegen Haarausfall und Schuppen. Kraftspender des Haarwuchses; seine Anwendung Vorbeugung gegen Kahlheit und Ergrauen. Preis **M. 3.70.**

Schönes Gesicht.

Pasta Divina zur Verschönerung der Haut. Durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, ohne Gesichtsflecke, Gesichtsröte, Augenränder. Die Erhaltung der Jugendlichkeit.
Preis **M. 2.35, 4.70** und **9.35.**

Methode Fix-Fix (ges. gesch.) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln. In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt. Sie erscheinen um Jahre verjüngt. Berühmte Spezialisten empfehlen diese Methode. Preis **M 16.—, 26.70, 34.70.**

Schöne Figur.

Stirn- und Kinnbinde. Wie häßlich sind Stirnfalten und wie alt machen sie! Wie entstellt ein Doppelkinn! Tragen Sie nachts meine Binden, und Ihre Schönheit kehrt wieder.
Das Stück **M. 5.35.**

Puder Humide, der beste und unschädliche Verschönerungspuder Rosa, weiß und mattgelb.
Preis **M. 3.70.**

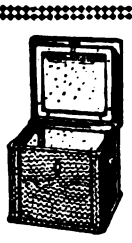
Jugendrot zur Erzielung von zartem, natürlichem Wangenrot.
Flasche **M. 3.70**

Auskünfte kostenlos. — Verlangen Sie bitte Prospekte. — Sachkundige Behandlungen im Institut.

Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung. — Postscheckkonto 8737 Berlin. — Geöffnet 8—7 Uhr.

Deutsche Schönheitspflege in höchster Vollendung.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh.
Zweiganst. tägl. 6 M. — Prosp. u. Brosch. fr.



Neueste verbesserte Kochkiste
Stütze der Hausfrau
mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: **Thermosflasche - Doppelfenster** auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private;** wo nicht erhältl., Ausk. durch
SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**
Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Photographieren Sie?
Dann kaufen Sie Ihre Platten, Papiere, Apparate usw. bei uns.
Billige Preise!
Lassen Sie Ihre Films und Platten bei uns entwickeln, Kopien in Gas- und Tageslichtpapier (auch Postkarten) billigst, innerhalb 48 Stunden versandbereit.
Verlangen Sie Kriegs-Preisliste 1918 gratis und franko
Süddeutsche Photo-Werke
W. Nelke,
Bretten i. Baden.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 36. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2.50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Allerlei Winke für jung und alt.

Die Schürze. Fernab liegen die Zeiten, wo die stattliche Schürze mit dem daran hängenden Schlüsselbund „deutscher Hausfrau Ehrenzeichen“ war. Neue Frauengenerationen fanden das Tragen einer Hausschürze, selbst einer seidenen, nicht mehr angemessen, und nur sehr junge Backfischchen schmückten sich noch an den Teezeiten der Mama mit gestickten leichten Tändelschürzchen — die solideren weißen blieben ausschließlich den Dienstmädchen überlassen. Nun hat, wie in so vielem, die harte Kriegszeit auch hierin Wandel geschaffen und den Frauen recht deutlich vor Augen geführt, um wieviel mehr ein Kleid geschont wird, das nicht im Hause schürzenlos mit allen möglichen Dingen, staubigen und klebrigen, in Berührung kommt. Die Spuren davon sind jetzt, wo viele Frauen und Mädchen notgedrungen zugreifen müssen, oft genug als unschöne Fleckchen und Flecken auf der Vorderbahn des Kleides zu sehen und werden nicht immer vor dem Ausgehen so gründlich weggeputzt, um ganz zu verschwinden. Sie vermeidet vollständig, wer sich gewöhnt, stets eine Schürze im Haus zu tragen, eine starke, waschbare für die Morgenarbeit und Küche, eine schwarze von Alpaka oder Seide in den übrigen Tagesstunden. Dann wird das Kleid fleckenlos sein, wenn man sich zum Ausgang rüstet. Wer diesen öfters am Tage zu machen hat, kann wohl nicht ein besonderes Hauskleid in den Morgenstunden tragen. Wer aber diese täglich zu Hause verbringt, dem ist es doch sehr zu raten, ein altes, hübsch zurechtgemachtes Kleid dafür zu halten und erst zum Ausgang ein besseres anzuziehen. Auch diese längst vergessene Großmuttergewohnheit verdiente jetzt neu aufzuleben — in der Zeit der so teuren Kleiderstoffe. „Fein“ ist jetzt vieles, was früher als unfein galt, es kommt nur darauf an, es mit einem neuen Bewußtsein ins Werk zu setzen und jede Ersparnismöglichkeit (ob klein oder groß) als Ehrenpflicht gegen die Allgemeinheit zu empfinden.

Trocknen von feuchtem Schuhwerk. Nasses Schuhwerk darf nicht am Ofen oder auf dem Herd getrocknet werden, denn es schrumpft in der Wärme zusammen und wird brüchig. Das wird von vielen noch nicht genügend bedacht und ist doch gerade jetzt bei der Lederteuerung sehr wichtig. Man füllt das nasse Schuhzeug nach dem Ablegen sofort mit Zeitungspapier aus, stopft dieses in mäßig großen Portionen recht fest hinein und stellt die Schuhe an die Luft, in die Sonne oder allenfalls in die Nähe des Ofens. Aber auch nur die Nähe! Nie auf den Ofen oder auf den Herd selbst. Die Wärme darf nur sachte an sie herankommen. Wenn sie vollkommen ausgetrocknet sind, reibt man sie erst mit etwas Vaseline oder sonst einem harmlosen Fett ein, damit das Leder wieder geschmeidig wird. Ist das vom Leder gut aufgenommen, behandelt man sie wie gewohnt.

O.

Schwarzfärben von Handschuhen. Will man bei den jetzigen hohen Preisen der Glacéhandschuhe alte verwaschene Ballhandschuhe noch für die Straße verwerten, so färbt man sie auf folgende Art schwarz. Ein wenig Alaun wird in warmem Wasser aufgelöst, und mittels eines Pinsels werden die Handschuhe, in deren einzelne Finger man ein Stöckchen, einen Bleistift oder dergleichen steckt, sorgsam mit dem gelösten Alaun bestrichen. Sind sie ganz getrocknet, bestreicht man sie mit einer Blauholzabkochung, worauf sie violett erscheinen. Dann wird dieser Anstrich nach einer Viertelstunde wiederholt, und schließlich reibt man die Handschuhe mit einem in warmes Öl (Baumöl) getauchten Lappen ab, worauf sie schwarz und weich werden.

W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello“** ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100 000 „Zello“ i. Gebrauch. Preis **M. 6.—, M. 8.40 u. M. 12.—** mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.) Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 165.** Winterfeldtstr. 34

Gesundung durch Sauerstoff.

Ein durchaus natürliches, giftfreies Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei

Aderverkalkung, Herzbeschwerden,

Schwindelanfällen, Angst- und Schwächezuständen.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Spezialbroschüre.

Dr. Gebhard & Co., Berlin 154, Potsdamer Straße 104 a.

Unentbehrlich für magere Damen

ist mein neuester ges. gesch. Korsetterſatz „Lupa“ mit **regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit **keinem Korsett** eine solch **formvollendete** Figur erzielen wie mit „Lupa“, nachdem er gleichzeitig **volle Figur** erzeugt. **Nicht nur für schlanke** Damen eignet sich „Lupa“ vorzüglich, sondern auch für **starkleibige Damen.** Der Hüftformer **flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. Durch den **regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa“ ist eine **absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung.** Viele Anerkennungen. **Modell 3013** mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnerfarbig **M. 79.50.** Noch aus bestem Stoff, **kein** Papiergewebe. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Marke „Lupa“ ges. gesch.

Prospekte kostenlos

Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.

Büstenverbesserer „Lupa“ wie Abbildung **ohne Hüftformer** mit **jedem Korsett** zu tragen **M. 32.75.** Taillenweite aufgeben.

— Bei Einsendung von Stoffen ermäßigen sich die Preise um 33⅓ %. —

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden - N. — Laboratorium »Leo« — Badenbach

Digitized by Google

Neu eingegangene Bücher.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Dr. Alfred Hasterlik: „Von Speise und Trank". Stuttgart. Franckh. — Dr. Walter Meckauer: „Das Theater in Breslau und Theodor Loewe 1892—1917". Dresden. Leipzig. Heinr. Minden. — Paul Schreckenbach: „Michael Meyenburg". Leipzig. L. Staackmann. — Carl Leyst: „Hindenburg oder Napoleon". Berlin. Gustav Braunbeck. — Niklaus Bruck: „Ich warte ....". Stuttgart. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. — Fr. W. v. Oesteren: „Der Schatten der Gorgo". Stuttgart. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. — Wilhelm Teudt: „Die deutsche Sachlichkeit und der Weltkrieg". Godesberg b. Bonn. Naturwissenschaftlicher Verlag. — E. Schmid: „Die deutschen Bauern in Südrußland". Berlin. Deutsche Landbuchhandlung. — „Die deutschen Kriegsgäste der Schweiz." München. R. Piper & Co. — Schultze-Naumburg: „Der Bau des Wohnhauses". Band I. München. Georg D. W. Callwey. — Ruth Waldstetter: „Eine Seele". Bern. A. Francke. — Paul Heitz: „Dreißig Neujahrswünsche des fünfzehnten Jahrhunderts". Straßburg. Ed. Heitz. — Hermann Kurz: „Das Glück in der Sackgasse". Leipzig. Quelle & Meyer. — Dr. Hugo Gandig. „Deutsches Volk — Deutsche Schule". Leipzig. Quelle & Meyer. — Dr. O. Rabes: „Hinaus ins Freie". Leipzig. Quelle & Meyer. — J. U. Ramseyer: „Vom Leben, Lieben und Leiden unserer Tierwelt". Bern. A. Francke. — Laura Frost: „Zu Hause und in der Gesellschaft". Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Stuttgart. Berlin. Leipzig. — Robert Nagel: „Immer ist Sonntag". Leipzig. Wien. Jos. A. Kienreich. — „Der Kruppsche Kleinwohnungsbau." Wiesbaden. Heimkultur. — „Geschäftsbericht des Städtischen Arbeitsamts Berlin-Schöneberg über die Kalenderjahre 1913, 1914-15." Schöneberg. Jahn & Landt. — Emmy Gruhner: „Familie". Berlin. S. Fischer. — K. Gjellerup: „Der goldene Zweig". Leipzig. Quelle & Meyer. — „Neue Christoterpe". Jahrbuch für 1918. Begründet von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilh. Baur, herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Kögel. Halle a. S. Richard Mühlmann (Max Grosse.) — A. Unger: „Wie ein Buch entsteht". Berlin, Leipzig. B. G. Teubner. — Hans Menzinger: „Meine Kriegsgedichte". Graz, Wien. „Styria." — Julius Reuper: „Graf Zeppelin und sein Werk". Leipzig. Dr. Max Gehlen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Mutter und Kind

stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50. 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 4 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Blumen-, Serien-, Landschaften-, etc.

Ansichtskarten

100 verschiedene Postkarten . . . 3 M.
in feiner Ausführung . . 6 M.
Glückwunschkarten mit Kuvert . . 5 M.

Briefpapier

100 Mappen mit je 5 Bogen u. 5 Kuvert M. 18.— 20.— 25.— 30.— 35.— 40.—
16 Mustermappen 4 M
Paul Ruppa, Freudenstadt 86.
Schwarzwald.

Arterienverkalkung

(Schlaganf.) Blutandr., Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerd. etc. Versuch. Sie die giftfreie **neue Hauskur** mit unserem organischen lebenskräft. Heilmittel. **Ca. 1000** unaufgeford. eingeg. **Zeugn.** Verl. Sie gratis Prosp. m. ärztl. Vorwort durch: **Allgem. Chem. Gesellsch. Cöln 79,** Mastrichterstraße 49.

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Kriegsbriefmarken

der Zentralmächte — Preisliste gratis.
W. Franke, Berlin W. 8,
Unter den Linden 17/18.
Ankauf von Sammlungen jeder Art.

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, bezog. werd.

Bruchleidende

jeder Art, auch hartnäckige und veraltete Fälle, beseitigt vollständig **„Parasan".** Ueber 25 Jahre sicher bewährt. **M. 6.50.**
Otto Reichel, Berlin 61. 80, Eisenbahnstr. 4

Einmachen ohne Zucker!

Das wichtigste Hausfrauen- und Wirtschaftsproblem beim gegenwärtigen empfindlichen Zuckermangel
320 Einmach-Rezepte
mit besonderer Berücksichtigung der Selbstbereitung von haltbarem **Obstmus-Brotaufstrich.** Reich illustriert. Preis nur 1,30 Mk. franko
In wenigen Wochen 64000 Exemplare verkauft.
Universal-Verlag München 6, Brieffach 4.

Warzen

beseitigt „Varex"
Preis 2,50 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke Hannover 29

Fortsetzung des „Kleinen Vermittlers" von der 2. Umschlagseite.

Gärtner-Lehranstalt Oranienburg b. Berlin.

Institut der Landwirtschaftskammer.

a) **Lehrlingskursus:** Junge Leute, welche sich dem Gärtnerberuf widmen wollen, werden zur gründlichen praktischen Erlernung der Gärtnerei jederzeit in der Anstaltsgärtnerei aufgenommen. b) **Gehilfenkursus:** Die Anstalt bietet Gehilfen Gelegenheit zur theoretischen Ausbildung auf allen Gebieten der Gärtnerei. Kursus-Dauer 2 Halbjahre. Eintritt Mitte April und Mitte Oktober. **Billige Pension in der Anstalt.** Ausführlicher Bericht und nähere Auskunft kostenfrei durch die **Direktion.**

Erziehungsheim (Realschule)

Waldkirch im Breisgau. (Schwarzwald)

Einzige Privatschule in Baden und den Reichslanden, die (seit 1874) das Recht hat, selbst Zeugnisse über die wissenschaftl. Befähigung ihrer Schüler zum einj.-freiw. Militärdienst (Reife für Obersekunda) auszustellen **Aufnahmen: September und Ostern.** **Dr. Plähn.**

Privat-Chemie-Schule für Damen von Frau Dr. Paula Türk
Ausbildung für Laboratorien
Berlin NW 6, Luisenstr. 54. Prospekte franko.

Priv. Chemie-Schule f. Damen von Dr. Max Vogtherr,
Leiter Dr. Oskar Makowka, Berlin SW. 11
Hedemannstr. 13-14. Reichh. Laboratoriumseinrichtg. Grdl. u. vielseit. Ausb. Lehrpl.-Zul

Institut z. Ausbildg. wissenschaftl. Hilfsarbeiterinnen.

Kurse in histolog. Technik u. Theorie, Zeichnen u. Photographie. Fr. Dr. **Bieling. Berlin-Wilmersd., Güntzelstr. 49.** Prospekt. Empfohl. durch hervorragende Professoren.

I. Deutsche Chemieschule

für Damen in Dessau 15. Errichtet 1901. Ausgebildet über 1000 Damen. Chemische u. bakteriolog. Kurse. Stellen-Nachw. Prosp. fr.

Chem.-Techn. Unterrichts-Laboratorium für Damen

Dr. Johs. Haas, Göttingen.

Gründliche, vielseitige Ausbildung für die Praxis, auch in Nahrungsmitteluntersuchung. Näheres durch Prospekt. Beste Referenzen.

- **Ausbildung von Hilfschemikerinnen für Industrie, Behörden, Institt., Krankenh. gründl. u. erfolgr. m. Stellennachw.**
- **Private Chemieschule f. Damen i. Berlin-Lichterfelde W., Drakestr. 46. Prosp.**

Lette-Verein

Unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.
Berlin W 30, Viktoria-Luise-Platz 6.

Wirtschaftliche Frauenschule

mit einjährigem Lehrgang und **Hausbeamtinnen-Ausbildung.**
Beginn: Anfang Oktober. Auskunft und Aufnahme durch das Verwaltungsbüro, geöffnet von 9—2 und 3—6 Uhr.

Bad Harzburg. Töchter- u. Erholungsh. „Maria Margarete" bietet ein. fl. jg. Mädch. eine allseit., grdl., häusl., wissensch., gesellsch. Ausbild. l. Lehrkr. u. Ref., Ane. k. best. Verpfl. Herrl. Waldl. dir. a. Kurh. u. Park, Jahrespr. 1600 M. Prosp.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 37. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Allerlei Winke für jung und alt.

Zur Reinigung lackierter Möbel wie Fensterrahmen, Türen und dergleichen eignet sich am besten grobe Weizenkleie, die mindestens 5—10 Minuten in Wasser gekocht und durchgeseiht wird, um abgekühlt angewandt zu werden. Man taucht einen Wollappen hinein, reinigt damit die betreffenden Gegenstände, wäscht mit klarem Wasser nach und reibt sie sofort mit einem Leinentuche trocken. Hat man keine Kleie, so kann man mit bestem Erfolg auch Salmiakgeist benutzen, der lauwarmem Wasser beigefügt wird; auch hier ist sofortiges Nachspülen mit klarem Wasser und Trockenreiben geboten. Heißes Wasser darf bei Lack nie angewandt werden, da er sonst Sprünge und Risse bekommt. A. W.

Gegen die ätzende Wirkung von Kalk, der, wenn man bei einem Bau vorübergeht, durch Zufall oder Unvorsichtigkeit leicht in das Auge gelangt, ist kaltes Zuckerwasser die beste Hilfe. Der Kalk geht mit dem Zucker eine Verbindung ein, die das Auge nicht angreift, und zugleich hört der Schmerz auf.

Fischgeruch entfernt man von Eßbestecken durch Abreiben mit einem Brei, den man aus Asche, Salz und Wasser herstellt.

Schluß des redaktionellen Teils.

An unsere Leser.

Wir sehen uns zu unserem lebhaften Bedauern gezwungen, vom 1. Oktober 1918 ab den Bezugspreis der Gartenlaube zu erhöhen, weil unsere Unkosten, namentlich für Löhne und Materialien, wieder ganz erheblich gestiegen sind. Die Bezugs-Preise für die einzelnen Ausgaben der Gartenlaube betragen:

1. Nummern-Ausgabe: jährlich 52 Nummern, vierteljährlich 3 Mark.
2. Doppelnummern-Ausgabe: jährlich 26 Doppelnummern zu 50 Pf.
3. Heft-Ausgabe mit Beiblatt „Die Welt der Frau": jährlich 52 Hefte zu 40 Pf.
4. Doppelheft-Ausgabe mit Beiblatt „Die Welt der Frau": jährlich 26 Doppelhefte zu 80 Pf

Wir hoffen, daß unsere Leser die Notwendigkeit dieser Maßnahme, die uns nicht leicht geworden ist, aber durch die Kriegsverhältnisse bedingt wurde, anerkennen und der Gartenlaube auch fernerhin ihre Treue und Anhänglichkeit bewahren werden

Berlin und Leipzig, im September 1918

Ernst Keil's Nachf. (August Scherl)
G. m. b. H.

Leichner
„Rose"
reiner Blütenduft

O. Walter-Obrecht's
Fabrik-Marke
Krokodilkamm
ist der feinste Kamm für Haarpflege u. Frisur.
Mit Zeichen „Kroko" überall erhältlich.

„Burnus"
wäscht Wäsche wunderbar.
(D. R. P.) Gen. K. A. 2638

„Burnus" Das ideale Einweichmittel
Gut geweicht ist fast gewaschen.
Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften
Hersteller: Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 G

Mitessar
(Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 5,— Versand durch die Löwen-Apotheke, Hannover 7

Kein Leser versäume, meine Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

Arterienverkalkung
(Schlaganf.) Blutandr., Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerd. etc. Versuch. Sie die giftfreie neue Hauskur mit unserem organischen lebenskräft. Heilmittel. Ca. 1000 unaufgeford. eingeg. Zeugn. Verl. Sie gratis Prosp. m. ärztl. Vorwort durch Allgem. Chem. Gesellsch. Cöln 79, Mastrichterstraße 49.

Für den Garten.

Der Liebstock, ein vorzügliches einheimisches Küchengewürzkraut. Es ist recht bedauerlich, daß eine unserer besten einheimischen Küchengewürzpflanzen noch ziemlich unbekannt ist. Es ist das der Liebstock oder das Liebstöckl (Levisticum officinale), das höchstens in einzelnen Herrschaftsgärten sich vorfindet. Der ausgezeichnete Geschmack und der würzige, starke Geruch der Blätter und Stiele der Pflanze können unsere mageren Kriegssuppen bedeutend verbessern und dienen auch zur Würze aller möglichen Tunken, Klöße, Eierkuchen, Kräuterbutter und -käschen. Auch zur Herstellung der wohlschmeckenden Suppenwürzen, die sich jede Hausfrau vorsorglich selbst einkochen sollte, sind die Blätter und Stiele des Liebstocks vorzüglich geeignet. Sie erinnern im Geschmack und Geruch teils an Sellerie, teils an Petersilie, mit welchen Kräutern der Liebstock auch verwandt ist. Ähnlich wie den Rhabarber kann man den Liebstock durch Teilung der Wurzeln vermehren. Im August wird der Samen reif, der, wenn er getrocknet und gemahlen ist, eine sehr feine Würze für viele Gerichte ergibt. Im Herbst welkt die Pflanze wie der Rhabarber, und die äußeren Teile verschwinden allmählich. Dann sollte der Wurzelstock, der im Winter in der Erde verbleibt, gut gedüngt werden, um im Frühjahr mit frischer Kraft treiben zu können. Da die Pflanze winterhart und ausdauernd ist und uns schon im ersten Frühjahr eine äußerst wohlschmeckende Küchenwürze liefert, dürfte sich ihr Anbau überall empfehlen, besonders da wir jetzt, vom Ausland abgeschlossen, nur auf unsere einheimischen Gewürze angewiesen sind.

M. F.

Schluß des redaktionellen Teils.

Schutzmarke

Verlangen Sie für Ihr
besseres Schuhzeug
ausdrücklich
Oelwachslederputz

Nigrin

denn auch die verseiften Wasserkreme werden als Wachskrem angeboten; sie enthalten aber Wachs nur in Form von Seife, lösen sich in Wasser schwarz auf und beschmutzen daher bei Regenwetter die Kleider, während Nigrin als reine Oelwachsware in Wasser unlöslich ist; es ist wasserfrei, färbt daher auch bei Regen nicht ab und gibt dem Leder Nahrung.

Alleiniger Fabrikant: **Carl Gentner, Göppingen** (Württbg.)

Fortsetzung des „Kleinen Vermittlers" von der 2. Umschlagseite.

Pädagogium Traub Frankfurt a. O. 2
Einj.-Freiw. Prima. Fähnriche. Abitur. Uebertritt in alle Klassen. Damenabteilung. Vorzügl. Erfolge bei gr. Zeitersparnis. Bestempfohlenes Schülerheim. Prospekt u. Erfolge frei.

Pädagogium Lähn i. Riesengeb. Ziel: Obersekunda. Einjährig.-Zeugn. Prosp. frei d. d. Direkt.

Ahnsche Realschule (militärberechtigt)
verbunden mit **Alumnat Haus Bartelsruh** zu **Bad Lauterberg i. Harz** (gegr. 1883).
Herrl., gesunde Lage im Südharz. Ausreichende Verpflegung. Beste Erfolge: d. Schule erteilt selbst d. Berechtigungszeugnis für d. einjährig. Heeresdienst (von 386 in den letzten Jahren entlass. Prüflingen erhielten **377** — 98% — das Zeugnis). Beste Empfehlungen. Prospekt durch **die Direktion.**

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV.—I., all. Schulart: **Einj., Primareif., Abitur.**, Um-schul.-Halbjahrskl., bes. **Damenkl.** f. Matur- u. **Ergänz.-Prüf.** Alle Einricht. f. öff. Schul. Kl. Klass., gr. Zeitgew. **Seit Herbst 1915 84 erfolgr. Extraneerprüf.** 2 Vill., 1 Schulh., Gr. Gärt. u. Spielpl. Verpfl. u. Erzieh. gew. geleit. Einzelz. Nachw. d. Erfo. u. Prosp. d. **Dir. Müller**, Sybelstr. 14.

Schülerheim Miltenberg a. Main
Realklassen, erteilt Einjährig.-Zeugnis. Prospekt durch Direktor Kring.

Pädagogium Ostrau b. Filehne. Von **Sexta** an. Ost rn-u. Michaelis-Klass. Erteilt **Einj. Zgn.**

Erziehungsheim (Realschule)
Waldkirch im Breisgau. (Schwarzwald)
Einzige Privatschule in Baden und den Reichslanden, die (seit 1874) das Recht hat, selbst Zeugnisse über die wissenschaftl. Befähigung ihrer Schüler zum einj.-freiw. Militärdienst (Reife für Obersekunda) auszustellen. **Aufnahmen: September und Ostern.** **Dr. Plähn.**

Privat-Chemie-Schule
für Damen
von Frau Dr. Paula Türk
Ausbildung für Laboratorien
Berlin NW 6, Luisenstr. 64. Prospekte franko.

Priv. Chemie-Schule f. Damen von Dr. Max Vogtherr,
Leiter Dr. Oskar Makowka, Berlin SW. 11 Hedemannstr. 13-14. Reichh. Laboratoriumseinrichtg. Grdl. u. vielf. Ausb. Lehrpl.-Zus.

I. Deutsche Chemieschule
für Damen in Dessau 15. Errichtet 1901. Ausgebildet über 1000 Damen. Chemische u. bakteriolog. Kurse. Stellen-Nachw. Prosp. fr.

Chemie-Schule für Damen
Aussichtsreicher Frauenberuf.
Prospekte u. Näheres durch Fachschule
Dr. S. Gärtner,
Halle a. S., Mühlweg 29.

Marie Voigts
Bildungsanstalt, Erfurt
Hauswirtschaftl. Frauenschule
Lehrgänge:
f. jünger. Schül. Einf. in d. Hauswirtschaft. Wissenschaftl. Fortbild.
für reif. Schüler Gründl. Ausb. i. d. Hauswirtsch.
Ausbildungsst. f. tech. Lehrerin.
Lehrgänge:
für wissensch. u. prakt. Vorbereitung z. Aufnahme.
für Turnlehrer. im Sommerhalbjahr.
Schülerinnenheim.
Gute Verpflegung. Auskunftsheft. Reger Betrieb bei vollem Lehrplan.

Dr. Buslik's Bakteriologie-, Chemie- und Röntgen-Schule für Damen. Leipzig 1, Keilstraße 12. Schulausk. u. Jahresber. frei.

Dr. Asbrand's Chemieschule für Damen Hannover-Linden
Schwalenbergerstr. 5. Damen werden gründl. zu chemischen Assistentinnen u. wissenschaftl. Hilfskräften ausgebildet. Prospekt frei.

Ausbildung für höhere Frauenberufe
außerhalb der Universitätsbildung.
Staatliche Prüfungen.
Auskft. d. Kanzlei Leipzig, Königstr. 40.

Lebens- **Töchter** aus gut Hause, 1—3 j. beruf f. **Real- u. Gymn.-Kurse** (Lat. u. Griech.): 1.—9. Kl. bis Abit. z. Ausb. a. Hauslehr. f. höh. Unt. bz. Hochschulstud. Hon. u. Pens. ev. ganz od. teilw. gest. b. z. A. stell. Pens. f. stud. Dam. an Mädch.-Gymn. od. Univ. **Reform - Internat Kl. chen / München A**

● **Ausbildung von Hilfschemikerinnen für Industrie, Behörden, Institt., Krankenh. gründl. u. erfolgr. m. Stellennachw. Private Chemieschule f. Damen i. Berlin-Lichterfelde W., Drakestr. 46. Prosp.** ●

Wernigerode
priv. höh. Mädchenschule mit Heim f. Schül. Gute Verpfleg., vorzügl. geist. Förderung i. kl. Klassen. Prosp. u. Ref. d. Frl. Frantz.

Victoria-Studienhaus
Haus Ottilie von Hansemann
Charlottenburg, Berliner Str. 37/38 (Nähe Knie).
Vorbereitungskurse zum **Nachexamen** für Oberlyzeal-Abiturientinnen sowie für das **Latinum u. Graecum.** Praktische Kurse **f. Juristinnen u. sozial Interessierte Frauen.**
Türkische Kurse.
Heim f. Studentinnen.

Dresden-A., Goethestraße 12. **Sophie Voigts Töchterheim**
verbunden mit **höherer Koch-, Haushaltungs- und Gewerbeschule.**
Sorgfältige Ausbildung in allen Zweigen des Haushaltes. Fortbildung in Wissenschaften und Musik. Beste Verpflegung. Eigene Villa. Jahrespreis 2000 Mk. Ausführl. Prosp.

Roggendorf's Laboratorium und private chem. **Lehranstalt,**
Jungfernstieg 17, **Stralsund,** Triebseerschulstraße 20.
Bes. und Leit.: **Hartmann Roggendorf,** Apotheker u. Chemiker.
Damen erh. gedieg. system. theor. u. prakt. Ausbild., a. Wunsch Pens. im Hause. Prosp. frei

Erziehungs-Anstalten
Nervöse oder schwachbegabte junge Leute sind. sorgf. individ. Erzieh., Pflege, Anleit. im Gartenb., ev. Lehrausb. Eig. Heim i. groß. Garten. Jahre i. Trüpers Erziehungsheim. Prosp. S. Wageners Gartenh. Gera-R.-Tinz.

Verschiedene Pensionen
Die Kückenmühler Anstalten
Stettin (Begründet 1863) bieten Geisteskranken, Epileptischen und Psychopathischen der besseren Stände Pflege, ärztliche Behandlung und Heilung. — Prospekte durch den Direktor Pastor **Karig.**

Nordseebad
Haus Tanneck, Wyk a. Föhr,
Erholungsheim, ganzjährig geöffnet. Prospekte durch die Oberin.

Stellenangebote
Der Frankfurter Schwesternverband
der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt **als Lehrschwestern.**
Näheres bei Fr. Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 2.
Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Nach Detmold gesucht
Kindergärtnerin
zu 4 Kindern im Alter von 3—9 Jahren. Frl. aus guter Familie mit entspr. Vorb., liebev., aber energ. Schriftl. Ang. u. H. 7578 an **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.**

Suche per 1. Oktober zur Hausarbeitsaufsicht zweier Mädchen (5. u. 4. Lyzeumsklasse) evang. Lyzeumsabsolventin od. jg. **Lehrerin,** die vormittags Hausarbeit übernimmt. Offerten nebst Bild und Gehaltsansprüchen erbeten. **Frau Dr. Ostermann, Essen-Ruhr, Moorenstr. 17.**

Hauslehrerin,
die auch etwas Klavierunterricht erteilt, für 2 Kinder, 9 und 7 Jahre, in ländl. Pastorat an der Westküste Schleswigs gesucht. Gefl. Ang. u. H. N. 5544 bef. **A. Mosse, Hamburg.**

Als Stütze der Hausfrau wird gebildetes, evangelisches **Fräulein** gesucht, welches Wert auf dauernde Stellung legt. Bedingung perfekt kochen. Angebote mit Bild, Zeugnissen und Gehaltsansprüchen an **Frau Forstrat Hedwig Rehn, Peitz N.-L. b. Cottbus.**

Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 37. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. **Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Allerlei Winke für jung und alt.

Rost- und Grünspanflecke entfernt man aus weißer Wäsche, Batistblusen usw. durch wiederholtes kräftiges Überreiben mit einer durchgeschnittenen, möglichst saftigen Zwiebel und ein darauf folgendes Auswaschen in kochendheißem Wasser. Sollten die Flecke nach dieser Behandlung wider Erwarten noch nicht ganz getilgt sein, so betupft man sie mit etwas Salzsäure, die ganz rein und zur Hälfte mit klarem Wasser verdünnt sein muß, und überstreicht sie alsdann noch mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak. Dann wäscht man wieder mit Wasser nach und spült den ganzen Gegenstand nochmals gut.

W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Homburger · Elisabeth · Brunnen

Seit dem Jahre 1660 bekannt und von den Ärzten empfohlen. — Im Gebrauch bei hohen und allerhöchsten Herrschaften.

Haustrinkkuren

mit Homburger Elisabeth-Brunnen
werden mit gutem Erfolg angewandt zur

Anregung des Stoffwechsels

und ärztlich verordnet bei allen damit zusammenhängenden Krankheiten:

Magen-, Darm-, Leber- und Gallensteinleiden

ferner bei

Frauenkrankheiten, Blutarmut und Allgemeiner Schwäche.

Homburger Mineralwässer sind von angenehm erfrischendem Geschmack. Erhältlich in den Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen. Wo nicht, wende man sich an die untenstehende Versandstelle. — Ausführliche Prospekte über Anwendung und Wirksamkeit, sowie zahlreiche Gutachten ärztlicher Autoritäten versenden gratis die

Brunnenverwaltung
Bad Homburg, Versandstelle: Pharmakon, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Auskünfte und Drucksachen über das Bad frei durch die Kurverwaltung Bad Homburg.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden - N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Rebus.

Scharade.

Die ersten beiden ziehen
Dahin im Strom der Zeit,
Sie schleichen oder fliehen
Und bringen Freud und Leid.

Die beiden letzten nehmen
In list'gem Frevelmut
Und heimlich, sonder Grämen,
Uns unser Geld und Gut.

Zur Arbeit unentschlossen,
In lässig träger Ruh'
Die Ganzen schau'n verdrossen
Dem Werk der ersten zu.

Renata Greverus.

Silbentausch.

Vom Gott des Feuers und des Bösen
Hast sicher du einmal gelesen;
Um zu ergründen, wen ich meine
Verrate ich dir nur das eine:
Vertauschst sein Silbenpaar du fein,
So werden es zwei Pfund gleich sein.

R. D.

Auflösung des zuletzt veröffentlichten Rätsels.

Schalter — schalt er.

Schluß des redaktionellen Teils.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 72
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Verleiben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen, m. allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Blumen-, Serien-, Landschaften-, etc.
Ansichtskarten
100 verschiedene Postkarten . . . . 3 M.
in feiner Ausführung . . . . 6 M.
Glückwunschkarten mit Kuvert . . 5 M.
Briefpapier
100 Mappen mit je 5 Bogen u. 5 Kuver. M. 18. — 20. — 25. — 30. — 35. — 40. — 16 Mustermappen 4 M.
Paul Ruppe, Freudenstadt 88. Schwarzwald.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, bezog. werd.

Apotheker Lauensteins
Sommersprossen-Crem, *wirksamstes Mittel gegen Sommersprossen Leberflecken, unreinen Teint, gelbe Flecken, selbst wenn alle andern Mittel versagten. Preis per Dose M. 4.50. Apoth. Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.*

Formamint-Tabletten
vernichten die Bakterien in Mund und Rachen und gewähren
Schutz vor Ansteckung

Denken Sie daran,
wie leicht ein Brand entsteht!

Durch Unvorsichtigkeit entstand ein Brand; der ganze Raum stand bald in Flammen. Ich holte schnell den fast seit 6 Jahren gefüllt hängenden „Minimax" und löschte das Feuer in weniger als einer Minute. Da einer Reparatur halber der Wasserhahn abgestellt war, verdanke ich es lediglich dem Minimax, daß ein größeres Unglück verhütet wurde. gez. v. Zaluskowski, Bochum.

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben, unabhängig von Wassermangel und unbegrenzt haltbar. Über eine Million Apparate im Gebrauch, mehr als 50000 gemeldete Brandlöschungen, Tausende ungemeldet. 1917 monatlich im Durchschnitt über 8000 Nachfüllungen geliefert. 104 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet!

Verlangen Sie Sonderdruckschrift: „Tb."

„MINIMAX" BERLIN W. 8, Unter den Linden 2 (E. 72).

Hamburg, Cöln, Dortmund, Breslau, Stuttgart, München, Zürich, Wien.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

3. Beilage zu Nr. 37. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Neu eingegangene Bücher.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

W. Isberner: „Zivilversorgungsschein, Anstellungsschein und Anstellungsgrundsätze". Berlin. S. Gerstmanns Verlag. — W. Isberner: „Wann und wie erfolgt die Versorgung der Militärpersonen (vom Feldwebel abwärts) bei der Armee, Marine und den Schutztruppen sowie des Personals der freiwilligen Krankenpflege?" Berlin. Kameradschaft. — W. Isberner: „Wie erhalten Kriegsbeschädigte eine Zusatzrente?" Berlin. S. Gerstmanns Verlag. — Hans Wram: „Kriegsbilder aus Paris 1914—1917". Leipzig. Edwin Frankfurter. — Helene Wunsch: „Unterhaltende Rechenstunden". Wien. Leipzig. Carl Gerolds Sohn. — Dr. Ernst Hartmann: „Frauenglück und Beruf". Grünberg i. Schl. Fr. Weiß. — Felix Hollaender: „Der Tänzer". Berlin. S. Fischer. — Ernst Krauß: „Deutschlands Dichter". Leipzig. M. Meulenhoff.

Schluß des redaktionellen Teils.

MODERNES PELZWERK

bekannte solide Ausführung

gegen bar oder bequeme Teilzahlung

Stöckig & Co. Dresden A. 16

Kat. R 135: Moderne Pelzwaren
„ G 135: Gold-, Silber- und Brillantschmuck
„ U 135: Uhren jeder Art
„ L 135: Offenbacher Lederwaren, Terrakotten, Fayencen, Moha-Kochschränke etc.
„ O 135: Tafel-, Kaffee-, Teeservice (Rosenthal-Porzellan)
„ P 135: Photoapparate

Bei Angabe des Artikels Kataloge an ernste Reflektanten kostenlos.

Ins rechte Licht gerückt

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar zu sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.

Kriegsbriefmarken

der Zentralmächte — Preisliste gratis.
W. Franke, Berlin W. 8,
Unter den Lindcn 17/18.
Ankauf von Sammlungen jeder Art.

Werkstatt für moderne

Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien

für Blusen u. Kleider
Hohlsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin O 27,
Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

Soeben erschien

Schlummernde Werte

Praktische Neuschöpfungen aus Altem

Von

Hermine Steffahny

und

Doris Kiesewetter

Mit 249 Abbildungen im Text

Preis 2 Mark 50 Pf.

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Buchführung

— gründliche Unterweisung —
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Hämorrhoiden

Mittel, 1600fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr.
Ap. Lauenstein's Versand Spremberg L. 6.

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Karlsbader Salz
und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. — Man achte auf meine Firma
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

Altbewährte Präparate zur

Schönheitspflege.

Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Gegen rauhe spröde Gesichtshaut zur Pflege der Haut unerläßlich: Creme „Bella-Divina" Preis M. 4.—, 7.50

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Hände

ist ein Attribut, dessen Reiz nicht unterschätzt werden darf. „Schneerose" gegen rote Hände und dunkle Hautfarbe. Preis M. 3.50

Schönheit der Figur:

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno" wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno" übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht naturfrische Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Gegründet 1896 Schröder-Schenke, Kosmet. Laborat.
Berlin 15, Potsdamerstr. P 26b.
Wien 15, Wollzeile 15. Zürich 15, Gladbachstr. 32.

Digitized by Google

Für die Küche.

Erprobte Winke bei Verwendung des ukrainischen Mehles. Da wir jetzt bald ukrainisches Mehl geliefert erhalten werden, mögen nachstehende Winke mancher Enttäuschung vorbeugen und eine zweckmäßige, verlustlose Verwendung ermöglichen. Die Winke stammen von Hausfrauen, welche durch ihre in der Ukraine stehenden Angehörigen schon öfters dortiges Mehl erhielten und bei Verwendung desselben über bittern Geschmack und nach dem Genuß der damit bereiteten Speisen, besonders Kuchen, über Verdauungsstörungen klagten, bis sie einige Kniffe fanden, die Abhilfe schafften. — Woher der oft stärkere, oft nur schwache Bittergeschmack des ukrainischen Mehles eigentlich stammt, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander. Manche behaupten, er entstehe durch zu lange Lagerung des Getreides oder des Mehles, oder er habe seine Ursache in der Bodenbeschaffenheit, der Art der Ausmahlung, Entartung bezw. Krankheiten der Aehren (Mutterkorn usw.), oder aber er werde durch Beimengung von Kastanienmehl hervorgerufen. Oft schmeckt das rohe Mehl nicht bitter und wird es erst durchs Kochen, oder umgekehrt. Auch ein eigentümlich traniger Geschmack ist dem ukrainischen Mehle bisweilen eigen. Deshalb ist es unbedingt nötig, das Mehl sowohl roh als gekocht in kleiner Kostprobe zu prüfen, um festzustellen, ob und wie stark der Bittergeschmack hervortritt. Je nach Befund muß dann das Mehl mehr oder minder mit anderem Mehl vermengt und sehr bitteres nur in ganz kleinen Mengen und bei Speisen, wo der bitterliche Geschmack weniger auffällt, verwendet werden. Ein Sieben des Mehles ist vor allen Dingen zu empfehlen, denn oft sitzt der Bitterstoff in der Kleie, und so kann wenigstens das Mehl gerettet werden. Sodann ist ein Aufstellen des gesiebten Mehles in flachen Schüsseln an einem sonnigen, luftigen Ort und öfteres Umrühren desselben sehr vorteilhaft. Durch dieses Lüften wird der Geschmack des Mehles ganz entschieden verbessert und der erwähnte tranige oder ein auch manchmal auftretender dumpfiger Geschmack verliert sich dabei vollständig. Sodann ist ein trocknes Rösten des Mehles in großer, flacher, eiserner Pfanne von gutem Erfolge gewesen, so daß daraus bereitete Suppen nicht mehr bitter schmeckten. Das Rösten muß unter stetem Rühren erfolgen und fortgesetzt werden, bis das Mehl eine lichtbraune Farbe zeigt. Stark bitter schmeckendes Mehl, bei dem diese Kniffe versagen, vermenge man zur Hälfte oder zwei Dritteilen mit anderem Mehl und verwende es zu gewürzten Speisen, wie Kartoffelsuppe mit Sellerie oder Kerbel, Obstsuppen, Pilzsuppen, zum Einbrennen von allen Kohlarten, sauren Kartoffeln, Gulasch und zu Bratlingen. Bei Klößen, Nudeln und Kuchen muß man mit einer Beigabe dieses Mehles vorsichtig sein, da es hierbei am meisten durch den Bittergeschmack auffällt. Das durch ein sehr feines Haarsieb (am besten Müllergaze) gesiebte Mehl kann aber auch hierzu meistens unbedenklich genommen werden. Die Rückstände verwendet man dann zu den oben erwähnten Suppen und Gemüsen. — Zum Schluß sei noch erwähnt, daß das stark ausgemahlene Mehl, sei es nun ukrainisches oder deutsches, zum Leidwesen der Hausfrauen die Suppen und Speisen sehr schwer bindet, weshalb man sehr viel davon nehmen muß, was wieder mit den knappen Brotmarken nicht in Einklang zu bringen ist. Hierbei wird aber fast immer der Fehler gemacht, die mit diesem Mehl zubereiteten Speisen zu lange zu kochen, wobei sie nämlich immer dünnflüssiger werden. Das Kleiemehl soll eigentlich nur gebrüht werden, und ein Ziehen der damit gebundenen Speisen ist einem Kochen vorzuziehen. Dann quillt es besser auf, verträgt aber kein langes Stehen, weshalb man die Mehlschwitzen erst kurz vor dem Auftragen an die Speisen geben sollte. Will das Eindicken gar nicht gelingen, muß man eine rohe Kartoffel an die Speisen reiben, sie kurz damit aufkochen lassen und bald auftragen.

Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Königin Drosselbart.

Jedermann kennt das Märchen vom König Drosselbart und der schönen, hochmütigen Prinzessin, die an allen Freiersmännern etwas auszusetzen hatte. Nicht jeder aber weiß, daß dieses Märlein eine Fortsetzung hat. Als nämlich der hochfahrende Sinn der Prinzessin gebrochen und sie Königin Drosselbart geworden war, erinnerte sie sich noch oft, wie hart sie als Bettelweib hatte arbeiten müssen. Ein tiefes Mitleid mit allen Frauen ihres Reiches erfüllte sie, wenn sie daran dachte, daß unter den vielen Tausenden, die ihr huldigten, nur ganz wenige waren, die sich gleich ihr genug Dienstboten und Köche halten konnten, sondern daß die weitaus meisten alle niedrigen Arbeiten ihres Hauswesens selbst besorgten, ja sogar, was ihr am schrecklichsten erschien, selbst kochen mußten. Jeden lieben Tag, den Gott werden ließ, am heißen Ofen stehen, ganz gleichgültig, ob draußen Winterstürme fegten und etwas mehr Wärme dem Körper Annehmlichkeit bringt, oder ob draußen Sommergluten brüten, daß man ohnehin meint, den Hitzschlag zu bekommen, und dann noch am Siedefeuer eines Küchenherdes schmoren muß. Ist's nicht genug, wenn sich eine Frau tagtäglich die Frage vorlegen muß: Was koche ich heute? Wie bringe ich Abwechslung ins Mittagsmahl? Was richte ich zum Abendbrot an? Wo nehme ich bei der Teuerung billige und gute Speisen her? Wie koche, brate und backe ich, ohne zu viel Gas und Kohlen zu verbrauchen? Auch noch alle Schmutzarbeiten, die zur Bedienung eines Küchenofens nötig sind, selbst ausführen zu müssen, sich die Hände an rostigen Ofentüren und berußten Töpfen verderben und durch widerliche Eßgerüche den eigenen guten Appetit zur Mahlzeit beeinträchtigen zu lassen — so beklagenswert erschien der guten Königin das Los der Hausfrauen ihres Reiches, daß sie beschloß, in irgendeiner Weise für die Erleichterung ihrer Aufgaben zu sorgen. Sie ließ einen jungen Künstler zu sich rufen, von dem die Sage ging, daß er bei einem großen Zauberer in der Lehre gewesen sei, und legte ihm die Frage, die sie im Augenblick vor allem anderen beschäftigte, vor. Der junge Künstler lauschte den Worten der Königin mit Ernst und Aufmerksamkeit.

„Hohe Herrscherin," sprach er mit tiefer Verneigung, als sie geendet hatte, „wenn Ihr mir gestattet, die Frage bis morgen zu bedenken und mich in Euerem Interesse mit meinem Meister zu besprechen, so hoffe ich Euch binnen vierundzwanzig Stunden mit der Lösung der Frage vor Augen treten zu können."

Die Königin dankte ihm hocherfreut für seine Bereitwilligkeit und entließ ihn, nicht ohne ihm für die Lösung eine hohe Belohnung zuzusagen. Am nächsten Tag erschien der junge Künstler wieder vor der Königin. Zwei Diener trugen einen zierlichen netten Schrank vor ihm her. Er bestand aus einem Leistenrahmen von massiver Eiche mit eingelegten Platten aus Kunststein und sah so nett und zierlich aus, als ob er immer vor dem Thronsessel Ihrer Majestät und nie anderswo gestanden hätte.

„Wie nett!" rief die Königin, als sie ihn erblickte.

„Wie nett!" echoten alle Hofdamen, als sie das Entzücken der Königin sahen.

„Wie nett!" wisperten alle Kammerkätzchen, die an den Türklinken des Audienzsaales lauschten und noch gar nicht recht wußten, was drinnen eigentlich nett gefunden werde.

„Erhabene Majestät," sprach der junge Künstler, „gestattet mir, Euch ein Geschenk zu überweisen, das auf einer Erfindung meines großen Meisters beruht und zur Erleichterung der mit Küchenarbeit so sehr überlasteten Hausfrauen dienen soll."

Damit öffnete er den Deckel des Schränkchens und zeigte im Innern drei blitzsaubere Kochtöpfe in verschiedenen Größen auf gußeisernen Rosten.

„Also eine Kochkiste", sagte die Königin etwas enttäuscht, denn sie war auf etwas ganz Besonderes gefaßt gewesen.

„Keine Kochkiste im gewöhnlichen Sinn, sondern der Moha-Kochschrank ist ein vollendeter Selbstkocher. Die Speisen werden in den Moha-Töpfen auf der Gasflamme mit den Rosten zugleich erhitzt und nach einer Vorkochzeit von 5 — 20 Minuten, je nach Art der Speise, in den Moha-Kochschrank gesetzt. Ganz vorzüglich läßt es sich in dem Moha-Kochschrank braten und backen. Kein Küchendunst, kein Eßgeruch, Ersparnis an Gas und Kohlen, kein Anbrennen der Speisen, kein Zuschnellkochen, aber ein Zusammenhalten der Nährwerte und damit verbunden ein besonderer Wohlgeschmack der Gerichte, das alles sind Vorzüge des Moha-Kochschrankes. Dabei ist seine saubere, elegante Ausführung von dauerndem Wert. Infolge seiner hohen Isolierfähigkeit läßt sich der Kochschrank ferner in Sommerszeiten bequem als Kühl- und Eisschrank verwenden.

Die Königin war alsbald von der Vielseitigkeit des Kochschrankes begeistert. Sie ließ sogleich ein Festmahl herrichten, und ihr sowohl als dem König und dem ganzen Hofstaat hatte es noch nie so gut gemundet. Der junge Künstler wurde zu Gast geladen. Er durfte neben der Königin sitzen und bekam den Oberhofmeister-Exzellenzen-Küchenorden. Die Frauen im Land aber legten sich auf Anraten der Königin den Moha-Kochschrank zu, und das sollte jede Hausfrau tun, die ihr Küchenwesen in dieser schweren Zeit auf der Höhe erhalten will.

Der durch deutsches Reichspatent ausgezeichnete neue Moha-Kochschrank ist von der Firma Moderne Haushalttechnik „Moha"-G. m. b. H., Nürnberg 99, kürzlich auf den Markt gebracht und in allen besseren Geschäften für Haus- und Küchengeräte erhältlich. Ausführliche Prospekte mit Abbildungen nebst Rezeptbüchlein für kriegsgemäße Spargerichte erhalten diejenigen unserer Leserinnen, die für den Kochschrank Interesse haben, auf Anfuchen kostenlos und unverbindlich von obengenannter Firma.

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Halsleiden.**

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.

Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Str. 104.

Alle **Stoffarben**

bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfarben.

Fritz Sprotte.

Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

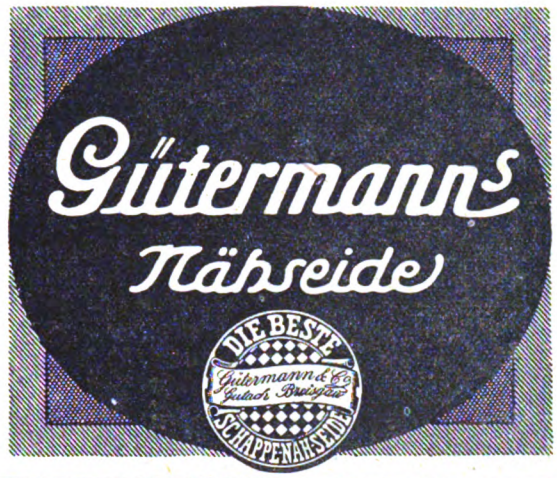
1. Beilage zu Nr. 38. 1918

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme:** ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Neu eingegangene Bücher.

Conrad Keller: „Alfred Ilg“. Frauenfeld, Leipzig. Huber & Co. — Herrmann Schindler: „Bulgarien“. Dresden. Friedrich Schindler. — Martin Schian: „Die evangelischen Gemeinden in der Kriegszeit“. Leipzig. Quelle & Meyer. — „Jahrbuch der Urania und Astronomischer Kalender für das Jahr 1918.“ Braunschweig. Friedrich Vieweg & Sohn. — Hermann v. d. Pfordten: „Deutsche Musik“. Leipzig. Quelle & Meyer. — Robert Nagel: „Immer ist Sonntag“. Graz, Wien, Leipzig. Jos. A. Kienreich. — Johannes Böttner: „Feldgemüsebau“. Frankfurt a. d. Oder. Trowitzsch & Sohn. — Rudolf Hawel: „Die Patrioten“. Warnsdorf. Wien. Leipzig. Ed. Strache. — Anton Wildgans: „Mittag“. Neue Gedichte. Leipzig. L. Staackmann. — Dr. G. A. Wauer: „Kriegsbilder“. (Reuters Bibliothek für Gabelsberger-Stenographen. Band 253—256.) Dresden. W. Reuter. — Wilhelm Scheffen: „Feuer auf Erden!“ Berlin. Ulrich Meyer. — Dr. Kurt Floericke: „Forscherfahrt in Feindesland.“ Stuttgart. Franckh. — Alfons Petzold: „Von meiner Straße“. Warnsdorf. Wien. Ed. Strache. — Hans Gerok: „Die Fremden“. Warnsdorf. Wien. Leipzig. Ed. Strache. — Kurt Engelbrecht: „Die Heimat und Du“. Halle (Saale). Richard Mühlmann. — W. Bölsche: „Schutz- und Trutzbündnisse in der Natur“. Stuttgart. Kosmos, Franckh. — Franz Lebius: „Familienforschung“. Leipzig. H. A. Ludwig Degener. — Dr. Gustav Jaegers Monatsblatt für Lebenskunde und Gesundheitspflege zum Schutz der Wahrheit gegen die Lüge. Stuttgart. W. Kohlhammer. — „Reineke Wilson“ oder Tausend und eine Schlacht. Der Krieg der Tiere. Radeberg bei Dresden. Dr. Käubler. — Dr. Fr. Engelmann: „Gefahren und Verhütung der Erkältungskrankheiten insbesondere bei Kleidungs-, Schuh- und Kohlenknappheit. München. Otto Gmelin. — Schattat: „Valorismus“. Leitgedanken für eine Philosophie der Schaffenden. Königsberg i. Pr. G. Kahane. — Max Bewer: „Trommeln und Posaunen“. Leipzig. Goethe-Verlag.

Schluß des redaktionellen Teils.



Gesundung durch Sauerstoff.

Ein durchaus natürliches, giftfreies Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei

Aderverkalkung, Herzbeschwerden,

Schwindelanfällen, Angst- und Schwächezuständen.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Spezialbroschüre.

Dr. Gebhard & Co., Berlin 154, Potsdamer Straße 104 a.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.grat.Kat.A üb. **Selbstfahrer** (Invalid.-räd.).Kat.B.u.**Krankenfahrstühle** f.Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle. ca. 150 Modelle.

Kriegsbriefmarken

der Zentralmächte — Preisliste gratis.

W. Franke, Berlin W. 8,

Unter den Linden 17/18.

Ankauf von Sammlungen jeder Art

Altbewährte

Präparate zur

Schönheits-pflege.

Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus“. Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis“ dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Gegen rauhe spröde Gesichtshaut zur Pflege der Haut unerläßlich: Creme „Bella-Divina“ Preis M. 4.—, 7.50

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare“ verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Hände

ist ein Attribut, dessen Reiz nicht unterschätzt werden darf. „Schneerose“ gegen rote Hände und dunkle Hautfarbe. Preis M. 3.50

Schönheit der Figur.

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno“ wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno“ übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

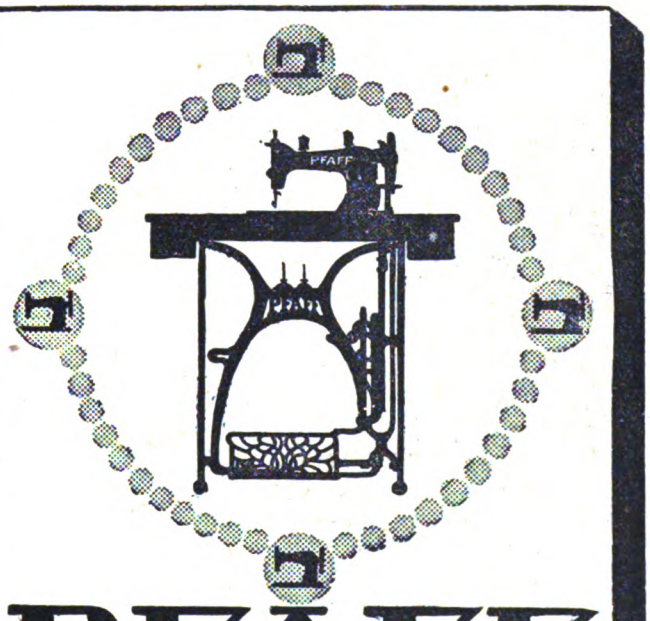
„Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespalteten Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Gegründet 1896 **Schröder-Schenke,** Kosmet. Laborat

Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b.

Wien 15, Wollzeile 15. *Zürich 15, Gladbachstr. 33.*



PFAFF

Nähmaschinen

für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G.M.Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz Gegründet 1862.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Wie man Zahn- und Nagelbürsten lange brauchbar erhält. Die recht teuer gewordenen Zahn- und Nagelbürsten werden meistens falsch behandelt und verbrauchen sich dadurch rasch. Außerdem nehmen sie leicht einen dumpfigen Geruch an und lassen die Borsten ausgehen, was beim Zähneputzen unangenehm ist. Die Ursache dafür ist, daß die Bürsten gewöhnlich in den Porzellanschalen des Waschtisches, noch dazu oft zugedeckt, verwahrt werden, anstatt daß man sie, mit den Borsten nach oben, in ein Wasserglas stellt, oder in einem Zahnbürstenhalter hängend aufbewahrt, so daß die Borsten gut austrocknen können. Vorher muß man aber unbedingt die Zahnbürste in reinem Wasser ausspülen und mit dem Handtuche abtrocknen. Verbleiben Reste von Zahnpasta, Seife oder Zahnpulver darin, so werden die Borsten bald weich und brüchig. Zum Keimfrei-Machen der Zahnbürsten bediente man sich früher des Weingeistes, in den man sie allwöchentlich einmal tauchte, doch ist dieses Mittel uns jetzt kaum noch zugänglich. Nagelbürsten mit Stiel werden wie Zahnbürsten behandelt, solche ohne, die sogenannten Handbürsten, lege man niemals, wie es leider fast immer geschieht, mit den Borsten nach oben in die Bürstenschale, wodurch der Bürstenboden, in den die Borsten gefaßt sind, stets naß verbleibt und fault. Man lege also die Bürste entweder mit den Borsten nach unten in die Schale, oder noch besser stelle man sie steif auf, bzw. hänge sie auf, so daß das Wasser abtropfen kann und die Borsten gut austrocknen. Das sind alles Kleinigkeiten, die aber doch so manche Ersparnisse zeitigen, was in heutiger Zeit doppelt ins Gewicht fällt. Vor allem halte man schon die Kinder dazu an, mit diesen kleinen Gebrauchsgegenständen zweckmäßig und schonend umzugehen. Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils

Ein schönes Gesicht

Pasta divina zur Verschönerung der Haut. Durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, die Erhaltung der Jugendlichkeit. . . . . Preis M. 2.65, 5.25, 10.50

Augenbrauensaft. Der bezaubernde Reiz seidiger Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger Augenbrauen durch den „Augenbrauensaft". . . . . Preis M. 4.50

Nero. Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflußt durch Waschungen. Erhältlich in Blond, Braun und Schwarz. . . . . M. 6.40

Lippenrot. Das einzige Mittel, völlig unauffällig, haltbar und unschädlich den Lippen eine natürliche, schöne rote Farbe zu geben, nicht abfärbend. . . . . M. 2.25

Ratschläge, praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit". 155,000 Auflage. . . . . M. 1,50

Frau Elise Bock G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 158

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr.
Dir. Prof. Schmidt

Institut Goltz Ilmenau i. Thür. Einj. Abitur. Pr.fr.

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Kataloge gratis.

Blumen-, Serien-, Landschaften-, etc.
Ansichtskarten
100 verschiedene Postkarten . . . . 3 M.
in feiner Ausführung . . . 6 M.
Glückwunschkarten mit Kuvert . . 5 M.

Briefpapier
100 Mappen mit je 5 Bogen u. 5 Kuvert M. 18. — 20. — 25. — 30. — 35. — 40. —
16 Mustermappen 4 M.
Paul Rupps, Freudenstadt 86.
Schwarzwald.

Brustleiden
jeder Art, auch hartnäckige und veraltete Fälle, beseitigt vollständig „Parasan". Ueber 25 Jahre sicher bewährt. M. 6.50.
Otto Reichel, Berlin 61. 80, Eisenbahnstr. 4

Apotheker Lauensteins
Sommersprossen-Crem, *wirksamstes Mittel gegen Sommersprossen Leberflecken, unreinen Teint, gelbe Flecken, selbst wenn alle andern Mittel versagten. Preis per Dose M. 4.50. Apoth. Lauensteins Vers. Spremberg L. 6.*

Unreine Haut
Mitesser, Pickel, Röte, Schärfe, Ausschlag und Verstopfung beseitigt sicher Lauensteins vegetarisches Universalmittel M. 7,50
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L. 6.

Warzen
beseitigt „Varex"
Preis 2,50 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke Hannover 29

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW68, Zimmerstr. 35-41, bezog. werd.

Alles steigt im Preise.
Vorräte sind unersetzlich!
Vorsicht geboten bei Feuersgefahr!
Ein
Minimax
für
70 Mark
im
kleinen Heim
gibt
Sicherheit!
100
der größten Firmen Deutschlands kauften im Laufe von 10 Jahren 30000 Apparate für eigenen Feuerschutz, der beste Beweis für die Güte des
Minimax
-Systems.
Stets löschbereit. Unabhängig von Wassermangel. Leicht handlich.
Minimax G.m.b.H.
Berlin / Hamburg
Köln / Dortmund
Breslau / Stuttgart
München / Zürich
Wien.
Ausstellung und Vorführung:
Berlin W 8,
Unter den Linden 2 (E. 72)

Der Glanz bleibt
auf Ihren Schuhen auch bei nassem Wetter, wenn Sie
Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
verwenden, denn Nigrin ist wasserbeständig, während gewöhnliche Wasserkrem sich im Regenwasser schwarz auflöst und alles beschmutzt.
Nigrin gibt wasser- und wetterfesten Hochglanz.
Hersteller: Carl Gentner, Göppingen (Württemberg)

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 38. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 2,50 für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Buntes Allerlei.

Hellenische Kunst im alten Indien. Von manchen Gelehrten ist die Ansicht geäußert worden, daß die indische Kunst ursprünglich keine Abbildungen ihrer Götterwelt gekannt habe, vielmehr seien diese erst durch die Bekanntschaft mit der bildenden Kunst der westlichen Antike, vor allem also der hellenischen Bildnerei, in Gebrauch gekommen. Die Berührungen mit dem Hellenentum sind ja sehr zahlreich gewesen. Das gilt nicht für Indien allein. Wir wissen, daß Griechen oder griechisch gebildete Asiaten bis in die heutige Wüste Gobi hinein Spuren ihrer Kultur zurückgelassen haben. Jedenfalls haben die Darstellungen Buddhas und der buddhistischen Mythe sich zuerst unter den Skulpturen der Gandhara-Klöster gefunden. Das griechisch-baktrische Königreich, das wir wohl als den Herd des ganzen hellenischen Einflusses in Indien und Ostasien bezeichnen dürfen, war vor dem Erscheinen dieser Bildwerke schon in Trümmer gefallen. Aber Griechen, vornehmlich Jonier, reisten weithin mit Waren und Kunstwerken, und man weiß heute, daß buddhistische Sendboten die Levante und wahrscheinlich auch Mitteleuropa heimgesucht haben. Je mehr die anfangs götterlose Lehre Buddhas ihren Mythos ausbildete, desto stärker wurde das Bedürfnis nach bildlicher Darstellung. Selbst die berühmten Skulpturen an dem Bor-Budor auf Java zeigen klassische Züge. Und nicht nur die Hand des Bildhauers arbeitete nach griechischem Muster. Man findet in den Ruinen indischer Bauwerke aus jener Periode deutlich korinthische Kapitäle. Sie sind, wie ein Kenner dieser Denkmäler ausführt, nicht rein hellenisch, auch nicht frührömisch, weisen eher auf Kleinasien hin. In Nordwestindien finden sich naturgemäß die meisten Arbeiten dieser Gattung. In Pandschab gibt es Säulen, die ganz ionisch sind, die Basen sind rein attisch, die Kapitäle haben Voluten. Das Zeitalter des indohellenischen Geschmackes wird ungefähr von den Jahren 50 — 350 begrenzt. Sehr merkwürdig ist auch der Tempel von Mortand in Kaschmir. Seine Anlage ist durchaus griechisch, man kann Schiff und Cella unterscheiden. Die Säulen und Halbsäulen dieses Bauwerks erinnern an gewisse Formen des spätrömisch-dorischen Stiles. Über den Eingängen sind dreieckige Aufsätze angebracht. Er war ein Sonnentempel und dürfte aus dem achten Jahrhundert stammen. Der Sonnen-(Mithra-)Kult war im nordwestlichen Indien stark verbreitet. (Ein Spezialforscher meint, daß diese und andere Tempel Kaschmirs Schlangenheiligtümer waren). Endlich sei der kühnen Theorie gedacht, daß die Aufführungen griechischer Dramen auf das indische Drama von Einfluß gewesen seien, ja, dieses eigentlich erst hervorgerufen hätten. An den Höfen der griechisch-indischen Herrscher hat man gewiß auch das hellenische Drama gepflegt. Indessen sind die ältesten uns noch erhaltenen indischen Stücke von der Griechenperiode Indiens durch ganze vier Jahrhunderte getrennt.

Kaffee aus gerösteter Gerste. Wie der echte Bohnenkaffee schmeckt, haben wir bereits fast vergessen und uns an den früher sehr geringschätzig betrachteten Malzkaffee des guten Pfarrers Kneipp gewöhnt, der nicht nur ganz leidlich schmeckt, sondern auch dem Magen bedeutend zuträglicher ist als der arabische Trank. Aber auch der Malzkaffee ist nicht mehr so reichlich zu haben wie sonst, sondern schon lange knapp geworden; deshalb tut man gut, auch hier auf Streckung zu denken, indem man die bisweilen zur Verteilung kommende Gerste verwendet. Auf flacher Pfanne röstet man sie, bei fleißigem Umwenden, ganz wie früher den Bohnenkaffee, bis sie ebenso wie dieser eine schöne braune Farbe gewonnen hat. Dann muß sie verkühlen und wird später in der Kaffeemühle fein gemahlen. Etwas Würze zuzusetzen, ist rätlich. Die Quantität zur Kaffeebereitung muß jeweils erprobt werden.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die grüne Dose

ist das Kennzeichen der echten von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 2.50 12 Bäder Mk. 4.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien — Nur echt in der grünen Dose. — Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T.10 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Original-Dose

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Für die Küche.

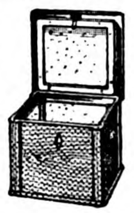
Vorzügliche Suppe aus Schotenschalen. Die Schotenschalen sollte man niemals achtlos wegwerfen, denn sie enthalten wertvolle Nährsalze und liefern außer einer guten Suppe noch ein Streckmittel für Spinat oder Mangold sowie auch eine gute, haltbare Suppen- und Tunkenwürze für den Winter. Für Suppe und Spinat müssen die Schotenschalen von dem inneren dünnen und sehr zähen Häutchen befreit werden, das sich leicht abziehen läßt. Hauptsache ist, daß die Schotenschalen, wofür immer man sie benutzen will, in ganz frischem Zustande verwendet werden müssen, denn vom Liegen werden sie welk, lassen sich dann nur schwer enthäuten und verlieren den angenehmen Geschmack. Die enthäuteten Schotenschalen werden sauber gewaschen und gewiegt. Dann setzt man sie mit kleingeschnittenen Suppenwurzeln und Würfelbrühe aufs Feuer und läßt sie eine Stunde kochen. Salz fügt man nicht bei, weil die Würfelbrühe schon salzig genug ist. Dann streicht man Schotenschalen und Wurzeln durch ein feines Sieb, bindet die Suppe mit einer Mehlschwitze oder mit zwei geriebenen rohen Kartoffeln, läßt sie nochmals aufkochen und richtet sie mit gewiegter Petersilie oder anderen Küchenkräutern an. — Für Spinat kocht man die enthäuteten Schalen im Ganzen weich und wiegt sie dann mit dem Spinat fein. Man rechnet hierzu den dritten Teil oder die Hälfte der Spinatmenge. — Für Suppen- und Tunkenwürze kann man die Schotenschalen mit der Haut verwerten. Man zerschneidet sie in kleine Stücke und kocht sie mit nur so viel Wasser, daß sie eben damit bedeckt sind, unzugedeckt eine halbe Stunde. Dem Kochwasser fügt man eine Messerspitze doppeltkohlensaures Natron bei. Dann kocht man sie zugedeckt auf der Seite des Herdes noch eine Stunde, seiht den Saft durch ein Haarsieb, gibt etwas Salz, einen Teelöffel Zucker (auf 1 Liter Wasser) dazu und läßt die Flüssigkeit bis etwa zur Hälfte einkochen. Hierauf füllt man sie in kleine Flaschen, verbindet sie mit Blase und sterilisiert sie 15 Minuten. Kühl aufbewahrt, hält sich diese Suppen- und Tunkenwürze sehr lange und verleiht den damit zubereiteten Speisen einen sehr lieblichen und dabei kräftigen Geschmack. Besonders gut schmeckt sie auch an eingelegten Schoten oder Bohnen und an allen Dörrgemüsen, deren Würze durch das Dörren verlorenging. — Endlich kann man die Schotenschalen auch nur abtrocknen und an Suppen geben.

Theresia.

Brotaufstrich aus Mehlbeeren und Birnen oder Äpfeln. Die im Volksmunde Mehlbeere genannte Frucht des wildwachsenden oder in Gärten gezogenen Sorbus aria, eines der Eberesche (Sorbus aucuparia) verwandten Baumes, eignet sich in Verbindung mit einer andern saftreichen Frucht, besonders Apfel, Birne, Pflaume, sehr gut zum Einkochen eines wohlschmeckenden und gesunden Brotaufstrichs. In der jetzigen Zeit sollten die Hausfrauen sich dieses kostenlosen Streckmittels für Obstmus recht ausgiebig bedienen. Bei allen Beeren-Wildlingen gilt die Regel, sie nur in völlig ausgereiftem Zustande zu verwenden und sie möglichst bis nach den ersten Nachtfröſten am Baume zu belassen, da sie durch den Frost mehr Süße und einen milderen Geschmack erhalten. Leider sind Kinder und Vögel sehr hinter diesen Früchten her, weshalb man diese Regel nicht immer wird befolgen können. Zum Einkochen von Fruchtmus nimmt man entweder halb Birnen oder Äpfel und halb Mehlbeeren, kocht jede Sorte für sich in wenig Wasser, dem man nach Belieben etwas Zitronensaft beifügen kann, weich, streicht sie durch ein Haarsieb und vermengt die beiden Fruchtmuse gut miteinander. Dann kocht man sie mit Zucker (auf 2000 Gramm Fruchtmark 600 bis 700 Gramm Zucker) dick ein, füllt sie in Steinkrausen, verbindet sie luftdicht mit Pergamentpapier und verwahrt sie kühl und trocken auf. Wenn dieser Brotaufstrich bald verbraucht werden soll, braucht man keinen Zucker zuzusetzen, sondern man süßt ihn immer erst kurz vor Gebrauch mit aufgelöstem Süßstoff oder zerlassenem Kunsthonig. Wer reichlich über Zucker verfügt, kann aus dem durch einen Beutel getropften Saft von Äpfeln oder Birnen und Mehlbeeren ein sehr gutes Gelee kochen. Endlich lassen sich die Mehlbeeren auch abgedörrt zu Obstsuppe verwerten, wobei man sie aber auch mit irgendeinem andern Dörrobst vermischt kochen muß, da sie zu wenig Eigenwürze besitzen. Mit Hagebutten oder Fliederbeeren vermengt schmecken sie gut und machen diese Suppen ohne Mehlzusatz sämig.

Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.



Neueste verbesserte Kochkiste „Stütze der Hausfrau" mit weissen Isolierplatten und Hohlwänden.

Prinzip: **Thermosflasche - Doppelfenster**; auch zum Backen, Braten und Dörren zu gebrauchen, **im Sommer guter Ersatz für Eisschrank.** Man verlange Prospekte in den einschlägigen Geschäften. **Kein Verkauf an Private**; wo nicht erhältl., Ausk. durch

SCHULZ & SACKUR Inhaber: **A. KERLIN**

Abt. Kochkisten :: **BERLIN SW 11,** Tempelhofer Ufer 36.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang, garant. echt, Preisl. umsonst. **Höchste Bezahl. für Ankauf.**
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47G

Mitesser
(Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 5,— Versand durch die Löwen-Apotheke, Hannover 7

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Neuheit! *Neuheit!*

Radium-Leuchtknopf

D. R. G. M. **aus Glas.** D. R. P. a.

Unbegrenzte Leuchtdauer! Vielseitige Verwendbarkeit!

Zum Einbau in **Klingeltaster** f. Fahrstühle, Telephonzellen, Hotelzimmer, Krankenhäuser, Treppenfluren usw., auch zur Anfertigung **nachtleuchtender Außenschilder** f. Hotels, Cafés, Ärzte, Hebammen, Feuermelder u. a. m., sowie zur **Kenntlichmachung** von Schlüssellöchern, Notausgängen usw. geeignet.

Probekarton mit 6 Stück franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung von M. 15 75.

Hermann Zimmermann,
Chemnitz 36, Uferstr. 4.
Fernsprecher 2924/2925.

Fortsetzung des „Kleinen Vermittlers" von der 2. Umschlagseite.

Ballenstedt i. Harz, Städt. Gymnas. m. Realschule
Städt. Alumnat f. Schüler sämtlich. Klassen. Auskunft durch Magistrat oder Direktor.

Bublitz, Pom. Einj.-, Prim.- u. Fähnr.- Anst. O.-Tert. bestand. schon nach 5 Woch., U.-Tert. nach 4 Mon., Dorfsch. ohne sprachl. Vork. n. 1 Jhr. die Einj.-Prüfung. Gute Kost. Pfr. **Kranenberg.**

Vorm. **Dr. Szitnicks Institut, Düsseldorf.** **Sexta—Prima. Internat.**
Sich. Vorbereitung f. Fähnr.-, Prim.-, Einjähr.-Prüfung. — Gute, reichl. Verpflegung. — Beste Erfolge. — Neue Leitung: Oberlehrer Schumacher.

Pädagogium Traub Frankfurt a. O. 2
Einj.-Freiw. Prima. Fähnriche. Abitur. Uebertritt in alle Klassen. Damenabteilung. Vorzügl. Erfolge bei gr. Zeitersparnis. Bestempfohlenes Schülerheim. Prospekt u. Erfolge frei.

Ahnsche Realschule (militärberechtigt)
verbunden mit **Alumnat Haus Bartelsruh** zu **Bad Lauterberg i. Harz** (gegr. 1883).
Herrl., gesunde Lage im Südharz. Ausreichende Verpflegung. Beste Erfolge d. Schule erteilt selbst d. Berechtigungszeugnis für d. einjährig. Heeresdienst (von 386 in den letzten Jahren entlass. Prüflingen erhielten **377** — 98% — das Zeugnis). Beste Empfehlungen. Prospekt durch **die Direktion.**

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV.—I., all. Schulart: Einj., Primareif., Abitur., Umschul.-Halbjahrskl., bes. Damenkl. f. Matur- u. Ergänz.-Prüf. Alle Einricht. f. öff. Schul. Kl. Klass., gr. Zeitgew. Seit Herbst 1915 84 erfolgr. Extraneerprüf. 2 Vill., 1 Schulh., Gr. Gärt. u. Spielpl. Verpfl. u. Erzieh. gew. geleit. Einzelz. Nachw. d. Erfo. u. Prosp. d. Dir. Müller, Sybelstr. 14.

Schülerheim Miltenberg a. Main
Realklassen, erteilt Einjährig.-Zeugnis. Prospekt durch Direktor Kring.

Pädagogium Ostrau b. Filehne. Von **Sexta** an. Ostern-u. Michaelis-Klass. Erteilt **Einj. Zgn.**

Gärtner-Lehranstalt Oranienburg b. Berlin.
Institut der Landwirtschaftskammer.
a) **Lehrlingskursus:** Junge Leute, welche sich dem Gärtnerberuf widmen wollen, werden zur gründlichen praktischen Erlernung der Gärtnerei jederzeit in der Anstaltsgärtnerei aufgenommen. b) **Gehilfenkursus:** Die Anstalt bietet Gehilfen Gelegenheit zur theoretischen Ausbildung auf allen Gebieten der Gärtnerei. Kursus-Dauer 2 Halbjahre. Eintritt Mitte April und Mitte Oktober. **Billige Pension in der Anstalt.** Ausführlicher Bericht und nähere Auskunft kostenfrei durch die Direktion.

Erziehungsheim (Realschule)
Waldkirch im Breisgau. (Schwarzwald)
Einzige Privatschule in Baden und den Reichslanden, die (seit 1874) das Recht hat, selbst Zeugnisse über die wissenschaftl. Befähigung ihrer Schüler zum einj.-freiw. Militärdienst (Reife für Obersekunda) auszustellen. Aufnahmen: September und Ostern. **Dr. Plähn.**

Privat-Chemie-Schule für Damen von Frau Dr. Paula Türk
Ausbildung für Laboratorien
Berlin NW 6, Luisenstr. 64. Prospekte franko

Priv. Chemie-Schule f. Damen von Dr. Max Vogtherr,
Leiter Dr. Oskar Makowka, Berlin SW. 11 Hedemannstr. 13-14. Reichh. Laboratoriumseinrichtg. Grdl. u. vielf. Ausb. Lehrpl. - Zus.

I. Deutsche Chemieschule
für Damen in Dessau 15. Errichtet 1901. Ausgebildet über 1000 Damen. Chemische u. bakteriolog. Kurse. Stellen-Nachw. Prosp. fr.

Evangelisches Fröbelseminar, Cassel.
I. Anerkannte Frauenschule.
II. Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen. Staatliche Abschlußprüfung.
Prospekt u. Broschüre d. d. Anstaltsleitung. Das Kuratorium: Mühlmann, Geh. Regierungsrat: Regierungs- u. Schulrat a. D.

Chem.-Techn. Unterrichts-Laboratorium für Damen
Dr. Johs. Haas, Göttingen.
Gründliche, vielseitige Ausbildung für die Praxis, auch in Nahrungsmitteluntersuchung. Näheres durch Prospekt. Beste Referenzen.

Digitized by Google

Institut Goltz Ilmenau i. Thür. Einj. Abitur. Pr.fr.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

Ihr mein Herrnetz

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

Feldpostschachteln

aus fester, starker Pappe, 6 Größen; Musterpakete mit 60 Schachteln M. 12.— Nachnahme.

Ansichtskarten

Serien-, Glückwunsch-, Soldaten-, Blumen-, Mädchen-, Landschaften- etc. Postkarten 100 Muster 6 M.; 1000 Karten 54 M.

Glückwunschkarten

für jeden Zweck, in Buntdruck, 100 Stück mit Kuvert 5 M.

Briefmappen

mit 5 ff. Briefbogen und 5 Kuvert; 16 Mustermappen 4 M.

Paul Rupps, Freudenstadt 86 Schwarzwald.

Nr. 207

der „Wöchentlichen Kriegsschauplatzkarte mit Chronik", Verlag Kriegshilfe München, in vierfarbigen Teilkarten mit den Front-Ereignissen vom 16. bis zum 23. Sept. ist erschienen. Einzelpreis 35 Pf. Monatlich 1 Mark 55 Pf. Durch den Buchhandel u. die Post. Auch im neutralen Ausland. In Österreich-Ungarn durch das Kriegsfürsorgeamt Wien IX., Berggasse 16. Der bisherige Absatz beträgt nahezu 17 Millionen Karten

Mitessor

(Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 5.—. Versand durch die Löwen-Apotheke, Hannover 7

Man ist so alt wie man aussieht

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologischem Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz, „Reichels homogenen Lezithinhautnährstoffs". Die welkende Haut und erschlafften Gesichtsmuskeln werden wieder gekräftigt, glatt und elastisch gemacht und das Altern der Gesichtszüge weiterhin wirksam verhindert. Erfolge über Erwarten. Dose 7. — und 4,50 Mark. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.**

Briefmarken

und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Verkaufspreisliste umsonst. **S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 G**

Alle Stoffarben

bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben. **Fritz Sprotte.** Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Dr. Müller's Sanatorium Dresden-Loschwitz Diätet. Kuren Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. f. chron. Kranke. Zweiganst. tägl. 6 M.— Prosp. u. Broschüre frei

Hunde an die Front!

Bei den gewaltigen Kämpfen im Westen haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtigen Stellungen gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist das Leben erhalten, weil Hunde ihnen den Meldegang abnahmen. Militärisch wichtige Meldungen sind durch Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.

Obwohl der Nutzen der Meldehunde überall bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer kriegsbrauchbarer Hunde, welche sich nicht entschließen können, ihr Tier dem Vaterlande zu leihen!

Es eignet sich Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier, Rottweiler, Jagdhunde, Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner Doggen und Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindest 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen abgerichtet und im Erlebensfall nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Die Abholung erfolgt durch Ordonnanzen.

Also Besitzer: Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!

Die Anmeldungen für Kriegshund- und Meldehundschulen an Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 152, Abteilung Kriegshunde, richten.

Im Königreich Bayern beheimatete Hunde bei Inspektion der Nachrichtentruppen, München, Luitpoldstraße, für gleiche Zwecke melden.

Solche Nasenfehler und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Bisher 100000 „Zello" versandt. — Preis M. 6.—. M. 8.40 und M. 12.— mit ärztlicher Anleitung. Illustr. Beschreibung umsonst. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W 165,** Winterfeldtstr. 34.

Altbewährte Präparate zur

Schönheitspflege.

Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Gegen rauhe spröde Gesichtshaut zur Pflege der Haut unerläßlich: Creme „Bella-Divina" Preis M. 4.—, 7.50

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Hände

ist ein Attribut, dessen Reiz nicht unterschätzt werden darf. „Schneerose" gegen rote Hände und dunkle Hautfarbe. Preis M. 3.50

Schönheit der Figur:

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno" wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno" übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Gegründet 1896 **Schröder-Schenke,** *Kosmet. Laborat.*

Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b.

Wien 16, Wollzeile 15. *Zürich 15, Gladbachstr. 38.*

Alles steigt im Preise.

Vorräte sind unersetzlich!

Vorsicht geboten bei Feuersgefahr!

Ein Minimax für 70 Mark im kleinen Heim gibt Sicherheit!

100 der größten Firmen Deutschlands kauften im Laufe von 10 Jahren 30000 Apparate für eigenen Feuerschutz, der beste Beweis für die Güte des Minimax-Systems.

Stets löschbereit. Unabhängig von Wassermangel. Leicht handlich.

Minimax G.m.b.H.

Berlin / Hamburg Köln / Dortmund Breslau / Stuttgart München / Zürich Wien.

Ausstellung und Vorführung:

Berlin W 8, Unter den Linden 2 (C. 11)

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Die Indianisierung Nordamerikas. Es ist schon seit Jahren, teils im Scherz, teils mit allem der Wissenschaft gebührenden Ernst behauptet worden, daß die weiße Bevölkerung Nordamerikas sich zusehends dem Rothauttypus nähere. Diese Erkenntnis fand wohl humoristischen Ausdruck in den Worten: „Die Nachkommen der Eingewanderten sind in der dritten Geschlechterreihe schon Indianer." Unzweifelhaft ist sehr viel an der Sache, und da die Blutmischung wegen der ziemlich gründlichen Ausrottung der roten Urbevölkerung und wegen einer gewissen Abneigung der Weißen gegen den Geschlechtsverkehr mit Roten durchaus nicht als genügende Erklärung für das Phänomen herangezogen werden kann, so muß die Ursache anderswo gesucht werden. Man wird sie wohl am leichtesten in den Wirkungen des nordamerikanischen Klimas entdecken, das eine austrocknende, gewissermaßen verschmälernde Arbeit am Körper der Bewohner verrichtet. Doch die klimatischen Verhältnisse allein genügen noch nicht als Erklärungsgrund, sonst müßte ähnliches doch auch an den Kolonisten anderer Länder beobachtet werden. Es besteht ein tieferer Grund, den wir noch nicht kennen. Es wäre nicht unmöglich, daß wir es mit Einwirkungen des Trinkwassers, also mittelbar des Erdbodens zu tun hätten. Eine gewisse psychische Einwirkung wäre ferner den Kämpfen der älteren Ansiedler gegen die Rothäute zuzuschreiben. Man könnte an eine ataviſtische Spiegelung der wilden Raubvogelgesichter denken, die in den Träumen früherer Squatter doch gewiß eine Rolle spielten, — sodann an das ruhelose, mühselige Freiluftleben der Bewohner des Westens, das dem Leben der Indianer in vielen Punkten ähnlich war. Jedoch das sind nur Vermutungen. Was die Frage für uns Deutsche und in weiterem Sinne sogar für alle Europäer sehr wichtig und bedeutsam macht, das ist das unheimliche Erwachen einer barbarischen Kriegswut, eines rauschartigen Blutdurstes in den heutigen Yankees. Zahllose Grausamkeiten, an Deutschen und Friedensfreunden verschiedener Herkunft begangen, scheinen auf einen Rückschag ins Irokesenhafte hinzuweisen, der etwas Erschreckendes hat. Ist nicht das Teeren und Federn ein barbarischer, halbindianischer Brauch? Und die blutrünstigen Kriegsreden nordamerikanischer Phrasenhelden — auch aus ihnen spricht der Geist tomahawkschwingender Marterpfahltänzer.

Schluß des redaktionellen Teils.

Luftleer oder gasgefüllt

Wer braucht die Millionen
Wotan-Lampen
Jeder Elektro-Installateur weiß es

Bei trockenem Wetter
ist es nicht nötig, die Schuhe täglich mit Krem zu behandeln, wenn Sie
Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
im Gebrauch haben. — Den Staub vom Leder entfernen, mit weichem Lappen nachreiben, und die Schuhe glänzen wieder wundervoll.
Nigrin ist außerordtl. sparsam u. daher billig i. Gebrauch.
Fabrikant: **Carl Gentner, Göppingen** (Württemberg).

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 72
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges **Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte,** (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). **Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen,** m. allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Apotheker Lauensteins
Sommersprossen-Crem, *wirksamstes Mittel gegen Sommersprossen Leberflecken, unreinen Teint, gelbe Flecken, selbst wenn alle andern Mittel versagten Preis per Dose M. 4.50. Apoth. Lauensteins Vers. Spremberg L. 6*

Haupt-Katalog Verlangen Sie bitte unseren neuesten, reichillustrierten Haupt-Katalog. Wir senden alle Waren bahn- und postfrei und tauschen Nichtgefallendes um oder zahlen das Geld zurück.
Renner-Kataloge
Modehaus Renner * Dresden-Altstadt
Verlangen Sie bitte unseren Sonder-Katalog über Künstler-Kleider, Mütter-Kleider und Vernunft-Kleider. Sie erhalten diesen eben so wie unseren Haupt-Katalog postfrei und kostenlos zugesandt. **Sonder-Katalog**

Zur Kurzweil.

Knabe und Blume.

Der Knabe reicht dem alten Mann
Die duftende Blume, und sodann
Sagt er ihm: „Sieh doch einmal an,
Was ich aus der Blume machen kann:
Ich bring', tausch' ich die Zeichen aus,
Was ich dir bin, aus ihr heraus." —
Nun sagt mir schnell die Blume an,
Und was war der Knabe jenem Mann?

Fritz Guggenberger.

Berühmte Verwandtschaft.

Kennt ihr den Dichter aus südlichem Land,
Der mit verändertem Kopf euch verwandt?

C. S.

Dreisilbige Scharade.

Wer der Musiker wohl war,
Der berühmte Komponist,
Dessen erstes Silbenpaar
Eine schöne dritte ist?

Paul Renz.

Auflösung des zuletzt veröffentlichten Rätsels.

Rebus: Die kalte Hand des Argwohns fährt zerstörend wie der erste Nachtfrost über die Blätter und zarten Blüten des Herzens.

(Karoline von Wolzogen.)

Scharade: Die Tagediebe.

Silbentausch: Loki—Kilo.

Schluß des redaktionellen Teils.

Homburger · Elisabeth · Brunnen

Seit dem Jahre 1660 bekannt und von den Ärzten empfohlen. Im Gebrauch bei hohen und allerhöchsten Herrschaften.

Haustrinkkuren

mit Homburger Elisabeth-Brunnen
werden mit gutem Erfolg angewandt zur

Anregung des Stoffwechsels

und ärztlich verordnet bei allen damit zusammenhängenden Krankheiten:

Magen-, Darm-, Leber- und Gallensteinleiden

ferner bei

Frauenkrankheiten, Blutarmut und Allgemeiner Schwäche.

Homburger Mineralwasser sind von angenehm erfrischendem Geschmack. Erhältlich in den Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen. Wo nicht, wende man sich an die untenstehende Versandstelle. — Ausführliche Prospekte über Anwendung und Wirksamkeit, sowie zahlreiche Gutachten ärztlicher Autoritäten versendet gratis die

Brunnenverwaltung
Bad Homburg, Versandstelle: Pharmakon, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Auskünfte und Drucksachen über das Bad frei durch die Kurverwaltung Bad Homburg.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. „Laboratorium" Leo" Badenbach

Für die Küche.

Erprobte Winke für das Konservieren von Steinpilzen. Da die Pilzernte heuer reichlicher als sonst zu sein scheint, sollten die Hausfrauen für den an allen Gemüsen knappen Winter vorsorgen und recht reichlich Pilze haltbar machen. Das einfachste Verfahren ist das Trocknen der Pilze, wozu außer Steinpilzen auch andere Pilzsorten verwendet werden können. Beim eigenen Trocknen der Pilze hat man den Vorteil, die madigen auszuscheiden, während man bei gekauften Dörrpilzen diese für teures Geld miterwerben muß. Man nehme für Pilzgerichte nur gute, feste und nicht madige Pilze, säubere sie von anhaftendem Sande usw. durch Abwischen mit einem feuchten Tuche, putze sie und schneide sie in nicht zu dünne Scheiben, die man nun entweder auf sauberen Papierbogen an Luft und Sonne oder auf Backblechen im lauen Backrohr rascheldürr abtrocknet. Die nicht allzu madigen Pilze, besonders wenn sie noch nicht zu alt und zu weich sind, braucht man durchaus nicht wegzuwerfen. Man übergieße sie mit Salzwasser und lasse sie einige Stunden darin stehen, dann kriechen die Maden heraus, schwimmen an der Oberfläche des Wassers und sind leicht zu entfernen. Die entmadeten Pilze putze man nun, schneide sie in Scheiben und trockne sie wie oben. Da sie mit Wasser in Berührung kamen, erfordern sie ein längeres Dörren. Diese getrockneten Steinpilze zweiter Güte verwendet man zu Suppen und Tunken und kann sie gut zur Hälfte oder einem Drittel mit Pilzen geringerer Art, wie Grünling, Hallimasch, Reizker usw., vermengen. — Vorzüglich ist das Einlegen der Steinpilze in Salz, wozu man aber nur tadellos feste und frische Steinpilze verwenden kann. Sie werden ebenfalls nur durch feuchtes Abwischen mit einem Tuche gereinigt, geputzt, in feine Scheiben geschnitten und sodann in eine saubere und ganz trockene Glaskrause gelegt, deren Boden man mit einer dünnen Schicht getrockneten und gestoßenen Salzes bedeckte. Schichtweise mit Salz füllt man die Pilze ein, rüttelt die Glaskrause öfters und stößt sie auf einer weichen Unterlage mehrmals fest auf, damit so wenig wie möglich Zwischenraum zwischen den Pilzen bleibt. Die letzte Lage bildet wieder Salz. Dann wird die Krause mit Blase oder doppeltem Pergamentpapier luftdicht verbunden und an einem recht kühlen, trockenen Orte aufbewahrt. Beim Gebrauch werden die Pilze schnell abgewaschen und wie frische verwendet, nur daß man kein Salz zufügt. Der sich am Boden der Krause bildende Pilzsaft dient zum Würzen von Bratentunken und Suppen. Theresia.

Verwertung grüner, unreifer Tomaten. Der vorjährige außergewöhnlich schöne und heiße Sommer hatte auch in rauhen und kälteren Gegenden eine sehr reiche Tomatenernte gezeitigt, so daß in diesem Jahre allerorts viel mehr Tomaten als sonst gepflanzt wurden. Leider aber steht zu erwarten, daß infolge der kühlen Witterung diesmal nur wenige dieser köstlichen Früchte des Südens zur vollen Reife gelangen werden. Die unreifen Tomaten können allerdings durch langes Liegen an der Sonne die schöne rote Farbe, die den reifen Tomaten eigen ist, erlangen. Ihr Geschmack aber ist bei weitem nicht so fein wie der am Stocke gereiften. Auch gehen bei dieser langen Lagerung viele Früchte in Fäulnis über, und das bedeutet heutzutage einen empfindlichen Verlust, der vermieden werden sollte. Deshalb ist es empfehlenswert, wenigstens einen Teil der grünen Tomaten, ehe sie der Frost des Spätherbstes vernichtet, im unreifen Zustande zu verwerten. Sie ergeben z. B. ein sehr gutes vegetarisches Gericht, wenn wir sie in Butter braten. Zu diesem Zwecke werden die Früchte ungeschält in dünne Scheiben geschnitten. Der Anschnitt und das Ende der Frucht, die viel Schale besitzen, werden weggelassen. Die übrigen Scheiben werden gesalzen, in Mehl umgewendet und in heißer Butter gelb auf beiden Seiten gebraten. Mit etwas geriebenem Käse bestreut schmecken diese gebratenen Tomaten sehr gut als Fleischersatzgericht zu Gemüsen und Salaten. Aus grünen Tomaten läßt sich ferner eine sehr wohlschmeckende Marmelade herstellen, die fast wie Reineclaudenmarmelade schmeckt und aussieht. Ungefähr zwei Pfund grüne Tomaten werden in dünne Scheiben geschnitten und ohne Zutat, nur im eigenen Safte, mit 1½ Pfund Zucker, dem Saft und der abgeriebenen Schale einer Zitrone und einem Kaffeelöffel gemahlenen Ingwers weich- und dickgekocht. Diese Tomatenmarmelade ist fast goldgelb in der Farbe, dabei sehr fein und eigenartig im Geschmacke. Will man sie, um sie sehr lange aufbewahren zu können, sterilisieren, so kann man getrost ein Drittel der angegebenen Zuckermenge weglassen. M. Fü.

Schluß des redaktionellen Teils.

„BUTNUS"
wäscht Wäsche wunderbar.
D. R. P. Ges. K. A. 2688

„BUTNUS" ist kein Kriegsprodukt, Spart Heizung, Arbeit und Geld, ist ohne Seifenkarte erhältlich, Schont das Gewebe.
Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften.
Hersteller: Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt

BRIEFMARKEN
Billigster Einkauf in unseren weltberühmten großen Versteigerungen. Herbst-Katalog mit über 3000 Kunstphotos M. 2,— im voraus. Ständiger Ankauf von Sammlungen, Einzelstücken, altdeutschen Briefumschlägen mit eingedruckten Marken, Regierungsbeständen, Händlerlagern usw. Jedes Angebot willkommen, da unser Bedarf enorm
Marken- u. Ganzsachenhaus G. m. b. H., BERLIN W. 8, Friedrichstr. 162 a. 8

Petri & Lohr, Offenbach a. M. 1, vers. gratis Kat. A 6b. Selbstfahrer (Invalidenrad.), Kat. B. F. Krankenfahrstühle, Kat. C Rasen-Handmähmaschinen, Kat. D Motorräder u. Zubehör

Kriegsbriefmarken
der Zentralmächte — Preisliste gratis.
W. Franke, Berlin W. 8, Unter den Linden 17/18.
Ankauf von Sammlungen jeder Art

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Hämorrhoiden
Mittel, 1000fach bew. M. 3.80 u. 6.20 Fr. b. Aa. Lauenstein Versand Sprendlingen i. H.

Digitized by Google

Aufruf! „Es wird das Jahr stark und scharf hergehn. Aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe fürs Vaterland hat, muß alles daransetzen." Dieses Wort Friedrichs des Großen müssen wir uns mehr denn je vor Augen halten. Ernst und schwer ist die Zeit, aber weiterkämpfen und -wirken müssen wir mit allen Kräften bis zum ehrenvollen Ende. Mit voller Wucht stürmen die Feinde immer aufs neue gegen unsere Front an, doch stets ohne die gewollten Erfolge. Angesichts des unübertrefflichen Heldentums draußen sind aber der Daheimgebliebenen Kriegsleiden und Entbehrungen gering. An alles dies müssen wir denken, wenn jetzt das Vaterland zur 9. Kriegsanleihe ruft. Es geht ums Ganze, um Heimat und Herd, um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes. Daher muß jeder Kriegsanleihe zeichnen.

Luftleer oder gasgefüllt

Wer braucht die Millionen·
Wotan-Lampen
Jeder Elektro-Installateur weiß es

H. W. Voltmann
Bad Oeynhausen 9
Spezialfabrik f. Handbetriebsfahrräder (Invalidenräder).
Krankenfahrstühle für Straße und Zimmer.
Listen gratis.

Kriegsbriefmarken
Auswahl ohne Kaufzwang, garant. echt, Preisl. umsonst.
Höchste Bezahl. für Ankauf.
L. Falandt, Berlin, Friedrichstr. 47c

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Paedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS
ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Schöne dichte Augenbrauen
lange und schattige Wimpern, ausdrucksvolle Schönheit durch Reichel's Plantex Augenbrauensaft, bewirkt schnelles Wachstum und ist gänzlich unschädl. Mark 4.00. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstrasse 4.

Apotheker Lauenstein's
Sommersprossen-Crem, wirksamstes Mittel gegen Sommersprossen Leberflecken, unreinen Teint, gelbe Flecken, selbst wenn alle andern Mittel versagten. Preis per Dose M. 4.50. Apoth. Lauenstein's Vers. Sprembg. L. a.

Digitized by Google

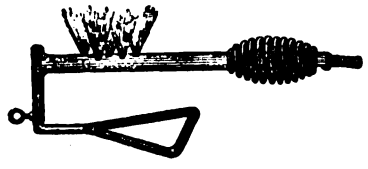
Für die Küche.

Vorzüglicher Brotaufstrich von Hagebutten. Viel zu wenig wird noch die Hagebutte, welche uns jeder abgeblühte wilde Rosenstrauch kostenlos liefert, von den Hausfrauen geschätzt. Sie liefert einen außerordentlich würzigen und ergiebigen Brotaufstrich, läßt sich sehr gut mit andern Wildfrüchten, wie Ebereschen, Fliederbeeren, Mehlbeeren, Berberitzen oder mit würzelosen Streckmitteln wie Tomaten-, Kürbis-, Mohrrüben-, Birnen- und Apfelmus vermischen. Ein weiterer Vorteil ist, daß man Hagebuttenmark mit nur wenig, ja selbst ganz ohne Zucker konservieren kann. Endlich ergeben Hagebutten, nur einfach abgedörrt, ein gutes Material für Fruchtsuppen und Tunken, und ihre Kerne liefern überdies würzigen Kaffeezusatz oder Tee. — Der Einwand vieler Hausfrauen, daß das Entkernen der Hagebutten eine ebenso zeitraubende wie unangenehme Arbeit sei, weil die feinen Härchen, zwischen denen die Kerne im Innern der Frucht sitzen, so leicht in die Augen und Nase gelangen und einen unangenehmen Juckreiz ausüben, ist insofern nicht stichhaltig, als man die Hagebutten auch im Ganzen zu Mus verkochen kann und dann nur nötig hat, dasselbe zwei- oder dreimal, anstatt einmal, durch ein Haarsieb zu streichen, wodurch die feinen Härchen ohne den gerügten Übelstand entfernt werden. Die zurückbleibenden Kerne wäscht man dann sauber ab, trocknet sie und verwendet sie, braungeröstet und gemahlen, als Kaffeezusatz, ungeröstet als Tee. Hierzu werden sie 20 bis 25 Minuten gekocht, wobei man die Schale eines säuerlichen Apfels zufügt, was sehr gut schmeckt. Zur Gewinnung von Hagebuttenmark werden die gewaschenen Hagebutten mit wenig Wasser weichgekocht und, wie oben erwähnt, durch ein Haarsieb gestrichen. Will man das Mus tafelfertig einkochen, setzt man den dritten Teil des Gewichtes Zucker zu. Ohne Zuckerzusatz in Steintöpfe gefüllt und dann noch so lange in ein warmes Bratrohr gestellt, bis die Oberfläche sich verkrustet hat, hält sich das Fruchtmark tadellos und wird dann erst bei Gebrauch gesüßt oder mit den oben genannten Streckmitteln vermischt. Auch mit Brombeeren, Himbeeren oder Preiselbeeren zusammengekocht, liefern Hagebutten einen feinen Brotaufstrich. M. K. S.

Gericht aus Graupen, Kohlrabi und Kartoffeln. Ein nahrhaftes, wohlschmeckendes Gericht erhält man, wenn man einen ziemlich großen Tassenkopf Graupen aufs Feuer setzt und, sobald die Graupen tüchtig kochen, ungefähr zwölf bis vierzehn größere, geputzte und in Scheiben geschnittene Kohlrabi dazugibt und dies mit 3 Eßlöffeln Nährhefe vermischt. Wenn die Kohlrabi halb weich sind, fügt man eineinhalb Pfund kleingeschnittene Kartoffeln dazu und läßt die ganze Mischung auf nur mäßigem Feuer fertigkochen. W.

Schluß des redaktionellen Teils

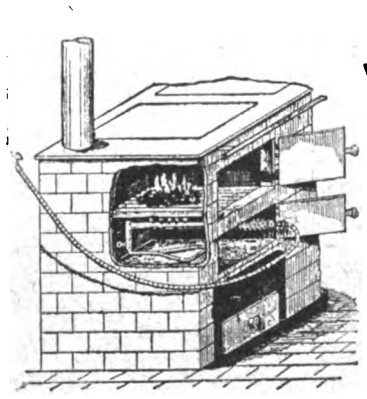
D. R. G. M.



D. R.-P. ang.

Gas-Feueranzünder

„Immerbereit"



Schaltet die Verwendung von Holz zum Feueranmachen in Zimmer- und Küchenöfen, Zentralheizungen, Backöfen etc. vollständ. aus

Billiger Betrieb! Einfache Handhabung!!

Schnelles und sauberes Feueranmachen.

Zu haben in einschlägigen Geschäften.

Wo nicht erhältlich, versende direkt gegen Voreinsendung oder Nachnahme von **Mk. 10,75** franko.

Hermann Zimmermann

Chemnitz 36, Uferstraße 4.

Fernsprecher 2924, 2925. Gegr. 1886. Postscheck-Konto Leipzig Nr. 25728.

Schöne Augen.

„Augenbrauensaft"

Der bezaubernde Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger dichter Augenbrauen durch den wachstumfördernden „Augenbrauensaft" Preis 4.50 Mark. Porto 70 Pfg.

„Nero"

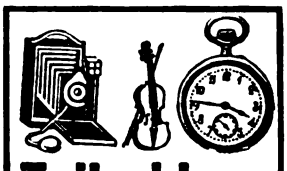
Echte Färbung der Augenbrauen u. Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflußt durch Waschungen. Erhältlich in Blond, Braun und Schwarz Preis 6.40 Mark. Porto 70 Pfg.

Ratschläge

Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit" 155,000 Auflage. Preis 1.50 Mark

Frau Elise Bock

Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 156



Teilzahlung

Uhren, Photoartikel, Musik-Instrumente, vaterländischer und anderer Schmuck, Bücher.

Kataloge umsonst und portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 597

Belle-Alliance-Strasse 7-10.

Kriegsbriefmarken

der Zentralmächte — Preisliste gratis.

W. Franke, Berlin W. 8,

Unter den Linden 17/18.

Ankauf von Sammlungen jeder Art.

Buchführung

gründliche Unterweisung

F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 11.

Verlangen Sie gratis Probebrief.

Mosmuröte

unnatürliche Blutröte des Gesichts. Blutäderchen, Pusteln 2c. beseitigt am sichersten „Marubin". Seit 25 Jahren mit wirksamsten Erfolgen erprobt. Mk. 4,50

Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Vornehmste

Ehevermittlung,

auch für vermögenslose Damen

Berlin W. Kurfürstendamm 205.

Frau Lehmann.

Malerin fertigt Bildnisse verbürgt. **30 M.** Pastell und Öl n. Photogr. Aehnlichkeit Anerkennq. a. erst. Kreis. Off. unt. M. 7726 an A. Scherl, Berlin SW 68.

Schuhschnitte

fertigt nach D. R. P. a. jeder eleg. u. tadell. f. orthopäd. Schuh- u. Schäftemach. unentbehrl., sollte in keiner Nähstube fehl., m. sich 100 mal bezahlt. Mass u Schnittapparat mit leicht verständlicher, bildlich. Anleitung M. 5.—, Nachnahme 30 Pfennig mehr durch

Lemuwe-Zentrale München,

Dachauer Str. 31/III.

Mitessar

(Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 5,—. Versand durch die Löwen-Apotheke. Hannover 7

Handschriftenbeurteilung

auf streng wissenschaftl. Grundlage, brieflich 3 M. **L. Wanderer,** akad. Graphologe, **München,** Christophstr. 6/b

Dr. Ernst Sandow's

Künstliches

Karlsbader Salz

und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. — Man achte auf meine Firma

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

Gesundung durch Sauerstoff.

Ein durchaus natürliches, giftfreies Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei

Aderverkalkung, Herzbeschwerden,

Schwindelanfällen, Angst- und Schwächezuständen.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Spezialbroschüre.

Dr. Gebhard & Co., Berlin 154, Potsdamer Straße 134 a.

Allerlei Winke für jung und alt.

Behandlung polierter Möbel. Will man seinen Möbeln die gute Politur erhalten, so wische man sie nur im Notfall (einzig und allein, wenn sie klebrig wurden oder besondere Flecke aufweisen) feucht ab. Dies darf aber niemals geschehen, wenn die Möbel infolge eines Temperaturwechsels beschlugen. Sind sie von der Wärme in die Kälte gekommen oder durch Sonnenhitze warm geworden, dann müssen sie entweder von selbst wieder trocknen, oder sie dürfen nur mit einem ganz weichen Tuche abgewischt werden. Auch bei der Behandlung mit einem feuchten Tuche empfiehlt es sich, sofort mit einem weichen Lappen nachzupolieren, ohne allzuviel zu reiben.

Zum Reinigen schmutziger Reise- und Waschkörbe, von Strohmatten, Bastläufern usw. darf man niemals die jetzige Kriegsseife oder das Seifenpulver verwenden, da das Rohr- und Strohgeflecht sonst auffallend leicht bricht und splittert. Diese jetzt zu fettarmen Waschmittel sind ganz ungeeignet dafür. Als Ersatz nehme man Vieh- oder Kochsalz, das man in kochendem Wasser löst und mit kühlem Wasser bis auf Handwärme abkühlt. Damit bürstet man die erwähnten Gegenstände gründlich ab und spült mit kaltem Wasser mehrmals nach, so daß keine Salzrückstände verbleiben. Ein Schuß Salmiak, an das erste Spülwasser getan, macht Wasch- und Reisekörbe schön weiß. M. Kn.

Will man Flecke, die durch Regentropfen entstanden, aus einem Kleide entfernen, so schütte man etwas Weinsteinöl in ein Weinglas Leitungswasser, rühre dies recht sorgsam durcheinander und lasse es 30 bis 35 Minuten stehen. Dann taucht man ein weiches Läppchen in die Lösung, betupft die Flecke damit, um nachher mit einem reinen leinenen Tuche über die Stellen zu streichen und mit mäßig heißem Bügeleisen sie zu plätten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bei Rheumatismus, Gicht und Nerven-Schmerzen
helfen die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 3.— 12 Bäder Mk. 5.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose.
Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 6 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Sophie Kloerss
Die das Leben zwingen
Zwei Erzählungen:
„Niemand hat größere Liebe", eine inhaltschwere Geschichte aus der ‚Franzosenzeit' Ostpreußens, und der gediegene Bauernroman von der mecklenburgischen Wasserkante „Der Hoferbe"
In einem Bande
Preis 4 Mark / Gebunden 6 Mark
Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Unübertroffen an Formenschönheit!
Ein idealer Figurverbesserer

ist mein neuester ges. gesch. Korsettersatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa", nachdem er gleichzeitig volle Figur erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa" vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. „Lupa" ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygien. Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnefarbig M. 29.50. Noch aus bestem Stoff, kein Papiergewebe. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.
Marke „Lupa" ges. gesch.
Prospekte kostenlos
Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!
Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199, Bendemannstr. 15.
Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 32.75. Taillenweite aufgeben.
— Bei Einsendung von Stoffen ermäßigen sich die Preise um 33⅓ %. —

Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend
Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Für die Küche.

Eichel-Kaffee selbst herzustellen. Daß die reifen Eicheln einen sehr gesunden und auch wohlschmeckenden Kaffee liefern, war schon in Friedenszeiten sehr bekannt. Die Ärzte empfehlen diesen Eichelkaffee warm für Kinder und nervöse und herzkranke Leute, da er bei ähnlichem Geschmack doch keineswegs die aufregenden Nebenerscheinungen des echten Bohnenkaffees hervorruft. Jetzt in der Kriegszeit ist der Eichelkaffee mehr als je beliebt, in unverfälschtem Zustande aber kaum noch käuflich, und wenn, nur zu sehr hohem Preise. Deshalb lohnt das Sammeln von Eicheln für den Hausgebrauch. Das Verfahren ist dann folgendes: Die Eicheln werden durchgeschnitten und mit siedendem Wasser übergossen, dem man etwas Soda oder doppeltkohlensaures Natron zusetzte (auf ein Liter Wasser eine kleine Messerspitze voll). In diesem Wasser bleiben die Eicheln vierundzwanzig Stunden stehen, worauf man das Verfahren wiederholt. Durch dieses Brühen und Wässern verlieren die Eicheln den etwas wilden Geschmack. Das Wasser wird dann abgegossen, und die Eicheln gibt man zum Abtropfen in ein Sieb oder auf mehrfach zusammengelegte Tücher. Dann dörrt man sie auf einem Kuchenblech in mäßig warmem Bratofen ab, wonach sich die äußere Schale leicht entfernen läßt. Die Kerne röstet man hierauf in einer Kaffeetrommel oder einem großen, flachen Eisenblechtiegel zu hellbrauner Farbe und verwahrt sie in einer gutschließenden Blechdose auf. Der gemahlene Eichelkaffee wird genau wie Kornkaffee zubereitet und mit oder ohne Milch und Zucker genossen. Auch für Magen- und Darmkranke ist er sehr zu empfehlen.

Apfelsaft zu Suppen, der sich längere Zeit hält. Man schneidet fünf Liter Äpfel ungeschält in Viertel, entfernt das Kernhaus, gibt 2¼ Liter Wasser darauf, setzt es aufs Feuer und läßt es tüchtig kochen. Dann gießt man die Masse in einen irdenen Topf, um am nächsten Tage den klaren Saft, der sich bildete, sorgsam abzugießen. Dieser Saft wird mit dem nötigen Zucker (auf 1 Liter Saft ungefähr 90 Gramm Zucker) gut durchgekocht und in einen Porzellantopf gegossen, nach dem Erkalten auf Flaschen gezogen und gut verkorkt. Beim Gebrauch muß er verdünnt und aufgekocht sowie etwas abgeseimt werden. W.

Kartoffeln mit Äpfeln. Säuerliche Äpfel (etwa 1 Pfund) werden geschält, in Scheiben geschnitten und geschmort, zwei Pfund Kartoffeln in der Schale gekocht, geschält und gleichfalls in Scheiben geschnitten. Dann läßt man etwas Margarine mit einer kleinen Zwiebel kochen, fügt einen gehäuften Teelöffel Mehl daran und, wenn dieses gut verkocht ist, genügend Wasser sowie ein bis zwei Brühwürfel, um nun die Äpfel und Kartoffeln hineinzuschütten und nochmals alles zusammen aufkochen zu lassen. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ein Federhut ist immer das Beste
Die allerbesten Federn sind meine
‚Atama-Edelstraußenfedern‘,

solche bleiben 10 Jahre schön u. jed. Dame kann dieselb. immer wieder selbst auf einen and. Hut steck. Preis: 30cm lang 9 Mk., 40cm 15 M., 45cm 25 M., 50cm 30 M., 55cm 42 M., 60cm 48 M., schmale Federn, nur 15 bis 20 cm breit, ca. ½ m lang, kosten 3, 6, 10 Mark, kurze Boas von Strauß 3,40, 5, 8, 10, bis 45 Mark. Reiherbüsche 1-200 Mark. Versand per Nachnahme. Auswahl gegen Standangabe.
H. Hesse, Dresden, Scheffelstraße 10-12.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisl. A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, versendet gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenrad.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Neuheit! Neuheit!

Stuhlsitze

aus zweifarbig braun genarbtem

Leder-Ersatz

elastisch und abwaschbar, dem echten Leder täuschend ähnlich. Auch passend für Wandbekleidungen, Schreibtische etc. pro qm Mk. 16,—. 6 Probesitze Mk. 13,— gegen Nachnahme.

Heinrich Apell,
Hoflieferant, Cassel.

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in R. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke.“

Bei Schwerhörigkeit

natürl. Größe

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II.
Brieffach 53. S. 7.

Feldpostschachteln

aus fester, starker Pappe, 6 Größen; Musterpakete mit 60 Schachteln M. 12.— Nachnahme.

Ansichtskarten

Serien-, Glückwunsch-, Soldaten-, Blumen-, Mädchen-, Landschaften- etc. Postkarten 100 Muster 6 M.; 1000 Karten 54 M.

Glückwunschkarten

für jeden Zweck, in Buntdruck, 100 Stück mit Kuvert 5 M.

Briefmappen

mit 5 fl. Briefbogen und 5 Kuvert; 16 Mustermappen 4 M.
Paul Rappe, Freudenstadt 86
Schwarzwald.

Unreine Haut

Mitesser, Pickel, Röte, Schärfe, Ausschlag und Verstopfung beseitigt sicher Lauenstein's veget. Universalmittel Mark 4,50
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L. C.

Altbewährte
Präparate zur
Schönheits-pflege.

Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus“. Preis M. 7.50
Hautnährcreme „Pasta-Regis“ dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—
Gegen rauhe spröde Gesichtshaut zur Pflege der Haut unerläßlich: Creme „Bella-Divina“ Preis M. 4.—, 7.50
Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50
Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—
Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare“ verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Hände

ist ein Attribut, dessen Reiz nicht unterschätzt werden darf. „Schneerose“ gegen rote Hände und dunkle Hautfarbe Preis M. 3.50

Schönheit der Figur.

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno“ wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno“ übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam“ ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—
Haarkräusel-Lotion „Isolde“ macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50

Gegründet 1896 **Schröder-Schenke,** Kosmet. Laborat
Berlin 18, Potsdamerstr. P. 30b.
Wien 18, Weixlerg. 16. *Zürich 18, Glockenhofstr. 33.*

Alles steigt im Preise.
Vorräte sind unersetzlich!
Vorsicht geboten bei Feuersgefahr!
Ein
Minimax
für
70 Mark
im kleinen Heim
gibt
Sicherheit!
100
der größten Firmen Deutschlands kauften im Laufe von 10 Jahren
30000 Apparate
für eignen Feuerschutz,
der beste Beweis für die Güte des
Minimax
-Systems.
Stets löschbereit. Unabhängig von Wassermangel. Leicht handlich.
Minimax G.m.b.H.
Berlin / Hamburg
Köln / Dortmund
Breslau / Stuttgart
München / Zürich
Wien.
Ausstellung und Vorführung:
Berlin W 8,
Unter den Linden 2 (E. 72)

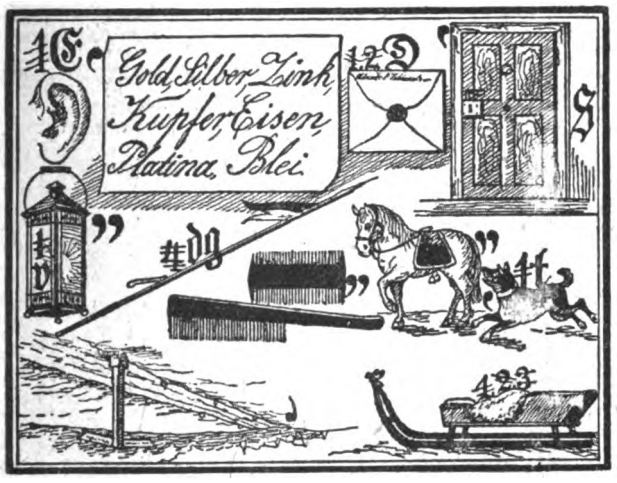
Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 41. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein **Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Zur Kurzweil.



Gleichklang-Rätselchen.

Er war ein berühmter Komponist,
Sie meidet ein jeder, der friedliebend ist.

Paul Renz.

Verlängert.

Es fließet in die Weser,
Häng' nun geschickt, o Leser,
'nen Körperteil noch hin,
So nennt der neue Sinn
Gar vieles, dies und das
Und nie bestimmt etwas.

Fritz Guggenberger.

Probates Mittel.

Nützliches Haustier und nahrhafte Speise
Gilt's durch den richtigen Laut zu verbinden.
So kannst auf eine höchst einfache Weise
Eine rentable Fabrik du begründen.

M. P.

Logogriph.

Mit F begeht man's gerne,
Mit P bleib' es uns ferne,
Mit R schau heimlich nur hinein,
Mit R wird's immer übrig sein.

H. v. F.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Knabe und Blume: Nelke — Enkel.
Berühmte Verwandschaft: Dante — Tante.
Dreisilbige Scharade: Rubinstein.

Schluß des redaktionellen Teils.

Digitized by Google

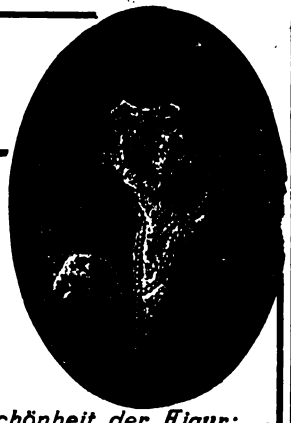
Für die Küche.

Vorzügliches Dreifruchtmus auf dänische Art. Dieses sehr wohlschmeckende, haltbare und sehr ergiebige Fruchtmus wird aus Kürbis, Gurken und Hagebutten zubereitet. Man nimmt von jeder Fruchtart 1½ Kilogramm und rechnet auf diese 4½ Kilogramm 1½ Kilogramm Zucker. Kürbis und Gurken werden geschält und mittels eines silbernen Löffels von den großen Körnern und etwaigen weichen Stellen befreit. Die kleinen Körner, auch die der Gurken, können darinbleiben. Dann zerschneidet man Kürbis und Gurken in dünne Scheibchen und kocht sie mit den geputzten Hagebutten, einem Stück Ingwer, dem Zucker und mehreren Gewürznelken zu einem steifen Mus, streicht es durch ein Sieb und vermischt es mit Salizylpulver (für 10 Pfennig). Dann füllt man es in saubere, geschwefelte Steintöpfe und verwahrt diese, falls sie bis Weihnachten in Angriff genommen werden sollen, nur einfach mit Pergamentpapier zugebunden, in einem kühlen, trocknen Gewölbe auf. Soll das Mus bis zum Frühjahr haltbar bleiben, muß man seine Oberfläche vor dem Verbinden mit Pergamentpapier verkrusten lassen. Zu diesem Zweck schiebt man die Steintöpfe in ein lauwarmes Bratrohr, legt so viel Feuerung nach, daß es wie für einen Braten durchgeheizt wird, und läßt das Mus bis zum Wiedererkalten des Rohres darin stehen. Ein Einsetzen der kalten Töpfe in den bereits heißen Ofen ist zu vermeiden, da sie dabei leicht zerspringen könnten. Das auf diese Weise überbackene Mus hält sich jahrelang tadellos, und die Kruste läßt sich leicht mit lauwarmem Wasser auflösen. Man verfährt neuerdings auch mit Pflaumenmus auf diese Weise, die das Auflegen des Rumblattes erspart und den sichersten luftdichten Abschluß gewährt. Theresia.

Kaninchenbraten und Kaninchensalat. Da besonders das Fleisch zahmer Kaninchen etwas weichlich und süßlich schmeckt, legt man es am besten, nachdem es nach Hasenart zubereitet worden ist, ungefähr zwei Tage in Essig. Dann wird es in Margarine angebraten, etwas Wurzelwerk, eine in Scheiben geschnittene Zwiebel, Salz und Pfeffer sowie Wacholder (etwa vier Körner) dazugegeben und Wasser, in dem zwei Suppenwürfel aufgelöst wurden. So wird es unter fleißigem Begießen, auf nicht zu starkem Feuer, 40 Minuten gedämpft. Ist das Fleisch weich, nimmt man es heraus, um die Tunke noch einkochen zu lassen. Bei Kaninchensalat nimmt man nur Margarine, ohne sonstige Zutaten, brät das Fleisch, schneidet es nach dem Erkalten in kleinere Stücke und übergießt diese, nachdem sie mit Pfeffer, Salz und gehackter Petersilie bestreut worden sind, mit Essig, worauf sie nach einer bis anderthalb Stunden zu Tisch gegeben werden.

Schluß des redaktionellen Teils.

Altbewährte
Präparate zur
Schönheits-pflege.



Zahllose Anerkennungen aus allen Gesellschaftskreisen.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Gegen rauhe spröde Gesichtshaut zur Pflege der Haut unerläßlich: Creme „Bella-Divina" Preis M. 4.—, 7.50

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit der Hände

ist ein Attribut, dessen Reiz nicht unterschätzt werden darf. „Schneerose" gegen rote Hände und dunkle Hautfarbe. Preis M. 3.50

Schönheit der Figur:

Durch die eigenartige (nur äußerliche) Anwendung meines „Juno" wird schon nach ersten Anwendungen — neues Leben in den Organen der Büste rege. Entschwundene, zurückgebliebene Büste erlangt graziöse, normale Fülle, während schlaffgewordener Büste Festigkeit und Elastizität wiedergegeben wird. „Juno" übertrifft alle Büstenmittel, Salben, Lotionen, Apparate und Nährpräparate und ist ärztlich warm empfohlen. Preis M. 6.50 (Porto 60 Pf.)

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und das geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Gegründet 1896 **Schröder-Schenke,** Kosmet. Laborat.
Berlin 15, Potsdamerstr. P. 26b.
Wien 6, Wollzeile 15. Zürich 15, Gladbachstr. 33.

Photographieren Sie??

Kaufen Sie Platten, Papiere, Apparate usw. bei uns.

Billige Preise!

Lassen Sie Films und Platten bei uns entwickeln, Kopien in Gas- und Tageslichtpapier (auch Postkarten) in 48 Stunden.

Preisliste 1918 kostenlos.

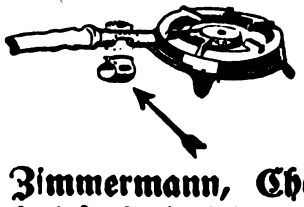
Süddeutsche PhotoWerke
W. NELKE Bretten i/Baden.

Höchst praktisch! Durch einen Griff an jeden Gaskocher anzubringen!
Große Ersparnis an Gas! Kein Verbrennen der Muffe mehr

D. R. G. M. **Gasregler** Pat. angem.

verhindert unbedingt das Rückschlagen der Flammen bei Gaskochern! Den Apparat muß jede Hausfrau haben

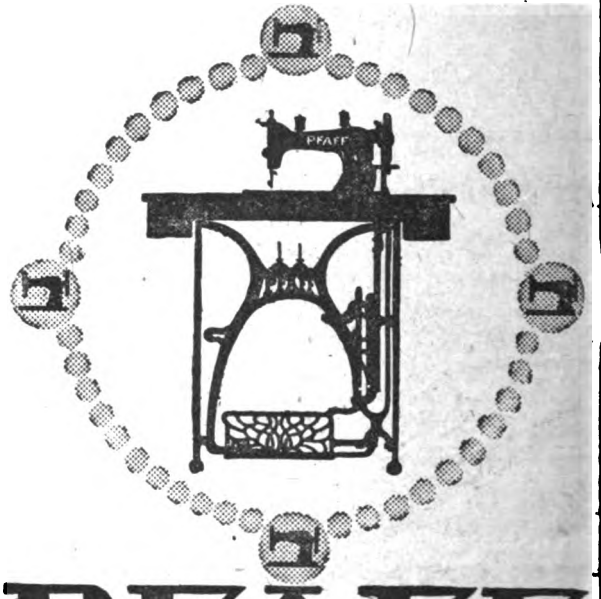
—Jetzt—



Ladenpreis pro Stück **60** Pf.

Zu haben in einschlägigen Geschäften, wo nicht erhältlich, weist Bezugsquellen nach:

Hermann Zimmermann, Chemnitz 36,
Uferstraße 4, Fernsprecher 2924 und 2925.



PFAFF

Nähmaschinen

für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff Nähmaschinen-Fabrik
Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 41. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3 — für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Allerlei Winke für jung und alt.

Kragen und Manschetten an Herrenwäsche, die an den Rändern durchgestoßen sind, können wieder in Ordnung gebracht werden, ohne daß man allzuviel Mühe darauf zu verwenden braucht. Man weicht zuerst alle Stärke heraus, läßt die Stücke trocknen und trennt die schadhaften Ränder auseinander. Dann schneidet man sie möglichst gerade ab, verkürzt auch die Einlagen rundum um etwa ein halbes Zentimeter, biegt den Oberstoff von der Außen- wie von der Innenseite gegeneinander ein, heftet beide zusammen und steppt dicht am Rand entlang den Saum wieder aneinander. Die Reparatur ist nach dem Plätten nicht mehr zu bemerken. Sind die Ecken der Stulpen sehr schlecht geworden, so kann man sie abrunden. Auch ein schmaler Schrägstreifen von passendem Stoff läßt sich aufsetzen; man näht ihn sorgfältig auf der linken Seite zuerst an, biegt ihn dann nach rechts um und befestigt ihn hier mit kleinen, zierlichen Steppstichen. W.

Schweißflecke beseitigt man aus sehr empfindlichen Stoffen durch eine verdünnte, unterschwefligsaure Natronlösung (75 Teile klares Wasser und 10 Teile unterschwefligsaures Natron). Man wäscht die Flecke mit dieser Lösung recht sorgsam aus, läßt bei weißem Zeug das Kleidungsstück an der Sonne, bei farbigen Stoffen an einem luftigen Ort (nicht an der Sonne) trocknen und bügelt den Stoff später mit mäßig heißem Eisen. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

MODERNES PELZWERK

bekannte solide Ausführung

gegen bar oder bequeme Teilzahlung

Stöckig & Co. Dresden A. 16

Kat. R 135: Moderne Pelzwaren
. G 135: Gold-, Silber- und Brillantschmuck
. U 135: Uhren jeder Art
. L 135: Offenbacher Lederwaren, Terrakotten, Fayencen, Moha-Kochschränke, etc.
. O 135: Tafel-, Kaffee-, Teeservice (Rosenthal-Porzellan)
. P 135: Photoapparate

Bei Angabe des Artikels Kataloge an ernste Reflektanten kostenlos.

Kein Leser versäume, meine Preisliste zu verlangen.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

Itesser Pickel, auch die hartnäckigsten, fett glänzende Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten d. meine seit 25 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 4.50. Zur gleichzeitigen inneren Kur Reichel's Saltorin • Blutreinigungspulver Sch. 2.00. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Kaufmännisches Personal Stellengesuche, Stellenangebote für männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger" dem Offiziellen Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin u. der Zulassungsstelle an d. Börse zu Berlin, stets gewünschten Erfolg.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr. Ap. Laeunsteins Versand Spremberg L. 6.

Plätze für **ideale Eigenheime** (auch für Erholungsheim und dergl.) bietet die ruhig und prächtig in gesunder Berglage dicht am Wald gelegene **Siedlung Sonnenberg** bei Nußdorf in Württbg. Große Obstpflanzungen und eigene Wasserleitung, rein landwirtschaftliche fruchtbarste Gegend, Weinlage. Beschreibung und Ansichten gegen Einsendung von 50 Pfg. **durch die Verwaltung.**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B a. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer, Rasiersitzimmerrollstühle, m. 150 Modelle.

Apotheker Laeunsteins

Sommersprossen-Crem, *wirksamstes Mittel gegen Sommersprossen, Leberflecken, unreinen Teint, gelbe Flecken, selbst wenn alle andern Mittel versagten. Preis per Dose M. 4.50. Apoth. Laeunsteins Vers. Spremberg L. 6.*

Malerin fertigt Bildnisse **30 M.** Pastell und Öl n. Photogr. Aehnlichkeit verbürgt. Anerkenng. a. erst. Kreis. Off. unt. M. 7726 an A. Scherl, Berlin SW 68.

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, bezog. werd.

Musik-Instrumente für unsere Krieger, für Schule und Haus, Preisliste frei
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Ideale Zahn- und Mundpflege

mit

Perhydrilmundwasser-Tabletten

Perhydrol- Zahnpulver, Zahnpasta, Mundwasser

Jedermann wärmstens zu empfehlen.
Zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Krewel & Co., G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln a. Rh.

Dr. Schäfer's physiol. Nährsalze.

Nr. 1 **gegen Diabetes** (ohne besondere Diät)

Nr. 2 **gegen Nierenleiden.** Vielfach ärztlich empfohlen.

Preis der Schachtel zu 100 gr Mk. 4.—, zu 160 gr Mk. 6.—. Zu haben in Apoth. und bei Dr. Julius Schäfer, Barmen.

Mitessor (Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 5.— Versand durch die Löwen-Apotheke, Hannover 7

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Hautleiden.**
Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.

Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Str. 104.

Alle Stoffarben bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben. Fritz Sprotte, Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Um Bügeleisen vor Rost zu schützen, lasse man das heiße Eisen nur auf der warmen Herdplatte auskühlen und setze es niemals schnellem Temperaturwechsel aus. Ist es trotzdem einmal rostig geworden, so muß man das Eisen erhitzen und mit Kochsalz und Sand kräftig abreiben, da man augenblicklich weder über Petroleum noch über Wachs verfügt, mit dem es sonst am besten bestrichen wurde, ehe man es mit Sand abrieb. Zum Schluß reibt man mit einem wollenen Lappen nach. W.

Putzmittel für Silberzeug. In der Jetztzeit, in der es an so manchem gebricht, sei als Putzmittel für Silber geschildert empfohlen, die mit Salmiakgeist gemischt wird. Man nimmt je einen Löffel von beidem und reibt mit der Mischung die betreffenden Gegenstände ein, um dann mit einem alten weichen Leinen- oder Lederstückchen nachzuputzen. Bei ziseliertem Silber empfiehlt man sich am besten einer mittelstarken Bürste zum Nachputzen. Silbersachen, die von langem Liegen angelaufen sind, übergießt man mit dem Wasser, das von den Kartoffeln abgegossen wird, läßt sie 10 bis 15 Minuten darin liegen und reibt sie nun kräftig mit einem wollenen Lappen ab. Man muß sich natürlich in acht nehmen, die Sachen nicht zu verbiegen. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Luftleer oder gasgefüllt

Industrie und Handwerk,
Städter und Landmann,
jeder, der eine gute und billige elektrische
Beleuchtung braucht, verlange

Wotan-Lampen.

Jeder Elektro-Installateur führt sie.

Ein Federhut ist immer das Beste.
Die allerbesten Federn sind meine

‚Atama-Edelstraußenfedern‘,

solche bleiben 10 Jahre schön u. jed. Dame kann dieselb. immer wieder selbst auf einen and. Hut steck. Preis: 30cm lang 9 Mk., 40cm 15 M., 45cm 25 M., 50cm 30 M., 55cm 42 M., 60cm 48 M., schmale Federn, nur 15 bis 20 cm breit, ca. ½ m lang, kosten 3, 6, 10 Mark. kurze Boas von Strauß 3.40, 5, 8, 10, bis 45 Mark, Reiherbüsche 1-200 Mark. Versand per Nachnahme. Auswahl gegen Standangabe.
H. Hesse, Dresden, Scheffelstraße 10-12.

Werkstatt für moderne
Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien
für **Blusen** u. **Kleider**
Hohlsaum schnellstens!
Clara Rosenkranz, Berlin O 27,
Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

Schutzmarke

Nicht nur Schuhe
sondern auch Leder aller Art, wie Sattelzeug, Ledergürtel, Ledermappen, müssen von Zeit zu Zeit mit
Oelwachslederputz
Nigrin
behandelt werden, um dem Leder wieder Glanz und Nahrung zu verleihen.

Nigrin ist in schwarz, braun, gelb und weiß erhältlich.

Hauchdünn auftragen, nach einigen Minuten mit weichem Lappen nachreiben, und das Leder glänzt wundervoll.

Farbiges Nigrin färbt das Leder nicht, sondern erhält dessen natürliche Farbe.

Hersteller: **Carl Gentner, Göppingen** (Württemberg).

Die neuesten Kriegsringe

Nr. 8380. **Gruß aus** [illegible]
Schönstes Geschenk für [illegible]
Echt 800 Silber ges. gest. [illegible]
kommen in echt Email mit [illegible]
sträußchen ausgeführt [illegible]

Reklamepreis [illegible]
Porto und Verpackung **25 Pf.** [illegible]
post nur 10 Pf. Nachnahme [illegible]
sind nicht zulässig. Einsendung [illegible]
trages möglichst per Postanweisung
Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen
Neuer Katalog über [illegible]
nebst Ringmaß vollkostenfrei
Sims & Mayer, Berlin [illegible]
Oranienstraße 117—118, [illegible]

Buchführung
—— gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstraße [illegible]
Verlangen Sie gratis Prospekt.

Digitized by Google

Für die Küche.

Zwetschenknödel aus Topfenteig auf böhmische Art. Diese echt böhmischen Zwetschenknödel sind besonders wohlschmeckend und gut sättigend. 250 Gramm Topfenkäse (Quark) verrührt man recht glatt und gibt nach und nach zwei zerquirlte Eidotter (oder Ersatzpulver), eine Prise Salz und so viel halb Mehl, halb feinen Grieß hinzu, daß ein lockerer Kloßteig entsteht, der aber genügend Festigkeit besitzt, um die Zwetschen gut zu umhüllen und beim Kochen nicht zu zerfallen. Das Kochen eines Probekloßes ist unbedingt nötig, weil sich die Mehl- und Grießmenge wegen des sehr verschiedenen Feuchtigkeitsgehaltes des Topfenkäses nicht genau angeben läßt, und also bald mehr, bald weniger Mehl erforderlich ist. Bei sehr süßen, reifen Pflaumen läßt man die Steine darin, wischt die Pflaumen gut ab und umhüllt sie mit dem Kloßteig, worauf man sie zwischen den mit Mehl bestäubten Handtellern zu schöner runder Form dreht. Weniger süße Pflaumen werden entsteint, worauf man an Stelle des Steins ein kleines Stückchen Zucker einlegt. Die Zwetschenknödel werden sodann in leicht gesalzenem Wasser, das beim Einlegen der Knödel aber brausend kochen muß, 10 bis 15 Minuten gekocht. Gleich nach dem Einlegen in das Kochwasser muß man sie mit dem Schaumlöffel behutsam vom Boden des Kochgeschirrs, auf den sie, ihrer Schwere wegen, untersinken, aufheben, so daß sie schwimmend garkochen. Die fertigen Knödel hebt man mit dem Schaumlöffel in ein Sieb, läßt sie abtropfen und schwenkt sie entweder in etwas mit Semmelbröseln gebräunter Butter oder Margarine oder beträufelt sie mit zerlassener Butter und bestreut sie mit feingeriebenem Pfefferkuchen oder Zucker und Zimt. — Nach Belieben kann man dem Topfenteig auch 2 bis 3 geriebene, gekochte, mehlige Kartoffeln beimengen, wodurch die Zwetschenknödel noch voller und nahrhafter werden. In gleicher Weise lassen sich auch Backpflaumen verwenden. M. K.-S.

Schluß des redaktionellen Teils.

Homburger · Elisabeth · Brunnen

Seit dem Jahre 1660 bekannt und von den Ärzten empfohlen. — Im Gebrauch bei hohen und allerhöchsten Herrschaften.

Haustrinkkuren

mit Homburger Elisabeth-Brunnen
werden mit gutem Erfolg angewandt zur

Anregung des Stoffwechsels

und ärztlich verordnet bei allen damit zusammenhängenden Krankheiten:

Magen-, Darm-, Leber- und Gallensteinleiden

ferner bei

Frauenkrankheiten, Blutarmut und Allgemeiner Schwäche.

Homburger Mineralwässer sind von angenehm erfrischendem Geschmack. Erhältlich in den Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen. Wo nicht, wende man sich an die untenstehende Versandstelle. — Ausführliche Prospekte über Anwendung und Wirksamkeit, sowie zahlreiche Gutachten ärztlicher Autoritäten versendet gratis die

Brunnenverwaltung
Bad Homburg, Versandstelle: Pharmakon, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Auskünfte und Drucksachen über das Bad frei durch die Kurverwaltung Bad Homburg.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden - N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Sind Gewitter und Blitzschläge im Zunehmen begriffen? Nach einer weitverbreiteten, zuerst durch den Berliner Meteorologen Wilhelm v. Bezold wissenschaftlich vertretenen Ansicht haben die Gewitter und im Zusammenhange mit ihnen die Blitzschläge und tödlichen Wirkungen des Blitzes in neuerer Zeit zugenommen. Bezold hatte zunächst seine Untersuchungen auf Bayern beschränkt und dabei herausgefunden, daß die Gewitter an Häufigkeit wie auch an Heftigkeit zugenommen hätten. Seitdem haben sich viele Sachverständige mit der Frage beschäftigt. Man stützte sich beim Ausbau der Bezoldschen Theorie naturgemäß vor allem auf die Statistik. Den Ergebnissen der Forschung ist nun allerdings die unleugbare Tatsache entgegengestellt worden, daß wir eben über die Gewitter und Blitzschäden früherer Zeitläufte nicht so gut unterrichtet sind wie über die der letzten fünfzig Jahre. Die Beobachtungsstationen haben sich vervielfacht, die Apparate sind in hohem Grade vervollkommnet; endlich sind die Registrierungen zahlreicher, da die Apparate zum großen Teil die Vermerkung selbst besorgen. Die Gegner der Bezoldschen Theorie sind daher der Meinung, daß die Zunahme der Gewitter nicht in Wirklichkeit vorhanden sei. Doch läßt sich diesen Ausführungen, wie ein Mitarbeiter des „Weltalls" darlegt, wiederum entgegenhalten, daß die Tötungen durch den Blitz unzweifelhaft häufiger sind als früher. Die preußische Statistik gibt darüber einwandfreie Aufstellungen. Doch ist daran eben nichts Verwunderliches, denn die außerordentlich starke Zunahme der Bevölkerung erklärt dieses Ergebnis auf die einfachste Weise. Der Blitz trifft hauptsächlich Menschen, die sich im Freien aufhalten. Es halten sich infolge der Bevölkerungszunahme mehr Menschen im Freien auf als ehedem. Im allgemeinen sind Tötungen durch den Blitz doch äußerst selten geblieben. Seit ungefähr fünfzig Jahren hat sich das Verhältnis der Blitztötungen zur Gesamtbevölkerung kaum verändert. Von einer Million Menschen kommen im Jahre durchschnittlich 4—5 durch Blitzschläge um. Nach Gustav Hellmann hat auch die Häufigkeit der Gewitter keineswegs zugenommen, obwohl der Versuch, diese Erscheinung zu begründen, schon zu allerhand Vermutungen und Theorien Anlaß gegeben hat.

Schluß des redaktionellen Teils.

„Burnus"

wäscht Wäsche wunderbar.

(D. R. P.) Gen. K. A. 2008

„Burnus" Das ideale Einweichmittel

Gut geweicht ist fast gewaschen.

Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften

Hersteller: Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt.

Eine wesentliche Einkommenserhöhung

wird erzielt durch den Abschluß einer

Rentenversicherung.

Die

Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart

Lebens- und Rentenversicherungsverein a. G.

gewährt bei	55	60	65	70	75 Jahren Eintrittsalter
Damen	7.01	8.20	9.89	12.32	16.01 % jährl. Rente
Herren	8.—	9.40	11.45	14.46	18.66 % „

Dividende vom 3. Versicherungsjahre ab; derzeit 5 % der Rente.
Prospekte kostenlos durch die Anstalt in **Stuttgart, Tübinger Straße 28,** und ihre Vertreter.

Hauswirtschaftliches.

Die Frage, wie wasche ich meine Wäsche am schonendsten, ist heute für die Hausfrau von größter Bedeutung. Waschmittel greifen oft das Gewebe an. Eine Ausnahme macht das Erzeugnis „Burnus" der chemischen Fabrik Röhm & Haas in Darmstadt, das schon vor dem Krieg erfunden und durch D. R. P. geschützt ist. Es sollte namentlich wegen seiner Unschädlichkeit in keinem Haushalt fehlen.

Die mit Burnus vorbehandelte Wäsche benötigt zur Fertigstellung nur noch ganz geringer Mengen Seifenpulver oder Waschpulver bei abgekürzter Kochzeit von etwa 10 Minuten. Faserschonung, Ersparnis an Heizmaterialien und an Seifenpulver sind für die neue Waschmethode, welche eine klare, weiche Wäsche gibt, das Kennzeichen. Seifenkarten für den Einkauf nicht nötig.

Geschäftliches.

Für den Hutschmuck eine Zierde und stets die Trägerin verjüngend, eindrucksvoll, wirkt die Straußenfeder, die wieder sehr stark bevorzugt wird und stets ein dankbarer Auspuz bleiben wird. Mit einer reichen, alle Ansprüche befriedigenden Auswahl und in jeder Preislage kann die bekannte Straußfeder-Spezialfirma Hermann Hesse, Dresden-A., Scheffelstraße, dienen.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Feldpostschachteln
aus fester, starker Pappe, 6 Größen; Musterpakete mit 60 Schachteln M. 12.— Nachnahme.

Ansichtskarten
Serien-, Glückwunsch-, Soldaten-, Blumen-, Mädchen-, Landschaften- etc. Postkarten 100 Muster 6 M.; 1000 Karten 54 M.

Glückwunschkarten
für jeden Zweck, in Buntdruck, 100 Stück mit Kuvert 5 M.

Briefmappen
mit 5 ff. Briefbogen und 5 Kuvert; 16 Mustermappen 4 M.
Paul Rupps, Freudenstadt 86 Schwarzwald.

Kriegsbriefmarken
der Zentralmächte — Preisliste gratis.
W. Franke, Berlin W. 8, Unter den Linden 17/18.
Ankauf von Sammlungen jeder Art.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss Berlin 72
Kleiststr. 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Best empfohlenes erstklassiges Institut für vertrauliche, zuverlässige Auskünfte, (Vorleben, Gesundheit, Verkehr, Lebenswandel, Vermögen). Beobachtungen, Ermittlungen, Schnellverbindungen, m. allen inländischen, österreichischen, neutralen Orten.

Ihr mein Herrgott
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

O. WALTER-OBERLEITNER

FABRIK-MARKE

Krokodilkamm
ist der feinste Kamm für Haarpflege u. Frisur.
Mit Zeichen „Kroko" überall erhältlich.

Schöne, edle Gesichtszüge
erhalten Sie
durch Anwendung meiner hervorragenden, bei zahlreichen Damen glänzend bewährten Methode mit „Orion". — Verleiht dem Gesicht ein reines, zartes Aussehen, beseitigt welke Haut, Falten und erschlaffte Züge. Einfach in ihrer Anwendung.

ohne Massage — ohne Apparat ohne Schälkur

erzielt man mit meiner „Orion"-Methode schon nach einmaligem Gebrauch einen überraschenden Erfolg und ist dieselbe ein vollendetes Schönheitsmittel im wahren Sinne des Wortes. — Preis 8,— M. und 10,— M., mit dazugehöriger Toilette-Essenz 5,— M. mehr.

Reine, zarte Haut durch meine Massage-Haut-Creme. — Beseitigt den häßlichen Fettglanz, macht die Haut zart und geschmeidig, schützt vor Sonnenbrand und Aufspringen der Haut und verleiht derselben einen reinen zarten Schmelz . . . . . Preis 6,— M. und 7,— M.

Massage-Haut-Creme „Tadellos" mit Gebrauchsanweisung und Garantieschein

Packung:	1 Stück	2 Stück	3 Stück
	3,—	5,—	7,50 M.

Garantie Geld zurück.

„Bleichin" ist bei täglichem Gebrauch vorzüglich zur Hautpflege bei Sommersprossen, Nasenröte, grauer, fleckiger Haut, erhält dieselbe rein, zart und weiß und dient äußerst vorteilhaft zur Pflege und **Schönheit der Hände.** Preis 1 Dose 4.— Mark, 2 Dosen 7,50 Mark, 3 Dosen 11,— Mark.

Verlangen Sie kostenlos meinen Prospekt, welchem eine ausreichende Probe meines erstklassigen Haarwaschmittels umsonst beigefügt wird. Rückporto beizufügen steht jeder Dame frei.

Bei Nichterfolg Geld zurück.

Firma Anna Nebelsiek, Braunschweig 145
Postfach 273.
Zahlr. freiwill. Anerkennungen zeugen für d. Vorzüglichk. meiner Systeme.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Um Margarine zu erkennen, genügt es, sie in einem Glase im warmen Wasserbad zum Schmelzen zu bringen. Während sich bei Butter ein Bodensatz von Wasser und Salz bildet und die darüber sich zeigende Schicht klar und durchsichtig ist, zeigt Margarine eine undurchsichtige, flüssige Mischung. Ist die Butter mit Margarine vermengt, so zeigt die Schicht eine mehr oder weniger starke Trübung, je nach der darin enthaltenen Menge Kunstbutter. W.

Zur Konservierung von Lacklederschuhen oder -stiefeln. Man wasche schmutzig gewordenes Lackleder stets mit leicht erwärmtem, nie mit kaltem Wasser ab, da es in der Kälte leicht brüchig wird, trockne es sorgsam und reibe das Leder mit einer frisch angeschnittenen Zwiebel ein, um sofort mit einem Wollappen nachzuputzen. Dann werden die Schuhe oder Stiefel mit Papier vollgestopft und mit etwas Fett eingerieben (das erst abgerieben wird, wenn man das Schuhwerk wieder anzieht) und in einem warmen Zimmer aufbewahrt. W.

Schwarze Spitzen wäscht man in lauwarmem Wasser, dem ein Sechstel seiner Menge Salmiakgeist zugefügt wurde. Nachdem man dies Verfahren zweimal hintereinander wiederholt hat, oder bei sehr schmutzigen, vielleicht fettig gewesenen Spitzen so lange, bis das letzte Salmiakwasser klar bleibt, legt man die Spitzen in Leinwand zwischen zwei Bretter, von denen das obere durch Gewichte beschwert wird. Wenn die Spitzen gut ausgezupft waren, ist dann das Plätten unnötig. Will man sie aber doch lieber plätten, so hat dies auf der linken Seite zu geschehen, solange die Spitzen noch halbfeucht sind

Hartgewordenen Schwämmen, die zurzeit schwer zu ersetzen sind, kann man wieder die ursprüngliche Weichheit und Geschmeidigkeit geben, wenn man sie in ein Liter kochendes Wasser legt, dem 30 Gramm Kleesalz beigefügt wurden. Sie müssen darauf drei- bis viermal in heißem Wasser sorgsam nachgespült werden. W.

Reinigen gebrauchter Kartenspiele. Alte, viel benutzte Kartenspiele lassen sich leicht und gründlich reinigen, wenn man in etwa einem Liter lauwarmen Wassers 1 bis 2 Löffel Salmiakgeist verrührt und jede Karte mit einem in die Flüssigkeit getauchten weichen Läppchen sorgfältig abreibt. Die Karten werden dadurch wieder vollständig sauber. K. D.

Schluß des redaktionellen Teils.

Luftleer oder gasgefüllt

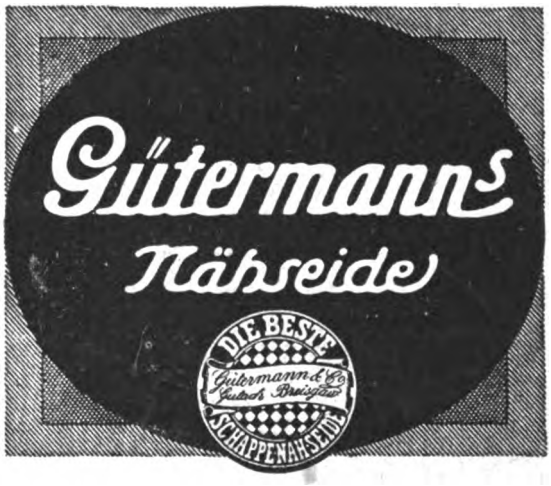
Für seinen Arbeitsplatz verwende jeder

Wotan-Lampen

Jeder Elektro-Installateur führt sie

Ein Federhut ist immer das Beste.
Die allerbesten Federn sind meine
‚Atama-Edelstraußenfedern‘,

solche bleiben 10 Jahre schön u. jed. Dame kann dieselb. immer wieder selbst auf einen and. Hut steck. Preis: 30cm lang 9 Mk., 40cm 15 M., 45cm 25 M., 50cm 30 M., 55cm 42 M., 60cm 48 M., schmale Federn nur 15 bis 20 cm breit, ca. ½ m lang, kosten 4, 6, 10 Mark. kurze Boas von Strauß 40, 5, 8, 10, bis 45 Mark. Reiherbüsche 3-200 Mark. Versand per Nachnahme. Auswahl gegen Standangabe.
H. Hesse, Dresden, Scheffelstraße 10-12.



Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen bezüglich danke.“

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe

ist A. Plobner's ges. ges. H. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrenlaufen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende i. Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb:**
E. M. Müller, München 11.
Briefach 53. S. 7

Buchführung
— gründliche Unterweisung —
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 3.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Für die Küche.

Feiner Brotaufstrich von grünen Tomaten und Mohrrüben auf schwedische Art. In diesem Herbst gibt es sehr viele unausgereifte Tomaten, die zu nachstehend beschriebenem Mus sehr gut verwendbar sind, doch dürfen sie noch keinen Forst bekommen haben. Man zerschneidet davon 1½ Kilogramm in dünne Scheiben und vermengt sie mit der gleichen Menge zarter Mohrrüben (besser noch Karotten), die nach dem Putzen auf dem Gemüseraspler zerkleinert wurden. Man gibt die Mischung nebst einigen Gewürznelken, Gewürzkörnern und einer halben Stange Zimt in eine Lösung von 1 Kilogramm Zucker und ⅛ Liter Wasser und kocht die Masse unter gründlichem und ständigem Rühren zu einem steifen Mus ein, das, ohne daß man es durchschlägt, in saubere, geschwefelte Steintöpfe gefüllt wird. Soll das Fruchtmus über Weihnachten hinaus haltbar bleiben, rühre man für 10 Pfennig Salizylpulver darunter und stelle die Steintöpfe in ein vorerst nur lauwarmes Backrohr, das man durch Nachlegen von Feuerung auf Brathitze erwärmt und sodann wieder auskühlen läßt. Dadurch bildet sich auf der Oberfläche des Muses eine dicke, die Luft völlig abschließende Kruste, welche die Haltbarkeit des Inhalts auf Jahre hinaus sichert. Das bis Weihnachten zu verbrauchende Mus braucht nur mit Pergamentpapier zugebunden werden. Hauptsache ist ein kühler Aufbewahrungsort. Aus diesem wohlschmeckenden und herzhaften Mus lassen sich auch gute Suppen sowie Tunken für Fische, Salate und Mehlspeisen herstellen, die, je nach ihrer Verwendung, entweder noch gesüßt oder durch Essig oder Weinzusatz gesäuert werden.

Einfache, wohlschmeckende Obstmarmelade. Man wischt 3 Pfd. Pflaumen, 2½ Pfd. Äpfel und 2¼ Pfd. Birnen sauber ab, befreit sie von etwaigen faulen oder madigen Stellen, ohne sie jedoch zu schälen, entkernt die Pflaumen und kocht alles zusammen zu einem ziemlich dicken Mus, das durch ein Sieb gestrichen und mit 1¾ Pfd. Zucker nochmals aufgekocht wird. Man kann die Kerne einiger aufgeklopfter Pflaumensteine hinzutun. W.

Um Käse madenfrei zu erhalten empfiehlt es sich, Johanniskraut (Hypericum) zwischen die Käsestücke zu legen. N.

Hagebuttenmus. Dieses seines Gehaltes an Äpfelsäure wegen sehr wohlschmeckende Mus, das besonders in Thüringen geschätzt wird, stellt man folgendermaßen her: Die gereiften und ausgekernten Früchte werden sorgsam gewaschen, in einen irdenen Topf geschüttet und kaltgestellt. Während sechs Tage rührt man sie jeden Morgen unter Beifügung einer Messerspitze doppeltkohlensauren Natrons mit einer Holzkelle gut um und streicht sie nach Ablauf dieser Zeit durch ein Haarsieb. Dann läutert man das gleiche Gewicht Zucker, gibt dies mit dem Mus zusammen und kocht diese Masse unter fortwährendem Umrühren so lange, bis sie dicklich ist. In Gläser gefüllt, hält sich das Mus an einem kühlen Ort sehr gut und gibt, besonders in der Jetztzeit, einen ganz vorzüglicher Brotaufstrich. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ein schönes Gesicht

Stirn- und Kinnbinde — Wie häßlich sind Stirnfalten und wie alt machen sie. Wie entstellt ein Doppelkinn. Tragen Sie nachts meine Binden und Ihre Schönheit kehrt wieder. Preis das Stück M. 6.—

Methode Fix-Fix (ges. gesch.) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt, und Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Preis M. 16.—, 26.70, 34.70

Nero — Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflußt durch Waschungen. Erhältlich in Blond, Braun und Schwarz. Preis M. 5.70

Lippenrot — Das einzige Mittel, völlig unauffällig, haltbar und unschädlich, den Lippen eine natürliche, schöne rote Farbe zu geben, nicht abfärbend. Preis M. 2.—

Ratschläge — Praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit." 155000 Auflage. Preis M. 1.50

Frau Elise Bock G.m.b.H.

Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 158

Schaumschläger löscht man schnell, hat man Minimax zur Stell'.

Durch unaufgeklärte Weise brach in der Privatwohnung Feuer aus. Es brannten Gardinen und Möbel. Der im Entstehen begriffene Brand wurde mit Hilfe des mir gehörigen „Minimax"-Apparates gelöscht.

E. ENGELHARD, Kaufmann.

Bad Kösen, den 22. März 1918.

Auf die ersten Minuten kommt es an bei Brandausbruch!

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, nicht einfrierbar, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben. — Mehr als 1 Million im Gebrauch. Ueber 50000 gemeldete Brandlöschungen. Tausende ungemeldet. 1917 monatlich über 8000 Nachfüllungen im Durchschnitt geliefert. 104 Menschen — leben aus direkter Lebensgefahr errettet. —

Ausführungen für alle Zwecke von M. 70.— an.

Verlangen Sie Sonderdruckschrift „Tb".

„Minimax", Berlin W 8, Unter den Linden 2 (E. 72)

Berlin — Hamburg — Köln — Breslau — Dortmund — Stuttgart — München — Zürich — Wien

Gesundung durch Sauerstoff.

Ein durchaus natürliches, giftfreies Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei

Aderverkalkung, Herzbeschwerden,

Schwindelanfällen, Angst- und Schwächezuständen.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Spezialbroschüre.

Dr. Gebhard & Co., Berlin 154, Potsdamer Straße 1[illegible] a.

Soeben neu erschienen:

Herausgegeben von Ernst Fr. Eichler.

192 Seiten.

Mit zahlreichen Bildern nach Photos u. Zeichnungen.

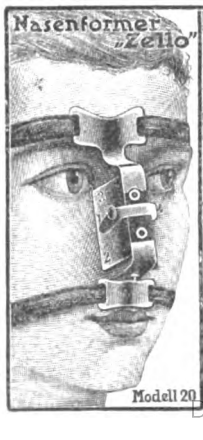
Preis 2 Mark (gebunden Mk. 3.50).

(Nachnahme 30 Pfennig mehr.)

Der Münchner Leutnant Udet, ein jugendlicher Fliegerheld, mit dem Pour le mérite ausgezeichnet, ist bereits ein besonderer Liebling des deutschen Volkes geworden. Über seine Luftsiege, von denen schon über ein halbes Hundert gemeldet worden sind, über seine Flugabenteuer und Jagdflüge berichtet dieses Buch in anheimelnder, volkstümlicher Weise — man legt es nicht aus der Hand, ohne bis zu Ende gelesen zu haben.

Vertrieb durch die „Delka" / München 65

Wilhelmstraße 10



Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello" ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100000 „Zello" i. Gebrauch. Preis **M. 6.—, M. 8.40 u. M. 12.—** mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.) Spezialität.

L. M. Baginski, Berlin W. 165 (Winterfeldtstr. 54)

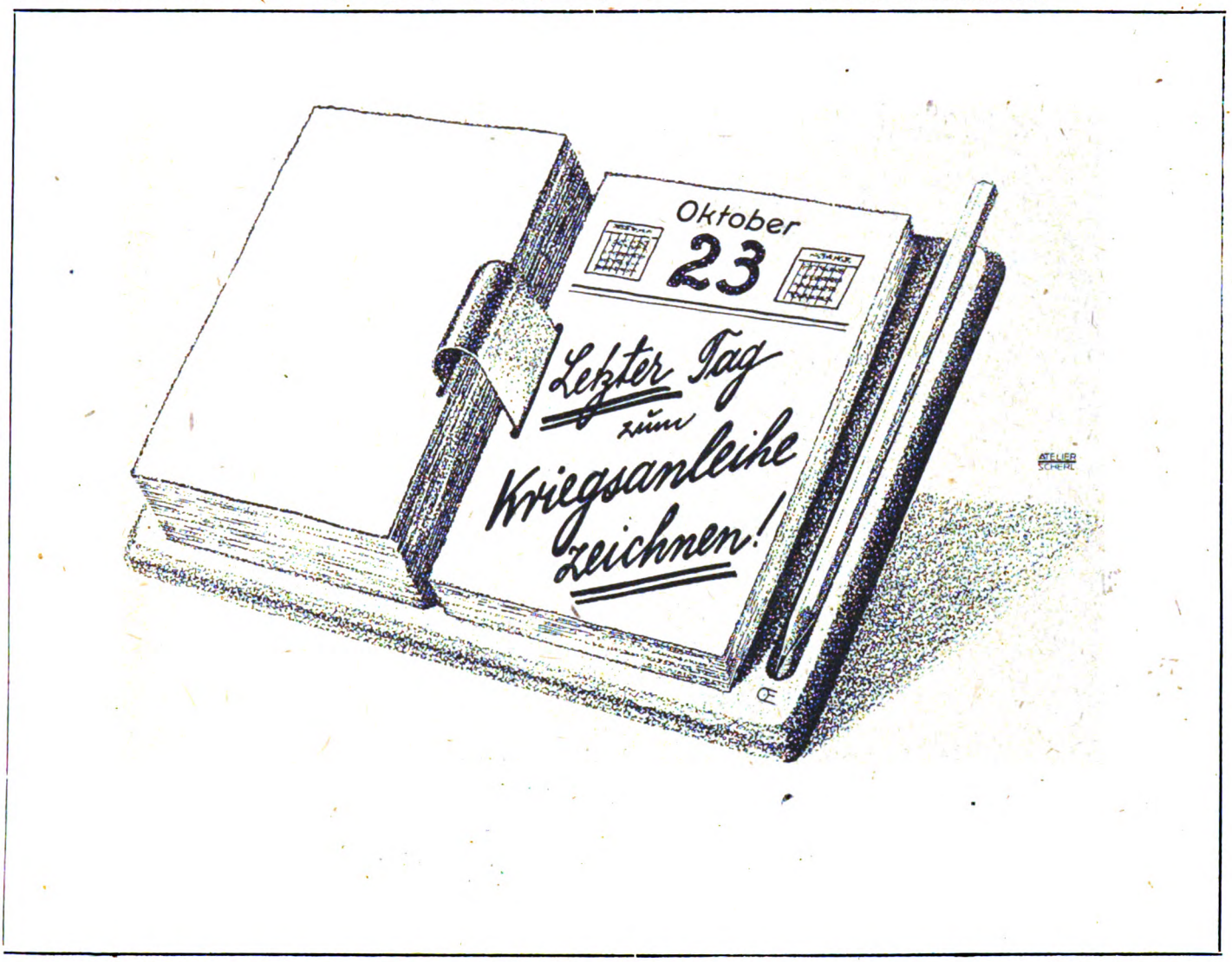
Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Von Friedrich Theod. Vischer. Neue wohlfeile, ungekürzte Ausgabe in 1 Bande. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Fr. Th. Vischers „Auch Einer" hat auch in der Kriegszeit seine alte, immer wachsende Anziehungskraft bewährt. Es ist eines von den Büchern, die nie veralten werden, weil es so durch und durch erlebt ist, weil ein ganzer Mann, ein echter Kernmensch in ihm steckt, ein Mann, der zu den sittlichen Führern unseres Volkes gehört, und der darum um so stärker und nachhaltiger als Erzieher wirkt, weil ihm in der Gesinnung und im Auftreten alles Schulmeisterliche, alles geschraubte Pathos fehlt. Wann war das Wort „Das Moralische versteht sich von selbst" uns nötiger als in den Tagen, die wir jetzt durchleben; von wem ist ihm großartiger und phrasenloser nachgelebt worden als von den Hunderttausenden, die in weitem Umkreis als lebendiger Eisenwall die Grenzen unseres Vaterlandes mit ihrem Leib bis zum letzten Atemzug schützen? So ist es kein Zufall, daß des alten Vischers „Reisebekanntschaft" auch Unzähligen unserer Feldgrauen ein treuer Begleiter und guter Kamerad geworden ist; und es war darum ein richtiger Gedanke, von der neuen, sorgfältig durchgesehenen und bei dem möglichst niedrig angesetzten Preis würdig ausgestatteten Ausgabe, die das 65. bis 74. Tausend der Gesamtauflage umfaßt, einen Teil als Feldpostausgabe in zwei leichten, handlichen Bänden erscheinen zu lassen.

Felix Holländer: „Der Tänzer." Ein Roman in drei Büchern. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Auf dem bunten Hintergrunde des vielfältigen internationalen Getriebes vor dem Kriege zeichnet Holländer das phantastische Dasein eines fesselos freien Abenteurers der Sinne und der Seele. Den Frauen wird er zum Verhängnis im Guten und im Bösen; keine Liebe darf ihn ganz halten; von der einen gleitet er zur anderen hinüber, und eine nach der anderen fliegt ihm zu. Die einzelnen Stationen der tollkühnen Luxusfahrt durchs Leben sind mit Schärfe getroffen. Der Leser aber nimmt Anstoß an der Verbrechernatur des Helden, die sich rücksichtslos offenbart und eine sympathische Teilnahme an seinen Schicksalen ausschließt.

Schluß des redaktionellen Teils.



Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend
Dresden-N. Laboratorium »Leo« Bodenbach

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Irland, das Land ohne Schlangen. In Irland gibt es, nach einer oft gehörten Behauptung, keine Schlangen, oder, was wahrscheinlicher klingt, keine giftige Schlangenart. Nach der bekannten Legende hat der heilige Patrick die früher sehr zahlreichen und gefährlichen Schlangen sämtlich in einen tiefen See gebannt. Würde man sagen „in die See", so käme hier vielleicht ein naturgeschichtlicher Vorgang zu symbolischem Ausdruck. Der Umstand, daß Irland schon in sehr früher Zeit vom europäisch-asiatischen Kontinent getrennt worden ist, erklärt das Fehlen der Schlangen wie auch manche andere Besonderheit der Fauna und Flora Erins. Die Insel England-Schottland ist erst viel später, vielleicht schon in fast geschichtlicher Zeit, durch eine Sturmflut, wie man annehmen darf, von Europa losgerissen worden. Dieses Ereignis, das viele Jahrtausende weit zurückliegt, gehört doch mit zu den Ursachen des gegenwärtigen Weltkrieges, der ohne Englands Inselpolitik kaum jemals in solchem Umfange entbrannt wäre. — Aus der Tatsache nun, daß auch England giftige Schlangen, wenigstens die bei uns so häufige Kreuzotter, nicht zu besitzen scheint, kann man eben schließen, daß diese Reptilien erst später aus der asiatischen Steppe oder aus dem Süden nach Nordwesteuropa gelangt sind. Ähnlich verhält es sich auch mit den Insekten. Irland hat weniger Schmetterlingsarten als England, das wiederum in diesem Punkte hinter Deutschland und Frankreich zurücksteht. Gewisse Falter, die bei uns häufig sind, wie der Segelfalter z. B., zählen drüben zu den größten Seltenheiten. Man nimmt an, daß die jenseit des Ärmelkanals auftauchenden Exemplare solcher Arten sich vom Festlande hinüber verflogen haben. Aber eben diese Wahrscheinlichkeit würde hier der Theorie der späten Einwanderung in die Quere kommen. Für größere Schmetterlinge ist das Überfliegen des Kanals bei günstigem Winde eine Kleinigkeit. Man hat Scharen von Kohlweißlingen von Calais nach Dover fliegen sehen, und auch die Überwindung des Sankt-Georgs-Kanals zwischen England und Irland wäre für größere Falterarten nichts Schwieriges. Wenn dennoch Irland falterärmer ist als die Nachbarinsel und diese wieder ärmer an Arten als das Festland, so muß noch ein anderer Grund dafür vorhanden sein. Und dieser scheint im Klima zu liegen. Ein feuchtes Seeklima ist der Entwicklung einer reichen Schmetterlingsfauna offenbar nicht günstig. Daher haben etwa nach Irland verflogene Arten sich nicht einzubürgern vermocht. Die Verhältnisse, die Irland zur wundersam grünen Insel machten, hielten ihm viele schöne Falter fern, die ein sonniges, trockenes Klima bevorzugen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gesunde Nerven
straffen, frischen Körper
erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 3.— 12 Bäder Mk. 5.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien
Nur echt in der grünen Dose.
Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T. 2 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Altbewährte Kosmetik
von
Schröder-Schenke
Berlin — Wien — Zürich
Klein- und Groß-Versand.
Gegründet 1896.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50
Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—
Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50
Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—
Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

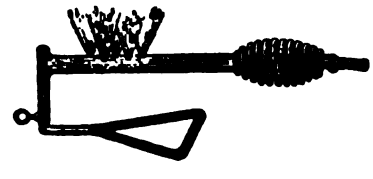
Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. „Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespaltenen Haaren und des geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—
Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50

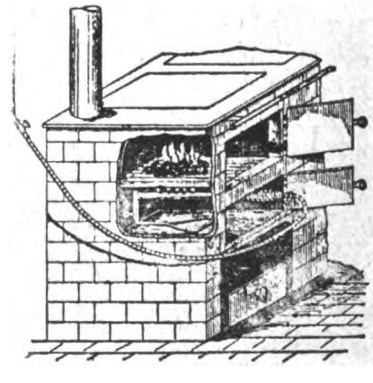
Schönheit der Nase:

Nasenformer „Ortho dor". D.R.-Patent Nr. 269 561, Schweizer, österreichisches und ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenig Tagen. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke, Berlin 15
Potsdamer Straße P. 26 b.
Wien 15, Wollzeile 15.

D. R. G. M.

D. R.-P. ang.

Gas-Feueranzünder
„Immerbereit"



Schaltet die Verwendung von Holz zum Feueranmachen in Zimmer- und Küchenöfen, Zentralheizungen, Backöfen etc. vollständ. aus

billiger Betrieb! Einfache Handhabung!!

Schnelles und sauberes Feueranmachen.

Zu haben in einschlägigen Geschäften.

Wo nicht erhältlich, versende direkt gegen Voreinsendung oder Nachnahme von M. 10,75 franko.

Hermann Zimmermann
Chemnitz 36, Uferstraße 4.
Fernsprecher 2924, 2925. Gegr. 1886. Postscheck-Konto Leipzig Nr. 25728.

Digitized by Google

An unsere Leser!

Nach dem Auslande und den besetzten Gebieten dürfen Zeitungen und Zeitschr ften nicht mehr vom Publikum als Drucksache durch die Reichspost versandt werden, sondern nur von dem betreffenden Verlage selbst. Feldpostsendungen werden von dieser Vorschrift nicht betroffen. Wer also Verwandten oder Freunden, die sich im Auslande oder in den besetzten Gebieten befinden, die „Gartenlaube" zugehen lassen will, möge seine Bestellung an den Verlag der „Gartenlaube", Königstraße 33, Leipzig, richten und gleichzeitig den entsprechenden Betrag beifügen. Die Kosten betragen einschließlich Porto: für jedes Heft (mit „Welt der Frau") nach Österreich-Ungarn 45 Pf., nach dem übrigen Auslande 50 Pf. und für jede Nummer (ohne das Beiblatt) nach Österreich-Ungarn 30 Pf., nach dem übrigen Auslande 35 Pf.

Allerlei Winke für jung und alt.

Enge Handschuhe werden dehnbarer und weiter, wenn man sie n ein durchfeuchtetes sauberes Leinentuch legt und sie darin eingeickelt mehrere Stunden liegen läßt. Natürlich darf das Tuch nicht u naß sein, um der Farbe des Leders nicht zu schaden. W.

Naßgewordenes Pelzwerk darf niemals am warmen Ofen gerocknet werden. Das Leder würde hart werden und die Haare rechen. — Man streiche das nasse Pelzwerk mit einer sauberen Bürste sofort glatt und lasse es in der Zimmerluft trocknen, um es rst am andern Tage mit einem Stock vorsichtig auszuklopfen, das haar dann zuerst nach dem Strich, alsdann gegen den Strich zu ämmen und zum Schluß wieder glattzubürsten. Die Pelzsachen rlangen durch diese Behandlung ihr ursprüngliches lockeres Aushen wieder. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Soeben neu erschienen:

Herausgegeben von Ernst Fr. Eichler.

192 Seiten.
Mit zahlreichen Bildern nach Photos u. Zeichnungen.
Preis 2 Mark (gebunden Mk. 3.50).
(Nachnahme 30 Pfennig mehr.)

Der Münchner Leutnant Udet, ein jugendlicher Fliegerheld, mit dem Pour le mérite ausgezeichnet, ist bereits ein besonderer Liebling des deutschen Volkes geworden. Über seine Luftsiege, von denen schon über ein halbes Hundert gemeldet worden sind, über seine Flugabenteuer und Jagdflüge berichtet dieses Buch in anheimelnder, volkstümlicher Weise — man legt es nicht aus der Hand, ohne bis zu Ende gelesen zu haben.

Vertrieb durch die „Delka" / München 65
Wilhelmstraße 10

8 neue Romane des Jahres 1918

Adam Müller-Guttenbrunn, Meister Jakob und seine Kinder. **Rudolf Stratz,** Das freie Meer.
Fedor v. Zobeltitz, / / Die Junker. / / **Richard Skowronnek,** / / Die Liebschaften d. Käte Keller.
Sophie Hoechstetter, Meine Schwester Edith. / **Felix Holländer,** / Die Briefe des Frl. Brandt.
/ **Ernst Zahn,** / Das zweite Leben **Annemarie von Nathusius,** Das törichte Herz der Julie v. Voß.

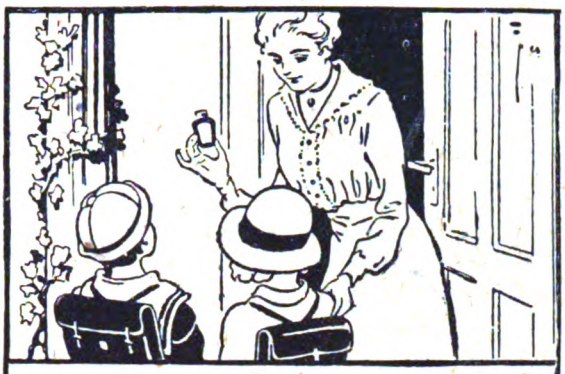
lle 8 Bände gebunden zusammen für M. 62,65 f Wunsch gegen Monatszahlungen von nur 5 Mark

Bestellschein (für 5 Pfg. in offenem Briefumschlag) an:
A. Wollbrück & Co., Berlin N, Oranienburger Str. 59.

Unterzeichneter bestellt auf das Angebot in „Gartenlaube" **8 neue Romane** bunden für **M. 62.65.** Der Betrag — ist nachzunehmen — folgt nach Empfang — rd mit monatlich fünf Mark gezahlt. Erfüllungsort ist Berlin-Mitte.

terschrift .....

naue Adresse .....



Formamint-Tabletten
vernichten die Bakterien in Mund und Rachen und gewähren
Schutz vor Ansteckung

Hunde an die Front!

Bei den gewaltigen Kämpfen im Westen haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtigen Stellungen gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist das Leben erhalten, weil Hunde ihnen den Me degang abnahmen. Militärisch wichtige Meldungen sind durch Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.

Obwohl der Nutzen der Meldehunde überall bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer kriegsbrauchbarer Hunde, welche sich nicht entschließen können, ihr Tier dem Vaterlande zu leihen!

Es eignet sich Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier, Rottweiler, Jagdhunde, Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner Doggen und Kreuzungen aus diesen Rassen, die schnell, gesund, mindest 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen abgerichtet und im Erlebensfalle nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Die Abholung erfolgt durch Ordonnanzen.

Also Besitzer: Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!

Die Anmeldungen für Kriegshund- und Meldehundschulen an Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 15½, Abteilung Kriegshunde, richten.

Im Königreich Bayern beheimatete Hunde bei Inspektion der Nachrichtentruppen, München, Luitpoldstraße, für gleiche Zwecke melden.

Altbewährte Kosmetik

von

Schröder-Schenke

Berlin—Wien—Zürich

Klein- und Groß-Versand
Gegründet 1896.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50
Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—
Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50
Zitronen-Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—
Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6.—

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. „Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespalteten Haaren und des geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8.—
Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50

Schönheit der Nase:

Nasenformer „Orthodor". D.R.-Patent Nr. 269 561, Schweizer, österreichisches und ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase. Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenig Tagen. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke, Berlin 15

Potsdamer Straße P. 26 b.

Wien 15, Wollzeile 15.

Digitized by Google

Für die Küche.

Saure Kriegskartoffeln. Zu geschälten und in Scheiben geschnittenen Pellkartoffeln rührt man eine Tunke, wie folgt: 50 Gramm in einer Pfanne gut gebräuntes Mehl wird mit einem halben Liter Buttermilch tüchtig gerührt, damit die Tunke glatt bleibt, dann schmeckt man sie mit Salz und Pfeffererſatz ab, fügt einige Zwiebelscheiben und Gurkenscheiben dazu und vermischt diese Flüssigkeit mit den Kartoffelstücken. A.

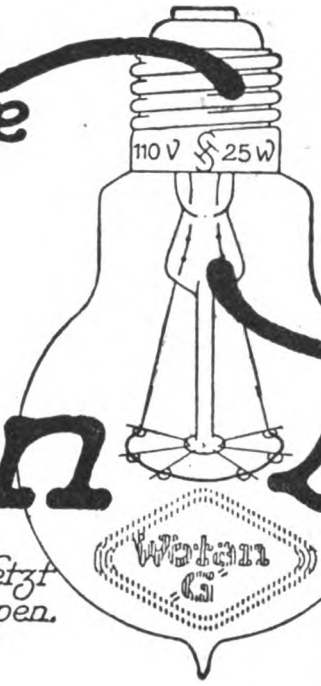
Vorteilhafter Brotaufstrich von Kaninchenfleisch. Man brät Kaninchenfleisch mit einigen Zwiebeln in Margarine, treibt alles zusammen durch die Fleischhackmaschine und vermischt es mit der Brühe, die man von den größeren Knochen des Kaninchens gewann, indem man die Knochen mit dem genügenden Quantum Wasser, ohne Salz oder Wurzelwerk, ungefähr 2½ Stunden kochte, die Brühe dann durch das Suppensieb goß und zum Schluß so lange einkochen ließ, bis sie zu dicken begann. Das kleingemahlene Fleisch gibt mit der eingedickten Brühe zusammen eine geschmeidige Masse, die man nach Geschmack noch salzt, in kleine Gläser füllt und eine Stunde im Wasserbade sterilisiert, falls man sie längere Zeit aufheben will. Wird sie schnell verbraucht, ist das Sterilisieren unnötig. Man kann sie, sobald sie erkaltete, aufstreichen.

Getrocknete Gemüse hat man etwa drei Stunden vor dem Kochen in Behandlung zu nehmen. Sie werden zuerst 40 bis 50 Minuten in gut warmes Wasser gelegt, abgeseiht und dann nach ungefähr zwei Stunden in kaltes Wasser gegeben. Nun erst werden sie, wie erforderlich, zubereitet. Auf diese Weise stellen sich Geruch und Geschmack wie im frischen Zustande am ehesten her. O.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gasgefüllte

Wotan Lampen



Jeder Elektro-Installateur führt sie.

Eine Wotan „G" Lampe ersetzt häufig mehrere luftleere Lampen.

sind zeitgemäß

Ein Federhut ist immer das Beste.
Die allerbesten Federn sind meine

„Atama-Edelstraußenfedern",

solche bleiben 10 Jahre schön u. jed. Dame kann dieselb. immer wieder selbst auf einen and. Hut steck. Preis: 30cm lang 9 Mk., 40cm 15M., 45cm 25M., 50cm 30M., 55cm 42M., 60cm 48M., schmale Federn, nur 15 bis 20 cm breit, ca. ½ m lang, kosten 3, 6, 10 Mark. kurze Boas von Strauß 3,40, 5, 8, 10, bis 45 Mark, Reiherbüsche 1-200 Mark. Versand per Nachnahme. Auswahl gegen Standangabe.
H. Hesse, Dresden, Scheffelstraße 10-12.

Musik-Instrumente
für unsere Krieger.
für Schule und Haus,
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Schutzmarke

Pflegen Sie Ihr Schuhzeug um es dauerhaft zu machen.
Verwenden Sie nur Dr. Gentner's Oelwachslederputz

Nigrin

das nur aus Oelen und Wachsen besteht und daher das Leder wasserdicht, weich und dauerhaft erhält. **Nigrin** färbt nicht, wie die verseiften Wasserkreme, bei nasser Witterung ab; der Glanz bleibt auch bei Regenwetter erhalten.

Alleiniger Hersteller: **Carl Gentner, Göppingen.**

Echte Briefmarken sehr billig. Preislist. A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

Man ist so alt wie man aussieht

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologischem Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz, „Reichels homogenes Regithinhautnährstoffs". Die welkende Haut und erschlafften Gesichtsmuskeln werden wieder gekräftigt, glatt und elastisch gemacht und das Altern der Gesichtszüge wirksam verhindert. Erfolge über Erwarten. Dose 7. — und 4,50 Mark. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 7.

Das neue Haarnetz

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.20 (gar echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 62, Färbergasse 27.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Die Zentrale der deutschen Landfrauen, die alle in Deutschland auf dem Lande arbeitenden Frauenverbände (Vaterländischer Frauenverein, Deutsch-Evangelischer Frauenbund, Katholischer Frauenbund, Reichsverband der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine usw.) umfaßt und somit die Vertretung von Millionen von Landfrauen darstellt, veranstaltet in der Zeit vom 12. bis 14. November einen fünften Kriegslehrgang für Landfrauen. Die Einrichtung dieser Lehrgänge hat sich in den vergangenen Kriegsjahren außerordentlich bewährt. Hunderte von Frauen haben die Kenntnisse, die sie sich auf den Lehrgängen aneigneten, durch zahlreiche Vorträge auf Landfrauentagen und Familienabenden in ihren ländlichen Bezirken weitergegeben und dadurch große Schichten der Bevölkerung aufgeklärt über wichtige Ernährungsfragen, über die Notwendigkeit einer planmäßigen Steigerung der Erzeugung und einer zweckmäßigen Verwendung der Produkte. Auf dem diesjährigen Lehrgange sollen unter dem Gesichtspunkte, daß viele Landfrauen in Abwesenheit ihrer Männer gezwungen sind, die Wirtschaftsführung selber in die Hand zu nehmen, folgende Fragen behandelt werden: „Die Anpassung unserer Feldbestellungspläne an die Bedürfnisse der Zeit mit Berücksichtigung des Futtermangels". „Der Einfluß der Preisgestaltung auf die landwirtschaftlichen Betriebe", „Ergebnisse neuerer Fütterungsversuche", „Erleichterung der Betriebsführung durch ländliche Genossenschaften." — Über allgemein volkswirtschaftliche Fragen sollen die Landfrauen ferner durch folgende Vorträge belehrt werden: „Deutschlands Rohstoffwirtschaft während des Krieges", „In welcher Weise kann die Landbevölkerung zur Deckung des Stoffbedarfes beitragen?", „Der Geldbedarf des Reiches und seine Deckung", „Die Bedeutung der Rückwanderer für die deutsche Landwirtschaft." Schließlich sollen durch einige weitere Vorträge der vaterländische Geist der Landfrauen und ihr Wille zum Durchhalten gestärkt werden. Anmeldungen zur Beteiligung am Lehrgange sind an die Zentrale der deutschen Landfrauen, Berlin W 9, Königgrätzer Straße 19, II, zu richten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Homburger Elisabeth-Brunnen

Seit dem Jahre 1660 bekannt und von den Ärzten empfohlen. — Im Gebrauch bei hohen und allerhöchsten Herrschaften.

Haustrinkkuren

mit Homburger Elisabeth-Brunnen
werden mit gutem Erfolg angewandt zur

Anregung des Stoffwechsels

und ärztlich verordnet bei allen damit zusammenhängenden Krankheiten:

Magen-, Darm-, Leber- und Gallensteinleiden

ferner bei

Frauenkrankheiten, Blutarmut und Allgemeiner Schwäche.

Homburger Mineralwässer sind von angenehm erfrischendem Geschmack. Erhältlich in den Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen. Wo nicht, wende man sich an die untenstehende Versandstelle. — Ausführliche Prospekte über Anwendung und Wirksamkeit, sowie zahlreiche Gutachten ärztlicher Autoritäten versendet gratis die

Brunnenverwaltung
Bad Homburg, Versandstelle: Pharmakon, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Auskünfte und Drucksachen über das Bad frei durch die Kurverwaltung Bad Homburg.

Weisse Zähne durch

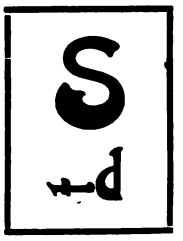
Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. „Laboratorium Leo" Radenbach

Zur Kurzweil.

Scherz-Rebus
von
Fritz Guggenberger.



Kürzungs-Rätsel.

Am Bodensee war ich im Wort,
Doch machte ich mich eiligst fort,
Als ohne Kopf und ohne Bein
Das Wort sich ständig stellte ein. R. D.

Dreisilbige Scharade.

Fehlt dir's an den ersten beiden,
Wird dein Werk dir nicht gelingen;
Und das dritte, als ein Leiden,
Treibt dich zu verschiednen Dingen.
Doch dem Ganzen bleibe ferne —
Heute und für alle Zeit,
Denn es bringt auf unserm Sterne
Unheil nur und Herzeleid. H. v. F.

Rätsel-Distichon.

Lachend denkt man ihn sich, doch mag er oft wohl auch weinen!
Schiebt man ein Zeichen hinein, ist's eine nahrhafte Frucht.
M. G.

Abstrich-Rätsel.

Von Peter Serwas.

Beim Künstler und beim Handwerksmann
Das Ding man häufig finden kann,
Auch wendet man's als Schimpfwort an
Bei einem aufgeblas'nen Mann.
Nimmt man das erste Zeichen fort,
So liegt im Wasser stets das Wort.

Lautzuwachs.

Ein Körperteil, der drei Laute umspannt,
Ist als neutraler Nachbar bekannt. C. S.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Ehret alle, die fürs Vaterland gekämpfet und gelitten.
Gleichklang-Rätselchen: Händel.
Verlängert: Allerhand.
Probates Mittel: Ziege—l—ei.
Logogriph: Fest — Pest — Nest — Rest.

Schluß des redaktionellen Teils.

Geschäftliches.

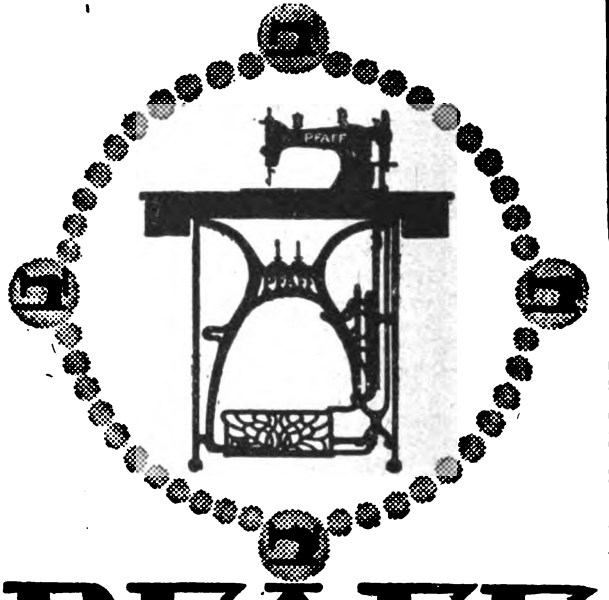
Ein frisches, schönes Gesicht pflegt immer ansprechend zu wirken durch seine natürliche Schönheit. Diese kann aber nur durch zweckmäßige Pflege erlangt und erhalten werden, durch andauernden Gebrauch vorzüglicher kosmetischer Erzeugnisse. Solche finden Sie bei der Frau Elise Bock G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 158 (am Zoo), deren Fabrikate weltberühmt und schon auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden prämiiert wurden. Zahllose Anerkennungen beweisen die Güte. Wir empfehlen, sich kostenlos Prospekte kommen zu lassen.

Offenbacher
Kaiser Friedrich Quelle
das millionenfach bewährte Wasser
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

„Burnus"
wäscht Wäsche wunderbar.
D. R. P. Gen. K. A. 2638

„Burnus" ist kein Kriegsprodukt, Spart Heizung, Arbeit und Geld, ist ohne Seifenkarte erhältlich, Schont das Gewebe.

Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften.
Hersteller: Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt.



PFAFF
Nähmaschinen
für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff Nähmaschinen-Fabrik
Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

Ideale Zahn- und Mundpflege
mit
Perhydrit-Mundwasser-Tabletten
Perhydrol- Zahnpulver, Zahnpasta, Mundwasser

Jedermann wärmstens zu empfehlen.
Zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.
Krewel & Co., G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln a. Rh.

Graue Haare
und Bart erhalten garantiert und dauernde Naturfarbe u. Jugendfrische wieder die unsere seit 12 Jahren best. [illegible] „Martinique". Tausende Anerkennungen. Fl. 4.— Nachnahme [illegible] durch „Sanisversand" [illegible]

Alle Stoffarben
bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben.
Fritz Sprotte.
Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

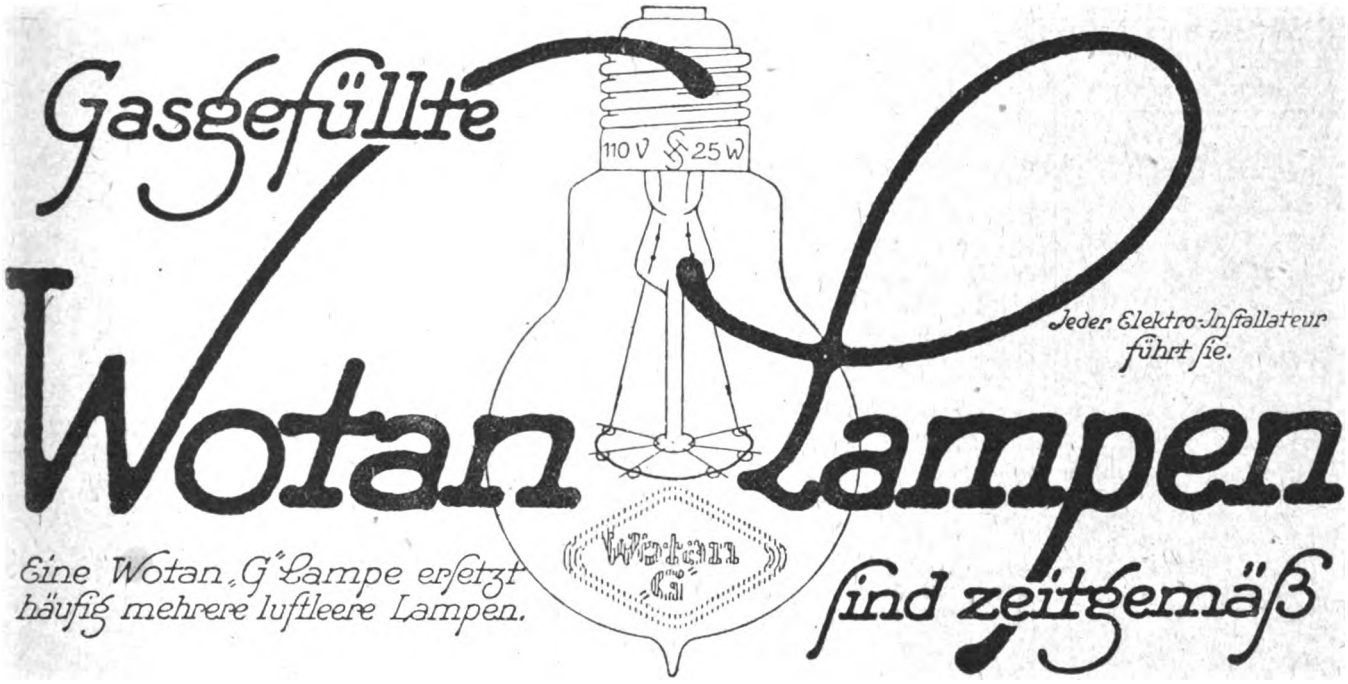
1 Beilage zu Nr. 44. 1918.

Allein-Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“ Ansalt Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35 41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. Zeilenpreis M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Vom Büchertisch

Die Stoltenkamps und ihre Frauen. Roman von Rudolf Herzog. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Deutscher Arbeit und Tüchtigkeit, deutschem Fleiß und Erfindergeist verdanken wir, daß unser Heer und unsere Flotte der ganzen gegen uns verschworenen Welt zu unserem Widerstand leisten. Kein Gau des Vaterlandes ist hieran unbeteiligt, der Mittel- und Schwerpunkt jedoch liegt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, und einer gewaltigen Firma Name drängt sich jedem auf die Lippen, wenn es zu sagen gilt, wo diese Quelle unserer Kraft am stärksten sprudelt. Auszusprechen braucht man ihn nicht — und so hat auch Rudolf Herzog ihn nicht genannt. — Kein Deutscher aber wird dieses Buch von den Stoltenkamps und ihren Frauen lesen, ohne zu wissen, welche Familie es ist, deren vier Generationen hier an ihm vorüberziehen in einem Kulturgemälde, dessen reicher Gehalt nur um so lebendiger zur Erscheinung kommt durch die Einkleidung in die künstlerisch vollendet durchgeführte Form eines packenden Romans. Die besonderen Eigenschaften dieser sämtlich hochbedeutenden und doch einander so ungleichen Männer und Frauen haben das Unternehmen von den bescheidensten Anfängen und durch schwere Krisen zu seiner heutigen Riesengröße geführt, und wie sehr es eine persönliche Schöpfung ist, das eben tritt uns in diesem Roman mit einer Klarheit vor Augen, die eine geschichtlich-biographische Darstellung nie würde erreichen können.

Schluß des redaktionellen Teils.



Der Traumspiegel

Bild. u. Wahrheit. Ein Traumbuch auf wissenschaftl. Grundlage v. Nerv.-Arzt Dr. Lomer. Sind Träume Schäume? 160 Seit. Inh.: Der Tr. nicht sinnlos. Traumquell. Wie arbeit. d. Tr. Reiztraum. Seine Symbolik, sein. Sprache, Feuer-Wasser-Zahn-Verfolg.-Träum. Geschlechtsleb. i. Tr. Liebreiz- u. Hind. Tr. Der Tr. als Detekt. Todessymbol. Telepathischer Tr. Anmeld. v. Tod u. Unglck. Kriegsahnung. i. Tr. Prophet. Tr. Deutungen. Raum u. Zeit im Tr. Preis 2.80 eleg. geb. 4.50 u. 20 Pf. Porto **J. Michael Müller Verl., München** Ansbachersir. Nr. 99.

Kaufmännisches Personal

Stellengesuche und Stellenangebote für männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger“ — dem Offiz. Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin u. der Zulassungsstelle der Berliner Börse — stets den gewünschten Erfolg. Auch während des Krieges.

Gesundung durch Sauerstoff.

Ein durchaus natürliches, giftfreies Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei

Aderverkalkung, Herzbeschwerden,

Schwindelanfällen, Angst- und Schwächezuständen.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Spezialbroschüre.

Dr. Gebhard & Co., Berlin 154, Potsdamer Straße 104 a.

Briefpapier

50 Briefbogen mit 50 Kuverts Mark 2.50

Postkarten

Blumen-, Serien-, Landschaften etc. 50 Karten M. 3.—.

Glückwunschkarten

für Neujahr, Geburtstag, Namenstag, Verlobung etc. 100 Karten M. 2.—.

Schmirgelpapier

Stückenware, unregelmäß. Größen praktisch für Herd und Hausgebrauch Rostiges blank zu machen und für Handwerker, Maschinenarbeiter, 5 kg-Postpaket M 6.—.

Paul Rupps, Freudenstadt 86

Schwarzwald.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Die schwarze Gefahr in den Vereinigten Staaten. Seit Amerika sich im Kriege befindet, haben merkwürdigerweise die Verfolgungen, denen die schwarze Bevölkerung der Vereinigten Staaten seit der sogenannten Sklavenbefreiung immer ausgesetzt war, noch an Wildheit zugenommen, obwohl die Neger sich im allgemeinen kriegsfreundlich zu gebärden scheinen und von der Presse als gute Soldaten gepriesen zu werden pflegen. Dennoch stellte kürzlich eine gebildete Farbige in einer Versammlung fest, daß seit Kriegsausbruch gegen 250 Neger in den Staaten gelyncht worden sind. Vielleicht hängt die Zunahme der Ausschreitungen mit der Kriegsverhetzung des amerikanischen Pöbels zusammen, der nun, wie an Deutschen und andern Ausländern, auch an den Schwarzen sein Mütchen kühlt. Sonderbar ist nur, daß der Süden, der Schauplatz der meisten dieser Galgen- und Holzstoßgreuel, wenigstens bis vor kurzem, schon als Baumwolle produzierendes Land, durchaus nicht kriegsfreundlich gesinnt war. Die Geschichte der Afrikaner in den Vereinigten Staaten ist noch zu wenig studiert worden. Die von den Sklavenhändlern herübergeschleppten Neger gehörten verschiedenen Stämmen und sogar verschiedenen Rassen an, so daß die schwarze Bevölkerung Amerikas der Herkunft nach sehr gemischt ist. Dementsprechend ist auch die Zivilisationsmöglichkeit in sehr verschiedenem Maße zu bewerten. Nach dem Sezessionskriege, dessen Urhebern im Norden die Sklavenbefreiung ebenso als Vorwand diente wie ihren Machtnachfolgern von heute die „Sicherung des Demokratismus in der Welt", gerieten die befreiten Neger in schwere wirtschaftliche Not. Viele baten ihre bisherigen Besitzer, sie weiter zu behalten, da sie sonst verhungern müßten. Zahlreiche Pflanzer waren durch den Krieg wirtschaftlich ruiniert und konnten nur wenige Neger als Tagelöhner weiter beschäftigen. Unter den begreiflicherweise mißvergnügten Südstaatlern bildeten sich damals Geheimbünde, die den befreiten Negern, die sich ihrerseits oft durch Überhebung und Gewalttaten verhaßt machten, auf alle mögliche Weise nachzustellen suchten. Zweifellos ist, daß Verbrechen besonders geschlechtlicher Art seit jeher einen willkommenen Grund für an Negern vollzogene Lynchgerichte geboten haben. Neuerdings scheint sich in manchen Gegenden eine Rückbildung ins Afrikanertum zu vollziehen. Alte Kulte erwachen, die seltsamen Betversammlungen in abgelegenen Sumpfkapellen Georgias weisen Züge auf, die an den berüchtigten Wodudienst auf Haiti und in Britisch-Guyana erinnern. Bourget, ein Bewunderer Amerikas, machte schon vor einer Anzahl von Jahren auf die Möglichkeit aufmerksam, daß sich im Süden der Vereinigten Staaten ein „Neu-Afrika" bilden könnte. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dürfte diese Gefahr für Amerika noch größer machen, da die Schwarzen in den Südstaaten das zahlenmäßige Übergewicht besitzen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ein schönes Gesicht

Methode Fix-Fix (gesetzlich geschützt) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt und Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Preis M. 18.—, 30.—, 39.—

Augenbrauensaft. Der bezaubernde Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger dichter Augenbrauen durch den wachstumfördernden „Augenbrauensaft". Preis M. 4.50

Nero. Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung, 6 Wochen anhaltend, unbeeinflusst durch Waschungen. Erhältl. in Blond, Braun u. Schwarz. Pr. M. 6.40

Lippenrot. Das einzige Mittel, völlig unauffällig, haltbar u. unschädlich den Lippen eine natürliche, schöne rote Farbe zu geben, nicht abfärbend. Pr. M. 2.25

Ratschläge. Praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit." 155000 Auflage. Preis M. 1.50

Frau Elise Bock G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 158

Gesetzlich geschützt!

Geniale Erfindung!

„Lupa"

Schönheit der Formen und Hygiene

vereinigt mein Korsettersatz „Lupa" mit regulierbarem Busenformer und Rückenhalter in einem Stück.

Jede Büste, auch die zarteste, erhält die gewünschte Form, da „Lupa" beliebig verstellbar. Kein Druck auf Magen u. Weichteile. Stramme graziöse Haltung. Nicht nur für schlanke, sondern auch für starkleibige Damen geeignet. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Bequemes Bewegen in jed. Lage. Tausende von Anerkennungen. Modell 3013, komplett mit 4 Strumpfhaltern, Spitzengarnitur, noch aus bestem waschbaren Stoff, weiß oder chamoisfarbig M 79.50. Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbild ing, ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 32.75.

Versand gegen Nachnahme. Tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Ludwig Paechtner, Dresden 193a
Bendemannstraße 15.

Bei Einsendung von Stoffen 33⅓ % Rabatt auf obige Preise.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.grat.Kat.A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.),Kat.B.II.Krankenfahrstühle f.Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Lauten, Gitarren, Mandoline
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Weltkrieg 1914/1918

echt 14kar. Goldfilled.
5 Jahre Garantie.

Platte gehämmert, Kreuz, Inschrift und Landesfarben schwarz-weiß-rot mit echt Email ausgelegt, mit folgenden Inschriften vorrätig:

Nr. 1257. **Westfront 1914/1918.**
Nr. 1258. **Ostfront 1914/1918.**
Nr. 1267. **Weltkrieg 1914/1918.**

Reklamepreis M. 3.40.

Dieselben Ringe in **echt 800 Silber** ges. gestemp. **Reklamepreis M. 3.90.** Porto u. Verpackung 25 Pf. extra, Feldpost nur 10 Pf., Nachnahmen ins Feld sind nicht zulässig. Einsendung des Betrages möglichst per Postanweisung. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen.

Neuer Katalog von 1918 mit Ringmaß vollkommen kostenlos.

Sims & Mayer, Berlin SW 68
Oranienstraße 117/118, Abt. 17.

Buchführung
— gründliche Unterweisung —
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 9.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Mitesser
unnatürliche Unreinheiten des Gesichts, Blutäderchen, Pusteln etc. beseitigt am sichersten „Marubin". Seit 25 Jahren mit wirksamsten Erfolgen erprobt. Mk. 4,50
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Gewinne
der Kgl. Sächs. Landeslotterie
ev. 800 000 Mk.
Prämie 300 000 „
Hauptgew. 500 000 „
200 000 „
150 000 „
100 000 „ usw.
(in Oest.-Ungarn verboten).
Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse
Ziehung I. Klasse: 4 und 5. Dezbr. 1918
versendet
A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme **Leipzig, Brühl 2.**

Bei einem Stubenbrande in meiner Wohnung sind die beiden Minimax-Apparate, die ich vor 4 Jahren von Ihnen bezog, ausgespritzt worden und haben sich vorzüglich bewährt.

Universitätsprofessor G. Menz,
Jena, d. 11. 4. 18.

Auf die sofortige Löschbereitschaft kommt es an!

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, nicht einfrierbar, leicht handlich, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben. — Mehr als 1 Million im Gebrauch. — Ueber 50000 gemeldete Brandlöschungen. Tausende ungemeldet. 1917 im Durchschnitt monatlich über 8000 Füllungen nachgefüllt. 104 Menschenleben aus direkter Feuersgefahr errettet. Ausführungen für alle Zwecke von Mk. 70.— an.

Verlangen Sie Sonderdruckschrift: „Tb."
„Minimax"-Berlin W 8, Unter den Linden 2 (E. 72).

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 44. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Bunkes Allerlei.

Tierahnenkult. Eine der merkwürdigsten und dunkelsten Erscheinungen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist der sogenannte Totemismus oder Tierahnenkult. Der Gedanke dieser Kultform ist, daß eine Familie, ein Stamm, ein Volk von einer Tiergestalt ihre Abkunft herleiten, und die Verehrung des Tieres, dessen Gestalt der Stammvater angenommen hatte, ist die wesentlichste äußere Erscheinungsform des Totemismus. Die Indianer des nordwestlichen Amerika haben diese Kultform bis in die neueste Zeit herauf gepflegt, und nach der bei ihnen üblichen Bezeichnung „Totem" ist die ganze Erscheinung benannt worden. „Totem" ist das Tierbild, in dessen Zeichen der Stamm blüht, das Tier, dessen rohgeschnitzte und grell bemalte Abbildung an heiligen Stätten, besonders auf Grabstätten, errichtet wurde. Dieser Totemismus ist nach der Ansicht einiger Gelehrten allen Völkern auf einer gewissen Entwicklungsstufe eigentümlich gewesen. Man glaubt im altindischen Schlangenkult, wie er ja auch in der Familiensage der Radschas von Nagpur sich verkörpert, noch mehr aber im ägyptischen Stier-, Katzen- und Krokodilskult Reste eines frühern Totemismus zu erblicken. Dieser Meinung steht allerdings manches entgegen, da die Verehrung eines Tieres doch auch symbolische oder rein wirtschaftliche oder auch, wie vielleicht im Falle des Katzenkults, Gemüts- und Sympathiegründe haben kann. Spuren des Totemismus im Sinne der Herleitung eines Stammes von einem halbgöttlichen, in Tiergestalt erschienenen Ahnherrn finden sich auch in Europa, in den Stamm- und Familiensagen berühmter Geschlechter. So leitete das fränkische Königshaus der Merowinger seine Herkunft vo Merowech oder Merowig her, der einst in Stiergestalt dem Meere entstiegen sein soll. Die Sache ist etwas dunkel, da man nicht recht begreift, wieso ein ausgesprochenes Landtier zum Seeungeheuer werden sollte. Jedenfalls finden sich in alten französischen Königschroniken Abbildungen, die jenen Meroväus, wie sein lateinischer Name lautet (französisch Mérovée) als einen riesenhaften Mann mit einem Stierkopfe darstellen. Die geheimnisvolle Herkunft des Dynastiegründers vom Meere ist im Namen deutlich ausgesprochen. Überhaupt werden Wassertiere, Wassergeister gern als Ahnen anerkannt. Die Melusinensage ist ja auch etwas Ähnliches. Hier ist es die Ahnfrau des Geschlechtes, die als elbisches, amphibisches oder fischartiges, doch auch wieder halbgöttliches Wesen ihren Nachkommen vorschwebte. Ob die alten Germanen einen wirklichen Totemismus gekannt, muß immerhin zweifelhaft bleiben. Vielleicht nahmen sie von einer tieferstehenden Rasse, die sie — wie jetzt fast allgemein geglaubt wird — bei ihrem Einrücken in die deutschen Gaue schon vorfanden, einzelne totemistische Überlieferungen an. In der großen Bevorzugung des Wolfes zum Beispiel, der in so vielen deutschen Eigen- und Familiennamen vorkommt, ließe sich allenfalls ein uralter totemistischer Vorgang erblicken. v. D.

Schluß des redaktionellen Teils.

Es gibt nichts Besseres für die Nerven

als die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 3.— 12 Bäder Mk. 5.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien **Nur echt in der grünen Dose.** Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 8

(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Mitesser

(Pickel), hervorragendes Gegenmittel Laucnsteins Hautcreme M 4.50. Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg i. 6.

Schöne dichte Augenbrauen

lange und schattige Wimpern, ausdrucksvolle Schönheit durch **Reichel's Plantex-Augenbrauensaft**, bewirkt schnelles Wachstum und ist gänzlich unschädl. Mark 4.00. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstrasse 4.**

Graue Haare

und Bart erhalten garantiert und dauernde Naturfarbe u. Jugendfrische wieder die unsere seit 12 Jahren best. bewährte **„Martinique"**. Taus. v. Nachbestellung. Fl. 4.— Nachnahme. Nur durch **„Sanisversand"** München 4.

Frostbalsam

gegen alle u. frische Frostschäden der Haut M. 5.00. Apoth. Lauensteins Versand Spremberg, i. 6.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Digitized by Google

Für die Küche.

Kleine Ersparnisse beim Obst- und Gemüsekochen. Jetzt in der harten Kriegszeit, wo auch die kleinste Ersparnis an Lebensmitteln schwer ins Gewicht fällt, sollte man das Durchpassieren von Obstmusen und Gemüsebreien möglichst vermeiden, denn mit den Rückständen im Siebe werden noch wertvolle Bestandteile meist achtlos weggeschüttet, auch kostet das Durchpassieren viel Zeit und nützt die jetzt sehr teuren Siebe, besonders die Haarsiebe, unnötig ab. So kann man z. B. Apfelmus ganz gut ohne Durchpassieren glatt kochen, wenn man die Äpfel schält und das Fleisch ringsherum um das Kernhaus recht dünnblättrig abschneidet. Die gewaschenen Schalen und Kernhäuser werden zu Obstsuppen, Tunken oder Äpfeltee ausgekocht. Wer den etwas bitterlichen Geschmack der mitgekochten Kernhäuser am Apfelmus besonders liebt, koche das abgeschnittene Apfelfleisch in dem Kochwasser der Schalen und Kernhäuser weich. Die feingeschnittenen Apfelscheiben kochen bedeutend schneller weich als nur geviertelte oder gar ungeschälte Apfelstückchen, und man erspart somit Zeit und Feuerung, was jetzt sehr wichtig ist. Dasselbe gilt von andern Obstmusen. Auch Tomaten für Suppen, Tunken und Brei sollten nicht durchgeschlagen werden. Übergießt man die ganzen Tomaten mit kochendem Wasser und läßt sie einige Minuten darin stehen, so lassen sie sich mühelos ganz dünn abschälen, und beim Zerschneiden kann man die größeren Samenkörner mit einem spitzen Obstmesser leicht entfernen. Das ergibt dann viel weniger Abfall, als wenn man sie durch ein Sieb streicht, und die Speisen werden genau so wohlschmeckend wie die durchpassierten, Zeitersparnis und die Abnutzung der Siebe ungerechnet. Auch bei Hülsenfrüchten, die wir infolge ihrer großen Knappheit jetzt erst recht zu würdigen wissen, ist das Durchpassieren in jetziger Zeit eine Verschwendung. Unsere Verdauungswerkzeuge sind durch das kleiehaltige Brot und Mehl jetzt ja darauf eingestellt worden, auch die Hülsen von Erbsen, Linsen, Graupen usw. zu verdauen, vorausgesetzt, daß diese Gemüse weich genug gekocht wurden, was ja mittels der Kochkiste ohne Mehrverbrauch an Zeit und Feuerung leicht geschehen kann. Wie man aus obigem ersieht, erübrigt sich das Durchpassieren der meisten Speisen völlig, und es werden dadurch nicht unerhebliche Ersparnisse erreicht. M. K. S.

Gebackenes Gemüse. 220 Gramm Mehl werden mit einem Ei, genügend Wasser und einem Eßlöffel Backpulver zum Teig vermischt, den man fingerdick ausrollt und in zwei Teile teilt. Den einen Teil legt man auf den Boden einer mit etwas Margarine bestrichenen Form, füllt darauf Gemüse, das mit ein wenig Tunke zubereitet wurde, und deckt dieses mit dem zweiten Teil des Teiges zu, um sodann die Speise eine halbe Stunde im Ofen zu backen. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Katarrhe und Siechtum.

Husten, Lungenleiden, Auswurf, Heiserkeit usw.

Es steht fest, daß die Gefahren der Katarrhe durchweg unterschätzt werden und an Hilfe meist erst gedacht wird, wenn man den „Husten nicht mehr los wird", oder wenn Lungen-, Luftröhren-, Bronchial-, Kehlkopfkatarrhe, Auswurf, Heiserkeit, Husten, Schnupfen sowie Nasen- und Rachenkatarrhe bereits in ein bedenkliches Stadium getreten sind. Welch große Bedeutung aber einer fehlerlosen Funktion der Atmungsorgane beizulegen ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß ein Mensch wohl tagelang hungern, aber die Lebensluft nur wenige Minuten entbehren kann, ohne in Todesgefahr zu kommen. Wird Hilfe erst dann gesucht, wenn der Patient sich infolge von Atemnot, Kopfschmerz, Benommenheit, allgemeiner Schwäche, Verdauungsstörungen, Nervosität krank und elend fühlt, so kann es vielleicht zu spät sein, zumal auch die angegriffenen Schleimhäute der betreffenden Organe höchst empfängliche Nährböden für die Erreger späterer böser Krankheiten sind, wie spanische Grippe, Diphtherie, Scharlach, Tuberkulose usw., die bekanntlich zu dauerndem Siechtum führen können.

Das eigene Interesse gebietet es daher einem jeden, sich über Entstehung, Vorbeugung und Heilung genannter Erscheinungen zu unterrichten. Eine diesbezügliche aufklärende Schrift versendet das Brunnen-Kontor in Wiesbaden G 64 unseren Lesern vollkommen kostenlos. Sie behandelt die höchst einfache Anwendung eines im Arzneischatze wohleingeführten und allgemein bewährten Naturmittels, nämlich des natürlichen Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalzes. (Erhältlich in Apotheken, die Flasche zu M. 2,50, lange reichend, direkt drei Flaschen M 7,00 frei.) Seine Gewinnung erfolgt unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden aus der seit Jahrhunderten weltbekannten heißen Wiesbadener Kochbrunnenquelle, zu der jährlich nahezu Hunderttausende pilgern, um die sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit zu erlangen.

Die mit einem Auszuge begeisterter ärztlicher Heilberichte versehene Schrift enthält außer einer Abhandlung von Geheimrat Dr. Pfeiffer noch wertvolle Hinweise über Magen-, Darm- und Verdauungsstörungen, Blutarmut, Leber-, Hämorrhoidalleiden usw. sowie über die so gefürchteten gichtischen und rheumatischen Erkrankungen.

Es schreibt Herr J. N. in A.: „Alle meine Bekannten staunen, wie rasch ich mich nach meinem länger als zwei Jahre dauernden Lungenspitzenkatarrh erholt habe. Die heiser Stimme erhielt ihren alten vollen Klang."

Dr. med. B. in W.: „Das Quellsalz hat fast wunderbare Wirkung getan. Der alte Husten ist verschwunden. Die Kinder fühlen sofort Besänftigung bei den Keuchhustenanfällen."

Kurarzt Dr. M. in F.: „Halte es für meine Pflicht, das Quellsalz in den weitesten Kreisen zu verbreiten."

Aehnlich lauten unzählige Kundgebungen von Vertretern der Wissenschaft und von Privaten.

Ein Federhut ist immer das Beste
Die allerbesten Federn sind meine

„Atama-Edelstraußenfedern",

solche bleiben 10 Jahre schön u. jed. Dame kann dieselb. immer wieder selbst auf einen and. Hut steck. Preis: 30 cm lang 9 Mk., 40 cm 15 M., 45 cm 25 M., 50 cm 30 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M., schmale Federn nur 15 bis 20 cm breit, ca. ½ m lang, kosten 3, 6, 10 Mark, kurze Boas von Strauß 3,40, 5, 8, 10, bis 45 Mark. Reiherbüsche 1-200 Mark. Versand per Nachnahme. Auswahl gegen Standangabe.

H. Hesse, Dresden, Scheffelstraße 10-12.

Mitesser

(Finnen) beseitigt Dermel Paste Preis M. 5,— Versand durch die Löwen-Apotheke, Hannover 7

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe:

ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben. Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—. Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:

E. M. Müller, München II. Brieffach 53. S. 7.

Altbewährte Kosmetik

von

Schröder-Schenke

Berlin — Wien — Zürich

Klein- und Groß-Versand. Gegründet 1896.

Schönheit des Gesichts:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, gelbe Flecken beseitigt man durch meine Teintpflegemethode „Venus". Preis M. 7.50

Hautnährcreme „Pasta-Regis" dient zur Pflege der Haut, dringt infolge seiner Zusammensetzung vollkommen in diese ein und ersetzt das mehr oder minder geschwundene Fettpolster. Preis M. 7.—

Kräutersaft-Emulsion, das Vollendetste zur Reinhaltung und Pflege des Teints; bewährtes Gesichtswaschmittel. Macht die Haut zart, weich und rein. Preis M. 4.50

Zitronen Emulsion hat dieselben Vorzüge wie Kräutersaft-Emulsion und dient gleichzeitig zur Aufhellung des Teints bei gelblicher oder dunkler und fleckiger Haut. Preis M. 6.—

Lästiger Haarwuchs wird radikal mit der Wurzel entfernt. Bei Anwendung meiner „Methode gegen unerwünschte Gesichtshaare" verschwinden die Härchen für dauernd. Preis M. 6—

Schönheit des Haares:

„Haarkraftbalsam" empfiehlt sich besonders für jene, deren Haar schon dünn, spärlich und gelichtet ist, und bei denen die Kopfhaut und Haare trocken und glanzlos sind. „Haarkraftbalsam" ist das denkbar Beste zur Beseitigung von Haarausfall, Kopfjucken, Schuppen, gespalteten Haaren und des geeignetste Mittel zur Verhütung von Ergrauen und Kahlheit. Preis M. 4.25, M. 8—

Haarkräusel-Lotion „Isolde" macht natürliche Locken, die absolut haltbar sind, selbst bei Feuchtigkeit der Luft und Transpiration. Isolde ist ein vorzügliches Präparat, um die Haare vollauftragend und duftig zu gestalten. Preis M. 3.50.

Schönheit der Nase:

Nasenformer **„Orthodor"** D.R.-Patent Nr. 269 561, Schweizer, österreichisches und ungarisches Patent, beseitigt jede Mißbildung der Nase, wie schiefe, dicke, breite, kolbige, hochstehende Nase, Stumpf-, Sattel-, Adler-, Haken- oder Höckernase, gleichviel ob angeboren oder später erworben. Kein lästiges, atembehinderndes Klemmen, bequem nachts tragbar. Ebenso vorzüglich für Damen wie für Herren und Kinder. Bei letzteren Erfolg schon in wenig Tagen. Preis M. 8.—

Schröder-Schenke, Berlin 15

Potsdamer Straße P. 26 b.

Wien 15, Wolrzeile 15.

Ziehung I. Klasse
4. u. 5. Dezember 1918

174. K. S. Landeslotterie

110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.

Hauptgewinn ev.

800 000
500 000
300 000
200 000
150 000
100 000

Klassenlose (für jede Klasse)

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 5,—	10,—	25,—	50,—

Voll-Lose (gültig für alle Klassen

1/10	1/5	1/2	1/1
M. 25,—	50,—	125,—	250,—

empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme

Wilh. Kessler, Leipzig 3, Mittelstraße 10.

Postscheck-Konto 54654.
In Oesterreich-Ungarn verboten.

Echte Briefmarken sehr billig Preisliste für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Warzen

beseitigt „Varex"
Preis 2,50 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke Hannover 29

Digitized by Google

Für die Küche.

Wohlschmeckendes Weihnachtskonfekt aus Ebereschenbeeren. Aus wildwachsenden roten Beeren der Eberesche, die in den letzten Jahren viel zur Streckung von Obst herangezogen wurden, läßt sich auch ein sehr gutes Konfekt für den weihnachtlichen Naschteller, der immer karger ausfällt, herstellen. Man nehme hierzu recht dunkelrote, reife Beeren, die möglichst schon einen Frost abbekommen haben, wodurch ihre Schärfe bedeutend gemildert wird. Die Beerendolden wasche man unter dem scharfen Strahl der Wasserleitung sauber ab, damit der an ihnen haftende Straßenstaub gut entfernt wird, entferne die Stiele und lasse die Beeren mit ganz wenig Wasser weich kochen. Um ein Ansetzen der Beeren am Topfboden zu verhüten, kocht man sie am besten im Wasserbade oder auf einem Asbestuntersatz weich. Dann streicht man sie durch ein feines Haarsieb, wiegt den Brei ab, vermengt ihn mit dem gleichen Gewicht Zucker und kocht ihn zu einem steifen Mus (ebenfalls im Wasserbade). Das fertige Mus wird sodann in kleine Papp- und Papierformen gefüllt und in einem lauwarmen Backrohr einige Stunden zum Trocknen gestellt. Oder man walzt es dünn aus und sticht kleine runde Plätzchen aus, die man in Zucker wälzt und übertrocknen läßt. Endlich kann man das Mus auch mit Zucker verknetet zu einem länglichen Brote formen und in Pergamentpapier gut eingehüllt aufbewahren. Bei Bedarf schneidet man dann feine Scheiben davon ab. Das Ebereschenkonfekt hebt man zwischen Seidenpapierschnitzeln in Papp- oder Blechkästen auf. Es schmeckt durch seine feine Säure sehr herzhaft und erfrischend und wird deshalb auch von Herren gern gegessen, weshalb man es viel ins Feld schickt. Aber es ist auch nicht nur als Leckerei zu betrachten, sondern lindert zugleich Heiserkeit und Hustenreiz und wirkt schleimlösend.

Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Wotan G

Gasgefüllte

Wotan-Lampen

Die Edelgas-Füllung ermöglicht höchste Ausnutzung des Stromes. sind zeitgemäß Mehr Licht für gleiches Geld.

Mitessor

(Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 5,— Versand durch die Löwen-Apotheke, Hannover 7

Tannenbaumlichter-

Attrappen (Modellierbg.) herrlichster Christbaumschmuck. 100 Lichter 3.50 Mk. Nachnahme. Wiederverkäufer hohen Rabatt.

Oscar Dampewolf & Wesmann,

Hamburg, Kl. Bäckerstr. 33.

Graue Haare

und Bart erhalten garantiert und dauernde Naturfarbe u. Jugendfrische wieder die unsere seit 12 Jahren best. bewährte **„Marlinique“**. Taus. v. Nachbestellung. Fl. 4.— Nachnahme. Nur durch **„Sanisversand“**, München 4.

Echte Briefmarken sehr billig. Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Buchführung

gründliche Unterweisung

F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 6. Verlangen Sie gratis Probebrief.

Gewinne

der Kgl. Sächs. Landeslotterie

ev. 800 000 Mk.
Prämie 300 000 „
Haupttreff. 500 000 „
200 000 „
150 000 „
100 000 „ usw.

(In Oest.-Ungarn verboten.)

Lose: 1/11 1/5 1/2 1/1

Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse

Ziehung I. Klasse: 4. und 5. Dezbr. 1918 versendet

A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme **Leipzig,** Brühl 2.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Alle **Stoffarben**

bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben.

Fritz Sprotte.

Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Arterienverkalkung

Schwindelanfälle, Herzbeklemmungen, Angst- u. Schwächezustände etc. Versuch. Sie die giftfreie neue **Hauskur** mit unserem organischen lebenskräft. Heilmittel. Ca. 1000 unaufgeford. eingeg. Zeugn. Verl. Sie gratis Prosp. m. ärztl. Vorwort durch: **Allgem. Chem. Gesellsch.** Cöln 79, Mastrichterstraße 49.

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Den ganzen Winter frischen Schnittlauch am Küchenfenster zu haben läßt sich ohne jegliche Kosten auf folgende Weise durchführen: Im Spätherbst, wenn im Garten die Abräumungsarbeiten vor sich gehen, hebt man mehrere Schnittlauchstöcke mitsamt den Erdballen aus und legt sie auf den Kellerboden. Anscheinend verdorrt und vertrocknet die Pflanze; in Wirklichkeit aber ruht sie nur aus, um später frische Triebkraft zu entfalten. Ungefähr alle 14 Tage pflanzt man solch einen welken Schnittlauchstock in einen Topf mit frischer Gartenerde, die man sich schon vorher in einer Kiste bereitstellte, bringt den Topf an eine sonnige Stelle am Fenster und gießt ihn fleißig. Gar bald entsprießen der anscheinend schon ganz welken Pflanze massenhaft zarte grüne Triebe, die sich rasch und kräftig entwickeln. Schon nach kurzer Zeit haben wir den schönsten Schnittlauch zum Abschneiden. Auf diese Weise können wir ungefähr alle zwei Wochen einen anderen Stock einsetzen und zur Entwicklung bringen. Ist ein Schnittlauchstock einige Male abgeschnitten worden, so pflegen seine Triebe dünn und schwach zu werden. Es ist dann Zeit, daß er ausruht. Im Frühjahr setzt man ihn wieder in den Garten, wo er sich bald erholt und neue, frische Triebe hervorbringt, besonders, wenn er gut gedüngt wird. M. Fü.

Schluß des redaktionellen Teils.

Vier Autoritäten sagen:
Das Musikinstrument „Gramola" bringt in jedes Heim edle Musik mannigfachster Art.
Grammophon-Spezialhaus G.m.b.H.
Berlin W. 8, Friedrichstr. 189
Breslau, Gartenstr. 47
Cöln a. Rh., Hohestr. 150
Düsseldorf, Königsallee 18
Kiel, Holstenstraße 40
Königsberg i. Pr., Junkerstr. 12
Nürnberg, Königstr. 14

Ein schönes Gesicht
Methode Fix-Fix (gesetzlich geschützt) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt und Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Preis M. 18.—, 30.—, 39.—
Augenbrauensaft. Der bezaubernde Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger dichter Augenbrauen durch den wachstumfördernden „Augenbrauensaft". Preis M. 4.50
Nero. Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung, 6 Wochen anhaltend, unbeeinflusst durch Waschungen. Erhältl. in Blond, Braun u. Schwarz. Pr. M. 6.40
Lippenrot. Das einzige Mittel, völlig unauffällig, haltbar u. unschädlich den Lippen eine natürliche, schöne rote Farbe zu geben, nicht abfärbend. Pr. M. 2.25
Ratschläge. Praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit." 5000 Auflage. Preis M. 1.50
Frau Elise Bock G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 158

Itesser
Pickel, auch die hartnäckigsten, fett glänzende Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten d. meine seit 25 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 4.50. Zur gleichzeitigen inneren Kur Reichel's Saltarin-Blutreinigungspulver Sch. 2.00. **Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B u. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer, Rennt-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

O. WALTER-OBRECHT'S
FABRIK-MARKE
Krokodilkamm
ist der feinste Kamm für Haarpflege u. Frisur.
Mit Zeichen „Kroko" überall erhältlich.

Hämorrhoiden-
Mittel, 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Pr. fr. **Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 6.**

Ziehung I. Klasse
4. u. 5. Dezember 1918
174. K. S. Landeslotterie
110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.
Hauptgewinn ev.
800000
500000
300000
200000
150000
100000
Klassenlose (für jede Klasse) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5,— 10,— 25,— 50,—
Voll-Lose (gültig für alle Klassen) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25,— 50,— 125,— 250,—
empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme
Wilh. Kessler, Leipzig 3, Mittelstraße 10.
Postscheck-Konto 54551.
In Oesterreich-Ungarn verboten

Der Glanz bleibt
auf Ihren Schuhen auch bei nassem Wetter, wenn Sie
Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
verwenden, denn Nigrin ist wasserbeständig, während gewöhnliche Wasserkrem sich im Regenwasser schwarz auflöst und alles beschmutzt.
Nigrin gibt wasser- und wetterfesten Hochglanz.
Hersteller: **Carl Gentner. Göppingen (Württemberg)**

Gesundung durch Sauerstoff
Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Adervereinigung, Magen-** und **Darmleiden. Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Halsleiden.**
Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Str. 104.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Rebus.

Dreisilbig.

In Posen such' die Erste,
In Budapest die Zweit'
In Graz endlich die Dritte,
Das Ganze niemand freut.

Fritz Guggenberger.

Abstrich-Rätsel.

Von Peter Serwas.

O halte ja von ihm dich fern,
Sosehr es dich auch locken mag,
Denn sonst verkehren mit dir gern
Nur Leute von dem gleichen Schlag.

Wenn man das erste Zeichen streicht,
Sich eine schöne Blume zeigt.
Gar viele Arten gibt's von ihr,
Und jede dient dem Heim zur Zier.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Scherz-Rebus: Unterstand.
Kürzungs-Rätsel: Bregenz, Regen.
Dreisilbige Scharade: Eifersucht.
Rätsel-Distichon: Erbe — Erbse.
Abstrich-Rätsel: Pinsel — Insel.
Lautzuwachs: H — oll — and.

Schluß des redaktionellen Teils.

MODERNES PELZWERK

bekannte solide Ausführung
gegen bar oder bequeme Teilzahlung

Stöckig & Co. Dresden A. 16

Kat. K 135: Moderne Pelzwaren
„ G 135: Gold-, Silber- und Brillantschmuck
„ U 135: Uhren jeder Art
„ L 135: Offenbacher Lederwaren, Terrakotten, Fayencen, Moha-Kochschränke etc.
„ O 135: Tafel-, Kaffee-, Teeservice (Rosenthal-Porzellan)
„ P 135: Photoapparate

Bei Angabe des Artikels Kataloge an ernste Reflektanten kostenlos.

PHÖNIX
Nähmaschinen
sind Muster deutscher Arbeit
Baer & Rempel
Bielefeld
Fabrik gegr. 1865
Vertreter in allen Städten.

Ideale Zahn- und Mundpflege

mit
Perhydrilmundwasser-Tabletten
Perhydrol-Zahnpulver Zahnpasta Mundwasser

Jedermann wärmstens zu empfehlen.
Zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Krewel & Co, G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln a. Rh.

Ihr neuer Haarschutz

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. Haarnetz-Fabrik, Wörner, München 62, Färbergrab. 27.

Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend
Dresden Laboratorium Leo Badenba

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Bewährte Vorbeugungsmittel gegen Frostbeulen. In den letzten Kriegswintern sind erfrorene Gliedmaßen mehr als sonst an der Tagesordnung gewesen, und selbst Leute, die noch nie davon befallen worden waren, lernten dieses Übel kennen. Die Ärzte gaben als Ursache dieser Erscheinung die durch die Unterernährung und die fettarme Nahrung schlechtere, d. h. wässerige Beschaffenheit des Blutes an. Auch das mangelhafte, oft schlecht passende oder die Feuchtigkeit durchlassende Schuhwerk wird nicht ganz unschuldig an diesem ebenso unangenehmen wie schmerzhaften Übel gewesen sein. Da dieses immer wiederkehrt, sollten davon Befallene durch vorbeugende Mittel entgegenwirken. Das geschieht am besten durch Abhärtung der Haut an den betreffenden Stellen und durch Unterstützung eines geregelten Blutumlaufs. Hierbei taten folgende Mittel vorzügliche Dienste. Man nehme dreimal wöchentlich ein heißes Fußbad in Eichenrindenabsud. Hierzu kocht man eine gute Handvoll Eichenrinde, die man in Kräuterhandlungen oder Apotheken erhält, in einem Liter Wasser mindestens 5 Minuten, besser noch etwas länger, auf, seiht die Flüssigkeit durch und verdünnt sie mit ein bis zwei Liter warmem Wasser. Die mit Frostbeulen behafteten Hände oder Füße beläßt man in diesem Bade 10 Minuten, ohne sie zu reiben. Hierauf taucht man sie in kühleres Wasser, dann in ganz kaltes, trocknet sie mit einem Frottierhandtuch sanft ab und fettet die betreffenden Stellen mit Salizyltalg ein. Die viel Gerbsäure und Tannin enthaltende Eichenrinde macht die Haut widerstandsfähig. — Jeden Morgen bade man außerdem die betreffenden Glieder etwa drei bis vier Minuten lang in erst lauem, nach und nach immer kälter genommenem Wasser, dem man eine Handvoll Neurogen-Badesalz oder einen Eßlöffel Kochsalz zusetzte, wobei man sie mit einem Lufahschwamm erst behutsam, später immer kräftiger reibt und mit einem rauhen Handtuch gut abtrocknet. Dann salbt man die Froststellen wieder ein, und zwar mit Hasenfett oder Hirschtalg. Wenn man diese Vorbeugungsmittel anwendet und durch Massieren der Glieder den Blutumlauf unterstützt, wird das lästige Übel entweder gar nicht oder sehr gemildert auftreten. M. Kn.

Schluß des redaktionellen Teils.

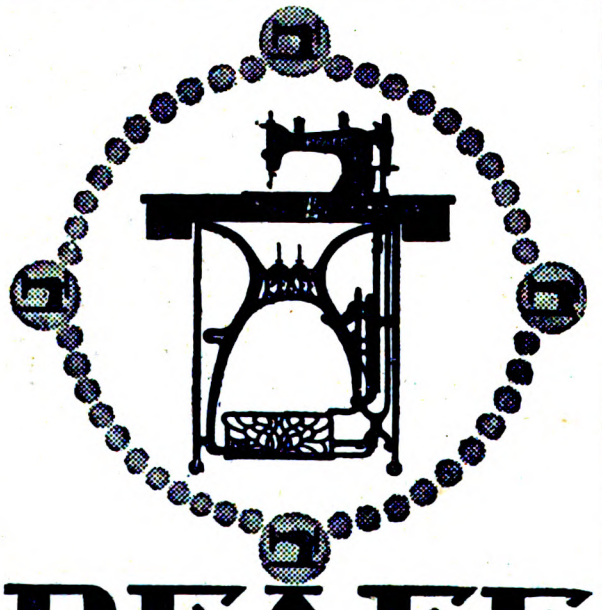
Offenbacher
Kaiser Friedrich Quelle
das millionenfach bewährte Wasser
gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Solche Nasenfehler und ähnliche können Sie mit dem orthopäd. **Nasenformer „Zello"** verbessern. **Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Illustr. Beschreibung umsonst. Bisher 100000 „Zello" versandt. — Preis M. 6.—, M. 8.40 und M. 12.— mit ärztlicher Anleitung. Spezialist L. M. Baginski, Berlin W 165, Winterfeldtstr. 34

„Burnus"
wäscht Wäsche wunderbar.
(D. R. P.) Gen. K. A. 2698

„Burnus" Das ideale Einweichmittel
Gut geweicht ist fast gewaschen.

Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften
Hersteller: **Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt.**

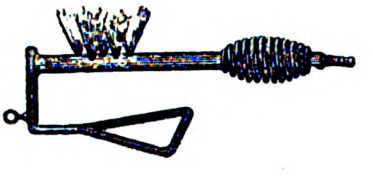


PFAFF
Nähmaschinen
für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

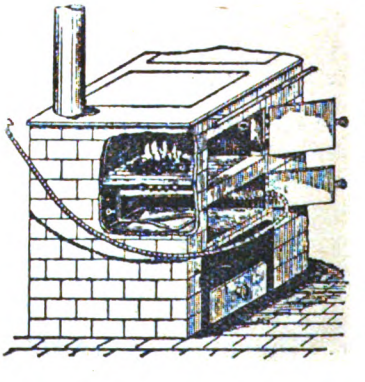
G. M. Pfaff Nähmaschinen-Fabrik
Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

D. R. G. M.



D. R.-P. ang.

Gas-Feueranzünder
„Immerbereit"



Schaltet die Verwendung von Holz zum Feueranmachen in Zimmer- und Küchenöfen, Zentralheizungen, Backöfen etc. vollständ. aus

Billiger Betrieb! Einfache Handhabung!!

Schnelles und sauberes Feueranmachen.

Zu haben in einschlägigen Geschäften.

Wo nicht erhältlich, versende direkt gegen Voreinsendung oder Nachnahme von Mk. 10,75 franko.

Hermann Zimmermann
Chemnitz 36, Uferstraße 4.
Fernsprecher 2924, 2925. Gegr. 1886. Postscheck-Konto Leipzig Nr. 52728

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Flanell und wollene Stoffe sind augenblicklich schwer zu reinigen, weil man keine gute Waschseife mehr hat und ebensowenig eine Kreidelösung herstellen kann. Da ist es am besten, 30 Gramm Pottasche in einem Eimer Wasser aufzulösen und die betreffenden Sachen 12 Stunden hineinzulegen. Darauf wird das Wasser mit dem Stoff erwärmt, und nun wäscht man durch Drücken und Pressen, nicht etwa Reiben, den Stoff recht gründlich aus. Dann wäscht man ihn noch einmal in warmem Wasser, dem Salmiakgeist zugefügt worden ist, spült ihn schließlich in warmem Wasser (kaltes Wasser macht Flanell und Wolle leicht hart) und hängt ihn zum Trocknen auf, ohne daß er zu scharf ausgewrungen ist. — Will man den Flanell krumpen, so legt man ihn auf ein Bügelbrett, legt ein in kaltes Wasser getauchtes und ausgedrücktes Tuch darüber und fährt langsam mit einem heißen Plätteisen über das durchnäßte Tuch. Der sich entwickelnde Wasserdampf durchzieht dann den Stoff. — Vergilbte Wollsachen werden wieder weiß, wenn man sie nach dem Spülen in einen festgeschlossenen Raum hängt, in dem Schwefeldampf entwickelt wurde. W.

Schmutzig gewordenes Rohrgeflecht an Stühlen bürstet man mit warmem Wasser, dem Salmiakgeist beigefügt ward, ab, am besten mittels einer nicht zu harten Bürste, die in die Vertiefungen dringt. Mit klarem Wasser wird nachgespült und auf das noch feuchte Rohr Schwefelpulver gestreut. Ist das Geflecht später ganz trocken, bürstet man den Schwefel ab. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Vier Autoritäten sagen:
Das Musikinstrument „Gramola"
bringt in jedes Heim
edle Musik
mannigfachster Art.
Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H.
Berlin W. 8, Friedrichstr. 189
Breslau, Gartenstr. 47
Cöln a. Rh., Hohestr. 150
Düsseldorf, Königsallee 78
Kiel, Holstenstraße 40
Königsberg i. Pr., Junkerstr. 12
Nürnberg, Königstr. 14

Leichner
„Rose"
reiner Blütenduft

Güttermann's
Nähseide
DIE BESTE
Güttermann & Co. Gutach i. Breisgau
SCHAPPENNÄHSEIDE

Weihnachts-Bücher und Gesellschafts-Spiele!

Schwarzer Peter in 32 Karten	M. 2.50	**Bücher!**	
Quartettspiel „ 40 „	„ 2.80	Durchhalten, mit 24 Zeichnungen	M. 0.75
Bilder-Domino, Tierbilder	„ 3.—	Durchhalten, mit 40 „	„ 1.—
Bider-Domino, Früchte	„ 3.—	Tierleben im Felde	„ 1.25
mit 28 Steinen, Rücks. m. Au.		Goldne Jugendzeit	„ 1.25
Dame u. Mühle mit 40 Spielscheib.	„ 0.50	Alte Kinderlieder	„ 1.30

Obige drei Bücher auf unzerreißbarer Pappe per Stück M. 1.— mehr.
Malheft mit 8 Postkarten . . . . . „ 1.50

Bei Bestellung 1/3 Anzahlung, Rest unter Nachnahme. Frankolieferung bei Beträgen über M. 10.—. Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Bücher & Spiele
Hanau a. M.

Schönheits- und Gesundheitspflege!
Verlangen Sie **kostenfrei ausführliche ärztliche Broschüre** über **rationelle** und **bewährte Körper-, Haut-, Haar-, Gesichts-, Mundpflege** usw.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 209, Potsdamer Strasse 104b.

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Karlsbader Salz
und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. — Man achte auf meine Firma
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Kaufmännisches Personal
Stellengesuche und Stellenangebote für männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger" — dem Offiz. Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin u. der Zulassungsstelle der Berliner Börse — stets den gewünschten Erfolg. Auch während des Krieges.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE
Haedke
HAMBURG
KAKAO SCHOKOLADE KEKS
ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

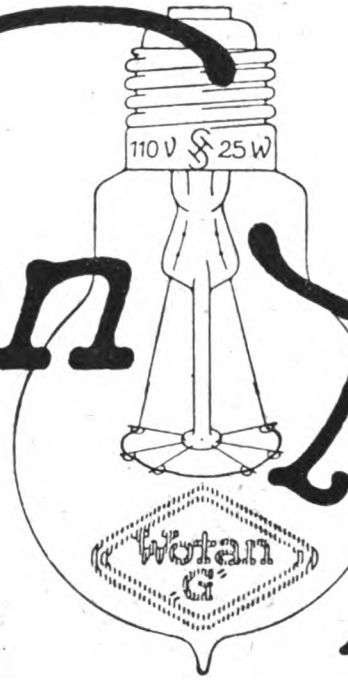
Digitized by Google

Für die Küche.

Mildes, wohlbekömmliches Sauerkraut für kleinen Haushalt einzulegen. Das käufliche Sauerkraut ist den meisten Leuten zu sauer und wird, besonders von Magenschwachen und Kindern, schlecht vertragen. Das Selbsteinlegen des Krautes erscheint aber den meisten Hausfrauen, namentlich bei einem kleinen Haushalt, als nicht lohnend genug, oft ist auch der Keller in den Großstadtwohnungen nicht geeignet zur Aufbewahrung von eingelegtem Sauerkraut. Und doch läßt sich Sauerkraut auch in kleinen Mengen sehr leicht herstellen und ist dann sehr mild und leicht verdaulich. Es ist unter dem Namen „fixes Sauerkraut" bekannt, weil es bereits innerhalb einer Woche tafelfertig herzustellen ist. Kleine, recht feste und weiße Kohlköpfe werden dazu von den äußeren Blättern befreit und ganz fein und langfädig gehobelt. Den Boden eines Steintopfes bedeckt man mit feingeschnittener Zwiebel und drückt das gewaschene Kraut möglichst fest darin ein, übergießt es mit frischem Leitungswasser, legt einen passenden Porzellanteller verkehrt obenauf und beschwert ihn mit einem sauber abgewaschenen großen Stein. Der Teller und der Stein sollen das Kraut niedergedrückt halten, so daß die luftabschließende Wasserschicht etwa zwei Finger hoch über der Krautoberfläche steht. Den Einlegetopf stellt man in der warmen Küche auf und entfernt öfters den sich auf der Oberfläche des Wassers bildenden Schaum, wobei man auch das verdunstete Wasser immer wieder nachfüllt. Durch das Wegfallen von Salz beim Einlegen tritt der Säuerungsprozeß viel früher auf, und das Kraut ist nach sechs bis sieben Tagen bereits genußfertig. Beim Kochen muß man sofort das nötige Salz zusetzen, später dann Kümmelkörner und, wo es beliebt ist, einige Wacholderbeeren oder zerschnittene Äpfel. Bei diesem einfachen Verfahren entwickelt sich die am Sauerkraut so wertvolle Milchsäure besonders gut und macht es schmackhaft und leicht verdaulich. Die Hausfrau kann sich so den ganzen Winter über stets frisches und billiges Sauerkraut im Hause halten.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gasgefüllte
Wotan Lampen
sind zeitgemäß



Höchste Umsetzung
von
Strom in Licht

Gewinne
der Kgl. Sächs. Landeslotterie
cv. 800 000 Mk.
Prämie 300 000 ,
Haupt-gew. 500 000 ,
200 000 ,,
150 000 ,,
100 000 ,, usw.
(In Oest.-Ungarn verboten.)
Lose: 1/11 1/4 1/2 1/1
Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse
Ziehung I. Klasse: 4 und 5. Dezbr. 1918
versendet
A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme Leipzig, Brühl 2.

Zuverlässige u. beste Bezugsquelle für Instrumente aller Art.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. S. 126.

Schutzmarke

Pflegen Sie Ihr Schuhzeug
um es dauerhaft zu machen.
Verwenden Sie nur Dr. Gentner's Oelwachslederputz
Nigrin
das nur aus Oelen und Wachsen besteht und daher das Leder wasserdicht, weich und dauerhaft erhält. **Nigrin** färbt nicht, wie die verseiften Wasserkreme, bei nasser Witterung ab; der Glanz bleibt auch bei Regenwetter erhalten.
Alleiniger Hersteller: **Carl Gentner, Göppingen.**

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."
Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe
ist A. Plobner's ges. ges. sch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II.
Briefkasten 53. S. 7.

Mitesser
(Pickel), hervorragendes Gegenmittel Lauensteins Hautcreme M. 4.50.
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg i. S.

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Vom Ursprung der indischen Kasten. Die Kastenfrage in Indien scheint neuerdings den Engländern ernste Schwierigkeiten bereiten zu wollen. Bekanntlich versucht es England jetzt mit einer Reform der indischen Verwaltung; so glaubt es, den Abfallsgelüsten weiter Kreise am besten begegnen zu können. Aber gerade diese Reformbestrebungen machen viel böses Blut. Die Regierung wollte in erster Linie die Brahmanen berücksichtigen, es dabei aber nicht mit den Mohammedanern verderben. Die Vorteile einer konstitutionellen Selbstverwaltung, an der Eingeborene teilnehmen sollen, kommt also vor allem den Brahmanen und den Moslemin zugute, läßt aber die niederen Kasten, die doch die ungeheuere Kernmasse der indischen Bevölkerung ausmachen, nach wie vor ohne alle Rechte. Es haben sich denn auch, namentlich in Missionskreisen, Stimmen zugunsten der „entrechteten Millionen" erhoben. Man weist auf die Gefahr hin, die in einer Nichtbeachtung der Hauptmasse des indischen Volkes liegt. Es ist somit gewiß von Interesse, dem Ursprung des Kastenwesens nachzugehen. Der rechtgläubige Hindu leitet es unmittelbar aus den heiligen Gesetzen des Manu ab. Aus den Gliedern Brahmas, heißt es dort, entstanden die Kasten. Zahllose Verwickelungen ergaben sich durch Heiraten zwischen den einzelnen Kasten; es entstanden so wieder neue Kasten mit besonderen Beschränkungen. Ihr wirklicher Ursprung scheint in vorgeschichtliche Zeiten zurückzugehen. Eine Eroberkerklasse iranischer Herkunft herrschte über eine viel größere autochthone Bevölkerung, die, als Sudras bezeichnet, sich nach unten zu mannigfach verzweigte. Daß man von vier „Varnas", vier Farben, sprach, scheint auf eine Abstufung nach Rassen hinzudeuten. Nach der Anschauung neuerer Forscher gibt es allerdings seit dreitausend Jahren keinen wesentlichen Unterschied mehr zwischen Ariern und Urbewohnern. Erstere sind von den letzteren aufgesogen worden. Das ganze System soll auf der Tätigkeit, auf dem Beruf, also gewissermaßen auf dem Gildenwesen beruhen. Die niedrigsten Kasten umfassen die Reste der Wilden, die ursprünglich allein in Indien lebten. In der Hauptsache wäre die Kasteneinteilung ein Werk der Brahmanen. Ansätze zum Kastenwesen finden sich auch bei anderen Völkern, so bei den Römern. Die Mahlzeit vereint die Angehörigen der Familie; die „confarreatio" der Römer erinnert an indische Hochzeitsbräuche. Beim Opfer der „gens" durfte kein Fremder anwesend sein. Lange kämpften die Plebejer um das Recht, Patrizierinnen heiraten zu dürfen. Im fünften Jahrhundert noch wurde im zerfallenden weströmischen Reiche eine Klasseneinteilung eingeführt, die sehr an das indische Kastenwesen erinnert.

Schluß des redaktionellen Teils.

Mutter und Kind
stärken ihre Nerven und kräftigen ihre Gesundheit durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen
Pinofluol
Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten
6 Bäder Mk. 3.— 12 Bäder Mk. 5.50
Erhältlich in Apotheken, Drogerien u. Parfümerien Nur echt in der grünen Dose. Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.
Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die PINOFLUOL-GESELLSCHAFT, Berlin W 57, Abt. T. 4
(Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Briefpapier
50 Briefbogen mit 50 Kuverts Mark 2.50.
Postkarten
Blumen-, Serien-, Landschaften etc. 50 Karten M. 3.—.
Glückwunschkarten
für Neujahr, Geburtstag, Namenstag, Verlobung etc, 100 Karten M. 2.—.
Schmirgelpapier
Stückenware, unregelmäß. Größen, praktisch für Herd und Hausgebrauch. Rostiges blank zu machen und für Handwerker, Maschinenarbeiter, 5 kg-Postpaket M. 6.—.
Paul Rupps, Freudenstadt 86
Schwarzwald.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4. versendet gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer. Kiesett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Ein grauer Kopf
macht 10 Jahre älter! Ergraute Haare erhalten sofort ihre frühere Farbe echt und naturgetreu wieder durch mein gar. unschädliches „Alcolor". In allen Farben erhältlich. Flasche 3.50 M. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Vollkommenste Schönheit der Figur erzielt man durch Büstenverstärker „Lupa".

Jede Büste, auch die zarteste, erhält die gewünschte Form, da „Lupa" beliebig regulierbar. Unentbehrlich für tadellosen Sitz der Kleider. Tausende von Anerkennungen und Nachbestellungen. Modell rechts M. 18.50, Modell links mit Geradehalter, gleichzeitig eine gerade Haltung verleihend, M. 29.50, äußerst beliebt. Modell in der Mitte vorn zum Knöpfen mit Rückenteil M. 28.50. Taillenweite über dem Kleid angeben. — Versand gegen Nachnahme.
Ludwig Paechtner, Dresden 499, Bendemannstr. 15.
Man verlange ferner Katalog von Abteil. B für moderne Schönheitspflege des Gesichtes und der Haut. Hervorragende Präparate

Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend
Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

Allerlei Winke für jung und alt.

Teppiche halten sich frisch in der Farbe, wenn man sie, besonders in der Winterzeit, wo zuweilen schmutzige Stiefel mit ihnen in Berührung kommen, entweder vor dem Abbürsten mit feuchtem Salz bestreut oder sie nach dem Klopfen mit einem weichen Lappen abwischt, der immer erneut mit Salzwasser angefeuchtet wurde. W.

Um gute Luft im Schlafzimmer zu erzielen, sollten alle, die in der kalten Jahreszeit Zug befürchten und darum weder Fenster noch Türen offen lassen wollen, die Ofentüren öffnen. Durch den Schornstein entweicht ein ziemlicher Teil der schlechten Luft. W.

Neu eingegangene Bücher.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Frida Schanz: „Frauenwerk im Kriege". Berlin, Furcheverlag. — Dr. Ernst Weber: „Der Weg zur Zeichenkunst". Leipzig, Berlin. B. G. Teubner. — Will Vesper: „Schön ist der Sommer". München. C. H. Beck (Oskar Beck). — Anna de Lagarde: „Paul de Lagarde". Leipzig. Wilhelm Heims. — Walter Oertel: „Vom Isonzo zur Piave". Stuttgart. Franckh. — Anton Fendrich: „Mehr Sonne". Stuttgart. Franckh. — Victor Ottmann: „Goldene Worte Hindenburgs". Berlin. Ernst Busse.

Schluß des redaktionellen Teils.

Das bewährte Sauerstoff-Heilverfahren.

Verarmung des Blutes an Sauerstoff ist von der Wissenschaft schon längst als eine Hauptursache der verschiedensten Krankheitszustände nachgewiesen worden; denn sie hat zur unausbleiblichen Folge, daß die aufgenommene Nahrung in unvollkommener Weise zersetzt (verbrannt, oxydiert) wird, und daß sich daher giftige Stoffwechselrückstände, insbesondere harnsaure Salze, bilden, welche die Gewebe in einen Reizzustand versetzen. Der modernen Chemie ist es nun gelungen, ein leicht einzunehmendes Pulver herzustellen, welches den Sauerstoff in chemischer Bindung enthält und ihn vom Magen aus an das Blut abgibt. Eine mehr als zehnjährige Erfahrung, die das Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin, mit diesem neuen Mittel gesammelt hat, hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die Erwartungen, die man in die Heilkraft des Sauerstoffes gesetzt hat, durchaus berechtigt waren. Das völlig ungiftige Präparat hat sich bei individueller Dosierung nach ärztlicher Vorschrift in der Praxis ausgezeichnet bewährt. Bei allen Nervenleiden und Stoffwechsel-Krankheiten (Gicht, Rheumatismus, Zuckerleiden, Darmträgheit, Arterienverkalkung, Blutarmut usw.) sind selbst noch in vielen veralteten Fällen gute Heilerfolge erzielt worden. Zahlreiche Ärzte haben die Kur an sich selbst versucht und sie ihren Patienten empfohlen. Schließlich (1907) wurde das Mittel auch in die Arzneiverordnung der Königlichen Universität Berlin aufgenommen. Täglich gehen uns anerkennende Zuschriften zu, von denen wir nachstehend einige wiedergeben:

Dr. med. Sch. in P.: „Ich glaube mit großem Recht behaupten zu können, daß die meisten Erfolge meiner Praxis seit der Zeit herrühren, wo ich Sauerstofftherapeut geworden bin." — Dr. med. L. in P. (der hochgradig nervenleidend war): Bitte um weitere Sendung, da ich von der ausgezeichneten Wirkung geradezu begeistert bin." — Dr. med. C. in H.: „Ich habe Ihr Hämozon an mir selber erprobt und die Wirkung vorzüglich gefunden." — Dr. med. F. in G.: „. . . teile ich ergebenst mit, daß der Patient das Pulver zu Ende gebraucht hat und seit vierzehn Tagen zuckerfrei ist." — F. Sc.: „Es ist nicht zuviel gesagt, wen ich erkläre, daß ich mich in meinem ganzen Leben kaum je so nervenfest und energisch gefühlt habe und ein Arbeitspensum heute spielend bewältige, dem ich zuvor fast erlegen wäre." — H. D., pens. Lehrer: „Ich war seit 25 Jahren mit schwerem Gichtleiden behaftet. Von den vielen Gichtmitteln, als Pillen, Pulver, Bäder usw., brachte mir keins dauernden Erfolg, denn über kurz oder lang stellte sich das Leiden immer wieder ein. Auf Ihr Sauerstoff-Heilverfahren aufmerksam gemacht, unterzog ich mich auch noch dieser Kur, und siehe, der Erfolg war wirklich überraschend. Seit zehn Monaten fühle ich mich frei von jedem Schmerz und ohne jeden Anfall. Mein Humor, meine Körperfrische und Beweglichkeit sind wiedergekehrt, und ich fühle mich wohler als vor 25 Jahren. Möge daher keiner meiner Leidensgefährten versäumen" usw. — C., Oberförster in D.: „Mit dem Erfolg der Kur bin ich sehr zufrieden. Die jetzigen kalten Winde, die sonst für den Rheumatismus stets das gefährlichste waren, sind nun schon wochenlang ohne jede Wirkung, während es früher bei solchem Wetter kaum auszuhalten war. Ich bin Ihnen sehr dankbar und möchte Ihnen raten, Ihre Annonce einmal in eine Fachzeitung einrücken zu lassen. Meiner wärmsten Empfehlung können Sie stets versichert sein und ermächtige ich Sie" usw.

Näheren Aufschluß über das Verfahren und weitere Berichte gibt eine Broschüre, welche das ärztlich geleitete Institut für Sauerstoff-Heilverfahren, Berlin SW 11, D 4 kostenlos versendet.

Lauten, Gitarren, Mandoline Preisliste frei
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Mundwasserpulver zur Selbstherstellung von 1 Liter vorzügl. antiseptischen, keimtötendem, hygienisch einwandfreiem Mundwasser verschickt mit Gebrauchsanweisungen für M. 2.— franko Nachnahme **Botan. Laboratorium H. C. Schwarz, München 2 Brieff.**

Graue Haare und Bart erhalten garantiert und dauernde Naturfarbe u. Jugendfrische wieder d. unsere seit 12 Jahren best. bewährte **„Martinique".** Taus. v. Nachbestellung. Fl. 4.— Nachnahme. Nur durch **„Sanisversand", München 4.**

Mitessor (Finnen) beseitigt Dermal-Paste Preis M. 5,—. Versand durch die **Löwen-Apotheke, Hannover 7**

Werkstatt für moderne Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien für **Blusen u. Kleider Hohlsaum** schnellstens! **Clara Rosenkranz, Berlin O 27, Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.**

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, bezogen werden

Briefmarken Preisliste kostenlos. Auswahl ohne Kaufzw. **August Marbes, Bremen**

Frostbalsam gegen alte u. frische Frostschäden der Haut **M. 5.00.** Apoth. Lauensteins Versand Spremberg, L 6.

Warzen beseitigt „Varex" Preis 2,50 Mark. Alleinversand **Löwen-Apotheke Hannover 29**

Flöhe einzig radikale Austilgung mit Brutherd. 1 Mortal mit Pu der M. 3,— Otto Reichel, Berlin 61. Eisenbahnstr.

Neuheit! *Neuheit!*

Radium-Leuchtknopf

D. R. G. M. **aus Glas.** D. R. P. a.

Unbegrenzte Leuchtdauer! Vielseitige Verwendbarkeit!

Zum Einbau in **Klingeltaster** f. Fahrstühle, Telephonzellen, Hotelzimmer, Krankenhäuser, Treppenfluren usw., auch zur Anfertigung **nachtleuchtender Außenschilder** f. Hotels, Cafés, Ärzte, Hebammen, Feuermelder u. a. m., sowie zur **Kenntlichmachung** von Schlüssellöchern, Notausgängen usw. geeignet.

Probekarton mit 6 Stück franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung von M. 15 75.

Hermann Zimmermann,
Chemnitz 36, Uferstr. 4.
Fernsprecher 2924/2925.

Blutarmut u. Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich

Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 47. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis M. 3 — für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Buntes Allerlei.

Totenfestsagen von der Wasserkante. Groß ist bekanntlich der Aberglaube aller Seefahrer und Fischer, und deshalb kann es nicht wundernehmen, daß sie für das Fest der Toten, sei es nun der katholische Allerseelentag oder der protestantische Totensonntag, ihren eigenen Glauben bzw. Aberglauben haben, der allerdings im letzten Jahrzehnt und besonders während des Weltkrieges merklich abgeflaut ist. So fuhr z. B. früher kein alter Fischer am Totenfest aufs Meer hinaus, denn der „Windstoß der Toten" war eine gefürchtete Sache. Mochte die See noch so spiegelglatt, der Himmel noch so blau sein, die alten Seebären ließen sich nicht täuschen und beharrten bei ihrer Annahme, daß diese Ruhe nur trügerisch sei und dafür auf dem Meeresgrunde ein doppelt reges Leben unter der unbezähmbaren Legion der vom Meere Verschlungenen herrsche. Die Ertrunkenen lauerten nur darauf, neue Opfer in die Fluten zu ziehen, und wer waghalsig dennoch zum Fischfang ausfuhr, riskierte sein Leben. In Dänemark und Island herrschte der Glaube, daß es auf dem Meeresgrunde weite Friedhöfe gäbe, die von den Meerbischöfen bewacht würden: Am Allerseelentage, bzw. in der Nacht von Allerheiligen zu Allerseelen, könne man deutlich das Geläut unterseeischer Kirchenglocken hören. Dann erwachten die armen Seelen der Ertrunkenen und drängten sich in die Kirchen, wo der Meerbischof die Totenmesse lese. Darauf irrten sie auf den Kämmen der Meereswogen umher und schreckten die ausgefahrenen Fischer. Deshalb wagt sich auch dort kein Fischer am Totenfeste aufs Meer hinaus, aus Furcht, der gespenstischen Seele eines seiner Verwandten oder Freunde zu begegnen, die ihn ins Verderben reißen würde. So ist der Allerseelentag und Totensonntag ein Ruhetag der Seeleute, wo sie bei Frau und Kind daheimbleiben und bei einem steifen Grog ihr Garn vom Unwesen auf dem Meeresgrunde spinnen und so die alte Sage auf Kinder und Kindeskinder vererben. M.K.S.

Schluß des redaktionellen Teils.

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½% Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** können vom

4. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine **rechts oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann erst später begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber folgt alsdann.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Oktober 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm

Teilzahlung

Uhren, Photoartikel, Musik-Instrumente, vaterländischer und anderer Schmuck, Bücher.

Kataloge umsonst und portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 597

Belle-Alliance-Strasse 7-10.

Auffallende Schönheit

rosige Wangen verleiht Rosenkönigin M. 5.-, apoth. Lauenstein's Versand, Spremberg L. 6.

Ziehung I. Klasse
4. u. 5. Dezember 1918

174. K. S. Landeslotterie

110000 Lose = 55000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20801000 Mark.

Hauptgewinn ev.

800000
500000
300000
200000
150000
100000

Klassenlose (für jede Klasse) 1/10 1/5 1/2 1/1

M. 5,— 10,— 25,— 50,—

Voll-Lose (gültig für alle Klassen) 1/10 1/5 1/2 1/1

M. 25,— 50,— 125,— 250,—

empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme

Wilh. Kessler, Leipzig 3, Mittelstraße 10.

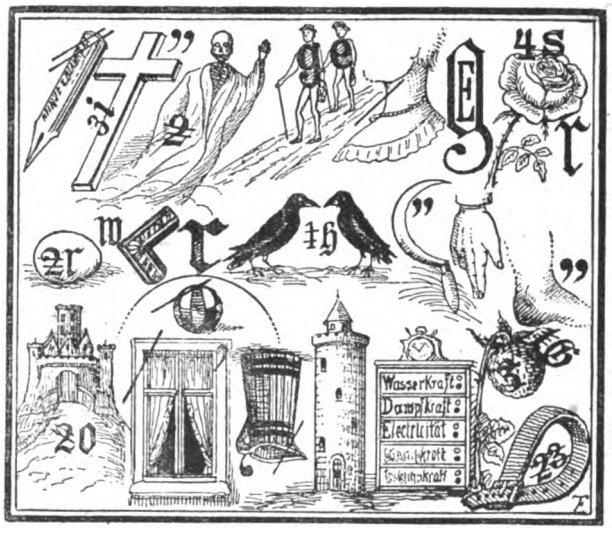
Postscheck-Konto 54654.

In Oesterreich-Ungarn verboten.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Rebus.



Lautwechsel.

Das Rätselwort mit „m" gelesen,
Ist stets an deiner Hand gewesen,
Jedoch mit „n" — ich wette —
Liebst du's in deinem Bette.

C. S.

Buchstaben-Tausch.

Was durch Keimen, Blühen, Werden
Sich entwickelt fort und fort,
Uns zu nähren, zu erquicken,
Nennt uns unser Rätselwort.
Wenn das zweit' und dritte Zeichen
Man darin vertauschen wird,
Gibt's ein Wort, das arg uns peinigt
Und uns ängstigt und beirrt!

Renata Greverus.

Logogriph.

Von Fritz Guggenberger.

Hörst du es mit t erklingen,
Wird's dir frohe n wohl bringen

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Not bricht Eisen.
Dreisilbig: Podagra.
Abstrichrätsel: Laster — Aster.

Schluß des redaktionellen Teils.

Ein schönes Gesicht

Methode Fix-Fix ges. gesch. gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In vierzehn Tagen ist Ihr Gesicht glatt, und Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Preis M. 18.—, 30.—, 55.—.

Augenbrauensaft Der bezaubernde Reiz seidig. Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger Augenbrauen durch den „Augenbrauensaft". Preis M. 4.30

Nero Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflußt durch Waschungen. Erhältlich in Blond, Braun und Schwarz. Preis M. 6.40

Lippenrot Das einzige Mittel, völlig unauffällig, haltbar und unschädlich, den Lippen eine natürliche, schöne rote Farbe zu geben, nicht abfärbend. Preis M. 2.25

Ratschläge Praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit". 155000 Auflage. Preis M. 1.50

Frau Elise Bock G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 158

Zigarren
(feinere Qualitäten) für Private.
— Verlangen Sie Preisliste. —
Oscar Tiemann, Bremen.

Briefmarken Preisliste kostenlos. Auswahl ohne Kaufzw. **August Marbes, Bremen.**

Graue Haare
und Bart erhalten garantiert und dauernde Naturfarbe u. Jugendfrische wieder d. unsere seit 12 Jahren best. bewährte **„Marlinique".** Taus. v. Nachbestellung. Fl. 4.— Nachnahme. Nur durch **„Sanisversand", München 4.**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.-grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalid.-räd.), Kat. B u. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer. Kleinst-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Der neue Haarnetz
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 62, Färbergrab. 27.**

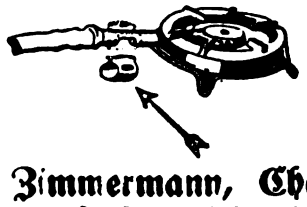
Höchst praktisch! Durch einen Griff an jeden Gaskocher anzubringen!
Große Ersparnis an Gas! Kein Verbrennen der Muffe mehr

D. R. G. M. **Gasregler** Pat. angem.

verhindert unbedingt das Rückschlagen der Flammen bei Gaskochern! Den Apparat muß jede Hausfrau haben

—Jetzt—

Ladenpreis pro Stück **60** Pf.



Zu haben in einschlägigen Geschäften, wo nicht erhältlich, weist Bezugsquellen nach

Hermann Zimmermann, Chemnitz 36,
Uferstraße 4, Fernsprecher 2924 und 2925.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 47. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. · Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Allerlei Winke für jung und alt.

Fußböden von roten Ziegelsteinen werden aufs schnellste und gründlichste gereinigt, wenn man sie mit heißem Wasser, dem auf einen Eimer zwei Löffel Salzsäure zugefügt wurden, scheuert. Außerdem wird die rote Farbe dadurch wieder leuchtend. W.

Weißgescheuerte Fußböden werden tadellos erhalten, wenn man sie mit einer ziemlich harten Bürste allwöchentlich scheuert, die in eine Mischung aus drei Teilen gewöhnlichem weißen Sand und einem Teil frischgelöschten Kalk getaucht wurde. Diese Mischung, die nicht nur allen Schmutz entfernt, sondern zu gleicher Zeit auch etwa vorhandene Insekten und ihre Brut tötet, macht den Gebrauch von Soda und Seife unnötig. Der Boden wird dann mit klarem Wasser zweimal nachgespült und etwas trockengerieben.

Unsauber und trübe gewordene Glasvasen werden bei folgender Behandlung klar und spiegelglänzend: Man wäscht sie mit kaltem Wasser, dem Salmiakgeist beigefügt wurde, innen und außen sorgfältig ab, spült mit klarem Wasser nach und trocknet sie sorgfältig innen und außen. Dann gibt man ein wenig Schlemmkreide auf ein weiches Läppchen und reibt die Vase damit ein, um sie mit einem weichen Lederlappen nachzupolieren. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

MODERNES PELZWERK

bekannte solide Ausführung

gegen bar oder bequeme Teilzahlung

Stöckig & Co. Dresden A. 16

Kat. R 135: Moderne Pelzwaren
„ G 135: Gold-, Silber- und Brillantschmuck
„ U 135: Uhren jeder Art
„ L 135: Offenbacher Lederwaren, Terrakotten, Fayencen, Moha-Kochschränke etc.
„ O 135: Tafel-, Kaffee-, Teeservice (Rosenthal-Porzellan)
„ P 13 : Photoapparate

Bei Angabe des Artikels Kataloge an ernste Reflektanten kostenlos.

Alle **Stoffarben** bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben. **Fritz Sprotte.** Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Gewinne

der Kgl. Sächs. Landeslotterie

ev. 800 000 Mk.
Prämie 300 000 „
Hauptgew. 500 000 „
200 000 „
150 000 „
100 000 „ usw.

(In Oest.-Ungarn verboten.)

Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1

Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse

Ziehung 1. Klasse: 4. und 5. Dezbr. 1913

versendet

A. Zapf, Kgl. Lott.-Einnahme Leipzig, Brühl 2.

Ideale Zahn- und Mundpflege

mit

Perhydritmundwasser-Tabletten

Perhydrol- Zahnpulver Zahnpasta Mundwasser

Jedermann wärmstens zu empfehlen.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Krewel & Co., G. m. b. H., Chemische Fabrik, **Köln a. Rh.**

Musik-Instrumente für unsere Krieger, für Schule und Haus, Preisliste frei! **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig**

Arterienverkalkung

Schwindelanfälle, Herzbeklemmungen, Angst- u. Schwächezustände etc. Versuch. Sie die giftfreie **neue Hauskur** mit unserem organischen lebenskräft. Heilmittel. **Ca. 1000** unaufgeford. eingeg. **Zeugn.** Verl. Sie gratis Prosp. m. ärztl. Vorwort durch: **Allgem. Chem. Gesellsch.** Cöln 79, Mastrichterstraße 49.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden - N. „Laboratorium“ Leo Bodenbach

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Um Stahlsachen von Rost zu befreien, behandle man sie mit feinem Schmirgelpapier, umwickle alsdann ein Holzstäbchen mit etwas Leder von alten Handschuhen, tauche dies in Zinnasche und reibe den Fleck damit vollständig fort. Hat man noch etwas Öl, Vaseline oder dergleichen zur Verfügung, so kann man die betreffenden rostigen Stellen vorher damit einfetten; sie weichen alsdann schneller.

Ersatz für Seife und Quillajarinde aus Kastanienmehl. Obgleich die hübschen, glänzend braunen Früchte der Roßkastanie behördlicherseits beschlagnahmt sind, haben viele Leute doch Gelegenheit, kleinere Pöstchen Kastanien, die zur Ablieferung nicht lohnen, zu erhalten, teils durch Einsammeln auf Spaziergängen, teils von einem eigenen Baume im Garten oder durch Geschenk. Diese Kastanien, mit denen die Kinder so gerne spielen, werfe man nicht achtlos weg, sondern verwende sie zu einem Waschpulver, welches Seife spart und die immer rarer werdende Quillajarinde zum Waschen wollener Stoffe ersetzt. Die Roßkastanie enthält nämlich wie Quillajarinde das schäumende und gut reinigende Saponin. Um es zu gewinnen, schält man die Kastanien und trocknet die Kerne in einer lauwarmen Ofenröhre gut ab, worauf man sie in einem Mörser zu Pulver zerstößt. Dieses Pulver wird am Abend vor dem Gebrauch zu Waschzwecken mit kaltem, möglichst weichem Wasser angerührt und am nächsten Morgen durchgeseiht, wie man es auch mit der Quillajarinde zu tun pflegte. Dann setzt man die nötige Menge warmen Wassers zu und wäscht darin die zu reinigenden Stoffe. — Das beim Durchseihen zurückbleibende gelbweiße Pulver gibt eine gute Stärke für bunte Wäsche. Landfrauen mengen es gern unter das Schweine- oder Geflügelfutter, da es sehr nahrhaft ist. Man kann auch einen guten Kleister daraus kochen. Für den Toilettentisch ist Kastanienmehl als Ersatz von Mandelkleie und milder Seife sehr angenehm. Es reinigt die Haut gut, ohne sie anzugreifen, und erzeugt, mit einigen Tropfen Benzoetinktur vermengt, eine weiße, geschmeidige Gesichtshaut, ersetzt also andere teure und nicht immer unschädliche Schönheitsmittel.

Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Hunde an die Front!

Bei den gewaltigen Kämpfen im Westen haben die Hunde durch stärkstes Trommelfeuer die Meldungen aus vorderster Linie in die rückwärtigen Stellungen gebracht. Hunderten unserer Soldaten ist das Leben erhalten, weil Hunde ihnen den Meldegang abnahmen. Militärisch wichtige Meldungen sind durch Hunde rechtzeitig an die richtige Stelle gelangt.

Obwohl der Nutzen der Meldehunde überall bekannt ist, gibt es noch immer Besitzer kriegsbrauchbarer Hunde, welche sich nicht entschließen können, ihr Tier dem Vaterlande zu leihen!

Es eignet sich Schäferhund, Dobermann, Airedale-Terrier, Rottweiler, Jagdhunde, Leonberger, Neufundländer, Bernhardiner Doggen und Kreuzungen aus diesen Rassen die schnell, gesund, mindest 1 Jahr alt und von über 50 cm Schulterhöhe sind. Die Hunde werden von Fachdresseuren in Hundeschulen abgerichtet und im Erlebensfalle nach dem Kriege an ihre Besitzer zurückgegeben. Sie erhalten die denkbar sorgsamste Pflege. Sie müssen kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Die Abholung erfolgt durch Ordonnanzen.

Also Besitzer: Eure Hunde in den Dienst des Vaterlandes!

Die Anmeldungen für Kriegshund- und Meldehundschulen an Inspektion der Nachrichtentruppen, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 152, Abteilung Kriegshunde, richten

Im Königreich Bayern beheimatete Hunde bei Inspektion der Nachrichtentruppen, München, Luitpoldstraße, für gleiche Zwecke melden.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

10 Stück meiner reizenden lehrreichen Spielzeuge

zum Zusammensetzen u. Auseinandernehmen, u. zwar: je 1 Stück Unterseeboot, Zweidecker, Wasserflugzeug, Artilleriefahrzeug, Krankenwagen, Lastautomobil, Festung, Kanone, Luxuswagen u. Aeroplanreitschule, also alle 10 Stück zusammen, versende ich für nur M. 5.75 frko. gegen Nachnahme, 20 Stück nur M. 11.—.

W. Geiser, Spielwaren-Industrie, Kirchheim-Teck 16.

„Burnus"

wäscht Wäsche wunderbar.

(D. R. P.) Gen. K. A. 2638

„Burnus" Das ideale Einweichmittel
Gut geweicht ist fast gewaschen.

Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften
Hersteller: **Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt**

Dr. Schäfer's physiol. Nährsalze.

Nr. 1 **gegen Diabetes** (ohne besondere Diät)

Nr. 2 **gegen Nierenleiden.**

Vielfach ärztlich empfohlen.

Preis der Schachtel zu 100 gr Mk. 4.—, zu 160 gr Mk. 6.—. Zu haben in Apoth und bei **Dr. Julius Schäfer, Barmen.**

Wäscheleinen 10 m Mk. 1.50, 20 m Mk. 2.95, 25 m Mk. 3.65, 30 m Mk. 4.45 beiders. m. Schlauf. liefern **Eras & Gaydoul, Berlin C 2,** Burgstrasse 26. Versand geg. Nachn. od. Voreins.

Buchführung

gründliche Unterweisung

F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 1.

Verlangen Sie gratis Probebrief.

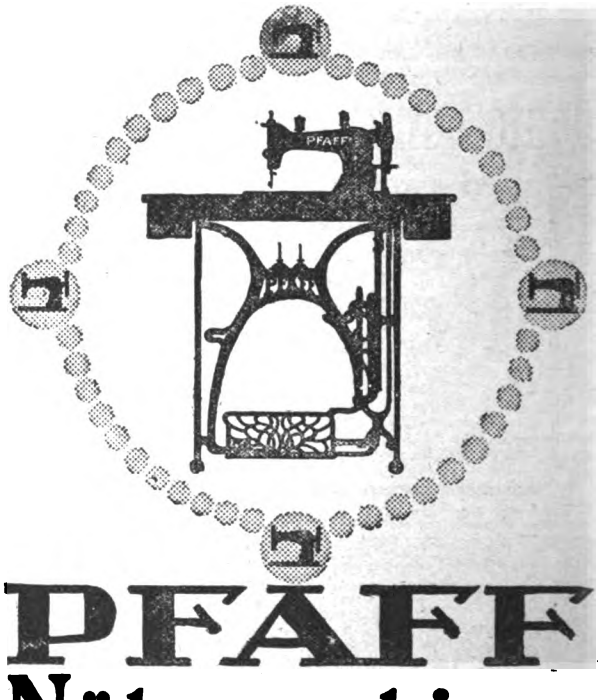
Ich brauche keinen Zahnarzt, aber

aber den „Prodental"

Zahnpastenstift

ADDY SALOMON CHARLOTTENBURG 1

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.



PFAFF

Nähmaschinen

für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz Gegründet 1862.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Nr. 48. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Allerlei Winke für jung und alt.

Portwein-Ersatz aus Schlehen. Portwein und andere Südweine sind sehr rar und teuer geworden, weshalb mehr als je Obstweine gekeltert werden, um einen Ersatz dafür zu schaffen. Wenig bekannt ist es, daß die blauschwarzen, leicht säuerlich schmeckenden Früchte des wildwachsenden oder auch viel in Gärten gezogenen Schlehenstrauches einen ganz vorzüglichen, im Geschmack an Portwein erinnernden Süßwein liefern. Hauptsache dabei ist, daß man recht reife und bereits vom Frost befallene Schlehenfrüchte zur Verfügung hat, weshalb sie erst im November vom Strauche genommen werden sollten. Sie müssen aber dann sofort nach dem Pflücken verwendet werden. Man verliest sie, wäscht sie sauber ab und gibt sie in einen Bottich, worauf man sie mit kochendheißem Wasser übergießt (auf 1 Liter Schlehen gleich 1 Liter Wasser) und zugedeckt fünf bis sechs Tage stehenläßt. Ein tägliches mehrmaliges Umrühren der eingeweichten Früchte ist nötig. Hierauf wird der Saft mittels der Fruchtpresse ausgepreßt und gemessen. Auf ein Liter Saft rechnet man 400 Gramm Zucker, löst ihn durch gründliches Umrühren in dem Saft auf, füllt ihn dann in ein Faß und gießt auf acht Liter Flüssigkeit ein halbes Liter Branntwein, noch besser Kognak, dazu und läßt den Wein ein Jahr lang in dem Faße lagern. Dann erst zieht man ihn auf Flaschen. Durch längeres Lagern wird der Schlehenwein immer besser und echtem Portwein immer ähnlicher im Geschmack. K. Sch

Schluß des redaktionellen Teils.

Gasgefüllte

Wotan-Lampen

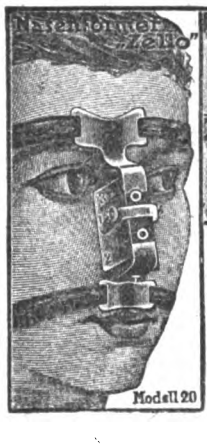
Jeder Elektro-Installateur führt sie.

sind zeitgemäß

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Rosenröte
unnatürliche Blutröte des Gesichts. Blutäderchen, Pusteln 2c. beseitigt am sichersten „Marubin“. Seit 25 Jahren mit wirksamsten Erfolgen erprobt. Mk. 4,50
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Warzen
beseitigt „Varex“
Preis 2,50 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke Hannover 79



Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello“** ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100 000 „Zello“ i. Gebrauch. Preis **M. 6.—, M. 8.40 u. M. 12.—** mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.) Spezialist L. M. Baginski, Berlin W 165, Wintersfeldstr. 14.

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke.“

Bei Schwerhörigkeit

ist A. Plobner's ges. ges. h. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—,
Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb:**
E. M. Müller, München U.

Digitized by Google

Für die Küche.

Vorzüglicher Brotaufstrich aus Zuckerrüben und Mohrrüben oder Kürbis. Brotaufstriche aus Zuckerrübenmus oder Rübensirup sind wegen ihres etwas strengen Rübengeschmackes wenig beliebt, doch kann man diesen ganz wesentlich mildern, wenn man nur den Saft der Zuckerrüben verwendet und ihn mit Mohrrüben oder Kürbis mengt. Man verfährt dann folgendermaßen: Die Zuckerrüben werden mit einer scharfen Bürste oder einem Reisbesen gründlich gewaschen und ziemlich dick abgeschält, damit der wenig angenehme Erdgeschmack, der unter der Schale sitzt, ausgeschieden wird. Dann wäscht man die Rüben nochmals, zerschneidet sie in Scheiben und kocht sie mit ganz wenig Wasser weich. Nun preßt man den Saft aus und kocht ihn unter häufigem Abschäumen und fleißigem Umrühren dicklich ein. Das Kochgefäß muß reichlich groß und nur halb gefüllt sein, weil dieser Saft sehr leicht überkocht. Indessen kocht man auch zerschnittene Mohrrüben, ungefähr die Hälfte des Rübengewichts, oder würfelförmige Kürbisstücke in wenig und ganz schwach gesalzenem Wasser weich und streicht sie durch ein feines Sieb. Dieses Mark gibt man in den kochenden Rübensaft und kocht die Masse zu einem ziemlich steifen Mus ein. Als gute Beigabe dient Zitronenwürze, Zimt oder Koriander. Hat man Äpfel oder Birnen zur Verfügung, so kann man das Rübenmus durch Zugabe dieser Früchte sehr verbessern. Aber auch Wildfrüchte, wie Ebereschen und Holunderbeeren, Hagebutten, Berberitzen, würzen und strecken das Rübenmus gut. Das fertiggekochte Mus wird noch heiß in sauber gereinigte und geschwefelte Steintöpfe eingedrückt, die danach in ein warmes Rohr zum Verkrusten der Oberfläche gestellt und dann erst mit sauberem Papier verbunden werden. Durch die Kruste wird ein luftdichter Abschluß geschaffen, der ein Schimmeln des Rübenmuses verhindert und es jahrelang haltbar macht.

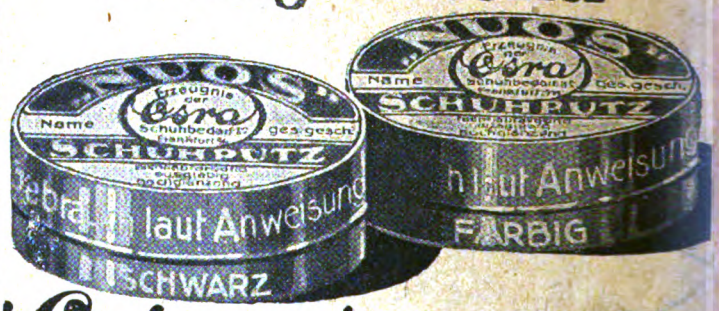
Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Nuos Schuhputz

Ein Edelwachs-Erzeugnis

wasserfest, hochglänzend



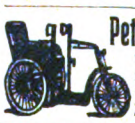
Osra G.M.B.H. **Frankfurt a/M**

10 Stück meiner reizenden lehrreichen Spielzeuge

zum Zusammensetzen u. Auseinandernehmen, u. zwar: je 1 Stück Unterseeboot, Zweidecker, Wasserflugzeug, Artilleriefahrzeug, Krankenwagen, Lastautomobil, Festung, Kanone, Luxuswagen u. Aeroplanreitschule, also alle 10 Stück zusammen, versende ich für nur M. 5.75 frko. gegen Nachnahme, 20 Stück nur M. 11.—.

W. Geiser, Spielwaren-Industrie, **Kirchheim-Teck 16.**

Wäscheleinen 10 m Mk. 1.50, 20 m Mk. 2,95, 25 m Mk. 3,65, 30 m Mk. 4,45 beiders. m. Schlauf. liefern **Eras & Gaydoul, Berlin C 2,** Burgstrasse 26. Versand geg. Nachn. od. Voreins.



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers. grat. Kat. A üb. **Selbstfahrer** (Invalid.-räd.), Kat. B ü. **Krankenfahrstühle** f. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Briefmarken Preisliste kostenlos. Aus wahl ohne Kaufzw. **August Marbes, Bremen.**

Briefpapier

50 Briefbogen mit 50 Kuverts Mark 2.50.

Postkarten

Blumen-, Serien-, Landschaften etc. 50 Karten M. 3.—.

Glückwunschkarten

für Neujahr, Geburtstag, Namenstag, Verlobung etc. 100 Karten M. 2.—.

Schmirgelpapier

Stückenware, unregelmäß. Größen, praktisch für Herd und Hausgebrauch. Rostiges blank zu machen und für Handwerker, Maschinenarbeiter, 5 kg-Postpaket M. 6.—.

Paul Rupps, Freudenstadt 86
Schwarzwald.

Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei:
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Der Glanz bleibt

auf Ihren Schuhen auch bei nassem Wetter, wenn Sie

Dr. Gentner's Oelwachslederputz

Nigrin

verwenden, denn Nigrin ist wasserbeständig, während gewöhnliche Wasserkrem sich im Regenwasser schwarz auflöst und alles beschmutzt.

Nigrin gibt wasser- und wetterfesten Hochglanz.

Hersteller: **Carl Gentner, Göppingen (Württemberg)**

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 48. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Für die Küche.

Klöße von Reh- oder Hasenleber. Man weicht etwas übriggebliebenes Brot in Wasser ein, rührt ein bis zwei Eier und die durch die Fleischhackmaschine getriebene Leber mit dem erweichten Brot zusammen, gibt ein bis zwei geriebene Zwiebeln, Salz und Pfeffer, nach Belieben auch gehackte Petersilie und so viel Mehl dazu, daß die Masse fest wird, so daß man von ihr mit dem Eßlöffel Klöße abstechen kann, die in siedendes Wasser gelegt werden, um eine gute Viertelstunde zu kochen; worauf sie mit Kartoffel- oder anderem Salat zu Tisch gegeben werden. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Die grüne Dose

ist das Kennzeichen der echten von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

6 Bäder Mk. 3.— 12 Bäder Mk. 5.50

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Parfümerien — Nur echt in der grünen Dose. — Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück.

Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Muster und Gutachten durch die Pinofluol-Gesellschaft, Berlin W 57, Abt. T.10 (Bei Anforderung Abteilung genau angeben.)

Original-Dose

Gartenlaube-Kalender

1919

Vierunddreißigster Jahrgang. Beliebtes Familien-Jahrbuch mit reichem Inhalt. Durch den Buchhandel und die Großberliner Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H.

Preis 2 Mark

dazu 10% Buchhändleraufschlag

Unübertroffen an Formenschönheit!

„Lupa“

ist mein neuester, ges. gesch. Korsettersatz „Lupa“ mit regulierbarem Büstenverstärker und Rückenhalter in einem Stück vereint. Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch formvollendete Figur erzielen wie mit „Lupa“, nachdem er gleichzeitig volle Büste erzeugt. Nicht nur für schlanke Damen eignet sich „Lupa“ vorzüglich, sondern auch für starkleibige Damen. Der Hüftformer flacht starke Hüften ab und hält den Leib zusammen. Durch den regulierbaren Busenformer wird eine korrekte Figur erzielt. — Keine Stahlschienen. — Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme, graziöse Haltung. „Lupa“ ist eine absolute Neuheit auf dem Gebiet der hygienischen Figurenverbesserung. Viele Anerkennungen. Modell 3013 mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfhaltern, Spitzen und Stickerei wie Abbildung oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß u. champagnerfarbig M. 79.50. Noch aus bestem Stoff, kein Papiergewebe. — Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Prospekte kostenlos. Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199b, Bendemannstr. 15.

Büstenverstärker „Lupa“ wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 32.75. Taillenweite aufgeben.

Bei Einsendung von Stoffen ermäßigen sich die Preise um 33⅓ %.

Weisse Zähne durch

Chlorodont

Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend

Dresden-N. Laboratorium »Leo« Badenbach

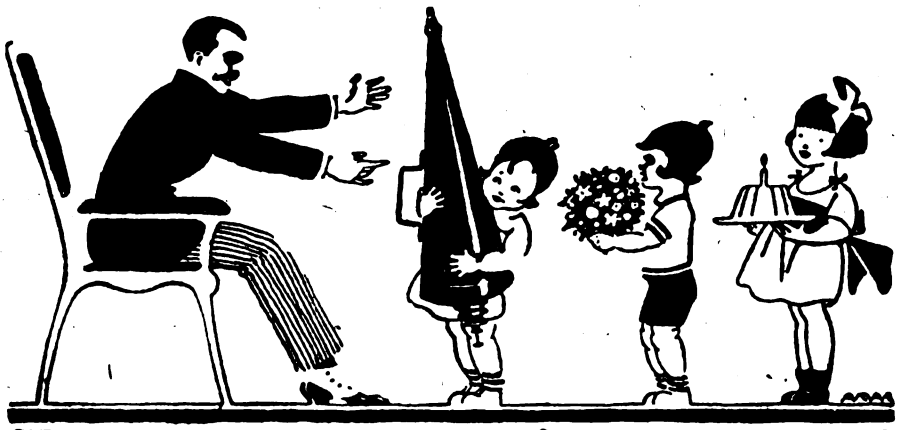
Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Unsaubere Flaschen reinigt man schnell und gründlich durch das Hineinstecken von Brennesseln, auf die man lauwarmes Wasser gießt. Dann werden die Flaschen tüchtig geschüttelt, hierauf mit ein wenig lauwarmem Essig und Salz und zum Schluß mit lauwarmem Wasser nachgespült. Scheinen sie nach dieser Behandlung klar, so gießt man kaltes Wasser hinein und spült sie noch einmal auf diese Weise. W.

Seidenzeug, das man von neuem benutzen will, reinige man mit Seifenwurzel, d. h. man erhitze in drei Liter Wasser für 25 Pf. Seifenspäne, lasse die Flüssigkeit stehen und seihe sie erst nach zwölf bis vierzehn Stunden durch. Ehe man dann die Seide hineinlegt, muß die Mischung mit kaltem Wasser genügend verdünnt werden. Niemals darf die Seide gewrungen werden, man drückt sie nur zwischen den Händen. Nach dem Spülen legt man den Stoff zwischen zwei Tücher, läßt ihn die Nacht durch liegen und bügelt ihn am nächsten Tag auf der linken Seite. W.

Schluß des redaktionellen Teils.



Das schönste Geschenk!

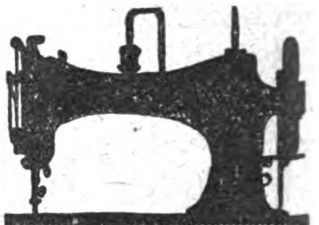
Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben. Ausführungen für alle Zwecke von M. 70.— an. — Über eine Million Apparate im Gebrauch! Mehr als 50,000 gemeldete Brandlöschungen. 105 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet.

In der Praxis
„Durch Kinderhände entstand ein Feuer. Der Minimax-Apparat funktionierte großartig, und wäre es am Platze, daß sich jedermann einen Minimax anschaffen würde." L. Eschinger, Gutsbesitzer, Engelmar (Bayerisch. Wald), den 10. 7. 1918

Verlangen Sie Sonderdruckschrift „Kb."

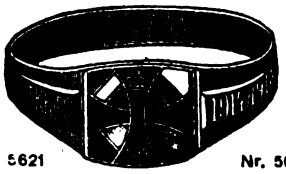
„Minimax"

Berlin W. 8, Unter den Linden 2 (E. 72)



PHÖNIX
Nähmaschinen
sind Muster
deutscher Arbeit
Baer & Rempel
Bielefeld
Fabrik gegr. 1865
Vertreter in allen Städten.

Weltkrieg 1914/1918.



Nr. 5621 Nr. 5621

Neuester Vierbund-Ring
Echt 800 Silber ges. gestempelt, mit den deutschen, österreich.-ungarischen, bulgarischen und türkischen Landesfarben in echt bunt Emaile ausgelegt: künstlerische Ausführung.
Reklamepreis Mk. 5.75
Nr. 1265. Derselbe Ring in echt 14 kar Goldfilled, 5 Jahre Garantie.
Reklamepreis Mk. 4.90
Porto und Verpackung 25 Pf. extra. Feldpost nur 10 Pf. Nachnahmen ins Feld sind nicht zulässig. Einsendung des Betrages möglichst per Postanweisung. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen.
Neuer Katalog von 1918
nebst Ringmaß vollkommen kostenlos.
Sims & Mayer, Berlin SW 68,
Oranienstraße 117/118, Abt. 17.

Kaufmännisches Personal

Stellengesuche und Stellenangebote für männliches und weibliches Personal haben im „Berliner Lokal-Anzeiger" — dem Offiz. Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin u. der Zulassungsstelle der Berliner Börse — stets den gewünschten Erfolg. Auch während des Krieges.

Schöne dichte Augenbrauen

lange und schattige Wimpern, ausdrucksvolle Schönheit durch **Reichel's Plantex Augenbrauensaft**, bewirkt schnelles Wachstum und ist gänzlich unschädl. Mark **4.00. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstrasse 4.**

Gewinne
der Sächs. Landeslotterie

	ev.	800 000	Mk.
	Prämie	300 000	„
Hauptgew.		500 000	„
		200 000	„
		150 000	„
		100 000	„ usw.

In Oest.-Ungarn verboten.

Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1
Mk. 5,—, 10,—, 25,—, 50,— p. Klasse
Ziehung 1. Klasse 4 und 5. Dezbr. 1918
versendet
A. Zapf, Lotterie-Einnahme, Leipzig, Brühl 2

Ziehung 1. Klasse
4. u. 5. Dezember 1918
174. Sächs. Landeslotterie
110 000 Lose = 55 000 Gewinne und 1 Prämie im Gesamtbetrag von 20 801 000 Mark.
Hauptgewinn ev.
800 000
500 000
300 000
200 000
150 000
100 000
Klassenlose (für jede Klasse) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 5,— 10,— 25,— 50,—
Voll-Lose (gültig für alle Klassen) 1/10 1/5 1/2 1/1
M. 25,— 50,— 125,— 250,—
empfiehlt und versendet — unter sorgfältigster Wahrung d. Spielerinteressen — auch unter Nachnahme
Wilh. Kessler, Leipzig 3,
Mittelstraße 18.
Postscheck-Konto 54654.
In Oesterreich-Ungarn verboten.

Digitized by Google

Wilma Simon
(Wunsiedel)

die 15jähr. Verfasserin
des Mädchenbuches

Gretel Wirbelwind

und andere lustige Geschichten

... Mit Bildern ...

Sonnige Erzählungen aus dem tiefen Gefühlsleben der jugendlichen Verfasserin. + Ein wahrhaft prächtiges Geschenkbuch für unsere Töchter.

2. Auflage

13. — 20. TAUSEND

Loewes Verlag Stuttgart
und in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Groß und klein.

Nennst du's (groß) gefüllt und dein,
Sag dem Himmel Dank.
Tut man gründlich es und klein,
Haus und Herd hält's blank. C. S.

Auflösung der zuletzt veröffentlichten Rätsel.

Rebus: Der Krieg ist gekommen als ein großer Erweder, überall haben sich die verborgensten Naturkräfte geregt (Prinz Max von Baden).

Lautwechsel: Daumen — Daunen.

Buchstaben-Tausch: Frucht, Furcht.

Logogriph: Laute — Laune.

Schluß des redaktionellen Teils.

Radium-Leuchtknopf

D. R. G. M. **Auslandspatente.** D. R. P. a.

Ewiges Licht! **Dauernde Leuchtkraft!**

Verwendung unbegrenzt z. B. für Lichtschalter, Klingeltaster, als Gasketten-Knopf, in Telefonzellen, Hotels, Fahrstühlen, nachtsleuchtenden Schildern, Hausnummern, Wegzeiger, feuergefährlichen Räumen, Bergwerken, sowie für Treppenbeleuchtungen, Türen, Notausgänge, Notbremsen, militärische Zwecke usw.

Interessant und praktisch für jedermann.

Probekarton m. 12 Knöpfen in versch. Ausführungen M. 46.—
" " 5 " " " " " 19.75

franko Nachnahme.

Für Ausland 1 Mark mehr nur gegen vorherige Kasse.

Wiederverkäufer Rabatt!

Hermann Zimmermann, Chemnitz 36, Uferstr. 4.

Fernruf 2924 u. 2925. Gegr. 1886. Postscheckkto. Leipzig 257 28.

Zur Messe in Leipzig:
Messhaus „Reichskanzler" Zimmer Nr. 507.
Messhaus „National" Zimmer 201/202.

Praktisch und hochinteressant für jedermann.

Schöne Augen

Augenbrauensaft. Der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmäßiger dichter Augenbrauen durch den wachstumfördernden dunklerfärbenden „Augenbrauensaft". Preis M. 4.50

Augenfeuer gibt den Augen sofort wunderbaren Glanz; der Blick wird lebhaft, die Augen entwickeln sich zu höchster Schönheit Preis M. 6.—

Nero echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflusst durch Waschungen. Farben: blond, braun und schwarz. Preis M. 6.40

Ratschläge Rezepte und praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit". 160000 Auflage. Preis M. 1.50

Frau Elise Bock g.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 158

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig

Für die Festzeit empfohlen:

Meister der Zeichnung

herausgegeben von Prof. Dr. Hans W. Singer.

Band I: **Max Klinger** — Band II: **Max Liebermann** — Band III: **Franz v. Stuck** — Band IV: **Otto Greiner** — Band V: **William Stranz** — Band VI: **Albert Besnard** — Band VII: **Emil Orlik.**

Jeder Band (gegen 50 Tafeln in Lichtdr. und textl. Einleit.) gebund. incl. Kriegszuschlag 12 Mk. 50 Pf.

Diese interessante neue Sammlung, welche sich immer mehr einbürgert führt die Meister vor, welche an der Spitze des heutigen Kunstlebens stehen. Man findet in diesen Bänden, die neuerdings so großes Aufsehen erregen die rechten Führer, den künstlerischen Charakter der vorgeführten Meister zu erschließen. Wer die Bände sieht, pflegt sie auch zu kaufen.

Feines Schuhzeug

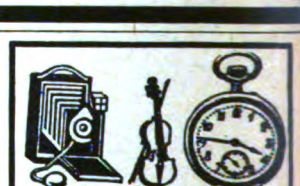
soll nicht mit Wassercreme behandelt werden, denn sie färbt ab bei nasser Witterung.

Dr. Gentners Oel-Wachs-Lederputz

Nigrin

gibt wasserbeständigen, nichtabfärbenden Hochglanz.

Carl Gentner, chem. Fabrik, Göppingen-Wtbg.



Teilzahlung

Uhren, Photoartikel, Musik-Instrumente, vaterländischer und anderer Schmuck, Bücher.

Kataloge umsonst und portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 597
Belle-Alliance-Strasse 7-10.

Dr. Schäfer's
physiol. Nährsalze.

Nr. 1 **gegen Diabetes**
(ohne besondere Diät)

Nr. 2 **gegen Nierenleiden.**
Vielfach ärztlich empfohlen.

Preis der Schachtel zu 100 gr Mk. 4.—, zu 160 gr Mk. 6.—. Zu haben in Apoth und bei **Dr. Julius Schäfer, Barmen.**

Alle Stoffarben

bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben.

Fritz Sprotte.
Berlin SW 43, Friedrichstraße 17.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke

HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

ZUR ZEIT AUSVERKAUFT

Moderne Wellung!

ohne Brennen, ohne Wickeln.

In 3 Min. gar. große **haltbare vornehm wirk. Ondulation.** Jederzeit bei offenem Haar sowie bei fertiger Frisur anwendbar durch verbesserte **„Stab's Selbstondueur"**

Preis kompl. M. 5.—. Erfolg garantiert **Stab's Reformhaus, Dresden 23,** Abt. 57

Musik-Instrumente

für unsere Krieger, für Schule und Haus.

Preisliste frei!

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Digitized by Google

Für die Küche.

Weihnachtskonfekt. Äpfel werden möglichst dünn abgeschält, mit Zucker und sehr wenig Wasser weichgekocht und durch ein nicht zu feines Sieb gestrichen. Dann bringt man diese Masse von neuem aufs Feuer, fügt wieder Zucker an und kocht dies sehr dick ein, so daß ein steifer Brei entsteht, der sehr gut auskühlen und auf einem Holzbrett ausgerollt werden muß, um zu kleinen Sternen oder anderen Formen zurechtgeschnitten zu werden, die man nach Belieben mit irgendeiner Mandel-, Zitronen- oder dergl. Essenz bestreichen bzw. mit verschiedenem Saft leicht färben kann, wodurch ihnen ein anderes Aussehen oder ein anderer Geschmack verliehen wird. Sie sind ein guter Ersatz für die sonst üblichen Weihnachtsnäschereien.

Kürbisgrütze. Halb weichgekochten Graupen fügt man kleine, würflig geschnittene Stückchen Kürbis zu, salzt die Masse ein wenig und gibt reichlich Zucker bei, um alles gut miteinander verkochen zu lassen und heiß zur Tafel zu geben. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

MODERNES PELZWERK

bekannte solide Ausführung

gegen bar oder bequeme Teilzahlung

Stöckig & Co. Dresden A. 16

Kat. R 135: Moderne Pelzwaren
„ G 135: Gold-, Silber- und Brillantschmuck
„ U 135: Uhren jeder Art
„ L 135: Offenbacher Lederwaren, Terrakotten, Fayencen, Moha-Kochschränke etc.
„ O 135: Tafel-, Kaffee-, Teeservice (Rosenthal-Porzellan)
„ P 135: Photoapparate

Bei Angabe des Artikels Kataloge an ernste Reflektanten kostenlos.

ORISAN
das ideale Schönheitsmittel
beseitigt unter Garantie in wenigen Tagen alle Hautfehler, wie Pickel, Mitesser usw. schafft zartrosigen Teint u. jugendfrisches Aussehen. Orisan ist ein wissenschaftlich anerkanntes tausendfach bewährtes Hautpflegemittel. Zahlreiche Dankschreiben. Preis 6 Mk.
Dr. A. Reich • Bad Oeynhausen 1.

Wäscheleinen 10 m Mk. 1.50, 20 m Mk. 2.95, 25 m Mk. 3,65, 30 m Mk. 4.45 beiders. m. Schlauf. liefern Eras & Gaydoul, Berlin C 2, Burgstrasse 26. Versand geg. Nachn. od. Voreins.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. A. versendet gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimm. Uesati-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Karlsbader Salz
und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. — Man achte auf meine Firma
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

O. Walter-Obrecht's

Fabrik-Marke
Krokodilkamm
ist der feinste Kamm für Haarpflege u. Frisur.
Mit Zeichen „Kroko" überall erhältlich.

Sie sehen alt aus
sobald Sie im Gesicht Falten, Runzeln, müdewelke Züge haben. Mit „Lupa"-Packungen, einem natürlichen Schönheitsverfahren, beseitigt man solche absolut sicher und erhält jugendliches Aussehen, frischen reinen Teint und veredelte Gesichtszüge. Einfach u. unschädlich u. doch von verblüffendem Erfolg. „Lupa" ist im Gebrauch hoher Herrschaften u. der vornehmen Damenwelt. „Lupa" M. 7.25 u. M. 10.50, dazu erforderlicher Toilette-Essig M. 4.75. „Lupa"-Haut-Krem macht die Haut zart, weich und hell u. ist für die Hautpflege unentbehrlich. Hervorragendes Präparat M. 4.75. „Lupa"-Bleich-Haut-Krem ein vorzügliches u. sicheres Mittel gegen gelbe u. graue Flecken der Haut und Sommersprossen M. 4.75. „Lupa"-Gesichtswasch-Emulsion — alkalifrei — der mildeste und zarteste Seifenersatz, kremartig, äußerst wohlriechend, reinigt die Haut gründlich, ohne sie anzugreifen, bewahrt frischen Teint.

Sehr sparsam im Gebrauch. Eine ½-Pfd.-Krukе M. 7.75. — Versand gegen Nachnahme oder Postscheckeinzahlung 13480 Leipzig.

Eine halbstündige Packung ersetzt 10 Massagen.

Ludwig Paechtner, Dresden 399.

Man verlange Prospekt kostenlos. Bendemannstr. 15.

Weisse Zähne durch
Chlorodont
Zahnpaste in Tuben, dauernd weich bleibend
Dresden-N. Laboratorium »Leo« Bodenbach

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Will man die Treppenläufer lange schonen, so empfiehlt es sich, jede Stufe vor dem Legen des Läufers mit doppelt oder dreifach zusammengelegtem Zeitungspapier zu belegen, und zwar so, daß der Rand der Stufe auch bedeckt ist. Bei der Reinigung des Läufers werden die Zeitungsbogen dann erneuert, und zugleich verändert man die Lage des Läufers immer um einige Zentimeter, so daß die Stellen, die sich an den Kanten der Stufen befanden, eine geschützte Lage erhalten und durch die bis dahin mehr geschonten abgelöst werden. W.

Schluß des redaktionellen Teils

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Buchführung gründliche Unterweisung F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 0. Verlangen Sie gratis Probebrief.

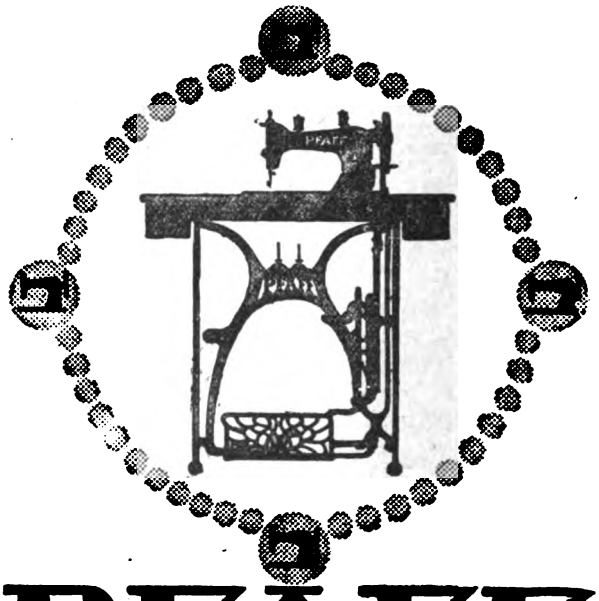
Hämorrhoiden Mittel. 1000fach bew. M. 5.50 u. 9.50. Fr. L. Ap. Lauensteins Versand Spremberg L. L.

„Burnus"
wäscht Wäsche wunderbar.
(D. R. P.) Gen. K. A. 2588

„Burnus" Das ideale Einweichmittel
Gut geweicht ist fast gewaschen.

Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften
Hersteller: **Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt**

Straussfeder-Boa kosten bei uns:
12 cm dick 15 Mark, 15 cm dick 25 Mark, 18 cm dick 36 Mark, 20 cm dick 60 Mark, 25 cm dick 85 Mark
Farbe schwarz, weiß, grau, braun, blau.
„ATAMA"-Edelstraussfedern
das Allerbeste für jeden Damenhut, 20 cm lang 3 Mark, 25 cm 6 Mark, 30 cm 9 Mark, 35 cm 12 Mark, 40 cm 15 Mark, 45 „ 25 „ 50 „ 36 „ 55 „ 48 „ 60 „ 60 „
Echte Kronenreiher 15, 30, 45, 60, 75, 100 bis 200 Mark, Stangenreiher 19 bis 200 Mark, Hutkränze 5, 10, 15, 25, 30 Mark, Marabukragen 25, 36, 60, 75, 100, 150 Mark. ff. Vasensträuße von Blumen, Herbstlaub, Beerenzweigen 5, 10, 15 M. Eichen- u. Lorbeerkränze in Grün, Silber u. Gold 1—20 M.
HESSE, DRESDEN, Scheffelstr. 10-12, part., I.-IV. Etg.



PFAFF
Nähmaschinen
für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.
Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.
G.M.Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

Die grösste Freude
Als Weihnachtsgabe **Gute Zigarren!**

Alle unsere Marken sind aus besten, **garantiert reinen Tabaken** hergestellt. Unsere zu Geschenken **vorzüglich** geeigneten Originalpackungen enthalten **je 5 Stück einer Sorte,** zum Teil mit Ring und werden wie folgt abgegeben:

20	Originalkartons	= 100	Stück	für 175	M.
10	„	= 50	„	„ 88	„
5	„	= 25	„	„ 45	„
2	„	= 10	„	„ 18	„

Diese Zigarren haben einen Ladenpreis von 1.50, 2.—, 2.50, 3.— und 3.50 M. das Stück, also nur feinste Sorten. Verpackung und Porto **zahlen wir.**

Ferner empfehlen wir:
Originalkistchen mit **25 Stück** Inhalt zu: M. 50.—, M. 62.50, M. 75.—, M. 100.—, M. 125.—.
Originalkistchen zu **50 Stück** Inhalt zu: M. 40.—, M. 50.—, M. 60.—, M. 75.—, M. 87.50, M. 100.—, M. 125.—, M. 175.—, M. 200.—

Bitte schreiben, ob leicht mittel, kräftig gewünscht wird. Wir garantieren für richtige Ankunft da alles als Wertpaket versandt wird. Unkosten **tragen wir.**

Emil Haase & Co., Berlin 21,
Bredowstrasse 9.
Stammhaus gegründet 1878. — Postscheckkonto Berlin 16590. — Telephon Moabit 9732.
Läden in Berlin: Königstrasse 57 — Wallstrasse 1 — Müllerstrasse 3 b.

Briefmarken Preisliste kostenlos. Auswahl ohne Kaufzw. **August Marbes, Bremen.**

Arterienverkalkung
Schwindelanfälle, Herzbeklemmungen, Angst- u. Schwächezustände etc. Versuch. Sie die giftfreie **neue Hauskur** mit unserem organischen lebenskräft. Heilmittel. **Ca. 1000** unaufgeford. eingeg. **Zeugn.** Verl. Sie gratis Prosp. m. ärztl. Vorwort durch: **Allgem. Chem. Gesellsch. Cöln 79,** Mastrichterstraße 49.

itesser
Pickel, auch die hartnäckigsten, fett glänzende Haut u. sonstige Hautunreinigkeiten werden am sichersten d. meine seit 25 Jahren viel tausendfach bewährten Spezialmittel beseitigt. M. 4.50. Zur gleichzeitigen inneren Kur Reichel's Saltarin-Blutreinigungspulver Sch. 2.00. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Ihr mein Herrnetz
„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren. Nr. 63. **Haarnetz-Fabrik.** Wörner, München 62, Färbergrab. 27.

Die Gartenlaube

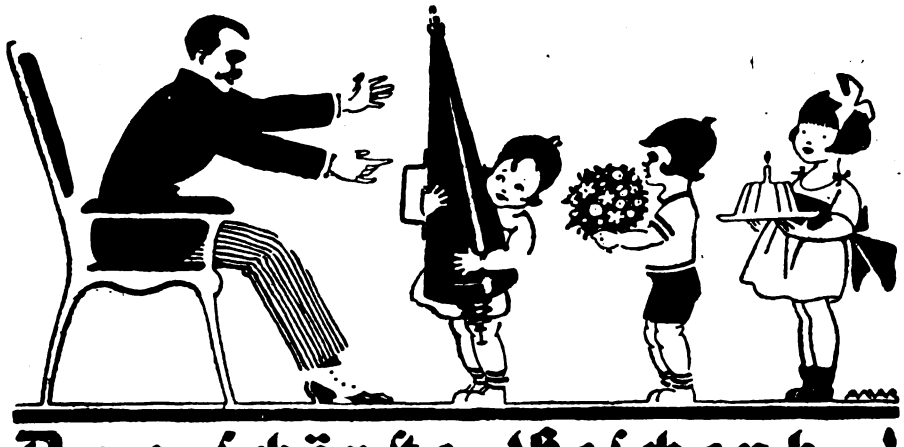
1. Beilage zu Nr. 50. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube": August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3 — für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Buntes Allerlei.

Deutsch-ostindische Unternehmungen im achtzehnten Jahrhundert. Im Jahre 1722 begründete Kaiser Karl VI. die „Ostende-Kompagnie"; es war „der eine große Versuch des Deutschen Reiches, mit Österreich an der Spitze, sich einen Teil des indischen Handels zu sichern". Das Kapital der Ostende-Kompagnie betrug sechs Millionen Gulden. Das Reich gründete auch zwei Niederlassungen, die eine in Coblom oder Covelong, zwischen Madras und Sadras an der Koromandelküste, die andere in Bankibajar am Hugli, nicht weit von Kalkutta. Prinz Eugen hatte den Gedanken, die indische Handelsgesellschaft könnte den Kern einer deutschen Flotte bilden, die in Ostende und in Fiume oder Triest ihre Stützpunkte haben würde. Es war der erste Schritt zu einer deutschen Seemacht; doch die bereits bestehenden Seemächte wehrten sich dagegen, und die Ostende-Kompagnie wurde, wie ein englischer Historiker sagt, in den nächsten Jahren der Federball der europäischen Diplomatie. Nach langen Streitereien opferte der Kaiser die Ostende-Gesellschaft, um die Annahme der Pragmatischen Sanktion zu erreichen. Nachdem der Kaiser der Gesellschaft ihren Schutzbrief zunächst auf sieben Jahre entzogen hatte, fielen Engländer und Holländer über die Ansiedelungen her. Sie hetzten den einheimischen Statthalter auf, Bankibajar zu erstürmen, das nach verzweifelter Gegenwehr aufgegeben wurde. Doch wohnten dort noch 1744 einzelne Vertreter der Kompagnie. 1781 wurde der Versuch von Kaiser Josef II. wiederholt, doch die neubelebte Ostende-Gesellschaft, mit dem Sitz in Triest, brach bereits nach drei Jahren zusammen. — Friedrich der Große nahm schon 1750 den Gedanken wieder auf und gründete 1753 die „Bengalische Handelsgesellschaft" in Emden, die jedoch ebenfalls ein Opfer englischer Eifersucht wurde. Die englischen, französischen und holländischen Piloten weigerten sich, die Schiffe der Emdener Kompagnie den Hugli hinauf zu lotsen. Aber die Kaufleute dieser Nationen waren gar nicht abgeneigt, private Geschäfte mit der deutschen Gesellschaft abzuschließen, und auch die indischen Nabobs gaben ihren anfänglichen Widerstand auf. Aber die Deutschen besaßen damals noch zu wenig Erfahrung, und als Friedrich in die Verwicklungen geriet, die den Siebenjährigen Krieg zur Folge hatten, sah auch er sich genötigt, seine Gründung diplomatischen Interessen aufzuopfern. — Diese beiden Unternehmungen sind so gut wie vergessen. Heute gewinnen sie, im Rückblick aus dem Weltkrieg, eine merkwürdige Beleuchtung und könnten Stoff zu interessanten Betrachtungen geben.

Schluß des redaktionellen Teils



Das schönste Geschenk!

Minimax-Handfeuerlöscher ist stets löschbereit, unabhängig von Wassermangel, selbst von Frauen und Kindern zu handhaben. Ausführungen für alle Zwecke von M. 70.— an. — Über eine Million Apparate im Gebrauch! Mehr als 50,000 gemeldete Brand löschungen. 105 Menschenleben aus Feuersgefahr errettet.

In der Praxis:
„Durch Kinderhände entstand ein Feuer. Der Minimax-Apparat funktionierte großartig, und wäre es am Platze, daß sich jedermann einen Minimax anschaffen würde." L. Eschinger, Gutsbesitzer, Engelmar (Bayerisch Wald), den 19. 7. 1918.

Verlangen Sie Sonderdruckschrift „Tb."

„Minimax"

Berlin W 8, Unter den Linden 2 (E 72)

DÜRKOPP

NÄHMASCHINEN

BESTES DEUTSCHES FABRIKAT

DÜRKOPPWERKE AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD

ORISAN

das ideale Schönheitsmittel

beseitigt unter Garantie in wenigen Tagen alle Hautfehler, wie Pickel, Mitesser usw. schafft zartrosigen Teint u. jugendfrisches Aussehen. Orisan ist ein wissenschaftlich anerkanntes tausendfach bewährtes Hautpflegemittel. Zahlreiche Dankschreiben. Preis 6 Mk.

Dr. A. Reich • Bad Oeynhausen

Güttermann's Nähseide

DIE BESTE Güttermann & Co. Gutach i. Breisgau SCHAPPE-NÄHSEIDE

Lauten, Gitarren, Mandoline

Preisliste frei

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Werkstatt für moderne Kurbel-, Hand-, Singer- und Perlenstickereien

für **Blusen** u. **Kleider** **Hohlsaum** schnellstens: **Clara Rosenkranz, Berlin O 27,** Holzmarktstraße 8. Amt Königstadt 450.

Graue Haare

und Bart erhalten garantiert und dauernde Naturfarbe u. Jugendfrische wieder d. unsere seit 12 Jahren best. bewährte **„Marfloique".** Taus. v. Nachbestellun. i. Fl. 4.— Nachnahme. Nur durch **„Sanisversand",** München 4.

25 Jahre lang

treue Kunden und tausende Anerkennungen höchst. Zufriedenheit sind das beste Zeugnis für meine garant. unschädliche

Alcolor-Haarfarbe

echt u. natürlich färb. In allen Farbtönen erhältlich. Flasche 4.—, 6.—, 9.— Mk. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstr. 4.

Vom Büchertisch.

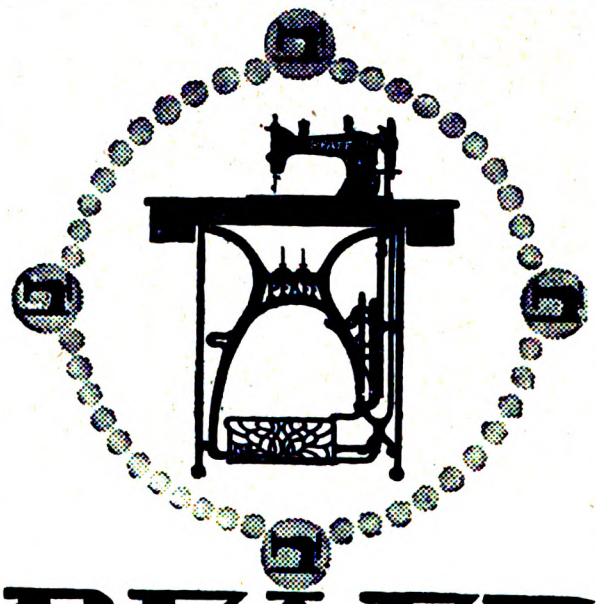
Gartenlaube-Kalender 1919. (Verlag von Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig, Preis 2 Mark zuzüglich 10 Prozent Buchhändleraufschlag.) Dem Gartenlaube-Kalender 1919 ist wie allen Kalendern des kommenden Jahres ein Unglück geschehen — er ist von den Ereignissen überrannt worden. In die Genealogie der europäischen Regentenhäuser, die nach alter Sitte einen Bestandteil jedes Kalenders bildete, ist durch die Abdankung der deutschen Fürsten und der Habsburger eine so große Lücke gerissen worden, daß die Kalender in Zukunft wohl auf diese Rubrik ganz verzichten werden. Aber die Kalender für 1919 waren längst gedruckt, ehe man an diesen Umsturz dachte — man muß sich also damit abfinden, noch eine Anzahl von Kaisern, Königen und Fürsten als regierende Herren aufgeführt zu sehen, die inzwischen ihre Kronen niedergelegt haben. Hiervon abgesehen, reiht sich der Gartenlaube-Kalender 1919 seinen vielen Vorgängern würdig an — er bietet neben seinem Kalendarium und den anderen Nachrichten, die täglich zur Hand zu haben für jeden ein Bedürfnis ist, so viel Unterhaltendes und Belehrendes, daß er mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden wird. Als rechtes Hausbuch wird der Gartenlaube-Kalender 1919 auch im nächsten Jahr allen Freunden der „Gartenlaube" ein willkommener Berater sein.

Allerlei Winke für jung und alt.

Entfernen von Medizinflecken an silbernen Löffeln. Hat man silberne Löffel zum „Einnehmen" benutzt, und sie zeigen später häßliche Flecke, so reibe man sie kräftig mit einem wollenen, in Schwefelsäure getauchten Lappen ab, bis die Flecke verschwinden, spüle dann mit möglichst heißem Wasser nach und wasche sie nochmals in warmem Wasser, dem etwas Salmiakgeist beigegeben wurde, ab, worauf sie trockengerieben werden. W.

Höllensteinflecke werden aus Waschstoffen beseitigt, indem man sie mit einer Jodkalilösung (1 Teil zu 3 Teilen Wasser) befeuchtet und nach kurzer Zeit mit Salmiakgeist nachreibt.

Schluß des redaktionellen Teils.



PFAFF
Nähmaschinen
für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.
Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.
G.M.Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz
Gegründet 1862.

Nuos
Schuhputz
Ein Edelwachs-Erzeugnis
wasserfest, hochglänzend

Osra G.M.B.H. Frankfurt a. M.

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Briefpapier
50 Briefbogen mit 50 Kuverts Mark 2.50

Postkarten
Blumen-, Serien-, Landschaften etc.
50 Karten M. 3.—.

Glückwunschkarten
für Neujahr, Geburtstag, Namenstag, Verlobung etc, 100 Karten M. 2.—.

Schmirgelpapier
Stückenware, unregelmäß. Größen, praktisch für Herd und Hausgebrauch, Rostiges blank zu machen und für Handwerker, Maschinenarbeiter, 5 kg-Postpaket M. 6.—:
Paul Rupps, Freudenstadt 86
Schwarzwald.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4, vers.grat.Kat.A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.),Kat.B.ü.Krankenfahrstühle f.Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Christbaumkerzen
„Das ewige Licht" Auch als Hauskerze jedes Jahr verwendbar. Unverbrennbar und billiger als Friedenskerzen. Die Kerze der Zukunft. Preis pro Dutzend Mk. 7.—. Brennstoff hierzu pro Flasche Mk. 1.50. Nachnahme exkl. Porto. Bei Voreinsendung auf mein Postscheckkonto Leipzig 30907 portofrei.
Justus Zoch, Dresden A. 120, Theaterstr. 5.

WÜRMER
entfernt sicher
ASCARIDIN No 1 f. Kinder No 2 f. Erwachs
Angenehmer Geschmack!
In allen Apotheken (M. 1.50)

Wäscheleinen 10 m Mk. 1,50, 20 m Mk. 2,95, 25 m Mk. 3,65, 30 m Mk. 4,45 bejders. m. Schlauf. liefern Eras & Gaydoul, Berlin C 2, Burgstrasse 26. Versand geg. Nachn. od. Voreins.

Warzen
beseitigt „Varex"
Preis 2,50 Mark. Alleinversand
Löwen-Apotheke Hannover 29

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."
Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe
ist A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb
E. M. Müller, München II
Briefkasten 53. S. 7

Schönheits- und Gesundheitspflege!
Verlangen Sie kostenfrei ausführl. ärztl. Broschüre über rationelle und bewährte Körper-, Haut-, Haar-, Gesichts-, Mundpflege, sowie Preisliste üb. bewährte Mittel.
Dr. Gebhard & Cie., Berlin 208, Potsdamer Strasse 104b.

Schöne Formen

erzielt und erhält sich dauernd jede Dame jedes Alters durch Anwendung mein. Mittels. Eine Probe zu 2.00 Mk. liefert Ihnen den Beweis. Ich garantiere für vollen Erfolg. Porto extra. Schreiben Sie noch heute. Versandhaus Union. Dresden 28.11

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Nr. 50. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.

Für die Küche.

Von einigen Kriegsersatzmitteln für Weihnachtsgebäck. In diesem Winter herrscht großer Mangel an Backzutaten für das Weihnachtsgebäck. Mandeln und Nüsse sind beschlagnahmt, Zucker ist knapper als je, Honig sehr teuer und Mehl kaum zu erübrigen. Die Umsichtige Hausfrau findet aber dennoch allerhand Auswege und Ersatzmittel, die es doch noch ermöglichen, kleines Festgebäck herzustellen. Die Mandeln und Nüsse werden durch gesammelte Obst-, Kürbis- und Sonnenrosenkerne, die man vor der Verwendung zur Erhöhung ihres Geschmackes gelblich anröstet, ersetzt. Zu dem ersparten Zucker wird Kunsthonig genommen, für Pfefferkuchenteig streckt man den teuren Bienenhonig ebenfalls mit Kunsthonig oder auch mit Apfelmarmelade (Apfelkraut), was noch den Vorzug hat, das Gebäck weich und lind zu machen, während Kunsthonig es hart und fest macht. Für das mangelnde Eiweiß schlägt man künstliches Trockeneiweiß zu Schnee. Eiersparpulver ersetzt das Gelbei. An Zucker kann man auch durch reichlichereren Rosinenzusatz sparen, ebenso durch feinzerschnittene Feigen. Diese beiden Südfruchtarten sind noch reichlich, wenn auch nicht billig zu haben. Das Mehl wird mit Mais- oder Buchweizenmehl gestreckt, außerdem verwendet man zu kleinem Gebäck sehr viel Kartoffelmehl, das sich sparsame Hausfrauen aus den Restbeständen von rohen Kartoffelklößen, Puffern und aus dem Wasser von geschälten, über Nacht eingewässerten Kartoffeln, die als Salzkartoffeln auf den Tisch kommen, kostenlos herstellen. Ferner bieten unsere heuer so gut geratenen und reichlich vorhandenen mehligen Kartoffeln einen prächtigen Zusatz zu allen Kuchenteigen, und man bäckt auch sehr viel Kuchen, Plätzchen und Waffeln, die nur aus Kartoffeln bestehen. Durch die jetzt wieder größere Zufuhr an Edelkastanien steht uns auch ein vortreffliches Material für kleines Kuchengebäck zu Gebote, das Mehl erspart, nicht viel Zucker braucht und sehr nahrhaft ist. Zum Schluß seien noch Fruchtplätzchen aus gedörrtem Obst erwähnt, das ausgequellt, fein gewiegt und mit Rosinen, Feigen, Pomeranzenschale und nur so viel Mehl vermengt wird, daß sich der Teig auswalzen und mit kleinen Blechformen ausstechen läßt. Theresia.

Kriegssuppe von Mohrrüben. Die sauber geputzten Rüben werden auf einer Wurzelreibe gerieben, in kochendes Wasser getan, mit etwas feingeriebenem Suppenkraut, Meerrettich, ungefähr 3 bis 4 Pfefferkörnern und dem nötigen Salz gemischt und nun weichgekocht. Zum Schluß reibt man 3 bis 4 große Kartoffeln in die Masse und läßt nochmals alles gut durchkochen. Zwei Suppenwürfel, die dem kochenden Wasser gleich zuerst beigefügt werden, geben der Suppe einen kräftigeren Geschmack. W.

Schluß des redaktionellen Teils.

Straussfeder-Boa kosten bei uns:
12 cm dick 15 Mark, 15 cm dick 25 Mark, 18 cm dick 36 Mark,
20 cm dick 60 Mark, 25 cm dick 85 Mark
Farbe schwarz, weiß, grau, braun, blau.

„ATAMA“-Edelstraussfedern
das Allerbeste für jeden Damenhut, 20 cm lang 3 Mark, 25 cm 6 Mark, 30 cm 9 Mark, 35 cm 12 Mark, 40 cm 15 Mark, 45 „ 25 „ 50 „ 36 „ 55 „ 48 „ 60 „ 60 „
Echte Kronenreiher 15, 30, 45, 60, 75, 100 bis 200 Mark, Stangenreiher 19 bis 200 Mark, Hutkränze 5, 10, 15, 25, 30 Mark. Marabukragen 25, 36, 60, 75, 100, 150 Mark. ff. Vasensträuße von Blumen, Herbstlaub, Beerenzweigen 5, 10, 15 M. Eichen- u. Lorbeerkränze in Grün, Silber u. Gold 1—20 M.

HESSE, DRESDEN, Scheffelstr. 10–12, part., I.–IV. Etg.

Vollkommenste Schönheit der Figur erzielt man durch Büstenverstärker **„Lupa“.**

Jede Büste, auch die zarteste, erhält die gewünschte Form, da „Lupa“ beliebig regulierbar. Unentbehrlich für tadellosen Sitz der Kleider. Tausende von Anerkennungen und Nachbestellungen. Modell rechts M. 21.75, Modell links mit Geradehalter, gleichzeitig eine gerade Haltung verleihend, M. 34.75, äußerst beliebt. Modell in der Mitte vorn zum Knöpfen mit Rückenteil M. 32.75. Taillenweite über dem Kleid angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Ludwig Paechtner, Dresden 499, Bendemannstr. 15.
Man verlange ferner Katalog von Abteil. B für moderne Schönheitspflege des Gesichtes und der Haut. Hervorragende Präparate.

Zuverläßige u. beste Bezugsquelle f. Instrumente aller Art. Preisliste frei.
August Dürrschmidt, Musikinstrumente und Saitenfabrik, Markneukirchen i. S. 126. Gegr. 1862.

Vergrösserungen
in Schwarz, Sepia, Photo-Skizzen, Aquarell, Pastell. Oel u. Garantie der Aehnlichkeit, Haltbarkeit und bester Ausführung, von erste klassigen künstlerischen Kräften, in jeder Größe, zu mäßigen Preisen, in zirka 14 Tagen lieferbar. Bitte möglichst gutes Originalbild einsenden, genaue Größe, Farbe der Augen, Haare, Kleidung usw. angeben.
Pöllmann, Dresden A. Scheffelstr. 30.

Blutarmut u. Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

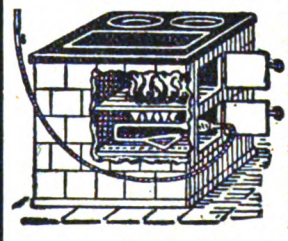
Sanguinal

Krewel in Pillenform
In allen Apotheken erhältlich

Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

D.R.G.M.
D.R.P.a

Gas-Feueranzünder „Immerbereit“



Schaltet die Verwendung von Holz vollständig aus.

Schnelles u. sauberes Feueranmachen.

Große Ersparnis! Einfache Handhabung!

Zu haben in einschlägigen Geschäften, wo nicht erhältlich, versende den Apparat direkt gegen Nachn. oder Voreinsendung des Betrages von Mark 10.75 franko. Für Ausland 1 Mark mehr nur gegen vorherige Kasse. Dazu passender Kollerit-Schlauch per Meter M. 6.— Muffen extra . . . . . pro Stück 90 Pfg.

Wiederverkäufer Rabatt!

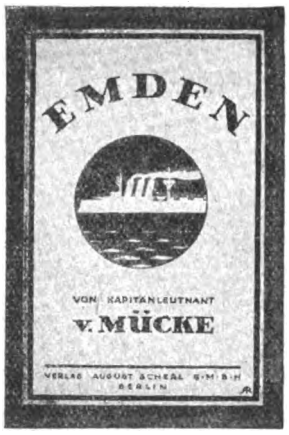
Hermann Zimmermann, Chemnitz 36.
Fernruf 2924 u. 2925. Gegr. 1886. Postscheckkto. Leipzig 25728.

Praktisch und hochinteressant für jedermann.

Digitized by Google

Weihnachtsbücher / Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin

Heldentaten und Kriegs-Abenteuer



Jeder Band 1.35 / Drei oder fünf Bände in Sammelkartons zu M 4.— bzw. M. 6.50 / 10% Buchhändleraufschlag

Digitized by Google

Buntes Allerlei.

Das hundertjährige Weihnachtslied. Jeder kennt's, in allen Häusern erklingt es am Weihnachsabend und schmeichelt sich mit seiner süßen, an Sphärenklang erinnernden Melodie in Herz und Gemüt, das sinnigste aller Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Aber woher es stammt, wer es gedichtet, wer es vertont hat, das wissen die wenigsten zu sagen. Aus dem liederfrohen Österreich stammt es, und vor einem Jahrhundert, am Heiligen Chirstfest 1818, erklang es zum ersten Male vom Chor der St.-Nikola-Kirche in Oberndorf an der Salzach und ließ die fromme Gemeinde erstaunt aufhorchen. Die Dörfler fanden es wunderschön, sangen es andachtsvoll und ergriffen jahrlang in der Christnacht mit, ohne zu fragen, von wem es stamme. Sie ahnten nicht, daß ihr eigener Seelsorger, der Pfarrer Josef Mohr, das Gedicht in sechs Strophen für seine Kinder niedergeschrieben und es dem Organisten seiner Kirche, Franz Gruber, der im benachbarten Arnsdorf das Lehramt versah und aus Hallein stammte, zur Vertonung übergeben hatte. Dieser komponierte es für Tenor und Baß mit Gitarrebegleitung und für Chorgesang mit Orgelbegleitung. Viele Jahre blieben Dichter und Komponist unbekannt, und das herrliche Weihnachtslied gelangte nicht über die Grenzen Oberndorfs hinaus. Da wollte es der Zufall, daß die Orgel der St.-Nikola-Kirche einer Reparatur und Verbesserung bedurfte. Nach Beendigung des Werkes probierte der Organist Franz Gruber die Orgel im Beisein des Orgelbauers und spielte unter anderem auch die Melodie seines Weihnachtsliedes. Der Orgelbauer, ein großer Musikfreund, war so entzückt von der schlichten, süßen Weise, daß er um eine Abschrift bat, die ihm auch gern gewährt wurde. In seine Heimat zurückgekehrt, machte er eine Sängerschar darauf aufmerksam und fand die gleiche Begeisterung für das stimmungsvolle Lied. Und dieser Sängerschar ist es zu danken, daß das Werkchen der beiden bescheidenen Männer an der grünen Salzach bald an vielen Orten anderwärts gesungen wurde. So kam es ungefähr nach anderthalb Jahrzehnten auch nach Leipzig. Der dort lebende und als Komponist wohlbekannte Kantor Ascher hörte es und ließ sich von den Sängern Abschriften geben. Auch er war so hingerissen vom Zauber dieses sinnigen Weihnnachtsliedes, daß er aufs eifrigste für seine Verbreitung sorgte. Seltsamerweise blieben ihm Dichter wie Komponist unbekannt, und so ließ er das Lied im Jahre 1834 im „Jugendfreund" als Volkslied erscheinen. Nun eroberte es sich im Sturme die ganze Welt. In allen deutschen Kirchen, wo der Lichterbaum zur Christnacht entzündet wird, schwebt die Melodie dieses Weihnachtsliedes zu Gott empor und verherrlicht das schönste aller Feste. Späteren Forschungen gelang es endlich, die genannten Urheber zu ergründen. Und so lebt die Gabe der beiden schlichten Männer im deutschen Volke fort, und von Hunderttausenden von Lippen daheim und draußen wird es auch heuer überall wieder erklingen: „Stille Nacht, heilige Nacht!" M. K.-S.

Schluß des redaktionellen Teils.

Alle **Stoffarben** bes. schwarz u. dunkelblau in Päckchen à 1 M. geg. Nachn., ausreichend f. ganzes Kleid zum leichten, echt. Selbstfärben. **Fritz Sprotte.** Berlin SW 48, Friedrichstraße 17.

Briefmarken Preislist. kostenlos. Auswahl ohne Kaufzw. **August Marbes, Bremen**

Buchführung gründliche Unterweisung F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. U. Verlangen Sie gratis Probebrief.

Straussfeder-Boa kosten bei uns: 12 cm dick 15 Mark, 15 cm dick 25 Mark, 18 cm dick 36 Mark, 20 cm dick 60 Mark, 25 cm dick 85 Mark. Farbe schwarz, weiß, grau, braun, blau.

„ATAMA"-Edelstraussfedern das Allerbeste für jeden Damenhut, 20 cm lang 3 Mark, 25 cm 6 Mark, 30 cm 9 Mark, 35 cm 12 Mark, 40 cm 15 Mark, 45 „ 25 „ 50 „ 36 „ 55 „ 48 „ 60 „ 60 „ Echte Kronenreiher 15, 30, 45, 60, 75, 100 bis 200 Mark, Stangenreiher 19 bis 200 Mark, Hutkränze 5, 10, 15, 25, 30 Mark. Marabukragen 25, 36, 60, 75, 100, 150 Mark. ff. Vasensträuße von Blumen, Herbstlaub, Beerenzweigen 5, 10, 15 M. Eichen- u. Lorbeerkränze in Grün, Silber u. Gold 1—20 M.

HESSE, DRESDEN, Scheffelstr. 10-12, part., I.-IV. Etg.

Anker- **Grippe-Tabletten** Nicht zum innerlichen Gebrauch

neu **zum Inhalieren** neu

und

neu **zur Desinfektion der Zimmer** neu

bei Grippe, Influenza und anderen Erkrankungen der Luftwege. Bequem zu handhaben — Kein Apparat nötig. Flasche mit 20 Tabletten 2 Mark zu haben in allen Apotheken.

F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Thüringer Technikum Ilmenau.

Maschinenbau und Elektrotechnik. — Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister. — Prospekt kostenlos.

Beginn eines neuen Semesters am 7. Januar 1919.

Dir. Prof. Schmidt.

Digitized by Google

Zur Kurzweil.

Ein- und zweisilbig.

Wen gern ich bei mir sehen will,
Dem ruf' ich eine Silbe zu;
Doch hängt man noch ein Zeichen an,
So sind zwei Silben es im Nu.
Nun ist's ein winzig kleines Ding,
Doch achte man es nicht gering;
Wenn es an seinem Platze fehlt,
Ist oft der ganze Sinn entstellt.

M. G.

Umkehrungs-Rätsel.

Ich bin ein Schatz,
Der am verborgnen Platz
Versenkt ward in des Stromes Wellen.
Dreh' mich herum und setz' ein Zeichen vor,
So hast du gerne mich in Scheun' und Ställen,
Doch nicht im Kopf, — sonst wärst Du ja ein Tor! W.

Drei Silben.

Es hat trotz der sehr starken Dritten
Mich nimmermehr zu Hauf' gelitten.
Ich stieg hinauf auf die kopflose Drei,
Genoß von dort aus die schönste Eins—Zwei.
Das Ganze wird man da nur bauen,
Von wo man weit ins Land kann schauen.

Geköpft.

Vom graden Weg lenkt ab es bald,
Enthauptet steht's als Baum im Wald. C. S.

Logogriph.

Ich war im Theater mit meinem Schatz,
Wir saßen auf — mit „G" — dem Platz;
Setz' vorn ein „B" und das „G" dann streich',
So hast meines Liebchens Namen du gleich.

R. D.

Auflösung des zuletzt veröffentlichten Rätsels.

Groß und Klein: Scheuern — scheuern.

Schluß des redaktionellen Teils.

Formamint-Tabletten
vernichten die Bakterien in Mund und Rachen und gewähren
Schutz vor Ansteckung

Ein schönes Gesicht

Methode Fix-Fix (ges. gesch.) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In vierzehn Tagen ist Ihr Gesicht glatt, und Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Preis M. 18.—, 30.—, 39.—.

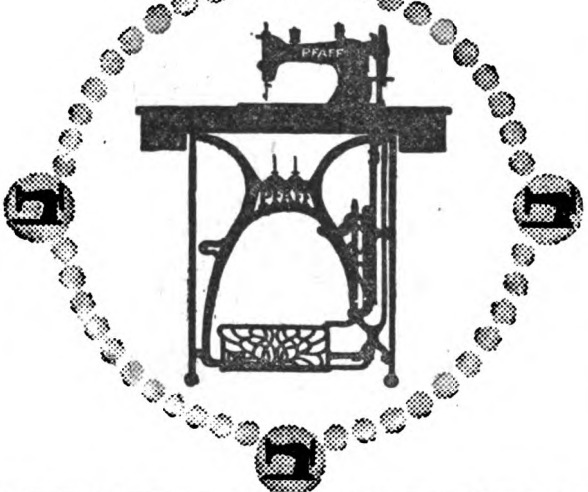
Emulsionen; das mildeste und feinste Gesichtswaschmittel. Große Flasche lange ausreichend. Rosen-Emulsion Mk. 8.65. Gurken-Emulsion Preis M. 7.15

Nero Echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern. Eine Färbung 6 Wochen anhaltend, unbeeinflußt durch Waschungen. Erhältlich in Blond, Braun und Schwarz. Preis M. 6.40

Lippenrot Das einzige Mittel, völlig unauffällig, haltbar und unschädlich, den Lippen eine natürliche, schöne rote Farbe zu geben, nicht abfärbend. Preis M. 2.25

Ratschläge Rezepte und praktische Angaben über Schönheits- u. Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit und Gesundheit". 160000 Aufl. Preis M. 1.50

Frau Elise Bock G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 39, Kantstraße 158



PFAFF
Nähmaschinen
für Familien-Gebrauch,
gewerbliche Zwecke und Industrie.

Verkaufs-Stellen an allen grösseren Plätzen.

G.M.Pfaff Nähmaschinen-Fabrik Kaiserslautern-Rheinpfalz Gegründet 1862.

„Burnus"
wäscht Wäsche wunderbar.
(D. R. P.) Gen. K. A. 2633

„Burnus" Das ideale Einweichmittel
Gut geweicht ist fast gewaschen.

Erhältlich in allen einschlägigen, durch Plakate kenntlich gemachten Geschäften
Hersteller: Röhm & Haas, Chem. Fabrik, Darmstadt.

Digitized by Google

Hausfrauenrat.

Gegen das Gelbwerden der Wäsche. Da man augenblicklich nicht mehr genügend gute Waschseife für die Wäsche hat, muß noch sorgsamer als sonst darauf geachtet werden, daß die Wäsche nicht etwa noch durch eisenhaltiges Wasser gelb wird. Man beugt dem dadurch vor, daß man Wasser, das eisenhaltig ist, abkocht, von dem sich bildenden Niederschlage sorgsam abgießt oder es durch Leinwand filtriert und dann erst die Wäsche hineinlegt. Wurde die Wäsche bereits gelb, so lege man sie in ein nicht zu großes Gefäß voll Wasser, dem etwas Kleesalz zugefügt wurde, drücke sie gut aus, bringe sie dann in klares Wasser und schließlich in Wasser, dem auf zwei Eimer 15 Gramm Borax zugefügt worden ist; hierin bleibt die Wäsche ungefähr zwanzig bis vierundzwanzig Stunden liegen, um dann erst gespült und geblaut zu werden. Durch diese Behandlung wird die Wäsche wieder weiß und klar. Will man sie sehr schnell bleichen, dann muß man sie nach dem Waschen und Spülen zehn Minuten in eine durchgeseihte Lösung von hundert bis hundertfünfzig Gramm Chlorkalk auf sechzig bis siebzig Liter Wasser legen und sie darauf wieder tüchtig spülen, um alle Reste der Lösung zu entfernen. Auch empfiehlt es sich, etwas doppeltkohlensaures Natron dem Spülwasser beizufügen, wodurch der Geruch des Chlorkalks beseitigt wird.

Schluß des redaktionellen Teils.

Gratis erhält die Schrift „Bilz: Wie ich mich 77 Jahre kerngesund und jung und ohne Falten im Gesicht erhielt", wer beide Bücher kauft.

Erdenelend, Befreiung davon durch ein neues Staatssystem.

Inhaltsauszug: Fürsorge für die heimkehrenden Krieger. Grundzüge einer neuen Staatseinrichtung. Der Staat zahlt jedem Menschen ein ausreichendes Gehalt auf Lebenszeit. Nur täglich dreistündige Arbeitszeit für alle. Ehe oder freie Liebe und Naturehe. Frauenemanzipation. Vermeidung von Krankheit und Siechtum ꝛc. Eine Liga ist schon gegründet.

Tote leben! und beschreiben das Jenseits. Mit 32 Geisterphotographien.

Inhaltsauszug: Spiritismus. Geistererscheinungen und Tischrücken. Verkehr mit Verstorbenen. Geister beantworten Fragen. Erlebnisse nach dem Tode. Himmelsreisen einer Somnambule ꝛc.

Preis je 4 M., geb. 6 M., Porto je 20 Pf. Zu bez. d. Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul, Bilz' Verlag, Leipzig, u. alle Buchhdl. Ausf. Prosp. frei.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden

Technikum Hildburghausen Programm frei
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zizmann.

Praktikanten

finden in unserm Betriebe Aufnahme zwecks Ausbildung im Maschinenbau und in Elektrotechnik. Bedingungen auf Anfrage. —
Maschinenbaugesellschaft m. b. H., Ilmenau i. Th.

Dr. Schäfers physiol. Nährsalze.
Nr. 1 **geg. Zuckerkrankheit** (ohne besondere Diät)
Nr. 2 **gegen Nierenleiden.**
Vielfach ärztlich empfohlen.
Pr. d. Schachtel zu 100 gr M. 4.— zu 160 gr M. 6.—. Zu haben in Apoth. u. bei **Dr. Julius Schäfer, Barmen.** Literatur kostenlos.

20 Briefmappen
mit 100 Briefbogen u. 100 Kuvert M. 5.—

Kartenbriefe-Kurzbriefe
100 Stück Mk. 2.—, mit Einlage Mk. 3.—

Glückwunschkarten
für Neujahr, Geburtstag, Namenstag, Verlobung, Hochzeit, Taufe, Konfirmation, Communion, Jubiläum oder auch nur allgemein „Herzlichen Glückwunsch", je nach Wunsch sortiert, mit Golddruck, Blumenpressung oder Chromoprägung 100 Stück M. 3.—, mit Seidenblumen u. Kuvert 100 Stück M. 5.—, Buchkarten, 100 Stück doppelte Karten M. 4.—, portofrei bei Vorauszahlung, sonst Nachnahme zuzüglich Porto.
Paul Rupps, Freudenstadt 86
Schwarzwald.

Arterienverkalkung
Schwindelanfälle, Herzbeklemmungen, Angst- u. Schwächezustände etc. Versuch. Sie die giftfreie **neue Hauskur** mit unserem organischen lebenskräft. Heilmittel. **Ca. 1000** unaufgeford. eingeg. **Zeugn.** Verl. Sie gratis Prosp. m. ärztl. Vorwort durch: **Allgem. Chem. Gesellsch. Cöln 79,** Mastrichterstraße 49.

Graue Haare
und Bart erhalten garantiert und dauernde Naturfarbe u. Jugendfrische wieder d. unsere seit 12 Jahren best. bewährte **„Martinique".** Taus. v. Nachbestellung. Fl. 4.— Nachnahme. Nur durch **„Sanisversand", München 4.**

Musik-Instrumente
für unsere Krieger. für Schule und Haus, Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** können vom

2. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

---

2. Der Umtausch der **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½% Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** findet gemäß unserer Anfang d. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

4. November d. Js.

bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1918.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Für die Küche.

Zwei schmackhafte Brotaufstriche für den Abendtisch. Das Abendbrot macht den Hausfrauen in jetziger Zeit viel Kopfzerbrechen, weil es an schmack- und nahrhaften Brotaufstrichen fehlt. Man versuche es einmal mit folgenden beiden Aufstrichen. Aus ein bis zwei Eiern, die man mit Salz, Wasser und etwas Mehl sowie einer feingeriebenen halben kleinen Zwiebel oder einem Eßlöffel gewiegten Schnittlauch verquirlte, bereitet man mit etwas Butter oder Margarine ein lockeres Rührei, läßt dieses etwas verkühlen und streicht es dann dünn auf schwachgeröstete Brotschnitten. Hat man von Schinken oder Rauchfleisch oder von einem Gänsebraten etwas Fett zur Verfügung, so bratet man darin, anstatt in Margarine, das Rührei und verfeinert dadurch den Wohlgeschmack ganz wesentlich. Dieser Rühreiaufstrich ist sehr ergiebig und hält sich bei kaltem Wetter und kühl aufbewahrt zwei Tage frisch. Wer Zwiebel oder Schnittlauch als Würze nicht liebt, nehme einen Eßlöffel im eigenen Safte gedünsteter und feingewiegter Pilze dazu, was auch sehr kräftig und gut schmeckt. — Einen anderen, sehr erfrischenden Brotaufstrich stellt man aus der in Feinkosthandlungen stets fertig käuflichen Krabbensülze her. Man läßt sie zweimal durch die Fleischhackmaschine gehen und vermengt die Masse mit ein bis zwei Löffeln Tomatenmark, worauf man sie auf geröstete oder ungeröstete Brotscheiben streicht. Auch dieser Brotaufstrich ist sparsam und fast immer zu haben. Als Würze kann hier noch etwas geriebene Zwiebel und eine Prise gestoßener Kümmel beigefügt werden.

M. K. S.

Schluß des redaktionellen Teils.

Der gute Ton in allen Lebenslagen

Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben

von Franz Ebhardt

Mit Buchschmuck von Else Rehm-Viktor

18. neubearbeitete Auflage. 599 Seiten in mehrfarbigem Druck. — Oktav-Format

Gebunden 12 Mark

Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute

Ein Lehr- und Nachschlagebuch der gesamten Handelswissenschaften in allgemeinverständlicher Darstellung

In Verbindung mit hervorragenden Fachmännern herausgegeben von

Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. Christian Eckert

Studiendirektor der Handelshochschule in Cöln

Mit zahlreichen Übersichten und Tabellen

57. Aufl. XVIII u. 1126 S. Lexikon-Format

Bisheriger Absatz über 456000 Stück

Gebunden 16 Mark

Julius Klinkhardt, Verlagsbuchhandlung • Leipzig, Liebigstraße 8 • G. A. Gloeckner, Verlag für Handelswissenschaft

Echt Eau de Cologne

Garant Original Farina Cöln. ½ Fl. 8 M. ¼ Fl. 15 M. Nachnahme. Vertreter Pasche, Hohen-Neuendorf b. Berl. 10.

ORISAN das ideale Schönheitsmittel

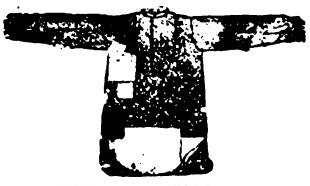
beseitigt unter Garantie in wenigen Tagen alle Hautfehler, wie Pickel, Mitesser usw. schafft zartrosigen Teint u. jugendfrisches Aussehen. Orisan ist ein wissenschaftlich anerkanntes tausendfach bewährtes Hautpflegemittel. Zahlreiche Dankschreiben • Preis 6 Mk.

Dr. A. Reich • Bad Oeynhausen

Der 5. Band der Bücherei der Münchner „Jugend" ist soeben erschienen; er bringt 300 vortreffliche „Jugend"-Witze und ist für 2 Mark in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag der „Jugend" München, Lessingstr. 1.

Seifennot und Teuerung!



So sieht Ihre Wäsche bei falscher Behandlung (Handwäsche und scharfe Ersatz-Waschmittel) sehr bald aus.

So wird Ihre Wäsche in der seit Jahren bewährten Johns-Volldampf-Waschmaschine ganz ohne Reibung und ohne Seife mit Hilfe der neuen Gebrauchsanweisung 404.

In diesen Zeiten ist daher das geeignetste Weihnachtsgeschenk für jede Hausfrau

Johns Volldampf-Waschmaschine.

J. P. John, A.-G., Erfurt - Ilversgehofen 404

WÜRMER entfernt sicher

ASCARIDIN No 1 f. Kinder No 2 f. Erwachs

Angenehmer Geschmack! In allen Apotheken (M. 1.50)

Ihr neuer Haarschmuck

„Haubennetz" umschließt v. selbst die ganze Frisur, ohne sichtbar z. sein. Preis M. 1.40 ab 6 St., Einzelpr. M. 1.60. (gar. echtes Menschenhaar). Dazu gratis meine lehrreichen Abbildung. z. Selbstfrisieren Nr. 63. Haarnetz-Fabrik. Wörner, München 62, Färbergrab. 27.

Vergrösserungen

in Schwarz, Sepia, Photo-Skizzen, Aquarell, Pastell, Oel u. Garantie der Aehnlichkeit, Haltbarkeit und bester Ausführung, von erstklassigen künstlerischen Kräften, in jeder Größe, zu mäßigen Preisen, in zirka 14 Tagen lieferbar. Bitte möglichst gutes Originalbild einsenden, genaue Größe, Farbe der Augen, Haare, Kleidung usw. angeben. Pöllmann, Dresden A. Scheffelstr. 30.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 4. vers. grat. Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalid.-räd.), Kat. B d. Krankenfahrstühle f. Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Modelle.

Man ist so alt wie man aussieht

Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologischem Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz „Reichels homogenen Lezithinhautnährstoffs". Die welkende Haut und erschlafften Gesichtsmuskeln werden wieder gekräftigt, glatt und elastisch gemacht und das Altern der Gesichtszüge weiterhin wirksam verhindert. Erfolge über Erwarten Dose 7. — und 4,50 Mark. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

Ideale Zahn- und Mundpflege

mit

Perhydrilmundwasser-Tabletten

Perhydrol-Zahnpulver Zahnpasta Mundwasser

Jedermann wärmstens zu empfehlen.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Krewel & Co., G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln a. Rh.

Prospekte der im „Kleinen Vermittler" angekündigten Pensionate, Lehr- u. Erziehungs-Anstalten, Schulen usw. können entweder unmittelbar von den betr. Anstalten oder auch durch die Reise-Auskunftsstelle d. „Berliner Lok.-Anz." Berlin SW 68, Zimmerstr. 35-41, bezog. werd.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Beilage zu Nr. 52. 1918.

Alleinige Annahme von Anzeigen für die „Gartenlaube“: **August Scherl G. m. b. H.**, Berlin SW 68, Zimmerstraße 35/41. Geschäftsstellen: Breslau, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Stuttgart. • Zeilenpreis: M. 3.— für alle Ausgaben. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. **Schluß der Anzeigen-Annahme: ungefähr 12 Tage vor Erscheinen.**

Für die Küche.

Das Entbittern von Mandelersatz aus Obstkernen. Die inneren Kerne unseres Steinobstes, besonders der Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche, werden gern als Ersatz für bittere Mandeln für allerhand Backwerk und Süßspeisen verwendet. Da sie sehr viel Bitterstoff enthalten, muß man mit der Dosierung jedoch recht vorsichtig sein, damit sie die Speisen oder Kuchen nicht unschmackhaft machen. Auch ist ihr Bitterstoff (Amygdalin), in größerer Menge genossen, nicht ganz ungefährlich für magenschwache Leute und besonders Kinder. Will man diese Obstkerne als Ersatz süßer Mandeln verwerten, so muß man sie zuerst völlig entbittern, was auf folgende Weise geschieht. Die aus den äußeren Schalen möglichst in ganzem Zustande ausgelösten Kerne werden zunächst gebrüht und wie Mandeln von der braunen, inneren Schale befreit. Gelingt dies nicht nach dem ersten Brühen, so muß man es wiederholen. Die abgezogenen Kerne überbrüht man nun nochmals mit kochendem Wasser, dem eine Prise Soda oder doppeltkohlensaures Natron zugesetzt wurde, und läßt sie zehn bis fünfzehn Minuten auf der Seite des Herdes zugedeckt ziehen, nicht etwa kochen. Danach kostet man die Kerne. Sollten sie noch immer bitter schmecken, so muß dieses Verfahren mit neuem Wasser wiederholt werden. Gewöhnlich wird es kaum nötig sein. Die Kerne läßt man sodann in einem Siebe abtropfen und trocknet sie auf sauberem Tuche oder Papier im Schatten oder in einem nicht zu warmen Zimmer und verwendet sie dann wie Mandeln. Besonders fein schmecken sie im Gebäck oder an Süßspeisen, wenn man sie im Kaffeeröster oder einem flachen Stahlblechtiegel auf schwachem Feuer lichtgelb anröstet, ehe man sie wiegt oder reibt.

Theresia.

Schluß des redaktionellen Teils.

Keinen Tropfen Wasser

läßt Dr. Gentner's Oelwachslederputz

Nigrin

durch das Leder des Schuhzeugs eindringen bei fortlaufendem Gebrauch Eine hauchdünne, hochglänzende, durch Wasser und Schnee unzerstörbare Wachsschichte bildet sich auf dem Leder, welche das Eindringen des Wassers verhindert. — Nigrin färbt nicht ab

Schutzmarke

Hersteller, auch des beliebten Parkettbodenwachses Roboin:

Fabrikant **Carl Gentner**, chem. Fabr., **Göppingen.** (Württemb.)

Unübertroffen an Formenschönheit!

ist mein neuester, ges. gesch. **Korsettersatz „Lupa“** mit **regulierbarem Büstenverstärker** und **Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit keinem Korsett eine solch **formvollendete** Figur erzielen wie mit **„Lupa“**, nachdem er gleichzeitig **volle Büste** erzeugt. **Nicht nur für schlanke Damen** eignet sich **„Lupa“** vorzüglich, sondern auch für **starkleibige Damen.** Der Hüftformer **flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. Durch den **regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. — Keine Stahlschienen. — Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme, graziöse Haltung. **„Lupa“** ist eine **absolute Neuheit** auf dem Gebiet der hygienischen **Figurenverbesserung.** Viele Anerkennungen. **Modell 3013** mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfhaltern, Spitzen und Stickerei wie Abbildung oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß u. champagnerfarbig **M. 69.50.** Aus **bestem Stoff, kein** Papiergewebe. — Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Prospekte kostenlos. **Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!**

Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 199b, Bendemannstr. 15.

Büstenverstärker „Lupa“ wie Abbildung ohne Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen M. 32.75. Taillenweite aufgeben.

Bei Einsendung von Stoffen ermäßigen sich die Preise um 33⅓ %.

Dr. Ernst Sandow's
Künstliches
Karlsbader Salz
und andere Mineralwassersalze nach Analyse der Quellen. — Man achte auf meine Firma
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Blutarmut u. Bleichsucht

und deren **Folgezustände** werden **prompt und nachhaltig** bekämpft durch das absolut unschädliche, appetitanregende, wohlbekömmliche und seit vielen Jahren von ärztlicher Seite sehr anerkannte

Sanguinal

Krewel in Pillenform

In allen Apotheken erhältlich

Krewel & Co. G. m. b. H., Chemische Fabrik, Köln.

20 Briefmappen
mit 100 Briefbogen u. 100 Kuvert M. 5.—

Kartenbriefe-Kurzbriefe
100 Stück Mk. 2.—, mit Einlage Mk. 3.—

Glückwunschkarten
für Neujahr, Geburtstag, Namenstag, Verlobung, Hochzeit, Taufe, Konfirmation, Communion, Jubiläum oder auch nur allgemein „Herzlichen Glückwunsch“, je nach Wunsch sortiert, mit Golddruck, Blumenpressung oder Chromoprägung 100 Stück M. 3.—, mit Seidenblumen u. Kuvert 100 Stück M. 5.—, Buchkarten, 100 Stück doppelte Karten M. 4.—, portofrei bei Vorauszahlung, sonst Nachnahme zuzüglich Porto.

Paul Rupps, Freudenstadt 86
Schwarzwald.

Petri & Lehr, Offenbach a. M. A. versendet gratis Kat. A üb. Selbstfahrer (Invalidenräd.), Kat. B üb. Krankenfahrstühle für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimmerrollstühle, ca. 150 Mod.

Buchführung
gründliche Unterweisung
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburgerstr. 11.
Verlangen Sie gratis Probebrief.

Technikum Hildburghausen
Programm frei
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zizmann.

Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee, f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten. Spezialk. f. Eisenbetonbau, Motore f. Luftschiffe u. Autos, Schiffmaschinen. Neue Laborat.

Allerlei Winke für jung und alt.

Das Aufbewahren der Kohlen- und Holzvorräte. Das uns nur knapp zugemessene Heizungsmaterial für den Winter muß wie ein kostbarer Schatz verwahrt werden, damit nichts davon verlorengeht und man auch eine gewisse Übersicht über den Verbrauch hat, denn sonst steht man noch vor Ablauf des Winters, wo oft gerade die kälteste Zeit eintritt, vor dem leeren Keller. Viele Hausfrauen machen aus diesem Grunde von der Gesamtlieferung der Winterkohlen keinen Gebrauch, zumal auch Kellerdiebstähle an der Tagesordnung sind, sondern sie lassen sich nach Vereinbarung mit dem Kohlenhändler allmonatlich die zugewiesenen Kohlen kommen und bewahren sie, wo es irgend geht, in der Wohnung selbst auf. Eine große Kiste (oder mehrere), die man außen nett bekleiden kann, sei es durch Bekleben mit Tapetenresten oder Bespannen mit einer alten bunten Gardine, nimmt eine ganze Menge Kohlen oder Preßsteine auf und findet in der Küche, im Badezimmer, Flur oder auf dem Austritt oder in einer Laube ihr Plätzchen. Man hat dann den Kohlenvorrat immer bequem bei der Hand und unter Aufsicht, was besonders dort angenehm ist, wo sich die Hausfrau jetzt in der Kriegszeit ohne Mädchen und vielleicht nur mit einer fremden Aufwärterin behilft, die gern beim Kohlenholen aus dem Keller einen bereitgestellten Korb oder dergleichen für sich mit füllt und heimlich mitnimmt. Ebenso verhält es sich mit den Holzvorräten, die übrigens in einer trockenen Bodenkammer besser als im (immer etwas feuchten) Keller verwahrt sind. Recht klein gespalten und fest und ordentlich aufgeschichtet, läßt sich an einer Kammerwand sehr viel Holz aufspeichern. Es bleibt dort trocken und brennt dann gut und sparsam. Preßsteine lasse man im Keller niemals nur ausschütten, sondern ebenfalls recht ordentlich aufsetzen, wodurch viel Platz erspart und die Übersicht gewahrt wird. Aufgeschüttete Kohle möchte möglichst stets durch Brettervorsätze umgrenzt werden, sonst wird viel kostbares Material zu Staub zertreten, und der Keller sieht infolgedessen stets unordentlich aus. Der überaus teure Anthrazit, besonders der kleingewürfelte (Cadé) sollte aus eben diesem Grunde stets in Kisten verwahrt werden. Man sichere die Kellertür durch ein Kunstschloß, das Fenster durch ein Gitter, und besteht die Tür nur aus Latten, so lasse man einige Bretter vornageln, um sich vor Langfingern möglichst zu schützen.

Winke für das Reinigen eines Teppichs. Will ma[n] jetzigen Zeit des Sparenmüssens einen Teppich selbst reinig[en] fahre man folgendermaßen: Der Teppich wird nach gr[ü]n Klopfen auf eine große Tafel oder auf zwei zusammengestellt[e] gelegt und mit einer großen Wurzelbürste und warmem Wa[s]ser dem Seifenpulver aufgelöst wurde, strich- und stückweise abg[e]bürstet. Man darf ihn aber nicht zu naß machen, damit die Feuchtigk[eit] durchschlägt. Ist alles auf diese Art gebürstet, wird das Te[p]pich mit warmem Wasser, dem Salmiakgeist zugefügt wurde, und [d]ann mit klarem, lauwarmem Wasser wiederholt. Zum Schluß reibt [man] mit sauberen, groben Tüchern nach, um den Teppich dann auf [der] Erde zu breiten. Er muß sehr sorgsam zurechtgezogen werden; [die] Ecken beschwert man mit Steinen oder dergl. und läßt ihn üb[er] Nacht trocknen. W.

Schluß des redaktionellen Teils

Geschäftliches.

Gasfeueranzünder „Immer bereit". Für Besitzer von Zentralheizungen und Betrieben, in welchen täglich die Öfen in Brand gesetzt werden müssen, ebenso für Haushaltungen, bewirkt die Verwendung des Gasfeueranzünders „Immer bereit" in kurzer Zeit erhebliche Ersparnisse. Der kleine Apparat, an den Gasschlauch gesteckt und in Brand gesetzt, entzündet, unter den Rost des Ofens geschoben, sofort das Feuerungsmaterial ohne Anwendung von Holz. Für 10 Pfg. Gas genügt für eine Woche, den Ofen täglich anzuheizen. Außerdem kann dieser Gasfeueranzünder durch Aufstecken von Klammern, die auf Wunsch mitgeliefert werden, auch zum Anwärmen von Brennscheren verwendet werden. Hersteller ist die Firma Hermann Zimmermann, Chemnitz.

Unterrichtswesen.

Das Thüringische Technikum Ilmenau ist auch während des Krieges geöffnet geblieben und wurde von vielen Kriegsbeschädigten besucht. Am 7. Januar 1919 beginnt ein neues Semester. Auskunft erteilt die Leitung der Anstalt

Straussfeder-Boa kosten bei uns:
12 cm dick 15 Mark, 15 cm dick 25 Mark, 18 cm dick 36 Mark,
20 cm dick 60 Mark, 25 cm dick 85 Mark
Farbe schwarz, weiß, grau, braun, blau.

„ATAMA"-Edelstraussfedern
das Allerbeste für jeden Damenhut, 20 cm lang 3 Mark, 25 cm 6 Mark, 30 cm 9 Mark, 35 cm 12 Mark, 40 cm 15 Mark, 45 „ 25 „ 50 „ 36 „ 55 „ 48 „ 60 „ 60 „
Echte Kronenreiher 15, 30, 45, 60, 75, 100 bis 200 Mark, Stangenreiher 19 bis 200 Mark, Hutkränze 5, 10, 15, 25, 30 Mark, Marabukragen 25, 36, 60, 75, 100, 150 Mark. ff. Vasensträuße von Blumen, Herbstlaub Beerenzweigen 5, 10, 15 M. Eichen- u. Lorbeerkränze in Grün, Silber u. Gold 1—20 M

HESSE, DRESDEN. Scheffelstr. 10-12, part., I.-IV. Etg.

Gratis erhält die Schrift „Bilz: Wie ich mich 77 Jahre kerngesund und jung und ohne Falten im Gesicht erhielt", wer beide Bücher kauft.

Erdenelend, Befreiung davon durch ein neues Staatssystem.

Inhaltsauszug: Fürsorge für die heimkehrenden Krieger. Grundzüge einer neuen Staatseinrichtung. Der Staat zahlt jedem Menschen ein ausreichendes Gehalt auf Lebenszeit. Nur täglich dreistündige Arbeitszeit für alle. Ehe oder freie Liebe und Naturehe. Frauenemanzipation. Vermeidung von Krankheit und Siechtum u. Eine Liga ist schon gegründet.

Tote leben! und beschreiben das Jenseits. Mit 32 Geisterphotographien.

Inhaltsauszug: Spiritismus. Geistererscheinungen und Tischrücken. Verkehr mit Verstorbenen. Geister beantworten Fragen. Erlebnisse nach dem Tode. Himmelsreisen einer Somnambule u.

Preis je 4 M., geb. 6 M., Porto je 20 Pf. Zu bez. d. Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul, Bilz' Verlag, Leipzig, u. alle Buchhdl. Ausf. Prosp. frei.

D. R. G. M. Auslandspatente. D. R. P. a.

Ewiges Licht! Dauernde Leuchtkraft!

Verwendung unbegrenzt z. B. für Lichtschalter, Klingeltaster, als Gasketten-Knopf, in Telefonzellen, Hotels, Fahrstühlen, nachtsleuchtenden Schildern, Hausnummern, Wegzeiger, feuergefährlichen Räumen, Bergwerken sowie für Treppenbeleuchtung, Türen, Notausgänge, Notbremsen, militärische Zwecke usw.

Praktisch und hochinteressant für jedermann.

Probekarton m. 12 Knöpfen in versch. Ausführungen Mk. 46.—
„ „ 5 „ „ „ „ „ 19.75

franko Nachnahme.

Für Ausland 1 Mark mehr nur gegen vorherige Kasse.

Wiederverkäufer Rabatt!

Hermann Zimmermann, Chemnitz 36, Uferstr. 4

Fernruf 2924 u. 2925 Gegr. 1886 Postscheckkonto Leipzig 25728

Zur Messe in Leipzig:
Messhaus „Reichskanzler" Zimmer Nr. 507
Messhaus „National" Zimmer 201/202

Gesundung durch Sauerstoff.

Ein giftfreies Heilverfahren **ohne jede Berufsstörung** bei

Nerven- u. Stoffwechselleiden,

Nervenschwäche, Gicht, Rheuma, Magen-, Darmleiden usw.

Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre

Dr. Gebhard & Cie., Berlin 154, Potsdamer Str. 104/105.

Echt Eau de Cologne
Garant Original Farina Cöln ½ Fl. 8 M, 1/1 Fl. 15 M. Nachnahme. Vertreter **Pasche,** Hohen-Neuendorf b. Berl 10

Briefmarken Preisliste kostenlos. Auswahl ohne Kaufzw. **August Marbes, Bremen**

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit

ist **A. Plobner's ges. geich. Hörtrommel** unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen, Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb E. M. Müller, München 11.** Briefach 53, S. 7

Orisan
das ideale Schönheitsmittel
beseitigt unter Garantie in wenigen Tagen alle Hautfehler, wie Pickel, Mitesser usw. schafft zartrosigen Teint u. jugendfrisches Aussehen. Orisan ist ein wissenschaftlich anerkanntes tausendfach bewährtes Hautpflegemittel. Zahlreiche Dankschreiben. Preis 6 Mk.
Dr. A. Reich, Bad Oeynhausen 1.

Vergrösserungen
in Schwarz, Sepia, Photo-Skizzen, Aquarell, Pastell, Oel u. Garantie der Aehnlichkeit, Haltbarkeit und bester Ausführung, von erstklassigen künstlerischen Kräften, in jeder Größe, zu mäßigen Preisen, in zirka 14 Tagen lieferbar. Bitte möglichst gutes Originalbild einsenden, genaue Größe, Farbe der Augen, Haare, Kleidung usw. angeben. **Pöllmann, Dresden A. Scheffelstr. 30.**

Schöne dichte Augenbrauen
lange und schattige Wimpern, ausdrucksvolle Schönheit durch **Reichel's Plantex Augenbrauensaft,** bewirkt schnelles Wachstum und ist gänzlich unschädl. Mark **4.00. Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstrasse 4.**

Schöne Formen

erzielt und erhält sich dauernd jede Dame jedes Alters durch Anwendung mein. Mittels. **Eine Probe zu 2.— Mk. liefert Ihnen den Beweis.** Ich garantiere für vollen Erfolg. Porto extra. Schreiben Sie noch heute. **Versandhaus Union, Dresden 28/12.**

Blutröte des Gesichts. Blutäderchen, Pusteln etc. beseitigt am sichersten **„Marubin".** Seit 25 Jahren mit wirksamstem Erfolgen erprobt. Mk. 4,50
Otto Reichel, Berlin 61, Eisenbahnstraße 4.

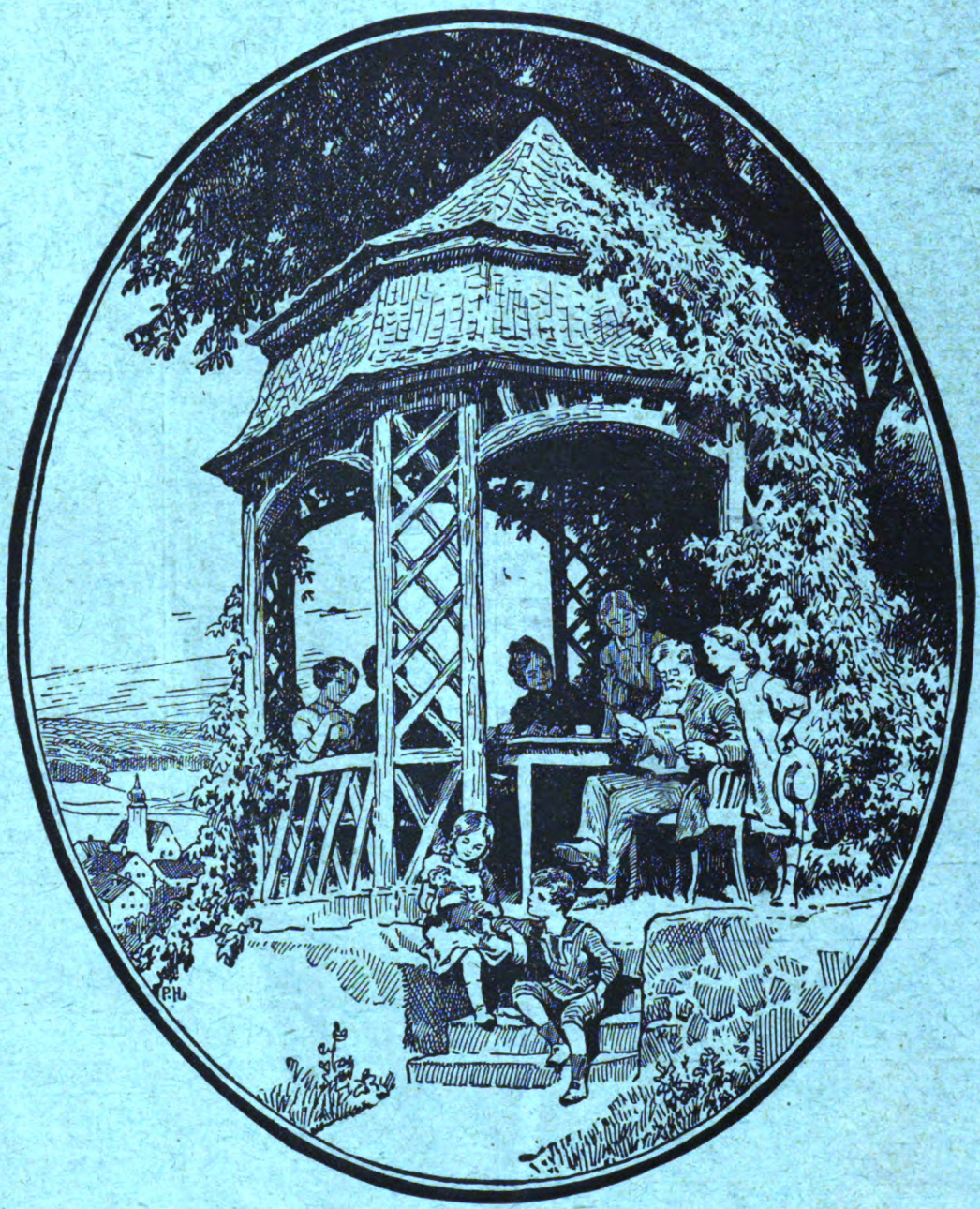
WÜRMER
entfernt sicher
ASCARIDIN No 1 f. Kinder No 2 f. Erwachs.
Angenehmer Geschmack!
In allen Apotheken (M. 1.50)

THE LIBRARY
OF THE

1918 · Nummer 52

Preis vierteljährlich 3 Mark

Die Gartenlaube



Leipzig
Druck und Verlag von Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G.m.b.H.

Printed in Germany

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
„Wir ziehen unsere Lebensstraße." Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer. (Schluß)	649
Durch tiefen Schnee. Gemälde von Hans Krause	651
Ein junges Genie. Zeichnung von Richard Müller	653
Die russische Riviera. Von Victor Ottmann. (Mit 6 Abbildungen)	655
Das deutsche Bürgertum und die Republik. Von Franz Mugk	658
Damenbildnis. Gemälde von Emil W. Herz	659
Die Heimkehr unserer Fronttruppen. (Mit 3 Abbildungen)	660
Im Lazarett. Skizzen von K. U. Schneider	661

Hierzu 1 Beilage.

Kleiner Vermittler

Preis: Die Zeile M. 1,20 (Rabatt lt. Tarif). Stellen-Angebote und Stellen-Gesuche die Zeile 90 Pf. (ohne Rabatt); Teuerungsaufschlag 20%. Für Chiffre-Gebühren außerdem 50 Pf. und Porto für Zusendung der Briefe.

Töchter-Pensionate

Schweiz.

Lugano (Südschweiz) **Töchterpensionat Cunier.** Referenzen von Eltern. — Prospekt. —

Hannover.

Rehburg b. Hannover. Töchterh. „Villa Kaufmann". Herrl. Waldl. Grdl. Ausb. i. Haush. Wissch. Musik ꝛc. n. Wunsch. Kräft. Kost. Beste Erhol. M. 1200 p. a.

Harz.

Ballenstedt a. H., Töchterheim Friedensheim. Haushalt., Wissenschaft. ꝛc. — Eintritt jederzeit. — Vorsteherin Frl. C. Wille.

Blankenburg/H. Töchterheim Frau Dir. Reinhardt. Zeitgemäße Ausbildg. für Haus und Leben. Beste Erholg. Erste Empf. Prospekt.

Gernrode, Harz, Töchterpensionat „Daheim" Sorgfältige Ausbildung im Haushalt u. Kochen. Fortbildung in Wissensch., Sprachen, Musik, Malen, Handarbeit, Tanzstunde. Erstkl. Lehrkräfte im Hause. Selbstversorgung durch Schweinemast, Ziegen, Federvieh. Eig. herrlichgelegenes Besitztum mit großem Obst- und Gemüsegarten. Langjährige Erfahrungen. 1400 Mark. Prospekt. Bilder.

Gernrode a. H., Töchterheim „Edelweiß" Gründl. Ausb. i. Haush., f. wissenschaftl. Fortbild., Sprachen, Musik ꝛc. erstklassige Lehrkräfte. Gute Verpflegung. Prospekt. Referenzen.

Gernrode/Harz. Töchterpens. Hagenberg. Herrl. Lage am Walde. Beste Verpfl. Grdl. Haush.- Koch-, Handarb.- Unterr., Schneiderkurs., Engl., Franz, Ital., Liter., Kunstgesch., Mus., Malen, Samariterk., Buchf., Tanzk., Tennis, Sport, Gesellsch. Ausb. Staatl. gepr. Lehrerin. Haush.-Handarbeitslehr. i. H. Mäß. Preise. Prosp. u. Bilder.

Halberstadt/Harz. Töchterheim Hempel-Franke. Einführung in den Beruf der Frau. Ziele d. Frauenlehrjahres. Illustr. Prospekt.

Halberstadt a. Harz. Schul- und Haushalts-Töchterheim Mackrodt. Sonnige Kindheit, schlichte, vorn. Erziehung, gründl. Ausbildung, Haushalt und Wissenschaft. Prospekt.

Halberstadt (Harz). Töchterpensionat von Frau Pfarrer Theune vormals Pfarrhaus Theune i. Gröningen. Wirtschaftliche, gesellsch. u. wissensch. Fortb. Pensionspr. jährl. m. Std. 1000 M., ohn. Std. 900 M. Beste Ref.

Bad Harzburg. Villa Hansfeld, erstklassiges Töchterheim. Ziele des Frauenlehrjahres. Haushaltung, Wissenschaften, Erholung. Allseit. gründl. Ausb. in Küche, Haus. Eigene, mit all. Bequemi. der Neuzeit einger. Villa in best. Lage. Groß. parkart. Garten l. Ref. u. Prosp. Fernspr. 382. (S. Anzeige in Nr 48) Jahresp. 1800 M. Für ausreichende, gute Verpflegung gesorgt. Frau Dr. med. Rensch.

Bad Suderode/Harz. Töchterh. Pape. Hauswirtsch. u. wissensch. Ausb. Beste Verpfleg.

Hessen u. Hessen-Nassau.

Hoppenheim/Bergstr. Haush.-Pens. Geschw. Nack. Staatl. gepr. Lehrer. Hausw., Handarb., Gartenbau, Hyg. Einricht., Elektr. Licht, Reiz. Gart., Sport. Prosp.

Zum 1. Januar und 1. April find. jung. Mädch. liebev. Aufn. z. gründlich. Erlern. des Haushalts, Handarbeiten, Umgangsf. u. z. Kräft. d. Gesundheit, Pensionspreis pro Jahr Mk. 1000.— halbj. Mk. 550.—. Pensionshaus Villa Victoria, Bad Sooden Werra.

Rheinprovinz.

Godesberg bei Bonn am Rhein **Haus Flora.** Töchterheim i. Ranges.

Königreich Sachsen.

Dresden, Liebigstraße 10. Töchterpensionat Willrich, Vorsteherin: Dora Henning, bietet in ihrer gesund und frei gelegenen Villa jungen Mädchen aus guten Familien ein gemütliches Heim, in dem sie durch Unterricht in Wissenschaften, Sprachen, Handarbeiten, Musik, im Häuslichen und in guten Lebensformen weitergebildet werden. Turnen, Sport. Vorzügliche Empfehlungen. Prospekt.

Thüringen.

Eisenach, Haush. Pens. „Bertaheim" m. wiss. Fortbild. Mod. hyg. Villa, herrl. geleg. Garten, Tennispl. a. Walde. Alt empf., sehr gute Verpfleg., gründl. u. viels. Ausbild. auf all. Gebiet. Herzl. Zusammenleben. Näh. d. illustr. Prosp. d. Vorsteh.

Eisenach Töchterheim von Luise v. Biere. Gedieg. hauswirtsch. wissenschaftl. gesellschaftl. Ausb. Musik. Ref. u. Prosp. d. Vorsteh.

Töchterheim Feodora, Eisenach,
Bismarckstraße 14
bietet Töchtern aus gutem Hause gründliche, moderne, theoretische und praktische hauswirtschaftliche Ausbildung. Unterricht in allen einfachen und feinen Handarbeiten und Kunstgewerbe; Fortbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik und Malen. Pflege guter gesellschaftlicher Formen, Sport, sorgfältigste Gesundheitspflege. Prospekt und Empfehlungen durch die Vorsteherin **Frau Marie Bollermann.**

Institut Burchardi Töchterheim u. Haushaltungsschule unter staatlicher Aufsicht. Seminar f. Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Prüf. staatl. m. Anerkennung in Preußen lt. Vertrag vom 27. Mai 1909. **Eisenach,** Bornstraße 11

Eisenach Töchterpensionat von Frau Dr. Henzschel. Gründliche wirtschaftliche, wissenschaftl., gesellschaftl. Ausbild. l. Referenz. Prosp. d. d. Vorsteherin.

Eisenach Töchterheim Schmeißer. Schloßberg 19, nahe der Wartburg. Gründl. Ausbild. im Haush. Fortbild. in Wissensch. Beste Empf.

Neudietendorf (Thüringen) Töchterheim. Hauswirtschaftsschule. Gartenbau. Wiss.-Fächer. Ziel d. Frauenlehrjahres. Staatl. gepr. Lehrkr. Prosp. d. d. Vorsteh. B. Richter.

Weimar, Töchterbildungsheim von Fräulein Güldenapfel. Gründl. hauswirtschaftl. Ausbild., gedieg. wissenschaftl. u. sprachl. Fortbild. Ausführl. Drucksachen stehen z. Verfügung.

Waldeck.

Pyrmont, Töchterheim Mehring. Gewissenhafte Ausbildung in Haushalt, Wissenschaft. und Gesellschaft. Kurgeb. Langjähr. Empfehlungen.

Schulen und Lehranstalten

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt Leit. Dr. Schünemann, Berlin W 57, Zietenstraße 22-23, für alle Schulprüf., auch für Damen. Hervorr. Erfolge. Bereit. z. Reife „Prima- u. Einj." Prüf. und in Sonderkursen Kriegsteilnehmer z. Reifeprüfung vor.

Vorbereitungsanstalt Dr. P. Ulich, Berlin W, Bülowstraße 103. Primaner- u. Reifeprüf. f. Kriegsteilnehmer.

Einjährigen-Prima- und Abiturientenexamen Vorbereitungsanstalt für das i. Bückeburg. Fürstl. Ref. Schaumb.-Lippe. Staatl. Aufsicht. Familieninternat. Kleine Klassen, gute Erfolge. Näh. Prospekt.

Glauchau i. Sa. **Pädagogium** f. nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben mittlerer und höherer Schulen. Prospekt durch die Direktion.

Pädagogium in Canth bei Breslau. Real u. gymnasial. Einjährige.

Schülerh. d. Städt. Realsch. Coswig in Anh. nimmt Zögl. (Knab. u. Mädch.) in Pens. Bes. überw. d. Schularb. Gute Verpfl. Anst. h. kl. Klass., intensiv. Förderung mögl. Anfrag. sind zu richt. an das Schülerheim P. Haase.

Einjährige Prim. Abitur. Fähnr. Dr. Harangs Höhere Lehr-Anstalt Halle-Saale Schülerheim. Bericht.

Prof. Dr. Schuster's Lehranstalt gegr. 1882 **Leipzig** Sidonienstraße 59. In den letzten 9 Jahr. best. 280 f. Reifeprüf. (darunt. 64 Damen.) 193 f. Ober- u. Mittelklassen. 223 Einjähr. Näheres f. Prospekt.

Bad Sachsa, Südharz, Pädagogium, Militärberechtigte Privatrealschule mit Internat. Erteilt selbst Einjährigenzeugnis. Allerbeste Erfolge. Individuelle Behandlung, neben den Klassen Sonderabteil., herrl. gesunde Waldlage, stete Aufsicht, beste Pflege. Refer., Prosp., Tel. 43.

Bublitz, Pom. Einj.-, Prim.- u. Fähnr.- Anst. O.-Tert. bestand. schon nach 5 Woch., U.-Tert. nach 4 Mon., Dorfsch. ohne sprachl. Vork. n. 1 Jhr. die Einj.-Prüfung. Gute Kost. Dir. Kranenberg.

Vorbereitungs-Institut „Pro Patria" Dresden, Portikusstraße 12, für Abschlußprüfung d. Realschule (Einjähr.-Berechtigung). Beschleunigte Primaner Kurse f. Kriegsteilnehm. Notprüfungen. Fam.-Pens. Prosp. frei.

Vorm. Dr. Szitnicks Institut, Düsseldorf, Sexta—Prima. Internat. Sich. Vorbereitung f. Fähnr.-, Prim.-, Einjähr.-Prüfung. — Gute, reichl. Verpflegung. — Beste Erfolge. — Neue Leitung. Oberlehrer Schumacher.

Pädagogium Traub, Frankfurt a. O. 2. Einj.-Freiwillige, Prim., Fähnriche, Abitur. Uebertritt in alle Klassen. Damenabteil. Vorz. Erfolge bei gr. Zeitersp. Bestempfohlenes Schülerheim. Prospekt u. Erfolge frei.

Barthsche Privatrealschule mit Internat in Leipzig. Gegründet 1863. Georgiring 5. Die Anstalt besteht aus 6 Real- und 3 Vorschulklassen. Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für den einj.-freiw. Militärdienst. Regelmäßige Arbeitsstunden, sorgfältigste Nachhilfe, gewissenhafte Beaufsichtigung. Neues, modern eingerichtetes Schulhaus. Prospekte auf Verlangen. Direktor Dr. L. Roesel.

Marburg a. L. Wissensch. Institut. IV.—I., all. Schularten: Einj., Primareif., Abitur.-Umschul.-Halbjahrskl., bes. Damenkl. f. Matur- u. Ergänz.-Prüf. Alle Einricht. f. Schul. Kl. Klass., gr. Zeitgew. Seit Herbst 1915 84 erfolgr. Extraneerprüf. 2 Vill., 1 Schulh., Gr. Gärt. u. Spielpl. Verpfl. u. Erzieh. gew. geleit. Einzelz. Nachw. d. Erfo. u. Prosp. d. Dir. Müller, Sybelstr. 14.

Schülerheim Miltenberg a. Main Realklassen, erteilt Einjährig.-Zeugnis. Prospekt durch Direktor Kring.

Pädagogium Ostrau b. Filehne. Von Sexta an. Ostern- u. Michaelis-Klass. Erteilt Einj. Zgn.

Fortsetzung des „Kleinen Vermittler" auf der 3. Umschlagseite

Digitized by Google

Das Blatt des freien Staatsbürgers

Berliner Lokal-Anzeiger

Politisch und wirtschaftlich unabhängig

Schneller, zuverlässiger Nachrichtendienst

Am besten informiert

Fortsetzung des „Kleinen Vermittlers" von der 2. Umschlagseite.

Chemie-Schule für Damen

Aussichtsreicher Frauenberuf. Prospekte u. Näheres durch Fachschule Dr. S. Gärtner, Halle a. S., Mühlweg 29.

Priv. Chemie-Schule f. Damen von Dr. Max Vogtherr,

Leiter Dr. Oskar Makowka, Berlin SW 11, Hedemannstr. 13-14. Reichh. Laboratoriumseinrichtg. Grdl. u. prakt. Ausb. Lehrpl.-Zus.

I. Deutsche Chemieschule

für Damen in Dessau 15. Errichtet 1901. Ausgebildet über 1000 Damen. Chemische u. bakteriolog. Kurse. Stellen-Nachw. Prosp. fr.

Zentralinstitut für neuzeitige Körperschulung.

Leipzig-A, Grassistr. 33, Leitung Frau Menzler, Mitarb. i. künstl. Tanz Gertr. Leistikow. Ausbild. v. Lehrkräft. in a) Methode Mensendieck, b) Gesundheitlich-künstlerischer Gymnastik, c) Rhythmischer Gymnastik. Beginn der Kurse am 15. X. und 15. IV. Prosp. verl. / Staatl. Konz. w. angestr.

München

Gegründet von Durchlaucht Fürstin von Wrede.

Erste Deutsche Privat-Lehrerinnen-

Ausbildungs-Anstalt für Bewegungskunst und Tanz

Vornehm aussichtsreicher Damenberuf.

Anfragen an Frau A. M.-Th. Westphal, geb. Edle v. Posch, Geibelstr. 1.

Stellengesuche

Lehrer,

seminaristisch gebild., mus., 28 Jhr. alt, ev., a. d. Rückmarsche a. Feindesland, s. Stellung in Privatlehranstalt. Näh. d. M. Heidrich, Leipzig-Schleußig, Blümnerstraße 33.

Gewerbelehrerin

sucht Stellung als Erzieherin bei Beteiligung im Haushalt. Beste Zeugnisse. Gefällige Zuschriften mit Gehaltsangabe erbeten an E. Löwa, Berlin NO 55, Jablonskistraße 25.

Vermischtes

Vortragsdame

und Leiterin der Lehrküche des Gaswerks rheinischer Großstadt gesucht. Bewerberinnen mit ausreichender Erfahrung wollen Gesuch mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Gehaltsanspruch richten unter K. 7120 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Schwesternschaft des Vaterländ. Frauenvereins, Frankfurt a. M.

(Staatl. anerkannte Krankenpflegeschule) sucht Lehrschwestern u. ausgeb. Schwestern. Günstige Altersversorgung. Näheres durch die Oberin.

Vornehmste

Ehevermittlung,

jeden Standes, auch f. vermögenst. Damen.

Frau Lehmann, Berlin W.

Kurfürstendamm 205.

Friedenswunsch!

So recht von ganzem Herzen wünsche ich mir einen lieben Lebenskameraden, ein schönes eigenes Heim. Bin Rheinländerin, 29 Jahre, ev., gut mittelgroß, aus solidem, gut bürgerlichem Geschäftshause, erhalte zunächst außer guter Aussteuer kein Barvermögen. Gebildete Herren bis zu 40 Jahren in gesicherten Verhältnissen (Einkommen nicht unter 8000 Mk.) bitte ich um ausführliche Zuschriften unter E. 7169 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Tochter e. hoh. industriellen Beamten (rhein. Industriegegend), 25 Jahr, christlich, dunkel, mittelgroß, schlank, sehr häuslich, musikalisch, hat Sinn für alles Schöne, für Kunst und Literatur, lebt im Kreise ihrer Angehörigen sehr zurückgezogen und würde es begrüßen, einen Freund und Lebenskameraden in gesicherter Position zu finden, der wie sie eine harmonische Ehe wünscht. Zuschriften wenn möglich mit Bild erbeten unter W. 7182 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Apotheker, Konzessionsanwärter, 49 Jahr, ledig, ev., verm., s. d. Bekanntschaft e. alleinstehenden verm. Dame zwecks baldig., glücklicher Heirat. Nur wirklich aufrichtige Zuschriften erbeten unter B. 7167 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Ernstgemeint

Elektrotechniker, 26 Jahr, Erfinder eines bedeutenden Werkes, welches er nach Kriegsende in den Kolonien praktisieren will, würde gerne, da er bisher ganz seinem Werke gelebt, noch vor Reisevorbereitungen mit Dame aus bester Familie oder Witwe mit eleganter Einrichtung und Vermögen zwecks sofortiger Heirat in Verbindung treten. Zuschriften mit Bild bitte unter M. 7158 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Höh. Justizbeamter

37 Jahre, gesund, Witwer nach sehr kurzer Ehe, wünscht Wiederheirat mit gesunder Dame bis 30. (auch Witwe). Wirtschaftssinn, gesellschaftliche Formen sowie ein jährliches Einkommen oder Zuschuß von mindestens 5000 Mk. erforderlich, nicht dagegen Aussteuer. Ausführliche Angaben mit Bild, welches zurückg., erb. u. B. 7185 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Junggeselle

durchaus ehrenhaft, unabhängig, ansehnlich in besten Verhältnissen, sucht Bekanntschaft, zwecks Heirat mit 28-40jähriger, vornehmer, häuslicher, vermögender Dame, die dem Landleben in Nähe Berlins den Vorzug gibt. Offerten unter T. 550 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Jurist (Akad.) z. Zt. Bankbeamter, 31 J., angen. Erscheinung, gereift. Charakter w.

Neigungsheirat

mit Dame, die ihm Fortsetzung von Studium und Laufbahn ermöglicht. Zuschriften mit Bild unter F. J. N. 800 befördert Rudolf Mosse, Frankfurt a. Main.

„Friedenswunsch"

Geb. Dame, 25 J., ev., hübsche Erscheinung, liebev., innig. Wesen, s. häusl. u. wirtsch., gute Aussteuer m. geb. Herrn in sich. Lebensst., d. sie e. treue Lebenskam. s. m., i. Briefw. z. tr. zw. Heirat. Kriegsinv. od. Ww. n. ausgeschl. Ausst.-Off. unt. K. 7160 Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Kunstmaler

27 J., Idealist, später vermögend, sucht gleichaltrige liebe Lebensgefährtin mit größerem Vermögen, um sich seiner Kunst widmen zu können. Offerten erbitte unter L. 7193 August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Aufrichtig

Architekt, selbständiger Baumeister in Berlin, vermögend, behördl. Einkommen 20000 M, Witwer (1 zwölfj. Tochter), 37 Jahr, ev., groß und sympathisch mit edler Gesinnung und tadellosem Ruf, wünscht Neigungsehe, mit Dame bis 30, hübsch, vollschlank, event. wirtschaftlich, mit wahrer Herzensbildung. Vollständiges Heim vorhanden. Damen, denen an einer glücklichen Zukunft gelegen und diesen Weg in Rücksicht auf die heutige Zeit richtig beurteilen, wollen unter Angabe der Vermögenslage gefällige Bildzuschriften richten unter J 761 August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68. Streng vertr., Verm. verb.

Oberingenieur

mit gutem Einkommen, 39 Jahre, bedeutend jünger aussehend, von angenehmem Äußeren, 1,72 m groß, Sport und Natur liebend, etw. musikalisch, sehr verträglicher Charakter, wünscht die Bekanntschaft einer Dame entsprechenden Alters mit Herzensbildung, hübsche Erscheinung, häuslich und wirtschaftlich erzogen, nicht unvermögend, zwecks Heirat. — Zuschriften mit Bild erbeten unter A. 11752 an Haasenstein & Vogler, A. G., Leipzig.

Kaufmann 38, ev. Fräul., od. Ww. a. bess. Familie, nicht ganz unvermög. da Vermög. a. vorhanden, zwecks spät. Heirat kennen zu lernen. Ausführl. Off. w. mögl. m. Bild unt. D. 7168 an August Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

Witwer,

55 Jahre, geb., gesund u. stattl., sehnt sich nach einem trauten Heim. Welcher Dame wäre Annäherung, zunächst brieflich, erwünscht? Offerten unter H. 7172 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, erbeten. Strengste Verschwiegenheit wird zugesichert.

Heirat.

Rittergutsbes., adelig, evgl., Witwer, Ende 40, tadell. Ruf u. Charakt., gute Erscheinung, wünscht sich mit Dame aus erst. Kreisen m. großem Vermögen, die ihm Glück und Sonnenschein in dieser schweren Zeit bringt, zu verheiraten. Gefl. Zuschr. u. G. 7171 an August Scherl G. m. b. H, Berlin SW 68.

Gebildete Dame,

Ende 20, dunkel, wirtschaftlich und häuslich, sehr musikalisch, beruflich tätig, wünscht Briefwechsel mit gebildetem Herrn, zwecks Heirat, der Sinn für Musik und Sport hat. Werte Briefe mit Bild unter P. 7159 an August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Friedenswunsch!

Gebildete Dame, 28 Jahre, tüchtig im Haushalt und in der Küche, war drei Jahre als Schwester tätig, mit vollständigem Haushalt, möchte sich gern durch Heirat ein trautes Heim gründen. Strengste Verschwieg. zugef. Ernstgem. Ang. u. Z. 7133 an Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Briefwechselgesuch

Ungarin sucht anregenden, humorvollen Briefwechsel mit geistvollem, vorurteilslosem, freidenkendem Menschen! Damen bevorzugt. Zuschriften unter E. 6346 an Haasenstein & Vogler A. G., Wien I, Schulerstraße 11.

Weihnachtswunsch

Gebild. Witwe, 37 Jahr, symp. Erscheinung, musik., sehr wirtschaftl., 2 Kinder v. 10 u. 11 J., ersehnt Lebenskam. Ww. mit Töchterchen angen. Gute Ausst. Spät. Verm. Zuschr. unt. A. 7184 Aug. Scherl G.m.b.H., Berlin SW 68.

„Lebensbund"

Unsere weitverbreitete, von allen Seiten als überaus zeitgemäß hochanerkannte Organisation bietet seit 1914 mit ganz beispiellosem Erfolg Gelegenheit, in taktvollster Form und auf verschwiegenste Weise unter Gleichgesinnten passenden Lebensgefährten zwecks Ehe kennenzulernen. Keine gewerbsmäßige Vermittlung! Ständig unverlangt Eingang glänzendster Anerkennungen aus allen Kreisen. Man fordere vertrauensvoll gegen Einsendung von 30 Pfennig (auch Marken), unsere Bundesschrift. Postscheckkonto Nr. 20792, Amt Leipzig. Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschlossenem Brief ohne Aufdruck. Geschäftsleitung: Verlagsbuchhändler G. Bereiter, Schkeuditz 607 bei Leipzig. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert.

Digitized by Google

Gartenlaube Kalender

1919

Der vierunddreißigste Jahrgang des beliebten Jahrbuchs mit reichem Inhalt ist durch den Buchhandel und die Großberliner Geschäftsstellen der Firma August Scherl G. m. b. H. zu beziehen.

Preis 2 Mark

dazu 10% Buchhändleraufschlag

A R

REISEFÜHRER

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat Dr. A. Steyerthal.

Moorbad Polzin Kaiserbadsanatorium. Neubau i. Betr. Spezialheilanst. 2 Ärzte. Prosp. d. d. Bes. S.-R. Dr. Hölzl.

Brandenburg.

Birkenwerder b. Berlin. Waldsanatorium. Staatl. konzess. Nervenheilanstalt. Sonderabt. f. Dauerkranke.

Ostdeutschland. Schlesien.

Schreiberhau Dr. Wilhelm's Sanatorium. Bahnstation ist Ober-Schreiberhau.

Westdeutschland. (Teutoburger Wald.)

Bad Lippspringe unübertr. gegen **Lungen- u. Halsleiden**

Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Bad Lippspringe Kurbad am Teutoburg. Wald. Bahnstation.

Kurbrunnen: radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. — Briefadresse: Kurbad Lippspringe.

Sanatorium Lippspringe Priv.-Heilanst. für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. Dr. Brackmann, Badearzt.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen. Hotel u. Bäder Fürstenhof.

Erstes Haus. Das ganze Jahr geöffnet. Verpflegung geregelt.

Sachsen.

Leipzig HOTEL SEDAN am Hauptbahnhof, Ausgang rechts i. Rang.

Weisser Hirsch Oberloschwitz. San.-Rat Dr. Teuschers Sanat. Phys. diät. Kurmittel. Kleine Pat.-Zahl.

Zöblsch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke. Herz-, Magen-, Darmleid., Stoffwechselkr., Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.

Harz.

Hahnenklee Sanatorium Hahnenklee. Oberharz. 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. Ins. Krkheit.

Sülzhayn Süd-Harz, Sanatorium „Otto Stubbe" für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

Sülzhayn (Südharz). Sanatorium „Kurhaus". Für Leicht-Lungenkr. Arzt: S.-R. Dr. Wiemann. Ill. Prosp. d. Anstaltsverw.

Thüringen.

Bad Blankenburg Sanatorium am Goldberg. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Friedrichroda Dr. Lippert-Kothes Sanatorium Friedrichroda, sorgsamste ärztl. Behandlg., vorzügl. Verpfleg.

Langensalza Schwefelbd. u. Genesh. m. Gen. Schwefelqu. Rheum., Gicht, Stoffwkrht. Erstkl. Bader. Jahr üb. geöff. Ausk. Badeverw.

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Sanat. Kurh. Walzer, Herz- u. Nerv.-Leid. Tabes v. 18.— M. tgl. an inkl. Bhdl. Offiziersh. Dr. Walzer.

Wiesbaden Hotel u. Badhaus Goldener Brunnen. Eig. starke Quelle, Bäd., Trinkk., Heiz. Aufz. Man verl. Preis. Hotel Badhaus Goldenes Kreuz. — Eigene Thermalquellen. — Gute Verpflegung. Mäßige Preise.

Kolnischer Hof. Hotel u. Badh. m. eig. Thermalquell. Jahresbetr. Prosp.

Hotel Schwarzer Bock. Bäder v. Kochbrunnen, beste Kurgelegenheit, 150 Zimmer. Prospekt.

Bayern.

Bad Kissingen Hotel Wittelsbach, best geeignetes Haus für Winterkuren mit allen neuzeitl. Vorzügen.

Garmisch Pension Wittelsbach (Reiser.). F. Familienhaus. Gute Küche. Aufn. mit ärztl. Attest beständig.

Nürnberg PALASTHOTEL FÜRSTENHOF früher Grandhotel

Partenkirchen Partenkirchner Hof. Mod. erstkl. Hotel-Pens. Eig. Kond. Jahresbetr. Tel. 305.

Partenkirchen-Kainzenbad San. f. innerl. Kranke. Dr. Behrend, Kindersanat. Sonnenheil. Heliotherapie Dr. Bardenhäuer fr. Ass. b. Dr. Rollier-Leysin.

Schweiz.

Arosa Hotel Rhätia u. Villa Germania. Mod. Komf., beste Lage a. Wald. Deutsches Haus.

Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig, am Walde. Alpensonne. Dtsch. Hotel. Hygien. erstkl. Komf., fließ. Wass. i. jed. Zim. Prosp.

Hotel Bellevue, vornehmes Haus, sonnige Lage. Mäßige Preise. Prosp.

Arosa Waldsanatorium. All. Komfort. Modernst. ärztl. Einrichtg. Leit. Arzt Geh. San.-Rat Dr. W. Roemisch. Näh. Prosp.

Davos - Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül. Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt: Dr. E. Nienhaus.

Davos-Dorf Sanatorium Davos-Dorf. Leit. Arzt: Dr. J. Biland. Moderne Hygiene. Ill. Prospekt.

Davos-Platz „Platzsanatorium". Leit. Arzt: Dr. A. Prohaska. Kredit in Schweizerfranken durch unsere Bank.

Sanatorium Dr. Dannegger f. Lungenkr. Ruh. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

Zürich Grand Hotel Eden au Lac. I. Ranges, modern. Familien-Hotel. Mäß. Preise. Pens.-Arrangements. Ed. Kleber.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlich für die Schriftleitung der „Gartenlaube" Paul v. Szczepanski, für die Schriftleitung der „Welt der Frau" Lotte Gubalke, für den Anzeigenteil A. Pieniak, sämtlich in Berlin. — In Österreich-Ungarn für die Schriftleitung verantwortlich B. Wirth für die Herausgabe Robert Mohr, beide in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

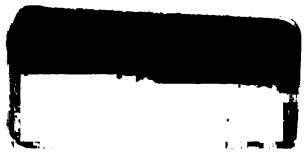
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 086070759

Digitized by Google